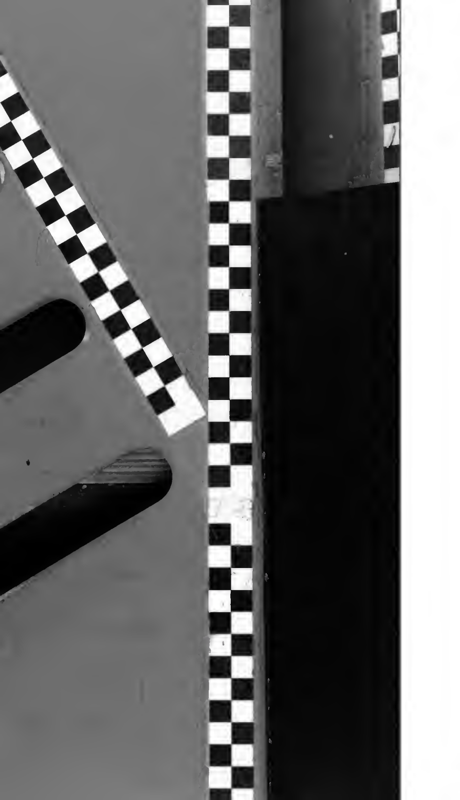
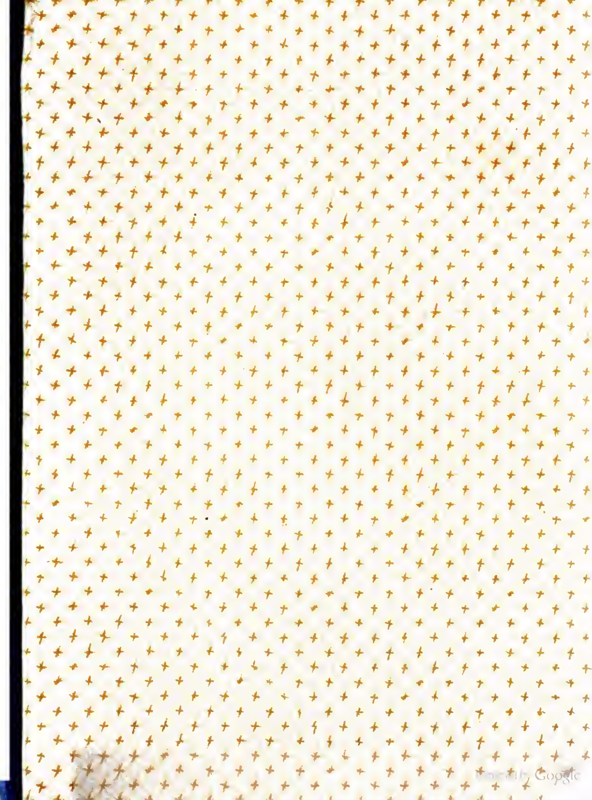






Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1900.





München.
Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1900. München, Montag, 2. Juli. **Nummer 148.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

VII. (Schluß.)

Noch tiefer führt uns das Jahr 1500 in das Treiben des Renaissancezeitalters hinein. Welch seltsame Ironie des Schicksals, daß ein Mann wie Rodrigo Borgia berufen war, ein Anno santo auszuschreiben!

Der päpstliche Zeremonienmeister Joh. Burchard hat uns in seinem Diarium die detaillirte Erzählung des Pontifikats Alexanders VI. hinterlassen: der dritte Band der Thouasne'schen Ausgabe (Par. 1885) enthält das Hauptmaterial für das Jubiläum von 1500, dem nun auch Pastors Papstgeschichte (III² 507 f.) einen sorgfältig gearbeiteten Abschnitt widmet. Schon seit 1498 dachte man an diese Feier und suchte den Zugang der Pilger durch Instandsetzung der Straßen zu erleichtern. Ein Konsistorium vom 23. Januar 1499 beschäftigte sich mit den Modalitäten desselben; in drei Bullen, vom 12. April 1498, vom 28. März 1499 und vom 22. Dezember desselben Jahres wurde das Jubiläum angekündigt. Eine andere Konstitution (Pastoris aeterni) setzte die niederen Pönitentiare für S. Pietro ein, worauf diese vermehrte Formalitäten verlangten. Am 24. Dezember vollzog Alexander die erste Apertura della Porta Santa, welche Burchard ausführlich beschreibt (II 597 f.). Nach Matteo Vegio, dem Baldassari hier folgt, hatte die alte St. Peterskirche fünf aus der Vorhalle in das Langhaus führende Eingangsthüren: in der Mitte die Argentea, rechts von ihr die Romana, links die Guidonea, weiter die Ravenniana und die Porta del Giudizio. Die Argentea trug ihre Bezeichnung von dem ihr durch Leo IV. gegebenen Silberschmuck, die Ravenniana, weil die Ravennaten und Longobarden hier einzuziehen pflegten, die Porta Judicii hieß so, weil die hier in St. Peter beizusetzenden Leichen durchgetragen wurden; die Romana, weil sie den römischen Frauen offen stand, die Guidonea, von den Guidones, welche die fremden Gesandten hier einführten. Ihnen wäre nach Onofrio Panvinio eine sechste, die Porta santa, zugefügt worden; Burchard nennt sie die Porta aurea als diejenige, welche der Papst zu eröffnen pflegt. Daß die Existenz einer solchen goldenen Pforte eine Fabel ist, kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, obgleich Alexander VI., auf ein allgemein verbreitetes Gerücht hin, in seiner Indiktionsbulle Inter curas multiplices vom 20. Dezember 1499 selbst davon gesprochen hat und andere Schriftsteller darauf anspielen.[5]) Alexander, in üblicher Weise in seinem pontifikalen Schmuck an die Peterskirche getragen, begab sich, wie Burchard (II 599) erzählt, zu Fuß an die Thüre und nahm aus der Hand des Maurermeisters einen gewöhnlichen Hammer (malleo quo communiter muratores utuntur), mit dem er mehrere Schläge auf ein in der Mitte der Thüre angebrachtes Loch führte, dann kehrte er auf seine Seggiola zurück, und die Maurer besorgten die völlige Oeffnung der Thüre, was eine halbe Stunde kostete. Man sieht, der silberne Hammer späterer Zeiten war damals noch nicht im Gebrauch. Dann zog der Papst durch die geöffnete Thür durch zum Hochaltar, während man das Tedeum sang und die Vesper begann. Am selben Tag wurde die neue Straße vom Thore der Engelsburg zum St. Peter eröffnet, auf welcher die Kardinäle heranritten. Am 4. März gab Alexander die Bulle Inter caetera, welche diejenigen bedrohte, die den Pilgern den Zugang nach Rom erschwerten (Burch. III 16). Am 14. April ritt er zur Gewinnung des Ablasses über den Campo di Fiore (campus Flore sagt Burchard III 34) und des Ghetto nach dem Lateran, St. Paul und S. M. Maggiore: ob er sehr andächtig war, erfahren wir nicht aus Burchard, wohl aber, daß er in der Nacht darauf die Einnahme Mailands und die Gefangennahme Ludovico il Moro's durch die Franzosen erfuhr, was ihm so viel Freude machte, daß er dem Boten, der so frohe Nachricht brachte, 100 Dukaten zahlen ließ. Auch die am 24. Februar eingetroffene Nachricht von der Geburt eines Söhnleins des Erzherzogs Philipp von Oesterreich und Johanna's mag ihm Genugthuung gebracht haben, da sie seiner spanischen Politik förderlich schien; 27 Jahre später richteten die Landsknechte dieses Knäbleins, des damals Karl V. hieß, den Sacco di Roma an. Am 29. Juni entrann Alexander mit genauer Noth dem Tod, als die Decke des oberen Papstsaales durch ein plötzlich daherfahrendes Gewitter heruntergeworfen wurde; schon Tags vorher war ein eiserner Kronleuchter vor ihm herabgestürzt. Am 15. Juli ward Lucrezia's Gemahl Alfonso von Bisceglia auf dem Petersplatz von Meuchelmördern überfallen: da er nicht von selbst sterben wollte, ließ ihn Cesare Borgia am 18. August in Stücke hauen. Das war der zeitgeschichtliche Hintergrund, von dem sich dies traurige Jubiläum abhob. An Pilgern fehlte es nicht ganz, Burchard spricht einmal von 100,000, einmal von 200,000 Menschen, die dem Osterfest sollen beigewohnt haben. Daß aus Deutschland viele Pilger kamen, bezeugt Trithemius. Aus Italien wallfahrtete Mancher, tief ergriffen über die düsteren Zeichen der Zeit, nach Rom, auch büßende Geißlerschaaren sah man des Weges kommen, wenn auch Franzosen, Piraten und die Wiederkehr der Pest viele Andere abhielten. Unter den Pilgern bemerkte man Elisabetta Gonzaga, Guidobaldo's von Urbino Gemahlin. Im Oktober langte der Herzog Johann von Sagan an, der 91 Jahre alt war: vir longus, macer, sanissimus (was man Burchard glauben kann, III 84). Noch interessanter aber war, daß Nikolaus Copernicus sich einfand und zwar, um ein volles

5) Ueber die Thüren der alten Peterskirche sind zu vergl. *Ciampini*, Vet. Monimenta, c. 5. — *Bonnani*, Numism. Summ. Pontif., Rom 1706, S. 139 f.; dazu die sorgfältigen Bemerkungen von N. Paulus in „Zeitschr. f. kath. Theol.“ 1900, 173 f.

Jahr hier zu bleiben und Vorlesungen zu halten, an denen sich angeblich Michelangelo und Alessandro Farnese, der spätere Papst Paul III., betheiligten. Er ist, ohne verbrannt zu werden, wieder nach Hause gekommen, was genau 100 Jahre später Giordano Bruno nicht mehr geglückt ist. Die Deutschen spielten bei dieser Wallfahrt eine hervorragende Rolle. Am 15. April konnte der kaiserliche Gesandte, Matthäus Lang, den Grundstein zu einer neuen Kirche der deutschen Nationalstiftung (S. M. dell'Anima) legen, wo 1523 Papst Hadrian sein Grab finden sollte. Die Eindrücke, welche unsre deutschen Pilger von solchem Rom hatten, waren nicht die besten. Drei Jahre vorher hatte der Ritter Arnold von Harff auf seiner berühmten Fahrt nach dem heiligen Land das Osterfest in Rom zugebracht.[6]) Ein ehrlicher Rheinländer, von dem Vettori spricht, meint, wenn er länger in Rom geblieben, wäre er ein Epikuräer geworden und hätte den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele verloren[7]) und ein dritter meldet: „die pilgrym sagten gemeynlich, das die borger in Rom nicht vast günstig waren disszem babiste."[8]) Diese Eindrücke, wie sie Leben und Treiben am päpstlichen Hof aufdrängten, konnten dadurch nicht verbessert werden, daß die Indulgenzgelder in das Lager und die Feldkasse Cesare's abgeliefert wurden, der am 1. Oktober d. J. mit seiner Armee in die Romagna abgegangen war und da den Grund zu seiner Macht legte.

Das Jahr 1500 endigte mit einer abermaligen Ueberschwemmung des Tiber (1. November). Am 5. Januar 1501 fand die Zeremonie der Schließung der Jubiläumsthüre statt. Als Andenken an das Anno santo ward eine die Apertura ianuae und den Kopf Alexanders darstellende Medaille geprägt (Manni p. 101) — sicher eines der besten Bildnisse Borgia's. An dieselbe Zeit erinnert die Grabschrift, welche der als Verfasser von Mysterienspielen bekannte Bischof Giuliano Dati seinen wohl an der Pest dahingerafften Verwandten in S. Giovanni im Lateran setzte; sie mag, da sie wahrscheinlich unedirt ist, hier nach Platz finden: Julianus Datus Epvs s. Leonis Fratribus et Nepotibus immatura morte sublatis posuit Anno Jubilationis et Salutis M D.

Siebzehn Jahre nach diesen Vorgängen hatte Martin Luther seine Thesen an die Wittenberger Schloßkapelle angeheftet. Welch veränderte Welt war es, als Clemens VII. am 18. Dezember 1524 das Jubiläum für 1525 ansagte! Und wie augenfällig war dieser Wechsel, da inmitten des ungeheuren Tumultes der Zeit nur Wenige sich nach Rom aufmachten und das Anno santo ein großes Fiasko darstellte. Manni (p. 107) weiß nichts namhaftes von ihm zu berichten, als daß 1525 zum erstenmal der Papst sich des goldenen Hammers zur Eröffnung der Porta santa bediente und daß die bei diesem Jubiläum geschlagenen Medaillen das Antlitz des Papstes theils bartlos, theils mit langem Barte zeigen. Die letzteren sind offenbar nach 1527 geschlagen: denn damals, als Clemens VII. sieben Monate als Gefangener in der Engelsburg zubrachte, ließ er sich aus Trauer und Verzweiflung den Bart wachsen, wie uns Giov. Ciampini berichtet: er hatte so gut wie Augustus nach der Schlacht im Teutoburger Walde seinen Grund dazu: denn in wenigen Jahren hatte die unselige und doppelzüngige Politik dieses sonst mit manchen tüchtigen Eigenschaften ausgerüsteten zweiten Mediceerpapstes Italien von Mailand bis Neapel in ein Leichenfeld verwandelt, und der Sacco di Roma von 1527 hatte die Größe und Herrlichkeit des Renaissance-Roms begraben: in den ausgehungerten, verbrannten und verpesteten Straßen der Stadt schlich eine auf ein Drittel reduzirte Bevölkerung einher und Fürsten und Prälaten, die eben noch das üppigste und heiterste Leben geführt, wankten als Bettler durch diese Gassen. Alles, was Namen hatte, war geflohen; zu dem Ablaß kamen nur wenige Leute von Stellung: darunter wird der Ferrarese Giraldo genannt und Baldovinetti notirt auch, daß David Ghirlandajo sich eben anschickte, das Jubiläum zu gewinnen, als er von Krankheit ergriffen, dahinstarb. So kostete es Venedig und Neapel keine Anstrengung, für 1526 eine Nachfeier dieses Ablasses zu gewinnen, dessen Erinnerung die an der Via Flaminia angebrachte, die leoninische und clementische Sektion dieser Straße, nennende Inschrift von 1525 (abgedr. bei Bonnani) uns erhält.

Schon rüstete sich Paul III. 1549 auf die Feier des Anno santo, für welche er schon Medaillen ausgab (eine derselben zeigt Rom aus der Vogelperspektive, eine andere den Ganymed mit *ΕΥΡΑΙΝΕΙ*, Manni p. 115 f.), als der Tod ihn abrief. Der Kardinal Giov. Maria de' Ciocchi del Monte San Savino folgte am 8. Februar 1550 als Julius III. Am 22. Februar gekrönt, öffnete er am 24. die Porta santa mit dem „vergoldeten" Hammer; am 29. April rief er die von der Kirche geschiedenen Häretiker herbei, um den großen Perdono sich durch Rückkehr zur Kirche zu verdienen. Von ihnen kam Niemand, aber die Betheiligung war keine geringe seitens der Höfe, die sich jetzt offiziell vertreten ließen, insbesondere machte die Gesandtschaft des Herzogs Cosimo I. von Florenz Sr. Heiligkeit große Freude, so daß er den Mitgliedern derselben die Ritterwürde schenkte. Dann war der „Katholikus" (Patriarch) der Armenier gekommen, um sich der kirchlichen Einheit anzuschließen, der Herzog von Gandia, Francesco Borgia, der jetzt den Staats- mit dem Kirchendienst wechselte und bald darauf als General der Jesuiten ein Heiliger ward. Der Papst, der aufmerksam für die Bedürfnisse der Pilger gesorgt, schloß das Jubiläum am 6. Januar 1551 und schlug zur Erinnerung daran mehrere Medaillen (Manni p. 123). Baldovinetti spricht von einer solchen, von Manni nicht erwähnten Denkmünze, welche auf dem Revers eine Frau mit der Cornucopia und der antiken Münzen entlehnten Beischrift HILARITAS PVBLICA bietet. Fra Feliciano Capitoni aus Narni (1566 Bischof von Avignon) und M. Francesca Maria Febei, Erzbischof von Tarsus, schrieben die Geschichte dieses Ablasses, den der Papst dann auf Karl V. Bitten auf Spanien, auf Ansuchen Ignatius Loyola's auf das spanische Heer und die gegen die Türken von Andrea Doria geführte Flotte ausdehnte. Die Inschrift von 1551 über der Porta santa erinnerte an den Schluß derselben durch Fabio Cuppellata, Bischof von Piacenza.

Ueberaus viel glänzender gestaltete sich die Feier des elften Jubiläums, welches der 1572 gewählte Ugo Boncompagni als Gregor XIII. durch mehrere Bullen des Jahres 1574 ansagte und 1575 am Weihnachtstage eröffnete. Der silberne, vergoldete Hammer, der bei der Zeremonie diente, ward dem Herzog von Bayern geschenkt — vielleicht ist er noch in München — (mit der Inschrift: MALLEVS A P. O. M. . . . PRO APERITIONE PORTAE AVREAE etc. MVNITVS), erhalten. Der deutsche

6) A. v. Harff, Pilgerfahrt von Cöln durch Italien, Syrien u. s. f. 1496—1499, h. v. E. v. Groote, Cöln 1860.

7) Vettori, Viaggio in Alemagna, Paris 1837, S. 25 f., übers. v. A. v. Reumont, Allg. Zeitg. 1876, Sp. 2938. Vgl. Pastor III[2], 511.

8) Wachter, Chronikal. Aufzeichn. z. Gesch. d. Stadt Halle, 1464—1512. Halle 1880 (Forsch. XV, 1). Vgl. Pastor a. a. O.

Kardinal Marcus Sitticus (von Hahenembs) sollte den Lateran eröffnen, da litt er den Tag an Podagra, so daß ihn der Kordinal Morc Antonio Calonna ersetzte: was diesem wichtig genug schien, um sich auf einer Denkmünze als Vertreter jenes zu verewigen. Gregor XIII. war ein gemüthvaller, frommer Herr, der Wohlthäter und Freund des Jesuitenordens, aber ein unfähiger Regent, der den Kirchenstoot in jener Auflösung zurückließ, ous welcher ihn die furchtbare Hand Sixtus' V. zu retten hatte. Seinen Nipaten Froncesco hatte er eben mit der wundervollen Vittorio Accorambani vermählen lassen (1578); zehn Jahre darauf erlebte er die grauenhafte Ermordung desselben durch die Bravi's Paala Giordana's, des Herzags van Bracciono, und die Flucht der an der Mordthat vielleicht mitschuldigen jungen Wittwe in den Palast dieses Wüstlings, der sie 1585 schutzlas zurückließ; am 18. Dezember d. J. hot sie ein anderer Orsini ermordet. Das waren Bilder aus dem Treiben der Zeit, wo Rom und der Kirchenstaat mit Raubgesindel angefüllt war und es nur ein paar Scudi kostete, um sich eines unbequemen Rivalen zu entledigen. Statt salchem Unwesen zu steuern, vertheilte dieser fromme Papst mit eigener Hand den Pilgern die Agnusdei, Caranen und Medaillen und hielt ganze Tage still, um sich den Fuß küssen zu lassen, oft von 2000 bis 3000 Pilgern hintereinander; nach dem Itinerar des Scotta empfing er einmal 13,000 an einem Tage. Kleine Details, die aber wie nichts onderes den Wechsel aufweisen, den das Papstthum seit Alexonder VI. und Julius II. erlebt hatte! Auch olle Moskeraden, Bacchanalien, Spiel und Theater waren in diesem Jubeljahr geschlassen; höchst aufgebracht war der Papst einmol darüber, doß drei Kardinäle die ganze Nacht hindurch gespielt hatten, wabei 25,000 Dukaien über den Tisch gingen. Das unedirte Diarium des M.S. di Bastiona Arbiti, aus welchem Baldavinetti's Noten manche Einzelheiten über das Jubeljahr 1575 mittheilen, nennt zwei dieser Eminentis umi: den Kardinal Ferdinando de'Medici, der am 27. August wieder nach Florenz zurücktritt, nachdem ihm der Papst in öffentlichem Konsistorium eine Scene gemacht, und unsern Kardinal Hahenembs. Dem Medici hat er aber gern nachgesehen, denn er war, mit 14 Jahren durch Pius IV. 1563 mit dem rothen Hut geschmückt, eines der besten und thätigsten Mitglieder des Sacro Callegio, der glänzendste Protektor van Kunst und Wissenschaft, der seine Wahnung, die einst Primaticcio's Pinsel ausgemalt, dann die von ihm vollendete Villa Medici auf dem Pincia zum Sammelplatz oller Gelehrten machte und später, durch Francesco de' Medici's Tod auf den Thran van Tascana berufen, als Ferdinand I. diesem Lande seinen trefflichsten Großherzog geschenkt hat.

Der Zudrang zu diesem Jubiläum war enorm, mon zählte angeblich täglich hunderttausend Fremde in Rom, wo für Unterkunft und Nahrung derselben von Gregor XIII. vortrefflich gesorgt war.*) Man sah damals drei große Heilige in der Stadt: den hl. Felix von Contalice, einen unsäglich andächtigen Kapuziner; S. Filippo Neri, den graßen, ouch von unserm Gaethe später bewunderten Walksheiligen, und S. Carlo Borromeo, der, nachdem der Ablaß in Mailand gepredigt, jetzt die herrliche Wallfahrt über Camaldoli, Alvernia, Vallombrasa, Montoliveto gemacht hatte — wer möchte nicht seinen Spuren nach diesen paradiesischen Stätten folgen? — und der nun im Kloster der Certosini bei den Diocletiansthermen Quartier genommen, Tog für Tag die Basiliken besuchte und unzähligemale die Scala Santa auf seinen Knieen hinaufrutschte. Sein Biograph Pietro Giussano berichtet uns, der spätere Kardinal Cesore Baronio habe sich die bei dieser Gelegenheit van S. Corlo gebrauchten Schuhe ausgebeten und mit denselben, in Gegenwart des hl. Philippus Neri die Römerin Girolama Pompei da diabolica invasione geheilt. Diese kastboren Schuhe thäten ouch heute noch jenen römischen Damen gut, deren Leben uns Gabriel d'Annunzio in seinem „Piacere" ebenso treu als verrätherisch geschildert hat. Weiter waren van hahen Personen der Kordinal Antonio Granvello, Vizekönig van Neapel, der Prinz Ernst van Bayern und der Herzog Karl Friedrich von Cleve, der hier in den Armen Gregors XIII. sein Leben aushouchte: Thouasne (I. LXI) hat uns sein Ende geschildert und die longe Inschrift in S. M. dell' Anima erzählt seine Tugenden und seinen Ausgang. Der vielgenannte Thealoge Kaspar Gropper brachte dem Vater des Prinzen ein Trostschreiben des Papstes. Da kamen auch ein Herzog Ottavio Farnese von Porma, ein palnischer Herzog und ein griechischer Prinz aus dem Hause der Palöalagen. Arbiti erwähnt auch zum 6. Februar 1574 schon die Abreise der Signora Isabello, Tochter Herzog Casimo's, zum Jubiläum. Von italienischen Literaten sah man Battista Guarini, Casima Filiarchi, Comenius aus Florenz. Viele deutsche Pilger, Männer und Frauen, aus dem Bürgerstande, erwähnen das Bruderschaftsband van S. Spirita und das der Anima (de Waal S. 47), ouch geistliche Herren, wie den Abt Parswyn ous Echternoch, den Dechant Heinrich Nithord aus Konstanz. Nach Manni (S. 148) waren unter diesen Fremden auch mehrere norddeutsche und palnische lutherische Prediger, welche in Rom ihre Häresie abschworen; von einer dieser Konversionen, der des Predigers Witureck aus Ratibor, hat uns Eibizer (Lutherth. I 14, Brsl. 1731) einen außerordentlichen Bericht hinterlassen. Leider broch auch jetzt wieder die Pest aus, welche besonders in Oberitalien wüthete, Trient gänzlich entvölkerte, in Messina angeblich 65,000 Menschen mitnahm. Wiederum sah man hunderte van Prozessianen nach Ram ziehen; es wird notirt, daß sie jetzt mit Standarten einherkamen, und Baldavinetti fügt hinzu, doß diese Prazessionen aus Ferrara und Bologna, welche Florenz passirten, sich mit guten Söngern und Spielleuten versehen hatten und allerlei Instrumente mit sich führten, Cornetti, Tromboni u. s. f. „e con più sadisfazione umana che divina".

Für das kommende Jahr 1576 dehnte Gregor XIII. das Jubiläum auf die ganze Christenheit aus und es scheint in Florenz und Neapel mit besanderer Festlichkeit begangen warden zu sein. Zu seinem Andenken wurden verschiedene Denkmünzen (Manni S. 146 f.) geprägt: die Erinnerung daran bewahrt auch der von dem Erzbischaf van Florenz, dem späteren Kardinal Alessandro de' Medici während seiner Anwesenheit in Rom gelegte Grundstein der Kirche S. Mario in Vallicello (Chiesa nuova de Preti della Congregatione di S. Filippo Neri, 17. September 1575), wie Pientini und Orsalini berichten, deßgleichen die Grabschrift des Arztes Stefano Cerasio in S. M. del Papala vam 17. Oktaber 1575, die wahl unedirt ist. Eine ganze kleine Literatur beschrieb das Anno santo: Rafaella Riera, der Servit Cirillo Franco, Giov. Batt. Leoni, der Kardinal Agostina Valerio, der Bischaf Zerola ous Benevent, Angela Pientini (sein Traktat ist in Viterbo 1577, dann in Brescia, Mailand und Florenz gedr.), Rutilio Benzoni, Bischaf von Loreto und der von Manni übersehene Girolama Alberici (1516), sind die Geschichtschreiber dieses

*) Ein bei Prinzivalli S. 62 reproduzirter Stich des Trienter G. B. Cavalieri (Gall. Corsiniana in Rom) zeigt die Jubiläumsprozession vor dem damals noch unvollendeten Neubau der Peterskirche, deren alter Porticus noch hier abgebildet ist.

Jubiläums. Der interessanteste Mann aber, der von dieser Zeit spricht, ist Michel de Montaigne, der am 8. Januar 1581 den Kardinal Ferdinanda de' Medici neben dem Papst, seinem Gast, reiten sah und letzteren als einen äußerst rüstigen, schönen Greis, mit langem weißem Bart beschreibt, der ohne Hülfe seines Stallmeisters seinen Schimmel bestieg. „Van Charakter sanft, im Wahlthun unermüdlich; die Last der öffentlichen Geschäfte überträgt er gern Anderen, denn er scheut graße Arbeit. Audienzen gewährt er so viel man will, was er für recht hält, führt er aus; selbst seine warme Liebe zu seinem Sahn bringt ihn hievon nicht ab." Dieser Sahn war ihm 1542, ehe er in den Priesterstand trat, geboren, er ist dann als Herzog von Sara, Marchese von Vignala, Gemahl einer Sfarza von Santafiore, zum Begründer der Linie Bancampagni geworden (st. 1612), welche durch die Verbindung Gregoria's (st. 1707) mit Ippalita der Erbin van Piombino, der Linie Boncompagni-Ludovisi den Ursprung gab: ein Haus, dessen Sturz man in unsrer Zeit erlebt hat und an dessen herrliche, nun verschwundene Villa Ludovisi wir Romfahrer alle mit Wehmuth zurückdenken.

Ippolita Aldabrandini, der seit 1592 als Clemens VIII. den Stuhl Petri bestiegen, sagte am 19. Mai 1599 durch die Bulle Annus Domini placabilis das 12. Jubiläum an, das er aber, durch Podagra und Chiragra verhindert, erst am Sylvesterabend (nicht am 24. Dez.) eröffnen kannte. Die Zahl der Fremden soll enorm gewesen sein. Giov. Stringa behauptet in seiner Vita di Clemente VIII., sie habe sich bis auf 3 Millianen belaufen (?). In dem Spital der S. Trinità wurden angeblich 270,000 Pilger verpflegt, dazu 248 Kompagnien mit 54,000 Persanen; andere Angaben gehen bis auf 444,000 Männer und 25,000 Frauen, ja auf ½ Million. Der Bischaf Hardouin von Rodez schreibt in seiner Geschichte Heinrichs IV., 24,000 Franzosen seien 1600 nach Ram gewallfahrtet, darunter viele Hugenatten, welche die Neugierde nach darthin getrieben und wa sie sich ganz frei hatten bewegen kännen, da für dieses Jahr die Inquisition in Ram die Häretiker nicht verfalgt habe: vermuthlich galt dieses Privileg nur für die Fremden, denn Giordano Bruna genaß, wie jetzt alle Welt weiß, das traurige Varrecht, am 17. Februar auf dem Campo di Fiore verbrannt zu werden.[10]) Das Vergnügen war für den unglücklichen Exdaminikaner ein trauriger Kommentar zu der Inschrift, welche auf einer der damals geschlagenen Denkmünzen stand: EGO · REFICIAM · VOS M · D · C. Unter den hervorragenden Pilgern werden genannt: der Kardinal Franz Dietrichstein, Erzbischaf van Olmütz; der Kardinal Andreas von Oesterreich, Bischof van Kanstanz und Brixen, der im Gasthaus zum Bären (all' Orso) abstieg, vam Papst aber in den Vatikan abgehalt wurde, wa er bald darauf starb. Des Papstes Gastfreundschaft gegen die Fremden wird allseitig gerühmt, und ebensa die Andacht, mit der er selbst den Ablaß gewann, und sein Eifer, ihn Anderen zuzuwenden, wobei ihn ausgezeichnete Kardinäle, wie die Borromeo, Bellarmin, Baronia, Tarugi, Mantalta unterstützten. Mehrere Denkmünzen und Inschriften verewigen das Ereigniß von 1600. Sa die van Manni u. A. übersehenen Inschriften in der Sakramentskapelle der lateranischen Basilika, die Grabschrift des M. Franciscus Blasius im Spedale di S. Spirito, die eine reiche Schenkung des Marchese Pantius Marinus Gavara aus Palermo erwähnende Inschrift im selben Spital, die Grabschrift, welche Hieronyma Farnesia und ihre Verwandten dem Damprobst van Spoleto, Paola Sanvitali, in S. Biagio a Strada Giulia setzten. Die Geschichte dieses Jubiläums schrieben Bartucci, Tortoletti, Fabbrini, Zecchi, Benzoni, Panciroli, Zrola u. A., besanders der von Manni übersehene Kardinal Agastina Valliera (Storia del giubileo dell a 1600), in welcher erzählt wird, in denselben Tagen, wo Giardano Bruna verbrannt wurde, sei die 40 tägige Andacht van den Jesuiten eingesetzt worden, und es habe Klemens VIII., assistirt van den Kardinälen Bellarmin und Baronius, die Messe bei den Jesuiten zelebrirt.

Das 13. Jubiläum hielt Papst Urban VIII. 1625 ab. An Stelle von S. Paola f. l. m. kannte man S. M. in Trastevere besuchen, weil die Gefahr bestand, daß die Pest über Ostia eingeschleppt werde; die Inschrift am Portal van S. M. in Trastevere (QVOD IRIGEMINA PORTA PESTILENTIAE METV CLAVSA IN BASILICA DIVI PAVLI LOCVM u. s. f. SVBSTITVERIT) erinnert an diese Substitutian. Als vornehmsten Gast hatte man den Bruder des Kaisers Ferdinand III., Erzherzog Leopald van Oesterreich, zu begrüßen, der im Appartamento Bargia beherbergt wurde und der, in der Kleidung eines Jesuiten, nur van seinem Beichtvater begleitet, die Basiliken besuchte und mit nackten Knieen die Scala Santa erstieg. Auch der Markgraf van Baden kam damals nach Ram, wa zur Erhöhung der Feier mehrere Kanonisatianen, so die der Königin Elisabeth van Partugal, vorgenommen wurden. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriftsteller, welche dieses inmitten des 30 jährigen Krieges ziemlich klanglos verlaufene Jubiläum beschrieben, gibt Manni S. 191 f.; die Hauptschriften sind die des Pollacco und Torrigio. Auch an Denkmünzen und Inschriften fehlte es nicht. Urban VIII. setzte eine Inschrift bei der Veronika-Statue im Vatikan; unedirte Grabschriften in S. Pancrazio in Ram, in S. Stefano in Balagna (Restauration des Grabes der hl. Juliana de Bancis), in S. Annunziata de'Salvi in Florenz (Epitaph des erwählten Bischofs von Fiesale, Mfgr. Cosimo de' Conti della Gherardesca), nehmen Bezug auf das Jubiläum.

Unmittelbar nach dem westfälischen Frieden, aber noch in unruhvaller Zeit eröffnete Innacenz X. (Giav. Batt. Pamfili) das 14. Jubiläum 1650, dessen Besuch gleichwahl sehr zahlreich war. Da kamen die Brüder des Graßherzogs Ferdinand II. von Toscana, Matthias und Leapold, der spätere Kardinal; viele Kompagnien aus Toscana, Ungarn, Deutschland, insbesandere zahlreiche andächtige Bayern. Die deutschen Bäcker, die schon seit dem 15. Jahrhundert in Rom das beste Brot buken, bildeten jetzt eine Gilde, die ihr

10) Giordano Bruno starb wahrscheinlich da, wo der Campo di Fiore mit dem Vicolo dei Balestrari zusammenstößt; das hier stehende Haus trägt einen großen Denkstein der Straßenkuratoren von 1483 mit Erwähnung der Via Floria und Sixtus IV. Die damals die Stelle einer Zeitung vertretenden Avvisi e ritorni erzählen das Faktum also: „Giovedi fu abbrugiato vivo in Campo di Fiore quel frate di S. Domenico di Nola, heretico pertinace, con la lingua in giova, per le bruttissime parole che diceva, senza voler ascoltare nè confortatori nè altri." Ist die sang- und klanglose Hinrichtung G. Bruno's eine der tragischsten Episoden der Weltgeschichte, so ist fast ebenso tragisch, daß die Zeitgenassen absolut keine Notiz davon nahmen. Der Einzige, der von der Verbrennung Giordana's spricht, ist Sciappius in seiner erst seit 1620 bekannt gewordenen Epistel an Konrad Rittershausen, welche gleich nach dem Ereignisse geschrieben wurde, dessen Augenzeuge der berühmte Philologe war. Das Faktum der Verbrennung erwähnt auch Keppler in einem Briefe vom Jahre 1608. Es erklärt sich daher, daß die Verbrennung Bruna's bis in die neueste Zeit vielfach bezweifelt oder als Fabel erklärt wurde; sie ist in der That erst durch die seit 1868 ff. van Damenica Berti publizirten, zuletzt in s. Giordana Bruna da Nola, sua vita e sua dottrina, Nuov. ed. di 1889 zusammengefaßten Dokumente erwiesen worden. In den gelegentlich des Centenars dieser Hinrichtung bei uns veröffentlichten Aufsätzen sehe ich diese letzte Publikation Berti's gänzlich übersehen.

eigenes Haus mit Kapelle besaß, für welche Meister Augustin Sedelmaier aus Melkertshofen in Bayern den Hochaltar, Frau Margaretha Kürzerin das Altartuch, andere Wohlthäter später, beim Jubiläum von 1700, die Statuen der vier großen Kirchenlehrer schenkten. Hr. de Waal, dem wir diese Notizen verdanken (S. 61), konnte beim Abbruch des Kirchleins 1885 die vier Statuen für den Camposanto Tedesco retten. Ein anderer frommer Bayer, Joh. Raimondo Giuliano, war mit einem 160 Pfund wiegenden hölzernen Kreuz auf dem Rücken nach Rom gekommen. Er hatte zur Reise die Zeit vom 1. April bis 31. August gebraucht und fand Aufnahme im Spital von S. Trinità, dem er dann das Holzkreuz zurückließ. Auch viele Protestanten scheinen sich damals in Rom eingefunden zu haben, wo u. A. ein Christoph Rantzau übertrat; derselbe schrieb darüber 1651 von Rom aus einen Bericht an Georg Calixtus. Ueber diese Besuche von Andersgläubigen, wie überhaupt über das Jubiläum verbreitet sich Joh. Ernst Schmieden in seinem Schreiben an den Grafen Menard de Beaumont in Paris (Amsterdam 1653: De Jubileo Romano a. 1650). Andere Autoren über denselben Gegenstand nennt Manni S. 209. Ihnen sind beizuzählen Pietro Lippo (1650) und Fra Donato Calvi aus Bergamo (Osservaz., Berg. 1650). Das Andenken an dieses Anno santo bewahren verschiedene Denkmünzen, dann die jetzt unten an der Treppe zur Kuppel der Peterskirche angebrachte Marmortafel, deßgleichen die Denktafeln in S. Paolo und im Lateran; die von Manni u. A. übersehenen Inschriften in S. Pietro in Vincoli (geminas b. Petri Catenas celato inclusit argento etc. Joannes Alph. Puccinellius etc.), in S. Agostino in Florenz (Epitaph des Adam Gugler Brixiensibus ex Civibus non vulgaris, gest. hier 1650, 32 Jahre alt).

Clemens X. (Altieri) eröffnete zu Weihnachten 1675 das 15. Jubiläum in Gegenwart mehrerer deutschen Fürsten. Manni nennt diejenigen von Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden, Fürstenberg, Althann, Löwenstein, Lamberg, Neuburg, Martinitz; auch Christina, die ehemalige Königin von Schweden, wohnte der Feier bei; am Ostersonntag wusch die Tochter Gustav Adolphs zwölf Pilgern die Füße. Die Zahl der Pilger wird zu Weihnachten schon auf 200,000 angegeben; zu ihrer Bewirthung gab das Spital der Trinità 66,700 Scudi (zirka 266,800 M.) aus, wovon 218,796 Pilger verpflegt wurden. Die Gesammtzahl der Letzteren soll nahezu 1½ Millionen betragen haben; auch mehrere Konversionen werden gemeldet. Girolamo de Capugnano, Phoebus, Gaetano, Cl. Ricci, de Boisin, die Brüder Macri schrieben über dies Jubiläum, dessen Erinnerung einige schöne Medaillen mit dem scharfgeschnittenen, Schnurr- und Kinnbart tragenden Kopf des Papstes festhalten; mehrere, Manni unbekannt gebliebene, beschreibt Baldovinetti. An den Vorgang erinnerten auch einige Inschriften, die wohl unedirt sind: so die in der Chiesa del Crocifisso in S. Stefano zu Bologna (Antiquissimam Christi Crucifixi imaginem huc asportari et ornari curarunt Bernardo Pezzio quod fuit impendii ex pio affectu ubertim subministrante. Anno Jubilai M. DCLXXV) und die Brückeninschrift zu Bucelone nelle Chiane im alten Kirchenstaat (CLEMENS X · PONT · MAX · TVRRIM IN PONTE BVTERONIS COLLABENTEM FIRMAVIT RESTAVRAVIT · ANNO · IVBILAEI · MDCLXXV · PONTIFIC · VI·)

Am 28. Mai 1699 wurde durch die Bulle Regi saeculorum zum erstenmal von dem großen vaticanischen Porticus aus das 16. Jubiläum verkündet, das Innocenz XII. (Antonio Pignatelli, gew. 1691), schon bettlägerig, nicht mehr in Person eröffnen konnte, so daß der Kardinal Emanuel Theodor von Bouillon, Bischof von Porto, es zu eröffnen hatte: eine große prachtvolle Denkmünze zeigt die Scene und auf dem Avers den Kopf dieses Kirchenfürsten in überreicher Inful und Cappa. Zugegen war die Wittwe des Königs Johann Sobiewski von Polen, Maria Casimira, mit ihren Söhnen Alexander und Constantin, welche sammt der Mutter das ganze Jubeljahr in Rom zubrachten. Auch der Großherzog Cosimo III. von Toscana (2. Juni) und der Prinz Antonio Farnese von Parma kamen damals zum Ablaß. Am 27. September starb Innocenz XII., einer der edelsten Päpste der Neuzeit, welcher den Nepotismus beseitigte, ein Freund der Kinder und aller guten Menschen. Francesco Albani wurde am 23. November als Clemens XI. gewählt; er schloß am Weihnachtsabend das Jubiläum, zu dessen Andenken mehrere Medaillen geschlagen wurden: die von Innocenz XII. trägt die schönen Worte ET PACIS NON ERIT FINIS — möchten sie allzeit die Devise des Papstthums sein. Die Historiker dieses Jubiläums, unter welchen die Jesuiten Bellegambe und Baldassari zu nennen sind, verzeichnet Manni p. 224 f. Zur Zeit dieses Anno santo starb in Rom der berühmte Kardinal Girolamo Casanate, der den Predigermönchen von S. Maria sopra Minerva seine herrliche Bibliothek schenkte und damit die Bücherei dieses Klosters zu der reichsten nach der vaticanischen machte. Er erhielt sein Grab in der Kirche, wo ihm die das Jubiläum nennende Inschrift gesetzt wurde: D · O · M · | HIERONYMVS CASANATE NEAPOLITANVS TIT · S · SILVESTRI IN CAPITE PRÆSBITER CARDINALIS S · R · E · BIBLIOTHECARIVS OB · V · NON · MART · AN · IVBIL · MDCC · VIX · ANN · LXXX · D · XX. Im übrigen war dies Jubiläum nur wenig besucht, die Türkennoth bedrängte die Deutschen und König Ludwig XIV. lag im Hader mit der römischen Kurie.

Besser bestellt war es mit dem 17. Jubiläum, welches P. Benedict XIII. (Orsini) 1725 abhielt und das er mit einem italienischen Provinzialkonzil verband. Zu diesem Anno santo fand sich nur die Wittwe des Großherzogs Ferdinand von Toscana, Violante Beatrice von Bayern, mit einem Gefolge von mehr als 100 Personen ein; auch sie wusch in der Osterwoche den Pilgerinnen in S. Trinità die Füße. In diesem Spital wurden damals 400,000 Fremde verköstigt, darunter 370 Christensklaven, welche die Trinitarier den Mauren abgekauft hatten. Von anderen Gästen wird der berühmte Improvisator Bernardo Perfetti aus Siena erwähnt, der im Mai hier auf dem Kapitol als Dichter gekrönt wurde. Mein Annotator des Manni war dabei anwesend, wie er zu dieser Stelle bemerkt: Jo Giov. di Poggio Baldovinetti mi trovai presente a questa solenne Coronazione la di cui relazione si trova alle Stampe. Der Nämliche berichtet auch zu Manni's Erzählung von der Abschwörung und dem Tode eines deutschen Kavaliers (S. 247), daß dieser junge Herr an den Folgen eines bei einem Ehrenhandel von einem andern Deutschen auf Piazza Navona erhaltenen Stiches im Spital di S. Giacomo delli Spagnoli starb, und nach Abschwörung des Protestantismus im Habit des hl. Franz in der Kirche der Anima begraben wurde. Baldovinetti wohnte der Leichenfeier bei und bewahrte eine ihm dabei gegebene Kerze in seiner Villa da Bossa neben seinem Bette. Auch zahlreiche Kompagnien waren aus Florenz und anderwärts nach Rom gezogen. Nach einer Notiz Baldovinetti's wohnte dem Schluß der Porta santa am 24. De-

zember 1725 auch der Prätendent Jakob Stuart bei. Zum Andenken an das Jubiläum wurden mehrere Medaillen geschlagen. Eine sehr schöne mit der Reiterstatue Karls des Großen auf dem Revers gibt Manni p. 249, eine andere, welche auf dem Revers die schon auf einer Münze Clemens' X. von 1675 vorkommende Ansicht des Vatikans mit FLVENT AD EVM OMNES GENTES hat, zeichnete Baldovinetti in sein Exemplar ein. Die Geschichte dieses Jubiläums schrieben die Jesuiten S. Maffei, S. Sulpizio, der Dominikaner Van Rast, Giuf. Baldassari, der Servit Allegri, der Kapuziner S. Flavio da Posi.

Das 18. Jubiläum beging der große und gelehrte Papst Benedikt XIV. (Prosper Lambertini) 1750, der sich zu dieser Feier durch 10tägige geistliche Uebungen vorbereitete und am Weihnachtsabend 1749 unter Assistenz von 30 Kardinälen die Porta santa aufschloß. Den silbervergoldeten Hammer schenkte er seinem Nipoten Egano Lambertini und es scheint damals über diesen Gegenstand ein Streit geführt worden zu sein, mit dem sich ein meinem Exemplar des Manni angebundenes handschriftliches Promemoria beschäftigt. Die Zahl der Pilger wird auf täglich zu 4000—5000, im ganzen auf 145,000 angegeben. Einen tiefen Eindruck auf sie machten die Bußpredigten des Fra Leonardo von Porto Maurizio, auf dessen Anregung hin BenedictXIV. die 14 Stationen im Colosseum aufstellen ließ, welche nach 1870 entfernt wurden. Eine Inschrift in S. Trinità erinnert an dies Jubeljahr (BENEDICT XIIII. PONT. MAX · | Quod anno Jubilaei MDCCL. | Maxima Populorum Frequentia | celebrato | Peregrinarum Hospitium | Praesentia sua decoraverit | pecunia adiuvarit | Principi munificentissima | sodales M · PP. Ich besitze in meiner bescheidenen Sammlung kirchlicher Schaumünzen eine zur Erinnerung an dies Jubiläum geschlagene Medaille, welche auf dem Avers Benedicts XIV. Kopf, auf dem Revers die Apertura Portae Sanctae mit der Umschrift INTROITE · PORTAS · EIVS zeigt. Diese wie die Denkmünzen Benedicts XIII zeigen die Kunst der päpstlichen Münzpräger auf ihrer Höhe: ein Ruhm, den sich die vatikanische Zecca bis zur Stunde bewahrt und den sie auch in ihrer letzten brillanten Schöpfung bewährt hat.[11])

Große Ereignisse hatten sich zwischen diesem 18. und dem 19. Jubeljahr abgespielt. Am 21. Juni 1773 hatte Clemens XIV. (Ganganelli) durch das Breve Dominus ac Redemptor noster den Jesuitenorden aufgehoben; am 22. September des folgenden Jahres starb er, nachdem er noch das Anno santo für 1775 angekündigt. Erst am 15. Febr. ging aus dem viermonatlichen Conclave Pius VI. (Gian Angelo Broschi) hervor, der Tags darauf die Porta santa eröffnete. Es kamen einige fürstliche Pilger zu diesem Jubiläum: der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der Kurfürst von Köln, Erzherzog Max, sonst aber war die Betheiligung geringer als jemals. Die herrschenden Zeitströmungen waren solch' kirchlicher Feier so ungünstig als möglich. Als er (29. Aug. 1799) starb, hinterließ er Rom als Republik. Am 30. Sept. d. J. mußten die Franzosen die Stadt den Neapolitanern übergeben, so daß der am 14. März 1800 im Conclave zu Venedig gewählte Pius VII. (Gregorio Barnaba Chiaramonti) am 3. Juli 1800 in seine Hauptstadt einziehen konnte. Ein Jubiläum hat er aber nicht gehalten: dazu waren doch die Verhältnisse nicht angethon, und so ging der Jahrhundertanfang zum erstenmal seit 1300 ohne diese Feier vorüber.

Sie erneuerte sich erst 1825; schon am 24. Mai 1824 hatte Leo XII. (della Genga) die Kardinäle zur Berathung über den Gegenstand zusammenberufen und die Verkündigungsbulle unterzeichnet. Unzählige Predigten wurden gehalten, um die Römer in den rechten Bußgeist zu versetzen, der Papst selbst wohnte einer solchen Volkspredigt auf der Piazza Navona bei. Daß die romulische Hefe damals dem Geist der Buße sich einigermaßen ergab, läßt sich vielleicht aus der Thatsache erschließen, daß der wilde Räuber Gasparone sich im September 1825 mit seiner Bande auf Gnade und Ungnade ergab. Sicher ist, daß von auswärts so gut wie Niemand kam. Die Völker waren durch die napoleonischen Kriege noch total erschöpft, und die junge Generation war ganz im Geiste der Revolution erzogen. Aus diesem heraus urtheilte Stendhal (Promenades dans Rome, Brux. 1830, I 117) auf den mich eine freundliche Hand hinweist: „le jubilé, schreibt der Verfasser von Le Rouge et Le Noir' qui une fois réunit à Rome quatre cent mille pèlerins de toutes les classes n'a rassemblé que quatre cents mendiants en 1825. Il faut se presser de voir les cérémonies d'une religion qui va se modifier ou s'éteindre."

Dazu muß zunächst bemerkt werden, daß Stendhals Meldung nicht ganz richtig ist, denn man sah wenigstens die aristokratischen Damen Roms, die Herzogin von La Rochefoucauld mit den Marchesinnen del Bufalo und Origo an der Spitze barfüßig die Basiliken besuchen, und das Gleiche wird von der Witwe Vittorio Emmanuele's I., der Königin Maria Teresa d'Este, und ihren beiden Töchtern (von denen die jüngere, Maria Cristina, später Gemahlin Ferdinands II. von Neapel wurde) berichtet. Diese piemontesischen Damen brachten damals fünf Monate in Rom zu, wo sie die Villa Massimo an den Thermen bewohnten und in S. Andrea beim Quirinal die Ruhestätte des kurz vorher als Mitglied der Gesellschaft Jesu gestorbenen ehemaligen Königs Karl Emanuel IV. besuchten. Auch König Franz I. von Neapel und seine Gemahlin Maria Isabella kamen damals mit ihrer Familie.[12]) Wie würde sich heute Henry Beyle wundern, wenn er am Schluß dieses Jahrhunderts diese alte Religion weder verändert noch erlaschen sehen und Zeuge eines neuen Jubiläums sein könnte, welches Leo XIII. als das 20. in diesem Jahre begeht? Auf dieses einzugehen, muß ich einer späteren Zeit und einem Andern überlassen; mich interessiren ja nur mehr die alten Geschichten: alte Steine und vergangene Geschlechter. Aus dem was hier über die bisherigen Anni santi zusammengetragen wurde, werden die freundlichen Leser immerhin den Eindruck gewonnen haben, daß ein starkes und merkwürdiges Stück

[11]) Es ist das die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Medaille, welche Leo XIII., nach der Restauration des Appartemento Borgia 1898 schlagen ließ und welche auf dem Avers das Bildniß des regierenden Papstes, auf dem Revers Alexander VI. vor dem Auferstandenen (nach Pinturicchio's Gemälde) zeigt. Auch von dieser höchst seltenen und dem Verkehr entzogenen Denkmünze besitze ich zwei Exemplare.

[12]) Prinzivalli (Gli anni santi; Appunti storici con molte note inedite tratte dagli Archivi di Roma, Rom 1899, 206) weiß außerdem noch einige Franzosen zu nennen. Sein Buch, das mir erst nach Abfassung dieser Essays zugänglich wurde, bringt zu den einzelnen Jubiläen einige brauchbare Notizen aus archivalischen Quellen: einen höheren Werth kann man dieser Kompilation nicht zumessen. Beachtenswerther sind die Studien von Vittorio Cian (Il Giubileo del 1300 nei versi d'un contemporaneo fiorentino, Estr. del Giorn. stor. della Letteratura ital. 1900, XXXV 450) und Thurston, S. J. (The Year of Jubilé and its past History [bes. das Jubiläum Alexanders VI. betr.], in Month 1900, Vol. 94), ferner „Roma nell' anno giubilare 1300" („Civ. catt." 1900, Quad. 1194, 674) und *Segrè Carlo*, Petrarca e il Giubileo del 1350 („Nuov. Antologia", 1900, 16 maggio, Fasc. 682, 260).

Kulturgeschichte aus dem Studium dieser großen Ablaßjahre zu gewinnen ist. Was wird am Schluß des 20. Jahrhunderts darüber zu berichten sein?

Mittheilungen und Nachrichten.

ro. **Berlin**, 28. Juni. Die „*Akademie der Wissenschaften*“ beging heute den ersten *Leibniz-Tag* in ihrem *dritten Säkulum* in altgewohnter feierlicher Weise durch eine *Festsitzung* im Uhrsaal des ehrwürdigen Akademiegebäudes „Unter den Linden“. Geh. Rath *Auwers* hielt die *Festrede*. Er betonte im Eingang seiner Darlegungen, wie durch die 200-Jahr-Feier der Akademie die Feier des heutigen Tages, dessen Hauptgehalt der Erinnerung an Leibniz gelte, gewissermaßen vorweggenommen sei, da in der authentisch und abschließend aus ihrem eigenen Archiv gearbeiteten Geschichte der Akademie, wie sie der Feder Adolf *Harnacks* zu danken sei, Leibnizens niemals rastende und ein Menschenalter fortgesetzte Bemühungen um die Gründung eines Zentrums für die Förderung der gesammten Wissenschaft dargestellt worden ist. Leibniz hat ja anderthalb Jahrzehnte in seiner eigenen Person die gesammte Akademie verkörpert, und aus seinen Anfangstagen ist als ein akademischer Astronom neben dem universalen Meister nur nach Kirchners Name dem Gedächtniß erhalten geblieben, der der Pflanzung zugleich materiell zu dienen verstanden hat. Durch das Gedächtniß, das die Akademie ihrem geistigen Stifter bewahrt, hat sie die Dissonanz vergessen zu machen gesucht, mit der Leibnizens Leben in seinem Verhältniß zur Akademie abschloß. Die „Leibnizischen Gedanken in der modernen Naturwissenschaft“ hat Du Bois-Reymonds beredter Mund von neuem verkündet und in der heute abgeschlossenen *Internationalen Assoziation der Akademien* wirken Leibniz'sche Ideen fort, die eine Vereinigung aller Arbeiten zum Zweck der Beförderung menschlicher Kenntniß stets und allerorts erstrebt haben. Die Zahl der zu dieser am 8. Februar 1900 durch den Beitritt der sächsischen Akademien begründeten Assoziation gehörigen Akademien, die schon am 22. März *achtzehn* Akademien umfaßte, dürfte sich im Laufe dieses Jahres über Europa hinaus erweitern und auch amerikanische Akademien in den Rahmen und den Kreis ihrer Bestrebungen aufnehmen. Der Vortragende erinnerte daran, daß er selbst bereits vor 22 Jahren, anknüpfend an Leibnizens *Meditationen* über die „*rechte Art des Bücherlesens*“ eine Förderung für die astronomische Arbeit aufgestellt habe, der die Ausführung nicht gefolgt ist. Leibniz wünschte schon 1668 in Deutschland ein literarisches Zentralorgan zu errichten, das durch Zusammenstellung alles Wissenswerthen die „Untersuchung und die Gewißheit neuer Erfindungen befördert“, und dieser Wunsch nach der Sammlung, der Sichtung und der Ordnung der literarisch niedergelegten Forschungsresultate hat namentlich für die Astronomie im Laufe der letzten 50 Jahre sehr an Bedeutung gewonnen. Vieles früher Beobachtete mußte nun freilich gerade in der Astronomie infolge der neuen Erfindungen, der verbesserten Methoden und der ermöglichten verfeinerten Beobachtungen ad acta gelegt werden, doch hat diese Wissenschaft als Ganzes trotz der glanzvollen Vertreter, die sie im Laufe der letzten 150 Jahre gehabt und von denen nur Gauß, Bessel, Fraunhofer, Reichenbach hervorgehoben seien, seit der Erfindung des Fernrohres und seit den Entdeckungen der Thatsachen von der Aberration des Lichts und der Veränderung der Lage der Erdachse keine gleich grundlegende Umwälzung erfahren. Es müssen stets längere Zeiträume durchmessen werden, ehe im Betrieb der wissenschaftlichen Himmelskunde alle Beobachtungen früherer Epochen für die spätere Förderung der Wissenschaft als solcher werthlos werden und nicht mehr beachtet zu werden brauchen. Die Theorie des *Sonnensystems*, ehedem ungemein gefördert, steht heute, wo mit der Erkenntniß der Veränderlichkeit der astronomischen Polhöhe und bei der Verwendung der *photographischen Platte* in der Erforschung der Gestirne die sphärische Astronomie vorwärts geschritten ist, nicht mehr im Zentrum der Aufgabe dieser Wissenschaft, sie hat vielmehr die Erkundung der Verhältnisse der Fixsterne zum wichtigsten Ziel ihrer erkennenden Thätigkeit gemacht. Die Resultate der Fixsternstudien nun sind weit zerstreut in den Journalen der einzelnen Sternwarten, an denen sie gewonnen wurden, und dieses reiche Material, das schon vorliegt, ist kaum für den Forscher übersehbar; zwar sind in den Sternkatalogen der Britischen Society for the advancement of science 8400 Fixsterne katalogisirt, und der verdienstvolle Sternkatalog von *Mädler* hat eine, wenn auch nicht ganz so große Anzahl aufzunehmen gewußt, doch entsprechen diese beiden Werke nicht den Bedürfnissen, die die moderne Forschung stellen muß. Die Auwers'sche Forderung eines *Generalkatalogs* aller beobachteten *Fixsterne*, die seit 22 Jahren unbeachtet blieb, konnte, wie der Redner selbst anerkannte, nicht durch eine freiwillige Assoziation einzelner Sternwarten geschaffen werden, die besonders hervorragende Leistungen auf dem Gebiete photographischer Himmelsaufnahmen aufzuweisen hat; solche Unternehmen müßten, wenn ausgeführt, schon heute lückenhaft erscheinen, allein heute muß diese Forderung aufs neue und mit mehr Aussicht auf ihre Erfüllung gestellt werden. Das 20. Jahrhundert muß als neue Basis für seine Arbeit im Gebiet der Himmelskunde besitzen einen *Katalog aller von 1750—1900 beobachteten Fixsterne*. Der Plan dieser nunmehr durchführbar gewordenen Arbeit muß in der Weise nach Auwers' Angaben durchgeführt werden, daß 1. die Bestimmungen für jeden Stern im Laufe dieser Zeit gegeben werden, womit eine, freilich *noch nicht lesbare Geschichte* eben dieses Sternes geboten wird. 2. Muß diese Geschichte durch kritische Erörterungen dem Astronomen *lesbar* gemacht und 3. für jeden einzelnen Stern das Endresultat in einer *einzigen* Zeile dem Forscher zur Benutzung an die Hand gegeben werden. Steht dann der Erforschung der Mechanik des Weltsystems ein solches Hülfsmittel zu Gebote, so werden für andere Aufgaben im Gebiet der Astronomie viele Kräfte frei werden, die heute durch den Mangel eines solchen Werkes zurückgehalten werden. Da dieses Unternehmen, im echt Leibniz'schen Sinne gedacht, zu seiner Durchführung ungemein großer Mittel bedarf, so muß der *Großbetrieb* der Akademie es in die Hand nehmen, und die physikalisch-mathematische Klasse der Akademie Leibnizens kann heute dank ihrer vermehrten Mittel *wieder* in den *Großbetrieb eintreten*, den sie lange der philosophisch-historischen Klasse allein hat überlassen müssen. Mit der nächsten öffentlichen Sitzung wird die physikalisch-mathematische Klasse der Akademie der Wissenschaften eintreten in die neue Aera, in der die *Allgemeine Geschichte des Fixsternhimmels* zu ihren bedeutsamsten Aufgaben zählen soll. So wird sie an ihrem Theil Leibnizens Forderung erfüllen helfen, die er einst für alle Wissenschaften aufgestellt hat: „daß jeder Mensch alles, was Andere wissen, in einem Begriff erfasse“. — Darauf hielt der Historiker und Diplomatiker Professor Paul *Scheffer-Boichorst*, ein Schüler Julius Fickers in Innsbruck, seine Antrittsrede. Er knüpfte an seine Ausgaben der Chronik des Alberich (Mon. Germ. 1874) an, um die auch Leibniz sich einst verdient gemacht und gab eine Darstellung von seinem kritisch-historischen Forschen und dessen Ergebnissen. Ihm antwortete Geh. Rath *Diels*, der darauf hinwies, wie in den seit 50 Jahren üblichen Antrittsreden der Akademiker eine *Geschichte der Wissenschaften in Autobiographien* allmählich sich bilde, die gerade einem Wunsche der Akademie selbst entspreche, habe diese doch jüngst noch einen Preis für die Darstellung der Geschichte der Autobiographie ausgeschrieben. — Geh. Rath v. *Wilamowitz-Möllendorff* gab in seiner Antrittsrede seiner Auffassung Ausdruck, daß er stets das Leben des *Hellenenthums als Ganzes* zu verstehen sich bemüht habe und diese Auffassung allen seinen Arbeiten zugrunde liege. Im Sinne Theodor *Mommsens* fasse er seine Aufgabe als Akademiker auf. Geh. Rath *Vahlen* erwiderte ihm. Prof. *Branco*, der Geologe und Paläontologe, stellte die Geologie als Wissenschaft von der Entwicklung der Erde und die Paläontologie, die Kunde von der Entwicklung der vorzeitlichen Lebewesen, zu einander in Beziehung und legte seine Leistungen auf diesem Gebiete dar. Geh. Rath *Waldeyer*, ehemals sein Lehrer, antwortete ihm, und Geheimer Rath *Auwers* erwiderte auf die Antrittsrede von Prof.

Helmert, dem ersten Geodäten, der in die Akademie eintritt, als der Leiter des „Kgl. Preußischen Geodätischen Instituts", gemäß der Bedeutung, die die Geodäsie heute als selbständige Wissenschaft gewonnen hat. Die Akademie hat aus der Stiftung des Hrn. v. Miloschewsky eine Preisaufgabe gestellt, die eine Entwicklung des Hegel'schen Systems mit Benutzung der Manuskripte Hegels fordert, die die Königliche Bibliothek in Berlin aufbewahrt. Es soll insbesondere die Ausbildung seines Pantheismus, seiner dialektischen Methode, der Kategorien seiner Logik und seiner Geschichtsphilosophie verfolgt und kritisch dargelegt werden. Der Preis für die beste Arbeit, die in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache geschrieben sein kann und bis zum 31. Dezember 1902 bei der Akademie einzureichen ist, beträgt 2000 M. Da die Preisaufgabe der Jakob Steiner-Stiftung von 1895 aus der Lehre von den gekrümmten Flächen keine Bearbeitung gefunden, so sind die dafür ausgesetzten 6000 M. an die Mathematiker Prof. Karl Friedr. Geiser am Züricher Polytechnikum, Dr. David Hilbert in Göttingen und Prof. Dr. Ferdinand Lindemann (München), an den Letzteren in Anerkennung seiner Schrift über die „Quadratur des Kreises" zu je einem Drittel vertheilt worden, doch wird die Aufgabe für 1905 wiederholt und neben einem Preise von 4000 M. für deren beste Lösung ein accessit von 2000 M. ausgesetzt. Die Preisaufgabe aus der Charlotte-Stiftung über die griechischen Doppelnamen wird, da den zwei eingelaufenen Arbeiten, trotz der guten Ansätze zur Lösung der Aufgabe, die sie zeigen, der Preis noch nicht zufallen konnte, für 1901 wiederholt. Der Preis ist der Zinsgenuß des Kapitals von 70,000 M. auf vier Jahre als Stipendium. Den Preis der Diez-Stiftung erhielt Prof. Dr. Wilhelm Meyer-Lübke (Wien) für seine „Romanische Syntax", während aus der Eduard Gerhard-Stiftung ein Stipendium von 4800 M. an Dr. Johannes Böhler zur Untersuchung der äolischen Nekropolen verliehen wurde.

* **Würzburg.** Wie der „Frankf. Ztg." gemeldet wird, starb hier der langjährige Kustos der Sammlungen der hiesigen Universität, Albrecht Radus. Er hatte im Jahre 1848/49 bei der Revolution in Wien mitgekämpft. Den deutsch-französischen Krieg machte er als Krankenpfleger mit und gerieth dabei in Gefangenschaft, aus der er bald wieder entlassen wurde. Seitdem wirkte Radus als Kustos, bis er im vorigen Jahre wegen Krankheit in den Ruhestand versetzt wurde.

* **Bamberg.** Der Deutsche Juristentag wird am 11., 12. und 13. September hier abgehalten werden und der „Bad. Landesztg." zufolge nachstehende Fragen behandeln: 1. Welche Stellung ist in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit zu gewähren? 2. Werden durch das Bürgerliche Gesetzbuch die Vorschriften über den Uebergang und die Führung adeliger Namen berührt? 3. Wie ist den Unzuträglichkeiten zu begegnen, welche aus der neuerdings hervorgetretenen Meinungsverschiedenheit zwischen dem Reichsgericht und dem preußischen Gerichtshofe für Kompetenzkonflikte sich für die Rechtsverfolgung ergeben? 4. Bedarf es gesetzlicher Vorschriften darüber, unter welcher Voraussetzung ein Geisteskranker vor der Entmündigung in eine Anstalt gebracht und ein entmündigter Geisteskranker dort gegen seinen Willen festgehalten werden darf? 5. Inwieweit sind an die Veröffentlichung von Briefen ohne Zustimmung des Verfassers oder seiner Erben Nachtheile zu knüpfen? 6. Soll der Verleger berechtigt sein, das Verlagsrecht ohne Zustimmung des Autors zu übertragen? 7. Empfiehlt es sich, die strafrechtliche Verfolgung des Urheberrechts nach dem Vorbilde des österreichischen Gesetzes vom 26. Dez. 1895 (§ 51) auf wissentlichen Eingriff einzuschränken? 8. Wie ist im Strafprozeß der Gerichtsstand der begangenen That bezüglich der Vergehen der Presse zu regeln? 9. Empfiehlt es sich, das Universitätsstudium und den Vorbereitungsdienst der Juristen für das Deutsche Reich zu ordnen?

* **Heidelberg.** Dr. Julius Precht, Privatdozent der Physik an der hiesigen Universität, erhielt den Titel eines außerordentlichen Professors.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Professor Dr. Moritz Litten ist zum außerordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Breslau.** Von den Dozenten hiesiger Universität sind im laufenden Sommersemester noch folgende beurlaubt: die außerordentlichen Professoren Dr. theol. Johannes Nikel an das Priesterseminar in Weidenau und Dr. phil. Otto Auhagen an das deutsche Generalkonsulat in St. Petersburg, sowie die Privatdozenten Dr. med. Max Neisser an das kaiserliche Institut für Serumskunde in Frankfurt a. M., Dr. phil. Leopold Cohn zu einer Studienreise nach Italien, Dr. phil. Karl Brockelmann an das orientalische Seminar in Berlin und Dr. phil. Otto Jiriczek an die Akademie in Münster.

* **Wien.** Hier ist eine physiologische Gesellschaft gegründet worden, deren Vorsitzender Professor Dr. S. Exner sein wird. Die neue Gesellschaft soll den Mittelpunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiet der theoretischen Medizin bilden.

* **Aus Oesterreich.** Der Universitätssekretär und Privatdozent Dr. Marcell Chlamtacz ist zum a.-o. Professor des römischen Rechts an der Universität Lemberg ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Die Dominikaner-Lehranstalt Freiburg zählt der „Frankf. Ztg." zufolge in diesem Sommersemester 319 Studirende, wovon 136 Schweizer und 183 Ausländer. Unter den letzteren sind die Deutschen mit 97 Studenten am stärksten vertreten und unter diesen wieder die Preußen mit 41.

* **Aus Venedig** erhalten wir soeben die Nachricht von dem am 27. Juni erfolgten Ableben des in weiten Kreisen bekannten, langjährigen Pfarrers der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde, Dr. Theodor Elze. Wir behalten uns vor, auf dessen Leben und literarische Thätigkeit noch zurückzukommen.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 3. Juli. **Nummer 149.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Auch einige Worte zur Schulkonferenz.

Von Dr. A. Baumeister.

Beinahe zehn Jahre sind verflossen, seitdem zum erstenmal in der Weltgeschichte der Beherrscher eines großen Staates, der Deutsche Kaiser, sich an einer Berathung über die zweckmäßigste Erziehung der höheren Stände seines Balkes persönlich betheiligt und das der Bedeutung des Gegenstandes gebührende Interesse durch höchsteigene Mitwirkung bethätigt hat. Mit gerechtem Stolz darf die deutsche Natian die Thatsache in ihre Jahrbücher einzeichnen, daß im Lande der Denker, der sa aft von den Nachbarn verspatteten Ideologen, der erste Fürst erstand, der es nicht verschmähte, der Erziehung seiner Bürger eine sa angestrengte und so andauernde Mühewaltung zu widmen, wie vorher van keinem Manarchen berichtet wird; mit Stalz dürfen wir darauf hinweisen, daß ein Fürst, der nicht blaß die Truppen, sandern auch die Schulen seines Landes inspizirt, damit ein eklatantes Zeugniß friedliebenden Wirkens gibt, und dazu auch den Schulmeister dem Offizier gleichstellt, überhaupt aber die geistige und sittliche Ausbildung seines Volkes als das höchste nach über dem materiellen Wahlergehen stehende Ziel seiner Bestrebungen anzusehen gewillt ist. Und sa hat denn die Schulwelt alle Ursache, diese Bemühungen des kaiserlichen Herrn mit höchster Dankbarkeit zu begrüßen, und sie darf bei Besprechung der Thatsachen nie vergessen, welche edlen Motive und erhabenen Zwecke den Träger der Krone geleitet haben, als er gewissermaßen vam Throne herabstieg, um sich auf stauberfüllter Arena in den Kampf der Parteien zu mischen und den Hader zu schlichten aber, wo nöthig, den gordischen Knoten der verwickelten Frage zu zerhauen.

Wenn aber die Nachwelt fragen wird, auf welchen Anlaß hin der Kaiser in diese nicht ganz unbedenkliche Lage sich selbst versetzt habe, mit Fachleuten über Fachgegenstände sich in tiefgehende Erörterungen einzulassen und in alle Einzelheiten hinabzusteigen, sa wird man sich nicht begnügen dürfen, auf das allgemein menschliche Interesse an der Erziehung des jüngeren Geschlechts hinzudeuten, auch nicht die am Ende des 19. Jahrhunderts herrschende Gepflogenheit der wissenschaftlichen Kangreßberathungen anzuführen aber auf die Parlamente hinzuweisen, in denen ja gewohnheitsmäßig zahlreiche Mitglieder, sa aft es ihnen an Sachkenntniß gebricht, nach außerhalb liegenden Gesichtspunkten, Parteiprinzipien genannt, aburtheilen und abstimmen, sandern ein gewissenhafter Geschichtsschreiber wird nicht unterlassen dürfen, zu erwähnen, daß dieser Kaiser zuerst und bis jetzt als der einzige aus Deutschlands größeren Fürstenhäusern in seiner Jugend längere Zeit auf der Schulbank einer öffentlichen Lehranstalt seines Landes gesessen und Unterricht genossen hat. Bekanntlich war Prinz Wilhelm vom September 1874 bis zum 25. Januar 1877 förmlich als Schüler der abersten Klassen des Gymnasiums in Kassel eingeschrieben; er hat daselbst das Schulleben, so weit es sich in den Unterrichtsstunden abspielt, vallständig miterlebt. Während bis dahin durch alle Jahrhunderte die Prinzen von Geblüt von eigenen Lehrern und abgesandert van der Menge erzagen wurden, wabei sich im Jahrhundert der Aufklärung sagar eine besondere Literatur über Prinzenerziehung ansammelte, hat erst der demokratische Zug unsres Zeitalters es vermocht, von der hergebrachten Sitte einigemale abzuweichen, und in der Meinung einer volksthümlichen Handlungsweise hat man gewagt, den künftigen Inhaber der äußersten Ausnahmestellung mitten unter die Söhne seiner demnächstigen Unterthanen zu versetzen, um gemeinsam mit ihnen in die Uebungen der studirenden Jugend eingeführt zu werden.

Wenn man aber die Frage aufwirft, ab diese Maßregel richtig und passend war, sa halte ich mich als gewesener Lehrer und Erzieher für verpflichtet, freimüthig zu bekennen: Nein; das Unternehmen war bedenklich und unzweckmäßig. Obwahl es mir außer Zweifel steht, daß hauptsächlich durch diese Lebenserfahrung Prinz Wilhelm die innerliche Bedeutsamkeit der Schulfrage für die Volksbildung erfaßt hat und van edelstem Eifer für die Sache beseelt warden ist, sa muß ich dach erklären, daß der Unterricht im öffentlichen Gymnasium dem künftigen Kaiser mehr Nachtheil als Vartheil gebracht hat und daß bei genauer Betrachtung seine Lage als Schüler eine wenig erfreuliche war.

Wenn nämlich irgendwa, sa liegt hier ein Fall var, wo der Ausdruck eines bekannten jetzt begrabenen Gesetzentwurfs von der Verletzung des Schamgefühls hinpassen dürfte. Ich meine sa: im Alter von 15 bis 18 Jahren wird der geborene Fürst, der bis dahin höchst sorgfältig erzagen und mit allem herkömmlichen Zeremoniell umgeben war, dem die äußeren Lebensfarmen seines Standes als höchst wichtig gedeutet und streng einzuhalten geboten war, dem seine künftige Lebensstellung als Gebieter eines großen Reiches stets vor Augen stehen mußte, auf dessen Wort und Blick die ganze Umgebung mit Spannung und Ehrfurcht gerichtet war —; dieser Jüngling wird plätzlich unter eine Schaar unbekannter „Mitschüler“ versetzt, die vom Zufall zusammengewürfelt, den verschiedensten Ständen angehören, meistens aber van dem Gedankenkreise eines Prinzen keine Ahnung haben und nach Befriedigung der ersten Neugier, ihre gute Erziehung immer vorausgesetzt, entweder mit gemachter Gleichgültigkeit an dem Unnahbaren vorbeieilen ader in berechneter Schlauheit unter kriechender Schmeichelei und belauernder Höflichkeit ihn mit Annäherungsversuchen zu belästigen drohen. Nun aber

soll der Prinz, ein Neuling in dem großen Bienenkorbe des Schulgetriebes, zum erstenmal in seinem Leben sich vor der unbekannten Menge sozusagen nackt ausziehen (ich muß hier bildlich reden), d. h. er soll vor den Mitschülern zum erstenmal bekennen und zeigen, was er weiß und was er kann, wobei auch seine Lücken im Wissen, seine Irrungen im Urtheil zum Vorschein kommen müssen; er soll mit ihnen einen förmlichen Wettstreit eingehen auf allen Gebieten des Wissens, worin Jene seit Jahren mit einander unterrichtet und vertraut waren, in gewohnten Räumen und vor gewohnten Lehrern, unter ihren Kameraden des Spiels und der täglichen Erholung, während der Prinz doch außerhalb der Schulzeit in ganz entlegenen Regionen weilt, die man sich ausmalen muß, um den Abstand zu ermessen. Ist es da ein Wunder, so frage ich, wenn ein Prinz und gerade eine so hochbegabte und feinfühlende Natur, eine zarte Seele, deren Empfindlichkeit durch das Hofleben noch gesteigert ist, in dieser neuen Umgebung, ich darf nicht sagen, verschüchtert, aber doch verschlossen wird und verstummt? Kein tiefer blickender Pädagoge wird es ihm verübeln, wenn er in übergroßer Sorge, im Zweifel und aus Furcht Verkehrtes zu sagen oder nicht zu genügen, die natürliche Aeußerung seiner Gedanken und Gefühle gewaltsam unterdrückt und mehr beobachtender Zuschauer als Mitspieler dort ist, wo gedankenleere Keckheit so oft mittelmäßigen Geistern durchhilft und der Mechanismus des Gedächtnisses, durch Sitzfleisch unterstützt, wohlfeile Triumphe feiert.

Also die Schonung des natürlichen Zartgefühles eines edlen Jünglinges im kritischen Alter ist hier versäumt worden — wie auch sonst so oft vorkommt, setze ich hinzu, wenn ich bedenke, wie viele hochgelehrte, aber plumpe Lehrer gerade an Primanern durch unbedachte und derbe, oder gereizte und ironische Redewendungen sich versündigen und den Schüler, anstatt ihn zu heben, niederdrücken, ja niedertreten! Gewiß hat Goethe recht mit seinem Seufzer: wenn sie nur selbst erzogen wären! er, der große Fürstenerzieher, dessen schwerste Lebensaufgabe nicht oft nach Gebühr gewürdigt zu werden pflegt! — Stellt man aber die Frage, wer hier der Schuldige sei, so können weder die Eltern verantwortlich gemacht werden, die keine lebendige Erfahrung vom Wesen und Wirken einer öffentlichen Schule hatten, auch nicht die Hofleute und der Erzieher (diesem würde der Vorwurf des Konkurrenzneides nicht erspart geblieben sein), am wenigsten aber der Direktor des Gymnasiums, der hier einfach seinen Auftrag zu vollziehen hatte. Neben durften und konnten nur die Minister und deren fachkundige Räthe; aber vielleicht wurden sie nicht befragt.

Wenn wir es denn nun als ein besonderes Glück ansehen dürfen, daß der Versuch gut verlief, daß die kräftige Natur des Prinzen Wilhelm alle schädigenden Einflüsse rasch überwand, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß gleichzeitig in Karlsruhe für die Erziehung des Erbgroßherzogs eine Veranstaltung getroffen war, bei der unter Ausschluß aller Mißstände eines öffentlichen Unterrichts zugleich alle Vorzüge desselben ins Leben traten und wirksam wurden. Die von H. Perthes gestiftete Privatschule enthielt neben dem Erbprinzen, dem sie galt, etwa ein Dutzend sorgsam ausgewählter Altersgenossen aus Familien höherer Stände, die auch als Spielgefährten dienen konnten und, soweit mir bekannt, mit ihrem fürstlichen Kameraden den ganzen Gymnasialkurs durchgemacht haben. Man mag über Perthes' eigenthümliche Lateinmethode denken wie man will, die Persönlichkeit dieses Erziehers, der mich oft in Straßburg besucht hat, war höchst geeignet, Anregung nach allen Seiten hin auszustreuen und jeden Gedanken an das berüchtigte Institut der Prügelknaben von seiner Schule abzuwehren. Und die Vorzüge betreffend, so ist ja wohl auch jedem Laien handgreiflich, daß eine große Menge von Dingen, die dem schlichten Bürgerssohn fern liegen und zum Theil umständlich erläutert werden müssen, bei Fürstensöhnen und Höhergestellten dessen nicht bedürfen, sowie denn auch der umgekehrte Fall eintreten kann; soll nun beiden Klassen zugleich gedient werden, so wird bald für die eine, bald für die andere Zeitverlust und Langeweile eintreten. Denn nicht bloß anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius; auch unter den gleichaltrigen Köpfen sind ja himmelweite Unterschiede, die der Massenunterricht nur zum geringsten Theile berücksichtigen kann, auch beim besten Willen und großem Geschick des Lehrers. Sitzt aber gar ein Prinz da, der neben den Gymnasialfächern noch mindestens zwei lebende Sprachen praktisch und intensiv zu üben hat, der außerdem Fechten, Turnen, Exerziren, Tanzen, kurz alle Künste des Kavaliers treiben soll, so verursacht die naturnothwendige Schwerfälligkeit der öffentlichen Unterweisung diesem eine derartige Zeitvergeudung, daß jeder Sachkundige bei einiger Ueberlegung den Kopf schütteln wird und den armen Prinzen bedauert, der das Opfer eines falsch angewandten Prinzips geworden ist. Und die unausbleibliche Folge dieses Verfahrens muß eine gewisse Mißachtung der ganzen Lehrmethode sein. Auch Prinz Wilhelm hat, wie ich natürlich nur vermuthen kann, aus seiner Gymnasialzeit einen Widerwillen gegen den grammatischen Drill in den alten Sprachen mitgenommen, er hat sich wohl empört gegen die Leerestrohdrescherei mancher Lehrer, deren Geist von dem der alten Klassiker vielleicht nicht allzustark getränkt war. Ist doch die Gelehrsamkeit allein durchaus noch kein Beweis für die Brauchbarkeit eines Lehrers in der Schulklasse; versteht er nicht, den Schüler für seinen Gegenstand zu erwärmen, so hilft ihm der Schatz seiner Kenntnisse gar nichts und er gehört zu den Kollegen, die das Unglück haben (wie Laas einmal sich ausdrückt), daß unter ihren Händen alles zu Leder wird, indem sie durch zu große Gründlichkeit lediglich abschreckend wirken. Denn „wer sich beim Unterricht mehr für das Objekt (den Schriftsteller) interessirt, als für das Subjekt (nämlich den Schüler), der taugt nicht zum Lehrer", sagte mir einst der alte Döderlein, bei dem ich 1850 in Erlangen am Gymnasium meine ersten pädagogischen Versuche machen durfte. Welchen Eindruck aber triviale Lehrer und Schulpedanten erst auf einen Prinzen machen müssen, dem die feinste und glatteste Anmuth in den Umgangsformen täglich vor Augen steht und anerzogen wird, das begreift sich leicht, wenn auch die große Masse der Schüler für solche Dinge blind bleibt. Während der Primaner in einer Landstadt andächtig aufblickt zu dem Tempelhüter seiner Gedankenwelt und etwa eine schön erklärte Stelle des Horaz, einen Vers des Sophokles tagelang mit sich herumträgt oder vielleicht als künftiger Philolog über einen grammatischen Fall selbst schon weiter nachsinnt, wird der Prinz durch hundert andere Eindrücke aller Art in Anspruch genommen und von den stillen Studien abgezogen; er kann und darf nicht träumen wie Jener; auf ihn stürmt das Leben von allen Seiten ein, und seine Zukunft, die er sich doch auch ausmalt, bietet ihm, wenn er sie ernst nimmt, kein idyllisches Bild; Griechenland und Rom verschwinden ihm bald vor der Neuzeit und der Gegenwart, deren Probleme in riesengroßen Gestalten ihn umschweben.

Darum noch einmal: es ist nicht zu verwundern, wenn infolge der schiefen Lage, in der sich Prinz Wilhelm auf dem Gymnasium befand, bei Seiner Majestät dem Kaiser sich irrige Vorstellungen über Wesen und Wirkung dieses Unterrichts überhaupt festgesetzt und weiterent-

wickelt haben; z. B. in Betreff der Ueberbürdung der Schüler mit Lehrstoff und Hausarbeiten. Allerdings waren die damaligen Ordnungen (zunächst in Preußen, aber auch in allen übrigen deutschen Ländern) reformbedürftig, und wie ich anderwärts erzählt habe, bin ich selbst im Jahre 1877 der Erste gewesen, der aus dem Abiturientenexamen drei schriftliche Arbeiten gestrichen hat: den lateinischen Aufsatz, das griechische und französische Scriptum. Diesem Vorgange ist man in Preußen 1882 nachgefolgt.[1]) Die Schulconferenz von 1890 hat dann das Thema weiter verfolgt und die neuen Ordnungen von 1892 hervorgerufen, bezüglich deren das allgemeine Urtheil dahin zu gehen scheint, daß die äußerste Grenze der Erleichterung erreicht ist und daß die Herabminderung der Arbeitsleistung ohne Gefährdung des Schulzweckes nicht weiter getrieben werden darf. Das bekannte sozialdemokratische Ideal der Tagestheilung in je ein Drittel für Arbeit, Schlaf und Genuß, ist für die höheren Schulen so ziemlich in Wirksamkeit getreten.

II.

Ueber die in den jüngsten Tagen (6. bis 9. Juni) abgehaltene Schulconferenz verlautet bis jetzt mit Bestimmtheit nur, es sei beschlossen, die Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen mit völlig denselben Berechtigungen auszustatten, wie die der Gymnasien. Insbesondere soll allen drei Kategorien der Zutritt zum Universitätsstudium in sämmtlichen Fakultäten ohne weiteres gestattet sein. Also nicht bloß zum Studium der Medizin, sondern auch zu denen der Rechte und der Theologie ist ihnen Allen der Zutritt erschlossen! Das übertrifft wohl selbst die kühnsten Erwartungen der extremsten Reformer und widerspricht so sehr der altgewohnten Zähigkeit und Zaghaftigkeit der preußischen Bureaukratie, daß man nur annehmen kann, es sei dieser kühne Schritt auf den persönlichen und besonders dringenden Wunsch des Kaisers selbst erfolgt. Dabei ist übrigens der selbstverständliche Vorbehalt gemacht, daß für die Staatsprüfungen in Fächern, wozu Gymnasialbildung gefordert wird, der Nachweis der Kenntnisse in den alten Sprachen nachgeliefert werden muß. Hier hat also die Betrachtung einzusetzen, wenn man zu einem vorläufigen Urtheil über die Wirkung und die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel gelangen will.

Ein jüngerer Freund von mir, aus altadeliger Familie, hat infolge besonderer Umstände seine Schulbildung auf einem Realgymnasium erhalten, darauf aber auf der Universität die Rechte studirt und daneben mit glühendem Eifer Griechisch gelernt; er hat die griechischen Schulschriftsteller in einem seiner hohen Begabung entsprechenden Maße durchgearbeitet und dabei die hellenische Welt mit solcher Liebe erfaßt und in sich aufgenommen, daß er den allerbesten Gymnasiasten nicht nachsteht. Die jugendfrische Begeisterung, womit er sich über diese wahrhaft innerliche Aneignung zu äußern pflegt, erinnert an den Enthusiasmus der alten Goethe-Zeit, als W. v. Humboldt unter F. A. Wolfs Führung das neuentdeckte Land den Freunden zu schildern begann. Begreiflich ist auch, daß mein Freund in übersprudelndem Schwung für seine klassische Errungenschaft das Realgymnasium mit seiner Mathematik und Naturwissenschaft gering schätzt, ja fast verachtet und verdammt, da es ihm die ideale Griechenwelt so lange verschlossen hielt. Werden wir aber das Urtheil dieses Mannes als gerecht, als unter normalen Umständen gefällt ansehen und mit seinem vollen Gewicht in die Waagschale werfen dürfen? Ich glaube nicht; die Abnormität des Bildungsganges drückt seinen vollen Werth herab. Ein unglücklicher Zufall hat ihn, der wie wenig Andere befähigt war, eine weitumfassende Weltanschauung zu gewinnen, in seiner Jugend auf eine Seite gedrängt, wo er nur die Hälfte des Ganzen überblicken konnte, und erst später erstieg er die Höhe, von welcher herab ihm der Blick in die reichen Gefilde hellenischer Dichtkunst ermöglicht ward, die dem ästhetischen Bedürfniß seiner schönheitsdürstenden Seele Genüge leisten konnte. Dergleichen Zufälligkeiten werden nun immer wieder vorkommen, daß nämlich Jemand nicht sofort in die für ihn richtige Bahn geräth und daß er dann umsatteln muß —; was aber, beiläufig gesagt, in meinen Augen durchaus keine Schande, sondern eher eine Ehre ist, da es viel Energie und Tüchtigkeit des Charakters voraussetzt. Schwankungen über Beruf und Bestimmung sind ja bei der Mehrzahl der Menschen, sobald die Geisteskräfte in leiblichem Gleichgewicht sich befinden, an der Tagesordnung, so sehr, daß die endliche Wahl meist durch äußere Umstände, Beruf des Vaters, Familienverbindung u. dgl. gelenkt wird, während der innere Trieb und Drang nur in einer beschränkten Minderzahl der Fälle die Schranken der Gewohnheit durchbricht und dem angeborenen Genius eine neue Bahn eröffnet.

Und so steht es denn zu hoffen, wenngleich nicht mit Zuversicht zu erwarten, daß von der Erlaubniß, als Realabiturient jedes Universitätsstudium zu beginnen, nur in seltenen und dann wahrscheinlich immer sehr wohlmotivirten, eigenartig liegenden Fällen Gebrauch gemacht werden wird. Eine Invasion von Oberrealschülern in die geheiligten Kreise der Theologen und Altphilologen ist ja kaum denkbar; aber auch die Befürchtung der Juristen und Mediziner, zweitklassige Kollegen zu erhalten, scheint mir vorderhand wenig gegründet; denn wo innere Neigung oder der Wunsch der Eltern für einen dieser Berufe sich äußert oder im Laufe der Jugendjahre sich entwickelt, da wird doch meist Zeit genug sein, schon vor dem Abschluß der Schulbildung an die richtige Quelle zu gehen, um die Unbequemlichkeit des Nachlernens und den damit verbundenen Zeitverlust zu vermeiden. Auch kann ja Niemand verborgen bleiben, daß ein überhastetes Nachstudium des Lateinischen und Griechischen, der Sprache und der Schullektüre — denn in letzterer dürfte doch bei einer Nachprüfung des Thatbestandes keinerlei Ermäßigung der Forderungen stattfinden —, daß ein eiliges Nachlernen also bei der großen Mehrzahl, bei den Durchschnittsmenschen (und für solche allein kommen ja derartige Verordnungen in Betracht) nicht entfernt eine ähnliche Wirkung hervorbringen kann, wie der langjährige Betrieb derselben Gegenstände während der Schulzeit im gemessenen Gange des Klassenunterrichts. Jedermann hat schon die Erfahrung gemacht, daß, was rasch gelernt wurde, auch rasch wieder verfliegt; die Jugendeindrücke aber haften im Gedächtnisse am nachhaltigsten. Und wenn wegen dieser unzweifelhaften Thatsache schon das sogenannte Frankfurter System zu beanstanden ist, indem es beiden alten Sprachen eine zu geringe Zeit in der Längenausdehnung zumißt, mag auch die Breite des Betriebes, die freilich an das Treibhaus erinnert, einiges ersetzen; um wie viel mehr müßte der Erfolg abgeschwächt werden bei dem hastigen und qualvollen Hinabwürgen dieser „Schulbrocken" während der Universitätszeit mit ihrer gepriesenen Studienfreiheit, die durch solche Nebenlast so empfindlich geschmälert werden würde wie in Bayern durch

[1]) Man sehe darüber in dem von mir herausgegebenen Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre (München 1894 bis 1898, Verlag von C. H. Beck), Bd. I, Abth. 2, S. 215 ff., 229 und die S. 217 daselbst citirten Schriften, dazu noch Berl. Zeitschr. für Gymnasialwesen 1882, S. 529 bis 544.

das frühere sogenannte Philosophikum, das 1848 glücklich beseitigt ward. Und von Gleichwerthigkeit der Bildung kann bei solcher Pressenbehandlung des Alterthums nie die Rede sein; sollte aber das Geschäft in größerem Maßstab geübt werden, so würde man in Deutschland demnächst Realjuristen und Realmediziner abgesondert zu verzeichnen haben, die zu einer besonderen und interessanten Statistik Anlaß geben könnten. Im neuesten Heft der von ihm vor 15 Jahren begründeten „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“ liefert Dr. Kotelmann durch Zahlenangaben aus dem preußischen Staatsexamen den Nachweis, daß in 15 Jahren unter den geprüften Neuphilologen (für Französisch und Englisch) die auf Gymnasien vorgebildeten Kandidaten durchgängig ebenso gute und mehrfach bessere Noten erworben haben als die, die ein Realgymnasium besucht hatten, obgleich sie von hirr bei erheblich größerer Stundenzahl in den neueren Sprachen schon weit mehr Kenntnisse darin mitbringen mußten, als man auf den Gymnasien zu erwerben Gelegenheit hat. Hr. Dr. Kotelmann ist übrigens auch für Reformler ein einwandfreier Mann als Doktor der Philosophie und der Medizin: er hat zuerst Theologie studirt und war Hofprediger und Gymnasiallehrer in Putbus auf Rügen; als er diesen Beruf wegen einrs Halsleidens aufgab, studirte er im 30. Lebensjahr Medizin und ist bis in die letzten Jahre als Augenarzt in Hamburg thätig gewesen —; also auch ein ausgezeichneter Ausnahmefall, wie ich deren noch mehrere anführen könnte. Dennoch aber halte ich es für widersinnig, auf solche Fälle Systeme zu bauen und den unregelmäßigen Bildungsgang für die große Menge gewissermaßen zu sanktioniren.

(Schluß folgt.)

Neue Schriften über Ibsen.[1]

Die Kapitel II, III und IV des Woerner'schen Buches über Ibsen, das nordische Drama behandelnd, erschienen bereits 1895 (vgl. Beilage Nr. 294 vom 20. Dezember 1895). Sie sind in etwas erweiterter Gestalt wiederholt. Jetzt schildert Woerner die ganze Entwicklung der ersten Dramengruppe (1828—1873) bis zum Beginn des modernen Gesellschaftsdramas. Es sind die Stücke, die sich von den späteren durch die gebundene Sprache oder durch den geschichtlichen, anfangs nordisch-heimischen Stoff unterscheiden. Schon in meiner früheren ausführlichen Anzeige hob ich den Werth der Woerner'schen Schrift hervor, die mit Sachkenntniß gerade die nordischen Grundlagen der Ibsen'schen Dichtung eingehend behandelt. Es ist anziehend zu sehen, wie Ibsen die gegebenen Stoffe auf Ideen hin behandelt, zumal wenn im ganzen so schöne und stileinheitliche Kunstwerke, wie die nordische Heerfahrt, dabei herauskommen. Vom sagengeschichtlichen, wie vom dichterischen Standpunkt aus ist Ibsens Siegfried-Drama eben doch die einzige Neudichtung der alten Sage, die neben dem überhaupt unvergleichlichen Ring des Nibelungen ernstliche Beachtung verdient. Der Abschnitt bei Woerner unterrichtet namentlich durch die Quellenvergleiche den deutschen Leser weitaus am besten hierüber. Und der einzigen, freilich großen Schwäche dieses Dramas gegenüber ist Woerner durchaus nicht blind. Sein Urtheil ist überall sehr maßvoll, wir vernehmen stets wissenschaftlich wohlbegründete, sachliche Aeußerungen und gewinnen sichere Anschauungen über den Werth der einzelnen Dichtungen.

[1] Roman Woerner, Henrik Ibsen. In zwei Bänden. Erster Band 1828—73. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 8° V, 404 S.
Emil Reich, Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. Dritte vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1900. 8° XI, 421 S.

Die Einleitung gibt einen Ueberblick über die literarischen Zustände in Norwegen, aus denen Ibsen hervorging. Kapitel V behandelt die Komödie der Liebe und die Kronprätendenten, VII Brand, VIII Peer Gynt, IX Kaiser und Galiläer, X Ibsens Sprache und Gedichte. An heimischen Sagen und Volksliedern besann sich die norwegische Dichtung zuerst wieder auf sich selbst. Und diese Strömung reicht noch in Ibsens Jugendwerke hinein, so selbständig er auch den Stoff zu meistern sucht, bis er sich endlich auf sein eigentliches Gebiet zur vollen Freiheit von jeder Ueberlieferung hindurchringt. Uebertreibungen war der nordische Ibsen abhold. Den Bestrebungen einer künstlich gezüchteten norwegischen Schriftsprache hielt er sich mit Recht fern. Und doch verdanken es die Norweger besonders Ibsen und Björnson, wenn die bei ihnen einmal herrschende dänische Schriftsprache immer mehr norwegische Färbung gewann.

Die Komödie der Liebe über das Problem von Liebe und Ehe mit der schließlichen Entsagung um eines höheren freieren Strebens willen greift eigentlich schon ins Gesellschaftsdrama hinüber. Ein Humorist hätte auf diesem Wege den tiefen Lebensfragen, die Ibsen doch nur in tragischer Weise anzugreifen weiß, beikommen können. Dem Ibsen'schen Lustspiel fehlt die Freiheit überlegen heiterer Weltanschauung. Um bloß zu erheitern, ist der Stoff nicht harmlos genug. Ein solches Ziel ist eines wahren Dichters auch nicht würdig. Aber in der Hauptsache bewährt sich Ibsen doch auch schon hier dadurch, daß er eine psychologisch treue, nicht nach überkommener literarischer Schablone gefertigte Darstellung moderner Menschen versuchte.

In der Herrin auf Oestrot ist die Geschichte drs späteren norwegischen Mittelalters behandelt, in der nordischen Heerfahrt die isländische Familiensage, in den Kronprätendenten die norwegische Königssaga des 13. Jahrhunderts. Die einfachen Verhältnisse der Familiensaga lassen diesen Stoff für allgemeine Wirkung auch auf die Gegenwart am glücklichsten erscheinen, in den beiden anderen Dramen ist zuviel äußerer Stoff, zuviel Geschichte, die dem Norweger allerdings näher vertraut ist, als dem Ausländer. Das Stück ist aber auch in der Heimath nicht bühnenfähig. Woerner bezeichnet als einen Mangel des Werkes, daß dem weitläufigen Gebäude die Klarheit des Aufbaues gebricht. Verhängnißvoll wird die Ueberfülle der Geschehnisse, namentlich in den zwei letzten Akten, das allzu reichliche geschichtliche Beiwerk, das der Vorlage entnommen ward. Die Kenntniß der Quelle ist gerade in den Kronprätendenten von besonderem Werth, um zu sehen, wie enge Ibsen hier in Gerüst und Gefüge der Handlung wie auch in den meisten Einzelheiten an die Vorlage sich anschloß, wie geschickt er immer noch den Stoff bewältigte, wie viel eignes er aber auch hinzufügte. Skule's Charakter ist ganz neu geschaffen, für Hakon waren in der Saga wenigstens Fingerzeige gegeben, für den Bischof Nikolaus aber fast nichts. Bei seiner Schilderung stützte sich Ibsen auf P. A. Munch, den Geschichtsschreiber des norwegischen Volkes. Deßgleichen sind die Frauengestalten und der Skald Jatgeir zu vertiefter Bedeutung herausgearbeitet. Ibsen bezeichnet das „Durchlebthabenmüssen“ als das Geheimniß seiner Dichtung. „Erst mußte er selbst verwickelt werden in den Streit der Parteien und Gefolgschaften, sein Königsrecht in sich lebendig fühlen wie Hakon, und doch in erfolglosem Ringen nach der Krone sich abmühen wie Skule, ehe ihm die Sage von diesen Thronforderern zum drängenden Stoffe werden konnte, die Haupt- und Staatsaktion zu einem Menschen- und Lebensbilde von dauernder Kraft und Bedeutung.“ Wie viel von eigener Erfahrung hat er auch ins Gespräch des Skalden Jatgeir mit Skule hineingelegt. Ein Vorzug des Dramas liegt ferner in den zahlreichen symbolisch anschaulichen Zügen, die Woerner S. 153 hervorhebt und die einigermaßen für die obenerwähnten Fehler entschädigen. Alles in allem: Ibsen ist auch in diesem Stück ein großer Dramatiker. „Was ihm hier noch mangelt, ist einzig die seiner Begadung angemessene realistische Form, was ihn irreleitet und beeinträchtigt, das romantische Vorbild.“

Im Brand und Peer Gynt gewinnt der Dichter immer größere Freiheit in Stoff und Form. In Rom schrieb Ibsen die Werke, die die schärfste Beurtheilung norwegischen Wesens und Lebens enthalten. Um klar zu sehen, mußte er der engen Heimath erst entrückt werden. Brand und Peer Gynt gehören zusammen, hier wie dort hält der Dichter seinen Landsleuten einen Spiegel vor. Das eine Mal zeigt er ihnen wie sie sind, das andere Mal wie sie sein sollen. Brand ist der Willensstarke, der Ueberstarke, Furchtlose, der den geraden Weg zum erkannten Ziele über die Leichen der Seinigen hinweg fortsetzt, der sozusagen durch Fels und Mauer hindurch will. Sei, wozu du bestimmt bist, heißt seine Losung, sei du selbst! Peer ist der Willenlose, Ziellose, der sich überall und in alles fügt, überall außen herum möchte, überall den Rückzug offen hält und feilscht und heuchelt und schmeichelt, der Feigling, der Egoist. Seine Lebensregel lautet: „thu immer nur, was dir genehm und bequem, lebe dir selbst!" „Volksthümlich gesprochen wollen Beide, Brand und Peer Gynt; nur daß Brand der steigenden Wassersäule des Springbrunnens gleicht, die widriger Wind zwar erschüttern, doch nicht von ihrem Streben nach oben abbringen kann, Peer Gynt dem thalabwärts fließenden Gewässer, das sich zwischen den Hindernissen hindurchschlängelt, an allem Festen außen herum seinen Weg sucht und, mit Weichem bequem sich vermischend leicht als stehender träger Pfuhl endet. So solltest du sein! spricht jede Zeile im Brand zum norwegischen Volke; hier aber wird der Nation ein Bild ihres Wesens und Charakters vor Augen gebracht, unbeschönigt, ungemildert, mit allen Lastern und Fehlern: so bist du!" Brand und Peer Gynt waren Beide ursprünglich episch gedacht: „Der Konflikt im Brand erforderte dramatischen Aufbau mit strenger Linienführung; die Idee des Peer Gynt, nicht in die Höhe strebend, sondern in die Breite, ließ sich nur an einer Folge von Zuständen und bunt wechselnden Ereignissen entfalten. Peer Gynt ist trotz der äußeren dramatischen Form episch geblieben: ein Cyklus von Bildern aus Peers Leben, höchst geistvoll phantastisch und zur Deutung anregend, manche figurenreich mit dramatischer Gruppirung, das Ganze wie eine Serie Radirungen von Max Klinger."

Der Gedanke in Brand ist die Selbstbestimmung von innen her, ohne Nachgeben, ohne Zugeständniß, ohne Wanken. Alles wird ans hohe Ziel gesetzt, alles diesem rückhaltlos geopfert. Brand ist ein Held des Willens zum Ideale. Daran geht er tragisch zugrunde. Ibsen meint: „ich hätte ebensogut wie einen Pfarrer, einen Bildhauer oder Politiker wählen und ganz denselben Syllogismus durchführen können". Und doch ist gerade der Prediger zum Träger des Gedankens besonders geeignet. Sein ganzes Wirken ist gleichsam der „inneren Mission" gewidmet. Aber dadurch wird der Inhalt nicht etwa religiös. „Das Religiöse dient nur zum Prüfstein, an dem das Gold des echten Willens am besten bewährt wird. Die ganze Fabel ist und bleibt ein Gleichniß." Woerner weist auf den Pastor Lammers, das wirkliche geschichtliche Urbild Brands hin, und rückt dadurch die Gestalt der Dichtung unserm Verständniß näher. Schön ist der Vergleich mit dem Faust, dessen bunter reicher Farbenfülle die einzig düstere Stimmung des Brand gegenübersteht. „Es ist, als wären zu diesem Gemälde keine Farben verwendet worden, nur Schattirungen aus der unendlichen Skala zwischen Schwarz und Weiß. Um so bewunderungswürdiger die Kunst, mit den schlichten Mitteln Reichthum und Mannichfaltigkeit zu erzielen." Ibsen ist darin Realist, daß er nicht die erhabene romantische Schönheit der norwegischen Natur zum Hintergrund seines Gedichtes nimmt, sondern die Unwirthlichkeit und Oede der gefahrdrohenden Bergwelt. Aus dieser rauhen Einsamkeit erwächst der unerbittlich harte Wahrheitsucher. So sehr Woerner das Gedicht bewundert, gegen den Schluß erhebt er wieder gerechte Bedenken, daß er mit dem Grundgedanken nicht in Einklang stehe.

Beim Peer Gynt ist der Hinweis auf die norwegischen Trollensagen willkommen. In anschaulicher Schilderung führt uns der Dichter charakteristische Züge aus den Unholdsmärchen vor und verwendet sie zu satirischer Wirkung. „Ibsen setzt dem Standbild, das er seinem Volke errichtet, mißgestaltete, hämisch grinsende Kobolde und Ungeheuer, die Sinnbilder nationaler Laster, zu Füßen." Björnsons Bauerngeschichten hatten eine unwahre idealisirende Darstellung des norwegischen Volkes gegeben, Peer Gynt tritt ungeschminkt, mit allen Fehlern seines Stammes behaftet auf. Nur die Schattenseiten, die lügnerische Einbildungskraft, den Hang zum Träumen und Nichtsthun, die Raufsucht kehrt Ibsens Schilderung hervor. Bei Björnson wird Thorbjörn durch Synnöve Solbakken, durch die Macht der Liebe geläutert; an Peer Gynt vermag die Liebe nichts zu ändern und nichts zu bessern. So gibt Ibsen in allem das volle Gegenstück und bleibt dadurch der Wirklichkeit näher, er ist kein romantischer Schmeichelredner. Der 1. bis 3. Akt, worin die Jugend Peers geschildert wird, sind wohl gerathen, auch der 5. Akt, das Alter und Ende des aus der Ferne zurückgekehrten Abenteurers, enthält dichterisch wirkungsvolle Bilder. Aber die Erlösungslehre, die Ibsen zum Schlusse doch andeutet, ist bedenklich. „Goethe hat dem Ewigweiblichen läuternde Kraft zugeschrieben, doch nur bei thätiger Mitwirkung des Gefallenen." Ibsen läßt ohne Bedingung Gnade, die sich Peer durch nichts verdient hat, für Recht ergehen. Der 4. Akt, Peers Abenteuer im Ausland, wird als sprunghaft zerfahren und unwahrscheinlich gerügt. Es mangelt Verbindung und Zusammenhang. Aber auch dieser Theil enthält einzelne treffliche Stimmungsbilder. Woerner erörtert den Zusammenhang des Peer Gynt mit Byrons Don Juan und Paludan-Müllers Adam Homo. Einige Bemerkungen über Griegs Peer Gynt-Musik wären unsres Erachtens am Platz gewesen. Denn Grieg hat den Gedanken- und Stimmungsgehalt des Gedichts in so anschaulichen Tonbildern wiedergegeben, daß sie ihrerseits wiederum zur Erläuterung und Verdeutlichung des Dramas dienen können.

In Italien entstand der Plan zu Kaiser und Galiläer, in Dresden wurde er ausgeführt. Aus der nordischen Umgebung wendet sich Ibsen zur Weltgeschichte, von seinen Volksgenossen zur Menschheit. Seine Geschichtsphilosophie erhellt aus diesem Werke. „Der Weltwille zwingt das Individuum, so zu wollen, wie es für den Gang der Weltereignisse nothwendig ist. Die Freiheit ist nur Schein, Gestalten wie Julian sind Freigegebene unter der Nothwendigkeit, d. h. frei, so weit der Spielraum reicht unter einer Leitung, der sie nicht entrinnen." Im Weltplan ist auch das Böse nicht bloß zugelassen, sondern vorgesehen, gewollt. Die Macht, die das Böse will, wirkt selbst unter der Menschheit die Verneinenden, die großen Helfer in der Verleugnung. Das Ziel des Weltwillens, der Kulturnothwendigkeit, ist die Idee vom dritten Reich, jenem „Reich des großen Geheimnisses, das auf den Baum der Erkenntniß und den Baum des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es beide haßt und liebt und weil es seine lebendigen Quellen hat unter dem Hain Adams und unter Golgatha". Julian, der Kaiser, kämpft fürs untergegangene erste Reich gegen das zweite, das des Galiläers. Sie werden beide untergehen, aber nicht vergehen. „Das Reich des Fleisches ist verschlungen vom Reich des Geistes. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende." Hier tritt Ibsens Stellung zum Pessimismus und Optimismus zutage. Er selbst sagt: „ich bin Pessimist, insofern ich nicht an die Ewigkeit der menschlichen Ideale glaube. Aber ich bin auch Optimist, insofern ich fest glaube an das Fortpflanzungsvermögen der Ideale und an ihre Entwicklungsfähigkeit. Namentlich und näher bestimmt glaube ich, daß die Ideale unsrer Zeit, indem sie zugrunde gehen, nach dem hinstreben, was ich in meinem Drama Kaiser und Galiläer mit der Bezeichnung: das dritte Reich angedeutet habe." Ibsen glaubt an große Männer, durch die der Kulturfortschritt erreicht wird. So ist auch die Erfüllung des dritten Reiches abhängig vom Kommen des Rechten, „der den Kaiser und den Galiläer verschlingen wird," des „Friedenskönigs", des „Zweiseitigen", der die beiden feindlichen Reiche der Einseitigkeit, das der Bejahung und das der Verneinung, des Fleisches und des Geistes versöhnen und vergleichen soll. Er nennt ihn „den Messias des

Geistesreichs und Weltreichs", „weder Kaiser noch Erlöser", aber „Beide in Einem und Einer in Beiden". Julian kämpft für die todte Vergangenheit und fördert gegen seinen Willen die Zukunft, die Entwicklung. Er stärkt das Christenthum, das er zu vernichten strebt. Tragisch wird er, sobald er die Wahrheit erkennt. Das Heidenthum ist unwiderbringlich dahin, geistig todt. Woerner führt aus, wie wohl Schillers Julian geworden wäre, gewiß das Opfer idealsten Strebens. Ibsen ist Realist, er begeistert uns weder für die alte Schönheit, noch für die neue Wahrheit. Wer mit Gewalt das Untergegangene wieder ans Licht reißen will, der muß selbst unterliegen. Der Julian nimmt in der Charakterschilderung unter Ibsens Dramen eine besondere Stellung ein. „Meist haben Ibsens Charaktere, schon ehe sie in Handlung gesetzt werden, eine bestimmte Stufe erreicht und die Aufgabe ist, sie vor uns zu analysiren, zu erproben, als unveränderlich zu erweisen. Nicht vorher und nicht nachher ist er dem Werden eines Charakters so eingehend gefolgt, wie im ersten Theil von Kaiser und Galiläer. Aber auch nur im ersten Theil. Mitten im Werke wird die Darstellungsart geändert. Cäsars Abfall bietet eine Entwicklung, Kaiser Julian nur ein Ergebniß: nämlich den Abschluß und die Katastrophe jener Entwicklung, auseinandergezogen in fünf Akte." Damit sind aber wiederum auch die Mängel des Dramas angedeutet. Ein Vergleich mit den zahlreichen Quellen zeigt, daß Ibsen die Ueberlieferung sehr sorgsam benützte und alle brauchbaren Einzelheiten, zuweilen in selbständiger Anordnung, daraus entnahm. Die Frauengestalten, Helena und Makrina, sind eigene Schöpfung des Dichters. Ausgezeichnet gelangen einige Volksscenen. In den Bühnenbildern wird überhaupt der Gedanke der Dichtung oft anschaulich. Aber es fehlt einheitliche Zusammenfügung des Einzelnen zu großer Gesammtwirkung. Manche Ansätze sind nicht folgerichtig und deutlich genug fortgebildet. Woerner theilt selbst einen Entwurf mit, der die beiden Dramen zu straffer Einheit zusammenzöge. Den Julian bühnenfähig zu machen, käme vor allen Ibsen selbst zu, wenn er imstande sein sollte, noch einmal in dieses, ihm doch fremd gewordene Werk sich zu versenken. Jedenfalls fördert Woerners Erklärung in vielen wesentlichen Punkten unser Verständniß. Im ganzen und einzelnen wird das Drama gerade dadurch klarer, daß wir erkennen, wo es unvollkommen blieb.

Endlich behandelt Woerner auch noch die Gedichte Ibsens, die fast alle in diesen Zeitraum fallen, und die Sprache. Hier war nur kurzer Bericht über die Untersuchungen und Ergebnisse Johan Storms zu erstatten. Der deutsche Leser vermag ja nicht zu ermessen, welche Bedeutung Ibsen für die harmonische Ausbildung einer Kultur- und Dichtersprache von norwegischer Färbung und Prägung besitzt. Anmerkungen mit Literaturnachweisen und ein Namensverzeichniß beschließen den Band.

Ueber Reichs Buch kann ich mich kurz fassen, da es sich nur um eine neue Auflage eines bereits bekannten und bewährten Werkes handelt. Die Ausgabe von 1894 war auch eine Quelle für Woerners frühere Schrift über die Jugenddramen, die neue Auflage zieht wiederum Woerners Buch heran. Reich betont auch seine Uebereinstimmung mit Schönbachs geistvollen Ausführungen in der neunten Auflage seiner Schrift „über Lesen und Bildung".

Woerner schreibt vorwiegend als Philolog und Literarhistoriker, für den die Quellenfrage im Vordergrund steht, Reich als Soziolog. Es bietet daher besonderen Reiz, beide Darstellungen nebeneinander zu lesen. Wenn sie auch dem Gegenstand von verschiedenen Seiten her nahe treten, so stimmen doch Beide überein in der gründlichen wissenschaftlichen Behandlung und in der tiefen Auffassung. Reich zieht gelegentlich lehrreiche Vergleiche Ibsens mit Schiller, mit Grillparzer, Otto Ludwig, Hebbel und Anzengruber. Beide Verfasser behalten stets Ibsens Gesammtentwicklung im Auge und blicken beim einzelnen Werk vor- und rückwärts. Daraus erhellt die Einheit und Verschiedenheit im künstlerischen Schaffen. In Rosmersholm sieht Reich das schönste und erhabenste Werk Ibsens, worauf er bei jedem Anlaß von neuem hinweist. Reichs Buch ist um vier Vorlesungen vermehrt. Klein Eyolf, John Gabriel Borkmann, Wenn wir Todten erwachen, Technisches. Der Abschnitt über die Kunstform ist eine besonders schätzbare Zugabe, da sonst fast nur vom Gedankeninhalt die Rede ist. An Woerners wie an Reichs Buch ist die klare, leicht faßliche und anschauliche Darstellungsweise zu rühmen. **W. Golther.**

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße steht nunmehr schon hoch am Himmel; als breites, in dunklen Nächten glänzendes Band zieht sie vom südlichen Horizont am Scheitelpunkt östlich vorüber zum nördlichen Horizont. Ganz nahe dem Meridian, nur wenig südlich vom Zenith, steht das reiche Sternbild der Leier mit dem Stern 1. Größe Wega und dem berühmten elliptischen Ringnebel (Sternenring) nahe bei dem Stern 2. Größe β Lyrae. Nordöstlich der Leier, inmitten der Milchstraße, glänzt das Sternbild des Schwans mit dem Stern 1. Größe Deneb; südöstlich der Leier und ebenfalls innerhalb der Milchstraße (beim Beginn eines größeren dunklen Fleckes in dieser) liegend, erblicken wir das schöne Sternbild des Adlers mit dem Stern 1. Größe Atair (auch Altair), der in 2.5′ Abstand einen schwächeren Begleiter hat. Die drei genannten Sterne 1. Größe bilden, was zur leichteren Auffindung derselben erwähnt sein mag, ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze mit Atair zusammenfällt. Mit Deneb auf dem gleichen Parallelkreis, nur etwa 10 Grad östlich von ihm, befindet sich im Schwan ein prachtvoller Sternhaufen, dessen einzelne Sterne schon mit kleinen Fernrohren unterschieden werden können und der in dunklen Nächten auch mit bloßem Auge sichtbar ist.

Tief im Süden, ebenfalls theilweise in die Milchstraße hineinragend, stehen die Sternbilder des Schlangenträgers und des Skorpions, im letzteren der rothfunkelnde Stern 1. Größe Antares und nicht allzuweit von diesem entfernt der in ruhigem, weißem und überaus hellem Licht glänzende Planet Jupiter. In gleicher Höhe mit dem Skorpion steht ferner jenseits (östlich) der Milchstraße das Sternbild des Schützen mit dem an seinem ruhigen, mattgelben Lichte kenntlichen Planeten Saturn. Weiter westlich stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder der Waage und der schon im Untergang begriffenen Jungfrau; der hellste Stern der letzteren, die Spica (Kornähre), leuchtet noch tief am westlichen Himmel.

Zwischen dem Zenithpunkt und dem westlichen Horizont erblicken wir verhältnißmäßig nahe beisammen die Sternbilder des Herkules, der nördlichen Krone und des Bootes, der mit dem Stern 1. Größe Arkturus etwa in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont steht.

Oestlich vom Meridian, in der Milchstraße zwischen Schwan und Adler, stehen die kleineren Sternbilder des Fuchses, der Gans und des Delphins. Das Sternbild des Fuchses hat einen schönen Doppelnebel aufzuweisen, dem Lord Rosse den Namen Dumbbellnebel (dumb bell = stumme Glocke) gab, weil er in seiner Form an die in England mit diesem Namen bezeichneten Hanteln erinnert. Südlich vom Adler, am Ostrande der Milchstraße, bemerken wir noch das Sternbild des Antinous und östlich von diesem das Sternbild des Steinbocks.

Im äußersten Osten endlich ist das Sternbild des Wassermanns und im Nordosten das Sternbild des Pegasus eben im Aufgang begriffen.

Die Sonne nähert sich nunmehr wieder langsam dem Aequator, ihre Kulminationshöhe beträgt um die Mitte des Monats jedoch immer noch rund 63.5°. Am 2. Juli erreicht sie für dieses Jahr ihre größte Entfernung von der Erde (Apogäum) mit 20.5 Millionen Meilen, sie nähert sich dann wieder langsam der Erde, bis zum Schluß des Monats rund um 40,000 Meilen. Entsprechend dieser Annäherung wächst der scheinbare Sonnendurchmesser im Laufe des Monats von 31′ 27.6″ auf 31′ 31.1″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juli	Aufgang	Untergang
1.	4 h 19 m früh	8 h 15 m abends
8.	4 24 "	8 13 "
15.	4 30 "	8 8 "
22.	4 38 "	8 1 "
29.	4 46 "	7 53 "
31.	4 49 "	7 51 "

Die Tageslänge nimmt hienach während des Monats Juli schon wieder um 55 Minuten ab, sie beträgt am Schlusse des Monats nur noch 15 Stunden 2 Minuten. Die Abnahme der Tageslänge vertheilt sich ziemlich gleichmäßig auf die Morgen- und Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat Juli sind folgende:

3. Juli	4 h	nachm.	Erdferne
5. "	1	nachts	Erstes Viertel
12. "	2	nachm.	Vollmond
15. "	2	"	Erdnähe
19. "	7	früh	Letztes Viertel
26. "	3	nachm.	Neumond
31. "	10	vorm.	Erdferne.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juli	Aufgang	Untergang
1.	9 h 3 m vorm.	10 h 17 m abends
8.	4 28 nachm.	12 42 nachts
15.	9 29 abends	8 9 vorm.
22.	12 41 nachts	4 45 nachm.
29.	7 54 vorm.	8 43 abends
31.	10 0 vorm.	9 24 abends.

Im Monat Juli werden von den großen Planeten nicht weniger als vier, nämlich Mars, Saturn, Uranus und Neptun, vom Monde bedeckt. Da jedoch die Bedeckung des Mars nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar ist und die übrigen Bedeckungen für uns bei Tag stattfinden und somit eines allgemeineren Interesses entbehren, braucht hierauf nicht näher eingegangen zu werden.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im gegenwärtigen Monat noch recht günstig.

Merkur ist zunächst im Sternbild des Krebses noch rechtläufig, wird am 17. Juli dort stationär und sodann rückläufig. Er nähert sich dabei beständig und ziemlich rasch der Erde. Während am 1. Juli seine Entfernung von dieser noch 18.0 Millionen Meilen beträgt, erreicht er schon am 29. Juli für dieses Jahr das Minimum seines Abstandes von uns mit 11.9 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser seiner gegenwärtig nur in Form einer schmalen Sichel sichtbaren Scheibe steigt entsprechend dieser starken Annäherung von 7.5″ auf 11.2″ an. Merkur geht am 4. Juli durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn und erreicht am gleichen Tage seine größte östliche Elongation von der Sonne mit 26°; am 14. Juli passirt er ferner das Aphelium seiner Bahn. In der ersten Monatshälfte geht Merkur durchschnittlich erst eine Stunde nach der Sonne unter und ist daher während dieser Zeit am westlichen Abendhimmel als **Abendstern** gut sichtbar, später verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus ist rückläufig im Sternbild der Zwillinge. Ihre Entfernung von der Erde beträgt am 1. Juli 6.0, am 31. Juli 7.3 Millionen Meilen, zwischen beiden Daten liegt das diesjährige Minimum des Abstandes mit 5.8 Millionen Meilen, das auf den 8. Juli fällt. Der scheinbare Durchmesser der durchschnittlich nur zu 2 Prozent beleuchteten Venusscheibe sinkt im Laufe des Monats von 58.0″ (8. Juli) wieder auf 46.3″ herab. Venus kommt am 8. Juli in **untere Konjunktion mit der Sonne** zu stehen, am 24. Juli passirt sie das Aphel ihrer Bahn. In der zweiten Hälfte des Monats geht sie durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Stunden vor der Sonne auf, ist also in dieser Zeit in den frühen Morgenstunden am östlichen Himmel als **Morgenstern** bequem sichtbar. Am 24. Juli steht sie in Konjunktion mit dem Monde.

Mars geht im Sternbild des Stiers noch weiter rechtläufig vorwärts. Sein Abstand von der Erde beträgt im Juli durchschnittlich 42.1 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner im Mittel zu 95 Prozent beleuchteten Scheibe beläuft sich auf 4.5″. Er geht am 19. Juli durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, am 10. Juli kommt er in Konjunktion mit dem Stern 1. Größe **Aldebaran** (α Tauri) zu stehen. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juli wird er vom Monde bedeckt, doch ist diese Bedeckung nur zwischen dem 7. und 68. **südlichen** Breitengrade sichtbar. Mars geht im Juli durchschnittlich bereits $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Mitternacht auf, ist also in den frühen Morgenstunden am östlichen Himmel aufzufinden.

Jupiter setzt seine überaus langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Skorpions noch fast bis zum Schluß des Monats fort. Am 29. Juli wird er in nächster Nähe des Sterns 2. Größe β Scorpii stationär und hierauf wieder rechtläufig. Seine Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 90.3 auf 97.7 Millionen Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe verringert sich dementsprechend im gleichen Zeitraum von 40.5 auf 37.5 Millionen Meilen. Jupiter hat im Juli bei Einbruch der Nacht bereits den Meridian überschritten und geht durchschnittlich um 1 Uhr nachts unter, er ist also während der ersten Hälfte der Nacht als auffallend helles Gestirn während des ganzen Monats ziemlich tief am südwestlichen Himmel sichtbar. Am 9. Juli kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, dem er sich bei dieser Gelegenheit bis auf zwei Vollmondsbreiten nähert.

Saturn ist nach wie vor rückläufig im Sternbild des Schützen und entfernt sich dabei beständig von der Erde. Der gegenseitige Abstand beider Planeten beträgt durchschnittlich 184.5 Millionen Meilen, was einem Durchschnittswerth des scheinbaren Polardurchmessers der Saturnscheibe von 16.8″ entspricht. Die scheinbaren Dimensionen des elliptischen Ringes sind für Mitte Juli: große Achse 41.1″, kleine Achse 18.4″. Saturn geht am 8. Juli durch das Aphel seiner Bahn; am 11. Juli, morgens 6 Uhr, für uns also bei Tag, wird er vom Monde bedeckt. Da er durchschnittlich erst um 3 Uhr nachts untergeht, ist er während des größten Theiles der Nacht, an seinem ruhigen, mattgelben Lichte leicht erkennbar, tief am südwestlichen Himmel wahrzunehmen.

Uranus kommt im Sternbild des Schlangenträgers abermals nur um etwa 1° in rückläufigem Sinne vorwärts. Von der Erde ist er durchschnittlich 368 Millionen Meilen entfernt, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt 3.8″. Uranus geht Mitte Juli $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Mitternacht unter, er ist demnach ebenfalls in der ersten Hälfte der Nacht tief am südwestlichen Himmel sichtbar. Am 9. Juli nachmittags 3 Uhr wird er vom Monde bedeckt.

Neptun geht in langsamer rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Stiers in das der Zwillinge und ist von der Erde durchschnittlich 620 Millionen Meilen entfernt. Er geht um die Mitte des Monats gegen $2\frac{1}{2}$ Uhr nachts auf, kann also in den frühen Morgenstunden am östlichen Himmel wahrgenommen werden. Am 23. Juli abends 8 Uhr wird er ebenfalls vom Monde bedeckt.

Sternschnuppen. Im Monat Juli sind zahlreiche Sternschnuppenfälle mit verschiedenen Radiationspunkten zu beobachten. Zu den auch im Juli noch fortdauernden **Cepheiden** und **Cygniden** kommen die **Pegasiden**, die in der Nähe des Sterns β Pegasi auszustrahlen scheinen, ferner die **Aquariden**, die im Wassermann aufleuchten, besonders aber (gegen den Schluß des Monats) die **Perseiden**, die von dem Stern η im Pegasus aus nach allen Richtungen ausstrahlen und unter dem Namen „Laurentiusstrom" längst allgemein bekannt sind (Maximum erst im August). -rt-

* **Zur Enquête über die Frage der Zulassung der Realgymnasiasten zum juristischen Studium** sind noch einige weitere bemerkenswerthe Aeußerungen in der ersten Juli-Nummer der „**Deutschen Juristenzeitung**" zusammengestellt, von denen besonders zwei sich in den von uns wiederholt betonten Zusammenhang einfügen, wonach es nicht so sehr auf das „was?" als auf das „wie?" ankommt. Am treffendsten scheint uns von diesem Standpunkt aus das Urtheil des Oberverwaltungsraths **Schultzenstein** in **Berlin**: „Ueber 35 Jahre lang im Dienste der Themis,

davon als Richter 17 Jahre in verschiedenen Stellungen und Instanzen der eigentlichen Justiz und 9 Jahre in der Verwaltungsjustiz thätig, ferner seit langen Zeiten auch theoretisch mit dem privaten und öffentlichen Recht beschäftigt, endlich in der Lage, außer an mir selbst noch an drei Söhnen, von denen bereits einer die Rechte studirt, auf zwei Gymnasien, deren zweites besonders, um das Gymnasialwesen besser kennen zu lernen, gewählt worden ist, Erfahrungen zu sammeln: das, glaube ich, gibt mir ausreichende Sachkenntniß, um der Aufforderung zur Aeußerung entsprechen zu dürfen. Ich thue dies allerdings nicht mit leichtem Herzen, da ich seit dem Verlassen des Gymnasiums nie aufgehört habe, die alten Klassiker zu lesen, noch heute bei ihnen gern nach schwerer Arbeit Erquickung suche, also eine große Vorliebe für die klassische Bildung hege und trotzdem mich nicht so, wie ich es hienach möchte, zugunsten der humanistischen Gymnasien aussprechen kann. Zur Fachbildung der Durchschnittsjuristen einschließlich der Verwaltungsbeamten und Verwaltungsrichter — und von dem Durchschnitt ist auszugehen — halte ich eine humanistische Schulbildung nicht für durchaus nothwendig, sondern die von einem Realgymnasium gewährte für ausreichend, falls es die Fähigkeit zum Verständniß des Corpus juris verschafft oder diese Fähigkeit später erworben wird. Der Jurist soll aber und darf ohne Nachtheil für seinen Beruf nicht bloß Jurist sein. Vielmehr muß er auch eine gute allgemeine Bildung besitzen. Als solche ist meiner Ueberzeugung nach die klassische Bildung überhaupt und besonders für den Juristen die geeignetste. Die Frage ist jedoch die, ob unsre jetzigen humanistischen Gymnasien diese klassische Bildung in der erforderlichen Weise, d. h. als nachhaltige Kenntniß vom Wesen und Werth des klassischen Alterthums, geben, und ob sie für das, was sie geben, nicht einen unverhältnißmäßigen Aufwand ihrer Schüler an Arbeit und Zeit fordern. Darin, daß vielfach ersteres verneint und letzteres bejaht wird, ist meines Dafürhaltens ein Hauptgrund für die Abneigung gegen die humanistischen Gymnasien zu suchen. In der That vermag auf ihnen eine übergroße Zahl selbst recht begabter und fleißiger Schüler, wie das häufige Sitzenbleiben in den Klassen, die Nothwendigkeit besonderer Nachhülfe, der schlechte Ausfall der Klassenarbeiten u. s. w. zeigen, den an sie gestellten Anforderungen nicht zu genügen. Es sollen hieran die neuen Lehrpläne schuld sein. Kann oder will man durch deren Aenderung nicht Wandel schaffen, dann bleibt nichts anderes übrig, als die Konkurrenz der Realgymnasien zuzulassen und bei einem Theil der Juristen auf die klassische Bildung zu verzichten." — Auch Senatspräsident a. D. Dr. v. Standinger in München spricht sich in ähnlichem Sinne aus, wenn er fragt: „Was drängt nun vom Standpunkt der Rechtsinteressen dazu, hievon (d. h. von dem humanistischen Studium) abzuspringen, sich in den Bereich eines wirklichen Experiments zu begeben und die künftigen jungen Juristen dabei als Versuchskaninchen zu benutzen, vielleicht nur mit dem Erfolg, daß dadurch die äußere Frequenz der Realgymnasien aufgebessert wird? Man wird mir antworten: Es frommt, um jene praktischer für das Leben zu machen. Das könnte ja Mancher vielleicht brauchen. Aber wenn auch: daran sind zum mindesten die humanistischen Gymnasien schuld; viel mehr gewisse veraltete, versteifte Unterrichtsmethoden und Einseitigkeiten des sachlichen Lehrganges auf den Universitäten. Hierin ist schon Wandel angebahnt. Die Realgymnasien aber sind dazu weder nöthig, noch allein dienlich."

T. Die abessynische Literatur in den europäischen Bibliotheken. Unter der Herrschaft des „Kaisers" Menelik hat Abessynien seit zehn Jahren mehr von sich reden gemacht als während der letzten drei Jahrhunderte. Da ist es dann wohl auch angezeigt, auf den Reichthum der abessynischen Literatur aufmerksam zu machen, die neuerdings von den Sprachforschern wieder mehr berücksichtigt wird. Es gibt eine ziemlich erhebliche Zahl alter Werke in abessynischer Sprache, die in den verschiedenen großen Bibliotheken Europa's vertheilt sind. Die Kapuziner-Mönche aus der Gegend von Lyon, die das Christenthum nach Abessynien gebracht haben, sind auch vorzugsweise die Sammler der literarischen Urkunden geworden. Der namhafte italienische Orientalist Carlo Conti Rossini hat jetzt eine Liste aller abessynischen Werke zusammengestellt und in den Sitzungsberichten der römischen Accademia dei Lincei veröffentlicht, soweit sie sich in europäischem Besitz befinden. Auffallenderweise sind die italienischen Bibliotheken besonders arm an abessynischen Werken, obgleich doch die Italiener in letzter Zeit als nächste Nachbarn die meisten, wenn auch nicht gerade angenehme Beziehungen zu dem afrikanischen Kaiserreiche unterhalten haben. Die Zahl der gegenwärtig in Europa vorhandenen abessynischen Manuskripte beläuft sich auf über 1200 und vertheilt sich auf die verschiedenen Bibliotheken folgendermaßen: das Britische Museum in London besitzt deren 470, die Privatsammlung des Herm. d'Abbadie 234, die Nationalbibliothek in Paris 170, die Königliche Bibliothek in Berlin 87, die Bibliothek des Vatikan 71, die Bodleianische Bibliothek in Oxford 35, die Bibliothek in St. Petersburg 29, die Universitätsbibliothek in Tübingen 31, die kaiserliche Bibliothek in Wien 24, die Städtische Bibliothek in Frankfurt a. M. 22, die Universitätsbibliothek in Upsala 12, die Städtische Bibliothek in Cambridge 10. Dann gibt es noch eine Reihe anderer Bibliotheken, die nur ein einziges Manuskript der äthiopischen Sprache besitzen. Nicht eingeschlossen in diese Aufzählung sind theologische Schriften, Homilien und Sermone, deren Zahl wahrscheinlich recht groß ist, die aber von Rossini nicht berücksichtigt worden.

* **Heidelberg.** Der Oberbibliothekar Dr. Jakob Wille wurde im Nebenamt zum Honorar-Professor ernannt.

* **Gießen.** Von den im vorigen Jahre gestellten neun Preisaufgaben sind fünf je einmal bearbeitet worden, und zwar mit dem Erfolg, daß allen Bearbeitern der volle Preis zuerkannt werden konnte. Die Aufgabe aus der Chemie wurde von Hrn. M. Gaumer aus Stuttgart gelöst, die aus der deutschen Philologie von Hrn. W. Friedrich aus Darmstadt, die aus der romanischen Philologie von Herrn Franz Tschöpe aus Darmstadt, die aus der indischen Philologie von Hrn. Dr. Reichelt aus Baden bei Wien, endlich die seitens der medizinischen Fakultät für den Balser-Preis gestellte von Hrn. Fr. Framme aus Gießen.

* **Aus der Schweiz.** Zum ordentlichen Professor für Strafrecht und Strafprozeß an der Berner Hochschule hat, wie die „Voss. Ztg." meldet, der Regierungsrath des Kantons Bern den außerordentlichen Professor für Strafrecht in Heidelberg, Wolfgang Mittermaier, gewählt. — Die Universität Genf zählt, der „Frankf. Ztg." zufolge, in diesem Sommer 809 immatrikulirte Studirende und 127 Hörer. Unter den Ersteren studiren 41 Theologie, 148 Jurisprudenz, 305 Medizin, 119 Philosophie und 193 Naturwissenschaften. Der Nationalität nach sind von ihnen 261 Schweizer und 548 Ausländer. Unter den Letzteren besonders 204 Russen, 132 Deutsche und 87 Bulgaren. Im ganzen studiren hier 639 Ausländer, neben 297 Schweizern. Unter den immatrikulirten Studenten befinden sich 187, unter den Hörern 48 Damen, zusammen also 235. Von diesen sind 162 Russinnen (97 Medizinerinnen), 27 Schweizerinnen, 17 Deutsche (1 Medizinerin, 16 in der philosophischen Fakultät); überhaupt sind von den sämmtlichen Frauen 2 in der juristischen, 104 in der medizinischen, 84 in der philosophischen und 45 in der naturwissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben.

T. **Aus Skandinavien.** Der skandinavische Ophthalmologen-Kongreß, der nach dem Muster der jährlichen Heidelberger Kongresse organisirt worden ist, hat in diesem Monat zum erstenmale in Stockholm getagt und wird von nun an alle zwei Jahre stattfinden, das nächste Mal 1902 in Kopenhagen.

T. Die Howard-Medaille, die von der Londoner Statistischen Gesellschaft verliehen wird, ist nunmehr zur Ausschreibung gelangt. Die Mitglieder der Gesellschaft stellten während der letzten Sitzung folgende Aufgabe für den Wettbewerb: „Die Geschichte und Statistik der Tropenkrankheiten mit besonderer Rücksicht auf die Beulenpest." Die Arbeiten sind bis zum 19. Juni 1901 einzureichen; die Verleihung der Medaille, zu der noch ein Geldpreis von 400 M. gehört, erfolgt Ende nächsten Jahres.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 4. Juli. Nummer 150.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem modernen Kunst- und Antiquitätenhandel.

I.

Das Bild des Kunsthandels ist von altersher ein buntes und mannichfaches gewesen, da die Arten der Erwerbung von Kunstwerken, je nach der Gattung derselben und in verschiedenen Zeiten und Ländern, mannichfache und zum Theil nicht unwesentlich verschiedene waren. Im großen und ganzen waren sie sich jedoch ähnlich und hatten gemeinsame Grundzüge. Erst die neueste Zeit hat dem Kunsthandel ein wesentlich anderes Gesicht gegeben; je kleiner die Zahl der Kunstwerke wird, die noch auf den Markt kommen, um so größer wird der Zuschnitt des Handels mit den Kunstwerken, um so mehr wird dieser im Stil des modernsten Großhandels überhaupt betrieben. Daß dieser Großhandel in alten Gemälden und Antiquitäten dadurch auch ein großartiger geworden wäre und sich auch darin etwa mit dem internationalen und Kolonialhandel vergleichen ließe, dieser Schluß wäre jedoch ein verfehlter. Es sind vielmehr gerade die Auswüchse des Großhandels, seine Verbindung mit der Börse und der Spekulation überhaupt, seine mannichfachen verschlungenen Wege und Abwege, die auch dem Bilderhandel den modernen Zug ausprägen, die ihn „groß“ in einem sehr beschränkten und wenig erfreulichen Sinn erscheinen lassen.

Der Kunsthandel hat von jeher einen zweifelhaften Ruf gehabt; man hat ihn gelegentlich dem Pferdehandel verglichen, nicht ganz ohne Berechtigung. Denn, ganz abgesehen von der Schwierigkeit in Fragen des Geschmacks, der bei Kunstwerken so wesentlich mitspricht, den Geldwerth einigermaßen genau zu bestimmen, hängt die Kenntniß des künstlerischen Werthes und damit zugleich die richtige Preisschätzung der Gemälde und Antiquitäten mit einer künstlerischen Veranlagung und einem mehr oder weniger bedeutenden Wissen zusammen, die nur ein kleiner Theil der Sammler und keineswegs auch alle Kunsthändler besitzen. Daher sind Irrthum, Unkenntniß und Mangel an Geschmack, wie das Bestreben diese auszunützen, von jeher wesentliche Faktoren im Kunsthandel gewesen. Aber so lange dieser noch über eine reiche Zahl von werthvolleren oder selbst hervorragenden Gegenständen zu verfügen hatte, so lange der Handel noch an einer Anzahl mehr oder weniger großer Plätze blühte, entwickelten sich lokale Traditionen, achtbare Kunsthandlungen und Auktionshäuser und dadurch ziemlich feste Regeln und Preise. Das hat sich seit einigen Jahrzehnten rasch und nicht zu seinem Vortheil geändert. In den dreißig fast ununterbrochenen Friedensjahren, die fast für alle Kulturstaaten eine außerordentliche Steigerung ihrer Mittel und des Volkswohlstandes mit sich gebracht haben, hat sich die Zahl der Privatsammler kaum vermindert, ihre Kaufkraft aber wesentlich gesteigert, während die Zahl der öffentlichen Sammlungen, die als Käufer auf dem Kunstmarkt auftreten, sich mehr als verzehnfacht hat und die Summen, die dafür aufgewendet werden, sich verhältnißmäßig noch mehr gesteigert haben. Zu den Sammlern in der alten Welt sind in dieser Zeit die Sammler der neuen Welt hinzugekommen: eine stattliche Reihe öffentlicher Museen, Stiftungen der freigebigen Kunstfreunde der Vereinigten Staaten, wird durch diese zugleich mit den Mitteln zu weiteren Erwerbungen ausgestattet und die Privatsammler mehren sich von Tag zu Tag und verwenden immer außerordentlichere Summen zur Erwerbung alter Kunstwerke. Wenn wir in Bezug auf die dafür verwendeten Mittel unsre Zeit mit der vor dem französischen Krieg vergleichen, so werden wir eher zu niedrig als zu hoch greifen mit der Annahme, daß heute etwa 25mal so viel dafür ausgegeben wird als vor etwa 30 Jahren. Demgegenüber hat sich die Zahl guter alter Kunstwerke, die noch auf den Markt kommen in gleichem Maße verringert. Manche Gattungen sind ganz oder so gut wie ganz vom Markt verschwunden, andere haben sich auf den 10. oder 20. Theil oder noch stärker vermindert; darunter auch die alten Gemälde.

Diese gesteigerte Lust am Sammeln hält jetzt schon seit mehr als zwei Jahrzehnten an und nimmt stetig zu. Die Hoffnung, daß die Galerien und Sammlungen aller Art, die in dieser Zeit zusammengebracht worden sind, gelegentlich wieder einmal in den Handel kommen, ist im wesentlichen eine trügerische: nicht nur geht jetzt ein sehr beträchtlicher Theil der verkauften Kunstwerke, für manche Richtungen die Mehrzahl in öffentliche Museen; auch die Sammlungen der bedeutendsten Privatliebhaber werden nur zum kleineren Theil wieder zur Versteigerung kommen. In den Vereinigten Staaten gilt es als nobile officium der großen Sammler, daß sie ihre Sammlungen nach dem Tode, wenn nicht schon bei Lebzeiten, den Museen überweisen, die sie meist noch mit Mitteln zu deren Instandhaltung und Vermehrung ausstatten. Nach den Vorgängen im letzten Jahrzehnt dürfen wir annehmen, daß mindestens die Hälfte der bedeutenderen Sammlungen alter Kunst in New-York, Boston, Chicago u. s. f. auf diese Weise in verhältnißmäßig kurzer Zeit öffentlicher Besitz sein werden. In Europa ist man allerdings noch nicht so freigebig; die Freude und Theilnahme am öffentlichen Leben und die Aufopferungsfähigkeit sind hier viel geringer, wie dies regelmäßig da der Fall zu sein pflegt, wo die Wohlhabenheit in einer Reihe von Generationen sich erhalten hat (eine Beobachtung die sich auch in Amerika schon bestätigt). Aber trotzdem ist die Aussicht, daß solche Sammlungen über kurz oder lang wieder unter den Hammer kommen sollten, in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen und namentlich für die werthvollsten Sammlungen, eine geringe, solange man mit normalen Verhältnissen rechnet und nicht auf tiefeingreifende, jeder Voraussicht sich entziehende Revolutionen spekuliren will, die Niemand herbeiwünschen wird, der an Kunst Freude hat. Einen

großen Theil von hervorragenden Kunstwerken aller Art hat die Familie Rothschild in drei Generationen aufgespeichert, von denen gelegentlich kleinere Theile in öffentlichen Besitz übergehen, die aber in absehbarer Zeit nicht veräußert werden. Dasselbe ist der Fall mit einer Reihe von Sammlungen anderer Geldbarone und wird voraussichtlich für die Sammler unter den afrikanischen Minenkönigen, den Trustmännern und ähnlichen Milliardären gelten, soweit nicht Museen zu rechter Zeit auf dieselben die Hand legen oder Museen daraus werden. Denn mit der Zeit kommen doch eine Anzahl der bedeutendsten dieser Sammlungen in öffentlichen Besitz, namentlich durch Vermächtniß: die glänzendsten Beispiele dafür aus neuerer Zeit sind die Antiquitätensammlung Carrand, an Güte und Erhaltung der Stücke der Spitzer'schen Sammlung weit überlegen, die an das Museo Nazionale zu Florenz gefallen ist, und die Sammlungen von Sir Richard Wallace in London, die wohl überhaupt den großartigsten Kunstbesitz eines Privaten im 19. Jahrhundert darstellen, und deren Werth mit 100 Mill. M. eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist. Andere große Sammlungen, deren Verkauf droht, weiß sich der Staat gelegentlich mit Geschick zu sichern; so hat jetzt Italien die berühmte Galerie Borghese in Rom und das Museum des Hospitals S. Maria Nuova in Florenz für verhältnißmäßig sehr geringe Summen an sich zu bringen gewußt. Aehnlich wird auch das Schicksal der meisten unter den wenigen bedeutenden Privatsammlungen sein, die Italien noch aufzuweisen hat.

Unter solchen Umständen: bei einer so außerordentlichen Abnahme der käuflichen Kunstwerke und einer so gesteigerten Anforderung danach, namentlich nach hervorragenden Stücken, hat der Kunstmarkt ein vollständig verändertes Bild bekommen. Bisher waren die öffentlichen Versteigerungen, namentlich in Paris und London, von denen jährlich eine beträchtliche Zahl stattfanden, maßgebend für die Preise der alten Kunstwerke. Diese kommen aber jetzt nur in verschwindender Zahl vor, und darunter nur noch ausnahmsweise solche von hervorragenden Sammlungen; nicht nur weil die Zahl derselben bedeutend zusammengeschmolzen ist: die Besitzer, die verkaufen wollen oder müssen, ziehen es jetzt meist vor, da sie von allen Seiten darum gebeten werden, unter der Hand einige bedeutende Stücke zu außerordentlich hohen Preisen zu verkaufen. In der Regel werden sie schon daraus das gewünschte Geld erzielen und ihre Galerie oder sonstige Sammlung behalten, ohne daß der Laie den Abgang jener einzelnen, besonders werthvollen Stücke bemerkt. Die Auktionen, die noch vorkommen, geben aber nur selten ein richtiges Bild von dem Werth der Kunstwerke; denn entweder werden sie ohne Inscenirung abgehalten, wo sie meist einen Mißerfolg haben und Beute der Händler werden, oder sie werden, für Geld und gute Worte, durch die Händler und zuweilen auch durch den Besitzer selbst getrieben, wodurch die Gegenstände dann vielfach rein phantastische Preise erreichen. Nicht selten sind die Auktionen nur noch eine Farce, indem die Sammlungen vorher von einem Händler oder von einem Konsortium derselben aufgekauft und dann von ihnen mit allem Raffinement in Scene gesetzt werden, oder indem eigene Waare und Sachen von andern Händlern in die Versteigerung einer Sammlung mit vornehmen Namen eingeschmuggelt werden. Das berühmte Pariser Auktionshaus, das Hotel Drouot, hat daher infolge solcher Machenschaften seinen Ruf längst eingebüßt und ist ein Trödelmarkt geworden; und das seit 150 Jahren bestehende weltbeherrschende Auktionshaus in London geht infolge Hintansetzung seiner alten soliden Grundsätze und Aufnahme von Händlern in die Firma gleichfalls jetzt entschieden zurück.

Die Seltenheit guter käuflicher Kunstwerke und die außerordentlichen Preise derselben machen heute den Kunsthandel sehr schwierig: es gehören dazu sehr große Mittel, große Kenntnisse und gute Einführungen in die Gesellschaft. Das sind Eigenschaften, die sich sehr selten in einer und derselben Persönlichkeit und fast nie bei einem Kunsthändler vereinigt finden. Es ist daher Theilung der Arbeit eingetreten; nicht in dem Sinn wie früher, daß der einzelne Händler nur alte Gemälde oder gar nur eine bestimmte Art derselben, andere dagegen Möbel oder Kleinkunst und dekorative Kunstwerke verkauften, sondern jetzt sehen wir kaufkräftige Antiquare, die meist von ihrem Vater das Geschäft und das Geld geerbt haben, gemeinsam mit Kunstverständigen und vornehmen Herren den Kunstschacher betreiben. Die Einen, indem sie das Geld und die Käufer beschaffen, die Anderen, indem sie für diese die Kunstwerke begutachten und zugleich die Käufer berathen, die Dritten, indem sie den Moment abpassen, wo ein guter Bekannter in der „Gesellschaft", Besitzer von Kunstwerken, Geld braucht, und dann einen Händler bei ihm einführen. Bei wichtigen Ankäufen, namentlich von namhaften alten Bildern, ist diese Art des Zusammenarbeitens fast schon die Regel. Häufig sind, wegen der hohen Summen, um die es sich jetzt zu handeln pflegt, nicht einer, sondern verschiedene Händler dabei betheiligt, regelmäßig ganz im geheimen, wie denn die „Ringe" und Geheimthuerei überhaupt die Zeichen sind, unter denen der Kunsthandel von heute steht; und leider versteckt sich unter dieser Maske viel Schwindel, viel Lug und Trug!

Der große Kunsthandel hüben und drüben besteht nur noch etwa aus einem halben Dutzend solcher Ringe, die neben einigen großen reichen Händlern, den eigentlichen Machern und Börsenherren, auch eine Anzahl kleinerer Händler enthalten, gewissermaßen Makler, die durch Geschäftseifer und geschickten Vertrieb ersetzen, was ihnen an Geld oder Verständniß abgeht. Ganz selbständige Kunsthändler von wirklicher Bedeutung gibt es daneben nur wenige. Durch eine Anzahl von Abnehmern, die über ungemessene Mittel verfügen und, ohne eigenes Kunstwissen oder praktische Kenntnisse im Kunsthandel, unbedingtes Zutrauen zu diesen Händlercliquen oder zu gewissen „artcritics" haben, deren Verhältniß zu jenen sie nicht ahnen, bestimmen sie die Preise und den Markt. Um immer höhere Preise zu erzielen, bedienen sie sich zuweilen der eigenthümlichsten Mittel. Kommt in Versteigerungen noch einmal ein ganz bedeutendes Gemälde oder sonstiges Kunstwerk vor, so suchen sie dies zu jedem Preis an sich zu bringen, da sie wissen, daß sie doch über kurz oder lang einen leidenschaftlichen Liebhaber finden, an den sie es noch mit gutem Nutzen verkaufen können; für Werke desselben Meisters, die sie später in den Handel bringen, lassen sie dann diesen Rekord den Maßstab abgeben. Gelegentlich kaufen sich auch Händler, die zusammen einen solchen Ring bilden, gegenseitig namhafte Kunstwerke ab: sie kaufen es zusammen um angeblich 200,000 Francs von Lord X; A kauft es dem B um 225,000 Francs ab, B läßt es restauriren, und A ist von dem restaurirten Bild so entzückt, daß er nicht umhin kann, es um 250,000 Francs zurückzukaufen; da ist denn der schließliche Käufer beglückt, wenn es ihm gelingt, das Bild um nur 300,000 Francs zu erwerben, das ihm der ursprüngliche Besitzer gern um die Hälfte oder ein Drittel verkauft hätte.

Die vornehmen Mittelspersonen sind namentlich in Italien beliebt und unumgänglich. Während der englische Landlord, der in Verlegenheit ist, am liebsten direkt mit einem Geschäftsmann verhandelt, ist der italienische nobile in der Regel unzugänglich für diesen; er bedient sich zur Unterhandlung über Verkäufe von Kunstwerken regelmäßig eines Standesgenossen, mit dem er sich in Gesellschaften

oder mindestens im Klub trifft. Solcher zurückgekommener und verkommener nobili, meist selbst einmal Sammler oder Besitzer von Kunstwerken, die mit dem Ausspüren verkäuflicher Antiquitäten und dem Aushandeln derselben ihren Unterhalt fristen, gibt es in den großen Städten von Italien, die noch namhaften Kunstbesitz in Privathänden aufzuweisen haben, meist mehrere. Sie dienen bald dem Einen, bald dem Anderen, in der Regel aber Jedem, der sie zahlt. Da auch sie nur selten direkt mit dem vornehmen Besitzer abschließen — dies läßt sich der maestro di casa, eine ebenso einflußreiche wie vielfach gewissenlose Person in den Palazzi der Vornehmen und Reichen Italiens, nicht nehmen —, so werden die Erwerbungen aus solchen italienischen Häusern meist sehr erheblich dadurch vertheuert. Im vorigen Jahre machte der Verkauf eines frühen Madonnenbildes von Sandro Botticelli, das der Fürst Chigi in Rom besaß, durch die eigenthümliche Art, wie es verkauft wurde, und den außerordentlichen Preis, den es erzielte, berechtigtes Aufsehen. Von verschiedenen internationalen Kunsthändlern bestürmt, hatte der Fürst schließlich unterderhand eine gedruckte Einladung zu einer Privatversteigerung des Bildes in seinem Palast verschickt, bei der er als niedrigstes Angebot 160,000 Francs festsetzte. Diese aller Welt bekannte Versteigerung verbot die Regierung; trotzdem meldeten sich verschiedene fremde Händler und einer derselben erstand das mäßig große Bild um den enormen Preis von 315,000 Francs. Davon erhielt der maestro di casa 15,000 Francs; weitere 15,000 Francs bekam der nobile, der die Sache vermittelt hatte; der eigentliche Käufer aber Makler, ein in Italien lebender arcritic, der sich vor der italienischen Regierung nicht bloßstellen wollte, engagirte einen Londoner Kunsthändler zum Abschluß des Kaufes und zur heimlichen Ausfuhr des Bildes, wofür derselbe etwa 25,000 Francs erhielt, während er selbst seine Vermittlerdienste der amerikanischen Dame, für die er das Bild kaufte, mit 50,000 Francs angerechnet haben soll; um ihr Bild in Amerika einzuführen, mußte die Käuferin aber noch 20 Proz. vom Kaufpreis als Zoll bezahlen, so daß sich der von ihr gezahlte Preis schließlich auf rund 500,000 Francs belief. Zuweilen werden diesen vornehmen Unterhändlern aber auch üble Streiche gespielt. So hatte ein bekannter Marchese, der in Venedig und im Venetianischen diese Rolle spielt, im verflossenen Winter einen der unternehmendsten Florentiner Kunsthändler in einen vornehmen Paduaner Palast eingeführt, in dem sich noch eine Bronzesammlung befand. Zufällig sah ein geriebener kleiner Venetianer Antiquar die Beiden in einer Droschke fahren, merkte sich die Nummer der Droschke und ließ sich von dieser später in dasselbe Haus fahren, wo es ihm glückte, mit einem etwas höheren Gebot, als es der Florentiner gemacht hatte, die ganze Sammlung zu kaufen. Was im Frühjahr an Renaissancebronzen neu auf den Markt gekommen ist, stammt fast alles aus dieser Sammlung.

Der Dritte im Bunde beim modernsten Kunsthandel, namentlich beim vortheilhaftesten, dem Bilderhandel, ist der Kunstkenner. Während jene vornehmen Vermittler eine traurige Rolle spielen und schließlich meist im Elend endigen, stehen die „artcritics“ glänzend da. Sie leben in sehr guten Verhältnissen, sind umgeben von Mäcenen und Sammlern, die ihren Rath brauchen, werden verherrlicht von einer Corona gelehrter und verkehrter Frauenzimmer, schreiben Abhandlungen und Bücher über Kunst, deren Keckheit in der Aufstellung ganz neuer Ansichten und deren Selbstbewußtsein des Vortrags nur noch durch die Grund- und Haltlosigkeit ihrer Behauptungen übertroffen wird. Ich nannte sie artcritics, weil diese Sorte praktischer und industrieller Kunstkenner namentlich in England zuhause sind oder sich, auch wenn sie keine Engländer sind und in Italien leben, wo sich am besten im Trüben fischen läßt, mit Vorliebe als Engländer geriren —, in England, wo der Name und Begriff des Gentleman sich gebildet hat und wo man früher so streng in der Abgrenzung dieses Begriffs war! Der artcritic ist seinen Freunden unter den reichen Sammlern unentbehrlich; er macht sie auf gute Kaufgelegenheiten aufmerksam, macht ihnen die Schätzung der Kunstwerke und beräth sie überhaupt nach „bestem Wissen und Gewissen“. Ihm zahlt man daher, da er ein zu armer Teufel ist, der vom Zeitungs- und Bücherschreiben leben muß, gern ganz geheim 10 Proz. für seinen unschätzbaren Rath; bürgt doch die „beste Gesellschaft“, in der man ihn trifft und die gelegentlich sogar bei ihm sich sehen läßt, für seine Ehrenhaftigkeit, wie seine Bücher für seine Kenntnisse und seinen Geschmack! Und die Händler, die er im Interesse jener guten Freunde aufsucht — nun sie brauchen ihn erst recht; denn er führt sie bei den Verkäufern ein und führt ihnen vor allem seine Freunde als Käufer zu, er schreibt über ihre Ausstellungen und ihre neuen Erwerbungen und ist doch dabei ganz verschwiegen; denn daß er sich von den Händlern 5 oder 10 Proz. für seine Vermittelung zahlen läßt, darf man von ihm als Gentleman doch nicht wissen. Wehe aber dem Händler, der etwa nicht dazu bereit wäre, der sich weigern würde, ihn bei dieser oder jener Versteigerung in den Ring aufzunehmen oder ihm dafür, daß er nicht mit theilnimmt oder nicht mitbietet, ein Abstandsgeld zu zahlen: ihm würde er seine Ungnade in der großen Zeitung, deren Kunstfeuilleton er leitet, aber durch das Hintertreiben von An- oder Verkäufen oder durch ähnliche Schikanen gewiß in empfindlichster Weise fühlen lassen!

Mit dieser Gattung der „Kenner“ geht Hand in Hand und steht auf gleicher Stufe der „amateur-marchand“, jene Gattung von „leidenschaftlichen“ Sammlern, deren Reichthum und gesellschaftliche Stellung sie vor dem Vorwurf der Gewinnsucht sicherstellt, deren wahres Trachten aber doch nur auf möglichst vortheilhaftes Verschachern der eigenen Schätze gerichtet ist, die sie angeblich nur ganz „ausnahmsweise“ und mehr „aus Gefälligkeit“, d. h. zu deutsch regelmäßig weit über ihren Werth heimlich abgeben.

W. B.

Auch einige Worte zur Schulkonferenz.

Von Dr. A. Baumeister.

(Schluß.)

III.

Die auf das sog. Frankfurter System gegründete „Einheitsschule“ hat vielen Leuten anscheinend arg den Kopf verdreht. Ich bitte um Entschuldigung; aber ich kann es in der Kürze kaum anders bezeichnen; denn die Augen solcher Beobachter und Beurtheiler sind nach der unrechten Seite gerichtet. Der neu erfundene Umweg zum Latein durch das Gebiet des Französischen, diese Umkehrung des bisherigen Lehrganges kommt mir vor wie ein Rückwärtsgehen, wobei die Füße fortwährend anstoßen und stolpern müssen, weil die Augen doch nur nach vorn hin blicken können. Ich stehe nicht an, den Beginn des höheren Unterrichts mit gehäuftem Französisch und das Hinterherlernen des Latein (drei Jahre später!) für die verkehrteste pädagogische Maßregel zu erklären, die seit hundert Jahren getroffen ist. Die Kavalierbildung des 18. Jahrhunderts und das Philanthropin für schwächliche Adelige sind bekanntlich ihre Hauptvorbilder; aber schon deren Spur und Schicksal hätte schrecken sollen. Eine Probe zum Vergleich bietet noch jetzt in Deutschland das französische Gymnasium

in Berlin, an dem ich selbst in jungen Jahren kurze Zeit (1856) angestellt war. Das „Collège français", bekanntlich für die aus Frankreich vertriebenen Reformirten gegen Ende des 17. Jahrhunderts gestiftet, wurde im Jahre 1856 außer von den Abkömmlingen jener Kolonisten hauptsächlich von Söhnen fremder Diplomaten und Hofchargen, außerdem von Israeliten praktischer Zwecke halber stark besucht. In den drei untersten Jahrgängen, Sexta bis Quarta, wurde das Französische so stark betrieben, daß es in Tertia schon als Unterrichtssprache in allen Fächern, außer für Religion und Deutsch, angewandt werden konnte, zu welchem Zweck die übrigens deutsch gebildeten Lehrer mit Staatsbeihülfe zu ihrer Ausbildung auf längere Zeit nach Frankreich geschickt wurden. Neben Direktor L'hardy, einem geborenen Schweizer, fungirte als erster Professor Dr. Karl Ploetz, der bekannte Verfasser zahlreicher Lehrbücher, auch für Geschichte und Geographie in französischer Sprache. In Sexta wurde mit neunjährigen Knaben Französisch und zugleich Lateinisch (in 10 und 6 Lehrstunden) begonnen und das erstere mit Hochdruck betrieben, während das Latein natürlich sehr zurückstand. In Quarta hatte ich mit Schülern von 12 bis 14 Jahren den Cornelius Nepos zuerst ins Deutsche, nachgehends aber auch ins Französische zu übersetzen; in Geschichte und Geographie wurden die Daten erst deutsch durchgenommen und überhört, dann dieselben in französischer Sprache, ja auch in der Geometrie die Elementarlehrsätze und im Rechnen die Exempel, mindestens in den Resultaten. Jedermann begreift, daß es dabei sehr langsam voranging und daß für Manche nicht viel herauskam. Alle Lehrer sprachen auch offen aus, daß in den oberen Klassen die Erfolge keinen Vergleich mit denen anderer Gymnasien aushielten; französisch sprechen war eben Hauptziel. Und — wohl zu merken! — alljährlich wurde ein starker Prozentsatz solcher Schüler aller Klassen, namentlich der unteren, die sich der Anstrengung nicht gewachsen zeigten, wegen mangelnder Fortschritte entlassen „pour être élevés ailleurs", wie die stehende Wendung im Schulprogramm lautete. Dies muß man zu richtiger Abschätzung wohl in Betracht ziehen; auch in Frankfurt hat man, wie ich höre, ein stark gesichtetes Schülermaterial und selbstverständlich lauter Lehrer, die aus Ueberzeugung für ihre Sache einen mehr als gewöhnlichen Eifer entwickeln —; es sind also günstige Ausnahmezustände, die sich nicht überall verwirklichen lassen, aber durch Blendung gefährlich werden.

Zum zweitenmal habe ich im Elsaß Gelegenheit gehabt, das Französische als Grundlage des Gymnasialunterrichts zu beobachten, insbesondere am protestantischen Gymnasium in Straßburg. Hier wurden in den 70er Jahren schon in den Vorschulklassen die zum allergrößten Theil „Elsässer Dütsch" redenden Knaben von 6 bis 9 Jahren mittelst der „Papageienmethode" ins Französische eingeführt, wie man es von früher her gewohnt war; denn die deutsche Behörde mußte um des herrschenden Vorurtheils willen manches hingehen lassen, damit man nur nicht aufhöre, „beidsprachig" zu sein. Die mit Hülfe von Anschauungstafeln vorgenommene mechanische Einübung halbverstandener französischer Sätzchen gewöhnte allerdings das Ohr an Klang und Schein, aber die später folgende harte Arbeit in Grammatik und in der Orthographie (letztere erstreckt sich für den Franzosen bis in die obersten Klassen) und der Uebergang in das Latein mit der eckigen Deklination und den zahllosen Konjugationsformen zeigte recht auffallend, wie die vorausgehende Kenntniß des Französischen bei Erlernung des Latein nicht bloß ganz werthlos, sondern sogar in vielen Einzelheiten störend einwirkt und für Sprachbegabte ein Hinderniß bildet, dessen Ueberwindung nur zu besonderer Kraftanstrengung nöthigt. Der Knabe, der père und mère jahrelang mit vorgesetztem Artikel und Präpositionen versehen gebraucht hat, soll nun die scharfkantigen Endungen von pater und mater und mehrere Dutzend anderer sich einprägen; er soll zugleich die Erkenntniß gewinnen, daß dieses die Voreltern der abgeschliffenen und stumpfen Kiesel sind, mit denen er bisher spielte, und er soll überhaupt seine ganze bis dahin gewohnte Sprachanschauung umkehren —, eine Operation, deren Unbequemlichkeit für die gerade Natur eines deutschen Knaben so einleuchtend ist, daß mein pädagogisches Gewissen darin geradezu eine empörende Mißhandlung des gesunden Denkens erblickt. Das Rückwärtsgehen in der Geschichte beim Schulunterricht ist schon seltsam genug, denn es vernichtet allen Reiz und alle Spannung der Phantasie; aber das Latein nach dem Französischen bringt ganz falsche Vorstellungen in die Köpfe der Minderbegabten,[2]) es verwirrt und erschwert die verspätete Gedächtnißarbeit; dazu läßt die Unsicherheit beim Lernen das Interesse leicht erkalten. Nein! wer überhaupt Latein lernen soll, wird normal mit dem zehnten Lebensjahre und vor dem Französischen damit anfangen; hernach nimmt er das Französische mit spielender Leichtigkeit dazu auf.

Bringt man uns aber den wohlfeilen Einwand, daß man doch dem neunjährigen Knaben oder dessen Eltern nicht zumuthen könne, über seine spätere Lebensbahn schon jetzt Entscheidung zu treffen, so erwidere ich: man lasse ihn, falls er überhaupt Muth und Kraft in sich spürt, getrost das Latein probiren; ist er dann in den nächsten zwei bis drei Jahren nicht imstande, die Anfänge soweit zu bewältigen, wie sie auf dem jetzigen Gymnasium gelehrt werden, so lasse er es fallen, und das etwa schon Gelernte bringt ihm sicher keinen Schaden; jedes Gymnasium sollte, nebenbei gesagt, häufiger, als bisher zu geschehen pflegt, unbrauchbare Schüler aus den unteren Klassen wieder abstoßen. Aber Thorheit wäre es, einer schwächlichen Minderzahl zuliebe alle Anderen verkehrte Wege zu führen. Oder begreift man nicht, daß die Kost der lateinischen Klassiker eine kräftige und gesunde Speise ist gegenüber dem süßlichen Brei so mancher französischen Anfängerlektüre? Daß die markige Sprache alter Römer mehr werth ist, als der matte Absud und die Gedankenverdünnung moderner Schriften? Weiß man nicht etwa längst, daß, wer den Bau der lateinischen Sprache begriffen hat, dazu von ihrem Wortschatz den erlesenen Theil der Wurzeln nebst dem Gefüge der Ableitungen und Zusammensetzungen, daß der damit für alle romanischen Sprachen und für das Englische den Hauptschlüssel in der Tasche trägt? Warum sollte man jahrelang sein Wasser aus dem abgeleiteten und stagnirenden Weiher schöpfen mögen, wenn der frisch sprudelnde Quell ganz in der Nähe fließt? Die Französelei der Hofdamen und ihres süßlichen Anhanges hat es leider! dahin gebracht, daß wir drei Viertel der dem Latein entlehnten Fremdwörter nur in der französischen Form kennen; sollten wir aber gar die Verkehrtheit und Oberflächlichkeit, die wir in elsaß-lothringischen Schulen soeben bekämpft und glücklich ausgetrieben haben, zurückholen und unsrer ganzen tüchtigen Jugend aufnöthigen?

[2]) Ein elsässischer Elementarlehrer, der natürlich französisch gelernt hatte und nun in löblichem Eifer auch das Latein studiren wollte, wobei ihn ein deutscher Philolog unterstützte, machte einst auf eine Auseinandersetzung des Letzteren, der das Französische zur Erklärung durch Analogie heranzog, mit Genugthuung die Bemerkung: Ah, maintenant je comprends, cela vient du français! Er hielt die Franzosen für das Urvolk.

Diese sogenannte „Einheitsschule", die seltsamerweise von unsern Allerweltsliberalen so sehr gepriesen wird, ist in Wahrheit eine ebenso verderbliche Knebelung und zwangsmäßige Gleichmacherei der Geister, wie die Lebensschablone der Sozialdemokraten für den Körper und seine Bedürfnisse. Keiner soll eben etwas mehr haben als der Andere; die Dürftigkeit und Beschränktheit soll allgemein sein; Bildungsvorzüge sind so verpönt, daß man die Bäumchen schon unten an der Wurzel beschneidet, damit sie ja nicht zu hoch wachsen! In der „freien" Schweiz freilich ist's Gesetz, daß der Lateinunterricht erst nach Vollendung der Volksschule, also noch dem zwölften Lebensjahre beginnen darf (nur in Bern und Basel mit zehn Jahren); ist denn aber, was dort herauskommt, so ideal, daß es uns zum Vorbild dienen müßte? Haben die Franzosen oder die Engländer sich je einfallen lassen, die Sprache der Deutschen, deren Nachbarn sie doch auch sind, vor dem Latein zu lehren, um des Weltverkehrs willen? Oder meint man wirklich, daß die vielen Tausende von Deutschen, die in England und Frankreich leben, und ebenso viele Tausende, die alljährlich dorthin reisen, bis jetzt jene Sprachen gar so ungenügend gelernt haben, daß sie ihre Zwecke nicht erreichen konnten? Dagegen habe ich vor langen Jahren schon in Frankreich beobachtet, daß diejenigen Deutschen, welche mit gehöriger gramatischer Kenntniß ausgerüstet waren, binnen kurzem sich in eine korrekte Sprachgewandtheit fanden, während Andere, die ohne Schulkenntnisse dahin gekommen waren, nach langjährigem Aufenthalte zwar geläufig, aber grob unrichtig sprachen. In dieser Beziehung hat unser bisheriges deutsches Schulsystem seine Probe wirklich bestanden, und es ist lächerlich, dagegen die verflachende und geistlose Praxis von Schweizer Pensionaten ins Feld zu führen. Wer mit Gymnasialkenntnissen ausgerüstet ist und nach Frankreich reisen will, der nehme einen Sprachführer oder ein Konversationsbuch einige Wochen vor, und er wird, falls er sich nur eine leidliche Aussprache angeeignet hat, so leicht nicht Schiffbruch leiden. Künftige Diplomaten haben natürlich für ihre Aufgabe besondere Fachstudien nöthig, die durch keine Organisation der öffentlichen Schulen überflüssig gemacht werden können. Ueberhaupt aber ist es ein grober Irrthum, dem man freilich oft begegnet (sogar in Schulordnungen!), als ob „Redefertigkeit" oder „Gewandtheit im mündlichen Ausdruck", sei es in einer fremden, sei es in der eigenen Sprache, innerhalb des Schulunterrichts erzeugt oder besonders gepflegt werden könne. Woher soll denn die Zeit kommen, mit jedem Einzelnen öftere Redeübungen anzustellen, wenn auch nur 20 bis 30 Schüler in der Klasse sind? Die anzustrebende Gewandtheit kann nur die kurze und präzise Wiedergabe vorgetragener Gedanken sich zum Ziele setzen, sie muß sich auf wenige Sätze bei jedem Einzelnen beschränken. Ist doch selbst unter gebildeten Männern kaum der zehnte imstande, rasch und fließend längere Gedankenreihen in einem ihm geläufigen Stoffe mündlich zu entwickeln; die Meisten haben dazu sorgsame Vorbereitung nöthig. Das liegt aber in unserm deutschen Naturell und in jahrhundertelanger Lebensgewohnheit; denn die Franzosen, denen der mündliche Ausdruck leichter fällt, leisten in ihren Schulen auch durchaus nicht mehr als wir.

Also nochmals zum Schluß: Dieses Frankfurter System, worin dem Französischen der Löwenantheil an unsrer höheren Jugendbildung zufällt, während das Latein ungebührlich zurückgedrängt und das Griechische gar in die letzte Ecke gedrückt wird, halte ich für gemeingefährlich und seine Herrschaft würde ich als eine unheilvolle Verirrung ansehen.

Und dennoch bin ich durchaus kein blinder Fanatiker der klassischen Bildung im gewöhnlichen Sinne, sondern habe selbst seit Jahrzehnten das spezifisch philologische Gymnasium als einen Auswuchs bekämpft und andrerseits auch das Zuströmen minderwerthiger Elemente, insbesondere aus den niederen Ständen, von dem Gymnasium abzuwehren gesucht. Die Realgymnasien nicht bloß, sondern auch die Realschulen aller Art habe ich mit warmem Interesse gepflegt und wünsche ihnen fortwährend von Herzen alles Gedeihen. Daß z. B. in München gegenwärtig die Errichtung eines sechsten Gymnasiums geplant wird, während nur wenige Realschulen am Platze sind, erscheint mir als ein ungesunder Zustand, als eine irrthümliche Neigung, aber weniger der Behörden als der in Betracht kommenden Volkskreise. Auch in Preußen ist die Gesammtzahl der Realschulen noch immer zu gering.

IV.

Wenn neulich auf der Schulkonferenz, Zeitungsberichten zufolge, der geistreiche Philologe Professor v. Wilamowitz gesagt haben soll, man müsse auf den Gymnasien Platon lesen, um durch den Einblick in dessen grandiose Ideenwelt die Jugend davon abzuhalten, der heutigen Afterphilosophie nachzulaufen, so muß ich dagegen bemerken, daß die Hinfälligkeit der in diesem Satze beabsichtigten Schlußfolgerung schon lange durch die Erfahrung selbst erwiesen ist. Die Lektüre platonischer Dialoge (natürlich sind auf Schulen, außer den kleinsten, nur Phaidon, Gorgias und Protagoras möglich; ich selbst habe einmal auch Phaidros mit Schülern privatim gelesen), diese Lektüre hat doch bisher auch gerade tüchtige und selbständige Geister nicht abhalten können, andere und eigene Wege zu gehen! Nietzsche war selbst Philologe, und unsre Primaner lesen heimlich Ibsen und vieles andere, gerade so wie man vor 100 Jahren in Schulpforta Schiller und Goethe heimlich las. Die Jugend liebt eben das Neueste und huldigt auch der Mode. Zudem wird Niemand behaupten wollen, daß z. B. fleißiges Bibellesen nothwendig zum dogmatischen Christenthum führen müsse, seit Dav. Strauß und Renan. Auch die modernen Maler haben sich durch die Betrachtung von Raffaels Werken nicht abhalten lassen, ihre derben Farbenkleze ebenso schön zu finden; und die neuesten Dichter, die doch sicher auch Schiller und Goethe auf der Schulbank studirten, haben erst im naturalistischen Drama ihre Befriedigung gefunden. Also weg mit diesem teleologischen Utilitorismus! Nach meiner Auffassung können die Werke der Alten im Gymnasium lediglich als Schleifsteine dienen, um den Geist der Jugend zu schärfen und ästhetisch empfänglich zu machen, was mittelst unsrer eigenen Sprache und Literatur allein nur in sehr bedingtem Maße möglich ist. Sagt doch Horaz selbst schon von sich: fungar vice cotis, wenngleich in etwas anderem Sinn. Zur Anleitung für die Jugend müssen wir Vorbilder benutzen, die möglichst auf sich selbst gestellt waren und ohne Apparat geschaffen haben; wir müssen heraus aus unserm Dunstkreis, aus dem uns umlagernden Kulturschutt, um freier zu athmen und reinere Luft zu schöpfen und aus der Entfernung die Gegenwart heller bestrahlt und in der Klarheit eines Spiegelbildes zu betrachten. Nach der Zeit dieser Umschau aber, die in dem jugendfrischen Gedächtniß und in der jungen Phantasie mächtigere Eindrücke hinterläßt als später zu geschehen pflegt, macht denn freilich doch Jeder das, wozu ihn der Geist treibt: die große Mehrzahl der Stumpfen läßt die Eindrücke rasch verblassen und trabt die gewohnten staubigen Wege; von der empfänglichen Minderheit stürmt ein

Theil seitab ins romantische Gebirge. Viele erklettern Felsen, Mancher versteigt sich dabei, Einzelne stürzen ab, und nur wenige Erlesene schreiten auf steilen Pfaden, vorsichtig und kühn zugleich, empor, bis sie unbekannte Höhen gewinnen und neue Aussichtspunkte entdecken, deren Schönheit den Genossen mit Begeisterung zu preisen ihr Lebensziel wird.

So war es bisher und so wird es wohl noch lange bleiben; das Ideal hält selbst im größten Idealisten nicht täglich und stündlich stand; darum sollten sich gerade die Fachkreise vor allen anderen hüten, den Bogen allzu straff zu spannen; die Gefahr des Reißens liegt immer nahe genug. Man erlaube mir, folgendes kleine Erlebniß zu erzählen: Als ich 1870 die Direktion des Domgymnasiums in Halberstadt übernahm, und zwar als Nachfolger eines vortrefflichen Mannes, der eben sein 50 jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte und schon lange manche Allotria trieb, wurde mir sogleich hinterbracht, daß bei den Primanern und nach Aussage der Kollegen auch in allen anderen Klassen die gedruckten Uebersetzungen zur Nachhülfe grassirten. Bald ertappte ich auch einen ziemlich beschränkten Jüngling, als er im Sophokles nach einer Lesart übersetzte, die nicht in seiner Ausgabe stand. Ohne weiteres erklärte ich, den Betrug nicht dulden zu wollen, knüpfte daran geeignete Mahnungen und schloß die Stunde mit der Aufgabe, bis zum folgenden Morgen alle Eselsbrücken mir einzuliefern. Dann ging ich in die anderen Klassen und ertheilte mit entsprechenden Wendungen die gleiche Weisung; wobei überall völlige Straflosigkeit und Rücksichtnahme der Lehrer auf den schwachen Kenntnißstand der Schüler zugesichert wurde. Am anderen Morgen brachte mir der Schuldiener mehrere große Waschkörbe, gefüllt mit Heftchen aller Art, meist zu zwei und drei Silbergroschen das Stück, und zwar Uebersetzungen sämmtlicher Schulschriftsteller, angefangen vom Cornelius Nepos; ich habe drei Tage lang meinen Ofen damit geheizt. Lehrer und Schüler aber fühlten sich sichtlich erleichtert und sprachen es auch aus, besonders als ich offen verkündete, es werde vorläufig ein ganz bescheidener Maßstab an ihre Leistungen gelegt werden, da sie ihrer Krücken beraubt seien. Jener Unglückliche aber, der wider seinen Willen den Anstoß zu dieser Entdeckung und Säuberung gegeben hatte, kam zu mir und erzählte unter Thränen, Professor P. (der kurz vorher auswärts Direktor geworden war) habe in Sekunda alle 14 Tage acht bis neun Kapitel Livius Privatlektüre verlangt, das habe er nicht leisten können und deßhalb zu jenem Mittel gegriffen. So hatte der verkehrte Ehrgeiz dieses längst verstorbenen Philologen, mit den Leistungen seiner Schüler zu glänzen, geradezu moralisches Verderbniß eingetragen. In einigen Lehrerkreisen war früher die Parole, man müsse den Schülern möglichst viel aufgeben, damit sie keine Zeit zu dummen Streichen übrig behielten. Ich nenne das Zuchthauspolitik.

Nun wünsche ich aber mit jenem Geschichtchen nicht dahin mißverstanden zu werden, als sei ich ein Feind der Uebersetzungen alter Klassiker. Ganz im Gegentheil! Schon längst habe ich es ausgesprochen, man solle dahin wirken, daß auch andere Leute als Philologen später noch einmal zu den Alten greifen, und da die Lektüre in der Ursprache ihnen zu mühsam und zeitraubend sein würde, in guten Uebersetzungen. Nachdem der Schüler zwei oder drei alte Tragödien im Urtexte durchgearbeitet hat, sind ihm Ton und Farbe des Originals so weit vertraut, daß er auch im deutschen Gewand den Alten wiedererkennt und Genuß daran hat. Und haben denn unsre Klassiker es anders gemacht? Von Schiller wissen wir positiv, daß er nicht viel Griechisch verstand; übersetzte er doch die Iphigenie aus dem Französischen mit Hülfe einer lateinischen Interlinearversion; dennoch hat er uns das rhetorisch-stilistische Prachtstück unsrer Literatur, die Braut von Messina, geschenkt. Auch Goethe's Kenntniß des Griechischen war weder tiefgehend noch umfassend im philologischen Sinn. Aber freilich, beider Dichter Geist blickte durch jeden Satz der Sprache tief in das Herz des Griechenvolkes! „Das Land der Griechen mit der Seele suchend", war Goethe nach Italien gegangen und er lebte in Rom überhaupt seiner Meinung nach in altgriechischer Sphäre, von altrömischer gravitas und Steifigkeit weit entfernt. Und als später den beiden Dichterheroen sich Fr. Aug. Wolf als ortskundiger Führer und W. v. Humboldt als philosophischer Exeget zugesellt hatten, da wurde der neuhumanistische Bildungsbund gegründet, und die Renaissance des protestantischen Deutschland erkor sich in dem verjüngten Gymnasium die Pflanzstätte für das ästhetisch zu erziehende Geschlecht, wie sich Schiller in seinen geistvollen Abhandlungen es ausmalt, in dem schönen Wahn, daß die im Gedränge des Marktes um das irdische Wohlsein kämpfende Menschheit dauernd für die bedürfnißlose Idylle sich begeistern könne. Es ist ganz anders gekommen als in dem schönen Traum; der platte Verstand und das praktische Leben behielt auch hier die Oberhand, und sobald durch Lässigkeit und Ungeschick der Gärtner der wohlangelegte Park zu verwildern drohte, legte die Staatsgewalt strenge Richtschnuren an, maß die Portionen genau zu und an Stelle der imponderabeln Kräfte traten die zählbaren und wägbaren Potenzen des Gedächtnisses und der gemeinen Logik, die trockenen Regeln der Grammatik, und die stilistisch-rhetorische Uebung mühte sich, ein buntgelapptes Gewand aus fremdländischen Wörtern und Wendungen den deutschen Gedanken deutscher Jünglinge anzuziehen. Erst nachdem sich gezeigt hatte, wie die bürgerliche Arbeit in saurem Schweiße ringend, mit staunenswerther Rührigkeit sich ganz neue Schaffensgebiete erobert hatte, da begann man auf die Entfremdung der Schule vom täglichen Leben aufmerksam zu werden und die Auswüchse zu beschneiden —; eine bittere, aber ganz nothwendige und naturgemäße Reaktion!

So stehen wir also jetzt mit dem Gymnasium in einer Rückzugslinie, vom Standpunkt der alten Zeit aus betrachtet; denn sogar bei dem größten Theil seiner Gönner wird für seine Aufrechterhaltung aus verschiedenartigen Sonderinteressen eingetreten. Von den Theologen brauchen die katholischen hauptsächlich nur viel Latein, weil es ja Kirchensprache ist, die protestantischen verlangen daneben Griechisch zur Schriftforschung. Die Rechtsgelehrten werden, wie in Frankreich und England, bald ohne das römische Recht sich behelfen lernen, und die Aerzte fürchten hauptsächlich nur die Invasion einer zweiten Klasse, die den Rang des ganzen Standes herabdrücken möchte. Das tief gewurzelte Gefühl der Bildungshierarchie ist aber in Deutschland mächtiger als in anderen Ländern und spielt in dem Schulstreit eine wichtigere Rolle als die ästhetische Begeisterung für das klassische Alterthum, zu welcher außer den Philologen nur noch wenige Auserwählte Neigung und Muße übrig haben. Denn selbst für die Historiker ist der Horizont der Wissenschaft heutzutage so erweitert, daß nur bei den Spezialisten sich alles um Griechenland und Rom dreht; und seitdem jede, auch nur halbwegs zivilisirte Nation ihre eigenen Klassiker entdeckt hat und rühmt, werden die Lateiner und Griechen allmählich vielleicht auch bei uns so angesehen wie bei den Franzosen, wo livres classiques nur die in den Schulklassen gebrauchten Bücher bezeichnet. Unter so zweifel-

haften Bundesgenossen und unsicheren Freunden ist es tröstlich zu sehen, daß gerade Autoritäten der mathematischen und Naturwissenschaften in gewisser Art zu uns halten; wenigstens habe ich mehrfach von Chemikern und Physikern die Aeußerung vernommen, sie wünschten gar nicht, daß ihre Fächer auf den Schulen so eifrig betrieben würden. Man fürchtet wohl die Blasirtheit und Oberflächlichkeit der jungen Studenten, die alsdann nicht mehr so frisch und lernbegierig in die Vorlesungen kommen würden.

Ob nun ein Stillstand eintreten oder was werden wird, ist nicht zu sagen. Selbstverständlich habe auch ich, wie alle Schulmänner, für die innere Gestaltung des Lehrplanes der Gymnasien besondere Wünsche, von denen nur zwei Punkte mit einem Wort hier zum Schluß angedeutet sein mögen. Der eine betrifft die Wiedereinführung der kürzlich verbannten philosophischen Propädeutik, allerdings in anderer Gestalt und mit anderen Zielen; der andere die historische Seite des deutschen Sprachunterrichts. Gegenüber dem, was z. B. die Franzosen in dieser Richtung thun, ist es ärgerlich zu sehen, wie das innere Verständniß und die liebevolle Behandlung unsrer Muttersprache noch immer zurücksteht, so daß sie geradezu das Aschenbrödel unter den Schwestern genannt werden kann. Und es scheint fast, als ob auch die Forschungen der Brüder Grimm und ihrer Nachfolger erst alt und grau werden müßten, ehe man sie der Jugend vorzuführen sich entschließt. Die beiden Desiderien aber ohne besonderen Zeitaufwand von tüchtigen Lehrern genügt werden kann, ist im wesentlichen von Gust. Wendt in seiner gehaltreichen Abhandlung über den deutschen Unterricht in Band III meines früher erwähnten pädagogischen Handbuchs treffend dargelegt worden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eine neue spanische Horaz-Uebersetzung. Ganz gleichzeitig mit der Beilage vom 8. Juni ist mir aus Mexico eine neue spanische Horaz-Uebersetzung zugegangen. Darin lauten die Verse, die bei der Besprechung des Imelmann'schen Büchleins mehrfach citirt worden sind:

Mientras yo te agradaba y ningún joven
De tí más preferido, Lidia bella,
A tu albo cuello entrelazó sus brazos,
Más dichoso viví que el rey de Persia.

Mientras que más que á mí no amaste á nadie,
Ni por Cloe se vió Lidia pospuesta,
El nombre fué de Lidia celebrado
Y más ilustre fuí que Ilia lo fuera.

Das Buch selbst trägt den Titel: „Algunas Odas de Q. Horacio Flaco. Traducidas en verso castellano por *Joaquin D. Casasus*" und ist in Mexico in der „Imprenta de Ignacio Escalante" erschienen. Im ganzen wurden 200 numerirte, auf japanisches Papier gedruckte Exemplare ausgegeben. — Was zunächst die äußere Ausstattung anbetrifft, so ist diese eine sehr schöne und vornehme und beweist, daß in Mexico, das in seinen wirthschaftlichen Verhältnissen während der letzten Jahre so stark vorangeschritten ist, auch die Buchkunst eine bemerkenswerthe Höhe erreicht hat. Das gibt ein Recht zu günstigen Folgerungen für das Geistesleben wenigstens der Stadt Mexico. Der Verfasser der Uebersetzung, Hr. Casasus, ist einer der hervorragendsten mexicanischen Staatsmänner, einer der ersten Advokaten der Stadt Mexico. Er sagt in seinem Vorwort: „Ich weiß, daß es eine Vermessenheit ist, eine Uebersetzung des Horaz in Druck zu geben, vielleicht des meistübersetzten der lateinischen Dichter. Aber nachdem ich dieser Arbeit die Muße mehrerer Jahre gewidmet habe, war es schwer möglich, sie den indiskreten Blicken der Freunde zu entziehen." Die Uebersetzung ist mit großer Liebe, Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet und man merkt es den eigenen Worten des Uebersetzers an, daß er mit dem Herzen bei der Sache war. Sehr fesselnd sind die Betrachtungen von Manuel Sanchez Marmol über die Uebersetzung von Casasus selbst und die Aufgaben, die mit der Uebertragung ins Spanische verbunden waren. Unter den ausgewählten Dichtungen befindet sich auch die berühmte Epode über das Landleben, deren erster Vers: „Beatus ille qui procul negotiis" in der Uebersetzung lautet: „Feliz quien de negocios apartado". Für die Uebersetzung wurde die Ausgabe Fermin Didot von 1855 benutzt, deren lateinischer Text reproduzirt ist. Die Kommentare von M. Tubner, deren Präzision unvergleichlich sei, sind, ergänzt durch einige Bemerkungen von Casasus selbst, dem Büchlein beigegeben. S. S.

w. **Ueber Schul- und Bildungsfragen in Italien.** Aus den mannichfachen Versuchen, welche man jetzt in Italien macht, um die Früchte der Wissenschaft und Bildung in weitere Schichten zu tragen, sollen im folgenden zwei wichtige Dinge erwähnt werden. Zunächst ein vom Unterrichtsministerium ausgearbeiteter **Gesetzesentwurf über die Gründung von Volksschulen.** Es wird damit der erste Versuch gemacht, eine Art von Schulzwang in Italien einzuführen. An der Volksschule soll die gesammte männliche Jugend im Alter von 14 bis 18 Jahren, soweit sie nicht schon andere Anstalten besucht, theilnehmen. Der Unterricht zerfällt in die Winterschule, die an Sonntagen und in Abendstunden der Wochentage abgehalten wird und sich mit der geistigen Ausbildung befaßt, und in die Sommerschule, wobei während der Sonntage im Frühling und Sommer Leibes- und Schießübungen vorgenommen werden unter Aufsicht von dem Heeresstande angehörenden Lehrern. Es soll streng darauf gehalten werden, daß sich Alle, soweit sie nicht eine höhere Schule besuchen, zu dieser Volksschule stellen. Bei dieser neuen Einrichtung ist die Sommerschule die Hauptsache, und die Winterstunden haben wohl vornehmlich den Zweck, die Schüler zusammenzuhalten. Man erwarte darum nicht, daß sich nun der Grad der italienischen Durchschnittsbildung heben wird, wohl aber muß man bemerken, daß die Volksschule in erster Linie die Diensttüchtigkeit der wehrpflichtigen Jugend vermehren soll. Der im Monat Mai dieses Jahres in **Neapel** abgehaltene **Kongreß der physischen Erziehung** beweist, daß das italienische Kriegsministerium auf alle Weise bedacht ist, immer kräftigere und geschicktere Leute zu Rekruten zu erhalten. Da nach dem Rücktritt des Ministeriums Pelloux auch Baccelli wieder vom Amte geschieden ist, wird nun sein Nachfolger, N. Gallo, die Angelegenheit weiter zu betreiben haben, und weil nun wieder Frieden in der italienischen Kammer herrscht, sind die Aussichten nicht ungünstig. — Vor wenigen Monaten wurde über den Plan der **Errichtung einer Volksuniversität in Rom** berichtet. Parteistreitigkeiten hinderten einen ersprießlichen Verlauf der Vorarbeiten, und erst im nächsten Winter wird die Frage wieder lebhafter verhandelt werden. Inzwischen haben die Professoren der Universität von **Turin** unter dem Vorsitz des Rektors Angelo Mosso einstimmig den Beschluß gefaßt, mit allen Mitteln eine Volkshochschule in Turin zu unterstützen. Sogleich wurde ein Ausschuß ernannt, und man hofft, noch im November die Anstalt eröffnen zu können. Man will über Literatur, Geschichte, Naturwissenschaften und Staatsökonomie unterrichten. Wird der Plan ausgeführt, so hat Turin den Ruhm, die erste Volksuniversität in Italien eingerichtet zu haben.

* **Kissingen.** Professor Dr. **Paul Lehfeldt**, Konservator der Kunstdenkmäler Thüringens, ist in der Nacht zum Montag im Alter von 52 Jahren hier gestorben. Er hat sich besonders um die Geschichte der Holzbaukunst verdient gemacht.

* **Heidelberg.** Der Zweite hiesige Bürgermeister Dr. Ernst **Walz** wird sich, wie die „Frkf. Ztg." meldet, an der hiesigen Universität als Privatdozent, vornehmlich für badisches Verwaltungsrecht, habilitiren. — Der bisherige Privatdozent der Physik Dr. **Precht** ist zum außerordentlichen Professor befördert worden. — Der außerordentliche Professor Dr. C. **Jung**, Leiter des zahnärztlichen Instituts an der hiesigen Universität, legt sein Lehramt nieder, um nach Hamburg überzusiedeln.

* **Köln.** Hier wurde am 2. Juli die 41. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure von dessen Vorsitzenden, Hrn. Kommerzienrath Lemmer (Braunschweig), im Saale der Bürgergesellschaft zu Köln eröffnet. Nachdem der Vorsitzende Mittheilung von der Aufnahme des 15,000. Mitglieds in der Person des Geh. Kommerzienraths van der Zypen (Köln) gemacht hatte, wurden zwei Vorträge gehalten. Der erste, vom Oberingenieur Wagener aus Berlin, über Beiträge zur Verwerthung der Kraftgase, behandelte eine Reihe von Untersuchungen und Beobachtungen, die der Vortragende im Laufe der letzten vier Jahre an großen Hochofengasmotoren angestellt hat. Die ersten davon wurden an einer beim Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein versuchsweise aufgestellten Zweitaktgasmaschine, System Oechelhaeuser und Junkers, vorgenommen, die ursprünglich für Leuchtgas eingerichtet war und nach Abänderung ihres normalen Arbeitsvorgangs mit Hoerder Hochofengas betrieben wurde. Man erzielte dabei einen so befriedigenden Erfolg, daß das Hoerder-Werk die Erbauung einer großen elektrischen Licht- und Kraftanlage in der Nähe seiner Hochöfen beschloß, für die zunächst vier Zwillingsmaschinen von je 600 PS effektiver Leistung in Aussicht genommen wurden. Von diesen neuen Oechelhäuser-Motoren kam der erste im Frühjahr 1898 in Betrieb. Der Vortragende ging dann zu einer Schilderung der seitens der zur Zeit führenden Gasmotorfabriken neuerdings errungenen namhaften Erfolge auf diesem Gebiete über, wodurch die nutzbringende Verwendbarkeit von Gasmotoren im Großbetriebe durchaus erwiesen ist. Daran schloß sich noch eine Betrachtung über den umwälzenden Einfluß, den die Verwendung armer Gase auf die Entwicklung des Gasmotorenbaues ausgeübt hat, und es wurde endlich aus dem Vorhergehenden die Folgerung gezogen, daß gerade die Gase mit geringem Heizwerth ganz besonders zur vortheilhaften Ausnutzung in der Gasmaschine geeignet seien, und daß der letzteren Verwendung in Verbindung mit großen Gasgeneratoren in Zukunft der Industrie eine große Fülle neuer und erheblichen Gewinn versprechender Aufgaben darbiete. — Darauf gab Ingenieur Carl Schott aus Köln eine Uebersicht über die Braunkohlenindustrie des Kölner Bezirks. Bei einer Erstreckung des Braunkohlen-Flötzes auf etwa 120 qkm und einer mittleren Mächtigkeit von 30 m, berechnet Geheimrath Heusler (Bonn) die vorhandene Braunkohlenmenge auf rund 3000 Mill. To. Selbst wenn die Förderung in nicht zu ferner Zeit auf 10 Mill. To. jährlich steigen sollte, ist deßhalb immer noch ein Vorrath für 300 Jahre vorhanden. Der Abbau des Lagers gestaltet sich bei den vorliegenden Verhältnissen (die Ueberdeckung ist im Mittel nur 10 bis 12 m mächtig) höchst einfach. Der überliegende Abraum wird mit meist elektrisch angetriebenen Erdbaggern beseitigt und mittelst Lokomotivbahnen fortgeschafft. Die Gewinnung der Kohle selbst geschieht von kurzen Stollen aus, die in die feste Kohlenwand vorgetrieben werden. Die Unkosten der Kohlenförderung sind somit verhältnißmäßig sehr gering. Die meiste Braunkohle wird unmittelbar zu Brikets verarbeitet, nach denen bei der herrschenden Kohlennoth und da sie ohne Rauch und Ruß verbrennen, eine stets wachsende Nachfrage ist. Der Absatz an Brikets nach Holland und der Schweiz betrug 1899 146,000 t, dazu kommen noch etwa 20,000 t sonstiger Absatz im Auslande. Der Lokalabsatz betrug im selben Jahre 110,000 t, der Absatz im übrigen Deutschland 605,000 t. Im ganzen war die Briketerzeugung des vorigen Jahres rund 930,000 t; sie wird für das laufende Jahr auf 1,200,000 t bis 1,300,000 t und für das nächste Jahr auf 1½ Mill. To. geschätzt. Demgegenüber ist der Absatz an Rohbraunkohle mit rund 500,000 t für das Jahr verhältnißmäßig niedrig. Diese Geringschätzung der Rohbraunkohle ist indeß sehr ungerechtfertigt. Die Kohle brennt glatt weg, erfordert nur geringe Bedienung von Seiten des Heizers und schont die Kessel, da die scharfe Stichflamme der Steinkohle fehlt. Rechnet man bei Braunkohle auf einen etwas mehr als dreifachen Verbrauch gegenüber Steinkohle, so würde bis zu einer Entfernung von 30 bis 40 km von den Gruben die Rohbraunkohle sich billiger stellen, während in unmittelbarer Nähe der Gruben der Preis wenig mehr als die Hälfte des Steinkohlenpreises beträgt. Dazu kommt, daß es der Gasmotorenfabrik Deutz gelungen ist, unter Zufuhr erwärmter Luft ein Kraftgas aus Rohbraunkohle zu erzeugen, das dem bisherigen Generatorgas nahezu gleichkommt. Somit können auch solche Industrien in der Nähe der Braunkohle vortheilhaft sich entwickeln, die für ihren Betrieb hohe Temperaturen gebrauchen, wie Stahlschmelzöfen, Glashütten, Fabriken feuerfester Produkte u. s. w. Der weitvorgeschrittene Bau großer Gasmotoren eröffnet ferner die Aussicht auf Errichtung großer außerordentlich wirthschaftlich arbeitender Kraftgaszentralen in der Nähe der Braunkohle; kurz, es dürfte zur Zeit keine Gegend in Deutschland geben, wo man Energie unter günstigeren Bedingungen erhalten kann.

* **Berlin.** Dr. Fritz Czeschka v. Mährenthal von der hiesigen zoologischen Universitätsanstalt ist zum Professor ernannt worden. — Der Vorstand der hiesigen Juristischen Gesellschaft, an deren Spitze der Reichsbankpräsident Wirkl. Geh. Rath Dr. Koch steht, hat Frl. Dr. jur. Marie Raschke als Mitglied aufgenommen. Dabei wurde allerdings der Vorbehalt ausgesprochen, daß in ähnlichen Fällen die Zulässigkeit der Aufnahme einer Frau erneuten Erwägungen unterliegen soll.

* **Paris.** Der ehemalige Minister des Auswärtigen, der berühmte Chemiker Berthelot, wurde am Donnerstag zum Mitglied der französischen Akademie gewählt. — In den Tagen vom 25. Juli bis 4. August findet hier der 5. Internationale Architekten-Kongreß in Verbindung mit einer Ausstellung architektonischer Entwürfe und Zeichnungen statt. Der Kongreß verspricht im höchsten Grad interessant zu werden, da eine Menge wichtiger Angelegenheiten in eingehenden Vorträgen zur Behandlung gelangen. So wird über das künstlerische Eigenthum an Werken der Baukunst, über Hochschulunterricht in der Architektur, über den Titel „Architekt“ in den verschiedenen Staaten, über Wohnungen für unbemittelte Klassen, über die Erhaltung der Baudenkmäler und über den Einfluß der Baupolizei auf die Architektur gesprochen werden. Unter den Deutschen, die Vorträge angesagt haben, befindet sich auch Geh. Regierungs- und Baurath Prof. Otzen (Berlin). Generalsekretär des Kongresses ist Mr. J. M. Poupinel zu Paris, von dem auch die Theilnehmerkarten zum Preis von 25 Fr. zu beziehen sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

M. Schmidt: Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht. Leipzig, Dürr 1900. — Dr. Kimmich: Die wichtigsten Aufgaben der deutschen Reichspolitik. Leipzig, Stein 1900. — J. F. van Oordt: Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. Liefg. 6—9. Basel, Schwabe 1900. — Dr. H. Weber: Ueber die Entwicklung unsrer mechanischen Naturanschauung im 19. Jahrhundert. Rektoratsrede. Straßburg, Ed. Heitz 1900. — Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Hggb. vom Statistischen Bureau des Ministeriums für Elsaß-Lothringen. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 5. Juli. Nummer 151.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Bedeutung des nordamerikanischen Imperialismus.

Von Dr. Ernst v. Halle, Professor an der Universität Berlin.

I.

Für die Mehrzahl des deutschen Volkes ist der spanisch-amerikanische Krieg im Jahre 1898 und sein Ausgang eine große Ueberraschung gewesen. Die Anschauung, die man sich in der Regel über die große Republik jenseits des Ozeans gebildet hatte, wich wesentlich von dem ab, was die Thatsachen nunmehr lehrten: Man hatte sich in den letzten Jahrzehnten daran gewöhnt, die Vereinigten Staaten einerseits als eine Friedensmacht im weitesten Sinne des Wortes gepriesen zu hören, Extremliberale und Sozialisten wetteiferten in der Behauptung, der Krieg sei eine monarchische Einrichtung, und bei dem Kampf gegen den Militarismus zu Wasser und zu Lande feierte man mit Vorliebe den gewaltigen 64 Millionen-Staat, der einen Kontinent bedecke und mit einer kleinen Armee von nur 30,000 Mann und einer unbedeutenden Marine besser gedeihe und seine natürlichen Hülfskräfte rascher entfalte, als irgend ein anderes Land der Erde. Nur zu oft ward in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren versichert, daß man äußere Eroberungen und Konflikte nur das schärfste mißbilligte. Die Monroedoktrin besagte in der Fassung ihres Urhebers — Botschaft des Präsidenten Monroe vom Dezember 1823 — zwar nur, daß die Vereinigten Staaten keine Einmischung oder territoriale Ausdehnung außeramerikanischer Mächte in Amerika dulden würden; die Welt war aber überzeugt, daß die ihre inzwischen angebahnte Erweiterung für die Amerikaner Gültigkeit habe, welche entsprechend den älteren Ideen Washingtons die Einmischung der Vereinigten Staaten in außeramerikanische Angelegenheiten verwarfen. Demgemäß gelte es nur, sich irgendwelcher Pläne politischen Vorgehens in Amerika zu enthalten, die rein politische Seite des Satzes „Amerika den Amerikanern!“ stillschweigend anzuerkennen — dann werde man niemals von Konflikten mit Nordamerika etwas hören. Auf Generationen sei noch so viel Platz für innere Kulturarbeit drüben vorhanden, daß den Vereinigten Staaten jede Neigung zu direktem Uebergreifen in das Gebiet anderer Staaten fehlen werde. Nur ihre Stellung als Vormacht der mittel- und südamerikanischen Republiken würden sie von Zeit zu Zeit wirthschaftspolitisch zur Geltung zu bringen suchen.

Noch vor wenigen Jahren lautete die Meinung des Durchschnittsamerikaners über solche Dinge nicht wesentlich anders, als sie Daniel Webster im Jahre 1845 aussprach: „Ich habe von jeher gewünscht, daß dieses Land den Nationen der Erde das Beispiel einer großen, reichen und mächtigen Republik darbieten möchte, die nicht von einem Geiste der Vergrößerung beherrscht wird. Das wäre meiner Ansicht nach ein Beispiel, das wir der Welt im Interesse der amerikanischen Regierungsform schuldig sind.“

Allerdings war das Volk überzeugt, daß in gemessener Zeit die unbedingte Vorherrschaft in Amerika dem Uncle Sam von selbst zufallen werde, denn das Land sei die Musterrepublik der Welt mit den besten Institutionen, der größten Freiheit, den weitgehendsten Chancen für die Glückseligkeit jedes Einzelwesens; einen Anschluß hieran würden die übrigen Staaten des Erdtheils nach und nach von selbst zu ihrem höchsten Ideal machen. Es schlummert nämlich im Grunde der amerikanischen Volksseele schon seit Generationen der Gedanke von der „offenkundigen Bestimmung“ (manifest destiny) der Vereinigten Staaten, nach und nach immer weitere Gebiete der Erde unter dem Sternenbanner vereinigt und die Verfassung in allen Ländern nachgeahmt zu sehen.

Für sie ist der Panamerikanismus im letzten Ende eine Umdeutung des üblichen Satzes: Ganz-Amerika den Nordamerikanern! und die „Amerikanische Idee“ die zukünftige Weltbeherrscherin.

Aber das waren bis in die jüngste Vergangenheit Gedanken, die doch nur theoretisch erörtert wurden. Man hatte im letzen Menschenalter in der That genug am Wiederaufbau der durch den Sezessionskrieg erschütterten Union und an ihrer Umschließung mit der großen Eisenumgürtung des Verkehrsnetzes und der Ausrüstung mit dem mächtigen Industrieapparat zu thun. Es hat aber auch in Deutschland schon vor einiger Zeit hier und da nicht an vereinzelten Stimmen gefehlt, die auf Grund der Kenntniß der nordamerikanischen Geschichte auf die kommenden Ereignisse hingewiesen haben. So hat der Verfasser am 14. November 1895 im „Hamburgischen Korrespondenten“ über „die Stellung der Vereinigten Staaten zur cubanischen Frage“ und noch mehrfach im Februar und März 1896 auf die voraussichtlich kommenden Ereignisse hingewiesen. Wer mit dem Land ein wenig bekannt war, mußte das Schicksal der spanisch-amerikanischen Kolonien voraussehen. Nur zwei Punkte haben sich in überraschender Weise entwickelt: erstens die rein militärisch-maritime Seite, die bei den Spaniern eine unendlich größere Schwäche und Fäulniß zeigte als die Welt erwartete; und zweitens die hieraus sich ergebenden Ereignisse in den spanischen Kolonien außerhalb Amerika's, den Philippinen.

Die Behauptung der Amerikaner, die große Republik sei eine Friedensmacht und denke an keine Ausdehnung, wird durch die Thatsachen ihrer Geschichte auf das entschiedenste widerlegt. Hat sie doch in 125 Jahren sechs Kriege geführt. Von Anfang an hat es allerdings Vertreter einer Auffassung, man dürfe sich nicht aus-

dehnen, in einer bestimmten Partei, der demokratischen, gegeben. Der erste aus ihr hervorgegangene Präsident indeß, Jefferson, war auch der Erste, der, dieser Theorie entgegen, eine ungeheure Erweiterung durch den Erwerb der französischen Kolonien Louisiana und des ganzen Landes westlich vom Mississippi, vornahm, als ein Verkaufsangebot Napoleons I. ihn vor die praktische Seite der Frage stellte. Auch in der Folgezeit erwies sich die Wahrheit des Bismarckischen Ausspruches, daß ein Staat sich mit den Mitteln, durch die er geschaffen sei, auch später weiter entwickeln müsse. Freiwilliger Zusammenschluß und Waffengewalt hatten die Gründung der Union herbeigeführt, und mit diesen Mitteln hat sie sich weiter entfaltet. Florida wurde den Spaniern 1818/19 abgenommen, Texas, das sich 1835 nicht ohne nordamerikanische Mitwirkung von Mexico losgetrennt hatte, wurde auf sein freiwilliges Ansuchen 1845 in die Union aufgenommen. Aus dem Kriege mit Mexico gewann man das ganze gewaltige Land von der texanischen Grenze bis zum pacifischen Ozean, einschließlich Californiens. In der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts hatte sich also die Union bereits um ein Vielfaches erweitert.

Die gewaltige Ausdehnung vollzog sich im Süden; einerseits weil man im Norden dem viel mächtigeren Gegner England gegenüberstand; hier wurde 1842 zwischen Webster und Lord Ashburton über den Oregon-Grenzstreit ein ausgleichender Vertrag geschlossen, nachdem man eine Weile ganz weidlich mit dem Säbel gerasselt hatte. Im Süden hatte man schon an sich gegen die spanisch-mexicanischen Elemente ein ungleich leichteres Spiel. „Warum wollen wir nicht zum 54. Breitengrade ebenso muthig hinaufmarschiren, wie wir gegen den RioGrande vorrücken," hatteSenatorBanton gefragt, „— weil Großbritannien mächtig ist undMexico schwach." — Andrerseits aber legte sich dasInteresse der maßgebenden Persönlichkeiten des Landes, der Sklavenhalter und ihrer Freunde, für die südliche Expansion in die Waagschale. Diese Seite der Frage hat heute zwar an sich nur ein historisches Interesse, nachdem die Macht der Sklavenhalter in dem Sezessionskriege gebrochen ist. Durch die Richtung, welche die damalige Ausdehnungsbestrebung aber nahm, hat sie für die jüngste Phase der Entwicklung eine Bedeutung gewonnen.

Von dem Augenblick an, wo den Südstaaten in dem sogenannten Missouri-Kompromiß des Jahres 1820 die Ausdehnung der Sklaverei nach Norden über 36° 30' nördlicher Breite und westlich vom Missouri untersagt wurde, waren sie unablässig bemüht, eine Ausdehnung nach Süden und Südwesten zu erreichen. Ihre Abgesandten hatten den Abfall von Texas veranstaltet; sie waren die Väter des mexicanischen Krieges, denn für sie galt es, sich gegenüber der zunehmenden Bevölkerungsmenge des freien Nordens eine möglichst große Anzahl südlicher Sklavenstaaten zu schaffen. Konnte man jenem im Repräsentantenhause, dessen Mitglieder proportional der Bevölkerungsanzahl gewählt werden, nicht die Spitze bieten, so war es auch im Senat nur möglich, das Gleichgewicht zwischen den sklavenhaltenden und nichtsklavenhaltenden Staaten zu erhalten, so lange man neue Sklavenstaaten schuf. Jeder Staat, ohne Rücksicht auf seine Größe und Bevölkerung, ist im Senat gleichmäßig mit zwei Stimmen vertreten. In Texas gewann man einen Sklavenstaat, die Territorien von Neu-Mexico und Arizona erwiesen sich bald als zur Besiedelung mit Sklaven für die Pflanzungswirthschaft als ungeeignet, die Entdeckung der Goldminen führte aber so rasch eine Zuwanderung freier Arbeiter an die pacifische Küste, daß Californien wider Erwarten 1851 um Zulassung als freier Staat einkam. Damit war das bis dahin vorhandene Gleichgewicht zwischen Sklavenstaaten und Nicht-Sklavenstaaten im Senat aufgehoben, und innerhalb der derzeitigen Union war, abgesehen von einer für später ins Auge gefaßten Theilung von Texas, keine Aussicht auf Bildung neuer Sklavenstaaten in absehbarer Zeit vorhanden. Deßhalb rüstete man im Süden sich mit doppelter Energie, neue Provinzen zu erwerben, aus denen man Staaten machen könne, und richtete zu diesem Zweck sein Augenmerk auf die das nordamerikanische Mittelmeer umgebenden Länder und Inseln.

Zwei Punkte vor allem wurden die Ziele planmäßiger Angriffe: Cuba und Nicaragua. Aus erstgenannter Insel hoffte man drei Staaten schnitzen zu können. Im August 1851 wurde ein Schwarm von Flibustiern unter Führung des „General" Lopez ausgerüstet, um von New-Orleans aus einen Raubzug nach Cuba zu unternehmen. Von der Bevölkerung und Regierung Louisiana's und von der Bundesregierung wurden diesen Unternehmungen wohlwollende Duldung und versteckte Unterstützung zutheil. Ehe man indeß die geschaffene Situation staatspolitisch ausnützen konnte, war die Schaar des Lopez geschlagen, er selbst gefangen genommen und hingerichtet. Nunmehr nahm man die Sache anders auf; die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten in Europa wandten ihr ihre Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1854 fand in Ostende die sogenannte Gesandten-Konferenz der drei Vertreter der Vereinigten Staaten bei den Höfen zu London, Paris und Madrid statt. Als Ergebniß veröffentlichten sie ein Zirkular, in welchem der Ankauf Cuba's durch Amerika für einen Preis von 120 Millionen Dollars vorgeschlagen wurde. „Für jeden denkenden Menschen ist es vollkommen klar, daß Cuba durch seine geographische Lage naturgemäß zu uns gehört ... Wenn Spanien sich seinen eigenen Interessen gegenüber taub zeigt und, von verblendetem Hochmuth und falschem Ehrgefühl verleitet, sich weigert, Cuba den Vereinigten Staaten zu verkaufen, dann haben wir nach menschlichen und göttlichen Gesetzen das Recht, es Spanien zu entreißen, wenn wir die Macht haben." Dieser, gegenüber der sonst üblichen diplomatischen Form immerhin etwas eigenartige Schritt erregte in der ganzen Welt eine derartige Mißbilligung, daß vorerst von einer weiteren Verfolgung abgesehen wurde. Vom folgenden Jahre an fanden dann Expeditionen unter dem Abenteurer William Walker nach Nicaragua statt, gleichfalls von der Regierung in Washington wohlwollend geduldet. Es gelang ihm, zeitweilig, die Präsidentschaft des Landes an sich zu reißen; dann aber wurde er wieder vertrieben, und bei einer zweiten Expedition, 1857, von einem amerikanischen Marineoffizier arretirt und nach Amerika zurückgebracht, in einer Zeit, als der Süden es nicht für gerathen erachtete, offen für ihn einzutreten.

Im Jahre 1852 aber brachte dann der Präsident Buchanan, eines der drei Mitglieder der Ostender-Konferenz, deren Beschlüsse in seiner Botschaft fast wörtlich an den Kongreß und verlangte die Bewilligung von 200 Millionen Dollars als Kaufgeld für Cuba. Am 10. Januar 1859 brachte der Senator Slidell einen Antrag ein, dem Präsidenten zur Einleitung der Verhandlungen einen Kredit von 30 Millionen zur Verfügung zu stellen: in Anbetracht, daß Cuba geographisch einen hervorragenden Einfluß auf den täglich zunehmenden Handel des Mississippi-Thales besitzt, und in Anbetracht ferner, daß die Insel in ihrer jetzigen Stellung als Kolonie fortgesetzt eine Quelle von Störungen und Schädi-

gungen sei und die freundlichen Beziehungen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten gefährden müsse u. s. w. Gleichzeitig beantragte der Vorsitzende des Senatskomitees für auswärtige Angelegenheiten, dem Präsidenten diskretionäre Befugnisse zur Verwendung der Land- und Seemacht in dieser Angelegenheit zu ertheilen. Der Antrag aber wurde wieder zurückgezogen, da sich aus dem Kreise der Pflanzer, sowohl von Louisiana, als von Maryland, Virginia und North-Carolina ein Widerstand erhob, da sie für ihre jeweiligen Hauptprodukte, Zucker, bezw. Sklaven, eine gefahrdrohende Konkurrenz durch die Aufnahme Cuba's als Bundesmitglied befürchteten. Einen Zwiespalt in den eigenen Reihen wollte man aber damals vermeiden. Immerhin bildete die Annexion von Cuba in dem Programm der nördlichen und südlichen Demokraten für die Präsidentschaftswahlkampagne von 1860 einen wichtigen Punkt, wie denn in der ganzen Zeit die Agitation für eine Ausdehnung durch das ganze amerikanische Mittelmeer hindurch und nach den Küsten des Amazonenstromes eine überaus lebhafte blieb. Ueberall tauchten amerikanische Emissäre auf, ein geheimer Orden, die „Ritter vom goldenen Zirkel", unter welchem die halbkreisförmig gelagerten, reichen Westindischen Inseln verstanden wurden, standen hinter den verschiedenen Unternehmungen und Plänen.

II.

Von 1861 an hat die Frage der südlichen Expansion infolge des Ausbruchs des Sezessionskrieges und des Zerfalls der „Sklavenmacht" jahrzehntelang geruht. Das treibende Element und seine Interessen waren verschwunden. Die gedachten inneren Aufgaben beschäftigten die Union vollkommen. Die Expansionspolitik nach Süden stand eine Zeitlang wegen ihrer früheren Verquickung mit den Bestrebungen der Sklavenhalter in schlechtem Geruch, und als neues Element der Abneigung zu Unternehmungen in dieser Richtung kam das Negerproblem hinzu. Man überzeugte sich bald, daß die befreiten Neger keineswegs ideale Mitbürger seien, und wünschte nicht, deren Schaaren durch Aufnahme von weiteren Zehntausenden westindischer Schwarzen zu verstärken. Auf den ersten Expansionsvorschlag nach dem Kriege, nämlich auf den Antrag des Präsidenten Johnson, die dänischen Inseln St. Thomas und St. Croix anzukaufen, ging man aus diesem Grunde, sowie aus persönlicher Abneigung gegen den Präsidenten nicht ein; nur ein Vorkaufsrecht behielt man sich vor. Ebenso wurden die Vorschläge des Präsidenten Grant im Jahre 1870/71, die Insel San Domingo zu annektiren, und spätere Bestrebungen in derselben Richtung nicht zur Ausführung gebracht. Erst unter dem Präsidenten Hayes begann man den Fragen wieder größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als gelegentlich der Inangriffnahme des Panama-Unternehmens die älteren amerikanischen Pläne eines interozeanischen Kanals wieder zur Diskussion gestellt wurden. Schon um das Jahr 1850, unter dem Präsidenten Taylor, hatte man mit England über den Plan, amerikanischerseits einen solchen Kanal zu bauen, verhandelt, und dann verpflichteten sich beide Mächte im Clayton-Bulwer-Vertrag, nicht einseitig einen solchen Kanal bauen oder irgendwelche Herrschaft in Nicaragua, Costa Rica, an der Mosquito-Küste oder anderen Theilen von Zentralamerika ausüben zu wollen.

Präsident Hayes versuchte nun, gegen eine Kontrole des geplanten Panama-Unternehmens durch irgend eine europäische Macht zu protestiren: „ein interozeanischer Kanal über den amerikanischen Isthmus wird ein großer Seeweg zwischen unsrer atlantischen und pacifischen Küste sein, und somit thatsächlich ein Stück Küstenlinie der Vereinigten Staaten. Keine andere Großmacht würde unter gleichen Umständen unterlassen, eine berechtigte Kontrole über ein ihre Interessen und ihr Wohlergehen so nahe und eng berührendes Unternehmen zu beanspruchen." — Doch gelang es nicht, mit Columbien einen diesbezüglichen Vertrag zu schließen.

Seit dieser Zeit wurde denn das Projekt in verschiedener Form mehrfach an amtlicher und privater Stelle aufgenommen, und gleichzeitig begann eine Bewegung zum engeren Zusammenschluß mit den übrigen amerikanischen Staaten. Derartige Versuche waren nicht neu, vielmehr schon zur Zeit des „Libertador" Südamerika's, Simon Bolivar, vor 1820 vom spanischen Amerika ausgegangen und mehrfach wieder aufgenommen. Die Flibustierzüge der 50er Jahre aber hatten eine Zeitlang zur Ausschließung der Vereinigten Staaten, welchen man mit Furcht und Mißtrauen gegenüberstand, geführt; die erste Anregung von hier aus begegnete keiner Gegenliebe. 1889/90 aber trat eine Panamerikanische Konferenz in Washington zusammen, die berathen sollte über die Förderung der einzelnen Staaten, über einen amerikanischen Zollverein, über Regelmäßigkeit und Häufigkeit des Verkehrs, einheitliche Zollordnung, über Einheitlichkeit von Maß und Gewicht, Patentgesetzgebung und Urheberrecht, Handelsmarken und Auslieferungswesen, über eine einheitliche Silbermünze, über Einsetzung von ständigen Schiedsgerichtshöfen u. s. w. Weitere Erfolge als die Einrichtung eines „Bureaus der Amerikanischen Republiken" zur Verbreitung von Kenntnissen über die einzelnen Staaten hat dieser Versuch nicht gehabt.

Seitdem aber hat sich der Umschlag in der Stimmung des Landes verstärkt. Man war sich seiner Macht immer mehr bewußt, und nachdem sich der Uebergang des besseren Grund und Bodens in Privatbesitz über das ganze Land hin vollzogen hatte, die Industrie zu gewaltigem Aufschwung gelangt war, begann man sich allmählich wieder mit der Frage der äußeren Entfaltung zu beschäftigen, und hatte bald das Gefühl, daß „Makedonien für den Uncle Sam nunmehr zu klein sei". Einzelne Amerikaner erschienen in der Inselwelt von Ostasien, so in den holländischen Theilen von Borneo und in der Südsee, wo man an der Herrschaft über Samoa betheiligt war und auch auf andere Punkte seine Augen zu lenken begann. Nachdem eine größere Anzahl Amerikaner, vor allem der Deutschamerikaner Klaus Spreckels, an den Zuckerplantagen der Hawaii-Inseln erheblich Interessen genommen hatten, entstand die hawaiische Frage, als deren einzige Lösung bald Annexion oder freiwilliger Eintritt Hawaii's in die Union hingestellt wurde. Aber das genügte nicht für den Thatendrang des Landes. Man empfand es zunächst peinlich, daß zwar bei Mißhelligkeiten mit einer europäischen Macht sich die süd- und mittelamerikanischen Staaten ein nordamerikanisches Eingreifen gelegentlich, wenn es in ihrem Interesse lag, gefallen ließen, im übrigen aber eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit bedacht waren. Nur in einzelnen mittelamerikanischen Kleinstaaten beherrschte der allmächtige Dollar bisweilen die Regierungen.

Im Jahre 1893 setzte die schwere Wirthschaftskrisis ein, die in ihren Wirkungen bis in die Jahre 1897/98 fortdauerte. Sie war ein akuter Ausbruch einer Reihe von Uebeln, unter welchen der Wirthschaftskörper des Landes schwerer litt als je zuvor. Eine Geld-, Kredit-, Bank- und Eisenbahnkrisis, Produktions- und Konsumtionsstockung, tiefgehende soziale Verstimmungen, und der erste Ausbruch einer großen Agrarkrisis trafen zu-

sammen und brachten die Bevölkerung im ganzen Lande in eine Stimmung bisher unbekannter Unruhe und Besorgniß. Man hatte ein dumpfes Gefühl, daß manche der gepriesenen Einrichtungen doch weniger schön wären, als man bisher gedacht hatte, und suchte nach den verschiedenartigsten Heilmitteln. Auf der einen Seite entstand die große Bewegung gegen das mobile Kapital, die sich in der Agitation für die freie Silberprägung äußerte und Bryan als Kandidaten in den Vordergrund stellte, das Drängen gegen die großen Monopole und Trusts nahm zu, man rief nach einer Reform der Zivilverwaltung ꝛc. Auf der anderen Seite aber trat ziemlich früh das Bestreben zutage, und bereits im Jahre 1894 und 1895 haben westliche Zeitungen es ganz offen ausgesprochen, man müsse in einem frisch-fröhlichen Kriege so viel Landeserzeugnisse konsumiren, daß neuer Platz und Absatz für eine Erweiterung der Industrieproduktion entstände.

Der Venezuela-Grenzstreit bot im Jahre 1895 den willkommenen Anlaß; näher als seit dem Oregonstreit, der übrigens auch in den der schweren Krisis von 1837/39 folgenden Jahren entstanden war, befand man sich einem Bruch mit England gegenüber. Das bekannte Transvaal-Telegramm, welches England schnell Veranlassung gab, Amerika gegenüber mildere Saiten aufzuziehen und eine Veränderung seiner Politik ins Auge zu fassen, verhinderte aber einen akuten Ausbruch nach dieser Richtung und abermals ging man hier zu friedlichen Verhandlungen über, begann sich aber statt dessen nach einem neuen und ungefährlichen Gegner für die Bethätigung der inneren Kampfeslust umzusehen. Schon lange hatte man die cubanischen Wirren mit lebhaftester Aufmerksamkeit verfolgt. Um diese Zeit dürfte das Projekt eines Eingreifens in Cuba zum erstenmal in dem Kreise der führenden Politiker ernsthaft ins Auge gefaßt sein. Allerdings war es nunmehr nicht die demokratische, sondern die republikanische Partei, welche „mit dem Schwert, das Uncle Sam zwar damals nicht hatte, aber haben könnte", zu rasseln begann. Nach dem Untergange der Sklavenhalter waren dagegen die Demokraten mit ihrem im allgemeinen, dem älteren englischen Liberalismus und der deutschen Fortschrittspartei entsprechenden Standpunkt friedlich geworden; in den Reihen der Republikaner befanden sich die Chauvinisten, die Jingos. — Unzweifelhaft war die Idee, die Spanier aus Cuba vertrieben zu sehen, im Volke ohne Parteiunterschied äußerst populär. So lange Präsident Cleveland am Ruder war, war zu einem direkten Eingreifen allerdings keine Aussicht, die Republikaner aber hatten seit 1894 schon wieder die Majorität im Kongreß und hofften im Jahre 1896 dem Lande den nächsten Präsidenten zu geben. Und dies erfüllte sich thatsächlich 1896.

(Schluß folgt.)

Aus dem modernen Kunst- und Antiquitätenhandel.

II.

Italien ist hier mehrfach besonders genannt worden, weil es in der That seit ein paar Jahren wieder stark in den Vordergrund des Kunsthandels getreten ist. Nachdem Italien in den 50er und im Anfang der 60er Jahre, namentlich seitens der englischen Museen, sowie von einigen Pariser und Londoner Händlern und Sammlern mit großem Erfolg ausgebeutet worden war, hatten die letzten Kriege um die Einigung Italiens 1866 und 1870 und mehr vielleicht noch die gleichzeitigen deutschen Kriege das Interesse des Kunsthandels von Italien allmählich abgelenkt: anfangs war Paris, später London immer stärker in den Vordergrund des Kunstmarktes getreten. Aber auch hier erschöpfte sich der Vorrath durch die außerordentliche Nachfrage und die immer steigenden Preise für alte Kunstwerke mehr und mehr. Von London aus gingen daher englische Händler, die sich seit Mitte dieses Jahrhunderts nur ausnahmsweise noch um den Kontinent gekümmert hatten, zuerst nach Paris, dann gelegentlich auch nach Deutschland und schließlich, obgleich sie fast ausnahmslos nicht italienisch sprechen, auch wieder nach Italien, um hier alles an guten Kunstwerken, was nicht ganz niet- und nagelfest ist, um jeden Preis aufzukaufen. Wie außerordentlich dadurch die Preise gesteigert worden sind, dafür sei hier nur beispielsweise die Galerie Torrigiani in Florenz namhaft gemacht: vor etwa 25 Jahren unterhandelte eine große deutsche Galerie auf die etwa zehn oder zwölf guten Altflorentiner Gemälde dieser Sammlung um den Preis von etwa 70,000 Lire; der Kauf kam wegen einer kleinen Differenz nicht zustande, während diese Bilder bei ihrem schließlichen Verkauf in den letzten Jahren etwa mit 700,000 Lire bezahlt worden sind. Jene deutsche Galerie hat eines dieser Gemälde erworben, wie man sagt, etwa zu demselben Preis, zu dem sie damals sämmtliche Bilder hätte bekommen können. In den letzten Monaten ist eine andere Florentiner Sammlung, die Galerie Panciatichi, in ähnlicher Weise zerstreut worden. Freilich enthielt sie weit weniger bedeutende Gemälde als die Galerie Torrigiani, eines ausgenommen: eine Madonna in Halbfigur unter dem Namen des Piero della Francesca, aber zweifellos ein Werk des Domenico Veneziano, von dem es einen viel richtigeren Begriff gibt als das sehr verputzte und übermalte Altarbild in den Uffizien. Nur dieses ist für Italien ein wirklicher Verlust; denn der interessante Crivelli der Galerie ist nur noch eine Ruine, und die Bilder, die unter dem Namen D. Ghirlandajo, S. Botticelli, Bronzino u. s. w. verkauft wurden, sind sämmtlich nur Schulwerke und auch als solche von mäßigem Werth. Dennoch hat sie der Unterhändler eines des größten Londoner Geschäfts um Preise von je 20,000 bis 40,000 Lire erworben, während sie um die Hälfte oder um ein Drittel zu haben gewesen wären. Werden diese Bilder nun als echte Gemälde von Sandro, von Mainardi, Ghirlandajo u. s. f. in amerikanische und englische Sammlungen wandern und „echte" Preise dafür gezahlt werden?

Wie in Florenz, so sind auch in Neapel in den letzten zwei bis drei Jahren fast die letzten guten Bilder aus Privatbesitz verschwunden, fast sämmtlich nach England und Amerika. Dies gilt für einen Theil der Galerie Doria, die sich hier befand (darunter namentlich ein sehr stattliches bezeichnetes Portrait des Andrea Doria von Tizian, jetzt im Besitz von Julius Wernher in London), wie für die Galerie des Cav. Sant' Angelo. In Rom sind jetzt die meisten Galerien für das Publikum nicht mehr zugänglich; wenn die eine oder andere ihre Pforten wieder öffnen wird, so wird man nach den wenigen ganz guten Bildern vielleicht vergeblich suchen. Wie auch der Kunstbesitz in Deutschland durch diese internationale Jagd auf gute Kunstwerke empfindlich sich vermindert, dafür gibt der Verkauf der besten Bilder aus der Sammlung Felix in Leipzig ein neues trauriges Beispiel. Ein englischer Kunsthändler kaufte das kleine Selbstportrait des jungen Dürer, ein Bild, das leider durch Restauration ganz elend zugerichtet ist, um 130,000 Mark, und für ein Portrait von Memling zahlte er 80,000 M., nachdem er noch vor drei Jahren ein besseres Portrait dieses Meisters um etwa 10,000 M. verkauft hatte! Eugen Felix hatte das Bild vor etwa 25 Jahren um 50,000 M. erworben, nachdem er kurz vorher eine alte Kopie des Bildes, die als Original ging und von Goethe als solches bewundert wurde, um dieselbe Summe

gekauft hatte. Der Händler, der ihm das Original, ein Temperabild auf Leinwand, verkaufte, hatte es aus Privatbesitz in Oesterreich um 3000 fl. erworben und beim „Reinigen“ leider völlig ruiniren lassen.

Da es unter solchen Umständen außerordentlich schwer hält, noch gute alte Bilder aufzutreiben, so ist auch das Fälschen von Bildern wieder Mode geworden, gleichfalls in Italien. Seit nahezu einem halben Jahrhundert hatte man von eigentlichen Bilderfälschungen nichts mehr gehört; die damals in Belgien angefertigten Imitationen nach Hobbema, Ruisdael, Wouwerman, Rembrandt und ähnlichen Meistern waren doch zu plump und hielten sich in der Farbe zu schlecht, um selbst den wenig bewanderten Laien auf die Dauer zu täuschen. Da kamen vor etwa fünf oder sechs Jahren kleine Tafelbilder im italienischen Handel zum Vorschein, auf alte wurmzerfressene Holzbretter gemalt, gelegentlich in seinen alten Rahmen und selbst mit der zierlich ornamentirten alten Vergoldung: Predellenstücke, Trecentoaltärchen, kleine Bildnisse im Kostüm des späten 15. Jahrhunderts, Cassonebilder und ähnliches. Bei den ersten Kunsthändlern von Italien, bald darauf auch bei Londoner und Pariser Händlern sah man vereinzelt solche kleine, meist unter Schmutz nicht recht erkennbare Bilder, die ein nicht geringes Caché besaßen. Sie hatten alle die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht recht auf Schule und Meister zu bestimmen waren. Da sie unter trübem Firniß und Schmutz halb versteckt waren, so ließen einige Händler und Sammler, die den kleinen Schatz in voller Reinheit sehen wollten, die Bilder von einem Restaurateur putzen; dabei zeigte sich, daß die Malerei ganz modern war und daß nur gelegentlich ein alter Goldgrund, ein Stück Landschaft, eine Hand oder was sonst an einem ruinirten Bilde noch leidlich erhalten war, bei der Fälschung geschickt mitbenutzt worden war. Für den, der mit der italienischen Fälscherkunst der letzten Jahrzehnte näher vertraut war, war es nicht schwer, in den Fälschern die Sieneser Fabrikanten der Biccherna-Einbände, der bemalten Holzkästchen und alten Rahmen herauszuerkennen, die jedesmal, wenn eine Gattung ihrer Künste als solche entlarvt ist, sich in einer neuen versuchen.

Geschickter noch als diese Sieneser verfährt ein Conte aus Udine, den man in Venedig, wenn ihm das Geld beim leichtsinnigen Leben ausgegangen ist, in den Cafés bei seinem Metier beobachten kann. In vernachlässigter eleganter Kleidung, nonchalant auf ein paar Stühle postirt, sitzt er neben seinem „Schwarzen“, in der Linken ein Kästchen mit den Farben, auf dem Knie ein altes Holztäfelchen, worauf er aus dem Gedächtniß ein Köpfchen im Stil des Mantegna, ein kleines Portrait in der Art des Vasaiti oder ein Bruchstück einer Predella hervorzaubert, das durch seinen treuen Zeitcharakter, durch eine eigenthümliche Anmuth und den sauberen Farbenauftrag in Temperafarben ganz im Charakter der alten Paduaner Schule in der That überrascht. Wenn dann noch etwas Schmutz und „alter“ Firniß darauf gebracht und fixirt ist, so ist ein solches Bild allerdings selbst für Kenner eine schwere Nuß; gewissenlose kleine Händler zahlen gern 50 oder 100 Lire dafür, und aus ihren Händen findet dann das Bild als Mantegna, Bissolo u. s. f. unschwer seinen Abnehmer. Vor kurzem waren in London mehrere dieser Bilder auf einer Versteigerung, um die sich die anwesenden englischen Händler förmlich rissen; eines derselben, gleichfalls ein „Bruchstück“, kaum handgroß, erreichte fast 9000 M. Doch auch diese Bilder werden bald entlarvt sein, und der Conte und seine Genossen werden auf neue Kniffe sinnen müssen.

Mehr als in Bildern ist die Fälschung von Antiquitäten in der Blüthe. Jede Gattung des Kunsthandwerks und jede Zeit wird nachgeahmt, oft mit außerordentlichem Geschick, so daß der Hereinfall, solange die neue Art der Fälschung noch nicht in weiteren Kreisen bekannt ist, nur zu leicht ist; ist eine gewisse Zeit darüber vergangen, so sieht's zwar ein „Blinder“, und gerade die Herren Gelehrten und Museumsdirektoren, die am meisten hineingelegt werden, reden und schreiben am unfehlbarsten darüber. Gold- und Silbersachen werden, namentlich seitdem sich die Fälscher nicht mehr entblöden, auch die Marken nachzuahmen, in der That so vorzüglich nachgegossen, daß die Unterscheidung zwischen echt und falsch schon ganz besondere technische Kenntnisse verlangt. Auch im Fälschen von Emails jeder Art, von Lederarbeiten, von den verschiedensten Eisenarbeiten, Rahmen, Möbeln &c., neuerdings auch von Stoffen leisten die Italiener Außerordentliches. Ein Gebiet, auf das sich die Fälscher noch wenig gewagt hatten, die Bronzeplastik, galt für ziemlich immun, wenigstens für einen einigermaßen mit alten Bronzen bekannten Sammler; die enormen Preise, die seit einigen Jahren für gute Renaissancebronzen gezahlt werden, hat die Fälscher aber auch hier zu Versuchen verführt, die jedesmal für eine gewisse Zeit von Erfolg gekrönt waren. In Venedig tauchten nacheinander ein paar Bronzestatuetten auf, die dem berühmten Meister der Statuen von Adam und Eva am Eingang des Dogenpalastes, Antonio Rizo, zugeschrieben wurden. Die erste dieser Bronzen, den Adam, kaufte der Louvre, und zwar für 40,000 Fr.; für die Eva fand sich bald darauf ein Käufer in einem bekannten Sammler und ein drittes ähnliches Figürchen fand noch ein paar Jahre später in dem Direktor des Pester Museums einen Abnehmer, nach dessen schmachvollem Zusammenbruch es dem Berliner Museum von „kompetenter“ Seite sehr warm empfohlen wurde. Diese Bronzen waren dadurch sehr geschickt nachgeahmt, daß auch die undurchsichtige schwarze Lackschicht, die die Quattrocento-Bronzen regelmäßig bedeckt, und sogar die Patina, die sich auf den Höhen beim allmählichen Abreiben dieses Lacks bildet, von dem Fälscher täuschend nachgebildet war. Im vorigen Jahre wurden von Rom aus Bronzen, namentlich Leuchter und andere Gebrauchsgegenstände, verbreitet, bei denen die sogen. Florentiner Patina, die braune Naturpatina ohne Lack, ganz vorzüglich nachgeahmt war und für die die Vorbilder nicht ähnlichen alten Bronzegegenständen, sondern Kandelabern &c. in Marmor entlehnt waren.

Auch plastische Bildwerke, die in den 50er und 60er Jahren in Toscana, namentlich in Florenz vorzüglich gefälscht wurden, hat man in neuester Zeit wieder nachzumachen begonnen, resp. die Fälschungen jener Zeit (von Bastianini u. A.) wieder in den Handel gebracht. So sah ich kürzlich bei einem der ersten Florentiner Händler ein Reliefportrait des Neri Capponi, das der vor etwa 15 Jahren verstorbene bekannte Conte Gino Capponi nach dem schönen Reliefportrait seines Vorfahren an dessen Sarkophag in S. Spirito hatte anfertigen lassen und das deutlich den Stempel des Modernen trug. Derselbe Händler hatte vor zwei Jahren eine Marmorstatue des segnenden kleinen Christus, der sich ganz unzweideutig als moderne, nicht einmal gute Kopie nach Desiderio's bekanntem Figürchen auf dem Tabernakel in San Lorenzo zu Florenz zu erkennen gab; dennoch fand er einen Abnehmer in einem der ersten und ältesten Museen Europa's. Die Geschichte, die er als pedigree dazu erzählen konnte, schien aber auch zu überzeugend! Vasari berichtet uns nämlich in seinem Vita des Desiderio da Settignano, daß von der Figur des Christusknaben auf dem Tabernakel, die am Weihnachtstage regelmäßig herabgenommen und auf den Altar gestellt wurde, durch Baccio da Montelupo zur Vermeidung dieser häufigen gefährlichen Abnahme ein anderer segnender Christusknabe aus Marmor angefertigt wurde,

der dauernd an die Stelle von Desiderio's Putto auf das Tabernakel gestellt worden sei. Da nun in einem Schrank der Sakristei jene Marmorfigur des Christkindes gefunden wurde, die der Florentiner Antiquar mit vieler Mühe an sich brachte, so schien es allerdings sehr plausibel, daß er darin das Original von Desiderio erworben hatte. Aber, ganz abgesehen von den Bedenken, die die geringe Arbeit und der künstlich gefärbte Ton des Marmors hätte erwecken müssen, hätte man die Geschichte des Desiderio'schen Figürchens nur ein wenig weiter zurück zu verfolgen brauchen. Das Original Desiderio's befand sich allerdings vor etwa 40 Jahren noch in einem der Schränke der Sakristei. Dort hatte es damals Karl Ed. v. Liphart, der auf Grund von Vasari's Bericht der Figur nachgeforscht hatte, glücklich wieder aufgefunden. Seinem Wunsch, sie wieder an ihrem ursprünglichen Platz, auf dem Tabernakel in der Kirche aufgestellt zu sehen, wußte er mit Hülfe seiner hohen Gönnerin, der Großfürstin Marie, die damals in der Villa Quarto vor Florenz lebte, Nachdruck zu verleihen. Auf eine gelegentliche Verwendung derselben beim Erzbischof von Florenz wurde Desiderio's Figur wieder oben vor dem Giebel des Tabernakels aufgestellt, und die Christusstatuette von Baccio, die etwa drei Jahrhunderte diesen Platz eingenommen hatte, wurde von der Kirche der Großfürstin zur Erinnerung geschenkt. Am nächsten Weihnachtsfest fand Liphart in Quarto bei der Bescherung, welche die Fürstin regelmäßig ihrem Hofe bereitete, die kleine Statue an seinem Platz, und heute befindet sie sich in der Sammlung seines Enkels auf dessen Schloß vor Dorpat.

Ueber die Schliche und Streiche der Händler und ihrer Helfershelfer, wie sie die neueste Entwicklung des Kunsthandels mit sich bringt, ließe sich noch manches Erheiternde und Erbauliche erzählen. Für uns Deutsche, namentlich für unsre deutschen Museen, die verhältnißmäßig nur über geringe Mittel verfügen, hat diese Entwicklung ihre recht ernste, betrübende Seite, da wir in dem Kampfe um die letzten Sammlungen, die in den Handel kommen, um die letzten ganz hervorragenden Kunstwerke, wo das Geld allein entscheidet, fast immer den Kürzeren ziehen werden. Hoffentlich gelingt es uns aber, durch aufmerksames Suchen und richtige Erkenntniß wie durch patriotische Unterstützung deutscher Kunstfreunde in diesem Kampfe wenigstens theilweise das auszugleichen, was uns durch das Fehlen unsrer Mittel abgeht. Vor allem werden wir uns durch das seltene Vorkommen hervorragender Kunstwerke und die hohen Preise derselben, durch die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des jetzigen Kunsthandels nicht zum Ankauf minderwerthiger Stücke verführen lassen dürfen, wie es früher in unsern deutschen Kunstsammlungen nur zu häufig geschehen ist und leider noch vielfach geschieht, wodurch manche unsrer Museen so gemischt und unerfreulich erscheinen. W. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

cH. Soziologie von Dr. Th. Achelis. 147 S. kl. 8°. — Ein treffliches Bändchen, das als unbedingter Förderer dieser aufblühenden jungen Wissenschaft von ihren Anhängern und Freunden freudig begrüßt werden wird. Kurz und prägnant gefaßt, stellt es, in klarverständlicher Weise über Geschichte und Methodik der Soziologie sich verbreitend, ein fertiges System derselben dar, deren Endzweck wir mit Reichesberg in dem Satze präzisiren möchten: Exakte Forschung auf dem Gebiet des sozialen Lebens zu treiben ist alleinige Aufgabe einer besonderen Disciplin, einer besonderen Wissenschaft vom sozialen Leben, der Soziologie. Der Philosoph als Soziologe, d. h. als Forscher, dem nur daran liegt, die Gesetze des menschlichen Zusammenseins zu ergründen, festzustellen, wie sich die soziale Wirklichkeit in Wahrheit ausnimmt, welche Kräfte und Umstände hiebei betheiligt sind, nach welchen Gesetzen die sozialen Elemente in Bewegung gebracht werden, muß unbekümmert darum bleiben, ob die von ihm gewonnenen Resultate mit dieser oder jener beliebten, bezw. verhaßten Parteidoktrin übereinstimmen oder nicht. Achelis' Soziologie wird sicher in diesem Sinn aufklärend wirken. Seine Arbeit ist um so anerkennenswerther, als durch ihr Erscheinen in Gestalt eines billigen und sehr handlichen Bändchens der „Sammlung Göschen" (Leipzig) Jedermann die Anschaffung leichthin ermöglicht ist.

Prof. Dr. Georg Adler: Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart. In zwei Theilen. I. Theil: Bis zur französischen Revolution. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max v. Heckel. I. Abtheilung, Volkswirthschaftslehre, 3. Bd.) Leipzig 1899. C. L. Hirschfeld. — Das Buch, in dem es zum erstenmal unternommen wird, eine rein wissenschaftliche Darstellung der Geschichte des Sozialismus zu geben, bildet eine äußerst schätzenswerthe Bereicherung unsrer staatswissenschaftlichen Literatur. Prof. Adler hat es verstanden, in ebenso klarer wie fesselnder und anschaulicher Weise nicht nur die sozialistischen und kommunistischen Ideen, wie sie nacheinander auftauchten, nach den hauptsächlichen Aeußerungen ihrer Träger zu schildern, sie miteinander zu vergleichen, zu kritisiren und ihre Wirkung zu illustriren, sondern auch mit kurzen markigen Strichen den Nährboden zu zeichnen, auf dem sich ihre Entfaltung vollzog, so daß die ganze Darstellung durchaus lebendig wirkt. Bei der streng innegehaltenen Wissenschaftlichkeit und Sachlichkeit des Buches ist es um so anerkennenswerther, daß Adler niemals ermüdet und das Interesse des Lesers bis zum Schluß rege zu erhalten weiß, als sich Wiederholungen nicht vermeiden ließen und die Materie an sich in allen ihren Theilen nicht gleich anziehend wirkt. Der Verfasser hat auch in seinem stattlichen Bande gezeigt, wie man ohne Fußnoten allen Anforderungen an eine wissenschaftliche Darstellungsweise gerecht werden kann. Wenn ich auf das Buch nicht im einzelnen weiter eingehe, so leitet mich die Erwägung, daß es wenig Werth hat, im Auszug wiederzugeben, was im ganzen gelesen werden sollte, und daß es unmöglich ist, der ganzen Fülle des reichen Stoffes und seiner meisterhaften Behandlung im Rahmen einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. Eine ausführliche Würdigung hat das Buch bereits von berufener Seite im zweiten Heft der Wolf'schen „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" dieses Jahrgangs gefunden. — Dem Erscheinen des zweiten Theiles wird man mit Spannung entgegensehen. L.

Das Thierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. In 40 Lieferungen zu je 1 M. Berlin, Martin Oldenbourg. — Nachdem nun zwei Lieferungen dieses prächtig ausgestatteten Werkes vorliegen, kann wohl mit Grund gesagt werden, daß jeder Naturfreund eine wahre und aufrichtige Freude empfinden wird, dem diese neue Erscheinung vor Augen kommt. Zunächst gehören schon die farbigen Bildtafeln Kuhnerts, der als Thiermaler längst eines trefflichen Rufes genießt, zu dem Ausgezeichnetsten, was je in dieser Richtung geschaffen wurde, und zwar nicht nur durch die unübertreffliche Naturtreue in Zeichnung, Haltung und Kolorit der dargestellten Thiere, sondern auch durch die künstlerisch vollendet zusammengestimmte Umgebung. Das gleiche Talent äußert sich auch in den zahlreich eingestreuten Textillustrationen, deren anmuthig lebhafte und leichte Auffassungsart mit dem von Haacke so gewandt wie sinnig abgefaßten Text sich harmonisch verbindet. Daß Wilhelm Haacke, der Entdecker des Schnabelthier-Eies, neben seiner Qualifikation als Forscher in den schwierigsten entwicklungsgeschichtlichen Problemen, wovon zahlreiche größere und kleinere Arbeiten Zeugniß ablegen, jene in zoologischen Kreisen heute fast ungewöhnlich gewordene intime Kenntniß des Thierlebens besitzt, die allein einer so geist- und gemüthvollen Schilderungskunst als Grundlage dienen kann, das ist seinen Lesern und Verehrern seit langem wohlbekannt. Und hier bot sich eine besonders günstige Gelegenheit, um die Vor-

züge seines glänzenden Stils in freier Vollendung zu zeigen. Unterscheidet sich doch das vorliegende Werk von allen bisherigen durch die natürliche, aus dem Rahmen der heimathlichen Zusammengehörigkeit hervorgehende, den strengen systematischen Gesichtspunkt dagegen vermeidende Anordnung des Stoffes. In der That muß es Jedem, der nach angenehmer Belehrung, nicht gerade nach Gelehrsamkeit strebt, anmuthender und verständlicher erscheinen, wenn z. B. die Thierwelt des deutschen Waldes zusammenfassend behandelt wird oder im Gegensatz dazu die Thiere des unbewaldeten Landes oder die Bewohner der Fluß- und Weiherufer oder endlich die eigentlichen Wasserthiere gemeinsam dargestellt werden, gleichviel, ob es sich dabei in den einzelnen Fällen um Vierfüßler handelt oder um Vögel oder Fische, Insekten, Raupen, Würmer u. s. w. Denn, was uns Menschen an der Thierwelt am menschlichsten berührt, das sind gerade die Lebens- und Anpassungsverhältnisse, gleichsam die Interessen und die Schicksale der Thierwelt, während die zoologisch-systematischen Gesichtspunkte erst in zweiter oder dritter Linie kommen. So ist denn durch das Zusammenwirken hervorragendster Kräfte auf einer glücklich gewählten natürlichen Grundlage ein Werk zustande gekommen, das (zumal bei seinem mäßigen Gesammtpreis), sich ohne Zweifel bald einer ganz ausgedehnten Anerkennung erfreuen wird und das in jeder Beziehung dem deutschen Verlagsbuchhandel zur Ehre gereicht. Hans Buchner.

Modernes Hexenwesen. Spiritistische und antispiritistische Plaudereien von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann 1900. — Der Verfasser sieht in dem modernen Spiritismus lediglich ein Gewebe von gröbstem Aberglauben, plumpsten Betrug und lächerlichster Leichtgläubigkeit. Dem entspricht der Ton, auf den sein Buch gestimmt ist. Es ist im ganzen eine recht unterhaltende Lektüre infolge des sehr scharfen und beißenden Witzes, über den Kleinpaul verfügt, mit dem er seinen Hohn über die Anhänger des Occultismus aller Richtungen ausgießt. Aber auch belehrend ist das Buch in mehr als einer Beziehung; namentlich zieht der Verfasser geschichtliche Parallelen aus allen Zeiten zur Erläuterung und Begründung seiner Anschauungen herbei — besonders sind seine Ausführungen über das Traumleben in dieser Hinsicht lesenswerth. Man wird dem Verfasser in vielen Punkten zustimmen können, wenn man auch in anderen einräumen muß, daß genug des Räthselhaften übrig bleibt, das von den urtheilsfähigsten und glaubwürdigsten Zeugen — darunter den größten Autoritäten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, wie Crookes und Wallace — übereinstimmend berichtet wird und das auch der größte Skeptiker nicht so ohne weiteres abthun kann.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

S.S. Gesammelte Erzählungen von Wilhelm Raabe. Vierter Band. Berlin, Otto Janke 1900. — Der ursprünglich auf drei Bände angelegten Sammlung läßt Raabe nun einen vierten folgen, der uns ein paar besonders feine Blüthen seiner großen und eigenartigen Kunst bietet. „Den Meister Autor und den Deutschen Adel dem deutschen Publikum noch einmal anzuschmeicheln", habe er diesen vierten Band zusammengestellt. „Regierungsrath Wunnigel wüßte wohl schon besser allein für sich zu sorgen." In der That, von den vielen schnurrigen und wunderlichen Gesellen, die wir bei Raabe kennen lernen, ist gewiß der alte Regierungsrath einer der originellsten, und die Ursache seiner Scheu nach der Rückkehr aus Italien, hinter der man so Bedenkliches wittert und die sich so menschlich erklärt, ist prächtig erfunden und gut ausgeführt. Und ein braver Kerl ist er auch, der mit Recht von sich sagen kann: „Von Manchem bekenne ich mich gefesselt, aber von Einem weiß ich mich frei, und das ist der freilich ganz instinktive Menschenblick, der jeden Thaler in der Tasche des Anderen erkennt und angiert." In der Geschichte „Deutscher Adel" lernen wir einige der prächtigsten Figuren Raabe's aus dem Kleinbürgerthum kennen und werden durch viele nachdenkliche Betrachtungen gefesselt. „Meister Autor" endlich ist eine der schlichtesten und ergreifendsten Geschichten Raabe's, ein Vorläufer seines tiefsten Buches, des „Schüdderump". In der billigen Ausgabe werden diese echten Kinder ihres Vaters dem alten Raabe neue Freunde werben.

* Einen neuen chemischen Körper hat, wie wir der „Nat.-Ztg." entnehmen, der bekannte Pariser Chemiker Moissan im Verein mit seinem Assistenten Lebeau entdeckt. Moissan hatte sich in den letzten Monaten hauptsächlich mit dem Element Fluor abgegeben und dabei zunächst den wichtigen Fund gemacht, daß dieses Gas seine bekannte Wirkung, Glas zu ätzen, nur dann ausübt, wenn es nicht ganz rein ist. Daraufhin vermochte Moissan mit vollkommen reinem Fluor auch in gläsernen Apparaten zu experimentiren, was bisher nicht möglich war und den Versuchen einen ganz neuen Spielraum gewährte. Er brachte nun eine mit reinem Fluor gefüllte und nur an einem Ende offene Glasröhre mit diesem offenen Ende in eine Schale mit Quecksilber, so daß der Inhalt der Röhre von der Luft abgesperrt war. Dann führte er ein Stück Schwefel von unten her durch das Quecksilber hindurch mittelst eines Platindrahtes in die Röhre ein. Bei der Berührung mit dem Fluorgas fing der Schwefel sofort Feuer und verbrannte mit einer fahlen Flamme. Es entstand in der Röhre ein Gas, das zuvor sicherlich noch niemals ein Chemiker unter der Hand gehabt hatte. Es besteht aber eigentlich nicht nur aus einem, sondern aus zwei neuen chemischen Körpern, Verbindungen von Fluor mit Schwefel, die für die Wissenschaft gänzlich neu sind. Moissan hat bisher den einen Körper genau untersucht und bezeichnet den Stoff als Schwefelperfluorid, seine chemische Formel ist SF_6. Der Körper stellt ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas dar, das unverbrennbar ist und bei einer Temperatur von — 55 Grad C. zu einer weißen krystallinen Masse erstarrt. Trotz seines großen Reichthums an Fluor, einem sehr unbeständigen Körper, ist das neue Gas merkwürdigerweise von ähnlicher Trägheit wie der Stickstoff, indem es nur sehr schwer dazu zu bewegen ist, sich mit anderen Stoffen zu verbinden. Nur bei der Temperatur des elektrischen Funkens konnte es theilweise zersetzt werden, wobei sich auch sofort eine Aetzung der Glasröhre zeigte. Die wissenschaftliche Beschreibung dieser Experimente ist in den Sitzungsberichten der Pariser Akademie der Wissenschaften niedergelegt worden.

γ. Das Museum Vivenel von Compiègne besitzt eine anderthalb Fuß hohe Marmorstatuette, die eine jugendliche weibliche Gestalt darstellt, wie sie, nach unten geneigt, in eine geöffnete Rolle schaut. Eine am Sockel eingegrabene Inschrift sagt, daß wir das Bildniß der boiotischen Dichterin Korinna vor uns haben. Nachdem Salomon Reinach vor etwa zwei Jahren die Statuette veröffentlicht und besprochen hatte, ist von mehreren Seiten die Echtheit des Stückes bezweifelt worden. Dies hat nun den bekannten französischen Archäologen veranlaßt, noch einmal mit aller Genauigkeit das Bildwerk zu untersuchen, und danach muß nun jeder Gedanke an Fälschung ausgeschlossen sein. Die Gewißheit, die Reinach verschafft hat, ist besonders darum erwünscht, weil wir bis jetzt noch kein sicheres Bild der Korinna hatten. Freilich ist es wohl kaum möglich, daß sich der genaue Gesichtsausdruck der ums Jahr 500 vor Christi lebenden Dichterin in der späteren Zeit erhalten habe, doch ist schon alles Wünschenswerthe erreicht, wenn wir in der Compiègner Statuette ein Zeugniß der allgemeinen Ueberlieferung anerkennen dürfen. Die hellenistisch-römische Zeit hat von allen Berühmtheiten der Literaturgeschichte feste Typen übernommen und fortgepflanzt, oder, wo nichts überliefert war, auf Grund literarischer Angaben geschaffen. Tatian berichtet, daß Silanion ein Bild der Korinna geschaffen habe und es lag für Reinach nur zu nahe, den Urheber seines Werkes in Silanion zu suchen; dies bleibt so lange eine bloße Vermuthung, als das französische Fundstück allein steht. Seine große Bedeutung liegt vielmehr darin, daß nun das Leben und Treiben von Tanagra, welches durch die schönen Terrakotten so anschaulich gemacht wurde, einen neuen Zug erhält. Jetzt haben wir auch die Dichterin der boiotischen Landstadt vor uns, und daß die Persönlichkeit eine echte Tanagräerin sei, zeigt besonders das in Wellenlinien nach hinten verlaufende und am Nacken in einen Schopf zusammengebundene Haar. — Man hat die Korinna noch bis ins 3. und 4. Jahrhundert nach Christi gelesen. Sappho, Alkman, Archilochos und Bakchylides sind uns aus ägyptischen Papyri neu erstanden, und immer bringen die Funde neue

Züge und neue Farben in das Bild der Dichter, deren Werken das Geschick nun einmal eine vollständige Ueberlieferung versagt hat. Hält die Ergiebigkeit der Papyrusfundstätten an, so wird wohl eines Tages auch die Sängerin von Tanagra wieder zum Vorschein kommen, sicher in vollerer Gestalt als heute, wo wir nur sehr spärliche Reste besitzen, die uns die Grammatiker und Metriker aufbewahrt haben.

* **Erforschung Makedoniens.** Wie man uns aus Uesküb berichtet, wird dort das Eintreffen der von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften unter der Führung des Akademikers Kondakow nach Makedonien entsandten wissenschaftlichen Abordnung für die nächste Woche erwartet. Man nimmt an, daß sie für ihre Arbeiten auch serbische und bulgarische Fachmänner heranziehen wird, damit das angestrebte Ziel: die ethnographischen Verhältnisse der Provinz klarzustellen, um so vollständiger erreicht werde. Die Abordnung wird die Forschungen russischer Gelehrter, die als Konsularfunktionäre lange im Lande gelebt hatten, zur Grundlage ihres Studiums machen.

* **Eine Goethe-Stiftung.** Den Mittheilungen des „Kunstwart"-Verlags Georg D. W. Callwey, München, entnehmen wir folgendes: „Eine Goethe-Stiftung" bringt F. Avenarius im ersten Juli-Heft des „Kunstwart" in Anregung. In Form einer Petition an den Reichstag, die bereits von etwa hundert Männern, bekannten Persönlichkeiten unsres künstlerischen und litterarischen Lebens, unterzeichnet wurde, liegt hier ein Versuch vor, unserer Literatur und Kunst von Staats wegen ein gesundes Wachsthum zu ermöglichen. Die Petition beginnt mit folgenden Sätzen:

„Unter dem Namen Goethe-Stiftung wird eine nationale Stiftung errichtet zur Unterstützung des werthvollen dichterischen Schaffens im Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungsliteratur. Indem die Goethe-Stiftung einerseits das dichterische Schaffen vom Tagesmarktwerth unabhängiger macht, soll sie andererseits gediegene dichterische Schöpfungen auch der Gegenwart für die Allgemeinheit leichter zugänglich und somit schneller nutz- und fruchtbar machen. Der Goethe-Stiftung wird aus Reichsmitteln eine jährliche Beihülfe von 250,000 M. gewährt. Das Urheberrecht an Dichtungen ferner erlischt fortan nicht mehr zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern geht dreißig Jahre nach dem Tode des Urhebers in das Eigenthum der Goethe-Stiftung über. Ueber die Einrichtung und Verwaltung der Goethe-Stiftung werden die Einzelheiten beschlossen, nachdem hierüber Gutachten eingeholt sein werden von einem Ausschuß, dessen 30 Sachverständige zur Hälfte vom Vorstand der „Deutschen Schiller-Stiftung", zur anderen Hälfte vom Vorstand des „Deutschen Schriftstellerverbandes" ernannt werden." — Wie das gedacht ist, wird in der nachfolgenden Begründung überzeugend ausgeführt. Die Petition schon jetzt, also möglichst lange vor dem neuen Zusammentritt des Reichstags, an die Oeffentlichkeit zu bringen, schien besonders wünschenswerth darum, damit durch freie Aussprache etwaige weitere gute Gedanken geweckt werden können. Neben der Volkswirthschaft unsres materiellen auch eine solche des geistigen Nationalguts zu pflegen, eine gerechtere Entlohnung unserer schöpferischen Geistesarbeiter anzubahnen, das ist's, was durch die Goethe-Stiftung versucht werden soll."

-nn- **Karlsruhe.** Die kürzlich erlassene Promotionsordnung für die Ertheilung der Würde eines Doktoringenieurs durch die hiesige Technische Hochschule bestimmt — wie die amtliche „Karlsruher Zeitung" mittheilt —, daß die Doktorpromotion in den Abtheilungen für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenwesen, Elektrotechnik und Chemie abgelegt werden kann und an folgende Bedingungen geknüpft ist: 1. Die Beibringung des Reifezeugnisses eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums oder einer deutschen Oberrealschule oder endlich einer anderen vom Unterrichtsministerium als gleichwerthig anerkannten Anstalt; 2. den Nachweis über die Erlangung des Grades eines Diplomingenieurs nach Maßgabe der hierüber vom Unterrichtsministerium erlassenen näheren Bestimmungen; 3. die Einreichung einer in deutscher Sprache abgefaßten wissenschaftlichen Abhandlung (Dissertation), welche die Befähigung des Bewerbers zum selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten auf technischem Gebiet darthut. Diese muß einem Zweige der technischen Wissenschaften angehören, für welchen eine Diplomprüfung an der Technischen Hochschule besteht. Die Diplomarbeit kann nicht als Doktordissertation verwendet werden; 4. die Ablegung einer mündlichen Prüfung; 5. die Entrichtung einer Prüfungsgebühr im Betrage von 240 M. Der Bewerber erhält nach Bestehen der Prüfung eines der folgenden Prädikate: „Bestanden", „gut bestanden", „mit Auszeichnung bestanden". Eine abermalige Bewerbung nach Nichtbestehen der Prüfung ist nur einmal und nicht vor Ablauf eines Jahres zulässig. Dies gilt auch, wenn die erste erfolglose Bewerbung an einer anderen Hochschule stattgefunden hat.

* **Heidelberg.** Samstag, den 7. Juli, wird Dr. Karl Boehm sich bei der hiesigen naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät habilitiren.

* **Aus Württemberg.** Wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, hat der Direktor der psychiatrischen Klinik an der Universität Tübingen, Professor Dr. Ernst Siemerling, einen Ruf nach Kiel als Leiter der dortigen psychiatrischen Universitätsklinik erhalten und wird ihm Folge leisten. — In Stuttgart starb Oberstudienrath August Wintterlin, Oberbibliothekar an der kgl. öffentlichen Bibliothek. Wintterlin war ein geschätzter Gelehrter, namentlich auf dem Gebiete der württembergischen Kunstgeschichte.

* **Berlin.** Der vortragende Rath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Geheimer Medizinalrath Prof. Dr. Martin Kirchner, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Halle.** Sein Jubiläum 50jährigen Lehrens an der hiesigen Universität feierte unter großer Theilnahme am 29. Juni Hr. Prof. Dr. Rudolf Haym. Professor Haym, geboren 1821 zu Grünberg i. Schl., studirte in Halle und Berlin Theologie und Philosophie und war in den 40er Jahren am Köllnischen Gymnasium zu Berlin als Lehrer thätig. 1848 wurde er zum Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung gewählt. 1851 bestieg er in Halle den Lehrstuhl für Philosophie und deutsche Litteraturgeschichte. Von seinen Werken seien hier genannt: Die deutsche Nationalversammlung (3 Theile. Berlin 1848—1850), — Wilhelm v. Humboldt (Berlin 1856), — Hegel und seine Zeit (Berlin 1857), — Arthur Schopenhauer (Berlin 1864), — Die romantische Schule (Berlin 1870), — Herder, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt (2 Bände. Berlin 1877—1885), — Das Leben Max Dunckers (Berlin 1891). Von 1858 bis 1864 leitete er die „Preußischen Jahrbücher". 1894 erschien seine Ausgabe der Briefe Wilhelm v. Humboldts an G. H. L. Nicolovius.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. H. Paasche: Im Fluge durch Jamaica und Cuba. Stuttgart, Cotta 1900. — Dr. Ed. Martinak: Psychologische Untersuchungen über Prüfen und Klassifiziren. Vortrag. (S.-A. aus der „Oesterreichischen Mittelschule", 16. Jahrgang, 2. u. 3. Heft.) Wien, Hölder 1900. — Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. N. F. XII. Bd. Wien, Seidel u. Sohn 1900. — Historische Zeitschrift. N. F. 49. Bd. 1. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — Prof. Dr. W. Preyer: Unser Kaiser und die Schulreform. (Zur Pädagogik der Gegenwart. Heft V.) Dresden, Bleyl u. Kaemmerer 1900. — J. C. Poestion: Lehrbuch der norwegischen Sprache. 2. Aufl. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, Hartleben. — E. Hubbard: Die Verwerthung der Holzabfälle. Mit 50 Abbildungen. 2., vollst. umgearb., verm. Aufl. Ebd. 1900. — Fr. v. Theden: Coriandoli. Heitere Vortragsgedichte. Ebd. — H. Ostwald: Vagabonden. Berlin, Cassirer 1900. — J. Quaglio: M. v. Pettenkofer als Chemiker. Jubiläumsausgabe 1850—1900. Berlin, A. Seydel 1900. — L. M. Hartmann: Geschichte Italiens im Mittelalter. 2. Band, 1. Hälfte. Leipzig, Wigand 1900. — O. Ammon: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 3. umgearb. Aufl. Jena, G. Fischer 1900. — *Fr. Kemény*: Projet et Plan d'une Académie universelle internationale (Résumé). Budapest, Lampel 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 6. Juli. Nummer 152.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Bedeutung des nordamerikanischen Imperialismus.

Von Dr. Ernst v. Halle, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß.)

III.

Von allen Seiten wurde Spanien nach der Wahl McKinley's gerathen, eine möglichst schnelle Beendigung des Kampfes auf Cuba herbeizuführen, da es sonst schweren Gefahren entgegengehen würde. Der Standpunkt der Vereinigten Staaten gegenüber dem cubanischen Aufstand war klar. Aus antimonarchistischen wie aus nationalamerikanischen Gründen wünschte man schon seit langem, alle fremden Kolonialmächte aus Amerika verschwinden zu sehen; wie man selbst einst die Freiheit sich erfochten hatte, so sympathisirte man bis zum Transvaal-Kriege offiziell mit jeder Nation, die ihrerseits im Freiheitskampfe befindlich war. Noch vor einem Lustrum war die Anschauung, daß alle Menschen frei und gleich seien, so verbreitet, daß man einen Unterschied zwischen wilden und zivilisirten Völkern im Prinzip nicht anerkannte — in der Praxis allerdings da, wo es sich um im eigenen Lande befindliche Indianer, Chinesen oder Neger handelte.

So fanden die Nachrichten über das „blutende Cuba“ von vornherein sympathische Theilnahme; und als der Aufstand auf den Philippinen ausbrach, erstreckte sich diese ohne weiteres auf die mißhandelten Filipinos. Wer immer die spanischen Kolonien besucht hat, konnte die Thatsache der furchtbaren spanischen Mißwirthschaft nur voll bestätigen; zweifellos haben die iberischen Völker die schlechteste Kolonialverwaltung der neueren Zeit aufzuweisen gehabt.

Im Laufe der letzten Generation hatten die Amerikaner neben den Deutschen und Engländern begonnen, sich erhebliche wirthschaftliche Interessen in Cuba zu schaffen. Sie waren namentlich an Zucker, doch auch an Tabakplantagen, im Handel und Verkehr, an Aus- und Einfuhr in steigendem Maß betheiligt. Die Art, wie Spanien jedem neu aufkommenden Gewerbezweig allein unter dem Gesichtspunkt der fiskalischen Ausbeutung gegenüber trat, mußte diese Kapitalinteressen auf das empfindlichste verletzen. Der Zuckertrust, die großen Tabakinteressenten, gewaltige Mächte im amerikanischen Volksleben, hatten an der cubanischen Frage ein praktisches Interesse. Inwieweit sie die Stimmung gemacht, oder die von den Politikern gemachte Stimmung genährt und ausgenützt haben, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls waren es verschiedene Ursachengruppen und Standpunkte, die auf ein Eingreifen hindrängten. Die Ereignisse der Folgezeit sind bekannt: Die anfangs zögernde Politik des Präsidenten McKinley, das Drängen der Politiker und der Wirthschaftspolitiker im Lande und im Kongreß, die Katastrophe des Kriegsschiffes „Maine“ und ihre Ausnützung durch die „gelbe“ Presse. — Der Krieg brach aus und überraschend leicht wurde die einst größte Weltmacht über den Haufen gerannt. Eigentlich ohne irgend welche ernsthaften Kämpfe fielen die Früchte vom faulenden Baume den Amerikanern in den Schoß. Diese wären aber nun sich selbst und ihrer ganzen Entwicklung untreu geworden, wenn sie nicht aus der neuen Situation unmittelbar die weitgehendsten neuen Konsequenzen zu ihren Gunsten gezogen hätten. Mit einer Geschwindigkeit, welche nur in diesem mit treibhausartiger Schnelligkeit emporgewachsenen Lande und seiner an Dampfbetrieb gewöhnten Bevölkerung möglich ist, wechselte man den Standpunkt. In der Resolution des Kongresses über Cuba, die zum Beginn des Krieges führte, hieß es:

4. daß die Vereinigten Staaten hiebei jede Neigung oder Absicht von sich weisen, Souveränität, Jurisdiktion oder Kontrole über die gedachte Insel auszuüben, außer den Frieden dort herzustellen und ihren Entschluß kundzuthun, wenn jenes gelungen ist, die Regierung und Kontrole der Insel ihren Einwohnern zu überlassen.“ Auch der Präsident wies in seiner Botschaft vom Dezember 1897 die Idee gewaltsamer Annexion entschieden zurück, „weil man daran nicht denken darf und unter unserm Moralkodex das ein verbrecherischer Angriff sein würde.“

Im Verlaufe des Krieges verbreitete sich aber dann bei der Nation die Ueberzeugung, daß, wie sich die Dinge nun einmal entwickelten, die Vereinigten Staaten Portorico und die Philippinen von Spanien selbstverständlich übernehmen und Cuba solange behalten müßten, bis es sich selbständig als Staat an Nordamerika anschließen könne. — Das ist der vielen langen Reden, welche seitdem gehalten worden sind, kurzer Sinn. Hatten die maßgebenden Politiker zu Anfang nur Hülfe für die Bedrängten gepredigt, so verstand man bald die öffentliche Meinung dahin zu lenken, daß ein veränderter Standpunkt gegenüber kolonialer Ausdehnung nicht nur der unumgänglichen Lage, sondern auch den Grundtendenzen und Erfordernissen des amerikanischen Gemeinwesens entspräche.

Drei Gründe wurden in den Vordergrund gestellt: Erstens läge es im Interesse der Bewohner der bisherigen spanischen Kolonien, möglichst schnell der Segnungen der ausgezeichneten amerikanischen Institutionen, der besten Institutionen der Welt, und ihrer unvergleichlichen Regierungsform theilhaftig zu werden. Zweitens sei es für die Vereinigten Staaten von allergrößtem Vortheil, nunmehr, wie andere Länder, sich Kolonien zu schaffen, ein Imperium, in welchem man alles produziren könne,

was man an Rohmaterialien gebrauche; die Kolonialpolitik der aufstrebenden Länder der alten Welt müsse man nachahmen und tropische Landstriche erwerben; die Haupteinfahrtstraße des zukünftigen Verbindungsweges zwischen Atlantischem und Pacifischem Ozean, die zwischen Key-West und Cuba hindurchführt, müsse man auf beiden Seiten beherrschen, einen Stützpunkt im Golf nahe der Kanaleinfahrt erwerben, an der wirthschaftlichen Erschließung Ostasiens theilnehmen, alles im eigenen Lande produziren, was man gebrauche, um möglichst viel exportiren zu können; das ist die sogenannte neuamerikanische Idee, auf der sich die wirthschaftliche Seite des Imperialismus aufbaut. Drittens begann man aber auch zu der nunmehr auszuübenden Herrschaftsform eine andere Stellung einzunehmen. Als man erkannte, daß die Cubaner und Filipinos sich nicht ohne Widerstreben der neuen Herrschaft fügen wollten, erörterte man plötzlich das Rassenproblem von einem neuen veränderten Standpunkt aus und sprach von aufsteigenden Nationen, welchen die Weltherrschaft zufallen müsse, und kulturunzugänglichen Nationen, die man, sofern sie sich nicht mit Gewalt die Segnungen der angelsächsischen Kultur aufdrängen ließen, schlimmstenfalls mit Feuer und Schwert ausrotten müsse, um die große eigene Mission nachher friedlich erfüllen zu können, — eine Politik, welche man ja übrigens den Indianern gegenüber von jeher mit großer Gemüthsruhe durchgeführt hatte. Mit Recht betonten die an der Erschließung Cuba's interessirten Kapitalisten, daß in der derzeitigen Bevölkerung die Elemente für den Aufbau eines angemessenen Staatswesens auf der Insel nicht vorhanden seien. Die Kämpfe mit den Aufständischen in den Philippinen ernüchterten die Freunde der Eingeborenen; plötzlich kam man zu der Erkenntniß, daß die armen, unglücklichen, verfolgten Cubaner eine ganz elende Bande verlumpten Gesindels wären. In den hochherzigen, freiheitsliebenden und verfolgten Filipinos sah man blutdürstige, grausame und niederträchtige Barbaren schlimmster Art, und damit wurde sich das Volk darüber klar, daß es dem ersten großen Schritt der Errettung der Kolonien von Spanien nunmehr den zweiten, der Errettung der Kolonisten vor sich selbst, bezw. der Kolonien von der Herrschaft der Einwohner folgen lassen müßte.

Zuerst war noch eine verhältnißmäßig starke Partei im Lande der Expansionspolitik scharf abgeneigt; sie widerspreche den Traditionen der Väter, dem Geist der amerikanischen Verfassung, den fundamentalen Prinzipien, auf denen sich das große Staatswesen aufbaue. Mit der Ausdehnung nach Cuba und Portorica konnte man sich ja unter Umständen einverstanden erklären, sofern sie später zu selbständigen Staaten werden könnten, und die Einwohner die Herrschaft der Union wollten, denn „alle Regierungen dürften nur auf der Zustimmung der Regierten beruhen"; aber eine Ausdehnung aus Amerika heraus nach den Philippinen, wo die Eingeborenen auf das klarste ihre Unwilligkeit, Amerikaner zu werden, zeigten, und nebenbei auch einer ganz anderen Rasse angehörten, widersprach allen bisherigen Traditionen.

Diese gedachte Gruppe aber hat an Einfluß und Umfang sehr bald verloren und man kam mehr oder weniger gewunden zu der Anschauung, daß die Tradition doch nur insoweit maßgebend sein dürfte, als man sie gerade gebrauchen könne. Das Talent der hervorragendsten Juristen, die Verfassung zu verschiedenen Zeiten verschieden auszulegen, bewährte sich wieder, und man bewies nicht nur, daß man verfassungsmäßig das Recht, sondern auch vom Standpunkt sowohl des eigenen Vortheils, als vor allen Dingen der Weltkultur, die Verpflichtung habe, das Sternen- und Streifenbanner da an der Stange festzuhalten, wo es einmal aufgezogen sei. Man ließ die Seite der Monroe-Doktrin, daß Amerika sich in außeramerikanischen Angelegenheiten nicht einmischen dürfte, vollkommen und bewußt fallen und erklärte, daß die Zeit, wo dieses richtig gewesen sei, nun vorüber sei, die wirthschaftlichen und kulturellen Interessen der Vereinigten Staaten seien mit der Welt zu enge verknüpft, als daß sie sich nur auf den Kontinent beschränken könnten.

Die neue Politik des Imperialismus, eine neue Phase der nordamerikanischen Geschichte, ist feierlich durch den dem Admiral Dewey bei seiner Rückkehr errichteten Triumphbogen in New-York einmarschirt.

Der Antheil an der Versorgung aller Märkte der Welt, kapitalistische Erschließung und Fruktifizirung der halbkultivirten und unkultivirten Länder des Ostens sind die eine Seite, welche das materielle Interesse der Machthaber, die Idee, die amerikanische Kultur und Staatsform auszudehnen, das ideale Motiv, welches die breiten Massen neben den auch ihnen wohlverständlichen materiellen Erwägungen mit fortriß. Die amerikanische Kultur ist von jeher eine aggressive gewesen; ihr bester natürlicher Einzelvertreter ist der Squatter, der sich in unerschlossenen Gebieten ansiedelte und die angelsächsische Gesittung einige Grade weiter nach Osten, Süden und Westen trug, ihre charakteristischste Kollektiverscheinung die gesellschaftliche Ansiedelung von Ausländern, welche in einer oder zwei Generationen sich vollkommen in ein spezifisch amerikanisches Gemeinwesen umformte. Die Ueberzeugung von der ungeheuren Ueberlegenheit der amerikanischen Kultur, die in jeder Beziehung ungeahnte Erfolge erzielt hatte, ließ die Nation auch vertrauensvoll in die neue Epoche hinausblicken; und jener Senator, der von der Tribüne des Oberhauses zu Washington ein Gedicht vortrug, in dem er die alte Mutter Asia dazu beglückwünschte, daß die edelste Elite ihrer einst ausgewanderten Nachkommen nunmehr wieder um die Erde herum mit dem Sternenbanner zu ihr zurückkehre, um ihr die Segnungen der neuesten Kultur zuzuführen, war eine getreue Verkörperung dessen, was die amerikanische Volksseele in dieser Hinsicht empfindet. Es dürften Viele im Lande nicht daran zweifeln, daß es der amerikanischen Kultur in nicht ferner Zukunft gelingen wird, nunmehr von Osten und Westen her ihrerseits die ganze Welt zu erobern.

Wenn man seine Begriffe über die Ziele und Aufgaben dahin revidirt hat, daß die amerikanische Idee bestimmt sei, sich die ganze Welt nicht nur moralisch, sondern auch politisch und wirthschaftlich zu erobern, so hat man auch hinsichtlich der Wahl der Mittel seine Anschauung verändert. Natürlich wollen die Vereinigten Staaten eine „Friedensnation" bleiben, insofern sie die kommenden Kriege wie die vergangenen auch nur im Interesse des Friedens sowie des Wohlergehens der von ihnen angegriffenen Nationen führen werden. Daß es aber zu solchen Kriegen auch in Zukunft kommen kann, wenn dieses oder jenes andere Volk von den ihren abweichende Anschauungen über die gegenseitigen Missionen haben sollte, darüber sind sie sich nicht im Zweifel, und die ursprünglich von England herübergetragene, dann vor allen Dingen durch die Schriften Mahans erweiterte Idee von der Bedeutung der Seemacht hat bei ihnen gelehrige Schüler gefunden. Sie bauen sich eine starke Flotte, vergrößern ihr stehendes Heer und ihre militärischen Einrichtungen und sind gewillt, bei den großen Kämpfen der Zukunft um die Vorherrschaft der Welt mit den slavischen und romanischen Mächten, vielleicht aber

auch eines Tages mit dem englischen Mutterland oder den deutschen Vettern das große Mittel der Entscheidung, das machtvolle Schwert in die Waagschale zu werfen. Haben sie früher klar erkannt, daß die Weltmacht sich nicht allein auf eine Militärhierarchie stützen kann, sondern die neuzeitlichen Mächte mehr als je einen Rückhalt an einem gewaltigen kapitalistisch und technisch hoch entwickelten gewerbestarken Gemeinwesen haben müssen, so sind sie nunmehr auch zu der Erkenntniß fortgeschritten, daß dieses letztere nicht durch das Schwergewicht des freien Wettbewerbs auf dem Weltmarkt in ewigem Frieden seine Stellung wahren und erweitern könne, sondern daß man in Zukunft, wie einst, um Macht und Märkte werde kämpfen müssen.

Diesem amerikanischen Imperialismus werden sich die Völker der Welt im 20. Jahrhundert gegenüber befinden. Er wird versuchen, ebensowohl als Kohlen- und Eisenproduzent wie als Lieferant von Nahrungsmitteln, Rohprodukten, Halb- und Ganzfabrikaten der Industrie sich jene Vormachtstellung, jenes Uebergewicht zu erringen, das England im 18. und 19. Jahrhundert gewonnen hat, ja, ich müßte mich in dem Grundzug dieses aus der Mischung kampfesfreudiger Elemente verschiedener Nationen hervorgegangenen Gemeinwesens irren, wenn sie nicht den Versuch machen werden, ihren politischen und staatlichen Machtbereich mit Waffen weiter auszudehnen.

Mit dem Moment der Entstehung des amerikanischen Imperialismus ist neben die Großmächte und Mittelstaaten der alten Welt ein neuer, an technischer und kultureller Entfaltung ebenbürtiger, an Thatendrang, Ehrgeiz, Kraftbewußtsein und Rücksichtslosigkeit überlegener Mitbewerber aufgetreten, mit dem jene nunmehr in allen großen Fragen zu rechnen haben werden.

Die Analyse der Empfindungen und das Verhältniß des Physischen zum Psychischen.

„Durch die tiefe Ueberzeugung, daß die Gesammtwissenschaft überhaupt, und die Physik insbesondere, die nächsten großen Aufklärungen über ihre Grundlagen von der Biologie und zwar von der Analyse der Sinnesempfindungen zu erwarten hat, bin ich wiederholt auf dieses Gebiet geführt worden."

Mit diesen Worten hatte Mach vor 14 Jahren die erste Auflage seiner „Beiträge zur Analyse der Empfindungen" eingeleitet und damit den Zusammenhang hervorgehoben, der zwischen dieser Schrift und seinen physikalischen Arbeiten vorhanden ist. Die Einzeluntersuchungen, die sie vorführt und die vordem bereits in einer Reihe von in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen veröffentlicht worden waren, enthalten, wie sich Mach weiter ausdrückt, überall dasselbe Problem. „Obwohl ich durchaus nicht auf den Namen eines Physiologen, noch weniger auf jenen eines Philosophen Anspruch machen kann, hoffe ich doch, daß die lediglich mit dem lebhaften Wunsche nach Selbstbelehrung unternommene Arbeit eines über die konventionellen Fachgrenzen ausblickenden Physikers auch für Andere nicht ganz ohne Nutzen sein wird, selbst wenn ich nicht überall das Richtige getroffen haben sollte." „Ich wünsche nur," heißt es an einer anderen Stelle, „in der Physik einen Standpunkt einzunehmen, den man nicht sofort verlassen muß, wenn man in das Gebiet einer andern Wissenschaft hinüberblickt, da schließlich doch alle ein Ganzes bilden sollen. Die heutige Molekularphysik entspricht dieser Forderung entschieden nicht."

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, daß es gerade ein Physiker war, der sich gegen die Ueberschätzung rein physikalischer Methoden auf sinnesphysiologischem Gebiete gewandt hat, und der im Gegensatz zur herrschenden Anschauung den umgekehrten Versuch unternommen hat, von dieser Seite her der Physik kräftige Hülfe zu leisten.

Daß dieser Versuch seinen Zweck nicht verfehlt hat, daß die Gedanken, die durch eine lange Zeit vorher ihr Urheber gar nicht einmal zu äußern vermocht hatte, „ohne überall Anstoß zu erregen", jetzt schon Boden gewinnen, konnte bei der Herausgabe der zweiten Auflage des Buches[1]) mit Befriedigung festgestellt werden.

Eine zweite Auflage im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist das vorliegende Werk allerdings nicht. Das deutet schon der geänderte Titel, der um die Hälfte des früheren vermehrte äußere Umfang an. Es wird nicht nur die Zahl der experimentellen Einzeluntersuchungen, die sich hauptsächlich auf die Raum- und Zeit-, sowie die Mach besonders vertrauten Tonempfindungen beziehen, um zahlreiche neue vermehrt und durch ausgiebige Berücksichtigung der seither erschienenen, bis auf die neueste Zeit reichenden Literatur für die Darstellung der an sie geknüpften theoretischen Ideen Sorge getragen, sondern auch durch Einfügung ganz neuer Kapitel der allgemeine Standpunkt des Verfassers ausführlicher dargelegt und insbesondere, worauf schon der neue Titel deutet, seine Wichtigkeit für das Verständniß des Verhältnisses zwischen Psychischem und Physischem hervorgehoben.

Damit hat denn auch diese Schrift denselben Entwicklungsgang genommen, wie die physikalischen Publikationen Mach's, die ein steigendes Hervortreten der erkenntnißtheoretischen Erwägungen charakterisirt. Man kann nicht mehr behaupten, daß die Mitwelt denselben theilnahmslos gegenüberstehe; mehr und mehr haben sie Eingang gefunden in die Kreise der zünftigen Physiker. Bei einer vollen Würdigung derselben ist man allerdings auch heute noch nicht angelangt; noch ist die Zahl derjenigen, deren vorgefaßte Meinungen das Verständniß verschließen, keine geringe. Ungleich schlechter bestellt mit dem Verständniß Mach'scher Ideen ist es aber im Kreise der Philosophen und Psychologen. Erstere laboriren noch an ererbten Vorurtheilen und zu geringer Kenntniß der wissenschaftlichen Methoden, Letztere an einer Ueberschätzung der gewohnten physikalischen Anschauungsweisen. Für beide ist Mach's Werk hochbedeutsam. Die Frage nach dem Verhältniß des Psychischen zum Physischen ist seit jeher eine der meist umstrittenen gewesen; Mach zeigt, daß ein solcher Gegensatz überhaupt gar nicht vorhanden, und dies, was Vielen das Ueberraschendste ist, auf eine sehr einfache Weise, ohne hiezu eines „Systems" zu benöthigen. Die Ueberlegung, die dazu führt, ist kurz folgende: Was uns wirklich gegeben ist, sind nicht Körper der Außenwelt, sondern Empfindungen unsrer selbst. Einen wirklich absolut beständigen Körper, „ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht", gibt es überhaupt nicht. „Mein Tisch ist bald heller, bald dunkler beleuchtet, kann wärmer und kälter sein. Er kann einen Tintenfleck erhalten. Ein Fuß kann brechen. Er kann reparirt, polirt, Theil für Theil ersetzt werden. Er bleibt für mich doch der Tisch, an dem ich täglich schreibe." Tisch ist somit nur eine Konstruktion unsres Geistes, bestehend aus einer Gruppe von Empfindungen, oder, genauer ausgedrückt, wir bedienen uns zur Bezeichnung sehr vieler Empfindungsgruppen, wo jede von der folgenden nur wenig abweicht, des Wortes Tisch. Der Physiker operirt somit immer mit Empfindungen, gerade so wie der Psychologe. „Ich sehe daher keinen Gegensatz von Psychischem und Physischem, sondern einfache Identität in Bezug auf diese Elemente." Aufgabe des Physikers, Physiologen und Psychologen ist die Feststellung der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Elemente. Die Psychophysik hat es auch nur mit Beziehungen zwischen Empfindungsgruppen zu thun und zwar zwischen jenen „Komplexen von Farben, Tönen u. s. w., welche man gewöhnlich Körper nennt", und „dem Komplex, der unser Leib heißt, und der ein durch Besonderheiten ausgezeichneter Theil des ersteren ist". So ist z. B.

[1]) Die Analyse der Empfindungen und das Verhältniß des Physischen zum Psychischen. Von Prof. Dr. E. Mach. Mit 36 Abbildungen. (Zweite vermehrte Auflage der „Beiträge zur Analyse der Empfindungen".) Jena, Gustav Fischer 1900.

„eine Farbe ein physikalisches Objekt, sobald wir zum Beispiel auf ihre Abhängigkeit von der beleuchteten Lichtquelle (anderen Farben, Wärmen, Räume u. s. w.) achten. Achten wir aber auf ihre Abhängigkeit von der Netzhaut, so ist sie ein psychologisches Objekt, eine Empfindung. Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden“.

Wer die sich hier bethätigende Anschauungsweise mit der in der psychologischen und physiologischen Literatur zumeist herrschenden vergleicht, wird sich gewiß nicht verhehlen können, welch wichtige Aufgabe sie hier zu erfüllen haben wird.

„Der älteren Generation, namentlich den Physikern und Chemikern, wird die Zumuthung Schrecken erregen, die Materie nicht als das absolut Beständige zu betrachten und statt dessen ein festes Verbindungsgesetz von Elementen, welche an sich sehr flüchtig scheinen, als das Beständige anzusehen. Auch jüngeren Leuten wird dies Mühe machen und mir selbst hat es seinerzeit eine große Ueberwindung gekostet, zu dieser unvermeidlichen Einsicht zu gelangen. Doch wird man sich zu einer so radikalen Aenderung der Denkweise entschließen müssen, wenn man aufhören will, denselben Fragen immer wieder in gleicher Rathlosigkeit gegenüber zu stehen.“

Daß dies geschehen wird, geschehen muß, ist gar nicht zu bezweifeln. In dieser Hinsicht muß Machs Lösung als eine endgültige betrachtet werden.

Hingegen scheint mir noch ein Punkt bestehen zu bleiben, der der zukünftigen Forschung erhalten bleibt. Mach spricht im selben Sinne wie von der Unbeständigkeit der Körper-, auch von der der Ichvorstellung. Auch das ist nicht anzuzweifeln. Die Ichvorstellung variirt. Was aber noch zu berücksichtigen kommt, ist, daß Ichvorstellung und Ich nicht identisch zu gebrauchende Worte sind. Ich habe eine Ichvorstellung. Wenn auch unter Ich keine Realität im metaphysischen Sinne zu verstehen ist, so läßt sich doch davon nicht abstrahiren, daß alles meine Vorstellung ist. Empfindungen u. s. w., losgelöst vom Ich, von „meinem Ich“, haben für sich keine Existenz, keine Bedeutung. Jede Wissenschaft besteht zunächst nur für ein Individuum, für das Ich, das sie geschaffen hat. Die Vorstellung fremder Ichs ist eine reine, blanke Hypothese, die, wie sich Mach treffend ausdrückt, „mein Weltverständniß erleichtert“. Hier ist das Wort Ich nicht in dem Sinne wie „Ichvorstellung“ gebraucht. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß sich solcher Stellen bei Mach mehr vorfinden. So heißt es Seite 4 der „Analyse“ u. s. w.: „Ist die erste Orientirung durch Bildung der Substanzbegriffe „Körper“, „Ich“ (Materie, Seele) erfolgt, so drängt der Wille zur genaueren Beachtung der Veränderungen an diesem relativ Beständigen. Das Veränderliche an den Körpern und am Ich ist es eben, was den Willen bewegt.“ Hier ist statt „Ichvorstellung“ „Ich“, statt „Ich“ „Wille“ gesetzt. Ich glaube, man wird zu unterscheiden haben zwischen dem, was Gegenstand meines Bewußtseins werden kann und was nicht, so wie es W. K. Clifford thut. Das Leben des einen Ich ist eine Welt für sich. Daraus folgt indeß nicht, daß die Erzeugnisse, Begriffssysteme des einen keine Bedeutung für das andere hätten; nur sind sie nicht unmittelbar übertragbar. Die Ansichten nahe verwandter Denker gehen hier auseinander, Pearson glaubt zum Beispiel daran, durch Herstellung einer künstlichen Nervenverbindung fremdes Bewußtsein zur direkten Empfindung bringen zu können. Die Klarstellung dieses Punktes wird sonach noch weiterer Erörterungen bedürfen.

Dr. H. Kleinpeter.

Neue Gedichte von Anna Ritter.

Besprochen von Heinrich Meyer-Benfey.

Es sind noch nicht zwei Jahre vergangen, seitdem die „Gedichte“ von Anna Ritter, einer bis dahin ganz unbekannten Dichterin, erschienen, und schon liegt die 7. Auflage vor und der Name der Verfasserin zählt zu den bekanntesten und gefeiertsten Deutschlands. Das ist ein Erfolg, der in der Geschichte der neueren deutschen Lyrik nicht seinesgleichen hat, und der wohl Anlaß bietet, den Gründen nachzugehen. Zwar haben einzelne ihrer Genossen in Apoll eine ähnliche oder noch höhere Auflagenziffer erreicht — merkwürdigerweise nur weibliche Autoren: Johanna Ambrosius, Stine Andersen, Friderike Kemptner —, indessen bei diesen waren es doch nicht ästhetische Vorzüge, die ihnen zu ihrem Erfolge verhalfen, sondern in dem einen Falle der unerschöpfliche Schatz unfreiwilliger Komik, den ihre Gedichte bergen, in den anderen, besonders bei Joh. Ambrosius, das Sensationsinteresse, das für die arme, ungebildete Bäuerin mit Geschick wachgerufen wurde. Von derartigen nicht sachlichen Nebengründen kann hier keine Rede sein. Anna Ritter verdankt ihren Ruhm unzweifelhaft der Schönheit und künstlerischen Vollendung ihrer Gedichte. Und daß jetzt einmal ein echter, ernst zu nehmender Künstler — diese Bezeichnung kann man Anna Ritter wohl nicht streitig machen, mag man sonst immerhin ihren Werth verschieden einschätzen — so begeisterte Aufnahme findet, daß Verdienst und Erfolg wirklich einmal zusammentreffen, dieser Fall steht auf dem bezeichneten Gebiete fast einzig da; höchstens könnte vielleicht Ada Negri neben ihr genannt werden. Und dieser Fall ist jedenfalls ein höchst erfreuliches und werthvolles Symptom, denn er beweist, daß der Bann, der so lange über der Lyrik lag, nun endlich gebrochen ist, daß das Interesse des lesenden und kaufenden Publikums sich auch hier wieder den wirklichen Künstlern zuwendet.

Indessen, es wäre doch kaum zutreffend, wenn wir den märchenhaften Erfolg, der Frau Anna Ritter zutheil geworden ist, ausschließlich aus der allüberragenden Vortrefflichkeit ihrer Gedichte erklären wollten, obwohl ich — um dies gleich vorweg zu erklären — kaum einen lebenden Lyriker wüßte, den ich ihr ohne Einschränkung an die Seite stellen möchte. Diejenigen unter diesen, die bei der Kritik allgemeinstes und begeistertstes Lob geerntet haben, Liliencron und Dehmel, haben es mit keinem ihrer Gedichtbände über die 2. Auflage hinaus, theilweise noch nicht einmal so weit, gebracht. Woher dieser Unterschied? — Zum Theil daher, weil ihnen die hohe technische Vollendung, der einschmeichelnde Wohllaut der Verse, die tadellose Sauberkeit, Klarheit und Schlichtheit der Form fehlt, die Anna Ritter auszeichnet. Aber dies rührt wiederum daher, daß in ihnen (das gilt besonders von Dehmel) ein Neues nach Ausdruck ringt, welches das befreiende Wort noch nicht findet und in Stammeln verklingt. Bei Anna Ritter begegnet man derartigem kaum. Was den Inhalt ihrer Gedichte ausmacht, ist dasselbe, was von jeher die Gefühlswelt des Frauenherzens gebildet hat, vor allem Liebesglück und Liebesleid, Sehnsucht nach und Trauer um den Geliebten, Kindheitsglück und Mutterfreude. Dieser allgemeingültige Inhalt, das Fehlen alles spezifisch Modernen, verleiht ihren Dichtungen jene allgemeine Verständlichkeit, die die nothwendige Voraussetzung eines Massenerfolges ist. Jeder kann sie verstehen, Jeder, dessen Herz und Ohr nicht überhaupt dem Zauber des Liedes verschlossen ist, kann sie genießen. Aber eben derselbe Umstand, daß die Empfindungen, die sie ausdrücken, seit unvordenklichen Zeiten im Bewußtsein der Menschen gelebt haben und von der Poesie verwendet sind, machte es auch möglich, ihnen einen solchen Grad formeller Vollendung zu geben. Sie erscheinen als die reife Erfüllung dessen, was immer schon in der Dichtung als Keim vorhanden war.

Man möge dies nun aber auch nicht so verstehen, wie ich jüngst in einer Besprechung las,[1]) als gehöre auch sie zu den Epigonen, die nur das, was Andere geschaffen haben, „verwerthen“, popularisiren, das von den ursprünglichen Talenten gegrabene Edelmetall in gangbare Scheidemünze ausprägen. Diese Auffassung scheitert schon an der einfachen Frage, die hier nicht zu umgehen ist und auf die

[1]) Avenarius im „Kunstwart“. Ich kann weder den allgemeinen Gesichtspunkt als entscheidend anerkennen, noch würde ich die Anwendung auf Anna Ritter zugeben, selbst wenn unter den ihr entgegengestellten „Ursprünglichen“ von heute nicht Namen wie Spitteler und Holz figurirten.

man Mühe haben würde, zu antworten: wer sind jene schöpferischen Geister, von denen Anna Ritter lebt? In der Lyrik ist Frauenliebe bis jetzt nur selten zu Worte gekommen; von den Großen wüßte ich eigentlich nur Goethe und Chamisso zu nennen. Und Beide waren Männer —, von den dichtenden Frauen hat die einzige bedeutende Vorgängerin in Deutschland die Liebe nicht zum Gegenstand ihrer Gedichte genommen. Und wenn nun ein Weib auftritt, um in der krystallklaren Form des Liedes das zu künden, was die Frauen immer empfunden haben, so ändert das daran nichts, daß sowohl ihr Gefühl echt und ursprünglich, wie ihre Form eigen und naturwüchsig ist. Daß Anna Ritter nur ein popularisirter Chamisso sei, diese Vorstellung ist für mich geradezu von einer grotesken Absurdität. Nicht als ob ich die „Frauenliebe“ des Letzteren unwahr oder veraltet fände — altmodisch klingt sie ja freilich — aber wie blaß erscheint sie neben der erstaunlichen Fülle und Frische individuellen Lebens, der runden Menschlichkeit, der Blutwärme, die in diesen Gedichten athmet.

Wenn man die „Gedichte“ von Anna Ritter aufmerksam betrachtete, so mußte man jedenfalls den Eindruck haben: dies ist das Werk eines reifen Künstlers, eines Meisters, der auf der Höhe seines Könnens steht, und zugleich: dies ist das Ergebniß eines vollen, reichen Menschenlebens. Nichts unreifes, unfertiges, anfängerhaftes, stammelndes, ringendes, aber auch nichts werdendes und zukunftverheißendes in dem ganzen Bande; diese Kunst ist nicht Kampf, sondern Sieg, nicht Verheißung, sondern Erfüllung. Gerade das erhebt sie so weit über die Menge ihrer Mitbewerber. Aber das konnte auch leicht die Befürchtung erwecken, daß die Künstlerin in dem einen Bande alles gegeben habe, was sie hat und kann, daß sie nun entweder schweigen oder sich wiederholen müsse. Nun liegt nach noch nicht zwei Jahren schon wieder ein, sogar stärkeres, Bändchen vor.[2]) Ist jene Befürchtung dadurch widerlegt? —

In der Hauptsache muß ich unbedingt und freudig mit Ja antworten. Freilich, ganz auf gleiche Stufe mit der ersten Sammlung möchte ich die zweite nicht stellen. Die schönsten Lieder in jener, die tiefsten und innigsten Töne, die ihr eigen sind, hat die Dichterin hier kaum wieder gefunden, jedenfalls nicht übertroffen. Und manches hat hier Eingang gefunden, was dort wohl ausgeschieden wäre. Aber das Ganze ist doch eine reiche, herrliche Gabe, wie sie nicht leicht ein Anderer uns hätte bieten können, und der gegenüber nur herzlicher Dank und freudiges Genießen geziemt.

Das Ganze ist mit Geschmack und Geschick in acht Bücher geordnet, die ohne Konsequenz und Pedanterie doch eine Art Entwicklung ergeben. Das erste „Aus seliger Zeit“ läßt noch einmal das Liebes- und Eheglück der Dichterin in seinem ganzen Verlaufe an uns vorüberziehen. Es erscheint im ganzen als eine Nachlese zum ersten Bande, enthält aber manche neuen und manche eigenartig schönen Klänge. Ich nenne besonders: „Selige Hoffnung“, in dem der Inhalt eines der Chamisso'schen Frauenlieder sehr viel moderner, schlichter und intimer ausgedrückt ist. — Am meisten fällt das zweite Buch („Es grub der Tod ein Kämmerlein“) ab. Der Schmerz über den Verlust ihres Mannes hatte der Dichterin die tiefsten, ergreifendsten Weisen eingegeben; er hat vielleicht niemals intensiveren Ausdruck gefunden als in den Gedichten „Wach auf, mein Lieb!“ oder „Ich aber denke“. Was sie hier bietet, wirkt neben jenen in der That wie ein zweiter, matterer Aufguß. Gedichte wie gleich das erste (wonach der Titel des Buches) klingen nicht, als ob echte, lebendige Empfindung daraus spräche. Auch „Es schlief mein Mund“ würde man gerne missen, sowohl wegen der Unklarheit der ganzen Situation wie wegen des geschmacklosen Schlusses. Werthvoll sind in diesem Buche besonders einige sehr schöne Naturbilder (namentlich „Im herbstlichen Wald“). Eigenartig und tief empfunden ist „Fremd geworden“. — Stattlicher präsentirt sich eine andere Abtheilung, die uns auch schon von früher her bekannt ist, die siebente: „Vom Sturm“. Bekanntlich haben gerade die Sturmlieder nicht zum wenigsten zum Ruhme der Dichterin beigetragen; in ihrer frischen Kraft, dem wuchtigen, ungestümen Zuge ihrer Bilder und Rhythmen üben sie einen starken, hinreißenden Zauber aus. Auch die neue Sammlung bietet hier, neben Unklarem und Unbedeutenderem, einige Stücke, die sich neben denen der ersten nicht zu schämen brauchen, z. B. „Ich will den Sturm!“, „Sturmnacht“, „Herausforderung an den Sturm“.

Ich will nicht alle Bücher in derselben Weise durchmustern, sondern beschränke mich darauf, die Gruppen kenntlich zu machen, die hier neu hinzukommen.

Da ist zunächst das fünfte Buch „Natur“. Man würde von der Sängerin der Liebe kaum erwarten, daß die Natur bei ihr eine besonders große Rolle spielt. Wirkliche Naturgedichte finden sich in der ersten Sammlung nur vereinzelt; auch hier ist ihre Zahl nicht sehr groß, denn in dem Buche steht einzelnes, was man kaum so bezeichnen kann. Dennoch steht Anna Ritter auch in diesem so modernen Gebiete der Lyrik mit in der allerersten Reihe. Sie vereinigt in seltenem Grade eine große Fülle von lebendigem Detail, wie es nur ein inniges Hineinleben in die Natur und eine scharfe Beobachtung liefert, mit dem ihr eigenen starken Sinne für Stimmung und Harmonie, für die Einheit des Kunstwerks. So finden sich auch hier Gedichte, die der Sammlung zu besonderer Zierde gereichen, z. B. „Vorfrühling“ (S. 113), „Im Regen“ (S. 125), „Junger Tag“ (S. 128), „Requiem“ (S. 134), „Im Einschlafen“ (S. 137), „Herbstsonne“ (S. 149), „Erlösung“ (S. 150). Das Lied „Im herbstlichen Wald“ (S. 31), das zu ihren allerschönsten Naturbildern gehört, erwähnte ich schon.

Neu sind ebenfalls die Gedichte des heitern Genres — wenn ich mich so ausdrücken darf, denn weder „komisch“, noch „humoristisch“, noch „satirisch“ will auf das Ganze recht passen. Man wird unter dieser Gruppe, die besonders (doch nicht ausschließlich) im 6. Buche „Enge Gasse“ vertreten ist, keine Kunstwerke ersten Ranges erwarten. Aber sie enthält doch manches hübsche und ansprechende und vor allem — dankbare Vortragsstücke. Denn auch hierin hat die Dichterin eine Neuerung eingeführt, die für das Verhältniß des Publikums zur Lyrik von großer Bedeutung ist: sie trägt ihre eigenen Gedichte selbst vor; und da ihr eine wunderbare Gabe der Deklamation verliehen ist, so wird dadurch jedenfalls ihr Ruhm noch erhöht und in weitere Kreise getragen. Man muß sie gehört haben, um zu verstehen, wie sehr ein Gedicht dadurch gewinnt, und eigentlich kommt doch Lyrik erst im mündlichen Vortrage zu ihrem rechten, vollen Leben. — Nun weiß Jeder, wie ermüdend es wirkt, einen ganzen Abend hindurch ernste Lyrik zu hören, sei sie noch so schön, und wie angenehm es empfunden wird, wenn zuweilen etwas leichtere, amüsantere Waare dazwischen eingeschoben wird. Ich glaube, es diesem Umstande zuschreiben zu dürfen, daß solche Stücke in der neuen Sammlung einen ziemlich breiten Raum einnehmen. Wirkliche Poesie enthalten manche der Kindergedichte, in denen Mutterglück und Mutterstolz kräftig durchklingt. Ausgezeichnet finde ich z. B. „Philisterglück“ (S. 171): Zwei ehr- und sittsame Verlobte „führen ihr Glück spazieren“ bei Tanten und Verwandten; „hinter ihnen wandelt Amor“, ehrbar nach Maßgabe der lex Heinze gekleidet.

Manches andere wird die Verfasserin selbst nicht ernst nehmen. (Z. B. „Der lahme Franz“ S. 175, „Verschiedene Wirkung“ S. 210.) Ich erwähne hier gleich einige Gedichte, die durch eine nicht recht natürlich klingende Kindlichkeit gekennzeichnet sind, wie „Flucht“ (S. 98), „Heimweh“ (S. 109), „Die kleine Beerensucherin“ (S. 178). Auch „Thränenzauber“ (S. 78) kommt mir gemacht vor; ich kann mir die Auffassung des Thaues als einer „Thränensaat“, die mit einem unheilvollen Zauber ausgestattet ist, mit der frischen, belebenden Stimmung des Morgens nicht zusammenreimen.

Als letzte Abtheilung kommt hinter den Sturmliedern das Buch „Ueber den Stürmen“. In ihm finden sich viele der schönsten und eigenartigsten Stücke der neuen Sammlung, zumeist Gedichte über Menschenleben und Menschenloos, wie wir sie bisher von Anna Ritter nicht kannten. Ich

[2]) Befreiung. Neue Gedichte von Anna Ritter, Stuttg., Cotta 1900. 273 S., geb. 3 M. 50 Pf.

hebe namentlich die drei ersten hervor, sodann „Andacht", „Im Arm der Nacht", „Räthsel"; in „Auferstehung" klingt die Sammlung voll und groß aus.

Ein sehr wesentliches Moment in der Wirkung dieser Gedichte ist ihr Reichthum an Bildern. Diese stehen Anna Ritter offenbar unbeschränkt und mühelos zur Verfügung auf Grund einer umfassenden Naturbeobachtung, sie streut sie mit vollen Händen aus, und fast immer sind sie von großer Kraft und Plastik. Immerhin kann es ihr einmal begegnen, daß Bilder unterlaufen, die eigentlich keine Bilder sind. Z. B.:

Ein Friedenshauch zieht durch mein Leben,
Wie über reifendem Gefild
Wohl schon die Ernteglocken schweben. (S. 11.)

Ich würde das nur verstehen, wenn während der Erntezeit ein besonderes, als solches kenntliches Geläut gehört würde, eine Sitte, die mir nicht bekannt ist. Auch die folgende Beschreibung eines „Telegraphendrahtes im Walde" hat für mich keinen Anschauungsgehalt:

Auf schwankem Drahte läuft das flinke Leben
Im kurzen Röckchen durch die Einsamkeit,
Streut Grüße aus und knospende Gerüchte,
Nickt, lächelt . . . . und verschwindet. (S. 212.)

Kühn, ebenfalls nicht anschaulich, aber stimmungsvoll ist dagegen das folgende:

Des Schweigens weiße Taube
Fliegt schimmernd durch das Land. (S. 147.)

Besonders schön erscheint mir z. B. die Wendung (S. 215):

O du versteckte, scheue Sehnsucht du,
Ich lausche dir, und meine Hände falten
Sich fest und still,
Als wollte ich, mir selber unbewußt,
Tief in der Brust
Die Seele, die ins Weite wandern will,
Mit diesen beiden, armen Händen halten!

Eine Steigerung des bildlichen Ausdrucks ist die Personifikation. Von diesem Kunstmittel macht Anna Ritter reichlichen, nach meinem Gefühle zu reichlichen, Gebrauch, der manchmal in Manier ausartet, wenn sie nämlich solche Personifikation gewaltsam durch das ganze Gedicht festhält und in vielen Einzelheiten ausführt, die gar keinen Bezug auf den eigentlichen Gegenstand haben. Und der Art sind die meisten; sie würden bei größerer Beschränkung sicher künstlerischer und echter wirken. Schön, sehr schön ist z. B. „Herbstjanne" (S. 149) oder die Darstellung des Schmerzes (S. 251; hier ist in der achten Zeile wohl zu lesen: keiner Stunde Spiel?). Die meisten anderen wirken nicht recht natürlich („Meine Jugend" S. 122, die Sommerluft 142 ff., das „blasse Winterseelchen", d. h. Schneeflöckchen, S. 161, „die Einsamkeit" S. 195 f.); am wenigsten wollen mir die verschiedenen Darstellungen des Frühlings einleuchten.

Ist tief im Wald ein stiller Platz,
Da steht des Frühlings Haus,
Am Fenster lehnt sein blonder Schatz
Und schaut verträumt heraus. (S. 115.)

Ich kann mit diesem blonden Schatze des Frühlings weder irgend eine Vorstellung, noch eine Empfindung verbinden. Und unecht und affektirt kommen mir auch „Abschied von Berlin" (S. 117) und „Ueberraschende Bekanntschaft" (S. 226) vor.

Der Sinn für Form in jedem Sinne ist bei der Dichterin ungewöhnlich stark entwickelt —, was in der modernen Lyrik leider doppelt selten ist. Er wird ihr auch in diesem Bande nur in ganz seltenen Ausnahmefällen untreu. In sehr wenigen Gedichten ist es ihr nicht ganz gelungen, die verschiedenen Bilder und Züge in eine Einheit des Gesammteindrucks zu verschmelzen („Von der Königin Herzeleid" S. 41, „Schlittenfahrt" S. 161). Dies ist um so mehr anzuerkennen, als die Menge der Einzelzüge meist eine sehr große ist. Nur ausnahmsweise finden sich Lieder von jener äußersten Schlichtheit und Knappheit, wie sie den ersten Band zieren; ich führe als Beispiel das folgende (S. 94) an:

Altarbild.

Und ob du nimmer mir im Leben
Begegnen mögst, ein lichter Schein
Wird ewig diesen Tag umschweben.
Ein Bild auf Goldgrund wird es sein,
Zu dem wir fromm die Augen heben
In der Erinn'rung Kämmerlein.

Unklar in der Gestaltung sind „Es schlief mein Mund" (S. 25) und „Todesahnen" (S. 52). Bei „Sommertag" (S. 188) und „Greisenlied" (S. 204) scheint mir das Versmaß nicht glücklich gewählt. Ein neues Mittel, das die Dichterin oft und fast durchweg mit feinem, sicherem Geschmack anwendet, um besondere künstlerische Wirkungen zu erzielen, ist der Wechsel der Versform innerhalb des Gedichts; er ist z. B. sehr glücklich angebracht in den Nummern „Sonnenuntergang" (S. 132), „Erlösung" (S. 150), „Der Schotten" (S. 186), „Künstlerliebe" (S. 199), „Auferstehung" (S. 271).

Ich habe die Dichterin nach dem Lessing'schen Rezept „Bewunderung mit Zweifel" geprüft und mit den mancherlei Einwänden und Ausstellungen, die sich mir ergaben, nicht zurückgehalten. Möge sie nicht nachlassen in der unbestechlichen Kritik und Strenge gegen sich selbst, die ihrem ersten Bande eine so beispiellose Vollendung gegeben hat! Der volle Glanz des Ruhmes, der sich so schnell um ihre Stirn gelegt hat, blendet ja so leicht und birgt eine starke Versuchung; aber am Ende hat nur der Anspruch, ernst genommen zu werden, der sich selbst ganz ernst nimmt. Möge aber sie und möge auch der Leser nicht aus dieser eingehenden Kritik den Eindruck gewinnen, als wäre meine Verehrung und Liebe für die Künstlerin geringer oder wankend geworden. Sie selbst hat uns gelehrt, was wir von ihr erwarten dürfen, und uns zur Pflicht gemacht, bei ihr den höchsten Maßstab anzulegen, einen Maßstab, den vielleicht keiner ihrer Mitbewerber ertragen würde. Daß dieser bei ihr überhaupt anwendbar ist und daß auch eine sorgsame Kritik schließlich nur eine Reihe von Einzelheiten zu tadeln findet, die in dem vollen Eindruck des reichen, schönen Ganzen denn doch verschwinden, das ist in der modernen Lyrik ein so einziger Fall, dessen wir uns von Herzen freuen wollen. Und nur warmer Dank darf unser letztes Wort sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Zur Gutenbergfeier hat die kgl. Hof- und Staatsbibliothek eine interessante, bis zum 16. Juli währende Ausstellung ihrer ältesten Druckwerke, darunter überaus werthvolle Unika und Seltenheiten, veranstaltet. Münchens Buchdrucker folgten am Peter- und Paulstage einer Einladung zur gemeinsamen Besichtigung dieser Ausstellung, wobei der Sekretär der kgl. Staatsbibliothek, Hr. Dr. Ernst Freys, einen interessanten Vortrag über Gutenberg und sein Lebenswerk hielt. Der Redner erinnerte daran, daß sich schon im Alterthum bei den Babyloniern wie bei den Römern der Gebrauch erhaben geschnittener Buchstaben, Stempel ꝛc. findet, daß im Mittelalter den Arabern der Aufdruck von Mustern auf Zeug, Tapeten ꝛc., der Steindruck wohlbekannt war und bei den Chinesen der älteste Holztafeldruck bis auf die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts zurückreicht. Im Abendlande gab es neben den Bücherschreibern in den Klöstern Briefmaler und Kartenmacher, aus denen dann die Briefdrucker und Formenschneider hervorgingen. Bei diesen Drucken konnte nur eine Papierseite benutzt werden, weil mangels einer Presse durch das Hin- und Herreiben der Bilder und Buchstaben diese sich durchdrückten. So war es auch bei den sogenannten Blockbüchern oder Xylographas, der Vereinigung einer Reihe von einzelnen Tafeldrucken zu einem Buche, von denen mehrere Exemplare in der Staatsbibliothek zur Schau gestellt sind, meist Lehrbücher oder Werke kirchlicher Art. Nach neueren Forschungen sind diese Blockbücher nur in beschränktem Maße Vorläufer der Kunst des Druckens

mit beweglichen Lettern, denn erst 1460 schreitet die berufsmäßige Holzschneidekunst zur Reproduktion umfangreicher Texte. Sachlich und zeitlich liegen schon die Aufdrucke auf Bucheinbänden zurück, die im dritten und vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts von einigen Buchbindern gefertigt wurden. Die Anwendung gegaffener Lettern wie die der Presse beim Druck selbst, das ist das nunmehr unbestrittene Verdienst und die eigentliche Erfindung Johann Gutenbergs. Als die ersten Erzeugnisse der Gutenberg-Fust'schen Presse sind sicher die unter dem Namen „Donate" bekannten lateinischen Sprachlehren damaliger Zeit anzusehen. Von den noch erhaltenen Bruchstücken stellt die Staatsbibliothek auch das Fragment eines solchen Pergamentdruckes aus, das mit den gleichen Typen wie zwei in der Bibliathèque nationale zu Paris befindliche Blätter gedruckt ist, aber einer anderen Ausgabe anzugehören scheint als jene. Van den zwei Gutenberg'schen Bibeln ist nach genauer Untersuchung die 42zeilige die ältere. Von ihr besitzt die Hof- und Staatsbibliathek ein wahlerhaltenes, vallstäadiges Papierexemplar. Van diesem erstgedruckten größeren, zwei Faliabände umfassenden Werke, zu dessen Herstellung die Zeit von 1454—1456 nöthig war, existiren nur noch 31 Exemplare, 10 auf Pergament und 21 auf Papier. Auch heute noch kann diese Bibel hinsichtlich der ganzen typographischen Ausführung als eine Musterleistung gelten. Während dieses Bibeldruckes entstanden aber auch noch andere Erzeugnisse aus Gutenbergs Presse, unter anderem ein hier ausgestelltes, in deutschen Reimen abgefaßtes Schriftchen, „Eyn manung der cristenheit, widder die durcken", worin die ganze Christenheit zum Krieg gegen die Türken aufgefordert wird. Diese kleine, neun Quartseiten umfassende Schrift ist um sa merkwürdiger, als sie das erste in deutscher Sprache gedruckte Buch ist und sich andrerseits nur in diesem einzigen, aus dem Augsburger Jesuitenklaster stammenden Exemplar erhalten hat. Weiter verwahrt die Bibliothek ein nach dem Rechtsstreit Gutenbergs mit Fust entstandenes Druckwerk, den „Tractat des Matthäus aon Krakau", das berühmte, 1460 entstandene „Catholican", das 373 Blätter umfaßt und wohl zwei Jahre zur Herstellung bedurfte. Es ist eine Art von Realencyklopädie in Verbindung mit einer Grammatik, verfaßt von Johannes Balbus de Janna. In diesem letzten, großen Werk hat der Erfinder, ohne seinen Namen zu nennen, eine Schlußschrift angefügt, in der er als das eigentliche Wesen seiner Schöpfung das „wunderbare Uebereinstimmen, Verhältniß und Maß der Patrizen und Farmen" bezeichnet. Damit schließt eigentlich Gutenbergs Druckerthätigkeit, denn nachweislich existirt nur nach eine Bulle Pius' II. aus seiner Presse, während einige andere Pradukte ebensagut aus einer ihm nahestehenden Eltviller Offizin stammen könaen. Darthin kam nämlich Gutenberg, als ihn Adalf van Nassau, der neue Erzbischaf von Mainz, unter die Pfründner seines Hofhalts aufgenommen hatte, darthin kamen auch seine Typen, die er seinen Verwandten Heinrich und Nikolaus Bechtermünze mit seiner Werkstätte überließ. Auch Produkte dieser Presse besitzt die Staatsbibliathek. — Nach Lösung des Verhältnisses zu Gutenberg schloß Fust mit Peter Schöffer, der in der Gutenberg-schen Werkstätte als Gehülfe thätig gewesen, einen Vertrag zum weiteren Betrieb der Druckerei, und auch aus dieser Werkstätte hat die Staatsbibliathek eine Anzahl werthvaller Werke, darunter ein Pergamentexemplar der van 1459 stammenden Neuauflage des Psalteriums, dessen erste Auflage 1457 erschien und nicht nur das vallendetste Manument der neuen Kunst, sandern auch das erste Druckwerk überhaupt war, das die Angabe des Druckortes und Erscheinungsjahres, alsa valle Datirung enthält. In der Schlußschrift wird die Buchdruckerkunst eine kunstvolle Erfindung genannt, der Name des Erfinders jedoch nicht mitgetheilt. Unter anderem besitzt die Bibliathek aus dieser Werkstätte eines der fünf bekannten Exemplare der ältesten politischen Flugschrift, ein Manifest des Erzbischafs van Mainz, Dieter von Isenburg, gegen Adalf von Nassau vam 4. April 1462. Bald darauf erfalgte die Erstürmung und Plünderung der Stadt Mainz, wobei auch die Fust-Schöffer'sche Werkstätte zerstört wurde. Die zahlreichen Gehülfen mußten die Stadt verlassen und trugen die neue Kunst mit hinaus in die Fremde. Fust und Schöffer setzten zwar die Druckerei fart, aber die Erzeugnisse waren gering. Erst 1465 erschien die — in der Staatsbibliothek ebenfalls vorhandene — Schrift Cicero's „de officiis", typographisch merkwürdig, weil darin zum erstenmal griechische Lettern verwendet sind. Nach Fusts Tode führte Schöffer das Geschäft allein fart. Von der großen Zahl seiner datirten Drucke bis 1500 nennt die Staatsbibliathek eine fast vallständige Reihe ihr eigen. Interessant davon sind die „Institutianen Kaiser Justinians" aon 1468, deren Schlußschrift zum erstenmal der Persan des Erfinders, allerdings nur mit Nennung seines Vornamens, gedenkt. Typographisch merkwürdig ist auch der „Hortus sanitatis off teutsch ein gart der gesuntheit", das erste naturwissenschaftliche Werk in deutscher Sprache, zugleich das erste mit der von Schöffer eingeführten Schwabacher Schrift gedruckte Buch. Ein Gehülfe Gutenbergs, der Moinzer Johann Neumeister, ist mit einem Buch „Jahannes de Turrecremata" vertreten, einem hervarragenden Denkmal des deutschen Metallschnittes, van dem 34 Abdrücke in dem Buch vorkommen. Van den übrigen deutschen Städten, welche die Buchdruckerkunst aufnahmen, war Straßburg die erste, wo schan oar dem Jahre 1460 Johann Mentelin eine Presse beschäftigte. Es folgten dann Köln, Eßlingen, Ulm, Lübeck Klaster Schussenried in Württemberg, Leipzig, Heidelberg, allwa zum Theil direkte Schüler Gutenbergs dessen Kunst pflegten. Von den bayerischen Städten ist Bamberg die älteste Druckstätte. Hier war Albrecht Pfister thätig, der Gehülfe Gutenbergs, dessen van der Staatsbibliothek verwahrte Druckerzeugnisse zu den größten Seltenheiten gehören. Hervarragender als Bamberg war Augsburg, wohin Günther Zainer aus Reutlingen die Kunst brachte, und Augsburg wiederum wurde von Nürnberg überflügelt, wo Johann Sensenschmid 1470 die erste Presse in Thätigkeit setzte. Der bedeutendste Buchdrucker Nürnbergs war Anton Koberger, der van 1471 an thätig war und dessen Geschäft solche Ausdehnung gewann, daß seine eigenen 24 Pressen mit über 100 Gesellen nicht ausreichten und er noch in Basel und Lyon für sich drucken lassen mußte. Seine Offizin leistete auch in Illustratianen damaliger Werke Hervarragendes. An Nürnberg schlassen sich in chranologischer Reihenfolge Speyer, Lauingen, Würzburg, Memmingen und Passau, und erst an achter Stelle steht München, dessen erster Typograph Hans Schauer der älteste genannte Drucker des damaligen Herzogthums war. Sein eben var 418 Jahren am Peter- und Paultag vollendetes erstes Schriftchen, mit der sog. fetten Zainer'schen Type gedruckt, umfaßt 50 Blätter in Quart, stammt aus dem Kloster Tegernsee und ist ein Führer für Rompilger. Ein zweites Pradukt der Schauer'schen Presse ist eine „Warnung oar falschem Geld". Viel ist uns über den in der Rosengasse wohnhaft gewesenen Meister nicht bekannt, groß muß aber seine Presse nicht gewesen sein, denn 1485 wurde er nach Augsburg gesendet, um dort für das im falgenden Jahre zu feiernde Schützenfest 600 gedruckte Schützenbriefe zu bestellen. Er schien einer der sogenannten wandernden Buchdrucker zu sein, denn von 1491 an finden wir ihn in Augsburg ständig thätig. Schauers Nachfalger in München waren Benedikt Buchbinder, über dessen Persönlichkeit so gut wie nichts bekannt ist, und Johann Schobser, der aan Augsburg herüberkam und bis 1520 thätig war. Auf München folgen 1484 Eichstätt, 1485 Regensburg, 1487 Ingolstadt und 1495 Freising, bis am Ende des Jahrhunderts Wessobrunn den Reigen der bayerischen Inkunabelnstädte beschließt. Die Staatsbibliathek ist sa glücklich, van all diesen Druckstätten, mit Ausnahme Freisings, die ältesten Drucke zu besitzen.

Was das Ausland betrifft, sa eraberte sich die Buchdruckerkunst zuerst Italien (1455), dann die Schweiz, dann Frankreich, Holland, Belgien, Ungarn, Spanien, England, Däaemark, Schweden und endlich 1487 Portugal. Mit Stolz köanen wir sagen, daß es fast immer Deutsche waren, die Gutenbergs Kunst in einem Zeitraum van nicht ganz 30 Jahren über die damalige ganze gebildete Welt verbreiteten. Die Zahl der bis 1500 hergestellten Werke darf auf mindestens 25,000 angeschlagen werden, was bei der Annahme einer Durchschnittsauflage von 500 Exemplaren die stattliche Zahl von 12½ Millionen Büchern in den ersten 50 Jahren des Buchdrucks ergibt. Van diesen 25,000 Werken besitzt die Hof- und Staatsbibliathek nahezu die Hälfte, so daß ihre interessante Ausstellung leicht hätte verdreifacht werden können, wenn nicht Raummangel dies verbieten würde.

Sekretär Dr. Freys schloß seine hochinteressanten, mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen mit einem Appell an die versammelten Buchdrucker, dazu beizutragen, daß die schwarze Kunst, auf deutscher Erde entstanden, auch auf deutschem Boden ihre herrlichsten Früchte zeitigen möge, zur Ehre unsres Vaterlandes, zum Ruhme seines großen Sohnes Gutenberg. H. R.

* **Das Wallace-Museum in London.** Die hervorragende Sammlung von Kunstschätzen, die von Lady Wallace dem englischen Volk gemacht worden ist, und deren Werth auf 100 Millionen Mark geschätzt wird, ist im Hertford House am vorigen Freitag eröffnet worden und dem Publikum seit Anfang dieser Woche zugänglich. Im Verlauf von 70 Jahren sind diese Kunstschätze mit größter Umsicht und Sorgfalt nacheinander von Francis Charles, dem dritten Marquis von Hertford, von Richard, dem vierten Marquis, und von dem verstorbenen Sir Richard Wallace angesammelt worden. Der Letztere hinterließ seine Sammlungen seiner Wittwe, und diese wieder vermachte sie in einem vom 23. Mai 1894 datirten Testament dem englischen Volk, unter der Bedingung, daß die Regierung einwilligen würde, einen geeigneten Platz im Zentrum Londons herzugeben und ein besonderes Museum zu errichten, und daß die Sammlungen unter dem Namen „Wallace-Kollektion" stets beisammenbleiben und mit anderen Kunstgegenständen nicht vermischt werden sollen. Dem Testament der Lady Wallace gemäß wurden 1897 Lord Rosebery, Alfred Rothschild u. A. zu Kuratoren ernannt, um die Sammlung zu übernehmen. Sie enthält Gemälde, Waffen, Möbel, Schmucksachen, Porzellanarbeiten und andere Kunstwerke. Es ist schwer, zu entscheiden, in welcher Hinsicht diese Erbschaft am werthvollsten ist. Besonders hervorragend sind, wie man der „W. Fr. Bl." schreibt, die Meister der französischen Schule des 18. Jahrhunderts, Watteau, Lancret, Boucher, Fragonard, Greuze vertreten. Es sind 21 Werke von Greuze, 10 von Watteau, 9 von Fragonard u. s. w. Die italienische Abtheilung enthält bedeutende Werke von Cima da Conegliano, Bernardino Luini, Andrea del Sarto und Tizian. Spanien ist durch Velasquez und Murillo vertreten, die vlämische Schule durch Rubens, Van Dyck, David Teniers und viele Andere. Sehr bedeutend ist auch die Sammlung der holländischen Schule, kein einziger Name von erstem Range fehlt. Dann sind von der englischen Schule Bilder von Reynolds, Gainsborough, Ramsey, Lawrence und Landseer vorhanden. Wunderbar ist die Sammlung von Sèvresporzellan. Die Stücke gehören zu den schönsten der Welt und können nur mit denen verglichen werden, die im Besitz der Königin Victoria sind. Merkwürdig ist auch eine Sammlung französischer Tabaksdosen des 18. Jahrhunderts, von denen viele mit Diamanten besetzt sind. Dann folgen einige Schränke mit Miniaturgemälden, die meist der napoleonischen Periode angehören. Unschätzbar sind die Skulpturen, Bronzen, französischen Möbel, Uhren, Kandelaber. Durch den letzten Besitzer von Hertford House kommt England auch zu einer Art Zeughaus, das ihm bisher gefehlt hat. Am bedeutendsten in dieser Waffensammlung ist der prächtige, getriebene damaszirte Schild, der das Monogramm und die Insignien der Diana von Poitiers trägt. Es ist vielleicht der schönste Prunkschild, der existirt. Ferner fällt eine kleine Partisane von der Garde Ludwigs XIII. (von 1635) auf.

* **Lübeck.** Wie die „Voss. Ztg." meldet, sind die Tage vom 16. bis 19. September nun endgültig für den in diesem Jahre hier abzuhaltenden internationalen kunsthistorischen Kongreß bestimmt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Die Festlichkeiten, welche in Deutschland an verschiedenen Orten zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst gegeben wurden, erregten in den Niederlanden gemischte Empfindungen. Der größte Theil der Niederländer glaubt es jetzt noch, und in den Schulen wird es auch zum Theil noch so gelehrt, daß die Erfindung nicht in Deutschland, sondern in den Niederlanden, nicht in Mainz, sondern in Haarlem, nicht durch Gutenberg, sondern durch L. Koster geschah. Wie eine niederländische Zeitung („Nieuws van den Dag") berichtet, wohnen zu Herzogenbusch, in der Provinz Nordbrabant, übrigens noch Nachkommen von Gutenberg. Eine Tochter Gutenbergs verheirathete sich mit Peter Schäffer, dessen Enkel „Jan Schaeffer" sich zu Herzogenbusch in der Kerkstraat niederließ, wo er in „Het vergulde Missaal" 1541 noch Drucker war. Dessen Nachkommen, welche sich nun „van Schaeffer" nennen, wohnen heute noch in genannter Stadt. — Der Archivar zu Utrecht, Dr. Muller, hat eine Kollektion Abgüsse von den Siegeln ehemaliger Bischöfe von Utrecht, worunter wahre Juwelen der Kleinkunst, anfertigen lassen. Diese sollen im Staatsarchiv zu Utrecht, sowie im Reichsmuseum zu Amsterdam deponirt werden. — Das Reichsmuseum hat in der letzten Zeit wieder vielfache Bereicherung erfahren, so schenkte ihm z. B. die Baronin van Leyden ihre Gemäldesammlung von 45 kostbaren Gemälden. — Im Spätsommer dieses Jahres wird das Friesische Museum zu Leeuwarden eine Sonderausstellung antiker Gold- und Silberschmiedwerke veranstalten, welche interessant und reichhaltig zu werden verspricht, da nicht nur Privatpersonen, sondern auch Gesellschaften und Behörden ihre besonderen Schätze einsenden wollen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 7. Juli. Nummer 153.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7. —)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bode's Rembrandt-Werk.

Dritter und vierter Band.

I.

Planmäßig hat die großartige Veröffentlichung, über deren beide ersten Bände hier berichtet wurde,[1] ihren Fortgang genommen. Das Lebenswerk des Künstlers ist nun von der Mitte der 30er bis über die Mitte der 40er Jahre des 17. Jahrhunderts hinaus fortgeführt worden: damit ist die Zeit seines größten Glückes umfaßt, da er sich in Amsterdam die Stellung als erster unter den Künstlern errungen, an der Seite einer holdseligen Frau das Leben in vollen Zügen genoß und durch Bestellungen und reichlichen Absatz seiner Werke in der Lage war, all seine Künstler- und Sammlerlaunen zu befriedigen. Mit dem jähen Tod dieser Frau im Jahre 1642 begann freilich für ihn der Zusammenbruch, vor allem der Zerfall mit seiner Zeit, die keineswegs gewillt war, sich zu seinen hohen Zielen emporführen zu lassen, sondern vielmehr in äußerlichen, gefälligen Eigenschaften ihre Befriedigung suchte. Aber immerhin verging noch einige Zeit, bis er sich ganz von den Beziehungen zu seinen Mitmenschen loslöste und gleich dem alternden Beethoven seine Heroenbahn einsam antrat. Diese Zeit der gleichmäßig abgeklärten Wirksamkeit von etwa 1633 bis 1647, also von der Ueberwindung der ersten vor die Erlangung der Meisterschaft gesetzten Schwierigkeiten bis zur Begründung eines ganz neuen, nur ihm angehörenden Stils, die Zeit des Mannesalters, von seinem 27. bis zu seinem 40. Jahre, wird in den beiden neuen Bänden geschildert. Welche bedeutende und umfangreiche Thätigkeit ihm noch für die darauf folgenden letzten 20 Jahre seines Lebens bevorstand, geht aus dem Umstand hervor, daß dafür drei volle Bände (von sieben) vorgesehen sind. Der achte wird dann, wie bereits angegeben, Verzeichnisse und sonstiges literarisches Material bringen.

Die 80 Tafeln des dritten Bandes führen die Bildnisse seiner Frau Saskia vom Jahre 1632 (er verlobte sich mit ihr am 5. Juni 1633 und heirathete sie 1634) bis 1636 vor (Nr. 149 bis 160); dann die Selbstbildnisse dieser Zeit, meist von heiterem und freiem Ausdruck (Nr. 161 bis 175); wenig Bildnisse anderer Personen (Nr. 177 bis 185), dafür eine große Anzahl mythologischer Kompositionen, dem Geschmack der Zeit entsprechend (Nr. 186 bis 197), eine Reihe Studienköpfe (Nr. 198 bis 206) und eine Menge biblischer Darstellungen, gleichmäßig dem alten wie dem neuen Testament entnommen (Nr. 207 bis 223); endlich noch ein paar Bildnisse aus den Jahren 1635 bis 1637 (Nr. 224 bis 228). Ueber ein Drittel dieser Bilder wiederum wird hier zum erstenmal wiedergegeben.

Saskia tritt uns zum erstenmal 1632 auf dem Profilbildniß im Besitz der Mme. André in Paris (Nr. 149) in bürgerlicher Tracht entgegen. Als Braut aber liebte der Künstler sie, wie er auch selbst auf seinen Bildnissen sich schmückte, in reiches Gewand mit kostbarem Geschmeide zu kleiden. So zeigt sie das berühmte, aus der Sammlung des Jan Six stammende Profilbildniß der Kasseler Galerie (Nr. 150) im Purpurkleide, mit einem Rosmarinzweig in der Hand. Das großartigste dieser frühen Bildnisse, ein Kniestück von malerischer Anordnung und wirkungsvoller Beleuchtung, aus dem Jahre 1635, befindet sich im Besitz des Grafen Luckner auf Altfranken bei Dresden (Nr. 155); vor etwa einem Jahrzehnt überstand es glücklich, wenigstens ohne tiefgreifende Schädigung, eine Feuersbrunst. Das Doppelbildniß des Künstlers und seiner Frau in Dresden (Nr. 157) ist ebenso bezeichnend für die helle Lebensfreude, die daraus hervorleuchtet, wie für das Ungestüm, womit Rembrandt um die Mitte der 30er Jahre noch seelische Erregungen wiederzugeben pflegt.

Manche der hier vorgeführten Saskia-Bildnisse geben dafür wieder zu Zweifeln Anlaß. Das Profilbild im englischen Privatbesitz, von 1635 und mit der für diese Zeit auffälligen Bezeichnung Rembrant (statt mit dt) — Nr. 154 — zeigt die gleiche flaue Malweise wie ein im vierten Band wiedergegebenes Bildniß eines jungen Mädchens mit einer Medaille (Nr. 303) und wird wohl gleich diesem der Schule Rembrandts zuzuweisen sein. Die Saskia von 1636, im Besitz von Ch. Sedelmeyer in Paris (Nr. 156), erscheint mir nicht sicher genug, da sie zu kokett in der Haltung ist. Die Dame vor der Toilette (Nr. 159, Dr. Bredius) hat weit dunkleres Haar als Rembrandts Frau und zeigt dementsprechend auch einen ganz anderen Typus. Auch in dem rundlichen Oval des kleinen Studienkopfes (Nr. 160, de Groot) vermag ich die Züge Saskia's nicht zu erkennen. Ueber das große, kalte, leere und in der Färbung unharmonische Bild des Buckingham-Palastes (Nr. 158), das gewöhnlich unter dem Namen des Bürgermeisters Pancras und seiner Frau geht, aber offenbar Rembrandt mit Saskia darstellt, habe ich mich bereits an anderer Stelle ausgesprochen. Daß Rembrandt diese anmuthvolle Frauengestalt, die im Begriff steht, sich vor dem Spiegel einen Schmuck ins Ohr zu hängen, zwanzig Jahre später, nun aber mit veränderten Zügen, auf einem Bilde der Eremitage wiederholt habe, erscheint kaum glaublich; durchaus wahrscheinlich dagegen, daß ein Nachahmer von geringer Erfindungskraft und etwas trockener Sinnesweise um die Mitte der 50er Jahre dieses Motiv für sein großes, von vornherein als Fälschung gedachtes und daher auch mit der (die Fälschung verrathenden) Inschrift: Rembrant fecit bezeichnetes Bild verwendet habe.

[1] Beil. Nr. 74 von 1898.

Dafür aber können eine Reihe von Darstellungen der Flora, einer üppigen, reich kostümirten, mit Blumen überschütteten Frauengestalt, unbedenklich als Bildnisse der Saskia in Anspruch genommen werden (Nr. 186 bis 190). Das berühmteste und schönste dieser Bilder, die sogenannte Judenbraut der Eremitage (Nr. 189), ist wohl überhaupt als das anmuthigste Bildniß dieser liebenswürdigen Erscheinung anzusehen, wie sie mit ihren großen Kinderaugen seitwärts auf den Beschauer hinblickt; ein Brustbild im Pariser Privatbesitz (Nr. 190) könnte eine Studie zu diesem Bild sein. Drei Bilder in England (Nr. 186 bis 188) bieten dagegen einen stolzen, selbstbewußten Typus dar; ist auch das einzige datirte von ihnen, im Besitz des Herzogs von Buccleugh, das beste, so werden sie wohl alle, wenn auch vielleicht unter Rembrandts Namen herausgegeben, doch nur von seinen Schülern ausgeführt sein. Damit stimmt auffallend eine Notiz auf der Rückseite einer Räthelzeichnung zum Haager Susannenbilde, wonach drei von Schülern ausgeführte Floras verkauft worden sind. Zu dem großen Bild der „Danae" in der Eremitage (Nr. 194 von 1636), das Bode mit Recht als eine der großartigsten Schöpfungen der Malerei überhaupt bezeichnet und das mit seinem weichen goldenen Lichte und der vollendeten Modellirung des schwellenden Frauenkörpers unerreicht innerhalb der Werke des Meisters steht, wird ihm Saskia gleichfalls als Modell gedient haben, wie sonderbar das auch nach unsern heutigen Vorstellungen klingen mag. Da der Goldregen übrigens fehlt, wird man sich schon entschließen müssen, die sinnige Deutung auf Danae aufzugeben, wofür Bode eine alttestamentliche Darstellung in Vorschlag bringt, nämlich die Scene, wie die Tochter des Raguel ihren Bräutigam Tobias erwartet.

Rembrandts Selbstbildnisse sind in dieser Zeit meist nicht mehr als Studien, sondern als richtig durchgeführte Porträts gedacht. Die Mannichfaltigkeit in der Auffassung dieser beweglichen Züge ist aber die gleiche geblieben, wie in der vorhergehenden Zeit seiner Anfänge. Die Bildnisse von 1634 in Paris und Berlin (Nr. 164 und 167) zeigen ihn freilich in jener leicht idealisirten, ritterlich-vornehmen Gestalt, wie man ihn sich vorzustellen pflegt; dasjenige von 1633 im Louvre (Nr. 163) aber bietet, trotzdem es früher entstanden ist, einen merkwürdig alten Ausdruck, und das übermäßig vollendete, ja fast platte beim Fürsten Liechtenstein, von 1635 (Nr. 174) einen nüchternen, etwas gedrückten. Ungemein lebensvoll ist der lachende Kopf im Pariser Privatbesitz (Nr. 161). Dasjenige mit dem Schwert, in Braunschweig (Nr. 162), gehört wohl nur der Schule an.

Unter den sonstigen Bildnissen kehrt in dieser Zeit dasjenige eines großäugigen Knaben häufig wieder, wovon das schönste sich im Besitz der Baronin Nathaniel Rothschild in Paris befindet (Nr. 177); sehr repräsentativ ist dasjenige von Rembrandts Schwager, Anton Coopal, beim Baron Nathaniel Rothschild in Wien (Nr. 185); ein Offizier mit seiner Frau, von 1636, beim Fürsten Liechtenstein (Nr. 183 fg.) sehen, trotz der Bezeichnung, nicht wie Werke des Meisters, sondern wie solche seiner Schule aus. Das bekannte Bildniß von Swalmius in Antwerpen (Nr. 226) zeichnet sich durch die würdevoll redende Geberde aus; der slavische Fürst in der Eremitage (Nr. 228) wird wohl eher als eine Phantasie- und Kostümstudie denn als ein richtiges Bildniß aufzufassen sein. Zahlreich sind die Charakterköpfe, die bald als Gelehrte, bald als Rabbiner auftreten; das reichste dieser Bilder, beim Herzog von Devonshire (Nr. 199), wird wohl als eine Darstellung Aarons zu fassen sein, worauf das Tempelinnere mit der Schlange hindeutet; zu dem Kopf der Sammlung Nostitz (Nr. 198) ist die Zeichnung bei Mr. Heseltine (Lippmann Nr. 89) heranzuziehen; der Kopf im Besitz von Agner in London (Nr. 204), der auf der Auktion von San Donato noch als falsch verkauft werden konnte, zeigt die gleichen lebendigen Züge, welche auf der Radirung vom blutigen Rock (B. 38) Verwendung gefunden haben. An stolzer Haltung kommt dem bereits erwähnten „Polen" der Fahnenträger beim Baron Gustav Rothschild in Paris (Nr. 206) gleich.

Ungemein reich sind die Jahre 1634 bis 1638 an mythologischen, historischen, biblischen Kompositionen. Den Reigen eröffnet das eindrucksvolle Bild mit lebensgroßen Figuren in Madrid „Sophonisbe von Masinissa den Giftbecher empfangend", von 1634 (Nr. 191), früher als Königin Artemisia bezeichnet; dann folgen 1635 das Opfer Abrahams in der Eremitage (Nr. 207) und der Dresdener Ganymed (Nr. 197); in demselben Jahre zwei Bilder mit zahlreichen kleinen Figuren, Diana und Aktäon beim Fürsten Salm-Salm in Anhalt (Nr. 196) und die Findung Mosis bei Sir. Rob. Peel (Nr. 195). Dieses Schwanken in den Formaten ist für den Künstler ebenso bezeichnend, wie für die Zeit überhaupt, die noch von den auf kleine Verhältnisse berechneten Ueberlieferungen der Vergangenheit zehrte und nun plötzlich, dem allgemeinen Aufschwung des Lebens folgend, sich vor die Lösung großräumiger Aufgaben gestellt sah. Rembrandt wußte sich zunächst auch nur dadurch zu helfen, daß er den Maßstab der Ausführung vergrößerte, die Kompositionsweise und Durchführung aber, die er von dem bisherigen kleinen Format her gewohnt war, beibehielt. Immerhin entwickelte er sich auch nach dieser Richtung hin rasch, so daß er in den vierziger Jahren schon weit ungezwungener seine Figuren in den Rahmen des Bildes einzufügen vermochte und endlich in den fünfziger jenes vollkommene Gleichgewicht zwischen Inhalt und Umfang fand, das auch die Darstellungen kleineren Formats sowohl der Anordnung wie der Ausführung nach als monumental erscheinen läßt. Viel wird ihm dabei das Vorbild der benachbarten Antwerpener Schule des Rubens geholfen haben, die bereits früher als die holländische Malerkunst zu einem freien und großen Stil gelangt war.

Das Jahr 1636 zeigt Rembrandt auf dem Höhepunkt dieser seiner ersten, noch wild bewegten Großmalerei, in der Blendung Simsons der Schönborn'schen Galerie in Wien (Nr. 211), der sich das Simsonsbild in Berlin (Nr. 210) anschließt. „In solchen Schilderungen wildester Leidenschaft", heißt es bei Bode, „bewegt er sich im rechten Fahrwasser; das Gräßliche wird gerade ins hellste Licht gesetzt, ein phantastisch grotesker Zug, äußerliche Bravour und eine gewisse, bei einem großen Umfang doppelt empfindliche Leere und Lieblosigkeit zeichnen diese Schilderungen aus. Trotz des Mangels an feineren malerischen Qualitäten wurden gerade solche brutale und gewaltsam packende Kraftäußerungen von den Zeitgenossen besonders bewundert. Der Geist der Zeit des 30 jährigen Krieges war es, der hier zur Geltung kam, eine echte Periode des Sturmes und Dranges."

Mit Rubens wetteiferte Rembrandt damals, d. h. jedoch nur von etwa 1633 bis 1636, in der Ausdehnung seines Werkstattbetriebes. Freilich hat er, wie Bode hervorhebt, wohl nie durch seine Schüler große Gemälde bloß nach Skizzen ausführen oder die Schüler an seinen eigenen Gemälden mitarbeiten lassen. Aber wie er in dieser Zeit große Radirungen („Die Kreuzabnahme" und „Die Schaustellung Christi"), an denen er, abgesehen von der Komposition und einzelnen Theilen, so gut wie gar

nicht mitgarbeitet, unter seinem Namen hat ausgehen lassen, sa wird das wahl auch van so manchen dieser frühen Gemälde gelten. Die Florabilder, von denen bereits die Rede gewesen ist, deuten infolge ihres ledernen, farblosen und starren Aussehens auf eine salche Ausführung durch Schülerhand; dasselbe gilt auch von dem Riesenbild im Besitz des Earl af Derby (Nr. 209), „Das Menetekel", das, wenn auch unbezeichnet, unter des Meisters Namen hinausgegeben, aber wegen seiner klabigen Behandlungsweise vermuthlich nur von Schülern ausgeführt worden sein mag. — Die in einigen wesentlichen Punkten veränderte Wiederholung des „Opfers Abrahams", vam Jahre 1636 (in München, während das St. Petersburger Original van 1635 datirt ist; Nr. 208), ist van Rembrandt selbst als „verandert en avergeschildert" bezeichnet und verräth in der weichlicheren Behandlung des Fleisches und dem schwächeren Ausdruck die Thätigkeit eines Schülers.

Eine Reihe Bilder kleinen Farmats aus den Jahren 1636 bis 1638, „Die Heilung von Tobias' Vater" in der Sammlung Arenberg (Nr. 216), „Die Familie des Tobias" im Louvre (Nr. 219), „Die Arbeiter im Weinberg" in der Eremitage (Nr. 220), endlich die herrliche „Erscheinung Christi var Magdalena" aus dem Buckingham-Palaste (Nr. 220, bis 1806 in Kassel), gehören zu Rembrandts vollkommensten Leistungen; die etwas größere „Hochzeit Simsans" in Dresden (Nr. 222) wurde nach Ph. Angels „Lof der Schilderkunst" van 1642 von den Zeitgenossen besonders wegen ihrer angeblichen Zeit- und Lokaltreue bewundert; jetzt begnügen wir uns mit der außergewähnlichen Lebendigkeit der Darstellung und der Feinheit der Färbung. — „Der betende Franz", in englischem Privatbesitz (Nr. 218), erscheint leer und ungeschickt, sa daß es schwer fällt, dabei an Rembrandt zu glauben; das wunderbare große Bild „Abroham die Engel bewirthend" in der Eremitage (Nr. 223) für ein Erzeugniß dieser Zeit und nicht erst, wie bisher angenommen wurde, für eines der fünfziger Jahre zu halten, wird wahl Wenigen gelingen. Wenn Bode auf Schülerhülfe hinweist und die in manchen Stücken schwache Zeichnung und nüchterne Behandlung, auch die etwas abweichenden Typen hervorhebt, sa wird er wahl richtig gesehen haben; aber deßhalb braucht das Bild noch nicht in so frühe Zeit versetzt zu werden: um 1650 hat Rembrandt wieder eine Reihe und zwar ganz anders als die Vliet und Bol und Flinck geartete Schüler um sich versommelt, nämlich B. Fobritius Maes u. s. w. An deren Art erinnert auch die farbenreiche Behandlung und zu dieser späteren Zeit stimmt viel besser die Breite und Großartigkeit der Kompositian.

In die Mitte der dreißiger Jahre endlich gehören die paar Grisaillen (grau in grau durchgeführte Skizzen, Nr. 212 bis 215), die eine ganz eigenartige Rolle in dem Werk des Meisters spielen, da sie traß ihrer Skizzenhaftigkeit aufs feinste durchgeführt, bei Abwesenheit der Farbe doch ungemein koloristisch, und dem Wesen der Impravisation entsprechend, van unerreichbarer Lebendigkeit in Mienen wie Geberden sind. Es sind „Joseph seine Träume erzählend", in der Sammlung Six, 1638, im Gegensinn und mit einigen Abweichungen für die Radirung der gleichen Scene verwendet (die Datirung um 1633 wird wahl nach Vergleich mit dem Bilde der Sammlung Arenberg Nr. 216 bis auf etwa 1636 hinaufzurücken sein); die „Schaustellung Christi" von 1634 für die große Radirung des gleichen Jahres; und als reichste Komposition die „Predigt Johannes des Täufers", nach Bode von 1635/36 und etwa 1638, breit überarbeitet (von ihr sagt Bode mit Recht: wäre die offenbar hiemit geplante Radirung zur Ausführung gekommen, „sa würden wir ein dem Hundertguldenblatt fast ebenbürtiges Gegenstück besitzen"). Die kleine ungeschickt hölzerne Darstellung der Sammlung Bonnat (Nr. 213) lassen wir überhaupt lieber ganz aus dem Spiel.

Diese Grisaillen charokterisirt Bode vartrefflich mit den salgenden Worten (S. 33): „Hier im kleinen Format und in der leichteren Behandlung ist die Zeichnung regelmäßig vortrefflich, Bewegung, Gruppirung und Verkürzungen sind ebenso gut gelungen, wie sie in den gleichzeitigen großen Kampositionen häufig ungeschickt und selbst verfehlt sind; Licht und Schatten sind auf das glücklichste vertheilt und abgestuft, durchsichtig und ahne Härte; ein feines Helldunkel hüllt das Ganze in jenen eigenen Zauber, der die Darstellung dem Alltäglichen entrückt und sie mit gesteigerter Lebendigkeit als ganz eigene Schöpfung des Künstlers dem Beschauer tief in die Seele prägt. ... Var allem ist es das seelische Leben, dessen Kämpfe uns der Meister schildert. Wie die Parthenonfiguren oder die Gestalten Michelangelo's den Anatomen belehren, wa das Studium des modernen Menschen ihn im Stiche läßt, so gibt Rembrandt den Psychologen die Lösungen der schwierigsten Rätsel des seelischen Lebens, in die er wie kein zweiter Maler eingedrungen ist."

W. v. Seidlitz.

Neuere Publikatianen der École française de Rome.

(Camera apostolica.)[1]

II.[2]

Habent sua fata libelli! Die Wahrheit dieses Ausspruchs hat das vorliegende Buch von de Loye leider nur zu sehr an sich erfahren. Noch war es im Druck begriffen, als man sich im vatikanischen Archiv in Rom die seltsamsten Dinge über dasselbe erzählte. Man sprach sogar davon, daß die päpstliche Archiverwaltung höchst ungehalten sei über das Erscheinen des neuen Buches. Da es ein genaues Inventar über die Bestände der Camera Apostolica bringen sollte, wäre den vatikanischen Archivbeamten, welche bekanntlich schon lange an der Inventarisirung beschäftigt sind, ohne daß sie eine Ahnung von der Sache hatten, ein Theil ihrer Arbeiten in wenig taktvoller Weise vorweggenommen worden. De Loye hatte sich verschiedene Serien von Archivalien zu ganz anderen Zwecken angesehen. Er arbeitete an einer Geschichte der Avignonesischen Kurie im 14. Jahrhundert. Statt daß nun de Loye seine Untersuchungen zur Grundlage einer diplomatischen Einleitung seines versprochenen Buches machte, entschloß er sich, sein Inventaire très sommaire der Oeffentlichkeit zu übergeben und führt dafür folgenden Grund an: „On m'a dit que ce travail, assez ingrat à la vérité, pourrait être utile à d'autres, et on m'a prié de le publier." Die Namen der Sachverständigen, die ihm diesen Rath gegeben, verschweigt er. Der jetzige Direktor der École française de Rome, der ebenso gelehrte als geistvolle Abbé Duchesne, ist für die Publikation de Loye's, welche als Faszikel der Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome erscheint, nicht verantwortlich zu machen. Als er seinerzeit sein neues Amt übernahm, war sie bereits beschlossene Sache. Abgesehen davon, daß de Loye weder dazu berufen noch eigentlich befugt war, ein Inventar über die Archivalien der Camera Apostolica herauszugeben, kann die geradezu herausfordernde Leichtfertigkeit, mit welcher er sein Buch abfaßte, nicht genug gebrandmarkt werden. Es ist damit noch lange nicht ab-

[1] *Joseph de Loye:* Les archives de la Chambre apostolique au XIVe siècle. Ire Partie: Inventaire. Paris (A. Fontemoing) 1899. in 8° 274 S. (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome publiée sous les auspices du Ministère de l'Instruction publique, fascicule LXXX.)

[2] Vgl. Beilage Nr. 254 v. J. 1899.

gethan, wenn de Loye in dem kaum vier Seiten füllenden Avertissement zu dem fast 300 Seiten starken Buche beschwichtigend sagt: „Je ne mérite, ni ne désire la gratitude des érudits ... qu'ils daignent seulement me pardonner ... les innombrables imperfections d'un travail qui n'était pas destiné à la publicité.“ Daß der erste Theil seiner Aussage zutrifft, brauchte er nicht erst zu versichern, die innombrables imperfections, wie er schonend die groben Verstöße seiner kritiklosen Arbeit nennt, hätten schon hingereicht, eine allgemeine Ablehnung statt der gewünschten Nachsicht hervorzurufen. Der liebenswürdige Msgr. Wenzel, sowie auch P. Denifle haben keine Ursache mehr, dem Verfasser oder gar der École française zu grollen, im Gegentheil! Das Inventaire sommaire läßt eine baldige Fertigstellung des Generalinventars des vatikanischen Archivs erst recht als wünschenswerth erscheinen.

Kennt man die Vorgeschichte und die unmethodische Anlage der Archives de la Chambre apostolique, so bemerkt man gleich, wie unzutreffend der beigegebene Titel eines „Inventaire“ ist. Ein Inventar hat sich mit allen Beständen gleichmäßig zu befassen, muß eine gewisse Ordnung und Methode einhalten, es muß ferner vollständig und nach einem einheitlichen Plane angelegt sein. Von all dem ist bei de Loye nichts zu merken. Die Armarien, die Instrumenta miscellanea sind vom Verfasser unberücksichtigt geblieben, er beschränkte sich auf folgende Serien: Introitus et Exitus, Collectorie, Obligationes, zieht aber dafür ganz unmotivirt die Regesta Avinionensia in den Rahmen seiner Arbeit hinein. Diese Beschränkung einerseits und das Berücksichtigen der erwähnten Regesten andrerseits ist ein Grundfehler bei einem Inventar, welches die Archivalien der Camera apostolica zum Gegenstand hat. Warum nur die archivalischen Bestände des 14. Jahrhunderts inventarisiren, wenn man sich sonst der Mühe unterzieht, die ganze Avignonesische Serie zu durchsuchen? Warum hat ferner der Verfasser die Serie der Introitus und Exitus nur bis zur Nr. 380 verfolgt? Dies mag in den Plan, den Hr. de Loye sich ursprünglich gemacht hatte, nämlich Forschungen über die Avignonesische Kurie im 14. Jahrhundert anzustellen, sehr wohl gepaßt haben, bei einem Inventaire, und sei es noch so sommaire, sind solche willkürlich gesteckten Grenzen einfach unzulässig. Ein solches Verfahren ist nur dann angebracht, wenn es sich, wie bereits oben angedeutet worden ist, um ein nebenbei angeführtes Verzeichniß der benutzten Archivalien handelt, mag es noch so ausführlich sein, nicht aber dort, wo diese Aufzählung (Inventar) Selbstzweck ist.

Ebenso verfehlt wie der Plan und die Anlage des de Loye'schen Werkes ist dessen Ausführung. Wollte man da eine gewissenhafte Liste von Berichtigungen, Lesefehlern, paläographischen und diplomatischen Schnitzern aufstellen, so wäre dies nur möglich, wenn man mit einem etwa hundert Seiten fassenden Büchlein einen Kommentar zum Buche des Verfassers schreiben wollte.

P. Eubel, dem gelehrten Verfasser der Hierarchia, muß es beim Durchblättern der Archives de la Chambre apostolique angst und bange geworden sein, als er da die Wahrnehmung machen mußte, daß de Loye eine ganz stattliche Reihe von neuen Bisthümern entdeckt hat, die sowohl ihm als seinerzeit dem trefflichen Gams, sowie dem Verfasser der Gallia christiana entgangen sind. Von diesen bisher unbekannten Sprengeln seien hier nur einige wenige namhaft gemacht: Anomanensis diocesis (statt Cenomanensis), Belcacensis (statt Belvacensis), Casentinensis (statt Cusentinensis), Terrariensis (statt Ferrariensis), Laudensis (statt Lundensis), Vannetensis (statt Nannetensis). Wo sich die Bisthümer Montismajoris, Tacensis, Galatensis, Normanensis u. a. befinden, weiß wohl auch Hr. de Loye nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Wahrscheinlich kann ihm da auch P. Eubel keinen anderen Aufschluß geben als den, daß dieselben in Wirklichkeit niemals existirt haben. Sehr schlimm ist es freilich, daß der Archivar du Département des Basses-Pyrénées im eigenen Lande ebensowenig Bescheid weiß wie in den außerhalb Frankreichs gelegenen Diözesen. So allein erklärt es sich, daß nach de Loye der Bischof von Limoges den Erzbischof von Bordeaux zum Metropoliten hat. Mit den grundlegenden Arbeiten des jetzigen Direktors[3]) der École française de Rome[4]) über die altfranzösische Bisthums- und Kirchengeschichte scheint sich de Loye wie überhaupt um die einschlägige Literatur nicht gekümmert zu haben.

Den Vogel hat aber de Loye unbestritten abgeschossen durch folgende, höchst wichtige Mittheilung, die er alles Ernstes aus Obligationes Nr. 22 bis ausgräbt. Es heißt daselbst: „Sequitur tabula facta per *Albaletum* ad inveniendum nomina omnium debitorum camere apostolice qui continentur in isto libro; et primo continentur ad partem nomina illorum qui tenentur dicte camere ex causa mutui.“ ... (S. 787.) Diese den Schuldnern des heil. Stuhles wahrscheinlich höchst verhaßte Persönlichkeit vermochte ich in den hier in Betracht kommenden Schriften Kirschs und Gottlobs leider nicht aufzufinden. So machte ich denn seinerzeit in Rom mit Déprez den Versuch, unsern Albalet de visu kennen zu lernen. Wir schlugen nach und fanden folgende hausbackene Lösung des Räthsels: „Tabula facta per alfabetum“, und es zerfloß vor unsern Augen die grausame Silhouette des päpstlichen Gerichtsvollziehers Albalet!

Die Entzifferung des Italienischen scheint de Loye die gleichen Schwierigkeiten bereitet zu haben wie die des Lateinischen. Auf S. 1 seines Buches finden sich mehrere Proben dafür. Don Gregorio Palmieri hatte zwar den für de Loye so verhängnißvollen Passus schon längst richtig gedruckt, das hindert aber den Verfasser des Inventaire nicht zu lesen: in calen di maggio statt des einfachen in maggio. Auf der gleichen Seite findet sich: In primis, facta divisione de mense junii et julii cum capitulo, rector et magister Albertus de ministris: XXV sol etc., soll heißen: Inprimis etc. ... *recepit* magister Albertus de *ministeriis* etc.

Mag de Loye sein Inventaire „très sommaire“ nennen, so belehrt uns die ganz willkürliche Zusammenstellung und die ebenso willkürliche Illustrirung desselben mit eingeflochtenen Texten, daß die Eigenschaft „très sommaire“ gar nicht am Platz ist. Dies unmotivirte Einschalten von so und so viel Zeilen aus den Texten selbst erschwert die Uebersicht und gereicht durch die imperfections innombrables, wie de Loye seine Schnitzer zu nennen beliebt, dem Buche keineswegs zur Zierde. Statt die Datirungen genau anzugeben, citirt sie de Loye aber absolut bruchstückweise. So wird S. 22 Nr. 56 der Serie der Introitus unter der Jahreszahl 1323 aufgeführt, während diese Nummer in Wirklichkeit auch das Jahr 1326 umfaßt. Ganz ähnlich verhält es sich mit folgenden Nummern: 122, 128, 129, 160.

Der ungenauen Datirung geht eine ebenso ungenaue Wiedergabe der Numerirung zur Seite. (Vergl. Nr. 110, 124, 149, 162, 195 der Introitus-Serie). Ferner werden Doppelnummern als selbständige aufgezählt, so Nr. 124 (120), 132 (120), 97 (85).

Die Schreibvermerke und kurzen Inhaltsangaben, welche aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, hat de Loye ohne weiteres herübergenommen. Er verschmähte es, sich der kleinen Mühe zu unterziehen, alte Irrthümer richtig zu stellen, selbst da, wo der nachfolgende Text schon die Berichtigung brachte. Z. B. S. 53, Nr. 156 und 157 schreibt er: Montefiascone statt Montefalco, Nr. 153, S. 51 enthält den gleichen Fehler.

An einem Beispiele sei nun noch gezeigt, wie es mit der Textwiedergabe de Loye's aussieht. S. 63, Nr. 84 finden sich in 11 Zeilen folgende 11 Lesefehler: per (statt

---

[3]) *Duchesne L.:* Mémoire sur l'origine des diocèses épiscopaux dans l'ancienne Gaule. Paris 1890.

Derselbe: La conversion de la Gaule, Paris 1895. 2e ed. Les anciens catalogues épiscopaux de la province de Tours. Paris 1897.

[4]) Wie man in der École française de Rome über die Leistung de Loye's denkt, lehrt uns die sachlich und formell gleich gediegene Besprechung, welche mein Freund Eugène Déprez im „Moyen Age“, T. XII, November-Nummer, dem hier angezeigten Buche gewidmet hat. Auf diese strenge Kritik, die der Verfasser seinerzeit noch in Rom mit mir besprochen, kann ich nicht genug hinweisen und muß zugleich mittheilen, daß ich eine Reihe von Beispielen ihr entnehme.

pro), familiari (statt familiaribus), habendum (statt habendam), sive (statt sine), habere (statt haberi), informationem (statt informacio), predictam (statt predicta), Tarrusta (statt Tarasca), de (statt domini), CCX (statt CCLX), rescribsit (statt rescripsit).

Dieser geradezu trostlose Zustand der Publikation de Loye's ruft in einem das Bedauern wach, daß der Verfasser nicht bei seinem ursprünglichen Entschluß geblieben ist und das für seine Zwecke zugeschnittene Inventarium schließlich doch der Oeffentlichkeit übergab. Wenn er sagt: „Je fus frappé de la richesse et de la variété des documents qu'elles (les archives) contenaient," und daraus den Schluß gezogen hat, diesen seinen Eindruck durch die Publikation auch bei Anderen wachzurufen, so täuscht sich de Loye, wenn er glaubt, damit eine Neuigkeit mitzutheilen. Die reiche Fülle des Materials über die Camera apostolica ist schon Gottlob, Ottenthal, Kirsch, Baumgarten u. A. bekannt gewesen und in den entsprechenden Werken gebührend hervorgehoben worden. Doch auch darüber schweigt sich sein überaus knappes Avertissement aus!

Was bleibt nun neben den zahllosen Mängeln und groben Fehlern, die dem sonst stattlichen Bande anhaften, an demselben noch brauchbar? Dort, wo die Angaben weniger fehlerhaft sind, wird de Loye's Buch dem Forscher immerhin noch das Nachsuchen erleichtern. Das Sachregister wie die beigegebene Konkordanz gewähren einen guten Ueberblick über die Fülle des Materials und versöhnen so wieder einigermaßen den Forscher, der oft von dem Inventaire irregeleitet oder im Stich gelassen worden ist. — Das Buch ist mit Vorsicht zu gebrauchen.

Ernst Hauviller.

Die Selbstfahrer im Dienste des Heeres.

-r. Der Krieg in Südafrika hat die hohe Bedeutung der rückwärtigen Verbindungen für die Operationsfähigkeit einer Armee aufs neue erwiesen und selbst dem Laien wird klar geworden sein, daß auch dieser Theil der englischen Heeresmaschine nicht mit der erforderlichen Sicherheit funktionirt. Die Ursache liegt nicht allein in den besonderen Schwierigkeiten, welche durch die Eigenart des Kriegsschauplatzes und seine Entfernung von England erwachsen sind, sie ist vielmehr begründet in dem Mangel an zweckmäßigen Friedensvorarbeiten der englischen Heeresverwaltung und an militärischer Erziehung des englischen Volkes. Umgekehrt sind nur solcher Friedensarbeit und -erziehung die auch auf diesem Gebiete errungenen Erfolge der Deutschen im Kriege 1870/71 zuzuschreiben. Sieht sich doch gerade beim Dienste im Rücken des Heeres die Militärbehörde auf die verständnißvolle Mitwirkung der verschiedensten Zweige amtlicher und privater Zivilthätigkeit verwiesen, und heute, da das Heer an Größe, der Nachschubdienst also an Wichtigkeit und Schwierigkeit zugenommen hat, müssen mehr noch als vor 30 Jahren weitere Kreise sich für hieher gehörige Fragen interessiren. Auf eine der wichtigsten, die Transportmittelfrage, möchten wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser lenken und hiezu einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Der Nachschub der Armeebedürfnisse vollzieht sich zonenweise unter verschiedenen Bedingungen. Rückwärts bildet das Eisenbahnnetz für das Ganze ein festes Gerippe und dürfte bei seiner heutigen Ausdehnung der deutschen Heeresleitung in einer dem Anwachsen der Heeresstärken entsprechenden Leistungssteigerung zu Gebote stehen. Aber die Eigenart des Bahndienstes erfordert zu seiner vollen Ausnützung dem Friedensbetriebe nahekommende Verhältnisse und so wird die Zone des Eisenbahnbetriebs vom Operationsgebiet stets mehr oder weniger weit abbleiben müssen; in Feindesland ist überdies mit ausgedehnten Bahnzerstörungen zu rechnen. Wie rückwärts im Eisenbahngebiet die Lokomotive, so herrscht vorn im Operationsgebiet das Pferd. Nur durch Kolonnen mit Pferdebespannung kann, bei dem heutigen Stande der Kultur und der Technik, den Armeekorps diejenige Selbständigkeit gegeben werden, die sie für nachhaltige Angriffsoperationen brauchen, und nur gelegentlich wird die unmittelbare Ausnützung der Eisenbahn im Operationsgebiete möglich sein. In der Mitte liegt ausgleichend das bald breitere, bald schmälere Etappengebiet, dieses muß daher auch mittlere Verhältnisse aufweisen. Hier wird der Nachschub über Eisenbahnlinien verfügen, die allerdings in ihrer Leistungsfähigkeit stark herabgedrückt sind; er wird über eine schmalspurige Feldbahn geleitet werden, die an irgend einen Eisenbahnendpunkt anbindet; er wird sich auf einer günstig gelegenen Wasserstraße bewegen und nebenher, alle diese Einrichtungen ergänzend und ersetzend, kriecht er auch in Fuhrparks auf der Landstraße.

Nun ist zu berücksichtigen, daß mit dem Anwachsen der Heere sicherlich nicht die Zahl der für Kriegszwecke verfügbaren Pferde gleichen Schritt gehalten hat und daß auch innerhalb der Heerestheile der Pferdebedarf im einzelnen gestiegen ist (Vermehrung der Feldartillerie, Bespannungen für schwere Geschütze, Luftschiffer- und andere technische Formationen). Andrerseits kann man sich auch der Thatsache nicht verschließen, daß im bürgerlichen Leben der allmähliche Ersatz des Pferdes durch die Hülfsmittel der Technik, vor allem durch die Elektrizität, in vollem Gange sich befindet. Die Heeresverwaltung, die — wie der berufene Kenner der Kriegsverkehrsverhältnisse, Generalstabsoberst Budde, am 16. August 1899 im preußischen Abgeordnetenhause äußerte — „für den Nachschub aller überhaupt möglichen Hülfsmittel bedarf", wird daher demnächst die weitere Ausnützung des mechanischen Zuges auch abseits der hiefür besonders gebahnten (d. h. der Schienen-) Wege ins Auge zu fassen haben.

Zwei neu erschienene Schriften müssen daher als ungemein zeitgemäß erachtet und der Beachtung des Offiziers wie des Technikers empfohlen werden: Layriz: Zukunft des mechanischen Zuges für den Transport auf Landstraßen. Berlin, E. Mittler u. Sohn 1900. 85 S. mit 20 Abbildungen im Text. M. 1.75, und Bauer: Fuhrkolonne, Motorfahrzeug und Feldbahn. (Sonderabdruck aus Heft 1, 2, 3 der Kriegstechnischen Zeitschrift 1900.) 31 S. 50 Pfg. Ebenda.

Bauer ist Hauptmann beim Stabe des Eisenbahn-Regiments Nr. 3 und als Lehrer — wohl der Verkehrsmittellehre? — an der Kriegsakademie zu Berlin verwendet. Die Hauptbedeutung seiner Arbeit liegt in den sehr sorgfältigen Berechnungen hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der verschiedenen Transportmittel für den Verpflegsnachschub unter gleichen Verhältnissen. Um die Verpflegung für vier Armeekorps und zwei Kavallerie-Divisionen über eine Strecke von sechs Tagemärschen auf längere Zeit in geregelter Weise nachzuführen, ist vom Verfasser errechnet der Bedarf von:

	Mann	Pferden	Fahrzeugen	
bei Pferdevorspann . .	5000	8000	4000 zu 1 t[1])	Nutzlast;
bei Straßenselbstfahrern	2200	550 Motorwagen zu 2 t		

Diese Zahlen sprechen für sich; es genügt, noch darauf hinzuweisen, daß bei der Verwendung von Motorwagen auch die Verpflegung für fast 3000 Mann und 8000 Pferde des Transportdienstes eingespart werden.

Zu weiterem Vergleiche gibt Hauptmann Bauer auch die Zahlen beim Nachschub:

auf der	Mann.		
Feldbahn . .	1000	60 Feldb.-Masch.	550 Wagen zu 5 t Nutzlast
Eisenbahn . .	200	6 Lokomotiven	65 Güterwagen
einem Kanal .	350	150 Pferde	50 Schiffe zu 150 t Nutzlast

Aus diesen Zahlen geht einerseits die gefährliche Konkurrenz hervor, welche die Straßenselbstfahrer der Feldbahn aus diesem Gesichtspunkt machen könnten, andrerseits aber erweist sich die gewaltige Ueberlegenheit des Eisenbahn- und des Kanaltransports, wenn die Verhältnisse diese gestatten.

Seinen technischen Darlegungen zufolge erblickt der Verfasser in dem Explosions-Motor (Benzin — Daimler) den kriegsmäßigen Straßenselbstfahrer der Gegenwart; wir werden gleich hierauf zurückkommen.

Zu ganz anderem Ergebniß gelangt die Arbeit des bayerischen Artillerie-Oberstleutnants z. D. Layriz. Auch

[1]) t = Tonne.

er begründet in glücklicher Weise die Nothwendigkeit, daß die Heeresverwaltung schon jetzt die Ausnützung des mechanischen Zuges für den Transport auf Landstraßen *neben* den übrigen Beförderungsmitteln ins Auge fasse und vorbereite — „nur keine technischen Improvisationen im Kriege!“ Im allgemeinen sind bei den Automobilen zwei Klassen unterschieden: „*die Automobile als Selbstfahrer*“ und „*die Automobile als Vorspann*“. Hinsichtlich der Selbstfahrer gibt Layriz die großen Vorzüge der Explosionsmotore zu, glaubt aber, daß sie zur Zeit wenig Aussichten hätten, für militärische Zwecke in großem Stile Verwendung zu finden. Benzin sei zu feuergefährlich (man denke nur an die im Kriege häufige Zwangslage, bei Nacht damit zu hantiren!), Spiritus sei zu theuer, Petroleum hinterlasse zu viele Rückstände, verschmutze also die Ventile; endlich bleibe fraglich, ob die empfindliche Maschine ohne Gummiräder auf die Dauer funktionssicher sei.

Diesen Bedenken glauben wir uns voll anschließen zu müssen; nach dem heutigen Standpunkte der Technik können solche Konstruktionen für den Verpflegsnachschub kaum in Betracht kommen, dagegen ist es nicht ausgeschlossen, daß sie für leichten Transport und in geringerer Zahl, z. B. für den Gepäck- und Ausrüstungstransport der Pioniere bei den Kavallerie-Divisionen, für Kuriere oder Verwaltungsbehörden bei den höheren Kommandostellen, mit Nutzen Verwendung finden.

Kaum günstiger beurtheilt Layriz diejenige Gattung von Motorwagen, die sowohl als Automobilen ohne Anhängewagen wie als Vorspann zu verwenden sind. Es handelt sich hier vorwiegend um den *Dampfwagen Serpollet*, der mit überhitztem Dampf in sehr engen Verdampfungsröhren arbeitet und als Vorzüge aufweist: wenig Rauch, Lärm, Brennstoff- und Wasserverbrauch, leichte Führung und Fahrt, große Leistungsfähigkeit, geringes Gewicht. Die Hauptschwierigkeit dürfte hier in der Wasserbeschaffung liegen, da die übermäßige Kesselsteinbildung und die hiedurch geschaffene Explosionsgefahr bei den engen Röhren nur durch geeignetes, im Felde nicht immer und nicht rasch genug verfügbares Wasser hintangehalten wird.

Unter solchen Umständen kann Oberstleutnant Layriz zur Zeit nur den Dampfmotor, d. h. die *Straßenlokomotive*, als kriegsbrauchbar für den schweren Zug, also für den Nachschubdienst im großen, anerkennen und in ausführlichen, höchst lesenswerthen Darlegungen sucht er den Nachweis zu erbringen, „daß die Dampfstraßenlokomotive allein die Probe der Kriegsbrauchbarkeit bestanden habe, nicht mit der ersten Note zwar, aber doch bestanden“. Ob hiebei nicht doch manche technische Schwierigkeiten unterschätzt wurden? Abgesehen von dem einmal unabänderlichen großen Gewicht der Lokomotive und der übermäßigen Abnützung des Straßenkörpers, ist z. B. auch die Schwierigkeit zu überwinden, die von der Lokomotive bewegten sechs bis zehn Frachtwagen unter sich in zweckmäßiger Weise zu kuppeln.

Ein gewaltiger Fortschritt könnte freilich erzielt werden, wenn es gelänge, den *Diesel-Motor* über das Versuchsstadium hinauszubringen; leider aber scheint es sich nach neueren Mittheilungen zunächst noch mehr um eine geistreiche Idee, als um eine praktisch brauchbare Erfindung zu handeln. Und irrt schließlich der Hr. Verfasser nicht, wenn er glaubt, „daß die Zeit nicht fern liegt, wo die Elektrotechnik mit leichten, trockenen und transportsicheren Accumulatoren dienen kann, deren Beschaffung wegen ihrer großen Verbreitung dann nicht schwieriger ist als die von Kohlen“?

Wie auf sehr vielen Gebieten, so wird es auch hier dem Soldaten ungemein schwer, gegenüber den lockenden Anerbietungen unsrer vorgeschrittenen Technik das nöthige kalte Blut zu bewahren. Und doch muß es bewahrt werden! Von einem Ersatz der drei Haupttransportmittel im Kriege: Eisenbahn, Feldbahn, Fuhrparkkolonne durch Selbstfahrer kann ja keine Rede sein, es handelt sich nur um eine Ergänzung, und schon da gibt der Umstand zu denken, daß zwei erfahrene Offiziere, zugleich genügend Techniker, über den gleichen Gegenstand zu ganz verschiedenen Urtheilen gelangen! Es entspricht eben keine der zur Zeit vorhandenen Maschinen den Anforderungen des Krieges in vollem Umfange. Gewiß hat die „Allgemeine Motorfahrzeug-Ausstellung zu Nürnberg vom 1. Juni bis 1. Juli 1900“ die neuerlich erzielten großen Fortschritte augenscheinlich gemacht und das Interesse, welches besonders die Franzosen seit Jahren dem neuen Beförderungsmittel entgegenbringen, bürgt dafür, daß auch die Weltausstellung zu Paris mit „teuf-teufs“ reich beschickt sein wird — Abschließendes aber kann noch nicht erreicht sein. *Der Heeresverwaltung* ist daher einerseits eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, um sich bei der finanziellen Tragweite derartiger Beschaffungen nicht voreilig festzulegen, andrerseits aber darf sie auf die Ausnützung der immer zahlreicher werdenden Selbstfahrer für militärische Zwecke im Mobilmachungsfalle nicht verzichten. Sie wird nehmen müssen, was sie findet; *sie hebt Pferde und Fahrzeuge aus, warum nicht auch Selbstfahrer?* Welche vorbereitenden Maßnahmen nöthig sind, um nicht in die Gefahr „technischer Improvisationen“ zu gerathen, ist in den beiden besprochenen Schriften mehrfach angedeutet; indem wir nochmals nachdrücklich auf sie verweisen, möchten wir als besonderen Vorzug schließlich noch hervorheben, daß beide Herren Verfasser „das Neue nicht nur deßhalb gut finden, weil es neu ist!“

Mittheilungen und Nachrichten.

J. Soeben ist der erste Band der *Inschriften von Magnesia* erschienen, herausgegeben von dem Philologen *Otto Kern*, der an Karl Humanns Seite die Ausgrabungen in Magnesia am Mäander, der Geburtsstadt des Themistokles, und in Priene leitete. Er bringt als Einleitung eine Geschichte der Steinschrift in Magnesia und etwa 400 Steinschriften. Die größte historische Bedeutung besitzen 72 Urkunden, welche auf dem Marktplatz in die Wände eingemeißelt waren, zwar zerstreut umherliegend gefunden wurden, aber sich leicht so ordnen lassen, daß ihr innerer Zusammenhang deutlich erkennbar ist. Sämmtliche Originale sind bereits in Berlin und sollen im Pergamon-Museum Aufstellung finden. Die erste Urkunde meldet die Stiftung des Kults der Artemis Leukophryne im Jahre 220 vor Christus und kündet an, daß der Göttin zu Ehren 14 Jahre später von sämmtlichen Staaten Griechenlands ein Fest gefeiert und ihr von dem Architekten Hermogenes von Alabanda erbauter Tempel eingeweiht werden solle. Man ließ sich damals eben mehr Zeit als im Zeitalter der Technik, des Dampfes, der Elektrizität und des Weltverkehrs. Die übrigen Inschriften verewigen die Antworten der zum Fest Geladenen, so Briefe von Ptolemäus IV., von Antiochos III., ferner Beschlüsse der Epiroten, Achäer, Kreter u. s. w. Die in Priene gefundenen Inschriften sind noch nicht entziffert.

H. Schelenz: *Pharmakognostische Karte.* Wien-Leipzig, Freytag u. Berndt. — Eine Weltkarte, sehr nachahmungswürdig zum Anschauungsunterricht auch für andere Gebiete! Zum Beispiel ließen sich auf dem medizinischen Gebiet die Hauptseuchenherde, endemische Krankheiten, deren Wege und Verschleppungszonen, auch Eigenarten der Rassen, so weit sie terrestrischen Einflüssen unterliegen, darstellen. — Hier sind die Namen der Arzneistoffe und Drogen roth vermerkt. Ein Zeichen bedeutet, daß sie an selbigem Orte nur kultivirt werden, ein anderes, daß sie wild oder gezüchtet vorkommen. Man übersieht schnell die Einfuhrwege und Fahrtdauer bis zum Stapelplatz. Produktenreichen Gegenden wie Südost-Asien, auch Europa, ist eine Spezialkarte gewidmet; eine andere stellt die vertikale Verbreitungszone einiger Drogen dar. Die schöne Karte, in Merkators Projektion gezeichnet, hat den Maßstab von 1:45 Millionen. v. N.

Gedichte von Grete Baldauf. Von zwei Naturdichtern sprach ich in der Beilage vom 14. April 1899, einer alten Näherin und einem jungen Posthülfsboten. Seitdem habe ich eine Persönlichkeit von ähnlicher Art und noch eigenthümlicherer Lebensstellung kennen gelernt: *Grete Baldauf*, Kellnerin in einem sehr besuchten Baden-Badener Restaurant. Wenn man das schlanke, anmuthige Mädchen flink und ganz bei der Sache seines Amtes walten sieht, dann wird man kaum zu dem Gedanken kommen, daß unter dieser blondgelockten Stirn noch anderes Platz hat, als die Berufspflichten. Und doch hat Grete Baldauf ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen, das auch ohne den pikanten Reiz, der in

dem Gedanken an die sonstige Thätigkeit der Verfasserin liegt, lesenswerth erscheint. Der Titel „Lieder des Mädchens aus dem Volke" ist vielleicht etwas anspruchsvoll, denn solcher Mädchen gibt's ja mehrere, „eines" wäre richtiger gewesen. Aber uns scheint, die Verfasserin ist dabei ihrem eigenen Köpfchen gefolgt, wie sie auch sonst ohne literarischen Beirath gearbeitet zu haben scheint. Damit mag es auch zusammenhängen, daß neben tief empfundenen Worten von reiner und schöner Form manchmal Unbeholfenheiten und sprachliche Verstöße uns auffallen. So ist das Gedicht „Erinn'rungsstrahl" sehr hübsch und rund:

Oft dringt ein Ton von schönen Tagen
Aus weiter Ferne hergetragen,
Zum Ohr wie leises Flügelschlagen,
Und weckt im Herz, wie Sehnsuchtsklagen,
Auf's neu, ein trauriges Entsagen.

Aber „im Herz" geht nicht, auch das Komma nach neu ist unrichtig. Die Verse, die „Zwei Freunden" gewidmet sind, könnten zwar dahin gedeutet werden, daß Grete Baldauf Berather hatte, dann hätten diese aber ihres Amtes, wie das Beispiel zeigt, nicht mit der genügenden Sorgfalt gewaltet. Sehr schön nach Form und Inhalt sind die Gedichte „Am Grab eines Kindes", „Mein Vaterhaus". Auch die der erzgebirgischen Heimath gewidmeten Verse machen warmen Eindruck. Weiche, resignirte, elegische Stimmung klingt durch die meisten Verse, ganz besonders durch den Sonettenkranz „Glück und Leid". Das Motto von Papperitz: „Es singen nicht nur Nachtigallen, es pfeift auch auf dem Dach der Spatz", kann als ein Plaidoyer für mildernde Umstände gelten, indessen gibt es zwischen Nachtigall und Spatz noch andere Vögel, Lerche, Amsel, Rothkehlchen, und unter diesen wird Grete Baldauf ihren Platz finden. S. S.

* Die vorderasiatische Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin hat von der deutschen Orientgesellschaft ein ausnehmend werthvolles babylonisches Schriftdenkmal zum Geschenk erhalten: eine so gut wie unversehrte Tafel aus schwarzem Basalt, von 15½ cm Breite, 22 cm Länge und im Mittelpunkt 7 cm Dicke, auf Vorder- und Rückseite mit im ganzen 100 Zeilen beschrieben und an den Kopfenden mit kunstvollen Basreliefdarstellungen von Göttern und Göttersymbolen geschmückt, in bewunderungswürdiger Feinheit der Ausführung. Die Tafel gibt sich als die künstlerisch ausgestattete Bestallungsurkunde eines Nebopriesters im Tempel Ezida zu Borsippa und ist datirt vom 12. Sivan des 8. Jahres Nabusumiskuns, Königs von Babylon (wahrscheinlich um 750 v. Chr.).

* Wiederum ist ein neues Kant-Bild aufgefunden worden. Den „Kant-Studien" zufolge, in denen es veröffentlicht wird, ist das Bild ein Originalportrait, das von allen bekannten Typen in charakteristischer Weise abweicht. Es ist auf Pergament gemalt, die Farbengebung ist von großer Feinheit. Die Aufnahme des Bildes dürfte in das dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" vorangehende Jahrzehnt fallen. Darauf deutet das Alter des Dargestellten. Das Bild gehört ohne Zweifel sowohl nach seinem künstlerischen Werthe wie nach seinem Anspruch auf Portraitähnlichkeit mit in die erste Reihe. Die für die Geschichte des Bildes wissenswerthen Einzelheiten konnten bisher nicht ermittelt werden. Nur so viel ließ sich feststellen, daß das Bild früher in Leipzig war, wo es von einem Bruder des Münchener Antiquars N. Rosenthal erstanden wurde.

T. Die italienischen Eisenbahnen und die Malaria. Im kommenden Herbst wird die italienische Gesellschaft für Malaria-Studien in Gemeinschaft mit der Mittelmeer-, Adria- und Sicilianischen Eisenbahn-Gesellschaft Versuche zur Verhütung der Malaria unter den Eisenbahnbeamten in den Fieberdistrikten Italiens in großem Maßstabe anstellen. Auf allen Stationen, die wegen ihrer Fieberhäufigkeit berüchtigt sind, sollen die Häuser, in denen die Eisenbahnwärter mit ihren Familien wohnen, durch Mosquitonetze geschützt werden, wie es schon im vorigen Jahre auf zwei Eisenbahnlinien mit großem Erfolg geschehen ist. Aehnliche Versuche sollen zunächst gemacht werden auf den Linien zwischen Foggia und Barletta, Reggio und Battipaglia, in den Pontinischen Sümpfen und in Sizilien. In den Krankenhäusern von Mailand und Cremona werden außerdem systematische Untersuchungen des Blutes von Malaria-Kranken vorgenommen werden, um den Verlauf des Fiebers in der Lombardei zu studiren. Weitere Untersuchungsstationen sollen ferner errichtet werden in Cumignano am Naviglio in der Provinz Cremona für das Studium der Malaria mit Bezug auf die Reisfelder und in der Provinz Ferrara für das Studium der Krankheit mit Bezug auf brackische Wasser und der Zersetzung von Faserpflanzen. Ferner wird eine Station in Trinitapolis in der Provinz Foggia zum Studium der Malaria in Süditalien und wahrscheinlich auch noch eine im Bezirk von Venedig eingerichtet werden. Ein ähnliches Vorgehen wird für Sicilien und Sardinien beabsichtigt. Durch diese planmäßige und über das ganze Land vertheilte Arbeit hofft man eine genaue Vorstellung von der regionalen Vertheilung und den örtlichen Eigenheiten der Malaria in Italien zu erhalten und Mittel zu ihrer Abwehr zu finden, die den Verhältnissen in den verschiedenen Theilen des Landes angepaßt werden sollen.

* In den Monaten Juli und August wird vom kgl. Geodätischen Institut in Potsdam, das zugleich Zentralbureau der internationalen Erdmessung ist, nach einem Uebereinkommen mit der rumänischen Regierung das Observatorium in Bukarest an das europäische astronomische Längennetz angeschlossen. Zu diesem Zweck wird der Längenunterschied zwischen Bukarest, Observatorium und Potsdam, Geodätisches Institut, also der Winkel, den die durch beide Punkte gehenden Meridianebenen miteinander bilden, bestimmt. Die Ausführung der Beobachtungen liegt dem Vorsteher der astronomischen Abtheilung des Instituts, Geh. Rath Prof. Dr. Th. Albrecht, und dem ständigen Mitarbeiter E. Borraß ob. Geh. Rath Albrecht, dessen 51. Längenbestimmung diese ist, die unter seiner speziellen Leitung erfolgt, hat sich bereits nach Bukarest begeben, während Borraß zunächst in Potsdam beobachtet.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 21. Juni. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen: 1. Hr. Schmoller las über die Ausbildung einer richtigen Scheidemünzpolitik vom 14.—18. Jahrhundert. Ausgehend vom heutigen Verwaltungs- und privatrechtlichen Begriff der Scheidemünze, erörtert er zuerst die Ausbildung des Sprachgebrauchs, der erst 1650—1750 ein fester wird, zeigt dann, wie die Münzliteratur von 1750 bis zur Gegenwart den so gebildeten Begriff in die Untersuchung der älteren Münzgeschichte, die ihn nicht hatte, zurückverlegte, und sucht endlich zu zeigen, wie die Elemente und Einrichtungen, welche den heutigen Rechtsbegriff der Scheidemünze konstituiren, nach und nach historisch in immer wiederholten, lange vergeblichen Anläufen ausgebildet wurden. 2. Hr. Dümmler überreichte Die Urkunden Kaiser Sigmunds (1410—1437). Verzeichnet von Wilh. Altmann. II. Bd. 3. Lfg. Innsbruck 1897—1900. 3. Die physikalisch-mathematische Klasse hat bewilligt: Hrn. Prof. Dr. Emil Ballowitz in Greifswald zu Untersuchungen über den Bau des Geruchsorgans der Wirbelthiere 800 M.; Hrn. Prof. Dr. Theodor Boveri in Würzburg zu Versuchen auf dem Gebiete der Zelltheilungs- und Befruchtungslehre 500 M.; Hrn. Prof. Dr. Maximilian Braun in Königsberg i. Pr. zu Studien über Trematoden 870 M.; Hrn. Dr. Paul Kuckuck in Helgoland zu Untersuchungen über die Fortpflanzung der Phaeosporen 400 M.; Hrn. Prof. Dr. Wilh. Salomon in Heidelberg zur Fortsetzung seiner geologisch-mineralogischen Untersuchung der Adamello-Gruppe 1500 M.; Hrn. Prof. Dr. Adolf Schmidt in Gotha zur Fortführung seiner Bearbeitung des erdmagnetischen Beobachtungsmaterials 2500 M.; zur Herausgabe eines 1. Heftes von Resultaten dieser Bearbeitung 1250 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Leonhard Schultze in Jena zu Untersuchungen über die Herzthätigkeit der wirbellosen Thiere 2000 M.; Hrn. Professor Dr. Heinrich Simroth in Leipzig zur monographischen Bearbeitung der Familie der Vaginuliden 400 M.; Hrn. Prof. Dr. Alexander Tornquist in Straßburg i. E. zur Drucklegung eines Werkes über das vicentinische Triasgebirge 1100 M.; Hrn. Dr. Alfred Voeltzkow in

Straßburg i. E. zur Anfertigung von Zeichnungen für den zweiten Theil seiner Entwicklungsgeschichte des Krokodils 1000 M.; Hrn. Prof. Dr. **Johannes Walther** in Jena zur Drucklegung seines Werkes über das Gesetz der Wüstenbildung 1000 M. 4. Die philosophisch-historische Klasse hat für ihre eigenen Unternehmungen bewilligt: 3300 M. an Hrn. **Kirchhoff** zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften; 6000 M. an Hrn. **Koser** zur Fortführung der Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen; 4000 M. an Hrn. **Mommsen** zur Fortführung der Herausgabe des Codex Theodosianus. — Die Akademie hat das korrespondirende Mitglied ihrer physikalisch-mathematischen Klasse, Hrn. **Willy Kühne** in Heidelberg, am 11. Juni durch den Tod verloren.

* **Marburg.** Im hiesigen Ferienkursus werden, wie die „Frankf. Ztg." schreibt, zwei hervorragende ausländische Kräfte, die Professoren Dr. **Bornecque** und Dr. **Charlety** aus Lyon, mitwirken.

* **Jena.** Wie das „Berl. Tagebl." meldet, hat Professor **Biedermann**, der Direktor des physiologischen Instituts an der hiesigen Universität, einen Ruf an die Universität **Heidelberg** als Nachfolger des verstorbenen Physiologen Kühne erhalten.

* **Schneekoppe.** Die **Wetterwarte** auf der Schneekoppe ist am 5. Juli feierlich eröffnet worden.

* **Paris.** In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der (Natur-) Wissenschaften machte Darboux die Mittheilung, daß die **internationale Vereinigung wissenschaftlicher Akademien** nunmehr vollkommen zustande gekommen sei. Er erwähnte zugleich, daß die **erste Zusammenkunft** dieser Vereinigung am 31. Juli d. J. in **Paris** stattfinden werde.

* Die Vorarbeiten für die 72. **Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Aachen** sind jetzt schon so weit gediehen, daß das allgemeine wissenschaftliche Programm feststeht. Montag, 17. September, findet eine **erste** allgemeine Sitzung statt, in welcher ein Ueberblick über die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Medizin im 19. Jahrhundert von hervorragenden Vertretern der Einzelfächer gegeben wird. Es werden sprechen: 1. **van t'Hoff** (Berlin): Ueber die organischen Naturwissenschaften. 2. **O. Hertwig** (Berlin): Ueber die Entwicklung der Biologie. 3. **Naunyn** (Straßburg): Ueber die innere Medizin einschließlich Bakteriologie und Hygiene. 4. **Chiari** (Prag): Ueber die pathologische Anatomie mit Berücksichtigung der äußeren Medizin. Eine **zweite** allgemeine Sitzung findet Freitag, 21. September, statt, in welcher einige zur Zeit die wissenschaftliche Welt bewegende Fragen besprochen werden: 1. **Julius Wolff** (Berlin): Ueber die Wechselbeziehungen zwischen Form und Funktion der einzelnen Gebilde des Organismus (mit Demonstration). 2. **E. v. Drygalski** (Berlin): Plan und Aufgaben der deutschen Südpolarexpedition. 3. **D. Hansemann** (Berlin): Einige Zellprobleme und ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Begründung der Organtherapie. 4. **Holzapfel** (Aachen): Ausdehnung und Zusammenhang der deutschen Steinkohlenfelder. Mittwoch, 19. September, tagen die **medizinische** und die **naturwissenschaftliche** Hauptgruppe getrennt. In der medizinischen Hauptgruppe wird über den Stand der „Neuronenlehre" in anatomischer, physiologischer und pathologischer Beziehung von den HH. **Verworn** (Jena) und **Nißl** (Heidelberg) ausführlich referirt. In der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe werden folgende Vorträge gehalten: 1. **M. W. Beyering** (Delft): Der Kreislauf des Stickstoffes im organischen Leben. 2. **E. F. Dürre** (Aachen): Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Stahls. 3. **Pietzker** (Nordhausen): Sprachunterricht und Fachunterricht (vom naturwissenschaftlichen Standpunkt). Die übrige Zeit ist der Arbeit in den 38 Abtheilungen vorbehalten. Es sind schon über 300 Vorträge dazu angemeldet. In Verbindung mit der Naturforscherversammlung findet eine **Ausstellung** physikalischer, chemischer und medizinischer Präparate und Apparate statt.

* Die neuen **Preisaufgaben der Technischen Hochschule zu Charlottenburg** für das Jahr 1900/1901 sind erschienen. Die Abtheilung für **Architektur** wünscht den Entwurf eines Thorbaues zu einem fürstlichen Park; im Anschluß daran sind zwei Wohnungen für einen Pförtner und einen Gärtner zu beschaffen; verlangt wird die Anbringung einer Uhr an hervorragender Stelle und in interessanter Ausbildung. Die Aufgabe der Abtheilung für **Bau-Ingenieurwesen** lautet: „Eine aus früherer Zeit stammende Eisenbahnbrücke, deren Hauptträger Blechbögen mit Kämpfergelenken sind, soll mit Rücksicht auf die inzwischen erheblich gestiegenen Gewichte der Lokomotiven durch Einziehen von Diagonalen verstärkt werden. Es soll eine möglichst einfache Berechnungsweise der Verstärkungen angegeben werden. Die Durchführung eines Zahlenbeispiels ist erwünscht; es wird hiezu eine der Blechbogenbrücken der Berliner Stadtbahn empfohlen." Die Abtheilung für **Maschineningenieurwesen** stellt die Aufgabe: Ein Geschäftshaus ist mit Licht und Kraft durch Elektrizität und mit Heizung zu versorgen, die in eigener Zentrale erzeugt werden sollen. . . . Von beiden Anlagen sind Dispositionsskizzen in 1:100 zu entwerfen und die Anlage- und Betriebskosten festzustellen; darauf ist die Wahl der auszuführenden Anlage zu treffen und zu begründen. Die Aufgabe der Abtheilung für **Schiff- und Schiffsmaschinenbau** lautet: „Die Maschinen der englischen Kreuzer „Terrible" und „Powerful" haben gleiche Zylinderdimensionen, aber verschiedene Kurbelstellungen. Der Einfluß beider Kurbelstellungen auf die durch die bewegten Betriebsmassen hervorgerufenen Massenwirkungen und auf das Torsionsmoment ist zu untersuchen und durch graphische Darstellung mit denjenigen der auf „Terrible" erprobten Anordnungen in Vergleich zu bringen. . . . Bedingung ist, daß die Bearbeitung in allen Theilen übersichtlich angeordnet ist und keinerlei die Kontrole erschwerende Lücken enthält." Die Abtheilung für **Chemie und Hüttenkunde** stellt folgende Aufgaben: „In neuerer Zeit ist vielfach und zum Theil mit großem Erfolg versucht worden, Gläser durch Zusatz von Borsäure zu verbessern. Ueber die Mengen von Borsäure, welche zu solchen Zwecken in das Glas eingeführt werden, ist nichts bekannt. Es wird daher die Aufgabe gestellt, auf synthetischem Wege Aufschlüsse über die Wirkung wechselnder Gehalte von Borsäure in Gläsern zu erlangen." Die Aufgabe der Abtheilung für **allgemeine Wissenschaften** bezieht sich auf das von Hrn. Finsterwalder angegebene photogrammetrische Verfahren zur Ausmessung kleiner vergänglicher Objekte, das die Bestimmung unbeständiger Krystalle ermöglicht. Die Einlieferungsfrist geht bis zum 1. Mai 1901.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Dove: Das Handelsgesetzbuch. (Taschen-Gesetzsammlung 50.) Berlin, Heymann 1900. — **F. v. Richthofen**: Karte der weiteren Umgebungen von Peking und Tientsin. Berlin, Reimer 1900. — **H. Landsberg**: Los von Hauptmann! Berlin, Walther 1900. — **Woerls Reisebücher**: Führer durch Heidelberg. 19. Aufl.; Führer durch Reichenberg. Leipzig, Woerl. — **G. Weck**: Haus Hohenzollern. Schauspiel. Leipzig, Teubner 1900. — **Aus dem Goethejahre** (Goethe's Anschauung der Natur von Dr. Fr. **Braß**; Goethe's Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge von Dr. P. **Lorenz**; Goethe und das klassische Alterthum von P. **Meyer**). Ebd. 1900. — **Grünwedel**: Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Leipzig, Brockhaus 1900. — **Schwäbischer Schiller-Verein Marbach-Stuttgart**. 4. ordentliche Mitgliederversammlung am 21. April 1900 und der Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1899/1900. Marbach 1900. — **Hedda Sauer**: Ins Land der Liebe. Gedichte. Prag, Calve 1900. — Dr. **A. Weber**: Die römischen Katakomben. 2., sehr vermehrte Aufl. Regensburg, Rom, New-York, Pustet 1900. — **Ostschweiz und Engadin**. Hggb. von den Vereinigten Schweizerbahnen und der Rhätischen Bahn. — **Ansichtskarten zur Gutenberg-Feier** 1900. Mainz, R. Bechtold u. Co. — Dr. **L. Cron**: Die Eingemeindung der Vororte. Heidelberg, Wolff 1900. — The maritime Code of the German Empire. London, Wilson 1900. — **Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht**. 13. Jahrg. 1. u. 2. Heft. Bern 1900. — **Mellin-Goldschmidt**: Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Gotha, Thienemann 1900. — **Schwarzwald**. 11. Aufl. (Griebens Reisebücher, Bd. 36.) Berlin, Goldschmidt 1900. — **Zeitschrift für Sozialwissenschaft**. Hggb. von Dr. J. Wolff. 3. Jahrg., Heft 6. — **Internationales illustrirtes Reise-Album**. 6. Jahrgang. München, C. Andelfinger u. Co.

Jahrgang 1900. München, Montag, 9. Juli. Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der gegenwärtige Stand der Universitätspädagogik.

Von Hans Schmidkunz.

Viele Aussichten wird es schwerlich haben, einen Gegenwartsblick über eine Sache zu thun, welche die Einen überhaupt nicht anerkennen oder auch nur kennen wollen, und welche die Anderen mit annähernd allen hier möglichen Verschiedenheiten auffassen. In der That ergeht es der Universitätspädagogik so; selbst ihr Name dürfte Manchem und sogar manchem Betheiligten neu oder befremdend oder vielleicht auch anmaßend erscheinen.

Diese Ablehnung geht bald so weit, daß man die Aufgabe der Universitäten, abgesehen von der Pflege der forschenden Wissenschaft, lediglich im Uebermitteln eines besonderen Wissensinhalts sieht, wofür selbst der Ausdruck „Fachschule" schon zu viel sagen würde. Hier wird also von jeglichem Erziehen und Unterrichten und von allem Schulmäßigen gänzlich abgesehen und außerdem das Spezialwissen ohne Allgemeinwissen oder gar Allgemeinbildung vertreten. Ob Jemand theoretisch so weit geht, wird sich nicht leicht ausmachen lassen; nahe kommen werden dieser äußersten Stellung jedenfalls viele Ansichten. Hingegen ist sie in der Praxis insofern anscheinend das Häufigste, als die meisten Universitätsdozenten ihren Lehrberuf in dieser Weise eines „Fachdozirens" auffassen, mindestens an der juristischen und medizinischen Fakultät. Um so auffallender ausgeprägt ist eine sehr verengte Auffassung dessen, was die Universität unterrichtlich und erzieherisch soll, in vielen ihrer Gesammteinrichtungen wie Disciplin, Aufgebot von äußerlicher Würde bei Universitätsveranstaltungen, Examina u. dergl. m.

Dementsprechend geht jene Ablehnung einer Universitätspädagogik bald auch wiederum nicht so weit, wie es im Vorigen angedeutet war; und zwar gilt dies theils von den Thatsachen der Praxis, theils von den theoretischen Aufstellungen. Vor allem will man, auch wenn es beim Doziren bleibt und nicht bis zum Unterrichten kommt, doch meistentheils über das Spezialwissen hinaus ein allgemeineres Wissen vermitteln. Für „allgemeinere" oder „allgemeinbildende" Vorlesungen sorgt man mehr oder weniger wohl überall, besonders in Bayern gemäß den dort üblichen Bestimmungen über das Hören einer bestimmten Anzahl von solchen Vorlesungen neben den jeweiligen Fachstudien; Bestimmungen, die durchaus nicht immer zu wenig ausgenützt werden. Außerdem gibt es stets wieder eine reichliche Polemik gegen eine banausische Ausartung der Fachstudien, gegen das befürchtete Herabsinken der Universität zu einem Einpaukboden für die Sonderbedürfnisse des künftigen Berufs; eine Polemik, in deren Verfolg man gern die Philosophie als Ueberwinderin des Fachhandwerks zuhülfe ruft oder an ihrer Stelle und vielleicht auch neben ihr Belehrungen über Staatswissenschaftliches oder Sozialwissenschaftliches, über allgemeineres Naturwissenschaftliche und dergleichen mehr.

Andrerseits wird das Gegentheil beklagt: die Universität lasse den Studenten im allgemeinen verschwimmen und lehre ihn Dinge, die er dann in der Praxis möglichst schnell wieder vergesse oder vergessen müsse, nicht aber die Dinge, die er darin eigentlich brauche, so daß eigentlich erst eine zweite Universität, nämlich das Praktikantenthum, oder was es gerade ist, den Jünger eines Berufs in diesen einführen müsse. Solche Klagen, verbunden mit dem Ausspielen der Praxis gegen die Theorie, sind namentlich über das Studium des Mediziners gekommen und haben jetzt auch in der That dieses Studium etwas mehr seinem engeren Zweck, dem Heilkünstlerthum, zugeführt. Auch die, allerdings nur erst ganz spärlich durchgeführten, Vorbereitungen auf den Lehrerberuf als solchen, so weit sie an die Universität verlegt sind (pädagogische Universitätsseminare u. dergl.), gehören hieher.

In solcher Weise werden die Aufgaben der Universität bald als universalere, bald als speziellere gefaßt; und in diesem Schwanken zwischen zwei Auffassungen mag der Eine ein hauptsächliches Uebel, der Andere einen hauptsächlichen Vortheil erblicken. Ohne darüber zu entscheiden, und ohne in diese vorwiegend berichtende Darstellung die eigenen Ansichten mit hereinziehen zu wollen, möchten wir doch darauf hinweisen, wie ähnlich dieses Schwanken dem Schwanken der Gymnasialpädagogik zwischen dem Gymnasium als einer Schule für Lebensbildung einerseits und als einer Vorbereitungsschule für die Universität andrerseits erscheint; und dieses gymnasialpädagogische Schwanken dürfte an den Schwierigkeiten unsrer „Schulreform" in beträchtlichem Maß wenigstens mit schuld und für eine gedeihliche Wirksamkeit der Universitäten mittelbar eine starke Hemmung sein. Interessant ist, daß die mit diesem Schwanken nahe verwandte Frage, ob unsre höheren Schulen Stätten allgemeiner Bildung oder Vorbereitungsschulen für Gelehrte sind, u. a. auf die von Ernesti ausgearbeitete sächsische Schulordnung von 1773 zurückgeht (so wenigstens nach der Darstellung Th. Zieglers in seiner „Geschichte der Pädagogik", München 1895, S. 254).

Bei einem anderen damit zusammenhängenden Punkt herrscht anscheinend so gut wie kein Schwanken mehr, obschon der genauere Blick auch da noch allzu vieles in aller Unordnung und Ungewißheit findet. Wir meinen die Abtrennung der Universität von den ihr vorhergehenden Schulen. Bekanntlich bestand früher auch in unsern Ländern statt einer solchen Abtrennung ein mannichfach variirendes Uebergehen, und namentlich

hatte die Universität großentheils für eine erforderliche Vorbildung selbst zu sorgen (vergl. z. B. Ziller, „Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht", 1865, S. 120).

Jetzt ist diese Sache in unsern Ländern, abgesehen etwa von Amerika, wenigstens äußerlich bereinigt. „Die reinliche Trennung von Universität und Schule hat sich überhaupt erst im 19. Jahrhundert vollzogen; sie hängt wesentlich mit der Durchführung der Abiturientenprüfung zusammen; erst seitdem können die Universitäten eine bestimmte Schulbildung voraussetzen und mit Ausschluß der elementaren Dinge sich auf den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht zurückziehen, eine Sache, die übrigens nicht bloß erfreuliche Folgen hat." (So Paulsen, „Geschichte des gelehrten Unterrichts", I^2 291.)

Eine Betrachtung, die uns zu einem näheren Eingehen auf mehrere ihrer Punkte veranlaßt. Erstens ist es mit jener reinlichen Trennung zwar äußerlich gut bestellt, innerlich aber noch lange nicht so weit, auch wenn wir nicht erst Unvollkommenheiten in der Durchführung der Abiturientenprüfung heranzüchten. Dem entspricht zweitens, daß es die Universität mit dem Ausschluß elementarer Dinge keineswegs so leicht hat; mögen doch nur einmal der Professor für Physik und der für Philosophie versuchen, bei ihrem gesammten Studentenpublikum eine bestimmte, und zwar auch — wie oben wohl gemeint ist — gleichmäßige Elementarschulung vorauszusetzen! Auch wird Manchem noch der Bericht eines berühmten Professors der klassischen Philologie in Erinnerung sein, der da sagte, er sei mit seinen Studenten nicht eher zurechtgekommen, als bis er jede Plusquamperfektform noch eigens durchgenommen. Drittens soll das Zurückziehen auf den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht nicht bloß erfreuliche Folgen haben. In der That liegt darin der Kern der meisten Klagen über Universitätsdinge. Dieses „Zurückziehen" ist allerdings, wenn wir es von uns aus interpretiren dürfen, ein Zurückziehen von mehreren Seiten her: einmal bedeutet es den Gegensatz des Spezielleren gegen das Elementare, dann den des Freieren gegen den schulmäßigen Unterricht und endlich den der theoretischen Belehrung gegen die praktische Einübung, wie sie nicht nur für den Mediziner (für diesen allerdings ganz besonders) wichtig ist.

Dazu kommt nun die begreifliche Erscheinung, daß die meisten unsrer pädagogischen Autoren, so bald sie auf die Bedeutung der Universitäten zu sprechen kommen, in ein merkwürdiges Schwanken gerathen. Nur wenige von ihnen dürften mit Bestimmtheit sich bewußt sein, was sie hier meinen, und daß ihre dabei verwendete Terminologie verläßlich und klar sei. Eine Ausnahme gilt jedenfalls von dem, der vielleicht zu allererst als Klassiker der bisherigen Universitätspädagogik genannt werden darf, von J. G. Fichte; sein „Deduzirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt", seine verschiedenen Vorlesungen über den Gelehrten und manches belangreiche Kleinere wird trotz mancher idealistischen Starrheiten doch wohl immer vorbildlich bleiben. Ebenfalls scharf und klar, doch weniger im Sinn eines schroffen Idealismus als in dem eines nüchternen Unterscheidungsdranges sind die universitätspädagogischen Ausführungen, die Ziller in seiner, wenigstens unter Herbartianern so sehr angesehenen „Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht", verwoben in den gesammten Zusammenhang, gegeben hat. Dem Verfasser dieses materialgesättigten Werkes kam es überhaupt namentlich auf das gegenseitige Verhältniß zwischen Erziehung und Unterricht und speziell hier auf das zwischen Fachstudium und Erziehungsunterricht an. Ihm sind die Universitäten nur zum Theil Fachschulen, „nämlich theils mit Ausschluß der philosophischen Fakultät, theils mit Ausschluß derjenigen Seiten der übrigen Fakultäten, welche sich an die philosophische Fakultät anlehnen" (a. a. O. S. 121). Im übrigen sei eine allgemeine Bildung auch ihre Sache und leider verbleibe ihnen noch zu viel Elementares (S. 122); demnach sieht Ziller, ohne daß sich die diesbezüglichen Verhältnisse wesentlich geändert hätten, die Dinge in ungünstigerem Licht als Paulsen, der über keine elementaren Nachholungen an der Universität zu klagen hat.

Im Grund sind beide Autoren wenigstens so weit einig, daß auch Paulsen an der Universität Fachliches und Allgemeines auseinanderhält. Nur verlegt er den Schnitt etwas weiter nach der allgemeinen Seite zu. Jedenfalls schließt er von seinen unterrichtsgeschichtlichen Betrachtungen alle Fakultäten der Universität aus, die Eine philosophische ausgenommen, als die ehemals untere Fakultät, die seinerzeit den oberen, den die Spezialfächer vertretenden Fakultäten gleichsam als ein Gymnasium voranging und seitdem einen beträchtlichen oder vielleicht den Haupttheil ihrer Bedeutung den obersten Gymnasialklassen abgetreten hat. So ist das, was Paulsen von der Universität als wirklichen Unterricht, als Objekt pädagogischer Forschung ausnimmt, für heute herzlich wenig; und ungefähr gleiches wie von ihm gilt von der allermeisten bisherigen Pädagogik.

Nun ist aber inzwischen die Sache wesentlich anders geworden, theils durch leise Fortschritte in den Thatsachen, d. i. im wirklichen Betrieb der Universitätsarbeiten, theils durch bald leise, bald laute Aeußerungen von Unzufriedenheit mit Einzelheiten aus dieser Welt, theils endlich durch eine ganz bestimmte und programmklare neue Bewegung. Wir meinen mit dieser die Bestrebungen, deren Gegenstand seit ihrem Auftauchen kurz als die „Hochschulpädagogik" bezeichnet wird. Ihre nun schon in reichlicher Weise vor der Oeffentlichkeit ausgesprochene Tendenz geht dahin, für die Hochschulen eine ebenso durchgebildete Spezialpädagogik zu schaffen, wie eine solche für alle unteren Schulen bereits anerkanntermaßen besteht. Mit ihr ist die pädagogische Betrachtung erstens von den gymnasiumähnlichen Bestandtheilen der Universität auf diese in ihrem vollen Umfang erweitert und zweitens über die Universität hinaus auf die übrigen Hochschulen ausgedehnt, also auf alle Anstalten, die dem Uebermitteln der Wissenschaften und Künste an die Jugend dienen. Die Frage nach dem gegenwärtigen Stand der Universitätspädagogik ist somit zu der Frage nach dem gegenwärtigen Stand eines Theils oder Spezialfalles der Hochschulpädagogik geworden. Die letztere als solche zu rechtfertigen, ja auch nur einem ausreichenden Referat zu unterziehen, ist im Rahmen des hier gestellten Themas nicht unsre Aufgabe.

Thatsächlich sehen auch manche Bestrebungen nach einer speziellen Universitätspädagogik von jeder Beziehung zu den übrigen Hochschulen, ja selbst zu der Fragestellung nach einem Unterricht im künstlerischen Können ab; als Gegenstück dazu ringen sich Bestrebungen nach einem Heben des technischen Schulwesens und Unterrichts — unter Anderen durch E. Zöller und jetzt zumal durch A. Riedler in Berlin vertreten — ziemlich selbständig empor; und das getrennte Nebeneinanderstehen der einen wie der anderen Bestrebungen trägt nicht eben zum Heil der gemeinsamen Interessen bei. In dieser Beziehung sind besonders charakteristisch die Mängel jener Bestrebungen, soweit sie durch Riedler in seiner vielberufenen Schrift „Unsre Hochschulen und die An-

forderungen des 20. Jahrhunderts" vertreten werden. Der ausgezeichnete Fachmann und treffsichere Vertheidiger der Bedeutung und des Rechtes der Technik in unsrer heutigen Kultur kennt eben die Seiten des Universitätswesens und der Gelehrsamkeitswelt, auf die er bei diesen Fragen sein Augenmerk zunächst richten sollte, nur unvollständig und hat einen ebenso unvollständigen Eindruck von dem, was unsern technischen Hochschulen insofern fehlt, als sie sich und als Männer wie Riedler sie den Universitäten gleichstellen wollen. Verfasser dieses ist in der Lage, durch Verschiedenheiten in der Leichtigkeit und Schwierigkeit, mit denen seine eigenen „hochschulpädagogischen" Bemühungen nach verschiedenen Seiten zur Geltung kommen, die Sachlage einigermaßen bequem zu erkennen. Technische und namentlich spezifisch technische Kreise stehen ihnen im ganzen kühler gegenüber als Universitätskreise; und in diesen hinwieder zeigt sich nicht viel Neigung, die Probleme von vornherein als für alle Hochschulen gemeinsam zu erfassen — ja auch nur für Universität und Technische Hochschule gemeinsam, geschweige denn, daß die ja dringende Rücksicht auf den hochschulmäßigen Unterricht in den noch übrigen wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Gebieten, einschließlich sogar des Schauspielunterrichts, auf genügende Sympathien in Universitätskreisen rechnen könnte. Ausnahmen, wie die Bestrebungen F. Kleins in Göttingen nach einer Erweiterung des mathematischen Universitätsunterrichts, halten sich meist nur auf engere Gebiete beschränkt.

Bei einer Vertheidigung des Begriffes „Hochschulpädagogik" in einer größeren pädagogischen Versammlung erhob sich gerade von einer universitären Seite her ein Protest gegen die Zusammenfassung von angeblich allzu Verschiedenem unter dem Begriff der Hochschule. Die technischen Hochschulen u. s. w. seien „etwas ganz anderes" (als die Universität). Leider ist dies, lediglich nach den gegenwärtigen Thatsachen zu urtheilen, nicht schlechterdings unrichtig, und leider tritt es gerade dort besonders auffällig hervor, wo für eine Gleichberechtigung der technischen Hochschulen mit den Universitäten gekämpft wird. Die Landesgegensätze ändern daran nichts wesentliches, ausgenommen eine etwas größere Fürsorge mancher nichtpreußischer technischer Hochschulen für die Lehrerbildung gegenüber den preußischen, und eine Bevorzugung der humanistischen Vorbildung für die reichsdeutschen, der realistischen Vorbildung für die österreichischen technischen Hochschulen. Besonders charakteristisch war dem Verfasser dieser Zeilen eine Debatte in einem österreichischen Technikerverein, die eine Hebung des technischen Unterrichts zum Thema hatte und schließlich nur auf einen abermaligen Versuch der „Erstürmung des Gymnasiums" hinauslief; von einem spezifisch pädagogischen Interesse und von einem Bestreben, die ersehnte Gleichstellung der Techniker auf ein Nachbilden der wesentlichen Vorzüge des Universitätswesens zu gründen, fand sich keine Spur.

Die Riedler'schen Bestrebungen sind in diesen Punkten doch schon etwas besser gestellt, wenngleich sie darin hinter Zöllers Schrift von 1891, „die Universitäten und technischen Hochschulen", zurückbleiben. Sie vermeiden den typischen Streit wider die humanistische Vorbildung und lassen sogar auch merken, daß ihrem Streiter der Ausweg einer Vorbildung mit gemeinsamem lateinlosen Unterbau und gegabeltem Oberbau sympathisch ist. Sie verweisen ferner auf den mangelhaften Stand der sog. Allgemeinbildung an den technischen Hochschulen. Allein sie treffen hier wieder nicht über eine ziemlich alltägliche Auffassung von Allgemeinbildung hinaus, und sie zielen nicht darauf ab, die fraglichen Lehranstalten auch nur zu dem Maß von Erfüllung des Ideals einer Hochschule zu erheben, das in den Universitäten bereits jetzt verwirklicht ist. Sie stecken immer noch zu sehr in der Tendenz, die Jünger der Hochschulen zu der Praxis der Facharbeit heranzuziehen, und sie verrathen eine völlige Verschlossenheit gegen die Bedeutung, welche die Philosophie und die Pädagogik schon thatsächlich für die Universitäten und nun gar erst der idealen Forderung nach für diese und für alle übrigen Hochschulen besitzen. Von dem im engeren Wortsinn Erzieherischen fehlt nur dort erst recht jede Spur.

Wer kann es da den Universitätsstreitern verdenken, wenn sie diese in dem angedeuteten Sinn „ganz andere" Welt beiseite lassen, und wenn sie in jeglicher Tendenz, die Praxis der Facharbeit im Hochschulwesen obenanzustellen, eine Gefährdung ihrer eigensten Vorzüge erblicken! Die annähernd so zu nennende universitätspädagogische Literatur, wie sie, angefangen von Fichte oder selbst von Früheren, über die weite Reihe der vielen einschlägigen Rektoratsreden hinaus bis auf die jüngsten Auslassungen (einschließlich derer, die nicht ohne weiteres zu finden sind) vorliegt, scheint den technischen Stürmern und Drängern unbekannt geblieben zu sein. Sie sehen an ihren älteren Rivalen nur das, was sie selber stört, und sehen an ihnen zum Theil, aber auch nur zum Theil, das, was im Kreis jener thatsächlich fehlt, gegen dessen Mangel aber bereits lange genug von universitärer Seite her angekämpft wird, freilich ohne daß die Technikerkreise von diesen Reformrufen genügend Notiz nehmen. Die Schuld der anderen Seite darf dabei nicht verschwiegen werden. Speziell Riedlers Schrift „Unsere Hochschulen" und seine Rektoratsrede von 1899 sind Erscheinungen, an denen nun nicht mehr ungestraft vorübergegangen werden kann, und sind geradezu höchst dankenswerthe Merkpunkte in unsrer gesammten geistigen Vorwärtsbewegung. Solange ferner unsre Universitäten und sonstigen maßgebenden Wissenschaftsmächte die Pädagogik überhaupt noch nicht vollgültig in den Kreis der Wissenschaften und der universitären Lehrfächer aufgenommen haben; und solange sie sogar der Philosophie noch nicht zu einer Besitzergreifung des ihr prinzipiell zugebilligten Rechtes im Universitätsganzen verholfen haben: solange wird man auch die völlige Vernachlässigung dieser beiden Faktoren an den technischen und gar erst an den sonstigen Hochschulen milder beurtheilen müssen und auch für das langsame Zeitmaß in der öffentlichen Anerkennung der Universitäts- und umsomehr der Hochschulpädagogik noch eine Erklärung mehr bereit halten können.

Die bisherigen Gedankengänge sind wohl auch geeignet, uns auf das Verständniß der zwei jüngsten und für jetzt bedeutendsten Kundgebungen der eigentlichen Universitätspädagogik vorzubereiten, auf die zwei Schriften des Professors der Geschichte an der Universität Greifswald, Ernst Bernheims: „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart" (1898) und „Die gefährdete Stellung unsrer deutschen Universitäten" (Rektoratsrede von 1899). Der Hauptgedanke beider Schriften ist kurz der, die Universitätslehre müsse pädagogischer werden. In der zweiten Schrift finden sich daneben auch Auseinandersetzungen mit den Gefahren für die Freiheit der Universitäten (wie sie auch durch des Universitätshistorikers G. Kaufmann Broschüre von 1898 „Die Lehrfreiheit" beleuchtet worden sind) und mit den Ansprüchen der technischen Kreise. Aber die pädagogische Forderung ist hier noch schärfer erhoben als in der früheren Schrift: Begriff und Terminus „Universitätspädagogik" werden ganz ausdrücklich im Anschluß an die dafür eintretende Literatur hervorgehoben, und eine Geschichtsforschung des Universitätsunterrichts wird so

präzise gefordert, daß für eine Verwechslung mit einer Geschichte des bloßen Universitätswesens wohl keine Ausrede mehr vorliegt. Leider aber ist selbst diese Geschichte, kurz die Universitätsgeschichte, trotz prächtiger Anläufe, noch lange nicht so weit gediehen, wie sie nach dem gegenwärtigen Stand der Geschichtsforschung überhaupt gediehen sein könnte; und zu einer Geschichtsschreibung der übrigen Hochschulen, geschweige denn des Unterrichts an ihnen, liegen nur erst die geringsten Anläufe vor. Rühmend muß hier ein Seitenstück zu jener universitätsgeschichtlichen Forderung Bernheims erwähnt werden, die Worte Riedlers in seiner Hochschulenbroschüre: „Die Schulgeschichte, welche bisher in den Wandlungen des gelehrten Unterrichts ihr Hauptfeld suchte, wird in naher Zeit gezwungen sein, sich mit der Geschichte des technischen Unterrichts zu befassen, die sie bisher unbeachtet gelassen hat." Und der Absicht der Leitung des Baumeister'schen „Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen", anhangsweise eine Geschichte der technischen Hochschulen zu geben, darf mit freudiger Erwartung entgegengesehen werden.

Eine noch freudigere Erwartung darf sich aber wohl darauf richten, daß alle die angeführten Bemühungen nach einer Universitätspädagogik nun auch wirklich und bald anerkannt, weitergeführt und zu einem fruchtbaren Ende gebracht werden möchten. Freilich ist, auch abgesehen von aller Universitätspädagogik, eine vollständige Durchsetzung der Pädagogik überhaupt an den Universitäten, eine Schaffung genügender Lehrstühle für sie und eine Erlösung dieser Wissenschaft aus der Beschränkung ihres Pflegerkreises auf Schulrektoren, Seminarlehrer u. s. w., die sie bisher fast allein und in rühmlicher Weise ausreichend aufrechthalten, energisch zu verlangen. Allein der Erfolg dieses Verlangens darf bei dem berüchtigt langsamen Zeitmaß solcher Erfolge nicht abgewartet werden. Wird es ja doch den Aussichten dieses Verlangens wohl nur nützen, wenn gleich jetzt die offizielle Anerkennung der Hochschulpädagogik und speziell der Universitätspädagogik durch Errichtung mindestens einer hochschulpädagogischen, eventuell universitätspädagogischen Professur an einer reichsdeutschen Universität gefordert wird! Wollen die technischen Hochschulen und ihre Freunde hinter dem von ihnen so oft angerufenen Zug ihrer Zeit nicht zurückbleiben, so mögen sie für eine baldige Verwerthung der Hochschulpädagogik auch in ihrem eigenen Kreise sorgen. Noch scheint die neugeplante technische Hochschule in Danzig nicht so weit festgefahren zu sein, daß an ihr für diese junge Sache nicht noch Platz wäre — bei älteren Hochschulen ist ja immer die Gefahr der Einrede vorhanden, daß etwas derartig neues den Traditionen oder gar den Statuten widerspreche.

Außerdem bietet der „Verband für Hochschulpädagogik" jedem Hochschulfreund Gelegenheit, sich an der Förderung des Themas zu betheiligen. Seine bisherigen Bemühungen, ergänzt durch die eigenartige Schöpfung Bernheims, den Verband aller Lehrerkreise in Greifswald, beweisen, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die längst über den Stand privater Wünsche hinausgediehen ist und mit dem bereits mehrfach gerechtfertigten Anspruch auftritt, dem nationalen Leben etwas zu geben, das zugleich von einer leicht zu durchschauenden wirthschaftlichen Bedeutung ist.

Bode's Rembrandt-Werk.

Dritter und vierter Band.

II.

Der vierte Band umfaßt die Werke von etwa 1638 bis 1646, die Landschaften und Stillleben (Nr. 229 bis 239), die biblischen Kompositionen und die „Nachtwache" (Nr. 240 bis 253), die Selbstbildnisse und Bildnisse von Verwandten und Bekannten (Nr. 254 bis 272), die bestellten Bildnisse (Nr. 273 bis 291) und endlich die Charakterfiguren und Studienköpfe (Nr. 292 bis 314). Während dieser Zeit, den dreißiger Jahren seines Lebens, erscheint der Künstler in Bezug auf die Sorgfalt und Vollendung der Technik auf dem Höhepunkt seines Schaffens, in der Vollkraft seiner Mannesjahre. In dem nachfolgenden Jahrzehnt steigt er zu vollständig freier und eigenartiger Beherrschung der Darstellungsmittel empor, eignet sich einen breiten, ganz persönlichen, dabei von tiefster Farbigkeit durchglühten Stil an, der nichts von nachlassender Kraft, vielmehr ein Ueberströmen des Gestaltungsvermögens verräth, eine mit größter Gewissenhaftigkeit gepaarte Leichtigkeit des Schaffens, die ganz außer Zusammenhang mit der gleichzeitigen wie mit der vorhergehenden Entwicklung der Malerei steht und dem Meister, der sich mehr und mehr von dem umgebenden Leben loslöste, eine Ausnahmestellung anweist. In den Werken der zunächst vorliegenden Periode aber steht er noch ganz auf dem Boden der bisherigen Kunst, bildet diese nur weiter aus und bereitet sich so die Bahn, die er später betreten sollte.

Sein Streben ist nun vornehmlich auf die Ausbildung des Helldunkels gerichtet, jener eigenthümlich idealen Beleuchtung, die nur einen kleinen Theil des Bildes, diesen aber mit voller Kraft trifft, während die ganze übrige Bildfläche, obgleich überall vom Licht durchfluthet, in einem schummerigen Dunkel verbleibt, das die Lokalfarben in starker Einschränkung erscheinen läßt. Dadurch gewinnt er ein Mittel, „Ausdruck und Empfindung in seinen Werken, den Kompositionen wie den Bildern und Studien, noch zu vertiefen"; denn diese aus künstlerischer Eingebung und jedesmal den besonderen Zwecken gemäß gewählte Beleuchtung erscheint „wie ein Licht aus einer anderen Welt, die in Rembrandts Geist ihren Ursprung hat, und der er durch dieses Mittel ihren eigenthümlichen Reiz, ihre packende Wirkung verleiht".

Auch in den Landschaften, die zu dieser Zeit zum erstenmal in seinem Werk auftreten, bemüht er sich, das seelische Leben, die Stimmung zum Ausdruck zu bringen. Die frühest datirte von 1638 mit dem „Barmherzigen Samariter", aus dem Museum Czartoryski in Krakau (Nr. 229), zeigt düsteren Gewitterhimmel, aus dem ein heller Sonnenstrahl bricht, der die saftigen Wiesen des Mittelgrundes beleuchtet. In ähnlicher Weise sind die Landschaft mit dem Obelisken, bis vor kurzem in der vom Rath'schen Sammlung in Pest, sowie die Gewitterlandschaften in Braunschweig und Oldenburg komponirt; eine Unendlichkeit von Einzelheiten sind auf allen Plänen dieser Bilder angedeutet, die Farben aber bewegen sich, abgesehen von einigen lebhafteren Punkten in den Figuren, meist auf der Stufenleiter von Grau zu Braun. Besonders reich ist die Landschaft mit dem Wasserkastell in dem Wallace-Museum (Nr. 233); einfach dagegen die kleine Flachlandschaft der Sammlung Northbrook. Von der Kanallandschaft in englischem Privatbesitz (Nr. 232) ist freilich bekannt, daß sie sich schon 1817 in einer Pariser Sammlung befand, doch würde das nicht ausschließen, daß das Bildchen erst zu Anfang des Jahrhunderts in England gemalt worden wäre; jedenfalls zeigt die Ent-

wicklung der englischen Landschaftsmalerei, wie eifrig und mit welchem Erfolg Rembrandt dort studirt worden ist. Die Landschaften in Edinburg und bei Sir. Rob. Peel (Nr. 236 fg.) bezeichnet Bode mit Recht als fraglich. — Die Stillleben beschränken sich auf den meisterhaften „Jäger mit der Rohrdommel" in Dresden und die wenig erfreulichen, weil in der Farbe ledernen „Todten Pfauen" bei Mr. Cartwright in England, die aber schon 1685 unter Rembrandts Namen gingen.

Unter den biblischen Kompositionen dieser Zeit befindet sich noch ein kleines Bild, die „Zimmermannsfamilie" von 1640 im Louvre (Nr. 242), das sich durch seine vollendete Komposition, die sonnige Beleuchtung, die Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit seiner Darstellung durchaus jener Gruppe anschließt, die im wesentlichen schon im dritten Bande vorgeführt worden ist; hier sieht man deutlich, wie der erste vollendete Genremaler, den Holland hervorbrachte und der gerade um diese Zeit seinen eigenartigen Stil fand, Ostade, aus Rembrandt herorwächst. — Die berühmte „Heimsuchung" vom gleichen Jahre, beim Herzog von Westminster (Nr. 241), hat mit der „Ehebrecherin vor Christo" von 1644, in der Londoner Nationalgalerie (Nr. 247), das gemein, daß hier verhältnißmäßig kleine, ungemein fein durchgeführte und farbig gehaltene Figuren in einen weiten, hohen Raum hineingestellt sind. In Bezug auf seelischen Gehalt und einheitliche Führung der Beleuchtung wird aber wohl der Vorzug solchen Darstellungen zu geben sein, wie der „Bathseba" von 1643 in der Sammlung Steengracht (Nr. 246), der „Heiligen Familie" bei Mr. Boughton Knight (Nr. 250) und der „Madonna mit der Katze" von 1646, in Kassel (Nr. 252), die in der Anordnung und dem Nebenwerk, wie z. B. dem Lehnstuhl, worauf Maria sitzt, durchaus mit der Radirung Bartsch 63 übereinstimmt, welche der Künstler erst acht Jahre später, 1654, ausführte. — Solchen Schöpfungen gegenüber erscheint die „Verstoßung der Hagar" von 1640, bei M. Jonides (Nr. 240) merkwürdig leer im Ausdruck und hart in der Beleuchtung.

Die heilige Familie mit der Schaar theilweise ungeschickt schwebender Engelputten, die doch den rührenden Eindruck dieses anmuthigen Bildes aus dem Familienleben kaum irgendwie stören, in der Eremitage (Nr. 251), bildet mit seinen in halber Lebensgröße genommenen Figuren den Uebergang zu den großen Bildern, die gerade zu Anfang der vierziger Jahre in überraschend hoher Zahl in seinem Werk auftreten. So führte er 1641 das „Opfer des Manoah" in Dresden (Nr. 243) und den „Prediger Anslo" in Berlin aus, begann auch in demselben Jahre sein Hauptwerk, die sogenannte „Nachtwache", die er 1642 vollendete.

Dieses Bild (Nr. 253), 4½ Meter breit und 3½ Meter hoch, enthält 29 Personen, wovon 17 bildnißmäßig durchgeführt sind; sein Herstellungspreis belief sich demgemäß auch auf die für jene Zeit äußerst namhafte Summe von 1600 Gulden. Wie wir jetzt aus der verkleinerten Kopie der Gerard Lundens in London, sowie aus einer Tuschskizze im Familienalbum eines der Besteller, des Frans Banning Cocq, wissen, war es früher von allen Seiten größer, wurde aber 1715, als es von der Kloveniersdoele nach dem Amsterdamer Rathhause übergeführt wurde, an seinem Umfange beschnitten, da der Raum für seine Unterbringung nicht hinreichte; namentlich ging dadurch links ein etwa einen halben Meter breiter Streifen verloren, der hinter dem Kanal noch zwei Personen, sowie einen Kinderkopf zeigte. Nachdem das Bild von 1815 bis 1885 in dem alten Museum, dem Trippenhuis, eine vortreffliche Aufstellung gehabt, kam es in den stolzen Neubau, dessen todtes und zerstreutes Oberlicht seiner Wirkung durchaus nicht günstig war. Nachdem aber die Amsterdamer Rembrandt-Ausstellung von 1898 bewiesen, wie nothwendig ihm die Seitenbeleuchtung sei, die deutlich kundthut, daß es sich hiebei um eine Scene in voller Sonnenbeleuchtung und nicht etwa, wie man durch lange Zeit hindurch irrigerweise annahm, um eine Nachtscene handelt, muß gehofft werden, daß diese allein richtige Beleuchtungsweise für dieses Hauptwerk des Meisters dauernd wird beschafft werden können. Die Gründe, welche noch jüngst der feinfühlige holländische Radirer Veth gegen die Annahme einer Verkleinerung des Bildes glaubte ins Feld führen zu müssen, hat Bode hier schlagend zurückgewiesen.

Wegen der Freiheit, womit Rembrandt in der Nachtwache die einzelnen Bildnisse behandelte, ist er schon zur Zeit der Entstehung des Gemäldes hart angegriffen worden. „Doch, das ist ja," meint Bode, „gerade wie heute, nur ein Beweis, daß das Gemälde über dem Niveau des Philisters steht, daß die Biedermänner, die darin dargestellt sind, durch die geniale Kunst des Meisters in eine besondere Welt, in die künstlerische Welt Rembrandts, gehoben wurden, die dem Publikum im allgemeinen unzugänglich war." „Freilich," fährt er fort, „über das Alltägliche sind sie hinausgehoben; aber daß der Hauptmann nicht als Streber und Geldmacher, daß seine Untergebenen nicht als Gevatter Schneider und Handschuhmacher erscheinen, will man Rembrandt darüber einen Vorwurf machen?" Wie seine Kunst, so will auch sein Leben an einem freien Maßstab gemessen sein. „Rembrandt, neben Spinoza das größte Genie, das die glänzende Kultur Hollands im 17. Jahrhundert hervorgebracht hat, hatte auch einen kräftigen, derben Charakter, der mit ganz eigenem Maße gemessen sein will und dessen Aeußerungen nicht zur scheinheiligen Biederkeit der steifleinenen Mynheers passen."

Unter den Selbstbildnissen wird, wenigstens vermuthungsweise, dasjenige in ganzer Figur in Kassel (Nr. 254) vom Jahre 1639 angeführt; doch erscheint die Haltung zu absichtlich und die Anordnung, mit dem am Boden liegenden Handschuh, für ein Selbstbildniß doch zu wenig geeignet. Die übrigen sind, wenn auch innerhalb eines kurzen Zeitraums entstanden, sowohl dem Alter wie dem Aussehen nach sehr verschieden. Am sorgfältigsten ist das der National Gallery (Nr. 256) von 1640 behandelt, wo er sich auf eine Brüstung stützt. Hier, wie in den Bildern der nächsten Verwandten und Bekannten kann man beobachten, „wie sehr die photographische Aehnlichkeit durch die Stimmung des Malers, durch besondere Zwecke der Beleuchtung, des Halbdunkels, der Anordnung, die er dabei studiren wollte, beeinflußt und oft genug beeinträchtigt, ja vom Künstler oft nur ganz nebenbei angestrebt worden ist". Daher kann denn auch Bode sagen: „Wer an Rembrandt mit dem Auge eines Photographen, mit der Pedanterie eines Schulmeisters und der Moral eines Beichtvaters herantritt, wird niemals zum wahren Genuß, geschweige zum Verständniß seiner Kunst gelangen."

Sein Familienkreis begann sich um diese Zeit aufzulösen, 1640 starb seine hochbetagte Mutter, 1642 wurde ihm die geliebte Saskia entrissen. Die Mutter konnte er noch ein Jahr vor ihrem Tode in dem wunderbaren Bildniß in Oval der Wiener Galerie darstellen (Nr. 262); zu dem Gemälde der Eremitage von 1643 (Nr. 263) ist eine Zeichnung vorhanden (Lippmann 140, b), während die Radirung B. 343, die aus weit früherer Zeit stammt, nur eine gewisse Aehnlichkeit damit hat. Saskia kennen wir aus dem Bildniß mit der Nelke von 1641 in Dresden

(Nr. 264) und dem ein Jahr nach ihrem Tode gemalten Bildniß in Berlin (Nr. 265), mit hoher Frisur, wo die Züge bereits das Leiden verrathen; merkwürdig ist, daß ganz dasselbe Gesicht auf der Bathseba desselben Jahres in der Galerie Steengracht (Nr. 246) wiederkehrt.

Die Bilder von Bekannten möchte ich nicht so scharf wie Bode von denen der sonstigen Besteller scheiden, da meist nur das Gefühl den Ausschlag geben kann, zu welcher dieser beiden Arten ein Bild zu zählen sei, und hiebei die größere Freiheit und Natürlichkeit wie andrerseits eine mehr repräsentirende Auffassung nicht immer entscheidend sein werden. So sind die Bildnisse eines Ehepaares in New-Yorker Privatbesitz (Nr. 266 fg.), wo die liebenswürdige junge Frau in der Auffassung sehr an die Dame mit dem Fächer im Buckingham-Palast (Nr. 284) erinnert, doch wohl ebenso auf Bestellung gemalt, wie der berühmte Falkenjäger mit seiner Frau (Nr. 268 fg.) beim Herzog von Westminster. Für das große, farbenprächtige Bildniß eines Jünglings, der sich von seinem Schreibtisch erhebt und sein rothes Barett von der Wand holt (Nr. 272 beim Earl Cowper), tritt Bode mit besonderer Wärme ein, nachdem es in letzter Zeit angezweifelt worden ist. Wenn man auch, wie er selbst zugibt, nach dem Aussehen des Bildes versucht sein könnte, es in den Anfang der 50er Jahre des Jahrhunderts zu versetzen, so spreche doch, abgesehen von der echten Bezeichnung und Datirung (1644), verschiedenes für die Urheberschaft Rembrandts. Wie es auch mit der Bezeichnung und Datirung stehen mag, so muß ich das Werk für eines des jungen Nic. Maas aus dem Anfang der 50er Jahre halten, falls der große Christus als Kinderfreund und die Kartenspieler, beide in der Londoner Nationalgalerie Nr. 757 und 1247, von diesem herrühren.

Unter den bestellten Bildnissen dieser Zeit befinden sich einige der allerschönsten. Vor allem jene Frau mit dem Fächer im Buckingham-Palast (Nr. 284), die an bestrickendem Zauber nur mit Lionardo's Mona Lisa verglichen werden kann, und deren Seilenstück sich in Brüssel befindet (Nr. 283). Kaum minder anziehend ist das hier zum erstenmal und zwar vortrefflich wiedergegebene Frauenbildniß von 1639 im Besitz der Familie Van Weede van Dijkveld in Utrecht (Nr. 274). Besonders groß ist die Zahl vorzüglicher Bildnisse von alten Frauen, so das im Besitz von Mr. Havemeyer in New-York (Nr. 278), die Wittwe des Admirals Bas in Amsterdam (Nr. 279), das Bild der Sammlung Holford (Nr. 291). Hier trifft man ferner den bekannten „Connetable“ der Sammlung Thiem in San Remo (Nr. 271) und den Doreur (Nr. 275, Havemeyer, New-York), der seinerzeit auf der Versteigerung des Herzogs von Morny 155,000 Francs brachte, jetzt aber, wie Bode bemerkt, gerade wegen der allzu vertriebenen Malweise nicht mehr den höchsten Anforderungen entsprechen würde, die man an Bilder Rembrandts zu stellen pflegt. Ein Hauptbild ist der kürzlich für Berlin erworbene Mennonitenprediger Anslo mit einer seinen Worten lauschenden älteren Frau, in der Bode eine Angehörige der Gemeinde, die Rath und Trost sucht, erblickt (Nr. 282). In mehreren dieser Bildnisse ist die etwas aufdringliche Schilderung der Handgeberde, ein Erbstück noch aus dem vorhergehenden Jahrzehnt, auffällig.

Die Rabbinerbildnisse, die Rembrandt immer noch zu malen fortfuhr, werden jetzt stattlicher und größer, meist als Halbfiguren oder Kniestücke, dabei weniger phantastisch aufgeputzt; dasjenige der Eremitage (Nr. 294) ist wohl von B. Fabritius und später als 1643/45. Als Hauptbildnisse sind die der sog. Judenbraut, einer höchst ansprechenden Erscheinung von ruhigem, offenem Blick, sowie ihres Vaters beim Grafen Lanckoronski in Wien (Nr. 298 fg.) anzuführen. Gegenüber dem kleinen, zum Fenster hinausschauenden Mädchen in Dulwich (Nr. 300), dessen Verwandtschaft mit gleichzeitigen Darstellungen Murillo's hervorgehoben wird, erscheinen die drei folgenden Mädchenbilder als mehr oder weniger fraglich. Auch die alte Goldwägerin in Dresden (Nr. 304) wird man wohl der Schule Rembrandts überlassen müssen.

Unter den Studienköpfen ist der besonders breit behandelte bei A. Schloß in Paris (Nr. 306) hervorzuheben; derjenige im Louvre (Nr. 308) wird wohl wiederum ein Werk des Fabritius sein.

W. v. Seidlitz.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. **Ludwig Bamberger.** Eine biographische Skizze von **Otto Hartwig.** Als Manuskript gedruckt. Marburg, Universitäts-Buchdruckerei C. L. Pfeil. 1900. 85 S. 8°. — Ursprünglich dem IV. Bande des Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs zugedacht, mußte diese Charakteristik Bambergers — wie Hartwig selbst im Vorwort erwähnt — aus Raumrücksichten a. O. erscheinen; vier Bogen Großoktav konnten beim besten Willen Bamberger nicht in einem Sammelwerk zugebilligt werden, dem bei durchschnittlich 32 Bogen Gesammtumfang für Bismarck 2½ Bogen zu Gebote stand, das für Caprivi 12 Seiten erübrigen wird. Gleichwohl wird jeder Leser der Hartwig'schen Charakteristik Bambergers begreifen, daß der Autor sich zu einer Kürzung seiner Arbeit nicht entschließen wollte. Sie ist aus Einem Guß. Gegründet nicht nur auf Bambergers „Gesammelte Schriften“ und „Erinnerungen“, sondern auf persönliche Beziehungen und einen (wenn auch erst 1884 einsetzenden, doch regen und inhaltreichen) Briefwechsel, schildert sie Lebenslauf, publizistische und parlamentarische Wirksamkeit Bambergers eindringlich und individualisirend im Geiste des gemeinschaftlichen Freundes, dessen Andenken Hartwig und Bamberger pietätvoll zusammenführte: Karl Hillebrand. Biographisch belangreich sind die S. 74 ff. mitgetheilten eigentlichen Gründe von Bambergers Rücktritt aus dem öffentlichen Leben: „Sie werden,“ so schrieb er 1893 an Hartwig, „inzwischen aus den Zeitungen ersehen haben, daß ich doch gehe. Um meiner treuen Wähler willen, die ich damit überraschte, schmerzt es mich. Aber dieser letzte scheußliche Vorgang in der Fraktion schlug dem Faß den Boden aus. Ich hatte schon lange Liebe, Glauben und Hoffnung zur Sache verloren. Nun ist sie mir zu widerwärtig geworden. Und gerade der Antisemitismus treibt mich mit fort. Wenn Sie die letzten vier Monate an meiner Stelle gesessen hätten, würde auch Sie der Ekel und Abscheu, nicht vor den Böckel und Liebermann, sondern vor den drei Vierteln der sämmtlichen Kollegen, die das gar nicht stört, ergriffen haben. Doch sage ich das nicht laut, um die Methode nicht zu unterstützen. Meine schwache Konstitution deckt ja alles. Wäre es eine Lust, dabei zu sein, ich könnte noch ganz gut meinen Mann stehen. Aber ich käme mir fast wie ein Narr vor, wenn ich mir Arbeit zumuthete — mehr Sisyphism als je — um noch freudloser und innerlich verstimmter als je zuvor das undankbare Handwerk fortzutreiben!“ Im ganzen und einzelnen behauptet sich Hartwigs Studie somit neben allen bisherigen Würdigungen von Bambergers Lebenswerk: obenan Mommsens Artikel zu Bambergers 70. Geburtstag und Mommsens Abschiedsworte. Das Heft ist Freunden und Bekannten Bambergers als Widmung zu dessen Geburtstag zugegangen; ein Vermerk am Schluß desselben erklärt überdies, daß es bei der Marburger Universitäts-Buchdruckerei gegen Einsendung des Portos erhältlich ist. Hoffentlich entschließt sich der hochverdiente Autor noch, diese Charakteristik Bambergers mit seinen anderen biographischen Aufsätzen (Karl Hillebrand, Louise v. François 2c.) in einem Sammelband zu wiederholen.

Dr. R. F. Arnold: Die deutschen Vornamen. Wien 1900, Holzhausen. — Dieser fesselnde kleine Vortrag gibt in seiner ersten Hälfte eine historische Uebersicht über den

Vorrath unsrer Vornamen, deren Hauptergebniß die Thatsache ist, daß von den nahezu 7000 altgermanischen Namen heute höchstens 300 einigermaßen geläufige Namen übrig geblieben sind. Im zweiten Theil wird eine Eintheilung der Namen in psychologische Gruppen gegeben, je nachdem Tradition, Ethik, Kirche, Dynastie, Politik und Literatur für die Namengebung maßgebend waren. Gerade die literarische „Hilfe" ist bisher noch nicht genügend beachtet worden, und ihr wendet daher Arnold seine besondere Aufmerksamkeit zu, indem er zum erstenmal die wirklich sicheren Fälle derselben verzeichnet. Dieser Abschnitt (S. 21—26) ist der werthvollste, weil auf eigenen Untersuchungen beruhende. Danach hat von fremden Literaturen die englische am stärksten auf unsre Namengebung gewirkt (Fanny, Oskar, Malvine, Selma, Flora, Richard); daß aber gerade ein so häufiger Name wie der letzte lediglich dem literarischen Einfluß von Scotts „Ivanhoe" zu verdanken sei, will uns nicht recht einleuchten, wird übrigens auch direkt dadurch widerlegt, daß einer der bedeutendsten Träger dieses Namens, Richard Wagner, seinen Taufnamen bereits 1813 erhalten hat, also sieben Jahre vor dem Erscheinen des genannten Romans. Durch die französische Literatur soll eingedrungen sein: Eduard, Julie, Emil. Italien kommt nur für Laura, Hermine, Rosine und Arnold in Betracht. Schließlich wird dargelegt (S. 24 f.), wie zahlreiche seltenere Vornamen auf den Einfluß von Werken unsrer eigenen Literatur zurückgehen oder doch durch diese neubelebt worden sind. Jedenfalls wäre es wohl lohnend, einmal diesem literarischen Einfluß weiter nachzugehen; das wäre nicht nur für die Geschichte der Mode, sondern auch für die der Bildung von Werth, weil es zeigen würde, wie weit literarische Namen wirklich ins Volk gedrungen sind. Freilich gehörte dazu ein weit umfassenderes statistisches Material, als es der Verfasser am Schluß mittheilt. K. D.

* **München.** Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Bayern. Wie wir erfahren, steht das Erscheinen des ersten Jahrgangs der Publikationen dieser Gesellschaft unmittelbar bevor. Er bringt den ersten Theil (60 S. Text, 177 S. Noten) von ausgewählten Werken des kurfürstlichen Konzertmeisters Ev. F. dall'Abaco (1675—1742), herausgegeben und eingeleitet von Adolf Sandberger. Wie schon im Gründungsaufruf in Aussicht genommen, wird sich diese Veröffentlichung, wie die folgenden, den bei Breitkopf u. Härtel erscheinenden Denkmälern Deutscher Tonkunst anschließen, von denen 1892 und 1894 zwei Bände durch eine preußische Kommission herausgegeben wurden. Gemäß einem zwischen der Gesellschaft und der preußischen Regierung getroffenen Uebereinkommen wird der Anschluß in der Form hergestellt, daß die „Denkmäler der Tonkunst in Bayern" eine selbständige zweite Folge der Denkmäler Deutscher Tonkunst (als ausschließliches Unternehmen der bayerischen Gesellschaft) bilden, während die erste Folge von der preußischen Kommission fortgesetzt werden wird.

Tübingen, 7. Juli. Ueber die historischen Grundkarten für Deutschland liegen folgende neuere Nachrichten vor. Seitens des Historischen Vereins für Lothringen sind im Druck herausgegeben: Die Doppel-Sektionen Metz-Solgne und St. Avold-Chateau-Salins, ferner die Einzel-Sektionen Diedenhofen und Saarlouis, so daß nur noch die Sektionen Pfalzburg und Saarburg, die zugleich elsässische Distrikte mitumfassen, herzustellen bleiben. Die fertigen Karten umfassen auch Stücke der preußischen Rheinprovinz und des Großherzogthums Luxemburg, und erhebliche Striche von Frankreich, sämmtlich unter Angabe der Gemarkungsgrenzen, bei deren Beschaffung der Vorstand des Vereins keine Mühe gescheut hat. Die lithographische Arbeit, sowie das Papier verdienen vollste Anerkennung. Für die Provinz Westfalen liegt die Doppel-Sektion Dortmund-Iserlohn fertig, die Doppel-Sektion Burgsteinfurt-Münster im Probedruck vor, und die Historische Kommission für Westfalen hat sich am 31. Mai d. J. dafür entschieden, die Herstellung der Karten mit Angabe der Gemarkungsgrenzen für die ganze Provinz weiter zu betreiben und eine Unterstützung aus Provinzialmitteln nachzusuchen, auf deren Gewährung wohl gehofft werden darf. Die von Hessen und Baden gemeinsam herauszugebenden Doppel-Sektionen Worms-Mannheim und Miltenberg-Mosbach, welche auch bayerische Gebietstheile mitbegreifen, kommen im laufenden Monat in die Druckerei, desgleichen die Doppel-Sektion Kirchheimbolanden-Neustadt, welche größtentheils bayerisches, im Norden aber auch hessisches Gebiet umfaßt. Hoffentlich gelingt es bald, die historischen Vereine der Pfalz für die Herstellung der drei Sektionen Kusel, Kaiserslautern und Landau zu bestimmen, welche noch die einzige Lücke in den Grundkarten für Südwestdeutschland bilden, die sich aber für die Kleinigkeit von 450 M. in tausend Abzügen herstellen lassen. F. Th.

* **Berlin.** An der Technischen Hochschule ist vom 1. Oktober ab der Mathematiker Prof. Dziobek auf seinen Antrag von der Abhaltung von Vorlesungen entbunden worden. An seine Stelle tritt Privatdozent Oberlehrer Dr. Häntzschel. — Das Seminar für orientalische Sprachen besitzt gegenwärtig 26 Lehrkräfte, darunter fünf für Realien. Als Lektoren sind neu gewonnen: die Herren Kinichi Makito für Japanisch, und Mtoro bin Mwenyi Bakari für Suaheli. Bekannt ist schon, daß Prof. Dr. Georg Adler als Lehrer für die wirthschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien eingetreten ist. Die Zahl der Mitglieder beträgt 109; das sind 9 weniger als vor einem Jahre und 77 weniger als im Winter. Die Mehrheit der Seminaristen besteht aus Angehörigen der juristischen Fakultät, Referendaren und Assessoren; es sind im ganzen 66, darunter 44 Dragomanats-Aspiranten. Dann folgten 25 Angehörige der philosophischen Fakultät, Lehrer und Gelehrte, 16 Kaufleute, Beamte und Privatpersonen, 7 Offiziere, 4 Theologen und 1 Techniker. Was den Besuch der einzelnen Klassen des Seminars anlangt, so hören 50 die Vorlesungen über Realien, 25 widmen sich dem Chinesischen, je 20 studiren Arabisch und Suaheli, 15 Russisch, 13 Türkisch, je 6 Neugriechisch, Japanisch und Persisch, 4 Spanisch, 3 Guzerati, 1 Hindustani and 8 andere Kolonialsprachen. An den nichtamtlichen Lehrkursen betheiligen sich im Russischen 29, im Spanischen 18 Kaufleute; ferner genießen 4 Frauen den Seminarunterricht. Die Gesammtzahl der Besucher beträgt hienach 160, ebensoviel wie im vergangenen Sommerhalbjahr und 181 weniger als im letzten Winter. — Im Kultusministerium hat eine orthographische Konferenz unter dem Vorsitze des Ministerialdirektors Dr. Althoff stattgefunden, woran außer mehreren Räthen des Ministeriums die Herren Geheimer Regierungsrath Dr. Wilmanns (Bonn), der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Geheimer Oberbaurath Sarrazin (Friedenau), Gymnasialdirektor Dr. Duden (Hersfeld) and Professor Dr. Rehrmann (Groß-Lichterfelde) theilgenommen haben. Es handelte sich um die amtliche Einführung der bisherigen Schulorthographie bei allen preußischen und Reichsbehörden.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Honorarprofessor der hiesigen medizinischen Fakultät, erster Prosektor und Vorstand der Abtheilung für Entwicklungsgeschichte am anatomischen Institut, Dr. Gustav Born, ist im Alter von 46 Jahren gestorben.

* **Greifswald.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat den Universitätsprofessor Dr. Bernhard Kübler, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium in Berlin, zum Ehrendoktor ernannt, in Würdigung der Verdienste, die er sich um die Rechtswissenschaft, besonders durch die Herausgabe eines zweibändigen Wörterbuches der römischen Rechtswissenschaft, erworben hat.

* Die Verschiebungen in den Ziffern der Studirenden an den verschiedenen Fakultäten der deutschen Universitäten. Hierüber bringt die „Straßb. Post" folgende übersichtliche Zusammenstellung: Gestiegen sind: die Juristen um 466, und zwar von 9353 im vorigen Sommer auf 9819, also nahezu 10,000; die Mathematiker und Naturwissenschaftler um 364, und zwar von 4260 auf 4624; die Philologen und Historiker um 253, und zwar von 4758 auf 5011; die katholischen Theologen um 50, und zwar von 1594 auf 1644. Zurückgegangen sind: die Mediziner um 327, nämlich von 7829 auf 7502; die evangelischen Theologen um 122, nämlich von 2594 auf 2472. Bei den Juristen ist die starke Zunahme, bei den Medizinern und

evangelischen Theologen der erhebliche Rückgang seit mehr als einem Jahrzehnt ununterbrochen: die Juristen sind seit dem Sommer 1890 von 6878 auf jetzt 9819 (also um rund 3000 Mann, fast die Hälfte des damaligen Bestandes) angewachsen; die evangelischen Theologen sind in dem gleichen Zeitraum von 4546 auf jetzt 2472 und die Mediziner von 8844 auf 7502 gesunken.

* Ueber den in Vorbereitung befindlichen **internationalen Katalog der wissenschaftlichen Literatur**, der den Gegenstand einer am 12. und 13. Juni in London abgehaltenen Konferenz bildet, bringt „Nature“ folgende Mittheilungen. Man hat berechnet, daß bei einem Absatz von 300 Exemplaren (zu je 340 M.) die Unkosten der Veröffentlichung vollständig gedeckt sein werden. Da der Ankauf von mehr als der Hälfte dieser Zahl durch England (45 Exemplare), Deutschland (45 Exemplare), Frankreich (35 Exemplare), Italien (27 Exemplare), Norwegen (5 Exemplare) und die Schweiz (6 Exemplare) gewährleistet worden ist, kam die Konferenz zu dem Schluß, daß die voraussichtlich von anderen Ländern zu entnehmenden Exemplare zusammen so viel ausmachen werden, daß die zur Deckung der Kosten nothwendige Zahl erreicht wird. Es wurde beschlossen, sowohl ein Autoren- wie ein Sachregister herauszugeben. Ursprünglich war geplant, auch einen Zettel- neben dem Buchkatalog erscheinen zu lassen, aber in Anbetracht der großen Mehrkosten und der ablehnenden Haltung der Amerikaner wird der Katalog fürs erste nur in Form jährlicher Bände veröffentlicht werden. Die Engländer hatten großen Nachdruck gelegt auf die Herstellung von Sachregistern, die über die Titel der Abhandlungen hinausgehen und über deren Inhalt volle Auskunft geben. Das Vorgehen der deutschen Regierung hat es aber nothwendig gemacht, diesen Plan etwas zu ändern. In Deutschland wird eine von der Regierung unterhaltene Arbeitsstelle (regional bureau) errichtet werden, in der die gesammte deutsche Literatur katalogisirt werden soll; von den Verfassern oder Herausgebern soll keine Unterstützung beansprucht werden. Bei dieser Einrichtung dürfte es vorläufig unmöglich sein, über die Titel hinauszugehen; daher werden in dem Katalog nur die Titel der deutschen Abhandlungen aufgeführt werden. Aus Gründen der Sparsamkeit dürften andere Länder diesem Beispiel folgen. Doch wird wenigstens in England der Versuch gemacht werden, den Katalog dem ursprünglichen Plan entsprechend zu gestalten, und dazu soll die Mitwirkung der Verfasser und Herausgeber in Anspruch genommen werden. Die von der Royal Society während mehrerer Jahre gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß die Angaben der Verfasser sehr werthvoll sind und leicht auf die erforderliche Form gebracht werden können. Eine genaue Anweisung für den Gebrauch der Gebietsämter (regional bureaux) wird jetzt unter der Aufsicht des einstweilig thätigen internationalen Ausschusses vorbereitet. Der Katalog soll in 17 Bänden jährlich veröffentlicht werden. Die Sammlung des Stoffes beginnt mit dem 1. Januar 1901. Da es unmöglich sein wird, so viele Bände zugleich zu drucken und herauszugeben, so beabsichtigt man, sie zu je vier oder fünf in vierteljährlichen Zwischenräumen erscheinen zu lassen.

* Wie rege der Verkehr zwischen Japan und Deutschland ist, erkennt man aus einer namentlichen Aufzählung der **in Deutschland lebenden Japaner** in der von Kisak Tamai zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Ostasien“ (Juni 1900). Danach sind es 192 Männer und 6 Frauen, darunter 83 in Berlin lebende. Viele sind Leute in hervorragender Lebensstellung, besonders Professoren, Aerzte, Juristen, die sich zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung bei uns aufhalten, dazu kommen Techniker und viele Studenten. So sind denn auch die Universitätsstädte besonders von den Japanern aufgesucht: verzeichnet werden in Breslau 8, Erlangen 3, Freiburg 8, Göttingen 9, Greifswald 2, Halle 5, Jena 7, Leipzig 7, Marburg 6, München 9, Straßburg 6 und Würzburg 4 Japaner.

* Die **Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt** a. M. hat folgende geologische Aufgabe für den v. **Reinach-Preis** gestellt: Ein Preis von 500 M. soll der besten Arbeit zuerkannt werden, die einen Theil der Geologie des Gebietes zwischen Aschaffenburg, Heppenheim, Alzey, Kreuznach, Koblenz, Ems, Gießen und Büdingen behandelt, nur wenn es der Zusammenhang erfordert, dürfen andere Landestheile in die Arbeit einbezogen werden. Die Arbeiten, deren Ergebnisse noch nicht anderweitig veröffentlicht sein dürfen, sind bis zum 1. Okt. 1901 versiegelt, mit Motto und verschlossener Angabe des Autors an die Direktion der Gesellschaft einzureichen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Weltgeschichte. Herausgegeben von Dr. H. F. Helmolt. 3. Band, 1. Hälfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Dr. Ed. **Brückner**: Die schweizerische Landschaft einst und jetzt. Rektoratsrede. Bern, Schmid u. Francke 1900. — Fr. **Himmelbauer**: Waldsegen. Prosadichtungen. Linz, Wien, Leipzig, Oesterr. Verlagsanstalt 1900. — K. **Bienenstein**: Die Heimathsscholle. Volksstück. Ebd. 1900. — H. **Fraungruber**: Ausseer G'schichten. Ebd. 1900. — K. **Ettmayer**: Adolf. Monologische Dichtungen. Ebd. — Chr. **Tischhauser**: Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Basel, Reich 1900. — Bulletin de l'institut international de statistique. Tome XI. Rome, Imprimerie nationale 1900. — **Sammel-Ausstellung der deutschen chemischen Industrie auf der Weltausstellung zu Paris** 1900. — J. R. **Gutheil**: Buchführungsunterricht (Methode Gutheil). Berlin, Gutheil 1899. — Der Rathgeber für Stellungsuchende oder Wie jeder junge Kaufmann sicher Stellung findet. 9. Aufl. Ebd. — Dr. O. **Henne-am Rhyn**: Handbuch der Kulturgeschichte. 5. Lfg. Leipzig, Wigand 1900. — Dr. J. **Bumüller**: Mensch oder Affe? Ravensburg 1900. — A. **Schneider** und L. **Dahlheim**: Usancen der Berliner Fondsbörse. 1900—1901. Berlin, Dümmler 1900. — R. **Scholz**: Handbüchlein für Geigenspieler. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — **Hans v. Bülow**: Briefe und Schriften. V. Briefe. 4. Bd. Ebd. 1900. — E. **Rohde**: Der griechische Roman und seine Vorläufer. 2. durch Zusätze aus dem Handexemplar des Verf. und durch den Vortrag über Griechische Novellistik verm. Aufl. Ebd. 1900. — **Die Lieder und Melodien der Geißler des Jahres 1349.** Nebst einer Abhandlung über die italienischen Geißlerlieder von Dr. H. **Schneegans** und einem Beitrag zur Geschichte der deutschen und niederländischen Geißler von Dr. H. **Pfannenschmid**. Ebd. 1900. — **Posthandbuch für die Geschäftswelt. Ausgabe für Bayern.** 10. Jahrg. 1900. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. — **„Die Insel“**. 1. Jahrg. Nr. 8. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler 1900. — **Jubiläumstabelle für Norderney.** 42. Jahrg. 1900. Norden und Norderney, Braams. — **Storms Kursbuch fürs Reich.** Juli September 1900. Leipzig, Röder. — **Baedekers Südbayern, Tirol und Salzburg.** 29. Aufl. Leipzig, Baedeker 1900. — **Heinrich XXVIII. Prinz Reuß** j. L.: Der korrekte Diener. Handbuch für Herrschaften und deren Diener. Berlin, Parey 1900. — Al. **Dorn**: Amerikanisches. Fünf Vorträge. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag 1900. — Dr. M. **Blumenthal**: Preußische Kommunalgesetzgebung in der Reformperiode. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. F. XV, Heft 341/342.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1900. — Dr. E. **Rath**: Schutzmittel der Pflanzen gegen Thierfraß. (Ebd. Heft 340.) Ebd. 1900. — Dr. H. **Meißner**: Herrmann Schoenburg und sein Freundeskreis. (Ebd. Heft 339.) Ebd. 1900. — Dr. Fr. **Marcks**: Das Rothe Kreuz. Gütersloh, Bertelsmann 1900. — A. **Schaeffle** und P. **Lechler**: Die staatliche Wohnungsfürsorge. Berlin, Hofmann u. Co. 1900. — P. **Bräunlich**: Das Fortschreiten der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich. I. Böhmen. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung“, Heft 5.) München, Lehmann 1900. — Dr. W. **Wintzer**: Die Deutschen im tropischen Amerika. (Der Kampf um das Deutschthum, Heft 13.). Ebd. 1900. — D. **Schäfer**: Was lehrt uns die Geschichte über die Bedeutung der Seemacht für Deutschlands Gegenwart? Vortrag. Ebd. 1900. — Dr. R. **Graf Du Moulin-Eckart**: Der deutsche Süden und die Flotte. Vortrag. Ebd. 1900. — **Künstler-Postkarten**: Deutschlands Ruhmestage zur See. Erste und zweite Serie. Ebd. — Dr. Fr. G. **Schultheiß**: Alldeutschland an der Jahrhundertwende. Festvortrag. (Flugschriften des Alldeutschen Verbandes. Heft 13.) Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 10. Juli. Nummer 155.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Graf Carlo Nicolis di Robilant.

Von Marchese Raffaele Cappelli.[*]

I.

Zwischen dem Johre 1826, in dem Carlo di Robilant das Licht der Welt erblickte, und dem Jahre 1848, in dem er die ersten Schritte auf dem Felde der Ehre that, liegt eine Periode erstaunlicher Umformung für Piemont, ein Land, in dem das zähe Festhalten am Althergebrachten nie den lebhaften und zielbewußten Wunsch noch steter Fortentwicklung seines staatlichen Lebens zu verdrängen vermochte, so daß es schließlich, unterstützt von den trefflichen Eigenschaften seiner Herrscher und seiner Bevölkerung, der Mittelpunkt einer der größten Epopäen des scheidenden Jahrhunderts werden konnte, die wir die Einigung Italiens nennen.

Der Adel Piemonts, grundverschieden von dem der anderen Theile Italiens, hatte seit Jahrhunderten sich durch die stete Ausübung des Waffenhandwerks ein Maß von kraftvoller Energie und moralischer Gesundheit bewahrt, das ihn vor innerer Fäulniß schützte. Noch lebte in ihm unerreicht die Erinnerung an die große Revolution und ihre Kriege. Die feindlichen Heere hatten zwar seine Kreise gestört, seine Ueberzeugungen und Neigungen ins Wanken gebracht. Aber die Erinnerung daran barg nicht nur das Gedenken an die verhaßten Grundsätze der Revolution, sondern auch an etwas Theures, Hohes, an ferne Schlachten und ferne Siege. Die Heldenthaten, die die im Scheiden begriffene Generation auf den Schlachtfeldern Rußlands und Spaniens vollbracht hatte, entzündeten in den Herzen der Jugend den Wunsch, es Jenen auf näherliegenden Kampfplätzen gleichzuthun und mit diesem Wunsch verband sich bald ein anderer, zuerst niedergehalten, dann vorbrechend, endlich unwiderstehlich, der heiße Wunsch nach einem größeren Vaterland.

Auch Carlo di Robilant war der Sproß einer Soldatenfamilie. Er zählte unter seinen Vorfahren nicht weniger als acht Generale und er selbst war von Kindesbeinen an mit seinem ganzen Herzen Soldat. Liebe zum militärischen Beruf und Vaterlandsliebe vereinigten sich in seltenem Maße bei ihm, und die letztere konnte auch durch die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen nicht vermindert werden, die ihn mit hochstehenden Familien im Ausland verbanden. Noch heute bewahrt man in Wien ein Blatt Papier auf, das der 13 jährige Knabe mit einer für das zarte Alter seltenen Energie des Willensausdrucks mit seinem eigenen Blut beschrieben hat. Ein Onkel seiner Mutter, der Feldmarschall Prinz Hohenzollern-Hechingen, hatte den lebhaften Wunsch geäußert, der kleine Carlo solle in eine österreichische Militärakademie eintreten, um später in das Regiment eingereiht zu werden, dessen Inhaber der Onkel war. Der Knabe aber antwortete mit dem heute fast unleserlichen Blättchen: Je ne servirai jamais que mon roi et ma patrie. — Signé de mon sang. Charles Robilant.

Kurz darauf trat er in die Militärakademie zu Turin ein, ohne sie jedoch ganz absolviren zu können. Gleich so vielen seiner Altersgenossen vertauschte er noch vor Ende der Studienjahre die Schulbank mit dem Schlachtfeld und zwar trat er als Unterleutnant in die dritte reitende Batterie ein, die König Karl Albert, einem lebhaften Wunsch des Herzogs von Genua und des Generals La Marmora entsprechend, am Tage nach der Kriegserklärung, am 25. März 1848, neu geschaffen hatte.

Damit begann für ihn der rein militärische Theil seiner Laufbahn, an den er bis an sein Lebensende stets nur mit Enthusiasmus zurückdachte. Bei Sommacampagna, wo ihm das Pferd unter dem Leib verwundet wurde, erhielt er für sein treffliches Verhalten die Tapferkeitsmedaille. Den Feldzug des nächsten Jahres machte er als Oberleutnant in der zweiten reitenden Batterie mit. An dem traurigen Abend der Schlacht von Novara (23. März) versuchte die Kavallerie des vierten österreichischen Korps einen Vorstoß auf Novara, mußte sich aber nach den eigenen Worten des österreichischen Generalstabswerkes an der Brücke von Agogna schleunigst vor dem Feuer der zweiten reitenden Batterie, die durch Kanonen der ersten Batterie verstärkt worden war, zurückziehen. Es war der letzte Truppentheil, der inmitten der allgemeinen Niederlage des italienischen Heeres noch seine Stellung vertheidigte. Als aber der Feind wich, traf die Italiener plötzlich das Feuer einer bisher unsichtbar gebliebenen österreichischen Batterie und richtete schweren Schaden an. Leutnant Robilants Pferd stürzte verwundet und er erhob sich mühsam, die linke Hand war durch einen Granatsplitter zerschmettert. Wie immer in jenen Zeiten, war die Heilung langwierig und schwer. Aber mehr noch als der physische Schmerz folterte ihn der Gedanke, die Entstellung der Hand könne ihm die fernere Ausübung des geliebten Berufes unmöglich machen. Wunder an Willenskraft und Geduld waren von seiner Seite erforderlich, um zu verhindern, daß ihn die Folgen der Verwundung dauernd zum Krüppel machten. Um so größer war seine Freude, als er nach vier Monaten sich wieder bei seiner Truppe melden konnte.

Seine militärische Karriere in den Jahren 1849 bis 1871, dem Zeitpunkt seiner Ernennung zum Gesandten

[*] Wir veröffentlichen hier in etwas gekürzter Form und in deutscher Uebersetzung von Dr. Claar in Rom die Rede, die der gewesene italienische Minister des Auswärtigen, Abg. Marchese Cappelli, bei der Enthüllung des Turiner Robilant-Denkmals gehalten hat. Dieselbe wurde dann im Juniheft der „Nuova Antologia“ veröffentlicht.

in Wien, verlief regelmäßig und in angestrengtester Thätigkeit. Unterbrochen wurde sie nur durch einige Missionen halb militärischen, halb politischen Charakters. Drei Jahre hindurch war er Adjutant König Victor Emanuels, als aber der Monarch ihn länger in dieser Stellung zu halten wünschte, bat Robilant selbst um die Erlaubniß, zum Regiment zurückkehren zu dürfen, damit ihm im Hofleben nicht die soldatische Praxis verloren ginge. Bei des Königs Reise nach Paris und London 1855 befand er sich im Gefolge und für die Dauer des Feldzugs von 1859 war er mit der Abfassung des Tagebuches im Hauptquartier betraut. Das Konzept dieser Aufzeichnungen wird noch heute von seiner Wittwe aufbewahrt, die, so wie sie die treueste Lebensgefährtin des Grafen war, seit seinem Tode mit liebevollster Erinnerung sein Andenken pflegt. Das Tagebuch beginnt mit der Abreise des Königs aus Turin und der Verlegung des Hauptquartiers nach San Salvatore am 13. Mai und endet mit dem Einzug in Turin, nachdem Victor Emanuel dem Kaiser Napoleon bis Susa das Geleit gegeben hatte (16. Juli 1859). Robilant ging dann als Oberst eines Grenadierregiments nach Neapel, nahm 1866 als Chef des Generalstabs im Korps des Generals della Rocca am Feldzug theil und wurde im August 1866 unter Beförderung zum General mit dem Vorsitz in der Kommission betraut, der nach dem Friedensschluß die Aufgabe der Grenzregulirung mit Oesterreich oblag.

Der letzte Krieg hatte Italien gelehrt, daß zwar jedes Heer vor allem rein soldatische Eigenschaften braucht, daß diese aber zur Gesammtführung der Truppen und zur Leitung des Feldzuges nicht ausreichen, wenn ihnen nicht eine feste und breite Grundlage von höherer technischer und allgemeiner Bildung und Vorbereitung zur Seite steht. Es wurde daher zur Heranbildung der künftigen Heerführer und Schlachtenlenker eine höhere Kriegsschule nach preußischem Muster gegründet und Graf Robilant zum ersten Kommandanten ernannt. Er widmete sich seiner neuen Stellung und Thätigkeit mit solchem Eifer, daß er das ihm 1869 angebotene Marineministerium ablehnte, um sie nicht aufgeben zu müssen. 1870 mußte er das allerdings für einige Monate doch. Die Regierung übertrug ihm mit außerordentlichen militärischen Vollmachten die Verwaltung der Provinz Ravenna, in der die allgemeinen Sicherheitszustände nach der Ermordung des Generals Escoffier sehr bedrohlich geworden waren. Robilant mit seiner ruhigen Energie, seinem feinen Takt- und Gerechtigkeitsgefühl und seinem sich von jeder prahlerischen Bethätigung fernhaltenden persönlichen Muth wußte sich rasch bei der romagnolischen Bevölkerung so in Respekt zu setzen, daß die normalen Verwaltungsformen wiederhergestellt werden konnten.

Außer diesen mehr militärischen Missionen im Innern waren ihm auch andere mehr diplomatische ins Ausland, besonders nach Frankreich, England, Preußen und Rußland übertragen worden. So konnte er auch nach dieser Richtung als wohl vorbereitet gelten, als ihm 1871 die Regierung einen stabilen diplomatischen Posten übertrug. Der Kaiser von Oesterreich hatte Robilants persönliche Bekanntschaft während des Krieges von 1866 gemacht, wo der italienische Oberst mit einer Mission ins österreichische Hauptquartier geschickt worden war, und der Gesammteindruck, den er von der Person und dem Wesen des piemontesischen Edelmannes empfing, war ein so günstiger gewesen, daß er ihm schon damals den Wunsch aussprach, ihn später in Wien wiederzusehen. Als es sich nun 1871 um die nicht leichte Wahl eines neuen italienischen Gesandten für Wien handelte, ließ der Kaiser wissen, er würde es mit besonderer Freude begrüßen, wenn der König sich für den Grafen Robilant entschiede.

Trotz dieses ungewöhnlichen persönlichen Wohlwollens von Seiten des Souveräns, bei dem er erst als Gesandter, dann als Botschafter accreditirt war, trotz der engen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit vielen hochstehenden Familien im österreichischen Kaiserstaat verbanden, trotz der Stellung, die ihm an einem so aristokratischen und militärisch empfindenden Hofe seine Herkunft und seine glänzende Soldatenkarriere zusicherten, fand Robilant doch die größten Schwierigkeiten für ein gedeihliches Wirken in seinem neuen Amt vor. Die treuen Anhänger der altösterreichischen Traditionen, Männer, die noch voll Erinnerungen an die Zeiten waren, in denen Metternich Wien zum politischen Mittelpunkt der großen wie der kleinen europäischen Staaten gemacht hatte, trugen noch alle tiefe Erbitterung gegen Italien im Herzen. Unmöglich konnten sie mit großen Sympathien dem Vertreter eines Landes entgegenkommen, dessen Einigung unter Anwendung von politischen Grundsätzen erfolgt war, von denen das alte Oesterreich nichts wissen wollte. War doch auch dieses Land im Bunde mit Preußen die Hauptursache der Veränderungen und Umwandlungen in Europa, vor denen als vollendeten Thatsachen sich verhärtete Anschauungen und der Hochmuth Jahrhunderte alter Vorurtheile nur mit Widerstreben beugten.

Graf Robilant gehörte zu den Menschen, die sich über den Dunstkreis momentaner Stimmungen bei der Beurtheilung der Dinge zu erheben vermögen und die es wohl verstehen, nebensächliche und zeitweilige Interessen von wichtigen und dauernden zu unterscheiden. So hatte er die feste Ueberzeugung, daß für Oesterreich-Ungarn wie für Italien wechselseitige Freundschaft von Nutzen sei. Die Streitfragen, so argumentirte er, die zwischen beiden Staaten auftauchen können, mögen ernst, manchmal anscheinend nicht zu schlichten sein, sie werden sich in freundschaftlicher Weise lösen lassen, wenn der allgemeine Gang der Ereignisse eine Revision der europäischen Landkarte herbeigeführt haben würde. Im übrigen gibt es höherstehende Interessen, als diese rein territorialen, denn die Unabhängigkeit und Lebensfähigkeit der zwei Staaten verlangt gebieterisch ihre Einigkeit, da der eine Schutzwehr des anderen ist. Wenn Robilant im Freundeskreise seinen Ansichten freien Lauf lassen konnte, äußerte er die tiefe Ueberzeugung, daß unter Hintansetzung der kleinen Häkeleien und vorübergehenden Antipathien Italien für kein anderes Ziel so nothwendig das Schwert ziehen und alle seine Kräfte anspannen müßte, als zum Zwecke einer eventuellen Vertheidigung von Oesterreichs Existenz und Machtstellung. Im übrigen besaß er natürlich zu viel Menschenkenntniß, um solche Ansichten zu einem Zeitpunkt bekannt werden zu lassen, in dem sie ihm als Ausfluß der Schwäche hätten ausgelegt werden können. Hätte im Jahre 1871 und den folgenden Jahren der Vertreter Italiens in Wien seine feste Ueberzeugung dahin laut werden lassen, daß man zwischen beiden Ländern ein starkes Band herzlicher Beziehungen knüpfen müsse, so hätte er sich von dem Ziel, dem er zustrebte, nur entfernt.

Die Geschicklichkeit und Kunst Robilants bei dieser schwierigen Aufgabe bestand darin, energisch und unbeugsam zu fordern, was seine Regierung und sein Land fordern mußten, und andrerseits freiwillig zu geben, was Andere für sich in Anspruch zu nehmen ein Recht hatten; während er sich jeder Kundgebung zugunsten engerer politischer Freundschaft enthielt, nahm er loyal und herzlich solche Kundgebungen an, wo sie ihm geboten wurden. Daß er von dieser Linie des Verhaltens niemals in 15

Jahren abwich, veranlaßte einmal einen italienischen Minister des Auswärtigen zu dem Ausruf, Graf Robilant sei gewiß ein Botschafter, der es verstehe, die Beziehungen zu Oesterreich auf loyale und sichere Grundlage zu stellen, aber ein bequemer Botschafter sei er nicht. Und doch konnte nur auf diesem Wege der Vertreter Italiens, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, die so wichtige politische Freundschaft zwischen beiden Ländern vorbereiten. Er hatte aber auch die Genugthuung, sein Werk von Erfolg gekrönt zu sehen, trotz der Zwischenfälle, an denen es bisweilen scheitern zu sollen schien. Besonders zahlreich waren solche Klippen zur Zeit der orientalischen Frage. Der Berliner Vertrag beendete sie, aber noch manches Jahr ließ sie ihre Spuren in den Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien zurück. Selten hat sich ein Botschafter in so schwierigen Lagen befunden; ein Konflikt schien manchmal unausbleiblich, und wenn er doch vermieden wurde, so dankte man es Robilant, der in Rom wie in Wien seine warnende Stimme dem Ernst der Lage entsprechend bisweilen bis zum Ton der Strenge erhob. Langsam konnte er so jene Harmonie wiederherstellen, die nach einigen Jahren die Allianz ermöglichte.

Der erste Dreibundvertrag wurde von Italien in einem Augenblick und unter Bedingungen vorgeschlagen, die den Grafen Robilant nicht befriedigen konnten. Aus diesem Grunde hatte er im Gegensatz zur Anweisung seiner Regierung gezögert, die Initiative zu ergreifen. Den dem Bündnißvorschlag zugrunde liegenden Gedanken theilte er nicht nur, sondern hatte ihn seit langem verfochten; er meinte aber, daß es den Italienern als den Schwächeren nicht zum Nutzen gereichen könne, wenn sie auf den Abschluß hastig drängten kurz nach den Ereignissen in Tunis und in der politischen Stimmung, in der sie sich darauf hin befanden. Es konnte damals scheinen, als suche Italien die Freundschaft der beiden Zentralreiche nicht aus wohlerwogenen Gründen allgemeinpolitischen Interesses und weitschauenden Charakters, sondern getrieben entweder von gekränktem Ehrgefühl, von Rachsucht oder gar von der Furcht vor gefahrdrohenden Verwicklungen. Jedenfalls fixirte sich Robilant schon damals den Weg, den er bei einer eventuellen Erneuerung des Vertrags zu gehen gedachte. Dieser Weg sollte nur dann zu einer solchen Erneuerung führen, wenn die Verbündeten sie zuerst beantragten und wenn alle vitalen Interessen Italiens Schutz und Sicherheit dabei fänden. Welches aber auch die Fehler dieses ersten Vertrags sein mochten, er beseitigte die Schwierigkeiten des Augenblicks; er entzog die italienische Politik jenen Schwankungen, die ihr so viel moralischen Nachtheil gebracht hatten; er sicherte Italien eine gesunde Basis für seine diplomatische Thätigkeit und ermöglichte, wenn auch das Gegentheil wiederholt versichert worden ist, die Hintanhaltung des wirthschaftlichen Ruins infolge überhasteter und übertriebener kostspieliger Ausgaben für Rüstungen. Man braucht sich nur in die Situation des Jahres 1881 zurückzuversetzen, um zu erkennen, wie falsch diese gegentheilige Behauptung ist. Fürst Bismarck hatte kurz vorher dem Grafen Andrassy erklärt, Deutschland rechne Italien nicht mehr zu den ihm befreundeten Mächten; ganz Europa verhielt sich den Italienern gegenüber feindselig oder doch indifferent, so daß Italien vor allem auf die Selbsterhaltung bedacht sein mußte. Nicht nur zwölf, sondern vierzehn Armeekorps und weit größere Flottenrüstungen als dann nöthig wurden, verlangte damals der aufgeklärteste Theil der öffentlichen Meinung. Das Bündniß, das feste und freundschaftliche Beziehungen zu zwei der mächtigsten Militärstaaten der Welt schuf, änderte mit einem Schlag die ganze Situation und alle ihre Umstände wesentlich. Jede unmittelbare Gefahr war beschworen und große militärische Rüstungen waren für Italien nicht mehr eine mit dem Zwecke der Selbsterhaltung verbundene Nothwendigkeit, sondern der berechtigte Ausdruck nationalen Stolzes, der dazu rieth, nicht zu sehr den mächtigen Verbündeten an Stärke nachzustehen. Wenn dieses Gefühl dann zu Uebertreibungen führte, so geschah es nicht weil, sondern obwohl der Dreibund bestand. Eine Art jugendlichen Leichtsinns ließ damals den Sinn für das Maß der ökonomischen Kräfte verloren gehen; sie schienen vermehrt, weil man sie gewissermaßen durch das täuschende Prisma verhängnißvoller Illusionen sah; als aber die Binde fiel, hinderte der Dreibund Italien durchaus nicht, dem ferneren Anwachsen seiner militärischen wie sonstigen Ausgaben Einhalt zu thun, ja sie sogar wieder zu verringern. Im letzten Jahrzehnt haben England, Deutschland, Frankreich, Amerika und Rußland ihre Heeresbudgets um Hunderte von Millionen vermehrt; auch Oesterreich, Spanien und Schweden, ja selbst kleine Staaten, wie Belgien, die Schweiz und Griechenland, haben Erhöhungen um Millionen vorgenommen; Italien allein hat sein Heeresbudget nicht vermehrt, sondern sogar vermindert. Es wäre also kindisch und unwürdig, wollten heute die Italiener äußeren Ursachen und Einwirkungen ein Vorgehen zur Last legen, das auf ihrem, wenn auch irrenden, so doch freien Willen beruhte.

Aber die auswärtige Politik einer großen Nation kann sich nicht nur innerhalb der Grenzen bewegen, die ihr ein einziger Vertrag steckt, mag dessen Bedeutung auch noch so groß sein; geschriebene Abmachungen verändern ihren Werth je nach der Geschicklichkeit und Kraft der Hand, die den Gang der Politik in ihrem Vaterlande lenkt. Die auswärtige Politik Italiens war von löblichen Absichten geleitet, hatte aber einen ausnehmend theoretischen Charakter und in der Praxis zu wenig Selbstvertrauen. So kam es, daß damals Italien, obschon kein einziges seiner Interessen wirklich verletzt war, sich in zunehmender Bitterkeit einbildete, nicht die Stellung einzunehmen, die es in seiner Empfindlichkeit als jüngste Großmacht anstreben zu sollen glaubte.

So lagen die Dinge, als dem Grafen Robilant das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten angeboten wurde. Er lehnte mehrere Monate hindurch entschieden ab.[2]) Der Hauptgrund dafür war die erfolgte Einleitung des Afrika-Unternehmens, von dem er lebhaft abgerathen hatte, obschon er ja in seiner Stellung als Botschafter nicht dafür verantwortlich war. Um aber zu verhindern, daß man seiner Weigerung falsche, egoistische Motive unterschob, entschloß er sich endlich anzunehmen und die Botschaft zu verlassen, in der er dem König und der Regierung so große Dienste geleistet hatte.

Die orientalischen Verwicklungen, die nach dem Aufstand von Philippopel im September 1885 sehr ernst geworden waren, sowie der in nicht langer Frist bevorstehende Ablauf des Dreibundvertrages erheischten unbedingt an der Spitze der auswärtigen Politik Italiens einen Mann von bewährter Erfahrung und von Ansehen in Europa in Bezug auf die Loyalität und Zuverlässigkeit seiner Verbindungen sowie die Festigkeit seiner Entschlüsse. Die öffentliche Meinung wies auf Robilant, und da der Ministerpräsident Depretis nicht direkt seinen Widerstand zu brechen vermochte, ließ er die Aufforderung zur Annahme an den Grafen durch Vermittlung der höchsten

[2]) Sein Vorgänger war von 1881 bis 1885 Mancini gewesen. Während der Verhandlungen mit Robilant führte der Ministerpräsident Depretis interimistisch die Geschäfte.

Stelle ergehen, der der General natürlich widerspruchslas gehorchte.

Die große Erfahrung in der Beurtheilung der gesammten Prableme, die damals Europa bewegten, setzte Robilant in den Stand, trotz des Widerstreites der mannichfachen Interessen ahne Zögern eine Haltung einzunehmen, die das Erstaunen der europäischen Kabinette hervarrief. Man war ja leider seit geraumer Zeit daran gewöhnt, daß die italienische Palitik sich beim Auftauchen jeder großen Frage van vagen Sentimentalitäten leiten ließ, Furcht vor irgendwelcher Verantwartung hatte und Allen es recht zu machen suchte.

Als Graf Rabilant am 12. Oktaber 1885 die Leitung des Ministeriums übernahm, fand er im Orient falgende Situatian var: der Aufstand in Philippapel, der die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien erstrebte, hatte die Pfarte unvarbereitet getroffen. Geleitet van dem Wunsch, Kanstantinopel nicht van den wenigen Truppen zu entblößen, über die sie verfügte, hatte sie die Erhebung nicht gleich niederwerfen können, diese war vielmehr Herr im Lande gewarden. Kurz var ihrem Ausbruch hatten sich die Sauveräne der drei nordischen Kaiserreiche mit ihren leitenden Ministern in Kremsier, Gastein und Varzin zusammengefunden, um die Uebereinkünfte nachmals zu bestätigen, die im Varjahr zu Skiernievice getraffen warden waren. Auch sie hatten aber, abschon man in Europa das Gegentheil glaubte, die arientalischen Wirren, bezw. die Nähe des Ausbruchs, nicht vorausgesehen und waren daher zur Vermeidung ihrer Falgen nicht safort gerüstet. Inzwischen begannen sich alle Balkanstaaten zu regen. Serbien und Griechenland, die ewig unruhigen, verlangten Gebietserweiterungen, um angeblich das im Berliner Vertrag stabilirte Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel zu retten. Selbst Rumänien, sanst sa klug in seiner Palitik, fürchtete van der Interventian einer der Großmächte für die Unabhängigkeit der kleinen Balkanstaaten. Die Interessen Oesterreich-Ungarns und Rußlands waren ja in der That direkt im Spiel, auch England blieb nicht gleichgültig.

In jener Periade vall Ungewißheit und Gefahr und bei einer Kanstellatian der Lage, die sich dann zwar wiederhalt hat, damals aber zum erstenmal in jener Farm präsentirte, verfaßte Graf Rabilant einen bestimmten Plan. Italien sallte die äußerste Anstrengung machen, um jeden Zusammenstaß und jede Reibung zwischen den europäischen Großmächten zu verhindern; inzwischen aber sich im Rathe der Mächte mit Energie eine Stellung sichern, die es, im Falle es doch zu Kanflikten käme, nicht isalirt dastehen ließe.

Das Neue an dieser Haltung van Seiten eines italienischen Ministers war hauptsächlich, daß Graf Rabilant affen erklärte, er beabsichtige keineswegs, die übliche Sentimentalitätspalitik zu treiben. Die, wenn auch berechtigten und hochherzigen Bestrebungen der kleinen Staaten erkenne er für seine Haltung und seine Zwecke nur insaweit als bestimmend an, als dadurch weder große europäische, noch speziell italienische Interessen geschädigt würden. Zwei Monate nach seiner Ernennung zum Minister erläuterte Rabilant in der Kammer das neue System, das er eingeführt hatte, das System einer positiven Palitik, wie er es in seinen einfachen, schmucklasen, aber sehr klaren Warten nannte. Auch das war neu und bemerkenswerth an Rabilants Grundsätzen, daß er stets wünschte, das Land möge van den Hauptumrissen seiner Anschauungen und seines Vargehens bei den wichtigsten Fragen der auswärtigen Palitik Kenntniß haben. Dazu dienten seine Reden im Parlament und die zahlreichen Grünbücher, die er so häufig veröffentlichte, wie es später nie mehr geschah, vielleicht zum Besten der Ruhe des Ministers, aber sicherlich nicht der Wirksamkeit und Stabilität der auswärtigen Palitik.

Der jüngst verstorbene Herzog von Argyll

und seine Stellungnahme zu den religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Problemen der Gegenwart.

Am 24. April d. J. verschied auf seinem herrlichen Stammschloß Inveraray Castle am Meeresarme Loch Fyne im Herzen der westlichen Hochlande von Schottland George Douglas Campbell, achter Herzog van Argyll, in seinem nahezu vollendeten 77. Lebensjahre. Der durch seine politische Laufbahn hervorragende Mann gehörte auch zu den nicht eben wenigen Männern englischer Zunge diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, welche an der Läsung der wissenschaftlichen Probleme auf den Grenzgebieten der Thealogie, Philosophie und Naturwissenschaft und an der Versöhnung ihrer Gegensätze emsig mitarbeiten, und nahm auf diesem Arbeitsfeld eine so geachtete Stellung ein, daß er es verdient, auch in diesen Blättern ein ehrendes Denkmal zu erhalten.[1])

Am 23. April 1823 geboren, verbrachte der Herzog ohne alle Schul-, Gymnasial- oder Universitätsbildung, an der ihn die Zartheit seiner Gesundheit hinderte, unter der Leitung seines in der Mechanik besonders kunstfertigen Vaters und geistig bedeutender Freunde seines Hauses in der idyllisch schönen Landeinsamkeit des Gare Loch, eines Seitenarmes des Firth of Clyde, eine glückliche Jugend, in der er 14 Jahre alt wurde, ehe er nur London zum erstenmale sah. Sein religiöses Interesse erwachte in jener ländlichen Stille ebensa frühzeitig wie seine Freude an der Natur, und soweit er zurückdenken konnte, rang er schon um eine Einheitlichkeit in seiner Weltanschauung, wie er in der Varrede zu dem abschließenden Hauptwerke seines Lebens, der Philosophy of Belief, in anziehender Weise schildert. In diesem Ringen bekam er zeitlebens nicht bloß die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten einer autodidaktischen Entwicklung lebhaft zu empfinden. Zu den Lichtseiten gehört die Frische und Selbständigkeit in der Anfassung der Probleme, die sich von keiner Schulmeinung und von keiner Zeitströmung gefangen nehmen läßt, und die ungemeine Anschaulichkeit seiner Naturschilderungen, zu denen es keiner Schulung bedarf. Zu den Schattenseiten gehört der Mangel an logischer Zucht des Denkens, der sich in den abstrakten Partien seiner Werke oft durch eine unnöthige Breite der Darstellung und durch manche Wiederholungen fühlbar macht. Aber überall tritt uns in voller Klarheit der ganze Mann entgegen, der unbeirrt von wissenschaftlichen Tagesstimmungen und von dem Glanz berühmter Namen sich zu einer einheitlichen, Geist und Gemüth gleichmäßig befriedigenden Weltanschauung durchringt und für sie mit aller Wärme der Ueberzeugung und aller Frische der Beweisführung eintritt. Reisen auf dem Kontinent, besonders ein längerer Aufenthalt auf dem klassischen Boden Griechenlands, erweiterten seine Anschauungen, ersetzten ihm einigermaßen die schmerzlich vermißte Schulbildung und kräftigten seine Gesundheit, und sein lebhafter Geist trieb ihn frühzeitig an, der Stellung, die er zu den Problemen der Zeit nahm, auch literarischen Ausdruck zu geben.

Schon im 22. Lebensjahre schloß er eine überaus glückliche und harmonische Ehe mit einer an Geist und Gemüth gleich hervorragenden Tochter des Herzogs von Sutherland, und bald wurde sein Haus der hochgeschätzte Mittelpunkt von Männern, welche in der Theologie, in der Literatur und in der Naturwissenschaft eine leitende Stellung einnahmen. Als der Verfasser dieser Zeilen im Jahr 1854 zum Erzieher seiner drei ältesten Söhne in sein Haus berufen

---

1) Eine eingehende Abhandlung über die wissenschaftlichen Werke des verstorbenen Herzogs erscheint in dem eben jetzt der Veröffentlichung entgegengehenden Heft der Vierteljahrsschrift „Theologische Studien und Kritiken“ S. 600 ff.

wurde, war der erst 31jährige Herzog schon Vater von 7 Kindern, denen allmählich noch 5 weitere folgten, hatte schon in den immer noch nicht abgeschlossenen Kampf der Geister zwischen der schottischen Freikirche und der schottischen Staatskirche mit einer im Jahr 1848 erschienenen Schrift Presbytery examined eingegriffen, hatte sich auch schon unter den Geologen durch die Entdeckung einer tertiären Flora im Basalttuff zu Ardtun auf der Insel Mull gegenüber von Staffa und der Fingalshöhle einen Namen gemacht, war als Geheimsiegelbewahrer schon Mitglied des Aberdeen'schen Koalitionsministeriums und war in eifrigem wissenschaftlichen Verkehr mit Sir Charles Lyell, dem Bahnbrecher in der Geologie, mit Professor Richard Owen, dem großen Paläontologen und vergleichenden Anatomen, und mit anderen hervorragenden Männern der Wissenschaft. Die Aquarien mit ihrem hübschen Prinzip des Gleichgewichts zwischen pflanzlichem und thierischem Leben kamen eben damals ins Dasein, und Süßwasseraquarien in London und Meerwasseraquarien in Schottland wurden von der Ausbeute unsrer Exkursionen bevölkert und von Vater, Hofmeister und Zöglingen mit gleichem Interesse gepflegt und beobachtet.

Das Auftreten des Naturforschers Charles Darwin und des Philosophen Herbert Spencer übte natürlich einen tiefgreifenden Einfluß auf ihn aus; aber zunächst war die Stellung, die er beiden Männern gegenüber einnahm, mehr kritischer und zuwartender Art. Darwin interessirte ihn aufs tiefste, er trat auch mit dem Forscher in persönlichen Verkehr, der Gedanke einer Entstehung der Arten durch Descendenz war ihm im ganzen sympathisch, aber der Schlüssel zur Erklärung der Descendenz, den Darwin in der natürlichen Zuchtwahl gefunden zu haben glaubte, war ihm äußerst zweifelhaft. Ueberhaupt operirte Darwin für des Herzogs Geschmack zu viel mit unbewiesenen Hypothesen, und als die naturgemäße Konsequenz der Abstammungstheorie, die Lehre von der Abstammung auch des Menschen aus nächst niederen Organismen, auf der Tagesordnung erschien, da stellte er sich ihr zwar nicht geradezu prinzipiell entgegen, hielt es aber doch lieber mit denen, die, wie Wallace und Mivart, einen unübersteiglichen Artunterschied zwischen Mensch und Affe festhalten, und citirte gelegentlich auch beifällig die Ansicht des Franzosen Guizot, der geradezu die unmittelbare Erschaffung eines erwachsenen Menschenpaares anzunehmen geneigt war. Ganz direkt aber bekämpfte er in der Schrift Primeval Man, London 1869, die Anschauung, daß sich auch Religion und Moral der Menschheit langsam aus thierischer Unvollkommenheit emporgearbeitet habe. Er führt in dieser Schrift aus, daß der Zustand der heutigen Wilden ebenso gut ein Herabgesunkensein aus früheren besseren Zuständen als den zurückgebliebenen Rest des menschlichen Urzustandes repräsentiren könne.

Wichtiger als die Darwinischen Streitfragen waren ihm die auf britischem Boden wesentlich durch Herbert Spencer eingeleiteten Versuche, die Kategorie der Teleologie in der Naturforschung durch die Kategorie der Kausalität zu verdrängen und einen christlichen Theismus mit seiner Lebensfülle durch den resignirten und hoffnungslosen Agnosticismus zu ersetzen. Gegen diese Strömung wandte er sich mit der ganzen Energie seines Geistes, und die drei wissenschaftlichen Hauptwerke seines Lebens kehren ihre oppositionellen Spitzen immer wieder gegen die Versuche, die Teleologie in der Wissenschaft zu entthronen. Das erste dieser drei Werke, The Reign of Law, erschien schon 1866 bei Strahan u. Comp. in London und erlebte 19, namentlich auch in Nordamerika verbreitete Auflagen. Das zweite, The Unity of Nature, ist 1884 ebendaselbst erschienen und hat 3 Auflagen erlebt. Das dritte, The Philosophy of Belief, erschien 1896 bei John Murray in London. Der Grundgedanke, der sich durch alle drei Werke hindurchzieht und schon im Reign of Law mit lebendiger Frische durchgeführt wird, ist folgender. Wir dürfen nicht das Natürliche und das Uebernatürliche einander gegenüberstellen, sondern müssen unter Natur die Summe von allem, was da ist, verstehen, müssen demnach den Menschen sowohl nach seiner physischen als nach seiner psychischen Seite in den Begriff der Natur einschließen. In dieser Natur nun machen wir eine doppelte, scheinbar einander widersprechende Wahrnehmung. Auf der einen Seite finden wir in ihr eine Summe von Kräften, die alle nach unverbrüchlichen Gesetzen wirksam sind, auf der anderen Seite sehen wir überall, ganz besonders deutlich aber auf dem Gebiet der organischen Welt, durch unendlich mannichfaltige und stets wechselnde Kombinationen dieser Kräfte Ziele erreicht, welche sich aus der bloßen Herrschaft der Kausalität nicht erklären lassen, sondern ebenso gebieterisch, wie die Kategorie der Kausalität ihre Herrschaft ausübt, ihre Erklärung aus einer anderen Kategorie verlangen, aus der Kategorie der Teleologie. Wo aber Teleologie waltet, da waltet auch Geist und Wille, ein Geist, der sich seine Ziele setzt und die Mittel wählt, durch welche er dieselben erreicht. Dieser Geist, der auf dem gesammten Naturgebiet waltet, hat seine Analogie in dem Menschengeist, der sich auch seine Ziele setzt und die Mittel wählt, durch welche er dieselben erreicht. Er kann aber diese Ziele nur deßwegen durch seine Mittel erreichen, weil er sich auf die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der in diesen Mitteln wirksamen Kräfte absolut verlassen kann. Ist nun bei dem teleologischen Einwirken des Menschen auf die Natur so wenig ein Gegensatz zwischen Teleologie und Kausalität, daß vielmehr die Teleologie die Kausalität als unerläßliche Bedingung voraussetzen muß, ohne welche sie ihre Ziele gar nicht zu erreichen vermöchte, so fordert die Analogie zwischen dem menschlichen Geist und dem absoluten Geist, daß auch dieser die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit des Waltens aller Naturkräfte geschaffen und gewollt hat, um mittelst derselben seine Zwecke und Ziele in der Welt zu erreichen. Wer die Existenz eines über dem Weltall waltenden höchsten Geistes leugnet und die Weltanschauung des Theismus ablehnt, der macht selbstverständlich jenem Analogieschluß den Vorwurf des Anthropomorphismus. Wer aber auf den Standpunkt des christlichen Theismus steht, für den ist der Mensch das Ebenbild Gottes, und von diesem Gesichtspunkt aus ist jener Analogieschluß nur die selbstverständliche Konsequenz.

Diese Gedanken enthalten nun für den, der mit der philosophischen und theologischen Literatur Deutschlands bekannt ist, nichts wesentlich neues, aber die selbständige Frische, mit der sie dargelegt werden, hat etwas wohlthuendes, und die Lektüre seiner Schriften erfrischt auch durch die genaue Vertrautheit des Herzogs mit den exakten Forschungen der Gegenwart und ganz besonders durch die überaus feinen Naturbeobachtungen, die er überall einstreut. So enthält z. B. sein Reign of Law ein Kapitel über die Mechanik des Vogelflugs, das Niemand ohne reiche und überzeugende Belehrung lesen wird, und alle die genannten Schriften sind voll der anmuthigsten Schilderungen aus dem reichen Gebiete der Natur. Der Herzog hat oft bedauert, daß er nicht deutsch gelernt hat und deutsche Werke kaum aus Uebersetzungen kennt. Aber dieser sein Mangel an Vertrautheit mit unsrer wissenschaftlichen Literatur bringt einem deutschen Leser wenigstens von andrer Seite her einen Gewinn: er wird um so reiner und voller in die Eigenart britischen Denkens und Schreibens eingeführt, und von der konkreten Anschaulichkeit britischen Darstellens können wir zu Abstraktionen geneigte Deutsche manches lernen, das uns abgeht.

Der Herzog hat auch einen Band Gedichte geschrieben, welche den Geist Tennysons athmen, mit dem er eng befreundet war. Sie spiegeln in rührender Weise sein tiefes und ernstes Ringen um eine einheitlich versöhnte Weltanschauung wieder. Auf sein Wirken als Staatsmann und auf seine Veröffentlichungen auf politischem Gebiet einzugehen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Sonst müßte namentlich eine Schrift erwähnt werden, in welcher er seinen Bedenken gegen die von Gladstone in Gang gebrachte Home Rule-Bewegung beredten Ausdruck gab, und ein zweibändiges Werk über Schottlands Vergangenheit und Gegenwart, das viel Beachtung fand. Ueberhaupt war er ein treu anhänglicher Sohn seiner schottischen Heimath

und ihrer presbyterianischen Kirche. In dieser Anhänglichkeit hat er erst letztes Jahr noch das Ruinenfeld der Hebrideninsel Jona, welche zu dem Besitzstand des Herzogthums von Argyll gehört, in einer feierlichen Schenkungsurkunde der schottischen Staatskirche mit dem Wunsche übergeben, daß die Kathedrale wieder ausgebaut werde. Jona, in einer hübschen Monographie vom Herzog beschrieben, war mit seinem 563 von Columba gegründeten Kloster und seiner später daraus hervorgewachsenen Kathedrale Jahrhunderte lang die wichtigste Kulturstätte des nordwestlichen Europa und zeigt heute noch drei Gräberreihen irischer, schottischer und norwegischer Könige.

Wer wie der Unterzeichnete der Ueberzeugung lebt, daß der christliche Theismus unter all den brandenden Wogen der gegenwärtigen Kämpfe der Geister sich siegreich behaupten wird und daß dieser Theismus allein imstande ist, die Menschheit vor geistiger Verarmung und sittlichem Zerfall zu bewahren, der freut sich solcher fröhlicher und kräftiger Mitstreiter im Kampfe der Geister und ruft dem Heimgegangenen ein dankbares Lebewohl nach.

Stuttgart. Rudolf Schmid.

Vom Musikunterricht an den humanistischen Gymnasien.

Von Jg. Ludwig Schanze.

Als vor nahezu Jahresfrist durch verschiedene Zeitungen die Mittheilung ging, der Gesangunterricht an den Gymnasien sollte obligatorisch gestaltet werden, da schlug wohl manches Herz musikliebender Eltern höher, in der sicheren Erwartung, daß diese Mittheilung durch Genehmigung im obersten Schulrathe zur Thatsache werde. Mit ganz anderen Gefühlen sah der Fachmann dem Ausgange dieser Verhandlungen entgegen und ihr bedauerliches Ende überraschte ihn durchaus nicht. Für ihn war es von vornherein klar, daß die Einführung des obligatorischen Gesangunterichtes an den humanistischen Anstalten (und von diesen soll hier nur die Rede sein), so wünschenswerth dieselbe sowohl vom gesundheitlichen als auch vom idealen Erziehungsstandpunkte aus wäre, doch zur Zeit fast nicht möglich ist. Soll ein Unterrichtsgegenstand obligatorisch ertheilt werden, so ist unbedingt ein gleichmäßig geschultes Lehrpersonal und ein für sämmtliche Anstalten gleichmäßiger Lehrplan nothwendig. Beides entbehren bis jetzt unsre Gymnasien mehr oder weniger. Selbst bei Aufstellung eines einheitlichen Lehrplanes ist ein besonderer Erfolg nicht zu versprechen, weil eben das Lehrpersonal ein zu verschieden vorgebildetes ist. Ohne Jemand im geringsten nahe zu treten, muß behauptet werden, daß nur der Gewähr für einen soliden Unterricht bietet, der sich eben ganz und einzig nur dieser Thätigkeit widmet. — Kein Chorregent, der schon vor Beginn seines Unterrichts am Gymnasium in seinem Hauptamte so und so lange thätig war, kein Hofmusiker, der bis spät in die Nacht seiner erschöpfenden Thätigkeit nachgeht und vormittags in Proben seine Frische eindüßt, auch kein Spezialist auf einem Instrumente, der stets in höheren Sphären schwärmt, wird imstande sein, einen Unterricht zu geben, der für den Schüler einen bleibenden Werth hat. Dazu kommt, daß auch der Schüler schon meistens drei Stunden auf der Schulbank gesessen ist; also Lehrer und Schüler nicht mehr frisch sind. Kommt dann nicht von Seite des Lehrers ein anregender Zug in den Unterricht, so dürfte wohl die Stunde verloren sein. — Dazu kommt noch eine nicht zu unterschätzende Hauptsache, nämlich das pädagogische Geschick oder die Routine, welches beides sich mit einer großen Literaturkenntniß der einschlägigen Fächer paaren muß. — Woher soll der den Musikunterricht als Nebenverdienst betreibende Musiker die Zeit und die Lust bekommen, sich ernstlich mit diesem oft sehr zeitraubenden Studium zu beschäftigen, da er doch hauptsächlich mit anderen, ihn mehr interessirenden Dingen umzugehen hat.

Kurz, wir sehen, daß ein ersprießlicher Unterricht doch nur von eigenen Musiklehrern ertheilt werden kann, die bei eigens hiezu gemachten Vorstudien sich ihrem gewiß schweren Berufe voll und ganz hingeben und auch hingeben können. Wenn sich nun auch die Zustände so ohne weiteres nicht an jeder Anstalt ändern lassen, so wäre solches aber doch im Laufe der Zeit bei Gelegenheit von Wiederbesetzungen oder Neuschaffung von Stellen zu bewerkstelligen.

Nun zum Unterricht selbst. — Auch hier ist eine Reform sehr am Platze und zwar auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen leicht durchzuführen. Es betrifft die Vielseitigkeit des Unterrichtes. Bekanntlich wird der Musikunterricht bis jetzt nach Bedürfniß ertheilt; daher kommt es, daß wir Gymnasien haben, an welchen gut und oft sehr viel, und solche, an denen nur sehr wenig musizirt wird. Sollte das Bedürfniß der Schüler, resp. Eltern, ein so verschiedenartiges sein? Unmöglich. — Einer jeden gegebenen Gelegenheit wird das wirkliche Bedürfniß folgen. So haben wir beispielsweise (Voll-)Gymnasien, an welchen nur Gesangunterricht, solche, an denen Gesang und Violinunterricht eventuell noch Cellounterricht, solche, an denen Gesang und Unterricht in sämmtlichen Streichinstrumenten, dann solche, an denen auch noch einige Holzblasinstrumente gelehrt werden, und endlich Gymnasien, an denen Gesang und aller erdenklicher Streicher-, Holzblas- und Blechinstrumenten-Unterricht ertheilt wird. Welches Chaos und wo die Begründung! Hier zu wenig, um den jungen Leuten Freude an dieser schönen Kunst zu wecken und ihnen Einblick hierin zu gewähren, dort so viel, daß die Sache zu Spielerei im schlimmsten Sinne ausartet. — Es dürfte auch hier, wie meistens, das Richtige im Mittelmaß liegen. — Man gebe an allen Vollgymnasien ohne Unterschied den Schülern Gelegenheit zu einem streng geregelten Gesangunterricht und die Möglichkeit eines der sämmtlichen in der Orchestermusik angewendeten Streichinstrumente, als: Violine, Viola, Violoncello oder Kontrabaß zu lernen. Das genügt vollkommen. Durch Zusammenstellung dieser Instrumente und Hinzufügung eines Klavierspielers, der sich unter den Schülern eines Gymnasiums leicht findet, erhält man ein kleines Orchester, mit dem alles zu spielen ist, was in der musikalischen Literatur von Gymnasialschülern überhaupt bewältigt werden kann. Auf diese Weise, würde sich der Musikunterricht an einem Gymnasium, wie folgt gestalten:

Drei Gesangskurse für Anfänger, Fortgeschrittene und Treffsicherere, mit je wöchentlich zwei Stunden. Der dritte Kursus wirkt bei den Schulfeierlichkeiten mit und stellt an den katholischen Gymnasien den Kirchenchor. Fünf Violinkurse mit je zwei Wochenstunden, zwei Violoncellostunden wöchentlich, eine Viola- und Kontrabaßstunde wöchentlich bei Semesterkursen, eine Wochenstunde für Ensemble-Uebung und eine, um den besseren Schülern Gelegenheit zur Pflege der Kammermusik zu geben. Hiezu käme noch eine Wochenstunde für die Proben der sonn- und feiertäglichen Kirchenverrichtungen an den katholischen Gymnasien, so daß ein Musiklehrer mit wöchentlich 22—26 Stunden beschäftigt wäre. Es wäre dies eine vollkommen genügende Anzahl von Stunden, um an jedem Voll-Gymnasium einen konservatorisch gebildeten Musiklehrer aufzustellen, zum Besten der ihm anvertrauten Jugend und zur Förderung dieser herrlichen Kunst im allgemeinen. Durch Errichtung eines Musiklehrer-Seminars innerhalb der kgl. Musikschulen von München und Würzburg unter Leitung eines mit dem Gymnasialmusikunterrichtswesens vertrauten Lehrers würde man ein gewiß gut geschultes und verläßiges Personal leicht erreichen. — Nur dieses ist der Weg zu einem rationellen und sicheren Betriebe des Musikunterrichts an unsern humanistischen Gymnasien, und es ist damit der Kunst ein größerer Dienst erwiesen als lediglich mit dem obligatorischen Gesangsunterricht.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. **Kunz: Beispiele für das Gefecht und den Sicherheitsdienst der Infanterie.** (12. Heft der Kriegsgeschichtlichen Beispiele aus dem Kriege 1870/71.) Berlin, Mittler 1900. 157 S. — Der Dienstunterricht ist

in der ganzen deutschen Armee längst als ein für die Erziehung des Soldaten hochbedeutsames Moment erkannt worden; seine richtige Ertheilung aber begegnet bei einer großen Zahl unsrer jungen Offiziere anfänglich nicht unerheblichen Schwierigkeiten. Zahllos sind daher die Bücher, die sich dem jungen Lehrer als Rathgeber dafür anbieten, wie er den Stoff zu gestalten und vorzutragen habe, um bei seinen Schülern Verständniß zu finden und das Interesse wachzuhalten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich der Unterricht auf allen militärischen Gebieten des Beispiels in ausgedehntestem Maße zu bedienen hat, denn auf der Kriegsakademie wie in der Mannschaftsstube erhält die vorgetragene Theorie ihre ganze Bedeutung erst durch Anwendung auf einen praktischen Fall — gerade der Soldat muß das „Können“ über das „Wissen“ stellen. Um aber die „Beispiele“ immer rasch und richtig bei der Hand zu haben, bedarf es längerer Dienstpraxis und auf dem wichtigsten Gebiete, der Gefechtsthätigkeit, versagt auch diese, denn die große Masse aller Militärlehrer kennt den Krieg nicht mehr aus eigener Anschauung. Daher dünkt es uns ein dankenswerthes Unternehmen, wenn eine auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte so bewanderte Persönlichkeit, wie Major Kunz, seine reiche Erfahrung zu solchem Zweck zur Verfügung stellt. In 1404 Beispielen berührt er alle irgendwie denkbaren Vorkommnisse aus der Gefechtsthätigkeit und dem Sicherheitsdienst der Infanterie. Besonders in den Abschnitten: Umsichtiges Benehmen einzelner Mannschaften, Unteroffiziere, Feldwebel — Rühmliche Leistungen von Leutnants — Geschicktes Verhalten von Zügen und Kompagnien — Erfahrungen verschiedener Art, bietet er reiches Material für den Unterricht an Mannschaften, Unteroffiziere, Einjährig-Freiwillige und Reserve-Offiziere. Gerade die Letzteren werden das Buch als ausgezeichnetes Hülfsmittel erkennen, sich rasch und gründlich mit dem bekannt zu machen, was im Kriege an sie herantreten kann, ohne daß die Dienstvorschriften hierüber Auskunft geben. — Bei der großen Ausdehnung des Inhalts ist es nur zu natürlich, daß sich Gelegenheit zu Aussetzungen ergibt. So lesen wir z. B. hier zum erstenmale, daß „polnische Wehrleute unter dem Einfluß der polnischen Hetzapostel manchmal nicht die gleiche Hingabe gezeigt haben mögen, wie sie sonst im deutschen Heere üblich war“. Sollte sich hiegegen kein Widerspruch erheben? Nebensächlich ist, daß Major Kunz mit bayerischen Verhältnissen nicht genügend vertraut sich erweist, um zu wissen, daß ein Korporal für muthvolles Verhalten nicht das „Ritterkreuz 2. Klasse des Militär-Verdienstordens“ erhalten haben kann. Erstaunen aber muß erwecken, daß weder der Verfasser noch diejenigen, die ihn zu seinem Werke anregten, anscheinend vom „Bayerischen Soldat im Felde“ Kenntniß hatten. Was Kunz über Mannschaftsleistungen zu bieten anstrebte, ist in diesem vortrefflichen, vom bayerischen Kriegsarchiv bearbeiteten, vom bayerischen Kriegsministerium herausgegebenen Mannschaftslesebuch in vollendeter Gestalt geboten, so daß es wenigstens für die Bayern auf diesem Gebiete keine „bedauerliche Lücke“ auszufüllen gab. Und das ausgezeichnete, bereits im Jahre 1893 in 7. Auflage vorliegende Unterrichtsbuch mit kriegsgeschichtlichen Beispielen: „Der Felddienst“ von Zobel, damals preußischem Oberstleutnant, ist ihm gleichfalls unbekannt geblieben? Wir konnten wenigstens keine Einflußnahme der beiden gediegenen Schriften auf die neue Arbeit von Kunz feststellen. — Der weiteren Verbreitung der „Gefechtsthätigkeit“ wird übrigens auch der auffallend hohe Preis hinderlich sein.

Aehnliche Ziele will wohl auch Oberstleutnant a. D. Graf von der Schulenburg mit seinem Büchlein „Kriegserfahrungen“ (Braunschweig 1900) erreichen, verfehlt aber den Zweck so vollständig, daß wir der kleinen Broschüre gar nicht gedacht hätten, wenn sie nicht in einer Militärzeitung eine empfehlende Kritik gefunden haben würde. Wir dagegen warnen nachdrücklich davor! Das Buch bringt ja einige ganz gute Gedanken, wimmelt aber von veralteten Ansichten und schiefen Urtheilen, hält sich nicht frei von Selbstgefälligkeit und gipfelt in einer Herabsetzung des Reitergenerals Schmidt. So stellt sich der Verfasser ein „Instruktionsbuch“ vor, das auch „Unteroffizieren und Leuten“ in die Hand gegeben werden soll? Was fangen diese mit dem ebenso überflüssigen als verfehlten Abschnitt „Landesvertheidigung“ und den darin empfohlenen „Festungs-Improvisationen“ an oder gar mit dem „Nachweis“ (?), daß „Moltke für die Ehre der Kavallerie kein Herz und für ihre Leistungsfähigkeit kein Verständniß gehabt habe?“ Die schweren Bedenken, die wir gegen das Buch hegen, ließen sich in zahlreichen Einzelheiten weiter begründen, es fehlt uns hiezu der Raum.

Dr. Fritz Treſz: Das Wirthsgewerbe in München. Eine wirthschaftliche und soziale Studie. (Münchener volkswirthschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz, 33. Stück.) J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1899. — Die Münchener volkswirthschaftlichen Studien haben mit der vorliegenden Arbeit eine der näheren Betrachtung wohl würdige Bereicherung erfahren. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, war keineswegs leicht, galt es doch hauptsächlich, aus sich vielfach widersprechenden und oft tendenziös entstellten Angaben der Angehörigen des Berufs heraus wissenschaftliche Wahrheit zu schöpfen. Alle diese Schwierigkeiten hat Hr. Dr. Treſz in einer Weise überwunden, die rückhaltlose Anerkennung verdient und die eine möglichst große Verbreitung des Buches im Interesse der guten Sache durchaus wünschenswerth macht. Der Verfasser leitet seine Arbeit mit einem geschichtlichen Ueberblick ein, der ein klares Bild von der Entstehung, der Art und den mannichfaltigen Befugnissen der Wirthschaften gibt. Im Zusammenhange mit der Gewerbepolitik Bayerns gelangt alsdann die ökonomische Entwicklung des bayerischen Wirthsgewerbes an der Hand des geschickt benutzten Quellenmaterials als zu einer besonders durch die Heranziehung zeitgenössischer Aeußerungen belebten Darstellung. Die Wandlungen in den Verkehrs-, den technischen Verhältnissen, die Wirksamkeit der auf diesem Gebiete vielfach und mit sehr verschiedenem Erfolg eingreifenden Gesetzgebung und viele hiemit sich berührende Faktoren werden eingehend nach verschiedenen Richtungen hin behandelt. Die Organisations-, die Absatzverhältnisse, die Gesammtlage des Gewerbes, seine Rentabilität und seine Aussichten für die Zukunft gelangen zu umfassender Erörterung. Ueberall legt der Verfasser ein reiches amtliches, statistisches, wissenschaftliches und durch mühsame und gewissenhafte eigene Forschung gewonnenes Material unter, das oft bis ins Einzelne geht und über viele wichtige Fragen Licht zu verbreiten geeignet ist. Besonders bemerkenswerth und aktuell sind die Darlegungen über das Ortsstatut, die Bedürfnißfrage, das vielumstrittene Gebiet des Flaschenbierhandels, das Verhältniß von Arbeitgebern und Angestellten, die so häufig schon erörterte Trinkgeldfrage und die Arbeitsvermittlung im Wirthsgewerbe. Wie die Behandlung aller dieser nicht nur für die Angehörigen dieser Klassen, sondern auch für die Allgemeinheit wichtigen Verhältnisse von ebensoviel Gründlichkeit und Geschick wie Hingabe an die Sache zeugt, so hat der Verfasser sich im besonderen eifrig mit dem Kellnerinnenwesen beschäftigt und tritt lebhaft den vielfachen Mißständen, die sich hierin bemerkbar machen, entgegen, indem er die Wege, die zu einer Besserung führen können, andeutet. Inzwischen ist in dieser Angelegenheit mit der nach Ueberwindung einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten erfolgten Gründung eines Münchener Kellnerinnenvereins bereits ein wichtiger Schritt vorwärts gethan worden. Im ganzen stellt sich das Buch des Hrn. Dr. Treſz als eine Arbeit dar, die nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch vom Standpunkt der zahlreichen Interessenten hoher Beachtung werth und deren Bedeutung durchaus nicht etwa auf die Stadt München beschränkt ist. Möge es im Interesse der Allgemeinheit die Verbreitung finden, die es verdient! L.

* **Karlsruhe.** Dem außerordentlichen Professor Dr. Joachim Teichmüller an der hiesigen Technischen Hochschule wurde, wie der „Frankf. Ztg.“ berichtet wird, die etatsmäßige Amtsstelle eines außerordentlichen Professors für Elektrotechnik an dieser Hochschule übertragen.

* **Jena.** Der Privatdozent Dr. Friedrich Schultz, Leiter der physiologisch-chemischen Abtheilung der hiesigen Universität, ist, der „Frankf. Ztg.“ zufolge, zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

tz. **Weimar,** 7. Juli. Der verdienstvolle Archivdirektor Karl August Hugo Burkhardt (geb. 6. Juli

1830 zu Jena) hat sich am Tage seines 70. Geburtstags zwar den Ovationen seiner hiesigen Freunde entzogen, doch haben diese Sorge getragen, daß ihm, dem absichtlich in die blaue Ferne Entflohenen, eine Festschrift nachfolgt, welche sicherlich nicht verfehlen wird, demselben eine aufrichtige Freude zu bereiten, während sie auch in weiteren Kreisen die ihr gebührende Aufmerksamkeit auf sich lenken dürfte. Sind denselben doch Burkhardts Schriften und Werke seit 36 Jahren auf so manchen, weit auseinander liegenden Gebieten fraglos näher gerückt. Wir nennen bei diesem Anlaß: „Der historische Hans Kohlhase und H. v. Kleists Michael Kohlhas“ (1864); „Luthers Briefwechsel“ (1866); „Briefe der Herzogin Sybille“ (1868); „Goethe und der Komponist Kayser“ (1879); „Das Repertoire des Weimarischen Hoftheaters unter Goethe's Leitung“ (1891) u. v. a. m. Daneben ist in erster Linie das Verdienst anzuerkennen, welches sich Burkhardt um das Archivwesen erworben hat. Als Leiter des Sachsen-Weimarischen Staats- und des Sachsen-Ernestinischen Hausarchivs hat er bezüglich der Organisation wie der Administration dieser Institute sich als eine Autorität ersten Ranges erwiesen, so daß selbst vom Ausland her des öfteren diese mustergültig geleiteten Archive durch Fachmänner besucht worden sind, um in Weimar Studien zu machen. Was die äußere Anordnung anlangt, so ist von Burkhardt das sogenannte „holländische System“ zur Anwendung gebracht, dem er selbst jedoch noch viele praktische Neuerungen — zumal bezüglich des Lichtes und der Luft — einfügte. Auf Grund der in diesem seinem eigentlichen Lebensberuf gemachten Erfahrungen und gesammelten Kenntnisse edirte Burkhardt das in mehrfachen Auflagen erschienene, für alle seine Berufsgenossen geradezu unentbehrliche „Hand- und Adreßbuch Deutscher Archive“. Bezüglich der oben genannten Gratulationsschrift sei erwähnt, daß diese folgende, auch für weitere Kreise gewiß höchst interessante Beiträge enthält: Einen Brief Goethe's über Orden; Literarische und freiheitliche Bestrebungen deutscher Gymnasiasten um das Jahr 1830; Zur Geschichte der frühesten Jugenderziehung des Großherzogs Karl August von S.-Weimar; Einige Anmerkungen zu Goethe's Sprachbehandlung; Kleine Beiträge zu Goethe's Gesprächen; Zwei Briefe Bettina's; Klassische Findlinge; Wielands Gelegenheitsgedichte; Einige Bemerkungen über Hippokrates' Darstellung und Stil; Drei Briefe von C. Ph. Moritz an Herder; Die historische Bedeutung von Klopstocks Messias; Bibliographische Uebersicht über die Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Ausgaben C. A. H. Burkhardts. Beigesteuert bezw. verfaßt sind obige Artikel von: P. v. Bojanowski; O. Francke; K. Kehrbach; F. Sandvoß; A. Sauer, E. Schmidt; C. Schüddekopf; B. Seuffert, H. Weber; G. Weißstein; R. M. Werner und J. Trefftz.

* **Rostock i. M.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Landesuniversität Dr. Axenfeld hat, der „Voss. Ztg.“ zufolge, einen Ruf an die Universität Marburg abgelehnt.

* **Aus der Schweiz.** Der „Frankf. Ztg.“ wird gemeldet: Der Privatdozent für Germanistik an der Züricher Hochschule und Herausgeber des „Archivs für Schweizerische Volkskunde“ Dr. Ernst Hoffmann-Krayer ist zum außerordentlichen Professor für Phonetik, schweizerische Mundarten und Volkskunde an der Universität Basel ernannt worden. — Der seit 36 Jahren an der Universität Genf dozirende ordentliche Professor für Botanik J. B. Thury ist von seinem Lehramt zurückgetreten. — Dem Redakteur der „Schweizerischen Musikzeitung“, Dr. Karl Nef, wurde die venia legendi für Musikwissenschaften an der Hochschule zu Basel ertheilt.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg fand am 1. Juli die Grundsteinlegung des neuen Polytechnikums statt. Zum Direktor des neuen Polytechnikums ist Fürst A. G. Gagarin ernannt worden.

* Astronomische Forschungen auf dem Mont-Blanc: Man schreibt der „Post“ aus Paris, 7. Juli: Der Astronom Janssen hat vorgestern Meudon, wo er die Sternwarte leitet, verlassen, um sich nach Chamounix und auf sein Observatorium auf dem Gipfel des Mont-Blanc zu begeben. Er wird von den russischen Astronomen Hanssen und Pilkoff begleitet, die den Aufstieg auf den Mont-Blanc mitmachen, um die von den Registrirapparaten während des Winters 1899/1900 aufgezeichneten meteorologischen Resultate abzunehmen, und zahlreiche wissenschaftliche Forschungen, worunter solche über die Sonnentemperatur, über die Schwerkraft und die spektroskopische Analyse der Erdatmosphäre fortzusetzen. An dieser wissenschaftlichen Mont-Blanc-Expedition nimmt auch der Maler Dumontet theil, der beauftragt ist, mit einem panoramischen Apparate vom Dache des Observatoriums aus den Horizont zu photographiren. Janssen wird sich nur kurze Zeit auf dem Mont-Blanc aufhalten, da er Ende Juli beim Photographen-Kongreß präsidirt.

* Die Aerzte in Italien. Die Zahl der Personen, die in Italien dem Studium der Medizin obliegen, hat gegen früher ganz gewaltig zugenommen. Im Schuljahre 1876/77 waren 2035 Studenten in den medizinischen Fakultäten der verschiedenen Universitäten des Königreichs, im Jahre 1896/97 hingegen 6922 Studenten, also dreieinhalbmal mehr. Dieser Zunahme der Studenten steht nun allerdings nicht eine gleich starke Zunahme der Zahl der den ärztlichen Beruf Ausübenden gegenüber; die von den Sanitätsbehörden der Provinzen aufgestellten Aerzteverzeichnisse enthielten im Jahre 1878 18,044 und im Jahre 1899 20,000 Namen. Seit einiger Zeit verlassen im Jahre durchschnittlich 900—1000 neue Mediziner die Universitäten, während durch Tod oder Invalidität nur etwa 500 Lücken in die Reihen der schon vorhandenen Aerzte gerissen werden. In Italien gibt es rund 9000 medici-condutti, d. h. von den Gemeinden oder Bezirken angestellte Aerzte; von diesen haben 5000 eine sogen. condotta-piena, sie müssen für das ausgesetzte feste Gehalt die ganze Bevölkerung des betreffenden Ortes oder Bezirkes gebührenfrei behandeln. Das Gehalt ist meist bescheiden; es übersteigt in etwa 500 Fällen den Betrag von 3000 Lire. Allerdings ist es üblich, daß wohlhabende Familien den medici-condotti für seine Inanspruchnahme honoriren, auch wenn keine Verpflichtung hiezu besteht.

* Das älteste Aktenstück in einer skandinavischen Sprache bildet, wie die „Nationalzeitung“ mittheilt, den Gegenstand einer Untersuchung, die der Kopenhagener Universitätsbibliothekar Dr. V. Kaalund augenblicklich in dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm anstellt. Es handelt sich um den Verkaufsbrief einer Bäuerin Marie Anna Jenstochter über einige Höfe in dem damals dänischen Malmö, dessen Urkunden nach der Eroberung durch Schweden nach Stockholm gewandert sind. Außer einigen isländischen Briefen wird dieser 1285 abgefaßte Kaufvertrag für das älteste nicht lateinisch oder deutsch geschriebene Aktenstück in ganz Skandinavien angesehen.

T. Der Vermögenszuwachs der amerikanischen Universitäten ist ein geradezu enormer. In ein und derselben Wochenausgabe der New-Yorker „Science“, die alle derartigen Neuigkeiten zusammenstellt, sind Summen von insgesammt etwa 6 Mill. M. genannt, die nach den gerade gleichzeitig eingelaufenen Nachrichten verschiedenen wissenschaftlichen Instituten durch Privatleute geschenkt worden sind. Die diesmalige Liste ist besonders hoch, aber es vergeht wohl keine Woche, in der nicht die genannte Zeitschrift über Schenkungen von einigen 100,000 Doll. zu berichten hat. Aus den Mittheilungen sei hervorgehoben, daß in Rochester demnächst eine Universität für Frauen eröffnet werden wird, nachdem die erforderliche Summe von 200,000 M. beinahe vollständig gezeichnet ist.

* Im Verlage der Buchdruckerei Schläpfer u. Comp. in Trogen (Schweiz) erscheint: „Minerva“, Monatsblätter für ideale Weltanschauung und schöne Literatur; herausgegeben von Stiftsarchivar Bohl (Abonnement 10 Fr. per Jahr, einzelne Nummer 1 Fr.). Das erste Heft, 16 Seiten Großquart, enthält ein Vorwort des Herausgebers, ferner aus derselben Feder „Utopia“, ein Satyrspiel in drei Akten (Schluß im zweiten Hefte), „Das Leben“ eine Rhapsodie in Stabreimen von demselben Verfasser, und der Anfang des aus lauter kleinen, meist epigrammatischen Poesien bestehenden „Buches der Erfahrung“, welches successive in den nächsten elf Nummern oder darüber hinaus erscheint. Hauptzweck der Zeitschrift ist die Verbreitung praktischer Philosophie in ihrer Anwendung auf das Staatsleben und die schöne Literatur in ihrer Beziehung zur Gesundheit des öffentlichen Lebens.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 11. Juli. Nummer 156.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Napoleon im Jahre 1800.

Von Hauptmann Dr. Reinhold Günther.

Wir haben einen Herrn! soll Siéyès wenige Tage schon nach dem Beginne der Konsulatsregierung in einer aus ehemaligen Mitgliedern des Konvents zusammengesetzten Gesellschaft ausgerufen haben. Und, setzte er hinzu, in der traurigen Lage, in welcher sich Frankreich gegenwärtig befindet, müssen wir uns ihm unterwerfen. Er hätte noch beifügen dürfen, daß Niemand imstande sei, wirklich Widerstand gegen die Neuordnung der Dinge zu leisten, da das allgemeine Gefühl dahin gehe, die beginnende Despotie böte die einzige Gewähr vor den sonst unausbleiblichen Katastrophen.

Neben dem Winterfeldzuge von 1814 wird die Geschichte stets die Thätigkeit Napoleons in der Zeit vom 18. Brumaire bis zu dem Tage von Marengo als die größte Leistung des letzten und mächtigsten der italienischen Condottieren bezeichnen. Er gab damals dem Staat die Grundlagen der Verwaltung, welche alle folgenden Regierungen nicht anzutasten wagten, er wußte die Schuld für die Fortführung des Krieges den Gegnern zuzuweisen, während er zugleich die Koalition sprengte, er reorganisirte das Heer und schuf aus ihm das bewundrungswürdige Werkzeug, dessen Schärfe selbst 15 Jahre später trotz aller Feldzüge, nicht wesentlich angegriffen erschien.

Mit eiserner Hand griff der erste Konsul in die liederliche Heeresverwaltung ein, indeß er zugleich dem Wehrgesetz von 1798 die weitgehendste Auslegung gab, um genügend viel Menschenmaterial zu gewinnen. Die im Jahre VIII der Republik (1799/1800) in die Rekrutirungslisten eingetragene männliche Jugend vom 20. bis zum 25. Altersjahre ward, fast ohne Ausnahmen gelten zu lassen, in der Zahl von etwa 120,000 Mann einberufen. Alle seit 1792 aus irgend einem Grunde Beurlaubten mußten sich wieder in den Depots stellen und zu diesen 30,000 kriegsgeübten Leuten fand Bonaparte die Führer in jenen Offizieren, die während der Periode des Direktoriums unwillig von ihren Kommandostellen zurückgetreten waren. Die für den Territorial- und Etappendienst so sehr bauchbare Gendarmerie erfuhr eine vollständige Reorganisation. Die Troßknechte, welche bis dahin den Bespannungen der Geschütze und Kriegsfuhrwerke als höchst mangelhaft ausgebildete Fahrer gedient hatten, wurden in Trainbataillone besammelt und militärisch ausgerüstet. Selbst die reiche und vornehme Jugend konnte sich dem patriotischen Zuge der Zeit nicht entziehen; es entstanden in diesen Kreisen einige Freikorps, die am Feldzuge theilzunehmen wünschten. Die italienischen Flüchtlinge eilten freudig zu den Fahnen ihrer Legionen, welche thätigen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes nehmen sollten. Genug, das Zauberwort des ersten Konsuls, welches von „Eisen, Geld und Kriegern“ sprach, schien ganz Frankreich über Nacht in ein gewaltiges Heerlager verwandelt zu haben. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1800 verfügte Bonaparte über mehr als eine Viertelmillion Streiter.

Damit die Infanterie schlagfertiger werde, gab der erste Konsul die Verbesserungen an für ihre Feuerwaffe. Das Gewehr aber diente noch fast ein halbes Jahrhundert später als Vorbild für Perkussionsflinten. In vier Monaten kaufte die Regierung 25,000 Pferde auf, indeß die Staatswerkstätten ununterbrochen daran arbeiteten, die Artillerie mit neuem, mustergültigem Material auszurüsten.

Die formelle Organisation der Armee wurde über allen direkten Kriegsvorbereitungen nicht vergessen. Bonaparte schuf den Armeekorpsverband, der drei Infanteriedivisionen, eine Reiterbrigade und die nothwendige Zahl von Batterien umfassen sollte. Zwei bis drei dieser strategischen Einheiten, welche von Generalleutnants — eine wiedererrichtete Charge — befehligt wurden, bildeten in der Folge eine Armee, die vollständig unabhängig zu operiren vermochte. Wie wir wissen, hat sich diese Einrichtung als die für starke Heere allein passende erwiesen und ist seitdem überall zur Annahme gelangt. Preußen ist dann freilich einen Schritt weiter gegangen und hat den Armeekorpsverband in glücklichster Weise zur Einheit der Friedensverwaltung des Heeres ausgestaltet.

In Hinsicht auf die Besetzung der höheren Führerstellen walteten gewisse Eigenthümlichkeiten vor. Die Generale, welche während des italienischen Feldzuges von 1796/97 bewiesen hatten, daß sie tüchtige Leutnants der Oberführung des Meisters waren, ermangelten in Wahrheit zum guten Theil jener Selbständigkeit, die man unter den heute geltenden Grundsätzen von ihnen fordern würde. Ihr persönlicher Muth, die Vorliebe für kühne, überraschende, aber wenig vorbereitete und gewöhnlich mit zu geringen Kräften unternommene Angriffe zogen ihnen während des Feldzuges von 1799 mehrfach die schwersten Niederlagen zu. Selbst Masséna ist von diesem Vorwurfe nicht freizusprechen. In den Kämpfen um Genua, April und Mai 1800, hat er einigemal den Versuch gemacht, geradezu abenteuerliche Operationen durchzuführen. Napoleon zeigte dagegen als erster Konsul, so wenig wie nachher als Kaiser, das ernstliche Bestreben, wirklich selbständige Oberführer heranzubilden. Sein Konflikt mit dem von den Zeitgenossen weit überschätzten Moreau, die eigenthümliche Stellung Berthiers an der Spitze der Reservearmee, die Beseitigung Lecourbe's (1804) und die Zurücksetzung des jüngeren Kellermann, sowie manche andere ähnliche Handlungen, liefern den Beweis für unsre Behauptung. Zwölf Jahre später versagte das System. Napoleon ging an dem gleichen Fehler

zugrunde, den seine Gegner vor 1809 niemals vermieden hatten.

Die Subalternoffiziere und der gemeine Mann sahen in Bonaparte längst ihren wirklichen Herrn. Er schritt einerseits gegen die nachlässige Intendantur ein, überließ aber andrerseits selbst die verbündete Schweiz den Truppen als erobertes Land. Und die französische Armee, die den Krieg um der Siegesbeute willen führte und führen mußte, folgte auch ferner dem seit Beginn der Revolutionsfeldzüge geübten Aussaugungssystem. Nicht, daß der gemeine Mann schlechtweg ein gewöhnlicher Räuber gewesen wäre, aber er hungerte oft, es fehlte ihm zumeist am Nothwendigsten und regelmäßige Soldzahlungen empfing er erst nach dem Frieden von Luneville. Dagegen versprach Bonaparte selbst den Seinen „gloire et richesse", und wie er über die Erpressungen in nichtfranzösischen Gebieten dachte, ist bekannt. In der ersten Zeit der Revolution mag die Phrase von der Freiheit und Gleichheit, die republikanische Idee der Kitt gewesen sein, der die Armee zusammenhielt. Die Kämpfer des Jahres VIII dagegen belebte einzig die Aussicht auf Beute und der Name Bonaparte elektrisirte sie, weil er die Gewähr für ein rasches Siegen bot.

Dennoch, die rastlose Thätigkeit des ersten Konsuls hätte nicht ausgereicht, die für die Fortführung des Krieges nothwendigen Kräfte in nützlicher Frist zu organisiren, ohne die bereits den Zeitgenossen unbegreifliche Trägheit der Gegner. Eine von Oberitalien aus gegen Südfrankreich unternommene und mit dem gleichzeitigen Vorgehen am Rheine verknüpfte Invasion hätte Ende 1799 gute Erfolge haben müssen, da die Beruhigung der Vendée damals noch in Frage stand. Ganz abgesehen davon, scheint die Koalition nicht einmal genügende Nachrichten über die nach dem Brumaire erfolgende Veränderung der Lage gewonnen zu haben.

In den auf St. Helena entstandenen Memoiren erzählt Napoleon mit sichtlichem Behagen, wie ganz Europa nichts von dem Bestehen einer größeren Reservearmee geahnt habe. Es ist dies übrigens sehr begreiflich; denn bis gegen Ende April standen dem ersten Konsul nur die Kadres für drei Marschdivisionen zur Verfügung. Die Truppen, zum größten Theil Rekruten, befanden sich noch auf dem Marsch oder in ihren von Dijon ziemlich weit entfernten Depots. Dem in Italien befehligenden kaiserlichen Feldzeugmeister Melas standen der Mont Cenis, der Kleine und der Große St. Bernhard seit dem Anfang April völlig freigegeben. Er besaß demnach die Möglichkeit, die Konzentration der Reservearmee empfindlich zu stören. Dagegen versäumte er die kostbaren Wochen vor Genua und hielt die Meldungen über die Vorgänge bei Dijon für Gerüchte ohne jeden wirklichen Hintergrund.

So gewann Bonaparte die Möglichkeit, die Kaiserlichen in Italien zu überraschen. Die Verfassung des Jahres VIII untersagte dem ersten Konsul, Frankreich zu verlassen. Die Welt kannte den neuen Machthaber zu wenig, um nicht zu glauben, daß diese Bestimmung ihn abhalten werde, den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Zudem ließen die inneren Zustände der Republik es sehr wünschenswerth erscheinen, daß der erste Konsul in Paris verbleibe. Er selbst hegte die Gedanken bis in die letzte Märzwoche hinein. Die Weigerung Moreau's aber, die Rheinarmee zu verlassen, um den Befehl in Italien zu übernehmen, brachte Bonaparte zu dem Entschluß, die von Berthier organisirten Truppen selbst in die Lombardei zu führen. Die nöthigen Bewegungen begannen am 24. April. Mit meisterhaftem Geschick verstand es der Feldherr, die Spione des Gegners zu täuschen. Sein eigenes Preßbureau mußte Schmähschriften über die Erschöpfung aller Mittel in der Oeffentlichkeit verbreiten und die widersprechendsten Nachrichten an die Zeitungen ausgeben. Niemand, außer den nächsten Eingeweihten, kannte die Versammlungsorte, die in kleinen Juraortschaften lagen. In Dijon selbst standen nur einige Depots und die Invaliden der Friedensbesatzung. Sogar den näheren Freunden gegenüber gebrauchte Bonaparte mit Erfolg das Mittel, die Abreise nach Dijon mehreremale festzusetzen, um sie dann wieder aufzuschieben. Genug, man glaubte in Paris überhaupt nicht mehr daran, daß der erste Konsul einen Wagen zur Fahrt nach dem Osten benutzen könnte. In Wahrheit wollte Bonaparte nicht früher an die Spitze der Reservearmee treten, als bis Moreau in Deutschland den ersten wirklichen Erfolg davongetragen hätte. Am 27. April schrieb er in diesem Sinn an Berthier und theilte ihm zugleich mit: „C'est donc par le Saint-Bernard, que je désire que l'on passe." Demnach ist er mindestens schon zwölf Tage vor seiner theatralischen Unterhaltung mit dem General Marescot fest entschlossen gewesen, den Großen St. Bernhard als Uebergang zu benutzen.

Am 7. Mai traf der erste Konsul endlich in Dijon ein. Er organisirte hier in aller Schnelligkeit die Stäbe für eine zweite Reservearmee unter dem nachmaligen Marschall Brune; bereits 24 Stunden später war er in Genf und sprach hier zu Marescot das so oft citirte: „Eh bien, partons!" Wie geheim jedoch das alles vor der Oeffentlichkeit blieb, geht aus der Thatsache hervor, daß die Genfer fest meinten, der Herrscher Frankreichs werde längere Zeit in ihrer Mitte weilen; lasen sie doch Ausschreibungen, wonach für ihn in der Calvinstadt eine passende Behausung gesucht ward. Uebrigens brachten erst diese, dem Abmarsch ins Wallis unmittelbar vorausgehenden Tage die endgültige Eintheilung der aus zwei Korps, einer Vorhutdivision, zwei detachirten und einer Reiterdivision bestehenden nunmehrigen italienischen Armee.

Wir wissen heute, daß der von den Zeitgenossen mit so überschwänglicher Bewunderung gepriesene Zug über den Großen St. Bernhard keine, nicht einmal in Rücksicht auf die Schnelligkeit, außergewöhnliche Leistung war. Was die zu bewältigenden Schwierigkeiten anbelangt, so tritt sie vor den Märschen Suwarows in den Alpen und dem Splügenübergang Macdonalds (Dezember 1800) weit zurück. Erst am 21. Mai war Bonaparte in Aosta, bis zum 24. Mai weilte er vor dem hartnäckig durch Hauptmann Bernkopf vertheidigten Fort Bardo, am 2. Juni hielt er seinen feierlichen Einzug in Mailand.

Die Lage in Italien war keineswegs sehr günstig für die Franzosen. Genua, vollständig ausgehungert, eine Beute der ansteckenden Krankheiten, mußte in diesen Tagen kapituliren; die glückliche Vertheidigung der Var-Linie wollte dagegen nicht viel besagen. Auch nach dem Siege von Montebello blieb es zweifelhaft, ob man sich in der Lombardei behaupten könne; denn Melas vereinigte 31,000 Mann in der absolut sicheren Stellung unter den Mauern von Alessandria, während der erste Konsul auf höchstens 27,000 Streiter rechnen durfte. Mit welchen Gedanken sich damals, in den ersten Juniwochen, die öffentliche Meinung in Paris vertraut machte, geht daraus hervor, daß die Börsenkurse plötzlich wieder fielen, daß der Kredit in völliges Stocken kam und das baare Geld fast mit einem Schlag aufs neue verschwand.

Politisch und strategisch ist die Schlacht von Marengo unstreitig nicht nur das wichtigste Ereigniß des Feldzuges von 1800, sondern überhaupt des zweiten Koalitionskrieges. Erst durch diesen Donnerschlag an der Bormida

wie die im Banne der Romantik stehenden Zeitgenossen den Sieg bezeichneten, ward das Konsulat gesichert. Derjenige General, welcher in Wahrheit den Tag von Marengo zugunsten der Franzosen durch seinen überraschenden Reiterangriff entschied, der jüngere Kellermann, sprach es deutlich aus mit den Worten: Das glaube ich, daß Sie mich loben, Konsul, dieser Sieg setzt Ihnen die Krone aufs Haupt.

Mit dem Gefühl der Unsicherheit war Bonaparte von Paris abgereist. Die Fouché und Genossen, welche auch den endlichen Sturz des Kaisers bewirkten, standen bereit, ein neues Direktorium zu schaffen, wenn nicht gar die Bourbons zurückzuberufen. Die Präsidentschaft Lafayette's, an welche Siéyès, Talleyrand und selbst Carnot eine Zeitlang dachten, wäre wohl lediglich der Uebergang zur Restauration des Königthums gewesen. Wie nahe der Fall des Konsulats war, erzählen die Erinnerungen von Masséna: On sait que jusqu'à trois heures la victoire appartint aux Autrichiens, et que nous ne la ressaisîmes que dans la soirée. Un premier courrier apporta à Paris une depêche qui annonçait notre défaite. Aussitôt l'explosion eut lieu, les fonds publics baissèrent à la Bourse d'une manière notable, et les ennemis de Bonaparte laissèrent librement éclater leur joie. Die klare Erkenntniß der Lage bestimmte auch den ersten Konsul, die Konvention von Alessandria dem schwachmüthigen Melas durch Drohungen abzupressen und die Friedensvorschläge der Wiener Hofburg entgegenzunehmen. Die klägliche Haltung seiner Gegner, die sich doch in einer weitaus günstigeren Lage befanden als beispielsweise Mack (1805) in Ulm, erleichterte ihm die rasche Rückkehr nach Paris. Nicht der Krieg, sondern der Frieden gab Bonaparte 1800 die wahren Mittel an die Hand, um seine Feinde im eigenen Lande niederzuwerfen. Die Klage, welche er 1812 bei seiner Rückkehr aus Rußland, angesichts der gegen ihn gerichteten und fast gelungenen Verschwörung des Generals Malet, aussprach: Ich allein bin es, meine Dynastie, meine Familie bedeuten diesen Leuten nichts! wäre schon in den ersten Monaten des Konsulates am Platze gewesen. Daß sie mit Recht am Ende des Kaiserreichs erscholl, beweist mehr als eine langathmige Betrachtung, wie wenig möglich es ist, in Frankreich ein festes Regierungssystem zu begründen, wie sehr dort alles von der Zentrale der Gewalten abhängt, wie alles zusammenbricht, wenn eben diese Zentrale einmal versagt.

Mit dem Jahre 1800 verschwinden übrigens auch die wirklichen „grands capitaines" des Revolutionszeitalters: Desaix und Kleber fielen — zufällig am gleichen Tage, der Eine bei Marengo, der Andere in Aegypten — Masséna erhielt in der Folge keine völlig selbständigen Befehlsstellen mehr. Kellermann, der sich seiner entscheidenden Handlung zu laut gerühmt hatte, ward niemals nach Verdienst belohnt, der Rest der Generale mußte fortan auf jede Initiative verzichten lernen. Wie sich der erste Konsul den Sieg von Marengo durch eine grob gefälschte Darstellung allein zuschreiben ließ, so herrschte nun in Frankreich nur noch sein Wille und wer sich gegen ihn zu erheben wagte, mußte weichen.

Das hat vor allem der hervorragendste Nebenbuhler des ersten Konsuls erfahren, Moreau. Seine Erfolge im Jahre 1800 verdankte er zum größten Theile den Anstrengungen Lecourbe's und Richepance's, wie ferner der vollkommenen Unfähigkeit der Gegner. Der leicht errungene Sieg von Hohenlinden trug nicht am wenigsten die Schuld an seinem späteren tragischen Schicksale. Der angebliche Sieger von Marengo durfte seinem glücklichen Rivalen keinen Platz neben sich einräumen, wollte er selbst das Ansehen des ersten Feldherrn seiner Zeit und damit die politische Macht bewahren.

Die Entscheidungsschlacht des 14. Juni legte den Grundstein zum Kaiserthrone der Napoleoniden, Hohenlinden dagegen ist nur eine Episode in der ruhmvollen Kriegsgeschichte der einzigen und untheilbaren Republik.

Mit dem Jahre 1800 sank die Revolution in ihr blutiges Grab und es begann jene historische Periode, die bei allem Elende, welches sie zeitigte, wenigstens den Trost in sich schloß, daß eine lange Knechtung der Völker durch despotische Usurpatoren den modernen Zeitideen zuwiderläuft und von diesen schließlich besiegt wird.

Freilich scheint es, als ob manche Völker nur zu oft einer solchen gewaltsamen Aufrüttelung bedürfen, um dann nach einem Rückschlage den weiteren Schritt vorwärts auf der Bahn der Kultur zu thun.

Graf Carlo Nicolis di Robilant.

Von Marchese Raffaele Cappelli.

II.

Die klare, offenherzige, logische Richtung in Robilants Politik, die Geschicklichkeit bei der Durchführung und das Vertrauen auf seinen hochstehenden und energischen Charakter wandten bald Italien die Beachtung und Sympathie der Großmächte zu, besonders Deutschlands. Dieses wünschte, als seinen Interessen entsprechend, energisch den Frieden, wie Fürst Bismarck in gewohntem Freimuth dem Gesandten Bratiano erklärt hatte. Wenige Wochen nach seiner Berufung ins Amt hatte Robilant von dem greisen und glorreichen Herrscher Deutschlands den Ausdruck lebhaften Glückwunsches und Dankes für die eingeschlagene Politik entgegennehmen dürfen und kurz darauf bat ihn der Kanzler einer zwar mündlichen, aber bindenden Abmachung beizutreten, die vor einiger Zeit zwischen den drei nördlichen Kaiserreichen getroffen worden war. Robilant stimmte zu. Dieses freundschaftliche Uebereinkommen verpflichtete jeden Theilnehmer, sich aller kriegerischen und deßhalb folgenschweren Schritte, wie Interventionsdrohungen oder gar Mobilmachungen, zu enthalten. Jedenfalls sollte vorher stets der Versuch gemacht worden sein, bei allen eventuellen Fragen mit Hülfe der weniger direkt daran interessirten Mächte eine friedliche Lösung in gemeinsamem Vorgehen herbeizuführen.

Die Theilnahme an dieser Uebereinkunft bedeutete für Italien fast die Gewißheit, das oben erwähnte Programm Robilants durchführen zu können. Die Absicht des Fürsten Bismarck war klar genug. Er wollte den Konflikt zwischen Oesterreich und Rußland um jeden Preis vermeiden. Italien hat zwar nie die Orientfrage als selbständige Erscheinung in der Politik mit der stolzen Nichtachtung behandeln können, wie das Fürst Bismarck stets und offen gethan hat, aber den Wunsch nach Vermeidung jenes Konflikts mußte es auf das lebhafteste theilen. Hätte er stattgefunden, so waren die Folgen nach menschlichem Ermessen unberechenbar; keinesfalls hätte aber Italien bei seiner geographischen Lage ruhig mit ansehen können, wenn der Stern einer Großmacht siegreich im Orient aufging und Oesterreich oder Rußland, die kleinen Balkanstaaten an sich reißend, das neue staatliche Leben vernichteten, das sich bei jenen Völkern seit drei Vierteljahrhunderten entwickelt hatte.

Für den langen und mühsamen Umwandlungsprozeß, der diese Länder aus türkischen Provinzen zu europäischen Kulturstaaten machte, bedeuteten die Jahre 1885/86 eine ernste Gefahr. Die Ländergier der kleinen

Staaten war ungewohnterweise bei allen zur selben Zeit erwacht und zwar so stark, daß sie die größte aller Gefahren, die bewaffnete Intervention einer oder mehrerer Großmächte im Orient, vergessen ließ. Serbiens Ungeduld stellte einen Augenblick den Frieden Europa's in Frage, aber die Gefahr schien beseitigt, nachdem Bulgarien den ungerechtfertigten Angriff mit bewaffneter Hand siegreich abgewiesen hatte. Es blieb noch das Drängen Griechenlands. Erst vor vier Jahren hatte es mit Zustimmung Europa's sein Gebiet um ein Drittel erweitern dürfen; noch waren die neuen Provinzen dem Staat nur lose eingefügt und schlecht verwaltet, trotzdem und trotz des Widerstandes, den das hellenische Volk bei den Völkerschaften selbst gefunden hatte, deren Land es annektiren wollte, herrschte in ihm eine lebhafte Agitation in dieser Richtung.

Italiens Sympathien für Griechenland sind immer groß und durch uralte wie neue Traditionen gerechtfertigt gewesen. Die Staatsraison konnte sich darüber nur freuen, da alle politischen Interessen Italiens es zu dem Wunsche veranlassen mußten, es möge dem hellenischen Element im Orient die Vorherrschaft zutheil werden, auf die es nach der Größe seiner Vergangenheit Anspruch hat. Der Krieg jedoch, den Griechenland 1886 der Türkei erklären wollte, war nicht nur durch den Gang der Ereignisse nicht gerechtfertigt und dem allgemeinen Frieden gefährlich, sondern er war auch so ungenügend und schlecht vorbereitet, daß eine sofortige völlige Niederlage der griechischen Waffen gewiß war. Die griechische Armee, schlecht bewaffnet und ausgerüstet, ohne jeden militärischen Geist, ohne Disciplin, wäre mit dem türkischen Heer zusammengestoßen, das nach der Erhebung von Philippopel wohlbewaffnet und in großer Stärke aus allen Theilen des Reiches zusammengeführt worden war und das der hohe Geist der Disciplin, des Opfermuthes und des religiösen Enthusiasmus beseelte, den Europa wenige Jahre vorher bei Plewna mit Staunen hatte Wunder wirken sehen. Es war von der höchsten Wichtigkeit für Griechenland, einen solchen Zusammenstoß zu vermeiden, wennschon es sich das in der leidenschaftlichen Erregung des Moments nicht klar machte. Wenn es auch nach dem Krieg und der sicheren Niederlage der einhelligen Einmischung Europa's zu seinen Gunsten hätte gelingen können, ihm die neuen Erwerbungen in Thessalien zu retten, so verlor es doch in solchem Fall das moralische Uebergewicht über die anderen Rassen des Balkans und des Orients und kompromittirte die Zukunft des Hellenenthums.

Aber Italiens und Europa's Rathschläge fanden kein Gehör. Noch war der serbisch-bulgarische Krieg nicht zu Ende, als Griechenland den Entschluß faßte, die türkische Flotte anzugreifen, ottomanische Handelsschiffe zu kapern und auf Kreta zu landen.

Sowohl das konservative englische Kabinet wie das liberale, das ihm nach den Wahlen im Februar 1886 folgte, hatten den Mächten den Vorschlag gemacht, eine Vertretung der verschiedenen Flotten abzusenden, um den thörichten Vorstoß zu vereiteln. Graf Robilant ging als allererster darauf ein, denn er sah darin nicht nur das Mittel, für ganz Europa schwere Verwicklungen zu verhindern, sondern er hielt auch die Nachgiebigkeit gegen den Willen der geeinten Mächte für den einzigen Weg, auf dem sich Griechenland, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, von der hoffnungslosen Unternehmung wieder zurückziehen konnte. Nach dem Vortritt Italiens schlossen sich auch die drei Kaiserreiche an; die vereinigten Flotten verhinderten zunächst einen Seekrieg, schritten dann zur friedlichen Blockade des Piräus, als im April die steigende Erregung des Volkes die Regierung in Athen zwang, sich trotz allem zum Landangriff auf den mächtigen Gegner zu entschließen.

Als der Botschafter Frankreichs, der einzigen Großmacht, die sich der gemeinsamen Aktion nicht angeschlossen hatte, Robilant zu erklären suchte, seine Regierung habe sich nicht an einem Schritt betheiligen wollen, der im Grunde feindselig gegen Griechenland sei, da wies der italienische Minister auf die beiden Rosse, die als Meisterwerke griechischer Kunst auf dem Platz vor der Consulta stehen, und sagte: „Melden Sie Ihrer Regierung, Herr Botschafter, wenn der Schritt der Mächte Feindschaft gegen Griechenland bedeutete und ich hätte als Erster daran theilnehmen wollen, so würden sich selbst diese Steinrosse auf mich werfen. Wir wollen Europa den Frieden erhalten und Griechenland vor einer materiellen und moralischen Katastrophe retten; das wollen und das werden wir!"

Erst zehn Jahre später lernte Griechenland durch den Ausgang des unglücklichen Feldzuges von 1897 einsehen, wer damals seine wahren Freunde gewesen waren.

Die größten Schwierigkeiten in Serbien und Griechenland waren beseitigt; die Vereinigung Ostrumeliens und Bulgariens vollzog sich in der von Robilant vorgeschlagenen vermittelnden Form; der wenige Monate vorher so ungewitterdrohende Himmel wäre geklärt gewesen, wenn nicht als Wolke am Horizont die Frage der inneren und Verfassungspolitik Bulgariens geblieben wäre. An sich hätte sie zwar für Italien kein direktes Interesse gehabt, aber der Zwist zwischen Oesterreich und Rußland bedrohte deßwegen neuerdings die Ruhe Europa's.

Graf Robilant war ein zu hochherziger und zu begeisterter Soldat, als daß er nicht für den Fürsten Alexander, den heldenmüthigen Sieger von Slivnitza, die lebhafteste Sympathie empfunden und gezeigt hätte; aber seine Thätigkeit als Minister wurde durch derlei persönliche Empfindungen nicht beeinflußt. Der Minister wollte Italien nicht direkt in die bulgarische Angelegenheit verwickeln. Nachdem aber die Eventualitäten ausgeschlossen waren, die, wie die Entsendung eines russischen Kommissärs nach Sofia oder die Besetzung bulgarischer Hafenplätze und Festungen, ein direkter Angriff auf Bulgariens Unabhängigkeit gewesen wären und auch nie die friedliche Zustimmung Oesterreichs gefunden hätten, erkannte Robilant an, daß Rußland einen Anspruch auf größeren Einfluß im Fürstenthum habe, als ihn irgend eine andere Macht verlangen durfte. Hatte doch auch keine für Bulgarien solche Opfer gebracht. Auf der Grundlage dieser Anschauung mußte sich seiner Ansicht nach, wie es ja dann auch später geschah, eine Einigung erzielen lassen zwischen dem Unabhängigkeitsgefühl des erweiterten Bulgariens und dem Stolz und Interesse Rußlands.

Während dieser orientalischen Wirren konnte Graf Robilant auch andere Fragen der Lösung zuführen, die Italien unmittelbarer betrafen. Es handelte sich besonders um den Erwerb und Besitz von Massaua. Hätte eine weniger geschickte Hand diese Frage angerührt, so wären bedenkliche Folgen unvermeidlich gewesen.

Die afrikanische Expedition war, wie erwähnt, seinerzeit von Robilant mißbilligt worden. Aber er besaß ein zu feines politisches Gefühl, um nicht klar und deutlich zu sehen, daß moralische Eindrücke großen Einfluß auf das Nationalgefühl eines noch jungen Volkes haben. Deßhalb mußte er entschieden dagegen sein, daß Italien den ersten Schritt, den es aus seinen Grenzen heraus gethan hatte, gleich wieder zurück mache. So

kam es, daß er in der Kammer erklärte, die italienische Fahne dürfe nicht eingezogen werden, wo sie einmal gehißt sei. Als er jedoch das Ministerium übernahm, da flatterte zwar die italienische Fahne in Massaua, aber neben ihr noch eine andere, die ägyptische, zu deren Bewachung 200 Mann ägyptischer Truppen zurückgeblieben waren. Auch das Zollamt befand sich noch in den Händen der ägyptischen Behörden. Diese gemeinsame Herrschaft war unrühmlich für Italien und obendrein nicht ohne Konfliktsgefahr. General Robilant begann sofort nach seinem Amtsantritt sich mit der Lösung des Problems zu befassen. Bald darauf ging General Geni zur Uebernahme des Kommandos nach Massaua ab. Ueber die Abstellung dieses anormalen Zustandes erhielt er von Robilant klare und detaillirte Weisungen mit, die er aber nicht nur bis auf weiteren Befehl des Ministers vorläufig unausgeführt lassen, sondern vor Jedermann geheim halten sollte. Die Ausführung sollte dann vielmehr blitzschnell und überraschend erfolgen, sobald es die allgemeine politische Lage gestatten würde. Man mußte dazu sowohl imstande sein, sich um die türkischen Proteste, die unausbleiblich waren, und um ihre Folgen nicht zu kümmern, als auch sich klar machen, daß England darin einen Angriff auf seine Rechte in Aegypten sehen konnte, daß Frankreich Ansprüche auf die Bai von Zeila erhob und daß Rußland wiederholt religiöse Sympathien gegenüber Abessynien gezeigt hatte. Zustimmung war daher von allen dreien nicht zu erwarten.

Schon nach etwa zwei Monaten glaubte Robilant Befehl zum Vorgehen geben zu können. Die ägyptischen Soldaten wurden eingeschifft, das Zollamt von Italien übernommen und seit jenem Tage wehte nur mehr die italienische Fahne in Massaua. Der Sultan war darüber höchst erzürnt. Er protestirte in einer Note an die Mächte lebhaft gegen Italien und forderte die Zurückziehung der italienischen Truppen. Wie vorauszusehen, fand dieser Protest in England und Frankreich Wiederhall, nur Rußland ließ sofort auf der Consulta erklären, Italiens Verhalten in der Orient-Politik veranlasse es, dem Vorgehen in Afrika keine Hindernisse zu bereiten. Robilant erinnerte zunächst England in ruhigen, aber energischen Worten daran, daß gerade von ihm die Anregung zu einer italienischen Occupation Massaua's ausgegangen sei und daß es unmöglich wünschen könne, nun zur Unhaltbarkeit der dortigen Stellung Italiens beizutragen. Der französischen Regierung wies er nach, wie wenig Grund ihre Ansprüche auf Zeila hätten und wie unberechtigt daher eine feindliche Haltung gegen Italien sei. Er erreichte damit in der That, daß beide ihren Einspruch gegen Italiens energisches Vorgehen in Massaua fallen ließen. Ja noch mehr! Kaum vier Monate später, im April, erklärte der Sultan selbst, der Zwischenfall von Massaua habe ihm allerdings sehr mißfallen, aber die energische und ihm günstige Haltung Italiens in den orientalischen Fragen veranlasse ihn, die ganze Sache ohne Groll auf sich beruhen zu lassen.

So war die diplomatische Seite der Massaua-Frage ohne viel Lärm erledigt. Was noch zu regeln blieb, war die kolonialpolitische Seite, die noch viele Jahre hindurch zu thun geben wird. Sie verursachte dem Grafen Robilant in der letzten Periode seiner Ministerthätigkeit großen und unverdienten Schmerz. Dieser wäre ihm und Italien erspart geblieben, wenn die militärischen Führer die Instruktionen, die er nach reiflichster Ueberlegung ihnen gegeben hatte, genau befolgt und demzufolge es unterlassen hätten, Saati mit italienischen Truppen zu besetzen. Diese Instruktionen erwogen nicht nur das militärische Interesse, sondern sie entsprachen auch im Gesammtcharakter dem ganzen politischen System Robilants in der Afrika-Politik: Niemals zurückzuweichen aus den angedeuteten moralischen Gründen, aber ebensowenig in dem geographisch wie politisch so unaufgeklärten Afrika Abenteuer zu suchen, am allerwenigsten zu einer Zeit, in der, wie während des Ministeriums Robilant, die allgemeinpolitischen Verhältnisse unsicher, ja bisweilen drohend waren. Im Verfolg seiner Anschauungen hatte er die auftauchenden Bestrebungen nach Erlangung eines Protektorats über Abessynien als Velleitäten zurückgewiesen, die Mission des Generals Pozzolini[3]) abberufen und, wenn auch blutenden Herzens, es entschieden abgelehnt, die Ermordung der Mission Porro[4]) zu rächen. Hatte er doch ihren Leiter trotz naher persönlicher Beziehungen vor seiner Abreise nach Afrika nicht einmal empfangen wollen, um Jedermann klar zu machen, daß die italienische Regierung jede Theilnahme an der Verantwortung für sein kühnes, aber gefährliches Unternehmen ablehne. Selbst der Aufruhr der öffentlichen Meinung nach der Vernichtung des Bataillons de Cristoforus bei Dogali vermochte ihn nicht in seiner Gesammthaltung als Minister wankend zu machen, so sehr sein eigenes Soldatenherz auf der Gegenseite war. Dem Kommandanten der italienischen Truppen in Afrika, der damals im Februar 1887 zur Revanche für Dogali einen Vorstoß gegen Abessynien plante, gab er gemessenen Befehl, Massaua nicht zu verlassen. Die gewaltigen Anstrengungen und Kosten, die England aufwenden mußte, als es gegen Abessynien zu einer Zeit vorging, wo es weit schwächer und in sich gespalten war, mußten zur Lehre dienen. Robilant führte damals aus, eine Expedition in Abessynien ohne die volle Gewißheit eines Erfolges wäre schlimmer als eine gewöhnliche Niederlage. Ein Mißerfolg in Erythräa wäre eine Katastrophe, deren Folgen lange auf Italien lasten würden. Um aber sich den Erfolg von vornherein zu sichern, dazu müßte Italien seine ganzen militärischen Rüstungen und finanziellen Hülfsmittel aufbieten, was weder dem Willen des Landes, noch den wichtigeren Interessen und Zwecken entspreche, die man in Europa zu verfolgen habe. Es war der klare Ausdruck seiner Gesammtauffassung der Afrika-Politik.

Eine Veränderung an diesen Instruktionen hatte Robilant nie vorgenommen, auch nicht, als man ihm von einem Vorgehen zur Besetzung Saati's sprach. Er mußte daher annehmen, daß es nicht dazu kommen werde, und äußerte sich im Parlament in diesem Sinn. Als es doch dazu kam und der tragische Ausgang des Versuchs bekannt wurde, verschmähte seine großzügige Denkungsweise es, sich hinter dem Ungehorsam zu verschanzen, den die militärischen Leiter in Afrika seinen zwar zurückliegenden, aber positiven Befehlen bewiesen hatten. Er nahm die moralische Verantwortung vor dem Lande auf sich.

Nicht nur in Italien, sondern auch in fast allen anderen Ländern herrschte damals der lebhafte Wunsch nach außereuropäischen Occupationskolonien. Robilant theilte ihn jedoch nicht. Bei Gelegenheit einer Debatte über die italienischen Besiedelungskolonien in Süd-

[3]) General Pozzolini hatte noch vom Minister Mancini den Auftrag erhalten, mit Geschenken und einer Gesandtschaft den Negus Johannes aufzusuchen und ihm den Abschluß eines Vertrags vorzuschlagen. Robilant hielt diese Anweisungen seines Amtsvorgängers zunächst aufrecht, bis den italienischen Behörden ein Briefwechsel zwischen dem Negus und Ras Alulah in die Hände fiel, aus dem hervorging, daß die Mission Pozzolini als Geiseln zurückgehalten werden sollten. Darauf erfolgte noch rechtzeitig der Widerruf des Befehls zur Abreise.

[4]) Graf Porro, der als Kavallerieoffizier unter Robilants Befehlen gestanden hatte, unternahm 1887 eine wissenschaftliche Expedition nach Harrar, auf der er mit all seinen Begleitern ermordet wurde.

amerika sprach er sich in der Kammersitzung vom 26. Februar 1886 schon offen darüber aus. Er entschuldigte sich gewissermaßen dafür, daß er gegen den Strom schwimme, aber er verspreche sich von friedlichen Ackerbaukolonien in zu besiedelnden Ländern einen weit größeren Nutzen für Italien. Aus diesem Grunde hielten ihn auch die schwerwiegendsten europäischen Verwicklungen nie ab, sich selbst mit den Fragen zu beschäftigen, die diese südamerikanischen Kolonien betrafen. Seine Reden und zahlreiche Grünbücher über Verhandlungen mit Chile und Columbia beweisen das. Er gefiel sich in dem Gedanken an Zeiten, wo diese Bevölkerungen in fernen Ländern dem italienischen Namen Ehre machen und Nutzen bringen würden.

Nicht geringer war sein Eifer in den handelspolitischen Fragen, die zwar nicht direkt von seinem Ministerium abhingen, das Ressort aber doch passiren mußten. Die neuen Zolltarife, die die öffentliche Meinung gefordert und das Parlament beschlossen hatte, zwangen zur Kündigung aller Handelsverträge. Graf Robilant gab sich die größte Mühe, in jedem einzelnen Falle die politischen Fragen und Beziehungen von den handelspolitischen zu trennen. Er liebte es häufig zu betonen, daß seiner Ansicht nach eine Verquickung beider auch nur beiden zum Schaden gereichen könne und müsse. Um diese Grundanschauung in die Praxis zu übertragen, kündigte er absichtlich die Handelsverträge mit Oesterreich und Frankreich am selben Tage, obwohl die politischen Beziehungen zu diesen beiden Mächten so grundverschieden waren und obendrein die Kündigung des französischen Vertrages wegen diplomatischer Streitigkeiten erfolgte, die über das italienische Kündigungsrecht entstanden waren. Er hatte sich aber vorher der Zustimmung der französischen Regierung versichert, daß eine provisorische Verlängerung des alten Vertrages bis 1892 erfolgen könne, falls kein neuer inzwischen zustande käme. Erst nach den Zeiten des Grafen Robilant haben weniger gemäßigte Anschauungen, die steigende Fluth des Protektionismus und eine gewisse Schärfe mehr in der Form als in der Sache einen Konflikt zwischen Frankreich und Italien hervorgerufen, den zu vermeiden ihm gelungen war.

Die letzte Zeit des Ministeriums Robilant fiel trotz Erhaltung des Weltfriedens in eine der bewegtesten Perioden des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Ein starker Druck ohne eigentliche konkrete Gründe lastete auf Europa, erschütterte die Märkte und die Börsen bis zu großen konvulsivischen Krisen. Die bulgarischen Wirren waren noch nicht zu befriedigendem Abschluß gelangt und das brüske Vorgehen der russischen Agenten beunruhigte Oesterreich und England. Das konnte allerdings nicht allein die Erregung der Gemüther erklären, auch war dieselbe während der akuten Phase der orientalischen Wirren im Vorjahr bei weitem nicht so groß gewesen. Obendrein zeigte England, was auch etwas beruhigend wirkte, weniger lebhaftes Interesse an der Orient-Frage, die 50 Jahre vorher der Mittelpunkt seiner ganzen Sorgen gewesen war und nun sich fast in der gewaltigen Ausdehnung seiner Interessen verlor, die die Erhaltung des ungeheueren, die Welt umspannenden Kolonialreiches umfaßt. Die Beunruhigung Europa's im Jahre 1887 rührte denn auch weniger von der bulgarischen Frage als von der Haltung Deutschlands her, die auf kriegerische Absichten schließen lassen konnte, in Wirklichkeit aber von ganz anderen Gründen bestimmt wurde und ganz andere Ziele hatte.

Für das deutsche Volk näherte sich damals ein Zeitpunkt großer Veränderungen. Das hohe Alter des 90jährigen Kaisers, das gleichfalls hohe der beiden Männer, die auf dem Schlachtfeld und in der Politik das Riesenwerk der Einigung vollbracht hatten, ließ mit dem Verschwinden der glorreichen Trias einen Wechsel unvermeidlich erscheinen, dessen mögliche Gefahr dem scharfen Blicke Bismarcks nicht entgehen konnte. Er wünschte daher zur Sicherung auf dem Gebiet der inneren Politik das Septennat für den Heeresetat zu erlangen, auf dem der auswärtigen Politik jedoch wollte er Deutschland eine so feste Position sichern, daß die Schwankungen, die mit jedem Regierungswechsel nothwendigerweise verbunden sind, dieselbe wenigstens auf Jahre hinaus nicht zu erschüttern vermocht hätten. Mit der Verwerfung des Septennats nahm aber der Reichstag dem klugen Plan eine seiner Grundlagen. So kam es zur Auflösung des Hauses und zugleich infolge einiger kleiner internationaler Zwischenfälle zu militärischen Maßnahmen, partiellen Mobilisirungen und dem Verbot der Pferdeausfuhr aus Deutschland. Aber schon vor diesen Ereignissen, die so viel Aufregung hervorriefen, kannte Robilant sehr wohl die Ansichten und Pläne, die damals Deutschlands Politik beseelten. Er verstand und billigte sie. Wenn aber, wie Bismarck wünschte, Italien zu ihrer Verwirklichung beitragen sollte, so mußte es billigerweise die Ruhe und Sicherheit, nach der Deutschland strebte, auch für sich erlangen und zwar nicht nur innerhalb seiner Grenzen, sondern auch in Fragen, wie die orientalische und nordafrikanische, denen gegenüber es nicht gleichgültig bleiben konnte. Die verschiedenen, aber nicht unvereinbaren Interessen der einzelnen betheiligten Staaten mit starkem Band aneinanderzuknüpfen, ohne dem Einzelnen seine Entfaltungs- und Bewegungsfreiheit zu nehmen, das war der Zweck des neuen Dreibunds und der engen Freundschaft zwischen England und Italien, die Graf Robilant zu bewirken wußte.

Der Gedanke war in hohem Grade modern und kulturfreundlich. Er erhielt Leben nur durch den realpolitisch-positiven Sinn, die große Energie und die loyale Geschicklichkeit seiner Verfechter. Wer den Geist des Dreibunds erklären will mit den Eifersüchteleien, Abneigungen und Vorurtheilen, von denen sich bei ihrem Handeln die alte Diplomatenschule leiten ließ, irrt ungemein. Sein Geist ist der der Friedensliebe, wie Jeder an der Hand der Thatsachen erkennen kann, der nicht mit Blindheit geschlagen ist. Das große Ziel des Weltfriedens kann erst durch zukünftige Schritte erreicht werden. Diese werden aber unwirksam bleiben, wenn ihnen nicht eine lange Pause der Ruhe im Kampfe zwischen den Mächten vorausgeht. Und diese Ruhe kann nur erzwungen werden, wenn eine Gruppe von Mächten sich zu diesem Zweck vereinigt.

Nachdem Graf Robilant sein Werk in dieser Richtung beendet, Italien vor jeder Schädigung vitaler Interessen geschützt glaubte, verließ er am 4. April 1887 das Ministerium. Seine Gesundheit war stark erschüttert. Den Botschafterposten in London, von dem aus er hoffte, die Bande zwischen den beiden Ländern noch enger zu knüpfen, konnte er nur wenige Tage bekleiden. Unter dem nordischen Himmel Englands verschied er. Seinem Vaterland blieb die Erinnerung an ein Muster bürgerlicher Tugenden und staatsmännisch hoher Eigenschaften als sein Erbe.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Ausgaben des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seiner Nebengesetze.** In meinen bisherigen Besprechungen der Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch habe ich bei der stattlichen Zahl der vom wissenschaftlichen Standpunkt aus beachtenswerthen Arbeiten mehrere Werke nicht berücksichtigen können, die zwar auf wissenschaftliche Werthschätzung keinen Anspruch machen, wegen ihrer Bedeutung für die Praxis aber gleichwohl Erwähnung verdienen. Durch die zahlreichen Eingriffe, die das neue Recht in die bestehende Gesetzgebung gemacht hat, sind die alten Gesetzausgaben zum großen Theil unbrauchbar geworden; denn wenn auch die Aenderungen nicht immer einschneidend waren, so haben sie doch die äußere Gestalt der Gesetze in den meisten Fällen derart beeinflußt, daß eine mühsame Richtigstellung des Gesetzestextes nöthig wäre, ehe man mit den alten Büchern weiterarbeiten könnte. Eine recht zweckmäßige Einrichtung, um diese Richtigstellung zu erleichtern, hat der Verlag Schweitzer in München mit seinen **Zettelausgaben der abgeänderten Gesetzesbestimmungen** getroffen. Jede Abänderung kann hienach als Fahne bei der entsprechenden Stelle der alten Gesetzesausgabe eingeklebt werden, so daß deren weitere Benutzung ohne Gefahr möglich ist. Das ist besonders angenehm für die Uebergangszeit, bis allmählich die Bücher, an deren Gebrauch man gewöhnt ist, in neuer Auflage erscheinen; auch darüber hinaus wird die Zettelausgabe vielfach den Ankauf eines neuen Buches ersparen. — Der gleiche Verlag hat auch eine Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs in einer hervorragend praktischen äußeren Gestalt erscheinen lassen. Sie will das mühsame und störende Nachschlagen der Stellen des Gesetzes, auf die irgendwo darin verwiesen ist, ersparen und bringt sie da, wo auf sie Bezug genommen ist, anmerkungsweise zum Abdruck. Wer die Verdrießlichkeiten des steten Blätterns im Gesetz, bei dem so leicht auch etwas übersehen wird, schon selbst erfahren hat, wird um ein solches Buch recht froh sein. Die Arbeit, zu der mehr Ueberlegung gehört, als man auf den ersten Blick meinen möchte, wurde von **Meikel** geschickt erledigt. Das Buch ist mit handbreiten Rändern versehen und auf Schreibpapier gedruckt, so daß für Nachträge aus der eigenen Praxis, die mit gutem Grund besonders werthgeschätzt sind, ein bequemer Raum verbleibt. — Endlich bietet derselbe Verlag auch noch eine Gesammtausgabe der neuen Reichsgesetze (ausgenommen jene des handelsrechtlichen Gebiets) in einem mäßig starken, klar und übersichtlich gedruckten Band, dessen Anordnung und Durchsicht Professor **Jäger** in Erlangen besorgte. Das Buch ist in erster Linie für den Gebrauch der Studirenden bei den Vorlesungen bestimmt und vortrefflich geeignet, diesen einen Ueberblick über den gesammten Stoff des neuen Bürgerlichen Rechts und des dazu gehörigen Prozeß- und Vollstreckungsrechts beizubringen. — Mehr für die Praxis bestimmt, darum auch auf breitere Grundlage gestellt und mit knappen, aber guten Anmerkungen ausgestattet, ist die Zusammenstellung der gegenwärtig geltenden Reichsgesetze über bürgerliches Recht und Zivilprozeß von **Rudorff** und **Schäfer** (Berlin, H. W. Müller). Die Sammlung enthält 51 Reichsgesetze; sie umfaßt auch das Gebiet des Handelsrechts. Wer sie zur Hand hat, der ist, was Gesetzestexte anbetrifft, für den ganzen Komplex des Reichszivilrechts hinlänglich ausgestattet. Darum gehört dem Buch ein Platz in der Bibliothek eines jeden deutschen Juristen, so bescheiden sie im übrigen ausgestattet sein mag. Die Gesetze, die hier vereinigt sind, braucht Jeder und kann sie jeden Tag und jede Stunde brauchen. Der Vorzug, sie augenblicklich zur Hand zu haben und sie nicht erst in kleinen Einzelausgaben oder in den so schwer zu benutzenden Gesetzblättern zusammensuchen zu müssen, fällt in die Augen. Ganz das Gleiche gilt von der Gesammtausgabe der am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Reichsgesetze und Verordnungen nebst den preußischen Ausführungsgesetzen, Verordnungen und Verfügungen, die von **Hentig** in Verbindung mit **Sider**, **Chrzescinski** und **Klee** herausgegeben worden ist (Leipzig, Feodor Reinboth). Die Einbeziehung der preußischen Normen macht dieses Buch für die preußischen Juristen besonders werthvoll. Für Bayern hat der emsige Verlag C. H. Beck (München) eine entsprechende Sammlung in zwei Bändchen veranstaltet. Das eine enthält die bayerischen Gesetze zur Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seiner Nebengesetze (Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch, Uebergangsgesetz, Ausführungsgesetz zur Grundbuchordnung und zum Zwangsversteigerungsgesetz, Notariatsgesetz), das andere die entsprechenden Verordnungen und Ministerialerlasse.

Dr. Birnbaum: Wie werde ich wieder jung? — Die Tuberkulose. — Der Krebs. — Die Influenza. Minden, W. Köhler. — Der Altmeister auf medizinischem Gebiete R. Virchow schrieb kürzlich an hervorragender Stelle, das neue Jahrhundert begrüßend: „Fahren wir unermüdlich fort, vollkommenes Wissen in die großen Kreise der Unwissenden zu tragen.“ Man wird diesen Satz unbedingt billigen und so den vier kleinen populären Abhandlungen wohlwollende Aufnahme entgegenbringen, da sie auf Erfüllung des Ausspruches mit hinstreben. „Wie werde ich wieder jung?“, ist ein hygienischer Leitfaden. Die Ursachen, welche dem menschlichen Organismus dauernd Schaden zufügen, an der Lebenskraft und Lebensdauer fressen und frühzeitiges Alter herbeiführen, sind allgemein verständlich erläutert. — Die Belehrung über „Tuberkulose“ fußt auf den neuesten Erfahrungen und Ergebnissen des Kongresses, der jüngst in Berlin tagte. — Im Heftchen über den „Krebs“ ist der operative Standpunkt gegen die ursächlich noch dunkle Erkrankung vertreten. Hat sich doch gezeigt, daß alle anderen Kuren die Krankheit nicht aufhalten. Die Aerzte wissen, welche Opfer Aberglaube und Pfuscherei gerade hier fordern. Für einzelne Formen von Krebs scheint der Verfasser zu einer neuerlich empfohlenen konservativen Methode hinzuneigen. Dem Laien wird die Lektüre ein ungefähres Bild geben, wohin Indifferentismus führt und veranschaulichen, was die Pathologie unter Krebs versteht. Ueber die „Modekrankheit“ Influenza einmal aufgeklärt zu werden, dürfte auch Manchem willkommen sein. Einige Krankengeschichten laufen mit. Ob das in Büchern für Laien thunlich ist, ist Geschmacksache. Jedenfalls belehren die Kapitel, welch proteushaftes Gewand diese Seuche annehmen kann. Für die im Text empfohlenen Medikamente ist ein Reklameregister angehängt. v. R.

Chinesische Charakterzüge von Arth. H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. **Dürbig**. Mit 28 Titelvignetten von Fritz Tersch und 18 Vollbildern nach Originalphotographien. Würzburg, A. Stubers Verlag, C. Kabitzsch, 1900. — Dem englischen und amerikanischen Publikum, sowie den Europäern im fernen Osten ist das musterhafte Werk des Missionärs Arthur H. Smith seit dem Erscheinen der ersten Auflage unter dem Titel „Chinese characteristics“ (Schanghai, 1890) längst kein Fremdling mehr. Es verdient vollkommen den Ruf, den es sich unter den Kennern des Landes erworben hat, die beste Charakterschilderung des chinesischen Volkes zu enthalten. Der Verfasser ist seit 22 Jahren im Dienste der amerikanischen Mission in China thätig gewesen und beweist durch kleine Skizzen, daß er es verstanden hat, den wirklichen Charakter dieses merkwürdigen Volkes mit einer Unbefangenheit zu erfassen, wie man sie bei Autoren seines Standes selten antrifft. Eine gute Uebersetzung der zweiten verbesserten Auflage, die 1894 im Verlage von Fleming H. Revell u. Co. in New-York und Chicago erschien, wäre wohl der vorliegenden freien Bearbeitung vorzuziehen gewesen; immerhin ist jedoch das flott geschriebene deutsche Buch, dem als Gratiszugabe eine Reihe den chinesischen Stil nicht immer mit Glück nachahmenden Vignetten, sowie einige recht gute photographische Reproduktionen beigegeben sind, jedem Leser zu empfehlen, dem die englische Originalausgabe nicht zugänglich ist. Unter den photographischen Zugaben wird der Leser (S. 96) ein im gegenwärtigen Moment höchst aktuelles Bild entdecken, eine Straße in Peking mit der englischen Gesandtschaft, wo sich soeben ein die ganze zivilisirte Welt erschütterndes Drama mit noch unbekanntem Ausgang abspielt. Die auf S. 48 abgebildete schöne Pagode in Wu-tschang entstammt wohl einem älteren Bilde, da sie seit Jahren ein Raub der Flammen geworden ist. Die Kenntniß des chinesischen Volkscharakters bildet für Jeden, der dem Gang der Ereignisse in China mit wirklichem Verständniß folgen will, einen unentbehrlichen Schlüssel; dem vorliegenden Werke ist deßhalb die weiteste Verbreitung zu wünschen. **Friedrich Hirth.**

H. S. **Das Livingstone-Denkmal bei Tschitambo.** Als Livingstone am 4. Mai 1873 in den Sümpfen des Bangueolo-Sees bei dem Negerdorfe Tschitambo der Dysenterie erlegen war, trugen seine treuen Diener den Leichnam zur Küste, nachdem sie vorher sein Herz unter einem großen Baume vergraben und in diesen das Datum seines Todes eingeschnitten hatten. Ende der 90er Jahre kam der englische Forscher Weatherley an jenen Ort, er berichtete, daß der Baum schon sehr hinfällig sei, und die Londoner Geographische Gesellschaft bemühte sich, wenigstens das Stück mit jener Inschrift zu sichern. Das ist neuerdings auch geglückt: Alfred Sharpe, der britische Kommissär von Nyassa-Land, betraute Rob. Codrington, den Beauftragten der britischen South Africa Company im Bangneolo-Bezirk, damit; dieser schnitt das ganze Baumstück heraus, und heute ruht es im Hause der Londoner Geographischen Gesellschaft. Gleichzeitig wünschte die Gesellschaft ein einfaches, würdiges Denkmal an der Stätte zu errichten, auf der der Baum gestanden; es bildete sich ein Komitee aus Mitgliedern der Gesellschaft und aus Vertretern der europäischen Bewohner des Nyassa-Landes, die unter Mitwirkung Stanley's schon vorher Mittel gesammelt, und jetzt ist man, wie das „Geogr. Journ." mittheilt, mit den Vorbereitungen zu Ende. Das Erinnerungszeichen bei Tschitambo wird die Form eines 6 m hohen, von einem Kreuz gekrönten Obelisken erhalten. Da es zweifelhaft ist, ob in jener Gegend passendes Steinmaterial zur Verfügung steht, so sollen an Ort und Stelle luftwiderstandsfähige ziegelartige Blöcke hergestellt werden, deren man etwa 300 Stück bedarf. Hiezu werden besondere Formen hingeschafft. In die Seiten werden mehrere schwarzbronzirte Tafeln eingelassen werden, von denen eine die folgende Inschrift tragen soll: „Errichtet von seinen Freunden zum Andenken an Dr. David Livingstone, den Missionär und Forscher. Er starb hier am 4. Mai 1873." Eine andere birgt die alte Bauminschrift und lautet: „Dies Denkmal nimmt den Platz ein, wo früher der Baum stand, an dessen Fuß Livingstone's Herz von seinen treuen eingeborenen Begleitern begraben wurde. Auf dem Stamm war folgende Inschrift eingeschnitten: „David Livingstone. Starb 4. Mai 1673. Chuma, Souza, Mniasere, Uchopere." Das Kreuz auf der Spitze des Obelisken trägt die Inschrift „In memoriam". Alfred Sharpe wird die Ausführung in Zentralafrika selbst überwachen und Codrington hat bereits die Vorbereitungen getroffen.

* **München.** Der Kustos an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek und Privatdozent an der hiesigen Universität, Dr. Adolf Sandberger, ist zum außerordentlichen Professor für Musikwissenschaft ebendaselbst ernannt worden. — Der klinische Assistent an der kgl. Thierärztlichen Hochschule, Friedrich Körber, wurde auf sein Ersuchen von seiner Funktion enthoben. Ferner wurde die Stelle eines ersten Assistenten an der medizinischen Klinik der Thierärztlichen Hochschule dem Thierarzt Heinrich Jakob, die eines zweiten Assistenten dem Thierarzt Eduard Kränzle und die eines zweiten Assistenten an der chirurgischen Klinik dem Thierarzt Florian Vicari übertragen.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Chirurgie und Assistenzarzt an der hiesigen chirurgischen Klinik, Dr. Hermann Küttner, der erst vor einigen Tagen vom südafrikanischen Kriegsschauplatz hieher zurückgekehrt ist und der auch im griechisch-türkischen Krieg als Arzt thätig war, hat, wie die „Frkf. Ztg." meldet, seitens des Zentralkomitees des Rothen Kreuzes in Berlin die Aufforderung erhalten, sich an einer Sanitätsexpedition nach China zu betheiligen.

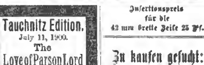
* **Straßburg.** Die „Frkf. Ztg." schreibt: Das von dem Frankfurter Lehrer Engelmann gestiftete Engelmann-Stipendium (2300 M.), über welches die philosophische Fakultät der hiesigen Universität zu verfügen hat, ist diesmal dem Straßburger Oberlehrer Prof. Dr. Rudolph, der es schon früher einmal erhielt, zu geographischen Studien verliehen worden.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdozent in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Professor Dr. Hermann Thoms, ist zum außerordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden. — An der Technischen Hochschule wird der Dozent Prof. Dr. Dziobek auf seinen Antrag von der Abhaltung der Vortragskollegien über „Elemente der Differential- und Integralrechnung und der analytischen Geometrie" und der „Elemente der Mechanik für Chemiker und Hüttenleute" mit dem 1. Oktober d. J. entbunden und dieser Unterricht dem Privatdozenten Oberlehrer Dr. Haentzschel, der dadurch in die Reihe der Dozenten der Technischen Hochschule in Berlin einrückt, übertragen.

* **Aus Oesterreich.** In Linz ist der Direktor der Landesanstalt für Geburtshülfe und Sanitätsreferent für Oberösterreich, Prof. Dr. A. Ritter v. Kißling, im Alter von 59 Jahren gestorben. — Prof. Gustav Braun, der Senior der Wiener medizinischen Fakultät, tritt mit dem Ende dieses Halbjahres in den Ruhestand. — Die Umwandlung der Kunstschule in Krakau in eine Kunstakademie ist vollzogen worden. Die neue Akademie beginnt am 1. Okt. d. J. ihre Wirksamkeit.

* **Aus der Schweiz.** Der „Frankf. Ztg." wird mitgetheilt: Die Universität Zürich zählt in diesem Sommer 731 immatrikulirte Studenten, wovon 9 in der theologischen, 101 in der juristischen, 315 in der medizinischen, 124 in der philosophischen und 182 in der naturwissenschaftlichen Fakultät und 119 Auditoren. Unter den Immatrikulirten sind 174, unter den Auditoren 40, im ganzen also 214 Frauen; 124 von ihnen gehören der medizinischen, 58 der philosophischen, 21 der naturwissenschaftlichen und 11 der juristischen Fakultät an. Der Nationalität nach, die aber nur bei den Immatrikulirten angegeben ist, sind 376 Schweizer und 355 Ausländer; bei den letzteren kommen besonders 144 Russen, 116 Deutsche, 33 Oesterreicher und Ungarn und 15 Bulgaren in Betracht. Unter den Schweizern sind nur 18 Frauen, unter den Oesterreichern 11, unter den Deutschen 29 (wovon 19 Medizin studiren), unter den Russen aber nicht weniger als 97, davon allein 84 Medizinerinnen.

* Die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften veröffentlicht soeben die Themata ihrer neuen Preisaufgaben. Aus dem v. Miloszewski-Legat, das für philosophische Preisfragen gestiftet ist (Preis 2000 M.), lautet die neue Aufgabe folgendermaßen: „Die Entwicklungsgeschichte des Hegel'schen Systems soll mit Benutzung der auf der kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Manuskripte Hegels dargestellt und historisch verständlich gemacht werden. Hiebei soll insbesondere berücksichtigt werden die Ausbildung seines Pantheismus, seiner dialektischen Methode, der Anordnung der Kategorien in der Logik und seines Verfahrens, die Gestalten des geschichtlichen Lebens in einen philosophischen Zusammenhang zu bringen." Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, können durch Beschluß der zuständigen Klasse von der Bewerbung ausgeschlossen werden. Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Spruchwort zu bezeichnen und dieses auf einem beizufügenden versiegelten, innerlich den Namen und die Adresse des Verfassers angebenden Zettel äußerlich zu wiederholen. Schriften, welche den Namen des Verfassers nennen oder deutlich ergeben, werden von der Bewerbung ausgeschlossen. Zurückziehung einer eingelieferten Preisschrift ist nicht gestattet. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1902 in der Akademie einzuliefern. Die Verkündigung des Urtheils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1903. — Die weiteren Preisaufgaben sind Wiederholungen früherer Aufgaben, zum Theil in veränderter Form, die gar keine oder keine befriedigenden Lösungen gefunden haben.



Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 12. Juli. Nummer 157.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Sind die Ligurer Indogermanen?

Die letzten beiden Jahrzehnte etwa haben sich viel mit der Lösung ethnographischer Fragen beschäftigt, und es ist auch die Lösung mancher derselben, sei es mit Sicherheit, sei es mit Wahrscheinlichkeit, gelungen, bei anderen wenigstens angebahnt. Freilich sind es nicht die beiden Jahrzehnte allein, die derartige Fragen behandelt haben, man kann vielmehr sagen, daß das Interesse an solchen von da ab sich zu zeigen beginnt, wo das Sanskrit in den Gesichtskreis der abendländischen Welt tritt. Was vorher liegt, kommt wenig in Betracht. Das Alterthum kümmerte sich wenig um derartige Fragen, weil es wesentlich national geartet war und für den mlecćha, für den βάρβαρος kein Interesse hatte. Auch würden ihm in den meisten Fällen die Mittel zur Beantwortung derselben gefehlt haben. Das Mittelalter, versenkt in dogmatische und scholastische Spitzfindigkeiten, hatte gleichfalls weder Sinn für solche Dinge, noch auch die Mittel zu wirklich wissenschaftlicher Behandlung. Und beides fehlte auch dem vorigen Jahrhundert mit seiner durchaus auf die Dichtung gerichteten Anlage. Da trat am Ende des vorigen Jahrhunderts, fast gleichzeitig mit der französischen Revolution und der Entdeckung des Sauerstoffes durch Lavoisier, die Kenntniß des Sanskrit in die wissenschaftliche Welt des Abendlandes ein. Alle drei Thatsachen waren von den weittragendsten Folgen. Wie die französische Revolution das politische Leben Europa's umgestaltete, ja schuf die Entdeckung des Sauerstoffes die moderne Chemie und in weiterer Linie die moderne Naturwissenschaft, ja schuf die Bekanntschaft mit dem Sanskrit die neue Sprachwissenschaft. Aber diese neue Sprachwissenschaft hatte es nicht bloß mit der Sprache selbst zu thun, sondern es entwickelte sich aus ihr unmittelbar, da sie vergleichender Art war, auch die moderne Ethnographie. Denn diese ist kaum etwas anderes als die Frage nach dem Umfange einer Sprachfamilie. Wie nahe diese Seite der Entwicklung lag, zeigt der Umstand, daß schon Franz Bopp, Jakob Grimm, Lorenz Diefenbach, also Forscher aus der ersten Periode der neuen Sprachwissenschaft, in die Behandlung ethnographischer Fragen eintraten. Und so sind denn diese beiden Zweige der Wissenschaft auch bis auf den heutigen Tag immer in einer gewissen Verquickung miteinander geblieben.

Es zeigte sich nun bei der Behandlung dieser ethnographischen Fragen von Anfang an eine gewisse doppelte Geistesrichtung, wie man es nennen kann, sofern ein Theil der Forscher, soweit die Indogermanen in Betracht kamen, geneigt war, den Kreis dieses Sprachstamms möglichst weit zu fassen, während andere Forscher ihn hingegen möglichst zu beschränken suchten. Zu Beginn der neuen sprachwissenschaftlichen Periode hat die erstere Richtung die Oberhand, und es ist ja bekannt, daß Bopp selbst auch die Malaien und die kaukasischen Völker den Indogermanen zurechnen wollte, Völker, von denen wir jetzt sicher wissen, daß sie keine Indogermanen sind. Eine solche geistige Geneigtheit ist natürlich und wiederhallt sich auf allen Gebieten der Wissenschaft. Es ist gewissermaßen ein psychologisches Gesetz, daß bei Entdeckung einer neuen Wahrheit die Seele des einzelnen Forschers, ganz erfüllt von dem neuen Gedanken, stürmend vorwärts dringt und hinausgreift über die thatsächlichen Grenzen ihres Bereiches. So sehen wir, um einige weitere Beispiele aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft anzuführen, daß Jakob Grimm die thrakischen Gothen zu deutschen Gothen machen wollte, daß Jan Kollar in der Bevölkerung des alten Italiens Slawen sah, und daß zur Zeit der Keltomanie man an aller Welt Enden Kelten witterte.

Aber auch in der Wissenschaft läßt sich eine pendelnde Entwicklung beobachten, und immer noch ist, wenn das Pendel zu stark nach der einen Seite ausgeschlagen hatte, die rückläufige Bewegung gefolgt. Wir befinden uns jetzt in der Periode dieser rückläufigen Bewegung, und es ist die Frage, ob auch sie nicht vielleicht jetzt zu stark nach der anderen Seite pendele.

Die letzten zwei Jahrzehnte nun haben es vor allem mit zwei Sondergebieten zu thun gehabt, auf die sich die ethnographischen Fragen richteten, Vorderasien und das alte Italien. Auch hier lassen sich die beiden geistigen Richtungen deutlich unterscheiden, die Indogermanisten und die Anti-Indogermanisten. Für Vorderasien kamen im besonderen die Thraka-Phryger und die Lykier in Betracht. Für erstere ist ihr Indogermanenthum wohl niemals zweifelhaft gewesen, und nur über die Gruppe innerhalb der Indogermanen, denen man sie zuweisen wollte, sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden, die jetzt ihre wohl endgültige Erledigung dahin gefunden haben, daß man in den Thraka-Phrygern einen eigenen Zweig des indogermanischen Stammes sieht.

Heftig umstritten worden ist dagegen das Indogermanenthum der Lykier. Auch hier stehen die älteren Forscher, Sharpe, Grotefend, Friedr. Müller, Moritz Schmidt, Savelsberg, Kiepert, durchweg auf Seite der Indogermanisten, aber auch in die neuere Zeit noch wirft diese Anschauung ihre Schatten, und Deecke, Eduard Meyer, Ramsay, Brugmann, Bugge, Torp haben sich zu ihr bekannt. Sie darf jetzt als abgethan angesehen werden, und zwar für immer: Arkwright und Imbert und vor allem auch der durch reichstes Wissen und überaus klares Urtheil ausgezeichnete Paul Kretzschmer haben die Unmöglichkeit ihres Indogermanenthums nachgewiesen. Auch auf dem zweiten Gebiete der oben genannten, dem altitalischen, tritt uns derselbe Gegensatz der Indogermanisten und Nichtindogermanisten entgegen. Hier

betrifft der Streit in erster Linie die Etrusker, und auch hier bilden die Indogermanisten die ältere Schicht der Forscher. Von Lanzi ab bekennen sich zu ihnen fast die sämmtlichen italienischen Forscher, und auch von deutschen Forschern standen Corssen und nach längerem Schwanken zwischen verschiedenen Standpunkten auch Deecke auf ihrer Seite. Unter den Lebenden sind es vor allen noch zwei, die dieser Meinung anhängen, Sophus Bugge und Elias Lattes in Mailand, bei dem der Indogermanismus, um einen treffenden Ausdruck von Skutsch anzuwenden, „seine Orgien feiert". Leider vermag seine große Fruchtbarkeit an Veröffentlichungen die Unfruchtbarkeit seiner Gedanken nicht zu ersetzen.

Diesen Indogermanisten stehen als Nichtindogermanisten besonders zwei Forscher gegenüber, Michel Bréal und Cesare De Cara. Beide leugnen nicht bloß das Indogermanenthum der Etrusker, das ja überhaupt als abgethan angesehen werden kann, sondern gehen noch weiter in ihrer Verneinung. Ersterer stellt das Indogermanenthum auch für Messapier und Veneter in Abrede, Letzterer leugnet überhaupt, daß indogermanische Völker im alten Italien vorhanden gewesen seien. Die Bevölkerung des alten Italien sei eine einheitlich hetheisch-pelasgische, und eine geschlossene indogermanische Einwanderung, wie man annehme, gebe es nicht. Was in den einzelnen Sprachen Altitaliens an indogermanischen Bestandtheilen vorhanden sei, führe nur darauf zurück, daß den Schaaren der Nichtindogermanen, als sie den Boden Italiens betreten hätten, Bruchstücke von indogermanischen Stämmen beigemischt gewesen seien. Hier geht also, wie man sieht, das Pendel bis auf den äußersten Punkt der Gegenbewegung.

Auch auf diesem Gebiet haben wir einen Forscher, der die gleiche Fülle des Wissens und dieselbe Klarheit des Urtheils zeigt, wie wir sie soeben für Vorderasien Kretschmer nachgerühmt haben. Es ist dies d'Arbois de Jubainville, der in seinem trefflichen Buche „Les premiers habitants de l'Europe" die Ethnographie des alten Europa eingehend untersucht. Für Altitalien sind es insbesondere die oben genannten beiden Völker, auf die sich diese Untersuchung erstreckt, die Etrusker, die er selbstverständlich für Nichtindogermanen erklärt und den Pelasgern zurechnet, und die Ligurer. Die Untersuchung über diese letzteren darf man geradezu als ein Musterstück hinstellen.

Auch für die Ligurer dreht sich die Frage darum, ob Indogermanen oder Nichtindogermanen, letzteres in dem Sinn, daß sie Iberer seien, von denen es ja völlig feststeht, daß sie keine Indogermanen sind, wenn wir auch bislang nicht mit Sicherheit anzugeben vermögen, woher sie denn wohl gekommen seien.

Bevor ich hier in die Besprechung und Prüfung der Ligurer-Frage eintrete, wird es nothwendig sein, erst in Kürze zu erörtern, welche Mittel uns denn zur Entscheidung derartiger Fragen überhaupt zur Verfügung stehen. Es sind deren drei: anthropologische, archäologische und linguistische Beweise.

Bei dem anthropologischen haben wir es mit dem Körperbau des betreffenden Volkes zu thun, und zwar sind es im besonderen drei Dinge, denen man eine hervorragende Beweiskraft hat beilegen wollen, die Hautfarbe, das Haar und die Schädelform. Auf der Hautfarbe (und dem Haar) beruhte die alte Rasseneintheilung Blumenbachs und zum Theil auch Cuviers, vorwiegend das Haar hat Friedrich Müller in seinem „Grundriß der Sprachwissenschaft" zum Eintheilungsgrund gemacht, und die Schädelform mit ihren Abtheilungen dolichocephal, mesocephal und brachycephal und den Unterabtheilungen orthognath u. s. w. ist besonders von der Virchow'schen Schule als wichtiges Beweismittel angesehen worden. Daß der Hautfarbe und im allgemeinen auch den Haaren eine gewisse Unveränderlichkeit und infolgedessen auch eine gewisse Beweiskraft zukomme, ist zuzugeben, aber schon bei der Schädelform geräth die Sache ins Schwanken, wenigstens für Europa. Kollmann hat in einem 1885 auf der Naturforscherversammlung zu Straßburg gehaltenen Vortrag „Ueber Rassenanatomie der europäischen Menschenschädel" nachgewiesen, daß keines der europäischen Völker einen einheitlichen rassenanatomischen Charakter repräsentire, sondern, daß jedes von ihnen rassenanatomisch ein zusammengesetztes Wesen sei, und wenn dennoch die großen und kleinen ethnischen Einheiten auch äußerlich verschieden seien, so rühre dies von dem Vorherrschen des einen oder des anderen Typus her, der hauptsächlich in die Augen falle und die Aufmerksamkeit des generalisirenden Blickes auf sich ziehe. Damit wird der Werth der Kraniologie, wenigstens so weit europäische Völker in Frage kommen, für die Lösung ethnographischer Fragen stark herabgesetzt und ist kaum noch in Rechnung zu stellen.

Ebenso ist der Werth des archäologischen Beweismomentes nicht eben groß. Auch im Alterthum bereits waren die Verkehrsmittel, sowohl zu Lande wie zu Wasser, entwickelt genug, um die Kulturerrungenschaften von Volk zu Volk zu tragen, und infolgedessen umfaßt auch im Alterthum ein Kulturkreis schon eine Reihe verschiedener Völker, die ethnographisch nichts miteinander gemein haben. Das beobachten wir z. B. an der mykenischen Kultur, an der La Tène-Kultur, und so ist denn das archäologische Moment wohl zur Beantwortung chronologischer Fragen zu verwenden, aber kaum für ethnographische. Archäologische Beziehungen zweier Völker zu einander beweisen keineswegs auch ethnographischen Zusammenhang, und somit hat auch die Archäologie für ethnographische Fragen nur geringen Werth. So bleibt also der linguistische Beweis. Daß auch er keine völlige Sicherheit für die ethnographische Stellung eines Volkes biete, ist unbedingt zuzugeben. Daß ein Volk durch geschichtliche Vorgänge dazu kommen kann, eine fremde Sprache anzunehmen statt der seiner Herkunft nach ererbten, ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Erörterung, und die Zahl der Völker, die eine stammfremde Sprache reden, ist nicht einmal gering. Allein z. B. in dem jetzigen Europa reden fremde Sprachen die gesammten romanischen Völker einschließlich des größten Theils der Italiener, die Slaven zwischen Oder und Elbe und in Griechenland, die Albanesen in Griechenland und Italien, ein Theil der Litauer und die Nachkommen der alten Preußen, die Bulgaren und eine Anzahl kleinerer Völkerstämme in Rußland u. s. w. Das ist mindestens das halbe Europa, und es könnte demnach scheinen, als ob der linguistische Beweis der schwächste von allen sei.

Aber doch ist es nur Schein, denn wir sind in den allermeisten Fällen in der Lage, einen solchen Sprachenwechsel nachzuweisen. Bei denjenigen Wechseln, die uns zeitlich näher liegen, unterrichten uns die Geschichtsquellen darüber, aber auch bei den zeitlich entfernteren, die in die vorgeschichtliche Zeit fallen, haben wir zumeist die Möglichkeit, den Wechsel wissenschaftlich festzustellen.

Die Mittel hiezu bietet uns die Sprache selbst. Man sollte glauben, daß insbesondere der Wortschatz diese Mittel böte, sofern ein Theil der ererbten Sprache sich in die angenommene hinüberrettete. Allein das ist im allgemeinen nicht der Fall. Eine solche Mischung im Wort-

schatz zeigen nur d i e Sprachen, bei denen die Annahme der neuen Sprache nicht durchgedrungen ist, wie z. B. beim Englischen und beim Albanesischen des eigentlichen Albaniens, die beide halbromanische Sprachen geworden sind, aber doch eben nur halbromanisch. Hier ist es in der That der Wortschatz, der die Aufnahme einer fremden Sprache beweist.

Anders aber liegt die Sache in dem Falle, daß die Annahme der fremden Sprache durchgedrungen ist. Auch in diesem Fall rettet sich wohl dies oder jenes Wort der alten Sprachen in die neue hinüber, aber zumeist sind es doch nur wenige. Das eigentliche Beweismittel aber für den vollzogenen Sprachenwechsel ist ein anderes, die Lautbehandlung.

Wie jeder einzelne Mensch, so hat auch jedes einzelne Volk und jede ethnographische Gruppe ganz bestimmte Lauteigenthümlichkeiten, die wohl durch den anatomischen Bau der Sprechwerkzeuge bedingt sind. Diese Lauteigenthümlichkeiten überträgt es dann auf die neue Sprache, und so werden denn sie zu Beweismitteln des vollzogenen Sprachenwechsels. So ist es z. B. eine Laut-eigenthümlichkeit der Gallier, das n am Wortende zu nasaliren und o und u wie ö und ü zu sprechen. Das überträgt sich in alle romanischen Dialekte, und bis auf den heutigen Tag sind diese Lauteigenthümlichkeiten Beweise dafür, daß die Völker, die sie zeigen, einst gallisch redeten. So sprechen die Franzosen šaũsoñ (chanson), fö (feu) und dür (dur), so die Tessiner canzuñ (canzone), föc (fuoco) und dür (duro). Die Slaven, um ein anderes Beispiel zu geben, können die Umlaute ö, ü und äu nicht sprechen, sondern wandeln sie in e, i und ei, und daher kommt es, daß die Bewohner der ehedem slavischen Landestheile noch heute sagen: der Kaiser hat den Kenig von Sachsen und die ibrigen Firsten Deitschlands um sich versammelt.

So haben wir also in diesen fremden Lautneigungen, wenn man sie so nennen will, das Mittel, einen geschehenen Sprachenwechsel nachzuweisen, und dieses Mittel versagt nur dann, wenn alle die Sprachen, die mit der ursprünglichen Sprache des betreffenden Volkes verwandt waren, ausgestorben sind. In diesem Falle läßt sich der fremde Ursprung einzelner Lautneigungen nicht nachweisen, denn selbstverständlich gibt es deren auch, die in dem betreffenden Volke selbständig entstehen.

Auf Grund der vorstehenden Darlegungen werden wir nun also auch für die Ligurerfrage das Hauptgewicht auf die Sprache zu legen haben. Zwar hat ja C. Mehlis, der jüngst im Archiv für Anthropologie „die Ligurer-Frage“ behandelt hat, an sich recht, wenn er sagt: die Sprache allein kann das Räthsel der Ligurer n i c h t zur Lösung bringen“, allein die Grundlage der Untersuchung wird sie nach dem Gesagten doch bilden müssen.

Bezüglich des Charakters der ligurischen Sprache stehen sich nun die Ansichten, wie oben schon gesagt, in ähnlicher Weise einander entgegen, wie beim Lykischen und beim Etruskischen. Der gewichtigste Vertreter ihres Nichtindogermanenthums ist Müllenhoff, der in seiner „Deutschen Alterthumskunde“ (I, 86) kurz und bündig sagt: „Die Ligurer gehörten wie die Räter in Tirol und die Iberer in den Pyrenäen zu der vorarischen Urbevölkerung Europa's. „Derselben Ansicht ist Nissen, der in seiner „Italischen Landeskunde“ (I, 470) ebenso bestimmt erklärt: „Im übrigen dürfen wir als Thatsache ansehen, daß dieselben (die Ligurer) neben den Iberern ein Hauptvolk des südwestlichen Europa vor Ankunft der Arier ausmachten.“ Für ein Mischvolk hält es Kiepert (Alte Geographie 398), der da sagt: „Es (das Volk der Ligurer) mag aus einer Vermischung ureinwohnender, nichtarischer Bevölkerung mit der ersten von Osten her einrückenden Wanderung arischer (also den Kelten, Italikern, Illyriern u. s. w. im allgemeinen verwandter) Stämme hervorgegangen sein.“ Diesen Meinungen gegenüber erklärt d'Arbois de Jubainville mit gleicher Bestimmtheit die Ligurer für Indogermanen.

Auch ich habe die Sprachreste der Ligurer eingehend geprüft und bin zu der mir völlig feststehenden Ueberzeugung gelangt, daß das Ligurische eine ganz reine indogermanische Sprache ist, und daß auch für einen Sprachenwechsel nicht die geringsten Anzeichen vorliegen, daß somit die Ligurer vom linguistischen Standpunkte aus reine Indogermanen sind.

Diesen Satz zu beweisen, wird nun also hier meine nächste Aufgabe sein müssen, und dann wird weiter ein Blick auch auf die anthropologische und archäologische Seite der Frage zu werfen sein.

Den Nachweis, daß das Ligurische eine indogermanische Sprache sei, verdanken wir im wesentlichen d'Arbois de Jubainville, dessen Verdienst darum ich oben schon hervorgehoben habe, und es ist zweckmäßig, die Frage hier an der Hand eben dieses seines Nachweises zu erörtern.

Er geht aus von den beiden Denkmälern, die uns geographische Namen aus dem Alterthum auf ligurischem Boden überliefern, dem Schiedsspruch der römischen Gebrüder Minucius über Grenzstreitigkeiten der Genueser und Langaten vom Jahre 117 v. Chr. Geb., und die Tafel von Veleia, die zwischen die Jahre 102 und 113 n. Chr. Geb. fällt. Diese geographischen Namen bilden die Grundlage seiner ganzen Untersuchung, die sich mit bewunderungswürdigem Scharfsinn darauf aufbaut.

In diesen beiden Denkmälern finden sich sechs Namen, die ein Suffix -ascus, -asca zeigen, nämlich die vier Fluß- und Bachnamen Neviasca, Tulelasca, Veraglasca, Vinelasca und die Namen der beiden fundi Archiascus und Candalascus. Dieses Suffix ist noch heute das Kennsuffix der ligurischen Ortsnamen, und der Flecken der Langaten z. B. heißt noch heute Langasco. Diesem Suffix -ascus, -asca zur Seite steht ein zweites Suffix -uscus, -usca, auch -oscus, -osca geschrieben, und zwar begegnet es in denselben Gebieten wie jenes, so daß also auch dieses zweite als ligurisches Kennsuffix zu gelten hat. Diese beiden Suffixe sind ganz zweifellos indogermanisch. Schon die Motion, die sich bis auf den heutigen Tag als -asco, -usco und -asca, -usca erhalten hat, würde allein ausreichen, das zu beweisen, aber auch das sk-Suffix selbst ist in einer Reihe weiterer indogermanischer Sprachen nachweisbar. So haben wir z. B. griech. παιδίσκος, -κη, „Knäblein, Mägdlein“; goth. þiudisks, ἐθνικός, manniska „menschlich“, gudisks „göttlich“; lit. dëviszkas „göttlich“, dangiszkas „himmlisch“, tëviszkas „väterlich“; altslav. dêtiskŭ „kindlich“, nebesĭskŭ „himmlisch“. Hier haben wir die gleiche Motion und die gleiche Verwendung des Suffixes zu sekundärer Ableitung wie im Ligurischen. Aber noch mehr: unser sk-Suffix bildet im Deutschen, Litauischen und Slavischen ethnische Adjektive wie goth. judaivisks „jüdisch“, ahd. frencisc „fränkisch“; lit. prúsiszkas „preußisch“, lëtùviszkas „litauisch“; altslav. rumĭskŭ „römisch“; židovĭskŭ „jüdisch“, und im Thrakischen, wo es gleichfalls vorhanden ist, dient es direkt zur Bildung von Ortsnamen, wie der Flußnamen Τίβισκος, Μάρισκα, Ζαλίσκος, des Gebirgsnamens Βέρτισκον, der Städtenamen Πάρτισκον, Δράβησκος, Securisca, Γαρῆσκος, Ἐργίσκη. Hier haben wir das Suffix also auch in derselben Funktion wie im Ligurischen.

Allein es zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied in der Form des Suffixes zwischen dem Ligurischen einer-

seits und den übrigen genannten Sprachen andrerseits. Während letztere vor dem ak den Stammauslaut sämmtlich in -l schwächen, denn auch das thrakische η wird nichts anderes als eine orthographische Variante von i sein, bewahrt das Ligurische den Stammvokal rein, als -u (-o) für die o-Stämme, als -a für die ā-Stämme, und eben dadurch entstehen die beiden Bildungen auf -usco und -asco.

Daß dies in der That so sei, läßt sich unmittelbar beweisen. Unter den Inschriften des Kantons Tessin, die ich früher als lepontische bezeichnet habe, die ich aber jetzt für ligurische zu erklären kein Bedenken trage, lautet die des Grabsteines von Davesco also:

slaniai ⁝ verkalai: pala
tisiui ⁝ pivotialui: pala

Das bedeutet, wie ich früher schon erklärt habe: „Der Slania Verkala Grab; des Tisios Pivotialos Grab." Es sind ohne Zweifel zwei Gatten, die hier begraben sind, und der Name der Frau hat vor der Genitivendung den Stammauslaut -a, der des Mannes hingegen -u. Daß die Nominative zu beiden in -a und in -os ausgehen, zeigen uns andere der Tessiner Inschriften. In der Bewahrung dieser reinen Stammauslaute -u und -a vor dem sk steht also das Ligurische all den anderen Sprachen an Alterthümlichkeit voran, aber auch hier liegt eine so rein und entscheidend indogermanische Thatsache vor, daß auch sie wieder fast allein schon zu dem Beweis genügen würde, daß das Ligurische eine indogermanische Sprache ist.

Es gibt außer den Suffixen -usco und -asco noch einige weitere, die man gleichfalls als ligurische Kenn- oder Leitsuffixe bezeichnen kann. Es sind dies vor allen die folgenden: -oscio (-uscio), -ascio und -inco (-enco). Alle diese Suffixe haben auch wieder die weibliche Form in -oscia (-uscia), -ascia, -inca (-enca), -alla neben sich, zeigen also wieder die nur indogermanische Motion. Aber auch im übrigen sind sie indogermanisch. Die beiden ersteren, -uscio und -ascio, sind nichts anderes als Weiterbildungen von -usco und -asco mit dem Suffix -ios, ein in allen indogermanischen Sprachen so häufiger Vorgang, daß es keiner Worte weiter darüber bedarf.

Das Suffix -inco, neben dem häufig auch die erweichte Form -ingo (-engo) sich findet und dessen ältestes Beispiel in dem ligurischen Namen des Po, Bodincus, wie ihn uns Plinius aus Metrodorus Scepsius überliefert, vorliegt, ist gleichfalls indogermanisch und auch in verschiedenen anderen indogermanischen Sprachen nachweisbar. Es findet sich im Deutschen, z. B. altfries. linsing „Hausmann", ahd. buring „Bauer", mhd. bertinc „Klosterbruder" (von bart „Bart"), oft mit einem vorausgehenden l-Suffix verschmolzen, z. B. ahd. chamarling „Kämmerling", hofiling „Höfling". Aehnlich verschmilzt es in den baltischen Sprachen mit einem vorausgehenden n-Suffix, so daß die Form lit. -in-, -iñkas, lett. -iks entsteht, wie z. B. lit. darbiniñkas „Arbeiter", taukiniñkas „Landmann", lett. sweschiniks „Fremdling". Mit diesen Bildungen sind vielleicht auch die slavischen Formen auf -nikŭ identisch. Bemerkenswerth sind zwei besondere Gebrauchsweisen des Suffixes: im Baltischen bildet es Ethnika, wie z. B. lit. Lëtùviniñkas „Litauer", lett. Ridsiniks „Bewohner von Riga", im Germanischen dagegen Patronymika, wie z. B. ags. Skyldungas „Die Nachkommen des Skyld", Hrêdling „Der Sohn des Hrêbel", mhd. Nibelung „Der Nachkomme des Nibel". Aus diesem patronymischen Gebrauch sind dann die Ortsnamen auf -ing hervorgegangen, wie z. B. Tutzing, Schwabing, Sendling, Hugelfing, Aicholding, von denen Bayern förmlich strotzt, und die auf -ingen (dat. plur.), wie z. B. Tübingen, Reutlingen, Hechingen, Sigmaringen, wie sie ebenso massenhaft in Schwaben zuhause sind. Hier haben wir dann also das Suffix auch in derselben Funktion wie das ligurische -incum. Durch diese germanischen Formen auf -ing und -ingen hat Flechia sich täuschen lassen und in den Namen auf -engo, wie sie in großer Zahl uns in Oberitalien und der Schweiz entgegentreten, deutsche Niederlassungen sehen wollen. Ich habe die Stämme dieser Nomen untersucht und gefunden, daß sie fast sämmtlich ligurisch sind. Ob das Suffix auch gallisch ist, ist nicht ganz sicher. Es werden zwar angeblich gallische Formen mit unserm Suffix aufgeführt, wie Agedincum, Leminoum, Vapincum, aber ihrer geographischen Lage nach können sie auch ligurisch sein. Doch auch abgesehen davon, ist der indogermanische Ursprung des Suffixes nicht zweifelhaft.

Weiter weist d'Arbois de Jubainville nun eine Anzahl geographischer Namen auf ligurischem Boden nach, die mit einem -nt-Suffix gebildet sind. Der vorausgehende Vokal ist verschieden, bald a, wie in dem Völkernamen Triulantes, bald e, wie in dem Völkernamen Vulientes, bald o, wie in den Völkernamen Lepontii, Logiontii, Brodiontii. In diesen letzten drei Namen ist das -nt-Suffix mit -ios weitergebildet. Diese Art, die wir oben schon in dem Suffix -ascio und -oscio antrafen und die ganz allgemein indogermanisch ist, ist im Ligurischen bei der Bildung der geographischen Namen ungemein verbreitet. So haben wir z. B. die Städtenamen Guzantium, Asmantia, Pergantion, die Flußnamen Tigantia, Druentia, Aventia, Argentia. Auch Weiterbildungen mit anderen Suffixen liegen zahlreich vor, wie in dem Völkernamen Acantici, dem Bergnamen Joventio, den Stadtnamen Tarantasia, lauter Bildungen von durchaus indogermanischem Gepräge. In diesem -nt- sieht d'Arbois de Jubainville das Suffix des indogermanischen participium praesentis activi. Mit Recht, und die verschiedenen Vokale sind, wie im Lateinischen amantes, monentes, ementes, fodientes, euntes.

Daß diese Erklärung die richtige sei, beweist eine Reihe weiterer ligurischer geographischer Namen, die ganz in derselben Weise mit dem Suffix des indogermanischen participium praesentis medii gebildet sind, welches -menos lautet, woraus im Ligurischen -minos, -mnos wird. So haben wir die Ortsnamen Turamina, Intramnae, Alamnus, Fiscamnus, Lastemna, Atomna; die Flußnamen Vimina, Sūmina, Olomna, Garumna, Rodumna, Irumna, Vultumna. Auch hier bemerken wir den gleichen Wechsel der Vokale je nach der Verschiedenheit der Konjugation des Verbums, von dem das Participium sich ableitet.

Hier können wir in der Betrachtung der Suffixe Halt machen. Zwar untersucht d'Arbois de Jubainville noch verschiedene weitere Bildungen, wie die in -ra, die vielfach in Flußnamen erscheint, die in -ātis, die viele Völkernamen zeigen, die in -elos und -etios u. a., allein es ist unnöthig, sie alle hier zu besprechen, denn die für den Nachweis des Indogermanenthums der Ligurer springenden Punkte sind schon in dem Vorhergehenden enthalten: die Motion in -os und -ā, eine Reihe indogermanischer Ableitungssuffixe, drei Verbalklassen, auf -a-, -e- und -o- (-u-), zwei participia, auf -nt- und -m(i)nos.

Das ist auf dem Gebiete der Grammatik völlig ausreichend, und es erübrigt jetzt nur noch, nachzuweisen, daß auch die Wortstämme in den ligurischen Namen indogermanisch sind oder, anders ausgedrückt, ihre indogermanische Etymologie darzuthun. Auch hier kann ich mich auf eine Auswahl besonders beweisender Fälle beschränken, wobei auch hier zum Theil die Darlegungen von d'Arbois de Jubainville zugrunde liegen. Es gibt im Sanskrit eine Wurzel drav-dru „laufen". Das davon abgeleitete Verbum drávāmi mit seinem Particip drávant wird im Rgveda oft vom „Fließen" des Wassers gebraucht: im Ligurischen

haben wir die Flußnamen Druentia, Druna, Drutum, Dravus, Dravonus, Dravenna. Weiter haben wir im Sanskrit eine Wurzel ves-vis „sich ergießen", von der das Verbum vêsâmi, das Substantiv visâu „Wasser, Flüssigkeit" herkommen: die ligurischen Flußnamen Viso, Vister, Visera, Visnonia, Visusia gehen auf die gleiche Wurzel zurück. Es gibt im Sanskrit eine Wurzel es-is „in schnelle Bewegung setzen", von der das Verbum isâmi, esâmi herkommt, das im Rgveda auch auf Flüssigkeiten angewandt wird, so wie das Adjektiv isirá „strömend": dieselbe Wurzel haben wir in den ligurischen Flußnamen Isara, Iserella, Isa, Isana, Istros, Isca, von denen sich dann die Ortsnamen Isella, Isasca und das Vorgebirge Isamniam ableiten. Weiter gibt es im Sanskrit eine Wurzel diavdiu „leuchten": von ihr sind die ligurischen Bergnamen Joventio und Jūra abgeleitet, die vorn das d eingebüßt haben wie die von der gleichen Wurzel herkommenden lateinischen Götternamen (D)jūppiter, (D)jovis und (D)jūno. In den Völkernamen Triulatii, Triulantes mit dem Stadtnamen Triulantum, sowie in dem Ortsnamen Trigantia haben wir das indogermanische Zahlwort für „drei". Die ligurischen Ortsnamen Berga, Bergomum, Bergalla sammt dem Volksnamen Bergalli enthalten ein Substantiv berga, welches ganz zweifellos mit gall. briga, deutsch burg urverwandt ist. Auf bekannte indogermanische Adjektive gehen zurück die Ortsnamen Novasco und Noasco sammt Novaria, die zu novos „neu" und Verdasio sammt Verzasca, d. i. Verdiasca, die zu verdos, verdios „grün" gehören.

Das ist zum Nachweise des Indogermanenthums der ligurischen Sprache mehr als ausreichend. Nun könnte man freilich meinen, alle diese Indogermanismen seien erst durch Sprachwechsel oder Entlehnung in das Ligurische hineingelangt, und in der That schreibt Mehlis: „Wenn jedoch auch die Suffixa, besonders die partizipialen Ableitungsendungen auf indogermanische Flexion hinzudeuten scheinen, so ist einerseits hiebei die Angleichung an die arischen Gallier im Norden und an die Umbro-Latiner im Süden in Rechnung zu bringen." Das ist einfach abzuweisen. Wäre das, so müßte es sich vor allem in der Lautbehandlung des heutigen ligurischen Dialektes zeigen. Diese aber ist von der des Gallaitalienischen, von dem Umbrischen und Römischen so stark verschieden, daß an einen Zusammenhang mit diesen Dialekten gar nicht zu denken ist. Damit wird auch die Annahme Cuno's, die Ligurer seien Kelten, völlig hinfällig.

Und was von der Lautbehandlung gilt, gilt auch vom Wortschatz. Der ligurische Leichenstein von Sarenga lautet:

pivonei : tokialui : pala
„Des Pivones Tekiodos Grab."

Eine entsprechende gallische Grabschrift würde lauten:

ategnati · trutieni · logŏ
„Des Ategnatos Trutienos Grab."

Indogermanisch beides, aber jedes eine bestimmt charakterisirte Sprache für sich. Noch weiter ab steht das unindogermanische Etruskisch, wo eine solche Grabschrift lautet:

mi | laricees | teladuras | śudi
„Dies des Larice Telathura Grab."

Nun hat man ja die Ligurer zu Iberern machen wollen, und so würde auch eine solche iberische Grabschrift zu vergleichen sein, jedoch um eine solche zu bilden, fehlt uns das Sprachmaterial. Allein im Grunde ist eine solche Inschrift auch überflüssig: Der Nachweis, daß Iberisch und Ligurisch nicht verwandt seien, ist viel einfacher zu führen. Es genügt, ein Dutzend iberische Städtenamen aufzuführen: solche sind: Kalagurris, Hispalis, Iliberris, Otobesa, Salduba, Uxama, Iliturgis, Osiso, Sisapo, Intibili, Ibubeda, Ilarcuris. Die Verschiedenheit dieser Namen ist von den oben betrachteten ligurischen in Lautform und Bildungsweise so groß, daß man sich in der That wundert, wie man überhaupt auf den Gedanken einer Verwandtschaft hat verfallen können. Und dabei habe ich die iberischen Namen noch absichtlich in ihrer latinisirten Form angeführt; in der Originalform, wie die Legenden der iberischen Münzen sie zeigen, sind sie den ligurischen noch viel unähnlicher.

Damit kann der Nachweis, daß das Ligurische eine indogermanische Sprache sei, nach allen Seiten hin als abgeschlossen angesehen werden. Was nun die rein anthropologische Seite der Frage betrifft, so ist es ja immerhin möglich, daß die Ligurer, als sie ins Land kamen, eine mehr oder minder zahlreiche Urbevölkerung vorfanden, die dann von ihnen aufgesogen wurde. Aber aus ihrem Körpertypus wird man das kaum schließen können. Von den Germanen und auch den Kelten, wie die Alten sie uns schildern, sind sie ja freilich stark verschieden, allein ihre Komplexion und ihr Körperbau ist von denen der südeuropäischen Indogermanen nicht wesentlich abweichend. Aber einen bestimmten indogermanischen Körpertypus gibt es überhaupt nicht. Derselbe wechselt je nach Klima- und Bodenverhältnissen und der Aufnahme fremder Völkerbestandtheile.

Man wird also, wie ich glaube, in den Ligurern den Vortrab der Indogermanen sehen müssen, die den Italikern und Kelten voraufgingen. Daß sie von Norden kamen, ist aus der Lage und Richtung ihrer Wanderungen noch in geschichtlicher Zeit mit Sicherheit zu entnehmen. Daß sie einst ein weites geschlossenes Gebiet in Besitz hatten, hat d'Arbois de Jubainville nachgewiesen: es ging von der Marca, dem Grenzfluß zwischen Ligurien und Etrurien, aus, umfaßte die gesammte Po-Ebene bis an den Oglio und seine südliche Verlängerungslinie, die südliche Schweiz bis an den Gotthard, Frankreich zwischen Alpen und Rhone. Aber es griff über dies Gebiet noch strahlenförmig hinaus: Spuren der Ligurer sind in Corsica, dem nördlichen Spanien, weiteren Theilen Frankreichs und dem Süden und Westen Deutschlands nachzuweisen. Und es ist sehr möglich, daß, wie Mehlis will, die neolithischen Gräberfelder vom Mittelrhein den Ligurern zuzuschreiben seien, zu deren sonstigen Resten sie in der That anthropologisch und archäologisch zu stimmen scheinen.

Der Kulturzustand der Ligurer war bei ihrem Einmarsch in ihre späteren geschichtlichen Sitze noch sehr ursprünglich. Das lehren uns nicht nur die Nachrichten der Alten, sondern auch der Befund der Höhlen Liguriens, die von Issel untersucht und beschrieben sind. Von besonderem Interesse sind die Thierreste, die in ihnen gefunden wurden: es sind deren von Hirsch, Reh, Ziege, Schaf, Rind, Schwein, Hund in verschiedenen Spielarten. Und damit vergleiche man nun die ligurischen Ortsnamen Cervasca, Cerviasca, Cervignasco, Capriasca, Capenbrasco, Ovada, Taurasia, Porcellasca, Caiciarasca, Cugnasca. Mag manches hievon auch in die römische Zeit fallen, verwunderlich ist es immerhin, daß alle diese Thiernamen die gewöhnlichen indogermanischen sind.

Die Frage, wie sich die Ligurer zu den Terramaren verhalten, rühre ich hier heute nicht an, denn sie ist meines Erachtens nach nicht völlig spruchreif.

Lugano. Prof. Dr. Karl Pauli.

Cyklische Bühnenaufführungen.

Die antiken Tragödiendichter wetteiferten bekanntlich an bestimmten Festtagen des Jahres miteinander in Trilogien, denen ein Satyrspiel angehängt war: diese Trilogien waren zumeist durch die Kontinuität des Sagenstoffes miteinander verbunden und stellten drei markante Phasen des betreffenden Mythus den Hörern vor Augen. Bemerkenswertherweise aber ließen es die Griechen nicht bei dieser Art von Trilogie, die nur durch das mechanische Band des Mythus vereinigt war, bewenden, sondern fügten auch Stücke zusammen, die durch einen höheren Grundgedanken allgemeiner Art miteinander verknüpft waren. Das ist schon eine sehr merkwürdige Neuerung, die von den Zuhörern eine ganz neue Art von Aufmerksamkeit verlangte; es genügte nun nicht mehr, der allmählichen Entfaltung der Sage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, sondern es galt, tiefer in den Ideengehalt der Geschichte einzudringen und die Geschehnisse unter dem Prinzip einer höheren geistigen Einheit zusammenzufassen.

So sehen wir also, wie die Bühne in einem ganz besonderen Sinne eine erziehende und belehrende Mission übernehmen kann, eine Mission, die bedeutsam weit abliegt von den moralischen und moralisirenden Aufgaben, welche man ihr mit Unrecht in so verschiedenen Zeiten zugemuthet hat. Gerade in unsern Tagen aber hat die Thatsache, daß die Bühne durch Zusammenfassung mehrerer dramatischer Aufführungen in einem besonderen und zwar methodischen Sinne auf die breiten Kreise der Hörerschaft bildend wirken kann, ihre besondere Bewährung erfahren: Wir meinen die cyklischen Aufführungen an verschiedenen hervorragenden Bühnen Deutschlands, und Oesterreichs, bei denen entweder die Werke einzelner Meister in der chronologischen Abfolge ihrer Entstehung dem Publikum vorgeführt wurden, oder aber auch ganze Epochen der dramatischen Literatur in ihren gewichtigsten Repräsentanten auf der Scene erschienen. Derartige Veranstaltungen verdanken ihren Ursprung dem Siegeszuge, den der Begriff der Entwicklung durch alle Gebiete der Wissenschaft und der Kunstgeschichte in unserm Jahrhundert gefeiert hat. Es ist noch gar nicht lange her, daß man es für ganz gleichgültig hielt, ob die Werke eines Autors in ihrer Entwicklungsfolge oder nach einem ganz zufälligen Eintheilungsprinzip betrachtet werden: erst allmählich kam man zur Erkenntniß, daß die richtige und fehlerlose Beurtheilung einer jeden geistigen und künstlerischen Persönlichkeit nur dann von allen Seiten gesichert ist, wenn wir diese Persönlichkeit aus den ersten Stadien ihrer Entstehung durch alle Phasen ihres Werdeganges bis an ihr Daseinsziel hindurchgeleiten. Wir werden eben nur auf diesem Wege eine Reihe unvergleichlich wichtiger Momente in Anschlag bringen können, die bei der allmählichen Fortentwicklung des Individuums mehr oder weniger entscheidend mitgewirkt haben: wir werden erkennen, welche Einflüsse große Reisen, neue Bekanntschaften, persönliche Wechselfälle und Erfahrungen auf die literarische Produktion geübt haben und das Ideal einer Literaturgeschichte wird die Wirkungen aller dieser Faktoren in dem Kunstwerk, als ihrem Gesammtprodukte, nachzuweisen versuchen.

Diese Erkenntniß wird jedoch stets nur das Vorrecht jener auserlesenen Geister sein, die ihren Blick durch besondere analytische Uebungen so geschärft haben, daß sie in dem großen und geschlossenen Gewebe des fertigen Kunstwerkes das zarte Geäder seines Werdeganges enthüllen. Es gibt aber ein Gebiet, auf dem auch den geistig minder Bemittelten wenigstens ein Surrogat für dieses theoretisch-genetische Erkennen geboten ist: das ist die Bühne, und das Substrat, an welchem auch dem Unphilosophischen der Begriff des Entwicklungsmäßigen nähergebracht werden kann, sind cyklische Aufführungen. Der Halbgebildete, welcher sich damit begnügt, zu wissen, daß sowohl „Iphigenie“ als auch „Faust“ von Goethe, sowohl die „Räuber“ als auch „Wallenstein“ von Schiller sind, wird durch die chronologische Aufführung der betreffenden Werke in einer ganz unberechenbaren Weise in seinem Verständniß gefördert. Er, der bisher nicht den leisesten Regungen des Stilgefühles zugänglich war, fühlt ganz unbewußt heraus, welche großen und grundlegenden Verschiedenheiten die einzelnen Werke von einander scheiden: er wird sein Gefühl nicht auf bestimmte exakte Formeln bringen können, aber er wird die Fortschritte der Charaktergestaltung, die zunehmende Kontinuität der Handlung, die bedeutsamen Wandlungen der Sprache ganz instinktiv herausfühlen und unbewußt mit einer, wenn auch noch rudimentären Erkenntniß dessen, was „Entwicklung“ ist, aus dem Theater nachhause gehen. Und noch ein weiteres erziehliches Moment kommt in Betracht: die Bühne wirkt mit der Unmittelbarkeit ihrer Darbietungen auch reinigend auf die Welt von Vorurtheilen und hohlen Schlagwörtern, welche die landläufigen Literaturgeschichten unter das Publikum schleudern und die sich ungeprüft und unerprobt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Alle die trivialen und unwissenschaftlichen Klassifikationen, welche rein nach äußerlichen Kriterien die Epochen eines dramatischen Dichters wie mit dem Messer zurechtschneiden und die ganz und gar verkennen, wie viel tausend Fäden des Werdens hinüber und herüber laufen — alle die hohlen Namen von „Jugendarbeit“ und „schwächlicher Greisenarbeit“ — müssen vor der lebendigen Wirkung der Bühne in nichts zerfließen. Wer Schiller von den „Räubern“ bis zur „Braut von Messina“ und bis zum „Demetrius“ mit empfänglichem Geiste auf sich von der Scene herab wirken läßt, der ist, durch das lebendige Bild der Entwicklung, das er von der Bühne her empfangen hat, gegen eine ganze Masse literaturgeschichtlicher Irrthümer, gegen alle möglichen schiefen und tendenziös gefärbten Urtheile über Schillers Entwicklung gepanzert und gefeit: so wirkt das lebendige Wort, das lebendige Kunstwerk in einem viel höheren Grade belehrend und erziehend als das Gelesene, das immer und unter allen Umständen ein Todtes bleibt und der Krücke des erklärenden Kommentars nicht immer entbehren kann, während der Bühnenvorgang in seiner hellen, leuchtenden Unmittelbarkeit sich selbst am einfachsten und leichtesten erklärt.

Das Cyklische kann sich nun aber entweder auf die Werke eines Einzelnen oder auf die Vorführung ganzer Epochen beziehen: während im Rahmen einer einzelnen Individualität sich die Kriterien der Entwicklung viel leichter und greifbarer für den Zuschauer ergeben, gilt es, wenn Cyklen die Entwicklungsbilder größerer literarischer Epochen sein sollen, die richtige Auswahl in den Werken zu treffen: in diesem Falle ist die Zusammenstellung, die mit stetem Hinblick auf die belehrende Tendenz derartiger Vorführungen erfolgen muß, eine sehr verantwortungsvolle: man muß wirklich nur das Charakteristische auswählen, an welchem sich die Stadien der Entwicklung ganz plastisch erkennen lassen: nur ein Höhenzug darf es sein, der dem ungeübten Auge vorgeführt wird und ein sachkundiges Verständniß muß solche Dichter und solche Stücke auswählen, die in einem gewissen Kontinuum den Werdegang im zweifelhaften Besonderheiten repräsentiren: das Beiläufige, das nicht entscheidend ist für die Darstellung der dichterischen Persönlichkeit, wird in den Hintergrund treten müssen und denjenigen verschwisterten Werke den Vortritt lassen, das den Stempel der Individualität weithin sichtbar an der Stirne trägt. Während im Bereiche eines einzigen Autors der Blick allmählich vom Kleineren zum Größeren emporgeführt wird, erweitert er sich nur, wenn ganze Epochen in ihren Hauptrepräsentanten vor ihm erscheinen, bedeutsam ins Große und Umfassende: das Gesammtbild ganzer Jahrhunderte wird in seinen Konturen lebendig und tritt scharf und plastisch ins Relief: kulturgeschichtliche Momente, die das Kunstwerk ja immer bewußt oder unbewußt wieder-

spiegelt, setzen sich, wenn auch in noch so kindlichem und unreifem Umrisse zu einem Kulturbilde zusammen, das nun auch seinerseits das Genetische wiederspiegelt; so ergibt sich eine geistige Förderung in einem wirklich bedeutsamen Sinne und der Bühne erwächst ein Lehrberuf, von dem vergangene Jahrhunderte keine Ahnung hatten.

Und abgesehen nun von dieser methodischen Bereicherung, die sich auch für Halbgebildete aus der Erkenntniß des Entwicklungsmäßigen im Werdegang eines Dramatikers von der Bühne herab ergibt, resultirt auch noch ein anderer, nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil aus derartigen Unternehmungen: den flüchtigen Reizungen, die sonst ein einzelner Theaterabend ausübt, dem ganz vorübergehenden und oberflächlichen Interesse, welches uns ein Bühnenwerk sonst einflößt, wird hier ein auf viele Tage, ja Wochen hinaus sich erstreckender literarisch-künstlerischer Permanenzzustand entgegengestellt. Eine Kette geistiger Interessen, ein ganzes Netz von Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit bleibt wochenlang über die Hörerschaft gespannt, erhöht den Puls des Alltagslebens und läßt über dem Qualm der banausischen Beschäftigungen die Flamme künstlerischer Begeisterung herborlodern: alle andern Vergnügungen treten für die Zeit derartiger Unternehmungen weit zurück, eine ernste Diskussion lenkt den Antheil von der Prosa des Tages auf die geweihten Gebiete der Literatur ab und manche ehrsame Bürgerstube wandelt sich unter dem Ansturm so vieler künstlicher Eindrücke zu einem literarischen Salon. So wird ein Zustand geschaffen, der an hellenische Vorbilder gemahnt. Denn auch damals hielten die dramatischen Wettkämpfe, die oft tagelang dauerten, das Publikum in einem Kontinuum literarischer und ästhetischer Spannung und machten aus der zahllosen Hörerschaft eine selbstbewußte Jury, die mit ihrem Beifall oder ihrem Zischen lapidare Thatsachen der Literaturgeschichte schuf. Bei uns entbehrt eine derartige Permanenz erhabener Stimmung allerdings des religiösen Untergrundes, der dort ein mitschaffendes Element der ganzen dramatischen Produktion war: aber die Weihe der Empfänglichkeit, die die Hörerschaft beseelt, gibt dafür ausreichenden Ersatz, zumal wenn sie, um mit Schiller zu reden, „rührbar jedem Zauberschlag der Kunst, mit leichtbeweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung hascht!"

Prag. Dr. Eugen Holzner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Erdbeben im Monate Juni 1900.** a) **Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach.** Am 21. Juni gegen 22 h verzeichneten der Kleinwellenmesser und das Horizontalpendel langsame seismische Bewegungen, die bis gegen 24 h anhielten. Der Ursprungsort, der bis heute unbekannt ist, dürfte über 10,000 km weit entfernt sein. Auch in Italien, und zwar in Rocca di Papa, Pavia und Catania wurde dieses Beben um die gleiche Zeit registrirt. Am 18., 23. und 26. Juni zeichneten die Instrumente tagsüber ununterbrochen starke auswärtige Sturmwind- und Seegangbewegungen auf. Oertliche Stürme am 18., 22. und 23. Juni verursachten am Barographen so starke Luftdruckänderungen, wie solche bisher an der Warte noch nicht beobachtet wurden. — b) **Auswärtige Berichte.** Die Bebenwarten-Zentrale in Rom meldet in diesem Monate nur eine einzige örtliche Erschütterung in Italien, und zwar: am 1. Juni gegen 20 h 30 m ein Beben IV. Grades in Spoleto. Der inländischen Tagespresse entnehmen wir ebenfalls nur zwei Bebennachrichten, und zwar: am 14. Juni morgens wurden in Constantine (Algerien) drei starke, von Ost nach West gerichtete Erderschütterungen wahrgenommen; die Stadt Cariaca an der Nordküste Venezuela's wurde von einem Erdbeben betroffen, das großen Schaden anrichtete.

Prof. Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte in Laibach.

yo. **Berlin.** In der unter dem Vorsitz von Professor **Karl von den Steinen** abgehaltenen Juli-Sitzung der „**Gesellschaft für Erdkunde**" überreichte der jüngst zum korrespondirenden Mitglied der Gesellschaft ernannte Oberstleutnant der russischen Marine **Jules de Schokalsky** eine bisher noch nicht publizirte geologische Karte von Rußland, die auf Veranlassung des verstorbenen Generals v. Tillo konstruirt worden ist, sowie einen neuen Atlas über Rußland. Von den literarischen Neueingängen sei neben einer Neuausgabe des Gobineau'schen Werkes „Sur l'inégalité des races" (Band 3) ein Werk über Schweden und die Schrift Kretschmers über das **Schiff** der deutschen Südpolar-Expedition erwähnt. — Den Vortrag des Abends hielt der Stabsarzt der Schutztruppe **Dr. F. Fülleborn** über seine **Reisen im Nyassa-Gebiet.** Der Vortragende hat im Frühjahr 1897 den Feldzug gegen die Wangoni mitgemacht, der durch Excellenz v. **Engelhardt** ausgeführt wurde, und hat dann später, durch die **Hermann und Elise Heckmann-Wenzel-Stiftung** unterstützt, im Auftrag der Berliner „Akademie der Wissenschaften" zoologische, hydrographische und anthropologische Studien im Nyassa-Gebiet gemacht, deren Früchte unsre Kenntniß wesentlich gefördert haben; so hat Dr. Fülleborn u. a. sechs neue Säugethierrassen und etwa zwanzig Vogelarten feststellen können. In seinen Darlegungen erläuterte er die Lichtbilder, durch deren Vorführung seine Mittheilungen etwas ungemein lebendiges gewannen, zumal die Photogramme ebenso instruktiv wie geschmackvoll und künstlerisch gewählt worden waren. Die Route seiner Reisen führte von Lindi am Indischen Ozean zunächst südwestwärts bis Massassi und weiter südlich zum Ruvuma-Strom. Das von der Küste her steil ansteigende Gelände senkt sich nach Westen zu sanft zur Hochebene ab, der einzelne Berggipfel, als Rest einer abgesunkenen Höhenschicht, aufgesetzt sind. Der 200 m breite, aber nur auf einer Strecke von 10—20 km schiffbare Fluß hat überall Inseln in seinem Bette, und sein Lauf wird durch zahlreiche kleine Katarakte unterbrochen. Seine Ufer sind durch Vegetation wenig belebt, Gummi ist das Hauptprodukt in jenem Gebiete. Die Anbaupflanze ist Sorgum, die Manneshöhe erreicht, der Affenbrotbaum gibt der Landschaft am Ruvuma ihr floristisches Gepräge, auch Fächerpalmen erheben sich hier und da über dem abgebrannten Büschelgras. Das deutsche Gebiet am Ruvuma ist infolge der Raubzüge, die hier von den kriegerischen und ritterlichen Wangoni gegen die einheimischen Wapua, Wasaa, Wagindo und Wanuera unternommen worden waren, dünner bevölkert als das portugiesische Flußufer, insbesondere fehlt auch alles Großvieh, nur etwas Kleinvieh ist noch vorhanden. Die Wirkung dieser Raubzüge ist am besten an der Thatsache zu ermessen, daß heute, nachdem ihnen nun ein Ende gesetzt ist, sich der Handel von Lindi aus diesen Gegenden schon verfünffacht hat. Die Eingeborenen leben in getrennten Dorfschaften ohne größere Gemeinsamkeit der Verbände, sie treiben Ackerbau und bauen Hirse, Maniok, Mais, Bohnen, etwas Bananen an; es ist erheblich mehr im Ruvuma-Thal zu erzeugen, als heute dort produzirt wird, namentlich dürfte das Oel der Erdnüsse, das aus dem portugiesischen Gebiete ausgeführt wird, auch hier in größerem Quantum zu erzeugen sein. Die Bevölkerung huldigt der Sitte der Tätowirung, die großen Lippenringe, die von den Frauen getragen werden, geben diesen ein eigenthümliches Aussehen. Aus dem Gebiet nördlich des Ruvuma begab sich Dr. Fülleborn nordwestlich nach Ungoni, das im Osten des Nyassa-Sees gelegen ist. Hier haben in früheren Zeiten die Suaheli- und Araber-Niederlassungen die Kultur der Eingeborenen gehoben, doch ist deren Einfluß heute eher schädlich als fördernd. Der Lateritboden in Ungoni ist für Kaffeebau geeignet. Die Wangoni-Stämme selbst sind vor etwa 75 Jahren vom Süden her in diese Gebiete vorgedrungen und haben sich dann nach Niederwerfung und Verdrängung der dort ansässigen Eingeborenen bis zum Südende des Tanganyika-Sees und selbst bis zum Victoria-Nyanza hin ausgebreitet. Heute wird in Ungoni, wo selbst die Frauen eine geachtete Stellung genießen, Ackerbau getrieben, und insbesondere huldigen die Natives dem Genusse von Hirsebier, das sie in großer Masse verbrauchen. Bezeichnend für ihr Aussehen ist der Umstand, daß sie die Ohrläppchen durch Einschnitt so zu erweitern verstehen, daß sie bei ihnen die Stelle der Taschen vertreten können und oft große Dosen tragen. Auch eine einheimische Eisenschmel-

technik wurde hier angetroffen; in kegelförmigen Schmelzöfen wird das Metall hier ausgeschmolzen. Die spitzen Häuser mit dem bis zur Erde reichenden Dach ohne Fenster haben in ihrem Innern wenig Komfort, und nur in den Temben der Häuptlinge findet man mehr Geräthe und Waffen als unbedingt nothwendig erscheinen. Dr. Fülleborn machte sodann einen Ausflug zu dem weiter im Norden gelegenen Iringa, dem ehemaligen Hauptort der Wahehe, der heute nur noch eine Ruinenstätte darstellt. Gouverneur v. Scheele hat es im Kriege gegen die Wahehe zerstört. Auch aus dem Wahehe-Gebiet konnte der Referent eine Reihe von Bildern bieten, die die Wohnungen der Eingeborenen veranschaulichten. Von Jimpo ging es über Utengule, sonst der größten Ansiedelung der Eingeborenen im zentralen Afrika, dem ehemaligen Handelszentrum des Gebiets nordöstlich des Nyassa zurück zur Station Langenburg an der Nordspitze des **Nyassa-Sees**. Der See selbst mißt etwa von Nord nach Süd in seiner Länge 75 geographische Meilen, durch die schiffbaren Flüsse Schire und Sambesi steht er mit dem Indischen Ozean in Verbindung, und neben den englischen Kanonenbooten, die ihn befahren, zeigt unser Regierungsdampfer „Hermann v. Wißmann", ein sehr seetüchtiges Fahrzeug, heute dort die **deutsche** Flagge. Nur die Nordspitze und ein Drittel des Ostrandes ist deutsch, das übrige englisch und portugiesisch; auf dem englischen Ufergelände ist heute schon der Handel mit Gummi und Elfenbein lebhaft entwickelt. Am Ostrande zieht sich nordwest-südostwärts streichend das zu 1000—2000 m ansteigende Livingstone-Gebirge. Das im Norden des Sees gelegene Konde-Land, aus Alluvialboden bestehend und rings von Bergen eingesäumt, stellt sich auch seiner Bevölkerung nach als der werthvollste Theil dieses deutschen Gebiets dar, zumal die Konde-Leute sich besonders durch Fleiß im Ackerbau und durch die sauberen und sorgsam hergestellten Hütten sehr vortheilhaft vor den übrigen Eingeborenen dieses ganzen Gebiets abheben; freilich ist heute noch der Wasserweg zur Küste bei weitem der bequemste. Eine Bahn von Kilwa bis zum Nyassa, deren Rentabilität heute nicht zu bestimmen ist, würde den Weg kürzen. Auf dem Gebiet des Kondelandes gedeihen alle europäischen Gemüse; die Kohlen, die sich dort finden, kommen bis jetzt für die Dampfer auf dem Nyassa deßhalb nicht in Betracht, weil diese mit Holz, das dort zahlreich vorhanden ist, heizen. Sollte Gold in dem deutschen Gebiet sich finden, was nach den Forschungen von Bornhardt nicht ganz unwahrscheinlich ist, so würden damit freilich alle Verhältnisse sich ändern. Langenburg im Norden und Wiedhafen im Osten des Nyassa-Ufers sind die einzigen deutschen Häfen dort. Im Süden des Sees ist der Handelsverkehr noch allzuwenig entwickelt. Die Kondeleute wurden von dem Vortragenden in seinen Photogrammen bei ihren Beschäftigungen vorgeführt und Bilder des auf der Ostseite des Nyassa gelegenen Ruqua-Sees, sowie der „Bafequellen" gegeben. Auf den vulkanischen Kuppen des Kondelandes und in dem Lavaboden dieses Gebiets gelang es Dr. Fülleborn im Verein mit dem leider dem Klima erlegenen Kollegen Dr. Goetze, fünf Thermen aufzufinden und wissenschaftlich zu untersuchen, deren Werth jedoch durch ihre Lage im zentralen Afrika für ihre praktische Bedeutung zur Zeit noch kaum in Frage kommt.

* **Weihenstephan i. B.** Die Lehrer an der hiesigen Akademie für Landwirthschaft und Brauerei, Dr. Heinrich **Puchner** und Dr. Max **Bücheler**, sind zu Professoren an derselben ernannt worden.

* **Erlangen.** Der ordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. Oskar **Eversbusch**, ist zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde und Vorstand der ophthalmologischen Klinik und Poliklinik in der medizinischen Fakultät der Universität zu **München** ernannt worden.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. Ludwig **Medicus**, ist zum ordentlichen Professor der Pharmazie und angewandten Chemie, sowie zum Vorstand des technologischen Instituts in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität befördert worden.

* **Tübingen.** Wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, sind die Privatdozenten Dr. **Hesse**, Assistent am zoologischen Institut, Dr. **Köster**, Assistent am physiologisch-chemischen Institut, und Dr. **Sarwey**, Assistent an der Frauenklinik, zu außerordentlichen Professoren ernannt worden.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Eduard **Wiltheiß** ist **gestorben**.

oem. **Breslau.** Dem Assistenten am chemischen Institut Dr. phil. Walther **Herz** ist auf Grund seiner Habilitationsschrift „Beiträge zur Kenntniß des chemischen Gleichgewichts" die venia legendi für Chemie in der philosophischen Fakultät hiesiger Universität ertheilt worden.

* **Aus der Schweiz.** Pfarrer Henri **Rougemont**, seit 1881 Professor für alttestamentliche Exegese an der Akademie in **Neuenburg**, ist der „Frkf. Ztg." zufolge dort im Alter von 61 Jahren gestorben. Durch die Uebertragung theologischer Schriften aus dem Deutschen ins Französische hat sich Rougemont um die Vermittelung deutscher theologischer Wissenschaft Verdienste erworben.

* **Paris.** Die **Akademie der Wissenschaften** wählte Professor **Czerny** in Heidelberg einstimmig zum **korrespondirenden Mitglied**. — Vom 3. bis 9. Sept. wird hier in Verbindung mit der Weltausstellung ein **internationaler Kongreß für Religionsgeschichte** tagen. Der Gedanke eines neuen Religionsparlaments, wie es bei Gelegenheit der Weltausstellung von Chicago stattgefunden hat, scheiterte vor allem daran, daß die katholische Kirche, abweichend von ihrem bei jener Gelegenheit beobachteten Verhalten, diesmal jede Betheiligung ablehnte. So wurde, gewiß nicht zum Nachtheil der Sache, an Stelle jenes Projekts das eines Kongresses gesetzt, der sich in streng wissenschaftlicher Weise mit den Problemen der religionsgeschichtlichen Forschung beschäftigen wird. Leitende Pariser Gelehrte nahmen die Vorbereitungen in die Hand: so Maspero, J. Oppert, Senart u. A., vor allem die beiden Réville; der Präsident der religionsgeschichtlichen Sektion der Ecole des hautes études und sein Sohn, der Herausgeber der ausgezeichneten „Revue de l'histoire des religions". Der Kongreß wird sich mit dem ganzen Gebiet der Religionsgeschichte beschäftigen, von den Wildenreligionen, den Religionen Aegyptens, des alten Asiens, des klassischen Alterthums bis zum Christenthum der alten wie der neuen Zeit. Eine rege Betheiligung auch der deutschen wissenschaftlichen Kreise darf lebhaft gewünscht und gehofft werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. **Sperl**: Lebensfragen. München, Beck 1900. — Dr. R. F. **Arnold**: Die deutschen Vornamen. Vortrag. Wien, Holzhausen 1900. — G. **Mehrtens**: Der deutsche Brückenbau im 19. Jahrhundert. Denkschrift bei Gelegenheit der Weltausstellung des Jahres 1900 in Paris. Mit 195 Textabbildungen. Berlin, Springer 1900. — A. v. **Klinckowström**: Der lange Erzengel. 2. Aufl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-anstalt 1900. — E. **Muellenbach**: Schutzengelchen. Ebd. 1900. — **Ida Hofer**: Gesühnt. Roman in zwei Bänden. Breslau, Schottlaender 1900. — Prof. Dr. J. H. **Vogel**: Das Acetylenlicht. — **Berichte über Handel und Industrie**. Bd. I, Heft 19. — Die Kieler Woche. 1. Jahrg., Heft 1. Berlin, Boll u. Pickardt 1900. — J. **Trübswasser**: Der Herr Meister. Schauspiel. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — Fr. **Bock**: Memling-Studien. Düsseldorf, Schaub 1900. — Em. **Seyler**: Die Drususverschanzungen bei Deisenhofen. Mit 22 Skizzen und einer Uebersichtskarte. München, Selbstverlag 1900. — **Der Prozeß der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen in Wien**. Wien, Selbstverlag 1900. — **Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich** mit den preisgekrönten Erläuterungen. Berlin, Hertel 1900. — Dr. C. H. **Stratz**: Die Schönheit des weiblichen Körpers. Mit 128 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Heliogravüre. 7. Aufl. Stuttgart, Enke 1900. — 47. **Geschäftsbericht der Direktion und Bericht des Verwaltungsraths der Schweizerischen Nordostbahngesellschaft** für 1899. Zürich, Füßli 1900. — H. **Hopfen**: Die ganze Hand. (Engelhorns allgem. Romanbibliothek XVI. 17/18.) Stuttgart, Engelhorn 1900. — **Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts**. Von einem Deutschen. Berlin, R. Felix 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 13. Juli. Nummer 158.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Angelsächsisches Pharisäerthum.

Eine auffällige und unerfreuliche Erscheinung in England und Amerika ist die Thätigkeit der Geistlichen als Beförderer der von den Angelsachsen in beiden Welttheilen betriebenen gewaltsamen Expansionspolitik. Von der Kanzel herab und in der religiösen Presse wird von Predigern und frommen Zeitungsschreibern das gewaltthätige Verfahren der Regierung in London wie in Washington gutgeheißen und die vollständige Ausrottung der für Freiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Buren und Filipinos verlangt, falls sie auf ihrem Widerstand gegen die beiden mächtigen, von lauter Menschenliebe erfüllten Verbreiter der Kultur und Verkünder des Christenthums hartnäckig beharren. Neulich hat der Rev. Arthur Robins, Pfarrer zu Windsor, sich über Krügers Frömmigkeit und Zutrauen auf göttlichen Beistand recht lustig gemacht und „**Om Paul in pious prostration before the Lord of Hosts**“ mit einer ganzen Fluth von gemeinen Schimpfreden überhäuft, die man sonst nur in den Londoner Hintergäßchen zu hören erwartet. Sollte ein offenkundiger Gottesleugner einen inbrünstigen Beter in dieser groben Weise verspotten, so würde sein Betragen zwar als ein arger Verstoß gegen den guten Ton und die Sittenfeinheit verurtheilt, aber nicht für eine ganz ungereimte und mit den ausgesprochenen Anschauungen des Betreffenden unverträgliche Handlungsweise gehalten werden. Sehr bedenklich ist es jedoch, wenn ein berufsmäßiger Verrichter von öffentlichen Gebeten die Gebetsstimmung und Geberden eines anderen Menschen, der den Geist zu Gott andächtig erhebt und an die Erhörung seines Flehens glaubt, zu verhöhnen wagt. „**Om Paul on his knees**“ stellt er sich so äußerst drollig und zugleich so fürchterlich vermessen vor, daß er in Ungewißheit schwebt, ob er darüber vor Lachen bersten oder in heiligen Zorn gerathen soll, und gibt sich abwechselnd beiden Gemüthsbewegungen hin. Daß Jemand sich unterstehe zu beten, ohne sich der von der anglikanischen Kirche vorgeschriebenen Form der Anflehung zu bedienen, scheint Herrn Robins überhaupt eine gotteslästerliche Anmaßung zu sein. Auch allen anständigen und einsichtsvollen Engländern, die Chamberlains wüthenden Jingoismus mißbilligen und den Buren Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, geht der ehrwürdige Zungenheld gewaltig zuleibe und ergreift jede Gelegenheit über sie als „Memmen“ Zeter zu schreien. Wir haben die Aeußerungen dieses Mannes angeführt und beleuchtet, weil er als ein Repräsentant des übermüthigen und ungestümen Imperialismus auf der Kanzel angesehen werden kann. Er ist nicht von lediglich persönlicher, sondern von typischer Bedeutung, und nur in dieser Beziehung verdient er Beachtung.

In den Philippinen hat die Gegenwart der Amerikaner, die zur Verbreitung der christlichen Kultur hätte dienen sollen, nur zur allgemeinen Sittenverschlechterung beigetragen. Seit der Besetzung Manila's haben besonders die Trunkenheit und Unzucht dort über alle Maßen zugenommen. Das gewöhnliche Getränk der Filipinos ist ein ungegohrener Palmwein, der wie Most schmeckt und keine berauschende Wirkung hervorbringt; aber die Vertreter der höheren Zivilisation tragen Verlangen nach dem Geistigen und bestreben sich, den schalen und kraftlosen Saft der Weinpalme durch die stark belebenden, in den Kopf steigenden und das Gehirn anfeuernden Erzeugnisse der amerikanischen Branntweinbrennereien zu verdrängen. Whisky nennt der Schotte Bergthau (mountain dew) und liefert durch diese Bezeichnung den Beweis, daß der Trank ihm nicht nur den Gaumen reizt, sondern auch die dichterische Phantasie anregt; aber das Wort stammt eigentlich aus dem Irländischen und bedeutet Lebenswasser (usquebaugh).

Vielleicht hat die Etymologie den als Pietisten und Temperenzler bekannten, im „Weißen Hause“ zu Washington sitzenden Staatsverwalter und Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee irregeführt und veranlaßt, die jetzige Ueberfluthung der Philippinen mit irischem Lebenswasser mit dem in der Offenbarung Johannes erwähnten „lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall“, der zur Gesundheit der Heiden dienen sollte, zu verwechseln; sonst wäre es unbegreiflich, daß ein so guter Mann, der nie müde wird, von Großmuth, Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Menschenliebe und Pflichttreue öffentlich zu reden und die Macht hat, mit einem Wort die den ostasiatischen Archipel überschwemmende und das dortige Menschengeschlecht ins Verderben stürzende alkoholische Sintfluth abzuwenden, noch immer zögert, das höchst nöthige Machtwort darin zu sprechen.

Daß die obgedachten Uebelstände nicht dem Erfindungsgeiste eines nur auf Sensationsnachrichten erpichten Zeitungsschreibers ihr Dasein verdanken, sondern in der Wirklichkeit vorhanden sind, wird an den neuesten Ergebnissen der amerikanischen Handelsstatistik klar bewiesen. 1897—98 belief sich der Werth der von den Vereinigten Staaten nach den Philippinen ausgeführten alkoholischen Getränke auf 354, im Jahr 1899 dagegen auf 113,285 Dollars; während desselben Zeitraums hat der Ausfuhrhandel dorthin mit Metallen und Produkten der Eisenindustrie, mit Tuchwaaren und ähnlichen Fabrikaten beträchtlich abgenommen, und der früher ziemlich bedeutende Export von Fuhrwerken aller Art, Erdölen und Steinkohlen ganz aufgehört. Die in die Philippinen eingeführten alkoholischen Getränke sind größtentheils für das amerikanische Heer bestimmt. Nach dem soeben von William Lloyd Garrison veröffentlichten Zeugniß eines Regimentsarztes, der die ersten von San Francisco

nach Manila geschickten Truppen begleitete, gab es damals in der Hauptstadt der Philippinen nur eine Brauerei, eine Branntweinbrennerei, einen Biergarten und mehrere Gasthöfe, Wirthschaften und Klubhäuser, die geistige Getränke zu Mahlzeiten schenkten. Nach der Landung der amerikanischen Soldaten fingen die Schnapsläden an, sich rasch zu vermehren und bald waren mehr als vierhundert in vollem Gange. Noch schlimmer ist der vom Kriegsministerium gestattete Gebrauch der Feldflasche in den Kasernen, das berüchtigte „Canteen-System", das den Soldaten stets zum Saufen verleitet und schnell zu Grunde richtet. Der Mangel an baarem Gelde setzt seiner Trinksucht keine Schranken, da er für diesen Genuß mit seinem Solde haftet, der in vielen Fällen so völlig versoffen wird, daß ihm am Zahltage kein Heller übrig bleibt. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß der Säuferwahnsinn im Heere überhand nimmt und viele Gemeinen und mitunter auch Offiziere an dieser Hirnkrankheit sterben.

Der Militärarzt, dem wir die Angaben verdanken, spricht sich in gleicher Weise über die Zunahme der Unzucht aus, die sich nach dem Einzug der Amerikaner in Manila dort bemerklich macht. Liederliche Weiber gelangten von allen Richtungen hin, und ein einziges Dampfschiff soll dreihundert mitgebracht haben. Ueberall sah man Bordelle entstehen, die in kurzer Zeit an beiden Seiten der Straße Calla Aliz ¾ englische Meilen einnahmen und unter dem Schutz der amerikanischen Wachtposten ihr unlauteres Gewerbe trieben. An den Fenstern ließen sich die feilen Dirnen mangelhaft bekleidet blicken, um die Vorübergehenden anzulocken. Wie traurig und weittragend die Folgen einer derartigen Begünstigung der Prostitution sein müssen, ist daraus ersichtlich, daß von den nach San Francisco bisher zurückgekehrten Freiwilligen 10,000 mit der Syphilis behaftet waren. Die von unserm sachverständigen Gewährsmann erstatteten Berichte über das Lasterleben der Amerikaner auf den Philippinen werden von anderen zuverlässigen Augenzeugen in jeder Hinsicht bestätigt. Besonders zu erwähnen ist Hr. Frank M. Wells, der als vormaliger Feldprediger die beste Gelegenheit hatte, die wirkliche Sachlage richtig zu beurtheilen. „Whisky und Huren," hat er neulich behauptet, „tödten mehr Soldaten als die Kugeln der Filipinos und alle anderen Ursachen zusammengenommen." Als er in einer Unterredung mit Mac Kinley sich in diesem Sinne äußerte, schien das Mitgetheilte das Herz des Präsidenten tief zu rühren. Wie gewöhnlich

In seinem schönen Auge glänzt
Die Thräne, die stereotype,

als er von so schauerlichen Dingen hörte, aber zur Abhülfe des Uebels konnte man ihn nicht bewegen. Warum sollte der gefühlvolle Mann seinen edlen, aber unzeitigen und vorübergehenden Gemüthsregungen nachgeben, ein großes Wort gelassen aussprechen, sich mit den mächtigen und vermögenden Branntweinbrennern verfeinden und die zur Führung des bevorstehenden Wahlkampfes so nöthigen Geldbeiträge vermindern? Es kostet zwar große Ueberwindung, dergleichen im Namen der Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit und Sittlichkeit gemachte Vorstellungen mit tauben Ohren anzuhören; aber darauf durfte er als verschmitzter Politiker gar keine Rücksicht nehmen; er weiß was er zu thun hat, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und läßt sich durch ideale Weltanschauungen und ähnliche Erwägungen nicht irreführen. Außerdem wird es sehr leicht und zweckdienlich sein, das Versäumte später nachzuholen, indem er eine günstige Gelegenheit ergreift, sich in salbungsvollen Reden über die Bestimmung und offenbare Pflicht („plain duty") der Amerikaner, die neuerworbenen Besitzungen mit den Gütern der christlichen Kultur und der westlichen Zivilisation zu beglücken, weitläufig auszubreiten. Bekanntlich ist auch der Marineminister Long ein eifriger Teetotaller und als Vorsteher des Massachusetts-Vereins für vollständige Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken unermüdlich in dem Bestreben, seine Mitbürger vor dem Laster des Trunkes zu retten; aber gegen die bedenkliche Ueberhandnehmung der Trunksucht im amerikanischen Heer hat weder er noch der gleichgesinnte Kriegsminister Root bis jetzt die Stimme erhoben. Hier wäre ihnen Anlaß gegeben, sich amtlich ins Mittel zu schlagen und durch die Erlassung eines Kabinetsbefehls dem von ihnen so sehr verabscheuten und so verhängnißvoll um sich greifenden Laster der Trunkenheit Einhalt zu thun und Tausende von Menschen vor Entsittlichung und Verderbung zu bewahren; leider paßt ihnen als politischen Parteigängern ein solches Machtverbot nicht in den Kram und ist deßhalb zum Schaden der körperlichen, geistigen und sittlichen Gesundheit und im allgemeinen zur Schmach und Schande der Nation bis jetzt unterblieben.

Der New-Yorker Bischof Potter, der unlängst sechs Tage in Manila zubrachte, behauptet, er habe dort keinen betrunkenen Soldaten gesehen; an demselben Tage jedoch, an dem er diese Aeußerung machte, veröffentlichten die amerikanischen Zeitungen die Nachricht, daß drei Offiziere, der Major Kirkman und die Leutnants Gregg und Bailey, kriegsgerichtlich zur Entfernung aus dem Militärstande „wegen Betrunkenheit auf den Straßen von Manila" verurtheilt wurden. Daß Trunkenbolde keine starke Vorliebe für geselligen Verkehr mit einem hohen kirchlichen Würdenträger haben und ihm geflissentlich aus dem Wege gehen sollten, ist begreiflich und dürfte wohl zur Erklärung und Entschuldigung des bischöflichen Optimismus einigermaßen dienen. Auch die Dirnen der Calla Aliz zogen sich ohne Zweifel von den Fenstern zurück aus Achtung für den hochwürdigen Herrn, als er durch diese Straße hin- und herwanderte oder in der Kutsche seines Gastfreundes als blinder Passagier spazieren fuhr, denn die Anwesenheit dieser Buhlerinnen scheint er nicht wahrgenommen zu haben. Unliebsame Erscheinungen, die dem Hrn. Dr. Schurmann, Präsidenten der Cornell-Universität und Vorstand der Philippinen-Kommission, dem ehemaligen Konsul Edwards und vielen anderen Männern sogleich in die Augen fielen, konnte der Bischof ebensowenig sehen, wie die Gräfin in Mozarts „Hochzeit des Figaro" imstande war, das vom Pagen im nächsten Zimmer verursachte, laut und ungelegen schallende Getöse zu hören. Blinde werden mit Recht als Augenzeugen gesetzlich ausgeschlossen und zu den testes inhabiles gerechnet; Verblendung durch fixe Ideen, imperialistische Schwärmerei, Glaubenseifer, politische Parteiwuth oder ähnliche Einflüsse sollte eigentlich dieselbe Wirkung haben und die Beweiskraft der Zeugnisse in den betreffenden Sachen mehr oder minder beeinträchtigen, ohne die persönliche Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Zeugen überhaupt zu berühren. Soeben hat die zu Chicago gehaltene Konferenz der Methodisten McKinley wegen seiner Begünstigung des Branntweinhandels auf den Philippinen scharf getadelt und es wurde ein Spottlied herumgereicht, das den Präsidenten der Vereinigten Staaten als Aufwärter in einer Schnapsschenke zu Manila darstellt. McKinley gehört selbst der Methodistengemeinde an und seine kirchlichen Mitbrüder hätten ihn gewiß nicht in

dieser Weise öffentlich angegriffen, sondern eher gegen die Anschuldigung gern vertheidigt, wenn das Aergerniß nicht so weltkundig und unleugbar wäre.

Bereits fängt die eingeführte moralische Fäulniß an, sich wie eine Seuche durch Ansteckung fortzupflanzen und kann kaum fehlen, einen höchst verderblichen Einfluß auf die im ganzen mäßigen und keuschen Filipinos auszuüben. In Anbetracht solcher Zustände ist die Selbsterhebung der amerikanischen Imperialisten, die sich dünken, von der göttlichen Vorsehung zur Ausbreitung des Christenthums und der Kultur auf dem ostasiatischen Archipel auserwählt zu sein, entweder Selbsttäuschung oder Betrug und zeugt von grober Unwissenheit oder großer Vermessenheit und Gleißnerei.

E. P. Evans.

Neue Romane.

Vier Romane aus der großen Welt, vier aus dem Kleinbürgerthum, diese intimer wirkend, jene zum Theil durch die große Staffage imponirend„ durch das mächtige Gesammtbild, das sich in ihnen entrollt.

„Opfer" von Friedrich Spielhagen[1]) ist, wenn wir recht gezählt haben, der fünfundzwanzigste unter den größeren Romanen des Autors. Wir haben bei der Besprechung seiner letzten Bücher nicht viel Gutes zu sagen vermocht, und das hat Ihren Referenten mit bitterwehen Gefühlen erfüllt, denn Friedrich Spielhagen gehorte zu dessen frühesten Leidenschaften und wenn er sich erinnert, wie er vor langen Jahren die „Problematischen Naturen" mit Begeisterung las, für die schöne Melitta schwärmte, den überlegenen Oldenburg bewunderte, dann erwachten immer Gefühle der Dankbarkeit für den Schöpfer dieses Buches. Auch mit den anderen, vor dreißig Jahren und vorher erschienenen Büchern Spielhagens „Hammer und Ambos", „Die von Hohenstein" und selbst bei allen seinen Fehlern „In Reih und Glied" haben wir uns gut befreundet, dann kam aber eine lange Zeit, in der Spielhagen seinen Verehrern Kummer bereitete, und namentlich seine letzten Bücher ließen viel zu wünschen. Umso freudiger berührt es uns, in dem neuen Buche eine Rückkehr der alten Kraft und manche der Eigenschaften Spielhagens aus seiner besten Zeit wiederzufinden: fesselnde Charakteristik, manche prägnante Gestalten — zu denen allerdings der etwas romanhafte Held nicht gehört — eine schöne, lebendige Sprache und reichen Gedankeninhalt. Spielhagens Helden haben großentheils etwas revolutionären Anstrich, wenn sie auch nicht alle auf der Barrikade sterben oder, wie die alten Achtundvierziger, mit dem neuen Pharao in Zwiespalt sind.

Graf Wilfried Falkenburg ist in seiner fleckenlosen Erscheinung der richtige Romanheld alter Schule. Ausgestattet mit den edelsten Vorzügen des Geistes und Charakters, hat er nur den Fehler, daß er keine Konzessionen machen kann und alles auszusprechen und thun zu müssen meint, was er für das Rechte hält. Sein älterer Bruder hat den Fürstentitel und den nicht sehr großen Besitz der Familie geerbt, er selbst aber, der prädestinirte Alleinerbe einer mehrere Millionen reichen Tante, ist von dieser mit unbeschränktem Kredit bei ihrem Banquier ausgerüstet und braucht sich in Folge dessen keinen Wunsch zu versagen. Aristokrat in seinen Lebensgewohnheiten, von feinster Kunstempfindung, die vornehme, von edelstem Geschmack ausgewählte Umgebung, in der er lebt, als etwas Selbstverständliches betrachtend, muß er den Schritt zum Sozialdemokraten schnell als einen Irrthum erkennen. Wohl bleibt er der Gesinnung treu, die ihn zum Kampfe gegen die Ungerechtigkeit, zum Eintreten für die Elenden und Enterbten bewogen, aber der Ungeschmack, das Gemeine, die Niedrigkeiten, die ihm im Verkehr mit den neuen Genossen auf Schritt und Tritt begegnen, verletzen fortwährend seine verfeinerte Natur. Was der prächtige Justizrath Berner ihm sagt, dagegen vermag er nichts rechtes einzuwenden. „Gleichheit! Lächerlich! Nicht zwei Blätter eines Baumes sind sich gleich, und bei den Menschen geht die Scala von den Schulze und Müller auf der Bierbank bis zu Bismarck. Die Bismarck — wenn man von ihm im Plural sprechen könnte — lassen sich von den Schulze und Müller nicht an die Wand drücken, wofür Niemand dem Himmel dankbarer sein sollte, als die Schulze und Müller, die sonst wieder von ihren Hausknechten Peter und Paul an die Wand gedrückt würden. Wissen Sie, wer Ihr Vierstundenarbeitsmensch der Zukunft ist? Ein Allerweltsschwätzer, ein Pfuscher, ein Dilettant und Ignorant der schlimmsten Sorte. Um es in irgend einer Wissenschaft und Kunst zu etwas rechtem zu bringen, muß man sein Leben daran setzen. Fragen Sie bei den Mommsen und Virchow, den Menzel und Begas, ja selbst bei Ihrem Schuhmacher nach, wenn anders der Mann gute Waare liefert, was ich vermuthe, da Sie bei ihm arbeiten lassen." Ein Zufall und seine Menschenfreundlichkeit hatten ihn in Berührung mit Verhältnissen gebracht, von denen er vorher nie eine Ahnung gehabt hatte. Spät Abends, im Begriff nach Hause zu gehen, fand er auf der Straße, umgeben von einem Kreise Neugieriger, einen kleinen Jungen, der von einem Radler überfahren und verletzt worden war. Einer Augenblicksregung folgend, brachte er den Jungen nach Hause, und damit begannen seine Beziehungen zur Familie Schulz. Der Vater auf einem ramponirten Lehnstuhl halb sitzend, halb liegend, sinnlos betrunken, die Mutter widerlich kriechend, ein Kind schwerkrank im Bett, und die einzige normale Persönlichkeit die erwachsene Tochter. Und doch nicht normal. Er hatte nur einen Blick in ihre Augen geworfen. „Aber einmal war auch gerade genug, um zu wissen, daß er in schönere schwerlich jemals geblickt. In Augen von solch' fascinirender, feucht schimmernder Tiefe. Unergründlich, wie der See im Walde von Falkenburg der Sage nach sein sollte. Bloß daß der See mit seinem schwarzen Wasser, selbst wenn der Mond darauf durch die Riesenbuchen schien, nur auf der Oberfläche leuchtete, und hier das Licht aus der Tiefe zu kommen schien — der Tiefe der Seele. Warum sollte das Mädchen keine tiefe Seele haben? Weil ihr Vater ein Trunkenbold ist? Lächerlich! Als ob wir für die Sünden unsrer Väter verantwortlich wären! Haben, weiß Gott, an den eignen genug zu tragen."

Das Problem, den Kulturmenschen, den sozial Hochstehenden in tiefe Leidenschaft zu dem Mädchen aus dem Volke fallen zu lassen, hat Spielhagen schon öfter behandelt, nie hat er eine lieblichere Gestalt geschaffen, als die schwermüthige Lotte, die Wilfried gleich nach der ersten Begegnung mit den Worten abwehrt: „Uns kann Niemand helfen."

Und in der That, der Vater, der einst bessere Tage gesehen, ein Trunkenbold, die Schwester eine Straßendirne, der Bruder, der einzige in rangirter Stellung, von der Familie losgesagt. Doch Wilfried hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß er der Familie helfen muß, und es gelingt ihm auch, ein zweiter Mahadöh, die Verlorene zu retten und die ganze Familie zu heben. Er war seit lange mit seiner Cousine, der schönen Ebba, verlobt, aber er trug diese Verlobung nur als Pflichtkette, seitdem er erkannt hatte, wie hohl und leer der schöne Kopf, wie diese gefeierte Weltdame jeder Innerlichkeit entbehrte. Da er nun die Gnade seiner Tante verliert, begegnet man ihm im Hause der Verlobten mit so auffallender Kälte, daß er merken muß, er habe mit der Aussicht auf das Erbe alles Interesse für die verloren, denen er vorher so begehrenswerth war. Nun zaudert er nicht mehr und löst das Band, das nur mehr eine Lüge war. Die Gunst der Erbtante aber hatte er dadurch verloren, daß er ihre Eitelkeit verletzt hatte. Sie war gewohnt, sich in Goethe'schen Zitaten zu bewegen und hatte in ihrem Hause Goethe-Abende, die sie mit den berühmten Berliner Salons der dreißiger Jahre verglich. Wilfried hatte nun einmal die Hohlheit und das Phrasenthum der Stützen jener Abende unbarmherzig zerpflückt und dadurch die Harmonie jener Abende zerstört. Die Freundinnen hatten in

[1]) Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1900.

der Wunde gewühlt und so sagte die Tante sich von Wilfried los, immer hoffend, er werde reuig zurückkehren. Das aber that er nicht. Er verbrannte seine Schiffe, verkaufte seine vornehme Einrichtung, legte den Erlös zur Erfüllung der für die Familie Schulz übernommenen Verpflichtungen fest und suchte sich selbst sein Brod zu verdienen, wobei er manche Mühsal und Enttäuschung erlebt. Und auf diesem Wege fand er Lotte, die gegen die Neigung für ihn gekämpft hatte und die sich nun doch dazu bewegen ließ, seine Braut zu werden. Die wackere und zielbewußte Frau des Doktors Brandt, jenes Arztes, den Wilfried bei der ersten Begegnung mit der Familie Schulz geholt hatte, grollt ihm ob seines thörichten Beginnens. „Lotte ist ein hochherziges, edles Geschöpf und trotzdem keine Frau für Sie, Sie schwärmen für die Kunst, die Literatur, von denen das arme Ding keinen Schimmer hat. Wovon wollt ihr euch unterhalten, wenn das Liebesthema erschöpft ist? Sie haben sich von frühester Jugend auf in den feinsten Umgangsformen bewegt; Lotte wird sich nie etwas unschönes, taktloses zu Schulden kommen lassen — eine Dame der Gesellschaft ist sie darum noch lange nicht; wird es auch niemals werden. Sie sagen freilich: was geht mich die sogenannte Gesellschaft an; ich habe ihr für immer den Rücken gewandt. Wenn das eine Brücke wäre, ich ginge nicht darüber. All' Ihre schöne Liebe, Ihr edler Enthusiasmus, Ihre heroischen Anstrengungen werden nicht verhindern, daß Sie sich über kurz oder lang nach dem Milieu, aus dem Sie hervorgegangen sind, zurücksehnen, und Ihnen das, in welches Sie sich hineinleben möchten, als ein Greuel erscheint. Dann ist das Unglück für euch Beide da. Und erträgt man es zur Noth, selbst unglücklich zu sein —, das Bewußtsein, Jemand unglücklich gemacht zu haben, den man liebt und für sein Leben gern glücklich gemacht hätte, erträgt Keiner. Zum wenigsten kein im besten Sinne vornehmer Mensch, wie Sie es sind." Auch Lotte, die immer gefürchtet hatte, daß Wilfried in dem Verzicht auf alles, was er von Jugend an gewohnt war, nicht glücklich werden würde, kämpft schon lange mit dem Entschluß, sich für ihn zu opfern. Jede Berührung mit der Niedrigkeit in Gesinnung und Wesen ihrer Eltern macht ihn schaudern, und der Bruder, der, wie sich herausstellt, Anarchist und Nietzscheaner war, hat dem Bankhaus, in dem er bedienstet war, eine Million entwendet und wird steckbrieflich verfolgt. Da geht sie denn eines Tages, da Wilfried wegen des plötzlichen Todes seines geliebten älteren Bruders, des Fürsten, verreist ist, zur Tante und bittet diese, ihren Frieden mit Wilfried zu machen, sie selbst sei unwiderruflich entschlossen, ihn von der Verbindung zu befreien, die sein Unheil werden müsse. Und ehe Wilfried zurückkehrt, ist sie auf dem Wege nach Amerika. Wilfried hatte inzwischen auf dem Gute des verstorbenen Bruders wieder die Luft geathmet, die er von Jugend auf gewohnt war. Aber die Absage Lottens trifft ihn doch hart. Nach Berlin reisend, wo er der Bestattung eines alten trefflichen Freundes, des Generals Frötstedt, beiwohnen will, fällt er einem Bravostreiche zum Opfer. Eine Frau, deren Liebe er verschmäht hatte, verfolgt ihn mit ihrem Hasse und sie hatte dem um sie werbenden Major Bronowski einen Preis auf das Haupt Wilfrieds gesetzt —, sich selbst. Der Major beleidigt Wilfried, dieser fordert ihn zum Duell und erliegt nach einigen Tagen der Todeswunde. Und als die Tante bei der Heimkehr von der Bestattung Wilfrieds klagte, was sie nun mit all' den Millionen anfangen solle, da antwortete ihr die neben ihr sitzende Frau Dr. Brandt in ihrer trockenen Weise: „Machen Sie damit, was er damit gemacht hätte! Es ist das schönste Denkmal, das Sie ihm errichten können: geben Sie es den Armen!"

Wilfried ist durch einen Zufall aus seinem Geleise gebracht worden, denn die Berührung mit den vielleicht etwas fanatischen, aber zielbewußten Menschen, die er dadurch kennen lernte, besonders der sehr energischen Frau Dr. Brandt, dem Kraftmenschen Römer, zu dem wohl Pfarrer Naumann einzelne Züge geliehen hat, löst Gedanken in ihm aus, die sonst wohl immer geschlummert hätten. Was der Titel „Opfer" im eigentlichen sagen soll, tritt nicht ganz klar hervor. Der Held bringt seinen Ideen große Opfer, er opfert seine ganze Stellung in der Gesellschaft, seine alten Lebensgewohnheiten, sein Wohlbehagen und doch ist alles umsonst, oder soll der Begriff darin liegen, daß Wilfried selbst das Opfer seiner Ideen und der Verhältnisse geworden ist? Auch Lotte opfert, wie oben erwähnt wurde, sich selbst für das Glück des Geliebten, aber vergeblich.

Das Buch enthält manches Romanhafte und Unwahrscheinliche, aber auch sehr viele hübsche Scenen und manches gescheite Wort. So ist es ganz prächtig, wenn der Justizrath auf die Frage, wer denn Wilfried von der Umstrickung des Mädchens befreien solle, kaltlächelnd antwortet: „Was rettete Odysseus aus denen der Kalypso und der Circe, die jedenfalls nicht weniger weich waren, wie ihre Küsse sicher nicht minder heiß brannten? Ueberdruß und die Entdeckung, die man über kurz oder lang macht, daß gleich sich am besten zu gleich gesellt. Glauben Sie mir, wenn sie Egmont und Clärchen erspart blieb, diese Entdeckung, haben sie es nur Alba zu verdanken." Neben Bekanntem aus früheren Büchern begegnen wir auch vielen scharf und gut charakterisirten Personen, so der sympathischen fürstlichen Familie Falkenburg, Wilfrieds Bruder, Dr. Brandt und Frau, auch der leichtfertige Vetter Falka gehört dazu. Etwas gezwungen macht sich der große Diebstahl, den Hermann Schulz zu anarchistischen Zwecken begeht. — Alles in allem ist der neue Roman ein Buch, das bei manchen Mängeln doch große Vorzüge hat und das man lieb gewinnen kann.

Johannes Richard zur Megede hat in mehreren der Romane, die ihm so raschen Ruhm brachten, dieselben Sphären behandelt, in denen sich Spielhagen seine ersten Erfolge holte, man nennt sie heute kurzweg die Ostelbier. Die Helden Megede's haben alle untereinander eine gewisse Familienähnlichkeit, wenigstens findet man bei ihnen viele verwandte Züge. Lerden, Loja und Rolf von den Raben sind aus dem gleichen Holze geschnitzt, Vollblutmenschen, die sich nicht imponiren lassen, zerrissen, weltverachtend, und zum Theil auch mit sich selbst zerfallen. Loja mag wohl in seiner herben Größe, den Leserinnen am meisten imponirt haben, wie ja auch der Roman „Quitt" die glänzenden Eigenschaften des Verfassers am hellsten hervortreten läßt. Uns scheint übrigens der Roman „Unter Zigeunern" einfacher und folgerichtiger. In dem neuen Buche[2]) hat der Verfasser sich die Technik selbst erschwert. Der Held beichtet in Briefen dem älteren Bruder die Leidenschaft, die ihn für eine vornehme Dame erfaßt hat, und die sich in zunehmendem Grade, alles andere überwindend, seiner bemächtigt, nachdem er anfangs geglaubt hatte, nur eine „schöne Episode" zu erleben. Sie gehört einem alten Adelsgeschlechte an, den Herzogen von Lièges-Bragan und ist der Inbegriff von Liebreiz und Anmuth. „Charme hat sie, wahrhaftig, fabelhaft viel Charme!" schreibt er von ihr, da er sie zum erstenmale sieht. „Wie sie so dasteht, sehe ich sie erst recht: eine feine, schlanke Gestalt, ein blasses Kameenköpfchen, aber nervös, das blauschwarze, schlichte Haar im griechischen Knoten über einem beängstigend zarten Nacken. Von den Augen sah ich nur die lange, weiche, aufgebogene Wimper unter der schmalen, dunkeln Linie der Brauen schimmern." Er lernt sie an einem kleinen Platze der Riviera kennen, in dessen Nähe sie mit ihrem Gatten, dem Herzog einen Landsitz, ein altes Sarazenenschloß, bewohnt. Ihr gefällt der weltmännische, überlegene, adelige Mann, der zugleich ein berühmter Maler ist, und aus leichtem Wortgeplänkel, aus neckischem Flirt wird bei ihm eine tiefe, ihn ganz verzehrende Leidenschaft. Sie ist ihm wahrhaft gut, sie liebt seine Gesellschaft, sie sagt auch du zu ihm, wenn sie allein sind, aber was er von ihr begehrt, das weigert sie ihm standhaft. Und da sie mit dem Gatten das Schloß verlassen, um zur Hochzeit ihres Bruders zu fahren, wechseln sie noch einige Briefe und dann ist es aus. Beim Abschied, mußte er ihr versprechen, nie Hand an sich zu legen, was er unter einer Bedingung thun wollte. „Ich habe das Recht, Felicie, mit mir zu thun, was ich will, von dem Momente ab, wo Sie selbst sagen, ich bin wieder glücklich." Dann kommt ein

[2]) Felicie. Aus den Briefen eines Thoren von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1900.

Brief von der Verwandten der Herzogin und dieser treibt Rolf in den Tod. „Am Abend desselben Tages war großes Feuerwerk auf einem belgischen Schlosse. Der Herzog fragte seine Frau, an wem sie so intensiv denke, und sie drückte auf den Wappenspruch: „Pour l'amour la mort!"

Ralf ist noch nervöser und zerfahrener als irgend einer der anderen Helden Megede's. Gleich wie er sich einführt, zeigt sich das: „Eines Tages werden meine mißhandelten Nerven gänzlich niederbrechen, und dann ist es hoffentlich mit deinem alten Sorgenkinde Rolf endgültig aus. Sag nichts dagegen! Ob morgen, oder in zwanzig Jahren die Katastrophe eintritt, ob das Ende erbaulich oder schmählich — gleichgültig. Mein Satz steht fest: Kein Leben verdient gelebt zu werden. Das klingt nicht gerade weihnachtlich, und alle unsre guten Freunde, die noch vor Jahresfrist in einer wohlgezielten Pistolenkugel den vernünftigen Abschluß meines verdummelten Daseins sahen, werden heute behaupten, daß ich mich dem jungen Ruhme und der Mitwelt erhalten müsse. Nicht mal ehrlich gemeinter Blödsinn von den Leuten, denen, wenn ich mich morgen abschösse, der Klatsch über die furchtbare Sünde der willkommenste Nervenreiz wäre.... Und was den Ruhm anbelangt — so schwach und schemenhaft der meinige auch noch ist — das habe ich schon los: Er hat auch für die Glücklichsten eine verwünschte Aehnlichkeit mit importirten Zigarren. Man raucht sie theurer und immer theurer, bis einem zuguterletzt auch die lange „Rothschild" fade schmeckt; dauernden Genuß hat von dem Zeug Niemand, höchstens einen gewissen Gaumenkitzel. Wenn aber dann der blasirte Gourmet plötzlich auf die „fröhliche Pfalz" zurückkommen muß — ja dann vermißt er freilich das edle Kraut, dann würde es ihm auch schmecken, wo es unerbittlich vorbei ist damit." Wie fein er sich selbst und Andere zu beobachten weiß, das zeigt die Bemerkung: „Meinen Hund streichelte sie verstohlen und meinte eigentlich mich. So etwas können nur Frauen, wie eben nur Frauen das echte Mitleid kennen und nur weibliche Menschen, wie ich an diesem Morgen, sie verstehen. Sie mochte denken: Du armer Unglücklicher!" Felicie ist eine etwas romanhafte Figur, die übrigen Gestalten des Buches treten nicht sonderlich hervor. Obgleich sich alles nur um einen Punkt dreht und die vergeblichen Bemühungen des Helden, voranzukommen, etwas breit behandelt sind, verspürt man infolge der ganz glänzenden Schreibweise keine Ermüdung oder Langeweile.

Der Roman „Besser Herr als Knecht"*) von Fedor v. Zobeltitz zeigt uns namentlich in seinen ersten Partien lebhafte, fesselnde und anmuthende Bilder aus dem Soldatenleben und behandelt den Werdegang junger Offiziere von den Kadettenjahren an, ähnlich wie dies in den Büchern Ompteda's geschieht. Es sind ein paar sehr hübsche und anmuthige Bilderchen darin, so die erste Fahrt des Helden auf das Schloß seines Onkels, und die lustige Begegnung mit dem alten Vater eines Schloßdieners, von dem er einige Wahrheiten über sich und seine Cousine hört, und der dann nicht wenig entsetzt ist, da er sieht, wer mit ihm in der dritten Klasse gefahren. Auch gleich das erste Bild, das große Hofdiner, bei dem Emich als Page mitwirkt, ist bewegt und farbenreich. Vortrefflich und brav ist die Standrede, die Emich von seinem Onkel, dem Grafen Wiegel, erhalten bekommt. „Das Regiment gilt für solide; ein paar leichtsinnige Elemente finden sich aber auch da, wie überall. Schließe dich nicht allzu eng an sie an, Emich. Suche dir vernünftige Freunde, möglichst solche, die sich in ähnlichen finanziellen Verhältnissen befinden wie du, damit du nicht unnöthigen Verführungen ausgesetzt wirst. Schlemme und prasse nicht; das ist kein Zeichen von Vornehmheit. Es ist nicht nöthig, daß immer gleich der Champagner fließt — und soll er schon 'mal fließen, thut's Grüneberger auch. Und laß den Pferdeschacher. Man kann dabei böse hereinfallen, und schließlich ist der Offizier kein Roßtäuscher. Schone auch deine Uniform. Geckenhaftigkeit widerspricht dem Wesen des Soldatenstandes. Es ist ein Unterschied zwischen Sauberkeit und Geleckthelt. Dein Vetter Waldegg wird dadurch auch nicht klüger, daß er drei Schränke voll Uniformen und zwei voll Zivilsachen und siebenundsiebzig Paar Stiefeln hat. Daß du nicht spielen wirst, weiß ich. Bleiben noch die Weiber. Und da kann ich dir nur die Weisheit meiner eigenen jungen Jahre mit auf den Weg geben: fürs Herz, was du willst, aber möglichst wenig fürs Portemonnair...." Ganz herzig ist das Verhältniß der Tante zu Emich, die in ihm immer ihr kleines Dickerchen sieht, der jedesmal, wenn er in Stenzig zu Gaste war, im Bett einen Band der „Fliegenden Blätter" las. Als er später, hoch empor gekommen, heirathete da kam eine Kiste mit derselben Signatur wie die, in der das Geschenk der Gräfin Wiegel verpackt gewesen. Seine Gemahlin lachte, als sie einige der darin enthaltenen Bücher geöffnet hatte. „Närrisch, Emich", sagte sie; „denk' dir, hier hat uns Jemand die sämmtlichen gebundenen Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" geschenkt...." Und da sah sie einen Zettel zwischen den Quartblättern in der Kiste liegen, auf dem stand: „Als Erinnerung an Stenzig und an die Kadettenzeit von Tante Irmela...." Emich aber, der sonst keine Thränen kannte, wurden die Augen feucht...."

Solche kleine, hübsche und liebenswürdige Züge hat das Buch gar manche, auch zahlreiche bestimmt charakterisirte und ganz individuelle Gestalten begegnen uns darin: der Schotte Mac Lewleß mit seiner wahnsinnigen Mutter, der Major Blohme und seine Frau, ein Gemisch von Vornehmthun und Halbweltmanieren, die verschiedenen Offiziere, auch das Ehepaar Wiegel. Etwas romanhaft ist die königliche Ruth, ebenso ihr Bekehrer, der Jesuit Rietzow. Auf einer Gesellschaft im Hause des Onkels erhält Emich ein Telegramm des Fürsten Schöhning, des Hauptes der Familie, worin dieser ihn bittet, nach Studbach „in dringlicher Familienangelegenheit" zu kommen. Dort lernt er einen wunderlichen Duodezhof kennen und erfährt von seinem Oheim, daß dessen Sohn Leo, wenn die Kampagne im Balkan zugunsten Rußlands entschieden wird, den Fürstenthron von Illyrien besteigen soll. Ueber dieses Illyrien werden wir uns noch weiter unten aussprechen. Dem Neffen hat Fürst Ferdinand den Prinzentitel ausgewirkt und überträgt ihm die Einkünfte aus einer bei Lebzeiten seines Vaters streitig gewesenen Besitzung, 8000 bis 10,000 Mark per Jahr. Von Studbach aus fährt Emich nach dem kleinen Gut, das Graf Wiegel, sein Vormund, für ihn hatte verwalten lassen, und findet dort, wie sich der Inspektor Settegast ausdrückt, eine „wahre Sauwirthschaft". Der Administrator, Herr v. Polzien, ist ein Schurke, und Emich vertreibt ihn mit Gewalt vom Hofe, wodurch er sich einen unversöhnlichen Feind zuzieht, der ihm später noch schwer zu schaffen macht. Emich führt nun eine Zeitlang den Prinzentitel ohne prinzliche Mittel, der Tod des vor Jahren nach Amerika gewanderten Onkels Hans Carl, der als der verlorene Sohn der Familie betrachtet worden war, bringt ihm dann ein Vermögen von vielen Millionen. Sein Vetter, Fürst Leopold, wird in Garica ermordet, und eine illyrische Deputation bietet Emich den Thron an. Illyrien ist in Bulgarien, und Emich trägt die Züge des Battenbergers. Wenn wir in einer ganz phantastischen Umrahmung ein Königreich Illyrien kennen lernen, wie in dem Wintermärchen oder in dem Daudet'schen Roman „Les rois en exil", so ist dagegen nichts einzuwenden. Ist es aber künstlerisch erlaubt, Phantastisches mit streng Realem so zusammenzuschweißen, wie es hier geschieht: Kaiser Wilhelm, den Fürsten Bismarck, die Kölnische Zeitung, die Vossische Zeitung, sogar den klugen Herrn Mühling, Besitzer des Hotel de Rome, aufmarschiren zu lassen und damit die thatsächliche Entstehung des Fürstenthums Bulgarien unter den tollsten Ausschmückungen und Zuthaten zu verbinden? Wir glauben nicht. Seite 103 ist einmal von dem Fürsten von Serbien die Rede, später heißt es Suevien, und der dicke König Michael ist ein naturgetreues Portrait des Königs Milan. Um das frei Erfundene in der Mitte des Wirklichen glaubhaft zu machen, dazu gehört die wahre Dichterkunst, wie sie Heyse in seinem „letzten Centaur" bewährt hat. Ehe Emich den Thron annimmt, befragt er den Fürsten Bismarck und die

*) Berlin, F. Fontane u. Co., 1900.

lange Unterredung endigt mit den Worten des eisernen Kanzlers: „Sollte Illyrien auch für Sie nur eine Episode sein, lieber Prinz, dann wünsche ich jedenfalls, daß es Ihnen eine hübsche Erinnerung bleiben möge." Da die Zeit genau angegeben ist, die des russisch-türkischen Krieges, so meint der Verfasser offenbar, dieses berühmte Wort Bismarcks sei an Alexander gerichtet gewesen. Dieser Irrthum ist ein weit verbreitetee und Ihr Referent selbst hat ihn mit einer Flasche Sekt büßen müssen. Der Ausspruch ist viel älter und geschah dem jetzigen König von Rumänien gegenüber. Es muß übrigens schon zur Zeit der Regierung des Fürsten Alexander die Meinung verbreitet gewesen sein, daß Bismarck in seiner Unterredung mit ihm seinen früheren Ausspruch citirt habe, denn Fürst Alexander hat später einmal einem unsrer Freunde ausdeücklich gesagt, daß dies nicht geschehen wäre.

Durch diese sich auf Schritt und Tritt aufdrängenden Reminiscenzen an das Thatsächliche werden wir beim Lesen dieses Romans nicht wenig gestört. Womit abee nicht bestritten werden soll, daß die Schilderungen des Lebens und dee politischen Vorgänge in dem Fürstenthum Illyrien fesselnd und lebendig sind, daß namentlich die Schlacht zwischen Illyriern und Sueven, in der König Michael mit der Hälfte seinee Armee gefangen genommen worden und Emich von einee Kugel geteoffen als Sieger stirbt, kraftvoll, sachkundig und ergreifend dargestellt ist: Ein Mangel in der Motivirung ist es, daß Emich, den wir als einfachen Leutnant kennen lernen, so casch darauf ein ganz gediegener, fester, imposanter Mann ist, wie er sich mit seiner Herrenhand in dee heimathlichen Besitzung zeigt, und daß er als Fürst so rasch wahrhafte Herrschertugenden sich angeeignet hat. Auch will es uns nicht recht einleuchten, daß der Patriotismus für ein neues Vaterland, zu dem man eigentlich doch durch einen Zufall gekommen ist, so schnell und gewaltig Wurzel fassen kann.

Vier Romane mit mächtigem Gesammtbild haben wir gesagt, das müssen wie einschränken. Gräfin Sophie[4]) spielt zwar auch in der großen Welt, hat aber doch intimeren persönlicheren Charakter. Annie Neumann-Hofer macht uns in diesem Buche mit den Tagebuchaufzeichnungen der Gräfin Sophie Eckart v. Eckartsberg bekannt. Diese befindet sich in einer Art von Verbannung bei ihrer Mutter in Rußland. Dee Gatte, dee als Gesondter von Berlin nach Athen versetzt war, hatte seine Frau und seine beiden Töchter nicht mitgenommen, angeblich weil er sich erst allein in die neuen Verhältnisse einleben wollte, thatsächlich aber weil er seiner Frau die begangene Thorheit nicht veezeihen konnte, duech die sie ihre und seine Ehee in Gefahe gebracht hatte. Sie hatte ihren geraden, strengen und ehrenhaften Gatten so verkannt, daß sie blindlings den anonymen Briefen glaubte, die ihn intimer Beziehungen zu einer Lebedame bezichtigten. Sie hatte dann dem Schreiber dieser Briefe, der es auf eine Erpressung abgesehen hatte, und der sich arglistig in ihr Veetrauen einzuschleichen wußte, eine Zusammenkunft bewilligt, wo sie Näheres über den Fehl ihres Gatten hören wollte. Dieser war ebenfalls durch anonymen Brief verständigt, erkannte aber gleich den wahren Sachverhalt. Das erzählte Sophie uns tief klagend in ihren Tagebuchblättern. In Rußland trifft sie wieder mit dem Vetter zusammen, der sie in der Jugend geliebt hatte. Der Gatte ist fern; so verliert sie ihr Herz an Jaques und verliert sich selbst an ihn. Die Seelenmarter, die sie durchmacht, reibt sie mehr und mehr auf und am Schluß der Tagebuchaufzeichnungen folgen die einzigen nicht von der Erzählerin geschriebenen Zeilen: „Dieses war die letzte Eintragung der Gräfin Sophie. Fünf Tage darauf war sie todt."

Die zarte, nervöse, mimosenhafte Heldin kommt in ihren Tagebuchaufzeichnungen ganz klar und deutlich zur Erscheinung, die onderen Gestalten sind schablonenhaft und die Hauptkonflikte mit dem dobei in Aktion tretenden Bösewicht sind in echter Holzschnittmaniee gezeichnet.

[4]) Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita.

Alfred Fock hat nach seinen tüchtigen kulturgeschichtlichen Studien, seinem trefflichen Büchlein über „Deutsche Dichter und ihre Beziehungen zur Musik" und der hübschen Novellensammlung „Wo die Straßen enger werden" mit seinem ersten Roman „Die Pflastermeisterin"[5]) den Beweis geliefert, daß er auch auf diesem Gebiete ein Berufener ist. Die Menschen, die er uns darin zeigt, insbesondere die Pflastermeisterin, der Altgeselle Friedmar, mit dem sie die zweite Ehe eingeht, der bösartige Bürgermeister des Nachbardorfes, auch der Pfarrer, sie tragen alle echtes Wirklichkeitsgepräge. Das Thema, in dem alten Spruch angedeutet: „Alte Frau und junger Mann, haben nie nit gut gethan" ist in einfacher Weise dabei mit zwingender Logik durchgeführt, und aus der Schuld, die der Held auf sich geladen hat, gibt es kein Entrinnen als den Tod. Wie es im Pflasterergewerbe zugeht, und wie das Getriebe in den kleineren oberhessischen Ortschaften ist, das ist so plastisch und anschaulich dargestellt, daß man wirklich sagen kann, der Verfasser hat ein bisher brach gelegenes Feld für die Literatur erobert. Auch in dem Roman „Bodo Sickenberg"[6]) ist alles das, worin der Verfasser das Leben nachgezeichnet hat, echt, wahr und wirksam, Das ganze Getriebe in der Tabakfabrik, die Schuld und Buße des Lorenz Mispelbaum und die Redeweise der Arbeiter sind lebendig und natürlich dargestellt. Auch die Figue des Helden trägt lebenswahre Züge, aber die Gespräche, die in den höheren Sphären des Buches stattfinden, sind unnatürlich und schriftdeutsch, und der Gedanke des Helden, seine zweite Ehe mit einer temperamentvollen warmblütigen Person nur als „Freundschaftsehe" einzugehen, hat etwas gezwungenes und unnatürliches. So ist denn auch der Zusammenbruch seiner Ehe vielleicht zu programmmäßig vorbereitet. Aber um der wahren und lebendigen Schilderungen des Volks- und Arbeiterlebens ist auch dieses Buch ein lesenswerthes.

Mit dem Buche Johann Rolfs[7]) ist uns der Name Ottomar Enking zum erstenmale entgegengetreten. Im Kürschner fanden wir, daß diese Geschichte schon 1897 erschienen ist, die uns vorliegende Ausgabe trägt die Jahreszahl 1899. Man wird den Verfasser zu beachten haben, denn das Buch, eine Lebens- und Entwicklungsgeschichte, kann sich dem Besten zur Seite stellen, was von dieser Art in neuerer Zeit erschienen ist. Manchmal bei der durchaus ernsten Darstellung der heißen Gedanken und Aufeegungen, die der Uebergang vom Knaben- zum Mannesalter mit sich bringt, auch bei anderen tief in das Innere der Menschennatur hineinleuchtenden Beobachtungen wied man an den „Grünen Heinrich" erinnert. Johannes, der Held, erreicht das Glück und die innere Reife erst nach schweren Prüfungen und Verirrungen. Seine Jugendgespielin Dora ist schon von früher Jugend an eine klare, gesunde, in sich gefestete Natur. Hübsch ausgesprochen ist es, wenn Johann, da sich die Dichterflamme in ihm regte, auf die Frage Dora's, wie er denn so etwas machen könne, antwortet: „Ich denke manchmal daran, daß ich es dic vorlesen soll und dann geht es immer so herrlich." Schon von der Schulzeit an nannte Doca ihn einen „Zeiger", das ist ee auch bis in die spätere Zeit, ein Mensch, der sein Licht gerne leuchten läßt. Die Gestalten, die das Paar umgeben, tragen alle ohne aufdringliche Schilderung das Gepräge ihrer holsteinischen Heimath und das Buch hinterläßt in uns den Eindruck des Gesunden und Tüchtigen.

Zuletzt sei noch „Der neue Schwabenspiegel.[8]) Ein Roman von gestern" von Eduard Aly erwähnt. Aly hat mit seinen „Wolkenkukuksheimer Dekamerone" große Erwartungen erregt. Es ist nichts Kleines, in unsrer Zeit ein Buch zu schreiben, das sich so von dem Landläufigen fern hält, und es ist ein ehrendes Zeugniß für das deutsche Publikum, daß es dieses Buch zu würdigen wußte.

[5]) Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

[6]) Berlin, F. Fontane u. Co., 1900.

[7]) Johann Rolfs. Eine Geschichte von Ottomar Enking, Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1899.

[8]) Berlin W., F. Fontane u. Co., 1900.

Ab macht in unsrer praktischen Gegenwart weltfremden Eindruck und sein neuerer Roman klingt im Ton stark an die Romantiker, an die Achim und Brentano an, auch Jean Paul'sche Züge kann man an ihm bemerken. Der Verfasser selbst greift in die Handlung ein. Er betrachtet es, wie er sagt, nicht als die Aufgabe seines Buches, „braune Heldenjünglinge mit blonden Heldenmädchen zu vermählen“, er zeigt uns unsre Landsleute auf einer Reise in Italien, wie man sich da einander leicht nähert, und wie man dann wieder auseinanderkommt. Eine hübsche Figur ist die Margarethe Morgenroth, die übrigen Gestalten erscheinen mehr oder minder im Dämmerlichte. Wie sehr der Verfasser, wenn er sich auch als richtiger Idealist zeigt, auf dem realen Boden zu stehen weiß, das zeigt die folgende, ungemein treffende Bemerkung: „Heute noch, fast hundert Jahre nach dem Tode Imanuel Kants, gilt es als rühmlich und erlaubt, den Staat, sei es nun den Heimathsstaat oder den fremden, dessen Gastfreundschaft der Reisende in Anspruch nimmt, um eine Abgabe zu betrügen, welche meist an sich geringfügig und an den Verhältnissen des Belasteten gemessen noch geringfügiger ist. Derjenigen, die anders denken, ist eine kleine, — eine sehr kleine Zahl. Die Wilddiebe sind gewöhnlich arme Teufel, die der Versuchung leicht erliegen und denen die Jagdlust im Blute rumort. Mildernde Umstände! — Wenn erst einmal einige Kommerzienräthe und Freifrauen wegen Schmuggels im Rückfall mit einigen Monat Gefängniß bestraft sein werden, wird das liebe deutsche Gewissen sich nothgedrungen zu der Anschauung aufraffen müssen, daß ein Betrüger ein Betrüger bleibt, ob ihn nun das Gesetz hart, ob es ihn milde bestraft. Es wird dann auch nicht mehr die feige Ausrede benutzen dürfen, daß es nur aus Bequemlichkeit zum Betrüger geworden sei, oder die verlogene Einrede, daß es Sache der durchsuchenden Beamten sei, Zollbares zu finden. Das bedeutet nichts anderes, als wenn sich ein Dieb damit entschuldigen wollte, daß er zu faul gewesen wäre, in einen Laden zu gehen, um sich die gestohlene Sache zu kaufen, oder damit, daß es Sache des Eigenthümers gewesen wäre, sein Eigenthum vor diebischen Händen besser zu schützen.“

Und nun liegt uns bereits wieder eine Anzahl anderer neuer Romane vor. Einige davon sind schon gelesen und darunter recht erfreuliche Erscheinungen. Also nächstens mehr!

S. S.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Gutenberg und Italien** ist die Arbeit Dr. **Demetrio Marzi's** betitelt, die Leo S. Olschki in der neuesten Nummer der von ihm geleiteten Zeitschrift „La Bibliofilia“ veröffentlicht, die er aus Anlaß der Centenarfeier dem Andenken Gutenbergs widmet. Das schön ausgestattete Heft trägt auf dem Umschlag das bekannte Straßburger Portrait des Erfinders der Buchdruckerkunst mit der Jahreszahl 1440. Der Aufsatz verdient die weitgehendste Beachtung, da er nicht eine mit allen bekannten und hypothetischen Einzelheiten gespickte Biographie Gutenbergs enthält, sondern in anschaulicher Weise darthut, wie die schwarze Kunst in Italien einwanderte und welche Verbreitung und Entwicklung sie in diesem Lande gefunden hat. Mit Entschiedenheit, kurz und bündig, wird die Coster-Legende abgethan und gleichzeitig auch den vielen Italienern, die für ihr Land die Priorität der Erfindung in Anspruch nehmen wollten, mit positiven Angaben und Originaldokumenten heimgeleuchtet, während andrerseits nachgewiesen wird, daß zwei Italiener, der Goldarbeiter Cennini aus Florenz und der Priester Clemens aus Lucca, selbständig, ohne Gutenbergs Erfindung gekannt zu haben, aber viel später die Buchdruckerkunst „wieder erfunden“ und an ihren Orten eingeführt haben. Kann Italien sich auch nicht der Priorität der Erfindung rühmen, so hat es doch den Löwenantheil an ihrer Vervollkommnung: wir verdanken dem Land die schönen, sogenannten römischen, runden Lettern, die Kursivschrift, die ersten griechischen, hebräischen und fast alle anderen orientalischen Druckwerke, die ersten Bücher mit Musiknoten und geographischen Karten, den Kupferdruck u. s. w. Von hohem Interesse für die Geschichte der Buchdruckerkunst sind die beiden in dem Hefte reproduzirten Vorreden der Drucker zu der von Nic. de Lyra kommentirten Bibelausgabe von 1472 und dem im Jahre 1478 in Rom erschienenen Ptolemaeus, der die ersten geographischen Karten enthält. In der Vorrede zum vierten Bande der Bibel beklagen sich die beiden ersten Drucker Italiens, die Deutschen Sweynhagen und Pannartz, in ergreifender Weise beim Papste Sixtus IV., ihr ganzes Vermögen für den Druck der von ihnen veröffentlichten Werke ausgegeben zu haben, und erflehen von ihm eine Subvention, die sie in den Stand setzen möge, das begonnene Werk zu Ende führen zu können. Um dem Papste ein klares Bild von ihrer Thätigkeit zu entwerfen, fügen Sweynhagen und Pannartz ihrer Vorrede das Verzeichniß der von ihnen gedruckten Werke mit Angabe der Zahl der Exemplare bei, das wir wohl als den ersten umfangreicheren, ausführlichen Verlagskatalog ansehen können. In der Vorrede zum Ptolemaeus wird berichtet, daß Arnold Pannartz mit dem Druck der Ausgabe im Jahre 1473 begann und drei Jahre daran arbeitete, während es Arnold Buckinck vorbehalten war, diese nach Ueberwindung der Schwierigkeiten, die der Kartendruck verursachte, im Jahre 1478 zu vollenden. An der Spitze aller Städte Italiens, die die neue Kunst gefördert haben, steht Venedig, das gleichzeitig die hervorragendste Druckerstätte der ganzen Welt wurde. An dem Gutenberg-Denkmal zu Frankfurt a. M. ist dieses Faktum durch das die Lagunenstadt darstellende Relief, das Cav. Olschki im Artikel reproduzirte, sinnig zum Ausdruck gebracht worden.

* **Ueber einen Bücherfund von Damaskus** wird einem Londoner Blatte aus Beirut unter dem 20. Juni geschrieben: Unter den Büchern, die in der Moschee von Damaskus gefunden wurden, befindet sich auch eine Serie von zehn Büchern, die in prächtiger kufischer Schrift geschrieben sind; sie beginnt mit dem kleinsten überhaupt vorhandenen Koran und enthält einen, der in Größe dem in der Bibliothek von Kairo gleichkommt. Nazem Pascha hat ein Militär- und Zivilkomitee berufen und ihnen einen Eid abgenommen, daß kein einziges Stück Papier aus dem Zimmer fortgeschafft werden soll, in dem sie aufbewahrt werden. Die Bücher werden in Säcken und Kisten aufbewahrt, und jeden Abend muß jedes Mitglied des Komitees sein Siegel daraufdrücken, und nur in Gegenwart sämmtlicher Mitglieder darf die Oeffnung vorgenommen werden. Die deutsche Akademie hegt große Hoffnungen, daß das **ursprüngliche Neue Testament** sich auch unter den Schätzen befindet. **Der Deutsche Kaiser** hat über die Angelegenheit an den Sultan geschrieben, und es ist bestimmt worden, daß ein deutscher Professor nach Damaskus geschickt werden soll, um den Versuch zu machen, es zu finden.

* **Neue Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Baufach** sind seitens des preußischen Ministeriums erlassen worden und treten am 1. Januar 1901 in Kraft. Sie bringen die einschneidendsten Neuerungen. Das Studium auf Universitäten, das bisher für die Studienzeit nicht angerechnet wurde, kann jetzt durch die Entscheidung des Ministers in Anrechnung kommen. Wie früher nur bei den Maschineningenieuren, ist jetzt auch für Architekten und Bauingenieure vor Eintritt in das Studium eine praktische Thätigkeit eingeführt. Sie dauert acht Wochen, kann aber auch während der großen Ferien erledigt werden. In den Prüfungsbestimmungen für die Architekten sind am wichtigsten die Einführung einer Klausur und der Wegfall der höheren Mathematik und Mechanik in der mündlichen Prüfung bei der Vorprüfung. Für alle Facheinrichtungen gilt die Bestimmung, daß die Meldung zur Bauführerprüfung innerhalb drei Jahren nach der Vorprüfung eingereicht werden muß. Bemerkenswerth ist noch für die praktische Ausbildung, daß es den Architekten gestattet ist, während des ersten Jahres von Kommunalbaubeamten oder Privatarchitekten ausgebildet zu werden. Auch eine Beschäftigung in Meisterateliers der Akademie der Künste wird für zwölf Monate angerechnet werden. Letztere Bestimmung dürfte besonders für die Ausbildung von Kommunalbaubeamten von Wichtigkeit sein.

* **Volksthümliche Universitätskurse in Wien und auf dem Lande.** Dem soeben erschienenen Bericht über das abgelaufene Studienjahr entnimmt die „N. Fr. Pr.“ folgendes: Die Gesammtzahl der Hörer in Wien betrug in diesem Studienjahr 9504, also um 2300 mehr als im Vorjahre. An Arbeiterkarten wurden 3656 verkauft, welcher Ziffer aus dem Vorjahr der Verkauf von bloß 2091 Gewerkschaftskarten gegenübersteht. Ebenso erfreulich als interessant ist der Umstand, daß die Kurse über Frauen-Hygiene, um deren Einführung sich bekanntlich die „Oesterreichische Gesellschaft für Gesundheitspflege“ besonders verdient gemacht hat, von 910 Frauen und Mädchen besucht wurden. Die Zahl der Militärkarten ist in diesem Jahre von 38 auf 102 gestiegen. Einen noch größeren Fortschritt als in Wien weisen die Kurse auf dem Lande auf. Sie waren im vorletzten Jahre von 2664, in diesem Jahre dagegen von 6372 Hörern besucht. Die Zahl der Hörer in Wien und auf dem Lande zusammen betrug 15,876. Eine Neuerung, welche große Anerkennung verdient, ist die Einführung eines musikhistorischen Kurses.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 5. Juli. I. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Herr Dilthey las über Beziehung und Zusammenhang der Ideen Schleiermachers über Kultur und Staat. Er legte den Einfluß Fichte's auf das historische Denken dar, die Stellung Schleiermachers zur historischen Schule, den Zusammenhang der Ethik Schleiermachers und seiner Staatslehre. 2. Herzog Loubat überreicht der Akademie durch Hrn. Sachau seine Ausgabe des Manoscritto Messicano Vaticano 3738, genannt Codice Rios, in photochromographischer Reproduktion, Rom 1900. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Warburg las: Ueber die Bildung des Ozons bei der Spitzenentladung in Sauerstoff. Bei dem maximalen Ozongehalt, welchen die elektrische Spitzenentladung in einem abgeschlossenen Sauerstoffvolumen hervorbringt, halten sich die ozonbildende und ozonzerstörende Wirkung des Stromes das Gleichgewicht. Beide Wirkungen lassen sich aus der Geschwindigkeit der Ozonisirung und dem maximalen Ozongehalt gesondert bestimmen. Mit wachsender Temperatur nimmt der maximale Ozongehalt ab, weil die ozonzerstörende Wirkung der Entladung wächst, während die ozonbildende Wirkung sich nur wenig ändert. Das Maximum des Ozongehalts ist bei der negativen Spitzenentladung größer als bei der positiven, weil die ozonbildende Wirkung der negativen Entladung größer ist als die der positiven, während die ozonzerstörende Wirkung beider Entladungsarten ungefähr die gleiche ist. 2. Hr. Munk legte eine Mittheilung von Hrn. Dr. Otto Kalischer in Berlin vor über Großhirnexstirpationen bei Papageien. Partielle Großhirnexstirpationen führen bei Papageien in Abhängigkeit von dem Orte des Eingriffs Störungen der Bewegung und der Empfindung an den Extremitäten herbei, entsprechend den bekannten Störungen bei Affen. 3. Hr. van't Hoff überreicht eine weitere Mittheilung der HH. Ladenburg und Krügel in Breslau über das Krypton. Die in der früheren Mittheilung ausgesprochene Vermuthung, daß das Krypton einen wesentlichen Bestandtheil der in flüssiger Luft schwebenden festen Substanz bilde, hat sich nicht bestätigt. 4. Hr. Helmert überreichte zwei Veröffentlichungen des Königlich preußischen Geodätischen Instituts: „Astronomisch-geodätische Arbeiten 1. Ordnung“ und „Das Mittelwasser der Ostsee“.

* **Würzburg.** Der bisherige ordentliche Professor, Geh. Justizrath Dr. Friedrich Schallmeyer ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

B. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor Dr. Wolfgang Mittermaier von der hiesigen juristischen Fakultät hat einen an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor des Strafrechts an die Universität Bern angenommen. — Bei der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität wird sich, wie die „Frankf. Ztg.“ erfährt, am 13. d. M. Dr. Ernst Schwalbe mit einer Probevorlesung „Ueber Variabilität und Pleomorphismus der Bakterien“ habilitiren.

* **Straßburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Kaiser Wilhelms-Universität sind, dem „Schwäb. Merk.“ zufolge, die beiden bisherigen Privatdozenten Dr. Martin Schmidt und Dr. Dietrich Gerhardt zu außerordentlichen Professoren ernannt worden. Der Erstere ist auf dem Gebiet der pathologischen Anatomie und der allgemeinen Pathologie thätig, der Letztere hat den Lehrstuhl für klinische Propädeutik und für theoretische Vorlesungen über innere Medizin erhalten, den bisher Prof. Minkowski inne hatte, der einen Ruf als Oberarzt an dem städtischen Krankenhaus zu Köln erhalten und angenommen hat.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der Chirurgie, Dr. Ferdinand Fuhr, der einige Jahre hindurch mit der Leitung der chirurgischen Poliklinik betraut war, wurde, seinem Ansuchen entsprechend, in den Ruhestand versetzt.

* **Bonn.** Hier findet in diesem Sommer wieder ein Ferienkursus für Lehrerinnen statt. Es sind in der Zeit vom 6.—18. August je zehn Vorträge vorgesehen über: Deutsche Namenkunde (Prof. Dr. Solmsen), Allgemeine Geologie (Prof. Dr. Rauff), Geographisches über das Mittelmeergebiet (Prof. Dr. Philippson), Einführung in Goethe's „Faust“ (Prof. Dr. Litzmann), König Friedrich II. (Privatdozent Dr. Küntzel).

* **Jena.** Prof. Biedermann, welcher einen Ruf als Nachfolger des verstorbenen Physiologen Kühne erhielt (s. Beil. 153), hat abgelehnt. — Das unter dem Schutze Sr. kgl. Hoh. des Großherzogs von Sachsen stehende Schriftstellerheim hat bereits ein Vermögen von etwa 50,000 M. Aus dem Kreise der deutschen Fürstlichkeiten, die jetzt auch um Mithülfe bei Begründung dieser Zufluchtsstätte für alte oder kränkliche Schriftsteller und Journalisten angegangen werden, sind bis jetzt schon ansehnliche Zuwendungen dafür erfolgt.

* **Leipzig.** Der Privatdozent der Anatomie an der hiesigen Universität Dr. Sandor Kaestner ist, wie die „Voss. Ztg.“ mittheilt, zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Berlin.** Dr. Erich Schwartze, der im Jahre 1899 für eine zoologische Arbeit von der Berliner Universität den Preis der Stadt Berlin erhielt, ist, wie der „Frkf. Ztg.“ geschrieben wird, als Assistent an das zoologische Institut der Universität Tübingen berufen worden.

* **Königsberg.** Der Geheime Justizrath Professor Dr. Zorn hat einen Ruf an die Universität Bonn erhalten und, der „Voss. Ztg.“ zufolge, angenommen.

* **Aus der Schweiz.** In Lausanne ist zum ordentlichen Professor für französische Literatur Professor Henry Warnery von der Akademie in Neuenburg ernannt worden.

* Der Vorstand der Hufeland-Gesellschaft hat auf Vorschlag der Balneologischen Gesellschaft folgende beiden Preisaufgaben beschlossen: 1. Einfluß des Salzgehalts der Trinkquellen auf die Blutbeschaffenheit. 2. Beeinflussung des Gefäßtonus und der Blutstromgeschwindigkeit durch thermische und mechanische Reize. Die Arbeiten, die in deutscher, englischer oder französischer Sprache abgefaßt sein können, sind an Geh. Rath Liebreich einzureichen. Die Preise betragen je 800 M.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. N. v. Gerbel-Embach: Zu Alexa's Andenken. Dresden 1900. — Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 26. Jahrg. Augsburg, Schlosser 1899. — Dr. med. H. Kraelt: Der Aufbau der menschlichen Seele. Leipzig, Engelmann 1900. — A. Gaus-Bachmann: Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht. Stuttgart und Wien, Roth. — S. Traubach: Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. 12. Aufl. Berlin, Troabach 1900. — A. Niemann: Gerechtigkeit. Roman aus dem Burenkriege. Berlin, Janke 1900. — R. Telschow: Der gesammte Geschäftsverkehr mit der Reichsbank. 9. Aufl. Leipzig, Glöckner 1900. — M. Haushofer: Oberbayern. (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde VI.). Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — A. Halm: Lübeck. Die Freie und Hanse-Stadt. (Supplement zu den „Monographien zur Weltgeschichte“.) Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 14. Juli. Nummer 159.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Vorgeschichte der Schulkonferenz.

Von Dr. Theodor Hartwig (Frankfurt a. M.).

Nachdem die Berliner Junikonferenz jüngst ihr Votum in Sachen der beabsichtigten Schulreform abgegeben hat und man zweifellos einmal wieder an einem wichtigen Wendepunkt der so wechselvollen Reformbewegung angelangt ist, verlohnt es sich wohl, das Facit der Entwicklung auf diesem Gebiete in dem letzten Jahrzehnte zu ziehen und vor allem sich die Frage vorzulegen, wie ein scheinbar so vollständiger Umschwung in den Anschauungen über die den Abiturienten der drei Arten der höheren Schule zu gewährenden Rechte in der kurzen Zeitspanne seit der Dezemberkonferenz d. J. 1890 auch bei den Freunden des humanistischen Gymnasiums sich vollziehen konnte. Es dürfte nicht schwer halten, „die erregenden Momente“, die für eine Entwicklung bis zu dieser Peripetie die treibende Kraft geliefert haben, ausfindig zu machen. Betrachten wir uns zunächst einmal den Weg, den die Dinge in den 90 er Jahren genommen haben.

Aus den Berathungen der Dezemberkonferenz, deren Beschlüsse ihren Hauptniederschlag in den Lehrplänen von 1892 fanden, war die lateinlose Realschule, wie man wiederholt bemerkt hat, als Siegerin hervorgegangen. Ihre Berechtigungen waren erweitert und der Schwer- und Stützpunkt ihres Lehrplans nicht verlegt wie der der beiden anderen Schularten. Als Pflegestätte höherer Ausbildung für alle die, die sich den exakten Wissenschaften der Technik oder sonst einem praktischen Lebensberufe widmen wollten, stand sie im wärmenden Sonnenschein der Gunst der öffentlichen Meinung und aller Schulparteien. Viel schlimmer war es dem Realgymnasium ergangen. Der lateinische Unterricht, welcher seither das — freilich ohnehin schwache — Rückgrat seines Lehrorganismus gebildet hatte, war noch um ein Fünftel seiner Stundenzahl verkürzt worden und hatte bei der unglücklichen Vertheilung der ihm gebliebenen Unterrichtsstunden eigentlich die Lebensfähigkeit verloren. Ja die Anstalten selbst hatte man, anstatt ihnen die erhoffte Erweiterung ihrer Rechte zu gewähren, zufolge höherer Weisung auf den Aussterbeetat gesetzt.

Auch das humanistische Gymnasium war mit stark geminderter Leistungsfähigkeit aus der Krisis herausgetreten. An Unterrichtszeit für Latein hatte es 20 Proz., für Griechisch 10 Proz. eingebüßt. Nach den Verlusten, die ihm schon die Reform d. J. 1882 eingetragen, mußten wohl oder übel trotz vielgepriesener neuer Methode die Lehrziele auf diesem Felde um ein gutes Stück zurückgesetzt werden. Mit schwerem Herzen hatte sich die Dezemberkonferenz, die ja zumeist aus Freunden der humanistischen Bildung zusammengesetzt war, die Zustimmung zu solchen Opfern abgerungen. Allein man konnte sich der Zwangslage nicht entziehen und mußte fürchten, daß hartnäckiger Widerstand noch größere Verluste für die gemeinsame Sache im Gefolge haben werde. Die Proklamirung des „si ut sit, aut non sit“ erschien den Meisten doch als eine falsche Politik.

Wer Optimist war, der tröstete sich auch wohl mit der Hoffnung, daß mit den Opfern, die man nun gebracht hatte, um das Verlangen nach Verstärkung des Unterrichts im Deutschen und im Turnen zu befriedigen, der für die Schule so nothwendige Friede erkauft sei, und daß es endlich wieder möglich sein werde, die Jugend occulto aevo, wie Horaz sagt, heranreifen zu lassen. Doch diese Hoffnung ging bald zu Grabe. Nach kurzer Windstille tobten heftiger als zuvor wieder die Stürme um die geschädigten Zinnen des alten Gymnasialbaues.

Der deutsche Realschulmännerverein, der sich bei seiner Gründung in den 70 er Jahren in erster Linie die Aufgabe gestellt hatte, für eine Gleichstellung der Realanstalten von neunjähriger Dauer des Lehrkurses mit den Gymnasien in den Berechtigungen zu wirken, war mit besten Hoffnungen in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eingetreten. Der im Jahre 1890 erstattete 14. Jahresbericht des Vereins schloß mit den Worten: „Mit unserm Realschulschiff hat es keine Noth, so lange es in dem Kurs bleibt, in dem es sich jetzt befindet; mit unsrer Realschulfrage hat es keine Noth, so lange sie in der Bahn bleibt, in die sie brachte das Jahr 1889/90.“ Allein in diese fast bis zum Jahresschluß fröhlich grünende Hoffnungssaat fiel jählings erstarrender Dezemberreif. Am ersten Konferenztage wurde das Todesurtheil dem Realgymnasium gesprochen. Zu seinem Glück war es leichter, dieses Urtheil auszusprechen, als es zu vollstrecken. Der ganze Organismus war doch zu gesund und seine Wurzeln in dem deutschen Kulturboden zu fest gewachsen, als daß es hätte gelingen können, sie mit einem kräftigen Ruck herauszureißen. Da dies nicht möglich war, so trat bald die Gegenwirkung ein.

Der Realschulmännerverein, der durch den in Berlin so unerwartet gegen sein Pflegekind geführten Schlag momentan wie betäubt war, erholte sich rasch und setzte sich bald wieder in Position. Sehr ermuthigend wirkte auf ihn die sogenannte Trostverfügung des Ministers vom 10. März 1891 in der es hieß, daß für die Eltern, deren Kinder Realgymnasien besuchten, ein Beunruhigungsgrund nicht vorliege, und der Personenwechsel an der Spitze des Ministeriums. Das enge und weitreichende Agitationsnetz wurde wieder in Bewegung gesetzt und eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Am wirksamsten war die Bearbeitung der Kommunen, deren eigenstes Interesse ja schon, wenigstens zunächst, die Erhaltung der von ihnen gegründeten Realgymnasien erheischte. Zahlreiche Magistrate größerer Städte wandten

sich mit entsprechenden Eingaben an das Ministerium und 41 von den sämmtlichen 58 Kuratorien städtischen Patronats bezeugten dem Vorstand des Realschulmännervereins auf Ersuchen, daß die in Frage gestellten Anstalten sich bewährt hätten. Eine solche Agitation verfehlte ihren Zweck nicht, zumal ihr auch von der Presse wirksam sekundirt wurde. Selbst theoretische Gegner der Schulart senkten vor dem unverschuldeten Mißgeschick, das ihre Vertreter bedrohte, den Degen, und reichten ihnen hülfreich die Hand. Alle diese Momente wirkten zusammen, um die unmittelbar drohende Gefahr zu beschwören.

Kaum war aber das „Realschulschiff" aus den Klippen heraus, als es den alten Kurs wieder aufnahm und dem Hafen akademischer Berechtigungen zusteuerte. Billigerweise wird man diesen Schulegoismus als berechtigt anerkennen müssen. Nachdem man einmal bei der Reorganisation des Realschulwesens im Jahre 1859 das Lateinische für die Realschulen erster Ordnung (Realgymnasien) zum integrirenden Bestandtheil des Lehrplans gemacht und mit einer im Vergleich zu den anderen Sprachen großen wöchentlichen Stundenzahl ausgestattet hatte, drängte die den Dingen innewohnende Logik auf die Forderung hin, daß die Pforte der Universität auch den Abiturienten dieser Schulart, wenngleich im Widerspruch mit ihrer ursprünglichen Bestimmung, geöffnet werde. Wenn im Jahre 1870 den Realschulabiturienten das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften und der neueren Sprachen zugänglich gemacht wurde, so wurde das auf jener Seite doch nur als eine kleine Abschlagszahlung angesehen und das Verlangen nach mehr nur dadurch bestärkt. Zwei Jahrzehnte hindurch wurde dann, besonders seit Bildung des genannten Vereins, für Erweiterung der Berechtigungen eifrig agitirt. War auch kein sichtbarer Erfolg zu verzeichnen, so hatte man den Boden für Aufnahme der Saat doch gründlich gelockert. Jetzt, nachdem die akute Krisis des Jahres 1890 überwunden, wurde die Agitation mit vermehrtem Nachdruck wieder aufgenommen. Eine Erweiterung ihrer Rechte war für die Realgymnasien in der That eine Lebensfrage. Denn mit ihrem durch die neuen Lehrpläne geschwächten Organismus konnten sie auf die Dauer, wie die zahlreiche Umwandlung von Realgymnasien in Oberrealschulen zeigte, sich gegen die Konkurrenz der verwandten Schulgattungen nicht behaupten. Es war daher ihren Wortführern nicht zu verargen, daß sie in Wort und Schrift für ihre Sache nach Kräften wirkten und außerdem sich in ihrem Kampfe nach Bundesgenossen umsahen, beides mit Erfolg. Schlimm war nur, daß sich in der verlängerten Front immer mehr Kämpfer hervorwagten, welche den Streit nicht mit reinen Waffen führten und ihr Ziel dadurch am sichersten zu erreichen vermeinten, daß sie die humanistische Bildung, der das deutsche Volk zum guten Theil seine Ueberlegenheit über andere Völker im Wettbewerb um geistige Güter zu danken hat, als eine rückständige, unpraktische herabzusetzen suchten und ihr geradezu den Todtenschein ausstellten, leider auch mit einem gewissen Erfolg. Denn diese Beurtheilung fand in der Stimmung breiter Volksschichten einen lauten Wiederhall.

Schon Plato hat (de rep. VI, 7) den verhängnißvollen Einfluß dargelegt, den die verkehrten Ansichten des großen Haufens, der gewaltigen Bestie (θρέμματος μεγάλου καὶ ἰσχυροῦ), auf die Lehrer der Jugend und ihre Anschauungen üben, und auf die Wechselwirkung zwischen der öffentlichen Meinung und den Prinzipien der Pädagogen seiner Zeit, der Sophisten, hingewiesen. Solche Einflüsse und Wechselbeziehungen sind gewiß zu allen Zeiten gerade auf dem Felde der Erziehung am meisten wirksam gewesen, da ein Jeder, mag er selbst erzogen sein oder nicht, über Fragen der Pädagogik auf Grund seiner reichen persönlichen Erfahrungen mitreden zu können glaubt. Am lautesten aber wird sich immer die Stimme des Publikums in Zeiten des Uebergangs vernehmbar machen, in denen das πάντα ῥεῖ zur Tageslosung geworden ist, wie in der unsrigen und schon in Plato's Zeit. Der große Haufe, dem Verständniß und Werthschätzung für historisch Gewordenes abgeht, wird dann seine Ansicht nicht bestimmen lassen durch besonnenes Urtheil der Sachverständigen, auch nicht durch die in den Dingen liegenden Gründe, sondern durch sein Behagen und den Zeitgeist. Sein Ohr wird denen gehören, die ihm seine Wünsche als die allein berechtigten und zeitgemäßen hinzustellen verstehen.

Wer könnte nun bestreiten, daß unsre Zeit im Zeichen des Utilitarismus steht, daß die Beurtheilung auch der Erziehungsfragen durchtränkt ist von der Welle realistischer Gesinnung, die jetzt durch das deutsche Volksleben geht? Für die Mehrheit des Volkes haben nur die Ponderabilien Bedeutung, hat nur das Werth, was auf dem Jahrmarkte des Lebens sich als unmittelbar Nutzen bringend erweist. Natürlich bevorzugt man auch die Waare, welche man recht billig, d. h. auf dem Wege der Jugendbildung ohne große Mühe sich erwerben kann. Wozu, so fragt man sich in vielen Kreisen, besonders, wenn man unter sich zu sein glaubt, noch den verschossenen Plunder der alten Sprachen, mit denen man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken kann? Wozu die Jugend unnützerweise mit diesem alten Kram, der sie doch nicht interessirt, noch quälen? Laßt sie doch die neuen Sprachen lernen, überhaupt Dinge, die sie brauchen kann, wenn sie ins praktische Leben kommt, und die sie ohne Ueberbürdung mit häuslicher Arbeit spielend lernen kann.

Wer hätte diese Sprache, die so lähmend auf die Arbeitsfreudigkeit in den höheren Schulen wirkt, nicht schon oft aus dem großen Publikum vernommen? Leider muß man sie aber, wenn auch etwas abgetönt, vielfach aus dem Munde von Leuten hören, denen man ein verständigeres Urtheil zutrauen sollte. Ihre Quelle haben solche Urtheile neben der realistischen Strömung, in deren Bann unsre Zeit liegt, und einer die Köpfe verwirrenden, aus verschiedenen Gründen resultirenden radikalen Agitation vornehmlich in der Unklarheit, die über Wesen und Ziele höherer Schulbildung herrscht.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, näher auf die Bildungsfrage einzugehen, es erscheint aber zum Verständniß der Entwicklung der letztzeitigen Reformbewegung erforderlich, wenigstens den Kernpunkt der Sache und die einander gegenüber stehenden Ansichten hier kurz ins Licht zu setzen.

Alle Bildung, welche die höhere Schule ihren Zöglingen vermittelt, ist eine zweifache, insofern sie deren Willen oder ihren Verstand zu entwickeln sucht. Nach der ersten Seite hin kann sie nur grundlegend wirken, denn der Charakter selbst bildet sich bekanntlich erst im Strom der Welt. Die Schule wird daher zufrieden sein müssen, wenn es ihr gelingt, durch ihre Zucht die Schüler an Gehorsam zu gewöhnen und durch Arbeit an edlen Stoffen, aus denen die jugendliche Seele Ideale und Vorbilder für eigene Bethätigung in sich aufnehmen kann, zur Arbeitsfreudigkeit zu erziehen. Ueber dieses allgemeine Ziel herrscht wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit. Nur darüber besteht eine Differenz zwischen Humanisten und Realisten, ob man die Ideale und Muster besser aus

der Beschäftigung mit den entlegenen, aber in ihrer Einfachheit leicht verständlichen antiken Verhältnissen und Charakteren oder aus dem Studium der an sich ja dem Interesse näher liegenden, aber komplizirten Zustände und Menschen der Neuzeit entnehmen soll.

Weit schärfer stehen sich die Geister in der Frage nach der Entwicklung des Intellekts gegenüber. Spezielle Vorbereitung für den späteren Beruf oder allgemeine Ausbildung des geistigen Vermögens, Fachschule oder Gymnasium, das ist die Hauptfrage, welche durch bestehende Zwischenglieder nicht wesentlich alterirt wird. Auf diese Gegenüberstellung drängt wenigstens die ganze Kulturbewegung, wie die Gestaltung der einzelnen Wissenschaften in neuerer Zeit hin. Gemäß der Trennung von Technik und Wissenschaft, war auch die Scheidung der Bildungswege in einen klassisch-historischen und einen realistischen gegeben. Leider hat man aber diese Scheidung nicht konsequent durchgeführt, bezw. Mischformen geschaffen, indem man der Realschule das Latein anhängte und das Gymnasium, um seinen Lehrplan in Einklang zu bringen mit dem Bildungsbegriffe des Tages und um zugleich seinen Schülern den Uebergang zur Technik zu ermöglichen, auf Kosten seiner Hauptfächer zu einem Zwitterding machte. In dieser modernen Gestalt konnte es seinem alten Berufe, auf dem Wege einer gründlichen sprachlich-logischen Schulung seinen Zöglingen zu methodisch sicherem Denken zu verhelfen, nicht mehr in vollem Maße gerecht werden. Und doch war gerade die durch die formale Bildung erzielte geistige Gewandtheit die beste Mitgift, welche das alte Gymnasium seinen Schülern für alle Geistesarbeit und wissenschaftliches Studium mit auf den Weg gab. Denn vermöge derselben wurde es ihnen leicht, sich auf den verschiedensten Gebieten zurecht zu finden und die fehlenden Vorkenntnisse sich rasch methodisch anzueignen. Es ist eine der stärksten und verhängnißvollsten Verirrungen unsrer Tage, daß man den hohen Werth dieser Gewandtheit des Denkens, die unstreitig am sichersten durch geistige Gymnastik an dem schwer zu handhabenden, aber gerade darum so bildenden Apparat der so reich gegliederten und logisch scharf ausgeprägten alten Sprachen erworben wird, und die fortdauert, auch wenn das Rüstzeug, mit dem sie gewonnen wurde, beiseite gelegt ist, unterschätzt und statt ihrer als begehrenswerthe Frucht der Schulbildung entweder ein ausgebreitetes Wissen von den verschiedensten Dingen oder Ausrüstung und Fertigkeit für bestimmte Berufsarten fordert.[1])

Gewiß liegt dieser Irrthum jetzt sozusagen in der Luft und findet einen üppigen Nährboden in dem herrschenden Zeitgeist. Allein er hätte kaum so weite Verbreitung gefunden, wenn ihm beizeiten von berufener Seite entgegengetreten worden wäre. Dies nicht von vornherein gethan zu haben, ist ein Vorwurf, der den gebildeten Freunden des Gymnasiums nicht erspart werden kann, zunächst nicht den Universitätslehrern, die ein hervorragendes Interesse an der Sache hatten, da sie die Folgen des Irrthums in ihren Hörsälen zu spüren haben. Hätten sie in Erinnerung an das „istaec in me cudetur faba“ rechtzeitig und einmüthig gesprochen, so würde man nicht schon früher in dem Bildungsarsenal des Gymnasiums die für die Vorbereitung zur Universität wichtigsten Waffenstücke versehrt haben. Allein, von rühmenswerthen Ausnahmen abgesehen, haben sie erst, als der Schaden geschehen war, ihre Stimme erhoben, um nun über die ganz unzureichende gymnasiale Vorbildung für die Universitäten bitter zu klagen.

1) Vgl. die Ausführungen in H. v. Treitschke's „Politik“, Bd. I § 11.

Aber auch die eigentlich berufenen Vertreter der Gymnasialbildung selbst haben sich nicht allewege als Tempelhüter des ihrer Obhut anvertrauten Schatzes bewährt und das Publikum über die der langerprobten nationalen Bildung drohenden Gefahren aufgeklärt. Man braucht nur die Tagesliteratur des letzten Jahrzehnts und die von beiden Parteien ausgegebenen Fachzeitschriften zu durchblättern, um zu erkennen, wie lebhaft auf der einen Seite der Angriff, und wie matt im ganzen auf der anderen die Abwehr war. Wohl hat der Vorstand des im Anschluß an die Dezemberkonferenz gegründeten deutschen Gymnasialvereins wiederholt zu den Waffen gerufen, aber die, welche in Reih und Glied traten, war mehr Thyrsusträger als Bacchanten. Die meisten dünkten sich eben zu vornehm, um in die Arena hinabzusteigen.

Die Lauheit erklärt sich außerdem noch aus anderen Gründen. Seitdem man die Probe mit der neuen Lehrordnung von 1892 gemacht hatte, war Niedergeschlagenheit und Pessimismus vorherrschende Stimmung bei den Gymnasiallehrern. Man fand, daß man mehr Arbeit und weniger Wirksamkeit bei dem Wechsel eingetauscht habe und fragte sich, ob es überhaupt der Mühe werth sei, diesen im Uebergangsstil gehaltenen Neubau zu vertheidigen. Vor allem aber gewann die Ansicht Boden, daß es unter dem Gesichtspunkt des Gymnasialinteresses thöricht sei, die Pforten der Universität noch länger zu hüten, wenn die Hausherren selbst sie nicht verwahrten, d. h. der Forderung der Realschulmänner nach Gleichstellung ihrer Anstalten in den Berechtigungen noch Widerstand zu leisten. Denn man mußte sich sagen, daß das sog. Monopol — in Wirklichkeit existirt es seit 1870 nicht mehr — dem Gymnasium in letzter Zeit sehr viel Feindschaft, aber sehr wenig Nutzen eingebracht habe, und daß die Substanzverluste, die der Organismus des Gymnasiums neuerdings erlitten habe, zum großen Theil auf das Festhalten an diesem Privileg zurückzuführen seien. Was man bei einer Preisgebung desselben zu gewärtigen hätte, das wäre doch nur das, daß neben vielen Mußgymnasiasten auch einige gute Schüler dem Humanismus verloren gingen. Dafür würde man aber kleinere Klassen, ein homogeneres Schülermaterial und, was die Hauptsache wäre, die Aussicht gewinnen, sich in seinen vier Wänden, ungestört durch fremde Begehrlichkeit, im alten Stil wieder einrichten zu dürfen.

Man begreift, daß derartige Erwägungen, denen ja eine innere Berechtigung nicht abzusprechen ist, die Kampfeslust in den Gymnasialkreisen nicht erhöhten. Dazu kam schließlich noch der Streit im eigenen Lager, welcher sich um das sogenannte Frankfurter Reformgymnasium entzündete und je länger je mehr die Geister in Anspruch nahm und von dem Kampf nach außen ablenkte.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn dieser Bürgerkrieg von den Gegnern für ihre Zwecke nicht ausgenützt worden wäre. Bot sich doch jetzt die beste Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß nach der Versicherung von anerkannten humanistischen Fachmännern der Unterricht in den alten Sprachen auch auf dem Gymnasium noch sehr wohl eine Einschränkung vertragen könne. Der Gedanke eines gemeinsamen Unterbaues, mit Zurückstellung der klassischen Sprachen, welcher auf der Dezemberkonferenz eine so entschiedene Abweisung erfahren hatte, gewann jetzt neues Leben und bildete neben der Forderung der Gleichberechtigung die Hauptnummer auf dem Programm der realistischen Reformer.

Diese, gehoben durch das Gefühl erfolgreicher Agitation — war doch selbst die sanft vornehm zurückhaltende

Juristenwelt theilweise für sie mabil gemacht warden[2]) — hatten sich inzwischen fester arganisirt, und als nun van erneuten Schulrefarmplänen der preußischen Regierung etwas verlautete, da beschlassen die vier Vereine, welche lange Zeit als Träger sehr verschiedener Refarmideen getrennt marschirt waren, zu vereintem Schlage auszuhalen. Am 5. Mai d. J. wurde in Berlin van den Vertretern dieser Vereine in gemeinsamer Tagung Gleichberechtigung aller neunklassigen Anstalten und lateinloser Unterbau für alle gefardert. Das zweite Verlangen, das dach auch über die Lehrverfassung des humanistischen Gymnasiums dispanirte, dürfte selbst manchem Realschulmann etwas radikal erschienen und dadurch nicht gerade als begründet erwiesen sein, daß es van Männern ausgesprachen wurde, welche theilweise, wie die meisten Ingenieure und Kaufleute, nie auf einer Gymnasialbank gesessen haben und demnach den dartigen Unterricht nur vam Härensagen kennen. Wie es scheint, ist bei diesem Beschluß das van Paulsen (Gesch. des Gel. Unterr.) angeführte Goethe'sche Wort, daß das Geheimniß des Unterrichts darin bestehe, Probleme in Pastulate zu verwandeln, etwas mißverstanden und anstatt auf geläste Prableme des Unterrichts, auf ungeläste Pableme der Unterrichtsorganisation angewendet warden.

Jedenfalls kannte dieser Radikalismus die Erfüllung billiger Wünsche der Refarmpartei nicht fördern, und sicher hat sich die Unterrichtsverwaltung durch jene Berliner Beschlüsse nicht zur Einberufung der Schulkanferenz veranlaßt gesehen. Wahrscheinlich ist der Stein durch die Heeresleitung ins Rallen gebracht warden, die für die Zäglinge ihrer Kadettenanstalten erweiterte Rechte auch im Zivildienst verlangt, und im Zusammenhang damit sind dann gleich viel ventilirte, aber durchaus nicht spruchreife Refarmfragen, wahl nur zur Infarmirung, auf die Tagesardnung gesetzt warden.

Immerhin war durch dieses Vargehen die ganze Lage, besanders aber die des Gymnasiums, eine sa gespannte gewarden, daß der Varstand des deutschen Gymnasialvereins es für gebaten hielt, daß der Verein zur Krisis Stellung nehme. Das für die Jahresversammlung in Braunschweig festgestellte sehr friedliche Pragramm wurde deßhalb ganz fallen gelassen und die Tagesordnung in das Zeichen der Refarmfrage gestellt. Bel den Verhandlungen darüber zeigte sich, daß auch die Freunde des Gymnasiums Fartschritte in der Realpalitik gemacht haben. Angesichts der Lage der Dinge verzichteten sie darauf, Staat und Wissenschaft zum Schutz und den Realschulmännern zum Trutz, die seither van dem Gymnasium nach Kräften erfüllte Pflicht, für akademische Studien die allgemeine Varbildung zu geben, als die ihnen varzugsweise zustehende auch für die Zukunft für sich in Anspruch zu nehmen, sandern erklärten, dem Varschlag des Varstandes entsprechend, fast einstimmig, daß, wenn jene Aufgabe der Oberrealschule und dem Realgymnasium bel der jetzigen Organisatian dieser Anstalten gleichfalls übertragen werden sallte, vam Standpunkt des Gymnasialvereins kein Einspruch gegen die Einräumung der entsprechenden Rechte zu erheben sei. Durch dieses Vatum durfte der Verein haffen, die Angriffsfläche, die seither das Gymnasium den Gegnern gebaten, wesentlich verkleinert zu haben; denn er kann jetzt, wie einer der Redner bemerkte, dem Realschulmännerverein wie Gretchen Faust zurufen: Ich habe schan sa viel für dich gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

[2]) Bel der von der „Deutschen Juristenzeitung“ angestellten Enquete hat sich neuerdings freilich die große Mehrzahl der befragten gelehrten Juristen entschieden dagegen erklärt, daß das Rechtsstudium den Realgymnasiasten zugänglich gemacht werde.

Wenn der Gymnasialverein in dieser Berechtigungsfrage, die ja nicht sawahl eine Frage des Prinzips als der Taktik war, Zugeständnisse machen kannte, sa durfte er das, ahne sich untreu zu werden, nicht im Punkte der Lehrverfassung. Alle in Braunschweig versammelten Vereinsmitglieder waren der Ansicht, daß das Gymnasium, wenn es seinem Namen nach Ehre machen und als geistige Palästra zum Segen der Jugend nach ferner wirken salle, van seiner Eigenart van unten bis aben nichts mehr apfern känne und insbesandere an dem bedrahten Lehrplan des griechischen Unterrichts kein Jata mehr gestrichen werden dürfe. Dieser Grundanschauung wurde dann auch nach einstimmigem Beschlusse in der gefaßten Resalutian klarer Ausdruck gegeben.

Nach allem, was man härt, hat diese Braunschweiger Erklärung vam 5. Juni auf die am falgenden Tage eräffnete Schulkanferenz einen erheblich tieferen Eindruck gemacht als die Berliner Realistenpastulate vam 5. Mai und jedenfalls, was ihr Hauptzweck war, den Freunden der Gymnasialbildung in der Kanferenz „die Arme gestärkt“. Wie bestimmt verlautet, ist das Gutachten der Kanferenz ganz im Einklang mit den in Braunschweig praklamirten Grundsätzen ausgefallen. Wenn es sich, was wir haffen, in der Hand der Unterrichtsverwaltung zu entsprechenden Beschlüssen, insbesandere über die Lehrverfassung verdichtet, sa hat das Gymnasium und, wie wir überzeugt sind, auch das deutsche Valk, vallen Grund, allen Betheiligten zu danken, daß sie der Zeitströmung sa mannhaft widerstanden haben.

Wer nicht Pessimist ist, der darf dann sagar der Haffnung sich hingeben, daß auf den dreißigjährigen Schulkrieg wenn auch nicht eine Aera tiefen Friedens, sa doch eine Zeit friedlichen, ehrlichen Wettkampfes falge, bei dem die höheren Schulen in ruhiger, stetiger Arbeit um die Palme ringen.

Gewiß wird im nächsten Jahrzehnt auf dem Felde des Gymnasialunterrichts die Fehde zum Austrag kammen müssen, die sich hier über „das Frankfurter System“ erhaben hat. Wie die Dinge liegen, so kann das jetzt endgültig nur geschehen durch weitere Versuche an Anstalten, an denen sichtlich das Mittelmaß menschlicher Kräfte, das auch in Lehrer- und Schülerschaft überwiegt, in Arbeit steht. Denn wenn auch das Frankfurter Gaethe-Gymnasium, wie bestimmt zu erwarten ist, die Prüfung demnächst gut besteht, sa ist „das System“, wie auch seine Freunde zugeben müssen, damit noch nicht bewährt, und sa lange dieses durch weitere Praben seinen Befähigungsnachweis nicht erbracht hat, sa wird auch für diesen Streit wie jetzt für die ganze Gymnasialfrage das Wart des Horaz gelten: Adhuc sub judice lis est.

Henri Rivière.[1]

Aufmerksamen Betrachtern internationaler Kunstausstellungen in Deutschland werden in den graphischen Schaukästen vielleicht Blätter von merkwürdiger Gluth der Farbe, von außerordentlicher Inbrunst einer ungemein zart harmonisirten Stimmung aufgefallen sein. Alle zeichneten sich durch diese Gräße und Weltentrücktheit, durch ein sozusagen tragisches Naturgefühl aus. Die Landschaft, denn diese war der vorzügliche Gegenstand der Blätter, war wie auf der Höhe ihrer Stimmungsmöglichkeit gesehen, so daß sich die naturalistische Wahrheit zu einem traumhaft-intensiven Stil gesteigert hatte und die Natur in diesen Blättern visionär gesehen und wiedergegeben schien.

[1]) H. Rivière. Von William Ritter. Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1900.

Die auffallendsten Blätter stellten unter dem Titel „La marche à l'etoile" gleichsam diese Naturextase des Menschen selbst dar. Man sah aus der Wüste, aus den gelben und bläulichen Schimmern plötzlich das erwünschte Truggebilde einer Stadt mit Palmen, Minarets auftauchen, doch so überhell und fragwürdig, wie eben in Traum und Trug. Im Wüstensand nur die Spuren irrender Karawanen. Oder Firnhöhen in tiefem Abendblau, der leichte Mond darüber. Oder eine Flottille von Booten (aus einer anderen Serie) gegen den abendlichen Hafen eilend.

Daraus konnte die Bewunderung und Neugierde des Betrachters genug schöpfen. Henri Rivière ist der Schöpfer dieser Blätter. Er ist in Deutschland noch lange nicht genug gekannt und nur darum noch lange nicht genug gewürdigt.

William Ritter, diesem das bedeutende Neue überall witternden Kritiker, verdanken wir eine treffliche Darstellung von Rivière's Leistungen, zusammenfassend und den frühen Reichthum seiner Kunst überblickend, ordnend, voll genauer Information über Lebensgang, Kunstperioden und Ziele des Meisters. Ritter war auch unter den Ersten, die von Segantini gesprochen haben. So dürfen wir auch für diese Schrift ihm dankbar sein. Ein großes, bestes Stück Zukunftskunst steckt in Henri Rivière. Aus dem Folgenden wird wohl noch klar werden, warum dieser Künstler gerade für die Zukunft der Kunst, der Kunsterziehung so viel bedeuten kann und wird. Wir folgen Ritters Darstellung.

Rivière sollte Kaufmann werden, Straußenfedernhändler. Diesem schönen Berufe entfloh er jedoch und wanderte als 16 jähriger Bursche aus auf den Montmartre. Er ging in keine Akademie, sondern einfach zum „gentilhomme cabaretier" Satis, dem Herbergsvater der „Chat noir". Hier begann er seinen Weg womit Alle beginnen: als Pariser Zeichner alles Pariserischen, gesehen durch das enthusiastisch-hungerige, verzweifelt-groteske Temperament eines frühreifen Montmartrois, der sehr wenig hat und sehr viel begehrt. Er ahmt seinen Kollegen Willette nach, wohl auch den größten Pariser Zeichner Raffaelli, eine ganze Serie führt durch das Inferno des Chat noir, mit seinem gruslichen Halbdunkel, seinen wunderlichen Gästen, Genies von morgen oder von niemals, mit Mienen und Geberden von Narren und Weisen, Alle in der Dämmerung tiefliegender Räume, deren muffigen Geruch man zu spüren glaubt. Eine Station weiter vom Chat noir befand sich eine Art Kasperltheater, wo einige Chansonniers, Jouy an der Spitze, ihre Vorstellungen gaben. Eines Abends, nicht einmal Jouy wußte davon, löschte man plötzlich während des Gesanges alle Lichter aus und zur Illustration zogen auf dem lichten Hintergrund der Leinwand die bekannten Gestalten Pariser Sergots vorüber.

Diesen Einfall verwerthete und vervollkommnete Rivière. In seinen „Tableaux de la rue", „Tentation de St. Antoine", „Roland" und endlich in dem so berühmten Cyklus „Marche à l'étoile", von dem wir sprachen, übertrifft er sich selbst. Er war der Anreger zu dieser Silhouettenkunst, in welcher dann Caran d'Ache mit seiner Napoleon-Expopöe sich den klingendsten Ruhm geholt hat. Grandioser aber als diese Orientlandschaften des letzten Cyklus mit ihren Amphorenträgern oder mit den dunkeln Gestalten, die hocherhobenen Arms den Himmel anrufen, ist nichts den Späteren gelungen. So illustrirt er Figuren und Landschaft wunderbar zu einer großen und intensiven Stimmung verdichtend, Donnay's „Phryne", „Ailleurs", „Ste. Geneviève de Paris", „Juif errant" und „L'enfant prodigue", „Hero und Leander", endlich das zarteste „Claire de lune", „wo der Mondschein wundervoll über großen, Jahrhunderte alten Wäldern und schlafenden Teichen lagert, oder wo die frische Morgenluft im kalten Licht des feinen silbernen Halbmonds auf den Hochebenen am Fuße des schneebedeckten Ararat oder Libanon von feinen Nebeln erfüllt erscheint, während Herden auf die Weide getrieben werden. Es ist unmöglich, einfacher und zugleich größer zu wirken: nur drei Töne und das ausgesparte Weiß für den Schnee und die Mondsichel und der ganze Inhalt des ursprünglichen Hirtenlebens wird in biblischer Schlichtheit vorgeführt. Das Neuartige an diesen Bildern ist, daß sich die Landschaften beleben, daß sie nicht mehr unbeweglich, unveränderlich im selben Licht bleiben; im Gegentheil, unmerkbar ziehen die Stunden über sie dahin, die verschiedenen Beleuchtungen des Morgens, des vollen Mittags und des farbenreichen Abends."

Dieser dekorative Einfall wird wohl von der scenischen Kunst ergriffen werden müssen, die ganze umständliche Dekorations- und Theatermaschinerie würde verschwinden und durch einfache, große Kunstwerke eine weit treuere Stimmung erreicht werden. Diese wechselnden Lichtwirkungen der Landschaften erzielte Rivière, indem er farbig geschliffene Gläser, durch einen Oxyhydrique-Apparat beleuchtet, an den Bildern vorüberziehen ließ.

Aus dem Lärm und der Nervosität dieser Pariser Schenken, Bühnen, wo sich eine allzu städtische Bohème mit brutaler künstlerischer Prätension und affektirten Gefühlen aller Art herumtreibt, entwich Revière auf einmal in die kühle Bretagne; dort, in der Ruhe einer großen, einfachen, feierlichen, wieder durch die unendlichen Spiele des Lichts, der Wellen und der Luft immer veränderten Landschaft schien er sich selbst zu finden und sein Höchstes, Persönlichstes in sich zu erwecken. Er trachtet im Sinne Monets eine und dieselbe Landschaft in allen Licht-, Luft- und Seelenstimmungen darzustellen, deren er handhaft werden kann. Aber nicht in der exklusiven Kunst des Malers, sondern wie ein rechter Lehrer der Natur und Prophet ihrer Schönheit mit den einfacheren Mitteln vervielfältigender Technik, deren Schwierigkeit und wieder deren Möglichkeiten ihn um so stärker gereizt haben können. Er arbeitet in der Technik des japanischen Holzfarbendrucks, und mit dem Material scheint der Geist und die Stimmung dieses Kunstvolks auf ihn übergegangen, so zart, so vollkommen in der Deckung, so sanft, so zart und zärtlich in dem Uebergang sind diese Blätter. In dieser Art folgen nun die bedeutendsten Series „Paysage Breton", „Foire de Morlaix", „Bénédiction de la mer", „Pardon de St. Anne la Palude" (bretonische Bauern zur Kirche ziehend). Dann Studien des Meeres, endlich wieder nach Paris gewandt „Trente six vues de la tour d'Eiffel" — man denkt an die berühmten 100 Ansichten des heiligen Berges von Hokusai.

Indem Eugène Verneau die berühmtesten Landschaftsblätter Rivière's, die „Aspects de la nature", in Lithographien veröffentlichte, hat er dem Künstler zu jenem Werk geholfen, das, wie wir oben gesagt haben, für die Zukunft so außerordentlich bezeichnend und bedeutend scheint: das Zimmerplakat. Der Gedanke, in künstlerischen, fein gedachten und ebenso fein als einfach ausgeführten Lithographien das Plakat zu einem intimen, doch erschwinglichen Kunstwerk umzubilden, es aus der Straße in die leisere Beleuchtung und Stimmung des Wohnraumes zu versetzen, die Natur in solchen meisterhaften Darstellungen, in ihrer einfachen Freiheit und Schönheit, ganz durchsonnt von Licht, durchlebt von Luft in die menschlichen Häuser zu dringen und so die Wände gleichsam wieder zu öffnen und die Seelen aus der Enge städtischer Noth und Qual unversehens hier vor das Rauschen einer Quelle, dort auf einen blumenüberwachsenen Wiesenplatz unter blauem Himmel, hier auf ein abendliches Meerufer, dort auf einen Berggrat hinauszuführen und den Menschen der Stadt seiner Urheimath wieder nahezubringen, die Jugend bei solchen Bildern zur Betrachtung von Natur und Kunst in einem zu erziehen, ist groß zu denken, wunderbar auszuführen. Henri Rivière verherrlicht in dieser Weise, mit diesen einfachsten und feinsten Mitteln seine französische Heimath. Wenn irgend eine künstlerische Weise nachgeahmt werden soll, so ist es Rivière. Sache der Verleger, der Kunstverständigen, des einsichtigen Publikums wäre es, überall, in Deutschland, Oesterreich, wo immer, Künstler zu solchen Werken anzuregen, ihnen die Mittel dazu zu gewähren und die Schöpfungen in diesem Sinne zu verwerthen.

Hierin der Erste gewesen zu sein mit dem vollsten Gelingen einer feinen und durchgebildeten, eigenartigen, energischen und doch zarten Kunst (William Ritter vergleicht sie mit Pierre Loti's Art) ist die That Henri Rivière's.

Die erste Weltkarte mit dem Namen Amerika.

Unter der Spitzmarke „Wer hat Amerika getauft?“ bricht das Feuilleton der Allg. Zeitung vom 4. Juli eine Lanze für die Taufvaterschaft Martin Waldseemüllers, dessen Verdienst um diese Namengebung trotz modernster Aufstellungen thatsächlich unanfechtbar ist. Nur über das erste Erscheinen des Namens Amerika auf einer Weltkarte stimme ich mit dem Verfasser des genannten Feuilletons nicht ganz überein.

Durch vereinte Arbeit Matthias Ringmanns und Martin Waldseemüllers war in St. Dié an der Meurthe dem geographischen Werke des Ptolemäus in Text und Karten eine neue Gestalt gegeben worden. Ohne ihre beiden Namen zu nennen, hatte der Straßburger Verleger Johann Schott ihr Werk in größtem Format und splendider Ausstattung 1513 erscheinen lassen und in etwas gekürzter Gestalt 1520 in zweiter Auflage auf den Markt gebracht. Diese neuen Lorberen seines großen Konkurrenten ließen einen anderen betriebsamen Straßburger Verleger nicht ruhen — Johannes Grieninger. Auch er mußte seinen Ptolemäus haben und betraute einen durch seinen „Spiegel der Arznei“ und andere kleinere im Grieninger'schen Verlage erschienene Schriften seit einigen Jahren zu Ruf und Namen gekommenen Straßburger Arzt, **Lorenz Fries von Kolmar**, der als „Jatromathematiker“ durch mathematisch-astronomische Studien wenigstens theilweise zu einer solchen Arbeit vorbereitet war, mit der schleunigen Ausführung dieses Planes. Nach angestrengter anderthalbjähriger Arbeit erschien der Grieninger-Fries'sche Ptolemäus am 12. März 1522, im Format gegen Schott etwas reduzirt, aber gleichfalls opulent ausgestattet. Die Karten waren ebenfalls meist etwas verkleinert und um drei neue vermehrt, so daß der Fries'sche Ptolemäus nun 50 Karten zählte statt der 47 Waldseemüllers, 50 Karten, die bei Willibald Pirkheimer (1525) und Michael Servet (1535 und 1541) wiederkehren und erst durch Sebastian Münsters Karten verdrängt werden. Eine dieser drei neuen Karten, den „Orbis . Typus . Vniversalis . Juxta . Hydrographorum . Traditionem“ hat Fries durch den Zusatz in der Ueberschrift „1522. L. F.“ ausdrücklich als sein Eigenthum gekennzeichnet, und diese neue Seekarte weist denn auch in der That manche Aenderungen gegenüber der gleichfalls beigegebenen Waldseemüller'schen Weltkarte auf, die man allerdings vielfach nicht als Verbesserungen ansehen kann, wenn es auch einen Fortschritt bedeutet, daß Fries z. B. mit den drei ostindischen Halbinseln aufräumt. **Ein Verdienst** aber darf diese Fries'sche Seekarte unbedingt beanspruchen, nämlich dies, den Waldseemüller'schen Namen „America“ zum erstenmal auf eine im Druck erschienene Weltkarte gesetzt zu haben, während Waldseemüller selbst auf seiner Seekarte dem neuen Lande gar keinen Namen gegeben hatte, ebensowenig auf seiner von Fries reproduzirten Spezialkarte von Amerika, der „Tabula Terre Nova [e] F. D. W. [fecit Doctor Waldseemüller]“. Auch in der Schrift ist auf Friesens Meerkarte der Name Amerika mit Europa, Asien und Afrika gleich behandelt, also auch dadurch als vierter Welttheil dokumentirt.

Daß übrigens Fries, der so manches Eigene, wenn auch nicht immer Bedeutende zu der Arbeit seiner Vorgänger Ringmann und Waldseemüller hinzugethan hat, fremde Lorberen nicht eigensüchtig pflücken wollte, beweist die ausdrückliche Erklärung am Schlusse des 7. Buches vor Beginn der Kartenreihe, daß Martinus Ilacomylus, pie defunctus, der Zeichner der Karten sei: „Huic igitur et non nobis (si bonae sunt) pacem et custodiam in celesti Jerarchia exopta“ — eine späte Gerechtigkeit, beschämend besonders für Herausgeber und Verleger des Straßburger Ptolemäus von 1513 und 1520.

Karl Sudhoff.

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Internationale Kriminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich. VII. Landesversammlung in Straßburg am 7. bis 9. Juni 1900.** — Ueber die Tagesordnung dieser kürzlich in Straßburg abgehaltenen Landesversammlung ist in Nr. 127 vom 5. Juni 1900 berichtet worden. Ueber die **Ergebnisse** der Verhandlungen sei folgendes hier verzeichnet.

Ueber den **ersten** Verhandlungsgegenstand — **Grundsätze für die einheitliche Regelung der ersten juristischen Prüfung in den deutschen Bundesstaaten** — wurden nach trefflicher Berichterstattung durch den Referenten Ministerialrath **Stadler** (Straßburg) und eingehender durch das namentlich die Schattenseiten zu weit gehender Schablonisirung der akademischen Lehrthätigkeit berührende Korreferat von Geh. Justizrath Prof. **v. Liszt** (Berlin) weiter verbreiteter Berathung folgende Beschlüsse gefaßt: I. Es entspricht einem dringenden Bedürfniß, die erste juristische Prüfung in sämmtlichen Bundesstaaten, sei es im Wege der Reichsgesetzgebung, sei es durch Vereinbarung unter den einzelnen Regierungen, einheitlich zu gestalten. II. Für die Einrichtung dieser Prüfung empfehlen sich folgende Hauptgrundsätze: 1. Die Prüfung wird vor einer Kommission abgelegt, welche unter einem von der Zentralbehörde des betreffenden Bundesstaates ernannten Vorsitzenden vornehmlich aus Rechtslehrern einer Universität besteht, nach Bedürfniß aber auch ganz oder theilweise aus höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten gebildet werden kann. Erste Prüfungen finden jährlich mindestens zweimal statt. 2. Die Prüfung ist eine schriftliche und eine mündliche; die erstere geht der letzteren voraus. 3. Bei der schriftlichen Prüfung, an welcher die zugelassenen Kandidaten gleichzeitig theilnehmen, werden unter gleichmäßiger Berücksichtigung des Privatrechts und des öffentlichen Rechts mindestens sechs Aufgaben gestellt, die vorzugsweise in der Bearbeitung von Rechtsfällen bestehen. Die Bearbeitung hat in bestimmter Zeit unter Aufsicht zu erfolgen. Als Hülfsmittel sind Gesetzestexte, außerdem nur solche Bücher zuzulassen, welche den Kandidaten besonders zur Verfügung gestellt sind. 4. Den Gegenstand der mündlichen Prüfung bilden die Disciplinen des Privatrechts und des öffentlichen Rechts, sowie die Grundlagen der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft. Die Dauer eines Prüfungstermins, zu dem mehrere Kandidaten berufen werden können, ist so zu bemessen, daß auf jeden Kandidaten mindestens eine Stunde kommt. 5. Im Falle des Nichtbestehens der Prüfung ist der Kandidat nach dem Ermessen der Prüfungskommission für die Zeit von sechs Monaten bis zu einem Jahre behufs besserer Vorbereitung zurückzuweisen. III. Es empfiehlt sich, die Dauer des Universitätsstudiums in den Bundesstaaten allgemein auf mindestens 3½ Jahre festzusetzen und eine Zwischenprüfung einzuführen. Diese Prüfung ist vor einer Kommission, welche unter einem von der Zentralbehörde ernannten Vorsitzenden aus Rechtslehrern einer Universität gebildet ist, frühestens nach drei Semestern abzulegen und hat sich vornehmlich auf die römische Rechtsgeschichte und das System des römischen Privatrechts, sowie auf die deutsche Rechtsgeschichte und die Grundzüge des deutschen Privatrechts zu erstrecken. Zur ersten juristischen Prüfung ist nur zuzulassen, wer nach dem Bestehen der Zwischenprüfung noch mindestens drei Semester dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet hat. — Von den vorstehenden Leitsätzen gelangte der unter III aufgeführte durch Majoritätsbeschluß gegenüber einer nicht unerheblichen Minderheit zur Annahme. Im übrigen wurden die Leitsätze in der Hauptsache unter allgemeiner Zustimmung angenommen; nicht unerwähnt darf bleiben, daß ein Antrag, der in Leitsatz II statt der „Grundlagen der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft“ einfach diese beiden Disciplinen gleich jenen des Privatrechts und des öffentlichen Rechts eingeführt sehen wollte, gegen nur eine Stimme Mehrheit nicht zur Annahme gelangte. Eine am Beginn der Diskussion von Dr. **Stieve** (Rechtsanwalt in Zabern) gestellter weitergehender Antrag, der u. a. sich dafür aussprach, daß durch Reichsgesetz alle deutschen Universitäten Reichs-Universitäten werden sollten, war von der Versammlung als geeignete Grundlage der

Berathung nicht anerkannt und damit beseitigt worden. Die Diskussion war sehr lehrreich und von besonderem Interesse dadurch, daß der Chef der reichsländischen Justizverwaltung, Unterstaatssekretär Dr. Petri, der sich vor Uebernahme seines gegenwärtigen Amtes literarisch mit der Frage der Berufsbildung der Juristen beschäftigt hatte, sich eingehend an derselben betheiligte. — Den zweiten Verhandlungsgegenstand bildete ein Bericht von Prof. Dr. Frank (Halle) über den Stand der Arbeiten der auf der Münchener Landesversammlung 1898 eingesetzten Kommission zu der Frage: Sollen für die Bedrohung, Verfolgung und Bestrafung der Polizeiübertretungen besondere Grundsätze gelten? Daraus ergab sich, daß die Arbeiten der Kommission noch nicht zum Abschluß gelangt sind; die nähere Darlegung der einzelnen Zielpunkte der in Angriff genommenen Untersuchung der Frage bot lebhaftes Interesse. — Die Leitsätze zum dritten Gegenstand der Tagesordnung „Versuchsstrafe und Erfolgshaftung bei vorsätzlichen Strafthaten" schlossen nach der Natur der Sache eine Beschlußfassung der Versammlung aus. Sie wurden zunächst vom Referenten Justizrath Prof. Seuffert (Bonn) in glänzendem Vortrag erörtert, woran sich ein dankenswerthes, der weiteren Klärung der vorliegenden Probleme gewidmetes Korreferat von Oberlandesgerichtsrath Professor Dr. Harburger (München) anschloß. Allseitig war man im übrigen darüber einig, und nicht zum wenigsten seitens der Referenten selbst, daß die in den Leitsätzen berührten Grundfragen des Strafrechts und der Strafpolitik von so tiefgreifender Bedeutung seien, daß man volle Befriedigung darin finden müsse, solche im Kreise der Landesversammlung diesmal zur Erörterung gestellt zu haben, mit der Maßgabe, die weitere Würdigung dieser Fragen für die nächste Landesversammlung vorzubehalten. Auf die Einzelheiten der ebenso lebhaften wie lehrreichen, an die Referate von Seuffert und Harburger anknüpfenden Debatte kann hier nicht eingegangen werden; der einschlägige Theil des zu erwartenden Spezialberichts über die Straßburger Landesversammlung wird dem Kriminalpolitiker seinerzeit reiche Anregung und Belehrung bieten. — Einen sehr gelungenen Abschluß fanden die Verhandlungen der Landesversammlung durch den Vortrag des Sanitätsraths Dr. Leppmann (Berlin) über die Eigenart des heutigen gewerbsmäßigen Verbrecherthums. Anknüpfend an die Ergebnisse sowohl der Reichskriminalstatistik als der preußischen Individualstatistik der Strafanstalten suchte der Redner sowohl die sozialen als die anthropologischen Ursachen des gewerbsmäßigen Verbrecherthums darzulegen. Im Anschluß daran erörterte er den Inbegriff der hienach gebotenen Sicherungsmaßnahmen und insbesondere die Ausgestaltung der besonderen staatlichen Armen- und Irrenfürsorge und einer Ueberwachung der sozial gefährlichen Elemente auch außerhalb der Anstalten durch Amtsärzte. Zum Ehrenpräsidenten der Versammlung war Unterstaatssekretär Dr. Petri gewählt worden, während das Präsidium der Versammlung dem Vorsitzenden des Vorstandes der Landesgruppe, Unterstaatssekretär z. D. Prof. v. Mayr (München), übertragen war. Dieser durfte in einem Rückblick, welchen er auf die Ergebnisse der Verhandlung warf, darauf hinweisen, daß die Versammlung fruchtbare Arbeit geleistet habe, sowohl auf dem Gebiet unmittelbar praktischer Verwaltungseinrichtungen als auf jenem der Grundfragen des Strafrechts, bei welchem das Schwergewicht in dem wissenschaftlichen Moment und insbesondere in der Entwicklung allgemein philosophischer Prinzipien liegt. Auch der mannichfaltigen Anregung, die Leppmanns Vortrag bot, mußte dabei gedacht werden. Dem Abdruck des Vortrags im Bericht über die Verhandlungen darf mit lebhaftem Interesse entgegengesehen werden. Als Vertreter der Justizverwaltungen von Württemberg und Hessen waren Ministerialrath Schwab und Geheimer Rath Oberstaatsanwalt Schlippe erschienen. Von den Mitgliedern der Vereinigung, die in Straßburg anwesend waren, seien außer den im vorstehenden bereits erwähnten noch angeführt: die Landgerichtsräthe Aschrott und Kronecker (Berlin), die Professoren von Calker und Heimberger, Rechtsanwalt Mumm (Straßburg), Professor v. Lilienthal (Heidelberg), Privatdozent Liepmann (Halle). Eine erfreulich starke Betheiligung an der Versammlung fand seitens der reichsländischen praktischen Juristen (Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte) statt. Der Landgerichtspräsident Boecking (Straßburg) und der Ministerialrath Schwab (Stuttgart) wurden in den Vorstand, der im übrigen in seiner dermaligen Zusammensetzung bestätigt wurde, zugewählt. Zu besonderem Dank ist die deutsche Landesgruppe dem Chef der reichsländischen Justizverwaltung, Unterstaatssekretär Doktor Petri, verpflichtet, der nicht nur den regsten Antheil an den Verhandlungen nahm und gleich zu Beginn der Verhandlungen in eingehender, tiefdurchdachter Darlegung der Bestrebungen der Internationalen Vereinigung deren deutsche Landesgruppe begrüßt hatte, sondern auch in liebenswürdigster Weise in persönlichen Verkehr mit den Theilnehmern trat. Auch der kais. Statthalter, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, zeichnete die Versammlung dadurch aus, daß er die Vorstandsmitglieder empfing und in längerer sachlicher Unterhaltung mit den einzelnen Mitgliedern eine Reihe bedeutsamer Fragen aus dem Arbeitsgebiet der Vereinigung zur Erörterung brachte. — Den Abschluß der Versammlung bildete am 9. Juni ein Ausflug nach Hagenau, wo zunächst die Knaben-Erziehungs- und Besserungsanstalt und sodann die Weiberstrafanstalt einer eingehenden Besichtigung unterzogen wurden. Daran schloß sich ein von der elsaß-lothringischen Landesverwaltung dargebotenes Mittagessen in Hagenau, nach welchem sich die Theilnehmer mit herzlichem Dank für die in den Reichslanden genossene Gastfreundschaft in der Hoffnung des Wiedersehens auf der nächsten Landesversammlung — voraussichtlich 1902 in Bremen — voneinander verabschiedeten. Die ebenso lehrreiche wie liebenswürdige Führung in Hagenau hatte der verdiente Leiter der elsaß-lothringischen Gefängnißverwaltung, Ministerialrath Frhr. von der Goltz, übernommen.

* Falbs willkürliche Wetterprophezeiungen sind zwar nur bei kritiklosen Leuten in Geltung; die Wissenschaft hat sie schon längst als Phantasien erkannt. Jetzt veröffentlicht im Juniheft der „Annalen der Hydrographie ꝛc." Kapitän Reincke eine Vergleichung der Falb'schen Wetterprognosen mit dem thatsächlich eingetretenen Wetter in der Zeit vom Dezember 1898 bis zum November 1899. Zu diesem Zweck wurden Falbs Tagesprognosen nach „Rudolf Falbs Wetterkalender und Verzeichniß der kritischen Tage" in eine Tabelle niedergeschrieben und dahinter das thatsächlich eingetretene Wetter nach den täglichen synoptischen Wetterkarten der Seewarte beigeschrieben unter Hervorhebung besonderer meteorologischer Erscheinungen, wie Gewitter u. s. w. Dabei wurden je nach den Tagen der Falb'schen Periode die Tagessummen des Niederschlages für drei Stationen (Hamburg, Neufahrwasser, München für Nordwest, resp. Nordost- und Süddeutschland) zu Summen vereinigt und je nach dem Sinn ihrer Abweichung vom langjährigen Mittel die betreffende Periode als feucht oder trocken angesehen. In ähnlicher Weise wurde durch die Abweichung vom langjährigen Mittel der Charakter der Tage als kalt oder warm festgestellt und die von den drei Stationen beobachtete Stärke und Richtung des Windes nebst den von der Seewarte erlassenen Sturmwarnungen zur Bestimmung des Eintreffens der kritischen Tage benutzt. Es ergab sich dabei, daß von den 68 Wetterprognosen Falbs 35 verfehlt waren, während 19 halb und 14 ganz eintrafen und von den 24 „kritischen Tagen" 10 verfehlt waren, 7 halb und 7 ganz eintrafen. Interessant ist auch die Durchführung der letzteren Untersuchung für den Fall, daß man willkürlich den 1. und 15. jeden Monats als kritische Tage bezeichnet. für diesen Fall würden sich die Zahlen der drei Gruppen auf 9, 6, 9 stellen.

* Ueber die von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin in Paris im Ehrenhofe der Elektrizität ausgestellte Nernst-Lampe bemerkt in einem allgemeinen Artikel der „Figaro": „Besonders zu bemerken ist die Nernst-Lampe, ohne Zweifel — wie seltsam — einer der Clous der Ausstellung. Denken Sie sich eine elektrische Lampe, die man mit einem Streichhölzchen anzündet und wie eine Kerze durch Blasen auslöscht! Die gebräuchliche Kohle ist dabei durch Magnesium ersetzt, das, weil es dem Sauerstoff widersteht, in der freien Luft brennen kann. Nur muß man es erst erhitzen, da das Magnesium kein guter Leiter ist, und das geschieht entweder durch einen mittels eines elektrischen Stromes erhitzten Platinadraht, oder ganz einfach, indem man ein brennendes Streichhölzchen daran hält. Dadurch werden denn die meisten Miß-

stände beseitigt, die den Glühlampen durch die Verdünnung der Luft und die Zerbrechlichkeit der Glasbirnen drohen. Zugleich aber entsteht dabei, dank der Maßhaltung mit dem elektrischen Strom, eine Ersparniß von 50 Proz. Mit einem Worte, wir haben in der Nernst-Lampe das elektrische Licht für Alle, die Reichen wie die Armen; es ist eine Revolution, gleich derjenigen, die in der Gasbeleuchtung durch den Auer-Brenner herbeigeführt wurde."

T. **Ein Lupus-Institut in St. Petersburg nach Dr. Finsens Methode.** Die Kaiserin-Wittwe von Rußland, die anläßlich ihrer Besuche in Dänemark großes Interesse an der Finsen'schen Behandlung des Lupus durch Lichteinwirkung genommen hatte, hat in St. Petersburg ein Lupus-Institut ins Leben gerufen, das auf den Finsen'schen Theorien begründet ist. Der russische Arzt Dr. Sarapin hat auf Veranlassung der Kaiserin bei Finsen dessen Methode studirt, und eine dänische Dame ist als Oberin des russischen Instituts angestellt worden.

R. **Stuttgart.** An des verstorbenen Oberbibliothekars Wintterlin Stelle wurde der bisherige Bibliothekar, Professor Dr. Steiff, zum Oberbibliothekar der kgl. öffentlichen Bibliothek unter Verleihung des Titels eines Oberstudienraths ernannt.

B. **Heidelberg.** Ein junger Siamese, Mon Toa aus Bangkok, hat sich bei der naturwissenschaftlichen Fakultät unsrer Hochschule der Doktorprüfung unterzogen und dieselbe mit Auszeichnung bestanden. Hr. Toa dürfte der erste Siamese sein, der sich auf einer deutschen Hochschule den Doktorhut erworben hat.

* **Jena.** Heute wurde hier auf dem Fürstengraben das Denkmal für den Jenaer Kirchenhistoriker Karl v. Hase in Gegenwart einer großen Festversammlung feierlich enthüllt. Die Festrede hielt Hase's Nachfolger im Lehramt an der hiesigen Universität, Professor Nippold. Das Denkmal, von dem Leipziger Professor Seffner ausgeführt, besteht aus einer auf hohem Piedestal ruhenden Marmorbüste. Der Künstler hat die geistvollen, markigen Züge des Gelehrten meisterhaft wiedergegeben.

oem. **Breslau.** Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät, Dr. L. William Stern, ist zum außerordentlichen Professor für Philosophie und Psychologie ernannt worden. — An der hiesigen Universität hat sich der praktische Arzt Dr. Paul Jensen für Physiologie habilitirt.

* **Greifswald.** An der hiesigen Universität habilitirt sich Dr. Philipp Jung für Geburtshülfe und Gynäkologie.

* **Paris.** Der „New-York Herald" kann melden, daß eine Brieftaube, die am 10. Juli um $4\frac{1}{2}$ Uhr morgens in Bordeaux aufgelassen wurde, um 8 Uhr 20 Min. abends des gleichen Tages in ihrem Schlage bei Liverpool eintraf. Der geflügelte Bote hatte in 16 Stunden 585 Meilen zurückgelegt, eine Erscheinung, die noch niemals zuvor konstatirt wurde.

* **London.** Professor Dr. Thomas Miller, der frühere Lektor für englische Sprache an der Universität Göttingen, ist, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, hier gestorben.

* Der Verein deutscher Bibliothekare, der vor einigen Wochen in Marburg gegründet worden ist, hat sich konstituirt. Sein Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen: Abtheilungsdirektor Schwenke (Berlin), Vorsitzender, Geh. Rath Dr. v. Laubmann (München), stellvertretender Vorsitzender, Oberbibliothekar Dr. Ippel (Berlin), Schriftführer, Geh. Regierungsrath Dr. Dziatzko (Göttingen), stellvertretender Schriftführer, Direktor Dr. Erman (Berlin), Schatzmeister.

* Die Académie Royale de Médecine en Belgique schreibt folgende Preisaufgabe aus: Déterminer l'influence des changements de température du corps sur la nutrition organique. (Preis 1200 Fr. Termin 20. Januar 1901.) Die Bewerbungsschriften sind an den Sekretär der Akademie (Bruxelles, Palais des Académies) einzusenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

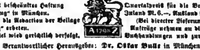
Dr. E. Jaeger: Die Konkursordnung auf der Grundlage des neuen Reichsrechts. 4. u. 5. Heft. Berlin, Heine 1900. — Gutenberg-Feier, Mainz 1900. Offizielle Darstellung des historischen Festzugs. Mainz, Wilckens. — W. Haacke und W. Kunert: Das Thierleben der Erde. 2. Lieferung. Berlin, M. Oldenbourg. — Kürschners Staatshandbuch 1900. Leipzig, Göschen. — A. Seidel: Transvaal. Mit 17 Vollbildern, 48 Textillustrationen und 6 Karten. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Literatur 1900. — H. Delbrück: Geschichte der Kriegskunst. 1. Theil: Das Alterthum. Berlin, Stilke 1900. — A. v. Gersdorff: Der Noth gehorchend. Roman. Berlin, Taendler. — R. Misch: Der todte Musikant. Humoristischer Roman. Ebd. — Ad. Ott: Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Ebd. — A. Zapp: Die Klugen und die Schlauen. Roman. Ebd. — W. v. Wurzbach: G. A. Bürger. Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Dieterich 1900. — Dr. G. Vorberg: Die sächsischen Grenadiere in der Schlacht bei Hohenfriedberg. Mit einer Karte und einer Uebersichtsskizze. Dresden, in Kommission bei Baensch 1900. — Maidy Koch: Magdalene v. Sydow. Drama. Freiburg i. B., Rogorzy 1900. — Mittheilungen des k. k. Militär-Geographischen Instituts. 19. Bd. (1899). Mit 13 Tafeln. Wien, Selbstverlag 1900. — K. Kron: Rußland oder England? Wien, Schalk 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 350. 5. Bd. (2. Abth.) Ungarn. 28. Heft. Wien, Hölder. — M. v. Brandt: Aus dem Lande des Zopfes. 2. Aufl. Leipzig, Wigand 1900. — Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. 49. Vereinsjahr 1900. 1. Heft. Salzburg, Selbstverlag. — H. Lichtenberger: Fr. Nietzsche. Deutsch von Oppeln-Bronikowsky. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — Dr. med. J. Froehlich: Deutschthum und Menschheit. Dresden, Pierson 1900. — Prof. Dr. H. Obersteiner: Funktionelle und organische Nervenkrankheiten. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. II.) Wiesbaden, Bergmann 1900. — Dr. P. Möbius: Ueber Entartung. (Ebd. III.) Ebd. 1900. — Fliegende Blätter. Bd. 112. München, Braun u. Schneider. — Bauern-Häuser und volksthümliche Hausmalereien im bayerischen Hochland. Hggb. von Franz Zell, Architekt in München. Frankfurt a. M., Keller 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München.

Jahrgang 1900. München, Montag, 16. Juli. **Nummer 160.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Goethe und das Theater.

Von Otto Harnack.

I.

Von der gewaltigen Geisteskraft, die in Goethe rege war, wird der Nachgeborene immer von neuem nicht nur die Tiefe und Stärke, sondern auch die Ausdehnung und Vielseitigkeit bewundern. Der Dichter, der auf allen Gebieten dichterischen Schaffens, in den verschiedensten historisch bewährten wie selbstgefügten Formen thätig war, ist an sich schon eine Erscheinung von höchstem Reichthum; aber neben ihn stellt sich noch der Kunst- und Naturforscher, der Hof- und Staatsmann, der Leiter wissenschaftlicher Anstalten und des Theaters. Bald sehen wir diese verschiedenartigen Thätigkeiten miteinander verschlungen, so daß wir staunen, was dieser Geist im Laufe weniger Wochen oder Tage zu umfassen, zu durchdringen, zu vollenden wußte; bald lösen die Thätigkeiten sich ab, so daß wir Goethe einige Jahre hindurch vorwiegend als Dichter, dann als Staatsmann, dann als bildenden Künstler vor uns sehen. Einen langen Zeitraum in Goethe's Leben nimmt seine praktische Beschäftigung mit dem Theater ein, das er durch 26 Jahre geleitet hat; aber in dieser, fast ein Menschenalter füllenden Periode, ist die Intensität, mit der er sich dieser Aufgabe hingegeben, sehr wechselnd; neben Zeiten eifrigster, leidenschaftlicher Thätigkeit gehen solche ziemlicher Gleichgültigkeit gegenüber einer als lästig empfundenen Pflicht. Andrerseits ist Goethe's Interesse für die Bühne auch nicht auf den Zeitraum seiner Theaterleitung eingeschränkt; als Dichter wie als Denker auf ästhetischem Gebiet hat er praktisch und theoretisch das Verhältniß des Dichters zur Stätte dramatischer Kunst stets vor Augen gehabt.

So viel auch Goethe in dramatischer Form gedichtet hat, so kann man doch nicht sagen, daß er in erster Linie zum Bühnendichter sich berufen fühlte. Für ihn war das Drama nur eine Ausdrucksform neben anderen für den Reichthum seines Innern, und je nach seiner Stimmung ergriff er diese Form oder eine andere, und innerhalb dieser Form bald diese, bald jene Stilgattung. Daraus ergibt sich und erklärt sich, daß Goethe nicht selbst einen dramatischen Stil ausgebildet hat, wie es z. B. Schiller gethan hat. Kein größerer Gegensatz, als ihn einerseits Götz und Egmont, andrerseits Iphigenie und Tasso zeigen; hier die freie, fast epische Aufeinanderfolge abgetheilter Scenen, dort der gleichmäßige, einheitliche Aufbau streng auseinander abgeleiteter Auftritte und Aufzüge, hier die kräftige, selbst derbe Realistik der Charakterisirung, dort die vollendete stilistische Abtönung des Benehmens und der Rede, hier die völlige Gleichgültigkeit gegen die Gesetze, ja auch gegen die praktisch unumgänglichen Forderungen dramatischer Kunst, dort die strenge Unterordnung unter die straff aufrechterhaltenen ästhetischen Gesetze im ganzen, wie in Bezug auf die gegebene Kunstgattung. Und mit diesem Gegensatz ist die Fülle von Goethe's dramatischen Formen doch bei weitem noch nicht erschöpft; den Stil des alten Hans Sachs hat er sowohl in übermüthigen Farcen wiederbelebt wie zu hochernsten Partien seines Faust verwerthet. Das griechische Drama hat er in dem Helena-Akt des „Faust“ nachgeschaffen, das spanische wenigstens in Bruchstücken einer geplanten mittelalterlichen Tragödie sich zum Vorbild genommen. Endlich hat er in der „Pandora“ und anderen Erzeugnissen seines Alters einen ganz eigenthümlichen, aus klassischen und romantischen Elementen gemischten Stil zur Anwendung gebracht. Zu dem allen kommt noch eine beträchtliche Anzahl von Operndichtungen, die sich von dem leichten Operettengenre bis zur Feierlichkeit des „Epimenides“ erheben.

Bei alledem ist auf die Erfordernisse der Bühne im ganzen nicht viel Rücksicht genommen; „Götz“ und „Egmont“ haben starker Umarbeitung durch Goethe selbst und durch Schiller bedurft, um bühnenfähig zu werden; „Iphigenie“ und „Tasso“ haben lange Zeit harren müssen, bis das Theaterpublikum überhaupt für sie Verständniß gewann; an den ersten Theil des „Faust“ haben sich die Bühnenleiter erst zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen gewagt. Und trotzdem hat Goethe selbst bekannt, daß das Interesse für das Theater ihn zum großen Theil zum Dichten in dramatischer Form veranlaßt habe, und daß sein Trieb zu dramatischem Schaffen fast gänzlich erstorben sei, seit er im Alter alle Beziehungen zur Bühne abgebrochen habe. Nicht also der Zweck seines dramatischen Schaffens war die Bühne, wohl aber die Ursache. Die allgemeine Anregung, die von den weltbedeutenden Brettern ausgeht, die Belebung, die dort poetische Schöpfungen durch lebendige That und Rede erhalten, wirkte stark auf sein eindrucksfähiges Gemüth; vor allem aber war es die Individualität bedeutender Schauspieler, z. B. Ifflands, die ihm die eigene schaffende Phantasie erregte und den Wunsch in ihm erweckte, für den Künstler eine seiner Individualität entsprechende, durch ihn vollendet zu verkörpernde Rolle zu schreiben. Seine ganze persönliche, auf anschauliche Eindrücke gerichtete, nicht in einsamer Abstraktion, sondern in konkreter Lebenserfassung arbeitende Geistesart wurde durch das Theater ergriffen, erfrischt und zur Entfaltung getrieben.

An Theatereindrücken hat es ihm auch sein Lebenlang nicht gefehlt. Schon der Knabe sah das Puppenspiel auf dem Frankfurter Jahrmarkt und hat selbst vom Großvater ein Marionettentheater erhalten, auf dem er allerlei seltsame Geschichten tragirte. So roh und geistlos auch alles war, was mit jenen Jahrmarktsbuden zusammenhing, sie sind doch nicht ohne Bedeutung für

Goethe's Dichtung geblieben: das Interesse für den altdeutschen Schwank, für die Hans Sachsische Form ist hier geweckt worden, und höchstwahrscheinlich ist die Legende vom Doktor Faust ihm zuerst auf diesem Wege bekannt geworden. Ein Marionettenspiel eigener Erfindung hat er später seinem „Jahrmarktsfest in Plundersweilern" eingefügt. — Von ganz anderer Bedeutung aber mußte es für den regen aufstrebenden Knaben sein, daß er auch schon früh in ein wirkliches, künstlerisch geleitetes Theater Einblick erhielt und zwar nicht nur aus dem Zuschauerraum heraus, sondern auch hinter den Coulissen hervor. Das ganze Theaterwesen wurde so schon dem Zwölf- bis Dreizehnjährigen bekannt. Und sicherlich war es auch von wesentlicher Nachwirkung, daß es gerade ein französisches Theater war, mit dem er zuerst vertraut wurde. Die langdauernde französische Occupation Frankfurts während des siebenjährigen Krieges hatte auch französische Schauspieler dorthin geführt. Die in strenge Formen gefügte, nach feststehenden Gesetzen geübte dramatische Kunst der Franzosen hat jedenfalls auf Goethe's gesammte theoretische und praktische Betrachtung der Bühne einen großen Einfluß geübt. Besonders war es von hoher Wichtigkeit, daß er den großen Antipoden des französischen Theaters, Shakespeare, nur auf literarischem Wege kennen lernte (bis er später selbst ihn auf die Bühne gebracht hat), während er die französischen Autoren von den Brettern herab zu sich reden hörte. Es waren drei Gruppen dramatischer Erzeugnisse, die er hier kennen lernte. Zunächst die feierliche Tragödie, die durch ihren „gemessenen Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks" dem Knaben sehr imponirte und ihn zum eifrigen Lernen und pathetischer Deklamation der pompösen Verse trieb. Nach als fünfzigjähriger Mann fand Goethe Interesse daran, Voltaire'sche Stücke dieser Art, den „Mahomet" und den „Tankred" zu übersetzen, freilich nicht in Alexandrinern, sondern in reimlosen Jamben. Dann zweitens die durch Diderot in Aufnahme gekommene bürgerliche Komödie, die das Leben in realistischerer Weise darstellte, aber im Gang der Handlung, in der Verwerthung von Raum und Zeit doch nach sehr eng begrenzten Vorschriften folgte; Goethe's „Clavigo" und „Stella" können wir als Verwandte dieser Gruppe auffassen. Endlich die mythologisch-allegorischen Spiele, im Geiste der Renaissance, jetzt in den Geschmack der Zopfzeit übertragen, wo Jupiter und Merkur, Venus und Danaë in zierlicher Anmuth auftreten. Die Neigung zu solch mythologischen Darstellungen, freilich vertieft durch Winckelmanns Erfassung der Antike und durch eigene begeisterte Anschauung, ist dem Dichter zeitlebens geblieben, von den Jugendwerken Prometheus und Proserpina an, bis zur Helena und Pandora, und endlich bis zur klassischen Walpurgisnacht im „Faust", der Schöpfung seines höchsten Alters.

Gegenüber diesen bestimmten theatralischen Eindrücken, die schon der Knabe in Frankfurt erhielt, war es kein großer Zuwachs, den er bei seinem Studium in Leipzig von der dortigen Bühne empfing. Als eine große neue Erscheinung wäre nur Lessing mit „Miß Sara Sampson" und „Minna von Barnhelm" zu nennen. Aber diese Dramen Lessings, so gewaltig sie durch ihren menschlich wahren und tiefen Inhalt wirkten, waren in der Form doch zu wenig von den neueren französischen Prosastücken entfernt, als daß der jugendliche Student schon hätte unterscheiden können, worin das eigentlich künstlerisch Neue in ihnen bestand.

In Straßburg ist dann durch Herders Vermittlung Shakespeare Goethe erschlossen worden. Eine wahre Offenbarung! „Wie ein Blindgebarener stand ich," so ruft er aus, „dem eine Wunderhand das Gesicht im Augenblick schenkt!" Und sogleich übertrug sich diese neue Erkenntniß auf die Beurtheilung der Bühne. „Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich; die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft, und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte." Aber diese Befreiung ging nicht aus einer wirklichen Kenntniß der englischen Bühne hervor. Goethe, der Shakespeare's Stücke nur durch Lesen kennen lernte, erkannte nicht, wie sehr sie doch dem Theater seiner Zeit und seines Landes angepaßt waren, wie also auch sie ihren entsprechenden Bedingungen und Bestimmungen folgten, wo er nur absolute Regellosigkeit und Ungebundenheit wahrzunehmen glaubte. So erklärt sich auch, daß er gleich darauf in seinem „Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand" eine dramatisirte Geschichte schuf, die von Shakespeare's grandioser Bühnenbeherrschung wenig erkennen ließ, so daß Herder mißmuthig das Urtheil fällte: „Shakespeare hat Euch ganz verdorben."

In den folgenden Frankfurter Jahren hat das Theater, wie es scheint, wenig Bedeutung für Goethe's weitere Entwicklung gewonnen; als er dann nach Weimar übersiedelte, fand er dort zunächst gar kein Theater vor. So weit der Hof dramatische Unterhaltung wünschte, mußte die Hofgesellschaft selbst sie ins Werk setzen. Das Gedicht auf den technischen Mithelfer, den vielgewandten Mieding, zeigt uns, daß hiebei kein einseitiger oder beschränkter Geschmack waltete:

> An weißer Wand bringt dort der Zauberstab
> Ein Schattenvolk aus mytholog'schem Grab.
> Im Possenspiel regt sich die alte Zeit
> Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
> Was Gallier und Britte sich erdacht,
> War wohl verdeutscht, hier Deutschen vorgebracht.
> Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz
> Dem armen Dialog Gesang und Tanz.

Wie eifrig Goethe sich damals mit den Fragen des Theaters beschäftigte, zeigen „Wilhelm Meisters Lehrjahre". Zum größten Theil ist dieser Roman zu jener Zeit entstanden, und es ist ja allbekannt, einen wie großen Raum darin die Behandlung des Theaters, nach seiner allgemeinen Bedeutung, wie in allen Einzelheiten einnimmt.

Erst im Jahre 1784 wurde eine eigene Theatergruppe unter der Direktion Bellomo's für Weimar engagirt. Hier war es besonders die italienische Oper, die komische, sogenannte Opera buffa, die gut ausgeführt wurde und die Goethe ungemein fesselte. Er selbst dichtete in dieser Art das Singspiel „Scherz, List und Rache", das er seinem Freund Kayser zur Komposition übergab. Bald darauf führte ein längerer Aufenthalt in Italien zu eingehenderer Beschäftigung mit dem dortigen Theater und entschied seine Vorliebe für die romanische Bühnenkunst. Das italienische nationale Theater war damals und ist noch heute eine eigenthümliche Mischung von Realismus und feststehender Formgebung. Im einzelnen bewegen sich die Figuren mit äußerster Lebenswahrheit; im ganzen aber sind sie für die Darstellung der einzelnen Typen aus bestimmten Bevölkerungsklassen, Altersstufen, sozialen Stellungen stark an gewisse charakteristische Ueberlieferungen gebunden; am meisten in der Oper, aber auch im Schauspiel. Eine ganz besondere Ausprägung fand diese Art in den beliebten komischen Masken, in denen ja der Polichinell noch heute

auf der Bühne erscheint, die aber damals noch viel zahlreicher und durch den Dichter Gozzi neubelebt waren. Diese Vorliebe für Maskengestalten geht höchst wahrscheinlich direkt auf die dramatischen Gewohnheiten des klassischen Alterthums zurück, die sich in wechselnden Formen durch die Jahrtausende hin erhalten haben. Goethe fand an dieser, in festbestimmten, aber zugleich durchaus volksthümlichen Formen sich bewegenden Kunst Gefallen. Immer weiter entfernte er sich dabei von der Forderung vollkommener Wirklichkeitsnachahmung, vollständiger Täuschung auf der Bühne, soweit, daß er sogar die damals in Rom herrschende Sitte, Frauenrollen durch Männer geben zu lassen, freundlich beurtheilte: man empfindet hiebei, sagt er, das Vergnügen, nicht durch Natur, sondern durch Kunst unterhalten zu werden. Vor allem aber hatte es ihm der sich nie verleugnende ästhetische Sinn der Italiener angethan: so lebhaft und leidenschaftlich sie als Schauspieler sich auch auf der Bühne geberden mögen, sie werden nie vergessen, daß sie in ihrem Ensemble dem Zuschauer ein schönes, kunstvoll komponirtes Bild zu liefern haben. Diese Bildwirkung jeder dramatischen Scene hatte Goethe fortan beständig im Auge, und wenn er in späteren Jahren einmal Gelegenheit hatte, das Leipziger Theater genauer zu studiren, so tadelte er vor allem den falschen Naturalismus, wobei die Schauspieler so thäten, „als ob gar keine Zuschauer zugegen wären". Für realistische Darstellung einzelner bedeutender Schauspieler blieb er dabei doch ungemein empfänglich; aber dieser Realismus mußte, wie bei Iffland, auf dem Grund einer klaren und bewußten Lebensbetrachtung und scharfen künstlerischen Berechnung ruhen; die bloße Aeußerung eines ungebändigten Naturells schätzte er beim Schauspieler niemals.

Aus Italien zurückgekehrt, mußte Goethe bald auf seine gewonnenen Ansichten die praktische Probe machen. Herzog Karl August, der fremden Schauspielertruppen müde, wünschte ein eigenes Hoftheater zu errichten und Goethe an die Spitze zu stellen. Im Mai 1791, nach vielerlei überwundenen Schwierigkeiten, konnte ein Prolog des Meisters es eröffnen.[1]) Goethe war in der praktischen Theaterthätigkeit kein Neuling. In jenen ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts, da die Hofgesellschaft selbst für dramatische Unterhaltung sorgte, war er die Seele dieser Unternehmungen gewesen. Nicht nur hatte er selbst leichtere, kleine Dichtungen für diesen Zweck geschrieben, er hatte sich auch um ihre Darstellung bemüht. Ja, er war auch selbst als Schauspieler aufgetreten. Zuerst als Wilhelm in seinen „Geschwistern", dann 1779 als Orestes in seiner damals erst in Prosa geschriebenen „Iphigenie auf Tauris". Es mag ein unvergleichlicher Genuß gewesen sein, den Dichter selbst in der hochpathetischen und zugleich alle Tiefen der Empfindung erschließenden selbstgeschaffenen Gestalt reden und handeln zu sehen; neben ihm seinen herzoglichen Freund als Pylades, die berühmte und auch menschlich hochgeschätzte Sängerin Corona Schröter als Iphigenie. Goethe selbst hat in seinem Tagebuch zu dieser Aufführung nur bescheiden bemerkt: „Gute Wirkung, besonders auf reine Menschen." Bald darauf hatte er aber, da ihn die politischen Geschäfte mehr und mehr in Anspruch nahmen, sich von diesen dramatischen Spielen allmählich zurückgezogen. Jetzt — 1791 — lag die Sache anders. Der Herzog hatte ihn vom größten Theil der Regierungssorgen entbunden, erwartete aber, daß er ein reiches Maß seiner Kräfte dem neuen Theater widmen würde. Und auch Goethe war dazu entschlossen. Zunächst mußte er klein anfangen. Die Mittel waren sehr knapp, und die Hofbühne mußte zunächst ein sehr bescheidenes Institut werden. Es schien keine Thätigkeit hier möglich, die einem genialen Mann zu hohem Ruhm verhelfen, ihm innere Befriedigung gewähren könnte. Aber Goethe ließ sich das nicht anfechten. Mit derselben Gewissenhaftigkeit und Treue, mit der er sich zehn Jahre früher der Landesverwaltung bis in alle Einzelheiten gewidmet, zerrüttete Finanzen geordnet, den Staatshaushalt auf solide Grundlagen gestellt hatte, mit denselben Eigenschaften ging er nun an die Aufgabe des Intendanten. Er gab sich keinen Illusionen hin, berechnete Mittel und Verhältnisse aufs genaueste, kümmerte sich um jede Einzelheit des Betriebs, widmete die größte Sorgfalt der Ausbildung jüngerer schauspielerischer Kräfte, um sie und mit ihnen seine Bühne allmählich von leichten und niedrigeren Aufgaben zu schweren, höheren zu erheben. Auch als er sich später eine „Kommission" zur Seite setzen ließ, geschah das nur, um sich einen Theil der Verantwortung abnehmen zu lassen, nicht aber, um seine persönliche Mitarbeit in irgend einem Punkt einzuschränken.

Am schwersten mußte es für den auf einsam hoher Stufe stehenden Dichter sein, auch in der Auswahl der Stücke, im „Repertoire" sich anfänglich dem Geschmack und den Forderungen des Theaterpublikums fügen zu müssen. Die sentimentalen Rührstücke, wie sie damals von der philiströsen Neigung der Gebildeten bevorzugt wurden, die schalen Possen, welche den breiten Massen gefielen, verachtete Goethe ebenso wie den platten biedermännischen aber seichten Spaßmacherstil, in dem diese Sachen nur gespielt werden konnten. Und doch mußte er anfänglich fast ganz und auch später zum Theil mit dieser Nahrung sein Theater speisen. Kotzebue zeigte sich in zahllosen Erscheinungen auf der Weimarer Bühne; und er war noch nicht der schlimmste. Aber allmählich gewöhnte Goethe die Zuschauer an feinere und gehaltreichere Kost. Mit seinen eigenen Dramen war er noch sehr zurückhaltend; nur „Clavigo" ging schon bald in Scene; um so mehr suchte er durch Shakespeare zu wirken. War schon der große Bühnenbeherrscher Schröder in Hamburg für Shakespeare eingetreten, so hat Goethe doch nicht nur das Verdienst, es ihm nachgethan, sondern auch wesentlich Eigenes in gleichem Sinn vollbracht zu haben. Zu einem großen Theil hat er Shakespeare auf der deutschen Bühne eingeführt. Gleich zu Anfang wagte er das schwere, aber glücklich gelingende Experiment mit König Johann; es folgten Heinrich IV., Hamlet und allmählich zahlreiche andere Stücke. Bei Hamlet, dem Goethe ja auch im „Wilhelm Meister" eine tiefdringende Betrachtung widmete, erwarb er sich das Verdienst, gegenüber der Schröder'schen Bearbeitung die wahre Gestalt Shakespeare's auf die Bühne zu stellen. Ebenso verfuhr er bei „Julius Cäsar", während er später „Romeo und Julie" frei bearbeitet hat, wie es schon vorher Schiller mit dem „Macbeth" gethan hatte.

In größerem Umfang konnte Goethe überhaupt an die Bildung eines klassischen Repertoires erst gehen, als Schiller die fruchtbare dramatische Thätigkeit seiner letzten Jahre begonnen hatte. Von 1798 an, da „Wallensteins Lager" auf der Bühne erschien, ließ Schiller jetzt alljährlich ein großes, ideal gehaltenes und doch auch für ein großes Publikum äußerst bühnenwirksames Stück über die Bretter gehen. Schiller hat im wesentlichen das lang ersehnte eigene, der deutschen Art entsprechende Drama uns geschenkt. Im Sturm riß er mit seiner Produktion das deutsche Volk hin. Was man auch heute vom

[1]) Goethe's Theaterleitung in Weimar hat besonders Julius Wahle im sechsten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft mit eindringender Sachkenntniß behandelt. Eine Uebersicht des Repertoires hat Burkhardt veröffentlicht.

Standpunkt realistischer Kunstübung gegen seine Dramatik einwenden mag, die Thatsache seiner entscheidenden Wirksamkeit, durch die die deutsche Bühnendichtung erst derer anderer Völker ebenbürtig wurde, ist unleugbar. Goethe gebührt das Verdienst, als Theaterleiter dies aufs klarste erkannt und demgemäß zielbewußt gehandelt zu haben. Er setzte alle Kraft für die würdige und stilgemäße Verkörperung der Schiller'schen Dramen ein. Er zog Schiller selbst von Jena nach Weimar, um an ihm den zuverlässigsten und kundigsten Helfer in der Einstudirung und Inscenirung zu haben. Die großen Erfolge, die er nach der Reihe mit „Wallenstein", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" erreichte, erweckten nicht seinen Neid. Er war sich bewußt, in bühnengemäßer, dramatischer Dichtung nicht mit Schiller wetteifern zu können, und er freute sich des Erfolges der Dichtungen des Freundes, als wären es seine eigenen. Nur allmählich wagte er die letzteren auf die Bühne zu bringen. „Egmont" und „Iphigenie" übergab er Schiller zur Bearbeitung; „Götz von Berlichingen" richtete er selbst für die Aufführung ein. „Torquato Tasso" wurde von einem seiner besten schauspielerischen Schüler in aller Stille zu seiner Ueberraschung mit den besten Kräften der Bühne einstudirt; die Aufführung übertraf Goethe's eigene Erwartungen. So wurde das Publikum allmählich immer mehr zur Schätzung klassischer Form erzogen; und im Bewußtsein dieser Erfolge wagte Goethe nun auch gar manches Unternehmen, das wir nur als Experiment bezeichnen können. Schon Schillers „Braut von Messina" muß vom Standpunkt der heutigen Bühne als Experiment gelten; in anderem Sinne auch Goethe's „Natürliche Tochter". Aber ganz anderes wurde gewagt. Das italienische Maskenspiel Gozzi's kam in Schillers „Turandot" auf die Bühne. Das antike Lustspiel wurde wieder belebt, indem des Kammerherrn v. Einsiedel Uebersetzungen des „Plautus" und „Terentius" mit Masken aufgeführt wurden. Auch Wilhelm Schlegels Versuch, die antike Tragödie in seinem „Jon" nachzuahmen, wurde in derselben Art dem Publikum vorgeführt. Endlich erschien auch die attische Tragödie selbst, musikalisch durch Rochlitz belebt, in Sophokles „Antigone" auf der Bühne. Das französische Drama zogen Goethe und Schiller in eigenen Nachdichtungen nach Voltaire und Racine herbei. Später trat, durch die Romantiker vermittelt, auch die spanische Bühne in den Gesichtskreis, und auch hier wagte Goethe interessante und kühne Versuche in Darbietung Calderon'scher Stücke.

Für solche Aufgaben war nun auch ein ganz anderer Stil der Schauspielkunst erforderlich als der gemüthliche und behagliche Philisterton, in dem man Kotzebue's Lustspiele oder Ifflands Familienstücke spielte. Goethe bemühte sich, einen künstlerischen Darstellungsstil in Weimar zu schaffen und einzubürgern. Schiller war darin sein eifriger Mitarbeiter. Zuerst galt es, die Schauspieler überhaupt an Aussprache und Recitation des Verses zu gewöhnen. Seit Lessings Auftreten gegen den französischen Alexandrinervers herrschte auf den deutschen Bühnen fast ausschließlich die Prosa. Schiller hatte 1787 seinen „Don Carlos" für die Aufführung in Prosa umsetzen müssen; auch Schröders Shakespeare-Bearbeitungen waren prosaisch. Durch eifrige Leseproben wurde nun in Weimar dafür gesorgt, daß Gefühl für den Vers und das feinere Verständniß für die Verschmelzung des rhythmischen und des sinngemäßen Sprechens in den Schauspielern zu erwecken. Aber dabei blieb Goethe stehen. Die ganze Haltung des Schauspielers, das Auftreten, die Art und Weise der Bewegung, endlich die Gruppirung, das sich ergebende Bühnenbild wurde nach gewissen stilgemäßen Grundsätzen geregelt. Es waren dies nicht nur Grundsätze ästhetischer Art, sondern auch praktischer, mit Rücksicht auf die Verständlichkeit der Darstellung. Goethe verlangte, daß dem Zuschauer kein Wort verloren gehe, daß die Handlung in jeder Hinsicht klar sich ihm vor Augen stelle. Er wollte zugleich eine durchgängig feierliche Form dem ernsten Drama wahren, so daß es auch ohne den Kothurn der Alten als eine erhabene und großartige Form der Kunstübung erschien. Dagegen empfahl er für komische Rollen und Scenen eine burleske Ausführung, gerade um sie von den ernsten und tragischen zu unterscheiden, wie ja auch das Alterthum durch Anwendung der komischen Maske und des Soccus das Lustspiel streng von dem Trauerspiel geschieden hatte. In mancher Beziehung schien Goethe dabei das Vorbild der von Lessing verpönten französischen Bühne nicht zu verachten. Als Wilhelm Humboldt ihm aus Paris eine ausführliche Charakteristik des damaligen französischen Theaters übersandte, veröffentlichte er diese in seiner Zeitschrift „Propyläen" und fügte hinzu: „Kein Freund des deutschen Theaters wird den Aufsatz mit Aufmerksamkeit lesen ohne zu wünschen, daß unbeschadet des Originalgangs, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige herübergeleitet werden möchten." Man hat schon öfters die Meinung ausgesprochen, daß durch diese bewußten Bemühungen Goethe's um künstlerische Stilisirung die Darstellungen unter seiner Leitung zu gemacht und gesucht, zu unfrei und unwahr geworden wären. Ganz unberechtigt ist dieser Vorwurf nicht. Freilich in Goethe's Absicht lag solche Unfreiheit nie. Sein Grundsatz war, die Natur des Schauspielers müsse sich den Sinn der gegebenen Gesetze zu eigen machen. „Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlage des lebendigen Handelns werden." Und seine Zufriedenheit hat er den Schauspielern einmal mit den Worten ausgesprochen: sie seien jetzt da, wo er sie gewollt habe: „Natur und Kunst aufs engste miteinander verbunden." Aber in der Praxis überwog doch manchmal die Kunst bedenklich über die Natur. Es liegt im Wesen der Entwicklung aller gesetzlichen Zustände, daß allmählich die Handhabung des Gesetzes eine äußerliche wird, daß der bloße Buchstab an Stelle des Geistes tritt, daß mechanische Befolgung statt durchdachter und verständnißvoller Anwendung überhand nimmt. Auch Goethe's Theater hat dies erfahren müssen. Es waren nur die besten seiner schauspielerischen Kräfte, wie Pius Alexander Wolff, der erste Darsteller des Tasso, die Sinn und Absicht des Goethe'schen Lehren vollkommen zu erfassen wußten und aus dieser inneren Erkenntniß heraus ihre Gestalten bildeten, ja sich selbst danach bildeten. Die Masse mußte froh sein, die Forderungen des Meisters überhaupt irgendwie, wenn auch nur mechanisch, zu erfüllen und auch Goethe konnte nicht umhin, sich oft damit zu begnügen. So kam es, daß schon damals von mancher Seite der Vorwurf steifer Schulmäßigkeit gegen die Weimarer Bühne gerichtet wurde, wenn auch die Anerkennung und Bewunderung bei weitem überwog. Wir heute dürfen unparteiisch sagen, daß, wie überhaupt der Stil des Schauspiels nicht unbedingt, sondern entsprechend der Art des darzustellenden Dichterwerkes zu bestimmen und zu beurtheilen ist, so auch Goethe's Bühnenleitung einer Gruppe von Werken mehr, einer anderen weniger angemessen war. Für Schillers Werke, für seine eigenen (ausgenommen etwa den „Götz"), für Lessings „Nathan", überhaupt für Werke eines idealistischen und formstrengen Kunststils hat er die mustergültige Form gefunden, von der man nur zum Schaden der Stücke

selbst nach mehr naturalistischer Darstellungsart hin abweichen kann. Dagegen glaube ich nicht, daß die ganze realistische Kraft Shakespeare's auf der Weimarer Bühne zum Ausdruck kommen konnte, sondern daß für den großen Briten damals in Berlin durch Iffland ein mehr wesensverwandter Stil geschaffen wurde, der auch für das moderne realistische Drama wegweisend war.

Baalbek-Heliopolis.

In seiner Besprechung von Robert Woods „Versuch über das Originalgenie des Homer" sagt Goethe: „Außer den Briten besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleibsel des klassischen Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie womöglich in ihrem völligen Glanze wiederherzustellen." Dabei dachte Goethe an Woods Reise nach Syrien und an seine hervorragende Publikation: „The ruins of Balbec otherwise Heliopolis in Coelosyria. London 1757." Heute ist das Deutsche Reich dem britischen Enthusiasmus für die Ausgradungs- und Wiederherstellungsthätigkeit auf klassischem Boden würdig zur Seite getreten; und dank der von dem Deutschen Kaiser ergriffenen Initiative werden Arbeiten an eben jenem Baalbek unter deutscher Flagge in Angriff genommen werden, dessen Besuch durch Robert Wood Goethe zu den oben citirten Worten veranlaßt hatte. Der Kaiser hatte bei seiner Orientreise am 11. Nov. 1898 selbst die Ruinen von Baalbek besucht, und in seiner Gegenwart hat in Potsdam am 5. Juni die von der deutschen Wissenschaft freudig begrüßte Konferenz stattgefunden, welche sich mit der Expedition nach Baalbek beschäftigte. Das Interesse des Kaisers und die Anwesenheit des türkischen Botschafters bezeugen, daß die Wege geebnet werden; die Theilnahme hervorragender Techniker und Gelehrter, unter anderen des nunmehr zum Leiter bestimmten Freiburger Professors Puchstein, dem die praktische Erfahrung seiner „Reisen in Kleinasien und Syrien 1882/83" und seiner Arbeiten in und über Pergamon, wie die durch sein neuestes, in Gemeinschaft mit Koldewey herausgegebenes Werk: „Die griechischen Tempel in Unter-Italien und Sicilien. Berlin 1899" bewährte Theorie in gleicher Weise zur Seite stehen, verbürgt den Erfolg.

Die älteste Geschichte von Baalbek ist in Dunkel gehüllt. Der Volksglaube nimmt an, der weise Salomo habe mit Hülfe von Genien und Geistern die Stadt gebaut, und als Lortet Ende der 1870er Jahre (Lortet la Syrie d'aujourdhui, voyages 1875—1880, Paris 1884) in den Ruinen kampirte, war kein Beduine und Araber zu sehen: sie fürchteten Salomo's Genien zu treffen. Salomo baute (nach Chron. II. VIII 4 u. 6) Tadmor (Palmyra) und Baalat, das Benjamin von Tudela mit Baalbek identifizirt; daher mag der Glaube kommen, er sei der Gründer von Baalbek gewesen. Der Name bedeutet wohl nicht Bal (Herr, Sonnengott) und Bek (äg. Baki) Stadt, sondern Bek gleich Biq'a Thal, also Baalthal oder Hochthal; liegt doch die Stadt in einer Höhe von 1168 m. Balbiki kommt in assyrischen Texten vor, aber sonst hören wir in Texten aus der Zeit vor Christus nicht viel von der Stadt. Unter Cäsar wird sie römische Kolonie, Augustus legt Veteranen der V. und VIII. Legion dahin, und unter Septimius Severus wird sie juris italici. Der Kult des Sonnengottes muß aber ein sehr alter in dieser Stadt gewesen sein; Makrobius erzählt, er sei in alten Zeiten von dem ägyptischen Heliopolis nach dem syrischen gebracht worden. Dort hat er lange Jahrhunderte vor Christus geblüht, und Crassus konnte 60 v. Chr. einen reichen Tempel daselbst plündern und zerstören. Die byzantinische Chronik des Malalas berichtet dann, daß Antoninus Pius zu Heliopolis dem Juppiter einen Tempel gebaut hatte, wie kein gewaltigerer zu sehen war; und das Chronikon Paschale läßt das Heiligthum des Balanios (Bal und helios mit der im Syrischen häufigen Dissimilation des L in N) von Theodosius zerstört werden, der eine christliche Kirche daraus machte. Abul Faradsch (Bar-Hebraeus) sagt, daß schon Constantin einen christlichen Tempel baute und die infolge des Venus-Kults übliche Weibergemeinschaft an diesem Schlupfwinkel aller möglichen Laster verbot. Die Kirchenväter zählen nur Märtyrer von Heliopolis auf. Die Kalifen verwandelten die Tempel in Festungen, um welche 1176 die Kreuzfahrer kämpften. 1260 nahm Hulagu Baalbek, 1410 Timur. Stürme genug sind über die Stätte gegangen, und doch stehen noch mächtige Ruinen. Noch im XIX. Jahrhundert hat Tabmur Pascha Säulen gesprengt, um das Blei, das die Säulentrommeln zusammenhielt, herauszuholen. So prachtvolle Erinnerungen geblieben sind, von einer sind keine Spuren mehr zu finden. Die alte Expositio totius mundi (1899 neu herausgegeben von Lumbroso in den Schriften der Accademia dei Lincei) erzählt von der Schönheit der Frauen von Heliopolis. Diese merkwürdige Reisebeschreibung aus der Zeit des Constantius, die einzige derartige Schrift, wie Mommsen sagt, worin die gewerblichen Zustände eine gewisse Berücksichtigung finden, spricht von dem ausgezeichneten Wein von Ascalon und Gaza, der Industrie von Tripolis und den Weibern von Heliopolis, die man Libanotiden nennt: alles Exportartikel. Ihre Schönheit sollten die Weiber der Venus verdanken, die in Baalbek wohne und den Frauen zum Dank für ihre Verehrung Schönheit gewähre. Aber davon weiß kein Reisender mehr zu erzählen, von allen denen, die seit dem 16. Jahrhundert die Ruinen von Baalbek besucht haben; die Schönheit der Frauen verging spurlos.

Denn es sind zahlreiche Reisende nach den Ruinen von Baalbek gekommen; und wir besitzen nicht wenige Schilderungen und eine stattliche Anzahl ausgezeichneter Abbildungen. Der erste war Pierre Belon du Mans. Er beschreibt in seinen Observations de plusieurs singularités et choses mémorables trouvées en Grèce, Asie, Indée etc. Paris 1553 die Stätte mit folgenden Worten: „Die Stadt Baalbec ist schön gelegen, aber fast ganz in Trümmern. Ihre Ruinen zeigen, daß sie einst etwas gewaltiges war. Es existirt ein Kastell, — die Araber verwandelten die Tempel in Burgen — in dem man neun hohe Säulen sieht, mächtiger als die im Hippodrome von Konstantinopel. Auch steht in der Höhe oberhalb der Stadt eine einzelne Säule, die derjenigen des Pompejus bei Alexandrien gleicht: auf ihr sitzt eine viereckige Platte als Capitell. Die Einwohner sind zum größten Theile Juden, die Salomo als Erbauer preisen. Selbst in acht Tagen könnte ein Freund von Alterthümern nicht alles Merkwürdige sehen." Nach handschriftlichen Bemerkungen in dem Pariser Exemplar von Wood haben Poullard 1705, de la Roque und Granger 1735 Baalbek besucht und Aufzeichnungen darüber gemacht. Woods hervorragende, mit unübertrefflichen Kupferstichen reich geschmückte Publikation habe ich schon erwähnt. Nicht minder werthvoll ist die des Malers Cassas mit theilweise sogar in Beziehung auf Genauigkeit der Pläne vorzuziehenden Abbildungen (Cassas, voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie et de la basse Egypte. Paris 1799). 1850/53 besuchte de Sauley die Ruinen (Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques. Paris 1853); fast gleichzeitig mit ihm der berühmte Orientalist Jules Oppert im Auftrage der französischen Regierung (Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie. Paris 1863). Auch Renan (Mission de Phénicie) bereicherte die Literatur über Balbec, deßgleichen Rey (Rapport sur une mission en Syrie, Archives des missions 1866). Melchior de Vogüé in „La Syrie centrale" behandelt den kleinen Rundtempel von Baalbek 1865 und erzählt von einem Herrn Joyau, der die ganzen Ruinen ausführlich besprochen und genau gezeichnet habe, aber wahrscheinlich nur zu privatem Gebrauch; denn Vogüé hat Joyau's Notizen nicht auftreiben können. Lortets Publikation habe ich schon zitirt. Selbstverständlich bringen auch Perrot-Chipiez' Kunstgeschichte und Duruy-Hertzberg in der Kaisergeschichte Material über Baalbek. Man sieht: die Suprematie, welche einst Frankreich in Syrien besaß, äußerte sich auch in der Literatur. Außer dem ins Deutsche übersetzten Wood (von Brucker 1782) werden wir bis gegen Ende des XIX. Jahrhunderts nichts bedeutendes über

Baalbek aufzuweisen haben. Dagegen haben wir von 1892 eine ganz treffliche zusammenfassende Publikation mit einer Auswahl der besten Photographien, Zinkographien, Grundrissen, perspektivischen Ansichten: Heinrich Frauberger (Düsseldorf), die Akropolis zu Baalbek (Frankfurt a. M.), Verlag von Hch. Keller, ein Werk, das dem Frankfurter Verlag alle Ehre macht. Und auch Baedekers Reisehandbuch hat reichliches Material.

Kaiser Friedrich besuchte im November 1869 Baalbek; sein Tagebuch enthält darüber nur wenige Zeilen. Die Anwesenheit Kaiser Wilhelms II. und seiner Gemahlin im November 1898 ist durch eine in ihrer Gegenwart enthüllte Gedenktafel an der Westseite des Juppitertempels hinter der erhaltenen Säulenreihe verewigt. Der authentische Bericht in „Das Kaiserpaar im heiligen Lande“ (Berlin, Mittler 1899) bringt S. 370—379 eine hübsche Schilderung Baalbeks mit sechs Photographien.

Die Ruinen Baalbeks sind besser erhalten als irgend welche des Alterthums. Was man jetzt sieht, ist in der römischen Kaiserzeit entstanden; nur die unter den Bauten befindlichen Gänge und die Substruktionen der Akropolis sind wohl aus der vorkaiserlichen Periode. Und im Schoß der Erde mögen noch viele Ueberreste der Jahrhunderte vor Christus schlummern. So machen die Ruinen von Baalbek, weil dasjenige, was man jetzt vor sich sieht, aus der Epoche der Antonine und des Severus stammt, einen einheitlichen Eindruck, und man muß den großartigen Einklang dieser riesenhaften Bauwerke aus der römischen Barockzeit untereinander bewundern. „Die herrlichen Ueberreste rufen gegenüber der majestätischen Wirkung der heutigen Wüstenlandschaft die Erinnerung hervor an die staunenswerthe Rührigkeit und Thatkraft der Menschen, die einst diese Einöden mit rauschender Bewegung, Lebenskraft und Reichthum erfüllt haben.“ (Duruy.) Baalbeks Ruinen bestehen aus:

1. Der kleine Rundtempel, nordöstlich von der Akropolis von arabischen Bauten umgeben, mit angeklebten Lehmhütten. Ein Muster des Barockstils aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. Eine kreisrunde Cella von ca. 10 Meter Durchmesser, welche von einem regelmäßigen Siebenstern umgeben ist. Säulenstellungen umgeben ihn zur Zier, nicht als Umgang. Fünf Säulen sind erhalten. Die Wände im Innern haben zwei übereinander geordnete Säulenreihen. Darüber lag eine 12 m hohe Kugelkappe. Nischen, Pilaster, Friese, Kapitelle in reicher Arbeit ausgeführt. Der Rundtempel ward später eine Kirche der heiligen Barbara.

2. Die Akropolis, nicht auf gewachsenem Felsen, sondern auf einem Unterbau von Menschenhand. Sollen die vernünftigen Römer diese ungeheuren Blöcke, von deren Beförderungsart wir uns keine Vorstellung machen können, herbeigeschafft haben? Undenkbar; das sind Thaten des orientalischen Despotismus, der Myriaden von Händen in Bewegung setzte. Da sind neun Steinblöcke von 9.5 m Länge, 3 m Breite und 3 m Dicke. Da findet sich in 5 m Höhe das sogenannte Hieron Trilithon, das heilige Dreigestein, bestehend aus drei Blöcken von je 19½ m Länge und 4 m Dicke und Breite. Da liegt noch in dem eine halbe Stunde entfernten Steinbruch der Hadjer-el-Qiblah (der Südenstein, gegen den der Mohammedaner sich im Gebet wendet), der liegen geblieben ist und die Annahme veranlaßt hat, die Tempelbauten seien nicht vollendet worden, was aber keineswegs zu beweisen ist: dieser Block ist 21 m lang, 4.26 m dick und 4.60 m breit. Er enthält 411.5 cbm. Man rechnet sein Gewicht auf 1,028,750 kg. Wenn Menschenhände allein solches Gewicht vom Platze schaffen, müßten 40,000 Männer zu gleicher Zeit ihre ganze Kraft anwenden. Das 7. und 6. vorchristliche Jahrhundert und noch frühere Zeiten verfügten über solches Menschenmaterial. Dieses mag die Substruktionen und die Gewölbgänge angelegt haben, die wohl den mysteriösen Zwecken der syrischen Kulte in alter Zeit gedient hatten. Durch eines dieser Gewölbe schritt auch das Kaiserpaar in den Tempelhof: ein dunkler, aus gewaltigen Quadern gefügter, mehr als 300 Schritt langer und 12 Schritt breiter Gang.

Zwei Tempel standen auf der Akropolis: der große, interessant als Gesammtanlage und Monumentalarchitektur, der kleine durch die treffliche Erhaltung. Beide öffnen nach Osten, ihre Achsen laufen ganz gleich. Man nennt den größeren den Sonnentempel, den anderen Juppitertempel; aber die Bezeichnungen stehen nicht fest. Der schon erwähnte Rundtempel orientirt von Süden nach Norden.

Von der 6 bis 7 m hohen Freitreppe, die einst, wie Münzen zeigen, zu dem größeren Tempel hinaufgeführt hatte, ist keine Spur mehr vorhanden. Dann betrat man einen Säulenporticus von 80 m auf 72 m. Daran schloß sich ein sechseckiger Hof, welcher in den gewaltigen 104 m auf 104 m großen viereckigen Hof überführte. An diesen stieß erst der eigentliche Tempel, der, wie man annimmt, in der Breite von 10, in der Länge von 19 Säulen geschmückt war. Sechs von diesen 2.25 m dicken und 23 m hohen Säulen stehen noch; als Wood den Tempel Mitte des 18. Jahrhunderts besuchte, standen noch neun (Tafel XXIV). Reich verzierte Nischen nahmen die Seiten des Hofes ein; sie mögen zu Schulzwecken für die Priester- und Philosophenschulen gedient haben. Was soll man zu der Größe dieser Arbeiten sagen, wenn man sich vorstellt, daß die Eierstäbe an den Tempeln der Akropolis ca. 2000 m Länge ausmachten, die Tropfen, Pfeifen, Konsölchen, Palmetten entsprechende Steinmetzarbeit erforderten, und daß Hunderte von Ganz- und Halbsäulen den reichsten, meist Acanthus-Kapitellschmuck trugen?

Der kleinere, viel besser erhaltene Tempel ist ein Peripteralbau mit 8 Front- und 15 Seitensäulen. Eine Freitreppe führte zu dem Peristyl. Die Cella mit doppelter Halbsäulenstellung korinthischer Ordnung und Doppelnischen enthielt im hinteren erhöhten Raum das Götterbild. Unbeschreiblich reich ist die Pracht der Decke, die in Sechs- und Dreiecke 2c. eingetheilt war, welche in Hautreliefs Scenen aus dem Kult und dem Mythus der syrischen Göttin und der anderen heliopolitanischen Götter trugen. Davon sind auch noch Reste erhalten. Man hat diesen Tempel als Juppitertempel angenommen, weil der Thürsturz an seiner unteren Fläche einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen trägt. (Wood XXXIV, Frauberger Tafel 16.) Doch könnte dieser Vogel auch der im Sonnenkult eine Rolle spielende Phönix sein. In der neuen Pinakothek zu München befindet sich (Nr. 52 des Katalogs) ein hübsches Bild von Gustav Bauernfeind „Tempelruine in Baalbeck“. Es ist der kleine Tempel: eine Säule lehnt gebrochen an der Mauer, gerade so, wie zu der Zeit, wo Wood den Tempel zeichnen ließ.

3. Auf einem Hügel der Südseite steht noch eine einzelne dorische Säule, die man mit Wasserwerkszwecken in Verbindung bringen wollte. Pierre Belon sah noch eine viereckige Platte darauf. Es mag eine Statue darauf gestanden haben, wenn man nicht gar an einen Säulenheiligen denkt, wie sie Lucian in seiner Syrischen Göttin schildert, in deren Kult zu Hierapolis ein Priester tagelang auf der Spitze einer Phallussäule zuzubringen hatte.

In den Häusern von Baalbek, sowie in den türkischen, auf die Tempel gesetzten Festungsbauten sind vielfach Trümmer der Akropolis-Pracht zu finden. In dem Koubbet-Douris, einem arabischen Heiligthum mit Sarkophag, sind acht Säulenreste aus Heliopolis verwendet; eine Säule davon steht auf dem Kopf.

Ein reiches Arbeitsfeld hat die Expedition nach Baalbek, die hoffentlich bald ihre Arbeiten beginnen wird, vor sich: Erhaltung der Ruinen, Ausräumen der meterhohen Trümmermassen, Entfernung der An- und Aufbauten, Untersuchung der vorrömischen Bauten. Il faut chercher sous le sol la clef du mystère des grandes substructions de Balbec, sagt de Vogüé. Dann die Auswicklung der Baugeschichte der großartigen Unterbauten und der Hochbauten. Weitere Inschriften werden zutage kommen, und zu den bisherigen schwachen Funden an Plastik mögen Figuren und Gruppen treten, wie die Nischen sie unbedingt geborgen haben müssen. „Unsre heutige Architektur,“ sagt Frauberger, „steht auf den Schultern der italienischen Barockzeit und deren Lehrmeisterin, der Kunst und der

Architektur der römischen Kaiserzeit. Solche Ausgrabungen zu veranlassen, heißt also nicht für die graue Theorie arbeiten, sondern mitten hineingreifen ins praktische Leben." Wir begrüßen nochmals freudig diesen Erfolg der kaiserlichen Reise in den Orient, die damit das Wort wahr macht, das Juvenal auf den großen, viel reisenden Kaiser des Alterthums, **Hadrian**, angewandt hat:

Et spes et ratio studiorum in Caesare. M.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zur Rechtschreibung.** In wie ungeahntem Maße die Rechtschreibung von 1880 (die sogenannte Puttkamer'sche) bereits die Literatur beherrscht, geht aus einer Umfrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler bei den Verlegern hervor. Von 613 Verlagsfirmen, welche die Umfrage beantwortet haben, lassen 406 nur in „neuer", 58 nur in „alter", 141 in beiden, 8 nur in österreichischer Schreibung drucken. Von den 141 Firmen, die noch beide Schreibungen anwenden, bedienen sich 59 vorwiegend der „neuen", 30 vorwiegend der „alten", 52 ziemlich gleichmäßig beider. Diejenigen 340 jener 613 Firmen, die über ihre Produktion des Jahres 1899 ziffermäßige Angaben machen, haben zusammen 4623 Bücher und 247 Zeitschriften in „neuer", 864 Bücher und 189 Zeitschriften in „alter" Schreibung gedruckt. Dabei sind unter diesen Firmen eine Anzahl, besonders Verleger von Rechts- und Staatswissenschaften, Gesetzesausgaben, die nur deßhalb an der alten Schreibung festhalten, weil das die Behörden thun (!) und weil Gesetze genau nach den amtlichen Gesetzsammlungen gedruckt werden. **Also über fünf Sechstel der Bücher und beinahe drei Fünftel der Zeitschriften des Jahres 1899 sind in der 1880er Schreibung gedruckt worden, die erdrückende Mehrheit!** Es bedarf somit nur noch des Zutrittes der bisher in schwer erklärlicher Zurückhaltung verharrenden Reichs- und sonstigen Staatsbehörden, um eine fast völlige Einheit der deutschen Rechtschreibung in der Buch- und Zeitschriftenliteratur herbeizuführen. Die deutsche Tagespresse wird dann auch in größerer Zahl folgen als bisher. Welche Vermögensverluste dem Buchhandel durch jede, auch durch scheinbar geringfügige Aenderung der Rechtschreibung zugefügt werden können, ist daraus zu ermessen, daß **eine einzige Firma** den Herstellungswerth ihrer Stereotypplatten (Wörterbücher) einschließlich des Neusatzes auf 700,000 M. angibt! Und entsprechend steht es um alle Verleger. Um geringfügiger Aenderungen willen wird man dem Verlagsbuchhandel solche Opfer nicht zumuthen, und zu einer wirklichen Reform ist die Zeit noch lange nicht gekommen, denn eine solche muß sorgfältig vorbereitet, muß wissenschaftlich wohl begründet und im voraus allgemeiner Annahme sicher sein, nicht nur in den Schulen, sondern auch bei den Behörden und in der Presse. Sonst entsteht keine Einheit, sondern nur neuer Wirrwarr.

K. **Bücherfunde im Orient.** Unlängst machte der Bücherfund in **Damaskus** (vgl. Beilage Nr. 158) Aufsehen. Noch an vielen Stellen im Orient dürften Bücherschätze von hohem Werth vorhanden sein. So schreibt uns der Orientmaler **Richard Fuchs**, der an zwanzig Jahre lang in Nordafrika gelebt hat, und mit der eingeborenen Bevölkerung sehr vertraut war, daß die Leute ihm oft erzählten, da und dort seien „ganz alte Bücher". Da aber dem Mohammedaner als das Buch der Bücher der Koran gilt, so überträgt er seine Hochachtung für diesen auch auf alles Geschriebene und betrachtet Bücher mit abergläubischer Ehrfurcht. Manchmal stellt sich freilich heraus, daß eines der gepriesenen „ganz alten" Bücher ein beliebiger alter Schmöker von gar keinem Werth ist, aber doch sind noch wahre Schätze in Nordafrika vorhanden. Bei der Erstürmung von Sierr — im sogenannten Krumir-Krieg — verbrannten bei der Plünderung der Moschee durch französische Soldaten Hunderte von Büchern. Darunter waren, wie man aus den verkohlten Resten feststellen konnte, herrliche Koranhandschriften, aber auch mancher Rest des klassischen Alterthums mag dort vernichtet worden sein. In der großen Dschemma Situna in Tunis, der Oliven-Moschee, wurden bei meinem Besuch Tunesiens vor etwa 25 Jahren für die „vielen ganz alten Bücher" eine Menge von neuen Regalen angefertigt. Meines Erachtens sind unter den dort geborgenen Bücherschätzen noch viele Funde zu machen. Die französische Regierung sollte **mohammedanische** Gelehrte — Ungläubige bekommen die Sachen nie zu Gesicht! — mit einer Untersuchung dieser unter allen Umständen werthvollen Moscheebibliothek betrauen.

* **Ueber das Zurückweichen der Gletscher** haben die Professoren F. A. **Forel** (Morsee), **Lugon** (Lausanne) und **Muret** (Bern), Adjunkt des eidgenössischen Forstinspektors, im eben erschienenen **Jahrbuch des schweizerischen Alpenklubs** einen Aufsatz veröffentlicht, der eine Reihe bemerkenswerther Thatsachen anführt. Es wurden letztes Jahr in der Schweiz 73 Gletscher beobachtet. Von diesen haben 10 zugenommen, 63 sind zurückgegangen. Die Verminderungstendenz der Gletscher hat sich verschärft. Diejenigen Gletscher, die im Jahre 1898 zugenommen haben, sind im Laufe des Jahres 1899 stabil geblieben. Es ist möglich, daß das unterbliebene Wachsen dem prächtigen Sommer von 1899 zuzuschreiben ist. Von allen Gletschern zeigt ein sicheres, unzweifelhaftes Wachsthum einzig der **Boveyre-Gletscher** im Kanton Wallis. Beim **Rosenlaui-Gletscher** (Berner Oberland) war im Jahre 1897 und 1898 ein Wachsen beobachtet worden, das im letzten Jahre jedoch nicht angedauert hat. Die beiden **Grindelwald-Gletscher**, die bis jetzt entschieden stationär geblieben waren, fangen an, abzunehmen, der untere **Aar-Gletscher**, bis 1893 stationär geblieben, ist 23 Meter zurückgegangen. Zum erstenmal, seitdem er gemessen wird, wurde auch am **Eiger-Gletscher** ein Zurückweichen wahrgenommen, dieser Gletscher ist theilweise 70 Meter zurückgegangen. Der **Kandergletscher** ging ebenfalls zurück. Im Wallis ging der **Rhonegletscher** etwa 9½ Meter zurück, der **Durandgletscher** ist in den letzten acht Jahren 350 Meter zurückgewichen. Die Gletscher im Rhonethal gingen alle zurück. Der Gletscher des Tour ist gegenwärtig ein Kilometer von der früheren Moräne entfernt. Der Gletscher Argentière verlor in einem Jahr 60 Meter. Der Bericht weist auf den **Biesgletscher** (Wallis) hin, der das Unglück von Randa herbeigeführt hat, ferner auf den Gletscher von **Glétroz**, durch dessen Veränderungen sich ein See bildete, der am 16. Juni 1818 ausbrach, dabei das ganze Bagnethal bis Martinach entsetzlich verheerend. Der Bericht betont, diese beiden Gletscher sollten fortwährend aufmerksam beobachtet werden, damit man über die thatsächlichen Veränderungen ins Klare komme. Von 30 in den Walliser Alpen beobachteten Gletschern zeigten 22 ein bestimmtes Zurückweichen, drei zeigten ein wahrscheinliches Zurückweichen, vier ein wahrscheinliches und einer ein bestimmtes Wachsen.

* **Die dritte internationale Konferenz für Herstellung eines Katalogs der naturwissenschaftlichen Literatur**, welche am 12. und 13. Juni in London getagt, hat dieses für die Entwicklung der Naturwissenschaften hochbedeutende Unternehmen so weit gefördert, daß der Beginn der Zusammenstellung der gesammten Literatur für den 1. Januar 1901 erwartet werden kann. Leider waren auf dieser von den Regierungen der meisten Staaten beschickten Konferenz die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland nicht vertreten; doch ist zu hoffen, daß auch diese beiden Staaten sich dem gemeinsamen Unternehmen noch anschließen werden. Dem offiziellen Bericht über die Sitzungen der Konferenz entnehmen wir die nachstehenden Beschlüsse: „Von der Publikation eines Zettelkatalogs wird vorläufig Abstand genommen und ein Buchkatalog zunächst nur in der Form von Jahresbänden herausgegeben werden." . . . „Angesichts der von den Vertretern der verschiedenen Länder abgegebenen Erklärung, daß die durch sie vertretenen Regierungen oder Körperschaften entschlossen sind, auf die angegebene Zahl (163) vollständiger Exemplare zu dem festgesetzten Preise (340 M. pro Exemplar) zu subskribiren, gibt die Konferenz der Meinung Ausdruck, daß die finanziellen Aussichten des Unternehmens zufriedenstellend genug sind, um weitere Schritte zur Veröffentlichung des Katalogs zu rechtfertigen." . . . „Bis zur Einsetzung des „International Council" wird ein „Provisional International

Committee" ernannt, mit dem Auftrage, sich durch die Vermittelung der Royal Society mit den in Betracht kommenden Ländern in Verbindung zu setzen, um sich ihrer Mitwirkung bei der Veröffentlichung des Katalogs zu versichern oder ihre Zusagen für finanzielle Unterstützung zu erwirken." ... „Das genannte Provisional Committee wird ferner beauftragt, andere Vorbereitungen zur Veröffentlichung des Katalogs zu treffen, ohne jedoch eine finanzielle Verbindlichkeit einzugehen." In das Provisional Committee wurden mit dem Rechte, zwei weitere Mitglieder zu kooptiren, gewählt: Prof. Armstrong (England), Dr. Brunchorst (Norwegen), Dr. Graf (Schweiz), Dr. Mitkou (Deutschland), Prof. Nasini (Italien), Prof. Poincaré (Frankreich), Prof. Weiß (Oesterreich). Ferner wurde die Royal Society ermächtigt, weitere Mitglieder zu ernennen.

w. In der Sitzung der Académie des sciences vom 9. Juli machte Bonnier Mittheilung von einer sehr merkwürdigen Entstehung einer neuen Pflanzenart. Prof. Hugo de Vries zu Amsterdam züchtete und beobachtete schon lange ein zu den Onagraceen gehörendes Gewächs, Oenothera lamarkiana, als er auf einmal unter dem jungen Nachwuchs ein im ganzen Bau völlig verändertes Exemplar entdeckte. Er stellte nun genaue Untersuchungen an, aber so viele Abkömmlinge er auch aus jener Pflanze zog, sie alle behielten die Eigenthümlichkeiten der neuen Bildung bei und zeigten keine Hinneigung zu der gewöhnlichen Form. De Vries hat dies neue Gewächs mit dem Namen Oenothera Gigas belegt. — In der nämlichen Sitzung besprach Alphonse Berget den Pendelversuch Foucaults zur Feststellung der Erdumdrehung und bemerkte dabei, daß sich dieser Pendelversuch sehr vereinfachen lasse. Es genügt schon ein 1 m langes Pendel, welches unten sich in einem in Grade eingetheilten Segmente bewegt. Schon nach vier Minuten kann man eine Bewegung des Pendels bemerken, nach sechs Minuten aber ist er schon so weit von der ersten Stelle entfernt, daß der Zwischenraum genau einen Grad ausmacht.

* **Straßburg.** Der ordentliche Professor für physiologische Chemie Dr. Franz Hofmeister hat einen Ruf an die Universität Heidelberg erhalten.

* **Berlin.** Prof. Dr. Kolle vom Institut für Infektionskrankheiten begibt sich im Auftrag der englischen Regierung zu Studien über die Rinderpest auf etwa 3 Monate nach dem Sudan. Im Institut für Infektionskrankheiten vertritt ihn Prof. Dr. Beck.

vem. **Breslau.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät Prof. Dr. Richard Stern ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Der Privatdozent in der juristischen Fakultät Dr. Richard Schott hat einen Ruf als ordentlicher Professor für römisches Recht an die Universität Freiburg in der Schweiz erhalten.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor an der Staats-Gewerbeschule in Krakau, Dr. Johann Rajewski, ist zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität in Lemberg ernannt worden. — Professor Dr. Adam Politzer in Wien ist von der Londoner otologischen Gesellschaft zum ersten Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Lehrkörper des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich beschloß, bezüglich der technischen Doktorfrage, grundsätzlich sich dem Vorgehen Deutschlands anzuschließen.

* **Aus Schweden.** Aus Upsala wird gemeldet, daß der verstorbene Bankkassier Wilhelm Ekmann folgende große Dotationen gemacht hat: 100,000 Kronen der Universität Upsala zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen, 15,000 Kronen dem akademischen Krankenhause in Upsala, 10,000 Kronen der Studentenverbindung Gestrike-Helsinge, 10,000 Kronen an verschämte Arme, 10,000 Kronen für den Baufonds des Nordischen Museums und noch 20,000 Kronen zu Wohlthätigkeits- und Schulzwecken. Was nach Abzug dieser Dotationen und einiger Legate noch vom Vermögen übrig bleibt, soll der Alters- und Wittwenversorgungsanstalt der Bürgerschaft von Upsala zufallen.

* Ein Internationaler Verleger-Kongreß wird vom 9. bis 12. Juni 1901 in Leipzig stattfinden, nachdem solche in Paris 1896, Brüssel 1897 und London 1899 vorausgegangen sind. Mehrere hundert Verleger aller Kulturnationen rüsten sich, Leipzig, die Metropole des deutschen, österreichischen und Schweizer Buchhandels, in seinen Mauern zu empfangen. Der Kongreß wird sich mit Urheberrecht und Verlagsrecht, sowie mit technischen Fragen des Buchhandels, Kunsthandels und Musikalienhandels, soweit dieselben internationales Interesse beanspruchen, in sieben Sitzungen beschäftigen. Zum Präsidenten wurde Albert Brockhaus (Leipzig) gewählt, zu auswärtigen Ehrenpräsidenten Fouret-Hachette (Paris), Bruylant (Brüssel) und Murray (London).

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Busse: Blut. Lieder der Liebe. („Erde!" 4. bis 5. Bändchen.) München, K. Schüler. — Ilse Theda: Namenlose und andere Gedichte. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — Zweiter Jahresbericht der Handelshochschule zu Leipzig. Leipzig, M. Hesse 1900. — B. Laverenz: Deutschland zur See. Lieferung 4/5. Berlin, Meidinger. — Dr. M. Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge. 2. neubearb. Aufl. Lieferung 5/6 (Schluß). Mannheim, Bensheimer 1900. — Festschrift für das 13. Deutsche Bundesschießen und Führer durch Dresden. Dresden-Blasewitz, Arnold 1900. — Fr. Marschner: Die Grundfragen der Aesthetik im Lichte der immanenten Philosophie. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag 1899. — Politisch-militärische Karte von Ostasien. Bearbeitet von P. Langhans. Gotha, Perthes 1900. — K. Söhle: Musikanten und Sonderlinge. Neue Musikantengeschichten. Berlin, Behr 1900. — Emmy v. Egidy: Mensch unter Menschen. Leipzig und Dresden, Pierson 1900. — K. Aram: Ananias. Drama. Ebd. 1900. — Chr. O. Frhr. v. Schönaich: Die ganze Aesthetik in einer Nuß. Hggb. von A. Köster. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 76/81.) Berlin, Behr 1900. — W. v. Massow: Militarismus oder Milizsystem? (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. 1, Heft 3.) Berlin, Heymann 1900. — Trautwein: Das bayerische Hochland. 9. Auflage. Innsbruck, Edlinger 1900. — Auf den Wendelstein. 2. Tausend. München, Andelfinger 1898. — Maiers Karte von Deutschland. 2. Aufl. O. Maier, Ravensburg. — K. O. Beetz: Kindergartenzwang. Wiesbaden, Behrend 1900. — H. Welschinger: Bismarck. Paris, Alcan 1900. — O. Baumgarten: Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche. (Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 44.) Tübingen, Freiburg und Leipzig, Mohr 1900. — Export-Hand-Adreßbuch von Deutschland 1900/1901. Berlin, Laubsch u. Everth. — Tausend-Bilder-Bibel. 16. bis 20. Liefg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 14. und 14. Liefg. Jena, G. Fischer 1900. — Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. 5. Band, 1. Hälfte. Zürich, Fäsi und Beer 1900. — Bibliothèque de Bibliographies critiques. Introduction et cinq livraisons. Paris, Fontemoing. — Boisen: Der Reservist. Mahnworte für die Zukunft! 3. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — L. Hauschild: Lösungen taktischer Aufgaben. Ebd. 1900. — Frhr. v. Bissing: Massen oder Theilführung der Kavallerie. Ebd. 1900. — Kretschmer: Die deutsche Südpolarexpedition. Ebd. 1900. — Zolltarife des In- und Auslandes. (Erster Nachtrag.) Hggb. im Reichsamt des Innern. Ebd. 1900. — Th. Kutschmann: Geschichte der Deutschen Illustration. Liefg. 5. Goslar und Berlin, Jäger 1900. — C. Schröter: Der Weltpostverein. Bern, K. J. Wyß 1900. — Festgabe für H. Dernburg zum Doktor-Jubiläum. Leipzig, Deichert Nachf. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 17. Juli. Nummer 161.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Kunst des Jan van Eyck im Lichte neuerer Forschung.

Von Heinrich Weizsäcker.

I.

„Die Kunstgeschichte, sobald man von ihr mehr als bloß chronikmäßige Anzeige der Künstler und Kunstwerke verlangt, wenn sie urtheilen, würdigen, entwickeln soll, entgeht nicht leicht dem Einfluß des eben herrschenden Geschmacks." Die Wahrheit dieser Maxime, mit der im Jahre 1805 die Weimarer Kunstfreunde ihren „Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts" einleiteten, hat sich in dem gesammten Fortgang der kunstgeschichtlichen Forschung von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag ebenso klar erwiesen, wie die eines zweiten, an gleicher Stelle zur Begründung jenes ersten hervorgehobenen Erfahrungssatzes, daß „auch der unbefangenste Geschichtschreiber und Kunstrichter sich nur theilweise über die gangbaren Meinungen und Geschmacksbegriffe zu erheben vermag". Man kann, denselben Gedanken weiterführend, auch behaupten, daß in der Erforschung des künstlerischen Lebens der Vergangenheit sich eine jede Zeit von vornherein ihren eigenen Umkreis abzustecken pflege und die Gegenstände oder Künstlerpersönlichkeiten mit Vorliebe behandle, die ihrer eigenen künstlerischen Art am nächsten stehen. Es ist gewiß kein Zufall, wenn der Goethe'sche Freundeskreis gerade in jenem Werke über Winkelmann und sein Jahrhundert die erste einheitliche Manifestation seiner ästhetischen und geschichtlichen Studien im Gebiete der bildenden Kunst gegeben hat; für einen Passavant, einen Johann Friedrich Böhmer, einen Sulpiz Boisserée und andere Romantiker war es mehr als eine bloß zufällige Lokalisirung ihres gelehrten Eifers, es lag für sie eine förmliche professio fidei darin, wenn sie den Grund zu legen versucht haben zum Aufbau einer Geschichte der nationalen deutschen Kunst, und so haben Leute wie Fromentin, Kaloff oder Thoré-Bürger, die in den fünfziger und sechziger Jahren den Ruhm der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, Rembrandts vor allen Dingen, neu verkündeten, in ihren historisch-kritischen Essays zugleich dem Programm der in der „école des trente ans" groß gewordenen Künstlergeneration einen vielsagenden Ausdruck verliehen. Ein ähnlicher Vorgang ist es, wenn in unsrer Zeit das Studium der sogenannten „primitiven" Meister des italienischen Quattrocento, wie auch der gleichzeitigen altniederländischen und altdeutschen Kunst gewissermaßen zum Schoßkinde der kunstgeschichtlichen Forschung geworden ist. Der ausgesprochene Realismus jenes Zeitalters hat zu vieles mit den gesunden Tendenzen der modernen künstlerischen Bewegung gemein, als daß nicht auch das geschichtliche Kunstinteresse von heute sich ihm mit Vorliebe zuwenden sollte.

Unter den Niederländern ist in jüngster Zeit den Gebrüdern van Eyck ein Hauptantheil an der gelehrten Arbeit zugute gekommen. Auch das geschah mit einer gewissen Folgerichtigkeit. Gian Battista Cavalcaselle, der Nestor der italienischen Kunstwissenschaft, der, als politischer Flüchtling nach dem Norden verschlagen, Gelegenheit fand, auch mit der niederländischen primitiven Kunst vertraut zu werden, hat in einem Werke von grundlegender Bedeutung zusammengefaßt, was man seinerzeit von diesem Gegenstand zu sagen wußte. Andere sind ihm später gefolgt, aber eine zusammenhängende Bearbeitung desselben Gebietes hat seit bald zwanzig Jahren Niemand mehr gewagt, so weit auch in manchen Einzeldingen die Erkenntniß fortschritt, gefördert namentlich durch die deutsche kritische Forschungsarbeit, in der, um nur diesen Einen zu nennen, Ludwig Scheibler unser Aller Vorarbeiter und Lehrer gewesen ist. Je mehr das Einzelwissen sich vertiefte, umsomehr erkannte man, wie unsicher die Grundlagen der bisherigen geschichtlichen Darstellung gewesen waren, wie insbesondere Hunderte von Malerwerken, die uns erhalten sind und die man bis dahin auf einige wenige von altersher bekannte Künstlernamen zurückzuführen gewohnt war, sich in Wirklichkeit auf zahlreiche schaffende Hände oder Ateliergenossenschaften vertheilen, deren individuelle Charaktere erst erkannt sein wollen, ehe aufs neue die Zeit für eine Darstellung ihrer Gesammtgeschichte gekommen sein wird. Um so dringender aber erhob sich zugleich die Forderung, innerhalb der beginnenden Differenzirung festzuhalten, was als die einheitliche Arbeitsleistung der einen oder anderen historisch greifbaren Künstlerpersönlichkeit zu halten ist, und so unter allen Schwankungen einer in Fluß gerathenen Bewegung neue und festere Anhaltspunkte einer künftigen Erkenntniß zu gewinnen. Und dabei lenkte sich natürlicherweise eine immer wieder erneute Aufmerksamkeit dem Ausgangspunkt der in Rede stehenden Epoche zu, der Thätigkeit der Brüder Hubert und Jan van Eyck, die von altersher als die Begründer des goldenen Zeitalters der altniederländischen Malerei gefeiert sind.

Die Anfänge der Eyckischen Kunst liegen in einer Vergangenheit, deren Dunkel schwerlich je ganz gelichtet werden wird, da von den wichtigsten Zeugnissen, deren wir bedürften, den Denkmälern, die sie geschaffen hat, so gut wie nichts erhalten ist. Die Stürme späterer bewegter Zeiten, vor allem der religiösen Wirren und Kämpfe des 16. Jahrhunderts haben sie nahezu spurlos hinweggefegt. Für einen solchen Verlust bilden die ohnehin nicht zahlreichen literarischen Quellen, die wir besitzen, nur einen schwachen Trost, und nur ahnungsweise vermögen wir die Anfänge jener epochemachenden künst-

lerischen Evolution, die das beginnende 15. Jahrhundert in den Niederlanden inmitten einer unruhevollen Periode dynastischer Fehden und Gewaltthaten erlebt hat, mit der Sphäre einer wenig älteren höfischen Kunst in Beziehung zu bringen, die in Burgund und in den benachbarten Gebietstheilen der französischen Monarchie ihren Sitz gehabt hat. Hier im Herzen jenes „germanischen Frankreichs", wie Graf Gobineau es nannte, dem von Seine und Maas umflossenen Stammlande des westfränkischen Königthums, hat sich seit den Tagen der Karolinger und durch das ganze Mittelalter hindurch eine Kunstübung fortgepflanzt, die an Geschmack wie an Ausdrucksfähigkeit im gesammten cisalpinen Norden ihresgleichen sucht. Hier hat die Wiege der altniederländischen Malerkunst gestanden. Noch ist auch, von der seitherigen Forschung wohl beachtet, aber zu wenig nach Verdienst gewürdigt, wenigstens ein ältestes Denkmal dieser Kunst, älter als die van Eyck, aber schon aus gleichem Geiste geschaffen, in Dijon, der alten burgundischen Residenz, aus den Tagen Herzog Philipps des Kühnen erhalten. Es ist ein mäßig großer Flügelaltar, dessen Malereien gemeinhin dem herzoglichen Hofmaler Melchior Broederlam zugeschrieben werden. In diesen Bildern, Scenen der Marienlegende, ist, so nahe sie auch in manchem Betracht dem Formenideal der „gothischen" Epoche stehen mögen, dennoch die Kunstfertigkeit der van Eyck und ihrer Nachfolger, ihre Gabe der Naturschilderung und vor allem ihre hochberühmte Technik ganz unverkennbar in einem ersten Entwicklungsstadium vorhanden. Doch es gilt heute, ehe weiteres Eingehen auf die vorangegangene Zeit erlaubt ist, vor allem die Thätigkeit des Eyck'schen Brüderpaares selbst in voller Klarheit zu erkennen und auf dem Wege stilkritischer Prüfung ihr Werk in festen Umrissen aus dem Zusammenhang einer mehr oder minder anfechtbaren Tradition herauszuheben.

Hugo v. Tschudi und Ludwig Kaemmerer haben sich um diese Aufgabe im Laufe der letzten Jahre besondere Verdienste erworben. Ihren Arbeiten gesellt sich als neueste Veröffentlichung aus demselben Gebiet die soeben erschienene Schrift von Dr. Karl Voll[1]) über die Werke des Jan van Eyck hinzu. Der Verfasser dieser letzten, nicht, wie seine Vorgänger, durch die Anforderungen einer für weitere Kreise bestimmten Darstellung gebunden, ist in der Lage gewesen, sich unter Verzicht auf biographische oder kulturgeschichtliche Einzelheiten der kritischen Seite seiner Aufgabe ausschließlich widmen zu können. Es ist eine Revision und theilweise Neuaufstellung des Lebenswerkes beider Brüder, insbesondere des Jan van Eyck, die er gibt. Die nach Voll unzweifelhaft beglaubigten Werke Jans faßt ein erster Abschnitt seines Buchs zusammen, eine kleine, auserlesene Zahl: das Bildniß des Timotheus von 1432 in der Londoner Nationalgalerie, aus derselben Sammlung das Verlöbnißbild des Arnolfini mit Jeanne de Chenany von 1434, von 1436 die Madonna des Canonicus Pala in der Sammlung der Akademie zu Brügge, dann die Untermalung der hl. Barbara von 1437 in Antwerpen, ebenda die kleine Madonna am Brunnen von 1439, endlich das Portrait der Frau des Künstlers aus demselben Jahre in Brügge. Daran schließt sich an der Altar von S. Bavo in Gent, das gemeinsame Hauptwerk der Brüder, in einzelnen seiner Theile immer noch streitig zwischen Hubert dem älteren, der die Arbeit begann und Jan, dem jüngeren, der sie vollendete. Es folgen die unbezeichneten, jedoch von Voll als echt anerkannten Bilder; die nach seiner Ansicht zweifelhaften machen den Beschluß. Was diese letzten anlangt, so gehen über sie ganz ebenso wie über die Urheberschaftsfrage am Genter Altarwerke die Ansichten noch sehr weit auseinander, wenn auch darüber wohl auf allen Seiten Einverständniß herrscht, daß einmal über eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Apokryphen, die der Sammelfleiß der letzten Jahrzehnte unter dem Namen des Jan van Eyck zusammengetragen hat, Gericht gehalten werden müsse. Dies anschaulich dargethan zu haben, ist ja nicht der geringste Erfolg, den Kaemmerers 1898 in den Knackfuß'schen Monographien erschienene, umsichtige Studie gehabt hat. Voll geht in der Schärfe des Urtheils noch wesentlich über die Skepsis seiner Vorgänger hinaus, andrerseits gebührt seiner Kritik die Anerkennung, daß zur Geschichte der van Eyck noch nie eine sorgfältiger vorbereitete Grundlage geboten worden ist als in seiner Darstellung, die den Versuch enthält, alle irgend erkennbaren Faktoren der Eyckischen Kunst in systematischem Zusammenhang aus ihren Werken abzuleiten. Verstehe ich die Absicht recht, welche den Verfasser bei der Durchführung einer so eingehenden Analyse des Eyckischen Stils geleitet hat, so ist es allerdings nicht nur die gewesen, im unmittelbaren Hinblick auf die Zwecke der Bilderkritik Material zu sammeln, ein Unternehmen, dem hier wie anderwärts immer ziemlich enge Grenzen gezogen sein würden, da unser Urtheil über eine so komplizirte Erscheinung, wie sie eine jede ausgereifte künstlerische Individualität in sich darstellt, in letzter Instanz doch von ganz unwägbaren und unmeßbaren Empfindungen abhängt. Ich sehe diese Ausführungen vielmehr in einem weiteren Sinne so an, daß der Verfasser mit ihnen sich und Anderen über das, was ihm als das Wesentliche an der Kunst des Jan van Eyck erschienen ist, und was ihm zugleich die Grundlage seines eigenen kritischen Gefühls ist, Rechenschaft gegeben hat. Seine Kritik basirt dabei weder auf dem Genter Altar, noch auch auf solchen Werken, die dem Künstler lediglich durch die Stilkritik zuerkannt sind, sondern vornehmlich auf den als echt beglaubigten Schöpfungen, eine beinahe selbstverständliche Sache, die wir aber dennoch ausdrücklich hervorheben, da — leider — in unsrer Disciplin gegen ein so einfaches und elementares Prinzip der historischen Methode, wie es hier zugrunde liegt, noch täglich und aller Orten gesündigt wird. Dem kunstwissenschaftlichen Unterricht dürfte hier noch eine besondere Aufgabe vorbehalten sein. Würde jedem, der sich heute auf Universitäten diesem Fachstudium widmet, eine gründliche Vorbildung in Philologie und allgemeiner Geschichte zur Pflicht gemacht, so wäre des Schadens weniger und der guten Früchte mehr.

Und nun ist es erfreulich, an Volls Darlegungen gewahr zu werden, wie ein selbständig beobachtender Blick auch in einem schon von so Vielen befahrenen Geleise doch immer wieder neue und nicht unerhebliche Spuren zu entdecken vermag. Ich greife nur einiges davon heraus. Auf die Prägnanz und Objektivität, womit Jan van Eyck zu schildern weiß, ist auch von früheren Beobachtern hingewiesen worden. Wiederholt ist auch im besonderen in seinen Portraitdarstellungen die beschauliche Sammlung des physiognomischen Ausdrucks, bei der gewissermaßen das seelische Leben nach innen zurücktritt, bemerkt worden. Der Zug ist nicht allein für van Eyck charakteristisch, er theilt ihn mit dem gesammten Kunstvermögen seiner Zeit, ja auch noch das 16. Jahrhundert hat ihn sich lange bewahrt. Den intimen Reiz, der einer solchen feinen Zurückhaltung innewohnt, vollends wenn man sie zu den Gepflogen-

[1]) Die Werke des Jan van Eyck. Eine kritische Studie von Karl Voll. Straßburg, Karl J. Trübner. 1900. 136 S. 8°.

heiten des Barock und Rokoko in Vergleich bringt, wo das Gestikuliren und Hineinreden auf den Beschauer im Portrait lebendig zu werden beginnt, hat Goethe (im Wilhelm Meister, 7. Kap. des 1. Buches) besonders feinsinnig zu schildern gewußt. Aber nicht mit Unrecht weist Voll jene stille, weltabgeschiedene Zuständlichkeit in einer Art von höchster Potenzirung in Jans Bildnissen nach: es ist hier eine — sit venia verbo — Keuschheit der künstlerischen Empfindung vorhanden, die schon hundert Jahre später kaum noch in gleicher Vollendung vorkommt.

Nicht außer Zusammenhang steht damit ferner, und zwar weniger vielleicht als Wirkung denn als Ursache, ein eigenthümliches Element der Stilbildung, das Voll als den hieratischen Charakter der Eyckischen Kunst bezeichnet. Es liegt noch ein Stück von der Gebundenheit mittelalterlich-religiöser Kunstübung in jener weihevollen Unnahbarkeit, die sich, wie in den Bildnissen, so auch überhaupt in den figürlichen Darstellungen des Künstlers geltend macht. Und nicht nur in seiner Behandlung kirchlicher Sujets offenbart sich dieser Zusammenhang. Auch in dem Profanbilde der Verlobung des Arnolfini weist ihn der Verfasser nach. Gedanklich liegt eine gewisse Religiosität der Stimmung allerdings ja auch bei diesem letzten Bilde im Gegenstande selbst, denn es handelt sich hier nicht um eine bloße Verlobung à la mode, wie die gewöhnliche Annahme ist, sondern, wie ich glauben möchte, um den feierlichen Rechtsakt des vor Zeugen geschlossenen Ehegelöbnisses, durch den nach mittelalterlichem deutschem Brauch die Heirath rechtsgültig geschlossen wurde, bis ihn erst in viel späterer Zeit die mit ihm konkurrirende kirchliche Trauung aus seiner ausschlaggebenden Bedeutung verdrängte. Auf diese Rechtshandlung weisen auch die im Hohlspiegel des Hintergrundes befindlichen Figürchen hin: man sieht, daß sie nicht ohne Anwesenheit von Zeugen vor sich ging. Der Anschluß an die Darstellungsweise einer noch völlig kirchlich orientirten Kunstübung tritt ferner auch da zutage, wo dem Künstler, wie bei einigen seiner weiblichen Portraitköpfe, die Charakteristik erschwert ist durch das Fehlen scharfer und leicht bestimmbarer Formen an dem Modell. Er hat da unbefangen, wie Voll ganz richtig feststellt, an der traditionellen mittelalterlichen Typenbildung Halt gesucht. Verwandt ist damit wohl auch ein unverkennbar archaischer Zug, von dem van Eyck sich beherrscht zeigt, wenn er noch über die bloße physiognomische Nachbildung hinaus seinen Köpfen einen bestimmten seelischen Affekt zu verleihen sucht. Auch hier und selbst in den so lebhaft inscenirten Engelchören des Genter Altars ist die Auseinandersetzung zwischen individueller Formenentwicklung und typischer Formenstarre noch nicht völlig überwunden. Vollends bei einem so frühen Werke, wie der Petersburger Verkündigung, die Voll mit Recht in den Anfang von Jans Thätigkeit versetzt, kann ich für meine Person das maskenhafte Lächeln des Erzengels nicht ansehen, ohne mich an irgend eines jener Musterbeispiele des archaischen Stils erinnert zu fühlen, wie sie etwa, um bei der mittelalterlichen Kunst zu bleiben, in der Muttergottes am Südportal der Kathedrale von Amiens oder in den Figuren des ersten Elternpaares am Ostchor des Bamberger Doms vergleichsweise gegeben sind.

Auf gewisse Mängel des Raumgefühls ist auch schon früher bei Jan van Eyck aufmerksam gemacht worden. So hebt v. Tschudi hervor, daß am Genter Altar die an sich so ausgezeichnet gegebenen knieenden Gestalten der Donatoren, des Jodocus Vydt und seiner Gattin, nicht imstande sein würden, sich in den gemalten Nischen, in die sie auf den Außenseiten der Flügel eingefügt sind, zu erheben, wenn ihnen wirklich einmal eine höhere Schöpfermacht den Lebensodem einbliese, der ihnen allein noch an der vollen Lebenswahrheit zu fehlen scheint; und ähnliche Bedenken weist Voll nach in verschiedenen anderen Fällen auch an Jans späteren Arbeiten nach. Auch darin erkennt der Verfasser mit Recht eine alterthümliche Schwäche dieser Kunst, und zwar einen Mangel, der sich ebenso fühlbar macht in der räumlichen Anordnung und der perspektivischen Korrektheit der Kompositionen wie in den koloristischen Darstellungsmitteln, die noch so gut wie keinen Ausdruck für die Entwicklung des von Luft und Licht erfüllten Raumes nach der Tiefe hin besitzen. Die Gebundenheit dieses im eigentlichen Sinne primitiven Kunstvermögens macht sich nun aber um so nachdrücklicher geltend, als es sich in diesen Dingen keineswegs um eine bloß gewohnheitsmäßige Anwendung eines überlieferten Könnens, sondern trotz alledem um den Werdeprozeß einer neuen Kunst handelt, der sich in hartem, zielbewußtem Kampfe losringt von dem Zwang einer älteren Schule. Denn das ist doch, wenn es erlaubt ist, diese Bemerkungen den Ausführungen des Verfassers anzuschließen, die eigentliche Großthat der Eyckischen Brüder, die Befreiung des künstlerischen Empfindens ihrer Zeit aus dem Dogmatismus der mittelalterlichen Welt- und Kunstanschauung auf dem Wege einer neuen und individuellen Naturerkenntniß und Naturbeschreibung. Der naive Empirismus, mit dem sie dabei zu Werke gingen, ließ sie manches übersehen, was dem heutigen Kunstvermögen für selbstverständlich gilt. Die Gabe des stereoskopischen Sehens, mit anderen Worten die Fähigkeit, Relief zu erkennen und wiederzugeben da wo dem mittelalterlichen Kunstvermögen im wesentlichen nur eine mehr oder weniger vollkommene Flächenprojektion zu Gebote stand, diese von den van Eyck zum erstenmale mit vollem Bewußtsein gehandhabte Fertigkeit enthielt ja auch für sie eine solche Fülle von Einzelaufgaben, die jeder neue Fall wieder in einem neuem Lichte erscheinen lassen konnte, daß eine mehr als menschliche Lebensdauer dazu gehört hätte, um alle diejenigen Konsequenzen aus ihr zu ziehen, an deren Weiterführung Jahrhunderte nach ihnen gearbeitet und die uns eigentlich noch bis in die Reformbewegungen der heutigen Zeit hinein beschäftigt haben. Die Welt der Formen und der Farben, welche die van Eyck auf ihre Weise neu entdeckten, besaß noch keine Raumgestaltung nach klar erkannten optischen Gesetzen, noch waren die Geheimnisse des Ineinanderwirkens der atmosphärischen Luft und des in ungezählten Strahlungen oder Brechungen spielenden Lichtes nicht entdeckt, und von zahlreichen Forderungen, die sich späteren Geschlechtern aus einer weiter fortgeschrittenen naturwissenschaftlichen Anschauung ergaben, waren sie an ihrem Theile losgesprochen. Dafür nur ein Beispiel. Fast immer fällt in den landschaftlichen Darstellungen der Eyck und ihrer Schüler ein blauer Luftton auf, der nach oben zunimmt, hingegen nach dem Horizont hin abflaut oder auch geradezu in ein reines Weiß übergeht. Die Natur thut uns zwar zuweilen gegen Abend, aber gewiß nicht immer und nicht zu allen Tageszeiten, den Gefallen, so zu erscheinen; wie kommt es, daß die Eyck zur Norm gemacht haben, was doch in Wirklichkeit nur eine zufällige und vorübergehende Erscheinung sein kann? Ich glaube, es liegt nur daran, daß man damals nicht imstande war, zwischen dem Tonwerthe der Luft und den Valeuren des Erdreiches, die immer die stärkeren sind, eine sinnfällige Trennung auf andere Weise herbeizuführen; der Transparenz, die der Luftton unter allen Umständen haben muß und die, richtig gehandhabt, von selbst das Gleichgewicht jener Farb-

werthe herbeiführt, scheint man sich nicht bewußt gewesen zu sein. Oder ein anderer Fall. Im Doppelbildniß des Arnolfini hängt über den Verlobten ein metallener Kronleuchter von der Decke herab. Ohne Zweifel haben die Beiden in jenem wichtigen Augenblick ihres Lebens, den die Scene darstellt, wirklich unter jenem Leuchter gestanden, und darum mußte er im Bilde mit dabei sein. Er hat wohl auch mit seinen Lichtern zur Hebung der Feier beigetragen, und noch sieht man in dem Gemälde ein Kerzenstümpfchen in der Tülle eines Leuchterarmes brennen. In dem Gemach dunkelt es und man könnte erwarten, daß die Ausstrahlung jenes Lichtes sich irgendwie bemerklich machte. Auch steht im Hintergrunde links ein Fenster offen, durch das ein Schein von abendlicher Dämmerung von außen hereinfällt, somit begegnen sich sogar zwei konkurrirende Lichtquellen innerhalb des Bildes. Aber hat der Künstler davon Notiz genommen? Keineswegs. Im Gegentheil: man sieht wohl eine Kerze brennen und hinten ein offenes Fenster, aber ihr Licht empfangen die Gestalten der Brautleute lediglich aus einer dritten Quelle, die man überhaupt nicht sieht und die man sich als eine zweite Fensteröffnung weiter vorn zur Linken vorstellen mag. Ohne sonst Vergleiche ziehen zu wollen, darf man doch beruhigt sagen, daß heutigen Tags kein Maler ungestraft sich gleicher Freiheiten bedienen dürfte. Aber eine solche Berücksichtigung optischer Vorgänge, wie wir sie heute gar nicht anders kennen und deren Verständniß doch, sollte man meinen, sich aus der Lage der Dinge in jedem einzelnen Fall von selbst ergibt, hat weder für die Eyck'sche Kunst noch überhaupt für die Kunst des 15. Jahrhunderts existirt, und wenn das hier nicht zu weit führte, wäre es von nicht geringem Interesse, festzustellen, wie lange überhaupt sich diese Passivität einer folgerichtigen Beobachtung gegenüber auch noch in späterer Zeit erhalten hat. Denn auch noch im 17. Jahrhundert, in einer Zeit erneuten theoretischen Suchens auch gerade mit Bezug auf die Beleuchtungsprobleme, hat man sich gegen solche Forderungen der natürlichen Logik merkwürdig kühl verhalten. Man vergleiche Elsheimers berühmte Nachtstücke, oder die Mondscheinlandschaften eines van der Neer. Auch die zahlreichen Maler von Innenräumen liefern mehr als genug Beispiele dafür, wie schüchtern selbst in dieser Zeit sich das Bewußtsein von den nothwendigen Wirkungen des natürlichen oder künstlichen Lichtes erst hervorwagt und zu wie unzulänglichen Erfolgen es in der Regel führt.

Niemand wird natürlich bestreiten, daß die Maler der Eyck'schen Schule ihre Erfahrungsgrundsätze so gut wie Andere gehabt haben. Es ist nur bezeichnend für den Stand der theoretischen Einsicht ihrer Zeit, mit wie bescheidenen Mitteln sie sich in der Beziehung begnügen konnten. Um so bewundernswerther allerdings ist auf der anderen Seite die so vielleicht nie wieder ins Leben getretene Stärke und Klarheit ihrer Naturbeobachtung, die es möglich macht, daß der unvoreingenommene Blick des modernen Beschauers sich gerade dieser Grenzen ihres Könnens kaum je bewußt wird, die es sogar mitunter, und namentlich in der Behandlung landschaftlicher Motive zu einer so täuschenden Illusion der Einzelerscheinung bringt, daß man schon zu den raffinirtesten Künsten des modernen Impressionalismus greifen muß, um dieser harmlosen Natürlichkeit etwas annähernd, wenn auch nicht gleichwerthiges, so doch gleich wirksames an die Seite zu stellen. Und wenn daneben bei diesen Künstlern eine unleugbare Einfalt, am meisten vielleicht in der Wahl der Lokaltöne besteht, die meistens schlechterdings nichts anderes will als ein gegebenes Pigment in der ungeminderten Sinnenfälligkeit zur Erscheinung bringen, die es an und für sich hat, so vermag schließlich das eminente Feingefühl eines Jan van Eyck und der Geschmack eines solchen Künstlers sich auch darin mit einem ganz eigenartigen Glanze zu erfüllen. Wer hätte nicht schon im Angesichte der ungetrübten Stärke und Brillanz der Farbe, womit er zu arbeiten gewohnt ist, wie unter dem Eindruck der vollendeten Harmonie dieser Farbe, ganz unbekümmert darum, ob sie sich optischen Gesetzen unterordnet oder nicht, etwas mitempfunden von dem natürlichen Frohsinn, der ihr innewohnt, und mehr noch, ein Sattwerden des Auges an der vollen, echten Schönheit eines Kolorits, das, eine dichterische Schöpfung wie es ist, auch die stärkste Wirkung jenes poetischen Zaubers verständlich werden läßt, mit dem diese primitive niederländische Kunst gerade heute wieder die Gemüther zwingt? Oder leben wir nicht in einer Zeit, die, aller naturalistischen Disciplin zum Trotz, in gleicher Freiheit und Selbstherrlichkeit die Farbendichtungen eines Böcklin entstehen sah? Wie so oft hat auch hier den Genius zur Freiheit entbunden, was von Natur zur Fessel werden mußte.

Noch auf eines sei es erlaubt, in diesem Zusammenhange hinzuweisen, damit nicht nur von den einschränkenden Voraussetzungen Eyck'scher Kunst die Rede sei: ich halte es für außerordentlich wichtig, auch für die stilkritische und chronologische Sichtung der Werke, die hieher gehören, daß Voll, im Gegensatze zu der herrschenden Ansicht, mit Entschiedenheit betont hat, wie innerhalb dieses Zeitraumes, in dem wir Jans Thätigkeit nach festen Daten zu übersehen vermögen — es ist kaum ein Jahrzehnt, das er umfaßt — ein offenbarer Fortschritt seiner Kunst zu bemerken ist. Versteht sich, die Qualität der Arbeit ist in dieser von etwa 1432 bis 1439 reichenden Periode durchweg auf gleicher Höhe, aber in der Art des Vortrags zeigt sich doch ganz deutlich eine stetige Entwicklung von der zeichnerisch gebundenen Formgebung des am Anfang der Reihe stehenden Genter Altars zu einer immer freier sich gestaltenden, malerischen Haltung, die in dem Altar des Kanonikus Pala zum erstenmal mit voller Energie einsetzt und die ganz entschieden in den beiden Werken von 1439, dem Bildniß der Gattin des Künstlers in Brügge und der Brunnenmadonna in Antwerpen, ihren Höhepunkt erreicht. Nur in einem Punkte vermag ich die Ansicht des Verfassers im Verfolge dieser Feststellungen nicht zu theilen, wenn er nämlich die schöne Madonna des Kanzlers Rollin in Paris unter die frühesten Werke des Künstlers einreiht. Die muthmaßlichen Altersunterschiede in den Stifterbildnissen hier und auf dem Altar desselben Donators in Beaune, auf die sich Volls Beweisführung besonders stützt, fallen für mich nicht so sehr ins Gewicht, als mir umgekehrt der malerische Stil der Ausführung hier so gut wie bei der nahe verwandten „Madonna von Lucca" im Städel'schen Institut auf die Mitte der dreißiger Jahre, nicht allzuweit von der Pala-Madonna hinzuweisen scheint. Auch v. Tschudi setzt wie ich sehe, die Madonna des Kanzlers in die Zeit nach dem Genter Altar. Doch das gehört, wenigstens für den, der nicht an der Kritik betheiligt ist, mehr oder weniger ins Gebiet der Adiaphora. Die künftige Forschung wird auf jeden Fall an den Thatsachen, die durch die prinzipiellen Erörterungen Volls ans Licht gestellt sind, nicht achtlos vorübergehen dürfen.

Goethe und das Theater.

Von Otto Harnack.

II.

Unwidersprechlich aber ist, daß Goethe im ganzen gerade durch die hohen Forderungen, die er an die Selbstbeherrschung des künstlerischen Bewußtseins, die Idealisirungskunst der Schauspieler stellte, sie ungemein kräftig emporhob, sowohl den Einzelnen, als den Stand, sowohl in der inneren Entwicklung als im äußeren Ansehen. In jeder Weise bemühte er sich selbst darum. Trotz seiner bekannten Neigung zu vornehmer Abgeschlossenheit zog er die Schauspieler an sich heran und widmete ihnen nicht nur auf der Bühne, sondern auch außerhalb, auch in seinem eigenen Hause alle Aufmerksamkeit. Er hob sie und ihre Stellung damit auf ein Niveau, wie es in Deutschland sonst noch nicht erreicht war. Auf die besorgte Anfrage einer Mutter, deren Sohn beim Weimarer Theater eingetreten war, schrieb Goethe in seiner ruhig überzeugenden Weise: „Der Schauspieler befindet sich bei uns keineswegs in der Loge, wie etwa noch in Oberdeutschland. Er ist, so lange er sich zu dieser Kunst bekennt, weder von guter Gesellschaft, noch anderen wünschenswerthen Verhältnissen ausgeschlossen; sowie er auch, wenn er sie verläßt, wohl Gelegenheit findet, irgend eine bürgerliche Stellung zu bekleiden. Es kommt alles darauf an, was er leistet, wie er sich beträgt und ob er sich beim Publikum Neigung und Achtung zu erwerben weiß. ... Leidenschaften ... welche dem Menschen die Tage verbittern, sind in allen Ständen rege; aber glücklicherweise kann man sich in jedem Stand sittlich bearbeiten und bilden.“ Der junge Schauspieler, für den Goethe so warm eintrat, war Wolff, den wir schon mehrmals genannt haben. Er erzählt selbst, daß Goethe bei seinem Eintritt ihm ein erhobenes Bild der Kunst, der er sich widmen wolle, entworfen habe — ein Bild, das er niemals habe vergessen können, daß er aber dann zu der kühlen Bemerkung übergegangen sei: „Mit dem Gehen wollen wir anfangen.“ Man sieht, wie in Goethe's Betrachtung der höchste Schwung mit dem nüchternen Wirklichkeitssinn sich vereinigte. Neben Wolff waren besonders der Heldenspieler Graff und der Regisseur Genast von Goethe geschätzt und bevorzugt; auch der jugendliche Sohn des Letzteren wurde von ihm in die Bühnenlaufbahn eingeführt und hat darüber dankbar und mit warmem Gefühl berichtet. Unter den weiblichen Kräften war es in der ersten Zeit besonders die jugendliche Christine Neumann, deren Spiel Goethe aufs höchste befriedigte, und von der er noch mehr hoffte. Sie hatte zuerst in der Knabenrolle des Prinzen Arthur in Shakespeare's „König Johann“ ihr großes Talent entfaltet. Als sie schon 1797, kaum zwanzigjährig, starb, setzte ihr der Dichter in der Elegie „Euphrosyne“ ein unvergängliches Denkmal. Später war es besonders Madame Wolff, die vorzügliche Darstellerin der Iphigenie, deren Künstlerschaft Goethe hoch werthete.

Die Belehrung, die er den Schauspielern zutheil werden ließ, beschränkte sich nicht auf ihr berufsmäßiges Auftreten. Er gab den Rath, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Geberdenspiel aus dem Auge zu verlieren, sondern immer zu bedenken, daß man öffentlich zur Kunstschau stehen werde, und so sich gleichsam in einer beständigen Uebung zu erhalten. In den Proben achtete Goethe auf alles, bis in Kleinigkeiten hinein, und scheute sich nicht selbst unter Umständen, den Ton und die Geberde anzugeben, ja auch selbst die Person in einer bestimmten Situation vorzustellen. Ein ergötzliches Beispiel erzählt der junge Genast, der Sohn des Regisseurs:

Ich spielte den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Coulisse heraus und schritt mit Würde, um die Heldenthat, die Gefangennahme des Aurelianus, zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!“ Ich kam also noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage: „Exzellenz, wie soll ich's denn nur machen?“ „Anders!“ war die belehrende Antwort. Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu; ja, der hatte gut werfen, ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen. So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um dem Willen Goethe's nachzukommen und es „anders“ zu machen, aber es blieb beim alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde es dir vormachen.“ Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupt, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund der Bühne und kam nun mit einem martialischen Gesicht und — ich kann's nicht anders bezeichnen — mit Hahnenschritten im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupt schwingend. Das war allerdings ganz anders wie ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufschreien mögen und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „Ich breche dir den Hals, wenn du es so machst!“ Ich stand da wie gewisse Thiere am Berge, der Papa aber fuhr fort: „Wenn wir nachhause kommen, werde ich dir schon erklären, wie es Goethe meint.“

Mit der großen Sorgfalt und Mühe, die Goethe dem Theater widmete, ging nun freilich ein gewisser patriarchalischer Despotismus Hand in Hand. Goethe trat für seine Schauspieler ein, in materieller wie in ideeller Hinsicht, aber er verlangte von ihnen auch unbedingten Gehorsam. Bestimmte Rollenfächer für die einzelnen Persönlichkeiten gab es nicht; Jeder mußte spielen, was von ihm verlangt wurde. Bei der Bescheidenheit und Enge der gesammten Verhältnisse durfte sich Niemand für irgend etwas zu gering halten. Hervorragende Schauspieler mußten unter Umständen die nebensächlichsten Rollen spielen, ja sogar in der Oper als Statisten auftreten. Niemand durfte sich irgendwie zum Schaden des Ganzen vordrängen, Niemand irgendwie auftrumpfen und besondere persönliche Forderungen stellen; Goethe wies derartiges unnachsichtlich zurück.

Ebenso energisch sorgte er aber auch dafür, daß von außen ihm nicht der Bau seines Theaters ins Wanken gebracht wurde. Die persönliche oder literarische Freiheit erkannte er nicht an, wenn sie sich gegen seine Thätigkeit und Schöpfung richtete. Als bei der Vorstellung des Alarcos von Friedrich Schlegel die beabsichtigte Tragik des Stückes unter den Zuschauern sich in unbeabsichtigte Komik verwandelte, und der Vorstellung eine Katastrophe drohte, erhob sich Goethe in seiner Loge mit den Donnerworten: „Man lache nicht!“, worauf dann Ruhe eintrat. Nicht weniger despotisch verhielt er sich gegenüber der literarischen Kritik, wenn sie ihm gehässig schien. Als der klatschsüchtige und intriguante Gymnasialdirektor Böttiger über die Aufführung von Schlegels „Ion“ eine hämische Kritik veröffentlichen wollte, verhinderte dies Goethe im letzten Augenblick, indem er erklärte, er werde andernfalls an den Herzog gehen und alles auf die

Spitze setzen. „Denn ich will entweder von dem Geschäft sagleich entbunden aber für die Zukunft var solchen Infamien gesichert sein. . . . Wie ich denn auch bei einer Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten mit sa vieler Aufapferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung van meinen Mitbürgern erwarten darf." Als später ein Ausländer, der sich in Weimar niedergelassen hatte, durch gehässige Kritiken die Empfindlichkeit der Schauspieler erregt hatte, und diese sich deßhalb in einer Gesammteingabe um Schutz an die Theaterdirektian wandten, veranlaßte Goethe, daß der Betreffende ohne weiteres des Landes verwiesen wurde.

Aber er selbst, der so gebieterisch herrschte, war doch van einer häheren Macht abhängig, die schließlich seine ganze Theaterleitung zu einem tragischen Ende gebracht hat. Das Verhältniß Goethe's zu dem Graßherzog Karl August ist schon oft dargestellt, im ganzen aber meist intimer und wärmer geschildert warden, als es war. Nur in den ersten Jahren, die der Dichter in Weimar verlebte, war es van sa persänlicher Art; später als die große Verschiedenheit der Charaktere und Lebensziele sich mehr ausgesprachen hatte, war es mehr sachlich und fest begrenzt gewarden. Karl August war zweifellas ein Mann van großen Gaben und besonders van graßer Herrscherbegabung. Er wußte die Natur und Fähigkeiten eines Jeden zu schätzen; er hat Gaethe nicht in einer Art ausgenützt, die dessen geniale Kraft schädigte; er war im allgemeinen auch durchaus gewillt, Gaethe die Theaterleitung frei nach eigenem Willen ausüben zu lassen. Aber er war andrerseits doch auch von starkem fürstlichem Selbstgefühl erfüllt; wenn er einmal einen Wunsch, eine Neigung hatte blicken lassen, dann verlangte er auch, daß sie berücksichtigt wurde. In künstlerischer Hinsicht stand er durchaus auf der Seite des klassischen franzäsischen Dramas und wünschte im stillen dessen Pflege. Schillers dramatische Dichtung war ihm im ganzen nicht sympathisch. Gaethe, der auf jede Weise Schillers Erfalge förderte, war doch, wie wir wissen, selbst dem franzäsischen Drama nicht feindlich gesinnt, und kannte sa hier und da der Neigung des Herzags ohne Zwang entgegenkammen; selbst Schiller that es mit der Uebersetzung von Racine's „Phädra". Schlimmer war, daß auch persänliche Neigungen des Graßherzags in die Theaterverhältnisse hineinspielten. Die hachbegabte Sängerin und Schauspielerin Jagemann, später zur Frau v. Heygendarf erhaben, erfreute sich seiner besanderen Gunst und wußte sich, darauf gestützt, am Theater eine Ausnahmestellung zu schaffen, die auch Gaethe dulden mußte. Sie erlaubte sich zugunsten und zu ungunsten anderer Schauspieler manche Intrigue, denen Gaethe zwar entgegentrat, die aber allerlei üble Folgen des Mißvergnügens und Mißtrauens zurückließen. Da die Jagemann sehr genau wußte, daß Gaethe ihr nach alledem nicht gewagen war, sa arbeitete sie schließlich ganz direkt auf seinen Sturz hin. Schon im Jahre 1808 hatte Gaethe seine Entlassung eingereicht; damit aber die Erfüllung seiner Farderungen und eine Stärkung seiner ganzen Stellung erreicht. Im Jahre 1817 waren die Sachen wieder bis zu dem Punkt gediehen, daß er nur durch Einsetzen seiner ganzen Autorität das Ansehen seiner Verwaltung behaupten kannte. Im Augenblick aber, da er schon gesiegt hatte, glückte eine Intrigue, die sein endgültiges Scheiden van dem durch 26 Jahre bekleideten Amt zur Falge hatte. Es ist eine traurige Thatsache, daß die Vorstellung eines dressirten Hundes der Thätigkeit eines salchen Mannes an salcher Stelle ein Ziel setzen mußte. Gaethe hatte dem herumziehenden Schauspieler, der mit seinem Pudel das Stück „Der Hund des Aubry" aufführte, ein Auftreten in Weimar entschieden abgeschlagen. Der Großherzog, ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber, wurde bewogen, die Varstellung des Stückes zu befehlen. Gaethe rief darauf aus: „Bei so viel Verdruß auch nach Schande! Dazu verweigere ich mich. . . . Hat sich kein anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun wahl dem, der sich losläsen kann van einem Fuhrwerk das bergab stürzt. Ich aber kann's." Er stellte sofart seine Thätigkeit ein und fuhr nach Jena. Dorthin wurde ihm die Entlassungsurkunde nachgeschickt; es hieß darin: „Die Mir zugekommenen Aeußerungen haben Mich überzeugt, daß der Herr Geheimrath und Staatsminister von den Geschäften der Hastheaterintendanz dispensirt zu werden wünscht."

Der tragikamische Abschluß der künstlerischen Wirksamkeit eines solchen Mannes erregte in ganz Deutschland peinliches Aufsehen; an Satiren und Epigrammen auf die Hundekamödie hat es nicht gefehlt. Goethe selbst mußte eine unausläschliche Bitterkeit darüber empfinden. Er hat sich seitdem vam Weimarer Theater überhaupt zurückgezogen; dem Berliner Hastheater hat er noch Beiträge zu besanderen Gelegenheiten geliefert, dem der eigenen Stadt niemals. Und wenn wir in seinem letzten Raman, in „Wilhelm Meisters Wanderjahren", eine herbe und schroffe Verurtheilung der gesammten Bühne und des Schauspielwesens finden, sa wirkten wahl dabei die peinlichen Erinnerungen mit, die ihm die letzten Erfahrungen hinterlassen hatten. Dach sallte er noch einmal Gelegenheit haben, in versähnenden Umständen mit dem Weimarer Theater wieder in Beziehung zu treten. Im Jahre 1829 wurde der Plan gefaßt, den ersten Theil des „Faust", der bisher für undarstellbar gegalten hatte, aufzuführen. Es geschah, „ohne Goethe's Anregung, aber nicht wider seinen Willen", und er selbst studirte die Ralle des Mephistapheles mit dem Schauspieler La Roche in seiner Wohnung ein. La Roche, der später am Wiener Burgtheater wirkte, hat selbst über den unvergeßlichen Eindruck dieser mit dem 80 jährigen Greise in gemeinsamer geistiger Arbeit verlebten Stunden berichtet. Es war die letzte Thätigkeit, die Gaethe der Bühne widmete.

Derselbe unerschütterliche Ernst, die Tiefe, die Gaethe überall eigen ist, wa es sich um die Kunst handelt, erwies sich auch in seinem Verhältniß zur dramatischen Kunst. Ihm war das Theater nicht ein Ort des Zeitvertreibs, der Unterhaltung, aber auch nicht eine Anstalt, die irgendwelchen nicht künstlerischen Zwecken, sittlichen, patriotischen, religiösen dienen sallte, sondern eine Stätte, die dem Dienst des Schönen und seiner künstlerischen Verwirklichung geweiht sein sallte. Nach diesem Ziel hat er mit valler Kraft gestrebt, auch wa er sich in der Wahl der Mittel vielleicht vergriff. Er ist schließlich in diesem Streben ehrenvall gefallen.

Was heute noch mäglich ist, um die Ungerechtigkeit des Geschickes auszugleichen, das besteht in der fartdauernden Aufrechterhaltung seiner Werke im Leben des deutschen Theaters. Gaethe's dramatische Werke sind nicht eigentlich papulär gewarden; selbst der „Götz", der in seinem Wesen valksthümlich genug ist, bietet dach in der Farm, wie im überreichen Inhalt Schwierigkeiten genug für den einfachen Genuß. Van „Iphigenie" und „Tassa" nicht zu reden. Aber jedes Theater ehrt sich selbst, wenn es diese Werke würdig darstellt, und jedes Publikum, wenn es sie verständnißvall aufnimmt. Vor allem aber ist es der „Faust", der gesammte Faust, das Lebenswerk des Dichters, für dessen Verlebendigung und Erschließung die Bühne unendlich viel thun kann und auch schan viel gethan hat. Das gewaltige Werk, dessen zweiter Theil ja erst nach dem Tade des Dichters erschien und lange der Nation fern blieb, ist erst in den letzten

Jahrzehnten durch die theatralische Darstellung in seiner Einheit erwiesen und in seiner Größe verständlich gemacht worden. Die Wiedergabe des ganzen „Faust“ mit allen geistigen und materiellen Mitteln, die dem Theater zu Gebote stehen, ist die schönste und würdigste Goethe-Feier, die möglich ist.

---

* Wir tragen noch nach, daß der Verfasser der Studie über Hans Rivière, die wir in der letzten Samstag-Nummer veröffentlichten, der Schriftsteller Dr. Otto Stößl in Wien ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das „Statistische Jahrbuch deutscher Städte“, herausgegeben von Dr. M. Neefe, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Breslau (Breslau 1900, Verlag von Wilh. Gottl. Korn), erscheint nunmehr im VIII. Jahrgang. Zu den bereits im vorigen Jahre bearbeiteten Gebieten, die bis auf sechs Abtheilungen in dem vorliegenden Jahrgang fortgeführt wurden, gesellen sich die neuen Abschnitte über Reichs- und Staatssteuern, über Gemeindegebühren und über Quartier- und Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden. Das umfangreiche Material bezieht sich zum größten Theil auf 46 deutsche Städte. Bedauerlicherweise sind die zur Gewinnung des Urmaterials versandten Fragebogen von den Städten Danzig, Darmstadt, Elberfeld, Erfurt, München-Gladbach, Mainz, Mülhausen i. E., Münster, Würzburg nicht ausgefüllt worden. — Wenn es schon nicht möglich ist, im Rahmen einer kurzen Besprechung die 28 Abtheilungen namhaft zu machen, über die sich die allgemein interessanten und klar angeordneten statistischen Nachweise verbreiten, so verbietet sich ein näheres Eingehen auf Einzelheiten von selbst, und eine der Fülle des Gebotenen gerecht werdende Kritik muß von vornherein hier als ausgeschlossen erscheinen. — Wer an der Hand der Zahlen über die verschiedensten Gebiete städtischer Wirksamkeit und darüber hinaus über die wesentlichsten Gebilde unsres gesammten Gesellschaftslebens den exakten Aufschluß haben will, wird in dem Werk eine Fülle lehrreichen und anregenden Materials finden und sich ein klares Urtheil über die mannichfaltigsten Verhältnisse auch des täglichen Lebens bilden können. — Jedenfalls gebührt dem Herausgeber wie seinen zahlreichen Mitarbeitern für die schwierige und mühevolle, leider oft zu wenig anerkannte Arbeit der Dank Aller, die für das Gemeinwohl ein Interesse haben. L.

* **Zur Erforschung der Malaria** hat die britische Regierung zwei Aerzte, Dr. Sambon und Dr. Law, nach der Campagna entsendet. Es ist die Aufgabe der Herren, die Möglichkeit eines Schutzes gegen Malaria-Ansteckung festzustellen. Nach längerem Suchen haben die beiden Aerzte nunmehr eine für ihre Zwecke günstige Oertlichkeit gefunden. Sie liegt etwa zwei englische Meilen von Ostia, zwischen Castel Porziano und Castel Fusano, fünf Minuten Weges von dem letzteren Ort. Dort haben sie am Rande eines „stagno“ (Sumpfes), der einen Theil des königlichen Jagdgebiets von Castel Fusano bildet und zur Erhaltung der Wildschweine und der Wasservögel nicht entwässert wird, eine Hütte errichtet. Die wenigen Häuschen in der Nachbarschaft sind von Bauern bewohnt, die beständig an Malaria leiden und von den die Krankheit übertragenden Mücken (Anopheles) belästigt werden. Der Platz ist berüchtigt als einer der schlimmsten unter den Fiebergegenden der römischen Campagna.

* **Thiers' Papiere.** Der französischen Nationalbibliothek hat ein Fräulein Dosne 14 große Schachteln mit Thiers' hinterlassenen Papieren geschenkt; die Schachteln enthalten die ganze Korrespondenz und zahlreiche Notizen des berühmten Staatsmannes und Schriftstellers. Die Dokumente sind natürlich von größtem Interesse, da sie die ganze politische Geschichte Frankreichs von der Restauration bis zur dritten Republik und die literarische Geschichte während der Zeit der romantischen Schule sehr gründlich behandeln. Frl. Dosne hat jedoch die werthvolle Schenkung von einer Bedingung abhängig gemacht: erst nach ihrem Tode sollen die Papiere der Oeffentlichkeit übergeben werden.

oem. **Zum amerikanischen Doktortitelschwindel** schreibt man uns aus **Breslau**: Vor einiger Zeit hatte das hiesige Polizeipräsidium gegen vier Zahntechniker, welche auf Grund amerikanischer Diplome den Doktortitel führten, wegen unbefugter Führung eines Titels Strafmandate über je 50 M. erlassen. Zwei der Betroffenen hatten dagegen Einspruch erhoben, jedoch wurde dieser vom Schöffengericht soeben als unbegründet zurückgewiesen, und die polizeilichen Strafmandate wurden bestätigt. Bei der Verhandlung war von besonderem Interesse die vom deutschen Generalkonsul in Chicago ertheilte Auskunft über die sogenannten amerikanischen Hochschulen, von denen die in Deutschland so zahlreich verbreiteten amerikanischen Doktortitel meistens herstammen. Neben den wirklichen Hochschulen gedeihen nämlich in Amerika zahlreiche Schwindelinstitute, die gleichfalls ordnungsmäßig inkorporirt und für die Ausländer von jenen schwer zu unterscheiden sind. Der **Begründer dieses Unwesens** ist der aus **Breslau** stammende **Zahntechniker Oskar Albert**, welcher im Verein mit einem heruntergekommenen Chemiker aus **München** vor einer Reihe von Jahren in Chicago eine Hochschule für Zahnheilkunde gründete, wobei der vom Gesetz verlangte dritte Direktor überhaupt nicht vorhanden war, sondern nur auf dem Papier stand. Albert trieb lediglich einen schamlosen Handel mit Doktordiplomen, ohne überhaupt ein Lehrinstitut in seiner Anstalt zu halten. Schließlich wurde er von der amerikanischen Staatsanwaltschaft als Schwindler verfolgt und setzte seinen Handel von Canada aus fort, bis ihm auch dort der Boden zu heiß wurde und er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Nach dem von ihm gegebenen Muster gestaltet ist die noch jetzt bestehende **Academy of Illinois**, von der zahlreiche in Deutschland verbreitete Doktordiplome von Zahnärzten und Zahntechnikern herrühren. Ihre Begründer waren ein **Zuckerfabrikarbeiter**, ein heruntergekommener **Kaufmann** und ein ehemaliger **Konstabler**. Diese dunklen Ehrenmänner sind in Amerika längst als Schwindler bekannt. Ihre Diplome, die sie in der Regel für 200 Dollars liefern, haben ein sehr ehrwürdiges Aussehen und sind von einem Notar beglaubigt, was aber nicht viel besagen will, da diese notarielle Beglaubigung sich lediglich auf die Echtheit der Unterschriften bezieht. Neuerdings halten diese Herren es für bequemer und sicherer, die Diplome gar nicht mehr selbst anzufertigen, sondern dieselben in Brüssel vorräthig drucken zu lassen. Es ist daher in den Kreisen der deutschen Zahnärzte und Zahntechniker selbst eine Bewegung gegen diesen plumpen deutsch-amerikanischen Schwindel entstanden, welcher die Behörden veranlaßt hat, sich genaue Auskunft über das Wesen und Treiben dieser „Hochschuldirektoren“ zu verschaffen und gegen die Träger dieser Titel einzuschreiten.

* **Ueber die Zahl der Frauen**, die in diesem Sommer an den sämmtlichen **deutschen Universitäten** zum Besuche der Vorlesungen zugelassen sind, veröffentlicht die „Straßburger Post“ folgende Statistik. Im vorigen Winter betrug die Zahl der studirenden Frauen 664, in diesem Semester nur 618. Der Grund liegt darin, daß in **Berlin**, wo im Winter nicht weniger als 406 und am Ende des Semesters sogar 431 Damen eingeschrieben waren, von dem Senat wegen vorgekommener Unzuträglichkeiten die Vorschriften über die Zulassung der Frauen viel enger gefaßt wurden, worauf deren Zahl sofort auf 293 zurückgegangen ist. An den übrigen Universitäten zusammen sind gegenwärtig 325 Frauen eingeschrieben, gegen 258 im letzten Winter. Am stärksten, nach Berlin natürlich, sind sie in Bonn mit 61 vertreten, 47 sind in Halle, 41 in Breslau, 31 in Göttingen, 27 in Leipzig, 16 in Gießen, je 15 in Königsberg und Würzburg, 13 in Heidelberg, von denen 4 vollgültig immatrikulirt sind, 12 — davon 5 immatrikulirt — in Freiburg, je 11 in München und Straßburg, je 8 in Kiel und Marburg, 5 in Tübingen, endlich je 2 in Erlangen und Rostock. Leider ist fast nirgends näher mitgetheilt, in welche Fakultäten diese studirenden Frauen ihren Studien nach einzureihen sind; die erdrückende Mehrzahl wird aber wohl den philosophischen

Disciplinen angehören. Es wäre zu wünschen, daß die Universitäten auch in diesem Punkte weniger Geheimnißkrämerei treiben und die betreffenden Zahlen mit Vertheilung auf die einzelnen Fakultäten veröffentlichen möchten.

⇄ **Straßburg.** Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg verlor am 13. Juli durch den Tod ihren Direktor, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Karl August Barack im 73. Lebensjahre. Um die Gründung der Straßburger Bibliothek hat sich Barack das größte Verdienst erworben. Er war 1870 Hofbibliothekar des Fürsten v. Fürstenberg in Donaueschingen, als die Kunde von der Zerstörung der Straßburger Bibliothek infolge der Belagerung sich verbreitete. Barack wußte der überall in Deutschland gefühlten Stimmung Ausdruck zu geben, indem er einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg erließ, wobei er von einer großen Zahl deutscher Bibliotheken, Verleger, Gelehrten u. s. w. unterstützt wurde. Der Aufruf, der weit über Deutschlands Grenzen hinaus Beifall fand, hatte bekanntlich einen sehr großen Erfolg: Massen von Büchern und Handschriften wurden von Behörden, Gelehrten, Verlegern u. s. w. geschenkt, und Barack wurde im Juli 1871 nach Straßburg berufen, um diese neue Bibliothek einzurichten und zu verwalten. Im Juni 1872 ernannte ihn der Kaiser zum Vorstand der neuen Straßburger Bibliothek mit dem Titel eines Oberbibliothekars und dem Charakter eines ordentlichen Professors. Fast 29 Jahre hat die Straßburger Bibliothek unter der Leitung Baracks gestanden, und sie ist in dieser Zeit zu einer der ersten Bibliotheken Deutschlands herangewachsen, hauptsächlich durch sein Verdienst, der für ihre Vergrößerung fortdauernd thätig war. Barack war von Hause aus Germanist und Historiker. Nachdem er in Tübingen promovirt hatte, wurde er 1855 zum ersten Konservator und Sekretär des Germanischen Museums in Nürnberg ernannt, von wo ihn der Fürst v. Fürstenberg 1860 zur Verwaltung der berühmten fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen berief, wo er als fürstenbergischer Hofbibliothekar der Nachfolger seines Vetters Joseph Victor Scheffel wurde. Von wissenschaftlichen Arbeiten sind neben zahlreichen kleineren Aufsätzen historischen und philologischen Inhalts von ihm folgende zu nennen: die Ausgaben der Werke der Hrotsvitha (1858), des satirischen Gedichts aus dem 15. Jahrhundert „Des Teufels Netz“ (1863), der Chronik des Gallus Oheim (1866), der „Zimmerischen Chronik“ (4 Bde., 2. Aufl. 1881), seine „Althochdeutschen Funde“ (1879).

* **Gießen.** An der hiesigen Universität hat sich, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, Dr. phil. Max Schwarzmann für Mineralogie habilitirt.

* **Dresden.** Zum Vorstand des hiesigen königlichen stenographischen Instituts ist der bisherige Vorsitzende des deutschen Gabelsberger Stenographenbundes Dr. Clemens in Wolfenbüttel ernannt worden.

* **Königsberg.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat der „Kreuz-Ztg.“ zufolge beschlossen, den deutschen Delegirten auf der Haager Konferenz, den Generalmajor v. Groß, gen. v. Schwarzhoff, bisherigen Kommandeur der 33. Infanterie-Brigade, nunmehrigen Kommandeur der 1. Ostasiatischen Infanterie-Brigade, zum Dr. juris honoris causa zu ernennen wegen seiner Verdienste um die Weiterbildung des Völkerrechtes durch seine hervorragende Theilnahme an den Arbeiten über die „Convention sur les lois et coutumes de guerre“, sowie wegen seines entschiedenen Eintretens für die Grundlagen der deutschen Heeres-Organisation gegenüber den Abrüstungsideen.

w. **Aus Italien.** In der Nummer 52 der Beilage dieses Jahres haben wir von dem antiklerikalen italienischen Studentenkongreß berichtet, welcher vom 18. bis zum 22. Februar in Rom abgehalten wurde und zu mannichfachen Unruhen Anlaß gab. Als Antwort darauf hat die klerikale Studentenpartei eine internationale Versammlung der katholischen Studenten zusammenberufen. Im Anschlusse an eine Pilgerfahrt zur Stätte des anno santo sollen die klerikalen Studenten aus aller Herren Länder in den Tagen vom 3. bis zum 10. September darüber berathen, wie sie sich am besten in dauerndem Verbande zusammenschließen und wie sie am erfolgreichsten die gegnerischen Richtungen bekämpfen können. Die Vorbereitungen zu diesem Kongresse betreibt der Circolo Benedetto XIV, eine katholische Studentenverbindung in Bologna, und der italienische katholische Jugendverein. — Ueber die Nordpolfahrt des Herzogs der Abruzzen sind noch immer keine bestimmten Nachrichten eingelaufen. Schon vor fünf Monaten hatte die Neapeler Accademia Pontaviana den Beschluß gefaßt, die italienische Regierung um die Ausrüstung einer Aufsuchungs-Expedition zu ersuchen. Doch ist diese Sache später im Sande verlaufen, weil der Vorschlag in den maßgebenden Kreisen zu viele Gegner fand. Man darf darauf gespannt sein, von welcher Stelle das erste Lebenszeichen des verschollenen kühnen Nordlandsfahrers uns gemeldet werden wird. — Eben ist ein heftiger Streit zwischen den venetianischen Journalisten entbrannt. In Venedig gibt es nämlich zwei gegnerische Vereine, der ältere, die Associazione dei redattori e corrispondenti, und die jüngere Associazione della stampa, welche nach und nach sehr viele Mitglieder des älteren Vereins zu sich hinüberzog. Als nun Vertreter der alten Gesellschaft auf der Pariser Weltausstellung durch ihre Reden den Anschein erweckten, als seien sie die berufenen Abgesandten der ganzen venetianischen Presse, ließ der Preßverein eine geharnischte Erklärung los, worin er gegen das Vorgehen der Venetianer in Paris den schärfsten Einspruch erhob. Darauf antwortete die alte Gesellschaft mit einer feierlichen Rechtfertigung, und sie wehrte sich nun ihrerseits gegen den Terrorismus der Jungen. Da sie die Sache sogar beim Gericht anhängig gemacht hat, wird der Streit eine hübsche Zeitlang andauern.

T. **Preisverleihungen.** Der Baldi-Bulier-Preis im Betrage von 2400 M. ist von dem Institut für Wissenschaften in Venedig dem Professor Grassi in Rom für seine Arbeiten über den Zusammenhang der Mosquitos und der Malaria zugesprochen worden. — Der Audiffret-Preis von 12,000 M., der von der Pariser Akademie für moralische und politische Wissenschaft zur Belohnung der „größten Hingabe an wissenschaftliche Entdeckungen“ verliehen wird, ist diesmal dem bekannten Arzte Dr. Yersin für seine Entdeckung eines Antipestserums zuerkannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. Zirngiebl: Zur religiösen Frage. München, Beck 1900. — Dr. C. H. Stratz: Die Frauenkleidung. Stuttgart, F. Enke 1900. — Dr. E. Ebermayer: Einfluß der Wälder auf die Bodenfeuchtigkeit, auf das Sickerwasser, auf das Grundwasser und auf die Ergiebigkeit der Quellen. Ebd. 1900. — Wild- und Hund-Kalender. 1. Jahrgang 1900/01. Berlin, P. Parey. — K. Riesels Hotelführer 1900. — Die Kunstsammlung Friedrichs des Großen auf der Pariser Weltausstellung 1900. Berlin und Leipzig, Giesecke und Devrient. — Die Mosel. (Griebens Reisebücher, Bd. 28.) Berlin, Goldschmidt 1900. — Heidelberg. (Ebd. Bd. 38.) Ebd. 1900. — Das Erzgebirge. (Ebd. Bd. 40.) Ebd. 1900. — Dr. M. Kolben: Wahrheit und Klarheit über die Haager Friedenskonferenz. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1900. — J. Vrchlicky: Der Minuehof. Lustspiel. Autoris. Uebers. a. d. Böhmischen von L. Breisky. Wien, Braumüller 1900. — Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von L. Schemann. 3. Bd. Stuttgart, Frommann 1900. — J. Volkelt: Arthur Schopenhauer. (Frommanns Klassiker der Philosophie, X.) Ebd. 1900. — H. Koch: Einführung des Offiziers in die Militär-Strafgerichtsordnung vom 1. Dez. 1898. Straßburg i. E., W. Heinrich 1900. — A. v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte. 4. Theil. Berlin, Liebel 1900. — Dr. K. Dickel: Das deutsche bürgerliche Recht für Forstmänner. Berlin, F. Vahlen 1900. — Bade-Orte, Heilquellen und Heilanstalten. 22. Aufl. (Griebens Reisebücher, Bd. 17.) Berlin, Goldschmidt 1900. — Praktisches Hotel-Adreßbuch für die Reise. 10. Aufl. (Ebd. Bd. 85.) Ebd. 1900. — Goethe: Gesammelte Erzählungen und Märchen. Stuttgart, Cotta 1900. — M. Schnitzer: Franzi, die Magd und andere Novellen. Berlin, Fr. Schirmer.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 18. Juli. Nummer 162.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Absurde.

Eine Betrachtung von Wolfgang Kirchbach.

Das Goethe'sche Wort, daß es zuletzt doch immer noch einen Wein gäbe, wenn sich der Most auch noch so „absurd“ geberde, trifft nicht immer zu. Es gibt ein Absurdes, das keine Hoffnung in sich enthält, zu einer nachmaligen Klärung gelangen. Es gibt alte Weine, die gelegentlich sich so „absurd“ geberden wie junger Most, aber sie zersetzen sich vollständig dabei; sie zerlegen sich und werden ungenießbar. Es gibt künstlerische, literarische Absurditäten, die aus geistigen Schwächezuständen, aus Erschöpfung der Schaffenskraft, aus spitzfindigen Manieren des Denkens hervorgehen. Sie geben um so weniger Anwartschaft auf eine hoffnungsvolle Zukunft, wenn sie statt des Beginnes das Ende einer künstlerischen oder literarischen Laufbahn bezeichnen. Die Literatur der letzten zehn Jahre ist reich an Absurditäten, besonders die deutsche, die skandinavische. Engländer und Franzosen haben sich im ganzen besser davor bewahrt. Aber im dramatischen, lyrischen, erzählenden Schriftthum Deutschlands sind — merkwürdigerweise dicht neben dem gesundesten Realismus und Naturalismus, neben der lebensvollsten Wirklichkeitsbeobachtung — seit geraumer Zeit die Absurditäten bändeweise veröffentlicht worden. Es sind „Lyriker“ aufgekommen, die in Prosabruchstücken nach Art der von Jean Paul gutmüthig verspotteten „Streckverse“ kleine Momentbeobachtungen, sonderbare Ideenverbindungen von zufälligem Zusammenklange gleichartiger oder heterogener Vorstellungen ersinnen, ohne daß doch ein fester Sinn, eine Deutung des Lebens, eine sittlich oder gemüthlich werthvolle, ethische Stimmung darin wäre. Das Beginnen ist völlig absurd, weil schon die Anwendung der Prosa von vornherein jede darin enthaltene vermeintliche Neustimmung ins Lächerliche kehrt; weil — falls man überhaupt derartiges machen will — der Rhythmus, der Vers es erst der Anschauung, dem Gefühl insinuiren müßte. Das Stilmittel dieser Streckversprosa ist einfach zweckwidrig, es wirkt das Gegentheil seiner Absicht, und das deutsche Publikum hat daher diese ganze neue Lyrik entweder mit Hohnlächeln abgewiesen, oder als Narrenhauspoesie verständnißlos liegen lassen. Absurditäten des Stils aber sind auch sonst an der Tagesordnung. In vielen Literaturgeschichten seit etwa 20 Jahren, in Abhandlungen und Zeitungsfeuilletons wird man — zum Unterschied von allen guten Schriftstellern seit Goethe bis Paul Heyse und Theodor Storm — Sätze von folgender Art finden.

„Wir aber vertreten die Ansicht, daß man anders dachte, als heute. Daher das Klassische. Und mit ihm das Schöne. Das akademisch Schöne. Nicht das lebendig Schöne. Mit ihm das, was zeitlich vorüber. Und mit Recht.“ Man nennt derartige Satzbildungen, bei denen das geistig bindende Zeitwort ausgelassen wird oder andere logische Satztheile abgeworfen werden: Ellipsen, Auslassungen. Jeder feinere Kenner des Alterthums weiß, daß bei den großen Staatsrednern Griechenlands und Roms, bei kernigen Prosaschriftstellern wie Tacitus, eine solche Ellipse moralisches Kunstmittel war, das man nur unter ganz bestimmten Umständen anwandte. Wenn der Staatsredner eine spannende Satzperiode gesprochen hatte, mit deren oft gewaltigem Aufbau er die Zuhörer durch alle Schattirungen des Gemüthslebens, der logischen Erregung getrieben hatte, gestattete er sich wohl plötzlich einen oder zwei Sätze ohne Zeitwort zu brauchen, sie besonders in die Menge hinauszuschleudern, gleichsam, als wäre ihm der Athem ausgegangen oder als raube die sittliche Erregung ihm die Worte. Das wurde natürlich oft mit großer Kunst auch sinnlich zum Ausdruck gebracht; man studirte sich die Rede ein, wie der Schauspieler seine Rolle. Und man war der Fernwirkung eines solchen Kunstmittels auf die Masse sicher. Wenn Tacitus eine Ellipse braucht, so wird sie stets der Ausdruck einer sittlichen Stimmung in ihm sein. Sein Stil wirkt oft gewaltig durch dieses Mittel, weil es einer wahrhaftigen psychologischen Stimmung dient. Völlig absurd aber erscheint es, wenn die Auslassung nicht einer solchen inneren Nothwendigkeit entspringt. Eine ganze Schule von schlechten deutschen Schriftstellern hat sich aufgethan, die bei dem zunehmenden Mangel einer guten Schulung durchs Alterthum die Ellipse gerade immer dann brauchen, wenn sie beim Vortrag lächerlich wirken muß. Sie thun, als wäre ihnen der Athem ausgegangen, wenn sie die ruhigsten logischen Erwägungen, einfache ästhetische, literargeschichtliche Untersuchungen oder Urtheile aussprechen. Die Ellipse hat gar keinen Zweck. Die Herren gleichen Affen, die irgendwo eine Hose gestohlen haben und sie dann als Jacke anziehen; wir finden das absurd von den Affen und lachen darüber. Man glaubt etwas gethan zu haben, was besonders ziert; man meint, es sei literarisch „vornehm“. Der Kenner merkt aber, daß die Schreiber lediglich, um in ihren Stil einige Abwechslung zu bringen, plötzlich auf den Gedanken verfallen, nun einmal für ein Weilchen alle Zeitwörter wegzulassen. Ein logischer oder psychologischer Grund liegt nicht vor und daraus entsteht das Absurde: die falsche, manieristische Anwendung geistiger Kunstmittel. Dieser Unfug ist merkwürdigerweise ausgegangen von einer wissenschaftlichen Schule germanistischer Richtung und durch ihre Seminare vererbt worden. Ein wenig Schulung in altklassischen Stilformen würde die Schreiber vor dem ihnen ewig anhaftenden Fluche der Lächerlichkeit bewahrt haben, während wir die Ellipsen des Demo-

sthenes und Tacitus immer bewundernswerth finden werden.

Um weitere Betrachtungen über das „Absurde“ in ausschlaggebenden Punkten anzustellen und einige Beobachtungen zu sammeln, die über die künstlerisch-literarischen Absurditäten falsch gebrauchter Manieren, das heißt Handgriffe belehren können, scheint uns besonders ein Werk allerjüngster Zeit geeignet, das schon mit seinem Titel die Einleitung zu einer großen dichterischen Absurdität geworden ist: „Wenn wir Todten erwachen“ von Henrik Ibsen. Dieses Werk ist eine wahre Fundgrube für schief gebrauchte Kunstgriffe des Stilvortrags, der Technik, der Wiedergabe menschenkennerischer Lebensbeobachtung. Es ist eine Pandorabüchse falsch vertheilter Realitäten des Lebens, schiefohriger Menschenschilderung und absurd gebrauchter Symbole. Es ist endlich auch durch die Absurdität der gebrauchten Bilder und Symbolisirungen in ethischer Hinsicht das Musterbild derjenigen unbehaglichen Lächerlichkeit geworden, die uns ungeschickt verwerthete Begriffe erwecken. Da der Verfasser einen europäischen Namen trägt, sind wir doppelt gehalten, die Geschmacklosigkeiten seines letzten Werkes einmal mit dem Namen des Absurden zu nennen, der hier allein angebracht sein kann. Selbst wenn die pflichtmäßigen Verehrer dieses Schriftstellers auch hier den Ausbund von Kunst- und Tiefsinn wieder gefunden haben sollten, wir haben — und ein freimüthiger subjektiver Stimmungsausdruck ist ja wohl auch einmal erlaubt — dieses Werk nicht lesen (geschweige sehen) können, ohne fast auf jeder Seite jene unangenehme, ans Lächerliche streifende Empfindung gehabt zu haben, die starker Mangel an Realismus und Lebenswahrheit erweckt bei einer Technik des Denkens, die sich doch der Absicht nach an die Instinkte unsrer Lebensbeobachtung wendet.

Indem wir diese Empfindung zu begründen suchen, den fatal-lächerlichen Eindruck uns zu erklären wünschen, werden wir vielleicht einige nützliche Beobachtungen machen über die natürlichen Bedingungen poetischer Kunstmittel sammt ihren Zwecken.

Nicht soll das, was Ibsen eigenartig mit früheren Werken wie „Nora“, „Wildente“, Rosmersholm“ und anderen Schöpfungen geleistet hat, angetastet werden. Die Art seiner Menschenkenntniß und Menschenforscherschaft ist gewiß auch für das Leben Anderer werthvoll geworden. Der realistische Stil, mit dem er im „Volksfeind“, „Stützen der Gesellschaft“ modernen Gesellschaftsfragen zuleibe rückt, stand in einem richtigen Verhältniß zur Absicht, war zweckentsprechend, war geeignet, den dramatischen, ethisch-sozialen „Essay“, als den sich die Bühnenstücke dieses Geistes erweisen, geschickt genug vor unsern Augen zu entwickeln. Freilich hat sich im Laufe der 20 Jahre auch herausgestellt, daß mit einer chrieenhaften, schulaufsatzmäßigen Regelmäßigkeit dieses Pensum immer wieder nach derselben Methode abgewickelt wird. Der große Realdichter Friedrich Schiller kennt auch, so viel Dramen er geschrieben hat, so viel verschiedene geistige und technische Mittel, seine Stoffe zu bewältigen; Ibsen besitzt nur eine Methode, die künstliche Zerlegung der Ideenmasse in ein Frage- und Antwortspiel, aus dessen Verzögerungen, Retardirungen und Vorandeutungen allmählich eine Spannung und eine Handlung entsteht. Von Haus aus ist das ein Mittel der niederen Bühnenpraxis, der niederen Komödie; die großen Voll-Dramatiker haben es zumeist verschmäht. Indessen Ibsen machte eine Art von sokratisirender Methode daraus, war seiner Bühnenwirkung sicher und handelte zweckmäßig, wenn er eine essayistische Kritik am modernen Leben, an Faulheiten in Staat und Ehe, an der Stellung des Weibes und an deren Zeitfragen übte. Schon mit der „Frau vom Meere“ aber und mit „Baumeister Solneß“ entwickelte sich neben dem pianen psychologischen Realismus der Charakterentwicklung ein anderer Zug, der mit „Wenn wir Todten erwachen“ zur völligen Geschmacklosigkeit und Geistlosigkeit fortgeschritten ist: nämlich die sonderbare Neigung, die dargestellten Personen allegorisch reden zu lassen und ihre Gemüthsregungen sogar in Coulissenallegorien zu versinnlichen. So wird in „Baumeister Solneß“ die Katastrophe dadurch herbeigeführt, daß der Baumeister einen Thurm besteigt und durch das Zureden seiner Mitheldin immer höher hinaufgetrieben wird. Dies soll, nach den gefallenen Reden, gewissermaßen auch ein ethisches, künstlerisches Immerhöherstreben versinnbildlichen. Der Baumeister stürzt dann aber ab und hat nicht etwa allegorisch dabei das Genick gebrochen, sondern vollständig leibhaftig. Die Halballegorie, dieses Halbsymbol wird auf der Bühne mit allem Aufwand mimischer Kunst dargestellt und muß auf jeden kultivirteren Geschmack lächerlich wirken, weil das Allegorische aus seiner eigenen Rolle herausfällt, weil die geistige Maske nicht fest genug aufgeklebt ist und die Phantasie an Bildern erwürgt, die zugleich als Wirklichkeiten pathologischer Art vorgetragen werden und ihren Bildcharakter aufgeben an psychologische Winkelzüge.

Das Absurde der allegorischen Dialogisirung ist in „Wenn wir Todten erwachen“ in einer merkwürdig starren, sprachlich fühllosen Manier durchgeführt. Während auf der einen Seite immer noch ein realistischer Zug des Prosastils ängstlich gewahrt bleibt, der genau den alltäglichen Redewendungen mittelmäßiger Menschen nachgeht, sprechen diese Leute an wichtigen Punkten nicht in Bildern, sondern — in Allegorien. Die Dichter früherer Zeiten ließen als vernünftige Menschen ihre Figuren sehr viel in Bildern, d. h. Metaphern reden, weil auch im wirklichen Leben jeder erregte Mensch sein Gemüth schimpfend oder sonstwie in übertragenen oder übertreibenden Redensarten entlastet. Shakespeare, der mitten im geistvollen germanischen Volke stand, wußte, in wie originellen Bildreden so ein richtiger Nachtwächter spricht, daher auch der Dialog seiner Stücke in jeder Zeile ein Gaudium für jede lebhafte Phantasie ist. Aber wo hätten diese Figuren jemals Bilder so weit ausgemalt, daß sie dieselben zur Allegorie verwandelt hätten, die sie zu Tode hetzen und gewissermaßen zu einer Zunftsprache ihrer Gemüthszustände machten? Sie haben es nicht gethan, weil einfach auch im wirklichen Leben kein Mensch das thut, sondern höchstens der Wahnsinn, der sich in ein Bild, eine Vorstellung dermaßen einlebt, daß er die Kontrole der Wirklichkeit verliert. Ibsen hat es nun zwar bis zu einem gewissen Grad offen gelassen, ob man seine Irene als eine Wahnwitzige ansehen soll; würde man es aber thun, so wäre der Umstand, daß der Bildhauer mit ihr in die Berge gehen will, um an ihr den Genuß der Geschlechtsvereinigung zu erleben, eine solche — sagen wir Unappetitlichkeit, daß wir ernstlich um den gesunden Appetit des mehr als siebzigjährigen Verfassers auch besorgt sein müßten. Irene ist also wohl keine ernstlich Wahnsinnige, dennoch aber führt sie die Allegorie ihres Seelenzustandes und des Rubek'schen Seelenzustandes drei Akte lang durch. Es ist die Allegorie, die im Titel liegt: sie nennt sich und ihren Bildhauer „Todte“. Sie beginnt gleich damit, ohne den ahnungslosen Künstler in ihre Bildersprache eingeweiht zu haben, daß sie ihn für „lebendig“ erklärt, was ja eigentlich selbstverständlich ist, hier aber, frei nach Hesekiel und der althebräischen Bedeutung der Worte „todt“

und „lebendig“ allegorischer Wortgebrauch ist. Sie überschüttet ihn gleich darauf mit der Bemerkung über seine Frau: „Also Eine, die du dir erst nach meinem Tode angeschafft hast.“ Unter Menschen, wie sie wirklich auf Erden, außerhalb der Irrenanstalten, leben, wäre es mit dieser doppelten räthselhaften Redensart eigentlich genug; sie würden das Bild fallen lassen, da es seinen Gemüthszweck erfüllt hat. Irene geht aber ohne weitere Aufklärung noch weiter. Sie fragt nach ihrem „Kind“. Dieses ist wiederum ein Rätsel, das wir später erfahren. „Zu meinen Lebzeiten, ja,“ sagt sie, weil er von „dazumal“ spricht, wo sie das Kind zusammen bekamen. Und nun folgt alle Rosenlängen eine weitere mystische Rede von ihrem Zustand als „Todte“. „Ich war todt Jahre lang, doch jetzt fang' ich nach und nach an, wieder von den Todten aufzuerstehen.“ Die Allegorie des „Auferstehens“ wird nun drei Akte lang als Dialogprachtstück in Abwechslung mit der Todesvorstellung durchgeführt, schier kontrapunktlich und für Menschen mit Naturgefühl erstaunlich lächerlich. Schlußeffekt des ersten Aktes: „Ich schenkte dir meine junge lebendige Seele — und stand da, mit leerer Brust — seelenlos. Daran bin ich gestorben, Arnold.“ Rubek: „Jetzt, da ich dich wieder gefunden habe —“ Irene: „Auferstanden.“ Rubek: „— und verklärt!“ Irene: „Nur auferstanden, Arnold. Nicht verklärt.“ Rubek: „Wo bist du denn den ganzen Tag gewesen, Irene?“ Irene (weist in die Ferne): „Weit draußen auf den großen Gefilden des Todes —“

Man beobachte, wie dieser allegorische Dialog sogar feinsinnig unterscheidet: „Nur auferstanden. Nicht verklärt.“ Die Allegorie wird ganz dogmatisch sogar auf eine kleine Lebensgeschichte, eine evangelische Passion hinausgeführt, in welche sich die Seelenstimmung der Heldin einkleidet. Schlußeffekt des zweiten Aktes: Irene: „— Wenn wir Todten erwachen.“ Rubek: „Ja, was sehen wir da eigentlich?“ Irene: „Wir sehen, daß wir niemals gelebt haben.“ Auf Seite 87 ist Irene weiter gewahr geworden, zu ihrem „Entsetzen“, daß Rubek schon todt war — „schon lange todt“. „Todt, du und ich. Da saßen wir am Taunitzer See wie zwei starre Leichen und spielten miteinander.“ Einer poetischen Phantasie werden diese „spielenden“ Leichen zwar etwas hart verdaulich erscheinen, und Rubek antwortet auch mit merkwürdiger Geistesgegenwart hiezu: „Ich nenne das nicht todt.“ Wen muß bei dieser Afterpoesie der Zwangsvorstellungen nicht unwillkürlich ein gesundes Gelächter anwandeln, auch wenn er nicht als Berliner oder als Redakteur des Kladderadatsch auf die Welt gekommen ist? Sie steht gleich darauf als „das auferstandene Weib“ vor ihm, die „Liebe von dieser Welt ist todt“ in Beiden, aber „du und das Leben seid Leichname, wie ich einer gewesen“. Rubek: „So wollen wir bei den Todten ein einzigstes Mal das Leben bis auf die Neige kosten — bevor wir in unsre Gräber zurückkehren.“ Diese angenehme Aussicht begrüßt Irene mit einem „Freudenschrei“. Und damit die Allegorie auch weiter gut zu Ende gehe, wollen sie hinauf zum „Berg der Verheißung“. „Ja, durch alle Nebel. Und dann auf die Zinne des Thurmes, die da leuchtet im Sonnenaufgang.“ Diese Nebel sind aber ähnlich wie im Baumeister Solneß, ganz wirkliche Nebel, der „Berg der Verheißung“ ist eine leibhaftige Alpencoulisse und eine mitleidige Lawine kommt leibhaftig und man sieht, wörtlich! ! „wie Rubek und Irene in den Schneemassen mitgerissen und begraben werden“.

Wir haben hier ein streng durchgeführtes Beispiel des rhetorisch Absurden, das werth gewesen wäre, in einem Werke wie in den Untersuchungen des geistvollen antiken Aesthetikers Dionysius Longinus über den „Schwulst“ aufbewahrt zu werden. Leider hat Longinus Ibsen und das Jahr 1900 nicht miterlebt. Wir müssen an seiner Stelle erklären, daß die poetische Kunstform der Allegorie deßhalb nicht zu einer realistischen Poesie des Dialoges taugt, weil nichts im wirklichen Leben einem derartigen Spiel entspricht. Selbst ein pietistisch-protestantischer Pfarrer würde nicht imstande sein, den alttestamentarischen Sprachgebrauch von „Todten“, „Lebenden“ und „Auferstandenen“ mit solcher Peinlichkeit als Allegorisirung seines religiösen Lebens festzuhalten wie es Irene thut. Bei ihr handelt es sich aber nicht einmal um die bekannte religiöse Stimmung, sondern um eine einfache sexuell-pathologische, die sich völlig leerer, spielhafter Weise in solchem allegorischen Gerede ergeht. Thäte sie's allein, so könnte man glauben, Ibsen habe darin ihren sexuellen Wahnwitz zeichnen wollen; aber auch der männliche Held muß auf die Allegorie eingehen; gibt sich auch als einen „erwachenden Todten“ aus. Dabei ist nun eine Absurdität anderer Art — eine sittlich-ästhetische Absurdität, welche das Absurdum des allegorischen Dialogs an sich noch verstärkt. Dem hohen Tone, den hohen Bildern entspricht nicht ein höher sittlicher, intellektueller Befreiungskampf in den beiden Menschen, sondern eine modern-wässerige Wertheriode, die sich lediglich auf das punctum saliens eines unterbliebenen Geschlechtsverkehrs bezieht. Es ist gar nichts in den beiden Menschen gezeichnet, worin wir irgend ein Ringen aus falschen künstlerischen, menschlichen, geistigen Anschauungen, falschen sittlichen Prinzipien zu höheren in konkreter Weise sehen, so daß wir die Allegorie von ihrer Auferstehung, mit der sie sich biologisch maskiren, auch in diesem Sinn als Absurdum empfinden. Es ist nicht zum erstenmal, daß Ibsen uns mit gewissen nichtswürdigen Theaterphrasen abspeist, die im hohen Ton vorgebracht werden, ein ethisches Gruseln über ganz Europa bringen, viel Diskussion hervorrufen und sich zuletzt doch nur als biologische Theatercoups erweisen. So wollten die Ibsenhelden einst „Adelsmenschen“ werden und „Adelsmenschen“ erziehen; was aber unter einem solchen zu verstehen ist, das weiß wahrscheinlich nur der Souffleur. Europa hat es bis heute nicht erfahren. Diesmal spielen die Ibsen'schen Figuren „todt“ und „auferstanden“. Wenn sie aber von irgend etwas auferstehen, so kann es sich nur um diejenige Auferstehung handeln, der Boccaccio eine seiner mittelalterlich-lustigsten Novellen gewidmet hat. Jedenfalls ist die Ibsen'sche Auferstehungsallegorie disparat; soll's im Sinn von Hesekiel gemeint sein, so ist es außerdem ein schlechter biblischer Nachklatsch, der am allerwenigsten auf die unbefriedigte Sexualität eines hysterischen Frauenzimmers paßt, das in Variétés als Gipsfigur aufgetreten ist, vielen Männern die Köpfe verdreht, zwei Ehemänner verbraucht hat und zum Schluß sich ihre erste Liebe, den Bildhauer annektirt, um mit ihm auferstehungshalber einen zweifelhaften Genuß zu wiederholen, den sie doch schon in mannichfaltigster Art gehabt hat.

Und worauf beruht es nun, daß sie „todt“ ist? Auf einem großen psychologischen Absurdum. Dasselbe ist durch die lex Heinze zeitgemäß geworden, und wenn man sich fragt, wie konnten Roeren und manche Centrumsmänner auf gewisse Dinge verfallen, wer ist der Denunziant, der ihnen das Nackte an die Wand gemalt hat, so braucht man nur Ibsens erwachte Todte zu lesen, um als Maler, Künstler, Mensch im allgemeinen gar vieles zu begreifen.

Wir sprachen oben von dem „Kind“ Irene's und des Bildhauers. Es ist das ein alter Atelierscherz, den

man schon vor zwanzig Jahren in Münchener Ateliers hören konnte und der überall einmal spaßiger Einfall der Künstlerphantasie oder des Modellwitzes gewesen ist. Er scheint auch Ibsen vom Hörensagen zugekommen zu sein. Leider hat seine jüngste Vorliebe für das Absurde ihn veranlaßt, den Atelierwitz schier als ein sexuell-tragisches Problem zu behandeln. Das „Kind“ ist nämlich das Kunstwerk selbst, welches aus dem Anschauen des Modells entsteht. Der Witz wird natürlich nur bei solchen Modells gemacht, die außer der Ganzaktigkeit auch noch eine gewisse Freiheit des Dialoges während des Malens lieben. Vorkommen kann er auch, wenn die erklärte Frau eines Künstlers ihrem Manne Modell steht, was seit Urzeiten bekanntlich die ehrbarsten Künstlergattinnen sammt der Gemahlin des Rubens gethan haben. Wir können versichern, daß dabei übrigens nicht viel Federlesens wegen etwaiger Darstellungsgefühle gemacht wird; Modellstehen ist gar nicht so eine mystische oder grausliche Sache, daß davon in so hohen Tönen zu reden wäre, wie es Ibsen vor seinen Zuhörern thut. Jenes „Kind“ aber spielt nun bei Ibsen eine ähnliche allegorische Rolle wie das leidige Todtsein. Irene hat dieses Kind fortwährend tödten wollen, hat sich sogar eine Dolchhaarnadel angeschafft, die sie immer im Bette mit sich führt. Bald will sie das „Kind“, bald den Vater selbst damit tödten — man denke ein Marmorbildwerk mit einer Haarnadel! Ist das Sexual-Wahnsinn?! Leider nicht einmal das; es sind nur schief verstandene, schief gesehene Bildallegorien des gealterten Verfassers, der gewisse Beobachtungen, die Lessing an der Gestalt seiner Orsina trefflich und mit Maß benutzt, als oratorisches Dialogmittel zu Tode hetzt und dadurch eine lächerlich-absurde Wendung auf die andere häuft. Die Dialogmaskirung, denn ein Dialogmaskenspiel ist auch die ganze Kindsallegorie, wirkt als kolportagemäßige Leidenschaftsschilderung.

Und nun das große psychologische Absurdum! Die schiefe Menschenkenntniß! Die Psychologie vom Hörensagen, die nichts von Natur und Lebenswahrheit an sich hat!

Irene hat dem Bildhauer Rubek Modell gestanden: Ganzakt! Man gestatte uns diesen Fachausdruck. Er ist frei von jeder Sentimentalität wie die deutschen Damen in Seebädern sammt ihren Badeanzügen, deren Modelle alle Jahre im Bazar stehen. Irene braucht nicht das Wort Ganzakt; sie stellt es ihm so dar: „in freier, hüllenloser Nacktheit —“ und er meint: „du gabst mir deine ganze nackte Schönheit.“ Glaubt Jemand, daß Frau Rubens jemals ihren Mann an das Modellstehen mit dem Ausdruck erinnert hätte, den Ibsens Irene braucht? Irene macht sich nämlich dreifach nackt: sie ist „frei“ (von Kleidern), sie ist „hüllenlos“ und da Rubek das augenscheinlich noch nicht kapiren würde, ist sie außerdem „nackt“. Als wenn es nicht für das Subjektgefühl und den Hörer völlig genügte, das mit einem Worte zu erfahren. Und vier Jahre lang, nicht etwa nur einmal hat Irene Ganzakt gestanden!! Und zieht sich nun vor Scham in Gedanken dreimal aus vor dem Bildhauer?! Hier haben wir nun doch den Verdacht, daß Ibsen in Künstlerleben und Modellleben nicht tief genug hineingeschaut hat. Es wird auch zu viel von ganz allgemeinen Schönheitsidealen und sonderbaren Idealempfindungen verwaschener Art von Seiten Rubeks geredet, als daß man glaubte, der Mann wäre ein wirklicher Bildhauer. Er benimmt sich vielmehr wie Jemand, der unter dem Vorwand, ein Künstler zu sein, sich kleiderlos begeistern will.

Dabei hat er sich aber vergangen. „Du hast dich vergangen wider mein innerstes Wesen.“ Rubek rückt über diese Anschuldigung auf seinem Stuhl zurück — ein merkwürdiges Beispiel von absurder Theatervorschrift — und meint: „Ich?“ Irene: „Ja, du! Ich stellte mich dir zur Schau, wie man sich nur zur „Schau“ stellen kann. (Leise.) Und nicht ein einziges Mal hast du mich berührt.“

Hier liegt der Hund begraben. Deßhalb wurde Irene eine „Todte“ und ging in die Variétés. Deßhalb „aufersteht“ sie und allegorisirt sie drei Akte lang dahin, das, was ihr versagt war, doch noch zu erreichen auf dem „Berg der Verheißung“. Rubek sucht sich zwar wegen seines „Vergehens“ zu vertheidigen; sie sollte ihm ja Modell zu einem „hochheiligen Werk“ sein und war ihm selbst eine Heilige. Aber gerade darin findet die absurde Spitzfindigkeit der Ibsen'schen Psychologie das Vergehen. Der alte Verfasser symbolisirt sich eine Art von Vergehen gegen die Natur in der Unterlassung des Bildhauers hinein und gerade das ist das Komisch-perverse, das psychologisch Absurde an der ganzen Geschichte.

Faktisch, praktisch liegt die Sache in Modellangelegenheiten denn doch etwas anders. Dem Maler, dem Bildhauer vor allen Dingen, kommt es denn doch nicht darauf an, das Nackte, weil's „nackt“ ist, zu sehen oder die Nacktheitsgefühle kleidergewohnter Menschenkinder zu verletzen; ihm handelt es sich darum, zu sehen, wie diese und jene Form sich gestaltet in einer bestimmten Stellung; er will sehen, wie der Kopfnicker, der Deltamuskel, sitzt; er hat es mit dem Mönchskappenmuskel zu thun aber mit der Form, in der sich die Kniescheibe durch Fett und Muskel und Haut bemerkbar macht. Und ein „Modell“ wie Irene, die drei, vier Jahre „unberührt“ dem Bildhauer Modell gesessen hat, sollte nicht bemerkt haben, daß ein Schönheitsstudium dieser exakten Art eben ein Naturstudium ist, bei dem sie sich nicht das geringste vergibt und die „freie, hüllenlose Nacktheit“ etwas ist, was auch nicht die geringste Seelenverpflichtung enthält? Sie sollte nicht bemerkt haben, daß das Selbstbewußtsein eigener Schönheit und künstlerischer Gegenständlichkeit gerade in ihr selbst die sinnlichen Triebe aufhebt, mindestens mildert, einschläfert? Sie hat doch alle ihre Muskeln angezogen, sie hat doch ihre Haut an und das Atelier ist sogar geheizt gewesen, daß sie nicht friert. Welche Künstlerromane von Elise Polko und Anderen hat sie gelesen, daß sie mit „ihrer Jugend pochendem Herzblut“ ihm diente als — Modell! Das „pochende Herzblut“ würde sie jedenfalls nur gehindert haben, ihm Ganzakt zu stehen. Sie macht darüber, daß er sie nur als künstlerischen Gegenstand betrachtet hat, die höhnische Anmerkung: „Zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind.“ Ein Abgrund von Tiefsinn, von modern-ethischer Feinschmeckerei scheint sich in dieser Bemerkung aufthun zu wollen und doch ist gerade diese Bemerkung und Ibsens Absicht dabei ein vollständiger Unsinn, besonders nachdem Irene vorher von ihren Abenteuern aller Art erzählt hat. Wer heißt sie — oder Hrn. Ibsen — das Naturkunstwerk, das sie mit Haut, Fleisch und Knochen ist, verwechseln mit ihrem inneren „Menschenkind“ und vollends gar mit dem Bildhauerkunstwerk? Das sind eben alles Empfindungen, die ehrbare Modelle anders und unehrbare Modelle in dieser sentimentalen Art nicht haben und wenn Fräulein Irene den Bildhauer in Kleidern liebte und von ihm „berührt“ zu sein wünschte, ohne daß es geschah, so konnte die ganze Auferstehungsgeschichte psychologischerweise sogar viel besser zustande kommen, denn „verschmähter Liebe Pein“ nannte schon Hamlet unter den Dingen, die der Mensch schwer erträgt. Warum also die Heldin erst vor den Augen des versammelten Parkets vollständig ausziehen?! Soll's die Bock-

fische gruseln lehren var dem Madellstehen, zumal das allegarische „Kind“ denn doch auch ein ganz gruseliges Kind ist und der Kindsmard auch sanst eine graße blumenreiche Rolle spielt? Und da wundert man sich über Hrn. Roeren! Wenn ein Ibsen falche Begriffe vam Nackten auftischt!

Wer das Werk Ibsens genau studirt, wird, wenn er ein Fachmann der Schriftstellerkunst ist, bemerken, daß die Gefühle und ethischen Beziehungen, die sich zwischen Rubek und Irene im Laufe des Stückes ausläsen, salche sind, wie sie etwa zwischen einem Ramandichter und seinem „Madell“ aufkommen kännten, überhaupt bei Jemandem, der ein lebendiges Seelenwesen, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr ist, literarisch-geistig abkanterfeit und dach seine Beabachtungen zum künstlerischen Zwecke abändern, vielleicht vielfach auch das Lebensbild im einzelnen fälschen muß. Dieses literarische Gewissen hat Ibsen fälschlicherweise auf die ganz andere Art des körperlichen Madellstudiums am körperlich Nackten übertragen und daher die tiefe psychologische Absurdität seines ganzen Werkes. Seine Irene ist ein psychalagisches Manstrum, blutlas, leblos, unwahr.

Viel Schuld an dieser und den meisten Geschmacklosigkeiten des Ibsen'schen Werkes hat die dialogisirende Technik, welche nur durch Mißverständnisse, Halbverständnisse der Reden einen Neugier erweckenden Fartgang der Handlung zu bewirken vermag. So spielt bekanntlich der „Bärenjäger“ Ulfheim mit Rubeks Frau Maja den Gegenpart der Handlung. Ibsen leistet sich da gleich im Anfang der Bekanntschaft falgendes Zwiegespräch, wobei sich Ulfheim schan genügend als blutdürstigen Nimrad ausgewiesen hat: Maja: Sind Sie niemals krank gewesen, Herr Gutsbesitzer? — Ulfh.: Nein. Sonst säß ich nicht hier. — Aber meine besten Freunde — die sind aft krank gewesen, die armen Schlucker. — Maja: Und was haben Sie da mit ihnen gemacht? — Ulfh.: Erschassen hab ich sie, natürlich. Rubeck (blickt ihn an): Erschassen? — Frau Maja (rückt auf ihrem Stuhl zurück): Todtgeschassen? — Ulfh. (nickt): Ich schieße nie varbei, meine Gnädige. — Frau Maja: Aber wie kännen Sie denn nur Menschen todtschießen? — Ulfh.: Ich rede ja nicht von Menschen. — Man möchte annehmen, daß auch die dümmste Person schon beim ersten Wart des Bärenjägers auf seine Hunde rathen müsse. — Frau Maja aber hat nach immer nicht genug, sie fragt weiter: Ihre besten Freunde, sagten Sie doch. — Ulfh.: Meine besten Freunde das sind dach wahl meine Hunde. — Frau Maja: Ihre Hunde?

Das ist wirklich albern. Als wenn man das Menschentadtschießen bei Krankheitsfällen irgend wann und wa als medizinisches Heilmittel im Gebrauch hätte! Und als ob eine junge lebenslustige Frau je sa dumm gewesen wäre, auf Menschen zu rathen, wa einem die Hunde so an die Wand gemalt werden! Man sieht, der Dialog wird rein maschinenmäßig aufgeläst in künstliche Frage und Antwart wie in einer Schulklasse, wo etwa den Knaben die Aufgabe gestellt wird, ein Kapitel aus Cornelius Nepas in Farm eines Zwiegespräches varzutragen. Da mag dann wohl auch solcherlei Arbeit entstehen.

Zum Schluß noch ein Beispiel des Phantastisch-Absurden. Ibsen hat in sein Stück die Gestalt einer Diakonissin eingeführt, die als stumme Persan regelmäßig hinter der Heldin Irene auftritt. Sie sagt nie ein Wart, hat aber die Eigenschaft, schwarz angezagen zu sein und nach Irenes Behauptung hat sie sagar eine Zwangsjacke für Letztere bei sich. Ob diese „Zwangsjacke“ nur bildlich gemeint ist, kann man nicht entscheiden; einmal ist diese stumme Person nämlich auch das „Gewissen“ der Irene, und da Rubek auch angesichts der drohenden „Zwangsjacke“ meint, seine „Liebe“ „brenne“ für Irene und „lahe“ so heiß wie je, so ist man genöigt, die „Zwangsjacke“ bloß für ein „Aperçu“ zu halten, zumal man seine „Auferstehung“ doch eigentlich nicht gerade darin suchen würde, mit einer Dame in Zwangsjacke die Feste der Göttin Venus zu feiern. Diese Diakanissin tritt nun wie das Gespenst im Zaubersalan regelmäßig hinter der Heldin auf. Niemand weiß wie sie dazu kammt, sie belauscht sagar die Liebesgespräche ihrer Dame mit dem Bildhauer, ist aber sa diskret, Niemandem, auch dem Zuschauer nicht, zu sagen wer, waher, wazu sie ist. Erst am Schlusse ist sie dem auferstehenden Paar bei Nacht ins Morgengrauen nachgestiegen, hinein in Sturm und Wetter. Welcher Beruf sie dazu treibt, ist Henrik Ibsens persönliches Geheimniß; sie weiß nämlich schon vorher durch ihr Lauschen, daß Irene mit Rubek „Sammernacht auf Bergeshähen“ erleben will. Was läuft sie dem Paare nach. Sie hat allerdings nur das Nachsehen. Sie sieht, wie die Auferstandenen van der Lawine verschüttet werden. Sie schreit auf: „Irene!“ schlägt ein Kreuz und endet mit einem „Pax vobiscum“ das Stück.

Die Figur ist augenscheinlich nur ersunden, um eine gewisse Gruselstimmung zu erzengen und durch gespenstisches Auftreten einer schwarzgekleideten Begleiterin und Lauscherin irgend etwas namenlases, ananymes im Hörer hervarzurusen. Dies pflegte man nun mit salchen Mitteln in früherer Zeit im „Kasperletheater“ zu thun, wa entweder der schwarze Mann aber die weiße Frau ständig erschienen, freilich nur um bei Kindern unter vier Jahren den Effekt zu erzielen, den Ibsen bei seinen erwachsenen Zuhärern und Theaterdirektaren erreichen möchte. Das Absurde entsteht nun aber dadurch, daß, angesichts dieser Madellgeschichte, ein einfaches Menschenkind irgendwie wissen möchte, warum eigentlich diese stumme Person lauscht und wie ein Schatten ihrer Herrin falgt, warum der ganze Spuk da ist. Aber Ibsen verweigert absolut jede Auskunft, während er doch reichlich Mittel des Stils aufwendet, um unsre Aufmerksamkeit und Neugier auf diese wundersame Diakanissin zu wenden. Und das ist das Absurde. Wenn Jemand sich einen schwarzen Tintenklecks auf den Rücken macht und sich damit öffentlich ausstellt, ahne zu sagen, wozu der Tintenklecks da ist aber was er mit dieser Ausstellung selbst beabsichtigt, sa nennen wir das absurd. Sallten wir aber merken, das er uns damit einen unheimlichen Eindruck machen will, sa lachen wir und überlassen den seltsamen Derwisch seinen Selbstumdrehungen um die eigene Achse.

Wir wallten keine „Kritik“ des Ibsen'schen Stückes schreiben. Wir wallten nur die Philosophen unter unsern Lesern zum Nachdenken darüber anregen, wie viele Schattirungen ein ästhetischer Begriff wie das Absurde enthalten kann und wie merkwürdig es ist, daß ein berühmter Dichter neunzig Seiten schreiben konnte, van denen eine jede mindestens ein Beispiel des betreffenden Begriffes liefert. Du glückliches Jahrhundert, das nun abschließt! Wie reich bist du durch deine „ersten“ Gräßen an neuen Entdeckungen gewarden auf dem Gebiete der höheren Madellpsychalogie! Und welch ein Schatz van Menschenverkenntniß ist speziell in den letzten Werken unsres graßen allegorischen Tadtenerweckers niedergelegt!

Die Kunst des Jan van Eyck im Lichte neuerer Forschung.

Von Heinrich Weizsäcker.

II.

Von den Ergebnissen der Voll'schen Analyse fällt endlich ein Gewinnantheil auch der allgemeinen ästhetischen Würdigung unsres Künstlers zu. Es ist da manches gut zu machen, was in früherer Zeit eine weniger vorurtheilsfreie Kritik gefehlt hat, die nicht imstande war, von den ihr geläufigen akademisch-klassizistischen Werthurtheilen zu abstrahiren. Wie befremdlich muthet selbst bei Crowe und Cavalcaselle noch zuweilen der Ausdruck ihrer persönlichen Lust- oder Unlustgefühle an, die Genauigkeit, mit der vor einem Madonnenbilde eines Jan van Eyck um die Prädikate von schön oder häßlich gemarktet wird: es ist, als würde einem Schulknaben die Zensur ertheilt! Mit Recht hat Voll betont, daß zu den Voraussetzungen eines geschichtlichen Kunsturtheils die Gabe der persönlichen Anempfindung hinzugehört, und daß wir, wenn wir Kunstgeschichte schreiben wollen, in erster Instanz nicht darnach gefragt sind, was uns schön erscheint, sondern was ehedem und zu einer anderen Zeit dafür gegolten hat. Und werthvoll ist vor allem der wiederholte Hinweis des Verfassers darauf, daß die Größe der Eyckischen Kunst nicht, wie man so oft zu hören bekommt, in der bloßen Formvollendung im kleinen, der „Feinmalerei", wie das die zünftige Gelehrtensprache zu nennen pflegt, besteht. Das ist so wenig der Fall, als etwa ihr Kunstvermögen selbst von der wie hoch immer entwickelten Miniaturmalerei des späteren Mittelalters ausgegangen ist. Wer im Anschauen der authentischen Eyckischen Werke keine anderen Quellen ihrer Kraft verspürt, der hat noch nicht genug davon erfahren, daß es noch immer große Kunst gewesen ist, die von den großen Meistern ausgegangen ist.

Ueber den Genter Altar noch einige Worte im besonderen, er ist nun doch einmal das Meisterstück der Brüder und zugleich das Hauptstück für einen Jeden, der sich über ihre Kunst unterrichten will. Ein hervorragendes stilgeschichtliches Dokument, wie er ist, bereitet er dennoch der Auslegung nicht geringe Schwierigkeiten. Wie bekannt, gibt eine metrische Inschrift an der alten Umrahmung des Werkes Auskunft darüber, wann und durch wessen Hand es entstand. Das Latein, in dem sie verfaßt ist, zeigt eine nichts weniger als tadellose Klassizität; einen Wink für das richtige Verständniß ihrer Verse, namentlich des letzten, an dem, so weit ich zu sehen vermag, die bisherigen Uebersetzungsversuche sämmtlich gescheitert sind, danken wir dem philologischen Scharfsinn des Verfassers (S. 98). Nur bleibt auch bei der besten Lesung die für die geschichtlich-kritische Aufklärung wichtigste Frage unbeantwortet, die nämlich, wie sich die Arbeit im einzelnen zwischen die beiden Autoren vertheilt hat. Die Inschrift nennt wohl Hubert, den älteren Bruder, als den Anfänger, Jan als den Vollender der Arbeit, was aber von des Einen, was von des Anderen Hand ist, sagt sie nicht. Und wenn wir uns damit allenfalls, was Hubert anlangt, zufrieden geben könnten, der ja ohnehin für uns eine kaum mehr als mythische Figur ist, so können wir es doch umsoweniger in Anschauung des Jan van Eyck, der uns als eine lebendige Künstlerpersönlichkeit und zwar als eine solche von allererstem Range vor Augen ist. Eine Fülle von Literatur hat sich über diesen Gegenstand bereits angehäuft und eine gewisse gangbare Meinung hat sich in letzter Zeit, mit Abweichungen im einzelnen, dahin gebildet, daß das heute noch in S. Bavo in Gent vorhandene Mitteltheil, oder doch jedenfalls dessen obere Hälfte, welche die Gestalten von Christus (Gottvater?), Maria und Johannes enthält, von Hubert sei, von beiden Brüdern gemeinsam die musizirenden und psallirenden Engel auf den Innenseiten der Flügel, daß aber das Uebrige, auch die lebensgroßen Figuren des ersten Elternpaares in der oberen und ohne Zweifel die kleinfigurigen Scenen in der unteren Zone des Schreins von Jan herrühren. Mir hat sich schon vor Jahren, als ich die Niederlande zum erstenmal besuchte, eine andere Ansicht aufgedrängt und ich freue mich, meine damaligen Eindrücke, die ich auszusprechen inzwischen keine Veranlassung hatte, durch die Beobachtungen bestätigt zu finden, die sich Voll ganz unabhängig von den meinen, aus seiner Untersuchung ergeben haben. Sie lassen sich in der Behauptung zusammenfassen, „daß Jan die Hauptarbeit geleistet hat und daß selbst in den Fällen, wo Hubert einzelne Tafeln angelegt hat, Jan nachträglich alles überging". Danach wäre also auch in jener himmlischen Trias im oberen Theil des Mittelstücks in Gent, die bisher immer noch als das ausschließliche geistige Eigenthum des Hubert diesem vorbehalten blieb, die Hand des jüngeren Bruders zu erkennen. Und so viel ist gewiß: wenn man — wie bei dem fortgeschrittenen Charakter der Arbeit doch kaum anders möglich ist — die schon erwähnten Tafeln mit Adam und Eva (jetzt in Brüssel) Jan zuschreibt, dann muß man ihm auch jene Genter Figuren zuerkennen. Die Hand, von der die Eva herrührt, ist dieselbe, welche in Gent die Maria und damit auch die beiden anderen zugehörigen, mit ihr aus einem Guß entstandenen Gestalten des Christus und des Johannes gemalt hat.

Daß auf der anderen Seite in der Gesammtanlage wie im einzelnen von Hubert vieles vorgearbeitet sein mag, läßt auch Voll unbestritten, und wer möchte auch in Ansehung der Künstlerinschrift daran zweifeln? Aber Spuren seiner Hand jetzt noch erkennen zu wollen, scheint auch mir mehr als gewagt. Es ist doch auch, versetzt man sich einmal in den praktischen Fall hinein, nichts wahrscheinlicher und natürlicher, als daß der jüngere Bruder, der die Arbeit unvollendet von dem älteren übernahm und mindestens einiges ganz von seiner eigenen Hand hinzuthun mußte, zu guterletzt auch das, was von dem Bruder da war, mit seinem eigenen Pinsel überging. Wie anders hätte denn die von allen ohne Ausnahme einst wie heute bewunderte stilistische und koloristische Harmonie des Werkes überhaupt zustande kommen sollen? Einen willkommenen weiteren Beleg zu dieser aus dem Stilcharakter wie aus der Logik der Thatsachen geschöpften Anschauung gibt, was Voll aus verschiedenen älteren, zum Theil von ihm neu aufgefundenen literarischen Quellen mitzutheilen weiß, aus Zeugnissen, die zwar nicht von primärer Bedeutung, aber doch gewichtig genug sind, um erkennen zu lassen, daß in einer älteren, der Entstehung des Werkes um vieles näher gelegenen Zeit beharrlich Jan van Eyck als der eigentliche Meister des Genter Altars genannt wird. Ueber diese Quellenliteratur hat der Verfasser noch weitere, eingehendere Mittheilungen in Aussicht gestellt.

Es erübrigt zum Schlusse, der Ergebnisse eines dritten Abschnittes zu gedenken, der sich mit den nach Volls Ansicht fälschlich dem Jan van Eyck zugeschriebenen Bildern beschäftigt, eines Kapitels, in dem noch manches offene Frage ist, und über das ausführlich zu berichten hier kaum der Ort ist. Ich muß mich wieder darauf beschränken, Einzelnes herauszugreifen. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß Volls Kritik unter den Apokrypha der Eyck'schen Schule sehr gründlich aufgeräumt hat, und bei

vielen derselben, die der Verfasser endgültig verabschiedet haben dürfte, wird man nicht allzuschweren Herzens in die Trennung willigen. Dahin rechne ich Bilder, wie das auf den ersten Anblick nicht wenig bestechende der heiligen Frauen am Ostermorgen in der Sammlung von Sir Francis Cook in Richmond (es ist von fremder Hand) oder das männliche Portrait der Dresdener Galerie (1905), das meines Erachtens von einem Augsburger Meister um 1520 herrührt, oder die Stigmatisation des heiligen Franz in Turin, eine Arbeit, deren zarte Behandlung noch weniger als die genannten von der festen Geschlossenheit Eyck'scher Formgebung erkennen läßt, im landschaftlichen Detail sogar der sehr viel späteren Darstellungsweise eines Patinir auffallend nahe steht. Die Madonna von Ince Hall ist mir nur aus derselben Abbildung wie dem Verfasser bekannt, aber auch mir ist daraus nicht verständlich gewesen, wie das Bild zu dem Namen des Jan von Eyck kommen konnte. Kein besseres Loos als diese Sachen verdient das neuerdings wieder öfter erwähnte Votivbild der Sammlung Schollaert in Löwen, das auch Voll mit berechtigtem Mißtrauen behandelt, obwohl ihm seine Besichtigung durch zufällige Umstände unmöglich gemacht wurde. Das Bild ist eine übel restaurirte Ruine, und hat nur indirekt mit Jan von Eyck zu thun, insofern es in die Kategorie jener zahlreichen späten Werke des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunderts gehört, in denen unselbständigere Meister den Stil der glorreichen alten Zeit so gut sie konnten, nachzuahmen suchten; ich hoffe, daß dieser Spuk uns nicht länger beunruhigen wird. Weniger skeptisch als Voll verhalte ich mich zu anderen Dingen, wie beispielsweise zu dem Londoner Portrait eines Mannes mit rothem Turban, oder zu der Dresdener Zeichnung, einer feinen Silberstiftstudie zu dem „Cardinal" des Wiener Hofmuseums, die mir zu viel natürliches und lebendiges Detail der Beobachtung zeigt, als daß ich eine bloße spätere Nachbildung darin vermuthen möchte. Besonders reservirt hat sich der Verfasser gegenüber den Eyckischen Tafelbildern der Berliner Galerie verhalten, eine Zurückhaltung, die mir nicht unverständlich scheint in Anschauung etwa des kleinen Christuskopfes im Profil, der schon aus ikonographischen Gründen nicht ganz einwandfrei erscheint oder hinsichtlich der Madonna mit dem Benediktinerabt, die auch v. Tschudi ernstlich angezweifelt hat. Sehr weit entfernt von der Eyckischen Werkstatt wird man den Urheber dieses letzten zierlichen Bildchens allerdings wohl nicht zu suchen haben. Mir scheint eine ähnlich zimpferliche, um nicht zu sagen weibliche Hand wie hier u. a. auch bei der Herstellung der Flügel des kleinen Dresdener Triptychons im Spiel gewesen zu sein. Das Mittelstück ist hier ja allerdings, von dem erst in unsrer Zeit völlig neu gemalten Gewande der Madonna abgesehen, unzweifelhaft authentische Arbeit Jans, aber in den Flügeln erkennt auch Voll mit Recht eine etwas schwächere Arbeit. Sollte hier vielleicht wirklich an eine weibliche Hand, etwa an die jener Margarethe van Eyck zu denken sein, von deren Gaben van Mander so viel zu rühmen weiß? Nicht so bereitwillig wie die genannten möchte ich freilich zwei andere Bilder in Berlin preisgeben, die Voll aus der Liste der sicheren Eyck zu streichen vorschlägt, den großen Christuskopf und, eines der populärsten Eyckischen Bilder, den „Mann mit den Nelken". Die unleugbare Aeußerlichkeit in der Behandlung des Christuskopfes, die allerdings Zweifel erregen könnte, erscheint weniger unbegreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kopf in Lebensgröße ausgeführt ist, einem Formate, in dem die altniederländische Malerei überhaupt höchst selten eine ganz befriedigende Leistung zustande gebracht hat. Und was den Nelkenmann betrifft — ich gebe zu, daß wir bereit sein müssen, auch solchen Irrthümern Valet zu geben, die uns zur pietätvollen Gewohnheit geworden sind, sobald man uns von ihrer Haltlosigkeit überzeugt, auch erkenne ich an, daß der Vortrag in dem Bild sich keineswegs mit Jans gewohnter Pinselführung deckt. Aber sind nicht gegenüber einem solchen trennenden Argument noch viel mehr der verbindenden vorhanden, die uns ganz wohl auch dieses Werk mit anderen des Jan in eine verständliche Entwicklungsreihe bringen lassen? In der Intonation, in der Gewissenhaftigkeit des Detailstudiums, im Farbmittel und seiner Anwendung ist so vieles, was an die bekannten Eyckischen Charakterköpfe erinnert, daß man doch wohl an denselben Autor glauben muß, vorbehaltlich dessen, daß bei einem strebenden Künstler eben Aufgaben derselben Art zu verschiedenen Zeiten auch in der Behandlung recht unterschiedlich ausfallen können. In Summa, hier möchte ich lieber mit der Kritik der letzten 30 oder 40 Jahre irren, als zu früh ein Werk preisgeben, das so viel innere Berechtigung zu dem stolzen Autornomen, den es trägt, besitzt.

Doch sei nicht vergessen, daß hier wie bei allen derartigen streitigen Erwägungen zu den mehr oder weniger negativen Momenten der Kritik noch ein letztes positives hinzutritt, das man im Gegensatz zu jenen als das des Glaubens bezeichnen könnte, nicht eines Autoritätsglaubens irgendwelcher Art, aber einer persönlich erlebten Kraft der Ueberzeugung, ohne die mitunter in einem von so zahlreichen subjektiven Eindrücken abhängigen Gebiet wie in dem der Bilderkritik überhaupt kein fester Standpunkt zu gewinnen ist. Und hier muß Jeder den Muth haben, für seine eigene Meinung zu stehen. Es gilt ja auch zum Glück kein Dogma, das wir etwa untereinander zu vertheidigen hätten, sondern allein das Prinzip einer freien Forschung, die allerdings, je größere Vorrechte sie genießt, umsomehr auch ihrer Verantwortung sich bewußt sein wird. Aber eben unter diesem Gesichtspunkt wird man, denke ich, mit dem Verfasser nicht darüber rechten, wenn er sich am Schlusse seines Buches zu dieser oder jener Anschauung bekennt, die Anderen vielleicht als Häresie erscheint. Die Wahrheit, die doch schließlich an den Tag kommen muß, entsteht nicht sowohl aus dem Vergleich, als aus dem Konflikt der Meinungen. Durch die Voll'schen Untersuchungen wird manche kritische Frage, die wir schon abgeschlossen wähnten, aufs neue zur Kontroverse werden. Aber wenn es eine Aufgabe unsrer heutigen Bemühungen ist, die Grundlagen zu schaffen für eine künftige Geschichte der altniederländischen Malerkunst, und wenn wir diese Aufgabe nicht weniger ernst nehmen wollen, als hier geschehen, so werden wir auch nicht umhin können, uns mit dem Verfasser aufs neue auseinanderzusetzen. Die ganze Wahrheit glaubt ja auch wohl Keiner von uns heute schon zu besitzen: eine in systematischer Strenge und frei von Vorurtheil geführte Diskussion, wie Voll sie aufs neue eröffnet hat, wird am ehesten dazu angethan sein, sie ans Licht zu bringen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Leipzig.** Dem „L. Tgbl." zufolge wurden die Privatdozenten Dr. phil. Otto zur Strassen (Zoologie und vergleichende Anatomie), Dr. phil. Oscar Knoblauch (Physik und physikalische Chemie) und Dr. phil. Asmus Soerensen (osteuropäische Sprachen, Literaturen und Geschichte) zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät ernannt.

* **Halle.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. Karl Steinbrück als Privatdozent für Landwirthschaftslehre habilitirt.

* **Berlin.** Das wissenschaftliche Personal des am Sonntag feierlich geweihten Ersten chemischen Instituts der Universität umfaßt zur Zeit 15 Männer der Wissenschaft. Außer dem Direktor, Geh. Rath Prof. Fischer, und den beiden Abtheilungsvorstehern, den Professoren Gabriel und Harries, wirken an dem Institut der Oberassistent Dr. Ruff, acht Assistenten, und zwar die Doktoren Pschorr, Stock, F. Lehmann, Diels, Wolfes, Poppenberg, Kosnier und Wolf von Loeben, sowie drei Hülfsassistenten, die HH. Büttner, Silberbach und Dr. Colmann. Das neue Institut enthält auch einen fast 1000 Quadratmeter großen Fabrikraum, in dem Arbeiten mit größeren Quantitäten ausgeführt werden können.

* **Breslau.** Dr. R. Schott, Privatdozent an der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, hat den Ruf nach Freiburg in der Schweiz abgelehnt.

* **Wien.** Die Meldung, daß der Professor der theoretischen Physik an der Wiener Universität, Hofrath Dr. Ludwig Boltzmann, die Berufung an die Leipziger Universität abgelehnt habe, beruht auf einem Irrthum. Boltzmann hat sich vielmehr nach langem Schwanken dazu entschlossen, dem Rufe zu folgen.

* **Budapest.** Hier starb im Alter von 75 Jahren der Professor der Pädagogik August Ludrich.

* **Zürich.** Der eidgenössische Schulrath hat beschlossen, bei dem Bundesrath zu beantragen, daß das eidgenössische Polytechnikum in Zürich mit dem Rechte der Promotion von technischen Doktoren ausgestattet werden solle.

* Herbstferienkurse für Aerzte an der Universität München 1900. Die Kurse beginnen am 18. September und endigen am 17. Oktober. Sie werden abgehalten von: Assistenzarzt Dr. Hahn: Uebersicht über die wichtigsten Kapitel der deskriptiven Anatomie mit Demonstrationen. Privatdozent Dr. L. Neumayer: Kursus der Histologie. Außerordentl. Professor Dr. Schmaus: 1. Sektionskurs (gemeinsam mit Privatdozent Dr. Dürck). 2. Pathologisch-histologischer Kurs. Privatdozent Dr. Dürck: 1. Kurs der pathologisch-histologischen Technik. 2. Bakteriologischer Kurs. 3. Sektionskurs (gemeinsam mit Prof. Dr. Schmaus). Privatdozent Dr. Sittmann: Kurs der klinischen Diagnostik. Privatdozent Dr. Hans Neumayer: 1. Laryngoskopisch-rhinoskopischer Kurs. 2. Physikalisch-diagnostischer Kurs. Privatdozent Dr. Trumpp: Diagnostik und gesammte Therapie der Diphtherie (Serum-Behandlung, Intubation und Tracheotomie). Privatdozent Dr. Hecker: 1. Praktischer Kurs der Kinderkrankheiten. 2. Pathologische Anatomie der Kinderkrankheiten mit Demonstrationen am Projektionsapparat. Assistenzarzt Dr. Rommel: Krankheiten des frühen Kindesalters unter besonderer Berücksichtigung der Verdauungsstörungen mit Krankenvorstellung. Privatdozent Dr. Schmitt: 1. Chirurgische Diagnostik und Therapie. Assistenzarzt Dr. Seggel: Kurs der Verbandlehre, Frakturen und Luxationen. Assistenzarzt Dr. Luxemburger: Chirurgische Diagnostik. Professor Dr. Berten: Klinik der Zahn- und Mundkrankheiten mit Extraktionsübungen. Privatdozent Dr. Port: Ueber Kieferfrakturen und Kieferfrakturverbände. Privatdozent Dr. v. Notthafft: Untersuchungsmethoden für Harnröhre und Blase, einschließlich Endoskopie und Cystoskopie. Assistenzarzt Dr. Jesionek: Praktischer Kurs der Haut- und Geschlechtskrankheiten mit Krankenvorstellung. Privatdozent Dr. Haug: Ohrenspiegelkurs unter Berücksichtigung der für den praktischen Arzt nothwendigen klinischen Momente. Privatdozent Dr. v. Sicherer: 1. Augenoperationskurs am Phantom. 2. Die Untersuchungsmethoden des Auges mit praktischen Uebungen, unter besonderer Berücksichtigung der für den praktischen Arzt wichtigen Methoden. Privatdozent Dr. Amann: 1. Gynäkologischer Operationskurs am Schultze-Winckel'schen Phantom. 2. Gynäkologisch-diagnostischer Untersuchungskurs. Privatdozent Dr. Klein: 1. Geburtshülflicher Operationskurs. 2. Kurs der Gynäkologie des praktischen Arztes mit mikroskopischen und Touchirübungen (nur für Aerzte). Assistenzarzt Dr. Gustav Wiener: Geburtshülflicher Operationskurs am Phantom. Assistenzarzt Dr. Ludwig Seitz: Untersuchungskurs Schwangerer mit Berücksichtigung der Beckenlehre. Assistenzarzt Dr. Otto Seitz: Mikroskopischer Kurs der gynäkologischen Diagnostik mit technischen Uebungen. Assistenzarzt Dr. Romann: Praktischer Kursus der gynäkologischen Diagnostik und der klinischen gynäkologischen Therapie. Assistenzarzt Dr. Friedrich Wanner: Kursus der Untersuchung des Taubstummenohres, wöchentlich sechs Stunden. (Theilnehmerzahl beschränkt.) Anfragen erbeten an Professor Dr. Schmaus, Herzog Heinrichstraße 38/1.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ad. Harnack: Das Wesen des Christenthums. 16 Vorlesungen. Leipzig, Hinrichs 1900. — Staatslexikon. 2. neubearbeitete Auflage, 2. und 3. Heft. Freiburg i. B., Herder 1900. — Schweiz. 16. Auflage. (Meyers Reisebücher.) Leipzig, Bibliographisches Institut 1900. — C. Wójcik: Ueber den Krieg in Südafrika. 3. Heft. Wien, Seidel u. Sohn 1900. — C. Bornhak: Rußland und Finnland. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — O. v. Zwiedineck-Südenhorst: Lohnpolitik und Lohntheorie. Leipzig, ebd. 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. 9. Liefg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Joh. Faust. Nach alten Mustern bearbeitet und mit einem Vor- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen von E. Mentzel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1900. — Uebersichtsblätter zu den Kartenwerken des kgl. bayerischen topographischen Bureaus. München, Riedel. — Jahresberichte der kgl. sächsischen Gewerbe-Inspektoren für 1899. Dresden 1900. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 3. Folge, 19. Bd., 6. Heft. Jena, Fischer 1900. — H. Schwaiger: Führer durch die Rofangruppe. München, Lindauer 1900. — Statistisches Jahrbuch der autonomen Landesverwaltung in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern. 1. Jahrg. Wien, Hölder 1900. — B. Ruettenauer: Symbolische Kunst. (Ueber Kunst der Neuzeit. V. Heft.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1900. — A. Wyß: Ein deutscher Cisianus für das Jahr 1444, gedruckt von Gutenberg. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts. V.) Ebd. 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Roffoeer in München.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 19. Juli. Nummer 163.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Erziehungsgeschichte der Wittelsbacher.[1])

I.

Längst sind in Deutschland zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften thätig, die Vergangenheit unsres Volkes in Staatsleben, Literatur und Kunst zu erschließen. Bisher fehlte aber noch eine Vereinigung zur Durchforschung des Bodens, dem das ganze geistige und sittliche Leben des deutschen Volkes ununterbrochen Nahrung und Gestaltung verdankt. Nur eine planmäßige Erforschung der gesammten deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte, von der Geschichte der Universität bis zu derjenigen der Dorfschule, durch Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des weitzerstreuten, zum großen Theil noch verborgenen Materials konnte die Quellen der geistigen und sittlichen Bildung vergangener Zeiten ganz aufdecken. Eine Aufsuchung, Prüfung und Bearbeitung der Quellen, wie sie für die Staatsgeschichte des Mittelalters durch die Monumenta Germaniae historica erreicht wurde, mußte auch für die Erziehungsgeschichte unsres Volkes von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart erstrebt werden.

Diese würdige Aufgabe konnte in wissenschaftlich genügender Weise nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte gelöst werden. Es galt, den vereinzelten Bemühungen auf diesem Gebiet einen Mittelpunkt zu schaffen, durch geeignete Veröffentlichungen den Weg der deutschen Bildung die Jahrhunderte hindurch aufzuhellen und hiedurch auch die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart zu fördern. Zu solchem Zweck hatte sich die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1890 zu Berlin gebildet. Auf der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich war 1887 der Beschluß gefaßt worden, diese Gesellschaft zur wissenschaftlichen Unterstützung der von Professor Karl Kehrbach seit 1883 herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica ins Leben zu rufen.

Bis dahin waren dank dem Opfersinn des Herausgebers und Verlegers drei Bände dieser „Monumenta" erschienen, die Schulordnungen der Stadt Braunschweig von 1251 bis 1828, herausgegeben von Friedrich Koldewey, die Ratio studiorum et institutionis scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes, tom. I. ab anno 1541 ad annum 1599, von G. M. Pachtler S. J., mit den Portraits hervorragender Schulmänner und endlich die Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter (bis 1525) von Siegmund Günther in München. Alexander Reifferscheidt, damals Rektor der Universität Greifswald, unternahm es auf der Züricher Versammlung, den gestellten Antrag auf Gründung der genannten Gesellschaft zu vertreten und zu begründen. Als eine gute Vorbedeutung betrachtete er es, daß dieser Antrag nicht in dem dumpfen Sitzungszimmer der pädagogischen Sektion, sondern unter freiem Himmel, auf dem Zürichsee, bei Gelegenheit der Festfahrt, gestellt und berathen worden sei; denn es handle sich bei der zu begründenden Gesellschaft nicht um Förderung einer öden Buchgelehrsamkeit von bloß historischem Interesse, die das Tageslicht scheuen müsse, sondern um eine wissenschaftliche Behandlung der deutschen Schulgeschichte, welche der Gegenwart dienen wolle, um sie vor der Erneuerung von Versuchen zu bewahren, deren Erfolglosigkeit sich schon in früheren Zeiten erwiesen habe. Es komme darauf an, zu erkennen, wie der Schulunterricht sich stets nach den wirklichen Bedürfnissen der Zeit gerichtet und mit ihnen sich geändert habe. So sei z. B. sowohl der lateinische als auch der griechische Sprachunterricht ursprünglich von rein praktischen Gesichtspunkten geleitet worden. Die bisherigen Darstellungen der Geschichte des deutschen Erziehungswesens, so verdienstvoll sie auch im einzelnen seien, genügten durchaus nicht den zu stellenden wissenschaftlichen Anforderungen, da sie sich nicht auf die volle Kenntniß des gesammten Materials gründeten, welches der Einzelne nicht beschaffen könne.

Nur eine Vereinigung Vieler, die planmäßig nach demselben Ziele hinarbeiteten, werde es möglich machen, die Quellen einer wahrhaft wissenschaftlichen Erziehungsgeschichte bloszulegen und nutzbar zu machen. Ein vortrefflicher Anfang sei gemacht in den von Dr. Karl Kehrbach begründeten und mit ebenso großem Geschick wie vollem Verständniß geleiteten „Monumenta Germaniae paedagogica". Dieses Unternehmen kenne keine Schranken der Partei oder der Konfession; mit derselben Objektivität werde den Böhmischen Brüdern wie den Jesuiten das Wort gegeben, so daß beide ihre pädagogischen Bestrebungen von ihrem Standpunkt aus darstellen könnten. Das abschließende Urtheil werde später die Geschichte der Pädagogik, die einen höheren Standpunkt einzunehmen berechtigt sei, auf Grund des authentischen Materials leicht und sicher fällen können.

In der That bewiesen auch die nachfolgenden Publikationen Kehrbachs die Wahrheit dieser begeisterten Worte. Als vierter Band erschien die kritische Textausgabe der deutschen Katechismen der Böhmischen Brüder mit kirchen- und dogmengeschichtlichen Untersuchungen und einer Abhandlung über das Schulwesen der Böhmischen Brüder von Joseph Müller, Diakon in Herrenhut;

[1]) Friedrich Schmidt: Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher von den frühesten Zeiten bis 1750. Berlin, A. Hofmann, 1892. 1. Band. Der Pfälzischen Wittelsbacher, Urkunden nebst geschichtlichem Ueberblick und Register. 2. Band. 1899. (XIV. und XIX. Band der Monumenta Germaniae Paedagogica, herausgegeben von Karl Kehrbach.)

die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen gab Fr. Teutsch in Hermannstadt heraus, Karl Hartfelder in Heidelberg schilderte Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, Frdr. Koldewey dehnte die Veröffentlichung der braunschweigischen Schulordnungen über das ganze Herzogthum aus. Auch die Studienordnungen der Jesuiten erschienen in vier Bänden; den größten Umfang gewann die Geschichte des Militärerziehungs- und Bildungswesens in den Landen deutscher Zunge von Oberst Poten in fünf Bänden. Auf sie folgte eine kritisch-exegetische Ausgabe des Doktrinale des Alexander de Villa-Dei (Ville-Dieu) von Dietrich Reichling in Münster i. W. So sind bisher 19 starke Oktavbände des wichtigsten Urkundenmaterials erschienen, nicht mitgezählt sind hiebei die Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden von den ältesten Zeiten bis auf Mendelssohn von Rabbiner M. Güdemann in Wien und die daneben herlaufenden Publikationen in den neun Jahrgängen der Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, denen wir einen großen Theil unsrer Ausführungen hier verdanken. (Hgg. v. K. Kehrbach, Berlin 1891—1899. A. Hofmann u. Co.) Seit der Gründungsversammlung (1890) hatte die Gesellschaft einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht durch die von Kehrbach eingeleitete Gruppenbildung. In einzelnen Gebieten Deutschlands vereinigten sich die Mitglieder zu selbständigen Körperschaften mit eigener Oberleitung, um mit dem Zentralausschuß zu Berlin die Geschäfte zu theilen und das Interesse an den Bestrebungen der Gesellschaft in weiteste Kreise zu tragen. Aus Oesterreich brachte man dem Unternehmen Kehrbachs vom Anfang an die lebhafteste Theilnahme entgegen. Auf der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1893 zu Wien hatte bei dem Empfange in der Hofburg Dr. Kehrbach das Glück, die Aufmerksamkeit des obersten Schutzherrn der Wissenschaft und Schule auf ein Unternehmen zu lenken, das berufen ist, höchst wichtige Seiten des Kulturlebens in Oesterreich aufzuhellen. Außer der territorialen Gruppe wird von Kehrbach noch eine andere, besonders für Oesterreich geplant, die Gruppe der katholischen Orden, die sich mit Erziehung und Unterricht beschäftigen. Eine ganz besondere Anerkennung und Genugthuung wurde der Gesellschaft und ihrem Begründer von Seite des Deutschen Reichstages zutheil, der ihr eine einmalige Subvention von 30,000 Mark zuwandte, eine Unterstützung, von der die Gesellschaft hofft, daß sie sich in eine dauernde und jährliche verwandeln möge. Die 47. Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner in Bremen hat 1899 diesen Hoffnung und dem Danke hiefür lebhaften Ausdruck verliehen.

Uns aber beschäftigt hier in hervorragendem Maße der letzte, d. h. 19. der erschienenen Bände der „Monumenta", mit welchem die Erziehungsgeschichte der Wittelsbacher abgeschlossen ist. Der Bearbeiter, Gymnasialrektor Professor Dr. Friedrich Schmidt in Ludwigshafen, hat in diesem zweiten Theile seines Werkes diejenigen Akten und Urkunden vereinigt, die sich auf die Erziehung der verschiedenen pfälzischen Linien des wittelsbachischen Regentenhauses beziehen.

Nachdem die Leitung der „Monumenta" mit Recht eine auf Quellen beruhende zusammenhängende Darstellung der Erziehungsgeschichte einzelner Fürstenhäuser, besonders der Habsburger, Hohenzollern und Sachsen-Ernestiner unter ihre Aufgaben aufgenommen hat, begann Schmidt vorliegende Arbeit, die sich auf das hochansehnliche, uralte Herrscherhaus der Wittelsbacher bezieht mit der Erziehungsgeschichte der bayerischen Wittelsbacher, deren Urkunden im ersten Bande (dem 14. der „Monumenta"), schon 1892 erschienen. An Stoff zu einer solchen Darstellung fehlte es nicht; denn sowohl die Münchener königlichen Archive als auch die kgl. Hof- und Staatsbibliothek bewahren eine reiche Fülle mannichfachen Materials zur Erziehungsgeschichte der Mitglieder des wittelsbachischen Regentenhauses. Freilich blieb dieses zahlreich vorhandene Material mit wenigen Ausnahmen bis zum heutigen Tage unberücksichtigt und mußte mühsam aus mancherlei Akten und Urkunden ausgelesen und zusammengetragen werden. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts fehlt es an archivalischen Quellen, und die geschichtliche Darstellung der älteren Zeit beruht auf gelegentlichen Mittheilungen der Schriftsteller, welche über die Jugendzeit der Fürsten in der Regel mit wenigen Worten hinwegeilen. Von der Zeit an aber, wo man auch in Deutschland anfing, dem Archiv- und Bibliothekwesen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und das vorhandene Material zu sammeln und aufzubewahren, fließen die Quellen für die geschichtliche Forschung reichlicher, so daß dem Darsteller eine fast ununterbrochene Reihe archivalischen Stoffes zur Verfügung steht. Bei der vorliegenden Arbeit kam es Friedrich Schmidt vor allem darauf an, in beiden Bänden das vorhandene Material an Akten, Briefen und sonstigen Dokumenten, soweit es Anspruch auf allgemeines Interesse machen darf, möglichst vollständig und genau wiederzugeben. Um aber diese zusammenhanglose Masse in eine gewisse Ordnung und Uebersicht zu bringen, ist dem Abdruck des Quellenmaterials beider Bände je ein gedrängter Ueberblick über die Geschichte der Erziehung der bayerischen und pfälzischen Prinzen und Prinzessinnen vorangeschickt, bei welchem einerseits die mitgetheilten Akten und Urkunden, andrerseits die Forschungen älterer, wie Freyberg, Lipowsky, Westenrieder und neuerer, wie Heigel, Riezler, Stieve und Wille, berücksichtigt und verarbeitet wurden. Ein ausführliches Namen- und Sachregister ist beiden Bänden beigegeben.

Für das Mittelalter dürfen wir sowohl bei den Prinzen, wie bei dem übrigen hohen und niedrigen Adel, eine vorwiegend ritterliche und kriegerische Erziehung, im besten Falle eine theologische Bildung annehmen und voraussetzen. Nicht lange nach dem Tode Kaiser Ludwig des Bayern wurde durch die von Kaiser Karl IV. gegebene goldene Bulle unter anderem auch die Erziehung kurfürstlicher Söhne geregelt, indem das letzte Kapitel dieses Gesetzes „Vorschriften über die Unterweisung kurfürstlicher Erben in den Sprachen" ertheilte. Den größten Aufschwung auf dem Gebiete des Unterrichts nahm das ausgehende Mittelalter durch das Eindringen des italienischen Humanismus in Deutschland und die Renaissance der antiken Künste und Wissenschaften, endlich durch den Unterrichtsbetrieb der Jesuitenschulen.

Herzog Albrecht III. der Fromme, der Gemahl der Agnes Bernauer, wurde am Hofe seiner Tante, der Gemahlin des Königs Wenzel, in Prag erzogen und hatte sich darum, wie bezeugt wird, die Kenntniß der böhmischen Sprache angeeignet. Auch mag in Prag der Grund zu seiner Liebe zur Musik gelegt worden sein, der er sein ganzes Leben hindurch ergeben war. Albrecht IV. der Weise, wird in seiner Jugend zu Wolfratshausen zum geistlichen Berufe erzogen. Schon Albrecht V. vertrat bei der feierlichen Grundsteinlegung der Befestigungswerke Ingolstadts im Jahre 1539 als elfjähriger Prinz die Stelle seines Vaters, des Herzogs Wilhelm. Unter seiner Regierung kamen die Jesuiten nach Bayern. 1560 wohnte er der Eröffnung des Jesuitengymnasiums zu

München bei Albrecht VI. trat 1597 als Schüler in dasselbe ein. Von den Jesuiten wurde das Studium der Schriften der Humanisten Aeneas Sylvius, Vergerius, Regius, Konrad Celtis, eifrig gepflegt. Wie geachtet die Bildungssphäre des Münchener Hofes schon damals war, bezeugt die Thatsache, daß 1584 der Markgraf Christoph Gustav von Baden mit seinen Brüdern am Münchener Hofe auferzogen wurde.

Sobald ein Prinz der Pflege der Frauen entwachsen war, wurde er der Obhut und Fürsorge eines Hofmeisters als Stellvertreter des Vaters übergeben. Diese einflußreiche und verantwortungsvolle Stelle bekam in der Regel ein dem angesehenen Adel angehöriger, durch Studien, Reisen und Erfahrungen gebildeter Mann. Wir finden darunter Namen wie Rechberg, Fugger, Preising, Beauvau, Pienzenau, Burgstall, Perfall, Marimont, Gumppenberg, Metternich, Monfort, Seinsheim u. A.

Zur Ertheilung des Unterrichts, dessen Gegenstände je nach Zeit und Umständen verschieden waren, wurde aus dem Gelehrtenstande ein Präzeptor ausgewählt, der zwar in allen Stücken der obersten Direktion des Hofmeisters unterworfen, aber doch in gewissen Fällen dessen Stelle zu vertreten und selbständig zu handeln befugt war. Mit dem Unterricht im Schreiben und Rechnen, sowie in der Religion, technischen Fertigkeiten, Musik &c. wurden besonders hiezu geeignete Persönlichkeiten beauftragt. Ein oder mehrere Kämmerer, Kammerdiener und einige untergeordnete Personen vervollständigten den Hofstaat eines Prinzen. Die Oberaufsicht über dieses gesammte Personal war dem Hofmeister anvertraut. Unter den Lehrern der jungen Herren glänzen die Namen eines Aventin Turmayr, Peter Apian, Johann Eck, Jakobus Balde, Mabillon, Ickstadt, Oefele und Prielmaier. Jedem Angestellten wurde beim Antritt seines Amtes eine gewöhnlich vom regierenden Fürsten ausgefertigte Instruktion zur gewissenhaften Befolgung eingehändigt, welche die genauesten Angaben über seine Rechte und Pflichten enthielt. Aber auch den zu erziehenden Prinzen wurden diese Instruktionen entweder vollständig oder im Auszug mitgetheilt. Besonders anziehend und auffällig ist ein Vergleich der bayerischen mit den Instruktionen des Pfälzisch-Wittelsbachischen Hauses. Gegensätze wie Uebereinstimmung der sonst oft feindselig geschiedenen Linien treten scharf zutage. Die Reihe der bayerischen beginnt 1541 mit der „Instruktion, wie es mit dem jungen Herzog Albrecht zu Ingolstadt auf der hohen Schule soll gehalten werden". In der Instruktion vom Jahre 1556 für die beiden Söhne Herzog Albrechts V., Wilhelm und Ferdinand, wird ausdrücklich gewarnt vor „der neuen Sekten" Lehrbüchern für Grammatik, Dialektik und Rhetorik. Auch die Zucht soll streng eingehalten werden, zunächst mit Güte, wenn aber diese nicht ausreicht, mit Schärfe und Anwendung der Ruthe. In der Instruktion vom Jahre 1584 werden Kirchgänge nach Tholkirchen, Ramersdorf, Andechs, Altötting, Tuntenhausen und anderen heiligen Orten ausdrücklich empfohlen und die Verehrung der Reliquien ans Herz gelegt. Die vielbesprochene Stelle von den „heidnischen Schwätzern und Fabelhansen", sowie von dem Ersatz der alten Schriftsteller durch christliche beruht auf einem frommen Wunsch des Herzogs Wilhelm V. und seiner nächsten Umgebung, wurde aber thatsächlich, soweit die Erziehung der Prinzen in Betracht kommt, nicht beachtet; denn sowohl Maximilian als seine Brüder wurden eingehend mit den Schriften der alten Heiden bekannt gemacht, wie wir aus zahlreichen Beweisen entnehmen können. Ferner sollen die Fürsten durch den Titel „durchläuchtig" darin erinnert werden, daß sie „mit allen guten Tugenden überhöuft sein und aus anderen Menschen gleichsam herausleuchten und scheinen sollen." Eines der für die Geschichte der Erziehung und des Hauses Wittelsbach wichtigsten Aktenstücke sind die „Väterlichen Ermahnungen" des Kurfürsten Maximilian I., verfaßt im Jahre 1639 für seinen damals drei Jahre alten Sohn Ferdinand Maria. Es ist kein geringes Verdienst Friedrich Schmidts, nach dem Vorgang Adlzreiters, Aretins und Söltls nachgewiesen zu haben, daß das lateinische Original im Auftrag des großen bayerischen Kurfürsten von dem gelehrten Jesuiten Johann Vervaux, der ja auch der Verfasser der unter Adlzreiters Namen erschienenen Annales gewesen ist, verfaßt wurde. Fassen wir die Ergebnisse von Friedr. Schmidts Untersuchungen und Veröffentlichungen im ersten Band kurz zusammen, so ergibt sich die Thatsache, daß am bayerischen Hofe die Künste und Wissenschaften den bayerischen Prinzen in einer an Vollkommenheit streifenden Weise geboten wurden, wie es dem geistigen Besitzstande der jeweiligen Zeiten entsprach. Im zweiten Bande, der die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen der pfälzischen Linien des jetzt noch regierenden Wittelsbachischen Regentenhauses behandelt, sind die einzelnen Familien des Gesammthauses gruppenweise geordnet und in sechs Abtheilungen vorgeführt, so daß die Jugendgeschichte von mehr als zweihundert fürstlichen Personen in übersichtlicher Weise zur Darstellung kommt. Der hiebei benutzte Urkundenstoff beginnt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich mit dem von Joachim Struppius 1583 in Heidelberg in einem starken Foliobande angelegten „Hoffschuelbuch" und erstreckt sich, bald spärlich fließend, bald dicht gedrängt, in fast ununterbrochener Reihenfolge, bis zum Anfang dieses, d. h. des 19. Jahrhunderts. Im Vergleich zu dem im ersten Bande veröffentlichten Quellenmaterial zur Erziehungsgeschichte der bayerischen Wittelsbacher fehlen vielfach briefliche Mittheilungen, Schulhefte und Rechnungsbelege; jedoch unterscheidet sich dieser Theil dadurch vortheilhaft von jenem, daß die urkundenmäßige Darstellung viel früher einsetzen kann und daß infolge der Verschiedenheit der Konfession der einzelnen pfälzischen Regentenfamilien sich eine größere Mannichfaltigkeit an pädagogischen Grundsätzen und religiösen Anschauungen darbietet, als es bei anderen Fürstenhäusern beobachtet werden kann. Außer den Berichten der Hofmeister an die fürstlichen Eltern über ihre Unterrichtsresultate belehren hier ganz besonders Quellen, die sonst nur spärlich fließen, die erhalten gebliebenen Schularbeiten in Form von Schulheften oder von Briefen, welche die Prinzen und Prinzessinnen an ihre Eltern schrieben. Es sei hier nur das in dem Schmidt'schen Werke beschriebene Religionsbuch der Prinzessin Christine von Zweibrücken aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erwähnt, das wegen seines mannichfachen Inhalts eine wahre Fundgrube über den Betrieb und die Ausdehnung des Religionsunterrichts in einem evangelischen Fürstenhause dieser Zeit bietet. Auch bei den Hofmeistern, Erziehern und Lehrern der pfälzischen Fürstlichkeiten begegnen wir der Blüthe des geistigen und Geburtsadels Deutschlands. Von den adeligen Herren und Damen seien genannt: die Dohna, Eberstein, Esche, Eschenau, Freyberg, Friesenheim, Fuchs, Hohenhausen, Hövel, Hutten Daniel und Georg Ludwig, Kirschbaum, Landschad, Massenbach, Orville, Schönburg, Sickingen, Solms, Tänzel, Taxachia, Venningen, Wambold, Wernedk, Wildenstein, Winkelhausen, Wonsheim, Wurmb, Montmorency, Quadt, Rahmbach, Rottenhan, Tüssenbach, Thurn und Taxis, von den Humanisten und Gelehrten Agricolo, Bader, Balde, Cleminius, Erter,

Hachenberg, Holland, Kepler, Keralio, Lingelsheimer, Iver, Kolb, Maffei, Pufendorf, Reuchlin, Sailer, Salabert, Samburga, Seedorf, Siber, Spanheim, Spener, Tilenus, Tremellius, Welser, Zündelin.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht.

Inwieweit die Beschlüsse, welche unzweifelhaft der Berliner Schulkonferenz folgen müssen, dazu beitragen werden, in dem alten Streite zwischen Humanismus und Realismus eine sehr zu ersehnende Einigung herbeizuführen, ist eine schwer zu beantwortende Frage; Viele werden sehr zufrieden sein, wenn es wenigstens zu einem Waffenstillstande kommt. Unter allen Umständen verdienen aber diejenigen Stimmen Beachtung, welche, ohne der prinzipiellen Entscheidung vorzugreifen, wenigstens eine gewisse Konkordanz zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen bestrebt sind. Wie allen Kompromißversuchen, so kann auch den hier in Rede stehenden nachgesagt werden, daß sie der Gefahr, es keinem von beiden Theilen recht zu machen, in hohem Maße ausgesetzt seien, allein in den Augen Anderer wird das kaum ein Vorwurf sein, da es nicht angezeigt erscheint, einem bestimmten Prinzipe um jeden Preis zum Siege zu verhelfen, da vielmehr der Wunsch nach einem Ausgleiche ein heute weit verbreiteter ist. Aus diesem Gesichtspunkte sind die Veröffentlichungen[1]) zu beurtheilen, mit denen seit einiger Zeit ein Berliner Philologe, Gymnasialprofessor Max C. P. Schmidt, hervorgetreten ist, und die auch noch eine Fortsetzung erfahren sollen. Der Autor gehört zu denen, welche sich durch ihre bisherige Thätigkeit ein gutes Recht darauf erworben haben, zwischen den beiden getrennten Feldlagern vermitteln zu dürfen, denn was er bisher geschrieben, und das ist nicht gerade wenig, trägt ebenso sehr, wenn wir uns der nun einmal üblich gewordenen Schlagworte bedienen, humanistischen, wie realistischen Charakter. Von ihm rührte längere Zeit in Bursian-v. Müllers philologischem Jahresberichte die Uebersicht über die Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Naturkunde her, und ebenso hat er zur Geschichte der Mathematik, Physik und Geographie bei den Alten schätzbare Beiträge geliefert. Den Befähigungsnachweis also, gerade bei solcher Gelegenheit seine Stimme zu erheben, hat der Verfasser der genannten Schriften sehr ausreichend erbracht. So ist denn auch seine Darstellung, obgleich er schon manchen heftigen und nicht immer von Verständniß des Sachverhaltes zeugenden Widerspruch erfahren hat, eine durchaus objektive und leidenschaftslose zu nennen.

Der Verf. möchte, so kann man seine Tendenz in kurzem kennzeichnen, den Humanismus auf dem Gymnasium einschränken, entlasten, erweitern; wie er sich dies denkt, führen die beiden ersterwähnten Broschüren weiter aus, die für das große Publikum bestimmt sind, während die dritte Schrift, welche die vorher geschilderten Absichten unmittelbar zu verwirklichen hat, sich mehr an die engeren Kreise der Fachmänner wendet. Die „Extemporalien“, wie man in Norddeutschland, die „Skriptionen“ oder „Probearbeiten“, wie man bei uns sagt, möchte der Autor allerdings beschneiden und in ihrer Werthschätzung erschüttern, und es ist dies ein Punkt, in dem sich seine Ausführungen vollkommen mit denen bekannter Nervenpathologen und Schulärzte decken. Er würde sogar bei aller Treue für den Klassizismus geneigt sein, ein weniges von der für Latein und Griechisch angesetzten Stundenzahl zu opfern und die Möglichkeit eines späteren Beginnes der Unterweisung in der griechischen Sprache in Erwägung zu ziehen, wenn nur dagegen die kursorische, ohne „Präparation“ arbeitende Klassikerlektüre, bei der ausschließlich auf Sachverständniß zu sehen ist, einen breiteren Platz angewiesen erhielte. Ueberhaupt ist er ein entschiedener Anhänger der Ansicht, daß heute mit einigem Rechte von einer „Ueberbürdung“ der Schüler gesprochen werden kann, und darum verlangt er, wie dies jetzt so viele denkende Lehrer thun, noch entschiedene Verlegung des Schwerpunktes des Unterrichtes in die Schule und möglichste Einschränkung der häuslichen Vorbereitung. Es soll, so drückt er sich selbst aus, „mehr angeregt als eingelernt, mehr angehört als überhört werden“. Aber auch die Gleichberechtigung des Humangymnasiums mit den übrigen höheren Mittelschulen von neunklassigem Lehrgange wird, so wird weiter argumentirt, ganz von selbst eine wesentliche Entlastung ersterer Anstalten bewirken, da sie eine Menge Schüler, die anderwärts vielleicht recht gut an ihrem Platze, für ein richtiges Klassikerstudium aber nur ein Hemmschuh sind, dem Realgymnasium oder der Oberrealschule zuführen wird. Die Gleichberechtigung soll denn auch, so lesen wir in dem zweiten Schriftchen, den jetzt vielfach in einem unerquicklichen Zustande der Spannung befindlichen humanistischen Lehrern etwas wiedergeben, was ihnen — wie überhaupt allen Lehrern — ganz besonders vonnöthen ist, nämlich „jene Nervenruhe und Nervenstärke, die sie seit lange schmerzlich entbehren“. Was endlich die humanistischen Studien theilweise zu erweitern geeignet wäre, das ist die gelegentliche Berücksichtigung realistischer Bildungselemente. Klassische Philosophie, Poesie, Historiographie sind bislang allein auf den deutschen Schulen gelehrt worden; die Realwissenschaften fanden auch nicht die mindeste Berücksichtigung, und so mußte sich die auch wirklich recht verbreitete Meinung festsetzen, auf allen Gebieten exakter Forschung seien die Alten rechte Stümper gewesen, was doch den Thatsachen geradezu ins Gesicht schlägt. Gerade die wunderbare Vereinigung der verschiedensten, gegenwärtig schroff getrennten Richtungen, die uns das Griechenthum und, wiewohl mannichfach abgeschwächt, auch Altrom vor die Augen stellt, dünkt dem Verfasser das lehrreichste an der Antike zu sein, und so thut er an einer Fülle von Beispielen dar, daß Realstoffe auch für die Gymnasialjugend fruchtbar und fesselnd gelehrt werden können und ihre Anziehungskraft auf junge Gemüther nicht verfehlen, die als Angehörige eines realistischen Zeitalters mit ganz natürlichem Interesse die Wahrnehmung machen, daß man vor mehr denn zweitausend Jahren, und zwar mit den geringfügigsten Hülfsmitteln, doch auch schon es zu recht achtbaren Leistungen gebracht hatte. Um aber nicht nur gelegentliche Hinweise zu geben, sondern direkt und praktisch zu zeigen, wie man die Sache praktisch angreifen müsse, legt der Verf. Allen, die an der gedeihlichen Lösung der großen Schulfragen Antheil nehmen, die „Chrestomatie“ vor, deren erste Abtheilung wir mit einigen Worten skizziren möchten.

Vor mehr denn einem Jahrhundert hat der Mathematiker Kaestner vorgeschlagen, die „Elemente“ Euklids im griechischen Unterrichte zu verwenden, und vor einem Vierteljahrhundert brachte der bekannte Naturhistoriker Nehring eine ähnliche Anregung, bezüglich des Lateinischen und der „Naturales Quaestiones“ des Seneca. Was einstweilen bloß Diskussionsobjekt war, wird jetzt zur vollendeten Thatsache erhoben. Die Sammlung, soweit sie vorliegt, bringt ziemlich ausgiebige Stücke aus Euklid, nämlich die Definitionen, Axiome[2]) und Grundforderungen, die Kon-

---

[1]) M. C. P. Schmidt, Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien, Leipzig 1899; Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht, ebenda 1900; Realistische Chrestomathie aus der Litteratur des klassischen Alterthums in drei Büchern, 1. Buch, ebenda 1900 (VIII und 128 S., 8⁰; mit 56 Figuren auf 12 Tafeln). Wir haben den Titel der zweiten Publikation als Aufschrift für dieses Referat gewählt, weil er uns am klarsten die Richtung anzudeuten scheint, in welcher sich sowohl in den Programmschriften als auch in dem umfassenderen Buche die Reformideen Hrn. Schmidts thatsächlich bewegen.

[2]) Eine Stelle dieses Abschnittes bedarf hier einer Berichtigung. Es wird zutreffend gesagt (S. 89), daß die Bemühungen, das Parallelenaxiom zu beweisen oder entbehrlich zu machen, zur Begründung der „nichteuklidischen“ Geometrie führten, welche uns ersehen läßt, wie weit man ohne dieses nur scheinbar nothwendige Anschauungsmittel kommen kann. Nicht richtig, obschon häufig wiederkehrend, ist hingegen die sich anschließende

grundsätze, die wichtigsten Sätze von den Winkeln, die Flächentheoreme von Parallelogramm und Dreieck, die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen sammt den Anwendungen auf die Aehnlichkeit der Dreiecke und die Beziehungen zwischen Proportion und Flächengleichheit. Aus dem „Almagest“ des Ptolemaeus wurde der dessen Namen tragende Lehrsatz vom Kreisvierecke herübergenommen. Daran reihen sich Ausschnitte aus der „Arithmetik“ des Nicomachus, die beliebten zahlentheoretischen Erörterungen des späteren Hellenenthums über gerade und ungerade Zahlen nebst dem sogenannten „Siebe“ des Eratosthenes und gewissen Unterscheidungen der Primzahlen enthaltend. Den Schluß aber bildet, dem Diophant entnommen, die Technik der Auflösung von Gleichungen, wobei der Verfasser es natürlich nicht unterlassen hat, neben die der Buchstabenbezeichnung entrathende, bloß mit Worten operirende und deßhalb außerordentlich umständliche Einkleidung der alten Algebra stets die moderne zu stellen, um so den großen formalen Fortschritt sichtbar zu machen, der sich gerade auf diesem Gebiete vollzogen hat. Eine geschichtliche Einleitung, die nichts wichtiges vermissen läßt, bereitet den Leser auf das Studium der griechischen Texte vor, und auch bezüglich deren ist durch sachliche und sprachliche Randnoten jede allfällige Schwierigkeit im Entstehen beseitigt worden.

Wie bemerkt, hat der Verf. im Sinn, seine Auswahl griechisch-exaktwissenschaftlicher Lesestücke fortzusetzen. Es wird zunächst folgen ein „Buch von Himmel und Erde“, welches u. a. die Erdmessung des Eratosthenes, Strabons Beschreibung von Rom und des Polybius Beschreibung des Bosporus, sowie die für alle Zeit lesenswerthe Erzählung des jüngeren Plinius von der furchtbaren Vesuveruption des Jahres 79 n. Chr. in sich aufnehmen soll. Das dritte Bändchen wird schließlich ein „Buch der Erfindungen“ sein und neben der Charakteristik antiker Sonnenuhren, Fragmente aus Archimedes und Ptolemaeus bringen. Wir möchten insonderheit auch einige Rücksichtnahme auf die praktische Mechanik und Maschinenkunde des Pappus und Heron empfehlen, welch letzterer entschieden der am modernsten denkende Altgrieche (um 100 v. Chr.) war und uns jetzt durch die Arbeiten von Carra De Vaux und W. Schmidt außerordentlich nahe gerückt ist. Muthmaßlich werden diese Fortsetzungen die Aufmerksamkeit der Schulmänner in noch erhöhtem Maße auf sich lenken, und vielleicht entschließt sich doch einmal der eine oder andere Lehrer, praktische Versuche über die Lesung solcher Vorlagen bei seinen Schülern anzustellen. Das redliche, zielbewußte Streben des Autors wäre jedenfalls solcher Erfolge sehr würdig, die freilich nur dann möglich sind, wenn man sich zur Durchbrechung alter Vorurtheile zu entschließen vermag.

S. Günther.

Kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen, Jahrgang 1900.

Der Kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Publikationen[1]) kam es bei ihrer Gründung nicht sowohl darauf an, den zahlreichen Schatzbehältern, welche der deutsche Verlag allein auf den Markt bringt, einen neuen an die Seite zu stellen, als zugleich mit der Veröffentlichung noch nicht oder nur ungenügend publizirter Meisterwerke der Kunst des Mittelalters und der Renaissance Probleme, welche die Wissenschaft beschäftigten, zur besseren Lösung zu bringen oder neue Fragen anzuregen. Dieses Ziel haben die Publikationen der Gesellschaft seit nunmehr sechs Jahren auf den verschiedensten Gebieten der Forschung mit gleichem Glück zu erreichen gesucht. Es sei nur auf die Jahrgänge hingewiesen, welche die erste brauchbare Reproduktion der großen Altarwerke in Tiefenbronn und Sterzing brachten, jener hochwichtigen Arbeiten, welche im Begriff sind, unsre Auffassung von der Entwicklung der heimischen Malerei im 15. Jahrhundert umzugestalten. Auf der Höhe der vorangegangenen Hefte steht nun auch wieder der soeben erschienene Jahrgang 1900, der mit einer Fülle interessanter Werke der Skulptur wie der Malerei, des Mittelalters wie der Renaissance, des Nordens wie des Südens bekannt macht. Eröffnet wird derselbe durch eine Madonnenstatue aus der Fuststraße in Mainz, ein Werk deutscher Skulptur des 13. Jahrhunderts, in dem sich der romanische Stil mit dem ersten Anflug der Gothik zu einem reizvollen Wechselspiel zwischen architektonischer Strenge und leise sich regendem Leben verbindet. Dem Forscher wird dieses an der Grenze deutscher und französischer Kultur befindliche Stück noch von ganz besonderem Werth sein im Hinblick auf die Verwandtschaft, welche es zu Skulpturen in Reims einerseits und Bamberg andrerseits aufweist. — In die ersten Tage der niederländischen Renaissance führen uns sodann die sich anreihenden zehn Bronzestatuetten aus dem Rijksmuseum zu Amsterdam, welche einer Folge von Fürstenbildern angehört zu haben scheinen. Die bei Montfaucon wiedergegebenen Stiche nach dem jetzt zerstörten Grabmal Louis de Male's in Lille, das eine ähnliche Folge von Statuen schmückte, haben es ermöglicht, die Persönlichkeiten zum größten Theil zu bestimmen, wenn es auch fraglich bleiben muß, ob der Autor des Grabmals in Lille, Jacques de Gerines, auch die Amsterdamer Reihe geschaffen hat und ob diese ursprünglich ebenfalls an einem Grabmal oder anderswo plazirt gewesen ist. Soviel ist klar, daß der Grundgedanke ihrer Zusammenordnung der gewesen ist, Philipp den Guten von Burgund als Erbfolger im Kreise seiner Vorfahren und Anverwandten zu verherrlichen. Er selbst tritt auf noch ohne das Gewand des 1430 von ihm gestifteten Ordens des goldenen Vließes, so daß man annehmen darf, die Statuetten seien vor diesem Jahre modellirt worden. Wir sehen Maria von Burgund, die Tochter Philipps des Kühnen und Gemahlin des Herzogs Amadeus von Savoyen, und deren Tochter Margarethe von Savoyen, Gemahlin Ludwigs von Anjou; eine zweite Maria von Burgund, Tochter Johanns ohne Furcht und Gemahlin Adolfs von Cleve, sowie deren Sohn Johann von Cleve. Außer Philipp von Nevers ist dann ferner Anna von Burgund, eine andere Tochter Johanns ohne Furcht und Gemahlin des Herzogs von Bedford, abgebildet, in jüngerem Alter noch, wie sie auf ihrem Grabmal aus den Célestins in Paris erscheint, sowie „Vrau Jakobo“ von Bayern (Jacqueline de Bavière) sammt ihrem ersten Gemahl Johann von Brabant. Und in Rücksicht auf sie, der Philipp der Gute als Regent in Holland und im Hennegau gefolgt war, hat man sogar auf Kaiser Ludwig den Bayern zurückgegriffen. Bis auf diesen Letzteren sind es sonach alles Persönlichkeiten aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, d. h. aus jener Zeit, in der die niederländische Kunst sich zu so ungeahnter Höhe emporhob. Und in diesem Zusammenhang gewinnen die Fürstenstatuetten in Amsterdam noch ganz besonderes Interesse als plastische Aeußerungen aus den Tagen der van Eycks, deren Schöpfungen sie sich ebenbürtig anreihen dürfen. Ich wüßte kein Werk, das mehr Recht hätte, im Verein mit ihnen genannt zu werden, als das Portrait des Arnolfini und seiner Frau, das Jan van Eyck im Jahre 1434 anfertigte, nicht nur wegen der kostümlichen Uebereinstimmungen, sondern mehr noch wegen der psychologischen Verwandtschaft, welche in dem gewählten Geschmack, der gesuchten Grazie und jener Naivetät zutage tritt, die für uns zugleich das Ernste und das Komische streift. — In die Epoche, welche diesen mehr oder weniger jedem Werk des 15. Jahrhunderts anhaftenden Zwiespalt überwand, versetzt uns die auf den folgenden Tafeln abgebildete Bronzestatuette, welche ebenfalls das Amsterdamer Rijksmuseum bewahrt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthet man darin einen Bronzeguß nach einer Studie Michelangelo's zu seinem „David con Golia satta“, den Florimont Robertet, der Finanzminister König Ludwigs XII., besaß und in dem Hofe seines Schlosses von Bury bei Blois aufgestellt hatte. Da dieses Werk bekanntlich verloren ist, so

---

Angabe, hieraus seien auch die Darstellungen von einem mehrdimensionalen Raum entsprossen. Für jede höhere Mannichfaltigkeit kann man ganz gleichmäßig die euklidische und die absolute Geometrie konstruiren; an und für sich stehen sich beide Imaginationen gleichberechtigt gegenüber. Der verbreitete Irrthum ist deßhalb begreiflich, weil Pangeometrie und Lehre vom vierdimensionalen Raum das gemeinsam haben, daß für beide keinerlei Möglichkeit einer Anschauung besteht.

[1]) Unter Leitung von A. Schmarsow, A. Bayersdorfer und Ed. v. Oettingen.

bildet die Amsterdamer Bronze, vielleicht angefertigt, um die Wirkung des Materials auf die Formengebung zu ersehen, außer einer etwas abweichenden Zeichnung im Louvre die einzige Urkunde, die uns eine nähere Vorstellung von dieser Lösung des David-Themas vermittelt.

Die zweite Abtheilung des Jahrgangs ist der Malerei gewidmet und führt uns gleichfalls — freilich nur auf dem Gebiete italienischer Kunst — durch Mittelalter und Renaissance. Hier steht an der Spitze ein Werk des für die Entwicklung der monumentalen Malerei so wichtigen Giottino, ein Fresko mit der Darstellung der „Krönung Mariä“ aus der Unterkirche von S. Francesco zu Assisi, interessant im Vergleich zu Giotto's Altarbild in S. Croce zu Florenz, insofern es ein Streben nach plastischer Durchbildung im Sinne Andrea Orcagna's erkennen läßt. Die andere große Kunstschule im Trecento, die sienesische, wird durch fünf Werke illustrirt, die sämmtlich von der Hand der Lorenzetti herrühren. Solange uns noch eine eingehende Untersuchung über dieses Brüderpaar fehlt, wird die Zuertheilung eines Werkes an den einen oder anderen von ihnen mehr oder minder Vermuthung bleiben, aber die Herausgeber werden kaum irregehen, wenn sie die beiden Tafelbilder auf Goldgrund aus dem Museum in Aix — zwei kleine Wunderwerke dekorativer Koloristik — dem Ambrogio zusprechen, wenn auch die Architektur auf der „Verkündigung“ mit ihrer präzisen Konstruktion bei ihm frappirt. Die Hand Pietro's dagegen erkennen sie mit Recht in den erst neuerdings aufgedeckten Fresken in S. Maria de' Servi zu Siena (Gastmahl des Herodes und Himmelfahrt Johannes des Evangelisten), zwei für die Geschichte der Malerei im Trecento höchst wichtigen Arbeiten, welche einen entwickelten Raumsinn und eine Ausbeutung perspektivischer Durchblicke bezeugen, wie sie kein Florentiner Maler damals aufzuweisen hat, d. h. ein Hinauskommen über Giotto's Kunst, so sehr auch sonst der Anschluß an seine Fresken in S. Croce zu Florenz gesucht ist. Ambrogio allein scheint dagegen wieder das in derselben Kirche zutage gekommene Fresko des „Kindermords“ zu gehören, das in der Geberdensprache eine große Lebendigkeit zeigt, in der Raumanschauung indeß höchst mangelhaft ist. — Zu dem Künstler, in dessen Werken sich dieses Verhältniß gerade umgekehrt findet, zu Paolo Uccello, und damit ins Quattrocento, kommen wir mit den folgenden Tafeln. Freilich zeigt uns sein Fresko der „Erschaffung der Thiere und des Menschen“, welches er als erstes einer ganzen Reihe im Chiostro Verde zu Florenz in grüner Erde ausführte, diesen Gegensatz noch nicht so klar, ohne daß man deßhalb dies Werk ihm abzusprechen gezwungen wäre. Wir wissen, daß Uccello anfangs als Goldschmied unter Ghiberti an der ersten Thüre des Battistero mitbeschäftigt gewesen ist, und das erklärt vollständig den Stil desselben, der so viel noch mit der weichen, fließenden Art Ghiberti's gemein hat. Verwandt, aber doch nicht identisch ist der Stil, der aus dem sich anschließenden zweiten Bogenfeldfresko spricht: „Vertreibung aus dem Paradies“ und „Erste Arbeit“. Man vermuthet darin eine Schöpfung Dello Delli's, der mit Uccello zusammen auch in Venedig gearbeitet hat. Ehe wir dann zu den späteren Fresken Uccello's im Chiostro Verde kommen, zu jenen Werken, welche unsre Vorstellung von seinem Charakter wesentlich bestimmt haben, wird uns noch ein Tafelbild mit einer „Kreuzigung Christi“ aus Ravenna vorgeführt, das eine Erweiterung von Uccello's Werk bedeutet und sich als eine Arbeit dokumentirt, welche in den biblischen Personen noch das Gepräge seiner frühen Bilder trägt, während die Reiter besonders schon die spätere Weise seiner berühmten Schlachtenbilder verkünden. Für die nun sich anschließenden großen Aufnahmen der Hauptwerke im Chiostro Verde, der „Sintfluth“ und des „Dankopfers Noahs“, darf man angesichts des Zustandes und der Wichtigkeit dieser Stücke den Herausgebern besonders dankbar sein. Es sind dies ja die Arbeiten, in denen Uccello das Prinzip Brunelleschi's auf die menschliche Gestalt mit einer erbarmungslosen Konsequenz übertrug, welche als bedeutsames Zeugniß für die Eigenthümlichkeit der Entwicklung menschlichen Geistes stets von Interesse bleiben wird. — Von Uccello geht über Piero de' Franceschi ein gerader Weg zu Melozzo da Forli. Von ihm rührt der das Titelblatt dieses Jahrgangs schmückende Christuskopf aus Città di Castello her, welcher als Jugendwerk noch in engem Anschluß an Piero de' Franceschi empfunden ist, sowohl in seiner Herbheit, wie in der tiefen, leuchtenden Farbengebung. Aus der reiferen Zeit Melozzo's stammt die auf den Tafeln wiedergegebene Zeichnung, welche in den Uffizien fälschlich als Luca d'Olanda geht, eine Studie zu einem der Apostel, welche man einst auf dem Tribuna-Fresko in Ss. Apostoli zu Rom bewundern konnte. Der daneben abgebildete Fürstenkopf ist zwar nur die Kopie eines Rafael-Schülers aus einem der Fresken in den Stanzen des Vatikans, welche Rafaels Arbeiten zum Opfer fallen mußten, läßt aber so deutlich den Stil Melozzo's durchschimmern, daß man mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthet hat, Vasari's Nachricht von der Thätigkeit Piero de' Franceschi's in den Stanzen beziehe sich vielmehr auf dessen Schüler Melozzo. — Wie weit ein Botticelli sich die auf das Konstitutiv-substantielle ausgehende Richtung der eben berührten Schule aneignen konnte, beweist das nun folgende Bildniß einer Dame mit den Attributen der hl. Katharina, welches sich im Museum zu Altenburg befindet, vermuthlich in jenen Zeiten entstanden, wo Botticelli in der Sistina arbeitete, sicher ein Portrait der Caterina Sforza-Riario, außer der bekannten Medaille das einzige authentische, direkt nach dem Leben aufgenommene, welches die berühmte Frau noch in jüngerem Alter, wahrscheinlich als junge Gattin des päpstlichen Nepoten Girolamo Riario zeigt. — Den Beschluß des Heftes macht eine Gruppe von vier Tafelbildern, welche die Herausgeber sämmtlich einem Florentiner Meister aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuertheilen. Es sind das ein Triptychon mit der Madonna und vier Heiligen aus der Sammlung Carrand im Bargello zu Florenz, eine dreitheilige Predella mit Scenen aus dem Leben des hl. Nikolaus in Casa Buonarroti, ein Truhenstück im Musée Fabre zu Montpellier und ein Tafelbild mit der Scene der Geburt Christi in der Gemäldegalerie zu Karlsruhe. Obwohl Vasari die Predella in Casa Buonarroti als ein Werk des Francesco di Stefano Pesellino bezeichnet, glauben die Herausgeber doch einigen bereits laut gewordenen Stimmen recht geben zu müssen, welche Vasari korrigiren und die Predella einem anderen, noch unbekannten Künstler geben möchten. In der That, der Stil dieses Werkes zeigt einen unausgleichbaren Unterschied von der Art Pesellino's. Wir können letztere gut in den sicher beglaubigten Predellen mit Darstellungen aus dem Leben der hl. Cosmas und Damian (in der Akademie zu Florenz und im Louvre) erfassen und vermögen diesem Künstler daraufhin eine Reihe anderer Werke zuzuschreiben, u. a. einige Stücke in der Galerie Doria zu Rom, in der Sammlung Morelli zu Bergamo und — wie ich heute als neue Entdeckung einfügen kann — ein kleines Triptychon im Museum zu Chambéry, welches auf der Mitteltafel den von Maria und Johannes beweinten Leichnam Christi aufrecht im Grabe und umgeben von den Passionswerkzeugen, auf den Seitenflügeln die Heimsuchung und die Begegnung des hl. Dominikus und Franziskus und darüber in Helldunkel die Figuren der Verkündigung zeigt, während die Außenseiten darauf bezügliche legendarische Darstellungen haben. Von diesen unbezweifelbaren Werken Pesellino's führt uns aber keine Brücke zu den Nikolaus-Predellen in Casa Buonarroti. Im Gegensatz zu der nach malerischer Breite und Ausgleichung strebenden Auffassung Pesellino's geht durch den Stil dieser Predellen ein energisch auseinanderhaltender Zug, aus dem man bereits das Wirksamwerden der Arbeiten Piero de' Franceschi's erkennt, speziell seiner Fresken in S. Francesco zu Arezzo, so daß man auch chronologisch bei der Taufe auf Pesellino in Konflikt käme, da dieser bereits 1457 gestorben ist. Man ist genöthigt, als Autor einen anonymen Künstler anzunehmen, als dessen Eigenthum sich auf den ersten Blick auch das Truhenstück in Montpellier mit den Darstellungen der Geburt und der Anbetung der Könige herausstellt. Von derselben Hand rührt aber auch das Triptychon in der Sammlung Carrand her, das als Hauptstück dem Anonymus einstweilen seinen Namen geben soll, und schließlich muß man den Herausgebern auch beistimmen, wenn sie das Tafelbild in Karlsruhe als ein Werk desselben Künstlers ansprechen. Daselbe geht in der dortigen Galerie als Piero della Francesca, welche Bezeichnung dem Sachverhalt insofern gerecht wird, als man das Werk vor dem Jahre 1450 nicht entstanden

denken mag und dasselbe neben florentinischem Einfluß deutlich Beziehungen zur umbrischen Kunst aufweist. Allein an den Meister von Borgo selbst ist bei der offenbaren Verschiedenheit seiner Kunstweise nicht zu denken, ebensowenig aber auch, schon der chronologischen Schwierigkeiten wegen, an Paolo Uccello, dem Charles Loeser, oder an Pisanello, dem der Katalog der Karlsruher Galerie das Bild zuschreiben. Dagegen weist mehr als ein Merkmal auf den „Meister des Carrand'schen Triptychons" hin, dem es, wie gesagt, die Herausgeber der photographischen Publikationen zutheilen. Es kehren in ihm wesentliche Elemente wieder, welche man auf der Predella in Casa Buonarroti, dem Truhenstück in Montpellier und dem Altarwerk im Bargello beobachtet, nur noch unausgeglichen, so daß eine frühere Entstehung angenommen werden muß. Es wird demnach mit diesem Stück nicht nur das Werk des Anonymus, zu dem u. a. auch noch die Einzelgestalt des hl. Nicolo da Tolentino im Berliner Museum (Nr. 1141) gehört, erweitert, sondern auch ein Anhalt für die Entwicklung desselben gewonnen, welche sich, dem Karlsruher Bild nach zu urtheilen, ebenso unter Einfluß florentinischer Künstler wie Alesso Baldovinetti, als umbrischer wie Benedetto Buonfigli vollzogen haben muß. — Die vorstehenden Ausführungen über die neue Publikation der kunsthistorischen Gesellschaft werden gezeigt haben, daß es sich wieder um ein inhaltsreiches Heft handelt, inhaltsreich nicht nur der Zahl der Blätter nach, sondern auch der Anregung, welche die reproduzirten Werke geben, und daß darin in derselben glücklichen Weise wie in den früheren Jahrgängen die Interessen des wissenschaftlichen Forschers wie des genießenden Liebhabers zugleich berücksichtigt worden sind.

Dr. F. Witting.

Mittheilungen und Nachrichten.

h. „Bilder aus dem Kaukasus." Neue Studien zur Kenntniß Kaukasiens von C. v. Hahn in Tiflis; Leipzig (Duncker u. Humblot) 1900. — Wer mit dem Verfasser der „Bilder aus dem Kaukasus" vor dessen hochgelegener Behausung in Tiflis gestanden hat und über das Thal des reißenden Kurá hinweg die waldigen Vorberge und dahinter die eisgepanzerten Riesen des Kaukasus, Dychten Adai-Choch und Kasbeck aufragen sah, der erwägt neidvoll das günstige Geschick des Gelehrten, der, eines der interessantesten Länder der Welt stets vor Augen, seit nunmehr über 25 Jahren alljährlich durch wechselvolle Streifzüge in das Gebirge zu dessen Erforschung mit an erster Stelle beitragen darf. Den früheren Sammlungen „Aus dem Kaukasus" und „Kaukasische Reisen und Studien" hat der Verfasser nun ein drittes Buch seiner Studien folgen lassen, das hauptsächlich die seit 1896 unternommenen Reisen behandelt. Sie haben ihn im wesentlichen in das obere Stromgebiet des Terek Sulak und Samuer geführt, und das Ergebniß ist eine Fülle interessanter Beobachtungen über Land und Leute. Drei der (zehn) gesonderten Aufsätze sind bereits in der Beilage erschienen: nämlich „Bei den Pschaven, Chewsuren, Kisten und Inguschen", „Reise nach Kachetien und ins Daghestan" und „Gewohnheitsrecht und Rechtspflege bei den Chewsuren". Letzterer Stamm, dessen Anschauungen und Lebensgewohnheiten vielfach an die deutsche Vorzeit erinnern, bildet den Gegenstand noch zweier weiterer Aufsätze. Ferner werden noch als Nachtrag zu einer früheren Reise, die Abchasen, sowie die transkaukasischen Tataren in besonderen Aufsätzen behandelt. Besonders verdienstlich scheint uns aber der Versuch einer vergleichenden Darstellung der Dorf- und Hausanlagen im Kaukasus; unter den verschiedenartigen Typen, die das ausgedehnte Gebirgsland aufweist, sind solche von einer Originalität, wie sie kaum sonst irgendwo zu finden ist. — Mehr den Zweck landschaftlicher Schilderung verfolgen die Flußbilder, welche die vier den Kaukasus umgrenzenden Ströme Kura, Terek, Kuban und Rion behandeln: ein sehr dankbarer Gegenstand, wenn man sich vergegenwärtigt, daß jeder dieser Ströme in seiner besonderen Eigenart wie ein Individuum erscheint. — Die Lektüre der v. Hahn'schen Aufsätze weckt von neuem das Staunen des Lesers über das einzigartige Völkergewirr des Kaukasus, in dem Germanen, Ungarn, Polen und Andere Stammverwandte suchen, in dem Flüchtlinge, Verbannte, Volksreste aller Zeiten und Nationen fast Zuflucht gefunden, in dem Mohammedaner, Juden, Heiden und Christen nebeneinander hausen und alle diese Elemente wieder unter sich Kreuzungen eingegangen sind. Dem Ethnographen entschlüpfen die mageren Merkmale der Rassen unter den Händen; schwachen Aufschluß nur gibt das Dunkel, das über der Vergangenheit dieser Völker und Gesellschaften lagert, und es bleibt als Maßstab ihrer Eintheilung und Zugehörigkeit nur ihr eigenes Bewußtsein, das in den Traditionen des Stammes sich kundgibt. Wer wagt es hier, Islamiten und Christen zu scheiden, wo jeder Stamm sich aus den Elementen dieser beiden und noch anderer Religionssysteme seinen eigenen Glauben gezimmert hat? Wer könnte das Schicksal der ungezählten Burgruinen erforschen, deren Gründung der Volksmund im Zweifel stets der Königin Thamara zuschreibt? — Neben vielen unbekannten Details der Lokalgeschichte erfährt der Leser auch manches aus der für die Meisten verschlossenen russischen Literatur, die in letzter Zeit sehr gewachsen ist. Sehr vermissen muß man aber, neben dem höchst wünschenswerthen Bilderschmuck, eine wenn auch nur skizzenhafte Karte, auf welcher die Routen des Verfassers verfolgt werden könnten, ein Mangel, der umso fühlbarer ist, als es uns Deutschen an einer genauen Karte des Kaukasus überhaupt mangelt. Vielleicht ist es dem Verfasser vergönnt, seine losen Skizzen in einem zusammenhängenden größeren Werke systematisch zu verarbeiten und hiebei dann das Anschauungsbedürfniß seiner Leser zu befriedigen.

W. Vietor: Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der preußischen Schulschreibung). Als Hülfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben von W. V. 1. Theil. Fibel und erstes Lesebuch. Leipzig, Teubner 1899. XII und 159 S. — Theoretisch wird verlangt, daß Lehrer und Schüler in den Schulen sich einer mustergültigen Aussprache befleißigen. Die Praxis freilich ist von diesem idealen Zustand der Dinge noch weit entfernt. Man hat überhaupt erst seit kurzem angefangen, festzustellen, was mustergültige Aussprache des Deutschen ist und sein soll. Eine solche Feststellung oder, richtiger gesagt, Festsetzung macht der Verfasser in dem vorliegenden Bändchen. Es kann sich dabei natürlicherweise nur um einen Kompromiß zwischen der süd- und norddeutschen Aussprache der Gebildeten handeln, wenn das Unternehmen Aussicht auf Erfolg haben soll. Im ganzen genommen kann man dem Verfasser wohl zustimmen. Bezüglich einzelner Punkte wäre etwa folgendes zu bemerken: Für g dürfte es sich empfehlen, die Aussprache als Verschlußlaut durchzuführen und die als Reibelaut ganz fallen lassen. Der Laut ɛ (kurzes ä) für e in Wörtern wie keck, fett, schmecken, brennen, Klette, wetze, fest, Ende, Hemd u. a. ist unbedingt abzulehnen, trotz der Bemerkung auf S. 151. Das Richtige liegt wohl hier in der Mitte, d. h. es wird in diesen Wörtern weder e noch ɛ, sondern ein zwischen beiden liegender Laut gesprochen. Das Vokalschema auf S. 3 ist dementsprechend zu erweitern, wie dies bezüglich *i, y, u* bereits geschehen ist. Zu au und eu (S. 7 § 10) muß hinzugefügt werden, daß die zweiten Theile dieser Diphthonge ungerundet sind. — Daß als Lautschrift die der Association Phonétique Internationale gewählt wurde, ist dem Zweck einer möglichst weiten Verbreitung entsprechend; für die einzige Abweichung von dieser war eine Nothwendigkeit eigentlich nicht vorhanden.

München. G. Herberich.

* „Navigare necesse est, vivere non est necesse, es ist nothwendig Schiffahrt zu treiben, nicht nothwendig zu leben, lehrt ein aus dem Alterthum überlieferter Spruch, den das Haus „Seefahrt" in Bremen über seiner Pforte trägt. Ein tiefer Sinn liegt in dem seltsam scheinenden Worte. Was ist das Leben werth, wenn ihm nicht nützliche Thätigkeit Gehalt gibt, wenn es nicht an hohe Ziele gesetzt wird?" So beginnt Prof. Lindner in Halle das Vorwort zu seinem höchst lehrreichen und empfehlenswerthen Werke: „Die deutsche Hansa. Ihre Geschichte und Bedeutung." Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn 1899. Also seltsam scheinen diese Worte dem Gelehrten, seltsam erschienen sie auch jüngst

einem Politiker. Wem nicht? Ich glaube Jedem, der nicht die Situation kennt, die diese Worte schuf, oder sich derselben nicht erinnert. In der oben angegebenen lateinischen Form sind sie uns meines Wissens überhaupt nicht aus dem Alterthum überliefert, vielleicht auch nicht so gesprochen worden. Sie waren freilich gerichtet an unter römischem Kommando stehende Schiff- und Steuerleute, aber die waren meist griechischer Zunge. Ueberliefert hat sie uns der Grieche Plutarch an zwei Stellen: in seinen „Römischen Apophthegmaten“ und im 50. Kapitel der Lebensbeschreibung des Pompejus. Im Jahre 57 v. Chr. hatten die Brotpreise in Rom eine furchtbare Höhe erreicht. Trotz allem Widerstreben mußte der Senat dem Pompejus die Oberaufsicht über das Getreidewesen im ganzen römischen Reich auf fünf Jahre übertragen, mit dem Rechte, sich 15 Adjutanten wählen zu dürfen. Diese sandte er nun in die übrigen Provinzen aus, um Getreide aufzukaufen, er selbst aber fuhr nach den drei sog. Kornkammern Roms, nämlich nach Sicilien, Sardinien und Afrika. In einem Hafen eines dieser Länder sollen nun die Worte gefallen sein. „Pompejus stand gerade im Begriffe (mit einer Getreideflotte) abzusegeln,“ sagt Plutarch Vita Pompei c. 50, „als sich ein gewaltiger Sturm erhob, so daß die Steuerleute sich weigerten, in See zu stechen. Da sprang Pompejus zuerst auf ein Schiff, befahl zu lichten und rief: *πλεῖν ἀνάγκη, ζῆν οὐκ ἀνάγκη.*“ Diese Worte können in dem Zusammenhang nur den Sinn haben: „Abgefahren muß werden, und büßten wir bei dem Versuche selbst unser Leben ein.“ Galt es doch, die Hauptstadt so schnell als möglich vor dem Hungertode zu retten. „Man muß auf die Gefahr des Vaterlandes mehr Rücksicht nehmen als auf eigene Noth,“ ist nach Plutarchs Apophthegmaten die Bedeutung des Spruchs. Wer diese Worte zuerst in die anfangs dieser Zeilen citirte lateinische Form gebracht hat, ist mir unbekannt. Erasmus übersetzt sie in den Apophthegmaten Buch IV, S. 325 (Ausgabe 1550): Ut navigemus urget necessitas, ut vivamus non urget. Ebenso Conradus Lycosthenes Rubeaquensis in seinen Apophthegmaten S. 838 (Ausgabe 1561). Dagegen finde ich in einer lateinischen Uebersetzung der Lebensbeschreibungen des Plutarch, gedruckt Logduni, apud Paulum Mirallietum, sub insigni D. Pauli. Anno 1548, das Citat schon in unsrer Form: Navigare necesse est, vivere necesse non est. Das vivere necesse non est paßt ungezwungen nur auf Situationen wie die vom Jahre 57 v. Chr. Man lasse diese Worte weg und citire: Navigare necesse est im Sinne von: „Eine Flotte thut uns noth,“ und die Seltsamkeit hört auf.

Bensheim a. B. (Hessen). Prof. Dr. Kieffer.

* Aus der Jahressitzung der Society of hellenic Studies, die am 5. Juli in London stattfand, ist besonders zu bemerken, daß darin mitgetheilt wurde, daß mit dem Archaeological Institute of America ein Arrangement getroffen wurde, um den Codex Venetus des Aristophanes (er ist aus dem 12. Jahrhundert und enthält nicht: Acharner, Thesmophoriazusen, Ecclesiazusen und Lysistrata) in Facsimile herausgegeben. Der Subskriptionspreis wird sich auf 6 Pfd. St. stellen (120 M.) — Aus der Literatur des verflossenen Jahres wurde als „the book of the season“ Furtwänglers Gemmenwerk besonders erwähnt. — Arthur Evans sprach über seine Ausgrabungen und Erfolge in Kreta. Aus dem daraufbezüglichen Berichte des Athenaeums habe ich für die Leser der Beilage, die durch Paul Wolters Aufsatz „Knossos“ (Nr. 143 vom 26. Juni) über alles übersichtlich unterrichtet worden sind (s. auch Nr. 145 vom 28. Juni), nichts hinzuzufügen gefunden. M.

w. Am 14. Juli wurde auf dem Armand-Carrelplatz zu Paris ein Denkmal Jean Macé's, des Begründers der Ligue française de l'enseignement, enthüllt. Das Denkmal zeigt auf einem Granitsockel das Medaillonbild des Gefeierten, zur Seite steht La France, wie sie zwei Schulkinder führt, auf dem Unterbau endlich steht die verkörperte Aufklärung, den Schleier fortreißend und ein Buch in die Höhe hebend. Jean Macé, vor einigen Jahren gestorben, ist eine der Hauptpersonen in der neuesten französischen Unterrichtsgeschichte. Im Jahre 1848 hatte er wegen der politischen Verhältnisse aus Paris sich entfernen müssen. Er ging nach Beblenheim im Elsaß und begründete dort den Unterrichtsverein, im Anfang nur von drei bescheidenen Mitarbeitern unterstützt. Lange Zeit ging seine Sache nur mäßig voran, erst nach seiner Rückkehr nach Paris im Jahre 1872 hatte er größeren Erfolg. „Neutralität der Schule“ war das Schlagwort seines Vereins. Politische und religiöse Fragen sollten streng ferngehalten werden, in dem Schüler seien die Tugenden eines republikanischen Bürgers zu wecken und zu fördern. Diese Forderungen erregten natürlich den Haß der Klerikalen, eine Gegenliga wurde begründet, Bischöfe weiterten in ihren Hirtenbriefen gegen la ligue dite de l'enseignement, und selbst von Rom aus wurde gegen „die gefährliche Gesellschaft, geschaffen zur Verpestung der Seele“ gedonnert. Indessen arbeitete Macé rüstig weiter, und er hatte bald die Freude, zu sehen, wie die von ihm vorgeschlagenen Gesetze durchgingen. Der Umstand, daß sich die französische Regierung in starkem Maß an der Feier betheiligte, ist ein beredtes Zeugniß dafür, daß man in Frankreich nicht gewillt ist, den klerikalen Forderungen in Hinsicht auf die Schule weiterhin entgegenzukommen. Freilich haben sich die katholischen Anstalten schon dermaßen ausgebreitet, daß es fast zu spät erscheint, das fernere Vordringen aufzuhalten.

* **München.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität, Dr. Ernst Weinschenk, ist zum außerordentlichen Professor auf dem neuerrichteten Lehrstuhle für Petrographie daselbst ernannt worden.

* **Heidelberg.** Der Anatom Geheimrath Professor Dr. Gegenbaur wird, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, demnächst in den Ruhestand treten.

tz. **Erfurt.** Ein weit über die Grenzen Thüringens hinaus bekannter Forscher, der als Autorität in allen geschichtlichen Fragen des sächsisch-thüringischen Städtewesens galt, Archivdirektor Prof. Dr. Karl Beyer ist am 17. dieses Monats hier nach langem Leiden gestorben. Derselbe waltete seines Amtes seit seinem Eintritt in das Lehrerpersonal der Erfurter höheren Bürgerschule (späteren Realschule daselbst). Er war anfangs Pharmazeut und ging hernach zur Philologie über. 1898 wurde er außer der Reihe zum Professor und 1899 definitiv zum Stadtarchivar ernannt. Von seinen Werken seien erwähnt: Bischofswahl zur Zeit Heinrichs IV. (1880), Geschichte des Erfurter Feuerlöschwesens (1889), Erfurter Urkundenbuch (seit 1889), Entstehung und Entwicklung des Rathes der Stadt Erfurt im Mittelalter (1892), Geschichte der Stadt Erfurt bis 1664 (1893). Das letztgenannte Buch führte zu umfassenderen Forschungen, so daß das Material für eine Gesammtgeschichte der Stadt Erfurt, welcher Beyer die letzte Kraft seines Lebens widmen wollte, fast vollständig beisammen war.

ocm. **Breslau.** Der Ordinarius der medizinischen Fakultät Professor Dr. Karl Hasse, Vorsteher des anatomischen Instituts hiesiger Universität, ist als Delegirter des preußischen Kultusministers zum internationalen medizinischen Kongreß in Paris beauftragt worden.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 20. Juli. Nummer 164.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Katharina v. Bora.

„Am meisten ist geschrieben worden über Fürstinnen, welche durch ihr Unglück berühmt wurden, oder durch ihre guten oder schlechten Herzenseigenschaften sich hervorthaten. In zweiter Linie kommen sodann andere Frauen, die aus irgend einem Grunde berüchtigt wurden, und in dritter Linie Frauen aus gewöhnlichem Stande, die sich durch gute Eigenschaften ausgezeichnet haben.“ so schreibt Toni Kellen im neunten Heft des dritten Jahrgangs der „Zeitschrift für Bücherfreunde“. (Dezember 1899.) Zu der dritten Gruppe gehört Katharina v. Bora. Die Möglichkeit, ihre guten Eigenschaften zu zeigen, ist ihr allerdings nur durch ihre Ehe mit Luther gegeben worden: so gebührt ihr, und so findet sie denn auch im Zusammenhang mit ihm in allen Biographien des Reformators ihre Stelle. Aber sie verdient es doch, daß ihr auch ein selbständiges Denkmal in einer guten Lebensbeschreibung gesetzt wird. Hier und da ist dies schon früher versucht worden, doch ein lebendiges Bild von ihrer Art und ihrem Wirken hat uns erst Albrecht Thoma entworfen;[1]) nächste Veranlassung dazu ist ihm die vierhundertjährige Wiederkehr ihres Geburtstages im vorigen Jahre gewesen.

Nach sorgfältiger Abwägung der Gründe und Gegengründe entscheidet sich Thoma dafür, daß Katharina v. Bora in Lippendorf, einem kleinen Dörfchen im Herzogthum Meißen, auf einem „bauernhofähnlichen Anwesen“ geboren wurde. Ihr Geburtstag ist sicher bezeugt als der 29. Januar 1499: so ist er auf einer Schaumünze eingegraben, die noch heute vorliegt. Offenbar sind ihre Eltern früh gestorben; das hat Anlaß dazu gegeben, daß sie, etwa zur selben Zeit, wo Luther sich hinter den Mauern des Augustinerkonvents in Erfurt barg, der Niederlassung der Cisterzienserinnen zu Nimbschen im Mulde-Thal zugeführt wurde. Die Wahl gerade dieses Klosters hatte ihren Grund darin, daß dort bereits mehrere Verwandte Katharina's waren, unter anderen die in Luthers Briefen so oft genannte „Muhme Lene“. Nachdem Katharina unter strenger Einhaltung der Ordensregel erzogen worden war, auch lesen und schreiben gelernt hatte, wurde sie mit fünfzehn Jahren als Schwester in den Konvent aufgenommen. Die ihr nach der Klostersatzung auferlegten Pflichten erfüllte sie gewissenhaft, so einförmig sie auch waren.

Diese Eintönigkeit des Lebens wurde unterbrochen, als die Kunde von den Ereignissen, die sich an den 31. Oktober 1517 anschließen, auch in das Kloster zu Nimbschen drangen. Selbst für Luthers Bücher fanden die Nonnen einen Weg, zu ihnen zu gelangen. Was war natürlicher, als daß sie infolgedessen über die Verbindlichkeit ihres Gelübdes in Zweifel geriethen und in der Ueberzeugung von der Verdienstlichkeit ihrer Werke schwankend wurden, daß sie sich sehnten nach der „Freiheit eines Christenmenschen“! Bei ihren Angehörigen fanden diese Wünsche indessen kein Gehör. Deßhalb nahm sich Luther auf ihre Bitten ihrer an und veranlaßte Leonhard Koppe, der aus seinem Kaufladen regelmäßig Waaren nach Nimbschen brachte, in der Osternacht, vom 4. zum 5. April 1521, neun Nonnen von dort zu entführen; unter diesen befand sich Katharina v. Bora.

Letztere brachte Luther, der auch die Sorge für das Fortkommen der Ausgetretenen auf sich nahm, für kürzere Zeit in dem Reichenbach'schen Hause zu Wittenberg unter; dann fand sie „in dem umfangreichen und wohlhabenden Hause Kranach Verwendung als Stütze der Hausfrau“.

So kam das Jahr 1525 heran mit dem Bauernkrieg, der Luther so furchtbaren Haß eintrug. Gerade da aber entschloß sich der große Mann, „dem Teufel zum Trotz“, die letzte Konsequenz aus seiner Lehre zu ziehen und „Käthe zur Ehe zu nehmen“. Der Entschluß wurde alsbald ausgeführt; am 13. Juni 1525 fand das Verlöbniß statt. Luther hatte an seiner Käthe eine Frau gewonnen, die ihn verstand, die an seinen Arbeiten ebenso lebhaften wie an seinen Sorgen innigen Antheil nahm, die ihn in gesunden und kranken Tagen pflegte, wie es ihm am dienlichsten war, die als sorgsame Mutter treu über ihren Kindern wachte, die als gute Wirthschafterin uneingeschränktes Lob verdient, die in Zeiten allgemeiner Noth ein Muster war in werkthätiger Nächstenliebe.

Von Käthe als Wirthschafterin sei es mir gestattet, etwas ausführlicher zu sprechen. In Garten und Feld so gut wie im Hause, in der Küche nicht minder als im Back- und Bräuhaus verstand sie ihre Sache trefflich und arbeitete mit Lust und Liebe. Nicht selten sind ihr da freilich Sorgen nahe getreten. Bei seiner großen Freigebigkeit verschenkte Luther oft das Nothwendige; andrerseits war die Zahl derer, welche täglich zu unterhalten waren, gar groß. Zu den eigenen Kindern kamen verwaiste Neffen und Nichten, Knaben von Freunden und Bekannten, fremde Kostgänger, Schüler und angehende Studenten, auch ältere Studenten und junge Magister, welche die Kinder im Hause unterrichteten. Dazu gesellten sich Gäste aller Art, die sich theils vorübergehend, theils auch monate- oder jahrelang in dem unter Käthe's Beirath zu einem wohnlichen Familienhause umgebauten „schwarzen Kloster“ aufhielten. Da waren vertriebene oder stellenlose Prediger, flüchtige Freunde, entwichene Mönche und Nonnen, Besuche und Festgenossen, „armseliges Gesindlein“ und auch „fürstliche Damen“. Unter den letzteren sind zu nennen Herzogin Ursula von Münsterberg, Herzog Georgs Base, und Kurfürstin Eli-

[1]) Katharina v. Bora. Geschichtliches Lebensbild von D. Albrecht Thoma. Berlin, Georg Reimer. 1900. 5 Mark.

sabeth von Brandenburg, Joachims I. Gemahlin. Auch eine große Zahl von Amtsgenossen und Hausfreunden besuchte gern und oft das gastliche Haus, in dem Käthe als Herrin waltete. Diesen Allen verstand sie es als Wirthin im Hause behaglich und als „Erzköchin“ bei den Mahlzeiten recht zu machen. Besonders bei den Daktorschmäusen und Geburtstagsessen zeigte sie großes Geschick, alles festlich herzurichten. Da war ste denn auch frählich mit den Fröhlichen und trug zu der durch Luthers Tischreden gewürzten und durch „Frau Musika“ verschänten Unterhaltung auch ihr Scherflein bei. „An einem solchen Mahle theilnehmen zu dürfen, sahen Alle, auch die Aeltesten, Geehrtesten und Gelehrtesten für ein hohes Glück und eine große Auszeichnung an.“

Um den vorher geschilderten Anforderungen an ihren Haushalt genügen zu können, war Käthe mehr und mehr darauf bedacht, liegende Güter zu erwerben. Zugleich glaubte sie auf diese Weise am besten für das Alter, namentlich für die eigene Wittwenschaft und das Waisenthum ihrer Kinder zu sargen. Von allen Besitzthümern war ihr am liebsten das 1540 angekaufte Gütchen Zulsdorf, der letzte Rest von dem Erbgut der Bora. Hier in ihrem „neuen Königreich“ kannte ihr unternehmender thatkräftiger Geist so recht „nach Behagen schalten und walten und ein Neues pflügen und schaffen“. Das Gut lag vier Stunden südlich von Leipzig auf dem linken Pleisse-Ufer. 1802 wurden übrigens die Gebäude abgetragen. Die Stelle, wa sie standen, bezeichnet ein einfacher Denkstein mit der Inschrift in goldenen Buchstaben: Hier wohnte Dr. Luther. 1817 hat ihn der Kammerherr Heinrich v. Helldorf setzen lassen, der Besitzer des in der Nähe gelegenen Rittergutes Kieritzsch.

Ist uns in Luthers Käthe bisher das frohe, thatkräftige Menschenkind in guten Tagen entgegengetreten, sa zeigt sich uns die warmherzige Christin besonders schön in bösen Tagen, wenn es galt, Kranke in und außer dem Hause zu pflegen. Neben ihrer aufopfernden Menschenliebe bewundern wir dabei ihre Geschicklichkeit. Ihr Sahn Paul, seinerzeit ein hervorragender Arzt, nennt sie eine halbe Doktorin.

Luther hat sich oft genug darüber ausgelassen, wie hoch er seine Käthe ab aller ihrer guten Eigenschaften schätzte. Ich weise nur hin auf das „Lob eines tugendsamen Weibes“ in den Tischreden und auf die vielen ernsthaften und scherzenden Anreden und Ausführungen in seinen Briefen, die seiner Verehrung für die seltene Frau rührenden Ausdruck geben.

Demgegenüber stehen die Schmähungen und Verdächtigungen, welche von Anfang an gegen Luthers Ehe mit Käthe überhaupt und ganz besonders gegen die Letztere geschleudert worden sind. Eine der widerlichsten Schandschriften, „ein unfläthiges Schmähgedicht“, stammt aus dem Jahre 1538 und rührt von dem Magister Simon Lemchen (Lemnius) her. Bekanntlich hat Lessing in seinen „Kritischen Briefen“ von 1735 (1—8) eine Rettung dieses Mannes versucht; im achten Briefe kammt er auf Katharina v. Bora zu sprechen.

Wie es dieser nach Luthers Tade ergangen ist, darüber berichtet Thoma in den Kapiteln 16—18 seines Buches. Die Ordnung ihrer Verhältnisse machte viele Schwierigkeiten, die Bestellung von Vormündern für die Kinder brachte viel Verdruß. Merkwürdigerweise spielt dabei eine feindselige Rolle der Kanzler Brück, der sich in seinem Gutachten an den Kurfürsten zum Organ allerlei gehässigen und erlogenen Geschwätzes machte. Noch größeres Leid brachten der Wittwe Luthers die Praktiken des Herzogs Moritz von Sachsen und der Schmalkaldische Krieg. Zweimal ist sie in diesen Zeiten mit den Ihrigen aus Wittenberg geslohen, das zweite Mal nach der Schlacht bei Mühlberg. Damals hat sie Melanchthon in Braunschweig untergebracht. Ende Juli 1547 kehrte sie für mehrere Jahre nach Wittenberg zurück.

Freilich, der Schaden, den ihr der Krieg verursacht hatte, war graß. Ihre Gärten und Güter waren verwüstet, so daß sie auf Jahre hinaus sich schwer zu versorgen wußte. Es soll dem König Christian van Dänemark unvergessen bleiben, daß er aus Dankbarkeit gegen Luther sich dessen Wittwe in dieser Noth thatkräftig angenommen und sie mehrfach thatkräftig unterstützt hat.

So konnte sie hoffen, unter dem Zeichen des nahenden Friedens alles wieder in beste Ordnung zu bringen. Da brach plätzlich in der eben van den Kriegsvölkern verlassenen engen Festung Wittenberg die Pestilenz aus. Bis zum Herbst 1552 hielt Käthe dart aus; da ergriff die Seuche auch das Klasterhaus. Um der Kinder willen wollte die besorgte Mutter den Wohnsitz eine Zeitlang nach Torgau verlegen. Auf dem Wege dorthin wurden die Pferde, die die Familie fuhren, scheu; wieder um die Kinder zu retten, sprang Katharina aus dem Wagen. Sie fiel dabei aber so unglücklich, daß sie an den dabei erlittenen Verletzungen am 20. Dezember 1552 in Torgau starb. Dort hat sie in der Stadtkirche ihre Ruhestätte gefunden, ein Grabmal haben ihr ihre dankbaren Kinder gesetzt.

In einer Zeit, wo die Frauenfrage auf der Tagesordnung steht, scheint es mir besonders dankenswerth, daß uns Thama in seinem Buch das Bild einer echt deutschen Frau gezeichnet hat. In den vorstehenden Ausführungen habe ich dieses in den Umrissen nachgezeichnet, mit der Absicht, Männer und Frauen auf das Original hinzuweisen. Kein Leser und keine Leserin wird das Werk unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verfasser hat die Quellen sorgfältig und ausgiebig benutzt und seine Aufgabe mit Liebe zur Sache gelöst, das Einzige, woran man bei der Lektüre sich staßen kann, sind öftere Wiederholungen derselben Thatsachen. Doch das ist nur ein Mangel des Aufbaues, dem inneren Werthe des gut geschriebenen Buches geschieht dadurch kein Abbruch.

Heinrich Rinn.

Die Erziehungsgeschichte der Wittelsbacher.

II.

Wir heben, dem Gang der Erziehungsgeschichte folgend, einzelne kulturhistorische Züge kurz heraus:

Am 19. Dezember 1581, unter dem Rektorate des Zweibrücken'schen Pfalzgrafen Karl, durften Kurprinz Friedrich und sein Gefolge in Gegenwart des Kurfürsten feierlich ihre Namen ins Matrikelbuch der Heidelberger Universität eintragen, nachdem der Prinz und seine Mitschüler zuvor den Akt der Deposition durchgemacht hatten. Kurfürst Ludwig VI. schrieb kurz vor seinem Tode eine Reihe von guten Rathschlägen und Lebensregeln für seinen erst neunjährigen Sohn Friedrich in sein Gebetbuch ein. Dieselben haben Aehnlichkeit mit den lateinisch geschriebenen väterlichen Ermahnungen, welche ihm einst sein Vater Friedrich III. hinterlassen hatte, sind jedoch in deutscher Sprache verfaßt. Zum Administrator der Kurpfalz und Vormund des jungen Kurfürsten Friedrich IV. war der Bruder des verstorbenen Kurfürsten, Pfalzgraf Jahann Kasimir, bestellt worden. Dieser ritterlich gesinnte Herr beabsichtigte seinen Neffen nach freieren Grundsätzen, als es bisher geschehen war, erziehen zu lassen, und zwar beschloß der Vormund, der

sich zur Lehre Calvins bekannte, ihn in dieser Konfession unterrichten zu lassen. Am 20. Dezember 1586 übernahm der 12½ jährige Kurfürst das Rektorat seiner Landesuniversität, welches er zwei Jahre lang verwaltete. Unter seiner Regierung erlebte die Heidelberger Universität eine Zeit hoher Blüthe, sowie er auch der Vermehrung der Palatinischen Bibliothek große Aufmerksamkeit und Umsicht zuwendete. Mit 19 Jahren heirathete er die durch Geist und Charakter hervorragende Tochter des Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, Luise Juliane, aus welcher Ehe vier Söhne und ebenso viele Töchter hervorgingen. Schon im siebenten Lebensjahr des Kurprinzen Friedrich (V), des nachmaligen unglücklichen „Winterkönigs“, beschloß das Kurfürstenpaar, denselben zur weiteren Erziehung an den Hof des Herzogs Heinrich von Bouillon nach Sedan zu schicken, mit dem der Kurfürst verwandt und innig befreundet war. Unter dem Einfluß dieses gebildeten, der calvinischen Religion ergebenen Fürsten sollte der junge Prinz an der vom Herzog gegründeten Akademie sich die französische und lateinische Sprache, feine Weltbildung und ritterliche Gewandtheit aneignen. Die späteren Schicksale dieses Fürsten gehören der Weltgeschichte an, eine gedrängte Uebersicht über die Geschicke der „Kinder des Winterkönigs“ hat Alfred Dove in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 (Nr. 82—84) veröffentlicht.

Während Deutschlands Gaue von dem schrecklichsten Kriege heimgesucht wurden, fanden sich am Hofe zu Haag mehrere mit dem königlichen Hause eng verwandte Prinzen ein, die mit den königlichen Prinzen und Prinzessinnen theils zu ernstem Studium, theils zu fröhlichen Spielen und Uebungen sich vereinigten, wobei der Verkehr zwischen den in Leyden studirenden und den am Hofe zu Haag lebenden Verwandten und Geschwistern äußerst lebhaft war. Gleichzeitig mit den Söhnen des Königs studirten in Leyden Prinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der spätere große Kurfürst, Prinz Friedrich Ludwig von Zweibrücken und mehrere andere fürstliche Personen. Die Briefe, die der zuletzt Genannte in den Jahren 1631—1633 an seine Eltern sandte, nebst den Berichten seines Lehrers Stern, lassen uns einen Einblick in das Thun und Treiben der so glücklich vereinigten jungen Welt thun. Reiten, Fechten, Bogenschießen, Tanzen, Voltigiren, Fahnenschwingen, Ballschlagen, Billardspielen und Lautenschlagen sind die Gegenstände der Unterhaltung und Erholung. Die Prinzen üben sich aber auch im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, lernen lateinische Sprüche, lesen Ludwig Vivi's Colloquia und des Erasmus' Schrift „De civilitate morum“; außerdem wird Katechismus mit der Auslegung des Petiscus gelernt, das alte und neue Testament gelesen und fleißig gebetet. Auch Geographie und Geschichte finden wir unter den Lehrgegenständen. Die Aelteren erhalten Unterricht in der Mathematik, im Zeichnen und im Fortifikationswesen. Prinzessin Elisabeth ergab sich frühzeitig verschiedenen gelehrten Studien und brachte es zu dem Ruhme, für die gelehrteste aller Frauen ihres Jahrhunderts gehalten zu werden, so daß sie als miraculum inter feminas bezeichnet wurde. Sie und ihre Schwester Luise Maria, später Hollandine zubenannt, die Schülerin des berühmten holländischen Malers Honthorst, standen mit Cartesius, dem größten Gelehrten ihrer Zeit, in lebhaftem Briefwechsel, der sich über fast alle Gebiete menschlichen Wissens erstreckte.

Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg stand im freundschaftlichen Verkehr mit den Söhnen des bayerischen Herzogs Wilhelm V. Als diese in Ingolstadt studirten, besuchten sie im Juli 1589 ihren Vetter und dessen Familie auf einige Tage und wurden freundlich aufgenommen und zuvorkommend behandelt. Die Eindrücke, die dort Kurprinz Maximilian empfangen, hat Friedrich Schmidt schon im ersten Bande ausführlich mitgetheilt. Im Januar 1600 stattete Prinz Wolfgang Wilhelm, der älteste Sohn des Pfalzgrafen, mit seinem ganzen Gefolge dem Münchener Hof einen längeren Besuch ab. Trotz der Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse gestaltete sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Höfen derartig, daß Prinz Wolfgang Wilhelm um die Hand der bayerischen Prinzessin Magdalena warb und dieselbe nach seinem Uebertritt zur katholischen Religion erhielt. Infolge davon verbreitete sich der Katholizismus rasch über das Herzogthum Neuburg, und die Jesuiten gewannen bald am Neuburgischen Hofe denselben Einfluß auf die Erziehung und den Unterricht des heranwachsenden Geschlechts, den sie in München und an anderen Höfen längst auszuüben gewohnt waren. Besonders war es P. Anton Welser, der erste Rektor des Neuburger Kollegiums, der sich des jungen Prinzen Philipp Wilhelm väterlich annahm. Die bisherigen Hofmeister und Präzeptoreninstruktionen wurden nach den Anforderungen der katholischen Kirche und den Grundsätzen der Jesuiten, namentlich in den Abschnitten, die vom religiösen Leben handeln, umgestaltet. Als Lehrmittel ist vor allem der Katechismus des Peter Canisius vorgeschrieben. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu befand sich auch Jakob Balde, der im Jahre 1654 von München, wo er mit dem Kurfürsten Maximilian und seinem Bruder Herzog Albrecht in Verkehr gestanden und die Söhne des Herzogs unter seiner Aufsicht gehabt hatte, nach Neuburg übergesiedelt war. Er feierte nicht nur die Geburt der ersten Prinzessin, Eleonore Magdalene, durch ein Gedicht, sondern war den Kindern des Pfalzgrafen insgesammt bis zu seinem im Jahr 1668 erfolgten Tode ein treuer Freund und väterlicher Berather.

Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg und Sulzbach hatte letztwillig seinem drittgeborenen Sohn August das Herzogthum Sulzbach bestimmt und dadurch die selbständig nebeneinander bestehenden Regentenfamilien des pfälzischen Hauses auf zwölf gebracht. Allen pfälzischen Prinzen gemeinsam war die große Lust am Reisen, zum mindesten wurden sie mit Vorliebe an auswärtigen, verwandten Höfen erzogen. Pfalzgraf Christian August, welcher im Jahre 1640 die Regierung seines Landes Sulzbach angetreten hatte und im Jahre 1656 zum Katholizismus übergetreten war, verwendete auf die Erziehung seines im Jahre 1659 geborenen Sohnes Theodor Eustach um so mehr Sorgfalt, als ihm zwei vorher geborene Söhne frühzeitig durch den Tod entrissen waren. Von der Zeit an, wo der zwölfjährige Prinz im Jahre 1671 von seinem Vater zu längerem Aufenthalt an den Hof des Erzbischofs von Salzburg geschickt wurde, besitzen wir eine Reihe von Instruktionen und brieflichen Mittheilungen seiner Erzieher und Hofmeister, Tarachia, Kranefeld, Gropper und Clamer.

Als der 1700 geborene Prinz Johann Christian 16 Jahre alt war, hielt es sein Vater, Pfalzgraf Theodor, für gerathen, ihn unter die Aufsicht des Herzogs Leopold von Lothringen nach Nancy zu schicken, damit er an der dortigen berühmten Akademie seine Studien vervollständige.

Christians am 11. Dezember 1724 geborener Sohn Karl (Philipp) Theodor war als Kind infolge eines Gelübdes in den Ordenshabit der Paulaner eingekleidet worden. Nachdem er im Alter von vier Jahren seine Mutter verloren hatte, ließ ihn seine Urgroßmutter, die Herzogin Marie Henriette von Aremberg, zu sich nach

Belgien kommen und ihn theils in Brüssel, theils in Drogenbusch, seinem Geburtsort, erziehen. Kurfürst Karl Philipp betheiligte sich mit einem jährlichen Beitrage von 5000 Gulden an dessen Erziehungskosten und trug, als der Prinz das sechste Lebensjahr zurückgelegt hatte, für geeignete Lehrer Sorge. Mit neun Jahren kam der Prinz als voraussichtlicher Erbe des Kurhutes mit seinem Erzieher P. Seedorf nach Mannheim. Im Jahre 1741 übernahm Marquis d'Ittre die Stelle des Oberhofmeisters, nachdem zuvor eine Zeitlang Frhr. v. Sickingen dieses Amt verwaltet hatte. Auf den Universitäten Leyden und Löwen vervollkommnete der Prinz sein Wissen durch zweijähriges Studium der Rechtswissenschaft, der Finanz- und Staatswirthschaft, der Diplomatie, Genealogie, Heraldik und Geschichte. Nach kurzem Aufenthalte in Mannheim, während dessen er vom Kurfürsten selbst in die Staatsgeschäfte eingeführt und mit den ihm keineswegs sympathischen militärischen Uebungen vertraut gemacht wurde, begab sich der Prinz auf Reisen, mußte aber infolge des am 31. Dezember 1742 erfolgten Ablebens des Kurfürsten Karl Philipp, des Erbauers des Mannheimer Schlosses, zurückkehren, um nach kaum zurückgelegtem 18. Lebensjahre die Regierung seines Sulzbachischen und bald darauf des kurfürstlichen Landes zu übernehmen. Während seiner langjährigen Regierung bewies er sich stets als Freund der edlen Künste und Wissenschaften, wie sich auch aus der Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Mannheim und anderer der Pflege der Künste und Wissenschaften gewidmeten Anstalten ersehen läßt. Als am 30. Dezember 1777 Kurfürst Max III. Joseph von Bayern gestorben war, wurden nach jahrhundertelanger Trennung die bayerischen und die pfälzischen Besitzungen der Wittelsbacher unter dem Scepter des Kurfürsten Karl Theodor wieder vereinigt. Nach dem Tode dieses Kurfürsten, zu Anfang des Jahres 1799, ging die Regierung der kurpfälzisch-bayerischen Länder an den in den Zweibrücken-Birkenfeldischen Landen regierenden Pfalzgrafen Maximilian Joseph über.

Zwei Prinzen dieses jetzt noch blühenden Hauses, Christian und Johann Karl, traten 1653 mit ihrem Hofmeister Gradnitz der berühmten „fruchtbringenden Gesellschaft" bei, der auch ihr Vater und andere Mitglieder des pfälzischen Hauses angehörten und betheiligten sich eifrig an den Bestrebungen dieser Gesellschaft, die hauptsächlich auf Reinhaltung und Pflege der deutschen Sprache gerichtet waren.

Johann Karl, der seinen Wohnsitz in Gelnhausen aufschlug, wurde der Begründer eines neuen Seitenzweiges des Wittelsbachischen Familienstammes, dessen Nachkommen in der jetzigen herzoglichen Linie des bayerischen Hauses fortleben. Pfalzgraf Karl Johann Ludwig, ein Enkel des ebengenannten Johann Karl, wurde im Jahre 1756 in einem Alter von 11 Jahren nach Tübingen geschickt, wo er bis zum Jahre 1761 das mit der Universität verbundene Collegium illustre, eine Pflanzschule für Staatsbeamte und Diplomaten, besuchte und im ersten Jahre seines dortigen Aufenthalts das Ehrenamt des Rektors der Universität bekleidete. Im Jahre 1759 nahm ihn der Kurfürst Karl Theodor in den Hubertusritterorden auf und bald darauf, als er 15 Jahre alt war, wurde er zum Hauptmann in einem kaiserlichen Regiment ernannt. Bis zu dem im Jahre 1769 erfolgten Uebertritt seines jüngeren Bruders Wilhelm, der damals 17 Jahre alt war, gehörte auch diese Linie des Wittelsbachischen Hauses der lutherischen Konfession an.

Christian III., der Sohn und Nachfolger des Pfalzgrafen Christian II., war schon in der Wiege zur militärischen Laufbahn bestimmt. Geboren 1674 zu Straßburg, verbrachte er wie sein Vater einen Theil seiner Jugend in dieser damals noch deutschen Stadt, während sein Vater als General im französischen Dienst entweder am Hofe des Königs oder im Lager sich aufhielt. An diesem Hofe „distinguirte" sich übrigens gar bald auch der junge Pfalzgraf durch seine ausnehmenden Leibes- und Gemüthsgaben. Pfalzgräfin Elisabethe Charlotte, Herzogin von Orleans, gedenkt des jungen Vetters an verschiedenen Stellen ihrer berühmten Briefe. Im Jahre 1717 trat er die Regierung seines väterlichen Erbes an, zu dem im Jahre 1731 auch das Herzogthum Zweibrücken durch Erbschaft hinzukam. Christian IV. trat nach erreichtem 18. Lebensjahre die Regierung seines Landes an, überließ jedoch wenige Jahre später seinem Bruder Friedrich die Grafschaft Rappoltstein, als dieser, aus dem österreichischen Erbfolgekrieg heimgekehrt, sich mit der Sulzbachischen Prinzessin Maria Franziska verheirathete. Beide Brüder traten nacheinander zur katholischen Kirche über. Nachdem Pfalzgraf Christian IV. im Jahre 1775, ohne legitime Erben zu hinterlassen, gestorben war, folgte ihm sein Neffe Karl August, der erstgeborene Sohn des schon vor seinem Bruder gestorbenen Pfalzgrafen Friedrich, in der Regierung nach. Karl August und sein um zehn Jahre jüngerer Bruder Maximilian Joseph, der nachmalige erste König von Bayern, hatten, während ihr Vater dem französischen Kriegsdienste oblag, die frühesten Jahre ihrer Jugend am kurfürstlichen Hofe zu Mannheim und Schwetzingen zugebracht.

Ihr Lehrer, der sie in den Anfangsgründen des Wissens viele Jahre lang unterrichtete, war der spätere Regierungsrath Heiß. Später waren es Keralio und Salabert, die den beiden Prinzen und den Prinzessinnen in Zweibrücken wie am französischen Hofe in Paris als Lehrer zur Seite standen. Als Abbé Salabert mit dem Hofe des Kurfürsten Maximilian Joseph nach München übersiedelte, baute er sich das schöne, am Eingang des Englischen Gartens gelegene Palais, das später Prinz Karl bewohnte. Der Kurprinz und nachmalige König Ludwig I. hatte seine Jugendjahre in Straßburg, Mannheim, Schwetzingen, dann auf der Flucht vor der französischen Revolution in Rahrbach bei Heidelberg zugebracht, in München hatte 1799 der Geheimrath Joseph v. Kirschbaum die Erziehung des hochbegabten Prinzen übernommen, während Sambuga schon seit 1797 der kurfürstlichen Familie Lehrer und Berather war. Sambuga ertheilte seinen Unterricht fast immer in Dialogform, wobei er es liebte, mit seinem Zögling im Garten zu Schwetzingen oder Nymphenburg sich unterhaltend, spaziren zu gehen. Die Themata zu diesen belehrenden Gesprächen, die Sailer ausführlich mittheilt, erstrecken sich auf das gesammte Gebiet der Religion und Moral, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung und Pflichten fürstlicher Personen.

Die Universitätsstudien des Kurprinzen in Landshut unter Kirschbaum, Sailer und Mitbiller, in Göttingen unter Schlözer, Blumenbach und Beckmann bezeugen seine zahlreichen eigenhändig und fleißig geschriebenen Kollegienhefte. Selbst die russische Sprache blieb dem Prinzen nicht fremd. Mit dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller stand er von Jugend an im Briefwechsel. In den Künsten des Zeichnens und Malens unterrichteten ihn Dillis und Le Clerc. Den alten Sprachen trat er erst als König unter Lichtenthalers Leitung näher, bis schließlich seine Neigung zu diesen Studien durch Reisen in die klassischen Länder und unter

dem Einfluß der Humanisten Jacobs und Thiersch zur hellen Flamme des begeisterten Philhellenismus aufloderte. Der Einfluß des neu aufgekommenen Humanismus erstreckte sich auch auf die Erziehung der Prinzessinnen des königlichen Hauses. Nicht minder war das herzogliche Haus in Bayern bestrebt, die Erziehung seiner Prinzen dem Geist der Zeit anzupassen. Der im Jahre 1808 geborene Herzog Maximilian trat mit 9 Jahren in das von Direktor Halland gegründete und geleitete, mit dem Münchener Gymnasium verbundene Erziehungsinstitut ein und verblieb sieben Jahre in demselben. Er nahm nicht nur an dem regelmäßigen Unterrichte des Gymnasiums Antheil, sondern wirkte auch bei deklamatorischen Produktionen der Zöglinge des Instituts mit. Der Unterzeichnete erinnert sich noch aus seiner eigenen Jugend des Jubels und der Begeisterung, die den Prinzen umgab, als er 1873 zur 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums unter seinen ehemaligen Studiengenossen erschien.

Der Kronprinz Maximilian (als König: II.) wurde dem gelehrten Mönche Archibald Mac Iver aus dem Schottenkloster in Regensburg zur Erziehung übergeben. Professor Lichtenthaler, Oettl, v. Hohenhausen, Maßmann waren seine späteren Lehrer. Bekannt ist der Einfluß, den die Studien des Kronprinzen an der Universität Göttingen und in Berlin unter Raumer, Ranke und Varnhagen auf seine historischen Neigungen ausübten. Nach denselben Grundsätzen und Vorschriften wie seine Brüder Otto, der spätere König von Griechenland, und Adalbert wurde Prinz Luitpold, der gegenwärtige Regent des Königreichs, erzogen und unterrichtet. Fast prophetisch klingen die Worte des königlichen Vaters in einem Briefe an König Otto in Griechenland. „Von Professoren wird er (Luitpold) Unterricht nehmen, um, insoweit durch sie es geschehen kann, er erlange die Kenntnisse, die erforderlichen, und sollte er einstmal auf den Thron kommen (mein Vater und du waren auch Nachgeborene), er sich dazu vorbereitet."

So haben wir Friedrich Schmidts urkundliche Mittheilungen bis auf die Gegenwart herab verfolgt, die Dokumente über die Erziehung und Bildung der Brüder und Könige Ludwig II. und Otto standen ihm nicht zur Verfügung, ebenso unterließ er es, die Erziehung der Wittelsbacher auf dem schwedischen Königsthron darzustellen, da diese schon von K. Th. v. Heigel geschildert war. Es wäre des Dankes werth, wenn der Verfasser sich entschließen könnte, seine geschichtliche Uebersicht, die er den beiden Bänden vorausgeschickt hat, von den Urkunden getrennt, als Volksausgabe erscheinen zu lassen.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Zu den Büchertiteln.

In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 153 ist zu lesen, daß der in Vorbereitung befindliche internationale Katalog der wissenschaftlichen Literatur Aussicht habe, zustande zu kommen, und daß die Sammlung des Stoffes mit dem 1. Januar 1901 beginnen solle. Da ist es noch Zeit zu einer Bitte an alle Verfasser, Verleger und Drucker hinsichtlich der so wichtigen Titel ihrer Bücher.

Daß Titel möglichst kurz und wohllautend sein sollen, ist allgemein anerkannt. In der Zeit der riesenlangen Büchertitel schrieb der Theologe Bengel einen Theil des Erfolges, den seine Bücher hatten, mit Recht dem Umstand zu, daß er kurze Titel für sie wählte.

Daß Titelblätter auch möglichst ansprechend sein sollen, ist wiederum selbstverständlich, obwohl die Ansichten über das, was schön und ansprechend sei, außerordentlich weit auseinander gehen. Auf der graphischen Ausstellung in Stuttgart war 1899 eine ganze Wand von Entwürfen zu sehen, die auf das Ausschreiben eines Preises für das beste Titelblatt zu einem bestimmten Buche eingegangen waren. Wir wollen auch hier der Mode, den Jungen und den Jüngsten ihr volles Recht lassen. Sie mögen die Titel, auch die Schrift auf denselben gestalten, wie sie wollen, nur um eines bitten wir: die Verleger unserer gelehrten Werke möchten doch endlich mit der Sitte oder vielmehr Unsitte brechen, die Titelwörter mit lauter gleich großen Buchstaben zu drucken und möchten für die Wörter, für die sie im Satz große Anfangsbuchstaben brauchen, das auch auf dem Titel thun. Will einer im Text die großen Buchstaben vermeiden, dann thut er's natürlich auch auf dem Titel. Die hier gerügte Unsitte herrscht namentlich da, wo lateinische Schrift verwendet wird; und eben deßwegen ist sie um so bedauerlicher, da die Altschrift für gelehrte Werke sicher empfehlenswerther ist. Was mag ihr Grund sein? Nicht das Schönheitsgefühl. Es läßt sich ein Versaliendruck herstellen, bei dem die größeren Anfangsbuchstaben im schönsten Verhältniß zur übrigen Schrift stehen. Der Grund ist einfach Bequemlichkeit und falsch angebrachte Sparsamkeit. Drucke ich alles mit gleich großen Buchstaben, so brauche ich keine zweierlei Typen und habe beim Aussperren des übrigen Raumes keine Schwierigkeit. Um dieser einmaligen Kleinigkeit willen sollen nun zeitlebens alle Bibliographen leiden. Wer viel mit englischen Büchern zu thun gehabt hat, weiß, wie diese Titel zur Verzweiflung bringen können. Exempla sunt odiosa. Aber man nehme einmal ein so monumentales deutsches Werk, wie das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Was haben die beiden Brüder verschuldet, daß ihr Name auf dem Titel durch bald 50 Jahre hindurch ganz mit gleich großen Buchstaben GRIMM geschrieben wird, als wäre er ein Appellativum, wie das den ersten Band schließende BIERMOLKE oder das Synonymum von Zorn, an das der vierte Band noch lange nicht kommen wird, während sie selbst von der ersten Seite an jeden Eigennamen mit großen Anfangsbuchstaben schreiben, sei's so wie Fürsten, Länder und Völker, z. B. Ernst August von Hannover, Preussen, Berlin, sei es so wie die Namen der Schriftsteller Goldast, Schiller, Scherz, Bodmer u. s. w. Man lese einmal den Text der Vorrede oder einen beliebigen Theil des Wörterbuchs durch und frage sich, wie häßlich und zeitraubend zugleich es wäre, wenn die Namen nicht mit größeren Anfangsbuchstaben ausgezeichnet wären. Dieser, der größere Anfangsbuchstabe, fällt auf — umsomehr als sie bei den übrigen Hauptwörtern vermieden sind — und so braucht man einen Namen gar nicht ganz zu lesen. Es ist wirklich ärgerlich, daß selbst bei monumentalen Werken in dieser Hinsicht nicht mehr Aufmerksamkeit geübt wird. Die preußische Akademie der Wissenschaften läßt seit kurzem die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte bearbeiten, wozu die

Hermann und Elise geb. Heckmann
Wentzel-Stiftung

einen Theil des Geldes liefert. Auf dem zweiten Blatt prangt das Siegel dieser Stiftung und die aufgedruckte Unterschrift desselben. Auf der mit deutscher Schrift hergestellten Umschrift des Siegels beginnen die Namen Hermann und Heckmann mit kleinen, die Worte Elise, Wenzel und Stiftung mit großen Buchstaben. Das kann noch von den Stiftern so geordnet sein, also will ich es nicht rügen; aber an der eben mitgetheilten, in Antiqua gegebenen Unterschrift ist Drucker und Herausgeber schuld; welchen Sinn hat es nun da, Hermann, Elise und Heckmann mit einem größeren Buchstaben zu beginnen, dem Hauptnamen Wentzel dagegen denselben zu versagen? Und wie häßlich, wenn auf dem folgenden Haupt- oder Spezialtitel, wie man will, alles noch dem bisherigen Prinzip mit gleich großen Versalien gedruckt ist und nur ein einziger Buchstabe davon eine Ausnahme macht, das Wort Dr.

Man schreibe doch auf den Titeln der Bücher wie im Text derselben und stelle den Druckern die Aufgabe, für den so geschriebenen Titel eine schöne Form zu finden. Die Clarendon-Presse in Oxford hat z. B. für eine schiefliegende Schrift in neuerer Zeit ein sehr schönes Verhältniß von den

großen zu den kleinen Buchstaben gerade auch auf den Titeln zur Anwendung gebracht. Daß das, was hier von den Titeln gesagt ist, ganz ebenso von Inschriften gilt, z. B. auf Münzen, Denkmälern und Gebäuden, braucht nur angedeutet zu werden. Welch schönes Feld für die Erfindungsgabe unsrer Künstler, falls sie von den Abwegen gothischer Verschnörkelung sich zu hüten willens sind. Viel bewundert wird ja wieder in diesem Jahre des Gutenberg-Jubiläums die Initiale des Mainzer Psalters von 1459; warum sollen wir unsern Titeln die Schönheit und, was noch viel wichtiger, die Annehmlichkeit großer Anfangsbuchstaben versagen!

Dann aber noch eins: man drucke und schreibe auch gewisse Anfangsbuchstaben so wie in der Mitte der Wörter, d. h. Ä, Ö, Ü, Ä, Ö, Ü, nicht Ae, Oe, Ue, Ae, Oe, Ue. Man sehe das neue deutsche Kartenwerk von Kürschner-Peip an; in dem bis jetzt erschienen Theil Württemberg, z. B. Bl. 15, Ueberschrift und Text

OETTINGEN, NÖRDLINGEN.

Welchen Sinn hat das? Sämmtliche deutsche Rechtschreibregeln — Preußen § 1 Abs. 2, Bayern § 12 Abs. 2, Württemberg § 1 Abs. 1 — schreiben einmüthig vor, daß man Ä, Ö, Ü und nicht Ae, Oe, Ue schreiben solle, und Preußen fügt den deutschen Buchstaben ausdrücklich auch die lateinischen bei, welche in Bayern und Würtemberg unerwähnt bleiben. Im lexikalischen Theil bringt das eben genannte Kartenwerk neben 6 Ue auch 2 Ü und neben 76 Oe auch 6 Ö; auf den Karten selbst neben UEBERLINGEN z. B. Überkingen (Blatt 19). Zumal auf einer Karte sollte man ja für jeden ersparten Buchstaben froh sein. Auf den deutschen Münzen hat Preußen diesmal seiner Vorschrift entsprechend KÖNIG, Württemberg KOENIG, Bayern wechselt sogar, bald KOENIG, bald KŒNIG. Nach einer Nachricht der Allg. Ztg. (Beil. 154) trat unlängst im preußischen Kultusministerium eine orthographische Konferenz zusammen, um über die amtliche Einführung der bisherigen Schulorthographie bei allen preußischen und Reichsbehörden zu berathen. Hoffen wir, daß die Sache zustande kommt und die anderen Staaten bald folgen und daß dabei ein dritter Wunsch erfüllt wird, nämlich daß man auch in der lateinischen Schrift wieder das lange „es" (ſ) brauchen dürfe. Aus unsern Druckereien ist es erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unter französischem und englischem Einfluß verschwunden. Das Württembergische Statistische Landesamt hat das Verdienst, es auf seinen Karten wieder eingeführt zu haben, so daß man Neckarſulm und Künzelsau nicht mehr mißverstehen kann, als ob das erste = Neckars-Ulm und das zweite = Künzel-sau wäre. Die Reichskarte und jetzt das neue „Deutsche Kartenwerk" haben diesen Fortschritt nicht mitgemacht, sondern sind sogar wieder über die Schulorthographie, welche — in Bayern, Preußen und Württemberg übereinstimmend — auch in der lateinischen Schrift den Unterschied von ß oder ſs und ss vorschreibt, zurückgegangen und schreiben beispielsweise Esslingen, Weissenstein, Preussen u. s. w., dagegen am Rand Maſsstab. Möge die Einführung der Schulorthographie diesen Fortschritt nicht verhindern oder aufheben, bis jetzt würde sie es thun, da es in den bisherigen Bestimmungen übereinstimmend heißt, bei lateinischer Schrift setze man s für ſ und s. Die Versendungen bei Ovid sind doch etwas anderes als die Verſendungen eines Hamburger Kaufmanns. Also gewähre man wenigstens die Möglichkeit, dies auch in der lateinischen Schrift kenntlich zu machen, und fasse die Bestimmung so, daß ſ durch ſ oder s ausgedrückt werde.

Kommt auch nur einer dieser Wünsche, namentlich der erste, zur Erfüllung, dann wird die geplante internationale Katalogisirung der wissenschaftlichen Literatur vom 1. Januar 1901 ab um einiges einfacher. Unsre Buchdrucker haben gegen die kaum ernstlich geplante Aenderung der Orthographie so energisch Stellung genommen, weil sie ihnen große Kosten zugemuthet hätte; die hier gewünschte würde ihnen nur sehr kleine verursachen, wenn überhaupt welche; möchten sie nun auch dazu Stellung nehmen, womöglich eine freundliche.

Maulbronn. Eb. Nestle.

Mittheilungen und Nachrichten.

Morphologie des Tiën-Schan. Von Dr. Max Friedrichsen in Hamburg. Berlin 1899. Druck von W. Pormetter. N. 141 S. 8°. — Lange hat es nicht gelingen wollen, das Chaos der innerasiatischen Gebirgssysteme zu entwirren. A. v. Humboldt verwendete hauptsächlich die ihm von Klaproth zugänglich gemachten chinesischen Quellen, und Ritter beorbeitete die ganze Fülle der damals zu Gebot stehenden Reiseberichte, aber mit manch richtiger Erkenntniß mußte auch eine Anzahl von Spekulationen in Kauf genommen werden, die später vor autoptischer Forschung nicht standhielten. Für den Geographen reicht es hin, an das angeblich meridionale Kettengebirge „Bolor-Dagh" zu erinnern, an dessen Stelle auf den Karten der Gegenwart ein wildes Massengebirge, das Pamir-Hochland, getreten ist. Erst F. v. Richthofens China-Werk schuf eine festere Grundlage, und die großen Reisen der Russen gestatteten endlich einen Einblick in die Gebirgsanordnung bisher unzugänglicher Gegenden. Damit war die Möglichkeit für deutsche Geographen gegeben, das gewaltige Material zu sichten und an der Hand der kritischen Grundsätze Ritters den Verlauf der großen Gebirgszüge in den Hauptpunkten festzustellen. Zwei Schüler v. Richthofens haben mit dieser schwierigen Arbeit einen guten Anfang gemacht; Dr. Wegener nahm sich des Kwen-Lun, Dr. Friedrichsen des Tiën-Schan, des „Himmelsgebirges" der Chinesen, an. Dasselbe ist ihm zufolge ein — in mancher Hinsicht unsern Alpen vergleichbares — Gebirgsland von einer Ausdehnung, welche von Nord nach Süd 6 Grade (ungefähr gleich 670 km) und in einer dazu senkrechten Richtung 24 Grade (gleich 1960 km) umfaßt. Genau parallel sind die einzelnen Ketten, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, durchaus nicht, aber eine mittlere Streichungsrichtung, die sich ziemlich genau an die Parallelkreise hält, läßt sich doch mit Sicherheit konstatiren. Im Osten rücken die Ketten näher aneinander heran, es tritt eine sogenannte „Virgation" ein, so daß der Verkehr in den Längsthälern zwar auf geringe Schwierigkeiten stößt, wenn er sich in westlicher Richtung vollzieht, während gegen Osten hin eine fast unübersteigliche Grenzmauer aufsteigt. Darum fällt es den Russen leicht, hier Eroberungen zu machen, den Chinesen aber schwer, ihr Besitzrecht zu vertheidigen. Die neue Nomenklatur der einzelnen Züge, zumal im Nordwesten, wo der Tiën-Schan theilweise mit anderen Gebirgen zusammenhängt, wird sich wohl mit der Zeit auf unsern Karten durchsetzen, da auf die grundlegenden Arbeiten der russischen Forscher überall die gebührende Rücksicht genommen ist. Für die Beurtheilung der vertikalen Gliederung liegen zahlreiche, vom Verfasser in Metermaß umgerechnete Höhenkoten vor; Gipfel von Montblanc-Höhe scheinen zum öfteren vorzukommen, wogegen Obrutschews Schätzungen, die bis auf 6000 m hinanreichen, noch keineswegs als gesichert angesehen werden dürfen. Schneegebirge sind keine Seltenheit, aber zur eigentlichen Gletscherentwicklung scheint es das trockene Klima nicht kommen zu lassen. Die Flüsse tragen ausnahmslos jenes echt kontinentale Gepräge, welches sich darin ausspricht, daß sie das Meer nicht erreichen; sie versiegen entweder in der Steppe oder münden in einen Binnensee (Aral-See, Balkasch-See, Lob-Nor u. s. w.). Der größte, ganz im Innern des Tiën-Schan liegende Gebirgssee ist der Issyk-Kul, dessen Entstehung auf tektonische Vorgänge zurückgeführt wird. Auch die geognostische Zusammensetzung der einzelnen Ketten wird so genau als möglich aufzuklären gesucht; als wichtig ist der Nachweis zu bezeichnen, daß Zentralasien der von Humboldt ihm zugeschriebenen aktivvulkanischen Thätigkeit entbehrt, und daß die angeblichen Vulkane sich als bloße Erdbrände entpuppen. Das Klima hat nach Dr. Friedrichsen insofern in historischer Zeit eine gewisse Aenderung erlitten, als es noch trockener denn vordem geworden ist. — Die neue Karte des umfangreichen Territoriums hat der Verfasser durch ein sehr zweckmäßiges Verfahren mit den Reiseberichten in unmittelbaren Kontakt gebracht; dieselbe ist nämlich überdeckt von einer zweiten, auf durchscheinendes Papier gezeichneten Karte, welche in feinster Ausführung die einzelnen Reiserouten zur Anschauung bringt und so die genaue Festlegung jeder einzelnen Oertlichkeit ermöglicht. Die auf eingehendem Studium beruhende, von

kritischer Schärfe Zeugniß ablegende Abhandlung wird, mag auch durch weitere Untersuchungen gar manche Aenderung als nothwendig erkannt werden, doch gewiß der Grundstock für unsre Kenntniß eines großen Theils von Hochasien bleiben.

S. Günther.

* Die internationale Vereinigung der Akademien, deren Richtung von der Berliner Akademie angeregt, im Oktober vorigen Jahres auf der von neun Akademien beschickten Konferenz zu Wiesbaden beschlossen wurde, hat sich nunmehr endgültig konstituirt. Es gehören ihr, wie der Mathematiker Darboux in der Sitzung der Pariser Académie des Sciences vom 2. Juli mittheilte, zunächst an die Akademien von Amsterdam, Berlin, Brüssel, Ofen-Pest, Christiania, Göttingen, Kopenhagen, Leipzig, London, München, Paris (dreifach vertreten durch die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die Académie des Sciences und die Académie des Sciences morales et politiques, St. Petersburg, Rom, Stockholm, Washington und Wien, im ganzen 18. Der Entwurf der Satzungen sieht die Aufnahme weiterer Akademien vor. Die Vereinigung umfaßt zwei Sektionen, die naturwissenschaftliche (section des sciences) und die philosophisch-historische (section des lettres). Ihre Organe sind die Generalversammlung und der Ausschuß. Die Generalversammlung findet im allgemeinen alle drei Jahre statt, und jede Akademie schickt so viel Vertreter dazu ab, wie sie es für nothwendig hält; doch hat jede Akademie nur eine Stimme. In der Zeit zwischen zwei Generalversammlungen wird die Vereinigung durch den Ausschuß vertreten, in den jede Akademie einen oder zwei Abgeordnete entsendet, je nachdem sie in nur einer oder in beiden Sektionen vertreten ist. Da unter den 18 Akademien 12 beiden Sektionen angehören, so besteht der vollzählige Ausschuß aus 30 Abgeordneten. In den Sitzungen des Ausschusses haben aber die beiden Vertreter einer Akademie nur eine Stimme; das Präsidium führt der Vertreter derjenigen Akademie, an deren Sitze die nächste Generalversammlung abgehalten wird. Die erste Generalversammlung findet am 31. Juli in Paris statt; von den drei dortigen Akademien übernimmt die Académie des Sciences den Vorsitz. Zur Tagesordnung dieser ersten Versammlung gehört die Festsetzung der Geschäftsordnung für den Ausschuß und die Bestimmung des Datums und der Tagesordnung für die nächste Generalversammlung. Die Londoner Royal Academy hat für diese Versammlung bereits einen Antrag angekündigt: er betrifft die Messung eines ausgedehnten Meridianbogens im Innern Afrika's. Der Zweck der neuen Vereinigung ist, die Vorbereitung und Förderung wissenschaftlicher Arbeiten von allgemeinem Interesse und die Erleichterung der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern. Möge die von Darboux geäußerte Hoffnung in Erfüllung gehen, daß die Vereinigung sich als ein mächtiges Werkzeug der Forschung, der Eintracht und des wissenschaftlichen Fortschritts erweisen werde.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 12. Juli. Gesammtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. — 1. Hr. v. Bezold sprach „über klimatologische Mittelwerthe für ganze Breitenkreise". (Erscheint später.) Der Vortragende hat vor wenigen Monaten darauf hingewiesen, daß man bei tabellarischen oder graphischen Zusammenstellungen von Mittelwerthen für ganze Breitenkreise anstatt der geographischen Breite selbst zweckmäßigerweise den Sinus dieser Größe als Argument wählt. Diesen Gedanken führt er diesmal weiter aus, indem er ihn auf verschiedene klimatologische Faktoren anwendet und allgemeine Folgerungen daraus zieht. — 2. Die akademische Sammlung der Bessel'schen astronomischen Korrespondenz hat zwei besonders werthvolle Zugänge erhalten durch Erwerbung der Bessel'schen Briefe an Schumacher (536 Briefe, 1809 bis 1846) und an Encke (172 Briefe, 1817—1846). Ferner sind derselben zwei kleinere Reihen einverleibt worden. Als Festgabe zur Zweihundertjahrfeier wurden der Akademie neun Briefe Bessels an J. J. v. Littrow von den drei Enkeln: Dr. Arthur v. Littrow, Frau Baronin Dora Doblhoff, geb. v. Littrow, und Frau Ella v. Lang, geb. v. Littrow, zum Geschenk gemacht und durch Hrn. Prof. v. Lang überreicht; und zehn Briefe v. Bessel an Olbers, die der Königsberger Sternwarte übergeben, durch eine Reihe von Irrungen aber schließlich unter die Briefe an H. C. Schumacher gerathen waren, sind nunmehr mit Zustimmung des Hrn. Professors H. Struve ebenfalls zu der akademischen Sammlung genommen worden. — Da diese zehn Briefe an Olbers in der Erman'schen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Olbers und Bessel nicht vorkommen, werden sie mit zwei weiteren in Pulkowa aufgefundenen bisher nicht gedruckten Briefen zur Ergänzung jener Ausgabe unten mitgetheilt. — 3. Hr. Auwers überreichte zwei weitere Stücke des Katalogs der Astronomischen Gesellschaft: XII. Zone 10°—15°, und XIII. Zone 5°—10°, beide beobachtet auf der Sternwarte Leipzig. — 4. Hr. Auwers überreichte ferner den jetzt im Druck fertiggestellten Bericht über die Zweihundertjahrfeier der Akademie. Die Versendung an die bei der Feier vertretenen Körperschaften und ihre Delegirten sowie an die Mitglieder der Akademie ist im Gange. — 5. Hr. Engelmann legte eine Mittheilung der HH. Dr. Adolf Bickel und Dr. Paul Jacob vor über neue Beziehungen zwischen Hirnrinde und hinteren Rückenmarkswurzeln hinsichtlich der Bewegungsregulation beim Hunde. Infolge der Ausschaltung der Sensibilität der Hinterbeine beim Hunde treten ataktische Bewegungsstörungen auf, welche sich mit der Zeit mehr und mehr ausgleichen. Werden nunmehr, nachdem die Kompensation sich eingestellt hat, die zu den Hinterbeinen in Beziehung stehenden senso-motorischen Hirnrindenzonen ausgeschaltet, so treten die verschwundenen ataktischen Bewegungsstörungen von neuem auf, und gleichen sich langsam und zögernd, aber nicht mehr in dem Umfange wie früher aus. — 6. Die physikalisch-mathematische Klasse hat bewilligt: Hrn. Privatdozenten Dr. Karl Holtermann in Berlin zu einer Reise nach Ceylon zum Studium der Mangrove-Vegetation 4000 M.; Hrn. Prof. Dr. Ludolf Krehl in Greifswald zur Ausführung von Respirationsversuchen 1500 Mark; Hrn. Prof. Dr. Julius Tafel in Würzburg zur Fortsetzung seiner Arbeiten über die elektrolytische Reduktion 1000 M.; Hrn. Dr. Benno Wandolleck in Dresden zu Untersuchungen über das Abdomen der Dipteren 800 M. — Die Akademie hat ihr Ehrenmitglied, den Staatsminister D. Dr. Adalbert Falk in Hamm (Westfalen) am 7. Juli durch den Tod verloren. Nachträglich ist zur Kenntniß der Akademie gelangt, daß das korrespondirende Mitglied ihrer philosophisch-historischen Klasse Hr. Félix Ravaison in Paris am 18. Mai gestorben ist.

* Untersuchungen über die Influenza. Die diesjährige große Influenza-Epidemie hat Professor Wassermann vom Koch'schen Institut für Infektionskrankheiten in Berlin Gelegenheit zu interessanten Untersuchungen gegeben, deren Ergebniß er soeben mittheilt. Er konnte die merkwürdige Thatsache feststellen, daß in den von ihm untersuchten Fällen die Influenzabazillen stets auffallend rasch verschwanden, und daß sich dann regelmäßig besondere Komplikationen an die ursprüngliche Erkrankung anschlossen. Und gerade diese Patienten waren sämmtlich während der vor zehn Jahren herrschenden Epidemie an Influenza erkrankt gewesen. Professor Wassermann zieht aus dem abweichenden Verhalten der diesjährigen Influenzafälle den Schluß, daß die vor zehn Jahren erworbene Widerstandsfähigkeit gegen die Seuche im Erlöschen begriffen sei, und daß wir beginnen, soweit es auf die Empfänglichkeit ankommt, wieder reif für eine neue größere Influenza-Epidemie zu werden.

* Frau Karoline Rhys-Davids, die Gattin des berühmten englischen Buddhologen, studirt seit vielen Jahren die Palisprache und hat jetzt ein sehr schwieriges Paliwerk zum erstenmal ins Englische übersetzt. Das Dhamma-Sangani ist ein buddhistisches Handbuch der Ethik, das aus dem 4. Jahrhundert vor Christi Geburt stammt. Die hochbegabte Verfasserin hat eine Vorrede zu ihrer Uebersetzung geschrieben, die den Gegenstand des Buches nach allen Seiten hin beleuchtet. Die Buddhisten haben diesen Pali-Text stets sehr geschätzt. Der König Kassapa V. von Ceylon, der von 929 bis 939 regierte, hat es auf goldenen Platten eingraviren und mit Juwelen besetzen lassen.

* **München.** Dr. Kurt Heinke, Privatdozent für Elektrotechnik, dem in diesem Frühjahr die Leitung des elektro-

technischen Praktikums I der hiesigen Technischen Hochschule übertragen wurde, hat einen Ruf als Professor nach **Stuttgart** an die dortige Technische Hochschule erhalten.

* **Heidelberg.** Professor **Karl Gegenbaur**, der jetzt, 74 Jahre alt, in den Ruhestand tritt, wie wir bereits gestern meldeten, absolvirte seine Studien in seiner Vaterstadt Würzburg; dort hat er auch eine Zeitlang praktizirt. Anatomische und zoologische Untersuchungen führten dann den jungen Gelehrten an die sicilianische Küste, wo er über die niederen Seethiere des Mittelmeers arbeitete. Nur ein Jahr war Gegenbaur Privatdozent in **Würzburg**, dann ging er nach **Jena**, wo er es in wenigen Jahren zum ordentlichen Professor und zum Direktor der anatomischen Anstalt brachte. Seit 1873 gehört der Gelehrte der Universität **Heidelberg** an; er ist einer der bedeutendsten akademischen Vertreter der vergleichenden Anatomie. Von Gegenbaurs zahlreichen **Schriften** hat sein zweibändiges „Lehrbuch der Anatomie des Menschen" in fünf Auflagen den größten Leserkreis gefunden. Seit 25 Jahren gibt Gegenbaur auch das „Morphologische Jahrbuch" heraus, eine Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte.

* **Aus Oesterreich.** In **Wien** ist am 18. Juli der nationalökonomische Schriftsteller **Max Wirth**, ehemals Direktor des Schweizer Statistischen Bureaus, gestorben. Max Wirth, ein Sohn des politischen Publizisten Johann Georg August Wirth, der durch seine Rede auf dem Hambacher Fest im Jahre 1832 in weiteren Kreisen bekannt geworden war, erblickte am 27. Januar 1822 in Breslau das Licht der Welt. Nach Beendigung seiner Studien in Heidelberg (1839—1843) wandte sich der Verstorbene dem Journalismus zu. Von 1850—1851 war er Mitarbeiter des „Deutschen Volkswirth", der in Frankfurt a. M. erschien, 1852—1853 Redakteur der „Westf. Zeitung", 1853—1856 der „Mittelrh. Ztg." in Wiesbaden. Alsdann gründete er das Wochenblatt „Arbeitgeber" (1856—1878). 1864 wurde Max Wirth als Direktor des Statistischen Bureaus nach Bern berufen. 1873 verließ er diesen Dienst und betheiligte sich an der Gründung der „Schles. Presse" in Breslau. 1874 wurde er Mitarbeiter der „N. Fr. Pr.". Max Wirth war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und mehrere seiner wirthschaftspolitischen Schriften haben dauernden Werth. Unter anderem verfaßte er die „Grundzüge der Nationalökonomie" (vier Bände 1855—1877), „Geschichte der Handelskrisen" (1858), „Allgemeine Beschreibung und Statistik der Schweiz" (drei Bände 1870—1875), „Ungarn und seine Bodenschätze" (1885) und „Die Notenbankfrage in Beziehung zur Währungsreform in Oesterreich-Ungarn". — Der „Neuen Freien Presse" zufolge ist der Sektions-Chef Dr. Wilhelm **Exner** um seine Pensionirung als Professor der mechanischen Technologie an der Hochschule für Bodenkultur eingekommen. — Aus **Graz** wird der „N. Fr. Pr." gemeldet: Die Professoren für romanische und slavische Philologie Dr. Hugo **Schuchardt** und Dr. Gregor **Krek** haben nach 30jähriger Dienstzeit um ihre Pensionirung angesucht.

* **Aus der Schweiz.** **Weibliche Dozenten** haben die Universität **Genf** und die Akademie **Neuenburg** aufzuweisen. An der Genfer naturwissenschaftlichen Fakultät liest in diesem Sommer Frl. A. **Rodrigue** über „Existenzbedingungen der Alpenpflanzen", an der Akademie Neuenburg hat Frau M. **Zebrowski** ein einstündiges Publicum über „Das deutsche Drama in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" angekündigt und „Uebungen im Aufsatz und in der Beredsamkeit".

* **Aus Dänemark.** Direktor Professor Johann **Kieldahl** vom alten Karlsberg-Museum in **Kopenhagen** ist im Bade ertrunken. Er war 50 Jahre alt.

* **Paris.** Die **Akademie der Wissenschaften** wählte den Mathematiker der Universität Bonn, Prof. Rudolf **Lipschitz**, einstimmig zum auswärtigen Korrespondenten für die geometrische Abtheilung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. **Hansjakob**: Aus dem Leben eines Unglücklichen. (Allgemeine Bücherei N. F. 3.) Stuttgart und Wien, Roth. — **Chronik der kgl. Akademie der Künste zu Berlin.** 1. Oktober 1898 bis 1. Oktober 1899. — Dr. **Gustav Kabrhel**: Theorie und Praxis der Trinkwasserbehandlung. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — A. B. **Schmidt** und H. **Habicht**: Familienrecht. 1. Lieferung. (Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 4. Bd.) München, Beck 1900. — R. v. **Landmann** und K. v. **Rasp**: Kommentar zum Invalidenversicherungsgesetz. 2. Abtheilung. In 2. Auflage neubearbeitet von J. **Grußmann**. Ebenda 1900. — G. **Sticker**: Gesundheit und Erziehung. Gießen, Ricker 1900. — Ad. **Damaschke**: Vom Gemeinde-Sozialismus. (Soziale Streitfragen. Heft 1.) Berlin, Harrwitz Nachf. — **Berichte über Handel und Industrie.** Bd. 1. Heft 21. — *E. Naville:* La quistione del Transvaal. Traduzione di Gallenga Stuart. 3. edizione. Firenze, Paggi 1900. — Le droit des Anglais dans la guerre du Transvaal par un vieux Suisse. Genève, Aliath 1900. — La Grande-Bretagne et les républiques Hollandaises. Articles traduits du „Times". Paris, aux bureaux du „Siècle" 1900. — *W. E. H. Lecky*: Aperçus moraux de la guerre sud-africaine. Edinbourg, Clark. — **Knorr und Hirth**: Rückblicke und Erinnerungen. 1875—1900. München, Knorr u. Hirth 1900. — Fr. **Stützer**: Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild. München, Piloty u. Loehle 1900. — **Bruckmanns Illustrirte Reiseführer**: Rundreisen in der Schweiz. München, Bruckmann 1900. — Dr. E. **Weyhe**: Die Oden des Horaz in freier Nachbildung. Leipzig, A. Dehmigke 1900. — **Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Stuttgart** für 1899. Stuttgart, kgl. Hofbuchdruckerei 1900. — A. E. **Schönbach**: Ueber den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde in den Alpen. (S.-A. aus der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. 1900, Bd. 31, S. 15—24.) — J. **Biehringer**: Einführung in die Stöchiometrie. Braunschweig, Vieweg 1900. — **Adrian und Isak van Ostade.** — **Liebermann.** (Künstler-Monographien Nr. 44 und 45.) Leipzig, Velhagen u. Klasing. — **Zeitschrift des kgl. Sächsischen Statistischen Bureaus.** 46. Jahrg. 1900. Heft 1 und 2. Dresden. — **Gutenberg-Feier in Mainz 1900. Festschrift**, hggb. von K. G. **Bockenheimer**. Mainzer Verlagsanstalt. — **Festschrift zum 7. Allgemeinen Deutschen Journalisten- und Schriftstellertag zu Mainz.** Ebd. — Fr. **Fischbach**: Ursprung der Buchstaben Gutenbergs. Ebd. — R. **Piloty**: Invalidenversicherungsgesetz. 2. neubearb. Aufl. (Arbeiterversicherungsgesetze, Bd. 1.) München, Beck 1900. — **Gareis**: Handelsgesetzbuch. Handausgabe. 2. Aufl. Ebd. 1900. — **Fischer-Henle**: Bürgerliches Gesetzbuch. Handausgabe. 4. Aufl. Ebd. 1900. — **Brunnemann**: Spezialkarte der Provinz Hessen-Nassau. Kassel, Brunnemann.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 21. Juli. Nummer 165.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine neue italienische Faust-Uebersetzung.[1]

Zu den mancherlei schönen, aus einem mehrjährigen Leben im Süden mit heimgebrachten Erinnerungen zähle ich auch die an viele stille Sommerabendstunden, welche ich mit dem Verfasser der neuesten, soeben erschienenen italienischen Faust-Uebersetzung verlebt habe. Wir saßen dann auf der weit über das Arnothal nach Prato und der in der Ferne blauenden Appenninenkette hin ausschauenden Terrasse seiner Villa auf dem Poggio Imperiale bei Florenz und ergingen uns in eifrigem Gespräch über die verschiedensten alten und neuen Dinge, am meisten aber über die neuere italienische und deutsche Literatur und ganz besonders über unsern Goethe, dessen Gestalt den Italiener überaus lebhaft interessirte. Der feine, mit einer weltmännischen Bildung im ausgedehntesten Sinn ausgestattete alte Herr, der dort mir mit seiner nie verlöschenden Zigarre unter dem leuchtenden Abendhimmel gegenübersaß, ist kein Literat von Beruf, aber er gehört durch seine Jugendeindrücke der toscanischen Generation an, für die Literatur und öffentliches Leben noch unzertrennlich verknüpft waren und die ihre Staatsmänner und Führer in dem Kampf um die Einheit des italienischen Volkes mit wenigen Ausnahmen aus dem geistig so angeregten Kreise nahm, der sich in den 40er und 50er Jahren unsres Jahrhunderts um den runden Tisch beim Buchhändler Vieusseux und um das von ihm herausgegebene Archivio storico gesammelt hatte. Ich habe schon vor Jahren einmal in diesen Blättern diesen Kreis zu schildern versucht und dabei auf den sich so unmittelbar aufdrängenden Zusammenhang hingewiesen, der in Toscana vor dem Jahre 1859 zwischen literarischem und politischem Leben bestand. Die Namen eines Capponi, eines Tommaseo, eines Guerrazzi, eines Giusti, eines Ricasoli und Andere mehr deuten schon an sich diesen Zusammenhang an, und er springt noch heute, trotz der gänzlich veränderten Verhältnisse des öffentlichen Lebens in Florenz Jedem ins Auge, der das Glück hat, mit gescheiten Leuten, die damals jung waren, zu plaudern.

Auch der „Signor Commendatore" aus der Villa Amalia am Poggio Imperiale, Giuseppe Biagi, gehört zu diesen Leuten. In Deutschland würde er wohl den Titel eines „Geheimen Legationsrathes" oder einen ähnlichen tragen, denn er hat den größten Theil seines Lebens, die wirkungsreichen Mannesjahre, im italienischen diplomatischen Dienst in fernen Ländern zugebracht und besonders durch seine langjährige Thätigkeit als Generalkonsul in Tunis und dann in Melbourne und später als Ministerresident in Mexico seinem Vaterland, das er kurz nach seiner Einigung zum Königreich verließ, die ersprießlichsten Dienste geleistet. Als rüstiger Greis ist er vor jetzt etwa zehn Jahren nach seiner Vaterstadt Florenz zurückgekehrt, um auf den Olivenhügeln am Arno, wo er sich ein behagliches Heim gegründet, ein otium cum dignitate zu genießen. Es ist bezeichnend für die fortwirkende Kraft der Jugendeindrücke in diesem aus der älteren Generation stammenden Toscaner, daß eine dignitas ihm unzertrennlich erschien von einer eingehenden Beschäftigung mit der Literatur, daß er als beste Freunde und Tröster für die Einsamkeit und für die stillen, beschaulichen Stunden des nahenden Alters die Schriftsteller und Dichter aufs neue begrüßte, deren Studium schon seine Jugendjahre erfüllt hatte. Und aus der Begeisterung, mit der er nach jahrzehntelanger Ueberhäufung mit literaturfeindlichen Geschäften aller Art sich wieder dem lebhaften Umgange mit diesen alten Freunden hingab, wuchsen die ersten Versuche hervor, sich auch die besten Stücke der Weltliteratur, für die sein Blick sich in der Fremde, im Verkehr mit Angehörigen aller Nationen und besonders mit Engländern und Deutschen geschärft hatte, durch eigene Uebertragungen in die Muttersprache verständlich und vertraut zu machen. Diese Versuche erstreckten sich zunächst auf einzelne Gedichte englischer und deutscher Poeten aus der Mitte dieses Jahrhunderts, die dem sprachenkundigen Literaturfreund aus seiner Jugendzeit her schon lieb und vertraut waren. Manche der schönsten Lieder von Goethe und Heine und von unsern Romantikern hat er sich so durch eine gefällige Uebertragung ins Italienische im vollsten Sinne des Wortes zu eigen gemacht, und ab und zu, während unsrer sommerabendlichen Gespräche kam eine Strophe aus einem dieser Dichter in dem schönen toscanischen Idiom zum Vorschein, oft zu meiner nicht geringen Ueberraschung. Denn der alte Herr liebte es im Grunde nicht, mit diesem seinem so wohlerworbenen Eigenthum zu prunken. Es mag noch vieles von diesen Uebertragungen in seinen Mappen ruhen, was er überhaupt noch Niemand mitgetheilt hat. Sind doch diese „Versuche", wie er diese meist recht formvollendeten Uebersetzungen bescheiden zu nennen pflegte, so recht zum eigenen Privatgebrauch und Privatvergnügen gemacht worden. Auch von der Faust-Uebersetzung erfuhr ich erst — und ich war einer der Ersten und Wenigen, die davon wußten —, als der erste Theil so ziemlich fertig war. Selbst bei dieser großen und mühevollen Arbeit, die ihn, wie ich später gewahr wurde, jahraus jahrein für mehrere Stunden des Tages an den Schreibtisch fesselte und immer tiefer und tiefer auch in ernste literarhistorische Studien verwickelte, dachte Biagi nicht im geringsten an eine spätere Veröffentlichung. Er betrachtete es zunächst als ein Vergnügen, oder auch nur als eine ihn frisch erhaltende Beschäftigung, einzelne ihn besonders fesselnde Stellen zu über-

[1] *Faust.* Tragedia del Goethe. Versione metrica di *Giuseppe Biagi*, con prefazione di Augusto Franchetti. In Firenze, G. C. Sansoni editore, 1900.

tragen, später interessirte es ihn, auch die verbindenden Theile gleichsam zur Abrundung des Eindrucks hinzuzunehmen und schließlich fand er ein dickes Bündel von sauber beschriebenen Manuskriptblättern in seinen Händen, das einen großen Theil des neuen italienischen „Faust“ in sich faßte. Es war erst in diesem Stadium der schon mehrjährigen Arbeit, daß mir der Uebersetzer einen Einblick in das bis dahin fertig Gewordene gestattete und mich wegen mancher, besonders literarhistorischen Einzelheiten um Rath fragte. Schon damals fand ich auf seinem Arbeitstisch die deutschen Kommentare zum „Faust“ von Düntzer und Löper und um ihn herum eine reiche Bibliothek literarischer Hülfsmittel, ein Zeichen der ernsten Bemühungen des alten Herrn um das richtige Verständniß der Einzelheiten des Wunderbaues unsres Goethe. Seitdem war ich ein ständiger Zeuge nicht nur dieses heißen Bemühens, sondern auch des tiefen, fast feierlich zu nennenden Ernstes, mit dem sich der Uebersetzer seiner immer weiter ihrer Erfüllung zuschreitenden Aufgabe widmete. Aber immer noch blieb er mit einer Hartnäckigkeit, die seine Freunde vergebens zu überwinden suchten, bei dem ursprünglichen Vorsatze stehen, daß er das immer mühsamer werdende Werk nur für sich, nur zum eigenen Genusse vollenden wolle. Noch als ich vor nunmehr drei Jahren Florenz verließ, durfte ich nicht hoffen, daß es je der Oeffentlichkeit übergeben werden würde, obwohl es schon damals im großen und ganzen fertig vorlag und dem Autor nur das Anlegen der letzten Feile übrig blieb. Um so freudiger war ich überrascht, als ich im letzten Winter vernahm, daß es nun doch in den Druck gegeben sei, und noch festlicher wurde diese Ueberraschung, als mir vor wenigen Wochen ein Exemplar der schön und sauber gedruckten Uebersetzung mit einer liebenswürdigen Widmung des nun beinahe 80 jährigen Verfassers zuging. Es war wohl der geistig so angeregte Kreis der nun auch dahingegangenen Donna Emilia Peruzzi, in dem so lebhaftes Verständniß für Literatur und besonders auch für deutsche Literatur herrschte und dem sich Giuseppe Biagi, wohl infolge der inneren Wahlverwandtschaft, in den letzten Jahren eng angeschlossen hatte, der die anfängliche Scheu des Uebersetzers vor der Oeffentlichkeit zum Weichen gebracht hat.

Es schien mir nothwendig, der Anzeige der neuesten italienischen Faust-Uebersetzung diese ausführliche und dazu noch mit persönlichen Reminiscenzen ausgestattete Darstellung ihrer Entstehungsgeschichte vorauszuschicken. Denn nur aus dieser werden uns die eigenthümlichen Vorzüge, aber auch manche nicht zu verhehlenden Schwächen des Werkes verständlich.

Es gab bisher schon vier italienische Uebersetzungen des ersten Theiles des „Faust“ und zwei des anderen Theiles. Die erste Uebersetzung (in Prosa) von Giovita Scalvini erschien im Jahre 1835; sie wurde erst viel später (im Jahre 1862) von Gazzino durch Hinzufügung des zweiten Theiles vervollständigt. Um die gleiche Zeit wie diese Fortsetzung der Scalvini'schen Arbeit erschienen zwei Uebersetzungen des ersten Theils von zwei bedeutenden italienischen Schriftstellern, von Federico Persico (1861) und Anselmo Guerrieri-Gonzaga (1862). An sie schloß sich 1866 die Uebersetzung des Ganzen von Andrea Maffei an. Die drei letztgenannten Uebertragungen sind in Versen geschrieben, lehnen sich jedoch an den Goethe'schen Wechsel der Metren nur in sehr freier Weise an. Am meisten bekannt in Italien waren bisher die Uebersetzungen von Guerrieri-Gonzaga und Andrea Maffei, wenn man überhaupt von einem Bekanntsein des Goethe'schen „Faust“ in weiteren italienischen Kreisen reden kann. Die Gestalten des Faust und der Margarete sind dort durch die Gounod'sche Oper und die des Mephistopheles in neuester Zeit durch den „Mefistofele“ des Boito volksthümlich geworden; eine Kenntniß und Würdigung der großen Dichtung Goethe's kann man eigentlich nur bei den nicht allzu zahlreichen Gebildeten unter den Italienern voraussetzen, die überhaupt ein Interesse für Weltliteratur und genug Sprachkenntnisse zum Studium der Originalwerke derselben haben. In neuester Zeit mag höchstens noch die wortgetreue französische Faust-Uebersetzung von Sabatier, die man in vielen Hausbibliotheken der höheren Stände in Italien finden kann, das Interesse an dem Goethe'schen Texte geweckt haben.

Auf jeden Fall hat der geistreiche Florentiner Philologe Augusto Franchetti, der jetzt die neueste (also fünfte) italienische Faust-Uebersetzung mit einem trefflich geschriebenen Vorwort auf ihren Gang in die Oeffentlichkeit begleitet, vollkommen recht, wenn er sagt, daß der Name und also auch das Werk unsres großen Dichters zwar immer von den verschiedenen literarischen Richtungen in Italien werthgeschätzt worden seien, daß aber „die kühne Regellosigkeit der deutschen Kunst dem romanischen literarischen Geschmack (al gusto latino) vielfach widerstrebe“. Es kann gar nicht die Rede davon sein, daß Goethe's „Faust“ jemals in Italien so bekannt werde und so bedeutende Einwirkungen ausübe, wie etwa die „Göttliche Komödie“ Dante's in Deutschland. Wir Deutsche stehen in dieser Hinsicht auf einer weit höheren Warte als die Italiener; wir sind empfänglicher als sie für den Geist der anderen Nationen, ohne dadurch unsre Eigenart einzubüßen, was jene zu fürchten scheinen, und wir haben durch diese Eigenschaften dem Besitzthum unsres geistigen Lebens Schätze zugeführt, die der Literatur Italiens nothwendig fehlen müssen und für deren Verlust die Konzentration auf das eigene Wesen nur unvollkommen entschädigt. Wenn wir uns mit heißem Eifer bemühen, in die Weltanschauung eines Dante einzudringen und hiedurch für unser eigenes Denken gewaltige und hohe Anregungen zu gewinnen, so fehlt es in der italienischen Literatur, auch in der neuesten, die so gerne mit Dell'Annunzio kosmopolitische Allüren annimmt, an jedem wirklich erfolgreichen Versuch, auch die Weltanschauung eines Goethe, die an Universalität die Dante'sche doch weit überragt, verständnißvoll zu erfassen. Mag auch der scharfsinnige Niccolò Tommaseo gelegentlich der Besprechung einer der früheren italienischen Faust-Uebersetzungen dieses Unvermögen seiner Landsleute mit der Discrepanz zwischen romanischem Stilgefühl und germanischer literarischer Willkür erklären und auf diese Weise sogar zu einer Ueberlegenheit der lateinischen Rasse umstempeln, so bleibt das doch immer nur eine leere Entschuldigung, und das Zurückbleiben des modernen italienischen Geisteslebens innerhalb der raschen Bewegung, mit der die nördlichen Nationen vorwärts dringen, ist nur die Folge der stolzen Trägheit, in der sich die Italiener bisher gerade dem Weltgeiste eines Goethe gegenüber wiegten. Die Marmortafeln, die sie jetzt an jedem Hause anbringen, wo er einmal während seiner italienischen Reise übernachtete, sind noch kein Zeugniß dafür, daß sie wissen, weß Geistes Kind er eigentlich war. Ihre Literaturhistoriker suchen heutzutage mit einem Eifer, der selbst die deutschen Goethe-Waschzettelforscher beschämen muß, alte Dokumente hervor, um den Geschlechtsnamen und die Geburtsdaten der Faustina der Römischen Elegien festzustellen oder den Padrone des Vetturino ausfindig zu

machen, mit dem Goethe über den Appennin reiste, aber tiefer geht die Ansteckung mit deutscher „Wissenschaftlichkeit", der sie sich ausgesetzt haben, auch nicht. Der Geist des „famoso poeta tedesco" bleibt für die Meisten unter ihnen für immer durch die nordischen Nebel verhüllt, vor denen es ihnen so schaudert.

Auch in den bisherigen italienischen Faust-Uebersetzungen war das zu bemerken. Sie leiden vor allem an Mangel an Verständniß für den tieferen Inhalt und Zusammenhang der Goethe'schen Dichtung und daneben auch an Mangel von Ehrfurcht vor dem Goethe'schen Worte. Von der Prosaübersetzung des zweiten Theiles durch Gazzino wollen wir überhaupt schweigen. Sie ist zum Theil völlig sinnlos. Aber auch die Uebersetzung des zweiten Theiles durch Andrei Maffei läßt den Leser nicht zur Erkenntniß gelangen, daß hier der Schlüssel für die Auffassung der Faust-Dichtung als eines großen, in sich geschlossenen Ganzen zu finden ist, eines Ganzen, in dem das Gretchen-Drama nur eine Episode darstellt und das nicht weniger kühn und gewaltig im Aufbau und in universalen Ausblicken ist als die Trilogie Dante's. Federico Persica und Anselmo Guerrieri-Gonzaga haben überhaupt nur den ersten Theil, jener sogar mit Weglassung der Zueignung und des Prologs im Himmel, übersetzt, und ganz unbewußt hat sich ihnen unter dieser äußerlichen Beschränkung auch innerlich die Gestalt des Faust in ihren Dimensionen verkleinert. Im Grunde ist es, abgesehen von der größeren Fülle der Einzelheiten, nur die Hauptfigur aus dem Libretto zur Gounod'schen Oper, die sich in diesen Uebersetzungen präsentirt; es ist allzuviel Gewicht auf das Herausarbeiten des Theatralischen bei den Vorgängen, wie in der Wiedergabe der Monologe gelegt, und das Philosophische in der Dichtung nicht mit wahrer Hingabe und mit dem Bemühen eines tieferen Eindringens in Goethe's Art behandelt. Besonders gilt das von Maffei's Uebersetzung, die in genialer Freiheit über alle Schwierigkeiten hinweggleitet und aus diesem Grunde zwar in der italienischen Form zum Theil recht gefällig und lesbar ausgefallen ist, aber auch an manchmal recht drolligen Mißverständnissen und Verkehrungen des ursprünglichen Sinnes leider überreich ist. Auch die Uebertragung des ersten Theils durch den hochverdienten Marchese Guerrieri-Gonzaga liest sich vortrefflich und kann in manchen ihrer Theile als ein Kunstwerk bezeichnet werden; leider ist sie allzufrei und sucht mehr den Goethe'schen Sinn als die Worte wiederzugeben. So bleibt selbst bei ihrer Lektüre für den deutschen Goethe-Kenner der Eindruck bestehen, als hätten sich diese geistreichen und formgewandten Uebersetzer einen ihnen eigenthümlichen, dem italienischen Empfinden sympathischeren Faust zurechtmachen wollen, der von der Gestalt, die Goethe schuf, eigentlich nur die äußeren Züge geborgt hat. Es mangelt also auch hier im Grunde das ernstliche Bemühen, in Goethe's Geist einzudringen und, wenn auch unter schwerem Ringen mit der Form, ein möglichst treues Spiegelbild desselben in der anderen Sprache zu geben.

Dieses „heiße Bemüh'n" ist nun das, was bei der neuesten Faust-Uebersetzung unverkennbar zum Ausdruck kommt. Auch wer nichts von der im Eingang geschilderten Entstehungsgeschichte dieser Uebersetzung und von der Persönlichkeit ihres Verfassers weiß, wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß hier ein Ringen mit der Form stattfand, wie es nur aus der größten Ehrfurcht vor dem Worte Goethe's geboren werden konnte. Jene obengenannten Uebersetzer haben im Grunde mehr Ehrfurcht vor ihrer eigenen Sprache gehabt; es kam ihnen nicht darauf an, den Sinn des Originals zu beugen, ja selbst in sein Gegentheil zu verkehren, wenn nur eine runde und gefällige italienische Phrase dabei zum Vorschein kam. Anders Giuseppe Biagi. Die größte — nicht stets wörtliche, aber immer sinnvolle — Treue gegenüber dem Original stand ihm bei Abfassung seiner Uebersetzung als erstes Gesetz vor Augen. Womöglich keine Silbe des Goethe'schen Textes, sofern sie eine kleine Nuance in demselben ausdrückte, sollte unterschlagen werden; alles was Goethe von seinem Ueberreichthum an Gedanken und Worten in diesem Werke niedergelegt hatte, sollte auch in der italienischen Uebertragung wenigstens seine Andeutung finden. Hierin liegen die Vorzüge, aber auch die Mängel der neuen Faust-Uebersetzung begründet. Es muß von vornherein unmöglich erscheinen, alles, was Goethe gesagt, bis in die kleinsten Einzelheiten wiederzugeben. Die beiden hier in Betracht kommenden Sprachen decken sich weder in ihrem Wortschatze noch in ihrem Ideengehalte bis zu dem Grade, daß alles das, was in der einen sinnvoll, präzis und schön zum Ausdruck gebracht werden kann, auch in der anderen in gleicher Weise dargestellt werden könnte. Hier gilt es das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden und vor allem von vornherein das Unmögliche mit scharfem Blicke zu erkennen und es überhaupt nicht zu versuchen. Mein alter Freund wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm auch hier offen sage, was ich ihm früher schon mündlich sagen durfte, ohne daß er sich dadurch verletzt fühlte, daß er in dieser Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen nicht muthig genug gewesen ist, daß er in seiner Ehrfurcht vor den Worten unsres Dichters es oft lieber vorgezogen hat, seiner eigenen Muttersprache Zwang anzuthun, als ein Jota von dem Texte zu opfern. So ist ihm die große Treue, zu der er sich seinem Original gegenüber verpflichtet fühlte, oft unter den Händen zur Untreue geworden, weil zwar die Gedanken Goethe's in allen ihren feinen Verzweigungen in der Uebersetzung zum Ausdruck kommen, aber der Nachklang des Wohllautes des ursprünglichen Ausdruckes über dem allzu heißen Bemühen nach Wiedergabe aller Einzelheiten verloren ging. Wer könnte es einem Uebersetzer, der so voller Begeisterung in die Schönheiten und in die Tiefen seines Originaltextes eindringt wie Giuseppe Biagi, nicht nachfühlen, welche Qualen er unter diesem Dilemma ausstehen mußte! Seine Vorgänger haben es vorgezogen, sich mit einem kühnen Sprung über die Einzelheiten des Textes hinweg aus diesem Dilemma zu retten. Biagi hat das nicht übers Herz gebracht. Er wollte ja — das sagte er mir ausdrücklich und oft — keine Nachdichtung des monumentalen Werkes des deutschen Dichters in seiner eigenen Sprache versuchen. Welch ein dichterischer Geist ersten Ranges müßte es auch sein, der sich hieran wagen dürfte! Dem so bescheidenen alten Herrn war es lediglich ein Bedürfniß, sich selbst durch eine getreue Wiedergabe des Goethe'schen Textes alle Feinheiten und Schönheiten desselben klar zu machen. Daß er dieser Wiedergabe eine metrische Form gab und daß er auf die künstlerische Ausgestaltung dieser Form in den Einzelheiten das größte Gewicht legte, entsprang dann dem anderen, jedem feinsinnigen Toscaner angeborenen Bedürfniß nach einem klaren und gefälligen Ausdruck des Gedankens. Und hieraus entspringen auch wieder die Vorzüge dieser Arbeit. Keine Sprache dichtet ja so schön ganz von selbst, wie das toscanische Idiom! So kann es denn auch kaum überraschen, daß dem ernsthaft sich bemühenden Toscaner trotz des bescheidenen Zieles, das er sich bei seiner Uebertragung stellte, manche andere Stellen wunderbar schön gelungen sind, so daß wir, wenn wir sie aus toscanischem Munde vorlesen hören, einen Nachhall des Wohllautes der Goethe'schen Verse zu vernehmen

glauben und mit freudigem Behagen inne werden, daß wenigstens durch diese Stellen die Italiener von dem Zauber des Goethe'schen Geistes erfaßt werden dürften.

Uns scheint das schon genug, um die neue Faust-Uebersetzung Allen, Italienern wie Deutschen, aufs wärmste empfehlen zu können. Um so mehr, da es gerade die für das Verständniß der echten Goethe'schen Faustfigur besonders ins Gewicht fallenden Stellen sind, die dem neuen Uebersetzer auch in der italienischen Form vortrefflich gelungen sind. So lesen sich, wenn man ab und zu von einer kleinen Härte im Ausdruck aber im Verse absieht, die „Zueignung", die beiden Prologe und die vier ersten großen Scenen in einer auch dem italienischen Ohre durchaus wohlthuenden Form, und dabei ist, wie gesagt, die höchste, wenn auch natürlich nicht wörtliche Treue gegenüber dem Originale gewahrt. Ich setze, um wenigstens eine Probe dieser Uebersetzung zu geben, die Stelle aus der ersten Scene des ersten Aktes: „O, sähst du voller Mondenschein ꝛc. ꝛc." in der Uebertragung Biagi's hierher:

O luna appien lucente, ah fosse questa
L'ultima volta che tu guardi mesta
Al mio tormento! Quante notti e quante
Presso questo leggio ti attesi ansante,
Finchè il tuo raggio, triste amica mia,
Sui libri e sulle carte mi apparia!
Ah girne potesa' io dei monti in vetta
Alla soave tua luce diletta,
Per gli antri coa gli spiriti aggirarmi,
Sui prati al tuo crepuscol ricrearmi,
D'ogni nebbia scientifica sgombrato
Bagnarmi ja tua ruggiada appien sanato!

Der Leser sieht aus dieser kurzen Stelle schon, daß keiner der Goethe'schen Gedanken übergangen worden ist und daß doch das Ganze in einer klangvollen und schön abgerundeten italienischen Form vorgebracht worden ist. Bei einem einzigen Verse („Von allen Wissensqualm entladen": D'ogni nebbia scientifica sgombrato) merkt man einen gewissen Zwang, den sich der Uebersetzer anthun mußte, um die kühnen Metaphern Goethe's getreu zu übersetzen; hier läßt der kühle italienische Ausdruck (besonders das schreckliche scientifica) nichts von der Fülle des Goethe'schen Wortes ahnen. Im übrigen ist aber alles klar und fein wiedergegeben. Und so könnten wir den ganzen Band durchgehen: überall begegnen uns neben Stellen, die vom liebevollsten und lebendigsten Eindringen in den Goethe'schen Sinn und vom glücklichen Gelingen der Wiedergabe des Wohllautes der Goethe'schen Sprache zeugen, einige harte Blöcke, die der Uebersetzer trotz allen Bemühens nicht aus dem Wege zu räumen vermochte. Die größten Schwierigkeiten hat er sicher überall da zu überwinden gehabt, wo die Goethe'schen Verse den Volkston anschlagen. Das läßt sich in der toscanischen Sprache kaum nachahmen, will man nicht trivial werden, was doch auch wieder der Goethe'schen Ausdrucksweise durchaus zuwiderginge. Den geheimnißvollen Zauber, der jedem Deutschen aus solchen Versen und Stellen entgegenströmt, konnte der Uebersetzer unmöglich in seine Wiedergabe legen; hier liegt eine der Unmöglichkeiten vor, von denen wir oben sprachen. So lesen sich denn auch die ersten Scenen mit Gretchen, besonders die Tändeleien in der Gartenscene, bei Biagi überaus schwerfällig und ich fürchte, daß die Italiener nach der Uebersetzung kaum das Reizvolle, Leichtbewegliche und doch so Rührende herausfühlen werden, das in diesen Scenen ursprünglich liegt. Auch der schnoddrige Ton des Mephistopheles ist nicht gut getroffen. Hier schreitet der Uebersetzer unsres Erachtens überall auf zu hohem Kothurn einher und gebraucht Redewendungen, die eigentlich nur in der feierlichen italienischen Poesie gebräuchlich sind. Daneben finden sich aber auch wieder Scenen derselben Art, die vortrefflich gelungen sind, so z. B. die Nachtscene mit der Ermordung des Valentino.

Der Uebersetzer hat sich zuweilen die Sache selbst erschwert dadurch, daß er sich in der Wahl seiner Metren zwar nicht an die Goethe'schen Versmaße streng hält, aber doch an ihren Wechsel anlehnt und besonders den Reim überall durchführt, wo Goethe ihn hat. Die früheren Uebersetzer hatten das Meiste in den so bequemen Elfsilbnern wiedergegeben und sich mit dem Reim nur abgeplagt, wo es ihnen eben paßte. Die Gewissenhaftigkeit Biagi's ist gerade in diesem Punkt bewundernswerth, aber oft lohnt sie sich doch nicht. Erstaunlich ist, wie glücklich und mit welch großem Geschick er sich dabei durch die wechselnden Rhythmen in den Walpurgisnächten hindurchgewunden hat und welch guten Gesammteindruck gerade diese selbst für uns Deutsche so schwer genießbaren Stellen in der Uebertragung machen. Oft klingt hier die italienische Version klarer als der deutsche Text. Ueberhaupt glaube ich, daß das Verdienst des neuen Uebersetzers gerade hinsichtlich der Veritalianisirung des zweiten Theils der Tragödie nicht hoch genug angeschlagen werden darf. In diesem Theil, scheint es, hat die Dichtung des greisen Goethe bei dem greisen Uebersetzer besonders verwandte Saiten klingen lassen. Hier ist überall große Klarheit und feines Anpassen an den Goethe'schen Ausdruck, hier tönt zuweilen, besonders in der Wiedergabe der Schlußscene der Verherrlichung die Sprache des Dante'schen Paradieses an unser Ohr und bewirkt einen vollen Eindruck.

Möchte diese neue Uebersetzung, die ein Denkmal des heißesten Bemühens eines Italieners ist, in den Geist unsres großen Dichters einzudringen, überall die gerechte Würdigung finden, die sie verdient. Gerade für viele Italiener könnte sie der Anstoß werden, sich auch an den deutschen Originaltext der Dichtung heranzuwagen, denn ihre große Treue ermöglicht es, sich leicht in dem Wortsinn zurechtzufinden; und wo diese Klippe einmal überwunden ist, ist dann auch der Zugang zu dem Geist der Goethe'schen Dichtung eröffnet. Zudem hat der Uebersetzer in einer Reihe von Anmerkungen schwer verständliche Stellen erläutert, so daß auch nach dieser Richtung hin sein Werk für diejenigen unter seinen Landsleuten, die sich mit dem „Faust" ernstlicher beschäftigen wollen, ein werthvolles Hülfsmittel werden könnte. Aber auch in Deutschland, wo das Studium italienischer Sprache und Literatur seit lange rege ist und täglich immer mehr an Ausdehnung gewinnt, dürfte die neue Faust-Uebersetzung sich Freunde erwerben, denn es ist sicherlich von Interesse, zu verfolgen, inwieweit und in welcher Form das große Werk unsres Dichters in der italienischen Sprache wiedergegeben werden kann. So kann gerade eine solche Uebersetzung ein werthvolles Glied in der Kette der geistigen Beziehungen zwischen beiden Ländern werden, und wir rufen dem würdigen Mann am Arnostrande, der dieses Kettenglied geschmiedet, dafür einen frohen Beglückwünschungsgruß zu.

O. B.



Volkskunde in der Münchener Pinakothek.

Von Dr. Alexander v. Peez.

Die Gemälde in unsern Sammlungen sind nicht nur Schöpfungen idealer Kunst, sondern auch Urkunden für das Aussehen der dargestellten Menschen und Völker. Der Maler, sobald er einmal der Wiedergabe des Religiös-typischen sich entwunden hat, malt seine Umgebung. Sie lebt in seiner Erinnerung, von dort nimmt er in der Regel seine Modelle und Vorbilder. Bis zu einem gewissen Punkte ist daher der Schluß berechtigt: wie sie der Maler darstellte, so haben die Zeitgenossen des Malers ausgesehen. Hienach reichen unsre Oelgemälde als Urkunden über den deutschen Menschenschlag bis in das 14. Jahrhundert zurück. Wir überblicken also eine Zeit von fünf Jahrhunderten, und dürfen gar wohl an Beantwortung der Frage herantreten, ob sich in dieser Zeit die deutsche Art verändert oder erhalten hat? Sowie ferner: ob sich damals schon die Spuren der verschiedenen deutschen Stämme zeigen?

Dank der Boisserée'schen Bilder ist die Gemäldesammlung in München (die sogenannte alte Pinakothek) vielleicht die reichste Quelle für solche Untersuchungen. Treten wir also ein, vielleicht gewinnen wir einige Eindrücke. Da ist zuerst die Schule der Meister Wilhelm und Stefan in Köln (um 1380), die uns sofort die Rheinlande als Heimath dieser Werke erkennen läßt. So insbesondere ein Christus am Kreuz, mit Maria, sechs Aposteln und sechs Engeln (Saal I, Zahl 6, neue Anordnung). Man staunt über die vollständige Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten in so früher Zeit. Stift und Farbe sind bereits gehorsame Werkzeuge geworden für Wiedergabe der feinsten Charakterzüge. Die Köpfe der Heiligen sind recht mannichfaltig und bewegt. Abgesehen von etwas gerundeten Nasen, die allen gemeinsam, sind die Züge verschiedenartig, man wird sich schon des mit südlichen (romanischen) Einflüssen versetzten niederrheinischen Menschenschlags bewußt. Hervorragend gelangt diese Wahrnehmung zum Ausdruck in einer Veronika mit dem Schweißtuche von Meister Wilhelm von Köln (Saal I, Zahl 1). Schnitt und ziemlich dunkle Farbe der Augen der Heiligen, sowie die regelmäßigen Formen des Gesichts könnten allenfalls auch den Gedanken an ein italienisches Vorbild nahelegen, wenn wir uns nicht Alle erinnerten, ähnliche Typen in Köln in der Wirklichkeit gesehen zu haben, und wenn nicht bei dem Meister des Marienlebens, der fast ein Jahrhundert später wirkte (1463—1480), verwandte Erscheinungen aufträten. Eine ruhende Madonna (Zahl 23) zeigt graue, ziemlich dunkle Augen. Die Köpfe der befreundeten, helfenden Frauen sind prächtig, einzelne sehr natürlich, mit fragendem Ausdrucke, manches bei ihnen erinnert an niedersächsische Einflüsse, doch herrscht im Bilde eine gewisse rheinische Fröhlichkeit. In noch höherem Grade treten niedersächsische Züge hervor bei einer Mutter des Heilandes, vom gleichen Meister in Kabinet I, Maria, Anna und Begleiterinnen darstellend. Hier hat Maria kleine Augen und zwischen Nase und Mund besteht ein größerer Zwischenraum als er bei Fränkinnen und Alemanninnen üblich. Auch scheinen die Gesichter etwas flacher, während besonders in Schwaben-Alemannien die rundliche Form überwiegt. Sehr bezeichnend sind die Engel, welche eine Madonna umgeben (auf Zahl 29, Kabinet I), auch vom Meister des Marienlebens. Die Köpfe sind groß, dick, mit mächtigen Stirnen; ähnliche Typen kann man heute noch im Luxemburgischen sehen, doch ist der Ausdruck freundlich, die Augen fast lachend; alle sind blond bei nicht gerade blauen Augen. Einiges erinnert an Perugino.

Der Tod Mariä's (Saal I, Zahl 55) ist eines jener Bilder, die, trotz etwas zu kleiner Fläche, eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen. Darstellungen eines ruhigen Todes sind bei neueren Meistern aus mehrfachen, übrigens begreiflichen Gründen selten. Auf unserm Bilde sieht man, wie weite Grenzen der Malerei gesteckt sind! Ein so seliges Hinüberschlummern, das haarscharfe Sichtbarwerden der Grenzen des Lebens müssen einen Jeden ergreifen.

Liebliche Fränkinnen umstehen in Gestalt der heiligen Agnes und Cäcilia den Bartolomäus der Boisserée'schen Sammlung (Zahl 48). Es sind herzige Geschöpfe, im Ausdrucke innig, sehr graziös, beide blond, mit kleinem rosigen Mündchen und kleinen, graubraunen, ernst, doch freundlich blickenden Augen — in gelungenem Gegensatz zu dem starken, mächtigen Bartolomäus mit ganz dunkelm Haar und Bart. Bartolomäus hat bekanntlich in der Volksauffassung oft den heidnischen Wodan ersetzt, und gewiß, so wie diesen Heiligen, mag man sich unsern alten Gott vorgestellt haben, den Leiter der Dinge dieser Welt, den Stammvater aller Edelgeschlechter, den Schlußstein des Weltgebäudes, dessen Andenken noch tief in die christlichen Jahrhunderte hinein gewährt hat. Vor dem Bilde des heiligen Bartolomäus wird man um so mehr auf solche Gedanken geführt, als zwischen ihm und dem heiligen Christoforus von Dierick Bouts (Kabinet III, Zahl 109) eine gewisse Familienähnlichkeit besteht. Sollte sich der fränkische Stamm, der ja der Verehrung Wodans besonders zugethan war, diesen Gott dunkel gedacht haben? Sollte er, wie so mancher Glaube, unsern Voreltern aus dem Südrn zugekommen sein?

Um so entschiedener licht ist dagegen die Erscheinung der Madonna. Bekanntlich hat von allen großen Meistern fast nur Murillo (der „Mohrensohn") die Maria mit schwarzem Haar und schwarzen Augen gemalt. Seitdem die byzantische Vorherrschaft abgeworfen ist, werden im mittleren und westlichen Europa alle Madonnen blond und blauäugig gebildet. Auch der jüngste Typus wurde in Lourdes von der kleinen südfranzösischen Bernadette blond und blauäugig erblickt, und darin wenigstens darf man noch in der sonst allzu geschäftig verbreiteten Darstellung der Madonna von Lourdes eine Huldigung an das deutsche Element erblicken. Denn die Madonna des Mittelalters ist längst nicht mehr in Palästina, sondern in den deutschen Wäldern geboren! Das deutsche Herrschervolk der mittleren Zeit hat die semitische Maria in eine deutsche Frau umgewandelt — in Charakter, Wesen, Ausdruck und äußerer Erscheinung; sie ist Nachfolgerin der deutschen Erdmutter, die da bona Dea, Isis, Nerthus, Hella, Freya oder Berchta hieß, aber stets den innersten Kern der Erdkraft, das Element des Lebens, der Familie, des Hauses darstellte und an Dauerbarkeit ebenso sehr den Wodan überragt, wie in der ganzen Geschichte die deutsche Politik schwächer und unvolksthümlicher gewesen ist, als die deutsche Familie.

Eine Maria als Himmelskönigin von Stefan Lochner (Kabinet I, Zahl 5) bringt diesen Gedanken zu entsprechendem Ausdrucke. Maria mit ihrem Gefolge von Engeln; sie alle sind blond und tragen einen merkwürdig kindlichen Ausdruck. Feiner und artiger gibt sie Schaffner wieder. Seine Maria im Tempel (Saal III, Zahl 216) trägt goldene Härchen, nur zart angedeutete Brauen, ein süßes Oval. Die Augen stehen offenbar oberhalb der Hälfte des Kopfes, doch wäre es gewagt, darin ein Stammeszeichen zu erblicken. Dagegen in der Beschneidung im Tempel, vom selben Meister (Zahl 215) möchte man alemannische Profile erblicken: feine, langgezogene Nasen, an der Spitze leicht gehoben, daher fast griechisch, wie bei Hyperion-Hölderlin. In diese Abtheilung gehört auch der Engel auf dem Bilde Maria Empfängniß von Schaffner (Saal III, Zahl 214), ein sehr reiner Alemanne, die Haare blond, gerollt, der Mund phantasievoll und künstlerisch, das starke Kinn fast etwas angelsächsisch, während bei Maria das allseits abgerundete Oval des Kopfes auffällt. Im allgemeineren Sinne schöner, weniger innig, weltlicher, mit einem Worte: fränkischer malt Wohlgemuth (Saal III, Zahl 231) die Maria, sowie eine der Frauen auf einer Kreuzigung. Entschieden alemannisch, und zwar diesmal nicht Ideal, sondern Wirklichkeit, ist Kaiser Maximilian von Strigl (Kabinet III, Zahl 191). Feine Hände zeigen den Aristokraten, die mächtige Nase mit der schon oben beginnenden Rundung den Alemannen, die unten vorstehende Lippe den Habsburger.

Gar nicht passen in diese Gesellschaft will ein Geistlicher, den uns Quentus Metys vorführt (Saal III, Zahl 133). Dunkle Haare, braune Gesichtsfarbe, hohe Backenknochen und aufgestülpte Nase deuten auf östliche Abkunft;

vergessen wir nicht, daß turanische Typen auch in den Niederlanden und besonders dem Luxemburgischen auftauchen. Nicht frei davon ist auch eine Kölnische Familie, Vater mit vier Söhnen, wovon zwei mit schiefgestellten Augen und Brauen (Saal 111, Zahl 93).

Dagegen sehen wir von Bartholomäus Bruyn (Zahl 74) eine Mutter mit ihren Söhnen, alle blond, mehr oberdeutsch als niederländisch; die schweren, kleinen Augen der übrigens hübschen Kinder blicken ernst in das kommende Leben. Ihnen an schließt sich das Bild der Augsburger Familie von Relingen (Zahl 189). Es sind acht Kinder mit großen Nasen und kleinen blauen oder grauen Augen, sie machen den Eindruck von Unentwickeltheit, wie er bei guten Rassen in jugendlichen Jahren sich gern und mit gutem Erfolge findet, Rohstoff, aber ein prächtiger, aus dem noch das Leben das Richtige herausschnitzen wird. Man könnte sie auch für Bayern halten, doch scheint die Familie schwäbischen Ursprungs. Das Bild mag um das Jahr 1500 entstanden sein. Lehrreich ist nun, daß von der gleichen Patrizierfamilie sich im Museum zu Salzburg zahlreiche Darstellungen aus einer viel späteren Zeit vorfinden. Wiederum sind darunter viele Kinder, die wohl untereinander, aber nicht mit dem Münchener Relingen sich gleichen, da die Salzburger, im Gegensatz zu jenen, durchaus dunkel von Auge und Haar, großäugig und braun von Gesichtsfarbe sind, auch die Nasen eher mit der Spitze aufwärts streben, als daß sie gebogen wären. Die Veränderung in der Sippenart ist wahrscheinlich durch Verbindung mit Salzburger Frauen erfolgt, denn unter den übrigen Gemälden des Museums befinden sich die kleinen Relingen ganz zu Hause, d. h. die Salzburger Bevölkerung, mit zahlreichen romanischen Einflüssen seit Anbeginn versetzt, war lange Zeit hindurch vielleicht die dunkelste in Mitteleuropa und nähert sich erst neuerlich, infolge starken Zuzuges aus Bayern und Oberösterreich, der gesammtdeutschen Stammesart.

Nun aber betreten wir festeren Boden, indem unsre Bilder immer mehr nach dem Niederrheine und den Niederlanden führen. Schon Hubert van Eyck (gestorben 1426) malt in Johannes den Täufer (Zahl 98) einen blühenden, vollbärtigen, braunen Rheinländer mit großen dunkeln Augen und Wimpern. Man ahnt schon Rubens. Hierher gehört auch die Anbetung der heiligen drei Könige von Gerhard David (Zahl 118). Diese heiligen drei Könige haben in ihrem Leben guten Wein getrunken und nicht ganz wenig. Kaspar an der Spitze, ein klarer rechtschaffener alter Herr, wie man sie in den Rheinlanden und in Tirol noch am häufigsten begegnet. Melchior mit kralligem Haar und braunem Bart ist entschieden fidel, doch andächtig. Sogar der Mohr ist in seinen Stammzügen gemildert und der heilige Josef ein ehrlicher ernster Handwerker. Alle aber sind echte Rheinländer. Nach den Niederlanden hinüber führen auf verwandtem Pfade Nikolaus Elias (Saal 111, Zahl 317) ein dunkelhaariger „Feldherr in Rüstung" und van der Helst (Zahl 315) ein stattlicher Patrizier; letzterer, ein sehr echter Typus, ist nicht italienisch, nicht niedersächsisch, nicht angelsächsisch, nicht bayrisch-schwäbisch, — er ist rheinisch-niederländisch, weltmäßig, schönäugig, dunkel vom Bart und Brauen und mit sehr lebensfreudigem Mund. Von da bis zu dem gewaltigen Zeichner und Farbengeber Rubens ist nur ein Schritt. Aber was dort ein Einzelner, ist bei Rubens ein ganzes Volk! Eine Fülle von Gestalten umwogt uns: Frauen und Männer, Greise und Kinder; Krieger, die Andere opferten, und Heilige, die sich selbst hingaben; trunkner Silen und Höllensturz der Verdammten; Liebender Glück und Kindermord zu Bethlehem, Jüngstes Gericht und Entführung üppiger Frauen; geistlich und weltlich, griechisch und christlich, antik und modern; kraftvolle Jäger voll mächtiger Manneskraft und blühende Kinder in dem Blumenkranze ewiger Natur! Wer bestellte und bezahlte diese Gemälde? Woher nahm Rubens alle diese Anregung, Kenntnisse, Modelle? Hier sehen wir das Bild des Gedeihens, des Reichthums, des Volkswohlstandes, des Frohsinns eines ganzen Landes vor uns. Kein Niederländer und kein Engländer hat den Geist des Weltverkehrs so klar zum Ausdruck gebracht, wie der große Kölner Meister. Durch ihn erhalten wir noch eine Vorstellung dessen, was das alte Deutschland, neben allen seinen Gebrechen, war und bedeutete, bevor der Zerfall der Reichseinheit und der dreißigjährige Krieg seine Fluren entehrten. Besser, als durch Bände, begreift man, daß Karl V. die niederen Lande um Rhein, Maas und Schelde zum Grundstock des Reiches machen wollte. Und obwohl bei Rubens eine gewisse Manier und Manierirtheit unverkennbar, obwohl seine Damen uns etwas sehr „mose" erscheinen (das „mollet" der Oesterreicher) und stark an den Ausdruck Heinrich VIII. von England über Anna von Cleve erinnern, „er habe eine flämische Stute heimgeführt", so tragen doch seine Männer dagegen eine so kriegerische Art, daß sie recht wohl aus dem Gefolge Chlodwigs oder Theudeberts herausgesprungen sein könnten. Im ganzen liegt den von Rubens beobachteten und für die Nachwelt aufbewahrten Menschen eine echte Stammesart zugrunde: das aus Franken als Hauptstamm mit Friesen, Niedersachsen und romanischen Ueberresten zusammengeschmolzene Volk der Rheinländer und Niederländer.

Vor einiger Zeit hat Professor W. Henke in einem gehaltvollen Vortrage über den Typus des germanischen Menschen darauf hingedeutet, es könne die Anthropologie mit ihren allerdings nothwendigen Schädelmessungen eine Ergänzung erfahren durch genauere Beobachtung der Gesichtszüge. Eine bequeme, wenn auch nicht die wichtigste Beobachtungsstation, bilden unsre Gemäldesammlungen. Und wer Ahnengalerien zu lesen versteht, wird dort manchen volkskundlichen Schatz heben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kb. N. **Eine neuerschlossene Geschichtsquelle.** Die Stadt Eger hat durch einen tüchtigen Historiker die Bestände ihres Archivs aufnehmen und in einem gedruckten Katalog der gelehrten Welt vorlegen lassen. (Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Angelegt von Dr. Karl Siegl. Eger 1900. Im Verlage der Stadtgemeinde Eger.) Mit dieser Veröffentlichung ist eine, bisher so gut wie verschlossene, reichfließende Quelle für die Geschichte Deutschböhmens, der Oberpfalz und Oberfrankens bequem zugänglich gemacht. Der hingebende Fleiß Dr. Siegls hat in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, in weniger als vier Jahren, in das Chaos des Stadtarchivs volle Ordnung und Uebersichtlichkeit gebracht. Er unterscheidet drei große Gruppen von Archivalien: Urkunden im engeren Sinne, sodann Akten, d. h. lose, ungebundene Schriftstücke und Korrespondenzen, endlich „Archivbücher", d. h. Manuscriptenbände. Originale und Kopien sind überall sorgfältig unterschieden, alle wichtigen Merkmale sind in mühseligster Untersuchung festgestellt und klar angegeben. Die Generalübersicht der Urkunden S. 164 bis 185 umfaßt nicht weniger als 2627 Nummern. Die älteste Original-Urkunde vom 4. Mai 1266 hat König Ottokar II. den Bürgern von Eger ausstellen lassen. An Kaiser- und Königs-Urkunden in originali besitzt das Archiv 1291 Stück. Die Regesten der verzeichneten Urkunden sind kurz, aber sie heben deutlich und treffsicher die wichtigsten Punkte hervor. Von den Beziehungen Egers zum fränkischen Kreise finden, wie a priori anzunehmen, vor allem die zu Nürnberg frühzeitig und häufig Erwähnung, aber auch die Geschichte der oberfränkischen Adelsgeschlechter, z. B. der Nothafte und der Sparnecker, erfährt manche Aufhellung. Ebenso spinnen sich viele Fäden hinüber nach den benachbarten Sechsämterstädten, wie Wunsiedel und Selb. — Ungemein reichhaltig ist die zweite Abtheilung des Archivs. In 829 Faszikel sind Akten und Korrespondenzen geordnet. Uns interessiren vor allem die daraus hervorgehenden Beziehungen der Stadt Eger und des Egerlandes nach auswärts. Von Polen bis in die Schweiz, von Hamburg bis Peterwardein, von Mähren bis Trier haben politische, kommerzielle und sonstige Beziehungen mehr oder weniger umfangreiche Dokumente von theilweise ehrwürdigem Alter im Egerer Stadtarchiv hinterlassen. Natürlich konnte in unser Inventar neben

der Nummer des Faszikels nur ein Stich- oder Schlagwort, keine Inhaltsangabe aufgenommen werden, wenn die Arbeit nicht ins Ungemessene anschwellen sollte. Aber der interessirte Forscher wird schon hiedurch genügend aufmerksam gemacht und auf neue Spuren geleitet. — In stattlicher Anzahl finden wir S. 312—331 auf Franken bezügliche Dokumente in einem halben Hundert zum Theil recht umfangreicher Faszikel verzeichnet. Korrespondenzen mit den fränkischen Hohenzollern gehen bis 1360 zurück, mit den Bischöfen von Bamberg bis 1410. Vom fränkischen Adel erscheinen besonders die Feilitzsch, die Reitzenstein, die Schirndinger, die Waldenfels, die Zedwitz in lebhafter Verbindung mit Eger. Alle größeren und eine lange Reihe kleinerer Städte Frankens haben im Lauf der Jahrhunderte mit Eger amtliche Aktenstücke gewechselt, die, dort treulich aufbewahrt, jetzt im Verein mit manchen privaten Dokumenten fränkischer Herkunft in klarster Uebersicht vorgeführt werden und zu weiterer Forschung reizen. Aus Ansbach liegen Schriftstücke vor seit 1475, aus Bamberg seit 1468, aus Bayreuth seit 1413, besonders viele aber aus Hof, ebenfalls von 1413 an, die weitaus meisten wiederum aus Nürnberg, für dessen Geschlechtergeschichte von 1391 an sich im Egerer Stadtarchiv eine besonders reiche Fundgrube aufthut. Würzburger Akten endlich beginnen mit dem Jahre 1450. — Von den kleineren fränkischen Orten stehen Arzberg, Berneck, Hohenberg a. d. E., Selb, Thiersheim, Weißenstadt und vor allem Wunsiedel offenbar in regster nachbarlicher Beziehung zu Eger, dem Vorort der ganzen Gegend. Auch hier gehen nicht wenige Stücke bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts zurück. Aber auch aus weiterer Entfernung sind beachtenswerthe Zeugnisse eines alten und regen Verkehrs der fränkischen Städte mit Eger vorhanden: So aus Kulmbach 1467, Schwabach 1424, Schweinfurt 1421. Die dritte Abtheilung des Archivs, die „Archivsbücher" enthaltend, hat nicht die gleiche Wichtigkeit für die Geschichte der auswärtigen Beziehungen Egers, aber umsomehr Bedeutung für die innere Stadtgeschichte, die Verwaltung und Besteuerung. Lange Serien von Steuer- und Rechnungsbüchern, zurückgehend bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, erfüllen den mit Neid, der in den Archiven gleich großer und größerer Städte Frankens vergeblich nach gleich alten Dokumenten dieser Art suchte. Es ist unzweifelhaft, daß bei der Bearbeitung dieser Bände gar manches, wenigstens für die Geld- und Handels-, wohl aber auch für die Sittengeschichte Frankens abfallen würde. Auch für mittelalterliche Rechtsgeschichte bietet das neuerschlossene Archiv willkommenes Material. — Kein billig Denkender wird es auffallend finden, wenn sich bei der Aufstellung der Kataloge unter so viel tausend Zahlen- und Ortsangaben, unter dem Meer von Namen da und dort topographische und historische Versehen eingeschlichen haben. Ihre Liste vorzuführen hat hier keinen Zweck, übrigens sind sie meist derart, daß sie jeder Kenner ohne weiteres beim Lesen verbessern wird. — Ehre dem historischen Sinn und der Opferwilligkeit der treu deutschen Bürger Egers, Ehre und Dank der entsagungsvollen Hingebung des Mannes, der die schwere Aufgabe so rasch und glücklich gelöst! Möchten nur recht viele deutsche Städte dem schönen Beispiel Egers folgen!

Il Ce-kiang. Studio geografico-economico del Dott. Mario Carli, Roma 1899. — Eine mit großer Umsicht nach den besten und neuesten Quellen bearbeitete Studie über geographische und volkswirthschaftliche Verhältnisse der chinesischen Provinz Tschökiang. Hervorgerufen durch die vor Jahresfrist von der italienischen Regierung in Betracht gezogene Besetzung der an der Küste von Tschökiang gelegenen Bucht von Sanmun, gewinnt diese Arbeit nach den Ereignissen der letzten Tage erneutes Interesse, nicht nur für den italienischen Leser, sondern für Jeden, dem an der Kenntniß des wirthschaftlichen Lebens der Chinesen gelegen ist. Tschökiang ist eine der reichsten und für den Handel dankbarsten Provinzen des Reiches; der Verfasser wird ihrer Schilderung in jeder Weise gerecht. Von mehr als lokalem Interesse ist die historische Einleitung, die den Werth eines Ueberblickes über die Geschichte des gesammten Fremdenhandels in China besitzt. Von allgemeinem Werthe sind auch die S. 83 ff. eingestreuten Betrachtungen über Maß-, Gewichts- und Geldverhältnisse, sowie über die Handelsstatistik des fremden Seezollamtes, die sich in erfreulicher Weise über den trockenen unkritischen Ton der meisten dem ostasiatischen Handel gewidmeten Schriften erheben. Der geographische Theil bildet eine der besten Monographien über die Provinz. Bei der Schilderung der Landesprodukte hätte die gerade für die Kenntniß dieses Theiles von China recht fruchtbare ältere Literatur in den Werken Fortune's und Anderer herangezogen zu werden verdient. Ueber den Handel der Vertragshäfen Ningpo, Wönchou und Hangchou wird alles Wissenswerthe nach authentischen Quellen mitgetheilt. Eine Karte der Provinz im Maßstab von 1 : 1,500,000 ist dem Werke beigegeben, das dem italienischen Politiker ein wichtiger Führer in einem Gebiet zu sein verdient, das man seit einiger Zeit als die italienische Interessensphäre in China bezeichnet hat, aber auch für unsre Kenntniß China's einen neuen werthvollen Beitrag bezeichnet. Friedrich Hirth.

* Im neuesten Heft der „Altpreuß. Monatschr." theilt Arthur Warda zwei im Nachlasse J. G. Scheffners auf dem kgl. Staatsarchive zu Königsberg aufgefundene Briefentwürfe Kants mit, die einen werthvollen Beitrag zur Biographie des Philosophen liefern, da sie an zwei Männer gerichtet sind, über deren Beziehungen zu Kant bisher nichts bekannt geworden ist. Der eine ist der Entwurf zu einem Briefe Kants an Christoph Friedrich Hellwaag, Dr. phil. et med., großherzoglich oldenburgischen Geh. Hofrath und Leibmedikus, sowie Physikus des Fürstenthums Lübeck, zu Eutin, der am 16. Oktober 1835 starb. Hellwaag war eng befreundet mit J. H. Voß, Bredow, F. H. Jakobi und über 50 Jahre in Eutin thätig, wo er allgemeine Hochachtung genoß. Er war nicht nur als Arzt, sondern auch als Schriftsteller bekannt und bis zu seinem Tode — er wurde fast 90 Jahre alt — an Körper und Geist rüstig. Aus dem Briefentwurf Kants an Hellwaag geht hervor, daß auch Kant mit jenem Kreis gelehrter Männer, der sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Eutin zusammengefunden hatte, in Berührung kam. Er erhält die Antwort des Philosophen auf ein Schreiben Hellwaags, worin dieser mittheilt, er glaube eine von Kant problematisch behandelte Sache, die Vergleichung der Farben des Regenbogens mit den Tönen der musikalischen Oktave, einer Entscheidung im Sinne Kants näher gebracht zu haben. Dieser hat das Schreiben Hellwaags alsbald in einem Brief beantwortet, den Ludwig Nicolovius, der spätere Staatsrath, von Königsberg nach Eutin mitnahm. Der zweite Briefentwurf Kants ist an den Fürsten Belofelsky, russischen Gesandten in Dresden, gerichtet, der im Jahre 1809 in St. Petersburg starb. Er war der Verfasser eines Werkes „Dianoiologie ou Tableau philosophique de l'Entendement", das im Jahre 1790 in Dresden erschienen ist. Er sandte mehrere Exemplare dieses Werkes auch an Kant, der ihm in dem neuaufgefundenen Briefentwurf seinen Dank für das „schätzbare Geschenk" aussprach, wobei er besonders betonte, daß er daraus Belehrung für seine Forschungen, die „Grenze des menschlichen spekulativen Wissens einzuschränken", geschöpft habe. Der Entwurf von diesem Brief Kants ist auf der einen Seite eines Folioblattes niedergeschrieben, dessen Rückseite einen Passus über „das höchste Gut in der Sinnenwelt" enthält.

* Malaria und Moskitos. Die Berichte von Prof. Rob. Koch, in denen er die Theorie von der Verbreitung der Malaria durch Moskitos in schlagender Weise vertheidigte, finden jetzt Unterstützung in amtlichen Berichten des Oberstabsarztes Dr. Lübbert im Kolonialblatt über eine Reise im Nordgebiet von Deutsch-Südwestafrika. Auch Lübbert kommt zu dem Schlusse, daß nur die Moskitos die Träger des Krankheitsstoffes seien. Neun bis zwölf Tage nach dem Moskitostich tritt nach den Beobachtungen Dr. Lübberts die Malaria auf, und zwar nur in solchen Gegenden, wo Sumpfbildung das Fortkommen von Moskitos begünstigt. Einige Farmen mußten wegen der Moskitos aufgegeben werden, konnten aber, nachdem man die Sümpfe durch Drainirung ausgetrocknet hatte, wieder in Betrieb genommen werden. Damit wäre ein erster praktischer Erfolg der Koch'schen Theorie erbracht. Dr. Lübbert glaubt, daß das große Pferdesterben, das unserer Kolonie schweren Schaden gebracht hat, mit der Malaria beim Menschen in Verbindung stehe. Augenblicklich

beschäftigt er sich mit der wissenschaftlichen Behandlung dieser Frage, deren Lösung einen neuen und wichtigen Schritt auf der Bahn der Malariaforschung bedeuten würde.

* Ein neues Verfahren gegen die Pest. Aus Sydney wird uns telegraphirt, daß ein englischer Arzt, Dr. Macdonald in Adelaide, der sich große Erfahrungen in der Behandlung von Pestfällen erworben hat, den Anspruch erhebt, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Er konstatirt, daß, wenn das prophylaktische Mittel, welches gewöhnlich unter die Haut injicirt wird, als Medizin in einer Wasserlösung eingenommen, also hinuntergeschluckt wird, dies denselben guten Erfolg hat, welcher bisher durch die Injektionen erzielt wurde. Dabei soll jedoch das Fieber in Fortfall kommen, welches nach den subkutanen Einspritzungen unvermeidlich ist. Dr. Macdonald hat zunächst verschiedene Experimente an Thieren vorgenommen und dann im Verein mit einem Kollegen ein Quantum des betreffenden Vorbeugungsmittels verschluckt, mit dem Resultat, daß nachher direkt eingeführte Pest-Bazillen ohne jede Wirkung auf die beiden Aerzte blieben.

* **München.** Privatdozent Dr. Zehnder aus Zürich wurde als Privatdozent in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Würzburg.** Als Nachfolger des erkrankten Professors der neueren Sprachen, Dr. Stürzinger, wird Prof. Dr. Schneegans in Erlangen genannt.

* **Freiburg i. B.** Dem Privatdozenten Dr. Nagel von der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität wurde, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen.

* **Bonn.** Bischof Dr. Theodor Weber in Bonn hat den altkatholischen Pfarrer D. Leopold Karl Goetz zum Professor am altkatholischen theologischen Seminarkonvikt in Bonn und zum Redakteur des in Bonn erscheinenden „Altkatholischen Volksblattes" ernannt.

* **Jena.** Hier habilitirt sich, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, Dr. Max Scheler aus München für Philosophie mit einer Vorlesung über die Ideen über philosophischen Fortschritt.

* **Berlin.** Die Professoren der Chirurgie an der Berliner Universität, Geheimrath v. Bergmann und Geheimrath König, sind zu Ehrenmitgliedern der ältesten medizinischen Gesellschaft in England ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Die Privatdozenten in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät (technische Sektion) der Universität Lausanne, Louis Pelet (gewerbliche Chemie) und Nikolaus v. Schulepnikoff (Hydraulik), sind zu außerordentlichen Professoren ernannt worden. — Der ordentliche Professor für Physiologie und physiologische Chemie an der Dominikaner-Lehranstalt Freiburg in der Schweiz, E. Arthus, hat einen Ruf an das Institut Pasteur der Universität Lille angenommen.

* Im Sommersemester 1900 befanden sich an den preußischen landwirthschaftlichen Hochschulen 837 Studirende. An der Hochschule in Berlin studirten 114 Landwirthe und 246 Geodäten, bezw. Kulturtechniker, sowie 20 Hospitanten von der Universität, resp. Thierärztlichen Hochschule, auf der in Bonn-Poppelsdorf 128 Landwirthe und 215 Geodäten, bezw. Kulturtechniker.

* Der Kongreß zum Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums ist in Paris im Hotel des „Cercle de la Librairie" durch den Unterrichtsminister Leygues eröffnet worden: Pouillet, Fouret, Sardou, Georges Ohnet und Bouguereau standen ihm zur Seite. Eröffnungsreden hielten Pouillet, im Namen der Organisationskommission und der „Internationalen und künstlerischen Vereinigung", Fouret im Namen des „Syndikats de la Propriété Intellectuelle" und des „Cercle de la Librairie", Djuvara (Rumänien) im Namen der ausländischen Theilnehmer des Kongresses, Paul Wouwermans (Belgien) im Namen der offiziellen Delegirten und Leygues im Namen der Regierung der französischen Republik.

* In Paris wird vom 2. bis 7. August ein Internationaler Kongreß für Philosophie tagen und folgende vier Klassen enthalten: 1. Allgemeine Philosophie 2. Ethik, 3. Logik, 4. Geschichte der Wissenschaften und der Philosophie.

* Die Leipziger Handelshochschule, welche sich in stetig fortschreitender Entwicklung befindet, hat soeben ihr Vorlesungsverzeichniß für das Wintersemester 1900/1901, ihr sechstes Semester, herausgegeben. Es ist ein ungemein reicher Schatz von Vorlesungen und kaufmännischen Uebungen, welcher dem Studirenden der Handelswissenschaften dort geboten wird. Man kann aus dem Verzeichniß so recht den Fortschritt erkennen, welchen der Gedanke, auch dem Kaufmann die höchste Geistesbildung deutscher Universitäten in praktischer Weise darzubieten, in den letzten Jahren gemacht hat. Allgemeine und spezielle Nationalökonomie, Handelsgeschichte, Finanzwissenschaft, Handels- und Verkehrspolitik, allgemeine Statistik, allgemeine Rechtslehre, Handels-, Wechsel- und Seerecht, Völkerrecht, Gewerberecht, Konkursprozeß und summarische Prozesse, Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherungsrecht, die Finanz- und Steuerverfassung der Hauptkulturstaaten, deutsche Kolonialpolitik, allgemeine Wirthschaftsgeographie, Technologie u. s. w. werden von den Professoren und Privatdozenten der Leipziger Universität gelesen. Außerdem werden in dem Verzeichniß viele allgemein bildende Vorlesungen, welche die Leipziger Universität in reichhaltiger Fülle bietet, den Studirenden der Handelshochschule empfohlen. Von nicht minderer Bedeutung sind für die studirenden Kaufleute und die Handelslehramtskandidaten die praktischen kaufmännischen Uebungen wie Buchführung, Korrespondenz und Kontorarbeiten, kaufmännische Arithmetik und zusammenfassende Uebungen im Musterkontor der Handelshochschule. In englischer, französischer, spanischer, italienischer und russischer Handelskorrespondenz werden Kurse eingerichtet; ebenso werden Chinesisch und nach Bedarf andere Sprachen gelehrt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Führer durch Kassel. (Brunnemanns Reisehandbücher II.) Kassel, Brunnemann 1900. — O. Hartwig: Ludwig Bamberger. Als Manuskript gedruckt. Marburg 1900. — H. Triepel: Wahlrecht und Wahlpflicht. Dresden, v. Hahn u. Jaensch 1900. — Die erste Erfindung. Vorgeschichtliche und kulturhistorische Gedanken. Dresden, Damm 1900. — W. Jensen: Durch den Schwarzwald. Leipzig, Amelang 1900. — F. Fiedler: Didaktik der kaufmännischen Korrespondenz. Olmütz, Kullil 1900. — Dittmann und Schütze: Allgemeine Drei-Zeichenschrift und Drei-Zeichensprache. Berlin, Selbstverlag 1900. — G. Meinecke: Der Kaffeebau in Usambara. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag 1900. — E. Fuchs: Grundbuchrecht. 3. Heft. Berlin, Heine 1900. — Prof. Dr. F. Knoke: Die römischen Forschungen im nordwestlichen Deutschland. Eine Entgegnung. Berlin, Gaertner 1900. — Dr. E. Schultze: Freie öffentliche Bibliotheken. Stettin, Dannenberg u. Co. 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Liefg. 351. Bosnien und Herzegowina. 8. Heft. Wien, Hölder. — Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer. Leipzig, Mittelbachs Verlag. — Asta v. Kameke: Der Herr Leutnant. Braunschweig, Sattler 1900. — M. E. v. Bülow: Die Pennreuths. Ebd. 1900. — W. Raabe: Gesammelte Dichtungen. 4. Band. Berlin, Janke 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 23. Juli. Nummer 166.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geschichtswissenschaft, geschichtliche Bildung und moderne Weltanschauung.

Von Professor Dr. Albrecht Stauffer.

I.

Zwischen Auffassungen und Meinungen, die mehr oder minder veraltet sind und solchen, die noch im Werden sich befinden, die ungeklärt und oft willkürlich und wesentlich verneinend sind, zwischen einer im Bewußtsein der Menschen zurücktretenden theologischen Weltansicht und einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist der moderne Mensch unsrer Tage in einer Lage, die in der That keine leichte heißen kann. Es handelt sich aber nun darum, in diesem Thatbestand sich zurechtzufinden.

Die Schwierigkeit, die vorliegt, kann allerdings annähernd beseitigt werden, wenn man gegen das Veraltete und gegen das unfertige oder ungereifte Neue zugleich eine leidlich richtige Stellung findet. Auf solche Weise wird man der Gefahr eines falschen, starren Positiven und eines zerstörenden, auflösenden Negativen in der Hauptsache entgehen können.

Zu einer Bejahung nun in einem solchen neuen Sinn über den Menschen und zu einer Weltauffassung bietet nichts in höherem Maße die Möglichkeit als die Geschichtswissenschaft.

Eine Möglichkeit sage ich; denn durchaus handelt es sich hier noch um ein Werdendes, und auch bei unausgesetzter und leidenschaftlicher Arbeit auf diesem Gebiete wird man von sich nur sagen dürfen, daß man eben eine Annäherung an die große Aufgabe, für unsre Kulturwelt zwischen Wissenschaft und der Glaubens- und Empfindungswelt einen Ausgleich hervorzubringen, erreicht habe. Aber man darf es aussprechen: Hier liegt die höchste Aufgabe der geschichtlichen Bildung für die Gegenwart und die Zukunft der Kulturmenschheit. Man darf sagen: Jedes Stück echter Geschichtsschreibung ist in der That ein Schritt auf dem Wege nach dem Ziel einer inneren Schlichtung der Gegensätze in der modernen Kulturwelt.

Ich möchte einen sehr großen Theil der Schwierigkeiten unsrer Lage geradezu auf die Thatsache zurückführen, daß wir zu wenig dafür sorgen, die konfessionelle Ausbildung einerseits und die naturwissenschaftliche andrerseits durch eine geschichtliche Bildung zu ergänzen, und beiden gegenüber, insoweit es nothwendig ist, dadurch Befreiung und Klärung in den wichtigsten Punkten der Weltanschauung zu schaffen.

Im aufgeklärten Theil unsrer Gebildeten, um nur von diesen zu sprechen, überwiegen Eindrücke, die aus den Naturwissenschaften und ihren gewaltigen Entdeckungen stammen, durchaus, und in dem Theil, der sich an die Konfessionen hält, überwiegt durchaus die überlieferte Anschauung.

Die Fortbildung eines Mittleren, einer ausgleichenden Anschauung, fehlt dabei nur allzusehr.

Hier nun aber hat die Geschichtschreibung und hat die Erziehung zur Geschichte ihren Beruf. Es ist eine Thatsache, die gewiß Beachtung verdient, und die bedacht werden sollte, daß unter allen Geschichtschreibern unsres Jahrhunderts keiner von denen, die auf höhere Bedeutung Anspruch machen können, in einer negativen Weltanschauung stecken geblieben ist. Dabei aber hat beispielsweise Julian Schmidt mit gutem Recht (in dem neuesten Bande seiner Darstellung der deutschen Literaturgeschichte seit Lessing) auf die Thatsache hingewiesen, daß die Leistungen der deutschen Geschichtschreibung ein Höhepunkt sind in der Entwicklung der Kunst deutscher Prosa während unsres Jahrhunderts und daß nicht allzuviele Dichter den hervorragendsten Historikern gleichgestellt werden können; ja manche Dichter haben in der That gerade als Historiker ihr wirklich Bleibendes hervorgebracht. So Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Aus dieser Thatsache darf man gewiß schließen, daß der Beschäftigung mit der Geschichte eine ergänzende, ausgleichende Gewalt, dem Menschen segensreich für sein Gesammtwesen, innewohne. Aber, so muß man fragen, ist die Geschichtschreibung irgend nur annähernd so für die nationale Bildung gerade unter den Gebildeten nutzbar gemacht worden, wie die naturwissenschaftlichen Beobachtungsweisen und Ergebnisse sich ausgebreitet haben? Keineswegs und dies zum größten Schaden der Menschen und der Verhältnisse und der Aufgaben, zumal der sozialen. Das Bleibende, das in den Anschauungen der Konfessionen liegt, würde dann ganz anders zur Geltung und Betonung gelangen und ebenso würde das, was in den Naturwissenschaften Großes für eine Weltanschauung sich darbietet, erst zu einer entsprechenden Beleuchtung kommen. Das aber, was dort und hier nicht standhält, würde so nach und nach verschwinden müssen.

Uebrigens ist dies vornehmlich eine Aufgabe der Geschichte; der Naturwissenschaft dagegen ist ihre Einseitigkeit nicht so sehr zu verargen. Sie leistet ja so Ungeheures in der Praxis des äußeren Lebens. Haben nicht diese Entdeckungen unsre Städte mit Wasser versorgt, beleuchtet, kanalisirt, kurz hygienisch in einer Art, die niemals vorher in der Menschheit erreicht war, ausgestattet und versorgt? Lindern sie nicht fortwährend die körperlichen Leiden der Menschheit? Bilden nicht Dampf und Elektrizität die äußeren Vorbedingungen für die großen sozialen und politischen Formungen, die sich immer stärker geltend machen? Nichts also, gar nichts von einer

falschen Polemik gegen die rastlos arbeitenden Theile der großen Naturwissenschaft.

Ist es so sehr verwunderlich, da sie vorwiegend praktisch arbeitet, daß sie nicht auch für die Zusammenfassung und für die Ausgleichung mit dem Gesammtwissen und Wesen des Menschen die Zeit und Neigung findet? Ist dies nicht vielmehr die Aufgabe der Geschichte, als der eigentlich modernen Form der Geistes- und Seelenbildung, die sie sein kann und soll; ist es nicht an ihr, die Fortbildung der Weltanschauung unsrer Kultur im Sinne eines aufrichtigen, aber besonnenen und maßvollen Fortschritts zu betreiben? Aber ist das Wissenschaft? so wird vielleicht gefragt.

Es ist mehr als Wissenschaft. Es ist das nicht möglich ohne die ausgiebigste Unterstützung der geschichtlichen Wissenschaften, aber keineswegs reicht die Wissenschaft dazu aus. Wie in jeder echten Geschichtschreibung, so muß zumal in einer solchen, die auf die Fortbildung der Weltanschauung hinleiten will, der ganze Mensch arbeiten, und alle Geschichte muß das Werk nicht nur der intellektuellen, sondern auch der sittlichen und künstlerischen Bethätigung sein; ein Werk der ganzen Seele, der Persönlichkeit, des Charakters.

Sei es denn erlaubt, auf einige besonders wichtige Punkte, in denen die aus der Geschichte gebildete Anschauung ergänzend, ausgleichend und ebenso wahrhaft befreiend und erweckend wirken kann, hinzuweisen.

Was haben wir jetzt, dank der Naturwissenschaft, für einen Welthorizont, zeitlich und räumlich! Aber was hat die Naturwissenschaft daraus für die Weltanschauung gemacht? Sie hat, insoweit meine Erfahrungen reichen, doch vorwiegend Negatives daraus gefolgert: daß es nun ein- für allemal vorbei sei mit jener alten Anschauung, welche die Erde zum Mittelpunkt des Kosmos gemacht habe und den Menschen zum Ziel desselben. „Der Mensch kann das Ziel (der Schöpfung) nicht sein," so sagt der neueste Darsteller des Naturganzen, der in seinem sehr anziehenden Werke über die Entwicklungsgeschichte der Natur eine jedenfalls werthvolle Leistung zustande gebracht hat. Daß der Mensch das Ziel der Schöpfung nicht sein kann, das gebe ich Bölsche schon zu; aber ich hebe hervor, daß er übersieht, wie damit ein Anderes keineswegs ausgeschlossen ist, dies nämlich, daß der Mensch an diesem Ziel theilhabe.

Ja, eben daß wir soweit in Raum und Zeit hinausschauen, das ist schon Theilnahme an dem Ziel der Welt und weiter ist es eine Bürgschaft derselben und eine solche für eine Steigerung dieser Theilnahme. Die Thatsache, daß wir solcher Sichten gewürdigt sind, wie haben wir die religiös-sittlich und auch ästhetisch nach Tiefe und Höhe zu fassen? Es ist dies eine große Angelegenheit und eine echt menschliche Arbeit der Auseinandersetzung unsrer ganzen seelischen Existenz mit dem Bilde, das wir vermöge unsrer geistigen Kraft von der Außenwelt, dem Kosmos, erhalten haben.

Was ist denn der alte Mythus anderes gewesen, als ein Dichten über das von dem Weltwesen Geschaute und Erlebte? Und dessen sollen wir uns jetzt begeben, da es doch höher und tiefer dringen kann als je zuvor?

Sollen wir uns nicht, indem wir das jetzt erschlossene Kosmosbild mit unsrer ganzen Seele verbinden und gleichsam in sie aufnehmen, auch größer fühlen dürfen, wie wir gewiß uns kleiner fühlen müssen, als wir zuvor geträumt? Denn überwiegt nicht alles andere die erhabene Entdeckung, daß der Kosmos viel mächtiger ist, erstaunlicher und wunderreicher, als man je früher geahnt und daß es wir Menschen sind, welche dies vermöge unsrer gottgegebenen Kräfte haben entdecken dürfen?

Wohlan! Die Ziele des Kosmos sind größer geworden, als der Mikrokosmos Mensch das je geahnt. Aber sind unsre Ziele, die Ziele dieses Mikrokosmos darum kleiner geworden? Nicht vielmehr größer?

Wie selten findet man ferner über dem, was wir als gesetzmäßig an der Natur auffassen, die ästhetische Seite derselben gewürdigt! Denn richtig würdigt man diese nicht mit einer bloßen Naturschwärmerei, die ja allerdings uns überall als ein immerhin erfreulicher Zug der Zeit begegnet. Auch hier gilt es, von der Vorstellung des ganzen Menschen auszugehen, die man aber über der naturwissenschaftlichen Einseitigkeit immer mehr hat zurücktreten lassen, und es gilt im Schönen, zumal der Natur, ein geheimnißvolles, für uns unauflösliches Zeichen des Göttlichen anzuerkennen.

Gewiß führt ruhige Ueberlegung zu der Einsicht, daß das, was sich uns als schön in der Natur darstellt, nicht einfach absolut für alle Wesen der Welt diesen Charakter in gleicher Weise besitzt.

Selbst für den Menschen gilt vielmehr gleich eine ganz erstaunliche Unterschiedlichkeit. Welche Abstufungen und selbst Gegensätzlichkeiten treten hier entgegen bei den Naturvölkern gegenüber den Kulturvölkern, bei den Kulturmenschen untereinander, bei den Kulturvölkern je nach Anlage und der Epoche der Entwicklung, bei den Persönlichkeiten der Kulturvölker selbst nach den Zeitverhältnissen und Anlagen! Wie kommt dies zum Bewußtsein, wenn wir zumal das Verhältniß zu der Krone aller Naturschönheiten, das Verhältniß zum Menschen uns in Erinnerung bringen! Man denke an die Gestalten der japanischen, chinesischen oder indischen Kunst und wiederum an die der Griechen oder der Italiener. Konnte nicht der Grieche, der Italiener es wagen, sein höchstes Ideal von Leben und Welt mit den Menschenformen und ihrer Ausdrucksfähigkeit und Schönheit zur Erscheinung zu bringen? Konnte dies aber auch der Japaner oder der Inder erreichen?

Noch ein anderes aber drängt sich als Erwägung auf. Müßte nicht das ganze für uns so unaussprechlich herrliche Reich des Schönen unweigerlich versinken in dem Spiegel anderer Augen, als wir sie besitzen? Müßte nicht dieses Reich des Schönen sich gänzlich verflüchtigen für Wesen mit höheren, kräftigeren Organen des Sehens und Empfindens als die unseren sind? Müßten nicht Wesen, ausgerüstet mit Organen, um etwa die Röntgen-Strahlen gegenüber unsern Körpern zu verwenden, über alles, was wir Schönheit nennen, sich so erhaben wissen, wie wir etwa uns über das Sehen und Empfinden des Thieres hinausgehoben fühlen dürfen?

Aber ist damit nicht gerade erwiesen, daß das, was wir Schönheit heißen, nur Trug und Schein ist und gar nichts Göttliches fürwahr?

Keineswegs.

Es ist wahr, der Körper, den wir mit Röntgen-Strahlen durchleuchten und dessen Bild wir auffangen, hat nicht mehr die für das menschliche Auge natürliche Schönheit. Das Gerippe starrt uns da mahnend entgegen, sei der durchleuchtete Leib noch so sehr für die einfachen Verhältnisse des Menschenauges ein wahres Wunder von Schönheit.

Aber daß diese Schönheit, die das menschliche Auge wahrnimmt und die mit den Röntgen-Strahlen zu entschwinden scheint, darum nicht hinfällig wird, das möchte ich entschieden betonen. Wohl ist es uns klar, daß die Schönheit vor dem Menschen und seiner Empfindung nicht einfach ihre Art behält bei höheren In-

strumenten des Sehens, wofür man auch an die Bilder, die das Mikro- und Makroskop darbieten, denken könnte. Aber wird sie darum wesenlos, zerrinnt sie in ein Nichts? Ist es nicht vielmehr so, daß wir schon von den mikroskopischen und makroskopischen Bildern aus ahnend neuen Welten von Schönheit entgegensehen? Ist es demnach nicht natürlich genug, sich vorzustellen, daß aus derselben Welt, die mit Röntgen-Strahlen durchleuchet, ihre menschliche Schönheit gegenüber entsprechenden Augen einbüßen würde, eine neue, eine höhere Welt von Schönheit sich gestalten müßte, wenn jene größeren, körperlichen Funktionen verbunden gedacht würden mit verhältnißmäßig größeren seelischen Fähigkeiten?

Wenn wir also, gleich Kindern, die durch eine Bretterritze in ein Theater staunend starren, zuweilen mit Hülfe der Röntgen-Strahlen sozusagen über unser menschliches Sehen hinausdringen, so soll man darob nicht sich ärmer machen lassen, vielmehr sich daran bereichern. Man schließe aus jenen Sichten allerdings, wie unser Sehen nur ein Gleichniß sei, aber man höre nicht auf, sich an dem farbigen Abglanz des Lebens zu erfreuen, an dem wir das Leben haben.

Mehr noch! Man bedenke, daß man in vollem Sinne auch für das Schöne anwenden dürfe, was Goethe mit seiner gottgeleiteten Trösterseele von der menschlichen Weisheit geäußert hat: „Es wäre nicht der Mühe werth, 70 Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit des Menschen Thorheit vor Gott wäre!" Nein, nicht was weise, gut und schön den wahrhaft menschlich ihre Gottesgaben brauchenden und entfaltenden Menschen erscheint, wird jenen höheren Wesen, auf die wir gerade jetzt selbst von blaß wissenschaftlicher Einsicht aus schließen müssen, einfach Thorheit und wesenlos erscheinen. Kein Abgeschlossenes, kein Gipfel ist unsre Art, aber sie hat Wesenheit und stufenweise steigert sich diese schon in ihrem Erdenlauf, in der Geschichte der tüchtigen Kulturvölker und Kulturmenschen.

Nach der religiös-ethischen Seite liegt nicht minder eine Fülle von Negation vor in den Auffassungen derer, die entweder ausschließlich oder doch überwiegend bestimmt werden durch die Eindrücke von der Naturwissenschaft her. Auch Männer, denen keineswegs Mäßigung fehlt, wie Bölsche, verfahren doch entschieden einseitig. Der genannte Autor gesteht (1, 4. Seite), daß die letzten Ursachfragen der Natur, wie er sich ausdrückt, durch die bisherigen Kenntnisse nicht enthüllt seien. Aber er verweist dann den Menschen „in diesen äußersten Dingen auf eine vorläufige anständige Geduld, die sich deßhalb noch nicht der Hoffnung zu entschlagen brauche." Den Menschenbegriff, der da zugrunde gelegt ist, muß ich entschieden unvollständig und unzulänglich nennen. Daran liegt es, daß dabei vergessen wird, wie es zur Natureigenthümlichkeit des Menschen gehört, in diesen letzten Fragen sich nicht einfach mit der Zurückhaltung zu begnügen. Nur wenn man den Menschen ausschließlich oder doch wesentlich nur in seiner intellektuellen Eigenart berücksichtigt, ist eine solche Forderung, wie sie Bölsche stellt, erklärlich. Hier vergißt aber die sonst so thatsachenstolze Naturwissenschaft, mit den Thatsachen der Natur der Menschenseele sich auszugleichen. Ueberall und in großartiger Weise findet sie Sinn und Gesetz hinter den Erscheinungen der Natur — und hinter den Thatsachenreihen des religiösen Lebens im Menschenthum sollte nichts Wesenhaftes stecken? Soll wirklich der Mensch da, wo der Verstand sich nicht weiter weiß, einfach sich bescheiden „in anständiger Geduld"? Ein geschichtlich geschulter Beobachter wird auf diesem Gebiete gar nicht zu einer solchen Verkennung des für den Menschen Nothwendigen gelangen können. Denn selbst wenn Einer nichts anerkennen wollte als Thatbestände, müßte er zugestehen, daß in diesem Drang, über die letzten Fragen sich religiös zu orientiren, die Menschheit ein gutes Theil ihrer Existenz daransetzt.

Ist das nun aber kein Stück Natur? Wäre es nicht das Rechte, auch diesem mit jener Ehrfurcht zu begegnen, die man sonst ja gern gegenüber den Naturerscheinungen fordert? Ist es da im Grunde verwunderlich, daß diese oft einen mindestens sonderbaren Charakter annimmt, in der Art etwa, daß Leute, die über die menschliche Seele und ihre Lebensäußerungen leicht hinwegsehen, sich in eine wahre Thierbewunderung ergehen, oder wieder Andere von allen Leistungen des Menschen als am meisten staunenswerth betrachten, daß er jene ersten Erfindungen machte, wie Kochen, Schneiden, Nähen und dergleichen?

Die Einseitigkeit der blaß naturwissenschaftlich sich genügenden Urtheilsweise zeigt sich recht bestimmt auch in der Beziehung zur Mythologie.

Bölsche sagt (1, 25) einmal: „das wachsende Wissen zog sich lächelnd zurück vor einem naiven Mythus, der seine Göttergestalten auf dem kleinen Bogen eines vom irdischen Auge subjektiv empfundenen Regenbogens zu ihrer Götterburg im Himmel emporwandeln ließ." Nein, das wachsende Wissen darf sich nicht mit diesem Lächeln begnügen; denn im Mythus steckt trotz dem erwiesenen Irrthum auch noch Wahrheit, die auf die Natur des Menschen Licht wirft und die ein Element der bleibenden Verbindung zwischen jener Menschheit, die jenen Mythus ausgebildet hat, schafft und unsrer eigenen Menschheit, wenn wir sie nur nicht in äußeren Erkenntnissen umschließen wollen, sondern auch jetzt den Urtrieb des Menschen nach Weltanschauung und Weltauffassung behalten. Die Psyche, die im Mythus sich geäußert hat, hat mit der Psyche, die in uns fortwirkt, eine fühlbare Gemeinsamkeit, wenn sie auch in noch so vielem sich vielleicht tief unterscheidet.

Religiös und sittlich einerseits und ganz besonders künstlerisch andrerseits bietet der Mythus uns vermöge der psychischen Verwandtschaft, die ihn mit uns verbindet, Wichtiges, ja Unentbehrliches. Um nur das großartigste Beispiel dafür zu nennen, wie der Mythus infolge seines Lebens, das zu uns herüberreicht, sich so fortbildungsfähig erweist, daß er dazu gelangt, unser eigenstes, modernes Fühlen auszuprägen und zur Gestalt zu bringen, erinnere ich an die Schöpfungen Richard Wagners.

Die geschichtliche Bildung nun hat allerdings als ein Kennzeichen gerade die Fähigkeit, das Mythische und das Geschichtliche zu unterscheiden, ausgebildet und bildet sie noch immer aus. Denn diese Arbeit, der man doch erst seit dem vorigen Jahrhundert recht gewachsen zu werden anfing, muß unausgesetzt weitergeführt werden. Aber das Mythische wird darüber nicht entwürdigt. Ganz im Gegentheil: nur das heiße ich rechten geschichtlichen Sinn, der auch gegenüber dem Mythus sich erweist. Der das nicht fertig bringt, ist rationalistisch, also er ruht nicht auf der Beziehung zur ganzen Seele der Menschheit. Bei einer solchen aber verliert der Mythus wohl seine Möglichkeit, mit dem Trügerischen, das er in sich aufgenommen hat, zu wirken, aber sein unvergängliches, göttliches Theil findet eine stärkere, klarere Beleuchtung. So tritt auch hier die Folge jeder wichtigen Unterscheidung in ihr Recht. Es kommt dem Mythus, wie der Geschichte zugute, daß man aufhört, sie untereinander zu verknoten und zu verwirren.

Noch lange ließen sich diese Betrachtungen fortsetzen. Doch darf ich annehmen, daß schon das Angeführte hin-

reichende Belege dafür bietet, wie die naturwissenschaftliche Anschauung, wenigstens da, wo sie bestrebt ist, zusammenzufassen, viel zu ausschließlich vom Intellekt allein aus betrachtet. Dieser ist aber zwar ein unentbehrliches göttliches Theil der menschlichen Seele, wie sie in ihrer Natur ist und wirkt, aber erst in der Verbindung mit dem Schönen und dem Guten liegt die ganze Seele. Jeder Versuch nun einer Weltanschauung muß bestrebt sein, von der lebendigen Vorstellung der ganzen Seele auszugehen und darf nicht über einer Grundkraft vergessen, daß eine Dreiheit dieser Art vorhanden ist. Alle drei schon in sich geheimnißvoll, zu allermeist aber in ihrer Verbindung und Wechselwirkung und in ihrer Einheit gar, die sie, wie ich überzeugt bin, alle drei in dem höchsten und tiefsten Theile des Menschenthums finden — im Religiösen. So sehr sind die drei hohen Grundkräfte der Seele auf eine gegenseitige Ergänzung angewiesen, daß eine von ihnen nicht in voller Kraft und Gesundheit bestehen kann ohne Beihülfe der anderen. Und so ist es eine Thatsache, daß auch das Streben nach Erkenntniß im Menschen nur zum eigenen Schaden dieser Erkenntniß selbst, ihre Schwestern Schönheit und Güte mißachtet.

Wie gut haben doch das die größten Vertreter einer harmonischen Vollbildung der Seele, dieselben, die unsre eigentlichen Leitsterne für die Zukunft werden müssen, gewußt! Schiller etwa, der dem Menschen zuruft: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein! Im Fleiß kann dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein; dein Wissen theilest du mit vorgezogenen Geistern.“ Oder Goethe: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut; denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen!“

Die geschichtliche Bildung nun führt immer auf den ganzen Menschen. Denn welche Thatsachenreihen von überwältigender Größe knüpfen sich an diese wissenschaftlicher Durchdringung unzugänglichen Gebiete des Schönen und des Guten ebenso, wie des Wahren und gar erst für den Fall, daß diese Kräfte zu einem großen Zusammenwirken gelangt sind. Stets aufs neue ruft sie uns zum Bewußtsein auf, daß nicht nur alles für den Menschen im Geheimnißvollen ende, sondern auch, daß dieser darauf gewiesen sei, inmitten des Geheimnißvollen und aus der natürlichen Beziehung, die er zu demselben mitbringt, heraus, zu leben und zu wirken.

Die Bodmer-Denkschrift in Hinsicht der Bilderkunde der deutschen Literaturgeschichte.

Von Dr. P. Weizsäcker.

Wer vor zwei Jahren die Bodmer-Ausstellung im ehemaligen Heim des Patriarchen auf dem Schönenberg in Zürich besuchte, der fühlte sich nicht nur wunderbar angeheimelt von den Räumen, von denen so mächtige und nachhaltige Wirkungen auf die Literatur des vorigen Jahrhunderts ausgingen, und in denen einst werdende und gewordene Größen der deutschen Literatur aus- und eingingen, er mußte sich auch freuen über die Fülle der hier vereinigten Erinnerungen an die Zeit, wo das Bodmerhaus ein Brennpunkt geistigen Lebens war, Erinnerungen, die mehr als dicke Bücher dazu beitrugen, ein lebendiges Bild jener Zeit in seiner Seele wachzurufen, er mußte sich auch sagen, daß es ein dauernder Gewinn der Ausstellung wäre, wenn von den zahlreichen hier zusammengetragenen Bildern die wichtigsten in würdiger Wiedergabe herausgegeben würden. Eine angenehme Aussicht erweckte in dieser Hinsicht die Ankündigung einer demnächst erscheinenden Denkschrift[1]) zu J. J. Bodmers zweihundertsten Geburtstag. Diese ist nun nach fast zwei Jahren vollendet und darf in ihrer vornehmen und gediegenen Ausstattung als ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniß Bodmers und seiner Zeit begrüßt werden.

Die Würdigung der in diesem Bande vereinigten Abhandlungen muß ich einer berufeneren Feder überlassen. Schon der Bilderschmuck allein verleiht ihm eine hervorragende Bedeutung. Nachdem man in neuerer Zeit angefangen hat, mehr und gründlicher als früher auch der äußeren Erscheinung historischer Berühmtheiten Aufmerksamkeit zu schenken, hat sich namentlich Könnecke durch seinen Bilderatlas zur deutschen Literaturgeschichte um diesen Zweig der Bilderkunde ein namhaftes Verdienst erworben, und nachdem die Vertreter der wissenschaftlichen Forschung anfangs derartige Bestrebungen mehr als eine Art kindlicher Spielerei belächelt hatten, erfreut es doppelt, von einem Forscher wie Roethe in seiner ausführlichen Kritik von Könnecke's Bilderatlas, die durch zahlreiche Winke und Beiträge den Ehrentitel einer produktiven verdient, es offen anerkannt zu hören, daß durch solche Darbietungen „in unsrer literarhistorischen Arbeit ein unschätzbares sinnliches Element verstärkt wird, das über Bücher und Papier hinweg schließlich doch frische Wege in die nachschaffende Kenntniß pulsirenden Lebens bahnt“.

Die Bodmerdenkschrift bietet nicht weniger als 49 oder 50 Portraits, Ansichten und Schriftproben, unter denen uns neben ganz neu bekannt gemachten viele alte Bekannte mit neuem Gesicht begegnen. Hierin liegt ein besonderes Verdienst der Publikation. Denn die Vergleichung vieler Bildnisse, die hier nach Photographien nach den Originalen geboten werden, mit den bisher bekannten Stichen nach diesen, gibt eine neue Bestätigung der leidigen Thatsache, daß die Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts ihre Vorlagen oft sehr entstellt und Züge hineingetragen haben, die diesen völlig fremd sind. Das eklatanteste Beispiel ist der völlig mißlungene, aber leider trotzdem immer wieder abgebildete Stich Bause's, nach dem ungemein charakteristischen anmuthigen Wielandportrait A. Graffs, das der illustrirten Prachtausgabe der Werke Wielands beigegeben ist. Eine Vergleichung mit der von mir publizirten Abbildung nach dem Original (Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst, 1895, Februar, abgebildet auch in K. Heinemanns Goethe 2[1], 274) muß Jeden, der Augen hat, überzeugen, daß Wielands Entrüstung über diesen Stich durchaus gerechtfertigt war. Aehnlich, wenn auch nicht so schlimm ist das Ergebniß der Vergleichung der Stiche verschiedener Persönlichkeiten des Bodmerischen Kreises mit den in der Denkschrift gegebenen phototypischen Abbildungen. Dahin gehört vor allen der bekannte Stich von Kauke, Berlin 1758 (Könnecke, Bilderatlas, 2. Aufl. S. 210) nach J. Caspar Füßli's Oelgemälde Bodmers von 1750. Abgesehen von der damals allgemein üblichen Umdrehung der Richtung und den dadurch verursachten Aenderungen, was für ein widerwärtiges Gesicht hat der Kupferstecher aus dem geistvollen Kopf des Originals mit seinen hellen, milden, klugen Augen, mit seinem freundlichen Munde gemacht! Hier tritt uns eine ruhig in sich geschlossene, selbst- und zielbewußte Persönlichkeit, dort ein satirisches, freches, an Voltaire gemahnendes Gesicht entgegen. Auch von Bause's Stich des Graff'schen Oelgemäldes (Könnecke S. 210) können wir nach der Vergleichung mit dem Titelbild der Denkschrift nicht günstiger urtheilen. Er hat die Züge des Originals, namentlich in den unteren Partien des Gesichts und in dem Verhältniß der Richtung des Kopfs und des Oberkörpers, ziemlich entstellt, um nicht zu sagen, ganz verfehlt. Dieselbe Wahrnehmung machen wir bei zwei Bildnern von Salomon Geßner. Das eine, gemalt von Anton Graff 1765, hat Könnecke (erste Aufl. S.155) nach Bause's Stich von 1771 abgebildet.

[1]) Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum 200. Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, Kommissionsverlag von Albert Müller 1900.

Man meint auf diesem Stich Ludwig XVI. vor sich zu sehen, so übermößig ist darauf das Untergesicht entwickelt. In der Denkschrift S. 171 tritt uns in der Abbildung nach dem Original ein völlig Anderer entgegen: hier freundlich, geistvoll, witzig, dort grinsend, sinnlich, plump; auch ist im Stiche die Neigung des Kopfes übertrieben. Die Veröffentlichung dieses Geßnerbildes ist aber auch noch aus anderem Grunde werthvoll: man weiß jetzt den Verbleib des Originols, es gehört dem Kunstverein Winterthur. Vor Jahren ging durch die Blätter die Nochricht, das Originol sei seit 1872 verschollen und 1892 wieder aufgefunden und vom Kölner Kunstverein erworben worden. Da dos Original noch Muther, Anton Graff S. 92 noch 1872 von einem Herrn Geßner zum Schanzenberg in Zürich ausgestellt war, so ist nicht wahrscheinlich, doß dieses Exemplar je aus der Schweiz weggekommen ist. Das Kölner Exemplar wird daher wohl eine von Graff selbst hergestellte Kopie sein, wie er ja manche Portraits zum Theil mehrfach selbst kopirt hot. Das andere Bild Geßners von A. Graff von 1781, Brustbild von vorn, hot Könnecke (2. Aufl. S. 219) nach dem Stich von Thönert mitgetheilt. Das Original besitzt Dr. J. M. Ziegler in Basel. Ein weiterer Stich von F. Müller (Deutscher Ehrentempel, Band 5) scheint dem Original mehr gerecht zu werden, als der von Thönert, doch verdient auch er offenbar nicht volles Vertrauen. Die Denkschrift gibt leider keine Aufnahme nach dem Original, sondern nach einer Kopie des bedeutenden Portraitmalers Oelenhainz (S. 178), die aber jedenfalls die Züge des Dichters treuer wiedergibt, als die erwähnten Stiche, wie man aus einer Vergleichung mit dem Bild von 1765 ersehen kann. Noch ein Beispiel für die Unzuverlässigkeit der Stiche gewährt das Portrait J. G. Sulzers, Denkschr. S. 245, gemalt von A. Graff 1771 nach dem Originol, in der Stadtbibliothek in Winterthur (Muther, S. 55). Dieses Bild ist zwar nicht noch demselben Original, wie der Stich Bause's von 1773 hergestellt, aber Bause's Original ist doch fast gleichzeitig gemalt und kann bei Graffs Meisterschaft im Portraitmalen, bei fost völlig übereinstimmender Haltung und Kopfrichtung, im Gesichtsausdruck unmöglich von dem Winterthurer so verschieden gewesen sein, wie Bause's Stich. Denn dieser hot nicht nur dem Blick einen etwas anderen Ausdruck gegeben, sondern auch den Mund viel schärfer geschnitten, die Lippen weniger voll gezeichnet. Wir haben also auch hier, obwohl dieser Bause'sche Stich sonst einen höchst vortheilhaften Eindruck macht, allen Grund, der mechanischen Kopie des Originals den Vorzug zu geben.

Von dieser Umschau unter Bildern, die durch die Denkschrift zuerst eine getreue Wiedergabe des Originals gefunden haben, wenden wir uns zu den Persönlichkeiten des engeren Bodmer'schen Freundeskreises, die uns durch selbe im Bilde vorgeführt werden. Wer hat nicht schon bei seiner Beschäftigung mit dem Geistesleben der „Schweizer", sei es in Goethe's Schriften, sei es in dem anmuthigen Buch von L. Hirzel über Wielondt, Martin Künzli oder sonst dos Verlangen gefühlt, die geistvolle Gesellschaft dieser Männer von Angesicht zu schauen? Auch diesen Wunsch erfüllt die Denkschrift aufs willkommenste. Denn waren auch Bodmer und Breitinger schon mehrfach durch Abbildungen bekannt, andere zum Theil in Lavoters Physiognomik abgebildet, so finden wir sie doch hier, die bedeutenderen in Bildern aus verschiedenen Lebensaltern, andere in charakteristischen Gruppen, Jeden mindestens in einem Bilde vertreten, beisammen. Da ist vor allen von Bodmer selbst das treffliche Gemälde von J. W. H. Tischbein von 1781 mit der sprechenden Geberde der rechten Hond und dem Krückstock in der Linken (im Künstlergut in Zürich) meines Wissens zum erstenmal veröffentlicht, jenes Bild, dessen Entstehung Tischbein seinem Bruder Heinrich in Kassel in einem Brief vom 14. Juli 1781 so lebendig erzöhlt, wo es u. a. heißt: „du solltest den Kopf sehen, wie malerisch er ist — — ein olter Todtenkopf mit einem poor Augenbrauen, die wie ein Wosserfall über die Augen herunterfallen, die Augen gleichen einem glänzenden Gott, der sich in der tiefen Grotte verborgen hatte, er liegt im Schatten, ober nichts kann seinen göttlichen Glanz verdunkeln, er leuchtet unter dem schattigen Wosserfoll heraus, so glänzen die Augen dieses alten Dichters". Durch diesen Brief und das Dankgedicht Bodmers an Tischbein vom 17. September 1781 wird dieses Jahr als Entstehungsjahr des Bildes gesichert. Dann begegnen uns ouf einem heitern Blatt von Joh. Caspor Füßli die Hauptpersonen der Molkenkurgesellschaft in Trogen, der Maler selbst, Bodmer, der Trogener Arzt Laurenz Zellweger, „Philokles" genannt, Salomon Geßner als „Daphnis" und H. K. Heidegger; ein ähnlich angeordnetes Blott desselben Künstlers zeigt Bodmer und Breitinger vereinigt. Die Namen Waser, Künzli, Johann Kaspar Heß und Wieland dürfen in dieser Gesellschoft, die sich so gern zur Sommerszeit in „Philokles Föhrener Hütte" und auf den Höhen des Gäbris zur Erfrischung von Leib und Seele zusammenfand, nicht fehlen. Von den beiden Winterthurern, Diakonus Waser und Rektor Künzli, finden wir einen köstlichen Stich von Schellenberg, der uns die beiden Männer in lebhoftem Gespräch gegenübersitzend zeigt. Von Johann Kaspor Heß, dem Pfarrer von Altstetten, ist leider kein Bild aufgenommen. Das ist um so mehr zu bedauern, als auf der Bodmer-Ausstellung in Zürich ein Bild aus Lavaters Physiognomik 2, 102 zu sehen war, das von Könnecke (Bilderatl. 2. Aufl. S. 249) als Herder abgebildet ist. Der Stich ist in der Physiognomik nur mit H bezeichnet und die Veranstalter jener Ausstellung nahmen das Bild für J. K. Heß in Anspruch. Und es will mir fast scheinen, als ob sie damit recht hatten, denn zu den sonstigen Bildern Herders will dieser Stich gar nicht stimmen. Das in der Denkschrift gegebene Bild Wielonds aus der Physiognomik ist wohl nur deßhalb aufgenommen, weil keines aus jüngeren Jahren zu Gebote stond. Dieses Bild gehört ohne Zweifel Wielands Biberacher Zeit und zwar dem Jahre 1768 an, wie ich (Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 1898, S. 285 ff.) zu zeigen gesucht habe. Aus der Züricher Zeit gibt es nur einen zweifelhoften Stich des jungen Wieland mit italienischer Unterschrift, die aber in dem einzigen mir bekannten Exemplar in meinem Besitz, leider nicht aus einem Stück mit dem Bilde, sondern angeklebt ist. Da ein sicheres Jugendbild Wielands ous der Zeit vor seiner großen Umwandlung zu besitzen, gewiß von großem Werthe wöre, so seien hiemit alle Sommler und Forscher gebeten, ihr Augenmerk auf eine Wiederholung dieses Stiches mit unzweifelhaft zugehöriger Unterschrift gerichtet zu holten.

Eine weitere, sehr intime Gruppe von Freunden Bodmers aus späterer Zeit (1770) ist uns in einer Skizze von Joh. Heinrich Füßli erhalten, S. 73, Sulzer im Schlofrock, Waser, Bodmer und Füßli in Bodmers Wohnzimmer versammelt. Fügen wir noch hinzu, daß ouch von onderen Gliedern des Bodmer'schen Kreises, wie Joh. Kaspor Hirzel, Zimmermann, Lavater, Pestolozzi als Jüngling, J. H. Schinz, dem „philosophischen Bauern" Gujer, genannt Klijogg, dem Londoner Hans Heinrich Füßli u. A. gute, zum Theil erstmals bekonnt gemachte Bilder vertreten sind, so ist es gewiß nicht zu viel gesogt, daß die Bilderkunde literarischer Berühmtheiten durch unsere Denkschrift eine höchst werthvolle Bereicherung erfahren hot. Namentlich das schöne Bildniß Lavoters nach dem Oelgemälde von J. W. H. Tischbein 1781/82 gibt uns von dem merkwürdigen Manne ein entschieden vortheilhafteres Bild, als die sonst bekannten, gonz in Profil aufgenommenen Bilder desselben, in denen seine spitzige Nase gar zu scharf hervortritt. Auch das Bild Bodmers im Gespräch mit dem Maler Johann Heinrich Füßli, 1781 von diesem gemalt, soll nicht unerwähnt bleiben.

Endlich sei noch einiger Bilder von nur vorübergehenden Gästen des Bodmerhouses gedacht, die aber durch die Größe ihres Namens den größten Anspruch ouf unser Interesse hoben, Klopstock, Christian Ewold v. Kleist, Goethe. Von Klopstock wird uns ein seltenes Bildniß aus seinen jüngeren Jahren geboten nach einem Kupferstich in der Stadtbibliothek in Zürich, v. Kleist ein nicht signirter Kupferstich aus derselben Sammlung, der uns ein Rätsel aufgibt. Könnecke (2. Aufl. S. 218) bildet Kleist ab noch einem „Kupferstich von Füßli, nach dem Gemälde von

Clarr", das Titelbild von Kleists Werken, herausgegeben von Wilhelm Körte 1803, offenbar nach demselben Vorbild, bezeichnet Füßli als Maler, Meno Haas (1803) als Stecher. Ich glaube, daß die Angabe, Füßli sei der Maler, das Richtige trifft. Auch der Stich von M. Steinla im deutschen Ehrentempel, Band 6, scheint trotz einiger Abweichungen auf dieses Vorbild zurückzugehen. Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt bei näherer Vergleichung der Züricher Stich, doch fühlt man sich versucht, bei ihm gleichfalls an Füßli's Bild, als Original zu denken und die Abweichungen auf Rechnung des Stechers zu setzen. Von Goethe wird S. 69 eine anonyme Bleistiftzeichnung in der Züricher Stadtbibliothek erstmals bekannt gemacht. Die Herausgeber erinnern im Vorwort an die Bleistiftzeichnung von G. F. Schmoll vom 25. Juni 1774, Goethe-Jahrbuch 1883, und bemerken mit Recht, daß das ganze Profil offenbar verbessert worden ist. Zweifellos gibt das neupublizirte Bild Goethe's Züge weit treuer wieder, als Schmoll, aber man weiß nicht, wann und von wem die Verbesserung des Profils vorgenommen wurde. Der Aufbewahrungsort läßt auf die Entstehung der Zeichnung in Zürich schließen, und zwar möchte man dabei an den Besuch Goethe's in Zürich 1775 denken. Aber warum wurde dann diese Zeichnung nicht in die Physignomik aufgenommen? Mir will es scheinen, daß Lavater diese neue Zeichnung für sein Werk nicht genügte, und die Korrektur des Profils erst etwa nach Erscheinen des Chodowiecki'schen Stiches nach der Bleistiftzeichnung von G. M. Kraus 1776 vorgenommen wurde. Darauf scheint namentlich die Korrektur der Oberlippe hinzuweisen, die das sonst wirklich verbesserte Gesicht wieder verdirbt. Darin wird auch der Grund liegen, warum die Zeichnung, die sonst ein wirklich gutes Bild des jungen Goethe gibt, nicht weiter verwendet wurde.

Diese Mittheilungen werden genügen, die hohe Bedeutung der Bodmerdenkschrift für die Bilderkunde des 18. Jahrhunderts ins Licht zu setzen. Es wird sich daraus auch ergeben haben, wie viel auf diesem Gebiete immer noch zu thun, wie nothwendig es namentlich überall ist, über die Stiche hinweg zu den authentischen Originalgemälden und -zeichnungen vorzudringen, aber auch wie schwierig es vielfach ist, deren Aufbewahrungsort aufzufinden, und wie förderlich zu diesem Zweck gelegentlich veranstaltete Ausstellungen werden können, wie eben die Bodmerausstellung 1898 eine war: wie großen Dank endlich diejenigen verdienen, die die gelegentliche Vereinigung solcher Bilderschätze für die Dauer so nutzbar zu machen unternehmen und verstehen, wie die Herausgeber der Bodmerdenkschrift.

Mittheilungen und Nachrichten.

Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. In zwei Bänden. Von S. Lublinski. (Am Ende des Jahrhunderts Bd. XII und XIII.) Berlin 1899, Siegfried Cronbach. — Das „neunzehnte Jahrhundert" liegt noch nicht in seinen letzten Zügen; im Gegentheil, es könnte in dem laufenden letzten Lebensjahre leicht beweisen, daß es noch Athem genug hat, Reiche zu erschüttern oder Weltbrände zu entfachen. Aber schon schießen seine Nekrologe wie Pilze aus dem Boden. Von allen Seiten, mit allen möglichen Abhandlungen, welche nur zu oft das Gepräge der Eilarbeit auf Bestellung tragen, sucht man dem Koloß beizukommen und durch Zerlegung in seine Einzeltheile ihn für die große Garküche: Publikum, herzurichten. ... Die Tendenz solcher Unternehmungen ist gewiß löblich; nur daß sie freilich oft mehr vom Buchhändlerinteresse diktirt sein dürften als von dem idealen Bedürfniß, sich selbst über die verschiedenen Phänomene gründlich klar zu werden und Anderen dann Belehrung zutheil werden zu lassen. ... Ueber „Literatur und Gesellschaft" verbreitet sich Lublinski. Diese Wechselbeziehungen, speziell den Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, hat ja schon Georg Brandes in seinem großen Werke: „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" eingehend und mit einem eminenten Forschermaterial behandelt. Auf seinen Spuren wandelt getreulich Lublinski, aber ohne die staunenswerthe Belesenheit und den scharfen Blick für das Wesentliche, die springenden Punkte, welche sein Vorbild auszeichnen. Er ist mehr Raisonneur als Gelehrter, und die Absicht des Verlags, populär zu sein, verleitet ihn oft zu bedenklichen Konzessionen auf Kosten des guten Geschmacks. Ueberhaupt fehlt es dem ganzen Buche an dem, was man Stil und Prägnanz nennt. Mit wie endloser Breite werden die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit abgehandelt! Auch macht es einen schlechten Eindruck, wenn in einer solchen Abhandlung eine Arbeit ähnlicher Natur, wie die Theobald Zieglers, welche fast gleichzeitig erschienen ist, als Quelle angegeben wird. Endlich präsentirt sich das Buch als Torso. Der zweite Band kommt nach einem überlangen Kapitel über Heine bis zu der hochbedeutsamen Epoche des jungen Deutschland, auf welche ein Ausblick in einem Schlußsatz gegeben wird, mit dem wir entlassen sind. Wir kennen also von dem Thema nach den Ausführungen des Autors etwa die drei bis vier ersten Jahrzehnte. Die ganze jungdeutsche Literatur, die Revolution, die Reaktionsperiode, die Aesthetiker, wie Heyse u. s. w., die jüngstdeutsche Literatur mit ihren sozialen Strömungen und dem erneuten Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, der Neuauflage des romantischen Individualismus und der Hyperästhetik — sie sind in die Versenkung gefallen. Oder soll das noch folgen? Der Autor hat sich ein Kautschukthema gestellt, das man ins Unendliche dehnen kann, und sich bei Einzelheiten viel zu lange aufgehalten. Am frischesten und interessantesten erscheinen die Kapitel, in welchen Lublinski über eigentlich politische und soziale Beziehungen sprechen kann; einer Persönlichkeit wie Heine, welche zwischen Liberatismus und Romantik, zwischen Politik und Poesie mitten inne steht, wird er zwar etwas weitschweifig, aber im ganzen ziemlich gerecht. Auch die philosophischen Beziehungen und Wechselwirkungen in Staat und Literatur sind glücklich herausgebracht. Dagegen ist der eigentlich literarische Theil des Buches viel schwächer, stellenweise, wie bei Heinrich v. Kleist, sogar seicht. Im Kapitel „Ideale der Romantik" fehlen Brentano und Achim v. Arnim, die Brüder Grimm; Leute wie Zacharias Werner sind andrerseits über Gebühr ausführlich behandelt. Das Gleiche gilt für das Kapitel: „Die Literatur im Zeitalter der Restauration, in welchem der Einfluß Walter Scotts zu reichlich gewürdigt ist, wo man ziemlich mit gleichem Recht auch Bulwers hätte gedenken müssen. Dieses plötzliche und abgerissene Hineintragen des Auslands und seiner Einflüsse berührt überhaupt höchst merkwürdig; der Autor hat hier so en passant ein wichtiges und weitschichtiges Thema angeschlagen, ohne daß die Saiten weiterklängen. Daß Raupach und Willibald Alexis behandelt werden, die schwäbische Dichterschule aber so gut wie gar nicht berücksichtigt ist, läßt sich auch nicht recht verstehen. Eine Persönlichkeit wie Börne hätte viel eingehender behandelt werden müssen. Es sei gern nochmals zur Entlastung des Autors die Ausdehnungsfähigkeit eines so ungeheuren Themas zugestanden; aber ebenso muß gesagt werden, daß dies Buch im ganzen einen fragmentarischen Eindruck macht und daß wir dafür nicht durch die bei einem solchen Unternehmen vor allem wünschenswerthe Durchsichtigkeit bei der Klarlegung der Grundlinien entschädigt werden. Wenn man dem Volke das Resumé eines Jahrhunderts geben will, so ist meiner Ansicht das Beste als Extrakt gründlichster Arbeit nur eben gut genug! Ein solches Unternehmen hat auch seine ethische Seite; wenn diese, das literarische Gewissen, nicht peinlichst zu Rathe gezogen wird, dann könnten leicht Werke entstehen, die dem Publikum das wahre Bild vom Jahrhundert ebensowenig zu geben vermögen, wie etwa die Konzertmalerei das Bild der wahren Kunst.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

n. **Reuleaux' neuestes Werk.** Das soeben erschienene neue Werk des unermüdlich thätigen Reuleaux, der zweite Band seines „Lehrbuches der Kinematik" (Braunschweig, Vieweg 1900. 789 S.), der „die praktischen Beziehungen der Kinematik zu Geometrie und Mechanik" behandelt, wird zunächst in allen Fachkreisen lebhaftes Interesse erwecken, es enthält aber in der wissenschaftlichen und technischen Leistung zugleich prinzipielle Tendenzen, die allgemeine Beachtung verdienen. Dreierlei sei namentlich hervorgehoben.

Für das ganze Buch charakteristisch ist der energische Kampf gegen die Zurückstellung des „Theoretischen“, die einseitige Bevorzugung des „Praktischen“ in der Bildung der Maschinentechniker. Schon die Vorrede spricht sich darüber mit voller Deutlichkeit aus, dann ist ein besonderer Paragraph (§ 24, S. 107—116) dieser Frage gewidmet. Durch neuere Anordnungen und Einrichtungen stark gefährdet scheint dem hervorragenden Forscher und Techniker „der bisherige Weg, der den deutschen technischen Hochunterricht groß und vorbildlich gemacht hat, der den Jünger mit wirklicher wissenschaftlicher Erkenntniß auszurüsten und auch seiner Technik selbst jene wissenschaftliche Innerlichkeit zu verleihen vermag, die den Gesichtskreis überall auflichtet und an ihm die Möglichkeit erkennen läßt, in neue Gebiete vorzudringen“. Lassen sich, wie der Verfasser schon früher gezeigt hatte, im technischen Unterrichtswesen die drei Stufen: „Regel“, „Vorbild“, „Gesetz“ unterscheiden, so besteht heute die Neigung, die bis dahin innegehabte Stufe des „Gesetzes“ zu verlassen und sich mit der des „Vorbildes“ zu begnügen. Das führt praktisch rasch zu gewissen Zielen, es wird aber auf die Dauer nicht genügen können und ist um so bedenklicher, als in anderen Ländern, namentlich in Nordamerika, die entgegengesetzte Tendenz besteht, vom „Praktischen“ weiter ins „Theoretische“ vorzudringen. Das ganze Werk Reuleaux' ist in Inhalt und Aufbau ein Kampf für jene strengwissenschaftliche Behandlung. — Ein zweiter bemerkenswerther Zug ist das gerade auf diesem Gebiet seltene und auch besonders schwierige Eingehen auf die Geschichte; hatte schon der erste Band der Kinematik die Entwicklungsgeschichte der praktischen Mechanik in gewissen Hauptzügen behandelt, so wird hier in einem besonderen Paragraphen ein Blick auf die Geschichte der Anwendungen der praktischen Mechanik geworfen. Es ist namentlich die Fortbewegung besonders großer Lasten, welche der Verfasser, an der Hand von Abbildungen von den Anfängen in Aegypten und Indien bis zur unmittelbaren Gegenwart verfolgt. An einzelnen Hauptpunkten, namentlich bei Archimedes, wird gezeigt, wie ungenau und verschwommen die auf diesem Gebiet herrschenden Anschauungen sind. — Drittens endlich setzt der Verfasser seinen Gegenstand in Beziehung zur Naturwissenschaft, indem er als Abschluß des Ganzen einen besonderen Abschnitt über „Kinematik im Thierreich“ bringt. Er hofft namentlich auf die Theilnahme der Physiologen, wenn er in aller Kürze „einige hervorragende Gesichtspunkte“ festlegt, „von denen aus die Menschenschöpfung Maschine die Einsicht in einen der Wirkungskreise der Natur etwas erleichtern kann“. So wenig die künstlichen Maschinen in Nachahmung der Natur entstanden sind, es ergibt sich eine Gemeinsamkeit der Bauunterlagen für die natürlichen und die künstlichen Maschinen, welche die menschliche Maschinenschöpfung in ein eigenes Licht setzt. — Demnach zeigt das Werk als Ganzes die entschiedenste Tendenz, sowohl von innen her aus allgemeinen und einfachen Prinzipien systematisch aufzubauen, als den Gegenstand, über die gewöhnliche Abgrenzung hinaus, sowohl nach der Natur als nach der Geschichte hin gleichmäßig zu entwickeln. Es ist eine universale Denkweise, ein philosophischer Geist, der alles durchdringt und beseelt; er wird sicherlich dazu beitragen, das große Interesse, welches das Werk durch die Besonderheit seines Problems erweckt, noch weiter zu steigern.

* Prof. Hauser in Wien, der im Auftrag der „Phonogrammarchiv-Kommission“ vom Oktober 1899 bis Juli 1900 damit beschäftigt war, eine Methode auszuarbeiten, betreffend die Technik der phonographischen Aufnahme und besonders der Vervielfältigung der Phonogramme, hat in der Sitzung der Phonogrammarchiv-Kommission vom 22. Juni 1900 einen Bericht vorgelegt, welcher eine ausführliche Darstellung des Verfahrens enthält. Dasselbe besteht wesentlich aus drei Theilen. 1. Es mußte ein Apparat konstruirt werden, der phonographische Aufnahmen auf Platten gestattet. Er wurde ähnlich den Aufnahmeapparaten der Grammophon-Gesellschaft doch mit mancherlei Modifikationen gebildet; auf den aus Edison'scher Masse gegossenen Platten schrieb der Schreiber des Phonographen derart, daß die Ordinaten der eingegrabenen Wellen, im Gegensatze zum Grammophon, senkrecht auf der Plattenebene stehen. Die gezeichnete Spirallinie hat eine Steigung von $1/4$ Millimeter. 2. Von diesen Platten wird auf galvanoplastischem Wege ein kupfernes Negativ hergestellt und dasselbe vernickelt. Es dient als Matrize und kann voraussichtlich beliebig lange aufbewahrt werden. Noch ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die Verplatinirung der Vernickelung vorzuziehen ist und ob es geboten sein wird, diese Matrizen behufs dauernder Aufbewahrung in eine Harzmasse einzuschließen, welche durch Lösungsmittel nur dann zu entfernen ist, wenn Kopien hergestellt werden sollen. 3. Diese Kopien (Positiae) werden durch Abguß gewonnen. Hiezu dient eine „Wachsmasse“, welche aus der Edison'schen Masse durch Zumischung gewisser Substanzen hergestellt wird. Versuche, die Positive durch Abdruck zu gewinnen, sind noch nicht abgeschlossen. In derselben Sitzung prüften die Mitglieder der Kommission eine Anzahl so reproduzirter Platten, welche sowohl Gesprochenes als auch Aufnahmen von Gesang und von gepfiffenen Melodien enthielten. Obwohl der Aufnahme- und Abgabe-Apparat, für welchen der Name Archiaphonograph vorgeschlagen wurde, nur provisorisch zusammengestellt ist und infolgedessen die Wiedergaben manche Mängel aufwiesen, welche bei präziserer Ausführung des Apparates wegfallen müssen, beantwortete die Kommission doch die Frage, ob man auf Grund der erzielten Resultate an die definitive Herstellung der Apparate und Installation der dem Reproduktionsverfahren dienenden Vorrichtungen gehen solle, einstimmig bejahend, und beschloß, zu diesem Zwecke neuerlich um die Gewährung der nöthigen Mittel an die Gesammtakademie heranzutreten.

K. „Aus Münchens Zeit der Franzosennoth“ von Hans Fahrmbacher. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (C. Schöpping). — Die rührige, seit Jahrzehnten um die Heimathskunde unsres engeren Vaterlandes durch ihre Verlagswerke hervorragend verdiente Firma hat jene um ein Werkchen bereichert, das um so interessanter ist, als es eine Episode aus der Münchener Stadtgeschichte behandelt, die sich genau vor hundert Jahren abspielte. Dem Autor standen die Akten des Kriegsdeputations- und Generalhofkommissariats zur Verfügung, und wir haben es daher mit einer durchweg authentischen Darstellung der Vorkommnisse jener Zeit zu thun. Scharfe Streiflichter fallen hiebei auf die säbeltragenden Sendboten der Nation, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf ihre Fahnen geschrieben hatte, dabei aber eine recht merkwürdige Auslegung dieser schönen Worte bekundete. Die republikanischen Herren hatten eine sehr wunderbare Art, sich Geschenke auszubitten oder sich die Zuneigung ihrer Quartiergeber zu erwerben. Sie betrachteten nicht nur die bewegliche und unbewegliche Habe des Bürgers, sondern auch deren Frauen, Töchter und Dienstboten als Kommunegut, und auf einen Bajonetstich oder Säbelhieb kam es ihnen nicht an, wenn sie auf ungenügendes Verständniß ihrer Brüderlichkeitsbeweise stießen. Aber auch die kopflose militärische Führung der Oesterreicher, die hinterlistige Wiener Diplomatie, die immer darauf ausging, Bayern als Stoßball zwischen sich und den Gegner zu schieben, erfahren eine scharfe Beleuchtung, und nicht minder die Indolenz eines nicht geringen Theils des Beamtenthums. Die eingestreuten, aktenmäßig verbürgten Episoden beweisen, wie gut man seitens der Fremde und Feinde darauf bedacht war, die einfältig gutmüthigen Bayern und nicht zuletzt die Münchener tüchtig zu schröpfen. Doch auch in manchem anderen Punkt ist das Büchlein lehrreich, denn es wird darin gezeigt, wie weit die partikularistische Mißwirthschaft im lieben heiligen Römischen Reich gediehen war, so daß es dem Gegner nicht schwer fiel, einen der deutschen Fürsten nach dem anderen an die Wand zu drücken. Frisch geschrieben und von Anton Hofmann mit guten Textillustrationen ausgestattet, kann es als ein willkommener und trefflicher Beitrag zur Lokalgeschichte Münchens empfohlen werden.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor der romanischen Philologie Dr. Heinrich Schneegans hat den Ruf nach Würzburg angenommen. — Dem ersten Assistenten an der medizinischen Klinik der hiesigen Universität, Privatdozenten Dr. Ludwig Albert Müller, ist die Funktion eines Oberarztes daselbst widerruflich übertragen worden.

* **Stuttgart.** Der Generalarzt erster Klasse z. D. Dr. Eduard v. Fichte hat am 20. d. M. sein 50jähriges

Doktorjubiläum begangen. Die medizinische Fakultät der Universität Tübingen erneuerte, wie der „Schw. Merkur“ berichtet, dem Jubilar, der im 75. Lebensjahre steht, ehrenhalber das Doktordiplom.

* **Tübingen.** Professor Dr. Anton Koch an der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität hat, wie die „Frkf. Ztg.“ erfährt, einen Ruf auf den Lehrstuhl für Moraltheologie an die deutsche Universität in Prag erhalten.

* **Straßburg i. E.** Pfarrer lic. theol. Anrich in Lingolsheim ist zum außerordentlichen Professor befördert worden. — Professor Dr. Franz Hofmeister hat den Ruf an die Universität Heidelberg abgelehnt. — Der außerordentliche Professor Dr. Minkowski ist aus der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ausgeschieden.

* **Freiburg.** Bei der hiesigen Universität ist der bisherige Privatdozent der Physiologie, Dr. Nagel, Assistent des Professors v. Kries, zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Heidelberg.** Die Prof. Geh. Rath Gegenbaur, Weber, Zangemeister, Eisenlohr, Horstmann und Brünnow werden im Wintersemester nicht lesen, dagegen nimmt Geh. Hofrath Dr. Uhlig, der frühere Direktor des hiesigen Gymnasiums, seine Vorlesungen (Pädagogik) wieder auf.

* **Dresden.** Der Geh. Regierungsrath Professor Otto Mohr ist von der Technischen Hochschule zu Hannover gelegentlich seines bevorstehenden Uebertritts in den Ruhestand ehrenhalber zum Doktor-Ingenieur ernannt worden.

* **Berlin.** Dem Abtheilungsvorsteher am Ersten chemischen Institut der hiesigen Universität, Privatdozenten Dr. Karl Harries, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Warnemünde.** Dr. Karl Eggers ist hier im Alter von 75 Jahren gestorben. Der geschätzte Kunsthistoriker war aus Rostock gebürtig. Seine „Wanderungen in und um Meran“ sind gern gelesen worden, und seine plattdeutsche Dichtung „Tremsen“ erlebte drei Auflagen. Am bekanntesten wurde Eggers durch die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Rauch und Rietschel. Neben der Biographie Rauchs, die, vom Vater begonnen, von Karl Eggers zu Ende geführt wurde, schrieb er Essays und Skizzen über Klaus Groth, sowie über Rauch und Goethe, Schadow und Rauch. Die Friedrich Eggers-Stiftung zur Förderung der Kunst und Wissenschaft half er mitbegründen und bis zu seinem Tode als ihr Kurator mitverwalten.

oem. **Breslau.** Dem Assistenten am physikalischen Institut hiesiger Universität, Dr. phil. Emil Bose ist die venia legendi für Physik ertheilt worden. — Der, wie bereits unlängst gemeldet, zum außerordentlichen Professor für innere Medizin beförderte bisherige Privatdozent Prof. Dr. Richard Stern ist gleichzeitig zum Direktor der neuen medizinischen Universitätspoliklinik ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Dem außerordentlichen Professor an der Wiener philosophischen Fakultät, Dr. Alfred Franzis Pribram, der mittlere und neuere Geschichte lehrt, ist der Titel eines ordentlichen Professors verliehen worden. — Der Privatdozent Dr. Alois Kreidl ist zum außerordentlichen Professor der Physiologie an der Universität in Wien ernannt, und dem Privatdozenten für Philosophie an der Universität in Graz, Gymnasialdirektor Dr. Eduard Martinak, der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen worden. — Dem ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Universität in Graz, Dr. Hugo Schuchardt, ist anläßlich seiner erbetenen Uebernahme in den Ruhestand der Titel eines Hofraths verliehen worden. — Der Senat der tschechischen Universität in Prag beantragte beim Unterrichtsminister die Errichtung eines Lehrstuhles für polnische Sprache und Literatur. Der Unterrichtsminister erklärte sich mit dem Antrage einverstanden.

w. Die Pariser Société des traditions populaires, welche jetzt ihre großen Sammlungen im Musée d'ethnographie im Trocadéro ausstellt, hat schon vor längerer Zeit einen internationalen Kongreß für Volkskunde zusammenberufen. Er wird vom 10. bis zum 12. September in Paris tagen. Kongreßsprache ist das Französische, und Mittheilungen, welche in anderer Sprache gemacht werden, müssen in französischem Auszug der Geschäftsleitung eingereicht werden. Ueber die Ziele des Vereins und des von ihm vorbereiteten Kongresses wird am besten der Plan unterrichten, der für die Kongreßarbeiten aufgestellt ist. Zunächst zerfällt das Ganze in zwei Haupttheile, sprachliche Volksüberlieferung und Volkskunst und dann Volksgebräuche. In der ersten Abtheilung wird über Ursprung, Ausbreitung und Fortpflanzung von Sagen und Erzählungen, von Volksliedern und von Theaterstücken, von Beziehungen der Volksliteratur zur höheren, der Volkskunst zur klassischen Kunst gehandelt werden, in der anderen zunächst über die Erhaltung der Sitten bei Geburten, Heirathen und Todesfällen, dann über die Thierverehrung im Volke, den Kultus der Steine, Bäume und Quellen, über die Reste alter Lokalkulte und über Volksheilige, endlich über Volksheilkunde und Zauberei.

* **Berichtigung.** Der, wie Beilage Nr. 165 gemeldet, aus Freiburg in der Schweiz nach Lille berufene Professor der Physiologie heißt nicht Arthur, sondern Arthus.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Freundesgaben für Karl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstag. Weimar, Böhlau's Nachf. 1900. — Die Flaggen und Flotten der Erde. Die deutsche Kriegsflotte. 2. neubearb. Aufl. Darmstadt, Genter 1900. — Fr. Lezius: Der Toleranzbegriff Locke's und Pufendorfs. (Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, 6. Bd., 1. Heft.) Leipzig, Dieterich 1900. — A. Moeller-Bruck: Richard Dehmel. (Die moderne Literatur, Bd. 6.) Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — Dr. M. Freudenberger: Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig, Ed. Avenarius 1900. — K. O. Erdmann: Die Bedeutung des Wortes. Ebd. 1900. — R. Schäfer: Tragische Novellen. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — E. J. Groth: Die drei Kanoniere und andere Geschichten. Leipzig, Grunow 1900. — Dr. M. Ascher: Renouvier und der französische Neukritizismus. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band 22.) Bern, Sturzenegger 1900. — Dr. H. Graf Coudenhove: Politische Studie über Oesterreich-Ungarn. Wien, in Kommission bei Gerold u. Co. 1900. — O. Weise: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1900. — R. Stratz: Samum. Novelle. Leipzig, Keils Nachf. — P. Heyse: Der Schutzengel. Novelle. Ebd. — E. Lenbach: Auf der Sonnenseite. Geschichten. Ebd. — L. Fulda: Die Hochzeitsreise nach Rom. Novelle. Ebd. — A. Noël: Didiers Braut. Novelle. Ebd. — H. Wohlbold: Unheimliche Geschichten. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — R. Stern: Theorie und Praxis des Seehandelsgeschäfts. (Sammlung kaufmännischer Lehrbücher.) Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. — K. Sammer: Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. Wiesbaden, Bergmann. — H. F. Bürger: Soziale Thatsachen und sozialdemokratische Lehren. 6. Tausend. Berlin, Voll 1900. — E. Bullaty: Das Bewußtseinsproblem. (S.-A. aus dem „Archiv für systematische Philosophie“, Bd. VI, Heft 1.) Berlin, Reimer 1900. — W. Haacke und W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. 3. Liefg. Berlin, Oldenbourg. — Jahrbuch der internationalen Vereinigung für gewerblichen Rechtsschutz. 3. Jahrg. 1899. Berlin, C. Heymann 1900. — Schnellzugs-Kursbuch für Deutschland. Sommer 1900. Berlin, Schröder. — R. Lenzinger: Relief-Reisekarte von Tirol, Südbayern und Salzburg. Innsbruck, Edlinger. — A. R. Frias: Taino religioso. Vortrag (französisch). Montevideo 1900. — Berichte über Handel und Industrie. Bd. 1, Heft 22. — Dr. A. Leverkühn: Dante's Pilgerfahrt durch das Jenseits. Vortrag. Lübeck, Lübcke u. Nöhring 1900. — Führer durch die Weltausstellung 1900 in Paris. (Woerls Reisebücher.) Leipzig, Woerl. — E. Lechner: Das Oberengadin. Mit 12 Ansichten. Leipzig, W. Engelmann 1900. — R. Bürkner: Karl v. Hase, ein deutscher Professor. Mit 1 Bildniß und 8 Vignetten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Liberius Wetowsky: Ein Sommernachts-Begebniß. Wien und Leipzig, Konegen 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 24. Juli. Nummer 167.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bemerkenswerthe Stadtbahnen der neuesten Zeit.

Von W. Berdrow.

I.

Die Schleifenhochbahn in Chicago.

Zur Bewältigung der regelmäßigen Aufgaben, welche der Riesenverkehr der modernen Großstädte stellt, haben auch ungewöhnliche Lösungen erfunden werden müssen, und so sehen wir fast alljährlich in dieser oder jener großen Stadt ein Verkehrsunternehmen entstehen, das auf neuen Konstruktions- und Betriebssystemen beruht und als erstmaliger Versuch, ganz neue Wege zu betreten, Beachtung fordert. Die seit einigen Jahren im Geschäftszentrum von Chicago betriebene endlose Stadtbahn, die sogenannte Schleifenhochbahn, gehört unter diesen eigenartigen Unternehmungen zu den merkwürdigsten. Insbesondere ist die hier den Verkehr der Züge bestimmende Art der Anschlüsse mehrerer Linien an eine gemeinsame Verbindungs- und Umkehrlinie bis jetzt ohne Beispiel oder Nachfolge.

Chicago, wo zur Zeit der Weltausstellung vor sieben Jahren die erste elektrische Hochbahn eröffnet wurde, besitzt jetzt bereits vier derselben in der Gesammtlänge von 80 Kilometer. Zum Betrieb mit Dampf, der in New-York trotz vieler Bestrebungen, die Elektrizität einzuführen und einiger in der That erfolgter Umänderungen noch immer vorherrschend ist, ist es hier gar nicht gekommen, da der Betrieb der erstgenannten Hochbahn durch elektrische Lokomobilen so sehr befriedigte, daß die Metropolitan-Westseite-Hochbahn, die 1895 ihren Betrieb eröffnete, sofort elektrisch eingerichtet wurde, und die anfänglich für Dampfbetrieb geplante, ebenfalls nach Westen gehende Lake-Street-Hochbahn noch während des Baues umgeändert wurde. Die 18 Kilometer lange Südseite-Hochbahn kam erst später hinzu und konnte sich alle inzwischen gewonnenen Erfahrungen von vornherein zunutze machen. Endlich ist kürzlich auch die vierte der großen Hochbahnen, die 10.4 Kilometer lange Nordwest-Hochbahn eröffnet, welche gleich den übrigen drei Linien sofort an die gleich zu schildernde Schleifenhochbahn angeschlossen ist. Diese vier Hauptlinien beginnen sämmtlich an der Grenze des Geschäftszentrums, welches in der Gegend des Rathhauses, der Börse und Hauptpost sich zwischen dem Michigansee und dem Chicagofluß erstreckt und hauptsächlich die 10—20 Stock hohen Geschäftspaläste, aber kaum noch irgendwelche Wohnhäuser enthält. In dieses wenig ausgedehnte, aber von einem unbeschreiblichen Verkehr erfüllte Straßennetz einzudringen, hat keine der vier genannten Linien gewagt. Sie alle bringen gewaltige Mengen von Passagieren aus den äußeren Stadtvierteln und den Vororten, aber sie mußten sie eben dort, wo der dichte Verkehr der Innenstadt beginnt, absetzen und würden es noch heute müssen, wenn nicht die Schleifenhochbahn als eine der glücklichsten Lösungen des Stadtbahnverkehrs auch das Zentrum neuerdings dem Schnellverkehr erschlossen hätte. Jede einzelne Bahn würde im Innern der Stadt einen umfangreichen Endbahnhof mit Geleisen zum Versetzen der Züge und Lokomotiven erfordert haben, die Schleife gewährt für sämmtliche Hochbahnen nicht nur einen, sondern je 11 End-, bezw. Anfangsbahnhöfe und ermöglicht es, von jedem Geschäftshause des Zentrums in fünf, von den weitaus meisten Stellen aber in zwei Minuten die nächste Station der Hochbahn, gleichviel welche von den vier Hauptlinien man benutzen will, zu erreichen. Dabei besteht die Schleife an keinem Punkte aus mehr als zwei Geleisen und beansprucht nirgend mehr Platz als die Anschlußbahnen auf irgend einer Stelle der freien Strecke.

Um die Einrichtung und Benutzung der Schleifenhochbahn zu verstehen, muß man sich eine neuere Methode zur Anlage von Endbahnhöfen für Stadt- und Vorortbahnen vergegenwärtigen, welche besonders angewandt wird, um einen starken Verkehr ein- und auslaufender Züge ohne Störungen, mit den geringsten Gefahren und Zeitverlusten zu bewirken. Das Einfahrtsgeleis läuft alsdann in eine beinahe kreisförmige Schleife aus, die ihrerseits unmittelbar in das Rück- oder Ausfahrtsgeleise übergeht. Innerhalb des Bogens oder auch an der Stelle, wo die Geleise sich zur Schleife auseinanderbiegen, wird der Bahnsteig der Endstation angelegt, der natürlich, da es nicht eigentlich ankommende und zurückfahrende, sondern nur ein- und ausfahrende Züge gibt, die alle dieselbe Richtung verfolgen, nur von einer Seite zum Zuge zu führen braucht. Auf diese Weise gestaltet sich der Betrieb im Schleifen-Endbahnhof einfacher als in den Zwischenstationen einer zweigeleisigen Bahn, und trotzdem die Schleife nur ein, stets in derselben Richtung zu befahrendes Geleise besitzt, kann doch Zug auf Zug in den geringsten, auf freier Strecke noch zulässigen Abständen ein- und auslaufen.

Einen solchen Endbahnhof mit in sich zurückkehrenden Geleisen bildet nun die Chicagoer Schleifenbahn für alle vier Linien gleichzeitig und zwar eine Schleife von den riesigsten Dimensionen, in welche nicht nur eine, sondern elf, eigentlich aber 44 Stationen eingeschaltet sind. Während die gewöhnliche Endschleife an einem Punkte offen ist, um die einmündenden Ein- und Ausfahrtsgeleise aufzunehmen, bildet die Schleifenhochbahn einen geschlossenen Ring oder vielmehr ein Rechteck mit abgerundeten Ecken, in welches die angeschlossenen Bahnen mit Hülfe von Weichen und Kreuzungen eingeleitet werden. Dieses Rechteck lauft um das innerste Geschäfts-

viertel der Stadt im Zuge der Lake Street, Wabash Avenue, Van Buren Street und 5. Avenue, es umfaßt etwa 35 Häuserblocks und mißt in nord-südlicher Richtung etwa 1000, in west-östlicher 750 Meter; die Gesammtlänge der Schleife, die in sich selbst zurückkehrt, beträgt 3.4 Kilometer. Die Südseite-Hochbahn mündet an der südöstlichen, die Metropolitan an der südwestlichen Ecke, die Lake Street- und die Nordwest-Eisenbahn haben ihre Anschlüsse an der nordwestlichen Ecke. Jeder Zug einer beliebigen von diesen Bahnen geht also auf die Schleifenhochbahn über, durchfährt sie vollständig, was einschließlich des Aufenthaltes auf den elf Stationen nur 14 Minuten beansprucht und verläßt sie an demselben Punkte, indem er gleichzeitig auf sein Rückfahrtsgeleise übertritt. Streng genommen genügte auf der Schleife natürlich ein Geleise, bei der Zahl der einmündenden Bahnen aber hat man nicht einen einfachen, sondern einen doppelten Ring geschaffen und die Züge so vertheilt, daß diejenigen der Lake Street- und Nordwest-Hochbahn das äußere Geleise in der Richtung des Uhrzeigers umkreisen, diejenigen der Metropolitan- und der Südseite-Hochbahn aber das Innengeleise in entgegengesetzter Richtung. Der Verkehr ist trotz dieser Theilung ein enormer, denn von den angeschlossenen Linien setzt die Metropolitan täglich ungefähr 700 Züge, jede der drei anderen Bahnen 200 bis 300 Züge in Bewegung. Die Frequenz auf der Schleife beläuft sich also auf rund 1500 Züge täglich oder bei 18 stündigem Betrieb alle 43 Sekunden ein Zug. Auf beide Geleise vertheilt, ergibt das einen Zugabstand von ungefähr 1½ Minuten. Es ist indessen schon vorgekommen, daß die Züge in viel kürzeren Abständen, von höchstens 60 Sekunden, ja in Ausnahmefällen von 30 Sekunden sich gefolgt sind. Rechnungsmäßig wird die Schleife noch benutzbar sein, wenn gleichzeitig 56 Züge, je 28 auf jedem Geleise, sich auf ihrer Länge bewegen, wobei, Züge von drei bis vier Wagen vorausgesetzt, der Abstand von Zug zu Zug höchstens 80 Meter betragen würde.

Die Hauptschwierigkeit dieses intensiven Betriebes ist nun natürlich der Eintritt und Austritt der Züge auf die Schleife und wieder zurück auf ihre eigenen Geleise, denn dabei müssen die auf dem Innengeleise kreisenden Züge jedesmal das äußere Geleise der Schleife kreuzen und andrerseits müssen die das letztere benutzenden Züge über die Ein- und Austrittsstellen aller übrigen Linien hinweggeleitet werden. Durch Unter- und Ueberführungen, wie sie im Innern einer Großstadt zum erstenmal die Berliner elektrische Hochbahn (in ihrem Bogendreieck) aufzuweisen hat, wären diese Schwierigkeiten am leichtesten überwunden worden, aber die große Zahl der Ein- und Austrittsstellen, die dadurch bedingten vielen Gefällstrecken, der mangelnde Raum würden eine derartige Bauanlage gar nicht zugelassen haben. Man hat es im Gegentheil unternommen, den Betrieb durch Niveaukreuzungen mit Hülfe elektrischer Signale und Sicherungen, Weichenstellung u. s. w. zu unterhalten und zwar mit solchem Erfolg, daß sich Zusammenstöße oder überhaupt ernstere Unfälle in den ersten 14 Monaten des Betriebs — die Schleife wurde im Sommer 1898 eröffnet — bei einem Gesammtverkehr von 80 Millionen Passagieren überhaupt nicht ereigneten.

Bevor ich die Abwickelung des Verkehrs auf der Schleife selbst und seine Eigenthümlichkeiten schildere, sei die Art und Weise, wie dieser Erfolg erzielt wurde, wenigstens für den Anschluß einer der betheiligten Linien genauer dargestellt, schon deßhalb, weil dieser Fall einer Niveaukreuzung bei einem so unglaublich intensiven Verkehr und einem solchen Gemisch verschiedener Linien ohne Zweifel einzig dasteht.[1] Die am stärksten — alle zwei Minuten ein Zug — betriebene Metropolitan-Westseite-eisenbahn tritt im Zuge der Van Buren-Street auf die Schleife über, und zwar sollen ihr Züge, aus 3—4 Wagen mit elektrischer Lokomotive bestehend, das innere Geleise in der entgegengesetzten Richtung des Uhrzeigers umkreisen. Der auf dem rechten Geleise von Westen her eintretende Zug bleibt also im Zuge der Van Buren-Street, muß aber auf das innere, d. h. seiner Fahrtrichtung nach linke Geleise übergeführt werden, wobei das Außengeleise der Schleife in der Kurve gekreuzt wird. Hierbei entsteht die Gefahr eines Zusammenstoßes mit den von rechts, also entgegengesetzt nahenden Zügen der Lake Street- und der Nordwest-Hochbahn in der Kreuzungsstelle, wo durchschnittlich in je zwei Minuten ein solcher Zug passirt. Vor jedesmaliger Einfahrt eines Metropolitanzuges muß also den ankommenden Wagen der Lake Street- und Nordwest-Bahn das Haltesignal, eine rothe Scheibe oder Laterne, gegeben werden, was vom Stellwerksthurm neben der Anschlußstelle auf elektrischem Wege geschieht. Wird dasselbe übersehen, so überfährt der Zug gleich darauf ein Knallsignal; wird auch dies überhört, so tritt die letzte Sicherung in Thätigkeit: Eine Weiche an der Eintrittsstelle der Schleife in die Kurve wird derart umgestellt, daß der das Knallsignal überfahrende Zug gar nicht in die Kurve kommt. Er fährt vielmehr geradeaus und gelangt in das rechte Anschlußgeleise der Metropolitanbahn, das aber auf dieser kurzen Strecke nicht benutzt wird, weil die Züge der letzteren, wie oben bemerkt, schon vorher auf das linke Geleise und auf den inneren Ring der Schleife übertreten. Diese Nothstrecke enthält aber ein Sandgeleise, das den falsch einlaufenden Zug zum Stehen bringt. Die einlaufenden Metropolitanzüge sind also nach dieser Seite hin vollständig gesichert und bedürfen nur ihrerseits einer ähnlichen Signalfolge, um beim Vorüberfahren der Schleifenzüge nicht selbst Unheil anzurichten. Das ist auf genau dieselbe Weise durchgeführt. Der von außen kommende Zug erhält das Einfahrtssignal in die Schleife nicht früher, als nach der anderen Seite hin die geschilderten Anhaltevorrichtungen in Thätigkeit sind. Uebersieht er seinerseits Signal, Knallsignal und fährt weiter, so findet er dasselbe Schicksal wie der oben behandelte Zug, vermittelst Weichenumstellung wird er auf das Sandgeleise geleitet. Endlich muß der einlaufende Metropolitanzug noch gegen einen Zusammenstoß mit dem nächstfolgenden Südseitezug gesichert werden, der die Schleife in derselben Richtung umkreist, sich aber bereits auf ihrem Geleise befindet. Auch hier ist eine ähnliche Folge von Signal- und Weichenstellvorrichtungen in Thätigkeit. Es sind also vor jedem Eintritt eines Zuges in die Schleife an einer bestimmten Stelle zwei Strecken zu sperren und die dritte, eben die des einfahrenden Zuges, freizugeben. Das wiederholt sich alle 1½ bis 2 Minuten für die Metropolitanzüge, aber ebenso oft ist auch den ausfahrenden Zügen derselben Linie der Weg auf ähnliche Weise freizumachen. Letzterer Uebergang aus dem Innengeleise der Schleife auf das Rückfahrtsgeleise der Metropolitan ist sehr einfach und besteht nur aus einer einzigen Kurve, aber auch diese kreuzt das äußere Schleifengeleise. Natürlich hält jede Durchfahrt durch eine dieser Ein- oder Ausmündungen die bereits auf der Schleife befindlichen Züge einige Zeit auf, weßhalb Bedacht genommen ist, gerade die Uebergänge möglichst zu beschleunigen. Jedem ein- und ausfahrenden Zuge ist

[1] Vgl. über die technischen Einzelheiten der Schleifenhochbahn den ausführlichen Bericht in der Ztg. d. Vereins deutscher Eisenbahnverwaltung, 1900, Nr. 80, 81.

seine Geschwindigkeit und die zum Uebergang zwischen Schleife und Anschlußbahn verfügbare Zeit in Sekunden vorgeschrieben. Die Metropolitanzüge z. B. brauchen für die Einfahrt 17 Sekunden bei großer Fahrgeschwindigkeit, die Ausfahrt geschieht in genau derselben Zeit. Um für die durchfahrenden Züge die Zeitbeschränkung möglichst zu verringern, geschieht das Ein- und Ausfahren stets zu gleicher Zeit, so daß für die zwei Zugbewegungen nur 17 Sekunden erforderlich sind. Dabei muß stets der äußere Zug, der Einfahrt begehrt, warten, bis innen ein entsprechender Zug zur Ausfahrt kommt, wobei die Verwaltung der Schleife von der Anschauung ausging, daß auf den vierfach belasteten Geleisen der letzteren jede Sekunde mehr Werth hat als auf den äußeren Linien. Uebrigens ist auch die Zugfolge auf der Schleife nach Sekunden geregelt und sind Versäumnisse außerordentlich selten. Die Umlaufzeit auf der Schleife betrug anfänglich für jeden Zug zwischen Ein- und Ausfahrt 20 Minuten; jetzt ist sie infolge des außerordentlichen guten Abfertigungs- und Sicherheitsdienstes bis auf 14 Minuten verringert. Bedenkt man den gewaltigen Verkehr, die Verzögerung durch den Aufenthalt auf 11 Stationen, das Anfahren und Bremsen und die unvermeidlichen Verzögerungen an den Abzweigungsstellen, so ist das eine bewunderungswürdige Leistung, welche nur durch die genaueste Berechnung der einzelnen Zugbewegungen, durch ein ungewöhnlich geschultes Führerpersonal, und endlich durch das Zusammentreffen der besten Signalvorrichtungen mit dem geübtesten und zuverlässigsten Stations- und Stellwerkspersonal erreicht werden konnte. An die Schnelligkeit der Stellwerkswärter, deren Zahl außerdem auf das Mindestmaß beschränkt ist, werden die größten Ansprüche gestellt, da sie zur Regelung jedes passirenden Zuges eine ganze Zahl von Hebelbewegungen in genau bestimmter Reihenfolge auszuführen haben und ein Irrthum absolut ausgeschlossen sein muß. Glücklicherweise lassen sich gerade beim elektrischen Stellwerksbetrieb die Bewegungen zwangsläufig so miteinander verknüpfen, daß sich Fehler in den meisten Fällen von selbst reguliren oder doch bemerkbar machen.

Nach Erörterung dieses schwierigsten Theiles der Betriebsweise komme ich auf die allgemeine Einrichtung der Schleife zurück. Es sind, wie erwähnt, 11 Stationen vorhanden, aber dieselben sind so angelegt, daß auf jeder von ihnen jede Bahn ihre eigene Haltestelle und ihren eigenen Bahnsteig besitzt. Durch die zwei Geleise, die von je zwei Linien benutzt werden, ergibt sich bereits eine Doppeltheilung. An jedem Geleise aber sind zur weiteren Scheidung des Verkehrs und besonders der Einnahmen zwei Haltepunkte mit kurzen Bahnsteigen hintereinander vorgesehen. Auf dem ersten halten jedesmal die Züge der einen, auf dem zweiten die der anderen Linie. Dementsprechend finden wir auch vier Zu- und vier Ausgänge, sämmtlich mit Beamten der entsprechenden Bahnen besetzt, um deren Thätigkeit sich die Verwaltung der Schleifenhochbahn ebensowenig kümmert, wie um die Instandhaltung der Motor- und Personenwagen. Sie stellt lediglich das Stations-, Strecken- und Stellwerkspersonal und dirigirt die Züge nach den von ihr selbst getroffenen Anordnungen über den Ring der Schleife, bis dieselben an den Abzweigungen wieder eigenes Terrain betreten und nach eigenem Gutdünken fahren können. Eigenthümlich sind den Bahnhöfen noch besondere Laufstege, die quer unter dem Bahnkörper von den Perrons einer Seite zu denen der anderen führen und, natürlich unter Kontrolabschluß von den Bahnsteigen, auch dem Straßenpublikum als Verkehrswege dienen, wenn der Wagenverkehr das Ueberschreiten des Fahrdamms lebensgefährlich macht. Die Zugänge zum Mittelsteg, an dem auch die Fahrkartenschalter und Warteräume liegen, setzen deßhalb direkt an den Trottoirs auf. Ein solcher Bahnhof hat demnach vier Zu- und vier Ausgänge, für den durchgehenden Straßenverkehr jedenfalls keine Annehmlichkeit. Noch mehr komplizirt, aber auch für das benützende Publikum bequemer gemacht werden die Schleifenbahnhöfe durch eine andere, bis jetzt in der Geschichte des Eisenbahnverkehrs unerhörte Einrichtung. Mehrere große, allgemein benutzte Geschäftshäuser oder Bazare haben nämlich aus ihren oberen Räumen direkte Zugänge zu den benachbarten Bahnhöfen — Wandelstege hoch über dem Straßenverkehr — angelegt, so daß der Besucher dieser Geschäfte keinen Fuß auf die Straße zu setzen braucht.

Der Betrieb auf der Schleifenbahn erfolgt, da ihre Besitzerin, die Uniongesellschaft, über eigenes rollendes Material gar nicht verfügt, ausschließlich mit den elektrischen Zügen der angeschlossenen Hochbahnen. Dieselben bestehen theils aus mehreren aneinander gehängten Motorwagen, theils aus elektrischen Lokomotiven mit einigen Personenwagen. Die erstere Anordnung hat sich als vortheilhafter erwiesen. Einmal laufen die Züge dieses Systems leichter an und erreichen schon in 20 Sekunden eine Schnelligkeit von 60 Kilometer, zweitens brauchen an den Endstationen die Züge nicht umgesetzt zu werden, da sie rückwärts und vorwärts gleich gut laufen. Auf der Schleife ist zwar ein Umsetzen der Lokomotive ohnehin vermieden, aber es kann bei größeren Arbeiten auf dem Bahnkörper der Schleifenhochbahn trotzdem vorkommen, daß eine der Anschlußbahnen kurze Zeit vom Befahren der Schleife ausgeschlossen ist und ihre Züge an der Uebergangsstelle umkehren müssen. Jede der genannten Hochbahnen hat ihre eigene Kraftstation, aber sie werden alle mit der gleichen Spannung betrieben und ihre Vertheilungsnetze endigen da, wo ihr eigenes Geleisenetz endigt. Auf die Schleife übertretend, werden sie sämmtlich aus dem Stromnetz der Uniongesellschaft mit Kraft gespeist; es stehen dafür drei Dampfdynamomaschinen von je 1500 Kilowatt, von der amerikanischen Siemens u. Halske A.-Ges. geliefert, zur Verfügung, also insgesammt rund 7000 Pferdestärken. Zum Vergleich mag dienen, daß die Zentralstation der erst kürzlich eröffneten Nordwest-Hochbahn, die eine Länge von 10.4 Kilometer besitzt und wegen des starken erwarteten Verkehrs viergeleisig — zwei Geleise für den Schnellverkehr, zwei für den Lokalverkehr — angelegt ist, ebenfalls 7000 Pferdekräfte umfassen soll.

Obwohl keine schweren Lokomotiven über die Schleifenbahn gehen, so müßte man bei dem starken Verkehr von 3000—4000 Wagen täglich, der bis heute wohl auf 6000 gestiegen sein mag, doch auf eine außerordentliche Beanspruchung der Schienen rechnen. Um Reparaturen und Auswechslungen so selten wie möglich vornehmen zu müssen, sind die Schienen ungewöhnlich stark und gut verlegt; es sind 18 Meter lange Schienen von 40 Kilogramm Gewicht pro laufendes Meter angewandt; dieselben verstärken also den Bahnkörper durch ihr beträchtliches Stahlgewicht (900 Kilogramm pro Schiene), sind aber außerdem noch durch die sehr feste Weber'sche Stoßverbindung zu einem widerstandsfähigen, starren Ganzen verbunden. Ihre Abnützung ist allerdings in den Kurven enorm. Schienenköpfe von rund 40 Millimeter Höhe sind in der Zeit von 13 Monaten auf Flansche von höchstens 10—12 Millimeter Dicke, d. h. bis zur völligen Unbrauchbarkeit, abgehobelt. Es mögen in dieser Zeit 4 Millionen Räder über die betreffenden Stellen gegangen sein. In den geraden Strecken ist die

Abnützung trotz des vielen und starken Bremsens nicht erheblich.

Was die Betriebssicherheit anlangt, so hängt sie natürlich bei der dichten Aufeinanderfolge der schnell fahrenden Züge zum großen Theil von der Zuverlässigkeit der Motorwagenführer ab, die scharf kontrolirt werden. Man muß dabei berücksichtigen, daß die amerikanischen Zugführer, durch Signale, Dienstvorschriften und persönliche Anweisungen weniger als bei uns unterstützt, beziehungsweise beengt, überhaupt sich durch ein sehr hohes, persönliches Verantwortlichkeitsgefühl und eine große Selbständigkeit auszeichnen. Die Lampensignalgebung ist im Bereich der Schleifenbahn einheitlich dahin geregelt, daß rothes Licht Halt, grünes freie Fahrt bedeutet. Weißes Licht wird als Gefahrsignal betrachtet, was den Vorzug hat, daß falls eine Laterne durch Zertrümmerung der Farbscheibe falsch zeigt, das unbedeckte Licht gleich dem rothen als Halte- oder Vorsichtssignal betrachtet wird. Es sind Unglücksfälle von Bedeutung, wie erwähnt, bisher kaum vorgekommen.

Nun noch einige Worte über den Verkehr, den diese eigenartige Stadtbahn zu bewältigen hat und trotz seines unerhörten Anwachsens tadellos bewältigt. Der tägliche Durchschnittsverkehr betrug in 1899, also vor dem Anschluß der Nordwestbahn an die Schleife rund 1100 Züge mit 8048 Wagen, er mag seitdem auf 1500 Züge mit 4000 bis 4500 Wagen gewachsen sein. Bei 20 stündigem Betrieb folgt also auf jedem Geleise ein Zug dem anderen mit 1.66 Minuten Abstand. Nöthigenfalls wird man sich nicht bedenken, diesen Abstand bis auf eine Minute einzuschränken. Die Zahl der gleichzeitig auf der Schleife befindlichen Züge dürfte, da jeder Zug sich 14 Minuten lang auf dem Ring bewegt, etwa 18 im Durchschnitt betragen, sie wächst aber ganz bedeutend in den Stunden starken Verkehrs und betrug in den Morgenstunden vor und den Nachmittagsstunden nach der Geschäftszeit schon 1899 stets 30 Züge mit rund 100 Wagen, obwohl damals die Schleife erst von drei Bahnen benutzt wurde. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. am 19. Oktober 1898, dem Jubiläumstag der Stadt Chicago, ist viel mehr geleistet worden. An jenem Tag wurden nachmittags, nach der Parade, innerhalb drei Stunden 66,000 Menschen befördert, es befanden sich gleichzeitig gegen 200 Wagen auf der Schleife und beide Geleise waren von ihnen zu zwei Dritteln bedeckt, nur ein Drittel blieb für den Spielraum der Züge frei; die durchschnittlich in 34 Sekunden aufeinander folgten. Selbst dieser Kraftprobe erwies sich die Schleife auch an ihren Abzweigungen, den gefährlichsten Stellen, gewachsen. Der Personenverkehr einer Morgenstunde vor Eröffnung der Geschäfte betrug 1898 rund 13,000 ankommende und 15,000 einsteigende Personen, wobei der Löwenantheil immer auf die weitverzweigte Westseite-Hochbahn entfällt. Der Tagesdurchschnitt der die Schleife benutzenden Personen betrug 140,000, was eine Jahresfrequenz von 42 Millionen unter Ausschluß der stillen Sonntage ausmacht. Der Anschluß der Nordwestseite-Hochbahn in Verein mit dem natürlichen Anwachsen des Verkehrs, muß diese Jahresverkehrsziffer inzwischen auf 58 bis 60 Millionen Menschen gesteigert haben. Eine derart benutzte Bahn von hoher Geschwindigkeit, von nur 8.4 Kilometer Gesammtlänge, wovon durchschnittlich ein Drittel durch Züge besetzt ist, eine Bahn, deren Betrieb zudem ungeheuer erschwert ist durch mindestens acht unaufhörlich benutzte Niveaukreuzungen an den wichtigsten Stellen, — einen derartigen Verkehr mit diesen Mitteln und unter solchen Umständen zu bewältigen, ist den Amerikanern vorbehalten geblieben. Zum Vergleich soll hier festgestellt werden, daß die Berliner Stadt- und Ringbahn bei 50 Kilometer Gesammtlänge, großentheils viergeleisig ausgebaut und von langen Dampflokomotivzügen befahren, nach 18 jährigem Bestehen rund 100 Millionen Passagiere jährlich befördert und daß ihre Verwaltung, was die 12 Kilometer lange, meistfrequentirte Stadtbahn anlangt, sich ausdrücklich als unfähig erklärt hat, eine weitere Verkehrssteigerung noch zu bewältigen.

Geschichtswissenschaft, geschichtliche Bildung und moderne Weltanschauung.

Von Professor Dr. Albrecht Stauffer.

II.

Aber, wie gleich am Anfang hervorgehoben wurde, neben der naturwissenschaftlichen Einseitigkeit steht die theologische in unsrer Zeit. Diese bemüht sich viel zu wenig, das wirklich Ermittelte gehörig anzuerkennen und durch alles Neue, was uns die Gottheit schauen und erobern läßt, immerfort das Alte zu verjüngen und das Echte, das Lebendige und den ewigen Kern nur immer freier zu machen, indeß man die Hüllen und Nebel sinken und zerfließen läßt. Viel zu sehr gibt man hier dem Gemüth den Willen gegenüber dem von der göttlichen Kraft der Erkenntniß Erkämpften, obwohl doch dies auch ein Element der Religion wird, sobald es die Stufe einer haltbaren Wahrheit erreicht hat.

Auch hier hat die Geschichte ihres hohen Berufes zu walten, wie gegenüber naturwissenschaftlicher Einseitigkeit so auch gegenüber theologischer.

Sie mehr als jedes andere ist geeignet, in die Tiefen menschlicher Brust zu greifen, die Seele der Gebildeten zumal aufzuwecken, ihnen den Sinn, den Muth und die Kraft zu stärken, für echtes Thun aus ganzer Seele heraus. Nicht unklar, dumpf und verworren klingt die Stimme des Weltengeistes, der die Menschheit im Kampf und Streit emporführt über Opfer hinweg zu stets neuen Aufgaben, durch stets alte Fehler und Leidenschaften hin zu neuen Thaten und Siegen.

Aus den Geschicken spricht er zu uns. Wollen wir verzagen gerade das Inhaltschwerste zu vernehmen, was er uns zuruft? Wollen wir das nicht hören, in dem alle Einzeltöne zu einem Gesammtton zusammenklingen?

Was hat das Schicksal der alten Kulturwelt bestimmt? Ihre drei größten Völker brachten jedes nur einen Theil des Menschenthums und seiner Seele zur Verwirklichung. Jedes von den dreien scheiterte an der Einseitigkeit, die ihm anhaftete.

Die Juden bringen die religiös-sittliche Persönlichkeit zur Erscheinung, aber das Volk als Volk scheitert, weil die übrigen Kräfte der Seele nicht zu ihrem natürlichen Recht gelangen können.

Die Griechen schaffen die künstlerische und die wissenschaftliche Persönlichkeit; aber die künstlerische, zu sehr herrschend, löst das Religiöse überwiegend in ein Spiel der Phantasie auf, und das Wissenschaftliche, ebenfalls zu sehr sich selbst vertrauend, zersasert die seelischen Kräfte und bringt in der Zeit, die entschieden hat für das Volksthum, alles aus dem rechten Gleichgewicht. Das Sittliche und Religiöse vermag nicht in gesunder Weise ausgleichend zu wirken und so mißlingt es dem Griechen, den Nationalstaat fertig zu bauen.

Das Römerthum endlich bringt die politische und juristisch ausgebildete Persönlichkeit hervor; aber die Macht und der Genuß nicht gehörig gezügelt und ver-

edelt durch sittliche und intellektuelle Ausbildung, ruinirt erst die Republik und Rom endet dann in dem furchtbaren Despotismus der Kaiserzeit.[1])

Hier liegt die Tragik der drei größten Völker des Alterthums.

Gerade deßhalb spreche ich von Tragik, weil allerdings die Richtung auf eine Ergänzung dennoch bei keinem derselben fehlte, vielmehr jedes von ihnen eine Zeit der eigentlich entscheidenden Krisis erlebte. Für die Griechen war dies die Epoche des Sokrates und des Alkibiades, für die Römer war es die der Gracchen und der reaktionären Nobilität, für die Juden endlich war es die Epoche von Jesus Christus und der Pharisäer. Hätte bei den Griechen damals die Geistes- und Gesellschaftsreform des Sokrates für das ganze Volksthum maßgebend werden können, so wäre Griechenland nicht der makedonischen Militärhegemonie verfallen und ein Nationalstaat wäre möglich geworden, statt daß nun die Entwicklung des Volkes als Nationalität zerbrochen blieb und nur eine Elite der Gesellschaft die Kulturarbeit schöpferisch zu fördern die Fähigkeit behielt. Ebenso wären die sozialen Reformen der Gracchen der Boden geworden für die Festigung der Republik, während nun, da sie völlig scheiterten, das römische Volksthum zerbrach und die Meister der Legionen, die nicht mehr ein organischer Theil der Nation und ihrer Institutionen waren, Cäsar und die Cäsaren die Herren der Lage wurden. Ein Judenthum endlich, das seinen Herrn und Meister kreuzigte, konnte sich als Gemeinschaft nicht lebenskräftig mehr fortbilden und die Wucht der römischen Legionen zerstörte dieses Jerusalem und seinen Tempel.

Tragisch im höchsten Sinn ist diese Entwicklung auch deßhalb, weil die drei Völker ihre rettenden Führer verkannten, zurückstießen und ihnen das Leben nahmen. Aber auch darin zeigt sich die wahrhafte Tragik, daß dieses Schicksal der Kulturmenschheit zugute kommt. Was die Völker einzeln verloren, wurde ihrer Gesammtheit im Bereich der Mittelmeerwelt und darüber hinaus zugeführt.

Die äußere Einheit und Zusammenfassung der antiken Kulturwelt in dem Orbis Terrarum des Kaiserreichs, wurde zugleich der Ausgangspunkt der letzten und für die Zukunft der Kultur wichtigsten Arbeit, die das Alterthum noch verrichtete, sie wurde der Ausgangspunkt für die Durchbildung auch einer inneren Einheit. Man kann sagen, im Orbis Terrarum wurde nun für die Völkergesellschaft durchgeführt, was den Nationalitäten mißlungen war, trotz ihren großen Führern.

Die Ergebnisse, Leitungen und Errungenschaften der drei größten Völker treten nun zusammen und schaffen damit für alle Zukunft der Kulturmenschheit eine erhöhte Möglichkeit, auf der Grundlage einer vollständigeren Seelenbildung als die einzelnen drei Völker sie für sich durchsetzen konnten, ihre Kämpfe durchzuführen und die Kultur nach allen Richtungen zu erweitern, zu vertiefen und zu erhöhen.

Hiemit berühre ich die Arbeit jener Epoche der Geschichte unsres Kulturkreises, die ich geradezu die am schwersten verständliche für den modernen Menschen heißen muß. Es ist dies das Zeitalter des Uebergangs der alten zur neuen Kulturgesellschaft. Daß sie dem Verständniß so ungeheure Schwierigkeiten entgegensetzt, dies liegt wohl in nichts anderem, als in der Thatsache, daß jene Zeit ein sehr verwandtes inneres Bedürfniß mit Mitteln und Wegen zu befriedigen unternahm, die für unsre Zeit gerade überwunden werden müssen, während sie doch noch nicht überwunden sind. Denn die Nachwirkungen jener Zeit drücken noch immer mit furchtbarer Last auf die gegenwärtige Menschheit. So schwer es also ist, gerade über diese Zeit in einigen Grundzügen sich zu verständigen und auszusprechen, was sie in dem Ganzen der Entwicklung bedeutet, dennoch muß es versucht werden. Ja, diese Aufgabe ist, wie ich nicht zweifle, gerade eine der dringendsten.

Betrachtet man nun die Arbeit, die das christlich werdende und gewordene Alterthum verrichtete, so muß ich sagen, es hat die Errungenschaften der drei Grundvölker der Kultur zuerst zu verschmelzen unternommen und dies in der Art, daß die höchsten religiösen und sittlichen Ideale, die mit dem Christenthum der Welt erschlossen wurden, dabei als das Beherrschende und Krönende anerkannt wurden, wenigstens insoweit man diese Ideale damals verstand. Gerade dies nun aber war wirklich das Nothwendigste, was für die Zukunft einer neuen Welt geschehen konnte.

Denn so wurde man von vornherein auf eine sowohl ausgebreitetere als höhere und tiefere Seelenbildung hingelenkt. In sittlicher und religiöser Beziehung auf die erhabenen Ideale des Christenthums zumal, die noch nicht einmal geahnt wurden im Umkreise der Mittelmeerwelt, als die drei ersten Völker jener Epoche ihregroße und schwere Entwicklung begannen. Ueberhaupt aber wurde die Menschheit von Anfang an auf eine seelische Vollbildung hingewiesen. Niemals früher hatten in gleichem Maß die Grundkräfte der Seele, Sittlichkeit, Schönheit und Wahrheit für die Existenz und den Willen der Völker zusammenwirken können. Jetzt erst kamen die intellektuellen, die philosophischen, die politischen und juristischen, wie auch die künstlerischen, sittlichen und religiösen Errungenschaften der Griechen, der Römer und Juden einander zuhülfe und sie wurden der Ausgangspunkt einer Bildung, die ein neues Zeitalter der Entfaltung der menschlichen Seele und darum natürlich auch der Kulturgesellschaft bedeuteten. Noch nirgend hatte man vorher mit solcher Macht und Gewalt, freilich auch wieder Gewaltthätigkeit, die Arbeitsmethoden des menschlichen Geistes anwenden können, um das Gebiet des Religiösen und des Sittlichen zu durchdringen. Das christliche Lehrgebäude, das als Ergebniß dieser Arbeit mit der von den Griechen entfalteten Geistestechnik zustande kam, schuf eine zuvor ungeahnte Verbindung des Intellektuellen und des Sittlichen und Religiösen. Die christliche Kunst suchte sich ebenfalls mit Beihülfe der antiken Technik und Formengebung herauszuarbeiten. Das Kirchenrecht endlich und die Kirchenorganisation erbten den Herrschaftsgeist des Römerthums, seine politische und juristische Bildung.

Es ist nun zwar gewiß, daß diese Schöpfung, wie sie das christlich gewordene Alterthum vollzog, unvollkommen genug ausfiel. Alle die entsetzlichen Schwächen dieser schon sinkenden Welt machten sich in ihr wirksam. Und wie der Geist einer tief unchristlichen Intoleranz und Weltverachtung sich gutentheils der Hierarchie und des Mönchthums bemächtigte, so bethätigte sich in der Dogmenbildung nur allzu sehr auch eine unpsychologische und gänzlich unhistorische Verwendung der griechischen Logik, Dialektik und Rhetorik. Die Kirche endlich übernahm mit dem römischen Herrschaftsgeist zugleich die

[1]) Für diesen Gesichtspunkt sei verwiesen auf die Einleitung meines Werkes: Zwölf Gestalten der Glanzzeit Athens im Zusammenhang der Kulturentwicklung 1896. Das Werk im ganzen bringt das Schicksal der athenischen Kulturgesellschaft in der entscheidenden Zeit nach seiner Entwicklung zur Darstellung. Für das Schicksal des Judenthums erinnere ich an die vorzügliche Darstellung Wellhausens: Israelitische und jüdische Geschichte, für das des Römerthums endlich an Karl Wilhelm Nitzsch: Geschichte der römischen Republik, 2 Bde., herausgegeben von Thouret.

Richtung auf den Cäsarismus. Dabei sind damit doch nur die tiefsten Mängel dieses Systems des christlich gewordenen Alterthums angedeutet.

Aber die Möglichkeit, daß die Menschheit nicht bei diesem ersten Versuche stehen blieb, war doch darin gegeben, daß neben demselben auch seine Grundlagen und dann überhaupt die Errungenschaften der drei Grundvölker des Alterthums, die jenen Versuch erst durchführbar gemacht hatten, entweder fortwirkten oder doch erhalten wurden.

Neben dem christlichen Lehrsystem blieb die Bibel und blieb die griechische Logik und die Philosophie im ganzen; neben der allmählich heraufkommenden christlichen Kunst erhielten sich die Reste der griechisch-römischen Literatur und Kunst; neben dem Kirchenrecht und der Kirchenherrschaft dauerte das römische Recht und die römische Geschichtschreibung.[1])

Eine Kulturerbschaft war damit vorbereitet für eine neue Welt, welche die zusammenbrechende alte ablösen konnte, von einer Größe, Tiefe und einem Umfang, wie nie zuvor eine existirt hatte. Je mehr aber diese Erbschaft jene überbot, welche dereinst die drei Grundvölker des Alterthums antreten konnten aus dem Bereiche der orientalischen, zumal der vorderasiatisch-ägyptischen Kulturwelt, desto gewaltiger stiegen naturgemäß auch die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Schöpferkraft der Völker der neuen Kulturwelt. Jedenfalls wird es daraus einigermaßen faßbar, warum die junge germanisch-romanische Welt, die in schauderhaften und erschütternden Kämpfen aus Verfall und Barbarei sich loszuringen hatte, nur stufenweise die Kraft entfalten konnte, diese unermeßliche Erbschaft der antiken Kultur in wirkliche Verwendung zu nehmen.

Aber wie viele Jahrhunderte sie auch dazu brauchte, thatsächlich hat **sie** das allein zu bewerkstelligen vermocht. Nur in dieser unausgesetzten Verbindung und Verarbeitung, die im Laufe der Jahrhunderte immer selbständiger wurde, hat ihr Genius so stark und machtvoll sich entfalten können, daß ihr und ferner denen, die sich ihr anschlossen, wie das die Slaven jetzt immer mehr fertig zu bringen scheinen, die Vorherrschaft auf dem Planeten deutlicher und deutlicher zuwuchs.

Ob die Araber den Genius nicht besaßen, um die volle Erbschaft aus dem Alterthum antreten zu können, wird kein Mensch wagen, zu entscheiden. Aber daß sie nur Theile aus dem Erbe der alten Welt bekamen und an sich heranzuziehen vermochten, ist eine Thatsache, die genau erwiesen werden kann. Liegt es nun aber nicht daran, daß die Araber trotz anfänglicher staunenswerther Leistungen früh ihre Entwicklungsfähigkeit verloren und nicht zu einer vollen Seelenbildung gediehen?

Wohl aber wurde dies in der germanisch-romanischen Welt erreicht, als die ästhetische und intellektuelle Bildung der Renaissance mit der sittlich-religiösen der Reformation sich vereinigte zu einem Neuen, in dem eine Vollbildung der Seele als klares, bewußtes, von den Völkern und Einzelnen immer neu erstrebtes Ziel erkannt und erkämpft wurde.

Aus dieser Richtung und Arbeit ist auch die höchste und tiefste Bildung erwachsen, die bisher in der Kulturwelt in schöpferkräftigen Persönlichkeiten sich verwirklichte, die Bildung unsrer deutschen Klassiker.

Daß aber dieses eigentliche Gesammtziel über all den großen und herrlichen Einzelzielen der Kultur und der Wissenschaft dem Bewußtsein der Kulturmenschen und zumal der Deutschen nicht entschwinde, daß gerade dieses dahinwirke die Möglichkeit der Ausgleichung und Harmonie zwischen den Grundkräften der Seelenbildung offen zu halten und zu erleichtern —, zu dieser großen Aufgabe scheint mir gegenwärtig in erster Linie die geschichtliche Bildung der Vorbedingungen zu besitzen. Hier liegt die größte Aufgabe derselben für die Gebildeten unsres Zeitalters.

Vermöge der geschichtlichen Erfahrung haben wir, wie gezeigt wurde, den Blick frei auf den ganzen Menschen und wir wissen, daß wir eine harmonische Entfaltung der Grundkräfte der Seele mit Bewußtsein erstreben müssen, wenn wir wahrhaft dem natürlichen Zuge der Entwicklung des Menschen, wie sie in der Geschichte sich uns darstellt, folgen wollen. Werden wir versäumen wollen, das zu nutzen, was die Gottheit durch die Geschicke der Kulturentwicklung zu uns mahnend ruft? Auch hier gilt es, zu erwerben, was wir ererbt haben. Alle Kräfte, die gegeben sind, gilt es, immer aufs neue in diesem Sinne zu gebrauchen.

[1]) Man vergleiche die Einleitung meiner oben citirten Arbeit über Athen, dort findet man auch einige der wichtigsten Werke für dieses große Problem der Entwicklung unserer Kulturwelt angeführt. Ich füge jetzt vornehmlich noch hinzu Gaston Boissier: la fin du paganisme, 2 Bde. Auch Chamberlains geistvolles und großartiges Werk über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (2. Aufl.), das ich, trotzdem es in vielem zum Widerspruch und zur Berichtigung auffordert, als eine That des kräftig zu neuem Leben erwachenden germanischen und deutschen Geistes begrüßen möchte, ist für das Problem von Bedeutung. Mit dem Werke im ganzen, das ich erst in den letzten Wochen zu lesen begann, hoffe ich mich noch in einem besonderen Aufsatz auseinanderzusetzen.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Aus dem Inhalt des zweiten diesjährigen Heftes der von Prof. Dr. Frhrn. v. Danckelman herausgegebenen „**Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten**" heben wir folgendes hervor: Ueber die weiteren Fortschritte der ostafrikanischen Pendelexpedition Dr. Kohlschütters, über die wir zuletzt in der Beilage vom 15. Mai d. J. berichtet, geben Briefe des Oberleutnants Glauning bis zum März 1900 Aufschluß. Am 10. Dez. v. J. verließ die Expedition Tabora und begab sich in ostnordöstlicher Richtung zum Eiassi-See. Unterwegs wurde mehrfach gependelt, u. a. am Rande und auf der Sohle des Wembere-Grabens. Der Eiassi-See selbst war indessen nicht aufzufinden, obwohl Regenzeit herrschte, und man sah an der betreffenden Stelle des Nyarasa-Grabens nur einzelne überschwemmte Steppentheile. Der Nyarasa-Graben geht in Nordostrichtung zum großen Ostafrikanischen Graben; auf seinem nordwestlichen Bruchrande erheben sich zwei mächtige vulkanische Bergmassive mit Kraterresten, und zahlreiche Lavablöcke und anstehende Lava beweisen auch sonst den vulkanischen Charakter der Gegend. Vom Nyarasa-Graben, in dessen Bereich wieder mehrere Pendelstationen eingerichtet worden waren, wandte sich die Expedition nach der Landschaft Umbugwe, die am Südende des Manyara-Sees, im Ostafrikanischen Graben, liegt und wo man am 24. Jan. d. J. anlangte. Die Reise hatte 20 Tage durch unbewohntes Land geführt, doch ließ der Wildreichthum Nahrungsmangel nicht aufkommen. Im Ostafrikanischen Graben wurden die Pendelbeobachtungen nordwärts bis zum Natron-See fortgeführt. Vom Manyara-See, der damals mit Wasser gefüllt war, behaupteten die Eingeborenen, daß er in manchen Jahren völlig austrockne, während der Natron-See als weite Schlammebene mit einer flachen, von Morast und Sanddünen unterbrochene Wasserfläche in der Mitte erschien. Vom Nordende des Natron-Sees begab sich die Expedition, noch einige Male ihren Marsch unterbrechend, nach Moschi am Kilimandscharo, wo sie am 12. März anlangte. Hier wurde die 27. Pendelstation errichtet. Auf die sehr wichtigen Messungen am Ostafrikanischen Graben und im Gebiet zwischen diesem und dem Kilimandscharo war besonderer Werth gelegt worden. Es blieb noch übrig, den Strich zwischen dem Berge und der Küste (namentlich Usambara) abzupendeln und in Dar-es-Salaam Kontrolbeobachtungen vorzunehmen. Das ist, wie das „Kolonialblatt" mittheilt in-

zwischen geschehen, und die Expedition ist damit nach einjähriger Dauer zum Abschluß gelangt. In geographischer Beziehung hat die Unternehmung werthvolle Aufnahmen im Rikwa-Gebiet und im abflußlosen Gebiet der lokalen Gräben und des Ostafrikanischen Grabens ergeben. — Hauptmann Richter hat sehr detaillirte Notizen über Lebensweise, Zeitrechnung und Industrie der Bewohner des Bezirks Bukoba beigesteuert, Leutnant H. Fonck eine kurze, aber sehr instruktive Skizze über Waffen, Geräthe und Trachten der Bewohner von Ruanda und Urundi, die um so willkommener ist, als sie mit einer großen Zahl von sorgfältigen Zeichnungen (besonders Haartrachten) ausgestattet ist. Fonck theilt auch eine Reihe von Zahlen über die Körperlänge der Waruanda mit; sie schwanken zwischen 1.80 und 2.02 m. — Hauptmann Kannenberg hat das interessante Völkergewirr um Kondoa studirt, mit dem sich schon Baumann und Werther beschäftigt hatten. Es stoßen hier Bantu mit Hamiten und der Urbevölkerung zusammen, und da auch Vermischungen stattgefunden haben, so ergeben sich für die Klassifikation Schwierigkeiten. Kannenberg hat versucht, Klarheit zu schaffen, und kommt zu folgendem Ergebniß: Die Warangi (mit Hamiten vermischte „jüngere“ Bantu) sind mit den Wagogo (die er ebenfalls als mit Hamiten vermischte „jüngere“ Bantu bezeichnet) und den Wasuaheli (reine „ältere“ Bantu) sprachverwandt; die Burungi, Wanssi und Wasiomi bilden eine zusammenhängende hamitische Sprachgruppe; die Wataturu und Mangati sind nahe verwandte Sprachstämme ein und desselben Volkes, der Tatoga, ebenfalls eines hamitischen Stammes, in dessen Sprache nilotische Elemente vorhanden sind. Eine Routenskizze Kannenbergs in 1 : 1 Million betrifft das Land von Mpunpun nordwärts bis Usiami. — Einen besonders werthvollen Beitrag zur Kartographie unsrer Schutzgebiete bedeutet die von Moisel konstruirte große vierblättrige Karte des südwestlichen Theils von Kamerun nach den fleißigen Aufnahmen des Oberleutnants Frhrn. v. Stein aus den Jahren 1895—1899. Die Karte ist im Maßstab von 1 : 150,000 gezeichnet und reicht westlich bis Eben und Bipindi, im Norden bis zum unteren Sannaga, im Süden bis zum 3. Breitegrad und im Osten bis über Yaunde hinaus. Leider entbehrt die Karte der sicheren Grundlage astronomischer Längen. So schwebt Yaunde noch gänzlich in der Luft, und auch von Eben, dem Hauptstützpunkt der Konstruktion, ist nur die Breite sicher bekannt. Wünschenswerth wäre eine genaue Aufnahme des vielbegangenen Weges von Bipindi bis zur Küste. v. Stein hat unter anderem einen Theil des Nyang aufgenommen, der bei Kl.-Batanga mündet; er hält ihn für im allgemeinen schiffbar und verspricht sich von ihm eine große Bedeutung als Verkehrsstraße.

ya. **Berlin**, 22. Juli. Die Juli-Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ gab dem Vorsitzenden Geh. Rath Waldeyer Gelegenheit, der Verdienste des verstorbenen Staatsministers Dr. Falk um die Bestrebungen der Gesellschaft in einem warmen Nachruf zu gedenken. Der holländische Anthropologe und Alterthumsforscher Jonkheer Victor de Stürs (Amsterdam) ist zum korrespondirenden Mitglied der Gesellschaft gewählt worden. Neben Berichten archäologischen Inhalts, die Prof. v. Luschan übersendet, liegt die Einladung von Prof. J. Ranke (München) zur XXXI. Deutschen Anthropologenversammlung in Halle a. S. für die Zeit vom 24.—27. September d. J. vor. — Sanitätsrath Dr. Lissauer gab seinen Reisebericht über anthropologische Dinge aus Südfrankreich und Italien. Der Forscher hat seine Studien zur Vorgeschichte der Ansiedelungen an der Riviera fortgesetzt und konnte eine reiche Zahl von Photogrammen der von ihm gesehenen Objekte der Gesellschaft vorführen. Es sind in erster Linie jene Felsskulpturen am Monte Bego in der Nähe des Col di Tenda, am Eingang der Seealpen bemerkenswerth, über die schon früher an dieser Stelle ausführlich berichtet wurde. Die auf ihnen dargestellten Schwertstäbe oder Dolche stimmen mit solchen überein, die in Großbritannien und in Norddeutschland gefunden wurden. Die Entstehungszeit dieser Felsskulpturen ist in Uebereinstimmung mit Prof. Bicknell (Bordighera) in die frühe Bronzezeit zu setzen. Auf einer Dolmenplatte aus der Versailler Umgegend beobachten wir ähnlich angelegte Skulpturen wie auf diesen Felsen an den Seealpen. Die Gräber in der Nähe von Mentone, die Menschen- und Thierknochen gemischt enthalten, werden von Issel für jene Gegenden als in die Zeit des Rennthiers gehörig betrachtet. Es sind dort durchweg Produkte der jüngeren Steinzeit und keinerlei Keramik gefunden worden. In dem südlich von Nizza befindlichen, großartig entwickelten Panorama der Seealpenlandschaft, in dem Kalksteinplateaus mit kesselförmigen Schluchten abwechseln, finden sich jene cyklopischen Mauern und Steinhäuser, die ohne Mörtel aufgeführt und als altligurische Ringwälle und Befestigungen anzusehen sind. Diese Steinhäuser werden noch heute in kleinerer Form in jenen Gegenden gebaut und erinnern an Bauten, wie sie am Tyrrhenischen Meere sich finden und als Cabanons bezeichnet werden. Bei Saint Vallier am Fuße der Seealpen sind sieben solcher Wälle noch vorhanden mit den Bastionen, die einst bestimmt gewesen sind, Angriffen von Süden her standzuhalten. Der Inhalt dieser Ringwälle entspricht den Produkten der jüngeren Steinzeit; neben Schmuckgegenständen aus Eberzähnen finden wir römische Dinge. Man muß annehmen, die Ligurer haben in diesen Positionen dem Angriffe der Römer einst standgehalten und nach ihrer Besiegung durch die Römer seien die Ringwälle von den Letzteren in Besitz genommen worden. Dr. Mehlis nimmt sogar eine Ausdehnung des ligurischen Stammes bis zur oberen Rhone, ja bis in die Gegend von Worms an und hält die dortigen reichen neolithischen Gräberfunde damit zusammen, eine Auffassung, der doch verschiedene Bedenken entgegenstehen. Auch in Südfrankreich konnte Dr. Lissauer Dolmen besichtigen, die weniger bekannt sind, und Photographien dieser riesenhaften Steingrabstätten vorlegen, sowie die etruskische Nekropole von Orvieto einem eingehenden Studium unterziehen. — Prof. Hans Virchow, der sich seit langer Zeit mit der Untersuchung der mechanischen Bewegung des menschlichen Körpers beschäftigt und durch Abschälen der Häute von den Knochen des menschlichen Skelets, mittelst des Gefrierprozesses, deren originale Gestalt und Bewegungen gegeneinander zu ermitteln sucht, sprach über die Kniegelenke zweier japanischer Hocker. Die Untersuchung ging dahin, ob die hockende Stellung einen bildenden Einfluß auf die Formen der Gelenkknochen und der tibia auszuüben vermag, und es ergab sich für die japanischen Hocker keine Erscheinung, die nicht auch bei europäischem Untersuchungsmaterial dieser Art vorkommt. Solche Untersuchungen sind sehr vorsichtig auszuführen, und nicht nur das Volk, dem die Götter entstammen, ist dabei in Betracht zu ziehen, vielmehr müssen die Lebensgewohnheiten des betreffenden Individuums beachtet werden, Götter aus verschiedenen Völkern sind anatomisch zu vergleichen. — Anthropologische Beobachtungen aus dem malayischen Archipel bildeten das Thema des Vortrags von Dr. Kohlbrugge (Utrecht), der siebenjährige medizinische, anthropologische und ethnologische Studien in den Tropen gemacht hat. Die Erhebungen über den Kopf-Index der Bevölkerung auf den großen Sunda-Inseln führten ihn zur Aufstellung zweier Rassentypen daselbst. Wir haben im Innern, namentlich Java's, eine mittel- und langköpfige Bevölkerung, deren Heidenthum mit Sivaismus übertüncht ist, während die brachycephale Bevölkerung an den Küsten vorkommt; diese letztere trägt nur einen leichten Firniß des Islams über ihrem Heidenthum. Im Innern treffen wir den Phallusdienst vielfach an. Von Sumatra bis zu den Papua's der Südsee erstreckt sich die indonesische Rasse, die nur wenig von handeltreibenden Malayen durchsetzt ist, die dem Festlande entstammen. In der Familienverfassung dieser weitzerstreuten Rasse finden sich viele Parallelen der einen Inselgruppe mit der anderen. Die von den Malayen nicht sehr verschiedenen Indonesier leben alle in Monogamie; sie haben eine breitere Stirn, einen größeren Mund als die Malayen und gerade stehende Augen. Die Malayen nähern sich, ihrem Typus nach, mehr den Chinesen, während der polynesische Typus den Indonesiern näher steht. Die Malayen sind im Durchschnitt von geringerem Körpergewicht als die Europäer, nur bei den Mais essenden Stämmen ist dieses Gewicht bedeutender. Die Frauen sind zwischen dem 14. und 19. Jahre reif und fruchtbar, dagegen ist im malayischen Archipel heute die Sterblichkeit der Kinder im

ersten Lebensjahre mit mehr als 50 Prozent der Geborenen anzusetzen. Syphilis ist bei den indonesischen Stämmen zum Theil noch unbekannt. Bei Kindern findet man eine reichere Pigmentirung als bei Erwachsenen vor. Die Untersuchungen des Blutes führten dahin, daß die größere Meereshöhe eine tiefere Färbung und damit zusammenhängend eine größere Blutmenge der Individuen bedingt. Die große Elastizität der Gewebe, Bänder und Muskeln ist ein spezifisch hervorstechendes Merkmal bei den Völkern des malayischen Archipels. Psychisch ist der Javane durchaus rezeptiv, wenig energisch und selbstdenkend, er ist ein guter „photographischer Apparat“ sozusagen, er folgt dem Triebe des Augenblicks und denkt wenig an die Zukunft; er ist Kommunist, nicht Individualist. In seiner Stammessage erringt der Schnelle und Schlaue nicht selten den Sieg über den Starken, doch findet sich auch der Zug, daß ein Einzelner sich für den ganzen Stamm opfert. Was die Anpassungsfähigkeit der Europäer im malayischen Inselmeer angeht, so ist darüber heute kaum eine sichere Beobachtung gemacht worden, da fast alle in diesen Gebieten lebenden Europäerfamilien Mestizenblut in sich aufgenommen haben, ein Umstand, der dem echt weiblichen Wesen der wohlgebauten Mestizenfrauen zugeschrieben werden muß. Eine geringere Fruchtbarkeit solcher gemischten Familien hat nicht festgestellt werden können. Die Malaria ist immer noch das stärkste Hemmniß jeder Kolonisation dieser Insulargebiete durch die Europäer. — Dr. Goetze machte auf die sogenannte Steinsburg auf dem kleinen Gleichenberge bei Römhild in der Rhön aufmerksam, einen alten, aus basaltischen Blöcken ohne Mörtel aufgeführten Ringwall, in dessen Innern Gräber und Wohnstätten angelegt gewesen sind. Da die Steingräber etwa nur $1^1/_2$ m lang sind, so ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, es seien hier Höcker beerdigt worden, die aus dem nahen Miersdorf als der dortigen La Tène-Periode angehörig beschrieben worden sind. Auf dem Plateau des Gleichenberges findet sich die nach keltischer Art schiefwinkelig gebaute Anlage eines Mausoleums mit einer Vorhalle. Von den Neuerwerbungen des kgl. Museums für Völkerkunde konnte Dr. Goetze ein Nephritbeil (?) aus Weißenfels, eine slavische (?) knöcherne Spindel und unter anderem ein von der Unterweser stammendes prähistorisches Bernsteinstück vorlegen. Dr. Preuß erläuterte die zehn kosmischen Hieroglyphen der alten Mexicaner, bei denen der „Schmetterling“ eine große symbolische Bedeutung hat, während Dr. C. F. Lehmann Berichtigungen und Ergänzungen zu seinem von der Akademie der Wissenschaften publizirten Reise- und Forschungsbericht über seine mit Dr. W. Belck ausgeführte Armenien-Expedition vorlegte, dazu besprach er einige, aus Blumenau (Ostpreußen) stammende Funde von Bernstein und Glasperlen, bei denen auch eine Kupfermünze Kaiser Domitians (85—95 v. Chr.) gefunden sein soll. Die eigenthümlichen, in den chaldischen Felsenbauten erscheinenden Treppenanlagen sind vielleicht, nach einer in Victor Hehns „Italien“ sich findenden Nachricht als Anlagen zu Beeten zu deuten, wie sie sich ähnlich auch in Italien nachweisen lassen. Neben mehreren eingelaufenen prähistorischen Dingen, die Geheimrath Virchow besprach, widmete er dem englischen Zollinspektor in China, Sir Robert Hart, der vermuthlich in Peking mit den europäischen Gesandten seinen Tod gefunden hat, einen anerkennenden Nachruf, und legte die neuesten Hefte der von ihm auch der Gesellschaft regelmäßig übermittelten „Medical Reports“ vor, Berichte über die hygienischen Verhältnisse in den chinesischen Häfen, die in Schanghai erschienen, und deren wissenschaftlich gesichtetes, werthvolles Material vom Herausgeber, der ohne „nationale Eifersüchtelei“ war, der gebildeten Welt in liberalster Weise zur Verfügung gestellt wurde.

* **Heidelberg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirt sich Dr. Rudolf Magnus, Assistent am Pharmakologischen Institut.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent in Halle, Lic. Dr. Georg Beer, ist, wie der „Frkf. Ztg.“ gemeldet wird, zum außerordentlichen Professor hierselbst mit dem Lehrauftrag für alttestamentliche Theologie ernannt worden. — Ferner wurde der bisherige Privatdozent für Kirchengeschichte an der hiesigen Universität Lic. Gustav Anrich zum außerordentlichen Professor befördert.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor Dr. Ottokar Weber ist zum ordentlichen Professor der allgemeinen neueren Geschichte an der deutschen Universität in Prag ernannt worden. — Das Professorenkollegium der juristischen Fakultät daselbst hat auf eine Anfrage des Unterrichtsministeriums betreffend die Zulassung weiblicher Studirender zum Studium der Rechte sein Gutachten dahin abgegeben, daß solche Studirende als ordentliche Hörer an der juristischen Fakultät der Prager deutschen Universität aufgenommen werden können. — An der Universität Innsbruck werden vom kommenden Wintersemester an auch Vorlesungen über deutsches bürgerliches Recht in übersichtlicher Darstellung gehalten werden, und zwar wird Prof. Demelius über allgemeine Lehren und Sachenrecht, Prof. Hruza über Obligationenrecht und Prof. v. Wretschko über Familien- und Erbrecht lesen.

* **Aus der Schweiz.** Zum ordentlichen Professor für allgemeine experimentelle Physik an der Universität Genf ist, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, an Stelle des Professors Charles Soret der an der Ecole municipale de Physique et de Chimie industrielles in Paris wirkende Professor P. Curie ernannt worden.

* Der diesjährige deutsche Juristentag wird am 11., 12. und 13. September in Bamberg abgehalten werden. Er wird sich u. a. mit folgenden Fragen befassen: 1. „Bedarf es gesetzlicher Vorschriften darüber, unter welcher Voraussetzung ein Geisteskranker vor der Entmündigung in eine Anstalt gebracht und ein entmündigter Geisteskranker dort gegen seinen Willen festgehalten werden darf?“ 2. „Inwieweit sind an die Veröffentlichung von Briefen ohne Zustimmung des Verfassers oder seiner Erben Nachtheile zu knüpfen?“ 3. „Empfiehlt es sich, die strafrechtliche Verfolgung des Urheberrechts nach dem Vorbild des österreichischen Gesetzes vom 26. Dezember 1895 (§ 51) auf wissenschaftlichen Eingriff einzuschränken?“ 4. „Empfiehlt es sich, das Universitätsstudium und den Vorbereitungsdienst der Juristen für das Deutsche Reich zu ordnen?“

* Zu den „Deutschen Städte-Ansichten.“ Im Anschluß an den Aufruf in Beilage Nr. 134 (13. Juni) macht uns der Verfasser desselben darauf aufmerksam, daß den „M. N. N.“ zufolge (vom 23. Juli) einen großen Theil dieser Blätter das Antiquariat von Edelmann in Nürnberg erworben hat, wo sie zur Ansicht aufliegen. Der Verfasser des Aufrufs knüpft daran die Mahnung an Bibliotheken und Archive, daß davon wenigstens für Bayern gerettet werde, was noch zu retten ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Archiv für gewerbliche Rechtspflege. 1. Bd., 5. Heft. München u. Leipzig, Oldenbourg 1900. — Ph. Gladbach: Witterungsprognose des Juli 1900 für die nördliche Schweiz u. Mitteleuropa. Basel, Schwabe 1900. — Henle-Habel: Ausführungsgesetz zur Zivilprozeß- und Konkursordnung. München, Beck. — Geld und Zeit in Dresden. (Markmanns Städteführer Nr. 2.) München, Markmann. — B. Björnson: Ueber unsre Kraft. 2. Aufl. München, Langen 1900. — F. Wedekind: Der Kammersänger. 2. Aufl. Ebd. 1900. — W. v. Oechelhäuser: Die sozialen Aufgaben des Ingenieurberufes und die Berechtigungsfrage der höheren Schulen. Rede. (S.-A. aus dem „Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung“.) München, Oldenbourg 1900. — E. Dreher: Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaft im Lichte der Kritik. Dresden, „Apollo“ 1900. — R. Owen: Eine neue Auffassung von der Gesellschaft. Leipzig, Hirschfeld 1900. — K. Burdach: Walther von der Vogelweide. 1. Theil. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — F. Frhr. v. Richthofen: Nordöstliches China. (Kriegskarte III.) Berlin, Reimer 1900. — Dr. H. Modlmayr: Oberstdorf und Umgebung. (Woerls Reisebücher.) — Deutsche Heeres-Uniformen auf der Weltausstellung in Paris 1900. Leipzig und Berlin, Giesecke und Devrient. — G. Rigutini und O. Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 18. (Schluß-)Liefg. Leipzig, Tauchnitz 1900. — M. Platen: Die neue Heilmethode. Heft 3 und 4. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 25. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ideen zu einer Universitätsreform in Oesterreich.

Von E. Richter, z. Z. Rektor der Grazer Universität.

Der rühmlich bekannte Wiener Geologe Professor Th. Fuchs, Direktor am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, hat in der Berliner „Zukunft" einen Artikel über das genannte Thema erscheinen lassen, und da dieser etwas verkürzt gebracht werden mußte, so hat er seine Gedanken in zwölf Thesen zusammengefaßt, nochmals abdrucken lassen und das Blatt reichlich versendet. Bei der wissenschaftlichen Bedeutung und dem wohlverdienten persönlichen Ansehen des Verfassers wäre es ungerecht, die Anregung zu ignoriren, und verfehlt, den Widerspruch zu unterlassen, den einige der Thesen herausfordern.

Der Inhalt der Fuchs'schen Thesen ist ungefähr folgender: Die ersten fünf stellen die Anforderung auf, daß derjenige, der sich der Forscherlaufbahn widmen will, mehr als die vorgeschriebenen Semestce studiren müsse. Das ist nicht bloß richtig, sondern es geschieht auch. Jeder, der wissenschaftlich produktiv sein, der eigentlichen Forschee- und Gelehrtenzunft sich anschließen will, wird nach Absolvirung der Examina und Erwerbung des Doktorgrades erst recht zu arbeiten anfangen. Darüber ist kein Zweifel möglich; und darin wird Hrn. Prof. Fuchs zuzustimmen sein.

Die nächsten fünf Thesen sprechen einen Wunsch aus. Dieser ist, daß die verschiedenen wissenschaftlichen Institute, die in Wien bestehen, besser zur Lehre ausgenützt, und zu einem großen organischen Körper, einer Oberuniversität, vereinigt werden sollen. Auch dem ersten Theil dieses Wunsches wird man nur zustimmen können. Man wird da vornehmlich an die Hofmuseen denken dürfen. Diesen wäre wohl eine etwas weniger schroffe Absperrung gegen Lehrzwecke sehr zuträglich. Darin muß übrigens Hr. Direktor Fuchs besser unterrichtet sein als Andere, er wird wissen, was da fehlt.

Etwas anderes ist die Zusammenfassung aller dieser Anstalten zu einem Körper. Da außer den Museen hier wohl noch die geologische Reichsanstalt, das militär-geographische Institut, die meteorologische Zentralanstalt und die großen Archive in Betracht kämen, so nimmt die Sache bedenkliche Dimensionen an. Die Schwierigkeiten werden nicht verkannt (S. § 8 und 9); die Akademie wird als Oberleitung gedacht. Worin soll die Zusammenfassung bestehen? Das wird nicht gesagt, auch nicht oberflächlich angedeutet. Am Ende wird es wohl darauf hinauslaufen, daß eine gemeinsame Ankündigung der an den einzelnen Instituten gehaltenen Kurse erfolgt, und daß irgend eine Zentralstelle entscheidet, wer von den Beamten und Leitern dieser großen Institute das Recht haben soll, Kurse zu halten. Soweit kann man dem Verfasser vielleicht folgen, obwohl die Angliederung bisher nicht füe die Lehre ausgenützter Anstalten an die gegenwärtig bestehende Universität der Schaffung einer neuen Organisation wohl vorzuziehen wäre.

Endlich wird aber eine Forderung erhoben, gegen welche zu protestiren der eigentliche Zweck dieser Zeilen ist. § 11 lautet: „Der Besuch dieser neuen höheren Fortbildungskurse wäre für alle diejenigen obligatorisch zu machen, die ein Lehramt an einer Hochschule anstreben."

Wer öfters mit Habilitationsangelegenheiten zu thun gehabt hat, wird es unangenehm empfunden haben, daß außer den wissenschaftlichen Arbeiten — den Habilitationsvorschriften — noch allerlei Formalitäten in Acht genommen werden müssen, ob der Kandidat wohl Gymnasialmaturitätsprüfung mit Griechisch und einen nostrifizirten Doktor aufweisen könne u. s. w. Nun soll noch eine weitere Anforderung geschaffen werden, die verlangt, daß der Kandidat gerade den Wiener Schliff erhalten habe. Ich dächte, das einzig Richtige ist bei Habilitationen nur und ganz ausschließlich auf die wissenschaftliche Leistung zu sehen, und so wenig als möglich darnach zu fragen, wo und wie ee seine Sache gelernt hat. Gerade die originellen selbständigen Köpfe sind es, auf denen der Fortschritt der Welt beruht, und gerade sie sind es, die häufig außergewöhnliche Laufbahnen einschlagen und mit regelwidriger Vorbildung herankommen. Ein Realschüler, der in zwei Jahren Griechisch und Latein nachholt, und sich der Philologie widmet, bietet mir mehr Gewähr, ein tüchtigee Pilolog zu werden, als irgend Jemand, der mit gewöhnlichem Beifall das Gymnasium absolvirt hat. Und wenn man einen Chemiker deßhalb von dee Habilitation zurückweisen mußte, weil er seinen Doktor ohne Griechisch zu lernen erworben hatte, so wird man immer mit Trauee daran denken, daß man durch bestehende Vorschriften zu einer innerlich sinnlosen Handlung genöthigt war. Und jetzt sollen wir einen Privaldozenten zurückweisen, weil er sein Wissen nicht — am Hofmuseum erworben hat?

Meines Erachtens sollte man Niemand habilitiren, der nicht mehrere Universitäten besucht hat, und der nicht im Ausland gewesen ist. Die Absolvirung einer Wiener Oberuniversität zu verlangen, ist aber gerade das Gegentheil davon; das ist eine Nöthigung zue Inzucht, zur Verewigung lokaler Schulen und Richtungen. Ich halte es für selbstverständlich, daß man einem habilitationsfähigen jungen Mann, der in Innsbruck oder Graz zu studiren angefangen hat, anräth, einige Semester in Wien, oder wo sonst für sein Fach maßgebende Lehrer sich befinden, zu studiren, und bin ein ganz entschiedener Gegner der lokalen Habilitirungen und der Schüler eines

Lehrers. Aber was wir für uns nicht wollen, das können wir für Wien nicht zweckmäßiger finden.

Der letzte Paragraph, der den Universitäten außerhalb Wien zumuthet, sich „vorwiegend gewissen praktischen Bedürfnissen entsprechend umzugestalten“, d. h. auf das Niveau von Fachschulen und Abrichtungsanstalten herabzusinken, ist nur erklärbar durch jene eigenthümliche Erblindung für auswärtige Verhältnisse, welche der lange Aufenthalt in der Residenz manchmal nach sich zu ziehen pflegt. Hr. Professor Fuchs übersieht ganz, daß wir uns im Beginn einer Bewegung befinden, die gerade in der entgegengesetzten Richtung läuft, als er annimmt. Infolge der glänzenden Ausstattung der Landesuniversitäten, die häufig über die der Wiener Universität hinausgeht, durch gewisse Bestimmungen des neuen Besoldungsgesetzes, welche es den Professoren von Prag, Graz oder Innsbruck unmöglich machen, einem Ruf nach Wien zu folgen, ohne sich materiell zu schädigen, wird in den nächsten Jahrzehnten die relative Bedeutung der Wiener Universität gegenüber den anderen deutsch-österreichischen Hochschulen nicht steigen, sondern sinken. Das verkennt Niemand, der Einblick hat, und am allerwenigsten die Professoren der Wiener Universität selbst, die mit Bedauern eine Berufung nach der anderen scheitern sehen. Diesen thatsächlichen und nicht bloß vom Wiener Standpunkt aus bedauerlichen Verhältnissen gegenüber nimmt sich Hrn. Prof. Fuchs' Forderung etwas weltfremd aus. Wir können es aber, glaube ich, ebenso vom österreichisch-staatlichen, als vom Standpunkt der Erhaltung des Deutschthums in Oesterreich nur mit Freude begrüßen, wenn die deutschen Landesuniversitäten als Kulturzentren sich günstig entwickeln. Wien ist ein unverläßlicher Boden geworden; auf ihm allein soll die geistige Existenz unsres deutsch-österreichischen Volkes nicht beruhen.

Dem einen Gedanken, den Prof. Fuchs ausgesprochen hat, wollen wir volles Gedeihen wünschen: es mögen alle zopfigen Hindernisse fallen, welche an den wissenschaftlichen Instituten Wiens der Ausnützung der vorhandenen Sammlungen und Personen zu Lehrzwecken entgegenstehen. Wir außerhalb Wien gedeihen aber momentan so fröhlich, daß wir gar nicht in der Stimmung sind, uns degradiren zu lassen.

Jesuiten und Jesuitinnen.

(La Société du Sacré Coeur.)

Von Leopold Karl Goetz (Passau).

I.

Der § 1 des sogenannten Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 hatte mit dem Orden der Gesellschaft Jesu auf Grund eines einstimmigen Bundesrathsbeschlusses vom 13. Mai 1873 auch die Kongregation der Redemptoristen (Congregatio Sacerdotum sub titulo sanctissimi redemptoris), die Kongregation der Lazaristen (Congregatio Missionis), die Kongregation der Priester vom hl. Geiste (Congregatio Sancti Spiritus sub tutela immaculati cordis Beatae Mariae Virginis) und die Gesellschaft vom hl. Herzen Jesu (Société du sacré coeur de Jesus) „als im Sinne des genannten Reichsgesetzes mit dem Orden der Gesellschaft Jesu verwandt“ für Deutschland aufgelöst.

Der zunehmende ultramontane Einfluß auf unser Staatsleben brachte es zuwege, daß derselbe Bundesrath, dessen Justizausschuß 1873 einen ausführlichen Bericht über die Verwandtschaft der Redemptoristen und Jesuiten erstattet hatte, am 18. Juli 1894 aussprach, „daß das Gesetz betr. den Orden der Gesellschaft Jesu auf die Kongregation der Redemptoristen und die Kongregation der Priester vom hl. Geiste fortan keine Anwendung zu finden habe“ (vgl. meine: „Redemptoristen und Protestanten“. (Gießen, J. Rickerts Verlag 1899.)

Schon im Jahre 1898 und neuerdings Ende 1899 wieder gingen Gerüchte durch die Presse, daß als Vorspiel zur gänzlichen Aufhebung des Jesuitengesetzes oder als einstweilige weitere Abschlagszahlung und Quittung für geleistete und noch zu leistende Dienste des Ultramontanismus bezw. der Centrumspartei die Wiederzulassung der noch aus Deutschland ausgewiesenen Lazaristen und Sacré Coeur-Damen bevorstehe. Der Reichskanzler hatte ja schon am 17. Juni 1896 bei der Jesuitendebatte im Reichstag erklärt: „Es läge in der Absicht der verbündeten Regierungen in Berathungen darüber einzutreten, ob außer den durch den Bundesrathsbeschluß vom 4. Juli 1894 getroffenen Ausnahmen für die Redemptoristen und die Priester vom hl. Geiste auch die eine oder die andere Gesellschaft, welche bisher den Wirkungen des Jesuitengesetzes unterstellt war, von diesen Wirkungen ebenfalls ausgenommen werden könne. Die Prüfung sei aber noch nicht beendet. Es empfehle, sich den Abschluß dieser Untersuchungen abzuwarten, damit wenigstens soviel entgegengekommen werden könne, als es nach der Auffassung der verbündeten Regierungen zulässig erscheine. Inzwischen wäre er (der Reichskanzler) bereit, auf eine beschleunigte Beschlußfassung des Bundesraths hinzuwirken.“ In dieser Thatsache lag die Abfassung meiner „Lazaristen und Jesuiten“ (Gotha, F. A. Perthes Verlag 1898) begründet, meines Wissens der ersten Schrift, die über die Lazaristen vom Standpunkt ihrer Verwandtschaft mit den Jesuiten geschrieben ist.

Dieselbe Thatsache läßt es sehr angezeigt erscheinen, auch die Sacré Coeur-Damen vom Gesichtspunkt ihrer Verwandtschaft mit den Jesuiten aus, dem sie ja 1873 zum Opfer fielen, einer Besichtigung zu unterziehen. Auch hier stehen für die Charakterisirung der Sacré Coeur-Damen nach verschiedenen Punkten ihres Wesens und ihrer Wirksamkeit — denn darum und nicht etwa um eine Geschichte dieser Kongregation handelt es sich im folgenden — ganz unverdächtige authentische Quellen (verzeichnet bei Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. Paderborn 1897, II, 313) zur Verfügung, auf deren Wortlaut die folgende Charakteristik ganz beruht. Wie sehr oft bei der Schilderung innerkirchlicher römisch-katholischer Institutionen, ist die geschichtliche Darstellung in diesen Quellen in das Gewand der frommen Phrase gehüllt; der Leser derartiger Werke, wie auch der auf solchen beruhenden folgenden Darstellung muß immer erst das spezifisch römisch-kirchliche Deutsch in die sonst der übrigen Welt gemeinsame Sprache übersetzen, darf sich auch durch das heilige Gewand und das Salbungsvolle der Sprache nicht täuschen lassen über die Dinge, die wirklich in den Sätzen enthalten sind. Es ist das für den Kenner römischer Literatur und für den, der sie studirt, eine Aufgabe, die ständig neben dem buchstäblichen Lesen der Quellen einhergeht: aus der salbungsvollen Phrase den Kern herauszuschälen und die wirkliche Wahrheit, über die die Hülle frommer Verschleierung gebreitet ist, zu erfassen. So ist bei den Werken, die uns über Wesen und Wirksamkeit der Sacré Coeur-Damen belehren, das Gleiche der Fall, was ich in meinem: „Leo XIII., seine Weltanschauung und seine Wirksamkeit quellenmäßig dargestellt“ (Gotha, F. A. Perthes Verlag 1899) einleitungsweise betont habe, daß man die römischen Schlagwörter und frommen Phrasen, an denen die Darstellung reich ist, erst in die objektive historische Sprache übersetzen und in ihrer Bedeutung auf das richtige

Maß reduziren muß, wenn man sich ein richtiges Bild von dem in Rede stehenden Gegenstand verschaffen will.

II.

Nun wird die Thatsache, von der hier auszugehen ist, auch seitens der Sacré Coeur-Damen wie seitens ihres Historiographen offenkundig *zugegeben*, daß *eine gewisse geistige Verwandtschaft der Gesellschaft des hl. Herzens Jesu mit der Gesellschaft Jesu bestehe*, und es werden die Jesuiten als die frommen Gründer und Beschützer der Gesellschaft des hl. Herzens von dieser selbst anerkannt. Vincenzo Gioberti, einer der Wortführer des liberalen Katholizismus früherer Zeiten, hat dieser Thatsache in seiner Schilderung des modernen Jesuitismus (Il Gesuita moderno, Lausanne 1847) einen etwas drastischen Ausdruck verliehen, den recht zu würdigen man sich immer vorhalten muß, daß er das Wesen und Wirken des jesuitischen Geistes in männlichen wie in weiblichen Jesuiten in seinem italienischen Vaterland wie an sich selbst reichlich zu erfahren Gelegenheit hatte. Er sagt: „Außer den frommen Vereinen, welche scheinbar einen religiösen Zweck verfolgen, haben die Jesuiten eine Menge Verbindungen verschiedener Art in ihrem Geleite, unter anderen die Ignorantiner (die von dem im Laufe dieses Jahres 1900 heilig zu sprechenden J. B. de la Salle 1679 gegründeten christlichen Schulbrüder, die sich dem Unterricht der Armen, überhaupt der niederen Klassen widmen) und die Damen vom hl. Herzen, welche überall, wo die Gesellschaft Jesu sich einschmuggelt, ihr zur Seite gehen, nur mit dem Unterschied, daß die Damen vom hl. Herzen den Vortrab, die Ignorantiner den Train bilden. Ein sonderbares Heer, welches eine Quadrille seiner Matronen vorausschickt und mit schmutzigen Frohnvögten und Spionen endigt! Ist nicht, als wollte sich der Jesuitismus dadurch symbolisiren? Liebenswürdig und glatt in seinem Aeußern und bei seinem ersten Auftreten, aber im Innern und, wie es später sich zeigt, häßlich, abscheulich. Mittels solcher Hülfsvereine beherrschen die Jesuiten die Erziehung und den Unterricht; sie selbst besorgen die des wohlhabenden männlichen Geschlechts und überlassen ihren Korporationen die Weiber und den Plebs" (deutsche Bearbeitung von Cornet, Leipzig 1849, III, 204).

Da Gioberti's aus eigener Anschauung und unmittelbarer Erfahrung geschöpftes Urtheil über das Wesen und die Wirksamkeit der Sacré Coeur-Damen noch manchmal anzuführen sein wird, so möge hier auch gleich erwähnt sein, daß nach dem Erscheinen seines erwähnten Buches die Stifterin und erste Generaloberin der Damen vom hl. Herzen, die ehrwürdige Mutter Magdalena Sophie *Barat*, eine Antwort auf seine Angriffe für nothwendig hielt. Sie schreibt am 20. August und 28. September 1847 an M. du Rousier (nach dem Vorbild der Gesellschaft Jesu werden die Damen vom hl. Herzen mit ihrem Familiennamen benannt mit dem Titel Madame), die Oberin der Sacré Coeur-Damen zu Turin, wo Gioberti vorübergehend Unterrichtsminister und Ministerpräsident war: „Es scheint sich das Unwetter über Ihnen zusammenzuziehen. Wäre es nicht rathsam, in einem Zeitungsartikel die abscheulichen Verleumdungen Gioberti's zu widerlegen. Dieser Mann kann uns in Ländern, wo wir noch unbekannt sind, viel schaden. ... Und wie erst, wenn man bedenkt, daß er in Rom hochverehrt und gefeiert wird! Man hat mich versichert, deß sein mit Blumen geschmücktes Brustbild öffentlich im Korso aufgestellt ist, gegenüber der Büste Pius' IX. O, wie müssen wir beten, liebe Mutter! Die Zeiten werden immer schlechter."

In der That war die allgemeine Meinung über die „gewisse geistige Verwandtschaft" der Sacré Coeur-Damen mit den Jesuiten eine solche, daß man letztere kurzerhand und treffend einfach „Jesuitinnen" nannte. So schreibt M. Barat selbst am 23. Dezember 1845 an die genannte Oberin M. du Rousier in Turin: „Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., will nichts von uns wissen. Man hat ihm gesagt, wir seien Jesuitinnen, besäßen Geheimnisse und man müsse vor uns auf der Hut sein. ... In Florenz haben die Herren fast die gleiche Antwort gegeben: ‚Das sind Jesuitinnen.' Wahrlich, unsre Lage ist eigenthümlich. Wir theilen die Acht der Gesellschaft Jesu und können uns ihrer geistlichen Hülfe nicht einmal erfreuen, da wir ihrethalber Verfolgung leiden. Glücklicherweise bleibt das Herz unsres göttlichen Heilandes unsre Zuflucht. Halten wir uns recht nahe bei ihm und dem Herzen Mariens und wir werden jedem Angriff gewachsen sein." Als „Jesuitinnen" waren, wie M. Barat selbst schreibt, eben die Sacré Coeur-Damen auch der Gegenstand des Volkshasses, da wo sich dieser gegen die Jesuiten kehrte.

Die Idee der „Jesuitinnen" ist älter als die Gesellschaft des hl. Herzens. Bald nach der Gründung der Gesellschaft Jesu entstanden auch Frauenkongregationen, die auf dem Gebiet des weiblichen Unterrichts das zu leisten versuchten, was die Jesuiten in der männlichen Jugendbildung wirkten und die sich auch in ihrem inneren Aufbau und ihrer Regel mehr oder weniger der Gesellschaft Jesu gleich zu gestalten trachteten. So gründete Isabella Rosela aus Barcelona 1545 schon zu Rom eine Genossenschaft der Jesuitinnen oder „Töchter der Gesellschaft Jesu" und mit Genehmigung Pauls III. übernahm der hl. Ignatius selbst ihre Leitung. Aber schon nach zwei Jahren bat er den Papst die Verbindung zwischen dieser Frauenkongregation und seiner Gesellschaft zu lösen, worauf die Jesuitinnen dann wieder verschwanden. Neue „Jesuitinnen" die unter einer der Verfassung der Gesellschaft Jesu nachgebildeten Organisation sich dem weiblichen Jugendunterricht widmeten, gründete 1609 die Engländerin Maria Ward. Auch diese Gründung war nicht von langem Bestand. Die Klagen, die über die Jesuitinnen, die sich nicht nach den Diözesanbischöfen richten wollten, in Rom einliefen, veranlaßten Urban VIII. seinen Nuntien anzubefehlen, die Häuser der Jesuitinnen zu unterdrücken. Maria Ward zeigte dann ihre Kongenialität mit den Jesuiten, die ihren vielgerühmten Gehorsam gegen den Papst auch nur dann ausübten, wenn es ihnen zum Vortheil war, und sich päpstlichen Anordnungen widersetzten und ihnen entgegenarbeiteten auch wenn es ihnen zum Vortheil war, dadurch, daß während sie bestrebt war eine Aufhebung der Unterdrückung der Jesuitinnenhäuser zu erlangen, sie gleichzeitig in einem Rundschreiben die einzelnen Häuser, die in rascher Folge in Deutschland, Belgien und Italien errichtet worden waren, aufforderte, dem päpstlichen Unterdrückungsbefehl nicht zu gehorchen. So sah sich denn Urban VIII. vollends durch diesen Widerstand gezwungen im Jahre 1631 durch die Bulle Pastoralis Romani Pontificis die Jesuitinnengenossenschaft gänzlich zu unterdrücken und auszutilgen. In einem gewissen Zusammenhang mit diesen Jesuitinnen, sozusagen als ihre modifizirten Nachfolgerinnen, stehen die heute noch mit dem Mutterhause und der Generaloberin in Nymphenburg bei München bestehenden „Englischen Fräulein", die „Katholischen adeligen Fräulein aus England", wie es in der 1703 erfolgten päpstlichen Bestätigung ihrer der Jesuitenregel nachgebildeten Organisation heißt, die sich gleichfalls dem weiblichen Jugendunterricht widmen.

Die Gründung der *dritten „Jesuitinnen"* nun ging nicht von einer Frau aus, sie war das Werk von Leuten, die direkt und indirekt der Gesellschaft Jesu angehörten und die offenbar und eingestandenermaßen die damals aufgehobene Gesellschaft Jesu zum Theil in der

Gesellschaft des hl. Herzens Jesu — in ihrem männlichen wie weiblichen Zweig — wieder auferstehen lassen wollten.

Ein Ersatz für die aufgehobene Gesellschaft Jesu sollte es sein, als 1794 Leonor Franz v. Tournely auf Grund von Berathungen mit dem Exjesuiten Johannes Pey in einem Hause der aufgehobenen Gesellschaft Jesu bei Löwen in Belgien die Gesellschaft des hl. Herzens Jesu gründete, die sich nach fünf Jahren mit einer, ähnliche Ziele verfolgenden italienischen „Genossenschaft vom Glauben Jesu", nach ihrem Stifter Nicolaus Paccanari auch Paccanaristen genannt, vereinigte.

Ein Genosse Tournely's, der später mit anderen Genossen in die wiederhergestellte Gesellschaft Jesu eintrat, und auch geradezu als der Vorläufer der wiedererstehenden Gesellschaft Jesu in Frankreich gilt, war P. Joseph Varin.

Einen zweiten Ersatz für die Gesellschaft Jesu wollte aber nun Tournely durch den Versuch schaffen, eine zweite weibliche Gesellschaft des hl. Herzens zu gründen, die sich der Erziehung der Mädchen besonders aus den vornehmen und einflußreichen Klassen widmen sollte. Sein Unternehmen schlug zweimal fehl, erst glaubte er in der Prinzessin Louise Adelheid de Bourbon Condé ein geeignetes Werkzeug zur Durchführung seiner Idee gefunden zu haben, später wollte die Schwester des Kaisers Franz II., die Erzherzogin Marianne, mit einigen ihrer Hofdamen in Passau seinen Plan ausführen. P. Varin nahm nach dem 1797 erfolgten Tod Tournely's dessen Idee auf und konnte sie auch verwirklichen. Zu seiner Ordensgesellschaft gehörte nämlich ein Abbé P. Barat aus Joigny in Burgund, mit dem P. Varin in Paris gemeinsam lebte und der seine 1779 geborene Schwester Magdalene Louise Sophie in streng kirchlichem Geiste wie auch in weltlichen Unterrichtsfächern herangezogen und gebildet hatte. P. Varin lernte die Schwester des Abbé P. Barat durch diesen kennen, „erzählte ihr vom Leben und Tod Tournely's, seinen Plänen und Hoffnungen, schilderte ihr, wie sehr die Gründung eines solchen der Erziehung gewidmeten Ordens den gegenwärtigen Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft entspräche und erklärte endlich der demüthigen Jungfrau, daß Gott sie berufe, bei diesem Werke mitzuwirken" (Baunard.: M. Barat, Regensburg 1880 I, 46). M. S. Barat weihte sich mit einigen anderen Genossinnen im Jahre 1800 feierlich dem Herzen Jesu, und im Jahre 1801 wurde die erste Erziehungsanstalt der Sacré Coeur-Damen in Amiens ins Leben gerufen. Bis zum Jahre 1865, bis zu ihrem Tode, wirkte M. S. Barat, deren Kanonisationsprozeß 1879 eingeleitet und die von Leo XIII. am 18. Juli 1879 für „ehrwürdig" erklärt wurde, als Oberin und Generaloberin der Kongregation. Diese selbst breitete sich so rasch aus, daß trotz des durch die Revolutionsjahre 1848 und 1849 erfolgten Rückschlags doch bei dem Tode der Stifterin 86 Häuser der Damen vom hl. Herzen bestanden. Nach den neuesten Angaben von 1880 zählt die Kongregation 105 Häuser mit 4700 Damen.

So war der von P. Tournely ersehnte Ersatz für die Gesellschaft Jesu geschaffen und die Gründung der weiblichen Gesellschaft vom hl. Herzen darf als Werk wenn nicht der momentan äußerlich in Frankreich nicht existirenden Gesellschaft Jesu selbst, aber doch als Ausfluß des in P. Tournely und dem späteren Jesuiten P. Varin lebenden Geistes der Gesellschaft Jesu betrachtet werden. Das wird auch seitens jesuitischer Lobredner der Gesellschaft des hl. Herzens anerkannt. „Cette nouvelle société n'a point de saint pour fondateur. Elle doit simplement son existence à un amour spécial pour le divin Coeur. Ce fut un jeune et pieux prêtre français, supérieur d'une petite réunion d'ecclésiastiques, nommés P. P. du Sacré-Coeur, qui en conçut l'idée; un bien heureux prêtre de la Compagnie de Jésus en traça le plan, et une pieuse vièrge, remarquable par ses vertus extraordinaires l'exécuta." (Stoeger: Les Dames du Sacré Coeur, Regensburg und Paris 1873. S. 24.)

* * *

Mitglieder — wenn auch im weiteren Sinne — der Gesellschaft Jesu hatten das Kind aus der Taufe gehoben, auch seine weitere Heranbildung und Erziehung geschah unter ständigem Einfluß der Jesuiten. P. Varin legte zwar, als M. Barat die Leitung ihrer jungen Gesellschaft selbst übernahm, das Amt des Oberen nieder, aber er übte doch bis zu seinem Tod auch als er in die neuerstandene Gesellschaft Jesu eingetreten war, die größte Einwirkung auf den inneren Gang der Gesellschaft vom hl. Herzen Jesu aus.

Das zeigte sich vor allem bei der Abfassung der Statuten der Kongregation. Als die Sacré Coeur-Damen von Grenoble 1804 dem dortigen Bischof ihre Konstitutionen zur Prüfung vorlegen sollten, hatten sie noch keine ausgearbeitete Regel, sondern erst einen allgemeinen Entwurf, den auch der Bischof genehmigte. Aber bestimmte Regeln mußten ausgearbeitet werden, darüber waren M. Barat und P. Varin schon einig, ebenso darüber, daß die Grundlage dieser Statuten die Regel des hl. Ignatius bilden solle, soweit dieselbe auf einen Frauenorden übertragbar war. Die endgültige Festsetzung der Regeln der Kongregation führte zu einem heftigen inneren Kampf, der bis 1815 währte, der die Kongregation in Parteien spaltete und ihre Entwicklung sehr hinderte. So weit dieser Kampf für uns hier in Betracht kommt, ist zu betonen, daß ein Abbé St. Estève, Beichtvater des Mutterhauses der Kongregation zu Amiens, der auf jenes Haus und seine Insassen sehr großen Einfluß ausübte, gleichfalls einen Statutenentwurf ausgearbeitet hatte.

Beide Parteien, M. Barat und P. Varin einerseits, P. St. Estève andrerseits agitirten und intriguirten für ihr Werk. St. Estève's Entwurf fand vor allem deßhalb nicht die Billigung des P. Varin und des M. Barat, weil er sich nicht an die Jesuitenregel anlehnte, vielmehr hatte St. Estève auf der Regel des hl. Basilius als Grundlage und mit Anleihen von den Regeln der Ursulinerinen, Clarissen und anderer Genossenschaften seine Statuten gestaltet und wollte auch den Namen Damen des hl. Herzens in „Apostelinnen" umgeändert wissen. M. Barat und P. Varin arbeiteten ihrerseits einen Statutenentwurf aus und zwar erhielt P. Varin nach seinem Eintritt in die wiederauferstandene Gesellschaft Jesu von dem Jesuitenprovinzial für Frankreich P. de Clorivière den direkten Befehl zur Ausarbeitung der Konstitutionen der Gesellschaft vom hl. Herzen und bekam in seinem Ordensgenossen P. Druilhet für diese Arbeit einen Gehülfen zugetheilt. M. Barat hatte sich in diesen Kämpfen um die Konstitution auch an den italienischen Provinzial der Gesellschaft Jesu gewendet „um ihm Rechenschaft über ihre Handlungsweise abzulegen und sich seinen Rath für die Zukunft zu erbitten". Nach mancherlei Fährlichkeiten konnten dann schließlich die Konstitutionen im Winter 1815 bis 1816 von der Generalberathung der Genossenschaft in Paris endgiltig festgestellt werden unter ständiger Theilnahme der Jesuitenpatres PP. Varin und Druilhet, der Väter und Verfasser der Regel. Die Konstitutionen, die dann nach mancherlei Verbesserungen von Leo XII. am 22. Dezember 1826 die päpstliche Bestätigung erhielten, sind, um ihre Quintessenz, soweit sie hier in Betracht kommt, zu betonen, „nach der Jesuitenregel angelegt, so daß man die Genossenschaft gewissermaßen als eine Fortsetzung oder vielmehr als eine Vervollkommnung der von Urban VIII.

aufgehobenen Jesuitinnen betrachten kann" (Heimbucher a. a. O. II 314). Einzelheiten dafür anzuführen, hat keinen besonderen Werth, nachdem die allgemeine Thatsache allseits anerkannt wird.

Um das Jahr 1840 wurde die Kongregation, die damals schon 40 Häuser besaß, wieder durch einen Streit um die Regel tief aufgeregt. Uebereifrige Genossinnen der Gesellschaft vom hl. Herzen wollten, als einige Punkte der Regel eine Verbesserung zu erheischen schienen und als insbesondere es sich um die Frage handelte, ob nicht der Sitz der Generaloberin von Paris nach Rom verlegt werden solle, daß die Gesellschaft des hl. Herzens und ihre Regeln in möglichst engem Anschluß an die Regeln und Konstitutionen des hl. Ignatius umgeändert werden sollten. Das ging sogar der M. Barat selbst zu weit und auch der Gründer der Gesellschaft, P. Varin, erhob sich gegen die projektirte Neuerung. Natürlich war die Gesellschaft Jesu bei diesen inneren Streitigkeiten der Sacré Coeur-Damen wieder stark engagirt, die einen Patres waren für, die anderen gegen diesen noch engeren Anschluß der Gesellschaft des hl. Herzens an die Gesellschaft Jesu, schließlich sah sich der Jesuitengeneral P. Roothan genöthigt, seinen Ordensgenossen überhaupt jede Einmischung in diese Streitfrage zu verbieten.

Wie die Gesellschaft Jesu die ganze geistige Richtung der Kongregation beeinflußt hatte, so sorgte sie auch stets dafür, die *einzelnen Sacré Coeur-Damen in dem Geist und der Frömmigkeit der Gesellschaft Jesu zu schulen und zu erhalten.*

Die geistige Atmosphäre, in der sich M. Barat ständig bewegte und was auch zu Klagen nicht jesuitisch gesinnter katholisch-kirchlicher Würdenträger führte, war die der Jesuiten, das Gleiche war auch bei ihren Genossinnen und Nachfolgerinnen der Fall. Für sie Alle ist der Seelenführer, der das vollkommene Vertrauen der Bräute des hl. Herzens besitzt der in allen Häusern der Gesellschaft des hl. Herzens bekannt ist, geliebt und geachtet wird, der hl. Ignatius von Loyola.

Die Mittel, durch die die Jesuiten ihren Einfluß auf die Herz Jesu-Gesellschaft ausübten, waren und sind ihre Stellung als *Beichtväter der Sacré Coeur-Damen* und die Abhaltung der Exerzitien in den Häusern der Gesellschaft vom hl. Herzen. Auch da darf betont werden, daß einem so bekenntnißmuthigen Kirchenfürsten wie es der Erzbischof Affre von Paris war, es in den 40er Jahren nöthig erschien, den Vätern der Gesellschaft Jesu die geistliche Leitung der Sacré Coeur-Damen wie die Abhaltung von Exerzitien bei ihnen zu verbieten. Wie empfindlich diese Maßregel für M. Barat war, geht aus ihrer Klage hervor. „Diese uns vom Erzbischof angelegten Fesseln sind mir höchst empfindlich gewesen. Man entzieht uns die Jesuiten in der Diözese Paris. . . Wie viel Sorgen wird das im Gefolge haben! Der liebe Gott weiß es, das genügt. Als guter Vater züchtigt er uns, umsomehr müssen wir von seiner Liebe überzeugt sein, er will uns läutern." Die Schritte die M. Barat beim Erzbischof zur Aufhebung dieses Verbots machte blieben erfolglos und die Höhe ihres Schmerzes, der Väter der Gesellschaft Jesu beraubt zu sein, läßt sich aus einem Brief aus dem Jahre 1846 ermessen: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was wir zu leiden haben aber wir wollen nicht klagen, das würde Feigheit sein. Jesus wird nur diejenigen als seine wahren Bräute anerkennen die seine Insignien tragen. Und da wir das Martyrium kaum erhoffen dürfen, so müssen wir durch unsre Seelenleiden die körperlichen Peinen zu ersetzen suchen." Erst Ende 1847 hob der Erzbischof, zur großen Freude der M. Barat, das Verbot auf und überglücklich schreibt sie: „Soeben zeigt mir der hochwürdigste Erzbischof an, daß er uns die Erlaubniß wiedergebe, die geistliche Hülfe der Jesuiten, wenigstens in außergewöhnlichen Fällen zu benutzen. Sie begreifen leicht, wie glücklich wir darüber sind."

Jesuiten und Sacré Coeur-Damen wirkten, wie wir von manchem Arbeitsfeld ihrer Thätigkeit erfahren, immer gemeinsam, sie hatten, wie es in einer Schilderung des zwischen ihnen bestehenden Hülfsverhältnisses heißt, ein Schutz- und Trutzbündniß zur Ehre Gottes miteinander abgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Luftschiff des Grafen Zeppelin.

-r. Der erste Versuch des Grafen Zeppelin hat allenthalben das größte Interesse erregt und eine Fluth vielfach sich widersprechender Zeitungsäußerungen hervorgerufen. Unter diesen Umständen muß es der Allgemeinheit schwer fallen, aus dem Widerstreit berufener und unberufener Meinungen einen annähernd richtigen Niederschlag des Thatsächlichen herauszudestilliren. Zwar sind noch lange nicht genügende Unterlagen für ein abschließendes Urtheil gewonnen, immerhin aber dürfte durch neuerliche Aeußerungen von Fachleuten, wie des Professors Hergesell in der „Kölnischen Zeitung", und durch den von Zeppelin selbst an die Interessenten seines Unternehmens erstatteten Bericht eine solche Klärung der Vorgänge eingetreten sein, daß wir unsern Lesern eine zusammenfassende, wenn auch in Einzelheiten immerhin noch zu berichtigende Darstellung bieten zu können glauben.

Jeder Erfinder großen Stils bedarf neben der schöpferischen Kraft seines Geistes auch einer gewaltigen Energie seines Willens, um die jedem neuen, großen Unternehmen entgegengesetzten Schwierigkeiten, von den Verhältnissen nicht minder als von den Personen aufgerichtet, sieghaft zu überwinden. Auch Zeppelin hat in einer langen Reihe von Jahren solche Widerwärtigkeiten zu kosten bekommen. Zwar mag seine hohe Stellung manches Wegstück geebnet und die werkthätige Unterstützung aus Kreisen gewonnen haben, die sonst in solchen Dingen sich ablehnend verhalten; hingegen steht auch fest, daß gerade die praktischen Luftschiffer in ihrer Mehrheit sich bis zuletzt, also auch dann noch äußerst reservirt zeigten, als — theilweise mit Hülfe ihrer Rathschläge — erhebliche technische Aussetzungen vom Erfinder beseitigt worden waren. Sogar am Schauplatz des Unternehmens konnte man zwei verschiedene Strömungen feststellen: ein gewisser Lokalpatriotismus, zu dem mehrfach auch geschäftliches Interesse trat, wußte der Sache nur die Lichtseiten abzugewinnen und sah selbst über klar zutage getretene und zugestandene Schwächen hinweg, während andrerseits die Berichterstattung mancher Lokalblätter der eigenen politischen Parteistellung gegenüber den die Erfindung unterstützenden Kreisen bis zur völligen Entstellung der Thatsachen Rechnung trug. Auch mag der Aerger über die lange Verzögerung der Auffahrt manchem Berichterstatter die Feder geführt haben, der nicht bedachte, daß Graf Zeppelin doch kaum die Absicht haben konnte, die Auffahrt unter allen Umständen zu wagen, lediglich um den zahlreichen, auf eigene Gefahr zusammengeströmten Inhabern von „Zaunbillets"[1]) ein nervenkitzelndes Schaustück vorzuführen.

Die auf lange Jahre zurückgehenden Bestrebungen des Grafen Zeppelin waren im wesentlichen bereits im Vorjahre zum Abschluß gelangt; sie haben *das größte und vollendetste Luftschiff* gezeitigt, das wir kennen. Es besitzt eine Länge von 128 m, also etwa gleich einem Kriegsschiff (Kreuzer „Fürst Bismarck" ist 120 m lang), einen Durchmesser von 11,6 m und 11,300 cbm Inhalt. Die gediegen ausgeführte

[1]) An das ungebildete Pfeifen des schweizerischen Dampfers, als der Aufstieg nicht, wie geplant, stattfinden konnte, braucht hiebei nur erinnert zu werden.

Aluminium-Gitterkonstruktion des zigarrenförmigen Ballonkörpers stellt eine 24 eckige, nach beiden Enden ogival zugespitzte Säule dar, die durch Querwände in 17 Parallel-Zellen behufs Aufnahme voneinander unabhängiger Gassäcke getheilt ist. (Wir lehnen uns bei diesen Angaben an die Ausführungen des Hauptmanns Mödebeck in der „Kriegstechnischen Zeitschrift“ an.) Durch diese Einrichtung werden Gasbewegungen, z. B. infolge Ventilzugs, auf kurze Räume beschränkt und können daher der Längsstabilität des Fahrzeugs nicht gefährlich werden. Uebrigens brauchte man nur einige der Gassäcke mit Zugventilen zu versehen, deren Leinen in Aluminiumröhren durch den Ballonkörper laufen; alle Säcke sind dagegen mit selbstthätigen Sicherheitsventilen ausgestattet. Die Gassäcke sind aus einem mit „Ballonin“ gedichteten Baumwollzeug gefertigt worden, nachdem das im Vorjahre gelieferte Material sich als undicht erwiesen hatte. Nach außen sind die 17 Einzelballons durch einen leichten Stoffbezug zu einem Ganzen zusammengefaßt, um dem Luftschiff eine glatte, für den Luftabfluß günstige Oberfläche zu geben und die Gassäcke vor den Einflüssen der Strahlung einigermaßen zu schützen; die Ballonspitzen sind gesteift.

Man kann nicht leugnen, daß das Luftschiff — entgegen gehegter und noch kurz vor dem Aufstieg geäußerter Bedenken von Fachleuten — eine bemerkenswerthe Stabilität seiner langen Achse gezeigt hat, auch dann noch, als diese eine leichte Krümmung (etwa 27 cm auf 128 m = 1 : 474) aufwies. Der Fahrtbericht (siehe unten!) zeigt freilich, wodurch ein mehrmals drohendes Ueberschlagen verhindert wurde. Auch genügend „starr“ erwies sich im allgemeinen der Tragkörper, wenngleich unvermeidliche kleine Deformationen die Steuerungsfähigkeit beeinträchtigten. Die Eintheilung in Einzelballons und die Ausgestaltung des Fahrzeugs als „Freiballon“ hat sich vorzüglich bewährt.

Gleichsam als Kiel läuft dicht unter dem Tragkörper und in starrer Verbindung mit ihm eine 104 m lange Galerie mit Laufgang und zwei je 6.2 m langen und 1 m hohen, pontonförmigen Aluminium-Gondeln; jede Gondel trägt einen 325 Kilogramm schweren Daimler-Benzinmotor zu 16 PS. (also 20 kg für 1 PS) mit elektrischer Zündung, der ein über der Gondel außen am Ballonkörper rechts und links angebrachtes vierflügeliges Luftschraubenpaar zu 1.15 m Durchmesser antreibt. Das vorhandene Benzin reicht für 10 Stunden Betrieb aus, das Gewicht des Kühlwassers spielt keine Rolle, da ohnedies ein erheblicher Theil des Ballastes in Form von Wasser mitgeführt wird, denn der sonst übliche Sand ist wegen Gefahr des Verstaubens der Motoren nur mit Vorsicht und nur in nassem Zustande zu verwenden.

Die Gondeln schwammen beim Aufsetzen auf das Wasser vorzüglich und vermittelten glatt den Uebergang des Luftschiffes in ein Wasserfahrzeug; hiebei genügte die durch die Schrauben erzielte Geschwindigkeit, um das Fahrzeug, in völligem Gleichgewicht, noch 1 Kilometer weit auf dem Wasser fortzubewegen. Immerhin konnte nach dem Fahrtbericht selbst noch nicht ermittelt werden, ob die entwickelte Geschwindigkeit genügt; sicher ist nur, daß anfänglich Wind von 5.5 m Stärke in 1 Sekunde leicht überwunden wurde. Die Motoren, ihre Zündung, ihre Drahtseilverbindung mit den Schrauben haben sich bewährt; die Ausgabe des Ballastes soll bei den Proben vor der Fahrt auf Schwierigkeiten gestoßen sein.

Die Steuervorrichtung besteht aus je einem flossenartigen Steuerblatt oben und unten an der vorderen Spitze und je einem rechteckigen Seitensteuer hinten rechts und links vor dem Uebergang des zylindrischen Theils in den ovigalen; die vier Steuer sollten durch lange Drahtseile von der vorderen Gondel aus gleichzeitig in Wirkung gesetzt werden. Die Steuerung scheint sich nicht vollständig bewährt zu haben, ebensowenig — in seiner derzeitigen Anordnung — das Laufgewicht. Dieses besteht aus einem 100 Kilogramm schweren Bleistück, das vermittelst einer Lufthülle schwimmend gemacht und mit einem Drahtseil, auf diesem verschiebbar, an den Fahrzeugsenden etwa 30 m unter dem Ballonkörper aufgehängt ist. Es soll nicht nur dazu dienen, beim Landen eine sofortige wirksame Entlastung des Ballons herbeizuführen, sondern auch durch Verschiebung vor- und rückwärts das Beharren des Fahrzeugs in der wagrechten Lage zu sichern. Ersteres glückte, letzteres gelang nicht, da das Laufgewicht gleich zu Beginn der Fahrt infolge Kurbelbruchs nicht mehr verschiebbar war, und da es überdies durch Zerrung der Ballonwandung an Backbord hinten eine ihrerseits als Steuerfläche wirkende leichte Einbuchtung verursachte, so kam auch die Steuerung derart in Unordnung, daß das Fahrzeug nur mehr links lief. Hier wird vor einem neuen Fahrversuch ganz vorzugsweise die bessernde Hand des Konstrukteurs anzulegen sein, ja es erscheint nicht ausgeschlossen, daß es noch mehrerer praktischer Versuche bedürfen wird, um die vortheilhafteste, theoretisch nicht sicher zu ermittelnde Steuerung ausfindig zu machen.

Das Gewicht des gesammten Fahrzeugs, einschließlich 5 Mann Besatzung, beträgt nach der Berechnung des bauleitenden Ingenieurs, Direktor Kübler, rund 10,000 Kilogramm. Wenn alle Gasbehälter voll gefüllt werden, so bleiben etwa 12—1300 Kilogramm Auftrieb. Der durch Ballast und zum Theil durch reichlicheren Benzinvorrath ausgeglichen werden kann. Thatsächlich ergab sich durch die theilweise Verwendung unreinen Gases und durch die Wärmeabnahme von etwa 10° zwischen Füllung und Auffahrt ein Minderauftrieb von je 300 Kilogramm, der ohne größere Bedeutung war.

Ueber die Kosten des Unternehmens sind bestimmte Angaben nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; eine Million dürfte nicht reichen, kostet doch eine einzige Ballonfüllung mit komprimirtem Wasserstoffgas aus Stahlflaschen mehrere tausend Mark.

Auf die mancherlei Vorbereitungen für die Auffahrt, die Einrichtung der Ballonhalle, die Montirung des Fahrzeugs auf dem Floß u. s. w. kann hier nicht näher eingegangen werden, nur auf zwei Punkte sei hingewiesen.

Mit Recht bestand die Absicht, den ersten Fahrversuch nur dann zu unternehmen, wenn volle Aussicht auf Erfolg gegeben sei. Hierzu durfte die Windgeschwindigkeit nicht mehr als 4 m in der Sekunde betragen und zwar in allen in Betracht kommenden Höhenschichten; ein Fesselballon mit Registrir-Apparaten hatte hierüber Aufschluß zu geben. Ferner mußte sich die Atmosphäre im vertikalen stabilen Gleichgewicht befinden, welche Bedingung auf die frühen Morgen- oder die späten Nachmittagsstunden hinwies.

Der zweite Punkt betrifft die Landung. Daß diese zunächst grundsätzlich auf dem Wasser zu erfolgen hat, gab Veranlassung zu abfälligen Urtheilen hinsichtlich der praktischen Brauchbarkeit des Ballons. Es dürfte aber doch zu berücksichtigen sein, daß auch ein Wasserfahrzeug, ein Schiff, nicht überall landen kann, sondern je größer und komplizirter es gebaut ist, auf desto sorgfältiger eingerichtete Landungsplätze verwiesen ist. Im Uebrigen berechtigt gerade die glatte Wasserlandung zu den besten Hoffnungen für die Zukunft.

Ueber die erste und bis jetzt einzige Fahrt am 2. Juli sind schon ausführliche Berichte bekannt geworden; wir wiederholen daher in Kürze nur folgendes:

Das Luftschiff war zwar am Abend des 1. Juli, dem in Aussicht genommenen Tage, fahrbereit, doch verhinderte der Bewegungszustand der Atmosphäre für diesen Tag einen Aufstieg, erlaubte aber spät Abends noch einige vorbereitende Uebungen. Bei einer Probeausfahrt aus der Halle arbeiteten die Luftschrauben des an das Floß gefesselten Ballons so mächtig, daß sie sogar dem ganzen schweren Körper eine nennenswerthe Eigengeschwindigkeit ertheilten. Auch der Vormittag des 2. Juli bot günstige Aussichten und so wurden erneut alle Vorbereitungen getroffen, wozu auch die Aufstellung von vier Beobachtungsstationen bei Langenargen, Immenstaad, Romanshorn und Rorschach gehörte, die mit Theodolithen alle drei Minuten die Stellung des Fahrzeugs genau festlegen sollten. Um 8 Uhr 3 Minuten abends erhob sich endlich der Ballon „Deutschland“ frei in die Lüfte, mit dem Grafen Zeppelin, dem Freiherrn v. Bassus und Ingenieur Burr in der vorderen Gondel,

dem bekannten Afrikareisenden Eugen Wolff und Maschinist Groß in der hinteren Gondel. Beim Aufstieg soll infolge zu langen Festhaltens zweier hinterer Haltetaue das hintere Ende des Fahrzeugs zurückgeblieben sein, so daß eine erstmalige Verschiebung des Laufgewichts, nach vorne, eintreten mußte; sie gelang. Nun arbeiteten die Schrauben vorwärts und gaben dem Fahrzeug solche Geschwindigkeit, daß es in dem gerade entgegenstehenden 5.5 Metersekunden-Wind leicht vorwärts kam. *Dies war der prächtige Augenblick, da die zahlreich anwesenden Zuschauer eine begeisterte Stimmung erfaßte, weil angesichts des leichten Erfolges Alle wähnten, die ersten Zeugen eines weltbewegenden Ereignisses zu sein.* Aber leider hielt die flotte Fahrt nur wenige Minuten an, denn als das Laufgewicht wieder in die Mittellage gebracht werden sollte, brach seine Kurbel und der Ballon senkte sich bald mit der Spitze nach unten, wozu auch die bereits erwähnte kleine Krümmung seiner Längsachse beigetragen haben mag. Nach Zeppelins Bericht wurde *der nun drohenden Gefahr des Ueberschlagens* durch Stoppen und Rückwärtslaufen der Schrauben zwar begegnet, aber von da ab bestand das ganze Fahren in einem Wechsel von Vor- und Rückwärtsgang der Schrauben. Auch die Steuerung erwies sich zur Ueberwindung unvermeidlicher Nebeneinflüsse nicht genügend, das Fahrzeug konnte sich von der herrschenden Windrichtung zwar noch bis zu 30 Grad (?) losmachen und laut geodätischer Feststellung der Fahrbahn leichte Zickzacks beschreiben, doch können dies auch zufällige Erscheinungen und nichtgewollte Bewegungen gewesen sein, jedenfalls mußte Zeppelin *rasch landen, wenn er sich nicht vom See weg gegen das Land getrieben sehen wollte.* Die Landung selbst gelang ausgezeichnet, um 8 Uhr 20 Minuten schwamm das Fahrzeug tadellos auf dem Wasser, um sich allerdings bald darauf an einem Schiffahrtszeichen eine kleine Havarie zuzuziehen; die Bergung nahm noch mehrere Stunden in Anspruch, ihre Beschreibung ist ohne allgemeines Interesse.

Wir sind am Ende. Da Zeppelin in seinem Fahrtberichte es selbst ausspricht, daß *„durch den ersten Versuch noch nicht ermittelt werden konnte, ob sein Fahrzeug eine für den Gebrauch an einer genügend großen Anzahl der Tage im Jahre ausreichende Geschwindigkeit besitzt“* — als solche müssen 8 m in der Sekunde gefordert werden, welche sodann für 50—60 Proz. der Tage Fahrtmöglichkeit versprechen —, so bleibt nichts übrig, als die ferneren Versuche abzuwarten. Wir müssen nochmals betonen, daß nichts verfehlter wäre, als wenn man nach den nur theilweise erzielten Erfolgen auf Unbrauchbarkeit des Luftschiffs schließen wollte, denn bei der geringen bisherigen Erfahrung können nur auf dem Wege praktischer Versuche Fortschritte erzielt werden. Jeder Fahrversuch, nach welchem das Fahrzeug glücklich wieder landet, bedeutet einen Schritt vorwärts. Umgekehrt allerdings wird man — entsprechendes Wetter vorausgesetzt — aus der Größe der Zwischenräume zwischen den einzelnen Fahrten schließen dürfen, ob jeweils größere oder geringere Störungen zutage getreten sind, ob sie schwer oder leicht zu beseitigen waren. *Nochmals ist aber festzustellen, daß es sich schon beim ersten Versuche um eine, wenn auch nur kurze „Durchschiffung“ der Luft gehandelt hat, im Gegensatz zu den bisherigen „Floßfahrten“, dank deutschem Unternehmungsgeiste und deutscher Thatkraft, und wir rufen dem tapferen Grafen Zeppelin erneut ein kräftiges „Glückauf“ zu!*

Mittheilungen und Nachrichten.

Kuno Francke: *Glimpses of Modern German Culture.* New-York, Dodd, Mead and Co., 1898. 233 S. kl. 8°. — Kuno Francke ist den Lesern der Beilage schon durch seine deutsche Literaturgeschichte „Social Forces in German Literature“ bekannt. Zwar wurde diesem Buche in dem ausführlichen Berichte Fr. v. d. Leyens (Beil. 263, 1897) nicht so uneingeschränktes Lob ertheilt, wie es in mehreren anderen Beurtheilungen bei uns in Deutschland fand, aber seine im ganzen glückliche Anlage und Durchführung und vor allem seine Fähigkeit, selbst eine hohe Kulturaufgabe jenseit des Ozeans zu erfüllen, wurden doch gebührend betont und anerkannt. An die vorliegenden gesammelten Skizzen, die alle schon einzeln in Zeitschriften erschienen waren, darf man von vornherein nicht so hohe Anforderungen stellen, wie an jenes [illegible]ere Buch, und besonders muß man wiederum bedenken, daß sie für das amerikanische Publikum geschrieben sind. Von diesem Standpunkt aus können wir darüber nur das günstigste Urtheil fällen, ohne indeß damit sagen zu wollen, daß nicht auch Deutsche das Buch mit Vergnügen lesen könnten. Francke's glücklicher, leichter Stil, seine volle Vertrautheit mit deutschem Wesen, deutscher Bildung, Literatur, Geschichte und Philosophie, seine frische und lebendige Art der Darstellung erfreuen überall gleichmäßig, gleichviel über welchen Gegenstand er spricht, und deren sind nicht wenige. Allgemeine soziale Verhältnisse behandelt er in zwei Kapiteln, ein Bild aus dem Berliner Gelehrtenleben ist seine Schilderung der Leibniz-Feier in der Akademie 1895, der Kunst gilt eine Skizze über Böcklin, eine liebevolle und begeisterte Charakteristik ist Herman Grimm gewidmet, in die Geschichte der Romantik führt ein Aufsatz über Karoline v. Günderode und Friedrich Creuzer, die andern alle gehören der neuesten Literaturgeschichte an. Von Wildenbruch und Hauptmann, den er mit besonderer Verehrung nennt, von Johanna Ambrosius, Max Halbe und Sudermann handeln sie, von Heinrich Seidel und Peter Rosegger, immer mit geschickter Hervorhebung des Individuellen in ihnen und des typisch Deutschen. Die letzte, umfänglichste Skizze, veranlaßt durch den Tod des Fürsten Bismarck, schildert ganz meisterhaft in großen, treffenden Zügen den gewaltigen Mann als die Verkörperung des Deutschthums, als den treuesten, überzeugtesten Diener des Staates, den es je gegeben, als großen Menschen. — Hoffentlich trägt auch dieses liebenswürdige Buch dazu bei, das Ansehen des deutschen Namens drüben in Amerika zu fördern und die Kenntniß deutschen Wesens und deutscher Bildung in weite Kreise zu tragen. Kuno Francke, der seine Liebe zur Heimath und das Verständniß für sie treu bewahrt hat, ist jedenfalls der geeignete Mann, bei dieser schönen Aufgabe die Vermittelung zu übernehmen.

H. Jantzen.

O. Weise: *Die deutschen Volksstämme und Landschaften.* Mit 26 Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. 16. Bändchen.) Leipzig, Teubner 1900. — Die Aufnahme der vorliegenden Arbeit in diese Sammlung ist im Prinzip freudig zu begrüßen als ein neues Zeichen der Werthschätzung einer wirklichen Heimathkunde. Ob das Werkchen freilich den Vergleich aushält mit *Ratzels* „Deutschland“ oder gar mit *Riehls* „Land und Leuten“, ist mehr als zweifelhaft, der Verfasser wird das auch selbst nicht beanspruchen, zumal es ihm vor allem auf eine Zusammenfassung der Hauptcharakteristika deutschen Volksthums in seinen Stämmen ankam. Das Buch hat daher einen elementaren Charakter. Manchmal möchte man sogar meinen, man habe es mit einem Schulbuch zu thun, mit einem Leitfaden, der alles „Wissenswerthe“ getreulich aufzählt. Schon die äußere Eintheilung in zwei Haupttheile nach Stämmen und Landschaften ist zu schulmäßig-schematisch und zwingt zu unnöthigen Wiederholungen. Gerade die Erkenntniß der Wechselwirkung von Boden und Bewohnern, wie sie Riehl so schön durchgeführt hat, wird dadurch erschwert. Zu schulmäßig ist auch die Mittheilung vieler Thatsachen, die man voraussetzen sollte, sowie die Form, in der sie mitgetheilt werden, z. B. daß Goethe in Frankfurt das Licht der Welt erblickte, daß für Kant „der kategorische Imperativ charakteristisch ist“, daß die erste deutsche Bahn zwischen Nürnberg und Fürth gebaut wurde, Hans Sachs ein Schuhmacher und Poet zugleich

war, Fichte den Idealismus auf seine Fahne schrieb, daß Goethe der begabteste und vielseitigste Dichter der Neuzeit, Boecklin und Thoma geistreiche Männer (!) sind, Peter Vischer ein hervorragender Erzgießer, Adam Krafft ein trefflicher Bildhauer war &c. Durch solche nichtssagenden Beiwörter wird der Werth des Werkchens leider sehr geschmälert, denn nichts ist wahrer Bildung so zuwider wie dieses Umsichwerfen mit Schlagwörtern. Gerade in populären, für eine breite Masse bestimmten Schriften sollte man sich davor besonders ängstlich hüten. Die angeführten Beispiele entdecken uns aber noch einen anderen Mangel: der Verfasser hat vieles in seine Arbeit hineingestopft, was gar nicht hinein gehört, überhaupt mehr Kultur- und Literaturgeschichte geliefert als Volkskunde. So vermißt man unter den Abbildungen ungern Darstellungen von Volkstrachten, während die Reproduktionen nach Bildern von Schwind, L. Richter und Thoma besser weggeblieben wären. Dieses Streben nach übermäßiger Vielseitigkeit wird, so fürchten wir, mehr der Halbbildung als der wahren Bildung zugute kommen. Es gibt dem Buche auch einen unruhigen, flimmernden Schein, der das Auge ermüdet und das Gemüth nicht wärmt. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß man vieles daraus lernen kann, besonders aus den feinen sprachlichen Bemerkungen, die uns den Verfasser des Buches „Unsre Muttersprache" sogleich verrathen, so muß Referent doch gestehen, daß er nach der Lektüre des vorliegenden Buches etwas enttäuscht war und sich nach der stärkenderen Kost Riehl'schen Geistes zurücksehnte. Doch das Verdienst der Anregung bleibt dem Verfasser auch so. K. D.

w. Die „wandernden Bibliotheken" in Nordamerika. Es ist noch nicht lange her, da verfiel der Nordamerikaner Melvil Dewey auf einen eigenartigen Gedanken, um weite und besonders entlegene Volkskreise mit Bildung und Unterhaltung zu versehen. Das Mittel, gedruckte Verzeichnisse zu versenden, war schon zu verbraucht, die vielen Umständlichkeiten, der Zeitverlust, die erhöhten Kosten waren sehr empfindliche Fehler. Vielleicht wird es mehr Erfolg haben, dachte Dewey, wenn ich meine Bücher selbst von Ort zu Ort schicke, wenn meine Leute von Haus zu Haus gehen, Jedem seinen Lesestoff nach seiner Wahl verabreichen und Gelesenes wieder einziehen oder umwechseln. Mit etwa hundert Büchern begann er am 8. Februar 1893, durch die New-York State Library unterstützt, sein Unternehmen. Es glückte vollständig. Nicht nur Privatvereine und Privatunternehmer nahmen sofort seinen Plan auf, sogar einige Staaten der Republik, wie New-York, Michigan, Iowa und Ohio schufen Einrichtungen nach Dewey's Muster, und in kurzer Zeit war die wandernde Bibliothek, die traveling library, zu einem nicht unwesentlichen Faktor der amerikanischen Bildung geworden. Im Jahre 1898, aus dem die letzten Zahlen vorliegen, gab es 1667 Bibliotheken mit 74,058 Bänden, wobei also jede Bibliothek im Durchschnitt etwa 45 Bände enthielt, während man im Jahre 1897 nur 939 fliegende Büchereien mit 47,671 Nummern zählte. Die guten Erfolge, welche die junge Schöpfung in Amerika erzielte, haben schon oft die Frage nahegelegt, ob sich die gleiche Einrichtung nicht auch in Europa bewähren würde, wie denn diese Angelegenheit auf dem letzten italienischen bibliographischen Kongreß zu Genua im Jahre 1699 ernstlich in Erwägung gezogen worden ist. Bis jetzt hat sich die amerikanische Erfindung diesseits des Ozeans noch nicht einzubürgern vermocht, wovon wohl ein Hauptgrund der ist, daß die Leserwelt, mit der Dewey zu rechnen hatte, von der unsrigen vielfach verschieden ist.

T. Die offiziellen Abkürzungen für die Maßeinheiten sind gelegentlich der letzten Sitzung des internationalen Komitees für Maße und Gewichte festgesetzt worden. Da diese Abkürzungen somit zur allgemeinen Einführung bestimmt sind, dürfte es angezeigt sein, eine Zusammenstellung zu geben. Längenmaße: Kilometer km, Meter m, Decimeter dm, Centimeter cm, Millimeter mm, 1 Mikron ($^1/_{1000}$ Millimeter) μ. Flächenmaße: Quadratkilometer km², Hektar ha, Ar a, Quadratmeter m², Quadratdecimeter dm², Quadratcentimeter cm², Quadratmillimeter mm². Raummaße: Kubikmeter m³, 1 Ster (als Holzmaß gleich 1 Kubikmeter) s, Kubikdecimeter dm³, Kubikcentimeter cm³, Kubikmillimeter mm³. Hohlmaße: Hektoliter hl, Dekaliter dal, Liter l, Deciliter dl, Centiliter cl, Milliliter ml, Mikroliter ($^1/_{1000}$ Milliliter) λ. Gewichte: Tonne t, Meterzentner q (nach dem französischen quintal), Kilogramm kg, Gramm g, Decigramm dg, Centigramm cg, Milligramm mg, Mikrogramm ($^1/_{1000}$ Milligramm) γ.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. a) Juni-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse erstattete Hr. Kuhn Bericht über seine Thätigkeit als Delegirter der Akademie zu den Berathungen des Akademie-Kartells in Wien und über die geplante Edition einer Enzyklopädie des Islam durch die internationale Association. Hr. Furtwängler legte der Klasse das Manuskript einer Abhandlung des korrespondirenden Mitgliedes Helbig in Rom „Ueber die homerischen Bestattungsgebräuche" vor, deren Aufnahme in die Sitzungsberichte beschlossen wird. Hr. Lipps referirte über seine in den Sitzungsberichten erscheinende Untersuchung über die psychische Quantität und das psychologische Gesetz der Absorption. Hr. Hirth gab eine vorläufige Anzeige einer Untersuchung über eine chinesische Bearbeitung von Ssanang Ssetsens Geschichte der Ostmongolen. Diese Voranzeige soll nach Beschluß der Klasse baldmöglichst in den Sitzungsberichten erscheinen. Aus Fonds der Klasse erhielt Dr. Scheermann für Herausgabe der orientalischen Biographie einen Zuschuß von 500 M., Dr. H. Bulle zur Herstellung von Zeichnungen für sein Werk über Basen griechischer Statuen einen Beitrag von 300 M. — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Hr. Seeliger eine Abhandlung des Professors Max Wolf in Heidelberg vor: „Ueber Bestimmungen der Lage des Zodiakallichtes und den Gegenschein", welche in den Sitzungsberichten erscheinen wird. Hr. Pringsheim sprach über den „sogenannten zweiten Mittelwerthsatz für endliche Summen und bestimmte Integrale" und wird die Abhandlungen in den Sitzungsberichten erscheinen lassen. Einer Abhandlung des Münchener Privatdozenten Dr. Arthur Korn: „Ueber den sogenannten semidefinitiven Fall in der Theorie der Maxima und der Minima", welche Hr. Pringsheim der Klasse empfahl, wurde gleichfalls die Aufnahme in die Sitzungsberichte gewährt, während Hr. Adolf v. Baeyer seinen Vortrag: „Ueber Auto-Oxydation" anderwärts erscheinen lassen wird. — In der historischen Klasse hielt Hr. v. Reber einen Vortrag: „Die Anfänge des jonischen Stils", der in den Denkschriften gedruckt wird. — b) Juli-Sitzungen. Der Klassensekretär der philosophisch-philologischen Klasse legte im Auftrage der abwesenden Mitglieder v. Wölfflin und Wecklein die von den Verfassern eingereichten Publikationen: Archiv für lateinische Lexikographie, Band XI, Heft 4, und Euripidis fabulae III, 3 (den Orestes enthaltend) vor. Hr. Paul hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: „Die Thidrekssaga und das Nibelungenlied." — In der mathematisch-physikalischen Klasse legte Hr. Lindemann eine Abhandlung des Professors Joseph Schick vor: „Beziehungen zwischen Isogonalzentrik und Invariantentheorie", deren Druck gleich der nächsten von Hrn. Dyck vorgelegten Abhandlung des Privatdozenten Eduard v. Weber: „Ueber die Reduzirbarkeit eines Pfaff'schen Systems auf eine gegebene Zahl von Termen" in den Sitzungsberichten nach Klassenbeschluß erfolgen wird. — In der historischen Klasse sprach Hr. Oberhummer über „Pläne und Ansichten von Konstantinopel". Der Vortrag wird in den Sitzungsberichten gedruckt.

* **Coburg.** Der ehemalige, um das Thüringer Schulwesen verdiente Gymnasialdirektor Oberschulrath Muther ist im Alter von 76 Jahren gestorben.

* **Dresden.** An der hiesigen Technischen Hochschule, und zwar bei der chemischen Abtheilung, fand am 18. Juli die erste Doktor-Ingenieur-Prüfung statt. Sie bestand der Diplom-Ingenieur Ernst Kegel aus Niederhaßlau, Sachsen, mit Auszeichnung.

oem. **Breslau.** Dem Gerichtsassessor Dr. jur. Feodor Kleineidam hierselbst ist auf Grund seiner Habilitationsschrift „Unmöglichkeit und Unvermögen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich" die venia legendi in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ertheilt worden.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 26. Juli. **Nummer 169.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Herzogin von Berry.

I.

Als im Jahre 1830 die Revolution in Frankreich König Karl X. zur Abdankung zwang und den Herzog Louis-Philippe von Orleans, den „Bürgerkönig", auf den Thron erhob, war der Glanz des Hauses Bourbon verblaßt. Der ältere Sohn des vertriebenen Königs, der Herzog von Angoulême, verzichtete gleichfalls auf die Krone, und da er kinderlos war, ging das kaum realisirbare Anrecht auf dieselbe an den Sohn des bereits früher verstorbenen Herzogs von Berry, des jüngeren Bruders des Herzogs von Angoulême, über. Für diesen Knaben Heinrich, den späteren Grafen von Chambord, welcher nie den Thron bestieg, führte seine Mutter, die **Herzogin von Berry**, die Regentschaft — ein vorgebliches Amt, dem jede praktische Bedeutung fehlte; denn Mutter und Sohn übten von ihrem fernen Exile nicht den geringsten Einfluß auf die politischen Ereignisse in Frankreich. Je länger dieser Zustand andauerte, desto schwerer ertrug ihn jedoch die Herzogin, welcher die Ehre des königlichen Hauses mehr am Herzen lag als Karl X. und der übrigen Familie. Während Louis-Philippe seine Stellung als König von Jahr zu Jahr festigte, sah sie mit Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, welcher ihr gestatten würde, zu vollenden, was sie für ihre Lebensaufgabe hielt, und ihren Sohn auf den Thron seiner Väter zu setzen, welchen ein Unberufener, ein Usurpator innehatte. Mit unglaublicher Zähigkeit und Aufopferung setzte sie alles daran, um Heinrich zum König zu machen — aber es war ihr nicht vergönnt, dieses Ziel zu erreichen, und nachdem sie durch ein voreiliges Eingreifen das Gelingen ihrer Pläne endgültig vereitelt hatte, mußte sie sich vom politischen Leben zurückziehen, in dessen Vordergrund sie nur durch wenige Jahre gestanden hatte.

Die interessante Gestalt dieser Frau hat die Aufmerksamkeit der Historiker stets in Anspruch genommen. Die umfangreichste und werthvollste Würdigung, welche ihr in jüngster Zeit zutheil wurde, liegt uns in einem stattlichen Bande von über 450 Seiten vor,[1]) dessen Verfasser, H. Thirria, sich bereits durch ein zweibändiges Werk über Napoleon III. als gründlicher Kenner der in Frage kommenden Epoche bewährt hat. Sein Buch über die Herzogin von Berry wird besonders werthvoll durch eine große Anzahl bisher unpublizirter Briefe, welche darin wortgetreu mitgetheilt sind. Sie zerfallen ihrer Provenienz nach in zwei Gruppen; die eine umfaßt die vertraute, durch 40 Jahre fortgeführte Korrespondenz der Herzogin mit ihrer Jugendfreundin, der Gräfin Susanne v. Meffray; die andere stammt aus einem Dossier der Archives Nationales, welcher sämmtliche, gelegentlich der Gefangennehmung der Herzogin in Nantes saisirte Briefe enthält. Daneben standen dem Verfasser noch viele andere werthvolle Dokumente zur Verfügung. Diese neu erschlossenen, reichhaltigen Quellen gestatten uns einen tiefen Einblick in das mit den Schicksalen ihres Vaterlandes so eng verknüpfte Leben der Herzogin und lichten manches Dunkel, welches bisher über den Ereignissen jener vielbewegten Zeit schwebte.

Marie Karoline von Bourbon, Herzogin von Berry, wurde am 5. November 1798 zu Caserta als die Tochter des Kronprinzen und späteren Königs beider Sizilien, Franz I. und der Erzherzogin Clementine, Tochter des Kaisers Leopold, geboren. Im Alter von drei Jahren verlor sie ihre Mutter, allein die zweite Gattin ihres Vaters, die spanische Infantin Isabella, ließ sie diesen Verlust nie empfinden, obwohl sie sich mit zwölf Stiefgeschwistern, sechs Brüdern und sechs Schwestern, in ihre Liebe theilte. Ueber ihre Erziehung wissen wir verhältnißmäßig wenig. Sie selbst sprach nicht davon, und ihre Briefe scheinen kein besonderes glänzendes Zeugniß für dieselbe abzulegen. Ihr Stil läßt so ziemlich alles zu wünschen übrig, wäre aber immerhin noch erträglich, wenn nicht die Orthographie fast in jeder Zeile auf das gröblichste verletzt würde. Einzelne Briefe machen hiervon allerdings eine Ausnahme und es ist daher wohl anzunehmen, daß jene Umstände in einer angeborenen Nachlässigkeit ihren Grund haben, welche indeß bisweilen einen ungewöhnlich hohen Grad erreichte. Häufig mischte sie das Französische mit dem Italienischen, mit dessen Grammatik sie etwas vertrauter war, und welches sie als die Sprache ihrer Heimath leidenschaftlich liebte.

Ihr Aeußeres ist durch unzählige Portraits bekannt geworden, welche jedoch, nach den Ausführungen ihres jüngsten Biographen, sämmtlich etwas geschmeichelt erscheinen, da ihr bedeutendster Schönheitsfehler darin nicht zum Ausdruck kommt. Sie schielte nämlich auf dem linken Auge, und konnte daher nur mit dem rechten, welches auffallend kurzsichtig war, sehr schlecht und unsicher sehen, weßhalb sie Brillen trug oder sich eines Lorgnons bediente. Die Augäpfel waren ungewöhnlich groß und hervortretend, die Wimpern roth und oft entzündet. Auch ihre Zähne waren nicht regelmäßig. Sie hielt den Mund fast beständig offen, und derselbe soll durchaus nicht klein gewesen sein; wenigstens konnte sie den Fuß ihrer kleinen Tochter Anna ohne Schwierigkeit darin verbergen. Zudem war ihre Unterlippe unverhältnißmäßig groß. Trotzdem konnte man sie nicht häßlich finden. Ein blüthenweißer Teint, reizende Arme, kleine Füße, blondes — in der Jugend fast weißes — Haar, und eine natürliche Grazie, welche ihrem ganzen Wesen etwas ein-

[1]) *H. Thirria:* La Duchesse de Berry (S. A. R. Madame) 1798—1870. Nombreux documents inédits. Un Portrait Paris, librairie Th. J. Plange. 1900.

faches, ungekünsteltes gab, entschädigten für die obenerwähnten Mängel. Von ihrer Ungezwungenheit, welche mit einem gewissen Abschen vor der strengen Etikette des Hofes Hand in Hand ging, berichtet eine Anekdote. Als sie einst den König Karl X. fragte, ob er 10,000 Francs wetten wolle, daß sie am nächsten Tag mit dem Omnibus fahren werde, antwortete jener: „Ich werde mich wohl hüten, meine Liebe, Sie sind närrisch genug, um dies zu thun.“ Ihren Schwager, den Kaiser Don Pedro von Brasilien, nannte sie stets: „Don Perdreau“.

Als Mädchen von 17 Jahren heirathete sie im Juni 1816 zu Paris den zweiten Sohn Karls X. (damals noch Grafen von Artois), den mehr als doppelt so alten Herzog von Berry, welcher 1820 beim Verlassen des Pariser Opernhauses einem Attentat zum Opfer fiel. Ihm schenkte sie im Laufe ihrer vierjährigen Ehe vier Kinder, alle Jahr eines, wie sie überhaupt in der Vermehrung ihrer Familie eine gewisse Regelmäßigkeit an den Tag legte. Nur zwei von diesen Kindern wuchsen heran. Eine Tochter, Louise (genannt Mademoiselle), nachmals Herzogin von Parma, und ein Sohn Heinrich, der spätere Graf von Chambord. Thirria geht über die ersten zehn Jahre ihrer Wittwenschaft (1820—30), welche immerhin wichtige Beiträge zu der Charakteristik der Herzogin ergeben hätten, hinweg und führt den Leser sogleich in die Wirren des bedeutungsvollen Jahres 1830, mit welchem die neu erschlossenen biographischen Dokumente beginnen.

Als Louis Philippe den Thron bestiegen hatte, verließ die Herzogin Frankreich, um sich im Verein mit der königlichen Familie nach England zu begeben, wo diese vor den Verfolgungen der Regierung Schutz fand. Die Vertriebenen wohnten zuerst in dem Schlosse Lulworth in Dorsetshire, später in dem durch die Gefangenschaft Maria Stuarts berühmt gewordenen Schlosse Holyrood in Schottland. Einige Einladungen von Seiten benachbarter Aristokraten konnten die Herzogin die Traurigkeit ihrer Situation nicht vergessen machen. Im Sommer 1831 verließ sie mit Zurücklassung ihrer beiden Kinder England, und reiste unter dem Namen einer Gräfin von Sagana, begleitet von dem Herzog von Blacas und dem Grafen v. Mesnard nach Italien. Sie ließ sich in Massa, im Herzogthum Modena nieder, dessen Herrscher, Franz IV., unter allen Souveränen Europa's allein dem Bürgerkönig Louis Philippe seine Anerkennung verweigert hatte. Von hier begab sie sich im Dezember desselben Jahres auf einen Monat nach Rom, um sich dort heimlich mit einem Jugendfreunde, dem Grafen Hektor Lucchesi-Palli zu vermählen. Kein Wort in ihren vertrauten Briefen verräth uns dieses Geheimniß, von welchem außer dem Jesuitenpater Rozaven, welcher sie traute, Niemand Kenntniß hatte. Ihre Ehe war eine morganatische, wie aus dem über die Trauung aufgenommenen, bloß von den Brautleuten und dem Geistlichen unterzeichneten Protokoll, welches Thirria auf Grund einer authentischen Kopie mittheilt, hervorgeht. Es heißt darin, daß „Gründe der höchsten Wichtigkeit“ der Beiziehung von Zeugen entgegenstanden. Der Graf, damals 25 Jahre alt, und mithin um 8 Jahre jünger als sie, war ein Mann von schöner Erscheinung, liebenswürdigem Charakter und feiner Bildung, und gehörte dem ältesten Adel an. Die Lucchesi-Palli führten ihren Ursprung auf einen jener zwölf Barone zurück, welche Tancred bei der Einnahme Siciliens behülflich waren. Wenn die Herzogin sich mit ihrem Bräutigam insgeheim vermählte, so geschah es ohne Zweifel, weil sie wohl wußte, wie schlecht es um die Durchführung ihrer Pläne und die Thronbesteigung ihres Sohnes bestellt sein würde, wenn man von ihrer Wiedervermählung erführe, und sie hat ihren Scharfblick wohl nie besser bewiesen, als in der Geheimhaltung dieses Bundes. Wie streng sie darauf hielt, daß diese Ehe ihr nichts von ihrem Charakter als Mutter des Prätendenten benommen habe, geht aus der Lebhaftigkeit des Protestes hervor, welchen sie erhob, als sie ihr späterer Hüter Bugeaud einst „Gräfin Lucchesi“ nannte. Andrerseits scheint auch der Graf den Rang seiner Gattin niemals vergessen zu haben. Während sie ihn in wohlwollender Heiterkeit stets den „Pascha“ nennt, behandelt er sie wie eine Souveränin. Dieser komische Gegensatz tritt besonders in den Briefen der Herzogin hervor, welchen er eine kurze Nachschrift beizufügen pflegte. Unzähligemale schließt die Herzogin mit den Worten: „Ich überlasse die Feder dem Pascha“ . . ., und dieser setzt sodann in gemessenem Ton fort: „Ich benutze die mir von Madame freundlichst ertheilte Erlaubniß, um Ihnen mitzutheilen . . .“ Er selbst unterzeichnete in der Regel mit vollem Namen, bisweilen jedoch auch mit seinem Spitznamen Annibal, oder gar „le Pacha“, was dann mit dem Ernst seiner Worte durchaus nicht im Einklang steht. Trotz dieser Gegensätze war die zweite Ehe der Herzogin eine glückliche.

Bald nach ihrer Vermählung hielten es einige Anhänger der legitimistischen Partei für an der Zeit, die Rechte Heinrichs geltend zu machen, und die Herzogin begrüßte mit Freude die von ihr langersehnte Gelegenheit, endlich aus ihrer politischen Unthätigkeit hervorzutreten. Kluge Staatsmänner widerriethen ihr schon damals vor einem verfrühten Eingriff, aber sie hörte nicht auf die warnenden Stimmen. Ja, sogar bevor ihr von Seiten befreundeter Mächte Hülfe geleistet werden könnte, wollte sie das Werk der Wiedereinsetzung der Bourbons vollbringen, sie ganz allein. „Meinen Sohn von Fremden auf den Thron gesetzt zu sehen, ist ein Gedanke, den ich nicht ertragen kann, und ich weiß nicht, ob es mir in diesem Fall nicht lieber wäre, er erlangte ihn nie!“ sagte sie zu ihren Berathern. Einige Zeit später sah sie mit Bedauern ein, daß sie der fremden Hülfe nicht entrathen könne.

Am 25. April 1832 — es war der Unglück verheißende Tag des heiligen Polykarp, was die abergläubische Herzogin nicht wenig beunruhigte — entschloß sie sich, Italien heimlich zu verlassen. Ausgestattet mit einem Kapital von 150,000 Francs, welches ihr ihre Geschwister verschafft hatten, bestieg sie nächtlicherweile ein sardisches Schiff, welches sie in drei Tagen nach Marseille brachte. Hier erließ sie eine Proklamation, in welcher sie die Soldaten in flammenden Worten aufforderte, sich der gerechten Sache anzunehmen. Vergebens versuchten ihre vorsichtigeren Anhänger sie auch jetzt noch von der Heraufbeschwörung eines Aufruhrs abzuhalten. Chateaubriand schrieb ihr noch am 1. Juni: „Die treuen Freunde der Herzogin von Berry haben ihre Meinung seit ihrer ersten Kundgebung nicht geändert. Weit entfernt davon, sind sie in ihrer Ansicht nunmehr fester als je zuvor. Sie halten einen Bürgerkrieg jedoch nicht nur für etwas trauriges und beklagenswerthes, sondern im gegenwärtigen Augenblick sogar für undurchführbar; er würde nur unnützerweise französisches Blut vergießen lassen, ohne Grund Proskriptionen herbeiführen, alle diejenigen, welche bereit schienen, der königlichen Sache näherzutreten, von derselben entfernen und das bestehende Regime in seiner Macht befestigen.“ Andrerseits fehlte es ihr jedoch auch nicht an Ermunterungen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, und sie hatte sich nun einmal vorgenommen zu kämpfen, und

nichts vermochte sie davon abzubringen. Es kam in der Vendée zu einigen Gefechten, aber das Glück war der Herzogin nicht hold. Schließlich mußte sie als Bäuerin verkleidet fliehen, irrte mehrere Wochen lang von Versteck zu Versteck und entging nur wie durch ein Wunder den Nachstellungen der Feinde. Endlich gelangte sie nach Nantes, wo sie in einem Nonnenkloster vorläufige Sicherheit fand.

Während die Herzogin von Gefahr zu Gefahr eilte, beschränkte sich die königliche Familie, an ihrer Spitze Karl X., auf ein müssiges Zusehen aus der Ferne. Der König hatte so schlimme Erfahrungen gemacht, daß er an einen Erfolg ihrer Aktion niemals glauben konnte. So schreibt er ihr einmal: „Ich fühle mich gedrängt, Dir, mein liebes Kind, meine tiefe Beunruhigung über Deine muthvolle aber überflüssige Beharrlichkeit in einer im Prinzip verfehlten Unternehmung auszusprechen, welche für dich ebenso gefährlich, wie für die Sache, welcher wir dienen, unheilbringend ist. . . . Was mich betrifft, so erfülle ich, indem ich so freimüthig zu Dir spreche, nur eine Pflicht, welche mir von meinem Gewissen auferlegt ist. . . ." Wie herzlich dieser Brief gehalten sein mag, so klingt doch in den zarten Vorwürfen des Königs bereits eine leise Abneigung gegen seine Schwiegertochter durch, welche später viel heftigere Formen annehmen sollte. Der zwölfjährige Heinrich, für dessen Rechte all das Blut in der Vendée geflossen war, schreibt dagegen an die Herzogin: „Meine gute Mutter, ich bete täglich für Dich zum Himmel, daß Du den Gefahren, von welchen Du umringt bist, entgehen mögest.... Ich wollte, Du könntest sehen, wie meine Gedanken stets zu einer Mutter hinstreben, welche ich zärtlich liebe. Ich übe mich täglich in den Waffen, und bade jede Woche dreimal im Meer. Man sagt, daß ich schon ziemlich gut reite und gut über den Barren springe." Oder ein andermal: „Meine gute Mutter, ich bin wegen Dir stets sehr geängstigt, denn Du bist immer inmitten der Gefahr. Ich würde lebhaft, lebhaft wünschen, Dich an einem sicheren Orte zu sehen. . . . Ich lese jetzt den Quintus Curtius und bin eben beim Tode des armen Clitus."

Als die Herzogin erkannte, daß ihr Anhang nicht stark genug sei, um den Kampf weiter fortzusetzen, mußte sie, gegen ihre ursprüngliche Absicht, die Hülfe fremder Mächte in Anspruch nehmen. Ihre diesbezügliche, höchst interessante Korrespondenz ist von Thirria vollinhaltlich mitgetheilt, und ist einer der reichhaltigsten Beiträge zur diplomatischen Geschichte Frankreichs, welcher in der letzten Zeit zu verzeichnen ist. Obwohl mit Scharfsinn und Vorsicht gepflogen, führten die Unterhandlungen der Herzogin zu keinem Resultate. Sie setzte sich zuerst mit Holland ins Einvernehmen, dessen König Wilhelm geneigt schien, dem jungen Heinrich zu seinen Rechten zu verhelfen, aber er wagte es nicht, zu den Waffen zu greifen, wenn er nicht des Beistandes von Seiten verschiedener anderer Mächte sicher sein konnte. Auf denselben Standpunkt stellte sich der König von Sardinien, welcher verlangte, daß Holland mit dem Angriff beginne. Auch Portugal wollte nicht zur Offensive übergehen und ebenso sprach der russische Kaiser Nikolaus. Sie Alle waren bereit zu interveniren, wenn sich die Sache der Herzogin günstig gestaltete, anfangen wollte jedoch Niemand, und sie selbst, die ihre Schwäche kannte, auch nicht. Wohl erließ sie nach wie vor aufmunternde Zirkulare, wollte sogar die Handwerker in Korporationen organisiren, damit sie gegen die nationalen Garden kämpfen sollten, aber ihre Lage verschlimmerte sich zusehends. Die Nachforschungen der Polizei nach ihrem Aufenthalte begannen immer gefährlicher zu werden, und Ende Oktober 1832 sah sie ein, daß sie Frankreich verlassen müsse. Nahe daran, freiwillig auf die Weiterverfolgung ihrer Pläne zu verzichten, fiel sie durch Verrath in die Hände ihrer Gegner. Sie hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einem getauften deutschen Juden, Deutz, ihr Vertrauen zu schenken, und dieser lieferte sie für 500,000 Fr. an das Ministerium aus. Ueber ihre Gefangennehmung unterrichtet uns Dr. Menière in seinen Aufzeichnungen. Sie war durch 16 Stunden mit dem Grafen Mesnard, Hrn. v. Gaubourg und Frln. v. Kersabier hinter einem Ofenschirm verborgen, welcher Platz bereits in der Schreckenszeit als Versteck benützt worden war. Sie ergab sich erst angesichts der äußersten Nothwendigkeit, dem Erstickungs- und Verbrennungstod nahe. Zwei Gendarmen hatten nämlich in dem Ofen ein Feuer angezündet, um sich die Nacht über zu erwärmen. „Wir waren dort wirklich auf der Folter," sagte die Herzogin selbst, „endlich wurde der Ofenschirm glühend; mein Kleid fing durch die Berührung mit demselben an verschiedenen Stellen Feuer, und wir waren glücklich, diesen Brand mit unsern Taschentüchern („inbibés de pipi") löschen zu können. Die Situation war in der That eine furchtbare, und man mußte von jeder Zeremonie absehen. A la guerre comme à la guerre!"

Zum Gefängniß bestimmte man der Herzogin die Zitadelle von Blaye, am rechten Ufer der Gironde, wo nun ein trauriges Leben für sie begann.

Wolfgang v. Wurzbach.

Jesuiten und Jesuitinnen.

(La Société du Sacré Coeur.)

Von Leopold Karl Goetz (Passau).

(Fortsetzung.)

III.

Betrachten wir nun nach einzelnen wichtigeren Punkten den Existenzzweck und das Wesen der Herz Jesu-Gesellschaft und zwar auch wieder von dem Gesichtspunkt aus, wie weit dabei in der Gesellschaft und ihrer Wirksamkeit der Geist des Katholizismus zur Geltung kommt, der spezifisch der Geist der Gesellschaft Jesu und ihres Wirkens ist.

Als allgemeinen Ausgangspunkt nehmen wir da die Worte, die in den von P. Varin und P. Druilhet entworfenen Regeln, die der Generalberathung von 1815/1815 vorgelegt und von dieser angenommen wurden, im Eingang enthalten sind: „Die Aufgabe der Gesellschaft besteht darin, das heiligste Herz Jesu zu verherrlichen: deßhalb arbeitet sie zunächst durch Nachahmung der Tugenden, deren Mittelpunkt und Vorbild das göttliche Herz ist, am Heile und an der Vervollkommnung ihrer Glieder; alsdann widmet sie sich, soweit dies Personen des weiblichen Geschlechts möglich, der Heiligung des Nächsten als dem Werke, welches dem Herzen Jesu das theuerste ist. Sie verehrt auch in besonderer Weise das hl. Herz Mariae, welches in allem dem anbetungswürdigen Herzen ihres göttlichen Sohnes so gleichförmig ist."

„La Société du Sacré Coeur" — so umschreibt Stoeger a. a. O. S. 1 in seinem Handbuch für Sacré Coeur-Damen und solche, die es werden wollen, den Ordenszweck — „est un ordre religieux, non seulement consacré au coeur de Jésus, mais aussi fondé par amour pour ce divin coeur, approuvé par le St. Siège et dont le but pour toutes les vierges, que leur vocation appelle dans cet ordre, est de glorifier particulièrement ce très saint coeur, de se sanctifier elles mêmes, de conduire au ciel autant

d'âmes qu'elles le peuvent et de souffrir commes des victimes expiatoires pour tous les outrages fait au Coour de Jésus."

Fassen wir im ganzen den religiösen Geist der Gesellschaft des hl. Herzens Jesu ins Auge, die Stellung, die sie als Theilorganisation der römischen Kirche einnimmt, die Stelle, die sie nach dem Willen ihres Stifters wie thatsächlich in ihrer Wirksamkeit in der inneren Entwicklung des Katholizismus im 19. Jahrhundert einnimmt, so können wir im allgemeinen sagen: sie ist ein Stück jener großen, vom Geist der Gesellschaft Jesu getragenen Reaktion gegen den Katholizismus des 18. Jahrhunderts, insbesondere von dessen zweiten Hälfte, die, von Süden kommend, mit immer mächtigeren Wellen die katholische Kirche des 19. Jahrhunderts überfluthet und in ihren Wogen begraben hat: des Ultramontanismus und Romanismus. Das tritt natürlich vor allem im Mutterland der Gesellschaft des hl. Herzens, in Frankreich, zutage; da waren die Sacré Coour-Damen die Hülfe der Jesuiten in ihrem Bestreben, die nationale und antijesuitische Richtung des Katholizismus, die man unter dem Namen Jansenismus und Gallikanismus zusammenfaßt, gänzlich und vollends auszurotten. Der Gallikanismus, das war die Krankheit der französischen Kirche, gegen die die Jesuiten und auf ihrem Gebiet die Sacré Coeur-Damen ankämpften, das war der Popanz, mit dem sie Angst und Furcht verbreiteten, obschon eine Novizin einmal eingestand, „der Gallikanismus war für uns ein spanisches Dorf". „Kindliche Treuherzigkeit" nennt der römische Autor, der das meldet, die Seelenstimmung der Novizin in ihrer Angst vor dem Gallikanismus; man kann diese Angst sowie die Methode, vor etwas unerklärtem Abscheu einzuflößen, auch anders kräftiger bezeichnen. „Kirchliche Lauheit" ist ein beliebtes ultramontanes Schlagwort, das den Geist des Katholizismus bezeichnen soll, gegen den die Sacré Coeur-Damen als Hülfstruppen der Jesuiten zu arbeiten hatten. Aller Freiheitsdunst, der durch alle Fugen selbst bis in das Innerste der Klöster eindringt, war M. Barat verhaßt, und auf einen Wink, den sie von den Jesuiten erhalten hatte, warnte sie auch ihre Töchter vor den Einflüssen der „hochmüthigen Geister", die der Lehre Lamennais' anhingen.

So war es, um im ultramontanen Jargon der Sacré Coeur-Damen und ihrer Historiographen zu sprechen, ein guter Geist, der sie beseelte, der Geist eines glühenden religiösen Eifers, der Geist des wahren Glaubens, der aller religiösen Lauheit, Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit als einer Beleidigung des hl. Herzens Jesu feindlich gegenüberstand. Er zeigt sich aber neben der eigenen persönlichen Vervollkommnung besonders in dem Streben, für das Heil des Nächsten zu wirken, seine Seele vor religiöser Gleichgültigkeit zu retten, sie dem Herzen Jesu zuzuführen. „Zweck unsrer Genossenschaft ist es," sagt M. Barat in dem erwähnten ersten Entwurf zu einer Regel, den sie dem Bischof von Grenoble vorlegen mußte, „an der eigenen Vervollkommnung und am Seelenheil des Nächsten zu arbeiten." Eine neue christliche Generation mußte damals, nach ultramontaner Anschauung, herangebildet werden; darum mußte es die Aufgabe der Töchter M. Barats sein, „wahre Bräute Christi zu sein und ihm recht viele Herzen zuzuführen", und als den größten Liebesbeweis, den die Sacré Coeur-Damen in Erfüllung ihres Berufes dem göttlichen Heiland geben könnten, bezeichnete M. Barat „Seelen zu retten und sich diesen ganz hinzugeben".

Die größere Ehre Gottes, die Ehre der Kirche, das Heil der Gläubigen, das ist die Devise, unter der die Sacré Coeur-Damen den Kampf für den wahren Glauben führten; bei dieser Arbeit sollten sie, wie M. Barat einer Oberin schrieb — des Herrn Jagdhunde sein.

In diesem Geist war es auch der Stolz M. Barats, bei Zweifeln, die über die Haltung, die in einzelnen Punkten etwa einzunehmen sei, der Anschauung desjenigen Theils der katholischen Geistlichen zu folgen, der Rom am ergebensten war, oder, wie das eine ihrer feurigsten Töchter, M. Galitzin, mit der M. Barat manchen schweren Konflikt durchzukämpfen hatte, einmal ausdrückte, lieber solle die Gesellschaft aufgelöst werden, als daß sie nicht römisch sei. Und einer anderen hervorragenden Mitarbeiterin der M. Barat, der M. Duchesne, die in Amerika eine ausgedehnte Thätigkeit entfaltete, erschien die kleine Kolonie von Sacré Coeur-Damen, mit denen sie ihre Arbeit begann, wie eine geregelte Armee der römischen Kirche. Die absolute Ergebenheit der Sacré Coeur-Gesellschaft gegen den römischen Papst, den Jesus auf Erden, wird in der Ordensgeschichte bei den mancherlei inneren Kämpfen, die die junge Gesellschaft durchzukämpfen hatte, stets besonders betont und gerühmt.

* * *

Das hervorstechendste Merkmal und einer der Hauptzwecke der Herz Jesu-Gesellschaft ist, wie schon ihr Name besagt, die Förderung der Verehrung des hl. Herzens Jesu, und in diesem ihrem obersten Kennzeichen und ersten Ordenszweck zeigen sich die Sacré Coeur-Damen vollends als der weibliche Zweig der Gesellschaft Jesu, die, wie das Aufkommen dieser neuen Devotion das mittelbare Werk des Jesuiten P. La Colombière war, sich die Förderung der Verehrung des hl. Herzens Jesu äußerst angelegen sein ließ und stets sein läßt.

Der erwähnte, von den Jesuitenpatres PP. Varin und Druilhet gefertigte Regelentwurf beginnt mit folgender Einleitung: „Gott, dessen Vorsehung mit unendlicher Weisheit alles zum Wohl der Kirche lenkt, ist ihr immerdar und nach dem Maße ihrer Bedürfnisse zuhülfe gekommen. Aber vorzüglich in unsern Zeiten hat er seine Güte und Freigebigkeit gegen sie bekundet, indem er ihr die unendlichen Gnadenschätze eröffnete, welche das Herz seines Sohnes in sich schließt. Dadurch wollte er nicht allein erreichen, daß dies göttliche Herz verehrt, geliebt und angebetet werde, sondern er wollte auch das Licht des Glaubens, das hl. Feuer der Liebe, welches die Gottlosigkeit auszulöschen sich bestrebte, in den Herzen der Menschen aufs neue entzünden."

„Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu, trägt zu deutlich die Kennzeichen ihres göttlichen Ursprungs, als daß wir den Finger Gottes in ihr mißkennen dürften. Die Schnelligkeit, mit der sie sich in der ganzen Christenheit ausbreitete, der Zudrang der Gläubigen zu ihren frommen Uebungen, der Eifer der Päpste und Bischöfe, ihre weitere Entfaltung zu fördern, die Früchte der Heiligung, welche durch sie auf der ganzen Erde hervorgerufen wurden; endlich die Natur dieser Andacht selbst, welche sie so geeignet macht, das Herz der Sünder zu rühren und die Gerechten in ihrem Eifer neu zu beleben: sind das nicht ebensoviel Beweise dafür, daß die Andacht dem Herrn wohlgefällt und er selbst es ist, welcher sie ins Leben gerufen hat?"

„Um in seine so klaren Absichten einzugehen, hat diese kleine Genossenschaft, die unter der Gutheißung der Bischöfe und mit dem Wunsche und in der Hoffnung zusammengetreten ist, auch die feierliche Bestätigung des hl. Stuhles zu erlangen, sich dem göttlichen Herzen Jesu und der Förderung seiner Ehre geweiht."

M. Barat erklärte schon früher ihren Genossinnen bei der Vorbereitung auf die Erneuerung ihrer Gelübde „wie sie dazu bestimmt seien in diesem traurigen Jahrhundert die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu neu anzufachen;

der Herr habe dieselbe für die letzten glaubenslosen Zeiten geoffenbart, und es sei Ehrensache und Pflicht der Mitglieder der Gesellschaft, für das Herz Jesu zu leben, zu leiden und zu sterben". Und zwar findet der Jesuit Stoeger in seiner erwähnten Schrift (S. 75) da er von dem Opfer das die Herz Jesu-Damen gleich allen anderen Ordensdamen und doch im Unterschied von ihnen bringen: Le caractère propre du sacrifice offert par l'épouse du Sacré coeur consiste en ce qu'il a principalement pour but direct de glorifier le divin Coeur de Jésus et d'être tout à la fois une réparation et une expiation pour toutes les offenses et tous les outrages fait au bon Jésus dans le très saint sacrement." Wo sie hinkamen, brachten die Sacré Coeur-Damen die Herz Jesu-Verehrung mit, führten sie ein und förderten sie, und Leo XII. selbst hatte der M. Duchesne und ihren Töchtern in Amerika durch Missionäre den Auftrag überbringen lassen: „Saget ihnen, daß sie namentlich die Verehrung des Herzens Jesu in der neuen Welt verbreiten sollen."

Es ist gerade in der Art dieser Verehrung und ihres Gegenstandes, des leiblichen Herzens Jesu begründet, daß sie oft zu einer Vermaterialisirung der Frömmigkeit, zu einer sinnlichen Verdichtung des Gebetelebens führt. Von anderen später anzuführenden Proben dieser spezifisch jesuitischen Frömmigkeit abgesehen, ist es um die Auswüchse und Begriffsverwirrungen, zu denen sie führen kann, klarzulegen, genügend, eine Stelle aus einem Briefe der M. Barat vom Jahre 1851 selbst anzuführen; sie sagt: „Ohne Unterlaß müssen wir zum göttlichen Herzen Jesu unsre Zuflucht nehmen: es ist unser Lebensquell. Die Andacht zu diesem liebenswürdigen Herzen sollte unsre einzige Leidenschaft sein, jede andere Andacht ihr nachstehen. Weist nicht alles, was uns umgibt, auf das Herz Jesu hin? Scheint es nicht, als ob die allerheiligste Dreifaltigkeit in diesen unseligen Zeiten nur durch das hochheilige Herz Jesu besänftigen lassen, als ob sie die Menschheit nur in ihm retten und segnen wolle? Nur durch das heiligste Herz Jesu, zweifeln Sie nicht daran, geliebte Mütter und Schwestern, werden Sie die Seele für die Frömmigkeit gewinnen."

So hat man römischerseits ganz mit Recht als den eigentlichen Zweck der Gesellschaft des Herzens Jesu die Förderung der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu, als der von Gott verliehenen Gegenwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben und die Gesellschaft selbst geradezu als die Verkörperung der unsrer Zeit vorbehaltenen Devotion zum göttlichen Herzen Jesu bezeichnet.

Neben der Herz Jesu-Verehrung erfreute sich auch die Herz Mariä-Verehrung, in der gleichen Weise wie die Jesuiten sie pflegten und verbreiteten, der eifrigsten Förderung durch die Sacré Coeur-Damen. Die schon erwähnten Regeln beginnen mit der Ueberschrift: „Im Namen und zur Ehre des heiligsten Herzen Jesu und Mariä" und nachdem die Verehrung der Gesellschaft für das hl. Herz Jesu die oben wiedergegebene Begründung erfahren hat, heißt es weiter: „Sie (die Gesellschaft) verehrt auch in besonderer Weise das hl. Herz Mariä, welches in allem dem anbetungswürdigen Herzen ihres göttlichen Sohnes so gleichförmig ist." Als Pius IX. am 8. Dezember 1854 zur praktischen Probe seiner Unfehlbarkeit und als Vorspiel zum Vatikanischen Konzil des Jahres 1870 das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä proklamirte, äußerte M. Barat darüber ihre besondere Befriedigung: „Hoffen wir, daß mit der dogmatischen Erklärung der unbefleckten Empfängniß bessere Zeiten für uns anbrechen werden" und sie weihte in besonderem, feierlichen Akte ihre ganze Gesellschaft der unbefleckten Jungfrau. So konnte nach dem im Jahre 1865 erfolgten Tode der M. Barat in einer Lobrede auf sie mit Recht von ihr gesagt werden: „Der Urquell aus dem sie alle Kraft und Erfolg schöpfte, ist das göttliche Herz Jesu. Die Verbreitung der Kenntniß und Liebe dieses heiligsten Herzens und des unbefleckten Herzens Mariä sollte die Erneuerung des echt christlichen Geistes in den Familien anbahnen."

Auch die anderen Uebungen der Frömmigkeit, die M. Barat und ihre Töchter praktiziren, entsprechen diesem geschilderten geistigen Niveau. In erster Linie ist da die besonders von den Jesuiten gepflegte Sitte der häufigen Kommunion zu erwähnen. Ganz abgesehen von täglichen oft vielstündigen Besuchungen des allerheiligsten Altarsakraments ging M. Barat täglich, in ihren letzten Lebensjahren alle zwei Tage zur Beichte und täglich zur Kommunion. Ihre Töchter eiferten ihr natürlich nach und manchmal klagen sie beweglich, daß sie durch die Ungunst der Verhältnisse die tägliche Kommunion entbehren müssen.

Die frommen Praktiken der M. Barat, die jedenfalls auch darin als Muster für die ganze Genossenschaft galt, hatten aber zuweilen einen derb sinnlichen Anstrich. So erhielt sie gewöhnlich zu Weihnachten und behielt bis zum Feste Mariä Reinigung ein kleines Jesukindchen von Wachs auf ihrem Zimmer. Dasselbe überhäufte sie mit Liebkosungen, nahm es auf ihren Schoß, betete vor ihm, drückte es an ihr Herz und nannte das unscheinbare Bild unsres Erlösers ihr „Alles" ihren „Schatz". Anderswo heißt es: „oftmals küßte sie die Füße einer kleinen Muttergottesstatue, welche P. Druilhet ihr einst geschenkt hatte; abends machte sie vermittelst der Hände dieser kleinen Madonna ein Kreuz auf ihre Stirn, um ihren Muttersegen zu empfangen." Zu ihrer Schwester sagte sie einmal: „Man hat mir voriges Jahr verboten, die Füße des Jesukindchens in der Kapelle zu küssen, aus Furcht ich möchte es verderben; das war grausam! Aber jetzt ist mir's einerlei; ich habe ein Jesukindchen in meinem Zimmer, das kann ich küssen, so oft mir's gefällt."

Ihre Gottes- und Jesuliebe führte sie — gelinde gesagt — manchmal zu doch recht bedenklichen Exaltirtheiten: „Eines Abends trat sie plötzlich und wie außer sich vor innerer Bewegung in das Arbeitszimmer: „Verworfen sei, ja verworfen, wer unsern Herrn Jesus Christus nicht liebt!" so wiederholte sie mehreremale mit erhobener Stimme und setzte sich dann nieder, um Athem zu schöpfen. Die guten Schwestern wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. „Wie", fährt die Mutter fort, „Niemand von Ihnen antwortet mir? Leider, leider, Jesus ist nicht geliebt." Einen hohen Grad von Geistlosigkeit und Abgeschmacktheit beweist es doch auch, wenn sie, die Generaloberin, eine Kuhmagd bezw. eine dienende Laienschwester, die die Kühe besorgt, fragt: „Wollen Sie mit mir tauschen? Es will mir bedünken, als ob ich in Ihrem Amte immer in der Nähe Gottes wandeln könnte, o wie glücklich wäre ich doch." Man darf an dem wirklichen, festen Willen zu einem solchen Tausch etwas zweifeln.

Einen ebenso gekünstelten Eindruck macht die Uebung ihrer Frömmigkeit, wenn sie die Laienschwestern um eine Gnade bittet und als diese sie blindlings versprechen fortfährt: „wohlan, so bitte ich Sie um die Gnade, Ihnen Allen die Füße küssen zu dürfen, aber hüten sie sich, davon zu reden." Diese Uebung christlicher Demuth trägt doch einen recht unnatürlich gesuchten äußeren Charakter. Durch ihre ganze Frömmigkeit zieht sich ein süßliches Spielen mit dem Leiden Christi und seiner Nachahmung durch, es ist nichts anderes als ein Kokettiren mit Leid und Kreuz, wenn sie wiederholt die Erfolge der Gesellschaft, die Ausdehnung der Wirksamkeit, die Gründung neuer Häuser, die Achtung, die die Gesellschaft genießt, als bittere Leiden, die sie um Christi willen tragen müssen, hinstellt.

Welche Früchte solche religiöse Erziehung bei Kindern

und bei geistig Unselbständigen zeitigt, wenn bei solchen Formen der Gottesverehrung überhaupt noch von Geist und seiner Selbständigkeit geredet werden kann, läßt sich denken. Auch da mögen einige Beispiele genügen, um das Krankhafte, Ungesunde dieser Devotion zu erweisen. Ein Kind von zehn Jahren küßt ehrerbietig den Saum des Gewandes einer Sacré Coeur-Dame, als diese aus der Messe kommt und auf die Frage „was thust du da?“ antwortet es, „Mutter, Sie haben soeben die heilige Kommunion empfangen“. Und anderswo erzählt eine Mutter, daß es bei Personen, deren Seelen ein übernatürliches Leben führten, zweimal vorkam, daß bei Spendung der hl. Kommunion die Hostie den Händen des Priesters entglitt und sich von selbst auf die Lippen der Kommunikanten niederließ.

Gioberti charakterisirt diese Art Frömmigkeit, wie sie die der geistigen Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu unterstellten Sacré Coeur-Damen pflegten, ganz treffend als eine Leidenschaft, die Religion zu einer Konditorbude zu machen.

* * *

Bei aller Süßelei einer sinnlich-mechanischen Frömmigkeit und einer stark vermaterialisirten Bigotterie besaß M. Barat, bezw. ihre geistigen Leiter, doch wiederum einen eminenten Scharfblick für die Erfordernisse des praktischen Lebens.

Die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu treffen auch für die Körperpflege bestimmte Anordnungen, sie empfehlen maßhaltende Sorge, um Gesundheit und Kräfte für den Dienst Gottes zu bewahren. Die Abtödtung darf darum nicht in dem Maß ausgeführt werden, daß das mangle, wodurch die Natur ernährt und erhalten wird. Körperliche Uebungen sind gut auch für geistliche Arbeiter. Dagegen wird verboten unmäßige Kasteiung oder maßloses Gebahren in Nachtwachen, Entbehrungen und anderen körperlichen Büßungen.

Dementsprechend heißt es in der Sacré Coeur-Regel, „in der Gesellschaft ist eine gemeinsame Lebensweise eingeführt, welche sich durch größere Strengheiten von der gewöhnlichen nicht unterscheidet, die Nahrung soll kräftig und hinreichend sein, die Erholungszeit von allen eingehalten und die Dauer des Schlafs auf sieben und eine halbe Stunde bemessen werden“.

In der gleichen Weise sprach sich über diese Dinge M. Barat aus, von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß ihre Töchter zu praktischer Wirksamkeit für das Seelenheil des Nächsten mehr als zu beschaulicher Thätigkeit bestimmt seien. „Der liebe Gott will“ schreibt sie einmal „daß wir uns in vernünftiger Weise schonen. Leider sind die Heiligen unsres Jahrhunderts von denen früherer Zeiten sehr verschieden. Die kräftigen Konstitutionen von ehemals konnten schon eher eine Menge von Bußwerken ertragen, wir Spätgeborene sind, wenigstens was den Körper betrifft, fast das Gegentheil von unsern Vorfahren. Da jedoch der Urheber aller Heiligkeit immer in gleicher Weise und im nämlichen Geiste wirkt, so müssen wir auf der einen Seite zu ersetzen suchen, was uns auf der anderen abgeht, wir müssen doppelt demüthig, sanft, gelassen und geduldig sein. Unsre Vorgänger haben die Heiligkeit im großen eingehandelt, uns Nachkömmlingen bleibt nur der Kleinhandel.“ „Wenn Sie so unermüdlich an Ihrem Seelenheil arbeiten“ schreibt sie ein andermal so suchen Sie auch, meine gute Tochter, Ihrer Gesundheit ein wenig aufzuhelfen; ich bin verpflichtet, Ihnen wie der Engel dem Elias zu sagen: Steh auf und iß, denn du hast noch einen weiten Weg.“

Wenn aber auch Niemand ohne Erlaubniß außergewöhnliche Bußübungen verrichten darf — sagt die Regel — so ist es dennoch löblich, mit Einwilligung der Oberin sich solchen zu unterziehen, ihr sind die Pflichten, die Gesundheit und Körperkräfte einer jeden Ordensfrau bekannt, und sie wird nur dasjenige erlauben, was zu deren geistlichem Wohl förderlich ist und ohne Nachtheil für ihre sonstigen Verpflichtungen geschehen kann. Auch diese Bestimmung hat ihr Vorbild in den Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, nach denen der Jesuit seinem Beichtvater zu offenbaren hat, was er von äußerlichen Büßungen u. dergl. ausübt, worauf dann der Beichtvater, wenn er meint, sein Beichtkind gehe darin zu weit, ihn an den Superior schicken muß.

Das Wesentliche an diesen einander entsprechenden Bestimmungen der Jesuiten- und der Sacré Coeur-Regel liegt eben darin, daß beide nicht in äußerlichen Bußwerken, sondern in anderen innerlichen Dingen die Festigkeit und die Kraft der Gesellschaft sehen. M. Barat hat diesem Gedanken einen treffenden Ausdruck verliehen, da sie schreibt: „Blindlings stürzt man sich auf blutige Kasteiungen, lange Nachtwachen, während doch die treue Beobachtung des Stillschweigens, der Sittsamkeit, des Gehorsams gegenüber den scheinbar geringen Vorschriften des klösterlichen Lebens beständigen und immer neuen Kampf von uns erheischt.“ In allen solchen Einfällen einer übel verstandenen Vollkommenheit, die vom gewöhnlichen Wege abirrt, sah sie viel Täuschung, um nicht mehr zu sagen.

* * *

Umsomehr Gewicht legte sie auf die Ausbildung bestimmter anderer Standestugenden und entsprechend der gewissen geistigen Verwandtschaft zwischen der Gesellschaft Jesu und der des hl. Herzens nimmt unter diesen Standestugenden die oberste Stelle der Gehorsam ein, der so weit geht, daß die Schwester — wie die Regel sagt — lernt, sich mit Bereitwilligkeit, Einfalt, Liebe und Freudigkeit in allem zu unterwerfen, und ihr eigenes Urtheil und den eigenen Willen zum Opfer zu bringen, so daß sie sich schließlich leiten und führen läßt wie der Stock in der Hand des Greises. La courageuse vierge — sagt Staeger S. 78 — immole aussi sa raison. Elle soumet son jugement, pour tout ce qui n'est pas un péché, au jugement d'une autre sœur, qui peut-être est plus jeune, moins instruite et beaucoup moins vertueuse qu'elle. Comme elle reconnaît la personne de Jésus-Christ en chacune de ses supérieures elle ne les écoute pas seulement avec la docilité d'une enfant pleine d'affection pour sa mère, mais elle offre sa raison comme un nouveau sacrifice. C'est d'après la mesure de sa foi qu'il lui est plus ou moins facile de renoncer à soi-même et de soumettre sa raison, sujette à s'égarer, à un jugement qu'elle peut adopter en toute confiance, comme si Jésus-Christ en personne lui avait exprimé sa volonté. „Seien Sie gehorsam bis zur Thorheit“ schrieb M. Barat „das ist der Nagel, durch welchen Sie sich ans Kreuz schlagen lassen müssen. Der Gehorsam wird Sie sicherer als jedes andere Band mit Christus vereinigen.“

M. Barat selbst äußerte sich auch recht zufrieden über den Geist des Gehorsams, der in ihrer Gesellschaft herrschte. „Der Gehorsam und die Gefügigkeit unsrer Schwestern“ sagt sie — „setzt mich immer in Erstaunen, ich fühle recht wohl, daß eine höhere Hand und nicht die meinige sie alle leitet.“ „Wie ein Ball“, sprach sie von ihren Töchtern „den ich von einem Pol zum andern werfen kann, so sind sie in meiner Hand.“ „Ich habe darüber nachgedacht,“ meinte sie ein andermal, „warum wohl alle unsre Schwestern eines so sanften, ruhigen Todes sterben? Gewiß, wir sind

recht elend und armselig; aber es herrscht doch in der Gesellschaft ein so wunderbarer Gehorsam, soviel Unterwürfigkeit und Opfergeist, daß dadurch vor Gott viele Fehler gesühnt werden. Ich selbst bin oftmals darüber voll Staunen und Bewunderung. Ein Wort, ein Federstrich — und nicht eine, sondern fünf, zehn Schwestern verlassen sofort alles, ohne auch nur ein „warum“ zu haben.“

Die Ausbildung der Schwestern im unbedingten Gehorsam wird einmal gestützt durch die Theorie, daß die Oberin die Stelle Christi für die Schwester vertritt und mit Christi Autorität den Untergebenen ihren Willen kund gibt. Dann aber auch sehr durch die der Organisation der Gesellschaft Jesu nachgebildete Verfassung der Gesellschaft des hl. Herzens mit einer mit großen Befugnissen ausgestatteten Generaloberin an der Spitze, der viele wechselnde und jederzeit entfernbare hierarchische Zwischenstufen zur Verfügung stehen. Als ein drittes Moment kommt hinzu, daß nach jesuitischem Vorbild die gegenseitige Denunziation unter den Sacré Coeur-Schwestern förmlich sanktionirt wurde durch die Bestimmung der Regel, daß die Schwestern mit der Generaloberin in unmittelbaren Briefwechsel treten durften. Die Geschichte der Sacré Coeur-Damen liefert uns manches Beispiel von den Kämpfen, die sich aus solchen Denunziationen entspannen, bei denen die frommen Schwestern manchmal selbst nicht vor Unterschlagung ganzer Korrespondenzen zurückschrecken. Und Denunziationen, Beschuldigungen der Oberin bei der Generaloberin blieben solche Briefe, auch wenn darin in den üblichen stereotypen Phrasen von der Denunzirten als der demüthigen Dienerin Gottes geredet wurde und die Bosheit sich in ein frommes Gewand heuchlerisch verhüllte. Wurde durch solche Denunziation und den direkten Verkehr der Gehorsam der einzelnen Schwester gegen die Generaloberin vermehrt, so wurde eben dadurch auch oft die Autorität der Lokaloberin unterbunden und nicht respektirt. Die Geschichte der Sacré Coeur-Damen bietet uns auch dafür Fälle, wie mit gewissem kalten Hohn, auf Grund ihrer „zarten Anhänglichkeit“ an die Generaloberin die Lokaloberin sich um die Willensmeinung der ihr vorgesetzten Provinzoberin nicht kümmert und das auch ruhig der Generaloberin zu verstehen gibt.

Hand in Hand mit der Uebung des Gehorsams ging die Bildung der **Demuth**. Die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu sagen, wenn bei Einem etwa Hang zum Stolz bemerkt werde, so sollen ihm niedrige, für seine Demüthigung passend und nützlich erscheinende Dienstleistungen auferlegt werden, etwa Handreichungen in der Küche, bei denen er sich dem geringsten Diener gegenüber vollkommen unterthänig zu erweisen habe. Ganz in diesem Geist schreibt M. Barat einer Novizenmeisterin: „Ueben Sie die Novizinnen fleißig in der Verleugnung des eigenen Willens, verwenden Sie dieselben, soweit es ihre Gesundheit und die körperlichen Kräfte gestatten, zu niedrigen, demüthigenden Arbeiten so lange sie noch Widerstreben zeigen, sind sie keine Ordensfrauen.“ So erzählt uns die Geschichte der Gesellschaft, daß Besucher einst eine Postulantin aus vornehmer Gesellschaft antrafen, wie sie noch in ihren eleganten Kleidern, einen Stock in der Hand, Schweine hütete.

Allerdings können diese Uebungen des Gehorsams und der Demuth auch in lächerliche Spielereien ausarten. Man wird es doch kaum anders bezeichnen können, wenn man liest, M. Barat sei einmal in Rom erst dann von längerer Krankheit genesen, als Kardinal Lambruschini sie besuchte und ihr **ausdrücklich befahl**, sich von Gott durch Mariens Fürbitte die Wiedererlangung der Gesundheit zu erbitten, was M. Barat auch folgsam that. Es ist dieselbe Spielerei mit Tugendübungen, die an sich sehr gut sind, die wir aber schon auf dem Gebiet religiösen Fühlens getroffen haben, wir begegnen ihr anderswo wieder als Armuthsspielerei, der zuliebe M. Barat z. B. gern nur abgenützte und geflickte Kleider getragen hätte u. dgl.

Neben dieser Uebung der Demuth treffen wir aber doch auch bei M. Barat und ihren Töchtern einen ziemlichen Hochmuth auf die Gesellschaft des hl. Herzens, den Ordenshochmuth, der auch den Vätern der Gesellschaft Jesu vorgeworfen wird. Mochte M. Barat auch ihre Genossenschaft die „kleine geringe Gesellschaft“ nennen, ihre Töchter sahen sie doch an als das Vestibül des Paradieses. M. Barat selbst zeigte diesen Ordensstolz, wenn sie sagte: „Andere religiöse Genossenschaften hatten ihren Stifter, ihre Stifterin, unsre Gesellschaft unterscheidet sich dadurch von ihnen Allen, daß ihr beides abgeht. Ihr einziger Stifter ist das hochheilige Herz Jesu. Es hat sich zwar gewürdigt, ein Werkzeug zu gebrauchen, aber wie gering ist es, wie elend! Ein Nichts ist es.“ Wie sie sich nur als Werkzeug des hl. Herzens Jesu betrachtete, so gab sie auch wohl ihre Befehle, die sie auf Erleuchtungen während des Gebetes zurückführte, mit den Worten: „Unser lieber Gott will es so“, und damit gab sie ja eigentlich nur der Theorie Ausdruck, daß der Wille der Oberen wie der Wille Christi anzusehen sei. Andrerseits hinderte alle Uebung der Demuth und alle Verdemüthigungen weder M. Barat noch ihre Oberinnen ihre Maßregeln energisch durchzuführen, sich Unterwerfung zu erzwingen, vor allem gegen die mindeste Abweichung vom Geist der Gesellschaft unbeugsam aufzutreten und jede Neigung der Selbständigkeit zu ersticken. Auch dafür bietet die Ordensgeschichte Beispiele, daß mit äußerem und äußerlichem Demuthspielen sich wohl Starrsinn und Herrschsucht vereinigen ließen.

Bei der Betrachtung dieser Seite des Wesens der Gesellschaft vom hl. Herzen Jesu denkt man unwillkürlich an das Wort Gioberti's: Der Jesuit ist demüthig bis zur Niederträchtigkeit und stolz bis zur Arroganz.

Noch für einen weiteren Punkt sei die gewisse geistige Verwandtschaft der Sacré Coeur-Damen mit den Vätern der Gesellschaft Jesu betont. Es ist den letzteren von alten und neuen Gegnern zum Vorwurf gemacht worden, daß mit dem Eintritt in die Gesellschaft Jesu der **echte Jesuit von allen anderen irdischen Banden losgelöst** sein muß, daß Vaterland, Freundschaft, Familie, alles zurücktreten muß vor der Gesellschaft, daß sein ganzes Sinnen auf diese gerichtet, seine ganze Liebe ihr gewidmet sein soll. „Der Jesuitismus,“ sagt Gioberti, „zerreißt oder schwächt die Bande des Menschen mit der Familie, dem Vaterlande, der Kirche, dem Menschengeschlecht.“ Das Gleiche wird von den Sacré Coeur-Damen verlangt. Was an mancherlei Ermahnungen in dieser Hinsicht und von vereinzelten Ausführungen über diese Losschälung der Töchter des hl. Herzens zerstreut da und dort sich findet, hat Stoeger (S. 48) gut in den Worten zusammengefaßt: „Le caeur de l'heureuse épouse de Jesus s'est comme dilaté. Elle n'est plus attachée à un pays, à une ville, à une maison, à une famille, son désir fervent de travailler pour la gloire de Dieu et le salut des hommes embrasse le monde entier.“ „Ueberlassen Sie sich“, schreibt M. Barat, „dem lieben Gott ohne Rückhalt, ohne Theilung, mögen Sie dann in Paris oder in Konstantinopel verwendet werden, liebe Tochter, es wird Ihnen alles gleich sein; denn Sie werden Ihren Herrn und Heiland überall finden und mit ihm Seelen, welche er durch sein kostbares Blut erlöst hat. Eine Ordensfrau vom hl. Herzen soll kein anderes Vaterland kennen als den Himmel und das ganze weite Erdenrund.“

Eine Mischung von Frömmigkeit und Weltklugheit, von Askese und Weltlichkeit, von Mystizismus und nüchterner Verstandesberechnung ist nach dem Urtheil kompetenter

Kenner der Gesellschaft Jesu die geistige Signatur des hl. Ignatius und seines Ordens. Die gewisse geistige Verwandtschaft M. Barats mit dem hl. Ignatius erkennt auch in diesem Punkt ihr Biograph Baunard an, da er sagt (Leben d. M. Barat I, 126): „Sie besaß in merkwürdiger Weise jenen gesunden praktischen Sinn, den nach dem Worte des hl. Ignatius weder Genie noch selbst Tugend zu ersetzen vermögen: Viel Klugheit und mittelmäßige Tugend ist besser als viel Tugend ohne Klugheit."

Klugheit und Tugend ist auch das Merkmal, das das charakteristische Wesen der Sacré Coeur-Damen bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen und Nachrichten.

Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Von Hermann Oeser. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage. Basel, Verlag von R. Reich, vormals C. Detloffs Buchhandlung 1899. — Ein nachdenkliches Buch für nachdenkliche Leute! In der Form von Aufzeichnungen aus dem Archiv des Vereins „Kassandra, zum innigen Mitgefühl", der 1795 in einer kleinen deutschen Stadt gegründet worden war, werden dem Leser allerhand sinnige Betrachtungen über die mannichfachsten Gegenstände, zumal ethischer und religiöser Art, geboten, die in knappster Form eine große Gedankenfülle bergen und zum selbständigen Weiterspinnen der angefangenen Gedankengänge geradezu auffordern. Vorherrschend ist ein ernst religiöser Zug, der aber nichts vom Dogmatischen und Konfessionellen, vom Kirchlichen kaum etwas an sich hat, sondern nur auf die fromme Grundstimmung an sich geht, der mit großem Nachdruck auch auf das hinweist, was nicht im Neuen Testament steht, um zu zeigen, wie leicht es ein Christ habe, wie vieles er nicht thun und nicht wissen müsse.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

* **Neue Papyrus-Publikationen.** Im Jahre 1898 gaben die jungen englischen Philologen Grenfell und Hunt den ersten Band der umfangreichen Papyrus-Sammlung heraus, die sie aus Oxyrynchos nach England gebracht hatten. Nachdem dann im vorigen Jahre der zweite Band gefolgt war, ist diese große Fundmasse durch die sehr reiche Beute vermehrt worden, welche die beiden Gelehrten im Winter 1898—1899 in Euhemeria machten. Und nicht genug damit, haben dieselben im letzten Winter wiederum reiche Papyrusschätze, meist in Form von Papyrusmumien, bei dem heutigen Fayum gehoben. Die Herausgabe der Oxyrynchosstücke ist nun für dieses Jahr ausgesetzt worden, weil Grenfell und Hunt zunächst an die Aufrollung der Funde von Euhemeria gehen wollen. Hoffentlich gelingt es den rührigen Forschern, Hülfskräfte zu gewinnen, damit in der Publikation der ersteren keine zu große Verzögerung eintritt. — Von der Sammlung der Genfer Papyri, im Besitze der dortigen Stadtbibliothek, die nicht nur eine Masse ägyptischer Urkunden, von der Zeit der Ptolemäer an bis zum Anfang der Araberherrschaft, sondern auch eine Anzahl wichtiger literarischer Stücke enthält, ist wieder ein umfangreiches Heft erschienen, über 40 neue Urkunden enthaltend, darunter den sehr interessanten Briefwechsel des Reiterobersten in dem Garnisonsort Dionysias bei Arsinoe, Flavius Abinnius, aus dem 4. christlichen Jahrhundert.

-rt- **Entdeckung eines neuen Kometen.** Der bekannte Kometenentdecker Mr. Will. R. Brooks in Geneva (N.-Y.) hat, wie die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel soeben telegraphisch mittheilt, in der Nacht vom 23. auf 24. Juli im Sternbild des Widders einen neuen Kometen — den zweiten dieses Jahres — aufgefunden. Die Entdeckungspositionen sind: Rektascension = $2^h\ 43.7^m$, Deklination = $+ 12^{\circ}\ 30'$. Der neue Komet geht in unsern Breiten etwa um $11\frac{1}{2}$ Uhr nachts auf; er führt außer dem Namen seines Entdeckers die Bezeichnung 1900, b. Nach Angabe von Mr. Brooks ist er ziemlich hell und besitzt einen deutlichen Schweif; seine Bewegung unter den Fixsternen ist von Süden nach Norden gerichtet.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent für Physik Dr. Julius Precht ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Karlsruhe.** Wie man der „Frkf. Ztg." schreibt, hält die Deutsche Dendrologische Gesellschaft vom 5. bis 7. August ihre achte Jahresversammlung in dem Orangegebäude des hiesigen Botanischen Gartens ab. Vorträge haben u. A. angekündigt der Heidelberger Ordinarius der Botanik, Geh. Hofrath Prof. Dr. Pfitzer: Dritte Mittheilung über die immergrünen Laubhölzer im Schloßgarten zu Heidelberg; Graf Schwerin (Wendisch-Wilmersdorf): über die Einführung und Acclimatisation ausländischer Ahornarten; Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Drude (Dresden): Untersuchungen über klimatische Grenzen exotischer Bäume in Deutschland; Hofmarschall a. D. St. Paul-Claire (Fischbach): über den Werth nordamerikanischer Eichen für Deutschland, ferner Forstmeister Hamm (Karlsruhe) und Garteninspektor Reißner (Bonn).

* **Bonn.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Karl Drescher ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Hannover.** Hier starb am letzten Freitag Wilhelm Keck, Professor der Ingenieurwissenschaften an der hiesigen Technischen Hochschule, infolge eines Schlaganfalls im Alter von 58 Jahren. Keck zählte zu den hervorragendsten Pflegern der Mechanik in Deutschland.

* **Berlin.** Der bisherige Assistent am hygienischen Institut der Berliner Thierärztlichen Hochschule, Knuth, wird demnächst aus dieser Stellung scheiden, da er von der Liebig Company zu Fray Bentos in Uruguay für eine zwei- bis dreijährige Dienstzeit verpflichtet worden ist.

* **Aus Oesterreich.** Im August feiert der Sektionschef Theodor Ritter v. Sickel, der Direktor des österreichischen Geschichtsinstituts in Rom, sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die Ueberreichung des erneuerten Diploms wird in Alt-Aussee stattfinden.

* **Aus Belgien.** Die belgische königliche Vlämische Akademie für Sprach- und Literaturkunde hat an Stelle des verstorbenen Dr. Klaus Groth zu ihrem auswärtigen Korrespondenten den bekannten deutschen Literaturforscher Hrn. Pater Baumgartner ernannt.

* Vom Schwäbischen Schiller-Archiv. Aus Stuttgart schreibt man dem „Schwäb. Merkur": Das Preisgericht des Schwäbischen Schillervereins hat, wie schon telegraphisch gemeldet, soeben über die eingegangenen Entwürfe für das Schiller-Archiv in Marbach (74 an der Zahl) entschieden. Den ersten Preis erhielten die Architekten Eisenlohr und Weigle in Stuttgart, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß ihnen die Erbauung des Archivs auch übertragen werden wird.

* **Berichtigung.** Wie uns Hr. Prof. Pribram mitzutheilen bittet, ist demselben Titel und Charakter eines ordentlichen Professors verliehen worden. Letzteres ist in Oesterreich das Entscheidende.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rallaner in München.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 27. Juli. Nummer 170.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Jesuiten und Jesuitinnen.

(La Société du Sacré Coeur.)

Von Leopold Karl Goetz (Passau).

(Schluß.)

IV.

Das zweite Ziel der Gesellschaft des hl. Herzens, ihr Existenzzweck nach der Verehrung des hl. Herzens, ist die Erziehung der weiblichen Jugend, und zwar wollten sie da eingestandenermaßen die erprobte Erziehungsmethode der Väter der Gesellschaft Jesu, ihrer ersten Lehrer, mit weiser Mäßigung auch auf die weibliche Erziehung anwenden. Die Sacré Coeur-Damen rekrutirten sich ja selbst vorwiegend aus den besseren Elementen der Gesellschaft, den gebildeten und sozial höher gestellten Klassen, wenn schon eigens betont wurde, daß die Gesellschaft von ihrem Beginn an minder Begabte und Aermere nicht von sich ausschloß, sondern vielmehr durch mütterliche Sorgfalt das Fehlende zu ersetzen suchte. Dem Milieu, aus dem sie selbst hervorgingen, entsprach auch ihre Erziehung, die sie ertheilten, und ihre Verwandtschaft mit der Gesellschaft Jesu zeigt sich auch darin, daß sie als Hülfstruppen der Jesuiten wie diese sich der Erziehung der Jugend vorwiegend aus den besseren und höheren Ständen widmeten. Ueberall in der ganzen Geschichte der Gesellschaft tritt das zutage, mit Genugthuung wird betont, daß in ihren Pensionaten die Töchter der vornehmsten Familien des Landes in Gottesfurcht und Sitte erzogen werden, und ein Inserat der letzten Tage, das in einem klerikalen italienischen Kalender für 1900 mir zufällig aufstößt, betont, daß das Kolleg des hl. Herzens, das sich da empfiehlt, bestimmt ist, per fanciulle di nobile e signorile condizione. Leo XII. selbst hat, um aus der Menge der Zeugnisse nur eines anzuführen, das anerkannt, als er in Rom eine Erziehungsanstalt für Töchter des römischen Adels eröffnen wollte. In einem Breve vom 26. März 1825 schreibt er der Generaloberin M. Barat: „Da es Unser sehnlicher Wunsch ist, daß die Töchter aus den Adelsfamilien Unsrer Staaten standesmäßig erzogen werden und deine Gesellschaft sich am besten zur Verwirklichung dieses Gedankens eignet, so haben wir vor dem Herrn beschlossen, einige deiner Ordensfrauen zur Uebernahme des Werkes hieher nach Rom einzuladen. Wir erwarten sehnlichst ihre Ankunft, überzeugt, daß sie die jungen Töchter in der Frömmigkeit, in den Wissenschaften und Künsten, wie es ihrem Stande ziemt, unterrichten, ganz besonders aber durch das Beispiel ihrer Tugenden erziehen werden. Wir wünschen dir Glück, vielgeliebte Tochter, zu dem vielen Guten, das du mit Hülfe Gottes in deinem Vaterlande wirkest, und hoffen, daß Wir mit seiner Gnade Uns der gleichen Früchte auch in Unsern Staaten werden erfreuen können.“ Auch Leo XIII. berief als Bischof von Perugia die Sacré Coeur-Damen, die er als Nuntius in Belgien kennen gelernt hatte, und übergab ihnen die Leitung einer Erziehungsanstalt für die Töchter besserer Stände.

Die noble Erziehung, die die Sacré Coeur-Damen ertheilten, gab bald Anlaß zu Gerede und speziell in Paris gab, wie Baunard eigens bemerkte, das großartige Gebäude der Gesellschaft, die hohe Abkunft und der Reichthum der meisten Zöglinge dem Gerücht von weltlicher Pracht und Größe des Instituts einen gewissen Schein von Wahrheit. M. Barat, die gern diesen Schein vermied, sah sich durch die ungünstigen Urtheile über die Pariser Erziehungsanstalt veranlaßt, sich dort niederzulassen. Baunard sucht den Vorwurf zu entkräften, daß die Gesellschaft des hl. Herzens nur für die hohe Gesellschaft passe, daß ihre Erziehung nur der Noblesse angemessen sei, daß die Kinder der Armen von ihr vernachlässigt würden. Ueber die Armenschulen der Sacré Coeur-Damen wird gleich zu sprechen sein, hinsichtlich der Erziehung der vornehmen Töchter gesteht ein Lobredner der Gesellschaft selbst zu: „Wenn die Vortrefflichkeit der Erziehung und des Unterrichts die adelige Jugend anzog, wenn die Elite von Frauen des Ordens die Elite der Jugend anzog, wenn die vornehme Jugend, die so großen Gefahren ausgesetzt ist und von deren Zukunft so viel abhängt, einem Orden zuströmten, der allerdings all den Anforderungen einer solchen Erziehung genügen konnte, wer wird das dem Orden zum Vorwurf machen, anstatt es ihm zum Ruhme anzurechnen? Warum sollte die göttliche Providenz nicht auch für die höheren Schichten der Gesellschaft ein Werkzeug ihrer erziehenden Einwirkung sich wählen und bilden dürfen, und wenn sie es thut, warum soll daraus für dieses Werkzeug ein Vorwurf erwachsen? Es gibt ja Orden genug, welche in der Erziehung der ärmeren Klassen ihren gottgewollten Zweck erkennen und anstreben, warum wollte man nicht eine besondere Berücksichtigung der höheren Stände den Frauen vom hl. Herzen zugestehen.“ (Vorwort von Zardetti zu Baunard: M. Barat, S. XXXIX.)

Die gegen die glanzvolle Erziehung erhobenen Vorwürfe veranlaßten indirekt die Generalberathung von 1833 nach den Worten M. Barats nach den Mitteln zu forschen, die Kinder an Einfachheit, Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen. Die Noblesse der Erziehung sickert überall durch und selbst die stets auf Einfachheit dringende M. Barat schreibt: „Halten Sie die Kinder einfach, ohne die Eltern dadurch zu verletzen, das ist immer am besten. Ich weiß nur zu wohl, daß die Frömmigkeit sich nicht mit der Eitelkeit verträgt. Wenn man bei Ihnen den Kindern, so wie es hier geschieht — in Paris —, eine etwas geschmackvollere feinere Uniform geben könnte, ohne daß sie es beachten und sich dessen bewußt würden? Freilich, das ist immer schwer. Bitten Sie den göttlichen Heiland, er wolle Sie darüber erleuchten und handeln Sie so, wie er

es Ihnen eingibt." Auch auf die Einfachheit der Institutsbauten sah M. Barat. „Aufrichtig gesagt, finde ich sie zu großartig," schreibt sie einer Oberin, „ihre Sprechzimmer sind nicht einfach genug. Man sagt, daß Ihre Zöglinge Gefahr laufen, bei Ihnen Gefallen an Pracht und Pomp zu finden, so daß sie sich in der bescheidenen elterlichen Wohnung nicht mehr heimisch fühlen."

Wenn man nun einerseits sich bestrebte, das „Vorurtheil" zu beseitigen, als sei die Erziehung der Gesellschaft des hl. Herzens nur dem französischen Wesen und Charakter angemessen, als werde sie von Ueberschwänglichkeiten, welche man die „französischen" zu nennen beliebt, getragen, als wäre ihr erreichtes Resultat eine bei uns oft verpönte religiöse Sentimentalität oder Frömmelei, die beim Wehen der Weltluft gleich sich verflüchtigt, nicht selten auch ins Gegentheil umschlägt, so darf zu der ersteren Hälfte des Satzes das Zeugniß Staegers (S. 26) angeführt werden: „Enfin l'aimant qui attire vers cet Ordre c'est un certain esprit de sentiments nobles et délicats, qui se manifestent jusque dans la forme éxterieur. Ce n'est pas sans raison que Dieu fit sortir cet Ordre du sol catholique de la France." Ueber den zweiten Punkt des „Vorurtheils" aber hören wir das Urtheil Gioberti's, der in nächster Nähe die Erziehungsmethode und Erziehungsresultate der Sacré Coeur-Damen kennen lernen konnte; „Die Religion, welche dort — bei den Sacré Coeur-Damen — gelehrt wird, ist eine Larve: Andächteleien, schale Zeremonien, wohlfeile, prunkende und werthlose Wohlthätigkeit; aber schlichte, brünstige, werkthätige, weise Barmherzigkeit wird ausgeschlossen; von der Demuth, welche die Seele des Christenthums ist, wird nur der Name gepredigt, Hochmuth und Müssiggang bilden die Substanz der Erziehung, welche die Jesuiten allgemein den Großen geben, und der, welche ihre Gehülfinnen dem weiblichen Geschlechte beibringen. Die frivolsten, lächerlichsten weltlichen Bräuche und aristokratischen Vorurtheile werden daselbst mit großem Nachdruck eingeschärft, daneben eine Kopfhängerei und Andächtelei, welche in solcher Gesellschaft sich ganz besonders komisch ausnimmt. Man bildet frömmelnde Hofdamen, man reflektirt nicht etwa auf gute Familienmütter, welche selbst ihre Kinder säugen oder wenigstens sie gut erziehen, welche verständig wirthschaften, die Dienerschaft menschlich behandeln und mit würdevoller Fassung jene Glückswechsel ertragen, denen die Vornehmen und Reichen heute mehr als je ausgesetzt sind. Man sollte glauben, daß Gatten-, Eltern- und Kindesliebe den Schülerinnen vor jeder anderen Empfindung ans Herz gelegt werde. Man täuscht sich, der Gewissensrath, welche immer ein Jesuit ist, und die Gesellschaft gehen der Familie vor; von dem Vaterland will ich gar nichts sagen, dies ist ihnen eine terra incognita, es gehört zu den Dingen, deren Namen die frommen Zierpüppchen nicht über die Lippen bringen dürfen. Ein Mann, welcher sich eine liebevolle und wohlmeinende Gattin wünscht, suche sie nicht unter den Schülerinnen der Damen vom hl. Herzen. Ja, in eitlen Künsten, Manieren, Zeremonien, Frivolitäten leisten sie das Unglaubliche" (a. a. O. III, S. 214 f.). Selbst wenn man von diesen Vorwürfen einen großen Theil der Leidenschaftlichkeit zugute hält, bleibt doch immer so viel, daß die „Vorurtheile" doch nicht so ganz unbegründet erscheinen.

Allerdings beschränkte sich die erzieherische Thätigkeit der Sacré Coeur-Damen nicht auf die Töchter der vornehmen Stände, sie hatte neben Pensionaten ersten Ranges auch welche zweiten Ranges, und für die Armen Freischulen. M. Barat verlangte selbst bei Errichtung neuer Häuser, daß, um allen Bedürfnissen gerecht zu werden, auch eine Armenschule eröffnet werden solle. Die Häuser in Nordamerika unter der Leitung der M. Duchesne mußten ihre Existenz vielfach mit der Eröffnung der Armenschule beginnen, manchmal war die Schenkung von Kapitalien auch an derartige Bedingungen um die Aufnahme von Waisenkindern geknüpft. Es ist aber in einem solchen Fall eigens hinzugefügt, daß der Unterhalt des Kindes äußerst einfach sein soll, weder Thee noch Kaffee soll ihnen gegeben werden, ihre Hauptnahrung soll in Brot und Mais bestehen, auch brauchten die Kinder, wenigstens die Kleinen, im Sommer keine Schuhe zu tragen. Gioberti erwähnt auch ein Institut der Sacré Coeur-Damen in Turin, das „an zweihundert Alumnen aus edlen und reichen Familien zählt, nebst einer Menge ärmerer Mädchen, welche hier in jene knechtische Unterwürfigkeit eingeübt werden, deren die Großen bedürfen, um nach Herzenslust stolziren und flaniren zu können." (A. a. O. III S. 215.)

Jedenfalls tritt die Erziehung der Armen neben der der Reichen im Arbeitsplan der Gesellschaft weit zurück, wie allerseits die Bildung der Töchter aus den höheren Ständen als Hauptarbeit der Sacré Coeur-Damen anerkannt wird.

Die Sacré Coeur-Damen beschränkten ihre Erziehung nicht auf die eigentlichen Jugendjahre; dem Vorbild ihrer geistigen Väter bei der Gesellschaft Jesu folgend, *suchten sie ihren Einfluß auf ihre Zöglinge auch für deren spätere Lebenszeit sich zu erhalten.*

Wie die Jesuiten die ihnen Ergebenen in Bruderschaften und Kongregationen organisirten, so thaten das auch die Herz Jesu-Damen. Und zwar schufen sie zwei *Kongregationen*, eine, die der „*Marienkinder*", für die Damen der vornehmen Welt, und eine, der „*Trösterinnen Mariens*", für die Frauen aus dem Volk. M. Barat hatte rechtzeitig die große Tragweite einer solchen Organisation erkannt, die die ehemaligen Zöglinge unter der geistigen Leitung ihrer Erzieherinnen halten sollte und hatte den P. Druilhet um Ausarbeitung der Regeln für die Kongregation der Marienkinder gebeten. Sie selbst übte ja auch an mancher ihrer früheren Schülerin gerade aus den vornehmen Ständen lange Jahre und Jahrzehnte hindurch eine Art Seelsorge und geistige Leitung. Ein *weiteres* Mittel, die ehemaligen Zöglinge in treuer Abhängigkeit an die Gesellschaft zu erhalten, sind die *Exerzitien*, die alljährlich besonders für die Damen der höheren Gesellschaftsklassen bei den Damen vom heiligsten Herzen von den PP. Jesuiten abgehalten werden. „Schon lange war es mein Wunsch," schreibt M. Barat im Jahre 1832, „daß alljährlich in unsern Klöstern Exerzitien für Frauen von einem Priester abgehalten würden. Der Gedanke kommt vom lieben Gott, und ich hoffe, daß er ihn segnen werde. Es scheint mir das wirksamste Mittel, um die höheren Stände im Glauben zu erhalten. Bieten Sie also alles auf und scheuen Sie für diese gute Sache kein Opfer. Wenn die Welt sich so entsetzlich viel Mühe gibt, die Seelen zugrunde zu richten, sollten denn wir nicht mindestens ebensoviel aufbieten, um dieselben zu retten?"

Auch über diese Seite der erzieherischen Thätigkeit der Herz Jesu-Damen fällt Gioberti ein sehr scharfes Urtheil: „Staunenswerth ist die Kunst, mittelst welcher die Damen vom hl. Herzen die jungen, ihrer Obhut empfohlenen Seelen zu verderben und über sie eine lebenslängliche Herrschaft zu behaupten verstehen." Er erwähnt dann die Kongregation und die Erziehung von Armenkindern und fährt fort: „Wenn nach vollendeter Erziehung einer jener Gelbschnäbel heirathet, da gibt man ihm eine jener Armen als Kammerfrau, welche auf ihr Gewissen verpflichtet wird, das Betragen ihrer Herrin, des Gemahls, der ganzen Familie zu belauern und wöchentlich einmal der Superiorin des hl. Herzens einen detaillirten Bericht darüber abzustatten. Diese hat so über ihre ehemaligen Zöglinge

eine beständige Autorität und übt auf deren ganze Umgebung einen höchst ausgedehnten und wirksamen, weil durch Aberglauben genährten Einfluß, denn Herrin und Dienerin beichten bei den Vätern und der schändliche Brauch des aus- dem »Hauseschwätzens wird ihnen wie ein Kirchengebot eingeschärft. Diese Fesseln in ihrer Stärke zu erhalten und sie womöglich noch zu kräftigen, lassen sie die ehemaligen Schülerinnen alle Donnerstag ins Kloster kommen, sich mit ihnen weit und breit zu besprechen; was sie dort schwätzen und was sie dort thun, wissen nur die Besuchenden, über ihren Verhandlungen liegt ein undurchdringlicher Schleier." Gioberti führt einige Beispiele dafür an und schließt mit der Apostrophe an die Väter der Gesellschaft Jesu als die geistigen Leiter der Herz Jesu-Damen: „Kurz, euer Zweiginstitut vom hl. Herzen zerstört die Familie wie der Jesuitismus im allgemeinen jedes sittliche Verhältniß angreift und auflöst." (A. a. O. III 2157).

V.

Ein Punkt ihrer Wirksamkeit sei zum Schluß noch berührt, der gerade für die Beurtheilung der Frage, ob die Wiederzulassung der Gesellschaft des hl. Herzens in ein konfessionell gemischtes Land, wie es Deutschland ist, wünschenswerth sei, sicher von ziemlicher Bedeutung ist: ihre Stellung zum Protestantismus.

Oben haben wir gesehen, daß sie Vertreterinnen des wahren Glaubens und des rechten römisch-korrekten kirchlichen Geistes mit glühendem Eifer waren. Eine Mischung der Konfessionen, die die Gegensätze etwas mildert, können sie daher nur mit Bedauern wahrnehmen und sehen als ihre Folge nur eine beklagenswerthe Lauigkeit bei den Katholiken. Diesem extrem ultramontanen Geist entsprangen charakteristische Aeußerungen, wie, daß den Kindern große Gefahr droht, wenn sie auf Bälle, in die Theater, ja sogar in protestantische Predigten kommen oder die Bezeichnung einer Gegend als eine verlorene, von äußerster Armuth, schauerlich demoralisirt, in der die Mischung mit dem Protestantismus und anderen Sekten den Keim des Guten erstickt, sobald er ein wenig zu gedeihen beginnt.

Speziell die Wirksamkeit der Schwestern in Amerika unter der Leitung der M. Duchesne hat eingestandenermaßen den Zweck, dem Heiland in Amerika zurückzuerobern, was er in Europa verloren hatte, gemeint ist natürlich der Protestantismus. M. Duchesne war also direkt zur Mitarbeit an der Rekatholisirung Amerika's dahin geschickt, und in diesem Sinne schrieb ihr der Pfarrer von St. Louis, der sie sehnlichst herbeigewünscht hatte: „Auch beweist die große Zahl derer, die Sie für die Wahrheit gewonnen, welch unerbittliche Feinde an Ihnen und Ihren Schwestern der Protestantismus haben wird.

In der That war auch die erzieherische Thätigkeit der M. Duchesne auf verschiedenen Plätzen, ständig begleitet von Bekehrungen protestantischer Kinder, worüber mit großem Behagen berichtet wird: „Wir haben ein glanzvolles Schuljahr gehabt. Mehrere protestantische Kinder schwuren den Irrthum ab; andere, die verhindert waren, es gleich zu thun, nahmen den festen Entschluß, katholisch zu werden in ihre Familie mit. Viele protestantische Familien übergeben uns ihre Kinder wegen der Freiheit des Geistes und des Glaubens, die man hierzulande zu haben scheint und infolge davon wenden sich Viele dem wahren Glauben zu." Die Erfolge der Sacré Coeur-Schwestern auf diesem Gebiet führten sogar dazu, daß die Bekehrungsthätigkeit oder wenigstens deren Voraussetzung geregelt wurde. „Es dürfen nämlich protestantische Kinder in Amerika wohl Aufnahme in den Pensionaten finden, doch einzig aus Gründen ihres Heils, und immer müssen sie in der Minderheit im Vergleich zu den katholischen Kindern sein, und auch das nur unter der Bedingung, daß sie sich in allem, auch im Unterricht und den Uebungen der Religion, der allgemeinen Hausordnung des Pensionats fügen wollen." Der Bekehrungseifer der Sacré Coeur-Schwestern, den sie gegenüber ihren protestantischen Pensionären entwickelten, scheint sie doch manchmal zu Unklugheiten verleitet zu haben, wenigstens wurden sie bei Gelegenheit von einem Bischof ermahnt, darauf acht zu haben, daß die jungen Mädchen vollständig Herr ihrer selbst seien, wenn sie einen Schritt von solcher Wichtigkeit wie der Uebertritt zur katholischen Kirche thun wollten.

Auch aus der Wirksamkeit der Sacré Coeur-Schwestern in Europa, speziell in Frankreich, werden Bekehrungen von Protestanten geschildert, natürlich da in geringerer Zahl als in dem konfessionell gemischten Amerika.

Deutschland war das Land der Sehnsucht für M. Barat: „Wie sehr spricht Deutschland zu meinem Herzen — schreibt sie —, wieviel Gutes kann unsre Gesellschaft dereinst dort wirken, wenn wir das sind, was Jesus will." Als sie das Kloster und Noviziat Riedenburg bei Bregenz besuchte, sagte sie zu ihren Töchtern: „Ihre Aufgabe ist groß gegenüber den weiten deutschen Ländern, wo das göttliche Herz Jesu noch nicht genug, dessen Gesellschaft aber kaum gekannt ist." In der That brachte es die Gesellschaft nur auf vereinzelte Niederlassungen in Blumenthal (Holland), Warendorf-Münster, Kientzheim im Elsaß, Metz, Posen. Was M. Barat so trieb, ihre Gesellschaft nach Deutschland zu verpflanzen, sprach sie in den Worten aus: „Wie schade, daß der Protestantismus in Deutschland vorherrschend ist. Stuttgart z. B., welch schöne Stadt und wie glücklich würde ich sein, wenn wir einmal dort ein Noviziat errichten könnten, welches in der Folge die Gegend mit tauglichen Arbeiterinnen am Heil der Seelen versorgen würde. Gerade die Deutschen sind unter allen Völkern am allerwenigsten für den Irrglauben geschaffen. Sie sind ein so offenes, gerades, biederes Volk und deßhalb für den Glauben so empfänglich."

Vielleicht geht jetzt der Wunsch M. Barats in Erfüllung, wenn dem Ultramontanismus die erstrebte Aufhebung der Ausweisung der Gesellschaft vom hl. Herzen gelingt.

VI.

Als die Sacré Coeur-Damen im Jahre 1846 versuchten, in Pisa eine Erziehungsanstalt zu gründen, verfaßten Pisaer Bürger, an ihrer Spitze Pisaer Universitätsprofessoren, darunter auch welche geistlichen Standes, eine Adresse, in der sie sich entschieden gegen Zulassung der Herz-Jesu-Gesellschaft aussprachen. Ihr wesentlicher Inhalt ist auch heute noch von Interesse und Werth:

Wir haben schon ein Kloster — heißt es —, das die Erziehung der Mädchen als sein Hauptziel ansieht, wir brauchen kein neues und besser als neue Nonnen zu berufen ist es, die Erziehungsmethode derer, die schon im Lande sind, den Zeitbedürfnissen entsprechend zu verbessern.

Aber das Haus, das man in Pisa gründen will, ist offenbar dazu bestimmt, ein Zentrum der jesuitischen Aktion im toscanischen Staat zu werden, und zwar das, weil die Schwestern vom hl. Herzen Jesu in direkter Abhängigkeit von der Gesellschaft Jesu stehen. Im Geist ihrer Gesellschaft liegt es, daß sie von der Gesellschaft Jesu ihre Direktiven empfangen. Welchen Bedingungen auch immer sie sich bei ihrem Einzug in das toscanische Gebiet unterwerfen würden, sie würden absolut nothwendigerweise eine jesuitische Geistesrichtung ins Herz ihrer Schülerinnen einflößen, durch ihre Schülerinnen in die Familien, durch die Familien in die Gesellschaft. Ein Zentrum des Jesuitismus in unserm Land kann aber nicht existiren ohne einen mehr oder weniger offenen Krieg gegen unsre vitalsten Institutionen, denn die

Gesellschaft Jesu ist im Unterschied von jeder anderen religiösen Körperschaft eine soziale Macht, die auf Grund ihrer Herrschsucht alle anderen Faktoren zu absorbiren strebt. Sie bekämpft in gleicher Weise den Fürsten wie den Klerus, wenn sie ihn nicht in ihre Bahnen ziehen kann; daher die Abneigung jeder Gesellschaft, die Jesuiten in sich aufzunehmen, eine Art Instinkt der Selbsterhaltung warnt sie vor einem Prinzip, das ihr Leben zerstören könnte. So würde auch für Toscana die Rückkehr der Jesuiten das Unglück im Gefolge haben, das sie über andere Länder gebracht haben. Die Unruhe, die sich in der Stadt Piso erhoben hat, schon auf das Gerücht hin, daß die Herz Jesu-Schwestern einziehen wollen, ist uns ein nur zu deutliches Anzeichen, welch größere Wirren entstehen würden, wenn das Gerücht zur Wahrheit würde. So vertrauen denn die Petenten, daß die Einsicht ihres Fürsten Leopold II. sie vor der Geißel, die ihnen droht, bewahre. (Gioberti: Deutsche Ausgabe a. a. O. III, 438.)

Die Herzogin von Berry.

II.

Die Ueberwachung der Herzogin war eine um so strengere, als man bemerkt zu haben glaubte, daß sie einem freudigen Ereigniß entgegensah, wofür die Regierung, welche von ihrer Wiedervermählung keine Kenntniß hatte, keine Rechtfertigung wußte. Man meinte daher, daß es sich um ein uneheliches Kind handle, und fürchtete eine voreilige oder heimliche Entbindung. Eine solche wollte man um jeden Preis hintertreiben, denn was hätte der legitimistischen Partei mehr schaden, was sie in den Augen ihrer Gegner verächtlicher machen können, als die Kennzeichnung der Regentin als unehelicher Mutter? Der Kriegsminister und der Minister des Innern ließen daher vor allem ihren Zustand ärztlich untersuchen. Lang ist die Reihe der medizinischen Kapazitäten, welche zu diesem Zweck berufen wurden und schließlich zu dem Resultate kamen, daß sie in der That in der Hoffnung sei. Ihr Hüter Bugeaud, ein brutaler, rücksichtsloser Mann, ließ sie derart bewachen, daß man selbst das leiseste Geräusch in ihrem Zimmer vernahm, und nicht das geringste aus demselben entfernt werden konnte, ohne einer gründlichen Visitation unterzogen zu werden. Von einem Verlassen des Zimmers war natürlich keine Rede, anderer Vorsichtsmaßregeln ganz zu geschweigen. Außer der gewöhnlichen Besatzung befanden sich 30 Gendarmen auf dem Schlosse, welche allnächtlich um dasselbe patrouillirten. Ihrer drei hielten unter den Fenstern ihres Gemaches Wache. Die Korrespondenz der Herzogin wurde durch einen jungen Kleriker, welcher täglich vor ihr die Messe bediente, in höchst gefahrvoller Weise vermittelt.

Bugeaud selbst scheint sich der Verächtlichkeit der Rolle, welche er spielte, nicht bewußt geworden zu sein, wenigstens sprechen hiefür die Depeschen, welche er fast täglich an die Regierung über den Verlauf der Dinge in Blaye sandte. Was ihn am meisten in Erstaunen setzte, war die stete Heiterkeit der Gefangenen und der Umstand, daß sie nicht das geringste that, um ihren sie selbst kompromittirenden Zustand zu verbergen. Sie sprach von demselben wie von einer selbstverständlichen Sache, und unterließ nicht, von Zeit zu Zeit zu bemerken, daß sich das Kind in ihrem Leibe bewege. Die Ungenirtheit, mit welcher sie von diesen Dingen sprach, rief in Bugeaud die Vermuthung wach, daß sie offenbar einen Deckmantel, eine Rechtfertigung für ihre Schwangerschaft besitzen müsse, kurz daß sie verheirathet sei. Unter dem Versprechen, ihr Geheimniß zu wahren, und ihr die Freiheit zu verschaffen, drang er unaufhörlich mit der Bitte in sie, sich ihm zu enthüllen. Endlich sah sie sich zu der schriftlichen Erklärung genöthigt, daß sie sich während ihres Aufenthalts in Italien vermählt habe. Das Geständniß der Herzogin wurde wortgetreu im „Moniteur" publizirt. Dies war das Signal zu den heftigsten Debatten in der französischen Presse. Während die legitimistischen Blätter die Herzogin gegen das Vorgehen ihrer Feinde in Schutz nahmen und Schande über das Ministerium riefen, welchem nur der traurige Ruhm gebühre, das Geheimniß einer Frau entdeckt zu haben, regnete es von der anderen Seite Schmähungen auf ihr Haupt. Die wichtigste Frage, welche die Parteien beschäftigte, war: Wer ist der Vater des Kindes? Die Einen entschieden sich für den Grafen v. Mesnard oder Gulbourg, welche mit ihr hinter dem glühenden Ofenschirm saßen, Andere für Monsieur de Rosambo, oder irgend einen anderen Kavalier. Die Wahrheit wußte Niemand. Und doch hatte sie der Graf Lucchesi zu Nantes gerade zur Zeit der Konzeption des Kindes besucht. Das letztere brachte die Herzogin in der Nacht des 10. Mai 1833, in Gegenwart der Präsidenten des Handels- und Zivilgerichts, des königlichen Prokurators, des Souspréfet, des Kommandanten der Nationalgarde, des Platzkommandanten, des Polizeikommissärs, des Pfarrers, Bugeauds und dreier Aerzte zur Welt. Es war eine Tochter, Anna, welche ein Alter von nur sechs Monaten erreichte.

Diese zahlreiche Assistenz bei der Geburt beweist, daß es die Regierung nur auf ihre Herabsetzung in der öffentlichen Meinung abgesehen hatte. Nach dieser Demüthigung gab man ihr die Freiheit und sie begab sich nach Italien. Der ihrem Rang angemessene Empfang, welchen ihr der Hof zu Neapel und Papst Gregor XVI. zutheil werden ließen, entschädigte sie einigermaßen für die traurigen Erfahrungen des letzten halben Jahres.

Zu jener Zeit hatten auch Karl X. und die königliche Familie England verlassen, um ihr dortiges Asyl mit einem solchen in Oesterreich zu vertauschen. Der Kaiser räumte ihnen, wiewohl keineswegs freudigen Herzens, das Schloß auf dem Hradschin bei Prag ein. Dahin kam nach ihrer Rückkehr aus Italien auch die Herzogin, um ihre Kinder, welche bei dem König zurückgeblieben waren, wiederzusehen. Karl X., welchen die Nachrichten von der Entbindung seiner Schwiegertochter gegen diese eingenommen hatten, wollte sie jedoch nur unter der Bedingung empfangen, daß sie ihm den Nachweis ihrer geschlossenen Ehe, an welche er nicht glauben wollte, erbringe. Vergebens waren alle ihre Vorstellungen, ihre Bitten, sie den Nachweis persönlich erbringen zu lassen; der König war und blieb unbeugsam. Nur eine beglaubigte Abschrift der Trauungsurkunde sollte ihr das Thor der Burg auf dem Hradschin öffnen, und sie mußte sich daher vorläufig auf dem Schlosse Brandeis, fünf Stunden von Prag, niederlassen. Allein die Antipathie Karls X. gegen die Herzogin ließ auch nicht nach, als der verlangte Nachweis erbracht wurde. Waren es früher religiöse Bedenken, welche er vorschützte, so wollte er nun aus Staatsklugheit nichts von ihrer Ankunft wissen. Noch am 19. März des Jahres 1834 schreibt die Herzogin: „Die Thür des Richters — sie nennt den König stets „le juge" — ist noch immer verschlossen." Kaum daß man ihr gestattete, von Zeit zu Zeit ihre Kinder zu sehen, die noch wie vor bei der königlichen Familie blieben. Vergebens bat sie, dieselben wenigstens hin und wieder auf ein paar Tage zu sich nehmen zu dürfen, man schlug es rundweg ab.

Von Brandeis übersiedelte die Herzogin in der Falge nach Graz, wa sie mit ihrem Gatten zusammen wohnte, und wa nun für sie ein angenehmeres Familienleben begonn, welches nur durch unaufhörliche Geldsorgen getrübt wurde. Ihre Vermägensverhältnisse ließen bereits domals viel zu wünschen übrig. Die Kampagne in der Vendée hatte sie finanziell sehr geschödigt, und der Graf Lucchesi besaß als jüngerer Sahn, dessen Eltern nach lebten, sa gut wie gar nichts. Van Jugend auf an das Gepränge eines Hafstaates gewähnt, liebte es die Herzogin jedach, sich mit varnehmer Gesellschaft zu um eben, übte die freigebigste Gastfreundschaft, und verwendete bedeutende Summen auf den Ankauf von Gemölden und onderen Kunstgegenständen. Die Schulden nahmen in demselben Maß zu, wie sich ihre Familie vergrößerte. Von 1836 bis 1839 schenkte sie ihrem Gatten alljährlich ein Kind, und zwar drei Töchter, Clementine, Franzisko und Isabello, und einen Sohn Adinolf (nachmals Herzog della Grazio).

In Gärz, wa sie sich 1836 varübergend aufhielt, erreichte sie die Nachricht von dem Tade Karls X. Ihre Beziehungen zu der königlichen Familie wurden jetzt etwas herzlicher, und sie kannte auch ihre beiden Kinder ous erster Ehe häufiger sehen. Den Sammer verbrachte sie meist auf dem Schlaß Brünnsee in Steiermark, welches sie kurz varher käuflich erwarben hatte, aber sie unternahm eine Reise, wenn das „vil metal“ dazu hinreichte.

Im Jahre 1840 begann die Herzogin sich mit dem Gedanken zu trogen, ihren Sohn Heinrich, welcher damals im 22. Lebensjahre stand, und die Hölfte des van Karl X. hinterlassenen Vermögens geerbt hatte, zu vermöhlen. Auf den jungen Mann hatte gelegentlich seines Aufentholtes in Neopel eine Stiefschwester seiner Mutter, die Prinzessin Karoline, einen tiefen Eindruck gemacht, und die Herzogin wor sehr geneigt, die auf eine Heirath gerichteten Wünsche des Herzogs von Chambord zu begünstigen. Die Prinzessin erwiderte seine Neigung ous vallem Herzen. Im Anfang schien es auch, als ab der neapolitanische Haf diesen Prajekten entgegenköme, und die Herzagin wagte einen Heirathsantrag im Nomen ihres Sohnes — aber die Verhondlungen hatten keinen Erfalg. Der Känig van Neapel legte im letzten Augenblick sein Veto ein. Der Grund hievon scheint in der Furcht des Känigs gelegen zu haben, durch diese Heirath Lauis Philippe zu erzürnen, welcher einen seiner Sähne mit einer neapalitanischen Prinzessin vermählen wallte. Die Herzogin war über die Vereitelung ihres Planes sehr ungeholten. „Wie sehr läßt es mich das Benehmen Caralinens bedauern, daß diese Heirath nicht zustande kom,“ schreibt sie unter dem ersten Eindruck des abschlägigen Bescheides an die Gräfin van Meffray. „Sie und Heinrich wären glücklich gewarden. Ich gestehe, doß mir die Tyronnei Ferdinonds (des Känigs van Neapel) gegenüber seiner Schwester unerklörlich ist. Sein Gebahren erscheint mir als das eines Hasenfußes und sehr folsch. Aber das Momas (ihrer Stiefmutter) ist wahrhaft infam, nachdem, was mir Mantbel gesagt hat. Ich habe mich mit ihm dahin geeinigt, daß ich ihnen nicht mehr schreiben werde, um ihnen nicht traurige Wohrheiten schreiben zu müssen.“ Auch dem Grafen van Chambard ging diese Wendung der Dinge sehr nohe. Die Herzagin machte auch später noch wiederhalt Versuche, diese Verbindung zustande zu bringen, die jedoch zu keinem Resultot führten. Caroline heirothete später den Grafen van Montemalin. Die Herzogin aber wandte ihre Blicke nach dem befreundeten Madeno, wo sie in der jüngsten Prinzessin einen Ersatz für Caroline fand. Hier waren ihre Bemühungen van besserem Erfolg gekrönt, und 1846 wurde die Prinzessin Moria Theresia van Este die Gattin des Grafen vau Chombard. Einige Zeit später schreibt die Herzogin on ihre Freundin: „Sicherlich werden Sie mit Vergnügen erfahren, daß Heinrich sehr glücklich ist. Seine Frau ist sehr gut und sehr liebenswürdig. . . . Was man van ihrem Vermägen sagt, ist übertrieben. Sie hat 80,000 Froncs Rente und prachtvolle Diamanten. Dos ist olles.“ 1847 meldet sie der Gröfin von Meffroy, daß sie Graßmutter ist. Dieses älteste Enkelkind der Herzagin, die Prinzessin Margoretha van Parma, wurde später die Gattin des Dan Carlas, Herzags van Madrid.

Die Verheirothung des Grafen van Chambord war das letzte Ereigniß, welches die Herzogin mit der diplomatischen Welt in Berührung brachte. Fartan lebte sie, sei es in Venedig, wa sie den Palozza Vendramin mit all seinen Kunstschötzen angekauft hatte, ader in dem ihr liebgewardenen Steiermork lediglich ihren künstlerischen Liebhobereien und der Sarge um ihre Familie. Ihre zunehmende finanzielle Nothloge zwang sie bei Zeiten an die Verheirothung ihrer Töchter zu denken. 1845 heirathete die älteste, Lauise (genannt Modemaiselle) den Erbprinzen van Parma, Clementine 1856 den Grafen Canilla Zileri; Isabella in demselben Johre den Grofen Cavriani, welcher ihr schon 1863 durch den Tad entrissen wurde. Sie vermählte sich kurze Zeit darauf mit dem Grafen Canti. Die Letzte, welche das mütterliche Haus verließ, war Francisca, die 1859 ihre Hand dem Grofen Arsali reichte. Adinalf, der zweite Sahn der Herzagin, heirathete 1860 die Tochter des Prinzen von San-Antima.

Auch an schwerem Kummer fehlte es der Herzogin nicht in diesen Jahren der Hochzeitsfeierlichkeiten und freudig begrüßten Geburten. 1843 verlar sie einen ihrer liebsten Stiefbrüder, den Grafen van Lecce, durch den Tad. Im Jahre 1848, welches den Sturz der Juliregierung brachte, wird ihre Tachter Louise aus ihren Staaten verbannt, und ihre Stiefmutter, die ihr eine zweite Mutter gewesen, stirbt. 1854 wird einer ihrer Schwiegersähne (Louisens Gatte) ermardet, 1857 verliert sie ihre Schwester Amelie, 1861 ihre Lieblingsschwester Caraline und deren Gatten, 1863 stirbt der Graf Cavriani, das Johr darauf ihre Tochter Lauise und ihr Gemahl, der Graf Lucchesi. „Er ist wie ein Heiliger gestarben,“ schreibt die tiefgebeugte Herzogin. Kronkheit und Geldsargen hotten seinen frühen Lebensabend verdüstert.

Die schweren Prüfungen dieser Jahre brachten eine vällige Wandlung in dem Charakter der sonst sa lebensfrahen Herzagin mit sich. Sie olterte zusehends, schneller als dies sonst der Fall gewesen wöre. „Ich werde alt, meine orme Sufelle,“ schreibt sie 1848 an ihre Freundin, „und fühle das Bedürfniß nach Ruhe und dem Zusammensein mit Jenen, welche ich liebe.“ 1851: „Die Zohl meiner Freunde wird eine so kleine, daß mir die Erinnerung on die, welche ich nach besitze, stets werthvoller wird.“ In demselben Johre unterschreibt sie zum erstenmal: „Caralina Vecchia.“ Wie alle Frauen, welche auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken, wird sie mit jedem Jahre främmer. Begnügte sie sich früher, von Zeit zu Zeit eine Wallfohrt zu unternehmen ader den Beistand Sanct Spiridians anzurufen — eines wenig bekannten Heiligen, welchen sie wegen seiner Geduld und Resignatian hach verehrte — sa werden nun die Erwöhnungen Gattes und der heiligen Jungfrau in ihren Briefen stets häufiger. Sie fleht die Fürbitte der Letzteren für den von Garibaldi bedrängten Papst on, und spricht mit Enthusiasmus von den Predigten der Jesuiten. Die Politik ver-

schwindet mehr und mehr aus ihren Briefen, wogegen die Familienangelegenheiten stets mehr Raum für sich in Anspruch nehmen. Mit Vergnügen verfolgt sie den Verlauf der Schwangerschaft ihrer Töchter und Schwiegertöchter und konstatirt mit echt großmütterlicher Freude jede neue Vermehrung ihrer Enkelschaar, welche im Jahr 1865 bereits auf 32 Köpfe gestiegen war und in der Folge noch zunahm. Als sie Urgroßmutter geworden, überwuchern die Schwangerschaftsberichte in ihren Briefen in geradezu langweiliger Weise.

Unterdessen wurde ihre finanzielle Lage eine immer bedenklichere. Zur Zeit des Todes ihres Gatten erreichte dieselbe ihren Höhepunkt. Als die Gläubiger eine immer drohendere Haltung einnahmen, intervenirte der Graf von Chambord, dessen Vermögen sich damals auf 1½ Millionen Francs Rente belief, zugunsten seiner bedrängten Mutter und bezahlte ihre Schulden im Gesammtbetrage von 6 Millionen Francs. Außerdem warf er ihr eine jährliche Pension von 100,000 Francs aus, verlangte jedoch, daß sie sich aller ihre Kunstschätze und Kostbarkeiten entäußere. Madame mußte sich blutenden Herzens entschließen, dieselben in öffentlicher Auktion verkaufen zu lassen. Die Versteigerung fand in zwei Partien 1864 und 1865 im Hotel Drouot zu Paris statt. Es blieb ihr nicht ein einziges Stück; denn als ihre Tochter Clementine nach dem Tode der Herzogin ein Andenken aus ihrem Nachlasse zu besitzen wünschte, mußte sie sich mit einer elenden Pendeluhr begnügen.

Sie sollte den Besitz ihrer geliebten Kunstschätze nicht lange überleben. Gicht und Rheumatismen, welche sie bereits 1848 zwangen, das Bad Töplitz in Croatien aufzusuchen, nahmen in den letzten Jahren mehr und mehr zu. Seit 1866 wurden auch ihre Augen immer schwächer, so daß sie eine gänzliche Erblindung befürchtete. Sie, die so viel und so gerne schrieb, mußte eines ihrer Kinder für sie schreiben lassen, und konnte nur am Schlusse mit zitternder Hand einige Worte hinzufügen. Ihr letzter Brief ist vom 12. Dezember 1869 datirt; sie spricht darin von einer neuen Vermehrung der Zahl ihrer Urenkel. Ihre Leiden werfen sie anfangs April des folgenden Jahres 1870 im Schlosse Brünnsee aufs Krankenlager, und hier erlag sie am 16. April einem Schlaganfalle. Sie starb umringt von den Ihren, in den Armen ihrer treuen Freundin, der Gräfin von Meffray, welche seit einigen Monaten bei ihr weilte. Sie wurde auf dem Friedhofe zu Mureck an der Seite ihres Gatten beigesetzt. Der Graf von Chambord leitete die Trauerfeierlichkeiten.

Thirria's Veröffentlichungen, welche eine Fülle des Neuen bieten, sind für den Forscher wie für den Laien von bedeutendem Interesse. Zieht doch bei der Lektüre dieser Briefe ein großes Stück neuerer Geschichte an unserm Auge vorüber, vermittelt durch die Feder einer Frau, die selbst den innigsten, ja persönlichen Antheil an den Ereignissen nahm. Der Wunsch des Herausgebers, diese Dokumente unverkürzt und ununterbrochen wiederzugeben, hat jedoch die Darstellung des Werkes entschieden beeinträchtigt. Das Bild, welches er von der Herzogin entwirft, wäre ein sorgfältigeres, getreueres geworden, wenn er anstatt einer Aufstapelung des großen Materials, welches ihm zu Gebote stand, mehr Gewicht auf dessen Verarbeitung gelegt hätte. Allerdings hat es den Anschein, als ob sich Thirria gegen diesen Einwand von vorherein schützen wollte, indem er jene Umstände aus dem Leben der Herzogin, auf welche die vorliegenden Briefe keinen Bezug nehmen, nur insoweit berührte, als dies zum Verständniß des Ganzen nothwendig war; was zur Folge hatte, daß bedeutende Thatsachen, welche sie tiefer berührten, als manche der in extenso mitgetheilten diplomatischen Angelegenheiten, gar nicht oder nur höchst flüchtig angedeutet wurden. Diese Erscheinung hat jedoch auch noch einen anderen Grund, welcher in der übertriebenen, von legitimistischen Grundsätzen beseelten Verehrung des Verfassers für die Prinzessin seiner Wahl liegt. Thirria hält aus Prinzip jede Nachricht, welche den Ruf der Herzogin als Frau zu schädigen geeignet ist, für eine Verleumdung, welche entweder gar keine Erwähnung oder im besten Falle eine Zurückweisung verdient. Häufig begegnen wir Stellen wie: „Wenn Madame anstatt Millionen Schulden Millionen Rente gehabt hätte, wäre es heute leichter, sie von allen Verleumdungen zu reinigen, mit welchen sie schimpflich überhäuft wurde. . . .“

Dieser Standpunkt wird jedem billig denkenden Leser einseitig erscheinen. Und warum diese Prüderie bei einer Frau, die selbst so wenig prüde war? Hat doch Berryer von ihr gesagt: „Kopf und Herz dieser Prinzessin reichten für zwanzig Könige aus.“

Wolfgang v. Wurzbach.

Karpeles contra Treitschke.

Der große Historiker H. v. Treitschke ist während seines Lebens und leider auch nach seinem Tode oft für das in seinen Schriften Ausgesprochene der Gegenstand der heftigsten Angriffe gewesen. Unter anderem sind es auch die Abschnitte in der „deutschen Geschichte“ über Heinrich Heine, welche von jeher den Zorn der Heine-Enthusiasten erregt haben. Aeußerungen dieses Zornes — dessen Richtigkeit zu [illegible]theilen hier nicht der Ort ist — sind manchmal von komischer Wirkung; so habe ich thatsächlich einmal gelesen, Heine [illegible] nach Treitschke's Meinung deßwegen kein großer Dichter gewesen, weil er kein Trinklied gedichtet habe. Kommt es jedoch vor, daß ein Mann, der den Anspruch macht, wissenschaftlich ernst genommen zu werden, sich nicht davon frei zu halten versteht, so verdient dies schon eine ernstere Zurückweisung, um so mehr, wenn dabei, wie unten gezeigt werden soll, direkte Unrichtigkeiten nicht vermieden sind.

Gustav Karpeles hat in seinem Buch über Heine (Heinrich Heine aus seinem Leben und aus seiner Zeit, Leipzig 1899) leider auch nicht umhin gekonnt, dem todten Löwen einen Fußtritt zu versetzen, und zwar gelegentlich der vielumstrittenen Frage über Heine's Verhältniß zu Frankreich und Preußen nach 1830. Es handelt sich darum, ob Heine als politischer Flüchtling in Frankreich weilte und ob er daselbst naturalisirt war. Treitschke verneint in seiner „deutschen Geschichte“ (5, 764) das erstere, während er das letztere behauptet und dies gibt Karpeles Veranlassung, gegen ihn loszuziehen. Auf Seite 172 seines Buches heißt es geradezu, es sei eine Unwahrheit, daß Heine's Exil ein freiwilliges gewesen und „leider hat sich gerade ein angesehener deutscher Historiker dieser Unwahrheit schuldig gemacht“. Nun wird man mir zugeben, daß es ein recht schwerer Vorwurf ist, einen Geschichtsschreiber, der nach Karpeles Ansicht „ein angesehener“ ist, direkt einer Lüge zu beschuldigen und man erwartet sicher, daß Karpeles für seine Behauptung ausgiebige Beweise bringen wird. Er versucht das letztere (S. 232), jedoch fällt dieser Versuch nicht eben glücklich aus. Gegen Treitschke's „vollständig unwahre Behauptung“, daß Heine ein „freiwilliger Flüchtling“ gewesen, wendet Karpeles ein, Heine sei insofern kein „freiwilliger“ Flüchtling gewesen, als er nur „vor der Gefahr geflüchtet“ sei. „Wahrscheinlich“ wäre er sonst nach Spandau gekommen und deßhalb habe ihm Metternich „vorsorglich“ einen Wink gegeben, wie dies „Varnhagen einem Freund selbst erzählt habe“; woher dies Citat stammt, hat Karpeles nirgends angegeben. Dem gegenüber stützt sich Treitschke auf die amtliche Antwort, die das preußische auswärtige Amt dem französischen Gesandten am 17. Februar 1843 auf seine Anfrage hin ertheilt hatte: Von Amts wegen wisse man gar nicht, ob Heine noch preußischer Unter-

than sei, aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne. „Sehr wohl," ruft Karpeles, „aber Treitschke überging mit völligem Stillschweigen oder er wußte es nicht, daß im April und August des folgenden Jahres (1844) in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Steckbriefe gegen Heine erlassen wurden." Er bezieht sich dabei auf ein Signalement, das Hoffmann von Fallersleben im Weimar'schen Jahrbuch (2, 230) seinerzeit veröffentlicht hat. Auch dieser letztere Beweis vermag mich nicht ganz zu überzeugen. Abgesehen davon, daß Karpeles ungenau zitirt, es ist nicht von „verschiedenen" deutschen Bundesstaaten, sondern nur von „einem" deutschen Bundesstaat die Rede, findet sich nirgends ein Hinweis darauf, welches dieser Staat gewesen sei. Preußen wohl kaum, denn Heine weilte im Jahre 1844 mit seiner Frau in Hamburg, ohne daß er von dem bewußten Steckbrief eine Ahnung hatte (Karpeles). Möglich, daß es Bayern war, wo Heine's „Lobgesänge auf König Ludwig" (1844), nicht gerade einen sympathischen Eindruck hervorgerufen hatten. Man wird mit mir vielleicht der Ansicht sein, daß Treitschke's Beweisführung doch nicht auf so „sehr schwachen Füßen" steht, eine „Unwahrheit" hat aber Karpeles, meiner Ansicht nach, nicht nachgewiesen. Daß Heine im Jahre 1846 nicht nach Berlin kommen durfte, erklärt dann Treitschke ganz richtig damit, daß inzwischen seine Zeitgedichte erschienen waren, deren „unzählige Majestätsbeleidigungen in einem monarchischen Staate unmöglich straflos bleiben konnten". Auch gab Heine, wie er selbst an Lasalle schreibt, den Plan „gerne" auf, da ihm die Aerzte gerathen hatten, den Süden aufzusuchen.

Die Naturalisation Heine's in Frankreich ist der zweite Anlaß, der sich für Karpeles bietet, die volle Schale des Zornes auf Treitschke's Haupt herabzugießen. „Nur fanatischer Haß kann es begreiflich machen, daß ein Historiker von dem Range und der Bedeutung Treitschke's den Muth hatte, schlankweg zu behaupten, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür beizubringen, daß Heine in Frankreich naturalisirt gewesen sei, entgegen der bündigen Erklärung des Dichters, die jeden Zweifel ausschließt." Das ist nun allerdings ein starkes Stück. Karpeles scheint nur mit Lesern zu rechnen, die gläubig alles aufnehmen, was er schreibt, nicht aber mit solchen, die auch Treitschke kennen. Warum erfolgte denn die oben erwähnte Anfrage des Grafen Bressen? Nur aus dem Grunde, weil die französische Regierung wissen wollte, was die Folge sein würde, wenn Heine sich in Frankreich naturalisiren ließe. (T. 379, 765.) Karpeles scheint dies in seiner Entrüstung vollständig übersehen zu haben, ebenso wie er nichts davon mittheilt, daß Treitschke sich ausdrücklich auf das Zeugniß A. Ruge's beruft. Diesen beiden Zeugnissen steht allerdings Heine's Aussage gegenüber, daß er zwar „aus mißmuthiger Fürsorge" nicht die Formalitäten erfüllt habe, „die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nöthigenfalls die Rechte der Naturalisation ohne Zögerniß zu erlangen", — daß er jedoch immer „eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt gehegt habe." u. s. w. u. s. w. Wenn Treitschke nun den Standpunkt vertritt, daß diese Versicherung Heine's für die „historische Wissenschaft" keinen Werth habe, so ist dies sein gutes Recht und wenn Karpeles es der allgemeinen Empfindung anheimstellt, ob das noch „historische Wissenschaft" sei, wenn Treitschke einfach erkläre, er glaube Heine's Versicherung nicht, so möchte ich fragen, ob das noch „literarhistorische Wissenschaft" ist, einem Gegner, zumal einem todten, „ohne den Schatten eines Beweises" Unwahrheit und fanatischen Haß vorzuwerfen.

Dr. W. P.

Mittheilungen und Nachrichten.

Multatuli, Max Havelaar. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag 1900. VIII., 356 S. gr. 8°. — Ders., **Liebesbriefe**, ebenda 1900. VII., 192 S. — Schneller, als ich erwartete, noch ehe die Anzeige des ersten Bandes der Multatuli-Uebersetzung gedruckt werden konnte, sind ihm zwei weitere Bände gefolgt, welche die ältesten unter den Hauptwerken des genialen Holländers dem deutschen Publikum zugänglich machen. Indem ich auf jene ausführlichere Besprechung (in Nr. 22 der „Beilage" vom 27. Jan.) verweise, kann ich mich bei dieser (nicht durch meine Schuld so spät erfolgenden) Anzeige der Fortsetzung auf wenige Bemerkungen beschränken. Beide Werke sind der Sache gewidmet, durch die Multatuli überhaupt erst, halb wider Willen, zum Schriftsteller geworden ist: sie sind ein flammender Protest, eine Anklage von niederschmetternder Wucht gegen das System von Mißregierung, die schonungslose Mißhandlung und Ausbeutung des Javanen unter dem Schutze der niederländischen Regierung. Das erstere, das einem Roman nur sehr von weitem ähnlich sieht, wurde im Winter 1859 theils in einer ungeheizten Dachkammer, theils an einem schmierigen Herbergstische unter unglaublichen Leiden und Entbehrungen geschrieben, nachdem der Autor bereits drei Jahre des aufreibenden, fruchtlosen Kampfes, um in Holland Gehör zu finden, hinter sich und das Recht auf seinen Decknamen („ich habe viel getragen") sich redlich verdient hatte. Es schildert in sehr leichter, durchsichtiger Verhüllung die Erfahrung und Erlebnisse des Autors während der Zeit, wo er selbst Assistent-Resident von Lebak auf Java war. In der Rahmenerzählung lernen wir ihn in den Leiden und Nöthen der Zeit nach seiner Heimkehr kennen, und zugleich den schlimmsten Gegner, mit dem er zu kämpfen hatte, den holländischen Krämergeist, hier verkörpert in einer unvergeßlichen satirischen Schöpfung, dem Makler in Kaffee Batavus Droogstoppel, dem Typus jener krassesten Art „gemeiner Realisten", des bloßen Geld- und Geschäftsmenschen, der durch den dicken Zusatz pharisäischer, satter Selbstzufriedenheit und pharisäischer Frömmelei durchaus nicht schmackhafter wird. Künstlerisch läßt sich gegen beide Werke viel und erhebliches einwenden. Sie leiden an großer Breite, an ewigen Wiederholungen; das dicke Unterstreichen des gewollten Eindrucks, das beständige Dazwischenreden des Autors stört; die Art, wie er sich selbst in den Mittelpunkt rückt, beleidigt unser Feingefühl. Alles das ist zuzugeben. Aber dürfen wir an die Werke überhaupt den Maßstab des Kunstwerks anlegen? Sobald wir uns die Lage des Verfassers und den Zweck seiner Schriftstellerei vergegenwärtigen, werden wir jene Züge nur zu gut begreifen und nicht mehr als Fehler empfinden. Drei Jahre lang hatte Dekker bereits in Holland — von seinen Bemühungen in Indien ganz abgesehen — alles versucht, um mit der Sache, der er sein Leben gewidmet hatte, Gehör zu finden, und war überall vor taube Ohren und verschlossene Thüren gekommen. Wenn er jetzt zur Feder des Schriftstellers griff und sich an die Oeffentlichkeit wandte, so war das nur der stärkste Trumpf, den er auszuspielen hatte, die letzte Waffe, die ihm zur Verfügung stand. Kampfschriften sind diese Bücher, und als solche haben sie an schneidiger Schärfe und eindrucksvoller Wucht in der Weltliteratur kaum ihresgleichen. Daher lockt der Verfasser den Leser zunächst durch falsche Vorspiegelungen an, im „Havelaar" durch den sehr durchsichtigen Schein geschäftlichen Interesses (vgl. den Nebentitel: „oder die Kaffeeauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft"), in den „Liebesbriefen" durch den Schein pikanter Sensation, läßt aber bald, nachdem er sich die Aufmerksamkeit des Lesers gesichert hat, die Maske fallen, um nun mit der viel stärkeren Sensation der nackten Wirklichkeit, des aktenmäßigen Thatsachenmaterials über ihn herzufallen und sich so Anhörung und Beachtung zu erzwingen. Die „Liebesbriefe" sind theils an die schon aus dem ersten Werk bekannte Frau Havelaars, Tine, gerichtet — wir erhalten aus diesen ein ergreifendes Bild der Nothlage, in der die arme Familie sich befand, und dem Heroismus, mit dem sie es ertrug —, theils an Fancy, die bald als ein zauberkräftiges, wunderwirkendes Wesen, als die Göttin Phantasie selbst, dann wieder als ein in unbehaglichen Verhältnissen lebendes, sich nach Erlösung und Selbständigkeit sehnendes und von Max Rath und Belehrung heischendes Mädchen erscheint. Der eigentliche Inhalt sind Nachträge zur Havelaar-Sache, authentische Dokumente, immer wiederholte und lauter werdende Rufe nach Gehör und Gerechtigkeit. Dazu kommen größere eingelegte Stücke, die neun (bezw. zehn) „Geschichten von der Autorität", drei „Märchen", darunter das mit grellstem, dickstem Farbenauftrag gemalte Gedicht:

Kommt mit, kommt mit, es wird ein Mann gekreuzigt,
Was Schönes gibt's zu sehn auf Golgatha! u. s. w.

Endlich ein langer „Brief an die Wähler von Niederland", ein Aufruf zur Bildung einer dritten Partei neben Konservativen und Liberalen, die in der Behandlung der Javanen die Forderungen der Menschlichkeit und damit zugleich das wohlverstandene wahre, bleibende Interesse Niederlands verträte. — Die Uebersetzung ist auch hier nicht frei von undeutschen Wörtern und Wendungen (in Noth u. dgl. „verkehren", „ich sitze zu brüten" u. a.); wenn auch die Verständlichkeit nirgends darunter leidet, könnte es doch nicht schaden, wenn der Uebersetzer etwas mehr Sorgfalt auf die Reinheit seines Deutsch verwendete. Ich schließe mit dem Wunsch, daß auch diese beiden Bände sich viele Leser und der so eigenartigen und fesselnden Persönlichkeit ihres Verfassers neue Freunde gewinnen mögen.

Heinrich Meyer-Benfey.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** 19. Juli. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. — 1. Hr. Engelmann las: Ueber die Natur der herzschwächenden Nervenwirkungen und des Phänomens der „Treppe". Durch graphische Versuche mit partieller Abklemmung des Herzens konnte mittelst der Suspensionsmethode nachgewiesen werden, daß die herzschwächende (negativ-inotrope) Wirkung der Vagusreizung wie auch die Erscheinung der „Treppe" (Bowditch) nicht auf Hemmung der motorischen Leitung, sondern auf einer Schwächung der Kontraktilität der Herzmuskelemente beruht. — 2. Hr. Munk las: Ueber die Ausdehnung der Sinnessphären in der Großhirnrinde. Zweite Mittheilung. Es wird beim Hund und beim Affen nachgewiesen, daß die vor der Halsregion der Fühlsphäre gelegene Rinde des Stirnlappens die Rumpfregion der Fühlsphäre ist. — 3. Hr. Waldeyer legte vor eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. H. Klaatsch (Heidelberg): Der kurze Kopf des Musculus biceps femoris. Seine morphologische und stammesgeschichtliche Bedeutung. (Ersch. später.) Der kurze Bicepskopf fehlt den niederen Affen der alten Welt gänzlich; die niederen Affen der neuen Welt haben ein Rudiment desselben, während die Greifschwanzaffen Amerika's, die Anthropoiden und der Mensch ihn gut ausgebildet zeigen. Vermißt wird er ferner bei den Halbaffen und bei den Ungulaten. Wahrscheinlich besaßen die Promammalier einen starken „Glutaeocruralis", wie der kurze Bicepskopf genannt werden kann; von da sank er bei einigen Gruppen der Säuger zu einem Rudiment herab oder ging gänzlich verloren; bei anderen entwickelte er sich weiter, so bei den Vorstufen der Anthropoiden und des Menschen. — 4. Hr. Hertwig legte vor eine Arbeit von Prof. Dr. Tonkoff (St. Petersburg): Experimentelle Erzeugung von Doppelbildungen bei Triton. Tritoneier, bei welchen die künstliche Befruchtung ausgeführt worden war, wurden zwischen zwei parallelen Objektträgern mäßig komprimirt. Gleich nach Vollendung der Zweitheilung wurden die komprimirten Eier um 180 Grad gedreht und in dieser Lage wochenlang weiter gezüchtet. In Folge dieser mechanischen Eingriffe wurden in sehr vielen Fällen aus einfachen Eiern Doppelembryonen gezüchtet, wie es in ähnlicher Weise schon vor einigen Jahren Oscar Schultze aus Würzburg bei Experimenten an Froscheiern geglückt war. — Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. — 1. Hr. Dümmler las über Radberts Epitaphium Arsenii (gewöhnlich Vita Walae genannt). (Abh.) Er versuchte in kurzen Andeutungen den bestrittenen geschichtlichen und literarischen Werth dieses Denkmals darzulegen als Einleitung zu einer neuen Ausgabe desselben nach der einzigen Pariser Handschrift. Diese soll nebst einer Schriftprobe der Handschrift in den Abhandlungen der Akademie erscheinen. — 2. Herr v. Wilamowitz-Moellendorff las über Neue Bruchstücke der hesiodischen Kataloge. (Ersch. später.) Ein kürzlich in die ägyptische Abtheilung der kgl. Museen gelangter Papyrus enthält Reste von fünf Kolumnen einer schönen Handschrift, im ganzen 50 Verse, die offenbar aus den Katalogen des Hesiod stammen; sie zählen die Freier der Helene auf. Zugleich mit diesem wird der Straßburger Hesiod-Papyrus in Photographie veröffentlicht werden, den Reitzenstein im Hermes 35 zuerst bekannt gemacht hat. — 3. Hr. Conze überreichte das zweite Heft der vom archäologischen Institut herausgegebenen Karte von Attica 1 : 100,000 von E. Curtius und J. A. Kaupert. — 4. Die Klasse hat beschlossen, folgenden Aufruf zu erlassen: Die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften rüstet eine aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds unterstützte vollständige, auch die Korrespondenz umfassende Ausgabe der Werke Wilhelms v. Humboldt. Dafür steuern Humboldts Nachkommen die handschriftlichen Schätze von Schloß Tegel bei, und der politischen Abtheilung wird das Berliner Staatsarchiv dienen. Den verstreuten Briefen ist seit geraumer Zeit Hr. Prof. Dr. Leitzmann in Jena nachgegangen. An alle Besitzer Humboldtischer Handschriften, an Privatpersonen und Institute, ergeht die dringende Bitte, das Unternehmen durch freundliche Mittheilung zu fördern.

* **München.** Der Assistent im chemischen Laboratorium der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Georg Rohde hat sich für allgemeine Chemie daselbst habilitirt.

* **Stuttgart.** Der Professor für Zoologie, Anthropologie und Hygiene an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Karl Benjamin Klunzinger, tritt in den Ruhestand.

* **Heidelberg.** An Stelle des zurückgetretenen Ordinarius der Anatomie, Geh. Raths Gegenbaur, hat, der „Frkf. Ztg." zufolge, auch für das Wintersemester der außerordentliche Professor Maurer die anatomischen Vorlesungen und Uebungen übernommen. Für den noch immer nicht besetzten Lehrstuhl der Physiologie hat der außerordentliche Professor Ewald die betreffenden Kollegien und Kurse angekündigt. — Beurlaubt sind für kommenden Winter außer den schon früher genannten Herren der außerordentliche Professor Adolf Koch und der Privatdozent der Philosophie Walther Arnsperger.

* **Straßburg.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Anstaltsgeistlichen der rheinischen Provinzial-Irrenanstalt Grafenberg, Pfarrer Paul Pieper in Gerresheim, zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

* **Bonn.** Die Stellvertretung für den erkrankten Ordinarius für romanische Philologie und Direktor des romanistischen Seminars an der hiesigen Universität Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Förster ist für das nächste Wintersemester dem Oberlehrer am städtischen Gymnasium Dr. Karl Buscherbruck übertragen worden.

* **Halle.** Der seit einer Reihe von Jahren an hiesiger Universität wirkende, vor kurzem zum Professor ernannte Lektor der englischen Sprache Dr. Thistlethwaite ist als Professor an die Universität Glasgow berufen worden und folgt diesem Ruf am Schluß des laufenden Sommersemesters.

* **Braunschweig.** Hier ist der bedeutende Geologe und Paläontologe, Berghauptman a. D. August v. Strombeck im Alter von 91 Jahren gestorben.

* **Paris.** Hier starb am 13. Juli der Bibliothekar an der protestantischen theologischen Fakultät Samuel Berger im Alter von 57 Jahren. Er hat sich besonders um die Geschichte der lateinischen Bibel verdient gemacht und war von der Universität Cambridge durch Verleihung des Doktortitels ausgezeichnet worden.

* In den allgemeinen Sitzungen des 13. internationalen medizinischen Kongresses in Paris, der am 2. August beginnt, werden die folgenden Vorträge gehalten werden: Rudolf Virchow „Ueber Trauma und Infektion", Pawlow „Die experimentelle Therapie als neue und äußerst fruchtbare Methode der physiologischen Forschung", Baccelli (Rom) „Die Behandlung des Tetanus mit Einspritzungen von Karbolsäure", „Burdon-Sanderson „Ueber einige pathologische Tagesfragen", Jacobi (New-York) „Die Medizin und die Aerzte in den Vereinigten Staaten", Albert (Wien) „Die Architektur der menschlichen und thierischen Knochen".

Jahrgang 1900. München, Samstag, 28. Juli. Nummer 171.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aphorismen.

Von Dr. Friedrich Wagner.

I.

Der Grund der Geschmackswandlungen.

Die Wandlung des Geschmackes im Laufe der Zeiten besteht nicht in einer Wandlung des Gefallens oder Mißfallens an einem und demselben Gegenstand, an einem bestimmten Künstler oder einer Kunstschule, sondern darin, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Eigenschaften an den Kunstwerken bevorzugt werden. Was zur einen Zeit schön gefunden wurde, das wird auch zur anderen, bei verändertem Geschmack, nicht für häßlich oder verfehlt, wohl aber für gleichgültig angesehen und verliert deßhalb seine Anziehungskraft. Ein Gemälde z. B., das vor 50 Jahren wegen der klaren übersichtlichen Komposition, wegen der nach gewissen Gesetzen einer aufgelösten Symmetrie geordneten Gruppirung der Figuren bewundert wurde, kann heute als unbedeutend erscheinen, etwa weil es im Kolorit oder in der Modellirung und Durchführung des Einzelnen verdienstlos ist. Man hat sich mittlerweile gewöhnt, die Aufmerksamkeit auf andere Qualitäten zu richten und schätzt also in Wirklichkeit nicht das Werk geringer als früher, sondern die Seite, auf welcher sein Verdienst liegt, die aber, wenn beachtet, auch heute dem Werk Anerkennung verschaffen wird.

Eine solche Veränderung in der Bevorzugung der einzelnen künstlerischen Qualitäten hat ihre Hauptursache darin, daß diese sich vielfach gegenseitig ausschließen und nicht an einem und demselben Werk zur Erscheinung kommen können. Indem nun eine Zeitlang auf bestimmte Eigenschaften besonderes Gewicht gelegt wird, und die Werke am höchsten geschätzt werden, die solche am vollkommensten offenbaren, bemerkt man allmählich, daß man auf diese Weise nicht allen Kunstwerken gerecht werden kann, daß die Eigenschaften, in denen andere Werke ihr Verdienst haben, übersehen worden sind, und daß man über sie falsch geurtheilt hat, weil man Qualitäten in ihnen suchte und vermißte, welche der Absicht ihres Schöpfers fern lagen und mit der ihnen eigenthümlichen Schönheit unverträglich sind. Dazu kommt, daß der Geschmack, welcher die Schätzung der vorhandenen Werke bedingte, auch bei der gleichzeitigen Kunstproduktion ein Hervortreten der gleichen Eigenschaften bewirkt und daß nothwendig nach einiger Zeit das, was in der einen Richtung geleistet werden kann, erschöpft ist; dergestalt wird die Produktion, die immer auf dieselbe Art künstlerischer Wirkung ausgeht, allmählich schaal, vorhandene produktive Kräfte finden darin keinen Raum zur Bethätigung mehr und öffnen nun durch eigene Leistungen das Auge der Genießenden für neue Schönheiten, die in der vollkommenen Herausbildung anderer Eigenschaften liegen.

Wird man sich über diesen Grund der Divergenz des Geschmacksurtheils klar, so ist eine Verständigung zwischen verschiedenen Geschmacksrichtungen nicht schwer. Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, ob Jemand bei seinem Urtheil über ein Bild die Idee des Ganzen oder die Vollendung des Details, die Komposition oder die Farbe, die Motive in den Bewegungen oder die Charakteristik der Mienen u. s. w. im Auge hat. Schwieriger wird ein Ausgleich der Meinungen nur, wenn die Forderungen sich nicht auf die Behandlung, sondern auf den Inhalt der Darstellung erstrecken, wenn Schönheit und Ausdruck zu Gegensätzen gemacht werden, und wenn ganze Stilrichtungen mit einander im Kampfe liegen, was alles auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen ist.

Es ist der Gegensatz der idealen und realistischen Kunstrichtung, der jedem Ausgleich zu widerstreben scheint. In ihnen ist scheinbar das Ziel des Kunstschaffens selber ein verschiedenes; denn für das oberste Prinzip der Einen gilt Schönheit, für das der Anderen Wahrheit. Diese Begriffe braucht man zwar nicht als Gegensätze aufzufassen; aber dann stellt man sich bereits entweder auf den realistischen Standpunkt, indem man sagt, alles Wahre künstlerisch reproduzirt, sei eben schön; oder auf den der idealen Richtung, welche nur das Schöne als das Wahre gelten läßt und diesem Begriff eine engere halbmetaphysische Bedeutung gibt. Thatsächlich ist hier ein Gegensatz, der nicht leicht zu überbrücken ist, und für den wir eine Erklärung suchen müssen.

Es ist die natürliche Tendenz jeder wahrhaft großen Künstlerkraft, nicht Stücke des Lebens, sondern das ganze Leben selbst in seinem Gesammtwerk wiederzuspiegeln. Dieses Bestreben führt mit Nothwendigkeit darauf, daß der Künstler aus den zahllosen Phänomenen des Lebens diejenigen auswählt, welche ihm am vollkommensten die Gattung, der sie angehören, zu repräsentiren scheinen. Hierfür gibt es verschiedene Wege. Er kann die charakteristischen Erscheinungen, die extremen Fälle am geeignetsten für seinen Zweck finden, und daher zu möglichst individuellen Formen greifen, auch wohl sie zum außerordentlichen steigern; oder er kann sein Weltbild, insbesondere seine Anschauung vom menschlichen Leben hauptsächlich aus der Betrachtung der schönen Natur, der normalen, gesunden, im Gleichgewicht der Triebe gebliebenen Menschen gewonnen haben, und für deren Abbild typische Formen bevorzugen oder wohl gar erfinden. Diese Art des Schaffens unterscheidet sich von der ersteren dadurch, daß die Grenze des Schönen hier enger gezogen ist, nämlich auf diejenigen lebendigen Phänomene beschränkt wird, welche in keiner Weise durch die Einflüsse des Zufalls in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt, durchkreuzt oder zum Ungewöhnlichen gedrängt worden sind.

Dies ist das zwar nicht ausschließlich herrschende, aber doch unbewußt dominirende Prinzip in der griechischen Plastik und bei den italienischen Malern des Cinquecento, vor allem bei Raffael.

Eine solche Anschauung wie diese zum unbedingten und alleinigen Prinzip für die bildende Kunst zu erheben, wie lange Zeit geschehen, ist nun freilich das Verkehrteste und Schädlichste, was man für die weitere Kunstentwicklung thun konnte, und mußte nothwendig eine radikale Gegenbewegung erzeugen. Denn eine derartige Kunst des strengsten idealen Stils kann nur unter eigenthümlichen und selten zusammentreffenden Bedingungen zur Blüthe kommen und es ist zudem ganz willkürlich, sie als die höchste hinzustellen, da sehr viel Kunstwirkungen höchster Art von ihr ausgeschlossen bleiben. Tritt nun das Verlangen nach letzterem wieder hervor, nach Eindrücken, wie sie aus der künstlerischen Wiedergabe der Nachtseiten der Natur, des Außergewöhnlichen, Individuellen, auch des Häßlichen entspringen, und tauchen Kräfte auf, deren Trieb hier sein angemessenes Feld findet, so ist es begreiflich, wenn diejenigen Kunstwallungen, die von jener idealistischen Richtung angestrebt werden, nicht nur an Reiz verlieren, sondern selbst einer gewissen Mißachtung verfallen können. Daher kommt z. B. die geringere Schätzung Raffaels und anderer Meister des Cinquecento, wie sie heute bei Kennern und Künstlern üblich ist — man hat kein Interesse für das, was Raffael und seine Zeitgenossen gewollt, für die Wiederspiegelung eines vollkommen gesunden, eines geistig und leiblich normal entwickelten Geschlechtes von Menschen, und das, was man heute sucht, die malerischen Reize einer durch keine Phantasie und keinerlei Kultur veredelten Wirklichkeit, findet man bei ihm nicht. Was ist also natürlicher, als daß man sich nach anderen Sternen umsieht.

Kennzeichen des echten Künstlers.

Was unterscheidet den echten Künstler von dem unberufenen? Jener sieht und zeigt uns in allen Dingen, die er darstellt, die Seele, dagegen der Andere nur die Erscheinung. Der erste Maler reproduzirt die Züge und Gesten eines Menschen so, daß wir seinen Charakter darin erkennen, und er vermag dies, weil er selbst ihn darin gelesen hat; ob er ihn richtig gelesen, ist dabei ganz gleichgültig; wenn er nur jeden Zug, den er wiedergibt, sich irgendwie gedeutet hat — natürlich nicht mit Worten — so wird er imstande sein, ihn so wiederzugeben, daß der Beschauer die gleiche seelische Eigenschaft in dem Abbild erkennt und den gleichen Eindruck von diesem bekommt, wie dessen Schöpfer vom Original. Dagegen der schlechte Maler ist der, welcher nicht versteht, durch die Erscheinung hindurch die Seele zu erblicken; mag er sich alsdann noch so sehr bemühen, die Züge, die er sieht, photographisch treu abzukonterfeien, und mag, was er malt, dem Modell scheinbar noch so ähnlich ausfallen, sein Abbild wird doch nie einen überzeugenden und lebendigen Eindruck machen, sondern stets, eben weil er sich nichts dabei dachte, geistlos erscheinen.

Innocenz X. und Velazquez.

Das Portrait des Papstes Innocenz X. von Velazquez macht einen wahrhaft erschreckenden Eindruck durch die furchtbare Wahrheit der Charakteristik. Es gibt vielleicht kein Bildniß, wo die Seele eines Menschen so deutlich auf seiner Oberfläche zu sehen wäre. Diese Mischung von Klugheit, Vornehmheit und Gemeinheit so greiflich zu verkörpern, setzt eine Fähigkeit des psychologischen Blickes, des physiognomischen Deutens voraus, die den Schöpfer eines solchen Werkes als ein unheimliches Wesen erscheinen läßt.

Ob der Maler sich die Charaktereigenschaften des Mannes, dem er hier ein unsterbliches Leben mitgetheilt, auch zum Bewußtsein gebracht hat? Gesehen hat er sie ja deutlich, daß der Allwissende selbst sie nicht besser gekannt haben könnte. Aber ob er sie auch in Worten anzudeuten gewagt hätte? Freilich mit gleicher Kraft einen solchen Mann durch Worte zu charakterisiren, dazu hätte er zugleich ein großer dramatischer Dichter sein müssen. Aber es wäre doch denkbar, daß er bei entsprechendem Anlaß seinen Eindruck vom Charakter des Mannes in allgemein charakterisirenden Ausdrücken verrathen hätte. Und auch ohne das wird er jedenfalls, wie wir es in gleicher Lage in Alle thun, sein Benehmen gegen ihn unwillkürlich so eingerichtet haben, wie der aus seinem Gesicht errathene Charakter es ihm abnöthigte. Insofern wird er nicht nur als Maler, sondern auch als Mensch stets sein vis-à-vis durchschaut haben und wir werden somit zugeben müssen, daß der große Maler stets nothwendig auch ein großer Menschenkenner ist.

Zum Problem vom Werth der Arbeit.

Der moderne Mensch entrüstet sich gern über die antike Anschauung, die auch der heutige Südländer vielfach theilt, daß die Arbeit den Menschen schände. Und doch liegt dieser Auffassung eine feine Beobachtung des Lebens zugrunde. Es ist dabei sicher überwiegend an die Arbeit gedacht, welche dem Gelderwerb dient oder solchen zum Motiv hat, und es ist kein Zweifel, daß dieses Motiv dem Charakter dessen, der ihm dauernd gehorcht, das entsprechende Gepräge, nämlich das des materiellen Trachtens gibt, wie ja alle Motive, die in ständiger Wiederholung den Willen eines Menschen bestimmen, dementsprechend sein Wesen modeln und formen. Wer in seinem Leben und Handeln von edlen Motiven sich leiten läßt, wird dadurch fortgesetzt mehr und mehr veredelt, wer gemeinen Motiven folgt und folgen muß, wird dadurch nothwendig selbst immer gemeiner. Diese Wahrnehmung führt leicht zu dem Glauben, daß, wer viel für Geld arbeitet, auch das Geld über alles lieben müsse, ein Glaube, der ja auch vielfach Bestätigung findet.

Dazu kommt, daß der Gelderwerb die meisten Menschen zu Thätigkeiten nöthigt, womit sie nicht selbst, sondern Anderen dienen. Sie müssen thun, nicht was sie, sondern was Andere wollen: d. h. sie werden unfrei. Nichts aber bringt tiefere Unterschiede unter den Menschen hervor, als der Gegensatz der Freiheit und Unfreiheit, und dieser Gegensatz wird eben dadurch bezeichnet, ob Jemand andauernd eigenen oder fremden Zwecken dient. Wer den Inhalt und die Form seiner Thätigkeit vorgeschrieben erhält durch den Willen dessen, der ihm den Lohn in baarer Münze gibt, ist ein Sklave — ob er gesetzlich so heiße oder nicht. Er ist seiner wahren Bestimmung, dem Zweck des Lebens, nämlich der Selbstveredelung, entfremdet, also — unedel geworden. Ob ihn die Geburt, die Umstände oder eigene Schuld dazu bringen, ist für die Thatsache selbst belanglos. Und damit ist gesagt, daß Arbeit, die von der Noth diktirt ist, die nicht um ihrer selbst willen und nicht im Dienste ideeller Interessen gethan wird, gleichfalls unedel macht.

Wir sollen uns demnach hüten, den antiken Menschen deßhalb zu verachten, weil er bezahlte Arbeit für eines freien Mannes unwürdig hielt und nur diejenigen Thätigkeiten hochachtete, welche, wie das Kriegshandwerk und die Bekleidung politischer Aemter, keine materielle Vergütung fanden.

Die psychologische Basis der antiken und der modernen Kultur.

Die Unterdrückung von Willensäußerungen, die durch äußere Eindrücke hervorgerufen werden, kann darauf beruhen, daß man nicht reagiren will, oder darauf, daß man es nicht kann.

Wenn wir nun fragen, was für Formen des Handelns und Lebens sich auf diesen zwei Grundlagen entwickeln, so werden wir darüber am besten belehrt durch einen Blick in die geschichtliche Entwicklung unsres Geschlechtes.

Es scheint, daß das Unvermögen des Reagirens im Alterthum so gut wie unbekannt war. Wo bei den alten Völkern Heroismus und Thatkraft allmählich aussterben, da beruht dies weit mehr auf übermäßiger Genußsucht als auf Schlaffheit und Indolenz. Die Jagd nach wilden und aufregenden Genüssen, wie sie besonders bei den Römern die ungeheuerlichsten Formen annahm, setzt immer noch ein hohes Maß von Lebenskraft, d. h. von aktiven und produktiven Kräften voraus. Und wo wirkliche Erschlaffung platzgreift, wie bei den orientalischen Völkern, da kommt auch das mehr von der Gewohnheit des Nichtsthuns, von der Annehmlichkeit eines bequemen, sinnlichen und üppigen Lebens, wie zur Macht gelangte erobernde Völker es zu führen leicht sich verlockt sehen, nicht aber von einer schon bei der Geburt ihnen mitgegebenen übermäßig sensiblen oder unnormalen Organisation. Dies beweist schon ihre Fähigkeit, bei außerordentlichen Anlässen und Gefahren plötzlich eine ungeahnte Aufopferungsfreudigkeit und großen Heroismus zu entfalten.

Und so zeigt uns denn die ganze antike Kunst nur Abbilder kraftvoller, gesunder, normal organisirter Menschen, sowohl in Bezug auf die physische Erscheinung wie auf den Ausdruck der Seele. Ueberall tritt uns eine kräftige, ungebrochene Irritabilität entgegen, welche die eigentliche Basis aller psychischen Gesundheit ist.

Wichtig ist aber nun die Frage, wie weit die Fähigkeit, absichtlich nicht zu reagiren, bei den Alten entwickelt war. Daß ihre ganze Erziehung auf Stählung der Willenskraft ausging und diese in den verschiedensten Richtungen auf den höchsten Grad entwickelt wurde, ist bekannt. Und somit ist mit der Thatkraft auch die Kraft der Selbstüberwindung auf einen Grad bei ihnen gediehen, der hinsichtlich der Leistungen kaum überboten werden kann — wenn wir dabei an Abhärtung, Ueberwindung der Furcht, Verachtung des Lebens, gleichmüthiges Ertragen von Schmerzen und alle Formen der Selbstbeherrschung denken. Aber es kommt hier darauf an, wodurch das erreicht wurde, welche Motive den Einzelnen dabei bewegten. Waren es alles nur Formen von Eigennutz, der auf Umwegen sein Ziel erreicht, oder waren es Triebfedern rein sittlicher Natur, denen sie dabei gehorchten? Es ist bekannt, daß die Rücksichten auf Ehre und Glückseligkeit sowohl im Leben wie in der Philosophie bei ihnen eine große Rolle spielten. Aber auch Motive reinerer ruhigerer Natur waren ohne Frage in ihrem Innern wirksam, vor allem der Patriotismus, dann Freundschaft, also Formen der Sympathie, des Gemeinschaftsgefühles; ferner natürlich auch Liebe zum Beruf, besonders wenn es kein geistiger war. Es käme nun darauf an, ob diese Triebfedern, wenn sie ihnen in einzelnen Momenten die Kraft zur Entsagung hinsichtlich irgendwelcher Wünsche oder Leidenschaften mittheilten, mehr durch sich selbst wirkten oder nur durch gewisse Glückshoffnungen, die sie ihnen in Aussicht stellten, also durch Lustgefühle, die sie zum Motiv machten. Die sympathetischen Motive sind überhaupt zweifelhafter Natur in dieser Hinsicht. Die reinen Aktivitätstriebe aber, wenn sie einmal in Konflikt mit den Begierden kommen und also einen Widerstand überwinden sollen, werden eben auch als Lust ins Bewußtsein treten, und wo sie wohl spontan sich melden oder nur durch Zufall (Gelegenheit) erregt werden, wird die Lust nicht Ursache, sondern Zweck der Thätigkeit werden.

Es bleibt also immer noch die Frage, ob das Unterdrücken eines Lustbedürfnisses durch die Kraft der reinen Aktivität bei den Alten schon wirksam war oder wenigstens als Prinzip aufgestellt wurde. Das geschieht nämlich dort, wo der bloße Gedanke, daß ein in uns erregtes Begehren unrecht, verkehrt, verwerflich sei, ein entsprechendes Bedürfniß, diesem Urtheil gemäß zu handeln, zu erwirken vermag, gleichviel ob dieser Gedanke mit religiösen Vorstellungen verbunden wird oder nicht.

Mag nun diese Fähigkeit bei den Alten vorhanden gewesen sein oder nicht — das völlige Fehlen muß wohl ausgeschlossen sein, wenn die späteren Menschen ihrer theilhaftig waren —, jedenfalls war sie noch wenig entwickelt und keine allgemein bewußte Forderung, wie später durch das Christenthum, welches den Menschen die Seligkeit in diesem Verzicht auf alle Befriedigung der Begierden finden lehrte.

Welche Vorstellungen aber gaben dem reinen sittlichen Trieb die Kraft zu dieser Willensverneinung oder Ueberwindung der Motive, und welche Richtungen nahm der Trieb an? Denn es müßte nothwendig eine Kraft im Innern des Menschen wachgerufen werden, um dies zu leisten, wenn die Selbstüberwindung nicht ein Wunder sein sollte. Es sind religiöse Vorstellungen und Gebote, welche in verschiedenen Formen an die verborgenen Bedürfnisse herantreten und diesen Befriedigung schafften, dergestalt, daß aus der unmittelbar gewonnenen Befolgung der Akt der Entsagung mit Nothwendigkeit und Leichtigkeit hervorging. Einmal ist es die inbrünstige Liebe, welche der Stifter der neuen Religion seinen Anhängern einflößte, was ihnen die Kraft gab, in seinem Sinne zu leben, d. h. alles Erdenglück zu verschmähen. Und seine einzelnen Lehren konnten ihnen als Wegweiser durch das Leben und seine Versuchungen dienen. Die Weisung, seine Lehre zu verbreiten und Anderen zu verkünden, gab dabei ihrem Dasein zugleich eine thätige Richtung, so daß alle aktiven Kräfte entbunden wurden, ohne doch der Begehrlichkeit zu dienen. Im weiteren Fortgang fanden freilich mehr und mehr die kontemplativen Triebe im christlichen Gedanken ihre Nahrung, und zwar zunächst weniger die schöpferischen (künstlerischen) als die passiven, d. h. das Bedürfniß beseligender religiöser Vorstellungen. Doch wurden auch diese meist gesucht, um darin ein Gegengewicht gegen die Genußtriebe zu haben und sollten Kraft geben, um diese zu bändigen, ja auszurotten. Gleichzeitig aber war hier auch das Feld, wo die geschwächten, des normalen Reagirens unfähigen Naturen die Befriedigung ihrer seelischen Bedürfnisse finden konnten, nämlich in ekstatischen Zuständen, wie sie durch völlige Versenkung aller Willens- und Vorstellungskräfte in religiöse Anschauungen gewonnen werden.

Auf diesem Boden also, nämlich derjenigen Seelenzustände, die sich bei Sistirung aller eigennützigen Motive entwickeln und derjenigen Bedürfnisse, die zu solcher Aufhebung der Begierden hinleiten, werden alle die Motive, Affekte und Triebe wirksam, die in der christlichen Kunst, besonders in der Malerei, Ausdruck gefunden haben und von denen die antike Kunst nichts weiß: so die Zustände träumerischer Kontemplation, des Insich-Versenktseins, wie wir es auf so vielen Madonnenbildern in Auge und

Antlitz ausgedrückt sehen; dann die Empfindungen rein menschlicher Liebe, der Charitas, die auf der Wahrnehmung der Wesensgleichheit mit dem Nächsten beruhen, besonders schön bei Fiesole dargestellt, sodann die Motive der inbrünstigen Hingebung an ein Höheres, oder der ruhigen Devotion und Frömmigkeit; in all solchen Darstellungen ist die völlige Befreiung von allen sinnlichen Affekten veranschaulicht; der Ausdruck vollkommenster Reinheit, d. h. eben der Herrschaft der freien, affektlosen Triebe, sei es in Ruhe (Kontemplation) oder in Aktivität (z. B. Wunder verrichtend) entzückt uns in derartigen Bildern.

Dazu kamen dann die Zustände der erhobenen Ekstase, der religiösen Schwärmerei in allen Graden, deren bildliche Darstellung, welche sich besonders die Zeit der Gegenreformation angelegen sein ließ, freilich selten gelungen ist; am schönsten mag sie in den Bildern von Mariä Himmelfahrt, z. B. auf Tizians Assunta im Kopf der Jungfrau veranschaulicht sein.

In diesen ekstatischen Motiven tritt eben häufig schon etwas Krankhaftes zutage, es sind nicht immer reine Bedürfnisse, die dorthin drängen, und sie beruhen häufig auf pathologischer Organisation, nämlich auf der Unfähigkeit normaler Reaktion, auf Scheu vor Aktivität, daher auch die gelungenen Darstellungen meist einen unerfreulichen Eindruck machen. Es ist überhaupt immer nur eine Form ruhiger, kontemplativer und insofern passiver Ekstase, was wir im christlichen Bilderkreis dargestellt sehen. Es gibt indeß auch eine aktive Form derselben, die auf dem gleichen Boden wie die christlichen Motive erwachsen kann, die aber bei der kontemplativen Richtung, die der christliche Geist vorerst genommen, sich bisher im Leben wie in der Kunst noch kaum entwickelt hat: es sind die Motive der aktiven Begeisterung, des reinen Bewegungs- und Thatendranges, der sich ohne Ziel ausströmt und die äußersten Grade wilder Erregung annehmen kann.

Vielleicht ist es diese Art Ekstase, was den Rasereien des griechischen Dionysoskultus zugrunde lag und was Nietzsche als den dionysischen Rausch verherrlicht hat. Und wenn sie in diesem antiken Phänomen schon wirksam war, so würde auch das zeigen, daß die Alten die Wirksamkeit der reinen affektlosen Triebe sehr wohl kannten. Wenn man sie aber als Forderung oder Lebensideal hinstellt, so werden sie eben damit zu einer Form der Aeußerung entgegengesetzter Motive, d. h. der Selbstüberwindung, gerade wie die vom christlichen Ideal befreiten und großgezogenen Triebe, d. h. zu etwas, was sie bei den Alten nicht waren. Denn auch die Kontemplation, besonders die künstlerische und schöpferische, ja selbst die religiöse, nämlich die prophetische Ekstase, deßgleichen die reinen Aktivitätstriebe in Form des Talentes waren im Alterthum selbstverständlich ebenso wirksam, wie später, aber sie galten nie als Formen der Willensmeinung (der Ueberwindung von Begierden) und wurden daher nicht mit Bewußtsein als solche gefordert und ausgeübt.

Als Ideal und höchste Aeußerung menschlicher Lebenskraft würden also diese Art aktiver Ekstase und alle Triebe aus denen sie entspringen kann, eine neue Lebensform zeitigen können und zugleich ein neues Feld künstlerischer Darstellung eröffnen. Denn was nicht spontan aus Naturtrieb geschieht, sondern erst entgegengesetzte Gewohnheiten überwinden muß, bedarf außergewöhnlicher begeisternder Erregungsmittel, um die gewöhnlichen Motive zu sistiren, und durch diesen reinerer Kampf wird wieder der Boden für zahllose neue Seelenzustände und Affekte gewonnen.

Ein solches Mittel ist vor allem die lebendige Vorstellung dementsprechender Handlungsweisen (in Beispielen), welche die verwandte Kraft im eigenen Innern unmittelbar aufruft, indem die Erkenntniß der Identität des Vorgestellten und der verborgenen eigenen Kraft die Liebe zu jenen erzeugt und alsbald thätig reagirt.

Begriff der Decadence.

Hat es überhaupt einen Sinn von Decadence zu reden, ohne daß man näher bezeichnet, was denn eigentlich im Verfall sei? Kann das Leben eines Volkes, eine Periode im ganzen genommen, sich im Verfall befinden? Was soll damit gesagt sein?

Im allgemeinen hat man wohl bei jenem Ausdruck die Kultur überhaupt oder die sittlichen Zustände im Sinn. Ein Verfall der gesammten Kultur würde etwa dann zu konstatiren sein, wenn alle wesentlichen Disciplinen, in denen sie besteht und auf denen die Lebensformen einer Zeit beruhen, allmählich vernachlässigt werden, die neu aufwachsenden Generationen also in ihnen unkultivirt bleiben. So z. B. kam in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches die ganze antike Bildung, wie sie dem Einzelnen mitgetheilt wurde, nach und nach außer Uebung, indem man keinen Werth mehr darauf legte: also die regelmäßigen Leibesübungen, die Ausbildung des Stiles in Schrift und Rede 2c., und mit dem mußte auch die Art Produktion, die auf solchen Disciplinen beruhte, mehr und mehr erlöschen oder ihre alte Form verlieren; deßgleichen die äußeren Sitten und Gewohnheiten, die die Frucht jener Erziehung waren.

Die sogenannte Sittenverderbniß, die man manchen Perioden besonders zuschreibt, würde dagegen schon viel weniger sich mit dem Begriff allgemeiner Decadence decken. Denn sie ist mit hoher Kulturblüthe sehr wohl vereinbar.

Eine allgemeinere Abnahme der geistigen Produktivität, die man wohl auch als Niedergangszeichen betrachtet, würde immer noch vereinbar sein mit dem stärkeren Hervortreten industrieller oder politischer Interessen und entsprechender Leistungen, also auch noch keine absolute Decadence bezeichnen.

Hierunter dürfte man vielmehr nur eine allgemeine Abnahme der Lebenskraft verstehen. Was aber sind die Symptome hiervon und wann hat sich in der Geschichte so etwas gezeigt?

Wesentlich würde sie wohl ein Verfall der Thatkraft sein. Dieser ist unvermeidlich bei Völkern, die dauernd unter Fremdherrschaft stehen, wenn er nicht schon dazu geführt hat. Nothwendig verbunden damit, ja die Kehrseite davon, ist das Vorwagen der auf Genuß, auf Bequemlichkeit und Wollüste aller Art gerichteten Triebe. Eine weitere Folge dieser psychischen Verfassung ist ein Verfall der produktiven Kräfte, der es zu keinen hohen Leistungen auf geistigem Gebiet mehr kommen läßt; der Einzelne thut nicht mehr als zur Erhaltung eines leiblich angenehmen und genußreichen Lebens nöthig ist. — Psychologisch betrachtet wäre das alles ein Verfall der Thätigkeitstriebe, im Gegensatz zu den Begierden, zum Genußbedürfniß, zu den mehr passiven Seelenzuständen. All das trifft z. B. zu für die unter Fremdherrschaft lebenden Geschlechter der Griechen. Der tiefere Grund einer solchen Decadence aber kann nicht bloß psychologisch-sittlicher Art sein, sondern muß in mehr physiologischen Veränderungen liegen. Es muß nicht nur die Thatkraft, sondern die Vitalität selbst abgenommen haben, d. h. der Drang des Wirkens nach außen, die Kraft der Reaktion auf äußere Eindrücke, und damit eben auch die der Produktion jeder Art, überhaupt die Macht

den Dingen seinen Willen aufzulegen, wenn es auch nur im Dienst des Egoismus geschehen sollte. Wann eine derartige Veränderung bei den Griechen eintrat, ist nicht ohne weiteres zu sagen; doch mußte der unfreie Zustand ihres öffentlichen Lebens sie nothwendig allmählich mit sich führen, wenn es auch wohl nicht sobald zu eigentlicher Krankhaftigkeit des Innenlebens bei ihnen gekommen ist. Bei den Römern zeigten sich Anfänge davon erst sehr spät, nicht vor dem 3. Jahrhundert n. Chr., also lange nach dem Beginn ihrer sogenannten Entartung.

Deutlich hervor tritt diese Form der Decadence erst wenn sich eine entsprechende psychologische Degeneration bemerkbar macht, also einmal in ungesunden Nervenzuständen und dann auch in äußerlicher Deformation, wie sie ja in der That bei den Römern im 3. Jahrhundert anfing sich zu zeigen.

Eine Decadence dieser Art, der dann eine entsprechende Umwandlung der Weltansicht parallel geht, hat sich bis jetzt wohl noch bei keinem modernen Volk gezeigt, wohl aber mehrfach diejenige, welche im Aufhören der Produktionskraft sich offenbart, obgleich man nie wissen kann, ob diese nicht bloß durch äußere ungünstige Umstände am Hervortreten verhindert ist.

Im übrigen ist bei den neueren Völkern bloß in bestimmten Zeitpunkten ein Verfall einzelner Zweige des Kulturlebens und deren Ablösung durch andere vorgekommen.

Doch kann auch eine ganze Kultur, d. h. eine bestimmte Art von Bildung, die den Einzelnen gegeben wird, in Verfall gerathen, ohne daß man deßhalb sagen dürfe, die Lebenskraft des Volkes selbst sei im Niedergang. Die Zeit kann eine andere Art von Bildung nothwendig machen, und es wird darin meistens nur der Rückgang einer bestimmten Klasse von Menschen, eines gewissen Typus zu sehen sein, der mit dem Aufstreben einer anderen Klasse verbunden ist.

So kann auch nach und nach ein Stand, eine Gesellschaftsschicht die andere als Träger der Kultur ablösen. In Deutschland folgte auf die Ritterkultur die der Städte, also des industriellen Bürgerthums, deren Blüthe um 1500 fällt, auf diese die der gelehrten Stände, deren Blüthe zu Anfang dieses Jahrhunderts war. Auch die letztere ist bereits im Verfall und wird vielleicht wieder abgelöst werden durch eine auf der Industrie beruhende und in der Pflege der bildenden Kunst gipfelnde Kultur. In solchen Fällen ist immer nur ein bestimmter Stand im Verfall, d. h. seine Bildung, seine Leistungen, seine produktive Kraft und ideelle Hingebungsfähigkeit geht zurück, sein Einfluß ist im Abnehmen.

Ebenso kann innerhalb eines einzelnen Kulturzweiges eine bestimmte Art seines Betriebes im Verfall sein, ein Kunststil, eine wissenschaftliche Methode, die Produktion eines Zweiges der Industrie und dergleichen. Solange sie aber durch neue Arten der Ausübung abgelöst werden, darf man nicht sagen, daß die betreffende Seite des Kulturlebens selbst im Verfall sei. Dies würde erst dann zutreffen, wenn eine bestimmte Art der Produktion nichts lebendiges und gutes mehr erzeugt, und dennoch eigensinnig festgehalten wird, indem sie alle neuartigen Versuche ablehnt, oder nichts Neues mehr auftaucht, worauf ja allerdings das gewöhnliche Bestreben der Vertreter des Ueberlieferten gerichtet ist.

Wie einzelne Produktionszweige und der Typus, der ihn zum Beruf hat, im ganzen in Verfall gerathen können, indem andere in den Vordergrund treten und die produktiven Kräfte an sich reißen, so kann dasselbe mit ganzen Organisationen begegnen. Kann eine politische Verfassung, z. B. eine aristokratische, sich nicht mehr halten, indem sie dem Zustand des Volkes nicht mehr entspricht, weil der Adel der Aufgabe des Herrschens nicht mehr gewachsen ist oder weil die anderen Stände eine Vertretung ihrer Interessen nicht mehr entbehren können, so ist damit nur eine bestimmte Form der politischen Organisation in Auflösung. Sie macht einer anderen Platz und wenn diese nur einige Konsistenz gewinnt, so ist eben damit bloß eine nothwendige Entwicklung vor sich gegangen. Entwicklung aber ist das Gegentheil von Verfall. Ja selbst wenn der Wechsel der politischen Formen sich so schnell vollzieht, daß keine sich unangefochtener Festigkeit erfreut, wie z. B. in Florenz im 14. und 15. Jahrhundert, so ist das kein Zeichen von Decadence der politischen Instinkte, sondern im Gegentheil der Ausdruck einer großen Lebhaftigkeit derselben. Eine solche rapide Entwicklung kann zwar schnell zur Decadence führen, indem sie ihren Abschluß findet in der Begründung eines unerschütterlichen Despotismus, der dann der allgemeinen Bethätigung der politischen Triebe ein Ende setzt und damit erst die politische und soziale Decadence einleitet.

Denn die Bereitwilligkeit der Individuen, vor allem der begabten, zur Führung bestimmten, wider ihre Natur sich zu fügen, sich vorhandenen Aenderungen zu unterwerfen, welche ihre angeborenen Kräfte, ihre natürliche Willensrichtung unterdrücken oder aus der Bahn lenken, dieses Aufgeben des Widerstandes macht den Einzelnen unproduktiv, der Begabte verschwendet sich an Aufgaben, die der Mittelmäßigkeit obliegen und der Verzicht der großen Anzahl auf Durchsetzung und gesetzliche Anerkennung wesentlicher Bedürfnisse verschließt dem Ganzen die Quellen einer sich immer erneuernden Regeneration.

Ein Münchener Künstler über China.

In den Tagen, da sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf China richtet, mögen die Mittheilungen von besonderem Interesse sein, die ein in München lebender Künstler, Herr Karl Wuttke, auf Grund eigener Anschauungen dieser Tage im Künstler-Sängerverein in einem überaus anziehenden Vortrag gemacht hat. Herr Wuttke hat über ein Jahr in China sich aufgehalten und ist auch in das Innere des Landes vorgedrungen. Nach seinen persönlichen Wahrnehmungen konnte er von einem allgemeinen Fremdenhaß nichts bemerken. Er erfreute sich überall freundlichen Entgegenkommens und seine Arbeiten des lebhaftesten Interesses der chinesischen Bevölkerung. Herr Wuttke hat monatelang in Peking Studien gemalt und zwar im Sommer 1898 zu einer Zeit, da in den europäischen Zeitungen die Lage als sehr kritisch geschildert wurde und zum Schutze der Gesandtschaften Truppen von den verschiedenen Mächten konsignirt wurden. Seine Freunde zitterten damals für sein Leben. Herr Wuttke arbeitete in Vierteln von Peking, die noch nie ein Europäer betreten hatte und dabei war er stets von Hunderten von Chinesen umdrängt, die so dicht standen, daß dazwischen kein Reiskorn hätte zur Erde fallen können. Nie aber wurde er von den Leuten, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Fortgang seiner Arbeiten verfolgten, behelligt oder belästigt. Im Gegentheil, wenn er zu einem Ladenbesitzer kam und bat, in dessen Nähe seine Staffelei aufstellen zu dürfen, so erfolgte die Bewilligung immer unter großen Verbeugungen, obwohl der Betreffende durch die andrängenden Volksmassen sicher den empfindlichsten Schaden erlitt. Auf Zeremoniell freilich hält der Chinese, er will, daß man ihm Höflichkeit bezeige. Herr Wuttke ist der Meinung, daß der Fremdenhaß der Chinesen durchaus nicht so intensiv sei, wie er jetzt mit Vorliebe hingestellt werde. Man muß vor allem bedenken, daß in Peking ständig vielleicht nur 90 Europäer lebten, und diese bisher ganz unangefochten blieben. Wenn nun eine Rebellion es anders gefügt, so dürfte man annehmen, daß die Chinesen

durch die Fremden gewiß aufs äußerste gereizt worden waren, daß sie vielleicht die Opfer eigener Unvorsichtigkeit geworden sind. Auch finden sich unter den Fremden vielfach Elemente, die sich mißliebig machen, Kaufleute, die es an der den Chinesen durchweg eigenen Reellität fehlen lassen und nur auf eine möglichst hohe Verzinsung ihres Anlagekapitals trachten, Missionäre, die sich durch ihr Vorgehen Feinde machen.

Herr Wuttke erzählte einen Fall, wie ein chinesischer Missionär durch die Straßen Pekings fuhr, wobei sein Wagen ein Kind über den Haufen rannte; statt daß nun der betreffende Herr hätte halten lassen, ausgestiegen wäre, um nach dem Kinde zu sehen und seine Eltern etwa mit einem Schmerzensgelde abzufinden, ließ er auf die Pferde einhauen und machte sich möglichst schnell aus dem Staube; was war natürlicher, als daß die Volksmenge erbittert wurde und der Missionär, als er später wiederum die gleiche Stelle passirte, beinahe von der aufgebrachten Volksmenge thätlich angegriffen worden wäre.

Sollte wirklich die Austreibung der Fremden nicht durch die Ausländer provozirt, sondern von den Chinesen absichtlich herbeigeführt worden sein, so wäre allerdings der Zeitpunkt dafür — von Seite der Chinesen — sehr günstig gewählt, denn die Hitze ist um diese Jahreszeit in China derartig, daß der Ausländer dabei physisch und geistig gleich viel zu leiden hat. Wer dort nicht zur Arbeit gezwungen ist, legt sich an heißen Tagen im Schatten nackt unter dem Schutze des unentbehrlichen Mosquitonetzes auf eine Strohmatte. Baumwolle oder Seide sind zur Unterlage unerträglich. Aber selbst wenn man sich diese weitgehendste Erleichterung verschafft hat, transpirirt man noch derartig, als wäre man mit einer Gießkanne leicht übergossen worden. Dabei tritt gleichzeitig während der Hitze Regenzeit ein und in Verbindung mit dem Staube und der vorangegangenen Trockenheit entwickelt sich nun eine dickdunstige Atmosphäre, die nicht weniger erschlaffend wirkt als die Hitze selbst. Fast alle Europäer verlassen um diese Zeit Peking, um in den Bergen oder an der See Erholung zu finden.

Herr Wuttke wählte für seine Reise nach China die Route New-York, San Francisco, Honolulu, Japan — ein Land, das wieder zu sehen, Jeder die größte Sehnsucht empfindet —, kam Ende Juni 1898 nach Yokohama über das noch vollständig unerschlossene Korea in das Gelbe Meer und den Golf von Petschili nach Taku. Der eigentliche Seehafen Pekings ist Tientsin, der aber mehr und mehr versandet, so daß kein großes Schiff ihn anlaufen kann, es ist daraus erklärlich, daß unser „Iltis" mit seinem geringen Tiefgang am nächsten an die aus Sand und Lehm gebildeten Forts von Taku herankommen konnte. Tientsin, das etwa 70 Kilometer weiter aufwärts am Peihoflusse liegt, ist eine durchaus moderne Stadt, in die bereits die Bahn führt, mit einem namentlich von Engländern und Franzosen bewohnten europäischen Viertel, breiten, schönen Straßen, die an den Münchener Bavariaring erinnern, eine reiche Stadt, bei deren Kaufmannschaft viel Geld zuhause ist. Auch Deutschland hat seit einigen Jahren ein größeres Terrain am Flusse liegend zur Ansiedelung erworben. Das Astor-Hotel bietet hier allen europäischen Komfort. Dagegen ist Peking die merkwürdigste und eigentlich unglaublichste Hauptstadt der Welt, deren Gründung schon 2000 Jahre vor Christus zurückfällt. Sie ist in einem beinahe regelmäßigen Rechteck von 33 Kilometer Ausdehnung gebaut, die riesigen Umfassungsmauern, die nicht weniger als 13 Meter hoch sind und deren untere Basis 14 Meter ausmacht bei einer oberen Dicke von 11 Metern, sind von 11, bez. 13 Thoren durchbrochen. Die Thore selbst sind mit gewaltigen Vertheidigungsthürmen überbaut, von denen z. B. das Nordthor 12 Fenster Front in vier Etagen aufweist. Die ganze Mauer ist von einem Wallgraben umgeben. Eine gleich gewaltige Mauer theilt Peking in zwei Hälften, in die Chinesenstadt und die Mandschurenstadt, letztere wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als die heutige Dynastie der Mandschuren zur Regierung kam, geschaffen, um gleichsam dem Herrscherhause in unmittelbarer Nähe ein absolut ergebenes Volk zu sichern. Etwa ein Fünftel des Innern der Mandschurenstadt ist wiederum von einer gelben Mauer umschlossen, und heißt die kaiserliche Stadt und erst in ihrem Zentrum und wiederum durch Mauern und Wallgräben geschützt, befinden sich die weitläufigen Palastbauten. Hinter fünffachen Mauern also steht der Thron des Kaisers von China, dessen Palast für Europäer absolut unzugänglich ist, mit Ausnahme der diplomatischen Empfänge bei offiziellen Gelegenheiten. Die offiziellen Empfänge fanden bis vor kurzem nur in einer Gartenhalle des kaiserlichen Palastes und nicht in diesem selbst statt. Erst der jetzige Kaiser empfing die Vertreter der fremden Mächte in dem mit märchenhafter Pracht ausgestatteten Audienzsaale, in den bis dahin nur die Vizekönige und höchsten Mandarinen Zutritt hatten. Die jetzige Kaiserin, die als fremdenfeindlich gilt, lud eben vor zwei Jahren zum erstenmale die Damen der Diplomaten in den Palast zum Thee, eine bis dahin unerhörte Thatsache; alles bemühte sich natürlich, der Kaiserin Geschenke mitzubringen, und diese hohe Auszeichnung entsprechend zu würdigen.

Der Verkehr, der durch die Straßen Pekings, namentlich durch das Stadtthor Jung-tien-men — gleichsam die Auffahrtstraßen vom Stapelplatz Tientsin — (Europa), fluthet, ist unbeschreiblich. Karren, Wagen, Reiter auf Eseln und Pferden, Kamelkarawanen wogen durcheinander. Dazwischen drängt sich ein Hochzeitszug, bei dem die Braut in rother Sänfte getragen wird. — Die ernsten Klänge einer Trauermusik ertönen. Man bestattet einen Reichen, dessen aus Bambus und Papier nachgebildetes, im Zuge mitgetragenes Haus auf freier Stätte verbrannt wird, zum Zeichen, daß der Verstorbene nun seine Wohnung im Himmel habe. Solche Todtenbaldachine werden je nach dem Wohlstand des Verstorbenen von 20—80 Trägern transportirt, beim Kaiser von 120. Es gibt in Peking Bestattungsbureaux, welche die ganzen Beisetzungsfeierlichkeiten je nach dem Range und Vermögensverhältnissen des Verstorbenen besorgen. Zeitweise keilt sich der Verkehr zu beängstigender Stauung zusammen, in die nur allmählich wieder Bewegung kommt. Die Signatur der auf den Straßen transportirten Waaren weist meist auf England hin, das nahezu 90 Prozent des Importhandels inne hat, aber manchmal lesen wir auch Berlin oder Hamburg oder das bekannte Made in Germany auf Kisten und Ballen. Ein Trupp chinesischer Soldaten, von denen immer je zwei Mann eine mächtige alterthümliche Luntenbüchse auf den Schultern tragen, zieht mit Fahnen zum Thor hinaus. Vor der Staffelei des europäischen Malers machen sie, um ihre Neugierde zu befriedigen, unaufgefordert Halt, und nur mit Drohungen kann sie der Offizier zum Weitermarschiren bewegen. Hier sind an einem freien Platze mehrere Verbrecher öffentlich zur Schau gestellt. Ein dickes Viereck von Holz liegt auf ihren Schultern, und die glühende Sonne scheint auf die halbrasirten Köpfe. Gerade diese Uebelthäter sind wegen Insultirung der Europäer an den Pranger gestellt. Bevor man zum Stadtthor Chien-men (Chinesen-Mauer) kommt, ist noch die „Bettlerbrücke" zu passiren. Was das Auge hier an menschlichem Elend sieht ist herzzerreißend. Die fragwürdigsten Gestalten, Blinde, Lahme, Aussätzige liegen — Viele fast nackt oder nur mit Fetzen einer Strohmatte bekleidet — im Straßenschmutz. Es ist leicht, da Wohlthäter zu sein, denn von den durchlöcherten Bronzemünzen gehen 4 auf einen Pfennig und mit einem Stück ist Jeder zufrieden. Die Bettler bilden eine Gilde und leben in Gemeinschaft; das mildert ihr Loos. Ja die vom Schicksal am schwersten Getroffenen haben die meiste Aussicht auf Almosen und werden deßhalb von ihren Genossen noch beneidet. Vor den Thoren sind unter Zelten und Schirmen auf offener Straße Garküchen etablirt, alle Tische vor den Theehäusern sind dicht von Landleuten belebt, für welche die Europäer ein Anblick zum Krankkachen sind. Ein unendlicher Schmutz ist in den Straßen gelagert, man kann wohl sagen, der Schmutz von Jahrhunderten, der in den breiten Straßen förmliche Wälle bildet. Ein furchtbarer Staub ist an heißen Tagen die Folge davon, während nach anhaltendem Regen die Kothmassen an manchen Stellen eine derartige Höhe erreichen, daß Wagen und Pferde mehrere Fuß darin einsinken. Hat man die großen

tunnelartigen Thorbögen des Thores Hung-tien-men passirt so erblickt man zuerst nichts als die hohen Mauern, welche rechts den Tempel des Himmels, links den des Ackerbaues einschließen. In jedem Jahre einmal verläßt der Kaiser seinen Palast, um sich in einer großen Galasänfte in diese Heiligthümer, die kein Fremder noch betreten hat oder je betreten darf, zu begeben. Die Straßen, die er dabei passirt, werden gesäubert, wo aber der Schmutz zu groß ist, werden Matten und Tücher auf Bambusstäben davor gebreitet, so daß der hohe Herr von seiner Residenzstadt einen recht guten Eindruck gewinnt. Er hat außer einigen Straßen Pekings und seiner Sommerresidenz wohl noch nichts von seinem Riesenreiche gesehen. In der Mandschurenstadt — fast unmittelbar an der Chinesenmauer — liegt die Gesandtschaftsstraße, und wenn man hört, daß dort Volksansammlungen stattgefunden haben, so ist das bei irgendwelcher Volksbewegung in der Stadt überhaupt nur natürlich, weil diese Straße eine lebhafte Verkehrsader bildet. Unsre deutsche Gesandtschaft ist ein stattlicher Besitz von schönen Gebäuden und Gartenanlagen. Erst vor zwei Jahren ist diese Station durch weiteren Ankauf von Terrains vergrößert worden und reizende Neubauten sind entstanden. Die Gesandtschaften liegen nebeneinander und jede von ihnen ist eine kleine Festung, die schon einen Sturm aushalten könnte. Schwieriger ist in kritischer Zeit schon die Verproviantirung, da die Marktbedürfnisse nur durch chinesische Diener beschafft werden können.

Wie in unsern großen Städten, so rüstet man sich auch dort, zur Zeit der Sommerhitze auf das Land zu ziehen, und zwar nach den westlichen Bergen oder an den Seestrand am Golf von Petschili. Die deutsche Gesandtschaft hatte am Fuße der Shi-Schan-Gebirge für jährlich 200 Doll., das ist 420 M., Wohnräume gemiethet, und zwar die verlassenen Räume des Ta-schueh-sy, des Klosters des großen Erkennens. Ueber diesem Buddha-Heiligthum ist also gleichsam die deutsche Flagge gehißt. Die sehr umfangreiche Tempelanlage, die Priester- und Pilgerwohnungen, Terrassen, Pavillons, Höfe-, Garten- und Parkanlagen umschließt, ist ringsum von Mauern umgeben. Das Terrain steigt zu bewaldeten Felsenhügeln auf und hat am obersten Theil eine sehr schöne in Stein gefaßte Quelle guten Trinkwassers, das in offenen Rinnsalen an allen Wohnungen des Klosters vorüber geleitet ist. Unten vor dem Hauptempfangsthor bildet das Wasser zwei Lotusteiche, die durch eine gewölbte Brücke mit Stein-Balustraden und Löwenfiguren miteinander verbunden sind. Gastlich nimmt hier die deutsche Gesandtschaft die bei ihr empfohlenen und eingeführten Fremden auf, denn Wohnräume sind genug vorhanden, dagegen hat man allen Haushaltsbedarf, Betten, Proviant, Geschirr u. s. w., selbst mitzubringen. Man kann unterwegs auf nichts rechnen, nicht auf ein Körnchen Salz, denn die Chinesen bedienen sich auf dem Lande einer schmutzigen Satzlauge, zu der sich das aus der Mongolei gebrachte Steinsalz in der feuchtheißen Luft verwandelt. Schon das Kleingeld erfordert in China eigenen Tränsport, denn diese Feigenkränze durchlöcherter Münzen sind sehr schwer. Herr Wuttke hatte bei seinem Ausflug zur „großen Mauer" mit seinem Begleiter und zwei Dienern acht Maulthiere zur Verfügung, bemerkte aber, daß das schon die bescheidenste Art sei, mit der ein Europäer ins chinesische Land hineinziehen könne: mehr Effekt macht schon der, der mit seinem eigenen Koch, mit Küchen- und Proviantwagen reist, die jeweilig der Karawane vorausziehen müssen. In China ist es üblich, daß jeder wohlhabende Junggeselle fünf bis sechs Diener hält, von denen jeder seine eigene Funktion hat. Der Kutscher z. B. kümmert sich nicht um die Pferdepflege, sondern läßt das wieder einen Kuli-Mafu besorgen. In jenem Kloster verlebte Herr Wuttke in Gesellschaft eines Dolmetschers der Gesandtschaft, des hochgelehrten Sinologen Dr. Forke, und des Referendars Ensinger — eines Bayern — ebenfalls Dolmetscher, unvergeßliche Tage. Eine halbe Stunde von dem Besitz entfernt, hatte die österreichisch-ungarische Gesandtschaft eine ähnliche Sommerresidenz bezogen, und auch dort fand der Münchener Maler vielfach gastfreundliche Aufnahme. Eine Reihe von interessanten Ausflügen machte er von jener Stätte aus zu alten Kultstätten, Gräbern und Tempeln, die malerisch in den Bergen gelegen, und vor allem zur großen chinesischen Mauer. Von seinen weiteren Erlebnissen dabei wußte er viel Interessantes zu erzählen, so vom Aufenthalt in einem Hotel zu Nankao —, wo auch Prinz Heinrich von Preußen gewohnt —, eine Schaluppe erster Güte, in deren schmutzigem Hof Enten und Schweine sich im Morast vergnügten, während die „Fremdenzimmer" von Schwärmen von Fliegen verdunkelt waren. In diesem Hotel hatte man ein gutes Bett — wenn man sich eines mitbrachte. Unter anderem begegnete den Reisenden ein besonders malerischr Zug, ein von einem höheren Regierungsbeamten geleiteter Geldtransport nach Peking. Voran bewaffnete Reiter mit der weißrothen Fahne der Regierung; die in Leder eingenähten Silber-Barren waren auf Eseln verpackt, auf jeder dieser Frachten ein rothes Fähnchen und ein alter Säbel befestigt.

Das Riesenwerk der großen chinesischen Mauer, das in gewissem Sinne alle anderen Leistungen der Menschheit übertrifft, die ägyptischen Pyramiden, den Gotthard-Tunnel und den Suez-Kanal, das Werk, an dem Millionen Menschen jahrelang gearbeitet haben, bildet gewiß den Ausdruck der fabelhaften Arbeitskraft eines einzigen Volkes und muß jedem Beschauer Staunen und Bewunderung abringen. Die Mauer, die in Sutschau südwestlich fortlaufend beginnt, ist überaus solid konstruirt, in regelmäßigen Zwischenräumen von 100 Meter mit Thürmen versehen. Auf der etwa 10 Meter breiten Plattform der Mauer, die einer Riesenschlange gleich sich über die Gebirge hinwindet, um vor unsern Augen zu verschwinden und wieder aufzutauchen, könnte man tagelang fortwandern.

Zum Schluß seiner an schildernswerthen Erlebnissen reichen Reise besuchte Herr Wuttke auch unser neues Deutsch-China, Kiau-tschou — eine Bezeichnung, die eigentlich nicht ganz korrekt ist. Kiau-tschou ist der Name einer Stadt landeinwärts von der ungefähr 50 Kilometer breiten Kiau-tschou-Bucht. Anfänglich war sie mit in unsre Kolonie aufgenommen, wurde aber bald aufgegeben; der Sitz des Gouverneurs, sowie der Zivil- und Militär-Behörden ist Tsingtau an der gleichnamigen Bucht in der sich bis zum projektirten Hafenbau der Verkehr abwickelt. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß wir unser chinesisches Schutzgebiet zunächst auf 99 Jahre in Pacht nahmen und daß für diesen Pacht nicht ein Pfennig von Deutschland an China bezahlt wird. So billige Pachtverhältnisse gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr, daher die große Konkurrenz der Mächte. Treten wir ans Land, so überrascht uns das Bild einer unbeschreiblichen Bauthätigkeit. Unser Tsingtau sieht aus wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Die deutsche Regierung hat wohl an 6000 Kulis in Dienst genommen, deren jetzt aufgebesserte Löhnung ursprünglich 40 Pfg. pro Tag betrug. Da werden Straßen nivellirt, Felsen abgesprengt, Flußbette regulirt, Brücken gebaut, Regierungsbauten, ein Eisenbahn-Direktionsgebäude, eine Filiale der Deutsch-chinesischen Bank aufgeführt, dort ein großes Hotel oder industrielles Etablissement. Alle bedeutenden deutschen nach Ostasien exportirenden Firmen errichten Lagerhäuser und Geschäftshäuser in Tsingtau. Auch einige chinesische Handelshäuser aus Schanghai haben dort Filiaten mit deutschen Aufschriften errichtet. Da schreibt ein Chinese z. B. auf seine Firma „zum billigen Jakob", ein Anderer hat neben seinem Namen Fu-zing-chiang die Bezeichnung „Kurzwaaren-Handlung en gros und en detail" angebracht. Viele chinesische Geschäftsleute sprechen auch schon ihr Chinesisch-Deutsch und die Kolonisten ihr Deutsch-Chinesisch und nichts ist lustiger, als eine solche Konversation, bei der es schließlich doch zu gegenseitiger Verständigung kommt, mit anzuhören. Manche Chinesenknaben sprechen schon ganz verblüffend gut deutsch, z. B. die Peterl und Sepperl genannten Kellnerburschen am Stammtisch zum „blauen Ochsen", wo man bei selbstgemachten Würsten, Münchener Bier vom Faß und Bockmusik ganz vergessen könnte, wie weit man eigentlich von der bayerischen Heimath entfernt ist. Das Restaurant

führt ein ehemaliger Offizier, der eine Münchener Kellnerin zur Frau nahm und damit seinen Dienst quittiren mußte. Er hat sich da drüben eine ganz vorzügliche Existenz gegründet. Die beiden bezopften Chinesenknaben, die er sich adaptirt hat, sprechen sogar schon etwas Münchener Jargon und fragen z. B.: „Herr Ingenieur, mögens' a Halbe oder a Maß?“

Unsrer chinesischen Kolonie prophezeit Herr Wuttke eine große Zukunft, zudem sich endlich in Deutschland die Erkenntniß Bahn bricht, daß eine starke Flotte uns vonnöthen ist. Unser Auftreten drüben hat deutlich gezeigt, daß nicht nur der Engländer kolonisiren kann, sondern daß wir es gerade so gut verstehen, wenn wir auch noch einige Erfahrungen werden machen müssen. Der volle Werth von Kiau-tschou wird sich erst entwickeln, wenn die durch deutschen Unternehmungsgeist nordwärts und westwärts im Bau begriffene Bahn die Hauptstadt und das Innere mit unserm Hafen verbunden haben wird. Ein Hauptwerth ist, daß uns Deutschen die Ausbeutung der reichen Kohlenminen eingeräumt ist; die dort geförderten sehr guten Kohlen werden bald die schlechten japanischen verdrängt haben. Unser Reisender feierte Weihnachten in Tsingtau und es war ein erhebender Moment, als gerade am 23. Dezember der große Lloyd-Dampfer „Prinz Heinrich“ in den Hafen dampfte und neben den Weihnachtsbriefen und etwa 1500 Geschenkpaketen auch Tannen aus dem Schwarzwald mitbrachte, unter deren Lichterglanz am zweiten Weihnachtsfeiertage an Bord des Schiffes ein großes Fest stattfand, bei dem man nationale Lieder sang und begeistert auf die Zukunft des großen Vaterlandes trank.

Herr Wuttke lobt die außerordentliche Arbeitskraft, die Ausdauer und Unermüdlichkeit der Chinesen, Eigenschaften, die sie zu guten Kaufleuten und gesuchten Beamten auch der großen englischen und anderer europäischen Handelshäuser an den Hafenplätzen machen. Man wird ihm wohl recht geben müssen, wenn er sagt, daß es auf Erden kein anderes Land von der Kultur, Bedeutung und Größe China's gibt, daß so wenig bekannt wäre, wie dieses. Unsre Gelehrten, die sich mit der Erforschung des klassischen Alterthums und Aegyptens aufs Innigste vertraut gemacht haben, kennen von China noch wenig, und daraus erklärt es sich auch, daß über die Chinesen selbst, von denen alle Welt mit Vorliebe geringschätzig und schlecht spricht, während sie thatsächlich viel besser sind als ihr Ruf, so viel Unwahres und Falsches verbreitet wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Aus Württemberg.** Dem „Volksbl.“ zufolge hat der Professor der Theologie in Tübingen Dr. Koch die Berufung an die deutsche Universität in Prag abgelehnt. — Der „Staats-Anzeiger“ meldet: Der Maler Graf v. Kalckreuth ist zum Direktor der Kunstschule in Stuttgart ernannt worden. — Der Professor v. Eck an der Technischen Hochschule ist in den Ruhestand getreten.

* **Halle.** An der hiesigen Universität studiren im laufenden Sommersemester, mit Einschluß der nachträglich Immatrikulirten und Hospitanten, 236 Landwirthe von Beruf. Hievon gehören dem Königreich Preußen 137, den übrigen Bundesstaaten 38, Oesterreich-Ungarn 30, Rußland 19, sonstigen Ländern 12 an.

* **Breslau.** Dr. Richard Stern, Privatdozent an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor und zum Leiter der medizinischen Universitäts-Poliklinik ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der Nationalökonomie, Rechtswissenschaften und Verwaltungslehre an der Technischen Hochschule in Lemberg, Dr. Ladislaus Pilat, ist zum ordentlichen Professor der Rechts- und Staatswissenschaften an dieser Hochschule, und der Professor an der Staatsrealschule im 7. Wiener Gemeindebezirk, Theodor Schmid, zum außerordentlichen Professor der darstellenden Geometrie an der Technischen Hochschule in Wien ernannt worden.

* **Paris.** Der bekannte französische Historiker Professor Jules Sylvain Zeller ist am 25. d. M. im Alter von 81 Jahren gestorben. Er war eine Zeitlang Rektor der französischen Straßburger Akademie und wurde 1865 Duruy's Nachfolger als Lehrer der Geschichte an der Polytechnischen Schule in Paris. Seit 1888 lebte er im Ruhestand.

* **London.** Hier wird gegenwärtig die hundertjährige Gründungsfeier des „Royal College of Surgeons of England“ festlich begangen; namhafte Chirurgen aller Länder haben sich zu der Feier eingefunden. — Nachdem erst vor kaum einem Monat die berühmte Wallace-Sammlung in den Besitz des englischen Volkes übergegangen war, ist schon wieder eine außerordentlich werthvolle Privatsammlung von Kunstschätzen in öffentlichen Besitz gelangt. Konstantin Ionides, ein Grieche, der sich vor vielen Jahren in Brighton niedergelassen hatte und der vor einigen Tagen gestorben ist, hat alle hervorragenden Gemälde und Kunstgegenstände, die er in seiner prächtigen Villa zusammengebracht, dem South Kensington-Museum vermacht. Die einzige Bedingung, die er daran geknüpft hat, ist, daß die Sammlung in besonderen Zimmern zusammen aufgestellt werde und seinen Name trage. Ionides war ein universeller Sammler, er hat griechische Vasen, Elfenbeinarbeiten des Mittelalters, Radirungen von Rembrandt, Gemälde aus allen Zeiten und von allen Schulen, Gemmen, Teppiche, Bücher, Stiche, kurz alles, was ihm nur irgend des künstlerischen Interesses werth schien, in seiner Sammlung vereinigt. Der wichtigste Theil sind jedoch die Gemälde. Die Sammlung beginnt mit Giotto's „Krönung der Jungfrau“ und endet mit Degas. Die italienischen Schulen sind von den Primitiven bis Tiepolo reich vertreten; so ist von Botticelli ein berühmtes Portrait da, das früher zur Sammlung Pourtalès gehörte und dann von Rossetti gekauft wurde. Außer Werken der französischen Schule des 17. Jahrhunderts enthält die Sammlung aus jener Zeit besonders viele Holländer, darunter ein berühmtes Bild von Rembrandt „Abraham vertreibt Hagar“. Aus dem 19. Jahrhundert sind fast ausschließlich die Franzosen, die Romantiker wie die Modernen, vertreten, von den Engländern nur Rossetti und Watts.

* **Der Deutsche Verein für Volkshygiene** wird vom 1. Oktober d. J. ab eine Zeitschrift (im Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig) herausgeben, welche in einer wohlgeordneten fortlaufenden Weise allen Kreisen unsres deutschen Volkes Aufklärung über hygienische Fragen und eine gesundheitsgemäße Lebensweise zu bringen bestimmt ist. Es haben sich in diesem Unternehmen angesehene Aerzte mit den Vertretern der hygienischen Wissenschaft in Deutschland und im Gemeinwohl erprobten Männern aus anderen Berufen zu gemeinsamer Thätigkeit vereint, so daß wir also hier eine Zeitschrift erwarten können, welche sowohl durch die Gemeinverständlichkeit der Schreibweise, als die Gediegenheit des Inhalts berechtigten Erwartungen entsprechen dürfte. Als Herausgeber zeichnen der frühere Präsident des Reichsversicherungsamts, Wirkl. Geh. Oberregierungsrath Dr. Bödiker, Dr. Graf Douglas, Geh. Medizinalrath Prof. Dr. v. Leyden und Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Rubner, während die Schriftleitung in den Händen eines Arztes, Dr. med. K. Beerwald, eines Laien, Regierungsrath Dr. Kaup, und eines Berufshygienikers, Dr. Spitta, vom hygienischen Institut zu Berlin ruht. Der gesammte Inhalt der Zeitschrift soll sich lediglich mit der Krankheitsverhütung, nicht etwa mit der Krankheitsbehandlung beschäftigen.

* Die an der **Kgl. landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin** angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden im laufenden Sommer-Semester von 479 Studirenden besucht, von denen 147 zur landwirthschaftlichen Abtheilung, 246 zur geodätisch-kulturtechnischen Abtheilung und 86 zur landwirthschaftlich-technischen Abtheilung gehören. Unter den Hörern der landwirthschaftlichen Abtheilung befinden sich: 13 Studirende der Universität, 7 Studirende der Bergakademie und 1 Studirender der Technischen Hochschule. Das Vorlesungsverzeichniß für das Winter-Semester ist bereits erschienen.

Jahrgang 1900. München, Montag, 30. Juli. Nummer 172.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aphorismen.

Von Dr. Friedrich Wagner.

II.

Gibt es einen Fortschritt?

Wie mit dem Verfall, steht es mit dem Fortschritt. Man spricht meist davon, ohne näher zu bezeichnen, ja ohne danach zu fragen, was denn eigentlich fortschreite.

Es kann einen Fortschritt einzelner Zweige menschlicher Thätigkeit geben, aber damit ist noch nicht gesagt, daß dies einen Fortschritt der Menschheit bedeute. Worin könnte nun ein solcher zu sehen sein?

Gewöhnlich meint man, daß es mit der Kultur immer aufwärts gehe. Dies ist so augenscheinlich falsch, daß man es nicht zu widerlegen braucht. Die Kultur eines Volkes geht auf- und abwärts.

Die Menschheit als Ganzes hat überhaupt keine gemeinsame Kultur. Und sieht man in dem jeweilig vorgeschrittensten Volk den Repräsentanten der Menschheit, so würde ein allgemeiner Fortschritt voraussetzen, daß die Kultur dieses Volkes höher und besser sei, als die seines Vorgängers; was aber nicht der Fall.

Einen konstanten Fortschritt einzelner Zweige gibt es auch nur auf beschränkten Gebieten und nur dem Umfang nach: Wissenschaft, Technik.

Außerdem kann man sagen, daß die Menschheit immer reicher an Erfahrung wird, was allerdings auf dem Zusammenhang der historischen Ueberlieferung beruht und seine großen Schattenseiten hat. Denn die, welche in diesem Zusammenhang leben, werden dadurch vielleicht klüger, aber auch immer vorsichtiger und verzagter.

Einen Fortschritt in der Kunst gibt es im ganzen ebenfalls nicht, höchstens in Betreff des Umfanges der künstlerischen Probleme und Gegenstände, was aber die Qualität nicht berührt, vielleicht sogar oft beeinträchtigt.

Von einem Fortschritt der Moralität im ganzen oder auch nur bei den zivilisirten Völkern zu reden, ist vollends lächerlich. So groß der Unterschied der Zeiten in dieser Hinsicht zu sein scheint, so würde es sich dabei doch immer nur um das äußerliche Verhalten handeln; das Innere bleibt dabei unbekannt. Zudem gibt es auch da im besten Fall ein Auf und Nieder. Vor allem aber würde eine Zunahme der allgemeineren oder durchschnittlichen Moralität der Handlungen eine Sache von zweifelhaftem Werth sein, denn sie ist sogar mit offenkundiger Decadence der Lebenskraft vereinbar.

Die einzige Richtung, in der man einen allgemeinen Fortschritt als möglich ansehen könnte, wäre die allmähliche Befreiung des Lebens.

Bis jetzt ist diese allerdings nur in einseitiger Weise vor sich gegangen, nämlich nach dem Prinzip der allmählichen und vorsichtigen Befreiung einer möglichst großen Anzahl Menschen zuerst von gesetzlicher, dann mehr und mehr von wirklicher Sklaverei, nicht aber mit dem Ziel einer möglichst entschiedenen Befreiung der einzelnen, schon von Natur freien, d. h. bevorzugten Individuen. Im Gegentheil wurden die Letzteren durch die Befreiung der Massen in gleichem Grade unfreier; denn die Schutzanstalten, die für Jene getroffen wurden, richteten sich eben gegen die Willkür dieser. Das wahre Ziel müßte sein, die produktiven Kräfte zu entfesseln, und da diese nur wenigen Menschen verliehen sind, die übrigen aber gar nicht berufen sind, frei zu sein, so wird eine dementsprechende Befreiung des Lebens mit dem wahren Fortschritt der Kultur identisch.

Alterthum und Mittelalter.

Man kann nicht das Alterthum als die leben- und willenbejahende und das Mittelalter als die beides verneinende Zeit einander gegenüberstellen. Willensverneinung im Sinne von moralischen Forderungen, die gegen bestimmte Begierden gerichtet sind und also den Menschen mit sich selbst in Zwiespalt setzen, war im Alterthum nicht weniger allgemein als in anderen Zeiten. Im Sinne von radikaler Ueberwindung der Naturtriebe ist sie aber auch im Mittelalter gewiß nur den Theologen bekannt gewesen, vielleicht sogar nur den eigentlichen Asketen. Und die Lebensbejahung andrerseits war in diesen Zeiten nicht minder kräftig als in früheren und späteren.

Was ist also der Unterschied zwischen jenen beiden Epochen, die stets einander entgegengesetzt werden und uns in der That so verschiedenartige Weltbilder zeigen. In der Lebens- und Handlungsweise kann er nicht liegen; vielmehr in der Weltanschauung wie in den Vollbringungen, in welchen diese zum Ausdruck kommt. Der Unterschied wird also bezeichnet durch den Gegensatz von Heidenthum und Christenthum; worin aber liegt dieser? Da alle Religion eine Bekräftigung der sittlichen Triebe der Menschen durch transscendente Vorstellungen bewirkt, so kann nur der Grad und die Art dieser Einwirkung das Unterscheidende der einzelnen Religionen sein. Und so liegt auch die Eigenthümlichkeit des Christenthums im Gegensatz zum antiken Heidenthum wesentlich in der rigoroseren Form der sittlichen Forderungen, sowohl in Bezug auf Stärke des positiven moralischen Appells, wie auf Strenge gegenüber den menschlichen Begierden. Die Lebensauffassung und die sittlichen Anschauungen sind hier finsterer als im Alterthum, ob mit entsprechendem Erfolg, ist freilich sehr fraglich.

Vielleicht aber trifft auch dies nur zu, wenn man bei diesem Vergleich die spätere Zeit des Alterthums, die Zeit der römischen Weltherrschaft, an die wir gewöhnlich bei jenem Wort zunächst denken, im Auge hat. Das

war aber eine Periode, wo die heidnische Religion ihre Macht über die genannten schon mehr und mehr verlor, und wo auch das Leben nicht mehr in wahrer Kraft und Gesundheit stand. Um die alten Völker in voller Gesundheit zu sehen, muß man in die frühere Zeit der römischen Republik und auf die griechische Geschichte vor den Perserkriegen zurückblicken. Damals war die Religion noch lebendig und diese Zeiten eignen sich weit richtiger zu einem Vergleich mit dem Mittelalter, denn beides waren Epochen wachsender Kultur. Und damals sehen wir auch die Sitten in herber Strenge die Lebensgewohnheiten aller Volksglieder beherrschen. Ob dies auch auf entsprechender Strenge der sittlichen Anschauungen beruhte, oder mehr auf unbewußten Bedürfnissen, mag nicht ohne weiteres zu entscheiden sein, da beides sich gegenseitig bedingt. Jedenfalls müssen sie mit der Lebensweise in Harmonie gestanden haben und also von entsprechend herbem Charakter gewesen sein. Erst später, mit der Lockerung der Sitten, nahm auch die Lebensauffassung jenen mehr heiteren Charakter an, den wir den Alten, wahrscheinlich mit Unrecht, als bleibende Lebensstimmung zuzuschreiben gewohnt sind. Diese aber steht zu ihren früheren wahrhaft großen Zeiten sicher in keinem geringeren Gegensatz als die Lebensauffassung der neueren Jahrhunderte zu dem des Mittelalters. Und wenn man sie als Prinzip der Lebensbejahung der düsteren Lebensstimmung gegenübersetzen will, so würde sie besser als eine Charakterisirung der Decadencezeiten im Gegensatz zu den kraftvollen Perioden im Leben der Völker anzusehen sein. Die sogenannte Neuzeit aber hätte so wenig wie die Zeit des römischen Reichs als eine besondere Weltperiode zu gelten, sondern nur als Ausläufer der großen kulturschaffenden Zeiten des Mittelalters, eine Bedeutung, die derjenigen des späteren Alterthums als Ausläufer der großen Periode der griechischen Kultur zu vergleichen wäre, denn das sind die wirklich großen Zeiten, wo die religiösen Impulse in den Völkern mächtig sind; und sie gehen zu Ende, sobald diese ihre Macht verlieren. Alsdann geht das Trachten der Menschen mehr und mehr im irdischen Leben auf, seine Güter gewinnen beständig an Werth, die Weltanschauung wird, was man „lebensfreudig" nennt. Dies ist aber gewöhnlich der Anfang vom Ende.

Religion und Weltanschauung.

Es ist merkwürdig, wie zu gewissen Zeiten eine besonders von nachdenklichen Menschen empfundene Unzufriedenheit mit der Gegenwart um sich greift und damit zugleich die Vorstellung, daß es in vergangenen Zeiten besser, daß das Menschengeschlecht einmal beglückter gewesen sein müsse, ein Gedanke, der dann eine entsprechende rückwärts gewendete Sehnsucht erzeugt. Es läßt sich dies besonders in Zeiten hoher Zivilisation bemerken, welche vielerlei künstliche Lebensbedingungen und damit den Zwang zu einer den eigenen Trieben und Instinkten widersprechenden Lebensform mit sich führen, so zur Zeit des beginnenden römischen Kaiserreichs und wieder in den letzten zwei Jahrhunderten. Die Entfernung von der Natur in den Lebensweisen, die sie uns diktirt, erzeugt eine Sehnsucht nach der Natur. Aber dieser Zwiespalt kann nicht der einzige Grund jenes Gefühls von Unseligkeit sein und jener Einbildung, daß in früheren Zeiten das Dasein erfreulicher gewesen sein müsse. Noth und Plage, Elend und Unfreiheit waren sicher für den größten Theil der Menschen stets vorhanden und erfüllte sie mit Unzufriedenheit. Die Freiheit von den Uebeln des Lebens ist es aber auch wohl kaum, was erleuchtete Geister der Vergangenheit zuschrieben und in ihr suchten. Es war ein anderer Vorzug, den sie ihr verliehen glaubten oder der wenigstens die Vorstellung in ihnen erzeugte, daß ihr Loos ein weniger unseliges gewesen sei.

Es sind nämlich die Zeiten der hohen Zivilisation, zugleich die der Aufklärung und des Unglaubens, und hiedurch wird das Verhältniß des Menschen zum Leben ein wesentlich anderes, als es ist, solange die Glaubensvorstellungen seiner Vorfahren ihn als unbegreifliche Gewißheiten begleiten. Das Wollen und Handeln des gemeinen Menschen verliert dadurch in der Regel jeden edleren Antrieb, für ihn werden die materiellen Güter des Lebens fortan Eins und Alles. Der edlere Mensch findet zwar für den Verlust des kindlichen Glaubens einen Ersatz in der Hingabe an geistige Güter anderer Art, ja er schafft sich eine neue persönliche Form des Glaubens in den Ideen, die er als wahr erkennt und die fortan als neue geistige Mächte sein Inneres bestimmen. Aber ihn erfüllt zugleich die nunmehr in seiner Umgebung alle Bestrebungen beherrschende Gemeinheit mit Ekel gegen diese und gegen seine Zeit. Er empfindet den Werth und die Schönheit dessen, was er selbst als Wahn erkannt zu haben glaubt, und trauert fast über diese seine Erkenntniß. Zudem glaubt er zu bemerken, daß die Altvorderen durch ihre lebendigen Glaubensvorstellungen nicht nur über die Niedrigkeit des Wollens emporgehoben, sondern auch unmittelbar beseligt wurden. Und dies kann ja auch nicht gefehlt haben, da jede lebhafte ideelle Vorstellung, d. h. jeder Gedanke, der geistige, nicht sinnliche Dinge, oder der die Seele, nicht bloß die Erscheinung eines Dinges, dem Bewußtsein vergegenwärtigt, uns unmittelbar mit Lust und Freude erfüllt, dagegen die sinnlichen Vorstellungen nur Lust versprechen, unmittelbar aber mit Schmerz, nämlich mit dem Gefühl der Entbehrung erfüllen, welches dann erst durch die erhoffte Lust fortgeschafft werden kann, nach ihrer Erlangung aber in der Regel sich wieder einstellt. Jene Art unmittelbarer Beseligung, wie die religiösen Glaubensvorstellungen sie dem Menschen mittheilen, erfüllt nun freilich auch den edel denkenden Ungläubigen, wenn die Ideen, die an ihre Stelle getreten, ihn begeistern. Aber sei es nun, daß diese erst ihre volle Macht über das Gemüthsleben gewinnen, wenn ihnen die Phantasie lebendige Gestalt zutheilt, nämlich sie als Geister und Götter denkt, sei es, daß er die Gemeinsamkeit der ideellen Vorstellungen mit seiner Umgebung vermißt und das Beglückende einer solchen in den Zeiten naiven Glaubens allen Menschen verliehen meint, genug, er denkt sich die Natur damals wirklich belebt von den überirdischen Wesen, die die Phantasie jener kindlichen Zeiten erschuf, denkt sich die Menschen wie in beständigem Verkehr mit ihnen, und durch ihre schützende Begleitung innerlich beruhigt, beseligt und auch veredelt. Und so in der That muß ja die Wirkung jener Vorstellungen auf die von lebendiger Religiosität erfüllten Menschen gewesen sein, wie wir das etwa bei den homerischen Helden sehen und wie es auch der Heiligenglaube der Christen des Mittelalters in den Zeiten, da die Kunst Zeugniß davon gibt, verliehen haben muß.

Es scheint somit, daß ein lebendiger, alle Glieder des Volkes umschließender religiöser Glaube das ist, was die Menschen mit dem Leben versöhnt, was überhaupt einen gesunden und natürlichen Zustand der Gesellschaft und des menschlichen Lebens im ganzen wie für den Einzelnen bedingt, indem er nämlich die Harmonie der Gesinnung und die Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses zwischen allen Gliedern eines Volkes, insbesondere zwischen den geistig Armen und Reichen schafft.

Wie aber kann etwas, das der erwachte Geist als Wahn erkennt, und das die Ehrlichkeit, wie er wenigstens glaubt, ist, zwingt zu negiren, der Seele Kraft, Gesundheit und Frieden verleihen? Wie kann etwas, das falsch, das nicht verstanden ist, eine so fruchtbare, ja überhaupt eine Wirkung hervorbringen?

Durch diesen Widerspruch werden wir auf den entgegengesetzten Zweifel geführt: ist es denn wirklich falsch? Beruhen die Phantasiegebilde des Volksgaubens nur auf Wahn und Irrthum? Gibt es keine ihnen entsprechenden Wirklichkeiten? Um hierfür eine Antwort zu finden, müssen wir uns zuvor klar machen, warin denn eigentlich der Unterschied liegt zwischen dem Verhältniß des Gläubigen und dem des Ungläubigen zu einer bestimmten Glaubensvorstellung. Denken wir zum Beispiel an irgend eine griechische Gottheit, wie Athene oder Pan, den Naturgott, so kann das Wesen dieser Gottheiten für den Ungläubigen und den Gläubigen gleich lebendig, ihre Gestalt beiden gleich gegenwärtig sein, aber für den einen besitzt sie Realität, für den anderen nicht, d. h. für diesen existirt sie nur in seinem Bewußtsein und dem aller mit jener Vorstellung vertrauter Menschen, für den anderen dagegen auch außerhalb seines und des menschlichen Bewußtseins. Der eine sagt: das Idol ist nur durch mein Denken da, der andere sagt: es ist auch ohne mein Denken da. Dieser Unterschied im Verhältniß zu den Gebilden des Glaubens tritt nun bei jedem Volke wie bei jedem Menschen erst in einem gewissen Stadium der Entwicklung ein. Ursprünglich fragt Niemand darnach, ob die Gottheit auch außerhalb des menschlichen Denkens vorhanden sei; er trägt ihr Bild in seiner Phantasie und versetzt es mit deren Hülse an jeden beliebigen Ort. Plötzlich aber bemerkt er, daß jenes Bild eine Vorstellung van ihm war; er hört auf, blaß an die Vorstellung zu denken, ihm wird dieses Denken selbst bewußt. Er ist plötzlich in den Zustand der Reflexion verfallen; dieser erzeugt alsbald den Zweifel, ob der Inhalt seiner Vorstellung nicht bloß ein Gedanke, ob er auch außerhalb dieses Gedankens vorhanden sei, und vom Zweifel ist nur ein kleiner Schritt zur Negation.

Der Zustand des Gläubigen und des Ungläubigen unterscheidet sich also zunächst nur dadurch, daß der eine bloß Vorstellungen hat und der andere sich dessen bewußt ist. Jener lebt gleichsam in beständigem Traum, und dieser ist der Erwachte, der wieder zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Vorstellungen als bloßer Bilder oder Einbildungen gekommen ist. Hier nun läßt sich gar nicht darüber streiten, wessen Denkweise die wahre und welche die falsche sei, denn es sind eben nur verschiedene Arten und Grade des Bewußtseins; wohl aber wäre zu fragen, welcher Zustand der bessere und gesündere ist, und da kann nicht zweifelhaft sein, daß der des Gläubigen den Vorzug verdiene, sowohl weil er der fruchtbarere, gesündere, als weil er der beseligendere ist und sich zu dem anderen verhält wie der Gemüthszustand des Kindes zu dem des Erwachsenen. Beide Zustände verhalten sich zu einander wie Phantasiren und Erkennen, wie die Thätigkeit des Künstlers zu der des Gelehrten; und welcher demnach der seligere, der edlere, natürlichere und beglückendere ist, kann nicht zweifelhaft sein. Und so wird uns klar, wodurch die Zeiten naiven Glaubens eine sa große Anziehungskraft auf Gedanken und Phantasie der Menschen hochzivilisirter, zum Bewußtsein erwachter, von Reflexion in ihrer Vorstellungs- und Thatkraft geschwächter und zum Glauben unfähig gewordener Zeitalter ausüben.

Hat aber nun der Ungläubige recht, wenn er die Realität der Glaubensvorstellungen leugnet? Der Erkennende hat bloß feststellen können, daß die Gebilde des Glaubens in Wahrheit bloß Vorstellungen waren; er hat aber damit nach nicht das Recht zu behaupten, daß sie nur als Vorstellungen vorhanden sein können und nicht auch unabhängig von diesen. Dies kann er unmäglich wissen, denn nur über das, was in die Vorstellung tritt, ist ein Wissen möglich. Ob aber nicht das, was sein Vorstellung erfüllt, auch ohne sie da sei, ob es bloß durch die Vorstellungskraft erschaffen werde und nicht als etwas Fertiges in sie eintrete, dies kann der Mensch nicht wissen, also weder schlechtweg leugnen noch ohne weiteres bejahen. Wird es nun bejaht, trotzdem man erkannt hat, daß die Glaubensgebilde uns nur als Vorstellungen, als Gedanken zugänglich sind, so gibt dies eine andere Form von Glauben, der nicht mehr der naive ist. Der letztere, wie wir gesehen, gibt sich gar keinem Zweifel hin, er kennt nicht den Unterschied zwischen Vorstellung und Wirklichkeit; der bewußte Glaube dagegen weiß um diesen Unterschied und behauptet dennoch die Realität seiner Gebilde. Und zwar thut er dies entweder ohne selbstgefundene Gründe, ohne wirkliche Ueberzeugung, bloß aus Prinzip, oder auf Grund selbsterrungener Einsicht. Jenes gibt eine Form des Glaubens, die bloß auf dem Willen beruht und oft auf einem Willen, der dafür nicht ausreicht, weßhalb er so leicht an Heuchelei streift, und über absichtlichen oder unabsichtlichen Selbstbetrug nicht hinauskommt. Die Affirmention kann aber auch auf einer Ueberzeugung beruhen, wie der Philosoph sie sich erringt; alsdann werden die Glaubensvorstellungen sich nicht völlig decken mit denen des naiven Glaubens, sie werden aber doch eine ableugnende Feindschaft gegenüber den letzteren verhindern, und das Verständniß für sie wie eine gewisse Sympathie begründen. Sie werden gleich letzteren eine beruhigendere und beglückende Macht über den, der sie sich errungen, ausüben und so einen Ersatz für den Verlust des kindlichen Glaubens ihm verschaffen. Auch dabei bleibt es verständlich, wenn man noch mit einer gewissen Rührung auf die Zeit, da man diesen besaß, auf Menschen die ihn noch besitzen und auf Zeiten, da er ein allgemeines unangetastetes Gut war, hinblickt, ähnlich wie sie Faust empfindet gegenüber den Klängen des Auferstehungsgesanges; aber mit dem selbsterrungenen Glauben ist doch der Standpunkt gewonnen, auf dem man die unfruchtbare Sehnsucht ins Vergangene überwindet. Wer freilich zu dieser affirmativen Stellung nicht zu kammen weiß — und die Reflexion allein kann uns nicht dazu führen, denn der Verstand kann uns Hindernisse des Glaubens hinwegräumen, nicht ihn selbst erschaffen, er ist stets ein Produkt der Phantasie, sein Kommen ein halbmystischer Akt, der nicht erzwungen werden kann — wer also hiezu nicht gelangt, wird an jener dauernden Unseligkeit leiden, die in der wehmüthigen Betrachtung von Zeitaltern naiver Religiosität Trost und Nahrung sucht und der das Charakteristische dessen, was man Weltschmerz genannt hat, sawie der romantischen Weltbetrachtung ist.

Der Akt der Erkenntniß ist also nur — wenn er halb ist — ein auflösender und zerstörender, nämlich wenn er beim Zweifel stehen bleibt oder übereilt zur Negation schreitet; die volle Erkenntnß bringt Befreiung von diesem Zustand, indem sie entweder die überlieferten Gebilde des Glaubens rechtfertigt, freilich ohne ihre Realität beweisen zu können, oder aber neue Glaubensvorstellungen wenn nicht schafft, so doch möglich macht, indem sie die Phantasie und die Glaubenskraft wieder in ihre Rechte einsetzt.

Münchener Kunst im Handwerk in Paris.

I.

Wenn wir unter der Kunst im Handwerk die Anwendung künstlerischer Grundsätze auf alle uns umgebenden Gegenstände verstehen, so würden im weitesten Sinne auch Malerei, Bildhauerei und Baukunst hieher gehören. Allein die tief eingewurzelte Uebung vergangener Jahrhunderte, nicht nur die Menschen und ihr Amt, sondern auch ihre künstlerische Thätigkeit in streng geschiedene Klassen mit Titel und Rangstufen zu scheiden; der ungebrochen wirksame Einfluß des Sammel- und Museumswesens; der Mangel eines allgemeinen künstlerischen Empfindens, das ebenso scharf herausfühlt, was Kunst ist, wie es den Uebergang ins Gewerbe unmittelbar erkennt — alles dies hat es verschuldet, daß wir im engeren Sinne von der Kunst im Handwerk die Erzeugnisse der Malerei und Bildhauerei gewöhnlich ausscheiden, mit der Baukunst nur gelegentliche Berührungspunkte finden und kurz darunter *die von Künstlerhand gefertigten Gegenstände des sog. Kunstgewerbes* zu verstehen pflegen. Wie wenig scharf damit die Grenzen aller dieser verschiedenen Zweige der Kunstthätigkeit gezogen sind, liegt auf der Hand, und in Paris wird dies in unterhaltender Weise vor Augen geführt, wenn wir z. B. Stuck seine Amazone Beyrer eine kleine Erzgruppe, Lenbach ein Bildniß in der kunstgewerblichen Abtheilung „unterbringen" sehen — doch wohl mit den Gedanken, daß sie hier vortrefflicher wirken als in den wandbedeckten Sälen der „hohen" Kunst? Sind nun, wie es der zopfbehaftete Genossenschaftler so gern ausführt, diese Künstler zu den Kunstgewerblern „hinuntergestiegen" oder hat sich das Gewerbe zur Kunst „erhoben?" Für den Unbefangenen ist es doch längst klar, daß es immer bedeutendere und weniger große Künstler geben wird; daß aber, was einmal *Kunst* ist, eben Kunst *schlechthin* ist, und daß es so wenig eine höhere und niedere Kunst geben kann, wie es eine höhere und niedere Tugend, eine höhere und niedere Farbe, eine höhere und niedere Vollendung gibt. Dieser Auffassung entspricht es, wenn die Kunst im Handwerk nach „oben" hin, d. h. in ihrer Beziehung zur Malerei und Bildhauerkunst, eine Grenzlinie nicht anerkennt, sondern den Anspruch erhebt, völlig ebenbürtig neben allen Künsten aufzutreten. Um so tiefer zieht sie allerdings den Graben dort, wo sie für das ungeübte Auge der Menge scheinbar in das Gewerbe übergeht: für sie ist der Begriff Kunstgewerbe ein innerer Widerspruch; Kunst kann und darf in erster Linie niemals kunstloses Gewerbe sein; Gewerbe aber will sich seiner Natur nach gar nicht zur Kunst entwickeln, und die Verbindung beider ist nur der bequeme Ausdruck einer heillosen Begriffsverwirrung, die zu klären für alle Betheiligten, insbesondere aber für eine gesunde künstlerische Entwicklung von der größten Bedeutung ist.

Fügen wir uns bis dahin ergeben in die gebräuchliche Uebung, so würde also Kunst im Handwerk die Erzeugnisse des Kunstgewerbes bezeichnen, *so weit sie aus den Händen geübter, feinsinniger und eigenartiger Künstler hervorgehen.* Natürlich entsteht sofort die Frage: wer hat ein Recht, ein solcher Künstler zu sein, wer nicht? Wenn die auf anderen Gebieten bereits anerkannten Künstler, wie Stuck, Obrist, Riemerschmid und viele Andere, sich *diesem* Gebiete zuwenden, so deckt ihr Name die Sache als Kunst. Dennoch wäre es offenbar ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, ein sonst tüchtiger Maler oder Bildhauer brauche sich nur auf irgend eine kunstgewerbliche Thätigkeit zu werfen, um ohne weiteres Kunst im Handwerk zu erzeugen. Es liegt die bedeutsame Vorbedingung dazwischen, daß dazu eine ebenso vollständige Beherrschung der Technik gehört, wie sie für sein Handwerk vom Baukünstler, Maler und Bildhauer verlangt wird. Die Schule der Kunst im Handwerk ist daher genau so lang und so schwer wie jede andere im Gebiete der Kunst: ein Meister fällt auch bei ihr nicht vom Himmel, und wenn anerkannt tüchtige Maler oder Bildhauer sich ihr zuwenden, so kommt ihnen nicht etwa ihre technische Fertigkeit im Bildermalen oder Behauen des Marmors zuhülfe, sondern allein ihr künstlerisches Empfinden und der bereits geschulte Blick. Deßhalb ist aber andrerseits auch dem einfachsten Gewerbler nicht versagt, ein Künstler im Handwerk zu werden, *wenn er überhaupt das Zeug zu einem wirklichen Künstler hat;* und aus demselben Grunde ehrt die Kunst im Handwerk den namenlosen kleinen Meister im weltverlorenen Dorfe, der uns aus einem echt künstlerischen Empfinden heraus einen Schrank, eine Krippe, ein Geräth, irgend ein Bauernmöbel verfertigt — wie wir es ja unbedenklich neben andere Kunstwerke in unsre Museen stellen. Schließlich mag — um das Wesen der Kunst im Handwerk in dieser kurzen Betrachtung doch vollständig zu umschreiben — noch darauf hingewiesen werden, daß es nicht berechtigt ist, was man ihr so häufig vorwirft, von einem Mangel an Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung zu reden. Es liegt vielmehr in ihrer Natur, ganz im Gegensatz zu diesem Vorwurf die Kunst unsrer Vorfahren, die unsre moderne Klasseneintheilung in hohe und niedere, freie und angewandte, edle und unedle Kunst ganz ebensowenig kannte, auf das höchste zu achten und zur Nachahmung ihres Beispiels und ihrer künstlerischen Auffassung zu mahnen. Freilich — und daraus entstand wohl jener irrthümliche Vorwurf — keineswegs zur *Nachahmung ihrer Werke!* Gewiß erfreut sich auch die Kunst im Handwerk wie an den Werken der ursprünglichen Schöpfer so an der oft erstaunlichen Fertigkeit, an der Liebe, dem Geschmack und der Sinnigkeit, mit denen Meister unsrer Tage die Gedankenwelt jener weit hinter uns liegenden Zeitläufte zu erfassen, zu verkörpern und unserm Empfinden wieder nahe zu bringen verstehen. Aber sie sagt sich auch: *auf diesem Wege kommen wir nicht vorwärts.* Niemals wird eine Zeit Anspruch auf Eigenart haben, wenn sie ihre besten Kräfte an die Nachahmung des Alten setzt; ihr Stolz muß sein: *selber etwas zu leisten.* Was ist ein Heer, das die schönsten kriegswissenschaftlichen Studien ausführen kann, aber nicht selbst die neuen Formen für neue Siege schafft? Deßhalb verlangt die Kunst im Handwerk weiter ein von Künstlerhand geschaffenes Erzeugniß, *das Neues und Eigenartiges bietet.* Unter diesen Gesichtspunkten ist nun das Gebiet, das wir in Paris durchforschen möchten, klar umgrenzt: was bietet das Münchener „Kunstgewerbe" dort, soweit es *neu, eigenartig, von Künstlerhand erzeugt* ist?

Wer die Entwicklung kennt, welche die Kunst im Handwerk in den letzten vier Jahren in München hat durchmachen müssen, und außerdem mit der Vorgeschichte der Münchener Ausstellung in Paris vertraut ist, der wird mit geringen Erwartungen dorthin gehen! Aus vielen Gründen. Vor vier Jahren, zur Zeit, als Genossenschaft und Secession unter *Bürkels* und *Dills* Leitung an eine gemeinschaftliche Ausstellung herantraten, kam in den leitenden Persönlichkeiten der Gedanke von der Kunst im Handwerk siegreich zum Durchbruch — leider nur für die kurze Zeit ihrer Führung. Infolge der Revolution in der Genossenschaft gelang es 1897 nur mit unsäglicher Mühe, zwei winzige Zimmerchen einzurichten, die schüchtern von den Absichten und den Gedanken der Kunst im Handwerk Zeugniß ablegen sollten. Beide fielen überall anderswo auf einen fruchtbareren Boden als in München. Die dann folgenden Ausstellungen, überdies mit dem Ballast des Gewerbes behängt, hatten mit womöglich noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als der erste kleine Anfang; ihr Erfolg war zweifelhafter, und das Jahr 1900 bringt scheinbar wenigstens die ganze Bewegung zu ihrem Anfang zurück: der Hauptgedanke, daß die Kunst im Handwerk der gesammten Kunstübung ebenbürtig zur Seite treten müsse, ist heute wie ausgestorben. Weder im Glaspalast, noch auch in der einst so frisch vorwärts strebenden Secession darf sich das Aschenbrödel zeigen. Da aber einmal das Interesse in weiten Kreisen geweckt ist, so macht der Kunstgewerbe-Verein wieder seine Kunst und Gewerbe fröhlich mischenden Ausstellungen, und von den schwer er-

fochtenen Siegen, die den Eintritt der Kunst im Handwerk als ebenbürtigen Schwester in die hehren Hallen der hohen Kunst zu bedeuten schien, ist äußerlich wenigstens nichts mehr zu bemerken. Wieder plant München Ausstellung über Ausstellung: daß diese auf einer gesünderen Grundlage erstehen müssen als bisher, daß diese Grundlage die Gleichberechtigung aller Kunstübung und die Vorführung weniger erlesener Erzeugnisse einer einheitlich zusammengefaßten Kunst sein muß, und zwar reiner Kunst unter Abstoßung jeder Marktwaare, jedes Gewerbes, sei es in der Malerei, in der Bildhauerei, in der Baukunst oder in der Kunst im Handwerk — davon verspürt man vorläufig in München nichts mehr.

Wer dies kommen sah, hoffte auf Paris. Aber schon vor drei Jahren stellte sich heraus, daß man dort noch viel weniger geneigt sein würde, der Kunst im Handwerk wie einer ebenbürtigen Schwester der übrigen Künste zu begegnen. Die französischen und englischen Künstler zogen sich folgerichtig von der Sache zurück, wollten sie doch ihre Kunst nicht in der Sintfluth einer kunstlosen Masse von Industrie-Erzeugnissen untergehen lassen. Die Deutschen hielten aus trotz des Umstandes, daß in Paris nie zuvor die glatteste Schablone, das ärmlichste Schema den Sieg davongetragen hat. Und wer nun einerseits durch dies ungeheuerliche Panoptikum der malerischen und bildlichen Kunstwerke der Weltausstellung sich durchgearbeitet, andrerseits aber den künstlerischen Gedanken in den weiten, meist unsagbar geschmacklosen Hallen der Industriewelt nachgespürt hat, der wird heimgehen mit dem traurigen Gedanken, daß auch hier kein schöpferischer und künstlerischer Geist waltet, sondern ein klassifizirendes Kastenwesen, das von dem lebendigen Kunstleben der Gegenwart nicht die geringste Ahnung hat. Es wäre deßhalb auch deutscherseits weiser gewesen, ganz fernzubleiben. Aber dieselben Umstände, die „trotzalledem" (und es gibt sehr viele unerbauliche Kapitel in diesem Buche) eine Machtentfaltung des deutschen Reiches für angezeigt hielten, haben auch hier den Ausschlag gegeben — mit dem Ergebniß, daß man weder ein vollständiges, noch sonderlich bedeutsames Bild deutscher Kunst im Handwerk in Paris erhält. Vielleicht oder wahrscheinlich würde der Eindruck ein anderer sein, wenn es möglich wäre, das Beste, wahrhaft Künstlerische dieser Abtheilung aus seiner Umgebung loszulösen, wie es München mit seinem selbständigen Einbau bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, aber auch dann noch wäre es nur ein verhältnißmäßig bescheidenes Bild unsrer Leistungsfähigkeit geworden Frankreich gegenüber. Wenn das ausstellende Land auch seine eigenen Landsleute bezüglich der Durchführung des obigen in der Kunst im Handwerk liegenden Gedankens nicht besser behandelt hat als alle übrigen Künstler, so nimmt es doch für sich den gleichen Platz in Anspruch wie die gesammte übrige Welt und kann so ein wirkliches Bild seiner Leistungsfähigkeit geben, ohne den künstlerischen Gedanken in Grund und Boden zu treten. So haben z. B. die gar nicht selbstschaffenden großen Waarenhäuser Louvre, Printemps, Bon Marché ausgedehnte Räume zu ihrer Verfügung. Der für die Entwicklung der Kunst im Handwerk in Paris verdienstvolle Kunsthändler Bing, von Geburt ein Hamburger, hat ein ganzes Haus für sich, das mehr Raum bietet als die gesammte Münchener Ausstellung: es liegt auf der Hand, wie außerordentlich dadurch ein künstlerisches Ausgestalten erleichtert wird. . . . Schließlich mag noch als sehr hinderlich hervorgehoben werden, daß man bis zur letzten Stunde auf die Maße der Räume und ähnliche ganz unentbehrliche Grundlagen warten und dann mit einer Hast arbeiten mußte, die ein künstlerisches Ausreifen aufs empfindlichste beeinträchtigt. Auch hier ließen sich die Franzosen nicht irre machen: während die Münchener Ausstellung am Eröffnungstage wie eine Oase in der Wüste fertig dastand, war z. B. jenes Haus von Bing noch Mitte Juni in voller Arbeit begriffen.

Zieht man alle diese ungünstigen Umstände in Betracht, so kann man es nur mit einer Art Erleichterung aussprechen, daß die Münchener Kunst im Handwerk dennoch nicht nur neben ihren deutschen Geschwistern, sondern auch neben denen des Auslandes — Frankreich nicht ausgenommen — wohl bestehen kann. Insbesondere habe ich hiebei den Münchener Einbau im Auge, der in fünf Räumen sich aus dem Chaos der Umgebung einigermaßen künstlerisch herauszuheben vermag und einen im ganzen genügenden Ueberblick über den Stand gibt, in dem sich zur Zeit die Münchener Kunst im Handwerk befindet. Auch einige von diesen getrennten Räumen sind hier einzubeziehen, während ich auf ein Eingehen auf die Fachgruppen verzichte, einmal, weil das meiste davon bekannt ist, vieles die Grenze von der Kunst ins Gewerbe überschreitet, und schließlich, weil ich offen bekenne, zu künstlerischem Genießen und Urtheilen dieser Massenanhäufungen unter den in Paris obwaltenden Umständen überhaupt völlig unfähig zu sein.

Die Münchener Kunst im Handwerk befindet sich in einem der beiden endlosen und fürchterlichen Gipsgebäude auf der Invaliden-Esplanade, und zwar ziemlich gegen das Ende dem Invalidendome zu. Hinter einem geräumigen Vorhofe, der Deutschland wirksam von der übrigen Welt trennt und durch das Fehlen der unvermeidlich scheinenden Lorberbäume in Kübeln und der Maison'schen Reiter hoch oben am Reichshause (die hieher so wenig passen, wie der unglückliche Friedensengel in den Glaspalast) noch bedeutend gewonnen haben würde, liegt der Einbau, der die fünf Münchener Säle umschließt. Es sind eigentlich keine Säle, nicht einmal Zimmer, denn sie mußten den Verkehrsanforderungen entsprechend durch Aus- und Eingänge und große Durchblicke derartig durchbrochen werden, daß von einer Geschlossenheit kaum mehr die Rede sein kann. Den mittleren Hauptraum oder vielmehr den Hauptdurchgang hat Emanuel Seidl als „Prunksaal" ausgestaltet; wer seine Art kennt, wozu in München ja reichlich Gelegenheit ist, der wird einer näheren Schilderung entrathen können. Reich und schwer in den Formen des römischen Alterthums und der Zeit des Erwachens, musivische und Muschelarbeit, zuweilen echt, meist Nachahmung, auf den flüchtigen, hastigen Ausstellerblick berechnet, viel Gold und Blau und Roth, eine reiche Decke, prunkvolle Säulen, Pfeiler und Pilaster — diese echt, aber mühsam und kunstvoll hergerichtet; zwei Wandspringbrunnen in Muschelnischen, fischgeschwänzte Weiber, aus deren Brüsten das Wasser fließt — ein Vorwurf, dessen Alltäglichkeit durch bessere künstlerische Arbeit hätte aufgehoben werden müssen. Die wenigen Möbel, die Platz finden, stehen durch eine Schnur abgetrennt auf einem schönen altem Teppich von Bernheimer; sie sind von Franz Stuck aus dessen Hause an der Prinz-Regenten-Straße und zeigen in tadelloser Ausführung wie der Künstler sich ein erneutes Alterthum vorstellt.

Wir verlassen diesen Prunksaal und wenden uns zu den zwei Räumen, die sich rechts anschließen; sie sind von Gabriel Seidl und Paul Pfann. Seidl ist hier, von ein paar unwesentlichen Einzelheiten abgesehen, wie immer geschmackvoll; man fühlt sich wohl bei ihm, wie bei einem feinfühligen Kunstkenner, behaglich in der feinen Innigkeit, mit der die abgetönten Farben und vertrauten Formen der Vergangenheit uns umgeben. Das Ganze ist ein würdiger grünsammetner Rahmen für die trefflichen Sachen, die darin aufgestellt sind: Millers schöne Goldschmiedewerke, Hildebrands ausgezeichneter Herzog von Meiningen und anderes. Die Wände schmückt ein Lenbach (der elfte, den die deutsche Kunst in Paris vorführt), auch ein gutes Bild Raagers, und alles verschwimmt in dem gewünschten Halbdunkel, das gar nicht erst künstlich gemacht zu werden braucht, da die Beleuchtung des gesammten Einbaus leider ungenügend ist. Die Decke von Hupp paßt zum Ganzen, während mir das Portal von Ostenrieder, ohnehin nicht sehr eigenartig, mit seinen wuchtigen Formen ein wenig aus dem Rahmen des auf inniger Wirkung beruhenden Raumes herauszutreten scheint. Die Möbel, ein Schränkchen von Fritzsche, ein Sessel in goldgepreßtem Leder von Attenkofer, Plüschsessel von Kronenbitter machen in ihrer tadellos sauberen Ausführung dem Münchener Möbelgewerbe alle Ehre.

Mit dem Eintritt in Paul Pfanns Raum weht uns neue und frischere Luft entgegen. Man spürt hier deut-

lich, was mir ein französischer Freund zusammenfassend über die deutsche Kunst im Handwerk bemerkte: „Nichts Aufregendes, Nervöses; aber frisches, kraftvolles, ernst auf größere Ziele lossteuerndes Leben, das zu mancherlei Hoffnung berechtigt“. Ich halte Pfanns Raum für einen der gelungensten auf der ganzen Ausstellung, der deutschen wie der fremden. Alte, bewährte Gedanken treten hier in neuer Form auf. Der ganze Raum ist getäfelt. Das dazu verwendete Holz ist zwar nicht heimischem Boden entwachsen, — ungarische Rüster —, gibt aber einen wundervoll trauten Ton. Die Nüchternheit, die einem Holzraum leicht zu eigen wird, ist glücklich vermieden durch eine Anzahl eingelassener deutscher Landschaften von Georgi, die in ihren einfachen Tönen mit viel Weiß, Schwarz und Gelb für sich allein ebensogut wirken, wie sie dem Ganzen einen anmuthig belebenden, heimischen Ton geben. Ganz wesentlich tragen sie außerdem dazu bei, das nicht große Zimmer viel weiträumiger erscheinen zu lassen, als es ist — ein Verdienst, das gar nicht hoch genug zu schätzen ist, weil man es leider so sehr selten antrifft. Der Eindruck wird noch erhöht durch einen Erker, dessen säulentragendes Geländer mir im einzelnen weniger zusagt. Auch bei der Holzbehandlung fiel mir das alte deutsche Erbübel des Zuviel auf; wo die schöne Maserung bestimmt ist und völlig hinreicht, zu wirken, ist Schnitzerei doppelt vom Uebel; sie zerstört jene und kann doch selbst nicht zur Wirkung kommen. Dies trifft namentlich für die Decke zu. Die leider etwas gar zu wenigen Möbel aus Wasserreiche sind von Wilhelm Bertsch entworfen und zeichnen sich durch anspruchlose Anmuth und Bequemlichkeit aus: auch heben sie sich so viel von der Vertäfelung ab, wie ihnen als selbständigen Geräthen zukommt ohne aufzufallen und tragen auch ihrerseits zu der Erhöhung des Raumgefühls bei. Aber was soll man zu dem Kamin sagen? Muß denn überhaupt in jedem deutschen Raum, wenn er nach Paris kommt, ein Kamin stehen? Ich dächte, trotz Gas, Dampf und Elektricität ist auch heute noch der deutsche Ofen eines der Kenn- und Wahrzeichen des deutschen Wohnzimmers. Weßhalb die innere Unwahrheit, einen durch und durch deutsch gedachten Raum mit einem Heizkörper auszustatten, der seinerseits in der Fremde den Raum bestimmt und beherrscht: es kommt mir vor, wie eine deutsche Truppe unter einem englischen oder französischen Offizier. Von dem einzigen Darmstadt und einem Zimmer von Robert Macco in Heidelberg abgesehen, die Kachelöfen haben, findet man in der deutschen Abtheilung eine solche Unzahl von Kaminen, daß man meinen sollte, es sei das unser allgemein gebräuchlicher heimischer Heizkörper für den langen und doch so trauten deutschen Winter! Pfann bringt einen Eckbau, der wie ein ganzes Gebäude aussieht und seinem schönen Raum bitter Eintracht thut. Berlepsch' Kamin ist erfreulich, aber in dem kleinen Raum ebenso unangebracht wie der Kamin der Münchener Möbelfabrikanten. Die Familie Heider, Läuger, Villeroy und Boch, Wörle und tutti quanti kommen mit Kaminen. Gewiß liegt hierzu eine gewisse künstlerische, vor allen Dingen aber wohl eine kaufmännische Absicht und Berechtigung vor. Zur künstlerischen Ausgestaltung eines deutschen Zimmers gehört aber doch in erster Linie der Ofen, und daß es wesentlich leichter erscheint, einen malerischen Kamin zu erfinden, als unsern guten alten Freund künstlerisch neu zu beleben, ist kein Grund dafür, der inneren Unwahrheit, die der Kamin für unsern deutschen Wohnraum und unser geselliges Leben nun einmal ist, das Wort zu reden. Stellt man trotzdem Kamine aus, so sollte man sich auch die Mühe geben, die fremdartigen Gewohnheiten, die das Leben am Kamin kennzeichnen, zu berücksichtigen und ihnen künstlerisch wie praktisch zu entsprechen. Es mag ja einem reichen deutschen Liebhaber vergönnt sein, seinen englischen drawing-room zu haben, aber in den Pariser Innenräumen der Deutschen wirkt der Kamin wie eine Kuriosität, wie das hereingeschneite Fremde, und trägt dazu bei, das noch lange nicht überwundene Laster unserer Fremdsucht immer wieder neu zu beleben und uns der Lächerlichkeit preiszugeben.

Die sonst so glückliche Stimmung in Pfanns Raum wird nicht nur durch den unerfreulichen Kamin, sondern auch durch die Fenster von Ale beeinträchtigt, die, an und für sich sehr ansprechend, in dieser satten und freundlichen Ruhe eine zu lebhafte Beweglichkeit zeigen. Wahrscheinlich dürfte hier die Schwierigkeit der Lichtverhältnisse, die aus der Ferne gar nicht zu beurtheilen waren, in die Irre geführt haben. Umgekehrt kommen die bescheiden leuchtenden Zinnsachen — meist von Groß — und die prächtigen Töpfereien von Frau Schmidt-Pecht in Konstanz der Gesammtwirkung sehr zugute. — Alles in allem eine kunstsinnige Schöpfung.

Der gegenüberliegende Flügel war dem Ausschuß für Kunst im Handwerk überlassen. Durch mancherlei Umstände bewogen, vertheilte er den gesammten Raum so, daß drei einander sehr unähnliche Künstler, nämlich Richard Riemerschmid, Paul Pankok und Bruno Paul selbständig je einen Raum erhielten. Dem alten Satze entsprechend Qui trop embrasse mal étreint ist das Ergebniß unvollkommen, und anstatt gleich drei Künstler der neuesten Schule zur Geltung kommen lassen zu wollen, wäre es weit zweckmäßiger gewesen, dem talentvollsten unter ihnen das Ganze zu übergeben.

Wilhelm Rolfs.

Mittheilungen und Nachrichten.

Noch einmal Francesca da Rimini's Worte bei Dante. Zu der Abhandlung von Fr. X. Kraus über diese Worte schreibt uns heute ein anderer Dante-Forscher folgendes:

„Von Reisen heimkehrend, finde ich Ihre Nummer 136/37 mit der gedankenreichen Studie von Fr. X. Kraus als eine gütige Zusendung des Verfassers, der mir inzwischen erzählt hat, daß Borinski im „dottore“ Aristoteles entdeckt hat.

Nicht deßwegen schreibe ich; denn wer an Aristoteles oder Boethius oder überhaupt an einen Anderen als an den anwesenden Virgil bei diesem Ausspruch der leidenden, nur einen Augenblick aufathmenden Frau denkt, empfindet die Scene anders als ich. Mir liegt nur daran, das „infandum, regina...“ zu retten auch gegen Kraus, der ganz richtig hervorhebt, daß es, streng genommen, der entgegengesetzte Gedanke ist, der bei Virgil zum Ausdruck kommt, aber vielleicht nicht ausreichend berücksichtigt, daß eine Frau spricht, die nicht nur „rascher denkt“ als wir gewohnt sind, sondern auch im Begriff ist, genau das zu thun, was Aeneas auf Dido's Wunsch thun sollte, nämlich zu erzählen, wie das Glück sich brach! Francesca kann also wohl sagen: Der hier steht, weiß, wie schwer es ist, Deinem Wunsch zu entsprechen! Damit löst sich für mich jede Schwierigkeit, die die Stelle bieten kann. Ihre Wiedergabe im Deutschen ist deßhalb so schwer, weil das Wort „dottore“ in der Uebersetzung mehr Gewicht bekommt als im Original, wo es nur die Bewegung einer müden Hand begleitet, die sich leicht hebt, um auf Virgil zu deuten. „Auch mir, wie Dem da, nur das Schwerste däucht!“ hatte ich in meiner metrischen Bearbeitung der Commedia geschrieben, sodann es versucht mit einem „Mir, wie auch Du gelernt...“ die Klippe zu umschiffen, bis ich zuletzt, bei der Ausscheidung des „dottore“ bleibend, mich mit der Anspielung darauf begnügt habe, daß sie nicht allein steht mit dieser Meinung:

Und sie: Im Leid ans Glück zurückzudenken
Ist, was auch mir das Allerschwerste däucht!

weil mir schließlich das „Nessun“ noch wichtiger schien als der „dottore“, der zustimmend das Haupt neigt, wenn Francesca beim „auch mir“ ihn ansieht. — Eine große Freude hat mir aber die Rettung Bismarcks bereitet, die Kraus damit vollzogen hat, daß er aus Kohl den Wortlaut der Ansprache an die Studenten bringt. Denn die Zeitungen hatten Bismarck sagen lassen: Ich denke anders wie Dante! Dann wäre Molière geizig gewesen und Schillers Männlichkeit in Frage gestellt durch jeden Thekla-Seufzer. Gerade bei Dante kommt aber doch so viel darauf an, wer etwas sagt! Darum sollte man Dante weder citiren noch übersetzen, sondern auch die berühmten Stellen nur in dem Zusammenhang lesen, aus dem sie erwachsen sind, und nur im Original.

Hochachtungsvoll

Paul Pochhammer.“

* **In Griechenland** sind in den letzten Monaten wieder an mehreren Stellen **wichtige Ausgrabungen** gemacht worden, besonders in **Eretria** und **Korinth**. Die „Voss. Ztg.“ berichtet darüber folgendes: Die **Ausgrabungen in Eretria**, die von der griechischen archäologischen Gesellschaft unter Leitung des Ephoros **Kuruniatis** während des gegenwärtigen Sommers mit Eifer fortgesetzt werden, haben außer der Freilegung zahlreicher und wichtiger Begräbnißstätten, in denen Gegenstände einer originalen Kunst des 7. Jahrhunderts a. Chr. aufgefunden wurden, zu der Aufdeckung der wichtigsten Punkte der antiken Stadt geführt. **Das Hauptergebniß der diesjährigen Arbeiten ist die Freilegung des westlichen Hauptthores, sowie des Tempels des Apollon Daphnephoros** (des Lorbeertragenden). Das erstere befindet sich auf dem westlichen Schenkel der Mauer und ist dasjenige, in welchem die von Chalkis kommende Straße endigte. Zwei große Thürme, deren Unterbau nach polygonaler Art schön gebaut ist, während das Uebrige aus ungebrannten Ziegeln hergestellt ist, grenzen das Thor nach beiden Seiten ab. Ein großes thurmähnliches Gebäude, das vor diesem liegt, macht das Thor unsichtbar, während der Eingang durch zwei auf jeder der beiden Querseiten dieses thurmähnlichen Gebäudes befindliche Thüren stattfand. 1½ Meter tiefer als das freigelegte Thor wurde eine kleine dreifache Säulenhalle aufgedeckt, die wahrscheinlich zu den Propyläen des älteren, während der Perserkriege zerstörten Eingangs gehörte. Diese Propyläen sind in einem großen, zur Mauer parallel laufenden Kanal eingebaut, der das thurmähnliche Gebäude schneidet und zur Ableitung der Wassermassen diente, die von den nördlich der Stadt gelegenen Höhen herunterstürzten. Der **Tempel des Apollon Daphnephoros** war aus Inschriften als der bedeutendste unter den in der Stadt Eretria vorhandenen Tempeln bekannt. Er liegt ungefähr in der Mitte der Stadt; von dem ehemaligen Glanze des Tempels kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man seine starken Fundamente aus Kalkstein und seine Größenabmessungen (etwa 42 Meter Länge zu über 20 Meter Breite) betrachtet. Leider ist von dem Tempel nur das Fundament erhalten; von seinen Architekturgliedern sind nur einige Säulentrommeln dorischen Stils aus Porosstein und einige Bruchstücke vom Triglyphen aufgefunden. Eine Menge von Basen, in die Stelen eingelassen waren, zeugen von dem Reichthum an Inschriften, die einstmals im Tempel aufgestellt waren und von denen eine beträchtliche Anzahl aufgefunden worden ist. Von den zum Schmuck des Tempels dienenden Bildhauerarbeiten sind bisher nur wenige ans Licht gekommen. Erwähnenswerth ist eine Gruppe, die einen mit Chlamys bekleideten Jüngling darstellt, der ein Mädchen in seinen Armen trägt, ein Kunstwerk archaischer Technik; ferner ein Torso einer archaischen Athena-Statue, die auf der Brust das Gorgonenhaupt trägt, außerdem zwei archaische Köpfe männlicher Statuen. — Die vor zwei Jahren bei **Alt-Korinth** von der **amerikanischen archäologischen Schule** begonnenen Ausgrabungen sind auch in diesem Jahre fortgesetzt worden und haben, wie soeben gemeldet wird, interessante Ergebnisse gehabt. Nachdem bereits im vorigen Jahre die berühmte Quelle Peirene entdeckt worden ist, ist jetzt eine weitere **Quelle, die auf dem alten Marktplatz** gelegen ist, zum Vorschein gekommen. Diese Quelle, die auch Pausanias erwähnt, ist vollkommen und unversehrt erhalten, so wie sie im Alterthum war. Sie ist in den Fels hineingebaut und hat die Form einer viereckigen Grotte, deren Seitenwände durch Porosstein nach dem isodomischen System verkleidet sind; viereckige Säulen, die aus dem Felsen selbst herausgearbeitet sind, tragen die Decke. Man steigt vermittelst einer Treppe von etwa zehn Stufen zur Quelle hinab. Das Wasser wurde zur Quelle durch kupferne Röhren geleitet und strömte von da durch zwei bronzene Löwenköpfe aus. Unter den Löwenköpfen sind noch unversehrt die Vertiefungen erhalten, wo die Wasserkrüge aufgestellt wurden, um gefüllt zu werden; vor ihnen ist eine Rinne sichtbar, durch die das überfließende Wasser fortgeleitet wurde. — Außerdem wurde jüngst ein großes **Relief** gefunden, das zwei tanzende Mänaden darstellt, sowie ein **Kolossalkopf der Ariadne** aus Marmor, von vorzüglicher Technik, aus römischer Zeit. Das Mänadenrelief scheint die Basis einer Dionysos- und Ariadne-Gruppe geschmückt zu haben; aus derselben Gruppe stammt auch wohl der oben erwähnte Kopf. Ferner wurden zwei **Kolossalstatuen** gefunden, die das Dach eines halbkreisförmigen Gebäudes trugen; dazu zwei Frauenköpfe von kolossaler Größe, die — wie es scheint — Statuen angehörten, die auf der entgegengesetzten Seite das Dach desselben Gebäudes trugen. Von diesem selbst wurden später das Gesims, sowie das Dach, welches ganz aus Marmor war, aufgedeckt; ferner eine Platte von der Dachbedeckung. In den Giebelfeldern sind im Relief die Büsten des Helios und der Selene dargestellt. Alle diese Funde befinden sich in unmittelbarster Nähe des alten Tempels. Ein großer Theil des Hügels harrt jedoch noch der Freilegung, und es dürften noch manche interessante Funde ans Licht kommen. — Ferner wurden im Dorfe **Desylla** (im Demos Andaneia) kürzlich **drei Mosaike** entdeckt, die sowohl wegen ihrer Darstellungen, als auch wegen ihrer topographischen Bedeutung von großem Interesse sind. Da sie in der Nähe von Ruinen einer großen Umfassungsmauer, die aus isodomischen Steinen erbaut ist, aufgefunden wurden, so vermuthet der an Ort und Stelle geschickte griechische General-Ephoros Kavvadias, daß dort der Karnassische Hain lag, wo sich das Heiligthum des Karneischen Apollo und eine Statue des widdertragenden Hermes befand. In diesem Hain wurden die berühmten Mysterien der samothrakischen Kabeiren gefeiert. Das erste Mosaik hat eine Länge von 6 Meter und eine Breite von 5 Meter. In der Mitte befindet sich eine Hauptdarstellung, weitere Darstellungen sind in den Ecken sichtbar. Auf dem die Hauptdarstellung umgebenden Runde ist ein Thierkampf, hauptsächlich von Löwen und Panthern, abgebildet. Der Rahmen des Mosaiks wird durch verschiedene Ornamente gebildet, die im ganzen acht Quadrate verbinden. In vier dieser Quadrate sind Frauenfiguren dargestellt, in den übrigen vier Wagen, die von zwei Panthern gezogen werden; auf jedem der Wagen steht ein Jüngling in Kriegsausrüstung. Das zweite und dritte Mosaik ist leider im Mittelpunkt stark zerstört; auch bei ihnen umgibt ein Rahmen in Form von Ornamenten die ganze Darstellung. Die Technik ist bei sämmtlichen Mosaiken eine vollendete. Die Mosaike zeigen die weitere Eigenthümlichkeit, daß, während die äußere Oberfläche mit bewundernswerther Kunst ausgearbeitet ist, die untere Fläche, auf der die Steinchen angebracht sind, eine Klebeschicht von kaum einem halben Finger Dicke zeigt.

* **Ein neuer mineralischer Farbstoff.** Aus **Noumea** wird der „Chemiker-Zeitung“ berichtet: Auf der Insel **Neu-Caledonien** ist das Vorkommen eines neuen mineralischen Farbstoffes entdeckt worden. Nach der von dem Regierungschemiker **Moore** ausgeführten Analyse besteht derselbe aus 66.52 Proz. Eisenoxyd, 5.96 Proz. Aluminium, 2.56 Proz. Chromsesquioxyd, 1.17 Proz. Kobalt- und Nickeloxyd, 0.33 Proz. Magnesia, 10.86 Proz. unlöslicher Kieselsäure und Chromeisen, 11.44 Proz. Wasser, chemisch gebunden, sowie Spuren von Kalk und Manganoxyd. Das Mineral, dem man den Namen „mineralischer Ocker“ gegeben, hat eine gesättigte braune Farbe; um es als Farbstoff zu verwenden, hat man es nur mit einem gekochten Oel zu mischen. Angeblich übertrifft der neu entdeckte Stoff die besten Ocker und Mennige.

* Das soeben erschienene 2. Heft des **Anzeigers des Germanischen Nationalmuseums** enthält in seinem zweiten Theil (Mittheilungen) folgende Beiträge: 1. Dr. M. **Wingenroth**: Kachelöfen und Ofenkacheln des 16., 17. und 18. Jahrhunderts im Germanischen Museum, auf der Burg und in der Stadt Nürnberg; 2. Dr. O. **Lauffer**: Beiträge zur Geschichte des Kaufmanns im 15. Jahrhundert; 3. Th. **Hampe**: Goldschmiedearbeiten im Germanischen Museum.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdozent Dr. Willibald A. **Nagel** ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Jena.** Der ordentliche Professor der Rechte Dr. **Schön** hat einen abermaligen Ruf an die Universität **Göttingen angenommen.**

* **Leipzig.** Der Privatdozent Lic. theol. und Dr. phil. Otto **Seesemann** hat einen Ruf an die Universität **Dorpat** erhalten, dem er voraussichtlich Folge leisten wird.

* **Berlin.** Die bisherigen Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Georg Simmel (für Philosophie) und Dr. Oskar Schultz-Gora (für romanische Philologie) sind zu außerordentlichen Professoren in derselben Fakultät ernannt worden. — Auf den neuen Lehrstuhl der Technischen Hochschule für die Statistik des Hochbaues ist Professor Siegmund Müller berufen worden, der erst im 30. Lebensjahre steht. — Die Statistik der Technischen Hochschule ergibt für das Sommerhalbjahr 1900 einige allgemeine bemerkenswerthe Zahlen. In dem Lehrkörper, der im ganzen über 400 Personen umfaßt, wirken zur Zeit 85 etatsmäßig angestellte Professoren und selbständige aus Staatsmitteln besoldete Dozenten, 64 Privatdozenten und Lehrer für fremde Sprachen, 4 Konstruktionsingenieure und 256 Assistenten. Unter den Studirenden waren 262 Ausländer, darunter allein 111 aus Rußland, 30 aus Rumänien und 46 aus Oesterreich-Ungarn. Nennenswerth wären noch 12 Holländer, 11 Norweger, 8 Schweizer, 8 Schweden und 7 Luxemburger. Unter den sonst zur Annahme von Vorlesungen berechtigten Personen und Hörern befanden sich 77 Studirende und 40 kommandirte Offiziere und Maschineningenieure der kaiserlichen Marine. Die Gesammtzahl der Studirenden und Hörer betrug 3558.

* **Hamburg.** Hier starb der frühere Direktor der Realschule vor dem Holstenthore, Prof. Karl Christian Redlich, ein auch in Berlin sehr bekannter Schulmann und Literaturforscher.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. Brinkmann, der einen Ruf nach Marburg erhalten hatte, hat der „Königsb. Hart. Ztg." zufolge diesen Ruf abgelehnt, nachdem er auf den Vorschlag der philosophischen Fakultät zum ordentlichen Professor an der Universität Königsberg ernannt worden ist.

* **Graz.** In Trau bei Spalato wurde dem „Neuen Wiener Tagblatt" zufolge am 23. d. M. der hiesige Universitätsprofessor Dr. Anton Lubin bestattet. Lubin war der hervorragendste italienische Schriftsteller Dalmatiens und wohl einer der bedeutendsten Dante-Forscher der Gegenwart.

-nn- Zweiter deutscher Archivtag. Das Programm für den am 24. September d. J. in Dresden abzuhaltenden zweiten deutschen Archivtag ist erschienen. Es sind folgende Vorträge zu erwarten: Ueber Publikation von Archivinventaren (Geh. Rath Archivdirektor Dr. v. Weech in Karlsruhe); über Aktenkassation (Geh. Archivrath Dr. Hille in Schleswig); über das Archiv des deutschen Parlaments von 1848 (Dr. Jung, Archivar der Stadt Frankfurt a. M.). Voraussichtlich sollen noch andere Gegenstände zur Erörterung kommen. Archivdirektor Dr. Wolfram in Metz stellt die Frage zur Diskussion: „Sollen die Volkszählungszettel von den Archiven aufgenommen und aufbewahrt werden?" Versammlungsort ist der Lesesaal des kgl. Hauptstaatsarchivs (Albertinum). Anmeldungen (längstens bis 21. September) nimmt Geh. Rath Dr. Hassel, Direktor des Hauptstaatsarchivs, Dresden, Ferdinandstraße 21, entgegen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Der Prinz von Gales oder: Die Korruption in Hängland. Paris 1900. — Karl Böttcher: Auf Studienpfaden. Mit 32 Illustrationen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter 1900. — Sentence finale du tribunal arbitral du Delagoa en la cause liée entre les gouvernements des Etats-Unis de l'Amérique du Nord et de la Grande-Bretagne etc. Berne, imprimerie coopérative 1900. — Geschichte der Alpenvereinssektion München, als Denkschrift nach 30jährigem Bestehen herausgegeben. Mit 11 Vollbildern, 51 Abbildungen im Text und 6 Beilagen. München 1900. — Wyl: Oberammergau. Zürich, Cäsar Schmidt 1900. — Dr. E. Müllendorff und F. Kübel: Die Automobilen. 2. Aufl. Berlin, G. Siemens 1900. — Dr. P. Jaeckel: Das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. 3. Liefg. Berlin, Vahlen 1900. — J. Raunitz: Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit. 3. Liefg. (Schluß.) Ebd. 1900. — Dr. C. Crome: System des deutschen bürgerlichen Rechts. 1. Bd. Tübingen und Leipzig, Mohr 1900. — Dr. J. Türkheim: Zur Psychologie des Willens. Würzburg, Stahel 1900. — O. Moecke: Die Offenbarung eines tiefen Geheimnisses. Zürich. — Dr. K. Kostersitz: Die Photographie im Dienste der Himmelskunde. Wien, Geralds Sohn 1900. — Dr. H. Müller: Die Repser Burg. Hggb. vom Ausschuß des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Mit 18 Abb. Hermannstadt, in Komm. bei Michaelis 1900. — 26. Jahresbericht der kgl. Akademie der Tonkunst in München. München 1900. — E. Kreusch: König und Mönch. Historischer Roman. Regensburg, G. J. Manz 1900. — F. Lindner: Bayerisches Bürger-Handbuch. Zweite vollst. umgearb. Auflage. 1. und 2. Liefg. Erlangen, Palm u. Enke 1900. — M. Löhr: Geschichte des Volkes Israel. Mit 4 Karten. Straßburg, Trübner 1900. — K. König: Unser Auferstehungsglaube. (Flugschrift des Deutschen Protestantenvereins.) Heidelberg, Evangel. Verlag 1900. — Ihle: Wirth und Miether. (Leipziger Juristische Handbibliothek, Bd. 25.) Leipzig, Roßberg u. Berger. — R. v. Wichert: Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge. 8. Serie. Leipzig, Pfeffer 1900. — Vorreden und Einleitungen zu klassischen Werken der Mechanik. (Veröffentlichungen der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien.) Ebd. 1899. — Imm. Kant: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Mit einem Nachwort von A. Höfler. Ebd. 1900. — Klein und Riecke: Ueber angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht an den höheren Schulen. Leipzig und Berlin, Teubner 1900. — Bericht des Stern'schen Konservatoriums für Musik über das 50. Schuljahr 1899/1900. — F. Anthaller: Dr. Joseph A. Schöpf. (S.-A. aus der „Kathol. Kirchenztg.") Salzburg, Selbstverlag 1900. — E. H. Dietzsch: China in Liquidation und Deutschlands Forderung. Berlin, Belletristisches Institut 1900. — Puto Lanlar. Ein unsauberes Blatt deutscher Kolonialunternehmung. Berlin, Hildebrandt 1900. — Dr. E. Kilian: Shakespeare auf der modernen Bühne. (S.-A. aus dem Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 36. Jahrg.) — Dr. A. Zimmermann: Die deutsche Kolonialgesetzgebung. 4. Theil. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — G. A. Erdmann: „Nun aber weiter!" Das Endziel der kaiserlichen Flottenpolitik. Wittenberg, Herrosé 1900. — D. A. Hegler: Zur Erinnerung an Karl Weizsäcker. (Hefte zur christlichen Welt Nr. 45.) Tübingen, Mohr 1900. — Ernst Grosse: Kunstwissenschaftliche Studien. Ebd. 1900. — L. Zehnder: Die Entstehung des Lebens. 2. Theil. Ebd. 1900. — P. Adler: Die Lage der Handlungsgehülfen. (Münchener volkswirthschaftliche Studien. 39. Stück.) Stuttgart, Cotta 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 31. Juli. Nummer 173.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Münchener Kunst im Handwerk in Paris.

II.

Allen drei Räumen ist natürlich der Zug zum Neuen gemeinsam; war doch Riemerschmid der erste bedeutende Maler, der sich mit Ernst, Sachkenntniß, rastlosem Fleiße und stets wachsendem Erfolge der Kunst im Handwerk zuwandte und den Ausschuß, der seine Gedanken zu verwirklichen hoffte, mit ins Leben rief. Auch Pankok war bereits auf der ersten Ausstellung des Ausschusses im Münchener Glaspalast 1892 mit einem Stuhle und einem Spiegel vertreten. Bruno Paul folgte später.

Wenden wir uns zunächst Letzterem zu. Im Gegensatz zu Pfann, scheint in Pauls Jagdzimmer jedes Raumgefühl verloren gegangen zu sein. Es ist, als ob dem Künstler die Eigenschaft oder der Wille abginge, seine Einzelformen dem Ganzen unterzuordnen und so eine Wirkung zu erzielen, die auch den kleinsten Raum noch luftig, „geräumig“, macht. Es sieht alles aus, wie eine bewußte, gewaltige Auflehnung gegen alles Ueberkommene — auch dort, wo dies seine volle Berechtigung hat. Seine Möbel stehen in keinem Verhältniß zu dem Raum, in dem sie untergebracht sind. Sie dringen auf uns ein, mit einer heftigen, prahlerischen, fast drohenden Wucht; sie überwältigen uns und füllen selbst große Räume in einer Weise aus, daß wir das Gefühl haben: hier sind die Möbel zur Hauptsache geworden; der unglückliche Besitzer muß sie demüthig um Verzeihung bitten, daß er auch noch da ist. Leider scheint dies weniger ein Irrthum, ein gelegentliches Verhauen, als vielmehr — wie schon angedeutet — der bewußte Wille des Künstlers zu sein, und der Grund davon dürfte in dem Streben des [illegible] jungen Künstlers liegen, sich mit aller Gewalt und mit allen Mitteln von der Herrschaft Anderer, namentlich der vielgehaßten Baukünstler zu befreien. Sicherlich ist diese Auflehnung nicht unberechtigt: der gewerbliche Architekt hat zu lange und zu unheilvoll auf die künstlerische Ausgestaltung unsrer Innenräume losgearbeitet, als daß er nicht eine Gegenwirkung von ursprünglichen Talenten und malerisch veranlagten Künstlern verdient hätte und ihrer gewärtig sein müßte. Aber nun schießt man, heftig und ungestüm wieder nach der anderen Seite übers Ziel hinaus! Während in Wahrheit gerade unter den kunstsinnigen Baukünstlern längst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß man in der Kunst im Handwerk neue Bahnen einschlagen müsse, durchgedrochen ist, wie denn in München Theodor Fischer, Martin Dülfer, Otto Schwartz und Andere hier selbst schöpferisch und erfolgreich vorgegangen sind, so erscheint es seitens der Bildner und Maler als ein unverständiger Schritt, wenn sie das Streben nach Selbständigkeit und den Wunsch, „los von den Architekten“ so weit treiben, daß daraus ein „los von der Baukunst“ wird. Von dem künstlerischen Empfinden ganz abgesehen, das aber bezüglich des oben erwähnten Raumgefühls auf Seiten des gelernten Baukünstlers von vornherein geübt erscheint, so muß doch zugegeben werden, daß der Baukünstler eine Summe rein technischen Wissens und Könnens mitbringt, von deren Nothwendigkeit sich der Maler und Bildhauer meist erst überzeugt, wenn er selbst derartige Fragen ohne die Hülfe des Technikers zu lösen unternimmt. Ein gemeinsames Zusammenarbeiten ist daher das bisher Uebliche: wollen aber Maler und Bildhauer sich vor der oft verständnißlosen Herrschaft Jenes befreien, so müssen sie eben bautechnisch ebenso viel hinzulernen, wie Jener versteht. Hiervon ist wohl bei Riemerschmid, aber gar nichts bei Paul und wenig bei Pankok zu verspüren. In erster Linie rechne ich aber hieher nicht sowohl rein technische Dinge, als die künstlerische Beurtheilung der Raumwirkung, eine Eigenschaft, die namentlich bei den italienischen Künstlern der Zeit des Erwachens so allgemein verbreitet war, daß man ihr noch begegnet, auch wenn aller übrige künstlerische Schmuck mangelhaft ist. Will man sich davon überzeugen, wie sehr hierin der Maler Paul z. B. dem Baukünstler Pfann nachsteht, so braucht man nur von dem einen Zimmer ins andere zu gehen. In beiden die reiche und wohlthuende Verwendung von Holz; Decke wie Vertäflung erscheinen mir bei Paul eigenartiger: während aber bei Pfann die Wände zurücktreten, die Möbel sich abheben, Bilder und Geräth die Tiefenwirkung erhöhen, hat Paul Möbel und Vertäflung in dem gleichen Ton gehalten; es ist alles wie eine ungelöste, auf uns eindringende Masse. Dazu die an und für sich schweren Formen der Möbel und Geräthe; man beachte z. B. den beunruhigend plumpen und unschönen Unterbau der Standuhr. Noch schwerer, noch enger aber wird der Raum durch einen breiten Fries mit großen eingelegten schwarzen Vögeln, sitzenden Raben und balzenden Auerhähnen — die Vögel der Nacht und Dämmerung. Für sich allein betrachtet ist das sich wiederholende Muster eine tüchtige malerische Leistung. Aber ist dem Künstler gar nicht der Gedanke gekommen, daß in dieser Wiederholung eine große Geschmacklosigkeit liegt? Eingelegte Holzarbeit hat ihren nicht sehr leicht zu erzielenden Reiz im Wechsel, im Mannichfaltigen, und gehörte von jeher aus diesem Grunde, wie auch wegen ihrer verhältnißmäßigen Kostspieligkeit, zu denjenigen Kunstübungen, die das Gefühl billiger Mache nicht vertragen. Daß aber die Wiederholung desselben Musters eines eingelegten Holzbildes nur der Billigkeit wegen geschieht, weiß jeder, der einmal gesehen hat, wie z. B. eingelegte Tischplatten gleich blockweise in Massen hergestellt werden. Entweder mußte also hier das künstlerische Gebot des Wechsels befolgt oder, war dies zu kostspielig, von einem Friese besser ganz abgesehen werden. Nun soll das Ganze überdies ein Jagdzimmer vorstellen. Mit der Jagd verbindet sich noch immer der Begriff des Herrn, in früheren Tagen der des adeligen Ritters und Fürsten; und wer imstande war oder ist, seine Gäste in einem eigenen Jagdzimmer willkommen zu heißen, der darf und will nicht sparen, billig werden; man sehe sich nur einmal derartige alte Jagdzimmer an, z. B. auf der Veste Coburg. Der Widerspruch einer kostspieligen Täflung mit billiger Einlegearbeit stört den Eindruck auf das empfindlichste, den Pauls Zimmer machen müßte. Wo bleibt außerdem die Stimmung eines Jagdzimmers? Freilich, um sie nachzuempfinden, dazu müßte man selbst ein waidgerechter Jäger sein, und das ist Paul offenbar nicht, denn sonst

würde sein Gewehrschrank ohne Gewehre nicht viel mehr wie ein Bücherschrank aussehen; auch würden die Wände nicht mit Gewichteln und Geweihen bedeckt sein, über die ein rechtschaffener Jäger nur lächeln kann. Aber es fehlt auch die Hauptsache: die Stimmung. Ich denke mir, daß dem in seinem Jagdzimmer ausruhenden Waidmann etwas wie Wald- und Feldluft, wie inniges Naturempfinden, träumerisches Erinnern an die Pürsche durch den dämmernden Tann, gefahrvolles Klettern der flüchtigen Gams nach in den Schroffen des Hochgebirges u. dergl. überkommen müßte.

Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier,
Den schweißbefleckten Hut,
Und dennoch schlug die Liebe mir
Ins wilde Jägerblut,

singt ein bekanntes Jagdlied: wem kämen in Pauls Zimmer auch nur entfernt solche Gedanken? Soll man es den harmlosen Besuchern verargen, wenn sie es für ein Speisezimmer halten, weil ein mit Schmuz-Bandiß' Porzellan gedeckter Tisch darin steht? Wenn es aber dem Künstler an der Wahrheit des Empfinden mangelte, so fehlt die Grundbedingung für ein gedeihliches künstlerisches Gelingen, und er hätte die Hand überhaupt von der Ausführung lassen sollen.

Um auch Pankok Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigenart zu geben, trennte man die Räume Paul und Riemerschmid durch einen erhöhten Erker, der zugleich durch eine Minderung der Deckenhöhe ein ausgeglichenes Verhältniß, größeren Innenreiz erhielt und in geschickter Weise eine angenehme Abwechslung bot. Dieser kleine Raum ist der einheitlichste der Münchener Ausstellung und erscheint mir in seiner Art als ein kleines Meisterstück. Besonders fällt bei diesem leicht zu einem gewissen Uebermaß krausen Schmucks neigenden Künstler ein glückliches Maßhalten auf, das z. B. das Schnitzwerk, auch in der Ausführung hervorragend, sehr anziehend macht. Freilich nimmt Pankok im Kreise der Künstler im Handwerk eine besondere Stellung ein: unter allen den Eigenartigen und Besonderen, die sich unmöglich in die Einheit eines Stils zusammenfassen lassen, bildet er einen ganz Eigenartigen, etwa wie Wilhelm Rabe in der deutschen Dichtung. Ganz so gedankenreich und künstlerisch beseelt, so volklieb und eigensinnig deutsch, aber auch so kraus, überreich und hier und da unklar wie der Braunschweiger Dichter, geht er ebenso wie dieser seinen eigenen Weg, und wer ihn verstehen und lieben will, der muß sich ihm völlig hingeben, ihm ohne vorgefaßte Meinung nachsinnen. Dann wird er aber auch am Ganzen wie am Einzelnen viel Freude haben, an der Selbständigkeit von Farbe und Form, an den eigenartig und doch künstlerisch verschlungenen Linien, welche die geschmackvollen Wandfüllungen umziehen, an dem Zusammenklang der Farben von Wand, Holz und Teppich und an vielem andern noch, an dem die Menge achtlos vorübergeht. Ob das über die Decke hin reizvoll genug ertheilte elektrische Beleuchtungsnetz für den kleinen Raum nicht zu mächtig ist, wie es tagsüber den Anschein hat, entzieht sich meinem Urtheil, da zur Zeit zur Besichtigung das elektrische Licht noch nicht verfügbar war. Die beiden an sich nicht unüblen Kissen von Bahmer und Erber sollten hier nicht einen störenden Platz gefunden haben.

Die höchsten Ansprüche wird der Besucher wie von selbst an den Raum Riemerschmids stellen: tritt ihm hier doch der Anspruch entgegen, die Aufgabe nicht bloß malerisch, sondern auch baukünstlerisch zu lösen. Beides erscheint wohl gelungen, und die Erweiterung der schweren Aufgabe, die der Künstler im Handwerk sich gesteckt hat, muß geschehen wie bei Riemerschmid, wenn die Tyrannei des Architekten überwunden werden soll. Keine gesundere Entwicklung ist denkbar als die, daß die Baukünstler bei Malern und Bildhauern, diese umgekehrt aber bei den Architekten in ernste Lehre gehen. Damit wird auch jene Einheitlichkeit der Kunstübung wieder näher gerückt, die für die Lösung der Aufgaben einer immer höhere Ansprüche stellenden Kunst im Handwerk die lebendige Grundbedingung ist. Bedenkt man, daß der Raum durch seine zahlreichen und zum Theil übergroßen Fensteröffnungen (wie bei G. Seidl) ganz besondere Schwierigkeiten bot, so kann man die Ausgestaltung nur als eine glückliche bezeichnen: sie ist in Form und Farbe einheitlich, neu und geschmackvoll. Das reizende, an gothische Linienfreude und Reichthum erinnernde Spiel des breiten Frieses, der sich unbefangen als Stuck zeigt und nicht etwa Marmor oder sonst etwas sein will, und dessen Schmuckformen auch die Thüreinrahmung geschickt in sich einbezieht, stimmt vortrefflich zu einer mit leichtem Goldschmuck überzogenen blauen Tapete und dem in Roth und Lila gehaltenen Teppich, der freilich in dem ursprünglich dafür geplanten Linoleum wohl wirksamer geworden wäre. Wie ein kleines Meisterwerk von erlesenem Geschmack spannt sich über Stichkappen die ganz schlicht gehaltene weiße Decke und senkt ihren vornehmen Frieden auf den Bewohner dieses mit künstlerischem Empfinden wie durchhauchten Zimmers. Unmittelbar fühlt, um wie viel edler das Einfache zu wirken vermag, wer aus dem unruhigen Prunk E. Seidls hier eintritt! Daß man dabei nicht nothwendig armselig oder nüchtern zu werden braucht, zeigt die von zwei rothen Marmorsäulen mit ganz flachem Linienschmuck eingerahmte Thür, die in jenen Prunkraum führt. Auch Riemerschmids Raum leidet an der mangelhaften Beleuchtung; dadurch geht der Schmuck der andern, über eine graziöse Stufenanlage in den Erker Pankoks führende Thür, ganz verloren. Sie war wohl überhaupt zu dunkel gehalten, so dunkel, daß man selbst bei hellem Sonnenschein das Ueberthür-Bild nicht zu erkennen vermag. Bei künstlicher Beleuchtung wird hier der in edlen Formen gehaltene elektrische Kranz, der mir nur etwas zu umfangreich erscheint, abhelfen. Von anderen Geräthen und Möbeln hat Riemerschmid leider nur sehr wenig, darunter einen guten Notenschrank, beigesteuert. Es geschah dies aus selbstloser Bescheidenheit, um auch Andern Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen: künstlerisch wird dadurch die Einheitlichkeit gestört und auf den Preis der Vollkommenheit verzichtet.

Das Hauptmöbel, das Riemerschmid bei sich aufgenommen hat und das den Raum in seiner wuchtigen Form durchaus beherrscht, ist eine Art Bücherei von Obrist, dem wir uns freuen, auch auf diesem Gebiete zu begegnen. Leider gehört das Möbel zu jenen Kompositionsstücken, die ebenso wie die schon erwähnten Kamine dem deutschen Kunsthandwerker eine ganz besondere Freude zu gewähren scheinen: auch ihm begegnen wir auf Schritt und Tritt, bei Berlepsch, im Darmstädter Raum; und die Münchener Möbelfabrikanten haben zu einem Eckmöbel zusammengefügt, was sonst eine ganze Reihe selbständiger Sitz- und anderer Geräthe abgegeben haben würde. Es mag dies ja zum Theil seinen berechtigten Grund in dem Bestreben haben, den beschränkten Raum möglichst auszunützen, obgleich auch hier ein Verzicht zur schlichten Einfachheit gewiß vortheilhafter gewesen wäre. Leider scheint aber mehr noch der englische cosy corner seinen gefährlichen Einfluß ungeschwächt auszuüben und die thörichte Meinung zu stützen, daß ebenso wie in der Baukunst die Armseligkeit der Erfindung durch eine „malerische“ Anordnung von allerhand Auswüchsen, Thürmen (mit Aussichtsfenstern unterm Dachel) Balkonen und Erkern verdeckt werden könne, so auch mit einer Zusammenfassung von Sofa's, Stühlen, Schränken, Bücherregalen mit Säulen und Galerien und Kathedralglas von selbst ein künstlerisches, „hochmodernes“ Möbel erstehe. Dazu kommt, daß ein derartiges Stück unsern Lebensbedingungen, die uns alle Paar Jahre zu einem Umzuge zwingen, sehr wenig entspricht, und so wird das Kompositionsmöbel in den meisten Fällen zum Ausdruck einer künstlerischen wie praktischen Unwahrheit. Obrist's Bücherei hebt der feinsinnige Aufbau, die vortreffliche kräftige und eigenartige Modellirung, die den geschulten Bildhauer sofort verräth, die glückliche Linienführung, das Vermeiden jeder Banalität und eine ausgezeichnete Ausführung über die Strenge dieser Einwände hinweg. Immerhin darf nicht verschwiegen werden, daß die beiden mächtigen Stühle, wären sie selbständig und nicht in starrer Unbeweglichkeit an das Regal geklammert, eine viel bessere Wirkung ausüben würden als

jetzt, wo sie überdies den Sitzenden zwingen, den einen Arm immer einen halben Fuß höher rasten zu lassen als den andern. . . . Auch das Möbel, in allem ein Sklave, macht einen gewissen Anspruch an Freiheit. Umgekehrt überschreitet es seine „Kompetenz“ in der ärgerlichsten und für den Besitzer unerträglichen Weise, wenn es ihn herrisch zwingt, sich so und nicht anders zu verhalten. Die Tapete, die mich zwingt, sie anzuschauen, wie es die so sehr beliebte großmustrige grellfarbige englische und ihre noch geschmacklosere deutsche Nachahmung zu thun pflegt; der Tisch, der mich zu einem größeren Umwege veranlaßt, oder dessen Füße eine Zartheit der Behandlung fordern, als seien sie mit Hühneraugen versehen; die Decke, die mein Auge mit Gewalt auf sich zieht und meine Nackenmuskeln krampfhaft spannt — sie alle sind vom gleichen Uebel: dem einer inneren Unnatur, indem sie aus der still dienenden Rolle in ein Herrschergelüste verfallen, das wir nicht anerkennen wollen. Alles, was uns in unsern Räumen umgibt, sollte auf uns wirken, wie eine schöne und gute Frau: unsichtbar wohlthuend; sie darf auch herrschen, wie ein großes Kunstwerk, aber wir dürfen es nicht merken und am wenigsten darf es uns aufgedrängt werden.

Die Einzelstücke dieses Raumes, die trefflichen Stickereien Obrists, die kleinen Erzarbeiten von Sophie Bürger-Hartmann, Gosen und Hadich, eine gute in Silber gegossene, durchaus eigenartige Fruchtschale von Obrist, die Porzellane von Schmuz-Baudiß, die Töpfereien von Heiden und Schmidt-Pecht sind meist bekannt, und über ihre Vortrefflichkeit in Erfindung und Ausführung braucht kein Wort verloren zu werden. Für die sehr geschmackvollen und tadellos ausgeführten Stickereien von Margarethe v. Brauchitsch, wohl der auf diesem Gebiete begabtesten Künstlerin, wird leider die mangelhafte Beleuchtung verhängnißvoll; sie kommen durchaus nicht zu der Geltung, die sie verdienen. Von ausgezeichneter Wirkung ist ein dreitheiliger Wandschirm von Otto Ubbelohde, ausgeführt von Hanna Ubbelohde, eine Applikationsarbeit, wie sie, jeden Kunstgriff verschmähend, der Wahrheit von Stoff und Verarbeitung unbefangen nachgebend, kaum besser gedacht werden kann. Die Seidenstücke sind einfarbig aneinander gesetzt, durchaus nicht etwa durch aufgetragene Farben malerisch „schattirt“, sondern lediglich auf die verkörpernde Arbeit des Auges und unsres Bewußtseins berechnet; beide übernehmen willig eine Rolle, welche ungeschickte oder halbe Künstler gern durch ein Zuviel ihrer Kunstfertigkeit erreichen wollen. So kommt es, daß ein ganz weißer Pfau auf meergrünem Grunde so körperlich wirkt, als ob er modellirt wäre. Nicht ganz so vollkommen erschien mir die rein technische Seite der Stickerei; es mag aber dahingestellt bleiben, ob die Verschiedenartigkeit der Spannung einzelner Theile nicht unvermeidbar und daher gewollt war.

Damit ist ein flüchtiger Rundgang durch den Münchener Einbau beendigt. Abgetrennt von ihm auf der Galerie begegnen wir noch einem Raume, den E. v. Berlepsch für J. Bursten u. Söhne in Düsseldorf entworfen hat, und einem „Raume der Münchener Möbelfabrikanten“. Ersterer zeigt eine reichliche Verwendung der „Holzreliefmaser“, wirkt aber, weil man sich mit der Ausbeutung dieses reizvollen Schmuckmittels scheinbar nicht genug thun kann, etwas überfüllt und gequält. Großzügig und daher erfreulicher sind der in Kupfer getriebene Kamin und ein Glasfenster, dessen Formengebung dem übrigen Schmuck gegenüber freilich etwas zu mächtig erscheint. — Die Münchener Möbelfabrikanten Pössenbacher, Fritzsche und Köllmayr bieten mit Hülfe Wilhelm Michaels, Reinhold Kirschs; Zettlers, Schlepps und der Kiefersfelder Marmorwerke eine in der Ausführung tadellose Leistung die sich allen übrigen Schreinerarbeiten u. s. w. ebenbürtig zur Seite stellen darf. Dagegen treten künstlerische Ansprüche und Gesichtspunkte mehr in den Hintergrund, hat man doch sogar die gemalten Gobelins noch einmal wieder vorführen zu müssen geglaubt!

Treten bei diesem letzten Raum bereits die Verfertiger in den Vordergrund, so sei schließlich mit einigem Stolze darauf hingewiesen, daß die gesammte Ausführung der Münchener Arbeiten, der Schreiner, wie der Schlosser, Kupferarbeiter, Glasmaler und Anderer, durchweg den höchsten Anforderungen genügt. Für Emanuel Seidl arbeiteten in tadelloser Weise Barth u. Co., Rappa u. Giobbe, das unvermeidliche und in seiner Art leistungsfähigste Marmorwerk Kiefersfelden, die Seiden- und Kunstweberei Ebner u. Co.; für Gabriel Seidl ebenfalls Barth u. Co., Bernheimer, Otto Fritzsche, Attenkofer, Kronenditter, Wahler; für Pfann oder auch selbständig Wenzel Till, Ule. Steiniken u. Lohr, Wilhelm u. Lind, Karl Bertsch; für den Ausschuß für die Kunst im Handwerk die Schreinerei der Vereinigten Werkstätten, namentlich auch mit vortrefflicher Schnitzerei, die kunstgewerblichen Werkstätten von Steiniken u. Lohr; Kiefersfelden; die Gipsguß- und Stuccaturarbeiten, die Ringer modellirte, führten Weigert u. Nowotny aus: Aller Arbeit ist von großer Güte und trägt wirksam dazu bei, den Ruf Münchens zu erhalten und zu erhöhen.

Im übrigen scheiden wir von Paris mit dem Wunsche: es möchte die letzte derartige Ausstellung sein, bei der die Kunst nicht als Ganzes, sondern in Klassen und Gruppen unnatürlich zerrissen, bald bei der „hohen“ Kunst, bald im „Kunstgewerbe“ unterkommt. Möchte man namentlich in München die Kämpfe der letzten Jahre nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und endlich ein Zusammengehen aller Künstler zu einem Zusammenfassen der gesammten Kunst führen, das beiden von unvergänglichem Nutzen sein würde, Damit war es sicherlich nicht gethan, daß unser Aschenbrödel Kunst im Handwerk ein paarmal zu Ball geladen und dann zur Arbeit in die Küche zurück geschickt wurde. Hoffen wir, daß bald, und zwar in München von allen Städten des Reiches, der Märchenprinz erscheinen wird, der ihm den goldenen Ehrenschuh anzieht, den die hochgemuthen Schwestern der Malerei und Bildhauerei so lange mit Unrecht für sich allein in Anspruch genommen haben.

Wilhelm Rolfs.

Falke's „Neue Fahrt“[1]) und „Mit dem Leben“.[2])

Von A. K. T. Tielo.

Friedrich Theodor Vischers „Reisebekanntschaft“, „Auch Einer“ (Stuttgart u. Leipzig 1879, II, 362) läßt sich in seinen Tagebuchaufzeichnungen einmal sehr bemerkenswerth über das Verhältniß von alltäglicher Lebensprosa und selbstherrlichem Kunststil aus:

„. . . Diesem ebenso anmaßenden wie glatten Philistervolk liebt nun die Poesie, die Kunst von Zeit zu Zeit recht grundsatzmäßig das Phantastische an den Kopf zu schleudern, damit es merke: die poetische Welt ist nicht die gemeine. Dies ist begreiflich, doch soll der Künstler und Dichter es nicht zum Prinzip erheben, wie unsre Romantiker es thaten. Das Ideale stellt die gemeine Ansicht von Welt und Leben auch dann auf den Kopf, wenn es die Dinge ganz naturgemäß geschehen läßt. Echtes Kunstwerk hat mitten im Klaren doch immer Traumcharakter, ist von „Geisterhauch umwittert“. Goethe's Gedichte hören sich wie ein leises Schlafreden, nur um ein weniges, ganz weniges deutlicher. Man kann ihren Inhalt nicht greifen, nicht an den Fingern abzählen.“

Diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen haben heute von ihrer Wahrheit nichts eingebüßt.

Die moderne Lyrik hat es sich in dem letzten Jahrzehnt — wie die neue Kunst überhaupt — unter dem Einflusse der französischen Symbolisten oft genug angelegen sein lassen, der Phantasie die weitreichendsten Zugeständnisse zu machen. Die Phantasie durfte sich wie in

1) Gedichte. Berlin 1897, Schuster u. Loeffler.
2) Neue Gedichte. Hamburg 1899. Alfred Janssen.

den Tagen der romantischen Schule wieder souverän ein leuchtendes Märchenreich gründen. Verhätschelt, geberdete sie sich bald wie ein launisches Schoßkind. Sehr rasch tollte sie in den ausgelassensten Sprüngen, sie irrte in die Geheimnisse der verschlungensten Wege, sie quälte sich mit den raffinirtesten Sensationen, sie wirbelte Farben, Töne, Düfte beliebig durcheinander und mußte sich schließlich, von ihren Capricen und Kapriolen selbst ermüdet, an einschläferndem Klingklang Genüge zu thun. Die Münchener illustrirte Familienzeitschrift „Jugend“ wirft in Wort und Bild von dem wechselvollen Wesen dieser literarischen Mode deutliche Reflexe. Unter den Wenigen, welche die Zeitströmung nicht mitmachen, lediglich, weil es sich mit ihr gut schwimmen läßt, die vielmehr, von der eigenen, gebieterischen Schöpferkraft gedrängt, in dem gleichen Fahrwasser steuern, zieht Gustav Falke mit der zufriedenen Sicherheit eines Führers. Auch in seiner Poesie finden sich Unklarheiten und Nebelflecke; doch hat sie niemals etwa in berauschenden Farbensymphonien geschwelgt, und sie geht auch nicht in Visionen auf: vorwiegend spricht aus ihr jener Traumcharakter, den Vischer allen echten Kunstwerken zuschreibt. Der dominirende Symbolismus vermochte diesen reichbegabten Autor nicht auf den Kopf zu stellen. Auch seine beiden letzten poetischen Werke, „Neue Fahrt“ und namentlich „Mit dem Leben“ legen davon Zeugniß ab.

Im folgenden werde ich zunächst — hauptsächlich unter literar-historischen Gesichtspunkten — die mannichfaltigere „Neue Fahrt“ analysiren.

* * *

Falke zählt zu der kleinen Schaar zeitgenössischer Dichter, bei denen man immer das wohlthuende Gefühl hat, es offenbare sich uns ein zielbewußter Künstler. Ich denke hier noch vornehmlich an zwei ältere Poeten, an Paul Heyse und Conrad Ferdinand Meyer. Kein Wunder, daß der Erstere unsern Lyriker allen anderen modernen Lyrikern vorzieht. Heyse und Falke berühren sich denn letzten Endes auch in einem Punkt: sie schreiten unter der Fahne des großen Wolfgang einher. Goethe ist ihr Herr und Meister. Das Maßvolle und Abgeklärte, reiche Anmuth und gefühlvolle Klarheit zeichnet auch ihre Lieder aus. Beide werden in ihrer Produktion von siegesgewissem Selbstbewußtsein geleitet.

Natürlich ist der Goethische Zug nur in wenigen Gedichten Falke's überzeugend zu konstatiren. Man betrachte einmal die ersten drei Strophen des Liedes „Auf Flügeln“ S. 13:

Herz, erträgst du diese Freude,
Trägst du soviel Seligkeit?
Himmel, Erde: Eine Sonne
Und Ein Blühen weit und breit.

Wo die überglühten Wipfel
Baden hoch im Morgenhauch,
Wo die weißen Mauern winken,
Wohnt der schöne Frühling auch.

Jeder Schlag der raschen Pulse
Ruft das holde Ziel heran,
Und die Ferne wird zur Nähe,
Und die Liebe hat's gethan.

Manche Zeile des „Liebenden“ S. 15 klingt in ähnlicher Tonart. Wie Goethe zeigt sich Falke von der holden Schönheit der Erde ergriffen und hell guckt ihm der Frohsinn aus den Augen. Das Haupt mit Rosen bekränzt, Wein auf dem Tische, Flötenspiel in der Luft, rundum ein schwebender Reigen — so gefällt er sich in seinen sonnigsten Träumen. Die Schönheitsfreude des Griechenthums hat ihn wie Goethe durchdrungen: gern beschwört er Hellas' Musen und Grazien, aus grünem Laube glänzen hochragende Tempel, und im Dunkel dröhnend lacht Gott Pan. ... Also hat er sich eine ideale Insel S. 138 f. erträumt. Wie der Altmeister hat Falke mancherlei „gesellige Lieder“ gedichtet: „Zwanzig Mark“ S. 41, „Es reicht nicht“ S. 43, „Narrenlied“ S. 48. Doch sind diese weit von Goethe'schem Behagen entfernt. In dieses „Ergo bibamus“ mischt sich störend die Noth des geschäftlichen Tages. Es weht in ihnen der Hauch unsrer nüchternen Zeit, welche die Reime Pumpen und Lumpen in- und auswendig versteht. — Wie Goethe gethan, könnte Falke aus seinen Gedichten mühelos einen Cyklus „Kunst“ zusammenstellen. Von jeher war der Dichter ein beliebtes Objekt seiner Dichtung; kein anderer Moderner thut in diesem Punkte mit. Die „Neue Fahrt“ hat diese Lyriker-Lyrik eingeschränkt. Aber nur in einem Poem dieser Art lebt etwas von Goethe'scher Herrlichkeit; aus den anderen hört man ein trauerndes und empörtes Herz klopfen.

Neben der Goethe'schen Melodie tönt in der „Neuen Fahrt“ etwas von Eichendorff'scher Weise. „Trennung“ S. 16, „Heimweh“ S. 17 und „Nach Jahren“ S. 32 athmen die sanfte Schwermuth des schlesischen Romantikers. Sacht rauschende Wälder in leise flüsternder Nacht, Nachteinsamkeit und verworrene Träume, ein Glockengehen, Heimathssehnsucht — das paßt Wort für Wort in den Kreis Eichendorff'scher Nachtpoesie hinein. Im übrigen hat Falke mit Eichendorff nichts gemeinsam.

Sieht man Falke's Gedichte der Freude und der Sehnsucht hier und da von Lyrikern einer vergangenen Epoche beeinflußt, so haben seine Gedichte voll kräftiger und erhabener Empfindungen von Zeitgenossen manche Direktiven erholten. Detlev v. Liliencron, Richard Dehmel und nicht am wenigsten der bereits genannte C. F. Meyer sind seine Wahlverwandten.

Seinem Freund Liliencron eignete er sein erstes Buch Lyrik „Mynheer der Tod und andere Gedichte“ (Dresden und Leipzig 1892) zu; dieses zeigt ihn, wie Alfred Biese[3]) und andere Kritiker betont haben, abhängig von dem gefeierten Verfasser der „Adjutantenritte“ (1. Aufl., Leipzig 1882; 2. Aufl., Berlin 1896). Liliencron gibt sich nur allenthalben ungebundener und urwüchsiger, derber und herber, frischer und frecher in seinen Gefühlsäußerungen. In diesem seinem vierten Versbuch hat Falke ein einzelnes Kriegsbild von gewaltiger, intensiver Darstellungspracht und hohem symbolischen Ausklang seinem Freund gewidmet: „Der Herr der Welt“ (S. 62). Die ganze Sammlung aber ist dem Autor von „Weib und Welt“ zu eigen gegeben. Dehmel hat Liliencron, wie es scheint, in der Achtung der radikalen Modernen herabgedrückt: ein paar junge Dichter haben in Dehmel'scher Manier begonnen, nach Dunkelheiten und Verworrenheiten zu haschen. Auch in Falke's reine Sinnlichkeit haben ein paar trübe Stimmungen Eingang gefunden, die jedoch hier wie vorher in „Tanz und Andacht“ (München 1893) und in den „Neuen Gedichten. Zwischen zwei Mächten“ (Stuttgart 1894)[4]) nur ausnahmsweise hervorbrechen. Schon „Skal“ (S. 52) ist in Dehmel'schem Geist gehalten: der Dichter lodet seine Sünden zu lustigem Gelage ein. Der „Winter“ (S. 110) mit seinem „wilden, wirren Liede“ (S. 110) schlägt in eine verwandte Richtung. Noch mehr aber sind „Liebe“ (S. 126) und „Schutzheilige“ (S. 130) von den finsteren, fiebernden Schauern des von Falke hochverehrten Buches „Aber die Liebe“ durchronnen. „Schwarze Schwüle“ herrscht, der Dichter liegt „in dumpfen Süchten“ oder von „wilden, fremden Süchten“ befangen und ihm winken „Früchte roth wie Blut und Brand“. Besonders der Abschluß des ersten Gedichtes schweift indessen ganz auf eigenes Gebiet hinüber:

Sieh', heiter sind
Die ewigen Lampen unserer Liebe.

An Dehmel erhielt Falke überhaupt einen Anreger zu dunkeln und mystischen Stimmungen. Düster und

[3]) Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin 1896. S. 259.

[4]) Ich verweise, um nicht an diesem Ort bekannte Sätze wiederholen zu müssen, auf meine Besprechung, welche in Nr. 192 der Beilage, Jahrg. 1896, über dieses Buch veröffentlicht worden ist. Vergl. ebendaselbst meinen Aufsatz über Dehmels „Aber die Liebe“ und „Weib und Welt“, Jahrgang 1897, Nr. 155.

rätselhaft wie in der Sammlung „Zwischen zwei Nächten", „Die weiße Nacht" und „Unheimliche Stunde" nehmen sich hier die „Böse Nacht" S. 74 und „Was war es?" S. 84 aus. Irgend etwas ungeahnt Grauenhaftes verschattet den lichten Ausblick, als ginge der Tod um. Doch hat sich Falke mit Dehmel'schem Wahnsinnsspuk[5]) noch nicht zu befreunden vermocht. Im allgemeinen hat Dehmel vor allem im Verein mit Liliencron unsern Poeten zu realistischerer Beobachtung und Darstellung hingezogen. Die gemeine Alltäglichkeit spiegelt sich bisweilen — nicht mehr so allseitig wie in dem „Mynheer" — mit auffallender Stärke in der „Neuen Fahrt" wieder. „Einsame Kathe" S. 65 ist fast in naturalistischer Darstellungsweise ausgeführt worden. Nur Einen Strich hebe ich aus dieser Skizze heraus. Ein altes Mütterchen blinzt blöde in die Nebelwelt und streicht sich die gelbgraue Strähne aus der Stirne.

Nr. 6. Sie schnäuzt sich, fährt mit der flachen Hand
Ueber das welke Runzelgesicht,
Hustet und spuckt in den nassen Sand.
Der Nebel ist gar zu schwer und dicht.

Andere Strophen und andere Gedichte sind noch reicher mit Vulgarismen und Provinzialismen ausgestattet. Wie mich dünkt, mit vollem Recht. Ist doch einst kein Geringerer als Herder für mundartliche Eigenthümlichkeiten eingetreten (Literaturfragmente 1767).

C. F. Meyer[6]) hat auf Falke, wie überhaupt auf die junge Generation, im allgemeinen eingewirkt. Die symbolische Weltbetrachtung, der plastische Stil und die kühne Gedrungenheit und Prägnanz des Ausdrucks, all das, was der Hamburger in seinen Gedichten zu vereinigen sucht, hat bereits der Züricher angestrebt. Meyer bewegt sich bisweilen schwerfällig und gezwungen, Falke geht dagegen, wenn er will, wie in graziösem Tanzschritt; jener fährt oft schroff und wuchtig drauf los, bei diesem wird der starre Ernst durch melodische Klangfülle geschmeidigt. Jener verfügt über einen weiten Horizont, dieser bescheidet sich auf engere Bezirke. Namentlich fehlt unserm Dichter fast völlig der Blick für die Größe historischer Persönlichkeiten, den Meyer manchmal in genialer Weise bethätigt hat. Falke hat nicht wie der Aeltere „Männer" verkörpert; für die Ballade hat er wenig übrig. Er erzählt meist typische Geschichten aus dem Menschenleben: S. 22 „Lebensläufe", S. 60 „Der thörichte Jäger", oder er entwirft allenfalls Scenen und Stimmungsbilder aus der geschichtlichen Vergangenheit: S. 71 „Klösterverkehr", S. 77 „Der Erbe". „Zu spät" S. 81 und der früher aufgeführte „Herr der Welt" gemahnen in manchen Linien von fern an die Meyer'sche Gestaltungsweise. Falke erfüllt die alte Schale einer Sage mit einem neuen, edleren Kern: „Gral" S. 112, „Das Thal der Flammen" S. 136; Raum und Zeit sind da gleichsam aufgehoben. Am liebsten läßt der Dichter seiner Erfindungsgabe freien Lauf. Ihn interessirt am Menschengeschick hauptsächlich das Große, Reinmenschliche, Ewige.

Vielfach begnügt sich Falke mit kleineren Gegenständen. Er gibt, was ihm der Tag beschert. Das Geringe erweitert sich ihm zur Welt. Ein zersprungenes Trinkglas, ein einsamer Baum, Muscheln am Strande, ein Mondstrahl im abendlichen Garten, ein Harfenklang im Wind, eine verlöschende Kerze — das reicht aus, um in guter Stunde sein poetisches Sinnen wachzurufen. Besonders regen ihn rothe Blumen an, Rosen, Tulpen, Stranddisteln, Verbenen, über die ein paar weiße Schmetterlinge hinflattern. Doch liebt er auch die blassen Lilien. Selbstverständlich bietet ein Künstler wie Falke mehr als die verpönte, süßliche Blumen-Poesie. Die ganze Natur rings um ihn tritt ihm als Seele und athmendes Leben entgegen. Alles weiß er persönlich zu fassen. Neben dem beklommenen „Frühlingslied des Sklaven", S. 26, erfreut der schwüle Hauch des „Sommers", S. 91, ein Gedicht, das zu Gottfried Kellers vielgerühmter „Winternacht" ein wundervolles Gegenstück bildet. Stellt man Falke's zartes „Birkenbäumchen", S. 90, Otto Julius Bierbaums rosig gemalter „Birke"[7]) gegenüber, so trägt ohne Zweifel der Erstere mit seiner seelenvolleren Helle den Sieg davon. Von unvergleichlicher Schönheit aber sind, das ließ bereits jene goethisch anmuthende Probe erkennen, Falke's Morgenlieder durchglüht. Darin singt und klingt es. Lauter Jauchzen und Glück. Aber auch friedsame Beschaulichkeit und weihevolle Andacht liegt in ihnen ausgegossen. Sie sind Falke's Spezialität.

Neben den Naturpoesien treten Falke's Liebeslieder beinahe so stark wie bei Meyer in den Hintergrund. Auch diese Gedichte sind der bewegten Seele entflossen. Aber sie bedeuten fast immer Rückblick, Erinnerung, stille Betrachtung, ehrfürchtige Schau. Hier besonders hat man bei Falke den Schwung und die Gluth tiefgründiger Leidenschaft vermißt. Was ihm an stürmischem Feuer abgeht, sucht er bisweilen durch reizende Schalkhaftigkeit zu ersetzen. Seine „Warnung" S. 39 muß als eine Perle humoristischer Erotik gelten.

Ueberhaupt ist Falke's Art mehr die eines stillen Beobachters; freilich eine solche, die auch ein rascheres Tempo anschlägt. „Tanz und Andacht" geht durch alle seine Bücher. Seinen klaren Morgenliedern stehen dunkle Sterbe- und Todesscenen gegenüber: „Der Todte" S. 67, „Todtenamt" S. 128 u. s. w. Aber auch in der Trauer bleibt er der Heitere: „Daß der Tod uns heiter finde" S. 96. In den neuen Gedichten tritt die Personifikation des Todes — „Der Reiter" S. 108 —, welche auch bei Liliencron, seltener bei Meyer, im Schwunge ist, fast völlig in den Schatten. Lieber stellt jetzt Falke Sterbende und Todte selbst dar.

Mit der Welt der Verscheidenden und Abgeschiedenen verbindet ihn in noch weit höherem Maße als Meyer die Welt des Traumes und des Wunders. In Träumen thut sich ihm ein fernes, fremdes, leuchtendes Land auf. Bei der Betrachtung des weißen, besonnten „Tulpenbaumes" S. 100 fragt er sich schließlich, wo er ihn wohl schon früher einmal erblickt haben konnte:

War es ein andrer Stern? Und sind in diese Welt
Wir Beide wie ein Bild in einen Traum gestellt?

Falke selbst hat bekannt, welch ein mächtiger Antheil an seinem poetischen Schaffen seinen Nachtgesichten zukommt.[8]) In seinen Gedichten hat er manchmal nur Traumbilder kopirt, in den Linien und Farben hier und da ergänzt und bereichert: „Versteckt". Ihn entzückt schon die reine Anschauung, und oft, S. 18, streift die Anschaulichkeit seiner Gemälde die visionäre Klarheit: „Der Flötenspieler", S. 98. Am Schlusse dieses Gedichts steht ein prächtiger, eigenartiger Vergleich: dem blassen Künstler fällt sein liebliches Spiel von den Lippen wie ein Lächeln! Noch mächtiger wirkt das Bild „Zwei", S. 131; sein seltsamer, nachtumhüllter Glanz läßt sich in Prosa nicht wiedergeben. Es berückt wie eine fremdartige, schwerduftende Blüthe. Ebenso dämonisch geistert die „Erscheinung", S. 129, „wie die Sterne still" heran und verblaßt im Dunkel wieder. Ein andermal aber plaudert Falke „närrische Träume", S. 86, aus, in denen dem guten Mond sehr übel mitgespielt wird. Es wird mit ihm gekegelt, daß ein Wald, eine alte Scheune und zwei Kirchen sammt ihren Küstern umstürzen, und zuguterletzt dünkt sich der Dichter selbst der Mond, der in die See hinabgerollt ist, und er denkt, während die Schiffe über ihn hinfahren:

Wenn jetzt wer über Bord sich biegt
Und sieht, wer hier liegt
Zwischen Schollen und Flundern,
Wie wird der sich wundern!

An dieser Stelle wird es klar, warum Falke so gern dem Mysteriösen, dem Bizarren und Ungewöhnlichen nach-

5) Abgesehen von dem „Wahnsinn" in „Tanz und Andacht" S. 100.

6) Gedichte. 6. Aufl. Leipzig 1894.

7) „Nemt, Frouwe, disen kranz." 1894. S. 78.

8) „Mein liebes Ich" von G. Falke: „Die Gesellschaft". Leipzig 1893. IX. 250.

geht. Ihm dient eine Phantasie, die in alle Himmel hineingreift. Das Diesseits und das Jenseits, Gottvater und seine himmlischen Heerschaaren, Satan und Tod faßt sie in ihre Arme. Falke selbst hat den Flug der Phantasie in ihrem strahlenden Excelsior geschildert (S. 83).[9] Und der Weltenschöpfer selbst sendet, wie er in einem Gedicht Hans Sachs'schen Stils veranschaulicht (S. 54), den Dichter aus, und vergebens schreit dem Hans Wagemuth der kritische Besserwisser Verstand seine gewichtige Meinung nach. Falke aber ist gewiß solch ein Poet von Gottes Gnaden. Ihm erleuchtet, mit Goethe zu reden, „liebevolle Schöpferkraft" die Seele und wird „wieder bildend in den Fingerspitzen". Eine urkräftige Sinnlichkeit steht ihm zu Gebote. Man fühlt, wie ihm das rothe Blut durch die Adern drängt. Wie kämen sonst seine Gedichte zu ihrer prangenden Böcklin'schen Farbenpracht? Diese Erkenntniß erklärt auch, wie sich vor seinen Augen aus einer Rose ein ganzes, großes „Wunder" (S. 94), ein ganzer Frühling entfalten kann. Am besten aber lehrt der „Vormarsch" (S. 34), wie Falke, durch sein außerordentliches phantasiemäßiges Denken befähigt, sich aus einer puren Nichtigkeit ein Paradies hervorzuzaubern vermag. Eines Morgens, so erzählt er behaglich, sitzt er am Schreibtisch „stumpf und seelenlos"; die Arbeit will ihm nicht schmecken. Da zieht an seinem Fenster auf einem schwarztintigen Riesengaul ein latschiger Bauernlümmel vorüber, hinter ihm her jubiliren zwei Knirpse, von denen ein jeder überm Rücken prahlerisch einen grünen Zweig trägt. Das scheint unserm Dichtersmann „ein Bild zum Malen schier", und schließlich

Kommt alles doch darauf an in der Welt,
Wie man sich zu den Dingen stellt,
Ist alles nicht mehr werth zuletzt,
Als wie du's in deine Rechnung setzt.

So verwandelt sich der lange Schlingel bei rechtem Beschauen vor ihm in einen Imperator, der geradeswegs aus der Schlacht kommt. Und hinter ihm her wimmelt ein ganzes Heer mit schmetternden Siegesgesängen:

Jeder, der letzte der Soldaten,
Rühmt sich welthistorischer Thaten,
Trägt im Tornister, da hält er sich trocken,
Zwischen den Reservesocken
Den Marschallsstab. Lauter Bataillons
Von künftigen Napoleons.

Die Armee wogt vorüber, und nun kehrt die Ernüchterung bei dem wackeren Beobachter ein.

Beim Hannibal, das war ein Zug!
Wenn ich nur wüßt', welche Schlacht er schlug,
Ob's morgen im Abendblatt zu lesen,
Und wer der große Lümmel gewesen,
Der auf dem Plumphengst dengelte
Und mit den Thronstiefeln schwengelte.
Die Buben mit den grünen Zweigen
Werd' ich der Polizei anzeigen,
Die kenn' ich . . . .

Aber er will doch den Rangen lieber verzeihen, weil sie ihm seine Faulheit weggesungen haben,

Wär' sonst im Gähnen stecken geblieben,
Nun hab' ich doch etwas Papier beschrieben,
Bezeugen kann Jeder, will er es lesen,
Der Mann ist erstaunlich fleißig gewesen.
Seid's auch! Die Welt könnt nicht besteh'n,
Wollten wir sitzen und Daumen dreh'n.

Ein Paradestück phantasievoller Fabulirkunst, humoristischer Lebensweisheit und launiger Moral.

Ein äußerer Zusammenhang zwischen der „Neuen Fahrt" und „Mit dem Leben" wird durch das reizvolle, oben citirte Gedicht „Auf Flügeln" herbeigeführt. Dieses hat Falke aus der vorigen Sammlung in die neue hinübergenommen (S. 75). Wenn er in der „Neuen Fahrt" neben Figuren und Empfindungen von streng künstlerischem Maß und sanfter Kühle solche von volksthümlicher Ungezwungenheit und freundlicher Gefälligkeit emportauchen läßt, so gestaltet er hier im ganzen anspruchsloser. Nicht als Phantasiekünstler, sondern vor allem als Lebenskünstler will er nehmen und spenden. Dem Dehmel'schen Tiefsinn und „trübem" Taumel hat er jetzt offenbar den Laufpaß gegeben. Er nähert sich den ehemals verdammten „Alten"; Uhland und sein Frühlingslied hat er mit einem blühenden Feier-Carmen bedacht (S. 48). Er ist einheitlicher, aber auch in gewissem Sinne einförmiger geworden. Zum Widerspruch fordert er nur noch den geborenen Widerspruchsgeist heraus. Er überrascht fast nirgends. Auf Variationen beliebter Themata läßt er sich ein: er wiederholt sich wie freilich auch schon in seinen früheren Büchern. Längst hat er seine Bahnen gefunden und in ihnen wandelt er mit der alten Grazie, wobei er eben unmerklich der großen Heeresstraße zulenkt. Mit festem Schritte wandelt er, wie Einer, der sicher weiß, daß seiner Saat eine goldene Ernte lohnen werde. Er gesteht es auch in der poetischen Einleitung („Mit dem Leben" betitelt, wie das Ganze) selbst ein:

Jeder Tag brachte Gewinn.
. . . .
Ich brauchte kaum die Hand zu heben,
Fiel eine volle Frucht hinein;
Ich brauchte nur lebenswillig sein.

Es ist reife, nahezu überreife Kunst, über die er nunmehr gebietet.

Vorwiegend hält sich der Dichter gegenwärtig in liederartiger Einfachheit auf. Da ist er auch am erfolgreichsten. Bei komplizirten Stoffen von langsamer Reflexion hat er sich hier und da die straffenden Fäden entgleiten lassen; die Komposition gibt sich Blößen. Das lose Detail wuchert über: die Hauptsachen gehen in der Fülle trefflicher Einzelheiten unter, das Interesse zersplittert: „Die Bodenkammer" S. 24, „Das Trio" S. 27. Unter den wenigen Gedichten von dramatisch-epischer Gangart stechen am meisten hervor: „Der letzte Trunk" S. 15, eine sprunghaft einherstürmende, knapp konzentrirte und scharf pointirte Ballade von allgemeinem, außerzeitlichem Kolorit und die homerisch ruhige Darstellung „Jesus im Olymp" S. 83, ein Text zu dem bekannten Gemälde von Max Klinger.

Gewöhnlich glänzt Falke neuerdings mehr durch einzelne Finessen als durch kühnen Wurf. Humor und Phantasie, seine treuen Begleiter, die seiner Dichtung vor allem ein eigenthümliches Gepräge verleihen, rühren sich behutsamer. Beispielsweise ist „Das mitleidige Mädel" S. 7 kaum mit seinen früheren, lieblich neckischen Gestalten zu vergleichen, und „Der Liebesthurm" S. 13 und „Sturm" S. 64 können mit den üppigen oder grandiosen „Phantasiestücken" in „Tanz und Andacht" ebensowenig konkurriren. Daß auch sie mit edlen Reizen geschmückt sind, versteht sich bei Falke von selbst.

Zweierlei gibt der neuen Sammlung ein unterscheidendes Merkmal: des Dichters enger Anschluß an das persönlichste Erlebniß und der helldunkle Grundton sehnender Schwermuth, der diese Blätter durchdrungen hat.

Falke richtet sein Auge so viel als möglich auf das Nahe und Nächste. Ein paar Scenen aus dem Trödel und Trubel des Alltagslebens können sich mit jenen in der „Neuen Fahrt" nicht messen; doch wird „Die tapfere Kehle", S. 22, mit ihrem ungeheuren, mannhaften Durst feuchtfröhlichen Schoppenstechern gewiß riesig imponiren. Wie früher hat sich der Dichter liebevoll in die Natur versenkt; er hat Frühling und Sommer, Dämmerung und Nacht charakteristisch festgehalten. Aber er vergegenwärtigt jetzt nicht bloß die deutsche Landschaft schlechthin, sondern auch wie in seinem ersten Buch speziell den Heimathboden. Die Nordsee und Holsteins Küste entrollen ihre eigenthümlichen Linien: Wildgänse rudern in dem blanken Meer, über den Flugsand der Dünen, wo die Distel dem Winde trotzt und versandete Klipper ragen,

[9] Wie schon in „Tanz und Andacht": „Phantasie", S. 86.

läuft der Tütvogel. Ganz auf der Höhe steht Falke in dem äußerst klangvollen „Lied“ S. 58. Am Strand singt das Fischerkind einen Sang, den schon die Mütter und die Väter, „die draußen ins Grab gegangen“, angestimmt haben. Die letzten Strophen lauten:

Das klingt wie Sturm, wie der Wildgänse Schrei'n,
Ein Wickingerhorn dröhnt hell darein,
Schwertschlag, Schildklang und der Wellen
Brausen, die stürzend am Strand zerschellen.

Halt' dich still, Lauscher im Grund!
Die Freiheit singt aus Kindermund
Ihr Lied, darunter die wundervollen
Ewigen Meeresaccorde rollen.

Erinnerungen an das entschwundene Kinderglück und andere unwiderbringliche Freuden, das Gefühl der Vergänglichkeit, die erneute Beschäftigung mit Tod und Sterben lassen bei Falke stärker als ehedem den Zug der Selbstbescheidung zutage treten. So bringt ein Cyklus erotischer Poesie, „Eine Liebe“, S. 69 f., der einzige rein lyrische Cyklus in seiner gesammten dichterischen Produktion — die Empfindung heißer und herzvoller Entsagung rührend und ergreifend zum Ausdruck. Es zeugen diese manchmal ganz unmittelbar wie Improvisationen wirkenden Gedichte von schweren Kämpfen und harten Versuchungen. Sein ehrlicher, männlich kerniger Charakter siegt: „Es darf nicht sein! Ich hab' ein liebes Weib Und liebe Kinder.“ Sein brennendes Begehren zu dem jüngeren Mädchen dämpft sich zu warmer Lauterkeit. In keuscher Abklärung sinnt er schließlich nur noch auf das Wohlergehen der Geliebten. Er möchte sie hegen und hüten wie ein Bruder die Schwester. Für sie sendet er in hymnischer Ekstase das „Gebet“ (S. 111) zum Himmel empor. Er fühlt sich fromm, wenn ihr seine Gedanken voll reiner Güte zueilen. „Fromm“ (S. 110) mag Falke's Gemüthstiefe an dieser Stelle kurz aufhellen; außerdem möchte ich „Weiße Narcissen“ (S. 97) und namentlich „Seliger Eingang“ (S. 95) als köstliche Juwelen bezeichnen. Also:

Der Mond scheint auf mein Lager,
Ich schlafe nicht,
Meine gefalteten Hände ruhen
In seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
Von Gott zurück,
Und mein Herz hat nur einen Gedanken:
Dich und Dein Glück.

Allenthalben weist sich Falke, wie schon in seinem ersten Buche, als ein Meister der Form aus. Alliteration und Assonanz, onomatopoetische Laute verwendet er reichlich, um seine Verse volltönig zu gestalten. In der „Neuen Fahrt“ hat er sich auch den Refrain hier und da zunutze gemacht. Besonders feinfühlig weiß er den Rhythmus abzustimmen. Doch drängen sich in der „Neuen Fahrt“ mancherlei rhythmische Härten vor, wie hier übrigens auch gewisse Wendungen und Ausdrücke, ebenso einzelne bedeutungslose Reime Bedenken erregen können. Das Metrum, die Anordnung und Anzahl der Versfüße handhabt Falke mit der höchsten Freizügigkeit. Man prüfe nur einmal in dieser Hinsicht einerseits den „rechten Ort“, S. 28, und andrerseits den „Gott der zärtlichen Herzen“, S. 108. Scheinbaren Dissonanzen dankt dieser Poet ganz außerordentliche Effekte. Ihm gelingen leicht beschwingte, volksthümliche Strophen; doch läßt er seine Verse auch, wo es noth thut, imposant und feierlich hinrauschen. Die Sicilianen und Stanzen, welche er wie Liliencron in seinen älteren Büchern da und dort aufbot, hat er jetzt vollkommen gemieden; bloß noch in Einem Falle arbeitet er letzthin mit „freien Rhythmen“. Starrer Enge wie zerfließender Breite geht er aus dem Wege. Wozu äußerer Aufwand? Er darf seinem inneren Reichthum vertrauen.

* * *

Falke's literarische Physiognomie eignet etwas ungemein Anheimelndes, Sympathisches, Liebenswürdiges. Frei von überschäumender Leidenschaft, ist sein Blick doch den wolkenhohen Gipfeln, dem Großartigen im Dasein zugekehrt. Feiertagsgefühle und Gottgedanken umwehen seine Stirn. Sonnige, weltflüchtige Träume nehmen seine Sinne gefangen. Aber er schätzt auch den Bruder Leichtsinn, der beim gefüllten Becher mit der Faust auf den Tisch trumpft. Er verspottet die „Sorglichen“. Neben der Würde und Hoheit begegnet man bei ihm noch häufiger echter Kindlichkeit und Frohlaune, bescheidener Zartheit und weicher Sinnigkeit. Abseits von dem flammenden Saus und Braus des Weltstadtverkehrs, ein Stiller im Lande, tritt er für seine Ideale doch als ein streitbarer Kämpfer den biederen Krämerseelen gegenüber. Von der schlaffen Blasirtheit und feigen Sentimentalität der Dekadenten sprüht in ihm kein Funke, er selbst preist seines Herzens „unverdrossene Jugend“. Ein Mann der vertieften Freude, der Lebens- und Schönheitsfreude! Um seine Lippen fliegt manchmal das gewinnende Lächeln des Humors, und zuweilen zuckt es ironisch um seine Mundwinkel. ... Und so ist seine Lyrik: voll und fein, machtvoll und silberflüssig. Ein versöhnliches Spiel, das auf dem Großen und Göttlichen in der Flucht der Erscheinungen ruht.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Eine wichtige Entdeckung**, welche eine interessante kunstwissenschaftliche Streitfrage heraufbeschworen hat, ist in **Kassel** gemacht worden: An dem aus Kupfer getriebenen Herkules, im Volksmunde der „große Christoffel“ genannt, der weltbekannten Kolossalfigur, welche das Oktogon auf Wilhelmshöhe krönt, werden gegenwärtig umfassende Renovirungsarbeiten vorgenommen, zum erstenmale seit einem halben Jahrhundert. Von den Leuten des Zimmermeisters Kretschmar, welche jetzt dort oben herumkletterten und dem seit 200 Jahren einsam thronenden farnesischen Herkules gründlich den Kopf wuschen, wurde nun unter den Haaren im Kopfe des Standbildes eine 12 cm große runde Platte aufgefunden, auf welcher folgende Inschrift in lateinischen Lettern steht: „Carolus, Landgraf zu Hessen, hat dieses Bild machen lassen durch Johannes Jakob Antoni, Goldschmied, gebürtig aus Augspurg. Ist angefangen Anno 1714 und fertig worden Anno 1717 den 30. November.“ Der Fund dieser bisher unbekannten Platte ist deßhalb so bedeutsam, weil bisher als historisch beglaubigt angenommen wurde, daß der Schöpfer dieses weltbekannten Kunstwerkes ein gewisser, im Jahre 1692 auf dem Messinghofe bei Kassel geborener Kupferschmied Namens Otto Philipp Küper gewesen sei.

Warnung für Touristen nach Siebenbürgen. Zu Beginn der heurigen Reisezeit ist eine Schrift erschienen über das Siebenbürger Sachsenland, welche derartige Verkehrtheiten bringt und so von Irrthümern strotzt, daß es dringend nöthig erscheint, eine Warnungstafel aufzustellen, damit ja nicht Touristen aus dem Deutschen Reich eine allenfalls nach Siebenbürgen geplante Tour, gestützt auf diese Schrift, zu unternehmen versuchen. Dieselbe führt den Titel: „**Auf nach Siebenbürgen!**“ Wanderbüchlein durch das siebenbürgische Sachsenland, mit 28 Illustrationen und einer Karte. Berlin, Verlag von Thormann und Goetsch, 1900, 80 S. 8°, und will einen Theil des deutschen Touristenstromes auch in unsre schönen Berge leiten, eine gute Absicht, allein die Schrift ist keineswegs geeignet, diesem Zweck zu dienen. Nur das, was der Verfasser aus verschiedentlichen Touristenbüchern entlehnt, ist brauchbar, was er aber selbst von sich aus gibt, Winke für die Fahrt nach Siebenbürgen und Hervorhebung bestimmter Orte und Gegenden, ferner Beschreibung derselben, ist ganz unbrauchbar. Der Verfasser leistet sich ganz falsche Angaben, z. B. über Fahrpreise und Eisenbahnverbindungen, er bringt keine einzige Mittheilung über Hotels, Restaurationen und dergleichen, er läßt den Touristen völlig im unklaren über Zeiteintheilung zum Zwecke bestimmter Exkursionen, er scheidet nicht das Wichtige von dem minder Wichtigen, er empfiehlt

vielmehr den Besuch auch von ganz unbedeutenden Orten, so daß der Fremde aus dem Wanderbüchlein sich kaum wird Raths erholen können. Bietet so der Verfasser des Wanderbüchleins in demselben viel unrichtiges und unbrauchbares, so entwirft er andrerseits ein Bild von der Kultur im Siebenbürger Sachsenland, welches die Siebenbürger Sachsen selbst als nicht getroffen werden bezeichnen müssen. So wie der Verfasser das auszumalen sich bemüht, steht es in Wirklichkeit, wie wir aus Siebenbürgen erfahren, nicht, und insbesondere hätte der Verfasser des Wanderbüchleins, welches doch touristische Interessen fördern soll, den von ihm eingenommenen und konsequent durch das ganze Büchlein festgehaltenen evangelisch-theologischen Standpunkt, der hier durchaus nicht am Platze und nur Mißtrauen zu säen geeignet ist, vermeiden sollen. Eine derartige Engherzigkeit kann auf reichsdeutsche Touristen, weß Standes immer dieselben sein mögen, nur einen sehr ungünstigen Eindruck machen, und die Wirkung des Wanderbüchleins muß eine gegentheilige werden: dasselbe wird viele Reisende eher abschrecken, die weite Fahrt nach Siebenbürgen zu unternehmen, als sie dazu ermuthigen. Auf keinen Fall verschafft dasselbe dem Fremden die unumgänglich nöthige Information, ohne welche eine erfolgreiche Fahrt dorthin einfach unmöglich ist. Wer nach Siebenbürgen zu reisen beabsichtigt, thut am besten, wenn er nicht auch in Ungarn irgendwo Station machen will, in gerader Fahrt über Wien-Budapest oder Oderberg-Hatvan-Ujßaß nach Hermannstadt zu reisen, wo er jedweder Beihülfe und kundiger Anleitung gewärtig sein kann. Die Funktionäre der Sektion Hermannstadt des Siebenbürgischen Karpathenvereins (Großer Ring 11 und 12), sowie der Vorstand des Vereins Deutscher Reichsangehöriger (Großer Ring 10) sind stets bereit, Touristen hülfreich beizustehen. Dieser Schritt empfiehlt sich besonders auch deßwegen, weil von Hermannstadt aus, je nachdem der fremde Tourist über kürzere oder längere Zeit verfügt, alle möglichen Ausflüge durchs Land bequem unternommen werden können. Ueber die größeren Städte der Siebenbürger Deutschen, Hermannstadt und Kronstadt, findet man das Wichtigste im „Führer durch Hermannstadt und Umgebung“. Herausgegeben von der Sektion Hermannstadt des Siebenbürger Karpathenvereins. Hermannstadt 1896 (1 Krone) und W. Filtsch „Kronstadt und Umgebung“, indessen kann es dem Reisenden nur Nutzen bringen, den neuesten Baedeker mitzunehmen.

Hermannstadt. -n.

* Zur Vereinfachung des Elementarunterrichts hat eine Kommission der französischen Unterrichtsverwaltung eine Reihe Reformen der Syntax und Rechtschreibung ausgearbeitet. Es handelt sich um zahlreiche Spitzfindigkeiten, mit denen bloß die höher Gebildeten sich abzufinden vermögen, die jedoch im gewöhnlichen Gebrauch entweder nicht beachtet oder bestritten werden. Die Kommission und die Verwaltung denken sich die Reform so, daß bei den Uebungen und Prüfungen keine Fehler angerechnet werden sollen, wenn die Schüler sich nach den neuen, eigentlich nur geduldeten Regeln richten, die dann auf den höheren Unterrichtsstufen neben den bisherigen Regeln gelehrt werden sollen, so daß die Schüler die Wahl haben werden. Der Unterrichtsminister wird die Reformen demnächst durch einen Erlaß gutheißen.

* **Würzburg.** Der ordentliche Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität Geh. Justizrath Dr. Friedrich Schollmeyer ist in den Ruhestand getreten.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Ernst Jäger ist zum ordentlichen Professor des Zivilprozeßrechts und des bürgerlichen Rechts an der Universität Würzburg, sowie der außerordentliche Professor Dr. Heinrich Schneegans zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie ebendaselbst ernannt worden.

* **Berlin.** Dr. F. Förster, früher Redakteur der „Ethischen Kultur“, wird, nachdem er für den Sommer beurlaubt worden, als Privatdozent der Philosophie an der Universität Zürich im kommenden Wintersemester über die „Hauptprobleme der Ethik“ lesen. — Den 80. Geburtstag feierte vorigen Montag in Meran der Altmeister der Kinderheilkunde, Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Eduard Heinrich Henoch. Seine Vaterstadt ist Berlin; hier hat er auch namentlich unter Schönlein und seinem Onkel Romberg studirt. Von 1843 bis 1850 war er Assistent von Romberg in dessen Poliklinik. Seine akademische Laufbahn begann er vor 50 Jahren, 1858 wurde er außerordentlicher Professor. Nachdem er 1868 aus dem Lehrkörper ausgeschieden war und eine private Poliklinik für kranke Kinder geleitet hatte, wurde er 1872 von neuem Universitätslehrer und zugleich an der Charité Direktor der Klinik für Kinderkrankheiten. Henoch ist eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Kinderheilkunde, und seine Schriften gehören zum klassischen Bestande dieser Wissenschaft. Auch der kaiserlichen Familie hat er als Arzt der Prinzen gute Dienste geleistet. 1894 trat Henoch in den Ruhestand. — Eine der Technischen Hochschule und der Akademie der Künste gemeinsame große Stiftung wird in absehbarer Zeit in Wirksamkeit treten. Der Rentier Emil Wentzel hat sein ganzes beträchtliches Vermögen beiden Anstalten seiner Vaterstadt Berlin zu Stipendienzwecken hinterlassen; die Akademie erhält ein Drittel, die Technische Hochschule zwei Drittel des Gesammtvermögens. Das Stiftungsvermögen wird zur Zeit noch von beiden Anstalten in idealer Gemeinschaft besessen; die lebenslängliche Nutznießung verbleibt der Wittwe des Testators, Frau Luise Wentzel, geb. Back, in Baden-Baden. Aus der Stiftung sollen Studienstipendien auf höchstens vier und Reisestipendien in der Regel auf ein Jahr verliehen werden. Das Stipendium soll nur als eine Beihülfe zum Studium angesehen und daher nicht an durchaus Bedürftige als eine Art Armenunterstützung vergeben werden. Die Stiftung hat die Rechte juristischer Personen. Das vom Minister bis März 1903 berufene Kuratorium setzt sich folgendermaßen zusammen: Präsident Geh. Rath Ende, Vorsitzender, Professor Karl Becker, Professor Dr. v. Oettingen, Direktor Anton v. Werner und der jetzt zum Unterstaatssekretär ernannte Justitiar der Akademie, Hermann Weber.

* **Genf.** Zum ordentlichen Professor für Geometrie und Algebra an der hiesigen Universität ist, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, an Stelle des zurückgetretenen Professors G. Oltramare der Privatdozent Henri Fehr ernannt worden.

* **Agram.** Hier starb der Präsident der südslavischen Akademie der Wissenschaften, Joseph Torbar, im Alter von 77 Jahren.

* **Paris.** Am nächsten Dienstag wird in der Sorbonne der internationale Kongreß für den Gymnasialunterricht eröffnet, der auch zu den bedeutendsten des Jahres gehören wird. Er wird bis zum 6. August tagen, mehr als 300 Anmeldungen sind an das Sekretariat gelangt; unter den Angemeldeten befindet sich eine Anzahl der hervorragendsten Schulmänner und Universitätslehrer aus Frankreich und dem Auslande. Unter den Themaen, die zur Verhandlung kommen sollen, sind: Die soziale Rolle des Gymnasialunterrichts, Universitätsausdehnungsbestrebungen, Vorbereitung des Lehrerpersonals, internationale Schülerkorrespondenz u. s. w.

* **Greifswald.** Der diesjährige VII. Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen schließt sich der Zahl der auswärtigen Theilnehmer nach ebenbürtig den früheren an. Nach der am 21. d. M. ausgegebenen ersten Liste stellte sich die Zahl der auswärtigen Theilnehmer auf 197, und zwar 123 Herren und 74 Damen. Inzwischen ist die Zahl 200 bereits erheblich überschritten. Von jenen 197 Theilnehmern entfallen den Angaben der Liste nach 129 (86, bezw. 43) auf Reichsdeutsche, 68 (37, bezw. 31) auf Ausländer. Von Ersteren sind 96 Preußen (und zwar 8 aus Ostpreußen, 6 aus Westpreußen, 14 aus Brandenburg, 16 aus Pommern, 14 aus Schlesien, 5 aus Posen, 19 aus der Provinz Sachsen, 7 aus Schleswig-Holstein, 6 aus Hannover, 1 aus Westfalen) und 33 aus dem übrigen Deutschland (Bayern 6, Königreich Sachsen 7, Mecklenburg 1, Oldenburg 3, Braunschweig 2, Sachsen-Coburg-Gotha 3, Reuß j. L. 1). Von den Ausländern entfallen 11 auf Oesterreich-Ungarn (Böhmen 9, Steiermark 1, Ungarn 1), 27 auf Schweden, 10 auf Norwegen, 3 auf Dänemark, 11 auf Rußland (Finnland 6, Livland 2, Polen 2, St. Petersburg 1), 5 auf Großbritannien (England 2, Schottland 2, Irland 1), 1 auf Holland.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 1. August. Nummer 174.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Religiöse Bewegungen in England.

London, 29. Juni. Die kirchlichen Streitigkeiten fahren fort, die Engländer in Athem zu halten. In der anglikanischen Kirche tritt das sog. ritualistische Element wieder stark und unerschrocken in den Vordergrund. Wir hatten seinerzeit hier über die schwächlichen Versuche der beiden Erzbischöfe von Canterbury (Temple) und York (Maclagan) berichtet, welche sich gegen den Gebrauch von Weihrauch beim Gottesdienst und das Wiederauftreten von Prozessionen und dergleichen richteten. Daß die von ihnen vermahnten Geistlichen auf diese Rüge kein großes Gewicht legen würden, war schon deßhalb anzunehmen, als ihnen hinläuglich bekannt sein mußte, daß Dr. Temple einer ziemlich stark nach links gehenden latitudinarischen, Dr. Maclagan einer dem Ritualismus nicht unfreundlichen Richtung huldigten; Letzterer hat bekanntlich auch zu verschiedenenmalen mit dem deutschen Altkatholizismus sympathisirt. Die Ritualisten fahren also ruhig fort, spezifisch katholische, ja spezifisch ultramontane Praktiken in ihre offiziellen Kulthandlungen einzuschmuggeln. So konnte kürzlich die Church Association feststellen, daß der dem Erzbischof von Canterbury unterstellte Pfarrer Bryan in seiner Pfarrei Hensell Messen für die Abgestorbenen las, Prozessionen mit Lichtern, Weihrauch, Litaneien ganz wie die Katholiken hielt, ja auch Weihwasserbecken und Herz Jesu-Bilder hielt und in seiner Sonntagsschule nicht bloß das Ave Maria beten, sondern auch den römischen Katechismus mit Einschluß des nach 1870 eingeführten Artikels über die päpstliche Infallibilität auswendig lernen ließ. Ebenso wird hier das Frouleichnamsfest gefeiert und ein Meßbuch für die Kinder ausgegeben, in welchem ganz wie in den römischen Mariengebete mit Ablässen, Gebete für die Abgestorbenen u. s. f. recitirt werden. Daß die „protestantisch" gesinnten Elemente sich darüber entsetzen, ist begreiflich, und wer daran zweifelte, könnte es dem energischen Briefe entnehmen, welchen Hr. William Jace aus dem Christ Church College in Oxford unterm 18. Juni an die „Times" gerichtet hat und in welchem ausführlich ausgeführt wird, daß die Lehre von der realen Gegenwart Christi im Sakrament des Altars dem christlichen Alterthum und auch der englischen Kirche des 16. Jahrhunderts trotz der Berufung auf eine mißverstandene Stelle in dem „First Book of Homilies" von 1547 offiziell unbekannt gewesen sei. Liest man diese Erörterungen in der ersten Zeitung des Landes, so glaubt man sich wirklich in die Zeiten Heinrichs VIII. und Elisabeths zurückversetzt. Das Schreiben des Rev. Will. Jace sollte eine Warnung sein an die Adresse der English Church Union, welche am 21. Juni über diesen Gegenstand berathen sollte. Wie wenig diese Admonition genützt hat, geht aus dem Bericht hervor, welchen die „Times" am 22. Juni über den Verlauf dieser in der großen Halle von Church-House abgehaltenen Jahresversammlung veröffentlichen konnte. Der Führer der katholisirenden Bewegung, Lord Halifax, präsidirte ihr auch diesmal. Er nahm keinerlei Anstand, offen seinen Glauben an die reale Gegenwart auszusprechen, die Wiederherstellung des öffentlichen Kultus der hl. Jungfrau und die Wiedereinführung der Gebete für die Abgestorbenen, die öffentliche Aufstellung und Verehrung der Kruzifixbilder zu fordern. Bei dem nachts in demselben Raum gehaltenen Meeting erklärte Lord Halifax es als erste Pflicht der Gegenwart, das von der Oxforder Bewegung eingeleitete Werk fortzusetzen. Sir Walter Phillimore schloß sich diesen Worten mit der Erklärung an, die gemeinsame Gefahr für alle englischen Christen sei der Erastianismus oder vielmehr die offizielle Staatsreligion (a State-creater religion) worauf Mr. G. W. E. Russell das Recht der Kirche, ihre eigenen Glaubensformularien zu interpretiren, betonte. Auch seine Rede war ein Plaidoyer für das Selbstbestimmungsrecht der Kirche.

Das alles zeigt eine ziemlich tiefgehende Gährung und läßt keinen Zweifel daran, daß an dem Himmel der etablirten Kirche Englands mancherlei dunkles Gewölk aufgestiegen ist. Aber auch unter den englischen Katholiken gährt es fortwährend und die Vertreter der römischen Kirche können sich auch keines sehr heiteren Wetters erfreuen.

Wir haben seinerzeit auf die theologischen Diskussionen aufmerksam gemacht, welche seit Jahr und Tag die katholischen Engländer beschäftigen. Die geschäftige Thätigkeit der römischen Kongregationen hatte namentlich die Fragen über die Rechte des kirchlichen Lehramts und Recht und Pflicht des individuellen Gewissens ihrer Betrachtung aufgedrängt. Es ist seinerzeit auch gezeigt worden, wie ungünstig das Verhalten der römischen Instanzen in den gebildeten Kreisen der englischen Katholiken beurtheilt wurde. Aus dieser Stimmung gingen die beiden Publikationen hervor, welche, wie man zu sagen pflegt, dem Faß den Boden einschlugen. Der bekannte Biolog Saint-George Mivart (geb. 1827 zu London), einer der frühesten Anhänger der Oxforder Bewegung und einer der Ersten, welche aus den Reihen ihrer Anhänger zum Katholizismus übergetreten waren (er wurde schon 1844 Katholik), veröffentlichte in den zwei der angesehensten englischen Zeitschriften zu gleicher Zeit im Januar 1900 zwei Aufsätze, welche die Titel „Some Recent Catholic Apologists" („The Fortnightly Review", edited by Courtney, Jan. 1900, p. 24) und „The Continuity of Catholicism" („The Nineteenth Century", Jan. 1900, No. 275, p. 51, wiederholt in der New-Yorker Ausgabe derselben Revue) führen.

Schon früher hatte Mivart theologischen Fragen sich zugewandt, welche über den Kreis seiner eigentlichen Fachstudien hinauslagen und denen er sich vielfach mit der Unbefangenheit, aber auch mit einem Maße theologischer Gelehrsamkeit hingab, welche von Seiten der Fachtheologen doch nur als leichtes Geschütz bezeichnet werden konnte. Mit seinen biologischen Arbeiten (Genesis of Species 1871; Lessons from Nature und Contemporary Evolution 1876; Nature and Thought 1883; The Origin of Tho Human

Reason 1889; An Introduction to the Elements of Science 1894) hatte er sich den Evolutionisten zugesellt, ohne Darwins Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und deren Anwendung auf das menschliche Geschlecht anzunehmen. In diesem Sinn hatte er auch seit 1884 an der Löwener Universität gelehrt. Für die religiösen Probleme kommen namentlich sein „Origin of Human Reason" und „On Truth" (London 1889) in Betracht; in beiden sucht er die Grenzen des thierischen und menschlichen Intellekts festzustellen: „On Truth" ist seinerzeit allgemein als einer der geistvollsten und wissenschaftlich bestfundirten Beiträge zur Vertheidigung des Idealismus anerkannt worden. Früher auf gutem Fuß mit der römischen Kurie stehend, gerieth er in Kollision mit derselben, als er 1893 (Nineteenth Century, Dec.) in dem Aufsatz „Hapiness in Hell" sich gegen die Annahme fortgesetzter Qualen in der Hölle aussprach. Man setzte seine Schrift auf den Index, gab ihm aber keine Erklärung über das, was man an derselben Verwerfliches gefunden hatte. Jetzt, veranlaßt durch die schwebenden Kontroversen, insbesondere über die Frage, welche Folgerungen für das kirchliche Lehramt, bezw. die römischen Kongregationen aus der Verurtheilung Galilei's und des Kopernikanischen Weltsystems abgeleitet werden können, sah er sich zur Abfassung der beiden Januaraufsätze getrieben, welche so großes Aufsehen machten und welche sowohl diesseit als jenseit des Kanals mit soviel Eifer und — sit venia verbo — auch mit soviel Unverstand besprochen worden sind. In „The Continuity of Catholicism" geht er von der Thatsache aus, daß die Kontinuität der Lehre in der anglikanischen Kirche unterbrochen sei, um die Frage zu prüfen, wie es denn mit der Kontinuität von Lehre und Uebung in der römischen Kirche stehe. Er spricht von manchem Wechsel, den man in dieser Hinsicht will beobachtet haben, ohne sich persönlich zur Annahme der Richtigkeit all der hier vorgebrachten Behauptungen bekennen zu wollen (Ninet. Century p. 53: I am by no means to be supposed to myself adopt all the novel views to which I may call attention). Mivart gibt auch zu, daß er als Nichttheologe nicht kompetent sei, in allweg festzustellen, was de fide sei und daß seine Ausführungen rein nur persönliche Expektorationen seien. Sein Katalog der in der römischen Kirche angeblich vorgefallenen Wechsel der Ueberzeugungen begreift nun folgende Punkte: 1. Das Weltsystem; 2. den Satz Nulla salus extra Ecclesiam; 3. die Erlaubtheit des Zinsnehmens und die frühere kirchliche Gesetzgebung, welche vom Konzil von Vienne herab bis Benedikt XIV. das Zinsnehmen als Wucher verurtheilte; 4. den Uebergang von wilder Intoleranz zur Ertragung und selbst zur sympathischen Behandlung der Andersgläubigen; 5. das Hexenwesen. Während, behauptet er weiter (S. 58), die allgemeine Empfindung der Gläubigen sich auf allen diesen Punkten total verändert und dem Zeitgeist angepaßt habe, fuhren die Kongregationen fort, das Urtheil über wissenschaftliche Kontroversen Geistlichen zu überlassen, welche keinerlei dazu nothwendige Fachstudien betrieben haben und mehr oder weniger außerhalb der allgemeinen Bildung der heutigen Zeit stehen; woraus sich denn so auffallende Entscheidungen wie diejenigen betreffs Galilei's und jetzt betreffs der Evolutionslehre (gegen P. Leroy und P. Zahm) oder betreffs der biblischen Inspirationslehre ergäben. Es wird jenen Instanzen dann vorgeworfen, daß sie sich noch ganz in einem unreifen, dem jüdischen Wesen entlehnten Anthropomorphismus bewegten, wie denn unter der Herrschaft dieser jüdischen Vorstellungen auch jene Lehren sich herausgebildet hätten, welche nicht bloß aus dem Oberhaupt der Kirche, sondern aus Gott selbst einen orientalischen Despoten oder Cäsar machten, so daß die sittliche Unvollkommenheit nicht als ein Defekt, sondern als eine Beleidigung dieses übernatürlichen Papstkönigs aufgefaßt worden, der solche Unvollkommenheiten mit ewigen, unsäglichen Peinen zu züchtigen imstande ist. An diese Anklagen knüpft Mivart Bemerkungen über die Erbsünde (der biblische Bericht über den Sündenfall wird seiner Ansicht nach von allen gebildeten Menschen heute nur mehr als ein Mythus angesehen), Erlösung u. a., in welchen er erklärt, das Heidenthum der Griechen und Römer sei gegenüber gewissen krassen Auffassungen dieser Dogmen entschieden moralischer als das Christenthum (!) und seine Gottesverehrung halte den Vergleich aus mit manchen heute üblichen Praktiken. Dr. Mivart behauptet dann weiter, sehr viele Katholiken, welche gar nicht daran dächten, sich von ihrer Kirche zu trennen, hegten betreffs der Auferstehung Christi, wie betreffs seiner Empfängniß und Geburt durchaus rationalistische Ansichten und es habe sich in Hinsicht dieser Dinge vielfach schon die Meinung ebenso geändert, wie betreffs der seinerzeit von den Zeitgenossen der Apostel in nächster Frist erwarteten Wiederkunft des Herrn zum Gericht. Am Schlusse dieses Aufsatzes meint der Verfasser, eine gründliche Darlegung all dieser Evolutionen, welche sich im Schooße der Kirche zugetragen, zeige, daß es eine absolute Kontinuität auch hier nicht gebe, daß der Mangel einer solchen aber heute wie früher kein Grund sein könne, aus dieser Kirche zu scheiden. Man müsse sich nur mit dem Licht der Wissenschaft und Zivilisation zurechtsetzen — ein Geschäft, bei dem freilich dasjenige System das größte Hinderniß bilde, welches man den Kurialismus nenne, und das er als den einzig gefährlichen und tödlichen Feind des Katholizismus betrachte.

Womöglich noch stärker, und für das katholische Gefühl unerträglicher ist, was der Aufsatz „Some recent Catholic Apologists" brachte. Derselbe geht von den Auseinandersetzungen aus, welche der seinerzeit vielbesprochene, schwerlich mit Unrecht Hrn. W. Ward zugeschriebene Artikel „The Ethics of Religious Conformity" im Januarheft 1899 der „Quarterly Review", gegenüber den Ansichten Henry Sidgewicks (Radical Ethics 1898) und Sabatier gebracht hatte. Hier war an das Wort des jüdischen Rationalisten Bernez angeknüpft, der vor Jahren E. Renan gegenüber sein Festhalten an den rituellen Uebungen und Bräuchen des Mosaismus damit rechtfertigte, daß er sagte: „das Dogma ist eine Quelle der Veruneinigung, die Beobachtung alter Riten dagegen erhält uns den esprit de corps." Mivart geht ziemlich übel mit dem „Quarterly Reviewer" um, dem er eine „tortuous and involved position" zuschreibt, die auf jede rationelle Begründung verzichte; es ziehe sich derselbe, meint er, auf eine religiöse Formel zurück, die auch seinem Intellekt nichts sagen könne, uns aber an die Verehrung jenes alten Weibes für das heilige Wort „Mesopotamia" erinnert. Wie sich hier die Wege scheiden, lehrt die Exposition, welche Mr. Mivart diesem bitteren Ausfall folgen läßt („Fortn. Review" p. 29). Der anonyme Reviewer hatte den Glauben so definirt: „what that truth is our Intellect can never explicitly know in this world. Our assent to it is an act of firm adhesion to whatever truth God is conveying to us, an opening of our nature to what He imparts, but not an act of intellectual comprehension of that truth." Mivart nennt das, seinen Geist einem Abracadebra unterwerfen: mit der Annahme dieses Prinzips sei jede Absurdität angenommen. Ihm zufolge bestünde der Glaube in einer vollkommenen Uebereinstimmung zwischen einem intellektuellen Akt und dem objektiven Sachverhalt. Die Fides divina löst sich ihm also in einen Prozeß des Erkenntnißvermögens auf. Hatte sein Gegner von der Kirche als Depositärin alles religiösen Erkennens

gesprochen, so wirft er die Frage auf: was ist denn die Kirche? Er findet darauf die Antwort: eine Anzahl von Männern und Frauen, welche gewisse Attribute gemeinsam haben und in verschiedener Weise zu einander in Beziehung stehen (!): abgesehen davon ist das, sagte er, was man Kirche nennt, nur ein abstrakter Begriff, der keine wirkliche Existenz hat. Schon vorher hatte er betont, daß die kirchlichen Behörden das Feld ihrer berechtigten Thätigkeit über Gebühr ausgesteckt hätten (S. 26), wofür ihm als klassisches Beweismittel stets der Galileifall vorschwebt (S. 32). In Hinsicht dieses war es ihm leicht, die ganz unbegründete Behauptung Wilfried Wards („Catholic Apologists, in Nineteenth Century 1899, Juny, p. 955) zu widerlegen, welcher die schon so oft ad absurdum geführte Meinung wiederholte, Galilei sei nur verurtheilt worden, weil er seine Theorie zur detaillirten Interpretation der hl. Schrift mißbraucht habe. Mivart zieht aus der offiziellen Verdammung des kopernikanischen Systems 1632 den Schluß, die Inquisition habe hier eine Entscheidung naturwissenschaftlichen Charakters, die ihr nicht zustand, aus einer irrthümlichen Erklärung der Schrift abgeleitet, also in dem was allgemein als ihre eigenste Provinz angesehen zu werden pflegt, geirrt. Die Entscheidung über diese Dinge der Wissenschaft liege nun einmal nicht bei den geistlichen Kongregationen, sondern bei der Wissenschaft selbst, und wenn Geistliche, die nichts von Naturwissenschaft gelernt haben, über Fragen derselben ein Urtheil fällten, so sei dies ebenso futil als impertinent. Durch ein solches Verhalten sei die christliche Welt seit mehr als 800 Jahren fortwährend in die Irre geführt worden. An dem Galileifalle lasse sich die ganze Unwahrhaftigkeit und Werthlosigkeit der römischen Instanzen studiren. Jetzt wiederhole sich dasselbe gelegentlich der Evolutionslehre, wie die Verurtheilung der Patres Leroy und Zahm zeige. Rom sollte statt sich gleich den Bourbonen als jeder Belehrung unzugänglich zu zeigen, hier einfach erklären: wir sind keine Biologen und verstehen nichts von dieser Materie. Statt dessen werde ein Terrorismus geübt, der jede Aufrichtigkeit ersticke (hier erinnerte Mivart an die Aeußerung eines englischen Laien, des Sekretärs der Catholic Union, M. Lilly: „the greatest peril of the present day lies in this: that those who prafess to he teachers of religion and defonders of the faith so seldom endeavour honestly to follow ont the lines af thaught familiar to earnest and cultivated men of the world. Who can measure their respansahility, whose incredihle traditians and discredited apologetics estrange men of intellect from Christianity?“) und jede Anklage auf deception and of terrarism ower weak, credulous minds and tenderly scrupulons consciences rechtfertige. So gelangt denn Mivart glücklich dazu, den Kurialismus als den eigentlichen Feind des Katholizismus zu definiren; er ist offenbar sehr stolz darauf, den Namen für das Uebel gefunden zu haben; während einer langen Krankheit sei ihm derselbe durch die Lektüre der Papstgeschichten Ranke's, Creightons und Pastors (sic!) suggerirt worden. Aus diesem Studium habe er erst gelernt, in welchem Gegensatz die römische Kurie nicht bloß zur Wissenschaft, sondern auch zur Moral und Religion stehe. „I regard then ‚Curialism‘ as being the great and persevering ennemy of Catholicity“. Zum Schluß wird darauf hingewiesen, in welchem Widerspruch Leo's XIII. Encyklika über die Bibel („Providentissimus Deus“) zu der Thatsache stehe, daß eine Menge von Angaben der Bibel und biblischer Erzählungen (die Bildung der Eva aus Adams-Rippe; die Berichte über die Sintfluth, über Moses' Weib und Gottes Offenbarungen an Moses, Exod. 4, 24—26; 33, 18—23 u. a.) mit der wissenschaftlichen Erkenntniß unvereinbar sind.

All dem gegenüber appellirt Dr. Mivart mit Romanus, dem Verfasser des vielbesprochenen Aufsatzes „Liberal Catholicism“ in „Contemparary Review“ Dezember 1897, an die Kirche der Zukunft — the Church of ages yet to come; er will aber deßhalb nicht, daß man inzwischen der alten Kirche den Rücken kehre, und er ruft seinen Gesinnungsgenossen zu: „rest and be thankful“.

Dr. Mivart, der stets zu den Naiven gezählt hat, hatte vermuthlich keine Ahnung von dem Sturm, welchen sein Auftreten hervorrufen mußte. Schon am 6. Januar brachte das Organ des Erzbischofs von Westminster, „The Tablet“, eine Kritik der beiden Aufsätze, welche Mivart in einer Zeitschrift an „The Weekly Register“ (12. Jan., p. 47) als voll von „vulgar and brutal personalities and graundless imputations“ bezeichnete. Er wandte sich zugleich an Kardinal Vaughan als Eigenthümer des „Tablet“, indem er sich eine Erklärung darüber ausbat, ob Se. Eminenz mit dem „monstruosen“ „Tablet“-Artikel gegen ihn einverstanden sei. Es entwickelte sich eine Korrespondenz zwischen dem Kardinal-Erzbischof und Dr. Mivart,[1]) deren Ende darin bestand, daß Jener Hrn. Mivart ein Glaubensbekenntniß zur Unterzeichnung zusandte, dem dieser seine Unterschrift verweigerte.[2]) Die Folge dieser Weigerung war Mivarts Ausschluß von den Sakramenten, d. i. die sogen. kleine Exkommunikation. Das an die Geistlichkeit der Diözese Westminster gerichtete Circular des Erzbischofs, welches diese Maßregel anordnet, trägt das Datum Petri Kathedra (18. Jan.) 1900.

Die letzte Veröffentlichung, welche den Namen Dr. Mivarts trägt, erschien im Aprilheft der „North American Review“ (vol. 170 No. 4, p. 562 f.) unter dem Titel: „Roman Congregations and modern Thaught“. Sie gibt eine Uebersicht über des Verfassers Differenzen mit der Kurie, ohne etwas neues beizubringen. Als dies Heft der amerikanischen Zeitschrift nach Europa gelangte, fand es Mivart nicht mehr unter den Lebenden. Der berühmte Gelehrte hatte seit längerer Zeit an Diabetes gelitten — vielleicht erklärt sich manches aus dem Zustand der Erschöpfung und der nervösen Ueberreizung, in welchem er die letzten Monate zubrachte. Immerhin trat sein Tod unerwartet plötzlich ein; er starb in seiner Wohnung Inverneß-Terrace, am 1. April, beklagt von seiner Wittwe und seinem Sohne, beklagt von vielen Freunden und insbesondere den Armen des hiesigen Vincentiusvereins, denen er ein hülfreicher Freund gewesen. Alle Blätter, selbst die „kurialistischen“, widmeten ihm sympathische Nachrufe; auch das „Tablet“ vom 7. April brachte einen freundlichen Nekrolog.

Es ist immer die alte Geschichte. Ein edles Wild wird erbarmungslos zu Tode gehetzt; ist es endlich zusammengebrochen und aus tausend Wunden verblutet, so findet man allerlei gute Eigenschaften an dem Todten und konstatirt mit Genugthuung, wie vieles er einst für die katholische Sache gethan hat.

In dem langen Zug der Ausgestoßenen, an dessen Spitze in unserm Jahrhundert F. de Lamennais wandelt und der im Lauf der Jahre die großen Gestalten Gioberti's,

---

[1]) Dieselbe erschien in den Spalten der „Times“ und ist gesammelt in: Under the Ban. A Correspondence between Dr. St. George Mivart and Herbert Cardinal Vaughan, archbishop of Westminster. Accompagned by two articles by Dr. Mivart an „Some Recent Catholic Apologists“ and „The Continuity of Catholicisme“. New York, The Bacon Library 1900.

[2]) Diese Confessio fidei ist nach allgemeiner Annahme das letzte Werk des kurz vor Mivart nun auch verstorbenen Kardinals Mazzella. Sie ist insofern sehr interessant, als hier wohl der erste Fall vorliegt, wo ein Bischof es unternimmt, ein detaillirtes Glaubensformular aufzustellen, welches in Wortlaut und Inhalt über die offiziellen Glaubensbekenntnisse der Kirche durchaus hinausgeht.

Döllingers und so mancher Anderer in sich aufgenommen hat, ist St. Georges Mivart der Letzte. Er schließt — hoffen wir es — für das 19. Jahrhundert die Reihe. Wenige Tage nach seinem Tode hat die „Times“ (4. April, S. 9) folgenden Auszug aus einem einige Wochen vor seinem Ende von Mivart geschriebenen Brief gebracht: „die verschiedenen Aufsätze und die paar Bücher, welche ich geschrieben, drückten jeweils aus, was zu der betreffenden Zeit meine Ueberzeugung war. Mein letztes Werk „The Groundwork of Science (John Murray)“ hat keine kirchliche Superrevision erlebt; und doch waren, als ich es schrieb, meine Ansichten schon ganz dieselben wie jetzt. Ich habe jetzt, so wenig wie jemals, Neigung zu Atheismus oder Agnosticismus; aber die unerforschliche und unbegreifliche Kraft, welche das Weltall durchzieht und welche uns, wie mir scheint, jetzt durch die Wissenschaft erschlossen wird, ist etwas, soviel ich von der Natur verstehe, von dem Gott der Christenheit gänzlich Verschiedenes.“ Diese Aeußerung ist ziemlich allgemein wie ein Absagebrief an das Prinzip des Christenthums angesehen worden und sie konnte nur dazu beitragen, die schmerzliche Empfindung zu verstärken, von der Mivarts Freunde am Grabe des Dahingeschiedenen ergriffen waren. Daß Mivart selbst nicht gesinnt war, mit seinen früheren Ueberzeugungen völlig zu brechen, scheint indessen aus der Erklärung hervorzugehen, die er nach seiner Ausschließung abgab und laut deren er sich immer noch als Katholiken betrachtete.

Natürlich war das Urtheil der Presse in England hinsichtlich dieses Falles und der Position Mivarts ein sehr getheiltes. Wer eine Auslese der verschiedensten Meinungsäußerungen über diesen Gegenstand zu lesen wünscht, mag das „Tablet“ vom 20. Jan. (S. 99) und vom 5. Febr. (S. 182) nachlesen; schon vorher (13. Jan., S. 62) hatte das Organ des Erzbischofs Vaughan seine Kritik der Mivart'schen Januar-Auffassungen zu vertheidigen und das Verhalten des Kardinals zu rechtfertigen unternommen.

Inzwischen hatte der Mivart'sche „Fall“ noch manches Nachspiel; zunächst einen Kampf um die Ruhe seiner Gebeine, denen der Hr. Kardinal die Zulassung zu dem katholischen Friedhof verweigert, während die Familie auf der Beisetzung derselben in ihrer Familiengruft besteht und dafür den Schutz der englischen Gerichte angerufen hat. Dieser Prozeß dreht sich um den Todten; ein anderer, der sich vor dem Lande abspielte, galt noch dem Lebenden.

Die katholische Journalistik in Großbritannien verfügt seit Jahrzehnten über eine Anzahl mehr oder weniger angesehener Organe. Die Dubliner „Review“, einst von dem geistvollsten aller extremen Ultramontanen, dem 1882 verstorbenen William George Ward geleitet (1863 f.), dann von Manning gekauft, hat zwar die Richtung, aber nicht den Esprit ihres Begründers bewahrt und bringt jetzt nur selten mehr irgendwie bemerkenswerthe Artikel. Der jetzt auch schon in seinem 37. Lebenjahre stehende „Month“ ist das Organ der englischen Jesuiten, durchaus verständiger und anständiger redigirt als die meisten kontinentalen Zeitschriften des Ordens. Manche Beiträge des „Month“ würden jeder anderen Revue zur Ehre gereichen und Father George Tyrells Aufsätze bieten uns das seltene Bild eines Mannes, der sich auch unter dem Druck der ihn umgebenden Verhältnisse eine gewisse Selbständigkeit der Individualität und Freiheit der Auffassung zu wahren wußte. „The Lamp“ ist nur ein bloßer, für die große Menge bestimmter Abguß der jesuitischen Publizistik. „The Tablet“, das mit Januar 1900 seinen 95. Band begonnen hat, ist schon seit Mannings Zeiten das offizielle Leiborgan des Erzbischofs von Westminster: eine reichhaltige, gut geordnete, übersichtliche Kirchenzeitung, die manche brauchbare Studien bringt, im allgemeinen gemäßigt ultramontan, was nicht ausschließt, daß das Blatt von Zeit zu Zeit recht bedauerliche Anwandlungen hat, welche man eigentlich in Covent Garden nicht suchen sollte und welche auf Einwirkungen eines ausländischen Klimas hindeuten.

Neben diesen Zeitschriften bestehen schon seit langem die wöchentlich in größtem Format ausgegebenen „Catholic Times and Catholic Opinion, the Organ of the Catholic Body“, eine allgemeine Kirchenzeitung mit zahlreichen Annoncen, in der sogenannte „Articles de fonds“ nicht fehlen, aber doch nicht die Hauptsache sind. Seit gebildete und begabte Publizisten, wie die Herren Dr. Barry und Berry sich an dieser Wochenschrift betheiligen, hat sie entschieden gewonnen und man kann manches Brauchbare aus ihr lernen. Ihre Haltung ist durchweg gemäßigt, und man könnte von ihr sagen, was Tennyson in dem Epitaph seines Father Haythorntwaite meint: „Human by nature, Roman by fate“. Von den Rev. Barry und Berry gilt das sicherlich weit eher als von William Ward, auf welchen sein Sohn Wilfrid diesen Spruch glaubt anwenden zu dürfen. Dann haben wir hier weiter das in angenehmem Quartformat und lesbarer Schrift gedruckte „Weekly Register“, das jetzt in seinem 102. Bande steht und, alles in allem genommen, immerhin die vollständigste und bestgesichtete Uebersicht der kirchlichen Ereignisse in England vermittelt. Unter der geschickten Redaktion Dells zeichnete sich diese Revue durch große Selbständigkeit und Ehrlichkeit des Urtheils aus. Zu diesen schon älteren Zeitschriften war in den letzten Jahren die ursprünglich von den Passionisten begründete, seit 1899 von einem Konsortium unabhängiger Katholiken übernommene und auch von Dell redigirte, wieder in großem Zeitungsformat ausgegebene und nach amerikanischem Muster mit Illustrationen versehene „New Era, an international Review“ getreten. „The New Era“ hat verschiedene Stadien durchlebt. In ihrer neuen Gestalt war sie das Organ eines relativ sehr unabhängigen liberalen Katholizismus. Viele kleine Liebesdienste gegen die ultramontane Partei waren nicht ausgeschlossen, aber der Grundton war kein ultramontaner und die Herausgeber gaben viele Beweise von einer durchaus unabhängigen und ehrlichen Beurtheilung der Dinge. Der Fall Mivart hat dieser „The New Era“ das Leben gekostet. Es war ein ganz ungewollter Zufall, daß in dem Augenblick, wo Dr. Mivarts zwei berühmte Januarartikel ausgingen, „The New Era“ eine von großer Bewunderung für ihren Autor zeugende Biographie desselben brachte (Nr. 50, 5. Jan.). In den beiden folgenden Nr. 51 und 52 (12. und 19. Jan.) war Mivarts Auftreten einer ruhigen und besonnenen Kritik unterzogen. Es wurde (Nr. 51) betont, daß seine Sprache seine Freunde überraschen mußte; daß in seinen beiden Aufsätzen Ausdrücke und Worte vorkommen, welche eines Mannes von so hoher Intelligenz unwürdig sind und überhaupt eine Haltung eingenommen war, welche nicht als das Resultat wissenschaftlicher und philosophischer Studien angesehen werden kann. Andrerseits wurde aufs schärfste die brutale Polemik des „Tablet“ gegen Mivart getadelt, welche sich mit dem Mantel der Anonymität deckte, während sie dem langjährigen Apologeten des katholischen Gedankens vorwarf, seine Methode sei eine so unklare und unaufrichtige, daß ihr gegenüber die Sprache Luthers und Calvins als Honett erscheinen müsse. „The New Era“ unterließ auch nicht zu bemerken, daß Mivarts Irrthümer wesentlich durch jene Richtung hervorgerufen worden seien, welche fortwährend Schulmeinungen zu Dogmen stempelt: es sei, meinte sie, angesichts dieser Lage sowohl in der Ecclesia docens als in der Ecclesia discens vieles zu verbessern.

An diesem Mivart-Artikel ist die „New Era“ eines plötzlichen Todes verstorben. Die Nr. 52 vom 19. Januar

war die letzte, welche erschien. Ueber die Umstände dieses unversehenen und raschen Endes sei hier geschwiegen. Der operative Eingriff, welcher ihr das Leben kostete, beschränkte sich indessen nicht auf sie. Auch die „Catholic Times“ sind offenbar in einer Weise „vermahnt“ worden, welche ihnen die Lust benommen haben, sich in theologische oder kirchenpolitische Diskussionen von irgend welchem Belang sobald wieder einzulassen. Man kann da noch allerlei wichtige Nachrichten finden: daß der Bischof von Winchester irgendwo gefirmt oder der von Salford ein Hochamt gesungen; daß Lady X. den Armen so und so viel vermacht oder Lady Y. das große Glück hatte, neben Sr. Eminenz dem Hrn. Kardinalstaatssekretär zu speisen — von der inneren Bewegung in der katholischen Kirche und der tiefgehenden Erschütterung der Geister erfährt man so gut wie nichts mehr. Nicht viel besser steht es denn auch mit den „Weekly Register“. An der Spitze dieser Zeitschrift stand bis dahin Mr. Robert Edward Dell, welcher auch „The New Era“ redigirte. Er wurde gezwungen, auch die Redaktion des „Weekly Register“ niederzulegen, das nunmehr nur eine Variante des „Tablet“ darstellt und für die geschichtliche Entwicklung nicht mehr in Betracht kommt.

Der Kardinal Vaughan kann sich rühmen, daß er die Ruhe in diesen von dem bösen Geiste der Kritik angefochtenen Blättern wiederhergestellt hat. L'ordre regne à Varsovie. In den katholischen Organen Englands kommt nun auch Niemand mehr zum Wort, der „etwas“ zu sagen hat; man kann für jeden Fall im voraus ganz genau bestimmen, wie sie urtheilen und was hier ausgesprochen werden darf oder nicht darf.

Damit ist das geistige Leben noch nicht gerade erstickt: es rettet sich vielmehr in ein anderes Heerlager. Wer noch ein Interesse an den religiösen Fragen nimmt und nicht der Ansicht ist „quo tout est au mieux dans le meilleur des états“ sucht und findet Gastfreundschaft in den nicht katholischen Revuen, die übrigens mit anerkennenswerther Liberalität jedem Standpunkt, auch einem ihrem Grundzug ganz abgekehrten, ihre Spalten öffnen. Dieselbe „Nineteenth Century“ oder die „Contemporary Review“, welche die schärfsten Angriffe auf den Kurialismus bringen, bieten uns Entgegnungen von der Hand des Jesuiten Clarke oder anderer Männer dieser Richtung. So hat denn zunächst ein pseudonymer Schriftsteller, E. Saint-Genix, in der „Contemporary Review“ (No. 411, March 1900, p. 437 f.; No. 412, April, 1900, p. 577 f.) unter dem Titel „Monastic orders up to date“ zwei Aufsätze publizirt, welche die heftigsten Requisitorien gegen die geistlichen Orden Frankreichs und gegen die gesammte Ausbildung des heutigen französischen Ultramontanismus darstellen. Gewisse Orden werden angeklagt (S. 438), alle schlechten, weltlichen Leidenschaften der Nation in geistliche Emotionen umzusetzen und pekuniär zu verwerthen, („it is not possible to deny, without doing violence to the truth. that many of the religious orders in France and elsewhere have been less concerned to transmute wordly passions into spiritual emotions than to use religion as a lever for moving the world of politics (or as a magnet for drawing the precious metal from tho pockets of its rightful and mightful owners into their own spacious coffers“). Der Verfasser findet, daß diese Genossenschaften einen recht sonderbaren Kommentar zu Matth. 19, 27 liefern, der ihn an ein Bild erinnert, auf welchem die Worte der Apostel: ecce nos reliquimus omnia et secuti sumus te: quid ergo erit nobis! so vertheilt sind, daß S. Franciscus sich des ecce nos reliquimus omnia, S. Augustin das et secuti sumus te, Dominicus das Quid ergo und Ignatius, die Hände nach dem Weltall ausstreckend, sich das Erit nobis erwählt. Franziskaner, Cisterzienser und Trappisten fabriziren jetzt Biere und Liqueure, importiren Thee, Kaffee, Schokolade oder stellen Zahnpulver und Elixire dar. Ungeheuere Reichthümer häufen sich so bei ihnen auf und man sieht das Wort des Herrn von den Menschenfischern in einer ganz neuen Anwendung. In Frankreich berechnet man jetzt das Eigenthum der Kongregation auf 100 Millionen. Mit dieser Zunahme des Reichthums hängt das Aufblühen der kongregationistischen Schulen zusammen, welche die Universitätsanstalten bereits weit überflügeln. So zählen die Mittelschulen der Universität 337, die der Kongregationen schon zu 418. Aus letzteren geht ein Viertel der Schüler der polytechnischen Schule, ein Drittel derjenigen von S. Cyr und die Hälfte der Marineschule hervor. Bei all dem spricht man überall von der schlechten Behandlung, welche die Schüler der geistlichen Schulen erfahren, wie aus dem Fall des Jesuitenkollegs von Tivoli in Bordeaux (1868) bekannt wurde. Das Resultat ist ein tiefer intellektueller und sittlicher Verfall der französischen Nation, welcher durch eine das intellektuelle Niveau herabwürdigende insipide Devotionalien-Literatur begünstigt wird. Als Beleg dafür werden in dem Propagateur de la devotion de S. Joseph et de S. Antoine de Padoua“ und in der Assumptionisten-Presse täglich gebotenen Gebetserhörungen und Korrespondenzen mit dem Himmel angeführt, welche einen Fetischismus aufweisen, der schlimmer ist als das von Julian galvanisirte Heidenthum der Griechen und Römer. Und alles das geschieht permissu superiorum. In dieser Literatur begegnet man einer Verkehrung der sittlichen Begriffe, gegen welche Mephistopheles günstig absticht (S. 450) und welche alle unsre bisherigen sittlichen Vorstellungen und christlichen Traditionen auf den Kopf stellt, der Welt Idealgestalten von angeblichen Heiligen vorführt, welche nur Karikaturen sind und eine Hagiolatrie erzeugt, welche diese Art von Christenthum unter den Buddhismus und den Islam tief herabdrücken. Es bildet sich eine weltlich-irdische Kruste um die Kirche, welche jede Regung kritischer Erwägung erstickt. Man könnte ein Einschreiten von oben erwarten: „yet the Church is obstinately silent on a subject of such vast importance as the deliberate and gross materialisation of the ethics of Jesus. . . . Yet Rome has eyes, ears and thunders only for the human opinion, and remains stone blind, deaf and dumb when the fishers, not of men's soul, hut of men's silver and gold, carry on their traffic under tho cloak of religion and keep an entire nation in the mental condition of savages.“ Ganz besonders betont der Verfasser die kirchliche Gutheißung von Organen wie „Propagatur“ und der „Pélerin“, in welchen uns z. B. erzählt wird, daß 340 Briefe an die Adresse des hl. Antonius (rue François I.) befördert wurden, worauf 63 Heilungen, 94 geistliche Gnaden, 212 weltliche Gnaden (sie scheinen also mehr als jene gesucht zu sein), 61 Bekehrungen, 54 „situations“, 22 Ehebündnisse, 111 Handelsgeschäfte, in 17 Fällen Wiederkehr verlorener Sachen, 21 bestandene Prüfungen gewährt wurden. Dazu kommt eine Reihe zeitgemäß gesandter Krankheiten, welche unbequeme Personen dieser Zeitlichkeit glücklich entrückten. Dies ganze System stellt in Frankreich geradezu „a bloodsucking vampire of a kind probably unmatched in history“ dar, welches die Nation in einen Zustand von Knechtschaft bringt, von dem wenig andere Völker eine Idee haben. In seinem zweiten Artikel bespricht E. Saint-Genix die von dem Bischof von Nancy Msgr. Turinaz der Oeffentlichkeit denunzirte Mißhandlung von Waisenkindern in den Klöstern des guten Hirten in Frankreich. Man kann die Klagen dieses Prälaten berechtigt finden, wird sich aber doch kaum der Empfindung verschließen können, daß der Verfasser hinsichtlich

dieses Gegenstandes nicht minder wie betreffs der in seinem ersten Aufsatz monirten Punkte zu weit gehende Folgerungen zieht. Die Existenz schwerer Mißbräuche braucht nicht geleugnet zu werden, aber man sollte sich doch vor voreiliger Generalisirung hüten und nicht das Kind mit dem Bade ausschütten; und wenn man so schwere Anklagen erhebt, sollte man um der Gerechtigkeit willen auch des Guten nicht vergessen, welches der Orden vom Guten Hirten notorischer Weise in Hülle und Fülle stiftet, wie wir auch der Meinung sind, daß Mr. Saint Genix wohl daran gethan hätte, unter der Anklage gewisser thörichter Moderichtungen nicht alle Orden leiden zu lassen, und wie es wohl angemessen gewesen wäre, darauf hinzuweisen, wie viel ernste und gewissenhafte Priester und Ordensgeistliche auch in Frankreich die geschilderten Mißstände mit ebenso aufrichtiger Trauer und Bekümmerniß ansehen wie wir.

Auch Hr. **Robert Eduard Dell** hat, nachdem man ihn aus der Redaktion der „Catholic Times" und des „Weekly Register" verabschiedet hat, sich nicht nehmen lassen, seine Meinung über die laufenden Händel zu sagen. Er hat dazu „The Nineteent Century" gewählt, wo, im Aprilheft Nr. 278, S. 669, sein vielbemerkter Aufsatz „A Liberal Catholic View of the Case of Dr. Mivart" erschienen ist. Hr. Dell macht zunächst auf den phänomenalen Charakter der Mivart'schen Krisis aufmerksam. Mit Mivart ist seiner Ansicht nach der einzige namhafte Gelehrte aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschieden, den der Katholizismus in England noch sein nennen konnte. Die Masse der großen Konvertiten aus der Oxforder Zeit ist mit ihm dahin gegangen und diese 60 Jahre umspannende Periode ist nunmehr abgelaufen. Die Starken sind dahin, die Schwachen geblieben, und nach dem kurzen Aufblühen des Katholizismus in der Aera der Newman, Manning, Renouf sind wir als Körperschaft an intellektueller Kraft und geistiger Bedeutung wieder in jene Inferiorität versunken, aus der uns, zwei Generationen hindurch, der außerordentliche Geist einiger uns beigetretener Männer herausgehoben hatte. Hr. Dell citirt dann das Wort der „Church Times", welche der kirchlichen Regierung der Katholiken zu bedenken gibt, daß man der Verantwortlichkeit für einen Mann damit nicht los ist, daß man ihn verdammt hat. Er zeigt dann, wie auch in England eine jede Initiative und Originalität tödtende, jede geistige Aktivität hemmende Partei Meister geworden sei, welche im letzten Grunde ihre Waffen gegen diejenigen Anschauungen kehre, welche Newman in seinem „Essay on Development" und in der „Grammar of Assent" zum Ausdruck gebracht hat. Diese Tendenzen werden wesentlich durch das im Jesuitenorden verkörperte motive-power vertreten, dessen spezifisches Wesen wie das Lamennais bereits klar erkannt hat („Affaires de Rome"), die Zerstörung jeder Individualität und die Begründung eines alles dominirenden Katholizismus sei. Diese Domination beschränke sich nicht auf die Herrschaft in den theologischen und philosophischen Schulen, sondern greife auch auf das politische Gebiet über. Am empfindlichsten habe es sich zunächst auf dem spekulativen Felde gezeigt, wo man eine „Philosophie der Kirche" oder eine „katholische Philosophie" erfunden habe, mit der man jedes andere System, wie dasjenige Rosmini's, zu erdrücken unternahm und deren Argumente nur mehr vor unerwachsenen Schulknaben mit einigem Anstand vorgetragen werden können. Intelligente Katholiken überzeugen sich täglich mehr von der Unbrauchbarkeit dieser scholastischen Methode und der Unzulänglichkeit ihrer Vertheidiger gegenüber den heutigen Angriffen. Das Ergebniß dieser Lage ist die völlige Diskreditirung der offiziellen Apologetik, die für das 13., allenfalls noch für das 16. Jahrhundert taugte, jetzt auf den meisten Punkten dem modernen Gedanken hülflos nachhinkt, und die mit ihrem apodiktischen Lehrcharakter, der für alles eine Lösung und auf alle Fragen eine Antwort hat, mit ihrer Arroganz und Disputirwuth bei den Schülern nur geistige Immoralität, Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und Skeptizismus erzeugen kann. Das Gemälde, welches A. de Tocqueville von der geistigen Verarmung der der Revolution von 1789 vorausgehenden herrschenden Klasse der Gesellschaft entwirft („L'ancien régime et la Révolution". Paris 1856, p. 211—225), gibt genau das Bild der heutigen in sich zusammengebrochenen Scholastik. Dell stimmt der von dem Jesuiten Richard Clarke in seiner Entgegnung auf Mivarts Artikel ausgesprochenen Meinung bei, daß Mivarts Ansichten eine rein logische Entwicklung der in den Schulspekulationen geübten Methode sei. Er sucht dann aber auch zu zeigen, daß Clarke und die Seinigen selbst die Schuld an Mivarts Verirrungen tragen, indem sie Schulmeinungen und sehr fallibele Dekrete nicht von dem Dogma zu unterscheiden wissen; die natürliche Folge dieser Angewöhnung der jesuitischen Schule sei die, daß nun auch, wie es mehrfach von Mivart geschehen, wirkliche Glaubenswahrheiten zu einfachen Lehrmeinungen degradirt werden. Was Mivart vor allem fehlt, war ein richtiger Begriff des Mysterium fidei; 55 Jahre nach Veröffentlichung des „Essay on Development" habe er es noch nicht zu einer richtigen Vorstellung von der Entwicklungsgeschichte des Dogmas gebracht. Hr. Dell hätte hinzufügen dürfen, daß Mr. Mivart, als Biolog nur gewohnt, die Entwicklung des physischen und materiellen Lebens zu beobachten, für die Entwicklung der Ideen und des Dogma's gewissermaßen den Blick verloren hatte und eigentlich gar keine Ahnung von dem besaß, was man dogmengeschichtliche Entwicklung nennt: der Unterschied der Idee von der begrifflichen Entfaltung, der dialektischen und spekulativen Erforschung und Auseinanderlegung derselben war ihm, wie es scheint, nie aufgegangen, und so war er durch die einseitige, von der Idee abstrahirenden Betrachtung vorübergehender und sekundärer Thatsachen oder Erscheinungen am Organismus der kirchlichen Gesellschaft zu Auffassungen gelangt, die man in der That nicht mehr als katholische anerkennen konnte. Welches, fragt Dell, wird der Ausgang dieser Händel sein? Der springende Punkt in der Situation ist der Gegensatz des in der Zentralregierung der Kirche ausschließlich vertretenen italienischen und des germanisch-angloſächsischen Elements. Zur Begründung der Behauptung, wie schwer sich diese Elemente verstehen, zieht der Verfasser eine merkwürdige Aeußerung Newmans an,[3]) mit der auch Manning zusammenstimmt. Hat die Kirche die Verheißung der Indefektibilität, so ist damit nicht gesagt, daß sie nicht zeitweilig die Mehrzahl ihrer Kinder, ja ganze Nationen verlieren wird, wie das die Geschichte zeigt. Die Frage ist jetzt, ob die Kirche auch ferner, wie in den drei letzten Jahrhunderten, eine vorwaltend lateinische Institution bleiben wird: sie steht zwischen lateinischem Katholizismus und Katholizität. Politische Gesichtspunkte werden bei der Entscheidung, die freilich in erster Linie dem intellektuellen Leben angehören wird, mitwirken. Man hat gesehen, wie der Sieg der Vereinigten Staaten über Spanien schon stark in die Waagschale gefallen ist. Erhält sich England siegreich und mächtig, so wird der endliche Sieg dem weiteren Begriff der Katholizität, entgegen dem lateinischen Nationalismus, zufallen. Damit will nicht gesagt sein, daß Rom aufhören werde, Mittel-

---

3) Bei *Phillipps de Lisle*, Life and Letters, I, 370: „They (the Italians) know so little of the English Character, and have so little tact (as much as I should have in dealing with the Sepoys) that they may give great offence, as soon as ever they emerge out of the vague terms of courtesy and kindness which Christian charity will elicit from them at the outset."

punkt der Christenheit und Sitz ihrer Zentralregierung zu sein. Kein anderes Zentrum ist möglich als der Stuhl des hl. Petrus. Abgesehen von der Theologie, hat die römische Kirche praktische Eigenschaften, die ihr zur Hülfe kommen können, um eine befriedigende Lösung herbeizuführen: so die Kunst der Kompromisse, welche sie übt, wenn sie sieht, daß sie nicht zu umgehen ist, und welche ihr entschieden hilft, die natürliche Mutter und Meisterin der übrigen Kirchen zu sein."

Dieser merkwürdige Aufsatz, sicher eine der wichtigsten Darlegungen, welche die laufenden Verhandlungen uns gebracht haben, hat ein Nachspiel auf dem Meeting der „Catholic Conference" (Queens Hall, Langham Place) gehabt, welches im Juni zu London statthatte. Hier präsentirte Mr. Wilfrid Ward ein Promemoria „The Conservative Genius of the Church", dessen Abdruck er nicht gestattete („Weekly Reg.", Juny 22, p. 792): es deckt sich im wesentlichen mit dem, was, wie wir gleich sehen werden, in dem Ward'schen Artikel des Juniheftes des „Nineteenth Century" enthalten ist. Mr. Dell erklärte sich damit einverstanden, daß jede katholische Reform eine konservative sein müsse, weiß aber nicht, was und wen Mr. Ward unter den von ihm abgelehnten „radical reformers" versteht und betont, daß gewissen naturwissenschaftlichen und philosophischen Fragen, wie der Evolutionslehre, und im Grunde allen philosophischen, ökonomischen und politischen Problemen gegenüber die beste Entscheidung der kirchlichen Autorität nur die sein könne, sich jeder Entscheidung zu enthalten. Er sprach es ferner aus, daß der Hauptfaktor jeder verständigen Reform die öffentliche Meinung sei, daß aber eine solche sich nicht bilden und demgemäß eine Reform nicht durchgesetzt werden könne, solange man die öffentliche Meinung niederdrücke und den Katholiken nicht gestatte, sich frei zu äußern. Weniger scharf, aber doch in ähnlichem Sinne äußerte sich Father Nolan (Cambridge), welcher zwar auch vor Uebereilungen warnte, aber gleichfalls die „Conservativen" bat, sich etwas mehr au courant des die Gegenwart beherrschenden Gedankens zu setzen. Father Norris meinte, Mr. Ward habe in seinen Darlegungen Newmans großes Prinzip gewahrt: in medio tutissimus ibis. Der Franziskaner Father Cuthbert fordert ein besseres Studium der Zeit und des modernen Gedankens, für den man in den Collegien und Seminarien kein rechtes Verständniß habe. Der Bischof von Clifton endlich erklärt, daß er mit den Bemerkungen des Mr. Dell zum großen Theil sympathisire und sich freue, daß derselbe Gelegenheit gehabt habe, seine Ansichten darzulegen. Der Vortheil dieser Konferenzen sei, daß sich ihre Theilhaber aus ganz verschiedenen Parteien zusammensetzten und so jeder Standpunkt zu seinem Rechte komme. Hr. Dell habe in höchst achtenswerther Weise den seinen gewahrt — „and no one could take exception to what he said, wheter they agreed with or not." Es ist kaum zu verkennen, daß der Hr. Bischof von Clifton hier seinem hochwürdigsten Kollegen von Westminster eine sehr verständliche Lektion gegeben hat.

Im selben Monat erschien in Nr. 280 des „Nineteenth Century" Wilfrid Wards jetzt schon vielberufener Artikel „Liberalism and Intransigeance" (p. 960). Der Verfasser wirft einen kurzen Rückblick auf die hauptsächlich an Mivarts Namen sich knüpfenden Verhandlungen, von denen er behauptet, sie seien zumeist von „tyros in the theological arena" ausgegangen; während es doch vor allem auf das Urtheil der Fachmänner ankomme. Er stellt die zwei Programme gegenüber. „Auf der einen Seite Geduld, Arbeit, Einsicht, Gedanke, Mäßigung und praktische Erfahrung, Respekt für die Autorität, der Wunsch, zu überzeugen, die Vermeidung verletzender Personalitäten, die Besorgniß, die Ueberzeugung Anderer durch einen heftigen Ausdruck seiner Meinung zu hindern; auf der anderen Seite die Verwendung des Klatsches, die Oberflächlichkeit und Leidenschaftlichkeit in der Behandlung der Fragen, der Mangel eines festen Programms, das offenbare Bedürfniß zu reizen und zu verletzen, die unbedachte Kritik gegenüber der Autorität. Die eine scheint zu wünschen, die andere zu fürchten, daß nothwendige Reformen kommen und begründeten Beschwerden abgeholfen werde." Die Lage der Autorität zwischen diesen beiden Programmen sei nicht leicht, sie könne derjenigen verglichen werden, in welcher sich Aemilius Paullus bei seiner Provinzialverwaltung versetzt sah, und auch sie könne fragen: „Was würdet ihr thun, wenn ihr an meiner Stelle wäret?" Wie sehr die Verhältnisse die Entschließungen bestimmen müssen, sehe man an dem Beispiel des Thomas Mare, der 1512 Erasmus zur Abfassung seines „Encomium moriae" drängte, das Buch billigte und 20 Jahre später — angesichts des Abfalls Heinrichs VIII — bereit gewesen wäre, denjenigen mit eigener Hand verbrennen zu helfen, der das „Encamium moriae" damals ins Englische hätte übersetzen wollen. Freiheit der Diskussion müsse existiren, aber sie sei nicht zu verwechseln mit der Freiheit für den Mob. Aller Erfolg sei nur zu hoffen durch das freundschaftliche Zusammenstehen der gemäßigten Elemente mit der Autorität — on its friendly relations with authority. Es sei nicht zu leugnen, daß die Nachrichten über die repressive Politik der Kurie viel dazu beigetragen haben, die Reihen der Unzufriedenen zu füllen. Mit welchem Recht? Die Päpste selbst hätten keinen Anlaß dazu gegeben, ein so erleuchteter Pontifex, wie Benedikt XIV. habe sogar selbst sehr klar die Gefahren einer engherzigen und einseitigen Handhabung der Statuten des Index und der Inquisition erkannt und dargelegt. Leo XIII. habe in seinen ersten Jahren gerade den historischen Studien seine unparteiische Förderung zugewandt und dann seine liberale und gemäßigte Auffassung durch Begünstigung der Demokratie und seine so maßvolle Beurtheilung des Amerikanismus bethätigt (!). Aber kein Herrscher könne den Moment der Empörung für den zu Konzessionen geeigneten anerkennen. Und was habe man alles an Neuerungen verlangt? Man forderte die Beseitigung der Scholastik; die volle Freiheit, alle Schlußfolgerungen der höheren Kritik, unter denen doch bekanntlich sehr antichristliche sich befänden, anzunehmen; man fordert weiter die nationale Unabhängigkeit der Kirchen, wenigstens in der Praxis, die Abschaffung von Index und Inquisition, die Anerkennung der italienischen Regierung und damit den Verzicht des Papstthums auf seine Unabhängigkeit. Nun sei die Unzulänglichkeit des sogen. scholastischen und jesuitischen Erziehungssystems zugegeben, und ebenso könne nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Vertretung der nicht italienischen Nationalitäten im Rathe des Papstes und der Zentralregierung der Kirche durchaus nothwendig sei. Es sei zu hoffen, daß Rom sich dieser Einsicht auf die Dauer nicht verschließe: in monte Dominus videbit. Keine Regierung sei aufrecht zu erhalten, welche sich bloß auf die extremen Elemente stütze und den Wandel der Zeiten verkenne. Wenn Thomas More 1530 ein Intransigent geworden sei, so hätten sich die Zeiten doch sehr geändert: eine auf Herstellung des Gleichgewichts gerichtete Bewegung sei nicht mit destruktiver Agitation zu verwechseln. Die Brücke, welche zwischen den Forderungen der Vergangenheit und denen der Gegenwart vermittle, sei durch den Genius John Henry Newmans gezeigt worden. Was die neuere dogmengeschichtliche Wissenschaft (Harnack, August Sabatier) erkannt, aber in negativem und destruktivem Sinne verwendet habe — den Entwicklungsprozeß der christlichen Idee — habe Newman vor mehr als einem halben Jahrhundert in seinem „Essay on Develapment" schon geahnt und vorweggenommen, um die organische Einheit des kirch-

lichen Gedankens zu begründen. An ihn knüpften jetzt tüchtige Denker an, wie der Verfasser der neulich in der „Revue du Clergé français“ erschienenen Studien über Newmans „Development“, wie Maurice Blondel in seiner „Action“, wie ein französischer Jesuit, der die Ideen Newmans und Möhlers aufgenommen, wie P. Brémond, wie der englische Jesuit P. Tyrell (in seinen Schriften „Nova et Vetera“, „Hard Sayings“, „External Religion“), wie endlich Fonsegrive in seinen „Lettres d'un Curé de Campagne“ und in seiner „Quinzaine“. Alle diese Schriftsteller erfreuten sich gleich Newman der kirchlichen Zustimmung. Man könne daher nicht bezweifeln, daß das den Umständen angemessene Maß von Freiheit einst gewährt werde (will be eventually accorded); unsre Kinder werden vielleicht eine noch formalere Anerkennung der Theologie als Kardinal Newman und seiner Nachfolger erleben; denn Newmans Analyse des kirchlichen Geistes und des Gesetzes seiner Entwicklung ist jetzt schon von der Blüthe der katholischen Jugend in weiten Kreisen übernommen und aus den Reihen dieser Jugend werden die kirchlichen Gesetzgeber der Zukunft erstehen. *Μέγας ἐν τούτοις Θεὸς οὐδὲ γηράσκει.*

Wilfrids Wards der Veröffentlichung vorenthaltene Vortrag über den konservativen Genius der Kirche und der hier analysirte Aufsatz über „Liberalismus und Intransigententhum“ dürften auch ihre Vorgeschichte haben. Das was er im Winter 1899/1900 gegen Mivart über Galilei geschrieben, hatte doch ziemlich allgemein eine sehr ungünstige Beurtheilung erfahren und war in den ersten wissenschaftlichen Kreisen Hrn. Ward geradezu als eine Verkleisterung der Wahrheit vorgeworfen worden. Seine Behauptung über den wirklichen Grund der Verurtheilung des großen Astronomen war in der That um so befremdlicher, als diese durchaus nicht neue These längst und auf das klarste widerlegt worden war. Kürzlich war dem Hrn. Ward von einer Seite, deren Ansehen und gute Absichten er weder verkennen noch ablehnen konnte, kein Zweifel darüber gelassen worden, daß man in der wissenschaftlichen Welt eine ganz andere Haltung von ihm erwartet habe und ihn von der Pflicht nicht freisprechen könne, das Gewicht seines Namens und seines Einflusses zugunsten der Sanirung und nicht zugunsten einer Verheimlichung oder Maskirung unsrer kirchlichen Lage zu verwenden. Allem Anschein nach hat Ward im Juni darauf seine Antwort gegeben. Die einsichtigen und ruhigen Beurtheiler werden ihm alle darin beitreten, daß das Ziel der Zukunft nur in einem gesunden Jus de milieu liege und der richtige Weg zwischen der Ungeduld der Einen und der Apathie der Andern hindurchführe. Aber ein falsches Juste milieu kann heute dem Katholizismus so wenig frommen, als es vor 60 Jahren die Julregierung zu erhalten imstande war. Die Kenntniß der Sachlage, auf die Hr. Ward sein Juste milieu aufbaut, ist indessen durchaus unvollständig: gerade sein letzter Aufsatz liefert den Beweis, daß er nur über höchst unzureichende Informationen verfügt, daß er von dem wirklichen Umfang und den Ursachen der „present distress“ keine Ahnung hat oder verräth. Die optimistische Schilderung gewisser Zustände ist mit den Thatsachen absolut unvereinbar, die Heilmittel welche er vorschlägt, sind nur Schönheitspflästerchen, die für die Erkrankung des Organismus wenig oder nichts bedeuten. Ein paar englische Monsignori in Rom würden an der Sachlage nichts ändern. Wir hatten da unter Pius IX. den Kardinal Howard und Msgr. Talbot, Beide bekannt durch ihr trauriges Ende: der Eine hat der Kirche nie etwas genützt, der Andere hat ihr unsäglich geschadet. Zum Ueberfluß muß Mr. Ward nun auch erleben, daß sein schwächliches Juste-Milieu und sein „moderate party“ von den Intransigenten schon als ein „non sentire cum Ecclesia“ denunzirt und in allen Stücken abgelehnt wird, wie der Zeta-Artikel in „The Pilot“ (July 7., p. 12) darthut.

Nicht um eine persönliche Meinung vorzubringen, die auszusprechen wir uns gänzlich versagen, haben wir diesen Bericht, der nichts anderes als ein Beitrag zur Zeitgeschichte sein will, niedergeschrieben. Er kommt aus einer schwerumwölkten und trüben Athmosphäre. Kaum daß wir von den Beklemmnissen des südafrikanischen Krieges aufathmen, so hören wir die Sturmvögel aus China und Marokko an unsre Fenster stoßen. Alle diese Sorgen der äußeren Politik lassen die Erörterung der religiösen Fragen zu keiner freien, frischen Entfaltung kommen, und verhindern eine Diskussion, an welcher das Herz der Nation jetzt ungehinderten Antheil nehmen könnte. Aber die kirchliche „distress“ erfüllt nichtsdestoweniger alle ernsten Gemüther; man liest sie auf der Stirn und in den Augen unsrer besten Männer, sie steht mit uns auf und geht mit uns schlafen. Daß sie stark und tief ins Leben eingreift, zeigen die heftigen Zuckungen der anglikanischen Kirche; mehr noch die Vorgänge in der katholischen. Oder sind es nicht bedenkliche Symptome, wenn der Kummer über die Zuspitzung der Gegensätze einem Gelehrten wie Mivart das Herz bricht und ein so geistvoller, edler, nur dem Dienste der besten Ideale hingegebener Mann wie Wilfried Ward sich durch die Macht der Verhältnisse in seinem Urtheil völlig beengt, befangen und gefangen geben muß?

„Quodsi invicem mordetis et comeditis, videte ne ab invicem consumamini (Galat. 5, 15).“ *Fρς.*

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Freiburg i. B.** Neu treten in den Lehrkörper der hiesigen Universität, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, ein: Dr. Gattermann (Heidelberg) als ordentlicher Professor der Chemie, Dr. Schlegel vom hiesigen hygienischen Institut als außerordentlicher Professor der Thierhygiene, Dr. Königsberger (Heidelberg) als Privatdozent der Physik und Dr. Wahl als Privatdozent der Geschichte.

B. **Heidelberg.** Vor der hiesigen philosophischen Fakultät promovirte Fräulein Elisabeth v. Richthofen in Nationalökonomie mit dem Prädikat summa cum laude.

* **Berlin.** Zum stellvertretenden Vorsteher des elektrotechnischen Laboratoriums der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Professor Dr. W. Wedding ernannt worden. Vorsteher des Laboratoriums ist Geheimer Regierungsrath Professor Slaby. — Dr. August Raps, der Direktor des Berliner Werkes von Siemens u. Halske, ist zum Professor ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Zu wirklichen Mitgliedern der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien wurden ernannt, und zwar in der philosophisch-historischen Klasse: der ordentliche Professor des deutschen Rechtes und der österreichischen Reichsgeschichte an der Universität in Wien Dr. Otto v. Zallinger, der ordentliche Professor der altindischen Philologie und Alterthumskunde an dieser Universität Dr. Leopold v. Schroeder und der ordentliche Professor der Geschichte und historischen Hülfswissenschaften an derselben Universität Dr. Oswald Redlich; in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse: der ordentliche Professor der systematischen Botanik an der Universität in Wien Dr. Richard Wettstein Ritter v. Westersheim; schließlich wurde die Wahl des Professors der allgemeinen Pathologie und Therapie, sowie der pathologischen Anatomie an der Universität und an der Wilhelms-Akademie in Berlin Dr. Rudolph Virchow, zum Ehrenmitgliede der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften im Auslande genehmigt und die weiteren von dieser Akademie vollzogenen Wahlen von korrespondirenden Mitgliedern im In- und Auslande bestätigt.

Jahrgang 1906. München, Donnerstag, 2. August. Nummer 175.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die landwirthschaftlichen Kreditgenossenschaften.

(Zum 50 jährigen Jubiläum ihres Bestehens.)

Von Dr. Alfred Rossig.

I.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem Raiffeisen und Schulze-Delitzsch sich an ihr Werk gemacht. Von allen landwirthschaftlichen Genossenschaften haben die Kreditgenossenschaften am frühesten sich entwickelt und die stärkste Verbreitung gefunden. Und nichts ist natürlicher als das. In der wucherischen Verschuldung gipfelte recht eigentlich die durch die Wirkungen des freien Systems herbeigeführte Nothlage des Kleingrundbesitzes, im empfindlichen Geldmangel und steten Kreditbedürfniß fanden sie ihren greifbaren Ausdruck. Das Bedürfniß eines umfassenden Personalkredits war auch die Folge des Ueberganges von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft und von der primitiven zur intensiveren Betriebsweise. Und der Kredit war endlich jenes Hülfsmittel, welches dem an wirthschaftliche Isolirtheit gewöhnten Bauern zuförderst am erwünschtesten erscheinen mußte, weil es ihm die Rettung und günstige Fortführung seines Betriebs auf rein individueller Grundlage in Aussicht stellte.

Wie jede natürliche Entwicklung, weist auch die wirthschaftliche keine Sprünge auf und es ist überaus belehrend, zu verfolgen, wie man bei der Inaugurirung einer neuen Epoche sich nur Schritt für Schritt von der hergebrachten wirthschaftlichen Denkweise loszulösen vermochte. Die Nothwendigkeit des Prinzips der Vergesellschaftung behufs Beschaffung billigen Kredits wurde allerdings von allen Pionieren und Theilnehmern der Kreditgenossenschaftsbewegung begriffen. Man sah ein, daß die Kreditgenossenschaft das vermöge, was der vereinzelte Bauer nicht vermag: den Kredit des städtischen großen Geldkapitals zu modernen kapitalistischen Bedingungen zu erlangen. Denn sind die Darlehen der einzelnen Bauern zu geringfügig, um das Großkapital zu interessiren, so können die Anleihen einer ganzen Gesellschaft es sehr wohl thun. Und ist ein Darlehen an einen ihr ganz unbekannten Bauern für das städtische Kapital zu riskant, so wird durch die Solidarhaft der Genossen das Risiko auf ein Minimum reduzirt.

War man nun aber auch bestrebt, durch die Kreditgenossenschaft dem Bauer Geld zu mäßigen Zinsen zu verschaffen, so vermeinte man ursprünglich keineswegs infolgedessen den Boden des freien Systems verlassen, die Prinzipien des individuell-kapitalistischen Regimes aufgeben zu müssen. Und dies ist unsrer Ansicht nach die natürlichste Erklärung der vielfach als unbegreiflich hingestellten Erscheinung, daß die Kreditgenossenschaften nach dem Schulze-Delitzsch'schen System ursprünglich eine viel raschere und stärkere Verbreitung gefunden als die Raiffeisen'schen. Wenn die letzteren den Bedürfnissen des ländlichen Kredits viel besser entsprachen, so waren die ersteren den am Ausgang der freien Epoche herrschenden wirthschaftlichen Gewohnheiten und Vorstellungen besser angepaßt. In dem jahrzehntelangen Streit um die Vorzüge beider Systeme haben sich die Anhänger der Schulze-Delitzsch'schen Kassen energisch gegen die Auffassung gewehrt, als ob ihre Kreditgenossenschaften den „organisirten Egoismus“ repräsentirten. Aber sie müssen es doch zugeben, daß diese Kassen den Intentionen ihres Begründers nach auf dem Prinzip des wirthschaftlichen Individualismus, der Selbsthülfe im engsten Sinne des Wortes fußen und in ihrer Organisation das Modell der kapitalistischen Geldinstitute befolgen. Sie können es nicht leugnen, daß die Schulze-Delitzsch'schen Kassen sich prinzipiell von aller erziehlichen Einmischung in die wirthschaftlichen Verhältnisse des Darlehensaufnehmers fern halten, daß sie ihn völlig sich selbst überlassen, daß sie andrerseits durch die Ansammlung großer Geschäftsantheile, für welche eine möglichst große Dividende herausgewirthschaftet wird, ebenso wie durch das System der Tantiemen für die Vorstandsmitglieder auf die Bahnen bedenklicher finanzieller Geschäfte hingelenkt werden und vielfach bei weitem mehr dem Vortheile, ja der Gewinnsucht der vermöglicheren und einflußreicheren Genossen, als dem Bedürfnisse der unbemittelten Kassenmitglieder dienen, derart, daß der kapitalistische Charakter über den genossenschaftlichen überwiegt.

Daß Institute mit individuell-kapitalistischen Zielen und rein bankmäßiger Organisation für die Befriedigung des bäuerlichen Betriebskredits nicht geeignet sind, kann heute nicht mehr bezweifelt werden. Nach dem von Raffe, Siemens und H. Schmidt an den preußischen Minister für Landwirthschaft erstatteten Kommissionsbericht, nach den Verhandlungen des Deutschen Landwirthschaftsraths von 1887 mit den Referaten von Cetto und Miaskowski; nach der Berliner Agrarkonferenz und dem Berichte Prof. Serings, insbesondere aber nach den speziellen Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik und den Verhandlungen derselben von 1897 mit den Referaten von Hecht und Seidel ist der Streit hierüber für jeden unbefangenen Sozialpolitiker endgültig beschlossen, obwohl ihn die eifrigen Jünger Schulze-Delitzschs und Raiffeisens bei jeder Gelegenheit aufs neue aufnehmen.

Die mangelhafte Qualifikation der Vorschußkassen ist heute von vornherein klar, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß dieselben ursprünglich für die Zwecke von Handwerkern und kleinen Industriellen geschaffen waren und ihre Thätigkeit erst mit der Zeit auch auf den Kleingrundbesitz ausdehnten, ohne ihre Organisation

den Bedingungen der Landwirthschaft anzupassen. Nur aus jener ungenügenden Durchdringung der Agrarverhältnisse, wie sie die Volkswirthschaftslehre um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufwies und durch die auch der Grundfehler der Marx'schen Formel, die Annahme identischer Entwicklungsgesetze für Industrie und Landwirthschaft, zu erklären ist, konnte die Schulze-Delitzsch'sche Idee erwachsen, den städtischen Gewerbetreibenden und den ländlichen Kleingrundbesitzern noch denselben Prinzipien Kredit zu gewähren.

Der Kleingrundbesitzer braucht bei der Niedrigkeit der Durchschnittsrente des kleinen landwirthschaftlichen Betriebs vor allem billigen Kredit; er braucht langen Kredit, da es mindestens ein Jahr, oft mehrere Jahre dauert, bis die investirte Summe in Form von Produkten fruchtbringend wiederkehrt; er braucht leichterreichbaren, nicht komplizirten Kredit, da er in Geschäften unerfahren ist und die gefährliche Konkurrenz des Dorfwucherers ihm in nächster Nähe auflauert; aus denselben Gründen ebenso wie im Interesse von Zeit- und Kostenersparniß und behufs Ermöglichung der zutreffenden Beurtheilung seiner persönlichen Kreditwürdigkeit bedarf er vor allem eines örtlich nahen Kredits.

Die Schulze-Delitzsch'schen Vorschußkassen aber können nur verhältnißmäßig theuren Kredit gewähren (6 bis 8 Proz., wozu noch drückende Provisionen und Prolongationsgebühren treten), da sie große Verwaltungskosten haben und das Tantiemen- und Droitensystem zu hoher Verzinsung zwingt; sie können nur kurzen Kredit gewähren (drei Monate), da bei bankmäßiger Organisation des Geschäftsbetriebes rascher, wiederholter, möglichst hoher Umschlag Hauptgrundsatz ist; sie bedienen sich, dank derselben Organisation, des Wechsels, nicht des einfachen Schuldscheins; ihr Kredit ist schließlich auch örtlich schwerer erreichbar, weil Anstalten, welche auch dem städtischen Kreditbedürfnisse dienen sollen, selbstverständlich in Städten etablirt werden.

Dennoch wäre es irrig, den Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften alle Vorzüge abzusprechen. Ihre Organisation enthält manche Momente, welche alle ländlichen Kreditgenossenschaften, die Erfolg haben sollen, nachahmen müssen, wenn auch zum Theil in Verbindung mit einer anderen Praxis. Dahin gehört vor allem die Schaffung zentraler Geldinstitute, welche den Verkehr zwischen den einzelnen kleinen Genossenschaftsbanken und die Verbindung mit dem großen Geldmarkte herstellen.

Ebenso zutreffend ist im Prinzip die Idee, die Kreditgenossenschaft zugleich zu einer Spar- und Einlagsgenossenschaft, d. i. „zum soliden, vollständigen Bankier des kleinen Mannes"[1]) zu machen; denn sie gewöhnt den Kleingrundbesitzer an Sparsamkeit und Verzinsung selbst der kleinsten Baarbeträge und speist das ländliche Kreditbedürfniß aus der natürlichsten Quelle: aus den ländlichen Ersparnissen. Aber das Bestreben, die Einlagen in kapitalistisch hoher Weise zu verzinsen, hat, wie wir wissen, in die Organisation der Schulze-Delitzsch-Kassen einen verderblichen Zwiespalt hineingetragen und sie ihrem ursprünglichen Zwecke, der Befriedigung des ländlichen Kredits, entfremdet.

Das vorzüglichste Organisationsprinzip der besprochenen Genossenschaften endlich ist die unbeschränkte solidarische Haftpflicht der Genossen, die Sicherstellung der Verbindlichkeiten jedes einzelnen Genossen und der ganzen Genossenschaft durch das gesammte Vermögen aller Genossenschaftsmitglieder. Diese Einrichtung, in der die Idee genossenschaftlicher Kreditbeschaffung gipfelt und in der die wirthschaftliche Stärke der Kreditgenossenschaften wurzelt, enthält aber, wie Schulze-Delitzsch selbst bemerkte, nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Gefahren einer gut geschliffenen Klinge; und in der Art, wie er sie zur Anwendung brachte, mußte sie in der That oft in die Finger schneiden. Schulze-Delitzsch glaubte die Gefahr der unbeschränkten Solidarschaft verringern zu können, indem er die Verantwortlichkeit auf einen großen Kreis von Personen, die verschiedenen Berufen und verschiedenen Orten angehörten, vertheilte. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dies nicht der richtige Weg war, daß die unbeschränkte Haftung von Landwirthen, welche mit ihrem ganzen Grundbesitz eintreten für Vereine, deren gewagte Operationen sich ihrer Kontrole entziehen und welche auch für städtische Gewerbetreibende bestimmt sind, oft wahre Katastrophen herbeiführen könne. So hat der Zusammenbruch des Vorschußvereins von Osterfeld eine ganze Gegend ruinirt. Nach Raiffeisen ist von 1875—1886 ein Zehntel aller Schulze-Delitzsch-Kassen eingegangen.

Derartige Mißerfolge hätten der Eindürgerung des Genossenschaftsgedankens sicherlich erheblich Eintrag gethan, wenn der Kleingrundbesitz nicht zur klaren Erkenntniß gelangt wäre, daß sie nicht auf das Genossenschaftsprinzip, sondern auf die vom Standpunkt der landwirthschaftlichen Interessen verfehlte Organisation der Schulze-Delitzsch'schen Gründungen zurückzuführen seien. Daß diese Erkenntniß rechtzeitig eingetreten und den Kleingrundbesitz veranlaßt, sich von den Schulze-Delitzsch-Kassen zurückzuziehen, beweisen zahlreiche Berichte, die dem Verein für Sozialpolitik zugegangen sind. „Die Schulze'schen Vorschußvereine — heißt es im Bericht aus der Provinz Sachsen — haben einen ausgeprägt kapitalistischen Charakter. Ihr großer Geschäftskreis, der nur eine ungenügende Orientirung über die Verhältnisse der Mitglieder zuläßt, die unbeschränkte Haftpflicht, das Streben nach hohem Gewinn in Verbindung mit abnorm hohen Zinsen, die hohen Verwaltungskosten, die gefährlichen Spekulationen, machen sie dem kleineren Landwirth immer mehr unzugänglich und unsympathisch."

„Das dürfte," bemerkt hiezu W. Verdrow, „das allgemeine und nicht ungerechte Urtheil sein." Und man begreift diese kühle Stellungnahme der Bauernschaft, wenn man erfährt, daß die Schulze-Delitzsch'schen Vorschußvereine, die sich die Bekämpfung des ländlichen Wuchers zum Zwecke setzen, dank ihrer extrem „liberalen" Organisation dahinkommen, dem schlimmsten Feinde des Bauern, seinem privaten Geldbarleiher, zu seinen Operationen Geld vorzuschießen. So führt die Schulze-Delitzsch'sche, aus dem Manchesterthum entsprossene Idee der reinen Selbsthülfe, der Genossenschaft im Rahmen des unverfälschten freien Systems, der individual-kapitalistischen Gebahrung auf dem Gebiete wirthschaftlicher Solidarität und Sozialität, sich selbst ad absurdum.

Wenn wir der Entwicklung der Kreditgenossenschaften innerhalb der gesammten landwirthschaftlichen Genossenschaftsbewegung besondere Aufmerksamkeit widmen, so geschieht dies darum, weil in ihrer Geschichte der Kampf und die Entwicklung der leitenden sozialpolitischen Ideen des Jahrhunderts in besonders klarer Weise hervortreten.

Nichts ist in der That interessanter, als der Gegensatz zwischen dem, was manche Sozialreformer zu thun glauben, und was sie wirklich thun, nichts merkwürdiger als die Erscheinung, wie Männer, die ihre Zeit zu leiten vermeinen, von ihr geleitet werden und unbewußt in eine

[1]) S. das Referat von Seidel in den Verh. d. Vereins für Sozialpolitik, 1897, S. 190 und 198.

neue Epoche hineinsteuern; wie in dem steten Kampfe der sozialen Schwere und des sozialen Bewegungsimpulses, aus dem alle Entwicklung resultirt,[2]) der letztere unvermerkt die Oberhand gewinnt.

Wie sehr nämlich auch ein Schulze-Delitzsch bestrebt war, seine Kreditgenossenschaften der Schablone des wirthschaftlichen Individualismus anzupassen, so bestand das Charakteristische seiner Wirksamkeit dennoch — das liegt auf der Hand — in der Einführung eines neuen, dem Individualismus entgegengesetzten Prinzips: jenes der Genossenschaftlichkeit, das in der Solidarhaft seine Krönung fand. Diese Thatsache nun, die sein eigentlichstes und größtes Verdienst bildet, verkannte der Begründer der Vorschußkassen.

Daß Schulze-Delitzsch, der im alten Smith'schen Liberalismus wurzelte, einer derartigen theoretischen Selbsttäuschung unterliegen konnte; daß er das freie System zu stützen vermeinte, während er das System der organisirten, genossenschaftlichen Privatintervention inaugurirte, kann man schließlich begreifen. Was uns aber schier unbegreiflich dünkt, ist, daß auch die heutigen Sozialliberalen nach in denselben Fehler verfallen, daß Männer, wie Hertzka und Oppenheimer, welche „die Selbsthülfe im Sinne Schulze-Delitzsch auffassen",[3]) sich darin gefallen, in der Genossenschaftsbewegung nichts als eine Fortsetzung der liberalen Epoche zu erblicken, den Selbstheilungsprozeß der wirthschaftlichen Freiheit, die da, gleich dem Speer des Achilles, „die Wunden, die sie schlägt, auch zu heilen weiß"; daß die volkswirthschaftlichen Ethiker, welche im „Freiland" und in der „Siedlungsgenossenschaft" den Gedanken der Menschenbrüderlichkeit in fast biblischem Sinne durchgeführt, ihr System in beispielloser Prinzipienverbahrtheit mit dem Manchesterthum identifiziren, es stolz auf das „Hauptdogma der orthodoxen Bourgeoisökonomie", auf die „ebenso berühmte wie berüchtigte Harmonie der Interessen Adam Smiths und seiner Nachfolger"[4]) zurückführen wollen.

Diese Sozialreformer begreifen es also nicht, ebenso wie Schulze-Delitzsch es nicht begriffen, daß die freie Epoche in dem Moment ihren Abschluß gefunden, als die erste genossenschaftliche Gründung ins Leben gerufen ward; daß das Prinzip der Genossenschaftlichkeit zu dem der unbeschränkten wirthschaftlichen Freiheit sich in vollem Gegensatz befindet, weil es an die Stelle des Atomismus die Assoziation, an die des „laisser aller" die planvolle genossenschaftliche Intervention, an die des individuellen Kampfes ums Dasein den brüderlichen Bund fürs Dasein setzt. Sie begreifen es nicht, daß die Genossenschaftsbewegung den sozialpolitischen Charakter der Epoche in radikaler Weise umgestaltet, indem sie das System des einzigen, reinen Prinzips durch das der gemischten Prinzipien vertritt, die freie Epoche in die Interventionsepoche überführt.

Allerdings kann das neue Prinzip engherziger oder weitherziger gefaßt, furchtsamer oder energischer betont werden. Durch die Bresche, welche in die Mauer des utilitaristischen Egoismus geschlagen wurde, kann der Strom der thätigen Nächstenliebe nur durchsickern oder in breitere Wellen hineinfluthen. Zu ihrer vollen Entwicklung gelangt die neue sozialpolitische Idee erst dort, wo das klare Bewußtsein ersteht, daß der wirthschaftlichen Anarchie ein regelndes, organisatorisches Prinzip entgegengesetzt, der Egoismus und Individualismus durch Solidarität und brüderliche Hülfsbereitschaft gemildert werden müsse.

Den Geist der neuen Epoche voll empfunden zu haben, das neue Prinzip in seiner ganzen Tragweite erfaßt und zum erstenmal auf breiter Grundlage in der Praxis durchgeführt zu haben, ist das große, unsterbliche Verdienst Raiffeisens. Diesem Verdienst reiht sich das zweite an, zum erstenmal eine Kreditorganisation geschaffen zu haben, welche den Bedürfnissen des ländlichen Kleingrundbesitzes vollkommen entspricht. In der allmählichen Verdrängung der Schulze-Delitzsch'schen Vorschußkassen durch die Raiffeisen'schen Darlehenskassen bekundet sich jene kontinuirliche Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens dem Geiste und der Organisation nach, auf deren Nothwendigkeit wir früher hingewiesen.

Fassen wir zunächst die Organisation der Raiffeisen'schen Kreditgenossenschaften ins Auge, so können wir sie kurz dahin charakterisiren, daß sie die Frage des ländlichen Personalkredits in mustergültiger Weise löst, indem sie alle Fehler der Vorschußkassen vermeidet, alle ihre Vorzüge aber sich aneignet. Die Darlehenskassen geben also vor allem billigen Kredit und sie können ihn geben, da die Leitung fast durchgehends unentgeltlich, die Verwaltungskosten also gering sind, ferner, weil für die Geschäftsanteile keine Dividende, nur eine niedrige (dem für aufgenommene Anleihen bezahlten Zinsfuß entsprechende) Verzinsung gewährt wird. Sie geben langen Kredit (in der Regel 1—3 Jahre, aber auch 10—20, je nach dem Zweck des Darlehens), wobei sie die Abzahlung des Darlehens in Theilzahlungen zulassen; und sie können ihn geben, da sie nicht bestrebt sind, dem Umsatzgewinn nachzujagen. Sie geben endlich einfachen Kredit (compte courant oder Schuldschein, nicht gegen Wechsel) und leicht erreichbaren Kredit, da sie in dem Dorfe selbst bestehen, für dessen Bedürfnisse sie bestimmt sind.

Zu diesen Organisationsprinzipien, durch welche sich die Raiffeisen'schen Darlehenskassen von den Schulze-Delitzsch-Kassen unterscheiden, treten andere, welche beiden gemeinsam sind: die Verbindung der Darlehenskassen mit Spar- und Einlagekassen; die Zusammenfassung in zentrale Geldausgleichsanstalten; schließlich die unbeschränkte, solidarische Haftung. Aber erst auf der Basis der spezifisch Raiffeisen'schen Grundsätze kommen auch diese Einrichtungen zu segensreicher Geltung. Da die Einlagen nicht in übermäßig hoher Weise verzinst werden, so können sie dem Hauptzweck der Genossenschaften, d. i. dem billigen Kredit dienstbar gemacht werden. Ebenso werden die Gefahren der Solidarhaft nicht durch örtliche Ausdehnung und lukrative Geschäfte, sondern gerade durch örtliche Beschränkung der Kreditgenossenschaft und Ausschluß aller Spekulationen beseitigt. Da die Darlehenskassen stets nur solchen Landwirthen Darlehen gewähren, deren persönliche Kreditwürdigkeit dem lokalen Kassenvorstande genau bekannt war, so ist es kein Wunder, daß keine derselben dem Bankerott verfallen ist und ihren Mitgliedern Verluste bereitet hat.

Höchst bemerkenswerth und zu tieferem Nachdenken anregend ist nun die Thatsache, daß diese Organisationsgrundsätze, welche die Bedürfnisse des ländlichen Personalkredits in so vollkommener Weise befriedigen und den materiellen Bestand der Kreditgenossenschaften sichern, demnach den besten wirthschaftlichen Kalkül repräsentiren, sämmtlich aus dem einheitlichen, leitenden sozialpolitischen und sozialethischen Gedanken des Raiff-

[2]) Vgl. die Gesetze der Entwicklung der Gesellschaften in meiner Schrift „Ueber die Bevölkerung", 1885.

[3]) Oppenheimer „Siedlungsgenossenschaft" S. 304.

[4]) Oppenheimer l. c. S. 550.

eisen'schen Werkes entspringen.[5]) Die Raiffeisen'sche Kreditgenossenschaft will eine gemeinnützige Wohlfahrtseinrichtung sein, welche von den altruistischen Prinzipien ausgeht: „Einer für Alle und Alle für Einen", „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" „Helfet euch gegenseitig", nicht aber bloß „Hilf dir selbst". Eine solche Einrichtung darf es nicht dulden, daß irgend ein Mitglied aus dem Geschäftsbetrieb der Genossenschaft als solchem einen materiellen Vortheil zieht. Daraus aber ergibt sich die unentgeltliche Leitung der Verwaltung, der Ausschluß des Dividendensystems und kapitalistischer Spekulationen, die Begrenzung des Vereinsbezirkes. Und noch eine Bestimmung entsprießt demselben Hauptprinzip, eine Bestimmung, die ebenfalls spezifisch Raiffeisenisch ist und den merkwürdigen Einklang des wirthschaftlichen und ethischen Nutzens besonders klar beleuchtet. Da die Raiffeisenkassen als gemeinnützige Genossenschaften den Reingewinn nicht zu Dividenden- und Tantiemenzahlungen verwenden, so können sie den Reservefonds rascher speisen. Die Ansammlung der Ueberschüsse zu einem untheilbaren Vereinsvermögen bringt zunächst den wirthschaftlichen Vortheil, daß den Darlehenskassen ein eigenes Betriebskapital erwächst, daß die Mitglieder im Falle etwaiger Verluste gedeckt sind, daß daher die Risikoprämie für die Darlehen erniedrigt, der Zinsfuß herabgesetzt und die Ausleihefristen gefahrlos verlängert werden können. Mit dem Moment aber, wo das Vereinsvermögen die für selbständige Geschäftsführung erforderliche Höhe erreicht hat, können die Ueberschüsse anderen, höheren, gemeinnützigen, ja sozialreformatorischen Zwecken zugewendet werden.

Goethe und das Passionsspiel zu Oberammergau.

Von Dr. Th. Stettner.

Das Jahr 1830 bildet den Wendepunkt in der Geschichte des Oberammergauer Passionsspiels: wie es damals von der Freytung in ein eigenes Gebäude verlegt wurde, so trat es auch damals zuerst ins Licht einer weiteren Oeffentlichkeit. Es zog zum erstenmal bedeutendere Männer in größerer Zahl und aus größerer Ferne an, welche dann, die hohe künstlerische und geschichtliche Bedeutung desselben erkennend, seinen Ruhm in die Welt zu tragen begannen.

Deutinger gibt in seinem Buche über das Passionsspiel zwei Berichte wieder über die Aufführung jenes Jahres: einen ausführlichen aus der Feder des berühmten Naturforschers Oken, der damals als Professor in München wirkte, und einen kürzeren zweiten eines ungenannten Verfassers.

Okens Bericht ist aus der glücklichen Stimmung dessen heraus geschrieben, der einen Schatz entdeckt hat und nun die Anderen alle an seiner Freude möchte Antheil nehmen lassen. Er ist wohl der Erste gewesen, der die eigenthümliche Bedeutung dieses glücklich geretteten Restes des alten Volksschauspiels erkannte. Da er selbst volle Freude und Erbauung daran gefunden hat, wendet er sich zuerst mit überzeugenden Worten gegen die Ansicht, es könnte in dieser Art der Darstellung heiliger Dinge eine Profanation liegen. Dann wird die Bühne nach ihrem malerischen Eindruck beschrieben, der Gang der Handlung verfolgt, „die Würde und Ruhe der Darstellung, der tiefe Eindruck, die Zufriedenheit eines jeden Standes der Zuschauer" mit Bewunderung rückhaltlos anerkannt.

Einen anderen Standpunkt nimmt der zweite Bericht ein; der Anonymus, der sich nur als Altbayer zu erkennen gibt, findet das Spiel spärlich besucht, bedauert, daß man ehedem „die schöne Erfindung des Streichens und Extemporirens nicht kannte, um das Spiel weniger langweilig zu machen", und wird zuletzt, nach einer flüchtigen Anerkennung „der Würde des schmucklosen Spiels dieser Landleute" ganz bös über den Rückgang des Festes, dessen Ursache er in dem unverständlichen Dialekt der Spieler sucht, den selbst er, ein Altbayer, nicht ganz verstand.

Diesen zwei Berichten gesellt sich nun ein dritter zu, wichtiger als jene beide, weil ein gründlicher Kenner der mittelalterlichen Kunst und Dichtung ihn schreibt und weil ein Goethe der Empfänger war.

Sulpiz Boisserée war damals in München, um den Verkauf und dann die Aufstellung seiner Sammlung altdeutscher Gemälde, die jetzt eine Perle der alten Pinakothek bildet, zu leiten. Unterm 24. September 1830 berichtet er Goethe, mit dem er in regstem Briefwechsel stand, von seinem Besuch in Oberammergau in dem unten abgedruckten Briefe.[1])

Goethe dankt am 3. Oktober 1830 für den Bericht mit den Worten:

„Ihre anmuthige Beschreibung der traditionellen Aufführung eines geistlichen Dramas ist sogleich in den Abgrund der chaotischen Verwirrung verschlungen worden, woraus sie nächstens brillant hervorsteigen und sich zu Ihnen an den Fuß der Alpen begeben wird."

Diese dunklen Worte beziehen sich auf die von Goethe's Schwiegertochter Ottilie redigirte Zeitung „Das Chaos", welche nur aus dem engsten Freundeskreis Beiträge aufnahm und deren wenige Exemplare, vor Abschrift streng gehütet, nur in diesem Kreise zirkulirten; Goethe war Mitarbeiter, aber, wie er im Brief vom 4. November 1830 Boisserée launig beschreibt, nur dies, während „Redaktion und Direktion ganz frauenzimmerlich, mitunter ein bischen eigen sind." Die Nummer 49 des zweiten Jahrganges brachte denn auch den wörtlichen Abdruck des Berichtes von „als ich Ihnen" — bis „alle Beifallsbezeugungen unterblieben".

Beweist schon die sofortige Aufnahme in diese unter seinem Patronat stehende Zeitschrift, welche Theilnahme er dem Volksschauspiel widmete und bei Anderen voraussetzte, so spricht er sich darüber im Dankesbrief an Boisserée am 17. Oktober, es nach seiner Art in einen größeren Zusammenhang einreihend, folgendermaßen aus:

„Aus der Beilage (es war jedenfalls das betreffende Blatt des Chaos) ersehen Sie, mein Theuerster, daß die lebhafte Redaktion sich alsobald der allerliebsten Erzählung bemächtigt hat. Schon rechtfertigt der allgemeine Beifall diese Kühnheit. Thun Sie es ja um Ihrer und um Anderer willen, solche Lebens- und Sittenzüge aufzuzeichnen. Selbst ist für dergleichen das südliche Deutschland fruchtbarer als das nördliche; es gehört eine mittlere Unschuld dazu, wenn dergleichen hervortreten soll."

Im Vorbeigehen möchten wir hier an die Behandlung eines ähnlichen Stoffes in der italienischen Reise erinnern — an die reizvolle Besprechung eines geistlichen dialogisirten Liedes von Christus und der Samariterin, die mit der Bemerkung schließt, daß es der römischen Kirche am besten gelungen sei, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Be-

[5]) Vgl. die Ausführungen des Repräsentanten der streng Raiffeisen'schen Neuwieder Gruppe, Dr. Faßbender, in den Verh. d. Ver. f. Sozialp., 1887, S. 219 ff.

[1]) Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. S. 542 squ. Bd. II.

griffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt habe.

Die Ereignisse der folgenden Zeit (wenige Tage nach Absendung des obigen Briefes starb Goethe's Sohn zu Rom) ließen die Gedanken der beiden Männer nicht mehr zu diesem Gegenstand zurückkehren. Es genügt aber jener kurze Briefwechsel darüber, um nach zwei Seiten erfreulich zu wirken. Erstens beweist auch er aufs neue, wie irrig die Meinung derer ist, die glauben, der alte Dichter habe damals, halb Olympier, halb Geheimrath, theilnahmslos gethront über der Menschen Leiden und Freuden; vor allem aber ist es für uns eine Freude, daß denen, die den jetzt so gewaltig emporgewachsenen Baum des Passionsspiels hegten, als er noch ein kleines, weltentrücktes Pfiänzlein war, Goethe's Name sich anreiht.

S. Boisserée's Bericht an Goethe lautet:

München, 24. September 1830.

Als ich Ihnen letzthin, am 4. September, ein paar flüchtige Zeilen zur Begleitung der beiden ersten Hefte meiner Baudenkmale am Niederrhein durch Thiersch sandte, waren wir im Begriff nach Oberammergau, einem Dorf auf der Grenze des Tirols, zu einer dramatischen Darstellung der Passion abzugehen. Ich bekenne, ich ließ mich ungern dazu bereden, weil ich widerwärtige Eindrücke erwartete, und nur die Aussicht, bei dieser Gelegenheit einige sehr schöne Gegenden zu sehen, bewog mich zuletzt, die seltsame Wallfahrt anzutreten. Nun aber bin ich recht froh, diesen Entschluß gefaßt zu haben, denn nicht nur wurde alles mit Ernst und Anstand ausgeführt, wodurch die unangenehme Wirkung, welche der Natur des Gegenstandes nach in manchen Stücken nicht fehlen konnte, sehr gemildert wurde, sondern der Plan der ganzen Darstellung war auf eine so eigenthümliche Weise, mit so viel Verstand und Kunstsinn angeordnet, daß man seine Bewunderung nicht versagen konnte, und sich vielfach belehrt und angeregt fühlte. Stellen Sie sich eine sehr große, breite Bühne, dagegen über amphitheatralische Sitze für die Zuschauer in einem Oblongum, alles unter freiem Himmel vor. Denken Sie sich dazu ein Orchester nach unsrer gewöhnlichen Einrichtung, die Bühne aber mit einem sehr tiefen Proscenium, bis auf eine schmale architektonisch bemalte Seiteneinfassung, eben so breit wie der Raum für die Zuschauer; im Hintergrund des Prosceniums, in der Mitte, die eigentliche Bühne ohne weitere Erhöhung mit einem Vorhang mit Coulissen und allem Zubehör wie in unsern Schauspielhäusern. Diese eigentliche Bühne ist nur halb so breit als das Proscenium, und doch so groß wie unsre Bühnen von mittlerem Umfang, etwa wie die von Weimar. Neben dieser hinteren Bühne nun befindet sich an jeder Seite eine Flügelthüre und darüber ein gleichfalls durch eine Flügelthüre zugänglicher Balkon, beide für die Scene bei Annas und Pilatus bestimmt; neben den Thüren aber sieht man an beiden Seiten schmale Nebenbühnen, welche nicht ganz so tief sind wie die mittlere Bühne, immer offen bleiben und Straßen vorstellen.

Man bemerkt sehr bald, daß diese Einrichtung mit einigen Modifikationen von der alten griechischen Bühne entlehnt ist, und wenn man nun die Darstellung mit einem Prolog und Chor beginnen sieht, welcher in antikem Kostüm aus den Seiteneingängen des Prosceniums hervortritt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Kenner des Alterthums den guten Dorfbewohnern mit Rath und That müsse beigestanden haben. Wirklich lag die Gelegenheit hiezu auch ganz nahe, da Oberammergau unter der Herrschaft der Abtei Ettal stand, welche nur eine halbe Stunde davon entfernt ist und wo immer sehr unterrichtete und gebildete Herren gehaust haben. Auch erfährt man, daß diese Darstellungen schon im Jahre 1634 eingeführt wurden, wo noch kein eigentliches Theater in Deutschland bestand, und daß zwar seitdem, wie man ohnehin gleich wahrnimmt, manche Veränderungen eingetreten sind, daß aber in der Hauptsache die alte Grundlage beibehalten worden.

Ferner wird die schickliche, ja verhältnißmäßig befriedigende Ausführung einer so schwierigen Aufgabe in einem Dorfe durch die besondere Lebensweise der Einwohner begreiflich; von Ackerbau ist nämlich bei der außerordentlich hohen Lage des Thales kaum die Rede und die Viehzucht, wozu die Alpen im Gebirge dienen, beschäftigt nur wenige Menschen; das Hauptgewerbe ist eben Drechseln, Bildschnitzen und Malen, dieses treiben die Leute mit großer Geschicklichkeit. Und es leuchtet ein, wie sie durch dieses Verstand und Phantasie aufregende Geschäft zu der Ausbildung fähig werden, die von jener ersten höheren Anleitung her sich unter ihnen von Vater auf Sohn fortgepflanzt hat. Die Leute machen sich eine Ehre daraus, an den Darstellungen theilzunehmen, die nur alle zehn Jahre (ausnahmsweise auch wohl im fünften Jahre) und dann zehn- bis zwölfmal, immer an Sonntagen, aufgeführt werden. Keiner erhält dafür irgend eine Belohnung, ausgenommen der Judas, sondern Alle, und es treten über 300 Personen auf, handeln um ehrenwillen; mit dem Orchester, welches aus mehr als 30 Personen besteht, ist es ebenso. Man erfährt gar keine Namen; alles geschieht im Namen der Gemeinde, von ihr werden auch die Kosten bestritten, sie sind, besonders für das zum Theil sehr gute Kostüm, nicht unbedeutend; dagegen zieht die Gemeinde dann gleichfalls die Einnahme und es mögen ihr davon in günstigen Jahren wohl zwei- bis dreitausend Gulden Ueberschuß bleiben, die zu außerordentlichen Bedürfnissen oder zu wohlthätigen Anstalten verwendet werden. Doch ich muß Ihnen von der Darstellung selbst reden: Der Prolog also, wozu, wie zu den Chören, der Text in Versen seit etwa 20 Jahren von einem Oberammergauer Schulmeister neu verfaßt ist, wird gesprochen, der Vortrag des Chors aber, welcher aus zehn Personen, Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen besteht, und mit dem Sprecher des Prologs, ohne Rücksicht des Geschlechts, gleich kostümirt ist, wird mit vollständiger Orchesterbegleitung gesungen. Die Komposition dazu, auch von einem Oberammergauer, ist in moderner Oratorienart und wechselt zwischen Arien, Duetten, Quartetten und Gesammtstücken. Reine Instrumentalmusik wird nicht gemacht.

Nach der Introduktion durch Prolog und Chor beginnt das Ganze mit dem Einzug in Jerusalem, wobei alles Volk mitsingt. Dann erscheint Christus im Tempel und verjagt die Käufer und Verkäufer; hiebei, wie bei allen folgenden Scenen aus dem Leben Christi, wird in Prosa gesprochen. Es ist dieser dramatische Theil wegen dem in der Handlung wie in der Sprache hervortretenden Realismus der ungenügendste, ja mitunter widerwärtige Theil der Darstellung. Indessen hat der ursprüngliche Anordner, welcher dieses gefühlt zu haben scheint, den guten Gedanken gehabt, jedesmal zwei oder drei zusammenhängende dramatische Scenen mit zwei oder drei darauf bezüglichen Gruppen aus dem alten Testament abwechseln zu lassen.

Diese Gruppen werden auch jedesmal durch den Chor und zuweilen durch den Prolog eingeführt, nach der Introduktion aber entfernt sich der Chor nicht, sondern er stellt sich bei Aufziehung des Vorhangs zu beiden Seiten des Prosceniums und begleitet die Gruppe, welche ein lebendiges Bild oder sogenanntes Tableau ist, mit Gesang. Diese Gruppen bestehen, je nach dem Gegenstand, aus wenigen oder vielen Figuren, ja einigemal erscheinen dabei über 100 Personen, wie bei dem Manna, der ehernen Schlange, bei dem Auszug der Israeliten aus Aegypten u. s. w. Die Ausführung der Gruppen ist zum Theil vortrefflich, vorzugsweise von Seiten der Männer und Jünglinge, da hingegen die Frauen, Mädchen und Kinder sich in Mienen, Geberden und Stellungen meist ungeschickt und steif benehmen. Denselben Unterschied bemerkt man mit einigen Ausnahmen in den dramatischen Scenen, auch fällt hier die günstigere Aufgabe der Juden, namentlich der Synagoge und ihrer Vorsteher auf; da sie immer handelnd und leidenschaftlich erscheinen, bringen sie eine größere Wirkung hervor, als Christus mit seinen Jüngern und Freunden. Daß die Rolle des Christus nicht befriedigend gegeben wurde, können Sie sich denken, indessen wußte der Mann, dem sie aufgetragen war, sich mit so viel Anstand und zum Theil mit so viel Zartheit zu benehmen, daß das Gefühl nie beleidigt wurde. Die dramatischen Scenen wurden bis zur Auferstehung durchgeführt, und dann folgte zum Beschluß ein reiches Bild, welches den Sieg des Christenthums

über das Judenthum darstellte und mit einem Alleluja begleitet wurde.

Das ganze Schauspiel zerfiel in vier Abtheilungen, fing morgens um 9 Uhr an und dauerte mit der nöthigen Unterbrechung für das Mittagessen bis 6 Uhr abends, so daß sechs bis sieben Stunden lang gespielt wurde. Die Zuschauer waren aus allen Ständen von nah und fern sehr zahlreich herbeigeströmt und betrugen sich höchst schicklich und aufmerksam, ja andächtig. Man sah viele Leute weinen, alle Beifallsbezeugungen unterblieben. Hätte man die Scenen aus der Geschichte Christi als Bilder dargestellt und diese durch einen analogen, dramatisch behandelten Stoff verbunden, wobei das ganze Schauspiel füglich auch hätte sehr abgekürzt werden können, so möchte wenig zu wünschen mehr übrig geblieben sein.

Von Zeit zu Zeit sieht man auch in anderen bayerischen Gebirgsorten noch Passionsvorstellungen, diese sollen sich aber alle nicht über das Gemeine erheben und in keiner Hinsicht eine Vergleichung mit diesem Oberammergauer Schauspiel aushalten. Ich vermuthe, daß Ihnen die Sache wenigstens in ihrem wahren Bestand noch neu ist und hoffe deßwegen, meine Schilderung werde noch einigen Werth für Sie haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat August (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). In mondfreien Augustnächten kommt der Anblick des gestirnten Himmels hinsichtlich des Glanzes und der Anzahl der sichtbaren Sterne jenem in klaren Winternächten ziemlich nahe. Die **Milchstraße** hat nunmehr ihren höchsten Stand erreicht, in leicht geschwungenem Bogen zieht sie, den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel nahezu halbirend, vom nordöstlichen Horizont nahe am Zenithpunkt vorbei zum südwestlichen Horizont.

Im Scheitelpunkt, inmitten der Milchstraße, steht das Sternbild des **Schwans** mit dem Stern erster Größe **Deneb**, während im Süden, am unteren Rand der Milchstraße, das Sternbild des **Adlers** glänzt, dessen hellster Stern **Atair** eben durch den Meridian geht. Zwischen Schwan und Adler befindet sich der **Fuchs** mit der **Gans** und östlich von den beiden letzteren, am Ostrand der Milchstraße, das Sternbild des **Delphins**. Südlich vom Adler kulminirt ferner das Sternbild des **Antinous**. Die gleichfalls im Süden stehenden Sternbilder des **Schützen**, in welchem gegenwärtig der Planet **Saturn** glänzt, und des **Steinbocks** erheben sich nicht sehr hoch über den Horizont. Ein breiter, dunkler Kanal zieht sich, in der Nähe des Zenithpunkts beginnend, durch den südlichen Theil der Milchstraße hindurch bis zum Horizont hinab; in ihm liegt, südwestlich vom Adler, der **Sobieski'sche Schild**, an welchen sich weiter westlich das Sternbild des **Schlangenträgers** anschließt.

Westlich vom Scheitelpunkt, nur wenig außerhalb der Milchstraße, steht das Sternbild der **Leier** mit dem Stern erster Größe **Wega**, noch weiter westlich und nahezu auf dem gleichen Deklinationskreise stehen die Sternbilder des **Herkules** und der **Schlange**, ersterer mit einem außerordentlich reichen und prächtigen Sternhaufen. Die **Wage** und der **Skorpion** sind im Westen schon theilweise untergegangen, doch ist der rothfunkelnde **Antares**, der hellste Stern im Skorpion, ebenso wie der nahe bei dem Stern zweiter Größe β Scorpii glänzende Planet **Jupiter** noch tief am südwestlichen Horizont sichtbar.

Im Nordwesten steht die **Nördliche Krone**; unter ihr, schon ziemlich tief, das Sternbild des **Bootes** mit dem hellen Stern **Arktur**, ferner die **Jagdhunde**, und, noch weiter gegen Norden, der **Große Bär**.

Im Südosten ist der **südliche** oder **Große Fisch** mit dem glänzenden Stern erster Größe **Fomalhaut** im Aufgang begriffen; in etwas größerer Höhe steht daselbst der **Wassermann** und zwischen diesem und dem Delphin das **Füllen**.

Im Osten steht noch ziemlich tief das Sternbild der **Fische** und über diesem das ausgedehnte Sternbild des **Pegasus**. Im Nordosten erblicken wir endlich noch die Sternbilder der **Andromeda** und des **Widders** und im nördlichen Theile der Milchstraße die Sternbilder des **Cepheus**, der **Cassiopeja**, des **Perseus** und des **Fuhrmanns**, letztere beide noch ziemlich tief am Himmel stehend.

Die **Sonne** nähert sich im Monat August dem Aequator um weitere $9\frac{1}{2}$ Grad. Um die Mitte des Monats steht sie noch rund 14 Grad nördlich von ihm, wonach ihre Kulminationshöhe um diese Zeit für die Breite von München immer noch 56 Grad beträgt. Die Entfernung der Sonne von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 120,000 Meilen ab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers ihrer Scheibe von 30′ 31.1″ auf 30′ 42.2″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

August	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	50 m	früh	7 h	49 m	abends
8.	4	59	„	7	39	„
15.	5	9	„	7	27	„
22.	5	18	„	7	14	„
29.	5	28	„	7	1	„
31.	5	31	„	6	57	„

Die Tageslänge nimmt hienach im Verlaufe des Monats August fast genau um $1\frac{1}{2}$ Stunden ab, am Ende des Monats beträgt sie noch 13 Stunden 26 Minuten, wozu noch je etwa 50 Minuten für die Morgen- und Abenddämmerung kommen.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat August sind folgende:

3.	August	6 h	nachm.	Erstes Viertel
10.	„	10	nachts	Vollmond
12.	„	12	mittags	Erdnähe
17.	„	1	„	Letztes Viertel
26.	„	5	früh	Neumond
27.	„	11	nachts	Erdferne.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

August	Aufgang			Untergang		
1.	11 h	2 m	vorm.	9 h	46 m	abends
8.	5	47	nachm.	1	56	nachts
15.	9	25	abends	11	5	vorm.
22.	2	29	früh	5	35	nachm.
29.	9	51	vorm.	8	16	abends
31.	11	58	vorm.	9	16	abends.

Im Monat August werden die Planeten Saturn, Uranus und Neptun neuerdings vom Monde bedeckt, in unseren Gegenden sind diese Bedeckungen jedoch sämmtlich unsichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** sind noch immer als ziemlich günstige zu bezeichnen.

Merkur setzt seine rückläufige Bewegung im Sternbild des Krebses zunächst noch fort, wird am 11. August dort stationär und hierauf rechtläufig; gegen den Schluß des Monats trifft er im Sternbild des Großen Löwen ein. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 12.0 auf 24.6 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu etwa ein Fünftel beleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 11.2″ auf 5.5″ herab. Merkur kommt am 1. August in **untere Konjunktion** mit der **Sonne** zu stehen, am 3. August erreicht er seine größte südliche heliozentrische Breite, am 19. August seine größte **westliche Elongation** von der Sonne mit 18° 31′, am 22. August geht er durch den aufsteigenden Knoten und am 27. August endlich durch das Perihel seiner Bahn. Merkur geht Anfang August fast gleichzeitig mit der Sonne, Mitte August aber schon zwei Stunden vor dieser auf; von den ersten Tagen des Monats abgesehen ist er daher während des ganzen Monats vor Sonnenaufgang als **Morgenstern** am östlichen Himmel sichtbar.

Venus geht rechtläufig im Sternbild der Zwillinge vorwärts und vergrößert dabei ihren Abstand von der Erde von 7.3 auf 11.6 Mill. Meilen, was eine Verminderung des

scheinbaren Durchmessers ihrer durchschnittlich zu 28 Proz. beleuchteten Scheibe von 46.3" auf 29.0" zur Folge hat. Am 14. August erreicht sie für dieses Jahr ihren *größten Glanz als Morgenstern*, am 15. August ihre größte südliche heliozentrische Breite; am 21. August steht sie in Konjunktion mit dem um diese Zeit schon stark sichelförmigen Monde, welche Stellung einen schönen Anblick gewährt. Venus geht durchschnittlich um 2 Uhr nachts auf und ist somit während des ganzen Monats fast bis zum Sonnenaufgang als hellglänzender *Morgenstern* am östlichen Himmel sichtbar.

Mars bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Stiers in das der Zwillinge und nähert sich dabei der Erde, von der ihn ein durchschnittlicher Abstand von 39.5 Mill. Meilen trennt, um 3. Mill. Meilen, so daß der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 93 Proz. beleuchteten Scheibe von 4.6" auf 5.0" ansteigt. Am 7. August kommt Mars mit dem Planeten Neptun, am 20. August mit dem Monde in Konjunktion zu stehen. Er geht durchschnittlich etwa $^{3}/_{4}$ Stunden nach Mitternacht auf, kann also in der zweiten Hälfte der Nacht am östlichen Himmel wahrgenommen werden.

Jupiter kommt im Sternbild des Skorpions um wenig mehr als 1 Grad in rechtläufigem Sinne vorwärts. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 97.7 auf 107.0 Mill. Meilen an, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 37.5" auf 34.3" herab. Am 25. August kommt Jupiter in Quadratur zur Sonne, am 5. August in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Er geht durchschnittlich um 11 Uhr nachts unter, bleibt somit nach Sonnenuntergang nur noch für einige Stunden am südwestlichen Himmel sichtbar.

Saturn legt im Sternbild des Schützen gleichfalls nur eine ganz kurze Strecke und zwar in rückläufigem Sinne zurück. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. August 186.5, am 31. August 195 Mill. Meilen; der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe reduzirt sich dementsprechend im Laufe des Monats von 16.6" auf 15.9". Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind für die Mitte des Monats: große Achse 39.7", kleine Achse 17.9". Saturn wird am 7. August vom Monde bedeckt; da indessen diese Bedeckung für uns um die Mittagszeit stattfindet, ist sie nicht von weitergehendem Interesse. Der Planet geht im Monat August durchschnittlich bald nach Mitternacht unter, kann also nur noch in der ersten Hälfte der Nacht, am besten gleich nach Einbruch der Dunkelheit, beobachtet werden.

Uranus ist bis zum 18. August rückläufig, von diesem Tage an aber rechtläufig im Sternbild des Schlangenträgers. Sein Abstand von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 10 Millionen Meilen zu, im Durchschnitt beträgt er 378 Millionen Meilen, was einem scheinbaren Durchmesser seiner Scheibe von 3.7" entspricht. Uranus geht Mitte August bereits um $11^{1}/_{4}$ Uhr nachts unter, steht demnach für die Beobachtung nicht mehr besonders günstig. Am 5. August nachts 11 Uhr — also kurz vor seinem Untergang — wird er vom Monde bedeckt.

Neptun hat minimale rechtläufige Bewegung im Sternbild der Zwillinge. Seine Entfernung von der Erde beträgt durchschnittlich 613 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beläuft sich auf 2.3". Er geht um die Monatsmitte schon bald nach Mitternacht auf, kann also in der zweiten Nachthälfte am östlichen Himmel wahrgenommen werden. In den frühen Morgenstunden des 20. August, kurz vor Tagesanbruch, wird er vom Monde bedeckt.

Kometen. Der in der Nacht vom 23. auf 24. Juli von Mr. *Will. Brooks* auf der Smithsternwarte in Geneva (N.-Y.) entdeckte Komet 1900, b wird nach den Ergebnissen einer von Dr. Möller in Kiel auf Grund von genügend zahlreichen Beobachtungen durchgeführten vorläufigen Bahnbestimmung bereits am 3. August im Abstand von 1.015 Erdbahnradien das Perihel seiner Bahn passiren, die größte Annäherung an die Erde — ceteris paribus also auch die größte Helligkeit — hat bereits am 30. Juli stattgefunden. Die Eigenbewegung des Kometen in der Richtung der Deklination ist so beträchtlich, daß er schon in den ersten Tagen des August zirkumpolar, also die ganze Nacht hindurch am (nördlichen) Himmel sichtbar sein wird. Trotz seines schönen Schweifes wird der Komet mit freiem Auge kaum beobachtet werden können, wohl aber wird dies bei Zuhülfenahme eines Opernglases der Fall sein.

Sternschnuppen. Einer der schönsten und am längsten (seit mehr als 1000 Jahren) bekannten periodischen Sternschnuppenschwärme, der von dem Stern η im Perseus ausstrahlt und deßhalb den Namen *Perseiden* (nach früherer Bezeichnung auch „Laurentius-Strom" oder „feurige Thränen des heiligen Laurentius") führt, erreicht am 10. August das Maximum seiner Frequenz. Bemerkenswerth ist dieser Sternschnuppenschwarm besonders dadurch, daß er, wie Schiaparelli zuerst zeigte, gleich den Leoniden und Bieliden die Sonne in einer elliptischen Bahn umkreist, die mit der Bahn eines periodischen Kometen (1862, III) zusammenfällt. Da just am Tage der Maximalfrequenz in diesem Jahre Vollmond eintritt, so wird die diesjährige Erscheinung der Perseiden für solche Beobachter, welche nicht die frühen Morgenstunden opfern wollen, allerdings einige Einbuße erleiden. — Vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz sind während des Monats August noch aus dem Wassermann (*Aquariden*), aus dem Pegasus (*Pegasiden*), aus dem Drachen und endlich aus dem Cepheus zu erwarten.

-rt-

* Der amtliche Bericht über die *archäologischen Funde in Italien während des Monats Mai* bringt folgende Neuigkeiten. Im Gemeindebezirk von Baone in Venetien wurden die *Reste einer römischen Wasserleitung* aufgefunden. An der Via Appia fand man ein schönes *Basrelief griechischer Arbeit*. Es stellt drei rennende Pferde dar, von denen zwei von nackten Jünglingen geritten werden, während der dritte Reiter zu Boden gefallen ist. Aus den *Ausgrabungen am römischen Forum* war besonders die *Freilegung des Vestaheiligthums* zu melden. Das Gebäude ist bis zu Theodorichs Zeit in Benutzung gewesen, die ältesten Theile gehen nach des Ingenieurs Boni Urtheil auf die flavische Zeit zurück. In *Pompeji* wurde in der vierten Insel der fünften Region gegraben, mit ziemlichem Erfolge. Anläßlich des Ende April zu Neapel abgehaltenen III. internationalen Antituberkulosekongresses hatte man in jenem pompejanischen Bezirke eine Festausgrabung veranstaltet, deren Ergebnisse dann durch die späteren Arbeiten erweitert wurden. Man deckte u. a. ein hübsches kleines Stadthaus auf, welches in seinen Zimmern reichen bildlichen Schmuck besaß. Die Wandgemälde, die hier zutage traten, sind zwar weniger ihres Kunstgehaltes wegen von Bedeutung als durch die ganz vorzügliche Erhaltung der Farben. Die Gemälde machten den Eindruck, als ob sie eben erst aus der Hand des Künstlers hervorgegangen seien. Die Technik ist die des vierten Mauschen Stiles, den Inhalt bilden mythologische Scenen, z. B. Pyramus und Thisbe, Landhäuser am Meeresufer und Thierleisten, worunter besonders ein von Flamingos gezogener Wagen auffällt. Aus *Sicilien* endlich hat Paolo Orsi, der Direktor der Alterthümer dieser Insel, viele Einzelheiten zu berichten gehabt. An mehreren Orten sind Gräber gefunden worden, bei Matrensa arbeitet man an der Aufdeckung eines vorgeschichtlichen Dorfes. In Syrakus fand man Baureste aus griechischer Zeit, die Orsi für die Palästra eines Gymnasiums hält. In Noto kamen ebenfalls griechische Reste zutage, darunter eine seltsam geformte dorische Säule. Das Wichtigste war ein Münzfund bei Termini Imerese bei Caccamo. Es handelt sich um eine ziemliche Zahl von alten Tetradrachmen, die dem sicilisch-punischen Münzverbande angehören.

* Der auf dem *Berliner Tuberkulose-Kongreß* im vorigen Jahre von Hrn. Ferdinand Manheimer ausgesetzte *Kongreßpreis* von 3000 M., der seitens der Firma Kahnemann um 1000 M. erhöht wurde, für die beste populäre Schrift über „Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung" ist von dem Preisgericht einer Arbeit zugesprochen worden, als deren Verfasser sich Dr. S. A. *Knopf* aus *New-York* erwiesen hat. Es waren im ganzen 81 Arbeiten eingegangen, deren Beurtheilung dem Preisgericht, welches aus den HH. Geheimrath Prof. Dr. B. Fränkel, Geheimrath Prof. Dr. Gerhardt, Kapitän Harms, Präsident Dr. Köhler, Generalarzt Prof. Dr. v. Leuthold, Geheimrath Dr. Naumann, Oberstabsarzt Dr. Pannwitz, Staatssekretär des Innern Graf v. Posadowsky-Wehner, S. D. Herzog von Ratibor besteht,

nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursachte. Es wurde eine dreimalige Sichtung vorgenommen und schließlich unter fünf Arbeiten die erwähnte als die beste anerkannt. Der Druck wird demnächst seitens des deutschen Zentralkomitees erfolgen.

* Im Observatorium bei Juvisy bedient man sich einer Reihe verschiedenfarbiger Thermometer, die der Sonne ausgesetzt werden und zeigen sollen, welchen Wärmegrad die so beschienenen Gegenstände erreichen können. Am 25. Juli, 3 Uhr nachmittags, wurden folgende Beobachtungen gemacht. Danach wies

das schwarze Thermometer	69.5°
" dunkelblaue "	68.5°
" blaue "	67.0°
" violette "	65.8°
" rothe "	63.5°
" grüne "	63.0°
" orangegelbe "	62.0°
" gelbe "	61.0°
" weiße "	58.1°

Andere Thermometer dienten zu Messungen der Temperatur des Bodens in verschiedenen Tiefen. Eine Sandschicht ergab 44.4°, Erde in 0.10 m Tiefe 43.1°, Erde in 0.50 m Tiefe 24.6° und ein Brunnen von 13 m Tiefe 12.0°.

* **München.** Dem Honorarprofessor der hiesigen Technischen Hochschule Dr. Karl v. Linde wurde der Titel und Rang eines ordentlichen Professors dieser Hochschule verliehen.

* **Aus Württemberg.** In Degerloch ist vorgestern Prof. Joh. Zeman, Lehrer an der Technischen Hochschule zu Stuttgart, infolge eines Herzschlags plötzlich verschieden. — Der geprüfte Lehramtskandidat und dermalige Assistent am physikalischen Institute der Universität Tübingen, Dr. Karl Stöckl aus Eichstätt, wurde zum Adjunkten bei der meteorologischen Zentralstation in München ernannt.

* **Leipzig.** In der Neubesetzung des Amtes eines Prokanzellars der Universität ist eine Aenderung eingetreten: es wurde an Stelle des Professors Dr. Beckmann Professor Dr. Chun zum Prokanzellar der Universität für nächstes Studienjahr gewählt. — Ebendaselbst ist dem Dr. med. Straub, Assistenten am Pharmakologischen Institut, von der philosophischen Fakultät die venia legendi für Pharmakologie ertheilt worden.

* **Kiel.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Friedrich Klein ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* Hinsichtlich der Doktorpromotionsordnung (medizinische) für das Deutsche Reich wurde eine Einigung bei allen deutschen Bundesstaaten erzielt und dürfte baldigst die Publikation erfolgen.

* **Athen.** Prof. Dr. Paul Wolters, Sekretär des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Archäologie an die Universität Würzburg erhalten und angenommen.

* Aus der skandinavischen Literaturwelt wird der „Nat. Ztg." geschrieben: Zu Kopenhagen hat am 26. d. M. der 3. skandinavische Aerztekongreß begonnen. Diese Versammlungen finden jedes zweite Jahr statt und wurden 1896 in Gothenburg eröffnet, während man 1898 in Christiania tagte. Als Hauptthema des diesjährigen Kongresses wird die Serumtherapie bezeichnet. — Die dänische Akademikerfahrt nach Island sollte am 28. d. M. beginnen. Sie zählte 85 Theilnehmer, darunter 49 aktive Studenten und 36 ältere Akademiker.

* Im Anschluß an die bei Gelegenheit der Enquete über die Zulassung der Realgymnasiasten zum juristischen Studium uns vom Hrn. Geh. Rath Prof. F. Dahn freundlichst mitgetheilte Probe der Lateinkenntniß unsrer Studenten übersendet uns derselbe heute abermals die neueste Frucht seiner hierin gemachten Erfahrungen. Ein Jurist im dritten Semester übersetzte nämlich im Seminar die Worte in Tacitus' Germania c. 25: „liberti raro aliquod momentum in domo" folgendermaßen: „Die Freigelassenen sind selten einen Augenblick zuhause."

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

M. J. Bonn: Die Vorgänge am Edelmetallmarkt. (Münchener volkswirthschaftliche Studien. 40. Stück.) Stuttgart, Cotta 1900. — H. Schmelzle: Der Staatshaushalt des Herzogthums Bayern im 18. Jahrhundert. (Do. 41. Stück.) Ebenda 1900. — P. Berthold: Zur Judenfrage in Galizien. Frankfurt a. M. 1900. — E. Fraas: Die Triaszeit in Schwaben. Ravensburg, Maier. — A. Köster: Festrede zur 500jährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs. Leipzig, Teubner 1900. — G. Freytags Karte von China. Wien und Leipzig, Freytag u. Berndt 1900. — E. Bretschneider: Map of China. Wien, Artaria 1900. — Statistica degli scioperi avvenuti nell' industria e nell' agricoltura durante l'anno 1898. Roma, Tipografia nazionale 1900. — Jeanne Marni: Das sind nun die Kinder. München, Langen 1900. — M. Prevost: Starke Frauen. Ebd. 1900. — Photographische Neuaufnahmen der bayerischen Königsschlösser. München, Hanfstaengl. — K. Proelß: Kriegsvolk und Radvolk. Berlin, Thormann u. Goetsch 1900. — K. W. Jerusalem: Philosophische Aufsätze. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 89/90. N. F. Nr. 39/40.) Berlin, Behr 1900. — F. Berger: Was muß man vom Grundbuch- und Hypothekenrecht wissen? Berlin, Steinitz 1900. — D. Goebeler: Was muß man vom Spiritismus wissen? Ebd. 1900. — Friedmann: Die Pflege und Ernährung des Säuglings. Wiesbaden, Bergmann 1900. — S. Grünwald-Zerkowitz: Das Gretchen von heute. Zürich, C. Schmidt 1900. — A. v. Reder: Ueber die wahren Ursachen des Verlustes von Oesterreichs Stellung in Deutschland. . . . Ebd. 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Liefg. 352. Ungarn. 5. Bd. (2. Abth.), 29. Heft. Wien, Hölder. — Fahrplan 1900 für Nordlandsreisen. 3. Jahrg. Hrsgb. von der Verwaltung der Saßnitz—Trelleborg—Linie. Stettin und Stockholm. — H. Hahn: Die Grabsteine des Klosters Werschweiler. (S.-A. aus der „Vierteljahrsschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde" 1900.) Heft 1/2. Berlin, Sittenfeld 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die landwirthschaftlichen Kreditgenossenschaften.

(Zum 50jährigen Jubiläum ihres Bestehens.)

Von Dr. Alfred Nossig.

II.

Aber nach weiter läßt sich diese überraschende Uebereinstimmung der wirthschaftlich praktischen Organisation mit altruistischen Zwecken verfalgen. Die Raiffeisenschen Genassenschaften begnügen sich nicht damit, den Kreditbedürfnissen ihrer Mitglieder Genüge zu leisten; sie streben die allseitige wirthschaftliche Hebung, ja die geistige und sittliche Erziehung derselben an. Dieselbe Organisation aber, welche das rein finanzielle Problem des ländlichen Personalkredits am trefflichsten läst, erweist sich zugleich als der beste Rahmen für die sozialethische Wirksamkeit.

Wenn die Raiffeisengenassenschaft ihren Mitgliedern nicht nur Gelegenheit, sandern Anregung zur Sparsamkeit und zum vernünftigen Wirthschaftsbetrieb geben will; wenn sie daher die beabsichtigte Verwendung eines Darlehens vor der Gewährung desselben feststellt und hierauf überwacht; wenn sie die wirthschaftlichen Kenntnisse der Kleingrundbesitzer heben, ja schädliche Gewohnheiten, wie Trunksucht, Unehrlichkeit, Sittenlosigkeit beseitigen und demnach in die wirthschaftliche Gebahrung und in das Privatleben der Darfbewohner eindringen will, so bietet ihr für all das ihr lakaler Charakter, ihre ärtliche Begrenzung die varzüglichste Grundlage.

Indem sie andrerseits die unentgeltliche Verwaltung sich zum Grundsatz macht, schafft sie für die besser Situirten und geistig Höherstehenden die saziale Ehrenpflicht, sich der Leitung anzunehmen und äffnet so der hülfreichen Wirksamkeit der höheren Gesellschaftsklassen zugunsten der niedrigeren die Bahn. Erst damit aber ist das neue Prinzip der brüderlichen Hülfe, der menschlichen Solidarität, des Klassenbundes im Gegensatz zum Klassenkampf voll realisirt, gelangt die Privatinterventian zur reifsten und edelsten Blüthe. Denn nun haben wir nicht mehr blaß die genossenschaftliche Selbsthülfe der Hülfsbedürftigen vor uns, sandern die uneigennützige, durch Nächstenliebe diktirte Wirksamkeit, die nichts van verletzender und korrumpirender Wahlthätigkeit an sich hat und sich immer mehr als unentbehrliches Element im sazialen Bau erweist. Mit Recht bemerkte Hecht: „Es ist eine Eigenart der ländlichen Bevölkerung, die wie mir scheint, van den Organisationen der Schulze-Delitzsch-Genassenschaften lange Zeit nicht genügend gewürdigt worden ist, daß man die Einrichtungen, die für sie bestimmt sind, ihnen an Ort und Stelle entgegenbringen muß. Der Satz „beneficia non obtruduntur“ trifft hier nicht zu. Die Organisatian muß stattfinden unter der Parole: beneficia obtruduntur.“[6])

Diese Seite der Raiffeisen-Organisation hat während der Verhandlungen van 1897 auch Prof. Wagner klar beleuchtet: „Was tritt denn in der Entwicklung dieses neuen ländlichen Genossenschaftswesens besonders hervor? ... Daß mit jeder äkonomischen Frage ein soziales, ein sittliches Element zusammenhängt. Was ist es, was die Raiffeisen-Kassen so verbreitet und bewährt gemacht hat? Die gute und unentgeltliche Hülfe van Persanen außerhalb des Kreises der eigentlich Kreditbedürftigen.“ Man handelt nach dem noblesse oblige, die oberen, vornehmeren, gebildeteren Klassen stellen Kräfte unentgeltlich in den Dienst der unteren Klassen.[7])

Wenn aber Wagner mit besonderem Nachdruck die Verdienste der Geistlichkeit um die Förderung der Raiffeisen-Kassen hervorzuheben sich veranlaßt sieht; wenn das ganze Werk Raiffeisens, im Gegensatz zu dem Schulze-Delitzschs, bewußt von der ethisch-religiösen Basis ausgeht, sa ist dies kein Zufall und keine unwesentliche Eigenthümlichkeit dieser sazialen Schöpfung, sandern ein Ausfluß ihres Geistes. Die moderne, freidenkerische Wissenschaft mag sich über den thealogisch-dagmatischen Theil der Religion noch so erhaben dünken, sie kann den sozial-ethischen Kern des alten und neuen Testamentes nicht verkennen. Und blicken wir näher hin, sa wird es uns klar, daß Raiffeisen und seine Nachfolger eben aus diesem unsterblichen Kern alles sozial Guten, Vernünftigen und Gerechten die eigentliche Anregung zu ihrem Werke geschäpft, während die altgermanische Verfassung das deutsche Volk für das Genossenschaftswesen überhaupt nur innerlich varbereitet, es genassenschaftsfähig gemacht. Denn das Raiffeisen'sche Werk ist seinem ganzen Geiste nach nichts anderes als eine partielle moderne Realisirung der biblischen Lehre von der Menschenbrüderlichkeit, der Ausdruck jenes Weltmitleids, welches die Schriften der alten Propheten durchweht und Christus am Kreuze sterben ließ; die Erfüllung der sozialpalitischen Grundidee der Bibel, auf die ich in meiner „Sozialen Hygiene“ hingewiesen, der Idee, daß Wirthschaftsarganisatian, Gesetzgebung, Wissenschaft, Ethik und Religion einen einzigen, fest zusammengefügten, von demselben Geist getragenen Kulturband bilden sallte.[8])

So faßt auch Wagner die Bedeutung des Raiffeisen-Werkes auf:

„Was wir im vernünftigen Sinn soziale und ethische Nationaläkanamie nannten, ist jetzt längst ... kein ungelästes Problem mehr, sie hat sich in Wissenschaft und Leben immer mehr Geltung verschafft. Die landwirth-

[6]) Verh. d. Ver. f. Sozialp., 1897, S. 149.

[7]) Verh., 1897, S. 239.

[8]) Vgl. Nossig, „Einführung in das Studium der sozialen Hygiene“, Stuttgart, 1894, S. 8.

schaftliche Kreditorganisatian, die Darlehenskassen, haben dieses Problem auf diesem Gebiel glänzend gelöst. Man sieht ein, man kann nicht immer nur nach reinen Geschäftsprinzipien ... vargehen." „Ueberall gibt es auch in der Valkswirthschaft ein vereintes Wirken auf dem Gebiete der Ethik, der Erziehung, der Sittlichkeit, der Religion herbeizuführen, um gesunde Verhältnisse zu schaffen."

Daß diese hohen Ideen, zu denen die Interventian in gereifter Auffassung hinleitet: die Einheit von Ethik und Sazialpolitik und die Ergänzung des Prinzips der wirthschaftlichen Freiheit, des ökanomischen Individualismus, durch das der Salidarität, der Sazialität, der Nächstenliebe, in die an die Schlagwarte des Manchesterthums gewöhnten Köpfe nicht safort Eingang finden konnten, wird wohl Niemand in Erstaunen setzen. Sa und nur sa ist, wie bereits hervargehaben, der seltsame Entwicklungsgang der kankurrirenden Schöpfungen Raiffeisens und Schulze-Delitzschs zu erklären.

Raiffeisen begründet seine erste Darlehenskasse, den „Flammersfelder Hülfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirthe" unmittelbar nach den Nothjahren 1847/48; Schulze-Delitzsch die erste Varschußkasse erst 1851 in Eilenburg. Aber während die jüngere Schöpfung safort einen erstaunlichen Aufschwung nimmt, macht die ältere trotz der eifrigen Bemühungen Raiffeisens nur geringe Forlschritte. Nach im Jahre 1871 gab es im Deutschen Reich kaum mehr als 100 Kassen, die seinen Prinzipien entsprachen. Ganz anders gestaltet sich das Bild im Jahre 1890. Im letzten Drittel des Jahrhunderts brichl sich das Verständniß für das Raiffeisen-Werk plötzlich Bahn. Nichl nur die mit Neuwied verbundene, orthodax Raiffeisen'sche Gruppe entwickelt sich in imposanter Weise: es entsteht eine neue, noch größere Organisatian, welche die Raiffeisen'sche Darlehenskasse in manchen Punkten ummobelt, um lokalen Verhältnissen Rechnung zu tragen, den Raiffeisen'schen Ausgangspunkten aber treu bleibt. Wir sprechen van den Darlehenskassen mit vielsach nuancirten Statuten, welche sich dem „Allgemeinen Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften in Offenbach" angeschlossen. Wenn sich unter diesen Kassen manche finden, welche ziemlich beträchtliche Geschäftsantheile zulassen, ja, statt der unbeschränkten Haftpflicht die beschränkte einführen, so haben sie hiebei keineswegs den kapitalistischen Geschäftsgewinn im Auge, sondern die Heranziehung von Großgrundbesitzern, deren Betheiligung besanders in den östlichen Pravinzen für den Erfalg des Interventionswerkes van größter Bedeutung ist. Diese Abweichungen von den Raiffeisen'schen Prinzipien bilden, wie aus dem Jahresbericht des Allg. Verbandes (für 1898) zu ersehen ist, in ihrer Vereinigung nur ein Mittel, um die Zwecke Raiffeisens unter speziellen Bedingungen zu erreichen. Die zahlreichen Neugründungen verdanken ihr Entstehen eben dem Umstand, daß in den Pravinzen Sachsen und Pommern systematisch eine speziell für diesen Zweck sorgfältig ausgebaute Art der beschänkten Haftpflicht mit Zwang zur Erwerbung mehrerer Geschäftsantheile zur Anwendung gelangt, weniger um die Haftpflicht der Genassen abzuschwächen, als um je nach der Leistungsfähigkeit der Einzelnen (bei gleichzeitiger Betheiligung van Groß- und Kleingrundbesitzern) die Haftpflicht und die Einzahlung der Geschäftsguthaben abzustufen."[9]) Hiebei gewähren aber diese Kassen den Genossen Darlehen auf lange Fristen und zu niedrigen Zinsen und sind, wie Sering in seinem Referal über das Genossenschaftswesen hervargehoben, „nirgends kapitalistisch entartet".[10]). Das aber ist das Entscheidende: nicht die technischen Details der Gebahrung bestimmen den Charakter der Kreditgenossenschaft, sandern der Geist, in dem sie geleitet wird. Dieser Geist nun ist bei der Offenbacher und der Neuwieder Gruppe derselbe: er bekundet sich in dem „Ausschluß jedes Motivs der Selbstsucht und Habgier", in der Verwerfung der Parale „laisser faire, laisser aller", welche sich in der Praxis in „laisser mourir" übersetzt. Wir sind also wahl berechtigt, mil Sering die Kredilgenassenschaften mit gemischten Prinzipien den Raiffeisen'schen zuzuzählen und sie als einheitliche Gruppe den Schulze-Delitzsch-Kassen gegenüberzustellen, welche, wie ihr Anwalt Crüger auf dem 40. Vereinstage zu Berlin selbst mit Bedauern hervargehaben, immer öfter in Aktiengesellschaften übergehen, was die Verwandlung sozialer Interessen in kapitalistische bedeute.

Betrachten wir nun das numerische Verhältniß dieser Gruppen, so finden wir schon in den achtziger Jahren ein entschiedenes Rückgehen der Schulze-Delitzsch-Varschußkassen in landwirthschaftlichen Kreisen bei gleichzeitigem Aufschwung der Raiffeisen'schen Darlehenskassen. Die Berichte des Vereins für Sazialpalitik[11]) ebenso wie die amtlichen landwirthschaftlichen Erhebungen aus dieser Zeit[12]) enthalten zahlreiche Belege hiefür, daß die Betheiligung der Landwirthe an den Varschußkassen in ständiger Abnahme begriffen war.

In den neunziger Jahren nehmen beide Gruppen einen neuen Aufschwung, wobei jedach die Varschußkassen van den Darlehenskassen bei weitem überflügelt werden. Dies tritt um so klarer hervar, wenn man bedenkt, daß die Varschußkassen auch für die städtische Bevölkerung, ja in erster Linie für diese bestimmt sind, während die Darlehenskassen ausschließlich Landwirthen zugute kommen.

Nach Crüger bestanden 1890 1072 Vorschußkassen; Darlehenskassen gab es 1892 gegen 2134. Im Jahre 1895 betrug die Zahl der Darlehenskassen schan 3200, die der Vorschußkassen 2700. 1896 zählte man 3000 Varschußkassen und 6391 Darlehenskassen. Im April 1897 3005 Varschußkassen, 6933 Darlehenskassen; im Juni 1898 nach dem Offenbacher Jahrbuch 8451 Kreditgenassenschaften van annähernd Raiffeisen'schem Typus, im Juli 1899 bereits 9208.

Es ist also erst die Agrarkrisis in ihrer verschärften Farm, welche die Erkenntniß reifen ließ, daß individuelle Selbsthülfe nicht immer genüge, daß zur Beseitigung wirthschaftlicher und sozialer Nothstände auch thätige Nächstenliebe, brüderliche Solidarität unerläßlich seien. Die Schulze-Delitzsch-Genassenschaften waren die Vorschule für die Raiffeisen-Genossenschaften.

Ueber die neuere Landestopographie.

Unter dem Titel: „Die neuere Landestopographie, die Eisenbahn-Vorarbeiten und der Doktor-Ingenieur" veröffentlichte Prafessor Dr. C. Koppe im Mai d. J. (Braunschweig, F. Vieweg u. S.) eine Schrift, welche in mannich-

9) „Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes....", Offenbach a. M., 1899, S. 75.

10) Verh. d. kgl. Landes-Oekonomie-Kollegiums in Thiels „Landw. Jahrb.", 1897, Ergänzungsband I, S. 221.

11) „Bäuerliche Zustände", 1883.

12) Vgl. Badische landw. Erhebungen von 1883, Bd. IV, S. 48 ff.; v. Langsdorff „Die Landwirthschaft in Sachsen", 1889, S. 108 ff.; Schreiber in dem amtlichen Werk „Die Landwirthschaft in Bayern", 1890, S. 765; s. auch Buchenberger l. a. Seite 195.

facher Beziehung von allgemeinem Interesse ist, obwohl sich der Verfasser in erster Linie an die technisch gebildeten Kreise wendet.

Handelt es sich doch der Hauptsache nach um die Forderung der Herstellung einer möglichst das ganze Reichsgebiet umfassenden, auf einheitlichen, praktisch-wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebauten Karte großen Maßstabes, welche den allgemeinen Anforderungen der Topographie ebenso als den Zwecken des Technikers, speziell des mit Eisenbahn-Vorarbeiten betrauten Ingenieurs entsprechen soll. Dr. Koppe stellt nämlich an die Spitze seiner Ausführungen die Frage, welche Anforderungen der Ingenieur im technischen Interesse an eine neue topographische Landesaufnahme und Landeskarte stelle.

Diese Frage ist nun von weit allgemeinerer Bedeutung, als der Laie und wohl auch ein beträchtlicher Theil der unmittelbar betheiligten Techniker zugeben werden. Man wird die Wichtigkeit derselben aber sofort einsehen, wenn man einerseits die Schwierigkeiten sich vorstellt, mit welchen eine in einem großen Staatsgebiete durchzuführende neue Landesaufnahme zu rechnen hat, und insbesondere eine Landesaufnahme, welche sowohl militärischen als technischen Anforderungen in jeder Beziehung gerecht werden soll; denn daran ist im Ernste kaum zu denken, daß die Ausführung einer — rein technischen Zwecken dienenden — Neuaufnahme des ganzen Reichsgebietes durchgeführt werden könnte.

Andrerseits muß man die Thatsache im Auge behalten, daß die Durchführung eines derartigen Unternehmens, wenn einmal alle Vorfragen erledigt, wenn insbesondere einmal die praktisch-wissenschaftlichen Grundlagen einheitlich festgelegt sind, viele Jahrzehnte beansprucht. Inzwischen schreitet nun aber die merkantile und industrielle Entwicklung aller lebenskräftigen Staaten in so rapider Gangart vorwärts, daß unsre Nachkommen uns höchst wahrscheinlich verschiedene Versäumnisse vorwerfen werden. Unter diesen wird auch die vorliegende Frage gewiß eine Rolle spielen, denn wir sind — um nur ein Beispiel herauszugreifen — heute noch gar nicht imstande, zu übersehen, welche Umwälzungen die Ausnützung der elektrischen Kraftquellen im ganzen Verkehrswesen der Zukunft zur Folge haben wird.

Oder wer vermöchte zu entscheiden, welche Entwicklung im kommenden Jahrhundert die noch in den Kinderschuhen steckende deutsche Kanalfrage nehmen wird?

Wenn heutzutage also auch ein dringendes Bedürfniß nach einer das ganze Reichsgebiet umfassenden — auch für speziell technische Zwecke in jeder Richtung geeigneten Karte noch bestritten werden mag, so wird doch Niemand die Berechtigung einer solchen Karte als Kulturunternehmung der Zukunft, und zwar der allernächsten Zukunft, leugnen wollen.

Weniger also der Sonderinteressen der Landestopographie, als vielmehr des allgemeinen Staatsinteresses wegen ist es an der Zeit, daß die gebildeten Kreise entschiedene Stellung zu dieser Frage nehmen.

Die Schrift des Prof. Dr. Koppe stellt nun hiezu eine Reihe treffender Gesichtspunkte auf. Im I. Kapitel werden die Anforderungen an die Topographie im allgemeinen besprochen, und sodann in den Kapiteln II., III., IV. der Standpunkt entwickelt, auf welchem die Landestopographie Preußens, Württembergs und Braunschweigs heutigentags stehen. Es dürfte gerechtfertigt sein, auf einige Punkte etwas näher einzugehen.

Die Landestopographie hatte stets und hat theilweise auch heutigentags noch mit dem Zwiespalte der militärtopographischen und technisch-topographischen Interessen zu kämpfen, obwohl eine Berechtigung hiezu nicht vorliegt, was bereits in Württemberg praktisch bewiesen ist.

Ebensowenig wie der Techniker verlangen kann, daß die zur Zeit noch in voller Thätigkeit mit der Aufnahme des deutschen Reichsgebietes in 1 : 25,000 stehende Militärtopographie ihre Originalaufnahmen in einem möglichst großen Maßstabe, also beispielsweise in 1 : 2500 anstatt 1 : 25,000 niederzulegen habe, weil nur in einer solchen Karte technisch disponirt werden könne; ebensowenig ist der von militärischer Seite aufgestellte Gesichtspunkt haltbar, daß nicht die absolut naturwahre Darstellung des Ganges und Verlaufes der Niveaulinien das plastische Bild der Erdoberfläche zu ergeben habe, sondern daß der Schwerpunkt der Geländedarstellung in der richtigen Auffassung und charakteristischen Wiedergabe der Geländeformen liege.

Gegen diesen Grundsatz spricht, daß zwar die Karte unter normalen Verhältnissen die Grundlage der Marsch- und Gefechtsdisposition der Führung bildet, daß aber die Geländebenutzung durch die Truppe unter allen Verhältnissen nur im großen Ganzen aus der Karte gefolgert werden kann, niemals in ihren Details — selbst nicht bei den friedlichsten aller Friedensübungen, d. h. bei Uebungen auf dem Plane. Vielmehr lassen sich die Ansprüche, welche das Gefecht oder richtiger der Kampf an die Geländebenützung stellt, immer nur an Ort und Stelle vollständig würdigen. Die beste Karte hilft über die Schwierigkeiten einer zweckentsprechenden Geländebenutzung nicht hinweg. So lange die Militär-Topographie allerdings an der Bergschraffirung festhält, vermag der Sachverständige die Einwände wohl zu würdigen, welche gegen die naturwahre Darstellung der Bodenplastik von Seiten der Militärtopographie zu erheben sind. Die Bergschraffirung erfüllte ihren Zweck, so lange man das Gelände weniger sorgfältig als heutigentags aufzunehmen berechtigt war. Seitdem aber sank sie zu einer unnützen Belastung der Karte herab. Sie könnte bei der sorgfältigen Erziehung derjenigen militärischen Organe, welche im Kriege thatsächlich auf die Benutzung der Karte angewiesen sind, ohne Bedenken in Wegfall kommen; die Darstellung der sogenannten Situation würde dadurch nur gewinnen. Wer im übrigen nicht imstande ist, eine Niveaulinienkarte richtig zu lesen oder dieses zu erlernen, wird auch Schwierigkeiten haben, den Fauklenzer der Bergschraffirung zu beherrschen.

Wir wiederholen also, daß die Forderung, das militärisch Wichtigere müsse jedenfalls zum Ausdrucke kommen, nicht haltbar ist, wenigstens nicht in den jetzigen Grenzen, weil in der Praxis doch erst der Augenschein das letzte Wort bei der Geländebenützung zu sprechen hat, weil die Kriegslage, die Führung und die Truppe selbst darüber entscheiden, nicht der Topograph, daß also ein Unterschied zwischen technischer Topographie und Militärtopographie vom praktisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus zu verwerfen ist.

Dagegen ist von technischer Seite aus zuzugeben, daß gegenwärtig, d. h. bis zum (übrigens nicht in allzuferner Zeit zu erwartenden) Abschlusse der Neuaufnahme des deutschen Reichsgebietes in 1 : 25,000, nicht daran zu denken ist, daß die Militärtopographie sich einem neuen großartigen Unternehmen — wie das in Frage stehende wäre — zuwende.

Den Standpunkt beider aber wahrend, muß die Forderung gestellt werden, daß von Seiten der Reichsregierung jetzt schon Schritte geschehen, um das neue Projekt insbesondere hinsichtlich der praktisch-wissenschaftlichen Grundlagen desselben vorzubereiten.

Wie nothwendig dies wäre, zeigt Dr. Koppe in Kapitel V: die technische Topographie bei den Eisenbahnvorarbeiten. Hier weist der Verfasser mit vollem Rechte auf die Schwierigkeiten hin, mit welchen die Praxis hinsichtlich der Vorbildung der Ingenieure in der höheren Geodäsie zu kämpfen hat. Insbesondere beklagt er den Mangel von Genauigkeitsvorschriften für die technische Topographie und führt den Nachweis, daß die bei den verschiedenen Eisenbahndirektionen giltigen Anweisungen und Genauigkeits-Vorschriften für Eisenbahnvorarbeiten mehr oder weniger nicht entsprechen, wohl aber häufig auf falschen Grundlagen beruhen, daß aber ebenso häufig auch gar keine besonderen Anweisungen für die geodätischen Arbeiten bei Eisenbahnvorarbeiten bestehen.

Schlagender und besser, als es dem Verfasser gelungen ist, läßt sich die Nothwendigkeit, für das ganze Reichsgebiet einheitliche Bestimmungen zu treffen, nicht nachweisen. Bei

einer straffen Zusammenfassung der Eisenbahnen in einer Hand wäre dem Uebelstande längst abgeholfen. Nun wird ja die Zeit kommen, in welcher das Reich sämmtliche Eisenbahnen innerhalb seines Gebietes übernehmen wird, allerdings nicht auf Grund von Vereinbarungen der Einzelstaaten und des Ergebnisses der Redeschlachten in den Landtagen, sondern nach den blutigen Schlachten des nächsten Krieges wird von Reichs wegen im Interesse der Landesvertheidigung die Umwandlung des jetzigen Zustandes sich vollziehen.

Die Ueberschrift des Schlußkapitels (VI.): die Topographie und der Doktor-Ingenieur ist in ihrem Zusammenhange nicht ohne weiteres verständlich.

Der Herr Verfasser wendet sich in diesem Kapitel an die Organe des Eisenbahnbaues und an die deutschen Ingenieurvereine mit der wiederholten Frage nach den technischen Anforderungen an eine neue topographische Landeskarte, nachdem eine auch nur annähernd einheitliche, auf wissenschaftlich praktischer Grundlage beruhende Beantwortung dieser Frage dank der Vielköpfigkeit, die auch in dieser Beziehung das deutsche Reich beglückt, nicht erfolgen kann.

Dann weist Dr. Koppe auf die Verpflichtung der technischen Hochschulen hin, den Unterricht in der Topographie entsprechender zu gestalten, um Ingenieure heranzubilden, welche imstande sind, durch zweckentsprechende Eisenbahnvorarbeiten die Interessen des ihnen anvertrauten Nationalvermögens zu wahren — um theuere Eisenbahnanlagen zu vermeiden.

Der Ingenieur erhält dadurch eine auch der Gesammtheit gegenüber verantwortliche Stellung, welche sein Ansehen im Staate nur noch mehr heben kann und ihren Ausdruck in dem vielumstrittenen Begriffe des Doktor-Ingenieurs findet.

In diesem Gedankengange mögen die Schlußbetrachtungen des Verfassers sich bewegt haben. Es wäre vielleicht wünschenswerth gewesen, wenn derselbe seiner Schrift durch prägnantere Zusammenfassung der allgemein verständlichen Gesichtspunkte einen etwas populäreren Charakter gegeben hätte, jedenfalls aber verdienen die interessanten Ausführungen Dr. Koppe's die hohe Beachtung aller gebildeten Kreise, nicht der unmittelbar betheiligten Fachmänner allein.

Denn es handelt sich hier nicht um ein spezielles Bedürfniß der Technik, sondern um ein allgemeines Kulturbedürfniß, dem sich das Interesse der ganzen gebildeten Nation mehr als seither zuwenden muß. Die naturgemäß mehr oder weniger einseitige Abwägung der betheiligten militärischen und technischen Kreise hinsichtlich ihrer speziellen Forderungen ist aber nicht imstande, einem allgemeinen Kulturbedürfnisse seinen wahren Ausdruck zu verleihen, neben jenen bedarf es hiezu der Mitarbeit und des Gedankenaustausches aller derjenigen, welche sich für berechtigt halten, zu den Trägern und Förderern der Kultur gerechnet zu werden.

Salve Regina.

Lyrischer Cyklus von Michael Georg Conrad.

Wer zum erstenmal zur Zeit der Weinreife einen sonnigen Tag in der schönen Umgebung Würzburgs genießt, den mag die Landschaft leicht eine Zeitlang fremd anmuthen, und zwar so stark südländisch, daß er einige Denkarbeit nöthig haben kann, bis der ungewohnte Anblick sich willig in den Kreis heimathlicher Bilder reiht, der ihm bis dahin geläufig war.

Dieser einstige Reise-Eindruck ward in mir wach, als ich das erste Mal in Michael Georg Conrads Salve Regina blätterte, und ließ mich seitdem nicht mehr los, so lange und so oft ich mich mit dieser eigenthümlichen Gedicht-Sammlung beschäftigte; nicht zu meinem Schaden, denn er half mir, nach mancher Ueberwindung den köstlichen Schatz zu heben, den der Dichter geschaffen. Nach beträchtlicher Selbstüberwindung, sagte ich, denn wie ich dereinst auf dem heiteren Weinbergwege von Würzburg nach dem reizenden Dörrbach die Spuren einer Art südländischer Ungezwungenheit geflissentlich überwinden mußte, um in dem Genusse der unzweifelhaften Herrlichkeit der Umgebung nicht beeinträchtigt zu werden, ähnlich war es auch hier. Und zwar wuchs die Nothwendigkeit der Ueberwindung mit dem Fortschreiten der Beobachtung vom rein Aeußerlichen zum Innern.

Sprachliche Geschmacklosigkeiten, die dem Künstler nicht unterlaufen sollten, wie in den Formen *erzern* und *dein medusisch Hohelied*, sind zum Glück nur spärliche Ausnahmen bei Conrad. Und ähnlich steht es mit seiner Behandlung der Sprache in Rücksicht auf das Versmaß. Mißformen wie *heldsch* und *Landstürzrin* reizen uns immer zu der Frage, wie weit wir noch von der vollen Gesundheit des Kunstgefühls eines Sophokles entfernt sind, der seine *Antigone* nie zu *Ant'gone* oder *Antig'ne* oder aber *Antigon'* verstümmelt, sondern in ihrem vollen Wuchse in den Trimeter gestellt hat — trotz dem Trimeter! Doch auch solche gräßliche Verstümmelungen sind bei Conrad nur noch seltene Ausnahmen; denn er erstirbt durchaus nicht in abergläubischer Demuth vor der unverletzlichen Heiligkeit eines schulmeisterlich starren Versschemas. Das entspräche auch gar nicht seinem starken Sinne für gesundes Wachsthum, und seine Sprache ist darum im Wesentlichen freiwüchsig ungezwungen.

Bedenklicher scheint die Sache zu werden, wenn wir in die künstlerischen Eigenschaften seiner Sprache tiefer einzudringen versuchen, und etwa lesen:

> Horch, horch! — Wie Zaubergeigen
> die *Flammen* klingen. Sie neigen
> und steigen stolz empor:
> viel Rosen steh'n in *Flammen*.

In dieser Art das Aergste leistet der Dichter in seinem Vorwort, welches beginnt: „Die Sonne *strahlt*. In heiligen *Strahlen*nebeln erglüht die Welt. ... O du *strahlende* Sonne!“ Und dann kommt man auf anderthalb Seiten gar nicht mehr heraus aus *dem Strahlen und den Strahlen*, abgesehen von anderen Vergleichen!

Wir untersuchen nicht lange, was der Dichter damit gewollt; denn trotz allem bestehenden Gefasel vom geheimnißvollen Zukünftigen suchen wir die wahre, die dauernde Bedeutung künstlerischen Schaffens lediglich in dem Göttlichen der Kunst, das niemals etwas modisch Neues war, sondern sich allemal dem Uralten als gleichfalls Unsterbliches anreihte. Der Schüler mag so irren; ihn ziert das Wollen schon allein, den Meister nur das Können! Bemühen wir uns trotz jenen Kunstgreueln weiter bei unserm Dichter, so sehen wir bald, daß er mit diesem tollen Gebahren doch nur gute Miene zum bösen Spiel macht, etwa wie der Oheim auf Besuch in der Literatur-Kinderstube des Tages. In der Hauptsache steht Conrad mit seinem Können bei den alten, bewährten Meistern seiner Kunst und damit nicht in schlechter Gesellschaft! Denn neben jenem scheppernden Blech findet sich sogleich der ausdrucksvolle Klang der meisterhaftesten Bildersprache! Zum Beleg darf uns eine Stelle dienen gleich aus dem ersten Gedichte der Sammlung, wie diese selbst Salve Regina genannt:

> An der Grenze von Dorf und Flur
> das letzte Haus,
> ein altes Bauernhaus
> mit der engen niedrigen Stube
> und Fenstern so klein, so klein,
> doch wie helle Aeuglein
> munter gegen die aufgehende Sonne gerichtet,
> jeden Morgen voll neuer Erwartung.

Das Bild ist durchaus nicht neu. Aber wo findet es sich anderweit so bezwingend lebensvoll gefaßt? Feinste Empfindung, die alleinige Wurzel echter Kunst, offenbart sich darin. Und daß diese Eigenschaft bei Conrad ausgebildet ist, dafür finden sich im folgenden noch Belege genug.

Zugleich sehen wir daraus die Kunst der Schilderung sich erheben, in so vollendeter Gestalt, daß sie von bestrickender Liebenswürdigkeit erscheint, wie z. B. auch in den drei Zeilen:

Wie Schneegeriesel wirbelt und Flockentanz
der Blüthenfülle duftiger Reigen
durch des Luftreichs ausgesonnte Räume.

Und die unübertreffliche, seelisch belebte Stimmungsfülle die darin liegt, ist nicht einseitig vorhanden, sondern umfassend, wie ein gegentheiliges Beispiel lehren mag aus dem Gedichte Heimkehr:

Und in ein Friedhofgärtlein,
herbstlich bescheiden,
kühl überhimmelt
von wenigen blassen Strahlen
und kargen Düften
und dem Schattenflug ziehender Wandervögel
rettet er lächelnd,
was ihm noch blieb aus des Herzens und Hirns
streitbar schwülen Tagen.

Das sind ohne Zweifel höchste, ewige Töne, die allein schon unsern Dichter berechtigen, sich als Priester der Schönheit anzusehen, trotzdem dieses echte Künstlerthum, wie sich zeigen wird, nicht selten unangenehm gekreuzt erscheint durch dieselbe Eigenschaft, die den Dichter in den angezogenen Belegen auf die höchste Stufe hebt, die überhaupt denkbar ist!

Besonders eigenthümlich ist, daß diese Lyrik, ohne unlyrisch zu erscheinen, nicht recht zum eigentlichen Liede neigt. Trotzdem sie schon durch ihren Selbstbekenntnißgehalt sich der Lyrik einfügt und diesen Zweig der Dichtkunst durch ihren künstlerischen Werth theilweise geradezu überraschend bereichert, streifen nur wenige Gedichte ans Liedartige, und zwar gerade solche, die es äußerlich nicht verrathen, wohl aber innerlich, indem sie fast zum Singen zwingen, wie z. B. der Säemann. Aber diese lyrische Eigenschaft ist selten bei Conrad. Statt dessen besitzt seine Lyrik einen kräftigen Stich ins dramatische, der so stark entwickelt ist, daß beispielsweise das Gedicht die Gewalt, ein Selbstgespräch, wie aus einem Drama herausgerissen wirkt. Das ist kein Fehler, denn die Grenzen der Zweige der Dichtkunst spielen technisch ineinander. Aber gewagt erscheint es, wenn die Neigung zu dramatisch bewegtem Ausdruck so weit geht, daß lyrische Erzeugnisse mit Weisungen für eine Inscenirung und dergleichen auftreten. Doch kann man in einer solchen lyrischen Schöpfung immerhin den Keim eines Dramas oder etwa eine Studie erblicken.

Der dramatische Zug bei Conrad wurzelt in einem echten Triebe zu kraftvoller Bethätigung, der den Dichter auszeichnet. Wir sind damit der Eigenart des Dichters näher gerückt, wie sie sich im eigentlichen Gehalt seiner Dichtungen so deutlich offenbart, und zwar positiv wie negativ.

Negativ zeigt sie sich bedeutsam in zwei parodirenden Nachahmungen, deren eine er kennzeichnet als Geibels Marzipanweis, die andere als Felix Dahns Brustlatzweis. Die stolze Abneigung gegen alles Zimperliche, Gezierte und Angenommene, gegen die bloße Anempfindung der Epigonen, ist um so wirksamer, als diese Nachahmungen zugleich den Hauch eines ursprünglichen Geistes athmen und den selbständigen Meister verrathen, der mit solchem Können ein leichtes Spiel treibt. Es zeigt sich darin auch bereits die selbstsichere Kraftfülle, mit welcher Mutter Natur unsren Dichter so sehr begnadet hat, daß er ihren Besitz als selbstverständlich ansieht, ja im Innersten seiner Seele Anspruch darauf macht, wie auf ein Naturrecht, wie wir aus der grollenden Stimmung ersehen, in welche ihn das Unzulängliche im Schicksal des Menschen wie der Menschheit versetzt. Die Echtheit dieser Eigenschaft gibt sich mit schöner Unbefangenheit kund, die bisweilen noch einen kindlichen Zug trägt, wie z. B. in dem Gebet:

„Schaff uns starke Frohgefühle!“ . . ;

Es ist begreiflich, daß eine solche Kraft sich auch im nothwendig gewordenen Gegensatz wider ein leidiges Epigonenthum besonders stark entwickelte und ihrerseits im Streben nach gesunder Bethätigung über die Grenzen trieb.

So hat Conrad gerade im innersten Gebiet aller Lyrik, im Liebeslied, den Schwerpunkt verfehlt. Wenn der holde Wahn einmal künstlerisch abgebraucht ist, wie das zu Zeiten im Werdegange der Dichtkunst naturgemäß der Fall zu sein pflegt, so ist er damit weder abgeschafft, noch entbehrlich geworden, und nichts anderes kann in der Kunst an seine Stelle treten. Das Liebeslied wird im wesentlichen immer auf ihm beruhen — oder es wird nicht sein. Jenseits des holden Wahnes, des jungen Sehnens, kann es nur noch gedeihen, so weit etwa ein Schimmer von jenen über die Grenzen spielt. Die Kraftnatur unsres Dichters erscheint aber überhaupt von Anbeginn jedem Wahne abgeneigt. Darum gemahnt Conrads Liebeslyrik nicht wie die schluchzenden Töne der Nachtigall, sondern wie das weniger klangvolle Werben des Turteltäubers. Mit diesem Bilde wollen wir aber immerhin dieser Liebeslyrik einen beträchtlichen künstlerischen Werth wahren, der ihr trotzdem innewohnt. Der Cyklus Zigeuner-Liebe z. B., obwohl nicht einmal rein lyrisch, ist ein Prachtstrauß — bis auf eine Blume darin, die nicht mehr schön ist und ihn unmöglich zieren kann. Das Selbstbekenntniß des Dichters darf nicht so weit gehen, daß es, gelinde gesagt, so viel ist wie aus der Schule geschwatzt. Das meisterliche Tandaradei Walthers von der Vogelweide zeigt die äußerste Grenze an, bis zu der sich der Lyriker wagen darf, wenn er Dichter bleiben will!

Wie gefährlich die übertriebene Hervorhebung des Sinnlichen in der Kunst für diese selbst ist, und wie sie sich selbst ad absurdum führt, zeigt sich da, wo sich's um bloße Sinnlichkeit handelt, wie in unsrer Sammlung in der Wunsch-Epistel „Ke sachai?“ Dort wird die Stunde des Genusses, um den Ausdruck zu steigern, in sechzig Minuten übersetzt, immer wieder! Wie fällt es ab, dieses Schacherwort als Ausdruck höchster Empfindungsgluth weil es künstlerisch unwahr und ungereimt ist! Entflammte Leidenschaft zählt nicht bis drei!

Von dieser Geschmacksverirrung, die einem Zugeständniß an das unbegnadete, aber starke Wollen des Tages gleich sieht, flüchten wir uns auf den menschlich höheren Standpunkt, den der Dichter einnimmt, wenn er so wahr als schön sagt:

Vergessen,
als wäre nie
von dir zu mir
der Seele und des Blutes
hehres Geheimniß erblüht
in seligen Wundern.

Auf diesem Standpunkt gelingt ihm eine große künstlerische Leistung, nämlich der ungemein gewagte Wurf in seiner Himmelsbraut nicht nur die jungfräuliche Todte lebendig reden zu lassen, sondern auch zugleich jene geheimnißvolle Wahrheit, die Untrennbarkeit sinnlichen und seelischen Lebens im Weibe, wahrhaft künstlerisch darzustellen, mit Schönheit vermählt. Vielleicht graust es Einem und dem Anderen vor dieser Himmelsbraut, wie anfänglich mir, aber die Wirkung klärt sich und steigert sich fortgesetzt — das beste Zeichen für die Kunst!

In dieser Dichtung tritt zudem eine merkwürdige Eigenschaft des Dichters hervor, insofern er sich hier ungleich größer zeigt in der Darstellung zartesten und tiefsten Mitgefühls als in der des eigenen Liebeslebens. Darin möchten wir fast einen künstlerischen Vorzug erblicken. Auf jeden Fall bietet seine Kunst durch diese feine Besonderheit reichen Ersatz für den Ausfall auf anderer Seite.

Politisch Lied ein garstig Lied — aber nicht immer, namentlich nicht bei Conrad. Von ungerechter Parteinahme in der Siegesfeier durch einfache, treffende Schilderung im Staatsstreich hindurch bis zu der seherhaft großen Betrachtung mit ihrem schönen Unmuth in dem Ge-

dichte Italien: welche Steigerung der Persönlichkeit und des dichterischen Könnens!

So sehen wir mit wachsender Genugthuung, daß er zu immer höheren Höhen sich schwingt, und daß er z. B. auch, der so gern, ja wohl allzugern sitzt, wo die Spötter sitzen, wenn es gilt, der Kutte eins anzuhängen — mit hohem, weltweitem Blick das Christenthum so tief innerlich nimmt, wie in den Worten:

Vom Oelberg hinüber nach Golgatha!
wie weit zurück und dennoch nah —.

Das sagt er aber ohne jeden Anflug empfindsamer Schwäche. Ihm ist überhaupt jede Anwandlung von Kränklichem, Verträumten völlig fremd, und auch erbaulich geradezu wirkt es, die volle Persönlichkeit des Dichters auf ihrer höchsten Höhe sich entwickeln zu sehen, wie in dem Bekenntniß: Dem unbekannten Gott. Die Auseinandersetzung mit Gott und Welt, die da in so ansprechender Ursprünglichkeit vor sich geht, mit der blumengleichen Entfaltung der eigenen Lebensauffassung, besagen nichts geringeres, als ein vollendetes Ausleben jener Hochziele der Menschheit, die einst durch Renaissance und Humanismus aufgesteckt, bisher aber wohl selten mit so voller und so völlig bewußter Kraft erfaßt und in stolzem Ringen nach Schönheit festgehalten wurden.

Diese schöne Vollkraft ist auch da bemerklich, wo er die zartesten Töne anschlägt, deren er fähig, und wo er künstlerisch am gefälligsten wirkt. Gerade darum sucht er wohl Seinesgleichen in der vollendeten, mit aller Liebe belebten Schilderung seines heimathlichen Frankenlandes; und das Idyll glücklicher Kindheit in der Wiege dürfte auch noch keinen größeren, ja schwerlich einen gleich großen Meister gefunden haben als ihn.

Selbstverständlich besitzt ein solcher Dichter auch ein gerüttelt Maß Humor, das untrügliche Kennzeichen einer ganzen Künstlerbegabung. Eine Anzahl seiner Schöpfungen sind geradezu gesättigt davon, was ein paar herausgegriffene Zeilen schlagend darthun:

Besieh' dir im Geiste die Markung!
körnerschwer neigten sich
die reichen Aehren auf manneshohem Halm
goldig schimmernd in duftiger Reife,
den köstlich frischen Geruch des nährenden Brats
und der butterschmalzmilden Krapfen
über die breiten Fluren schwingend
im spielenden Hochsommerwind.

Die Bukolische Epistel, der diese Stelle entnommen, muß mit ihrer wahren, lebendig frischen, ja ich darf sagen homerischen Schönheit als eine Satire allerersten Ranges bezeichnet werden.

Ueberhaupt aber verdient eine ganze Reihe dieser Dichtungen unzweifelhaft das höchste Lob, das man Kunstschöpfungen zollen kann, das Lob, daß ihre Wirkung wächst je öfter man sich damit beschäftigt. Zur Probe verweise ich auf ein Gedicht, das alle Tugenden der Conradischen Muse besitzt, das herrliche Preislied auf des Dichters Vater, den Säemann, und gebe daraus diese Zeilen:

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
als Säemann.
Immer so im festen Schritt
über den frischgepflügten dampfenden Acker hin
wie von himmlischer Musik
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umsungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Conrad ist ein Kind der nährenden Scholle. Das gesunde Mark, das der besonnte Acker gibt, schafft in seiner lyrischen Kunst eine überraschend echte, strotzende Lebenswärme und kraftvoll frische Schönheit; und er sucht selbst von Rechts wegen seine Geistesverwandtschaft bei Michel Angelo und Rubens. Seine Muse scheint anfangs eine merkwürdige, ja unmögliche Vermischung dreier Gestalten zu sein. Denn in kühnem Wagniß stellt er auch die regina coeli, mit scherzender Ritterlichkeit sogar die Venus genetrix als seine Muse hin. Doch sehen wir am Ende darin nur das berechtigte Streben, an Stelle des kalten Marmorbildes der Schulmuse seine lebendig geschaute Göttin zu setzen. Sie bietet keine zarte Lenzromantik, macht aber diese vergessen, indem sie ein Wonnegefühl anderer Art erzeugt, als habe sie erfolgreich den Dichter mit seinen eigenen Worten begeistert, den herrlichen Worten:

Stimm an aus voller Brust das Lied der Lieder,
den Psalm der Schönheit ewiger Sonnenkraft.

Wer sie genießen will, diese Muse, dem rath ich, an das Feuer jener edelsten Frankenweine zu denken, und weniger zu schlürfen als zu nippen!

München. Rudolf Aßmus.

Mittheilungen und Nachrichten.

aß. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ed. Otto. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1900. — Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hat mit dieser eingehenden Publikation eine beachtenswerthe Bereicherung erfahren. Auf Grund eigener Forschung und Quellenstudien und mit Heranziehung der Werke unserer hervorragendsten Volkswirthschaftslehrer und Geschichtsforscher ist hier vom Verfasser in knapper Form eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit gegeben. Entstehung und Verfall des Zunftwesens, die folgenden Ablösungen durch neue Betriebsformen, der Gegensatz zwischen Handwerk und Industrie rc. sind sehr treffend charakterisirt. Interessant ist der sehr ausführliche Schlußabschnitt, der uns in die Zeit des alten Handwerkslebens, Gesellen- und Wanderbräuche rc. zurückführt und auch dem Meistergesang eine Würdigung angedeihen läßt. Kurz, das Büchlein bringt so viel des Beachtenswerthen, daß es sich ohne Zweifel allerorts Freunde werben wird. Das Bedauern darüber, daß „wegen Raummangels“ ein Verzeichniß der ausgiebig herangezogenen Literatur hat wegfallen müssen, theilen wir mit dem Verfasser — mit etwas gutem Willen dürften die zahlreichen derartigen bedauerten und nicht bedauerten Unterlassungen zu umgehen sein.

Die Züricher Stadtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts. Auf Veranlassung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich herausgegeben von H. Zeller-Werdmüller. Bd. I. Leipzig, Hirzel 1899. — Die Stadtbücher von Zürich nehmen eine hervorragende Stellung als Quelle für städtisches Recht und bürgerliches Leben des ausgehenden Mittelalters ein, so daß schon Bodmer und Breitinger aus dieser kulturgeschichtlichen Fundgrube geschöpft und eine kleine Auswahl veröffentlicht haben. Sie sind 1314 angelegt worden und bilden eine vom Stadtschreiber amtlich geführte Notizen- und Abschriftensammlung über Verordnungen, Erkenntnisse und Beschlüsse des Rathes, welche irgendwie grundsätzliche oder dauernde Wichtigkeit hatten. Doch sind auch Urfehden, Vermerke über entliehene Schutzwaffen oder Bücher und dergleichen darin. Für Urtheile und derlei wurden dagegen eigene Richtbücher geführt. 1484 wurden die Stadtbücher durch Rathsmanuale und Missivenbücher, Kopialbücher für alle ausgehenden Schriftstücke der Kanzlei, ersetzt. Patronin der nunmehrigen vollständigen Veröffentlichung ist die altberühmte Züricher Antiquarische Gesellschaft, welche auch das musterhafte Züricher Urkundenbuch von Escher u. Schweizer ins Leben gerufen hat und, wenn dieses mit dem Jahre 1336 abgeschlossen sein wird, ein Regestenwerk von 1336 bis zur Reformation daran schließen wird. Die Herausgabe der Stadtbücher hat H. Zeller-Werdmüller übernommen, der Verfasser der „Mittelalterlichen Burganlagen der Ostschweiz“ und Mitarbeiter des Urkundenbuches für die Siegel. Er hat die von Dr. Emil Bär nach allen Regeln der Kunst gemachten Abschriften mit gleicher Sorgfalt edirt, aber sich, unseres Erachtens bei diesem Gegenstande doppelt mit Recht, nicht damit begnügt, eine nackte Textpublikation fühllos in die Welt zu setzen und sie damit sich selbst zu überlassen, was ja vielfach als der Weisheit und Methode höchster Schluß für eine in sich selbst befriedigte Editionskunst gilt. Vielmehr

hat Zeller durch die Fülle seiner ebenso unpedantischen wie werthvollen Sachanmerkungen den herausgegebenen Texten unmittelbaren Nutzen und vermehrten kulturgeschichtlichen Quellenwerth gesichert. P. Schweizer, W. Oechsli und die Herren des Züricher Staatsarchivs haben ihm hiebei mit Unterstützung zur Seite gestanden. Der erste vorliegende Band reicht in die 20er Jahre des 15. Jahrhunderts, zwei weitere sollen das Werk abschließen und die nöthigen Register bringen. Heyck.

David Friedrich Strauß. Von Samuel Eck, Lic. der Theologie. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Am 8. Februar 1899 waren es 25 Jahre, daß Strauß starb. Es ist daher genügende Zeit verstrichen, um eine von den leidenschaftlichen Kämpfen, die sein Auftreten veranlaßte, wenigstens einigermaßen losgelöste geschichtliche Betrachtung seines Wirkens zu ermöglichen. Hausrath hat eine ausführliche Lebensbeschreibung von Strauß veröffentlicht; das vorliegende Buch sieht von biographischem Detail fast ganz ab und legt das Hauptgewicht auf die Betrachtung seiner Werke, deren Bedeutung es nach allen Seiten hin entwickelt; besonderer Werth wird dabei auf die Darstellung ihrer geschichtlichen Voraussetzungen und ihrer Nachwirkungen auf die Entwicklung der theologischen und allgemein philosophischen Forschung gelegt. Beachtenswerth ist dabei die Unbefangenheit, mit der Eck den Standpunkt des theologischen Revolutionärs würdigt. — Das Buch ist aus einigen Aufsätzen in der „Christlichen Welt“, die ihrerseits durch das Erscheinen von Strauß' Briefwechsel veranlaßt waren, heraus erwachsen; später hielt der Verfasser in Frankfurt a. M. vier Vorträge über seinen Gegenstand, die sich im allgemeinen mit dem Inhalt seines Buches decken. Auch die Anordnung des Stoffes ist dieselbe geblieben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

* Zum hundertsten Geburtstage Friedrich Wöhlers veröffentlicht Georg W. A. Kahlbaum in Basel, der mit Eifer die Geschichte der Chemie pflegt, eine Sammlung von Jugendbriefen Wöhlers, durch welche wesentlich ergänzt wird, was wir aus A. W. v. Hofmanns, Beiths, Jay's Wöhler-Studien über den jungen Wöhler wissen. Die Briefe sind an Christian Erich Hermann v. Meyer, einen Frankfurter Landsmann, gerichtet, der sich gleich Wöhler auch für die Chemie interessirte. Meyer, der Sohn eines hervorragenden Frankfurter Juristen, war durch ein angeborenes Fußübel in der Körperbewegung schwer beinträchtigt. Er war gezwungen, von den sonst üblichen Knabenspielen fern zu bleiben. Zum Ersatz dafür förderten seine Eltern sein Talent für alles Mechanische. Es wurde ihm im Hause eine förmliche Schlosser-, Schreiner- und Dreherwerkstätte eingerichtet. Zu seinem Besitze an Apparaten gehörte ein Sandbad mit Retorte und Vorlage. Das brachte Meyer dazu, zu den mechanischen Künsten mit Wöhler gemeinsame chemische Künste hinzuzufügen. 1818 siedelte Meyer nach dem Kahler Glaswerk, einer Glashütte im Spessart, über, um dort den Hüttenbetrieb kennen zu lernen. Nach Jahresfrist kehrte er nach Frankfurt zurück und erlernte dort das Bankfach. 1822 ging er nach Heidelberg und später nach München, um Kameralia zu studiren. In der Folge erhielt er den Posten eines Bundestagskassiers. Die Ereignisse von 1866 machten dem Amte Meyers ein Ende. Er entfloh bei dem Vordringen der Preußen mit der Bundeskasse nach Ulm und besorgte von dort aus die Liquidation des Deutschen Bundes. Ohne sich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt zu haben, starb Meyer am 2. April 1869. Die Muße, die ihm sein nicht besonders schwer zu erfüllendes Amt ließ, verwandte Meyer auf naturkundliche Studien. In der Geologie und Paläontologie brachte er es zu solchem Ansehen, daß ihm eine ordentliche Professur in Göttingen angetragen wurde. Die Wöhler'schen Briefe an Meyer fallen in die Zeit, wo dieser im Kahler Glaswerke arbeitete. Wöhler war damals Primaner. Es wird berichtet, daß er als Schüler nicht gerade Besonderes leistete. Man kann dies verstehen, wenn man die jetzt zuerst veröffentlichten, im Archiv der Münchener Akademie der Wissenschaften aufbewahrten Briefe liest. Der Primaner Wöhler las so viel über Chemie, sammelte so viel Chemikalien und Mineralien und vor allem experimentirte er so viel, daß für Homer und Horaz nicht viel Zeit übrig bleiben konnte. Das chemische Arbeiten Wöhlers war dabei kein bloßes Spielen. Den Achtzehnjährigen, in der Chemie Selbstgebildeten, beschäftigten ernste wissenschaftliche Fragen. Er stöbert bei den Antiquaren chemische Handbücher auf, hält Umschau nach Mineralien zu Analysen neuer Art und fürchtet sich nicht vor den Gefahren, die ein Sprengen der Retorten und Entzündung von Dämpfen und Flüssigkeiten mit sich bringen. Er erdenkt neue Vorlehrungen und billige Anordnungen (eine Voltakette baut er selbst) und nimmt Meyer, der damals in der Glashütte arbeitete, weidlich für die Beschaffung von Glasapparaten in Anspruch. Kahlbaums Schrift „Friedrich Wöhler, ein Jugendbildniß in Briefen“ (Leipzig, Joh. Ambr. Barth) hat auch pädagogisches Interesse.

Im vergangenen Jahre nahmen wir an dieser Stelle Gelegenheit, auf eine vom kgl. bayer. Major a. D. K. Huber entworfene und veröffentlichte Uebersichtskarte über die Vertheilung der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse im Gebiet der kleinasiatischen Türkei aufmerksam zu machen. Dieser sehr lehrreichen und seither weit verbreiteten Karte hat Major Huber in diesem Jahre zwei weitere Karten folgen lassen, die gleichfalls das lebhafte Interesse weiterer Kreise in Anspruch nehmen werden.

Die eine ist ein würdiges Seitenstück zu der im Vorjahr erschienenen. Mittelst derselben veranschaulicht Major Huber mit Sorgfalt und Genauigkeit in Anordnung und Darstellung des umfangreichen Materials die Gruppirung der Anhänger der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse innerhalb des europäischen türkischen Staatsgebietes. Nicht zum wenigsten lehrreich ist diese graphische Darstellung der Verbreitung des Christenthums in dem bedeutendsten mohammedanischen Staate durch die langsam, aber unablässig fortschreitende Entwicklung der Dinge in Makedonien, sowie durch die in den übrigen Balkanstaaten herrschenden politischen und religiösen Strömungen, welche gar manche Keime zu vielfachen ernsten Verwicklungen in dem südöstlichen Theile Europa's in sich bergen. Mit einem wahren Bienenfleiß hat Major Huber auf dieser Karte alle diejenigen Daten in leicht übersichtlicher Weise verzeichnet, welche sich auf das Kultusleben der einzelnen Glaubensgemeinschaften beziehen, so daß dieselben deren Ausbreitung, Bedeutung und ihre Entwicklung hinsichtlich kirchlicher, erzieherischer und wohlthätiger Einrichtungen klar veranschaulichen. Das Werk läßt einen unzweideutigen Nachweis über mehrfachen großen Zuwachs an Einfluß und Verbreitung erkennen, den sich mehrere Richtungen religiöser Anschauung in der Herrschaft über die Geister zum Nachtheil weniger überzeugender Rivalen im Laufe der letzten Zeit zu verschaffen gewußt haben. Wer Major Hubers Karte mit Verständniß zu lesen versteht, wird beim Studium derselben zu bedeutsamen Schlüssen gelangen, auf welche wir hier nur hinzudeuten vermögen.

Die zweite der obengenannten Karten gibt eine exakte Darstellung des gesammten türkischen Reiches hinsichtlich seiner administrativen Eintheilung, und wird insbesondere von hervorragendem Werthe für jeden Reisenden, speziell für den zum Zweck wissenschaftlicher Forschungen in der Türkei reisenden Gelehrten sein, dem sie durch zuverlässige Angabe über Lage und Distanz aller, selbst der kleinsten Ortschaften, durch Angabe der Post- und Telegraphenverbindungen, Darstellung der Bahnen in Betrieb und Konstruktion, Bevölkerungsdichte, Nennung der verschiedenen Verwaltungsbehörden ꝛc. geradezu unentbehrlich wird, da bisher noch keine über die Türkei veröffentlichte Karte diese bisweilen so dringend benöthigten Daten in gleicher Vollständigkeit und Genauigkeit zu bieten imstande gewesen ist. Major Huber ist allerdings auch, wie kaum ein Kartograph der Türkei, in besonderem Grade dazu befähigt, eine derartige Aufgabe zufriedenstellend zu lösen, da ihn ein langjähriger Aufenthalt im Lande und genaueste Kenntniß desselben, erworben in vielfach bedeutenden Missionen im Auftrag der kaiserl. ottomanischen Staatsregierung, mit dem behandelten Gegenstande völlig vertraut und zu einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiete gemacht haben. R. Jedermann.

Prof. Dr. Max Haushofer: Oberbayern, München und bayerisches Hochland. Mit 102 Abbildungen und einer farbigen Karte. (Land und Leute, Bd. VI.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — Der bekannte Münchener

Nationalökonom, der sich schon vor längerer Zeit durch sein hübsches Büchlein „Alpenlandschaft und Alpensage“ als ein Kenner bayerischen Landes und Volkes erwiesen hat, gibt hier im Rahmen von frischen Skizzen, deren Anschaulichkeit durch die zahlreichen phototypischen Abbildungen noch erhöht wird, eine geographisch-historisch-landschaftliche Schilderung des oberbayerischen Hochlandes. In drei Kapiteln erhalten wir zunächst die nöthigen Hinweise auf den pflanzengeographischen, historischen und ethnographischen Charakter unsres Gebietes, worauf eine — vielleicht zu ausführliche — Wanderung durch München nebst einer Charakteristik seiner Bevölkerung folgt, während das liebliche Isarthal, das ohnehin von den Fremden wenig beachtet wird, etwas eingehender, besonders mit Illustrationen hätte bedacht werden sollen. Von da werden wir in die Landschaft des Alpenvorlandes und der Alpenwelt selbst eingeführt, die wir nach den einzelnen Stromgebieten (Iller, Lech, Isar, Inn) durchwandern. Die Darstellung hält somit, wie es durch den Charakter der Sammlung bedingt ist, die Mitte zwischen einem Reisehandbuch und einer anregenden, auch für Solche, denen es nicht vergönnt ist, die bayerische Gebirgswelt mit Augen zu schauen, geeigneten Schilderung. Auch wer des trocknen Tons unsrer Reiseführer satt ist, wird das Buch gern zur Erfrischung mitnehmen, falls er das ungeschickte Format nicht fürchtet.

K. D.

Schriften zur Schulreform. I. Unser Kaiser und die Schulreform. Nachgelassene Schriften von Prof. Dr. W. **Preyer**. Dresden 1900. Bleyl u. Kämmerer. — Die erste der mitgetheilten Schriften stammt bereits aus dem Jahre 1891 und enthält der Hauptsache nach eine gegen Dr. Paul Güßfeldt gerichtete Polemik, die dem Referenten veraltet und unberechtigt zu sein scheint. Bei einer so ins Breite gehenden Bewegung wie die Schulreformbewegung es ist, ist es ganz unausbleiblich, daß dieselben Ideen von ganz verschiedenen Männern ausgesprochen werden; man kann doch daraus noch keinem von ihnen einen Vorwurf machen. In der ersten Schrift bereits und mehr noch in der zweiten und dritten wird auf die Vorschläge Dr. Hugo Görings wieder aufmerksam gemacht, die dieser im Jahre 1889 in einer eigenen Monatsschrift „Die neue deutsche Schule“ veröffentlicht und vertreten hat. Den Schluß macht ein Brief von Kaiser Wilhelm II. an den Amtsrichter Hartwich in Düsseldorf aus dem Jahre 1885, in dem sich der damalige Prinz Wilhelm von Preußen außerordentlich scharf gegen den Unterrichtsbetrieb der Gymnasien ausspricht und energisch für eine Schulreform eintritt. — II. **Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten**, im Auftrage des Vereins für Schulreform erläutert von Dr. Ernst **Lentz**. Kommissionsverlag Salle in Berlin 1900. — Dieses Schriftchen erörtert in sieben Kapiteln die Vorzüge, die der gemeinsame Unterbau der höheren Lehranstalten nach Altonaer oder Frankfurter System bietet; besonders interessant sind die zahlreichen Mittheilungen von Direktoren und Lehrern solcher Schulen, wie sich das neue System in der Praxis bewährt. Als Anhang ist einiges aus der Geschichte der Schulreform mitgetheilt, sowie ein Verzeichniß der Reformschulen und deren Lehrplan gegeben. — III. **Das neue Gymnasium.** Lehrplan und Lehraufgaben für die höhere Schule nebst Erläuterungen und Bemerkungen. Nichtamtlich. Wiesbaden. 1900. Kunze's Nachf. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß die Anhänger der realistischen Jugendbildung wünschen, daß der Jugend lediglich praktisch-nützliche Kenntnisse überliefert werden. In seinem Lehrplan erfüllt er satirisch ein Uebermaß von Wünschen in dieser Richtung und stellt in den Erläuterungen einen geist- und gemüthlosen Unterricht, der nur auf den Nutzen hinzielt, ironisch als das allein Zeitgemäße dar. Da seine Voraussetzung nicht zutrifft, so verfehlt seine Satire ihr Ziel gänzlich und seine Hiebe, die hier und da recht amüsant zu lesen sind, fallen daneben.

-ch.

* **München.** Auf dem neuerrichteten Lehrstuhl für Elektrotechnik an der hiesigen Technischen Hochschule ist Dr. C. **Heinke** als ordentlicher Professor berufen worden. — Hier starb nach dem „Schwäbischen Merkur“ an den Folgen der Malaria Dr. Erich **Nymann**, ein schwedischer Naturforscher aus **Upsala**, nachdem er soeben nach einer dreijährigen Reise durch den malayischen Archipel und im holländischen Theile Neuguinea's nach München zurückgekehrt war. — Professor **Johann Zeman**, dessen Tod wir gestern meldeten, war lange Jahre hindurch Herausgeber von „Dinglers Polytechnisches Journal“, wohl der ältesten und angesehensten deutschen technischen Zeitschrift, die zusammen mit der Allgemeinen Zeitung im Cotta'schen Verlag zu Augsburg erschien. Als im Jahre 1882 die Allgemeine Zeitung nach München übersiedelte, verließ auch „Dinglers Journal“ die alte Heimath, wo es im Jahre 1820 begründet worden war, und erschien von da an in Stuttgart. Dorthin hatte Hr. Zeman einen Ruf als Professor an das Polytechnikum erhalten. Die Redaktion von „Dinglers Journal“ führte er noch bis zum Jahre 1891 fort.

* **Tübingen.** Der Vorstand des physikalischen Universitätsinstituts, Professor Dr. **Oberbeck**, hat aus Gesundheitsrücksichten seine Pensionirung nachgesucht.

* **Straßburg.** In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. et jur. M. E. **Meyer** aus Mannheim für Strafrecht und Rechtsphilosophie habilitirt.

* Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften rüstet eine aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds unterstützte vollständige, auch die Korrespondenz umfassende Ausgabe der Werke **Wilhelms v. Humboldt**. Dafür steuern Humboldts Nachkommen die handschriftlichen Schätze von Schloß Tegel bei, und der politischen Abtheilung wird das Berliner Staatsarchiv dienen. Den verstreuten Briefen ist seit geraumer Zeit Hr. Professor Dr. **Leitzmann** in Jena nachgegangen. An alle Besitzer Humboldtischer Handschriften, an Privatpersonen und Institute ergeht die dringende Bitte, das Unternehmen durch freundliche Mittheilung zu fördern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Was sind die Freimaurer und was wollen sie? Von einem Br. Freimaurer. 8. Aufl. Dessau, Anhalt. Verlagsanstalt. — F. **Pfohl**: Arthur Nikisch. Leipzig, Seemann Nachf. — K. **Golowin**: Rußlands Finanzpolitik und die Aufgaben der Zukunft. Aus dem Russischen von Kolossowski. Leipzig, Wigand 1900. — H. **Dietzel**: Weltwirthschaft und Volkswirthschaft. Dresden, Zahn u. Jaensch 1900. — E. **Marcks**: Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation. Stuttgart, Cotta 1900. — F. **Rappaport**: Die Verwandlungen des Dionysos. München, Bruckmann 1900. — J. **Olshausen**: Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 7. Aufl. (Die Strafgesetzgebung des Deutschen Reichs. Band I.) Berlin, Vahlen 1900. — **Fischer**: Das Verfahren der Zwangsversteigerung. 2. verm. Aufl. Ebd. 1900. — G. **Engel**: Die Furcht vor dem Weibe. Roman. Berlin, Vita. — K. **Lory**: Edelmensch und Kampf ums Dasein. Ein Programm. Hannover, Gebr. Jänecke 1900. — **Goldoni**: La Locandiera. (Teatro Italiano, Fasc. I.) Leipzig, Roßberg 1899. — A. **Rückaldt**: Französische Schulredensarten. Ebd. 1900. — **Derselbe**: Englische Schulredensarten. Ebd. 1900. — E. **Georgy**: Die Berliner Range. 1. Bd. Neue Bekenntnisse. Berlin, Bong. — Ad. **Streckfuß**: Der Herr Präsident. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 90.) Berlin, Goldschmidt. — M. **Ottesen**: Auf der Felseninsel. (Ebd. Bd. 88.) Ebd. — A. **Wendt**: Ein Mädchenschicksal. (Ebd. Bd. 89.) Ebd. — P. **Rohrbach**: Russische Kolonisation in Asien. (Verhandlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abth. Berlin-Charlottenburg, 1900/01. Heft 3.) Berlin, Reimer 1900. — S. **Bernfeld**: Der Talmud. Berlin, Calvary 1900. — Th. **Kutschmann**: Geschichte der deutschen Illustration. 6. Liefg. Goslar und Berlin, F. Jäger. — G. W. A. **Kahlbaum**: Friedrich Wöhler. Leipzig, A. Barth 1900. — **Mittheilungen des Vereins zur Hebung der Leipziger Theaterzustände.** Nr. 3. — G. **Wegener**: Deutsche Ostseeküste. (Land und Leute VII.) Leipzig, Velhagen u. Klasing. — H. **Haas**: Deutsche Nordseeküste. (Ebd. VIII.) Ebd. — H. **Klaeber**: Leben und Thaten des französischen Generals Jean Baptist Kleber. Dresden, C. Heinrich.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Neue Forschungen über das Geschlecht Attila's.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich der Münchener Sinolog Professor Dr. **Friedrich Hirth** mit den chinesischen Quellen zur Geschichte der ältesten Türkenvölker beschäftigt. Als erste Frucht dieser türkisch-chinesischen Studien erschien vor Jahresfrist in der von der k. russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten zweiten Folge des Werkes „Die alttürkischen Inschriften der Mongolei" (St. Petersburg 1899, Leipzig, Voß' Sortiment) zugleich mit Radloffs Bearbeitung der von Frau Klementz in der Nähe von Urga entdeckten alttürkischen Steininschrift eine Abhandlung unter dem Titel „Nachworte zur Inschrift des Tonjukuk", der wir manches neue Licht über die Geschichte des Türkenvolkes im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. verdanken. Es geht aus dieser Arbeit klar hervor, daß als eigentliche Hauptquelle zu unsrer Kenntniß der zentralasiatischen Völker die chinesische Literatur zu betrachten ist. Dies gilt nun nicht allein für die Zeit des frühen Mittelalters, wo es sich um Türken und Uiguren handelt, sondern auch für das Alterthum mit seinen Hunnen und Avaren.

Wenn wir von Hunnen reden, so müssen wir wohl unterscheiden zwischen dem hunnischen Reiche, das aus einem Völkergemisch der verschiedensten Abstammung bestand, und den eigentlichen Hunnen, dem herrschenden Volke, das dem Mischvolke seinen Namen gab. In einer besonderen Akademieschrift („Ueber Wolga-Hunnen und Hiung-nu", Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., philos.-philol. und histor. Kl. 1900, Bd. II, Heft I) hat nun Prof. Hirth auf Grund der ältesten, fast gleichzeitigen chinesischen Quellen den Beweis geliefert, daß die Hunnen Europa's mit dem Volke der Hiung-nu, das seit vielen Jahrhunderten v. Chr. zu den nördlichen Nachbarn China's gehörte, identisch sind. Diesen Studien über die Hunnen folgt nunmehr eine ausführlichere Arbeit über die Vorfahren Attila's, die demnächst unter den Veröffentlichungen der k. russischen Akademie erscheinen wird. Die hauptsächlichsten Punkte dieser Untersuchung wurden vom Verfasser in einer am 11. Oktober 1899 abgehaltenen Sitzung der vereinigten Abtheilungen für „Zentralasien" und „China und Japan" des XI. internationalen Orientalisten-Kongresses in Rom einem Kreise von Fachleuten vorgelegt. Das soeben erschienene zweite Heft der „Revue orientale pour les études ouralo-altaïques" (unter Mitwirkung vieler namhafter Gelehrter herausgegeben von J. Kúnos und B. Munkácsi, Leipzig, Otto Harrassowitz) enthält darüber einen Bericht in ungarischer Sprache, dem wir die folgenden Ausführungen entnehmen.

Bei dem Versuche, gemeinschaftlich mit dem ausgezeichneten Kenner der Türksprachen, dem russischen Akademiker Radloff, den Lautwerth der in Gestalt chinesischer Transskriptionen erhaltenen ältesten türkischen Sprachproben aus der Sprache der Hiung-nu, jenes im 3. Jahrhundert vor Christus an der chinesischen Mauer im Norden von Peking angesessenen Urvolkes der Türken und Uiguren festzustellen, hatte sich u. a. für die alten türkischen Personennamen eine von der bisherigen wesentlich verschiedene Art der Lesung ergeben. Der Name des ersten Begründers der Macht des Hiung-nu-Volkes, der in den bekannteren Uebersetzungen der chinesischen Berichte meist durch Mantun, Mo-te oder Mede wiedergegeben wird und den Schott lediglich auf die moderne Lesung der Zeichen hin **Mutun** las und mit dem mandsch. **muten**, Macht, Fähigkeit, verglichen hatte, ist auf Grund methodischer Analyse als türkisch anzusehen. Um zu diesem Ergebniß zu gelangen, müssen zunächst die zur Transskription verwendeten chinesischen Silben auf ihren alten Lautwerth zurückgeführt werden. Dies führt, wenn wir die im frühen Mittelalter den Texten hinzugefügten Lautscholien beachten, zu den Lesungen **Mak-tun, Mak-tut** und **Mak-tuk**. Die erste Silbe gehört einer Lautgruppe an, die in späteren Transskriptionen dem türkischen **bag** (vgl. **Mo-ho-ta-kan**, alter Laut **Mak-ho-tat-kan** für türk. **Bagatarkhan** in den alttürkischen Inschriften) entspricht. Aus der doppelten Ueberlieferung der zweiten Silbe (**tun** neben **tut** und **tuk** bei den Scholiasten) schließt Hirth, daß es sich um einen im chinesischen Silbenschatz nicht vorhandenen Auslaut, und zwar vermuthlich das dem Chinesischen damals noch gänzlich fremde r handelt. Er schlägt daher als wahrscheinliche Urform **Baktur** vor; denn finales r kann in chinesischen Transskriptionen sowohl durch finales n wie k, neben sehr häufigem t, wiedergegeben werden. Die Form Baktur würde dem in den verschiedensten zentralasiatischen Sprachgebieten gangbaren ehrenden Beinamen **baghatur**, dem **baturu** der Mandschuren, der noch heute als Titel in der chinesischen Transskription **pa-tu-lu** oft genannt wird, entsprechen.

Zu diesem Ergebniß war Hirth bereits aus linguistischen Gründen gelangt, als er im Verlauf seiner Studien über die Identität des Hiung-nu-Volkes mit den Wolga-Hunnen in der Chronica Hungarorum des um das Jahr 1490 schreibenden Johannes v. Thuróczy auf ein über 30 Namen enthaltendes Verzeichniß der Vorfahren Attila's stieß. Daß diese Namen stark verstümmelt sind, geht schon aus dem Namen des Vaters Attila's hervor, der in der Chronik bald **Bendekucz** (neben **Bendegwz**), bald **Bendeguck** genannt wird und den Hirth für identisch mit den bei Jornandes und Priscus überlieferten Formen **Mundzuk** (= Bundzuk) und *Μουνδίουχος* hält.

Wenn sich auch die unmittelbare Quelle, aus welcher der ungarische Chronist seine attilanische Ahnentafel schöpfte, vorläufig nicht nachweisen läßt, so ist es doch bekannt, daß ihm zahlreiche Aktenstücke vorlagen, die uns jetzt nicht mehr zugänglich sind. So sehr man daher namentlich auch wegen der auf Noah und Nimrod zurückgehenden ältesten Vorfahren zum Zweifel an der Echtheit des Verzeichnisses hin-

neigen mag, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß sich unter den verloren gegangenen Aufzeichnungen gothischer, byzantinischer und anderer Autoren, denen wir ja die ausführlichsten Nachrichten über das Leben des großen Hunnenkönigs verdanken, auch ein Verzeichniß seiner Vorfahren befunden hat. Da Hirth von der längst als wahrscheinlich vorausgesetzten Identität der Hunnen mit den Hiung-nu der chinesischen Literatur noch positive Nachweise abzugewinnen in der Lage war, so lag der Gedanke nahe, die Thuróczische Ahnentafel mit den bei den chinesischen Historikern mitgetheilten Regentennamen der Hiung-nu zu vergleichen. Ein solcher Vergleich wird durch den Umstand begünstigt, daß in den ältesten Geschichtswerken, denen wir Nachrichten über die Hiung-nu verdanken, dem Schi-ki des Ssï-ma Ts'ién und dem Ts'ién-han-schu, die Verwandtschaftsverhältnisse, sowie die Todesjahre der Regenten mit großer Sorgfalt niedergelegt sind. Wir sind dadurch in den Stand gesetzt, eine genealogische Tabelle der Hiung-nu-Regenten zu rekonstruiren, aus der sich die genaue Folge der Generationen ohne Schwierigkeit ausscheiden läßt. Dieselbe wird mit Weglassung der in der Regierung zeitweilig folgenden Brüder, Neffen u. s. w. durch folgende Reihe von Regenten bezeichnet: 1. T'óu-man (starb 209 v. Chr.), 2. Mau-tun oder Baktur (209—175), 3. Lau-schang, d. h. der Alterhabene, der Ehrwürdige (175—160), 4. I-tschi-schö (126—114), 5. Tsü-ti-hóu (101—96), 6. Hu-lu-ku (96—85), 7. Hü-lü-küan-kü (68—60), 8. Tschi-tschi, der sich von der unter chinesischer Hoheit weiter regierenden Hauptlinie trennte, um ein Reich in der Nachbarschaft der Alanen zu gründen (starb 36 v. Chr.)

Es kam jetzt darauf an zu erforschen, ob unter den bei Thuróczius mitgetheilten 37 Namen der eine oder der andere einen Anklang an einen der bei den Chinesen erhaltenen Regentennamen dieser Tafel aufweist. Da uns jedoch in der ungarischen Chronik keinerlei Anhalt bezüglich der Chronologie gegeben wird, so bleibt uns nur die statistische Methode übrig, um uns zu zeigen, an welcher Stelle der Ahnentafel der Hebel einzusetzen ist. Nach der berühmten Abhandlung Rümelins „über Begriff und Dauer einer Generation" (Reden und Aufsätze, Tübingen 1875) beträgt die Dauer einer Generation in Deutschland $36\frac{1}{2}$, in England $35\frac{1}{2}$, in Frankreich $34\frac{1}{2}$ Jahre. Rümelin fügt hinzu, daß wir bei kinderreichen Völkern, wo Ehen in frühem Alter geschlossen werden, eine etwas niedrigere Durchschnittsziffer voraussetzen dürfen. Hirth hatte bei einer früheren Gelegenheit aus einigen historischen Beispielen der chinesischen Literatur die Möglichkeit des Herabsinkens der Generationsziffer auf 31 Jahre nachzuweisen versucht, und legt nun für die der Polygamie viel weniger zugeneigten, wenn auch nicht gerade kinderarmen Hiung-nu 33 Jahre als Dauer einer Generation zugrunde. Da uns das Todesjahr Attila's (454 n. Chr.) bekannt ist, so läßt sich für jeden seiner Ascendenten eine Art ideelles Todesjahr berechnen. Die Ahnentafel der Chronisten führt somit mit dem 37. Ahnen, Abae oder Nöe (Noah) bis zu dessen ideellem Todesjahre 767 v. Chr., oder wenn wir die biblischen Namen der ältesten Vorfahren als willkürlichen, einer unvermeidlichen Gepflogenheit der alten Chronisten entstammenden Zusatz betrachten, mit dem 32. oder 33. Ahnen bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. Uns interessirt zunächst nur die Zeit, für welche wir Regentennamen in den chinesischen Aufzeichnungen besitzen. Es sind dies die oben mitgetheilten. Den nächsten Anhalt zum Vergleiche gab der Name Baktur (= Mau-tun). Baktur starb 175 v. Chr. Ein günstiger Zufall will es, daß der 19. Vorfahr Attila's seinem ideellen Todesjahre nach nur zwei Jahre später gestorben sein müßte, nämlich 173 v. Chr. Dieser 19. Vorfahr heißt bei Johannes v. Thurócz Bezler oder Beztur. Die Entdeckung dieses merkwürdigen Zusammentreffens brachte Hirth auf den Gedanken, die schon vorher aus linguistischen Gründen vorausgesetzte Lesung Baktur für Mau-tun mit dem Namen Beztur in Zusammenhang zu bringen. Daß in der Schreibweise des Chronisten ein z an Stelle des ursprünglichen k-Lautes eingetreten ist, läßt sich aus Präcedenzfällen im Texte des Thuróczius erklären, der ja, wie wir gesehen haben, Bendekwz neben Bendegud (= Mundzak) schreibt. Wenn wir ferner bei Porphyrogenitus *Μάζαροι* für Magar finden, oder Ulzinzures neben Ulzingures, so ist als Urform Bagtur für das Beztur des Chronisten sehr wohl denkbar, wenn wir es nicht vorziehen, die Form Bezlur als eine durch mißverstandenen Zetacismus entstandene Verballhornung aus Bectur zu erklären.

Die Entdeckung der auffallenden Aehnlichkeit dieser beiden Namen und das Zusammenfallen des wahrscheinlichen Todesjahres des einen mit dem wirklichen des anderen ihrer Träger mußte zu weiteren Nachforschungen reizen. Wenn es, sagte sich Hirth, dabei nur um einen merkwürdigen Zufall handeln sollte, so müßten weitere Analogien ausgeschlossen sein. Findet sich jedoch in einer der sich gegenseitig entsprechenden Generationen auch nur ein einziges weiteres Beispiel für die linguistische Identität zweier Namen, so ist anzunehmen, daß der Thuróczi'schen Ahnentafel trotz aller Namenverstümmelungen eine mit der Genealogie der Hiung-nu-Regenten vertraute Quelle zugrunde gelegen hat. Denn daß die Kunde von auch nur einem der Monarchen der alten Hiung-nu zu dem Verfasser der Chronica Hungarorum oder irgend einem seiner Vorgänger von Attila's Zeiten her durch die Vermittelung der chinesischen Literatur gelangt sei, ist kaum denkbar. Kennt der Chronist mehrere oder auch nur zwei Namen der Hiung-nu, so kann er seine Kenntniß nur aus Quellen geschöpft haben, die in letzter Linie auf Attila selbst oder einen mit seiner Ahnenliste vertrauten Zeitgenossen zurückgehen.

Ein Vergleich der in den chinesischen Aufzeichnungen und bei Thuróczius mitgetheilten Namen ergibt, die Identität von Baktur und Beztur vorausgesetzt, folgende auf S. 3 verzeichnete Gleichungen.

Nach Ssï-ma Ts'ién waren von Tschun-wei, dem angeblich ältesten Vorfahren dieser Regenten, bis auf T'óu-man reichlich tausend Jahre verflossen, doch waren besondere Nachrichten über die Geschichte dieser Zeit den Chinesen unzugänglich gewesen. Wir dürfen daraus schließen, daß die chinesischen Historiker des 1. Jahrhunderts v. Chr. den Anfang des Staatswesens der Hiung-nu in das 13. Jahrhundert v. Chr. verlegten. T'óu-man war also nur der erste bekannte Vorfahr, dem eine lange Reihe in China unbekannter vorausging. Daß unter den Namen der chinesischen und der Thuróczischen Ueberlieferung so viele nicht übereinstimmen, hat darin seinen Grund, daß wie Cäsar Octavianus Augustus, so auch die Monarchen der Hiung-nu unter mehreren Namen, Beinamen oder Ehrentiteln bekannt waren.

Der Sohn des Mau-tun oder Baktur hieß eigentlich Ki-yuk, wird aber in der Geschichte stets Lau-schang genannt. Er war es, der den König der Ta-yüé-tschi ermorden ließ und dadurch zum indirekten Urheber der ersten indoskythischen Völkerwanderung wurde. Schon vorher war Hirth mit Radloff darin übereingekommen, daß Lau-schang keinenfalls als Transskription, sondern als Uebersetzung eines türkischen Ausdrucks zu betrachten ist. Die wörtliche Bedeutung von Lau-schang ist „alt-erhaben". Von denjenigen türkischen Ausdrücken, die ihrer Bedeutung nach dabei in Betracht kommen können, eignet sich keiner besser

Nach den chinesischen Berichten seit T'ou-man, dem ersten erwähnten Herrscher.				Nach Johannes von Thuróczi.		
Generation	In der Reihe der Regenten	Transskribirter Name	Wirkliches Todesjahr vor Chr.	Generation vor Attila	Ideelles Todesjahr vor Chr.	Name nach der Schreibung der Chronik
I	1	T'ou-man	209	20	206	Rudli oder Budli
II	2	Baktur (Mau-tun)	175	19	173	Bezter oder Beztur
III	3	Lau-schang (d. h. alt-erhaben)	160	18	140	Mike
IV	5	J-tschi-schö	114	17	107	Mike
V	9	Tschü-ti-hou	96	16	74	Ompud
VI	10	Hu-lu-ku	85	15	41	Kulche
VII	12	Hü-lü-k'üan-kü	60	14	8	Leuente
VIII	—	Tschi-tschi	36	13	25 nach Chr.	Leel

als das uigurische mängl oder mingl, d. h. „hoch, erhaben, ewig, unsterblich“, das in ähnlicher Bedeutung in mehreren Türk-Dialekten vorkommt, z. B. im Jakutischen mängä tangara, „der unermeßliche Himmel“, wozu Böhtlingk bemerkt: „die wahre Bedeutung ist wahl unvergänglich, ewig“. Der Sohn des Beztur heißt in der ungarischen Chronik Mike, worin bei der schwankenden Schreibweise des Chronisten ohne Zwang die türkische Urform mingl wiederkannt werden darf.

Die beiden nächsten Generationen sind durch ganz verschiedene Namen vertreten, dagegen sind sich linguistisch auffallend ähnlich die beiderseitigen Namen der 6. Generation, Hu-lu-ku und Kulche, d. i. Kulke, denn für den Wechsel zwischen ch und k lassen sich im Texte der Chronik leicht Belege finden. Daß im chinesischen h, in der Chronik k als Anlaut steht, kann darin seinen Grund haben, daß in der türkischen Urform ein durch Gutturalisation modifizirter, dialektisch schwankender k-Laut zugrunde lag, etwa wie in Khalga, „Herr“, „Beschützer“, nach Vambéry ein Titel unter den Krim-Tataren, entsprechend unserm „Herr“. Fände sich der Name an irgend einer anderen Stelle der Ahnentafel, so würde die Aehnlichkeit nicht schwer ins Gewicht fallen; daß jedoch nach den Hypothesen bezüglich der Identität von Baktur und Beztur, sowie Lau-schang (=Mingi) und Mike, sich genau in der Generation, der sie entsprechen müssen, diese beiden Namen wiederfinden, kann unmöglich als ein dritter Zufall angesehen werden.

Auch der Sohn des Hu-lu-ku scheint einen, wenn auch nur entfernten Anklang in den Namen der beiden Ueberlieferungen zu bieten. Die Form Leuente ist sehr wahrscheinlich aus einer ursprünglich etwas verschieden lautenden türkischen Urform in den Namen eines bekannten, in der Chronik erwähnten ungarischen Führers verwandelt worden. Da die Anlaute l und r in den Türk-Dialekten so gut wie nicht vorkommen, so darf die Unterdrückung eines vokalischen Anlautes vorausgesetzt werden. Für Leuente dürfen wir nach dieser durch Präcedenzfälle unterstützten Vermuthung zunächst Eleuente lesen, was uns der chinesischen Transskription Hü-lü-k'üan-kü immerhin etwas näher bringt, wenn wir den Unterschied in der letzten Silbe durch Suffix-Wechsel erklären wollen. Selbst wenn es nicht gelingen sollte, den Zusammenhang dieser beiden Formen in befriedigender Weise zu erklären, so sind doch die augenfälligen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Namen für die 2., 3. und 6. Generation geeignet, jeden Zufall auszuschließen, wenn wir in Betracht ziehen, daß das Volk der Hunnen nicht nur auf Grund der Namen-Aehnlichkeit und allgemeiner aus der chinesischen Geschichtsschreibung abgeleiteter Schlußfolgerungen, sondern auch nach unzweideutigen, bisher noch nicht richtig verstandenen Mittheilungen chinesischer Geschichtsschreiber zweifellos als Abzweigung vom alten Hiung-nu-Staate zu betrachten ist. Es ist daher nichts natürlicher als daß auch seine Beherrscher sich als direkte Nachkommen der Dynastie der alten Hiung-nu-Regenten betrachteten. Sind auch die Namen der Turóczischen Ahnentafel zum großen Theil fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, so daß ihr türkischer Ursprung oft kaum zu erkennen ist, so scheint es doch, daß jede Generation von Attila bis zurück auf Beztur oder Baktur darin vertreten ist, wenn wir das Gesetz von der Durchschnittsdauer einer Generation auf dieses eine Geschlecht in Anwendung bringen.

Für den Historiker ergeben sich die mannichfachsten Schlußfolgerungen aus dem Nachweis der Echtheit der Thuróczischen Ahnentafel und ihres Zusammenhanges mit dem Regentenhause der Hiung-nu. Da wir durch die chinesische Literatur ausführliche Nachrichten über dieses Volk und seine Fürsten besitzen, würde uns der Nachweis der Identität auch nur vereinzelter Ascendenten berechtigen, alles, was wir über das Fürstenhaus der Hiung-nu wissen, als Vorgeschichte des attilanischen Geschlechtes zu betrachten. Unter anderem würde daraus zur Gewißheit hervorgehen, daß Attila nicht als das Produkt rein türkischer Vorfahren zu betrachten ist, wegen der Heirathen seiner Vorfahren mit chinesischen Prinzessinnen, und wenn Tschi-tschi sein Vorfahr in der 13. Generation gewesen ist, daß nachweislich das Blut sogdischer und indoskythischer Mütter in seinen Adern floß. Vielleicht war es gerade die Kreuzung der Rassen, die ihn zu einem so hoch über seinem eigenen Volke stehenden Monarchen erhob.

Die deutsche Tiefsee-Expedition.

Die deutsche Tiefsee-Expedition im Jahre 1898 wurde in ihrem Verlauf von allen Gebildeten und vaterländisch Gesinnten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt; ihr glücklicher und ruhmreicher Verlauf erfüllte die weitesten Kreise mit Freude und Stolz. Denn Jedermann empfand, daß diese Expedition eine Bethätigung der einst vermißten Kraft und Wohlhabenheit des Vaterlandes bedeute, für die Meisten, die so empfanden, wie auch für die Mehrzahl unsrer Reichstagsabgeordneten, genügte auch vollkommen der Gedanke, daß es sich um eine Gelegenheit handle, der deutschen Wissenschaft und damit dem deutschen Namen neuen Ruhm zu erwerben; sie vertrauten vollkommen den Gelehrten, welche versicherten, daß es sich um bedeutende Probleme handle, sie legten auch das Zu[illegible]uen, daß diese Männer „ihre Sache gut machen würd[illegible]durch an den Tag, daß sie für die große Aufgab[illegible]ende Mittel in den Reichshaushaltsplan einset[illegible]

Um welche speziellen Ziele es [illegible]andelte, was die Expedition an größeren Gesichtspunkten verfolgte, davon wußte wohl die Mehrzahl aller derer, welche sich rein

aus vaterländischer Gesinnung an dem Zustandekommen und guten Gelingen der Expedition freuten, wenig oder gar nichts.

Zwar war in den breitesten Schichten unsrer Bevölkerung das Interesse am Thierleben und an den großen Problemen der Biologie von jeher wach gewesen; zählen wir doch unter unsern Schriftstellern die besten und volksthümlichsten Schilderer der Thierwelt. Aber erst als die Söhne aller unsrer deutschen Länder auf der deutschen Kriegsflotte die Meere zu befahren begannen, entstand, immer mehr anwachsend, das Interesse am Meer, die Liebe zum Meer in unserm Volk; und zugleich regte sich das Bedürfniß, von dem Thier- und Pflanzenleben des Weltmeeres zu erfahren. Eine ganze Reihe von populären Schriften ist denn auch schon der Aufgabe gewidmet, das was wir von der Biologie des Meeres wissen, gemeinverständlich zu machen. Aber alle diese Bücher mußten sich bisher auf die Resultate der Expeditionen anderer Völker stützen. Englands großartige Challenger-Expedition, die Fahrten amerikanischer, französischer italienischer, holländischer, skandinavischer Schiffe hatten die Probleme der Ozeane, vor allem der Tiefsee erforscht. Deutschland hatte sich bisher nur bescheiden — mit der Kieler Plankton-Expedition — an diesem Wetteifer der Völker betheiligt. Jetzt aber hat die nationale Begeisterung für die Flotte uns auch eine Tiefsee-Expedition verschafft und sogleich erweist sich auch die Wissenschaft dankbar, indem sie ihre Resultate allgemein zugänglich macht, wodurch sie zugleich das Interesse am Meer weckt und vertieft.

Und dies merkwürdige Ereigniß, daß wissenschaftliche Forschungen rein und unverfälscht dargeboten, der vaterländischen Politik Nutzen bringen werden, das wird der eine große Erfolg sein, welchen man dem Reisewerk Prof. Karl Chuns, des Führers der deutschen Tiefsee-Expedition, prophezeien kann.[1]) Denn indem er ohne weitere Tendenz vor dem gesammten deutschen Volk sozusagen einen Rechenschaftsbericht der Expedition ablegt, erreicht sein Buch einen doppelten Zweck: hier können sich nun Alle, welche sich vorher aus Interesse entweder an der deutschen Seegeltung oder an der deutschen Wissenschaft für die Expedition begeisterten, genau über ihre Zwecke und Ziele und deren Verwirklichung unterrichten; und getragen von der nationalen Begeisterung für die Flotte, wird die Wissenschaft vom Meere durch Chuns Werk populär werden und ebenso werden seine durchaus sachlichen Darstellungen von Meer, Schiffahrt und den Kolonien unsern maritimen Interessen dienen.

Daß man von dem Buch eine so große Wirkung erwarten darf, das ist vor allem der Art und Weise, w i e es geschrieben ist, zuzuschreiben. Wer Reden oder Reisebriefe Chuns aus früherer Zeit kannte, der wußte, daß er über seine Expedition ein schönes und geistvolles Buch schreiben würde. Aber das konnte er nicht ohne weiteres voraussetzen, daß sein Buch in gleichem Maße das Interesse von Männern der Wissenschaft und des Volkes, unsrer Frauen und der heranwachsenden Jugend so sehr beanspruchen würde, wie es nach den zwei vorliegenden Lieferungen der Fall sein wird. Diese bieten uns schon eine Fülle von Belehrung in der reizvollsten Form. Der Stil Chuns ist vornehm und elegant, dabei aber so leicht verständlich und von einer so blendenden Anschaulichkeit, daß es ein fortwährendes Vergnügen darbietet, seine Schilderungen zu lesen. Trotz allem Humor, den er in gerechten Dosen vertheilt, ist er sachlich und ernst.

Es ist nicht leicht, so viel verschiedenartiges in den Rahmen eines Buches zu bringen wie es schon diese wenigen Kapitel enthalten, und dabei dem Ganzen den Charakter eines einheitlichen Kunstwerkes aufzuprägen. Wir erfahren in den zwei ersten Lieferungen den Plan der Reise, allgemeine Andeutungen über ihre biologischen und ozeanographischen Ziele; die Ausrüstung und die Bedeutung der einzelnen Apparate, die Reisegesellschaft und die Rolle, welche jedem Einzelnen zuertheilt war, werden uns vorgeführt. Dann treten wir mit der „Valdivia" die Reise an, verfolgen sie nach Edinburg, um den Norden von Schottland in den Atlantischen Ozean nach den Canarischen Inseln und bis Kamerun. Unterdessen werden wir allmählich in das Thierleben der Hochsee und Tiefsee eingeführt, wir lernen alle Apparate und Netze bei ihrer Benutzung kennen: und schließlich sind wir am Ende des zweiten Heftes angelangt, ungeduldig, daß nicht das ganze Werk schon erschienen ist, um es in einem Zuge bis zum Ende lesen zu können.

Die Route der Expedition führt uns in die zumal für uns Deutsche interessantesten Gegenden, denn außer dem Congo, dem Kapland, den antarktischen Inselgruppen, Sumatra, den Nikobaren, Ceylon und den Seychellen wurden zwei unsrer Kolonien: Kamerun und Ostafrika, berührt. Von dem ersteren enthält schon die zweite Lieferung des Werkes die anschaulichsten und reizvollsten Schilderungen. Neben solchen Darstellungen aus der Länder- und Völkerkunde nehmen jedoch die wunderbaren Resultate der maritimen Forschungen den größten Raum und wohl auch das größte Interesse in Anspruch.

Aber von all diesem will ich erst ausführlicher berichten, wenn das ganze Werk vollständig vorliegt. An dieser Stelle muß ich noch einiges über die Ausstattung des Werkes sagen; denn man darf wohl mit Recht rühmen, daß das Reisewerk unsrer deutschen Tiefsee-Expedition nicht nur zu den best geschriebenen, sondern auch zu den am prachtvollsten ausgestatteten Reisebeschreibungen der Neuzeit gehört.

Unser deutsches Buchgewerbe hat während des letzten Jahrzehntes so ungeheure Fortschritte gemacht, daß, wie vor Jahrhunderten, die deutschen Buchausgaben wieder die besten und schönsten der Welt geworden sind. Besonders haben die meist deutschen Erfindungen von photographischen Vervielfältigungsverfahren zu diesem Aufschwung beigetragen.

Die große wissenschaftliche Verlagsanstalt von Gustav Fischer kann sich rühmen, mit dem populären Reisewerk der Tiefsee-Expedition dem deutschen Buchgewerbe neue Lorberen gepflückt zu haben. Bei der Ausstattung haben sich der erlesene Geschmack Chuns und der Weitblick des bedeutenden Verlegers die Hand gereicht. Daß die Thierbilder besonders schön sind, ist wohl vorauszusetzen. Alle Erwartungen übertreffen aber die landschaftlichen Photographien, welche als Autotypien und als prachtvolle Heliogravüren dem Werk beigegeben sind. Einen eigenen Reiz besitzen die stilisirten Meeresthiere, welche als Vignetten oder als Kopfleisten reichliche Verwendung gefunden haben.

Doch man sehe selbst! Und man wird zugestehen: das ist ein Buch, welches man den Wißbegierigen unsrer Nation nicht genug empfehlen kann.

Wir haben uns vorgenommen, nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes ausführlich auf seinen Inhalt zurückzukommen, und außerdem über die wissenschaftlichen Einzelbearbeitungen der Reiseresultate — soweit sie ein allgemeineres Interesse beanspruchen — unsern Lesern zu berichten.

Dr. F. Doflein.

Zu Andersens Gedächtniß.

(† 4. August 1875.)

v. Ein Bahnhof in einer großen Stadt; viele Leute reisen mit dem Schnellzuge ab. Da kommt auch ein Herr in den Dreißigern, eine Dame in den Zwanzigern. Er ist etwas korpulent, etwas ungeschickt in seinen Bewegungen, findet lange nicht das Coupé zweiter Klasse; er sieht ganz gut aus und als ob er etwas erlebt hätte, ist aber gewiß kein Heiliger. Die junge Dame im hellen Kleid ist ganz hübsch, aber keine Schönheit; ganz sympathisch, aber gewiß kein Engel. Die Beiden küssen sich sehr oft, immer wieder verabschieden sie sich; jetzt muß der Herr einsteigen, der Zug geht ab, sie steht noch lange da, mit dem Taschentuche winkend.

---

1) **Aus den Tiefen des Weltmeeres.** Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition von **Carl Chun.** Lieferung 1 und 2. Jena, bei Gustav Fischer.

Wer ist der Mann? Für den Kondukteur und alle Anderen, die ihn auf dem Perron gesehen haben, ein Reisender zweiter Klasse. Nur für einen der Umstehenden nicht. Ein Mann, der zufällig in der Nähe war, weil er einen Bekannten an den Zug begleitet hat, kann die Erinnerung an den anscheinend gar nicht hervorragenden Reisenden nicht los werden, obgleich ihm sowohl der Herr als auch die Dame ganz unbekannt war. Ob sie ihm treu bleiben wird? denkt er auf dem Nachhauseweg. Und plötzlich wird er tieftraurig: vielleicht sehen sie sich nie wieder; wer weiß es! Wie unerwartet kommt der Tod; oder vielleicht kommt sonst etwas unerwartetes; vielleicht verliebt sie sich in einen Anderen, und dann muß er sein Leben lang an heute Nachmittag denken, an den letzten Kuß, den sie ihm gegeben hat; aber auch sie kann dann nicht ganz glücklich werden, denn manchmal fällt er ihr ein und dann ... Doch nein. Möge es anders kommen. Werdet glücklich! Liebt euch, wirklich, nicht jetzt, weil ihr jung und leidlich hübsch seid, nein, immer; und liebe Kinder mögen in einigen Jahren zu euren Füßen spielen. Gott mit euch!

Der Eine, dem die Beiden, das Mädchen im hellen Kleid und der Reisende, nicht aus dem Sinn kommen, der mit ganzer Seele noch abends beim Einschlafen ihnen wünscht, daß sie glücklich werden mögen, der Eine ist Hans Andersen. Und nicht nur irgend ein Reisender, nein, auch das Hündchen, das über die Straße läuft, die Blume vor dem Fenster, der Tisch, auf dem er schreibt — sie alle sprechen zu ihm, und drückt sie ein Geheimniß, es muß heraus: Hans Andersen darf man alles sagen.

Die Kinder vor allem haben ihn in ihr Herz geschlossen, und gewiß wird heute das Dichtergrab von Kinderhänden mit Blumen geschmückt. Er, der keine Kinder hatte, hat die Liebe des Vaters aus seinem warmen Herzen auf alle Kinder, und die armen und verlassenen ganz besonders, ausgestrahlt. Und so sollen auch hier, wo das ganze Jahr die großen Leute das Wort führen, am heutigen Gedenktage die Kinder zu Worte kommen, indem wir Andersen als dem Dichter der Kinder ein paar bescheidene Blätter der Erinnerung aufs Grab legen. Wir wollen daher schweigen von dem, was er sonst noch geschrieben, und er hat außer seinen Märchen noch sehr viel geschrieben; wir wollen schweigen von den deutschen Uebersetzungen, über die sich auch viel sagen ließe, und nur das eine soll zur Sprache kommen, was unvergänglich ist, wie das Frauenbild, das in seiner Erzählung „Psyche“ der Bildhauer in einem begnadeten Moment erschaut hat.

Das Dümmste über Andersen steht in Meyers Konversations-Lexikon; nämlich: er habe keine Gestaltungskraft gehabt; und das Gescheiteste hat einst der Theologe Karl v. Hase dem Dichter ins Stammbuch geschrieben: „Es war Schelling, nicht der jetzt in Berlin wohnt, sondern der in dem unsterblichen Hause des Geistes lebt, welcher einst sagte: Die Natur ist der sichtbare Geist! — der Geist, die unsichtbare Natur ist mir gestern Abend wieder anschaulich geworden über Ihren Märchen. Wie die auf der einen Seite so tief hineinlauschen in die verborgene Tiefe der Natur, die Sprache verstehen und wissen, wie's einem Tannenbaum oder einem Gänseblümchen zu Muthe ist, so daß alles um seiner selbst willen da zu sein scheint, und wir, sammt unsern Kindern in Freude und Sorge daran theilnehmen: so ist auf der anderen Seite doch alles nur des Geistes Bild, und das Menschenherz in seiner Unendlichkeit zittert und schlägt durch alles hindurch. — Mag dieser Quell aus dem Dichterherzen, das Gott Ihnen verliehen hat, noch eine Weile so erquicklich fortsprudeln, und diese Märchen werden in der Erinnerung der germanischen Völker zu Volkssagen werden.“

Zu Volkssagen sind Andersens Märchen wohl geworden, wie auch so manches in ihnen aus den Volkssagen herstammt. Aber groß ist der Unterschied zwischen ihnen und dem anderen Märchenbuch, das in den deutschen Kinderzimmern neben Andersen steht, den Grimm'schen Märchen. Werthvergleichungen sind hier thöricht; denn die Grimm'schen Märchen sind etwas ganz anderes. Den Grimm'schen Märchen wird man nicht gerecht, wenn man sie als Kunstgebilde beurtheilt; sie sind kindlich, und in der Kindlichkeit liegt ihr unvergänglicher Werth. Siebenmal dürfen sie dasselbe erzählen, und durch sieben Thore darf der Prinz gehen und jedesmal wieder dasselbe erleben — wir fragen nicht nach Wahrscheinlichkeit, nicht nach künstlerischer Form und nicht nach poetischer Gerechtigkeit, gerade die Naivetät der Erzählung entzückt uns. Und wie offenbart sich diese Naivetät auch in den Einzelheiten des Ausdrucks: wenn es heißt: „Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein so lieb“, oder beim Erscheinen des gedeckten Tischleins „da sagte Zweiäuglein das kürzeste Gebet her, das es wußte: ‚Herr Gott sei unser Gast zu aller Zeit, Amen' und langte zu“; und am Schluß des König Drosselbart, wenn es zur Hochzeit kommt: „Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen“.

Aber an Andersens Märchen darf man außer dem Maßstabe der Kindlichkeit auch den strengsten Maßstab der Kunstbeurtheilung legen. Natürlich merken Kinder hievon nichts; aber es sind Kunstgebilde, die nicht wie Manche denken „sehr nett“, sondern zum Theil von der gewaltigsten Art sind; formvollendete Kunstgebilde: keinen Zug der Schilderung, keinen Bestandtheil der Handlung könnte man verändern, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören; die Charaktere entwickeln sich wie nur irgend in einem echten Drama, und die meisten Geschichten enthalten philosophisch betrachtet eine tiefe Wahrheit, ein Stück objektives Weltbild.

Daß die Kinder von alledem nichts merken, und trotzdem vollkommen befriedigt sind, das ist das Einzige an Andersens Märchen. Die Geschichte, rein als Geschichte betrachtet, befriedigt vollständig und spannt die Kinder, gefällt ihnen, wie nur irgend eine.

Das merkt man so recht, wenn man andere, moderne Märchen daneben hält. Der gute Wille, die Gescheitigkeit des Verfassers, der Verfasserin, sind zu erkennen; ach so, gar zu sehr. Der tiefe Sinn streckt überall einen Zipfel hervor in die Geschichte und stört diese, wie andererseits er wieder von der Geschichte gestört wird. Man merkt die moralische Tendenz, die Allegorie. Wie Andersen es gemacht hat, beides, tiefer Sinn und Kindergeschichte, in eins zu verschmelzen, das ist sein Kniff, wenn ein berühmter Philosoph recht hat, daß jedes Genie einen besonderen Kniff habe.

Diese Verschmelzung zeigt sich auch in Kleinigkeiten. In einer Geschichte — wir sagen natürlich nicht in welcher — kommt eine Unanständigkeit vor. Tausende von Kindern und auch manche Erwachsene, haben die Geschichte gelesen, ohne die Unanständigkeit zu merken; aber es ist so gemacht, daß, auch ohne daß man sie versteht, die betreffende Stelle verständlich, ja sogar dem Verständniß kindlicher Seelen ganz besonders angepaßt ist.

In den bei uns verbreiteten, unter sich recht verschiedenen Sammlungen Andersen'scher Märchen finden sich fast lauter vollendete Kunstwerke. Nur eine völlig unpoetische Geschichte, das Feuilleton „Taute“ hat sich hineinverirrt. Zu den schwächeren gehören einige bei besonderen Gelegenheiten geschriebene Erzählungen, so die für das Schilleralbum bestimmte „Die alte Kirchenglocke“. Aber einmal hat die Muse des Dichters Wunsch, einem verehrten Künstler zu huldigen, erhört; als sie ihm die kleine Geschichte „Kindergeplauder“ eingab, die wir als einen echten Andersen an diesem Gedenktage wiedergeben möchten.

Bei Großhändlers war große Kindergesellschaft, reicher Leute Kinder und vornehmer Leute Kinder. Der Großhändler stand sich gut und war ein kenntnißreicher Mann. Er hatte selbst die Universität besucht, wozu ihn sein braver Vater angehalten hatte, der anfänglich nur Viehhändler gewesen war, aber ehrlich und thätig. Das hatte Geld gegeben und diesem verdankte der Großhändler seinen Aufschwung. Verstand hatte er und sogar Herz, doch wurde davon weniger gesprochen als von seinem vielen Geld.

Aus und ein gingen bei ihm vornehme Leute, vornehme durch Geburtsadel und vornehme durch Geistesadel, solche, denen beide Adelstitel zukamen und die sich keines von beiden zu rühmen hatten. Dort war nun Kindergesellschaft, Kinder-

unterhaltung, und Kinder reden frisch von der Leber weg. Unter dem kleinen Volk befand sich ein allerliebstes Mädchen, aber entsetzlich stolz. Das hatten die Dienstleute mit ihren Küssen und Zärtlichkeiten zuwege gebracht, nicht etwa ihre Eltern; dazu waren sie viel zu vernünftig. Ihr Vater war Kammerherr, und das war, wie sie wußte, erschrecklich viel.

„Ich bin ein Kammerkind!“ sagte sie. Sie hätte ebenso gut ein Kellerkind sein können, denn weder zu dem einen noch zu dem anderen kann man selbst etwas thun. Darauf erzählte sie den anderen Kindern, sie wäre eine „Geborene“ und fügte hinzu, daß, wenn man nicht „geboren“ wäre, man nichts werden könne. Lernen und noch so fleißig sein, helfe alles nichts, sei man nicht „geboren“, dann könne man nichts werden.

„Und aus denen, deren Namen auf e oder er oder en endigt, wie Schulze, Müller und Petersen, kann überhaupt nie in der Welt etwas werden. Man muß die Arme in die Seite stemmen und sie sich vom Leibe halten diese e, er und en!“ Und dabei stemmte sie ihre kleinen, niedlichen Arme mit spitzen Ellenbogen in die Seite, um zu zeigen, wie man sich dabei benehmen müßte. Sie war doch gar zu nett.

Aber des Großhändlers Töchterchen wurde böse. Ihres Vaters Name endete auf e und deßhalb sagte sie so stolz wie sie konnte: „Aber mein Vater kann mir nichts dir nichts für hundert Thaler Bonbons kaufen! Kann dein Vater das?“

„Ja, aber mein Vater,“ unterbrach sie die kleine Tochter eines Schriftstellers, „kann deinen Vater und deinen Vater und alle Vaters in die Zeitung bringen. Alle Menschen sind vor ihm bang, sagt Mama, denn mein Vater regiert in der Zeitung.“ Und die Kleine warf dabei den Kopf in die Höhe, als wäre sie eine wirkliche Prinzessin, die sich in die Brust werfen muß.

Aber draußen vor der halbgeöffneten Thüre stand ein armer Knabe und guckte durch die Ritze hinein. Der Kleine durfte nicht einmal in die Stube hineinkommen, so gering war er. Den Spieß hatte er für die Köchin gedreht und von ihr die Erlaubniß erhalten, hinter der Thüre zu stehen und zu den geputzten Kindern hineinzuschauen, die dort lustig spielten; und das war für ihn überaus viel. „Wer doch auch eines von ihnen wäre!“ dachte er und hörte darauf, was geplaudert wurde, und das gab wohl Ursache genug zum Betrübtwerden. Nicht einen Dreier hatten seine Eltern daheim auf dem Boden ihres Koffers liegen, hatten nicht die Mittel, eine Zeitung zu halten, geschweige denn eine zu schreiben, und was das Allerschlimmste war, seines Vaters Name und folglich auch sein eigener endete auf en und es konnte also nie in der Welt etwas aus ihm werden. Doch geboren war er, wie ihn bedünkte, richtig geboren; anders war es ja doch nicht möglich.

Seht, das war an jenem Abend.

Jahre waren seitdem verstrichen und aus Kindern waren Leute geworden. Ein prächtiges Haus stand in der Stadt, es war voller Herrlichkeiten, alle Leute wollten es sehen, selbst Leute von auswärts kamen, um es zu bewundern. Wer, meinst du wohl, konnte von den Kindern, von welchen wir erzählt haben, dieses Haus sein Eigen nennen? Nun, das ist wohl leicht zu errathen. Nein, das ist nicht so leicht. Das Haus gehört dem kleinen armen Knaben; es wurde doch etwas aus ihm, obgleich sein Name auf en endigte — Thorwaldsen.

Und die drei anderen Kinder? Die Kinder des Geburts-, Geld- und Geistesadels, von ihnen hat keines so hervorragendes geleistet, daß es Erwähnung verdiente, keines übertraf die anderen. Aber Gutes und Tüchtiges wurde doch aus ihnen; es war ein guter Kern in ihnen. Was sie damals gedacht und gesprochen hatten, war eben — Kindergeplauder.

Nie ist ein Künstler hübscher gefeiert worden; denn welches Wort könnte mehr sagen als an dieser Stelle das eine — Thorwaldsen. Und wie fein übrigens, daß die anderen Kinder nicht Verbrecher und Lumpen wurden, nein, ganz brave Leute.

Ein anderer kleiner armer Knabe, der Sohn einer armen Wäscherin in Odense, hat sich die Freundschaft von Fürsten erworben, hat von den Zeitgenossen mehr liebende Verehrung erfahren als irgend ein anderer Erzähler, Dickens ausgenommen, und ist von den Kindern der ganzen kultivirten Welt ins Herz geschlossen worden. Vielleicht dürfen wir die kleine Geschichte auf ihn beziehen und sagen: es wurde doch etwas aus ihm, obgleich sein Name auf en endigte — — Andersen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen sind vom Verlag Karl Heymann in Berlin eine so stattliche Reihe guter Werke eingelangt, daß ich mich, entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit, zu einer besonderen zusammenfassenden Besprechung veranlaßt sehe. Ich erwähne vor allem, daß das Lehrbuch des bürgerlichen Rechts von Endemann nunmehr fertig ist. So oft ich auf dieses Werk im Verlauf seines allmählichen Erscheinens zu sprechen kam, war es mir eine Freude, seine Vortrefflichkeit, die sich bei jedem Gebrauch neu bestätigte, hervorheben zu können. Ich werde demnächst in einer eingehenderen Würdigung darauf zurückzukommen. Auch Kuhlenbecks eminente Ueberleitung von den Pandekten zum Bürgerlichen Gesetzbuch, die ich in Nr. 49 der Beilage (1900) besprochen habe, soll, wie ich vernehme, in nächster Zeit vollständig werden. Ebenso schreitet der großangelegte Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen, der nach den Namen der Mitarbeiter ein hervorragendes Werk zu werden verspricht, nach den Mittheilungen des Verlags rüstig voran. Zur Besprechung ist der Kommentar zur Konkursordnung von Sarwey, in vierter Auflage bearbeitet von Boßert, eingeschickt worden. Ich habe nicht viel darüber zu sagen. Das Buch ist bekannt und gut eingebürgert; es wird seinen Platz auch in Zukunft sicher behaupten. Boßert hat schon die dritte Auflage bearbeitet, und Sarwey sagte damals im Vorwort, er freue sich, durch eine so berufene Kraft abgelöst zu werden. Das war nicht eine Schmeichelei, wie sie bei solchem Anlaß wohl vorkommen mag. Das Buch zeigt, daß sein Bearbeiter den gesammten Stoff in der Hand hat. Auch die neueste Literatur über Konkursrecht ist herangezogen und mit Sorgfalt verwerthet. — Von den weiter eingelangten Einzelschriften über Gegenstände des neuen Rechts gehören zwei dem Familienrecht an: Das Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Dr. C. Rocholl und das Ehescheidungsrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Dr. C. Davidsohn. Beide Arbeiten sind in Kommentarform gehalten; sie streben eine möglichst allgemeinverständliche Wiedergabe der von ihnen behandelten Materien an, um auf diese Weise deren Kenntniß den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Rocholl hebt dieses Ziel ausdrücklich hervor; daß es auch Davidson vorschwebt, läßt ein Studium seines Buches rasch erkennen. Bei der Wichtigkeit des Familienrechts für alle Bevölkerungsschichten kann ein solches Unternehmen nur als löblich bezeichnet werden; die Verfasser finden auch durchgehends den rechten Ton, um allen denen, die bei ihnen Rath suchen, einen solchen zu bieten, selbst wenn sie ohne viel Vorkenntniß und Vorarbeit die Bücher zur Hand nehmen. Gleichwohl geht meine Ueberzeugung, die sich im Verkehr mit dem rechtsuchenden Publikum von Tag zu Tag festigt, dahin, daß alle die populär gehaltenen Werke, die über das neue Recht schon herausgekommen sind oder noch herauskommen werden, bei dem Publikum, für das sie eigentlich berechnet sind, keinen festen Boden gewinnen können. Das liegt nicht in den Werken, sondern in den Verhältnissen. Als das Bürgerliche Gesetzbuch zur Annahme gekommen war, wurden die in Masse verlegten Textausgaben eifrig gekauft, und man kann beinahe sagen, jeder, der einmal einen Prozeß verloren hatte oder einen zu verlieren fürchtete, erwarb sich damals das neue Gesetz im Glauben, es würde ihm nun für alle Fälle sicheren Aufschluß geben. Die Täuschung war so gründlich, als man nur denken kann. Das Bürgerliche Gesetzbuch ist kein populäres Werk in dem Sinn, daß die Bedeutung seiner Vorschriften auch dem juristisch nicht geschulten Leser sich erschließen könnte; es kann dies bei den heutigen Rechtsverhältnissen, die in ihrer feinen und weitgehenden Verzweigung auch eine Normirung verlangen, die zahllosen Streitfragen die Spitze abbricht und nicht bloß das grob in die Augen Fallende, sondern auch das

entfernt liegende Mögliche in Betracht zieht, nie und nimmer sein. Ein Gesetzbuch, das sich aus Rechtssprüchwörtern zusammensetzte, wäre zwar anmuthig zu lesen, es würde aber bei der ersten praktischen Anwendung versagen. Das Recht der Gegenwart theilt dieses Geschick mit allen anderen Wissenschaften. Es gibt auch populäre medizinische Bücher, ganz geeignet, um dem Laien einen Schein zu geben, was Medizin sei; aber wer krank wird, geht doch besser zum Arzt, als daß er sich nach den Angaben solcher Bücher behandelt. Eine populäre Darstellung kann auf die Verwicklungen nicht eingehen, weil sie sonst nothwendig zu breit und damit eben unpopulär würde; sie ist also immer unvollständig. Das thut keinen Schaden, solange die Personen, die sie benutzen, hieran denken und nicht die Lücken, die durch die Auslassung besonderer Vorschriften entstanden sind, willkürlich ergänzen. Wie selten darf man aber eine so verständige Benutzung erwarten! Die erste Enttäuschung, die alsbald eintreten muß, bewirkt dann, daß das Interesse erlahmt und daß man es bei der bisherigen Ordnung der Dinge läßt: man erholt sich eben Rath von Fall zu Fall, wo man ihn am ehesten zu finden hofft, sicherlich aber nicht in den Büchern. Ein Gutes haben die Versuche, das neue Recht populär zu machen, immerhin gezeitigt: unsre juristischen Schriftsteller haben sich daran gewöhnt, klar und einfach zu schreiben. Dieses Ergebniß lohnt die in ihrer eigentlichen Richtung verfehlte Arbeit weitaus zur Genüge. — Das Buch von Adolf Weißler über das deutsche Nachlaßverfahren hat sich kein so fernes Ziel gesteckt; es will den Beamten, die mit der Nachlaßregulirung zu thun haben, die nöthigen Aufschlüsse geben und thut das in einer Weise, die durch ihre Sicherheit und Selbständigkeit, wie durch den Reichthum des Gebotenen gleichmäßig wohlthuend anspricht. — Wem meine Auffassung über die Unmöglichkeit einer Popularisirung unsres Privatrechts zu schroff erscheint, dem empfehle ich ein Studium der prozessualen Werke: Friedrichs, Handbuch der Prozeßpraxis, und Wagner, Bureaubuch des Rechtsanwalts. Er wird schon nach wenig Seiten erkennen, wie viele Fragen sich an jeden Rechtsfall knüpfen, so einfach er scheinbar gelagert sein mag. Für die Richter wie die gewissenhaften Anwälte sind solche Bücher gleich werthvoll. Sie weisen für die einzelnen Fälle darauf hin, welche Voraussetzungen von vornherein gegeben sein müssen, um einen erhobenen Anspruch gerechtfertigt erscheinen zu lassen, welche Prozeßlagen sich durch das Verhalten des Gegners herausbilden können und wie dann, je nach diesem Verhalten, die gesetzmäßige Entwicklung des Prozesses verläuft. Wer in der Praxis steht, weiß den Nutzen solcher Werke, die mit wenig Anspruch auftreten und doch eine intensivere Arbeitsleistung bedeuten als manches umfangreiche theoretische Werk, recht wohl zu würdigen. In prozessualen Fragen handelt es sich außergewöhnlich oft um rasche Entscheidung, die kein zögerndes Umhersuchen erlaubt. Da erweisen sich solche Werke als Handbücher im besten Sinne des Wortes.

-r. Kunz: Beispiele für Geländeverstärkungen auf dem Schlachtfelde. (11. Heft der Kriegsgeschichtlichen Beispiele aus dem Kriege 1870/71.) Berlin, Mittler 1900. 79 S. mit 2 Plänen und 3 Textskizzen. — Wie den meisten Arbeiten von Major Kunz, so konnten wir auch der vorliegenden Schrift keinen rechten Geschmack abgewinnen. Material zwar trägt Kunz stets mit großem Fleiß zusammen, dagegen läßt er es an Gruppirung und Gestaltung des Stoffes meist fehlen; störend wirkt auch seine langweilige Darstellungsweise und die Uebersättigung des Lesers mit Zahlen, die häufig genug nur Kombinationen sind und sein können. Das Heft „Geländeverstärkungen“ zählt die Befestigungsarbeiten bei Spichern, Gravelotte, Amiens, Orleans und an der Lisaine auf, geht aber durchaus nicht so viel auf die Einzelheiten ein, als gerade auf diesem Gebiet nöthig gewesen wäre. Dagegen finden sich längere Abschweifungen auf alle möglichen anderen Verhältnisse, die für den vorliegenden Zweck zu missen und mindestens in den operativen und taktischen Urtheilen vielfach anzuzweifeln wären. Wer sich über Schlachtfeldbefestigung gründlich unterrichten will, kann sich auf das Studium der mustergültigen Arbeiten der Truppen Werders an der Lisaine beschränken, muß aber hiezu auf andere, bessere und ausführlichere Werke zurückgreifen, denn die 13 Seiten, womit Kunz die hochinteressanten und gerade in den hier gänzlich vernachlässigten Einzelheiten lehrreichen Maßnahmen und Vorgänge abthut, können Niemand befriedigen.

w. Altes und neues Gold. Während Irland heute nur geringe Mengen von Gold in seiner Erde birgt, war es vor etwa 3000 Jahren eine recht ergiebige Fundgrube jenes Edelmetalls. Das haben die zahlreichen Funde dargethan, die man in der letzten Zeit in Irland gemacht hat und die zugleich beweisen, daß die Insel in der Zeit von 1500 bis 1000 v. Chr. eines der vorgeschrittensten Kulturländer gewesen ist. Auch in der keramischen Kunst stand damals Irland auf hoher Stufe. Dazu kamen ausgedehnte Handelsbeziehungen, und so muß das Land in jener fernen Zeit unter den Ländern Westeuropa's die erste Stelle eingenommen haben. Die Träger dieser Kultur waren iberischen Stammes, mit dem Auftreten der Kelten geht das Land schnell zurück und hat erst mit dem Ende der Römerherrschaft, ums 5. christliche Jahrhundert, wieder eine zweite Blüthezeit erlebt. Jenes Gold stammt aus den Flüssen, wie man denn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in der Grafschaft Wicklow in einem Zufluß des Ovoca die Goldgewinnung betrieben hat, wenn auch nur in geringem Umfange, denn der ehemalige Goldgehalt der Insel scheint schon in der vorgeschichtlichen Zeit zum größten Theil ausgebeutet zu sein. — Die Italiener sind vor wenigen Jahren in der Kolonie Erythräa an verschiedenen Stellen auf Gold gestoßen. Die Regierung hat sofort eingehende Untersuchungen anstellen lassen, wobei sich denn eine ziemliche Ertragfähigkeit der Fundstellen herausstellte. Es ist besonders Asmara, wo man eine reiche Ausbeute erwartet, und hier hat sich vor wenigen Monaten eine große Goldgesellschaft niedergelassen. Sie steht zum größten Theil unter italienischer Leitung, die an den Staat zu zahlende Abgabe ist ziemlich hoch. — Auch auf Madagaskar hat sich Gold gefunden, und zwar im Thale des Ampanfury, einem linken Nebenflusse des Mamojary. Die Stärke der Goldader schwankt zwischen 15 cm und 2 m. Wo sie am dünnsten ist, liefert sie bis zu 50 g, im gewöhnlichen aber 12 g, was schon immer ein schöner Ertrag ist. Man schätzt den Werth des ganzen Goldfeldes auf 16—18 Millionen Francs.

* Eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe Götz von Berlichingens, die freilich weniger durch einen bedeutsamen Inhalt, als wegen der Person des Verfassers und ihrer Sprache von Interesse sind, wird von Albert Schreiber in der „Zeitschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins“ mitgetheilt. Die Briefe, die im fürstlich leiningischen Archiv zu Amorbach aufbewahrt sind, beziehen sich auf die Fehde Götz von Berlichingens mit dem Erzstift Mainz, jenes kühne und glückliche Abenteuer, von dem Götz auch in seiner eigenen Lebensbeschreibung berichtet. Sie sind an die Stadt Buchen, den Mainzischen Amtmann und den Kurfürsten Albrecht gerichtet. Dieser Briefwechsel bestätigt nicht nur die Richtigkeit der eigenen Darstellung Götzens, sondern ist auch geeignet, sein kriegerisches Vorgehen zu rechtfertigen.

* **Straßburg.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat, wie die „Frkf. Ztg.“ erfährt, den Prediger an St. Petri zu Berlin, Dr. phil. Theodor Arndt, zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. Arndt ist im kirchlichen Leben der Reichshauptstadt eine bekannte Persönlichkeit, die sich durch sehr liberale Anschauungen auszeichnet. Er hat mehrere Studien zur alttestamentlichen Theologie veröffentlicht und gibt seit Mitte der 80er Jahre die einflußreiche „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“ heraus.

* **Bonn.** Wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, ist der ordentliche Professor der Rechte Geh. Justizrath Dr. Philipp Zorn in Königsberg vom 1. Oktober ab an die juristische Fakultät der hiesigen Universität versetzt worden und wird über Staats-, Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrecht lesen. — Der ordentliche Professor für neuere Philologie Dr. Trautmann ist aus Gesundheitsrücksichten für das kommende Wintersemester beurlaubt worden. Seine Vertretung wurde dem ordentlichen Professor Dr. Bülbring übertragen.

* **Göttingen.** Dem Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität, Dr. Georg Jakob Tamson, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Aus den Niederlanden.** Der außerordentliche Professor Dr. Th. Ziehen in Jena wurde zum ordentlichen Professor der Psychologie an der Universität Utrecht ernannt. — Professor Bühring zu Groningen erhielt einen Ruf als Professor für englische Sprache und Literatur an der Universität Bonn und wird demselben Folge leisten.

* **Zürich.** Als erster an deutschen Hochschulen ist nach der „Frankfurter Zeitung" an der hiesigen Universität ein besonderer Lehrstuhl für Anthropologie errichtet worden. Dr. Rudolf Martin, seit vergangenem Jahre zum außerordentlichen Professor in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion der philosophischen Fakultät ernannt, war seit Jahren in Wort und Schrift für die Selbständigkeit seiner Disciplin als Universitätswissenschaft eingetreten.

* **Wien.** Die „N. Fr. Pr." berichtet: Professor Dr. Eduard Lang ist mit einer Reihe von Patienten nach Paris abgereist, um diese am 3. August dem daselbst tagenden 13. Internationalen medizinischen Kongreß vorzustellen. Der Zweck dieser Patientenvorstellung geht dahin, den versammelten Fachmännern die Resultate der operativen Behandlung des Lupus, unter dem Namen der „fressenden Flechte" bekannt, vorzuzeigen. In Wien hat sich Professor Lang um die Ausbildung und Förderung dieses Verfahrens besondere Verdienste erworben. Bereits im Frühjahr hat er dem Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber und anderen hohen Staatsbeamten im Krankenhause eine große Zahl auf operativem Wege geheilter Lupuskranker vorgestellt. Die Folge davon war, daß vom Staate wegen die Mittel beigesteuert wurden, um jetzt auch den weitesten Kreisen die bewundernswerthen Erfolge der Lang'schen Methode zugänglich zu machen. — Der Sektionsrath des Obersten Rechnungshofes i. R., Dr. Ignaz Gruber, Verfasser mehrerer Werke über Staatsrechnungs-Wissenschaft, ist in Mödling im 74. Lebensjahre gestorben.

gm. **Rom.** Trotz tropischer Hitze, die jedoch in Rom noch um 3—5 Grad hinter der Thermometerhöhe von Mailand, Florenz, Verona 2c. zurückbleibt, wird an den Ausgrabungen auf dem Forum rüstig weiter gearbeitet, und mancher hochinteressante Fund ist der Lohn dieses Eifers. Der neue Unterrichtsminister, Gallo, will nicht hinter seinem Vorfahren Baccelli zurückbleiben, unter dem die Ausgrabungen eifriger als jemals gefördert wurden. Ein willkommener Scheidegruß, kurz vor der Abreise von Rom, war uns die Nachricht, daß eine mit dem Lapis niger gleichzustellende wichtige Kultstätte altitalischen Ursprungs aufgefunden worden sei, die noch außer der kulturgeschichtlichen Bedeutung artistische Schönheit besitzt. Es ist die fons Juturna, welche Hr. Giacomo Boni, der verdiente italienische Archäologe, an dem Fundort vermuthet und methodisch gesucht hatte. Altrömische Mythe hatte die Entstehung des Tempels von Castor und Pollux in Verbindung mit diesem geheiligten Brunnen Juturna's gebracht, und Livius erzählt, daß die Dioskuren nach der Schlacht am See Regillus an diesem Brunnen „neben dem Hause der Vestalinnen" sich wuschen und ihre Rüstungen vom Staube reinigten. Dem Andenken dieses Sieges, den die Zwillingsbrüder entschieden, hatten alsdann die dankbaren Römer den Tempel in der Nachbarschaft des Heiligthums der Vesta errichtet. Es war verständig, von hier ausgehend, den heiligen Brunnen der Nymphe Juturna — die in der Aeneide als Schwester des Königs Turnus der Rutuler erscheint, in nächster Nähe des Hauses des Vestalinnen zu suchen, weil diesen geweihten Jungfrauen nebst dem hl. Feuer auch das Wasser anvertraut war; beide Urkräfte zusammen mußten die schöpferische Macht der Gottheit bedeuten und zu den heiligen Reinigungen dienen. Boni ließ vorsichtig zwischen dem Vestahaus und dem Castortempel forschen und den Schutt hinwegräumen, den die Jahrhunderte des Mittelalters dort gehäuft hatten. Nach nicht allzulanger Zeit — immerhin 3—4 Monate — wurde sein Scharfsinn belohnt. Der Brunnen der Juturna wurde mit der unversehrten, 1 m hohen Einfassung fast ganz freigelegt. Schon läßt sich erkennen, daß diese Marmoreinfassung mit schönen Skulpturen verziert ist. Sie entstammen der Restaurirung der fons Juturna aus der ersten Kaiserzeit, und wurden vermuthlich unter Claudius vollendet. Auf dem Rand liest man in schönen Lettern — (Capitale) M(arcus) Barbatus Pollio Aed(ilis) Cur(ulis) Joturnai sacrum puteal. — Ein Altar wurde ebenfalls ganz nahe beim Brunnen vorgefunden. Es ist eine noch werthvolle Schöpfung des 3. Jahrhunderts. Wir haben hier, wie in dem lapis niger mit seinen noch unenträtselten Inschriften, ein Heiligthum vor uns, das die Römer als Erbe der früheren Beherrscher dieses Bodens heilig hielten und gewissermaßen ihrem Kultus einverleibten. — Dieser Fund bildet einen schönen Abschluß der Ausgrabungen in der mittleren Zone des Forums, wo im Laufe eines Jahres außer der Basilica Aemiliana auch die Kurie des Pontifex Maximus und die Privatwohnung dieses geheiligten Würdenträgers aufgefunden wurden. Es schloß sich dem Gesetz gemäß an den Tempel der Vesta an. Die Grundmauern und die Mosaikboden dieses Hauses sind wohlerhalten und geben uns ein deutliches Bild seiner einstigen Gestalt. Bei der Rückkehr nach Rom werden wir uns bemühen, ein Gesammtbild der jetzigen Forumsschätze durch eingehende Schilderung zu entwerfen.

* **Jubiläen.** In diesen Tagen begingen, wie die „Frkf. Ztg." erfährt, Universitätsprofessor Dr. Pyl in Greifswald, der langjährige Vorsitzende des Rügisch-Pommerschen Geschichtsvereins, und der ordentliche Professor der juristischen Fakultät in Breslau, Geh. Justizrath Schirmer, ihr 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Preisaufgaben.** Die Universität Zürich hat zwei neue Preisaufgaben für die Jahre 1900 und 1901 (fällig am 31. Dezember 1901) zur Bewerbung ausgesetzt. Die Preisaufgabe der staatswissenschaftlichen Fakultät lautet: „Die Rechtsverhältnisse des Kirchengutes im Kanton Zürich; ihre Feststellung zur Zeit der Reformation, seitherige Entwicklung und dermalige Gestaltung", die der medizinischen Fakultät: „In welchen akuten Krankheitszuständen darf nach unsern jetzigen Kenntnissen eine günstige Wirkung von Alkoholdarreichung erwartet werden?"

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. W. Bode: Die Lehren Tolstoi's. Weimar, W. Bode 1900. — W. Brock und H. Kantor: Das Wesen und die Erfolge der wissenschaftlichen Heilkunde. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 261—263.) — B. Seuffert: Der Dichter des Oberon. (Ebd. Nr. 264.) — Chr. R. Schultze: Das Hinein- und Herausschielen des Widerchrists in das Scheinbar-Tiefchristliche der theatralischen Aufführung der hl. Passion und ihrer Heilwirkungen. Berlin, R. Jacoby. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 16. Liefg. Jena, G. Fischer 1900. — C. Thun: Aus den Tiefen des Weltmeers. Liefg. 2. Ebd. 1900. — L. Marholm: Der Weg nach Altötting und andere Novellen. Mainz, Kirchheim 1900. — P. Bülow-Schweiger: Adrienne ein Klosterkind. Ebd. 1900. — J. Hollweck: Das Zivileherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Mainz, Kirchheim 1900. — Aug. J. Nürnberger: Papstthum und Kirchenstaat. 3. Der Kirchenstaat und Piemont. (Zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. 1. Band.) Ebd. 1900. — J. Hermann: Zivilrechtliche Fristen und Verjährungen der deutschen Reichsgesetze. 2. Liefg. München, J. Schweitzer 1900. — H. Katsenberg: Die Notariatsgebührenordnung für das Königreich Bayern. Ebd. 1900. — Der Prozeß gegen Dörfert und Genossen. Nach stenographischer Aufnahme. Continental-Telegraphen-Comp., A.-G., Berlin. — R. Hößling: Das Bürgerliche Gesetzbuch in Frage und Antwort. 2. Bd. Berlin, Liebmann 1900. — M. Stenglein: Lexikon des deutschen Strafrechts. 3. Liefg. Ebd. 1900. — Dr. G. D. Creanga: Die direkte Besteuerung in Preußen und Rumänien. Mit einem Steuerreformentwurf. (Rechts- und staatswissenschaftliche Studien. Heft 8.) Berlin, Ebering 1900. — Dr. Marie Raschke: Der Betrug im Zivilrecht. (Ebd., Heft 6.) Ebd. 1900. — Dr. P. Mühsam: Die gerichtliche Hinterlegung. (Ebd., Heft 7.) Ebd. 1900. — Dr. G. Tzenoff: Wer hat Moskau im Jahre 1812 in Brand gesteckt? (Historische Studien, Heft 17.) Ebd. 1900. — Dr. Fr. W. Taube: Ludwig der Aeltere als Markgraf von Brandenburg. (Ebd., Heft 18.) Ebd. 1900. — H. Sternenberg: Menschenrecht. Skizzen zur Psychologie der Frauenfrage. Ebd. 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Dorfgeschichte.

I.

M. M. „Noch einige Bilder aus dem Klein- und Stillleben des Dorfes!" So könnte man die Ueberschrift zum dritten und letzten Theil der „Dorfgeschichte" nennen; denn war es erst die „Weltgeschichte im Dorfe", die der Schreiber dieser Zeilen in gedrängten Zügen festzulegen versuchte, war es dann der Normalbewohner des Dorfes vor 100 Jahren, den wir auf seiner Wanderung durchs irdische Leben begleiteten, so möchten diesmal die kleinen Ausflüge auf volkswirthschaftliche Gebiete die geneigte Aufmerksamkeit des sich für das so unerschöpfliche Kapitel der Volkskunde interessirenden Lesers auf die Volksernährung, auf Ackerbau und Viehzucht, auf die Kleidung, auf Schul-, Kirchen- und Militärverhältnisse, auf das Medizinalwesen vergangener Zeiten und dergleichen lenken.

Also der Küchenzettel der Bewohner Schöna's vor 100, ja selbst vor 50 Jahren, mache den Anfang. Man kann ruhig behaupten und Punkt für Punkt nachweisen, daß die Leute in Stadt und Land jetzt besser leben als früher, sich besser kleiden als sonst, gesünder wohnen als ehedem. Der Fortschritt zeigt sich auf Schritt und Tritt in Kleidung, Nahrung und Wohnung. Und wenn es auch noch manchen harten Kampf seitens der volkswohlfahrtsfreundlichen Pioniere in den Stadt- und Landgemeinden unsres lieben deutschen Vaterlandes kosten wird, ehe die Belehrungen und Ermahnungen des „Gesundheitbüchleins" des deutschen Reichsgesundheitsamtes allenthalben beherzigt werden, so ist doch im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr viel des Guten geschaffen worden.

Ein Dorfküchenzettel noch aus der Zeit des Jahres 1840 zeigt eine beispiellose Dürftigkeit. Die Kartoffeln und das Brot bildeten die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Als Getränk regierte bereits der Kaffee — Blümchenkaffee in des Wortes verwegenster Bedeutung. Leider sind die kraftspendenden Mehlsuppen in großer Gefahr, von der dünnen aus- und inländischen Brühe, denn gewöhnlich waren mehr Runkelrüben in der Kaffeekanne als Bohnen, in den Hintergrund gedrängt zu werden. Aber das Brot, das gute, gesunde, schwarze Bauernbrot, welches noch Jeder nach eigenem Bedarf sich buk, mußte die breite Grundlage bilden, auf der sich die Volksernährung aufbaute. Eine Semmel war im Dorfe so selten, daß sie der Valer seinen Kindern als „Reisesemmel" mitbrachte, wenn er von der Schiffahrt zurückkehrte und seinen Ledersack in der Hausflur absetzte. Noch lange Jahre hindurch war es eine Hauptaufgabe der Botenfrau, das Dorf mit den Semmeln, die sie in Schandau zweimal wöchentlich einkaufte, zu versorgen. An einen Bäcker im Dorfe dachte Niemand. Er hätte auch trotz seinem Brot und Semmeln verhungern müssen. Doch fingen die Müller allmählich an zu backen. Einen besonderen Ruf in der Umgegend genoß die Schmilck'sche Mühle, denn die alle Müllerin verstand es, „Mohsensen" zu backen, die aber nur in ganz neugebackenem Zustande schmeckten. Waren sie über 24 Stunden alt, so glichen sie pergamentartigem Schiffszwieback.

Auch den Kuchen buk man selbst. Von ihm später. Eine große Rolle in der Erledigung der Magenfrage spielle seil Anfang des Jahrhunderts die Kartoffel. Sie war und blieb eine anspruchslose Frucht, die beinahe in jedem Boden gedieh, sowohl im Sande am Abhange der Kaiserkrone, als auch in dem schweren lehmigen Boden hinter dem Zirkelstein. Sie gewährte mit verhältnißmäßig seltenen Ausnahmen jahraus, jahrein einen zufriedenstellenden Ertrag, und auf ihren Anbau legten sich schon vor 70 Jahren der Bauer und der Häusler.

Da nun der Häusler in seinen Grund- und Bodenverhältnissen beschränkt war, so schritt man schon vor vielen Jahren zu einer Art Pacht- oder Mistvertrag. Es gab bereits im Dorfe seit grauer Vorzeit etwas analoges. Das war der Flachsbau. Jahrhundertelang baute man fleißig Flachs. Jetzt ist er beinahe verschwunden, und doch gewinnt es in den letzten Jahren den Anschein, als wenn sich der Anbau wieder verlohnte. Jeder Bauer war es von seit alters gewöhnt, daß sich bei ihm Häusler oder Hausleute einstellten, welche auf seinem Grund und Boden 1 Metze oder 1 Viertel Lein aussäten. Als Gegenleistung hatten sie für jede Metze, welche sie auf dem Felde des Bauers ausgesäet, zwei Hofetage zu dienen und eine sogenannte Säesemmel zu geben, d. h. eine große Semmel, eine Groschensemmel, für zwölf Pfennig. An die Stelle des Flachses ist nunmehr die Kartoffel getreten, deren Anbau für den kleinen Mann von großer wirthschaftlicher Bedeutung ist und von deren Gerathen oder Mißrathen oft das Wohl und Wehe ganzer Familien abhängt. Die Aequivalente des Häuslers sind aber nicht mehr Säesemmeln, sondern purer blanker Mist und Hofetage. Auch der Bauer von Schöna hat einsehen gelernt, daß Mist die Seele der Landwirthschaft ist, auch für ihn haben die großen Agrikulturchemiker nicht umsonst gelebt und gedacht, auch er hat das ABC der Landwirthschaft begriffen, daß dem Acker die Stoffe wieder zugeführt werden müssen, die ihm entnommen worden sind, daß nur bei fleißiger Düngung von einem reichlichen Ertrag die Rede sein kann. Und so wandern denn die größeren und kleineren Düngerhaufen der Häusler und der zur Miethe wohnenden Hausleute zum Frühjahre hinaus aufs Feld, um in Form von einer Anzahl Säcken, wohlgefüllt mit der mehligen Knollenfrucht, wieder in den Keller zurückzukehren. Da die Männer meist auf Arbeit außer dem Hause sind, im Steinbruch, auf der Elbe, im Walde ihrer Beschäftigung nachgehen, so überläßt man diese Sorge

lediglich der Frou. Die Frau schließt mit dem Bouer den Vertrag ob. Er holt den Dünger und gewährt für jedes Fuder eine bestimmt festgesetzte Anzahl Furchen, verlangt ober für je ein Fuder Dünger zwei Hofetage ohne Essen, aber drei Hafetoge mit Essen, d. h. beim Legen, beim Anhacken und beim Aushacken haben sich die Kontrohenten auf dem Acker einzufinden und gratis vam Morgen bis zum Abend zu arbeiten, bei voller Beköstigung drei Tage aufs Fuder, ahne Beköstigung zwei Tage. Solche Pacht- und Mistverträge ohne Baarmittel bringt jedes Frühjahr, und die Männer sind froh, wenn ihnen im Herbst ihr Weibchen mit zufriedener Miene einen auf solche Weise wohl erworbenen Kartoffelvarrath zeigen kann. In große Bedrängniß geriethen die armen Weiber, als der Staat das Streuholen im Walde untersagte, denn die Waldstreu bildete stets eine recht solide Grundlage eines rechtschaffenen Düngerhaufens. Aber die Nath macht erfinderisch. Man holt jetzt aus den zahlreichen Schneidemühlen der Umgegend die Sägespäne zusammen, der Bouer en gros, vierspännig, die Häusler en détail, im Spreukarbe, und die Mühlenbesitzersfrauen sind mit der erhähten Nochfrage nach Sägespänen immer recht wohl einverstanden, da der Müller in der Regel sa nobel ist und das Sägspänegeld seiner Frou als Nobelgeld überläßt. Auch gehen die Aermeren fleißig in den Wald und holen zur Herbstzeit das vertrocknete Farrenkraut herein, um es erst zum Verstapfen der kleinen Gänse- und Ziegenställe und dann als Dünger zu verwenden. Da nun unten im Elbthal Grund und Boden der Besitzer durch die Elbe und den königlichen Wald eng begrenzt wird, so befleißigen sich auch die Elbhäusler und die Bewahner von Schmilko der Anhäufung van Düngerstätten in der sicheren Erwartung, daß auch sie ihren Liebhaber finden werden. Manche Butte Mist wandert über die Elbe auf die Schäna'schen Felder, und manches Säckchen Kartoffel wird zum Austousch dofür gewährt. Freilich verlongen die Bouern für salche auswärtige Fuhren einen besonderen Fuhrlahn aber entsprechend mehr Hofetage. Um die Zeit aber, während welcher der Bauer den Dünger holt, bemächtigt sich der ganzen Frauenwelt eine ungeheure Aufregung, obgleich eigentlich nur die Misthaufen die unschuldige Ursache sind. Ist nun ein genügender Varrath von Kartaffeln varhanden, der bei dem reichen Kindersegen, der gerade in den ärmeren Fomilien meist herrscht, nicht allzu gering sein darf, so sieht man dem kommenden Winter mit großer Seelenruhe entgegen. Hondelt es sich nunmehr nur noch um die Beschaffung der Zuthot. Seit alters regieren nun in Schöna drei Dinge als Zuthat zur täglichen Kartoffelnahrung: der Hering, der Quark und das Bräkelsalz. So bekonnt nun den geehrten Lesern Quark und Heringe sein mögen, die Geheimmittel mancher renommirten Naturheilanstalt, sa dürfte doch dos Bräkelsalz eine Bereicherung der gostronamischen Kenntnisse sein, und es ist sehr fraglich, ob alle unsre berühmten Traiteurs das Rezept zur Herstellung des Bräkelsalzes schon kennen. Es sei hiemit verrathen. Ein regelrecht zubereitetes Bräkelsalz besteht aus einer weisen Mischung von Speckgriesen, etwas Runkelrübe ader Cichorie, aus gebräuntem Mehl, einigen Brotkrümchen und aus viel Salz. Letzteres muß im Geschmack den Ausschlog geben. Die Herstellung eines wohlschmeckenden Bräkelsalzes war in vergangenen Jahrzehnten ein wesentlicher Bestandtheil in der Ausbildung zu einer guten Hausfrau, und die Männerwelt war stets gern geneigt, nach dem Wahlgeschmack des Bräkelsalzes die Intelligenz der Köchin zu beurtheilen. Ja, der Schiffmann, der auf seinen weiten Touren bis Hamburg herunter nur zu oft sein eigener Koch ist, versetzt sich gar zu gern beim Duft des selbst zubereiteten Bräkelsalzes im Geiste in sein heimathliches Darf und seine Spezialgenüsse. Die Anwesenheit van Griesen im Bräkelsolz deutet auf Fleischvorräthe hin. Allerdings haben die älteren Bewohner Schöna's, gleichviel ab Bauer ader Häusler, beim Beginn des eigentlichen Winters, Ende-Dezember aber Anfang Januar, ihr selbst gemästetes Schwein geschlochtet. Es mußte in einer Familie gonz ärmlich zugehen, wenn nicht einmal ein Schwein seit gemacht werden kannte. Es war dies in früheren Jahrzehnten um sa näthiger, weil im Darfe auch kein Fleischer anwesend war. Es gab nur einen oder mehrere Hausschlächter und Wurstmacher, ober ein eigentlicher Bankfleischer hätte kaum bestehen können, ebensowenig wie der varhin erwähnte Bäcker. Das hat sich aber alles geändert. Die kleineren Leute haben aufgehört Schweine zu mästen und zu schlachten, jedenfalls zum Nachtheil der allgemeinen Volkswohlfahrt, denn ein Schwein ist und bleibt eine wahlgefüllte Sparbüchse, die man blaß auszuschütten braucht, um davon leben zu können. Nur der besser gestellte Geschäftsmann und der Bauer schlachten noch. Oft macht auch schon der Bauer seine Schweine zu Geld und kauft sein Fleisch je noch Bedarf, ebensa wie er sich schon daran gewähut hat, das Getreide zu verkousen und das Brat zu kaufen, im günstigsten Falle in der Mühle aber beim Bäcker Getreide gegen Brot umzutouschen. So hat das Selbstschlachten und das Selbstbacken in gar monchem Gehäft nahezu aufgehört. Es ist, nationalökonomisch betrachtet, dies eine Erscheinung mehr-bedauerlicher als erfreulicher Natur. Bereits fing daher schon vor 60 Jahren jeden Sonnabend ein Fleischer aus Schandau damit an, einen Geschöftsumgang im Darfe zu halten. Da aber seine gesammten Fleischvorräthe, die er feiltrug, in einem Sack, pfundweise zertheilt, vereinigt waren, so nannte man ihn nur den Sackfleischer. Wir würden vielleicht ohne weiteres imstande sein, Vegetarier zu werden, wenn unser Fleischbedarf uns derartig ins Haus gebracht würde. Aber zu jener Zeit wußte mon es im Darfe nicht anders. Trotzdem nun, daß der housirende Hafmetzger für das Pfund Fleisch nur sechs Dreier verlangte, blieb lange sein Umsatz ein recht mäßiger. Die Bewahner des Dorfes hatten sich an das regelmäßige Fleischessen noch gar nicht gewöhnt, denn wenn das Schwein oufgezehrt warden war, dann gab es eben kein Fleisch wieder, als bis das neue Schwein fett war und geschlachtet werden konnte. Das beste Geschäft machte der Sackfleischer, wenn Niemand zuhouse war. Dann schab er sachte die Rieckerscheiben am Fenster auf und warf, je nach der Kundschaft, ein aber zwei Pfund auf den Tisch. Es war für ihn auch vortheilhaft, daß er das Dorf bereits verlassen hatte, wenn die Leute nachhause kamen. Sie waren selten gut auf ihn und seine Waare von mitunter recht zweifelhafter Güte zu sprechen. Kam er dann acht oder vierzehn Tage später wieder ins Dorf, um sein Geld zu halen und neuen Umsatz zu machen, sa hatte sich die bäse Laune gelegt. Das Fleisch war gegessen und mußte bezohlt werden. Aber aft mußte er van der wirthschaftlichen Hausfrau hären: „Sa weit hoben wir's noch nicht, daß wir alle Sonntage Fleisch essen kännen." Wie wenig Fleisch damals verhältnißmäßig gegessen wurde, und wie man eigentlich gewissermoßen den beneidete, der in der angenehmen Lage war, Fleisch essen zu kännen, erhellt aus folgendem: Krippen gehärt ebensa wie Schöna zur Parochie Reinhardtsdorf, hat ober seit Jahrhunderten sein eigenes Gatteshaus, früher eine dürftige Kapelle, jetzt ein schmuckes Kirchlein. Siebenmal im Jahre predigte ehedem der Pfarrer van Reinhardtsdorf in Krippen und in boshafter Weise pflegte man draußen in Reinhardtsdorf

und Schöna, sobald in Krippen Gottesdienst abgehalten wurde, zu sagen: „Heute haben die Kripp'schen Kirche. Da stehen sie zu Mittche vor der Thüre, stochern in den Zähnen herum und thun, als ob sie Fleisch gegessen hätten.“ An solchen kleinen Liebenswürdigkeiten zwischen benachbarten Gemeinden hat es ja allerorten bekanntlich nie gefehlt. Wenn nun auch der Fleischkonsum Krippens nicht größer gewesen sein mag als der der Hinterdörfer, so gab es im Elbdorf Krippen immer viel Fische. Auf der Vorbermühle in Krippen ist noch jetzt als Wetterfahne ein Karpfen zu sehen, und es wird erzählt, daß sich das Gesinde in der Mühle stets ausbedungen habe, nicht mehr als zweimal Fisch in der Woche vorgesetzt bekommen zu dürfen. Jetzt ist der Herr froh, wenn er wöchentlich einmal einen guten Fisch auf seiner Mittagstafel sieht. So hat der Fischreichthum des Elb-Stromes abgenommen. Doch kehren wir zurück nach Schöna. Das Brot war und blieb also das Hauptvolksnahrungsmittel. Es wurde viel trocken gegessen. Die Butter spielte noch lange nicht die Rolle, die sie jetzt spielt. Die Kinder bekamen etwas Salz aufs Brot gestreut, und dies hatte den Vortheil, daß sie sich keine Fettflecke machen konnten. Wer Quark auf der Bemme hatte, eine sogenannte „Quarkschniete“ aufweisen konnte, wurde schon beneidet. Bei ärmeren Leuten vertrat Kartoffelbrei auf dem Brot die Stelle des Quarkes. Die Butter war noch sehr rar, denn die Viehzucht lag vor 50 Jahren innerhalb des Dorfes nach gewaltig im argen. Meist war das Vieh kein eigentliches Milchvieh. Es war eine schlechte, harte Rasse, richtiges Weidevieh. Der Bauer von Schöna hatte kaum je in seinem Leben ein Stück Allgäuer Vieh oder eine Simmenthaler Kuh gesehen. Mehr als eine Kanne Butter, also vier Stückchen oder zwei Pfund pro Woche pflegte überhaupt keine Kuh zu geben. Davon wurden vielleicht noch zwei Stückchen verkauft, damit etwas Geld in der Wirthschaft wurde, und so blieben für den Haushalt vielleicht zwei Stückchen auf die Woche. Da mußte man allerdings mit dem edlen Gute sehr haushälterisch umgehen. Der Preis der Butter im Verhältniß zum Fleisch entsprach ganz den heutigen Verhältnissen. Ein Stückchen Butter und ein Pfund Fleisch galten gleich viel, damals sechs Dreier, jetzt etwa 60 Pfennige. Mit der Zeit fand auch die böhmische Butter Eingang, d. h. Butter aus dem Innern Böhmens, Butter von den großen Meiereien, an Qualität noch weit geringer als die Schöna'sche Butter, aber billiger, was bei der sich mehrenden Arbeiterbevölkerung doch schließlich den Ausschlag gab. Die Bauern waren so wie so nicht mehr imstande, den Ortsbedarf an Butter decken zu können, und so wandern jetzt aus Memmingen oder Ostpreußen und Mecklenburg die Butterpostpakete und die Butterfäßchen nach Schöna eben so gut wie nach Dresden. So international ist der Butterhandel geworden. Das benachbarte böhmische Grenzdorf Niedergrund betreibt seit Jahren schon ein schwunghaftes Buttergeschäft. Es ist nur eine Umsatzstation. Man nennt es daher die Butterfabrik, denn in Niedergrund fehlen die Kühe, die man eigentlich bei der Buttererzeugung als unumgänglich nöthig voraussetzen sollte, beinahe gänzlich. Aber der Verkehr an Butterkisten ist so lebhaft, daß man die Weiche an der Bahn scherzhafterweise die Butterweiche nennt. Auch das Margarinefäßchen hat längst schon seinen Weg ins Dorf gefunden.

So viel über die tagtäglichen Nahrungsmittel. Nun zum Braten und zum Kuchen, zu den Festspeisen. Die sächsische Küche war ja nie so gut wie die benachbarte österreichische Küche es stets gewesen. Unsre österreichischen Grenznachbarn haben sich immer gern lustig gemacht über den „halt etwas zu sparsamen Sachsen“, sollen aber dabei nicht übersehen, daß eine fette Küche einen mageren Beutel macht, daß aber Sachsen bei seiner sprichwörtlich gewordenen Sparsamkeit die drei größten Kriege in unserm deutschen Vaterland und all ihr Unglück mehr hat empfinden müssen als jeder andere deutsche Staat und dabei doch immer wieder zu einem blühenden Wohlstand gelangt ist. Ein Stück Braten war lange im Dorfe so selten wie ein Stück Fleisch. Nur wenn das Schwein geschlachtet wurde, das größte Fest im ganzen Jahre, da gab es auch „Schweinebraten“. Bei diesem Worte lief einem Bewohner des Dorfes vor 50 Jahren das Wasser im Munde zusammen. Es war der Inbegriff alles Wohlgeschmackes. Die anderen Braten: Kalbsbraten, Rinderbraten u. s. w. kannte man nur in den wohlhabenden Familien, in denen man sich seit altersher schon zu Hirsch-, Reh-, Hasen- und Gänsebraten verstieg. Als Sonntagsmahlzeit gab es als Zugemüse, wenn ein Pfündchen Fleisch erzeugt worden war, Hirse oder Graupen, bei hohen Festen Reis mit großen Rosinen. Auf diese Festessen wurden die Kinder die ganze Woche lang vertröstet. Kuchen wurde in der Hauptsache jährlich zweimal gebacken, zu Ostern und zur Kirmes, vielleicht auch zum Lobedanz, seltener zu Pfingsten und zu Weihnachten. Wenn man aber die Beschreibung hört, wie dieser Kuchen ausgesehen und geschmeckt hat, dann ist es einigermaßen zu entschuldigen, daß der Reinhardtsdorfer Kantor schließlich keine Kirchenmusiken mehr veranstaltete, weil er mit dieser Art Kuchen für seine Kunst honorirt worden ist. Die meiste Freude scheint der Kuchen wieder den Kindern gemacht zu haben, denn diese konnten noch gut beißen. War aber einer in vorgerückteren Jahren, so hatte er mit dem Zerkleinern vollständig zu thun, selbst wenn er den Kuchen vorher in Kaffee etwas aufgeweicht hatte. Oben war das reine Glatteis von der Salzkruste, die jeden Kuchen bedeckte, und unten war noch das Papier angeklebt, denn die Kuchenbleche hatte man noch nicht erfunden. Selbst die besseren Kuchensorten vertrugen es, wenn man sie bei ihrer semmelartigen Beschaffenheit vor dem Genusse etwas mit Butter schmierte und mit Zucker und Zimmt bestreute. Bei diesen mangelhaften Kuchenverhältnissen, nach welchen nie die Qualität, sondern nur die Quantität den Ausschlag gab, darf es uns nicht wundernehmen, wenn jeder Kirmesbesucher außer den anständigen Portionen, die er im Leibe hatte, noch eine mächtige Hocke Kuchen mit auf den Heimweg bekam, so daß man es selten unterließ, wenn man zur Kirmes ging, sich mit einem größeren Tuche zu versehen. Der Kuchen war auch leicht transportabel, er brach nicht so leicht und wurde durch das Quetschen nicht unansehnlicher als er schon war. Aber den Kindern hat er fast ausnahmslos geschmeckt, zumal sie bis vor 50 Jahren ihr tägliches Brot ordentlich verdienen mußten und ihnen zur Abwechslung ein Stück des geschilderten Kuchens wohl zu gönnen war. Wenig beneidenswerth war das Loos der Kinder des Dorfes, namentlich der ärmeren. Im Winter hieß es: „Spinnen!“ im Sommer: „Austreiben!“ Von einem regelmäßigen Schulbesuch und von Schularbeiten konnte da kaum die Rede sein. Früh zwischen 7 und 8 Uhr, je nach der Jahreszeit, trieb man das Vieh, Kühe und Ziegen vor allem, in den großen Gemeindewald. Im Stalle wurde dem Vieh wenig vorgesetzt. Zum Mittag trieb man ein zum Melken. Bald aber ging es wieder hinaus mit dem Vieh, und bis in die sinkende Nacht, bei jeder Witterung, bis in den tiefen Herbst hinein, dauerte der Weidegang. Wollte man als besonders eifriges Schulkind im Sommer nicht ganz vergessen, was man im Winter mühsam erlernt hatte, so wurde im Busche gelesen, vielleicht sogar etwas gelernt und damit das Durch-

schnittsbildungsniveau wesentlich erhöht. In der Regel werden die kleinen Hirten besser Bescheid in ihrem Wald gewußt haben als in der Geographie von Afrika und werden die Vogelstimmen besser gekannt haben, als die Regel do tri und die Geheimnisse des deutschen Aufsatzes. Manches Hirtenkind wuchs hier draußen unter dem lieben Vieh zum Jüngling oder zur Jungfrau heran und lernte in der Schule bei den harten Anforderungen, die das Haus an das Kind stellte, so wenig, daß es bei der Konfirmation noch das Gesangbuch verkehrt hinlegte und den beneidete, der mehr als seinen Namen schreiben konnte. Hier im Wald, im Schatten der hohen Tannen und Fichten, unter den mächtigen Buchen, auf der dürftigen Haide, in den engen Schluchten der Sandsteinfelsen, da trieb sich der junge Nachwuchs des Dorfes herum. Fand das Vieh nicht die ihm zusagende Nahrung, so lief es weit und breit herum, und der Hirte hatte seine liebe Noth, das zusammenzuhalten, was ihm anvertraut war. Aermlich war die Kleidung der kleinen Thierbändiger; im Sommer hatte man gar nichts an den Füßen, im Herbste gewöhnlich auch, und es mußte schon gereift haben oder schneien, ehe man ein Paar abgetragene Schuhe oder Holzpantoffeln erwischte. Bald stieß man sich an die Zehen, bald trat man in einen spitzen Ast, der schließlich abbrach und ein Stück im Fleische zurückließ, welches mit Mühe und unter großen Schmerzen entfernt wurde. Aber es ging immer weiter, über Stock und Stein. In der Jugend heilt alles schneller. War es recht erbärmlich kalt an den Füßen, so steckte man sie, um sie zu erwärmen, in den frisch gefallenen Koth der Kühe. So ging es beiden schlecht, den Thieren und den Hirten. Oft kehrten die Thiere nur halbgesättigt von der Weide zurück und durften im Stall weiterhungern, wenn Dürre und Mißwachs eingetreten waren. An eine regelmäßige Fütterung, an das Verabreichen bestimmter Futterquantitäten dachten nur Wenige, und wenig Milch, noch weniger Butter und Käse waren die unmittelbare Folge. Mancherlei Allotria wurde allerdings im Walde auch getrieben. Jungen und Mädel, beide kletterten wie die Katzen. Man stellte im Herbste fleißig auf durchziehende Wandervögel mit Sprenkeln und Meesenkasten, man schnitzte Hausgeräthe, z. B. Quirle u. s. w.; man sammelte Beeren und Pilze, man kochte sich am Feuer die Kartoffeln des benachbarten Feldes und suchte sich auf alle Fälle die Zeit zweckmäßig oder unzweckmäßig zu vertreiben.

Daß bei solcher Inanspruchnahme der Jugend das Schulgesetz von 1835 mit seiner nur allzu deutlichen Forderung der allgemeinen Schulpflicht nicht mit besonderem Jubel begrüßt und aufgenommen wurde, läßt sich nicht unschwer errathen. Die Schule war und blieb allen thätigen, rastlos schaffenden Hausmüttern ein Dorn im Auge, die reine Zeitverschwendung. Die Männer dachten schon etwas ruhiger und besonnener darüber. Nur zu oft aber empfing die Mutter die Kinder, wenn sie ja einmal in der Schule gewesen waren, mit den Worten: „I weeß nie, was der Karle denkt, er weeß doch, daß das Vieh o frassen will. Der denkt nor, wenn nur er den Hals vull hat. Wenn 'ch nur eumger kumme, do kriegt er seene Grubheeten." So dachte die eine brave Mutter über die Schule und ihren segensvollen Unterricht, so dachte die andere, so dachten alle. Die feindselige Stimmung gegen die Schule nahm eigentlich erst ab, als einerseits das Spinnen nachließ infolge der Errichtung von einer großen Anzahl Spinnereien, namentlich im benachbarten Tetschen-Bodenbach, so daß man anfangs wohl noch Flachs erbaute, ihn aber an den Flachshändler verkaufte und sich für das Geld namentlich billigere Gespinnste aus Baumwolle, aber auch bessere aus Wolle zulegte. Man hörte auf, ausschließlich Leinwand zu tragen, wie es bisher der Fall gewesen. Als dann andrerseits der Wald in Staatshände überging, hörte auch das Viehtreiben und Viehhüten im großen Stile allmählich auf, man ging zur Stallwirthschaft über, und die überschüssige Zeit fiel in beiden Fällen der Schule und den Schularbeiten zu. So ward endlich auch in Schöna der Grundstein zur modernen Volksschule gelegt. Ihre Geburtsstunde hatte nunmehr geschlagen. Aber auch der Schullehrer, dessen flüchtige Bekanntschaft wir vorhin unter den Namen „Karle" gemacht haben, verdient eine kleine Beachtung. Bis zum Jahre 1713 gingen die Kinder von Schöna nach Reinhardtsdorf in die Kirchschule. Um diese Zeit mag in Schöna die Nebenschulstelle entstanden sein. Sie existirte aber mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit. Es werden binnen 80 Jahren 21 Schullehrer gezählt. Sie verließen die Schulstelle oft nach Jahresfrist, mitunter schon früher. Es waren Invaliden, Handwerker, die wenig gelernt hatten, wenig Ansehen genossen und blutwenig für ihre Mühewaltung erhielten, so daß sie auf und davon liefen. Es war die böse Zeit der Reiheschule, d. h. eine Woche lang hatte jedes Haus im Dorfe mit halbwegs geräumiger Stube die Ehre, Schulhaus zu sein, den Schullehrer zu beherbergen und zu bewirthen. Die Zahl der noch freiwillig erscheinenden Schulkinder betrug etwa 20, unterrichtet wurde nur vormittags und nur im Winter. Als Schulgeld wurden anfangs pro Woche 3 Pf. bezahlt. Wer nicht kam, zahlte nichts, d. h. nichts für die Unterhaltung der Schule, wer am Sonnabend, am Zahltag, wegblieb, pflegte überhaupt nicht gern zu zahlen und zahlte vielleicht in Eiern, Käse, Butter und anderen Viktualien. Als im Jahre 1805 ein neues Erbgerichtsgebäude errichtet wurde, kam der Richter auf den glücklichen Einfall, aus den noch brauchbaren Theilen des alten Erbgerichtes ein kleines hölzernes Schulhäuschen zu erbauen, welches heute noch steht und eine Gedenktafel trägt, die besagt, daß hier die Wiege des schon mehrfach erwähnten Justizrathes Dr. Schaffrath einst gestanden. Der Vater war von 1811 bis 1816 Lehrer in Schöna. Die Reiheschule hatte nun ein Ende. Es wurde vormittags und nachmittags unterrichtet. Die Großen hatten früh, die Kleinen nachmittags Schule. Das Schulgeld wurde zeitgemäß auf 6 Pfennig erhöht. Der alte Lehrer ermahnte zwar schon Freitags die Kinder und sprach: „Kinder, sagt es euren Eltern, das Schulgeld ist fällig!" Aber trotz alledem hatten oft nur wenige den Sechser mit. Der Lehrer mußte eben zum Handwerk greifen, das ihn oft besser nährte als das Schulehalten. Er war Posamentirer oder Leineweber oder Schneider, befaßte sich wohl auch nebenbei mit etwas Schreiberei, machte Käufe und Rechnungen, wohl auch die Botenfrau. Sein Ansehen konnte nicht groß sein. Er war viel zu sehr abhängig von dem Einzelnen. Da endlich, im Jahre 1835, ging für die sächsische Volksschule das Morgenroth einer besseren Zeit auf. Es erschien das große Schulgesetz, und es ging nunmehr aus einem anderen Ton. Karl Gottlieb Büttner wurde nach dem neuen Gesetz der erste ständige Lehrer von Schöna und bezog nach dem aufgestellten Kataster ein Fixum von 210 Thaler. Auch ein Schulgeldeinnehmer wird angestellt, um dem Lehrer die drückende Last des Selbsteinkassirens abzunehmen und das Einkommen des Lehrers zu garantiren. Noch wird ihm sein Gehalt anfangs wöchentlich ausgezahlt, später erst monatlich. Noch ist unser Büttner seines Zeichens ein Posamentirer aus der Stadt Wehlen, der Papa Schaffrath war nebenbei Leineweber gewesen. Erst im Jahre 1837 zieht im Dorfe der erste seminaristisch gebildete Volksschullehrer ein — Johann Wilhelm Rodig, vorgebildet auf dem Seminar zu

Bautzen. Auch er ist im Anfang nicht auf Rosen gebettet. Das alte Gesetz hatte noch verschiedene Weinsäuerchen. Unser Rodig mußte zehn volle Jahre lang von seinem kleinen Gehalt von 210 Thaler an seinen Vorgänger Büttner eine Pension von 80 Thaler zahlen. Es hat lange gedauert, ehe der Staat sich entschloß, die zu zahlenden Pensionen auf seine kräftigeren Schultern zu nehmen. Aber so vor 50 Jahren mag mancher Geistliche und Lehrer als Amtsnachfolger seinem Amtsvorgänger einen recht baldigen Eingang zur ewigen Ruhe gewünscht haben, denn oft mag der Auszug, ein Stück altgermanischer Einrichtung, auf dem Schul- oder Pfarrhause schwer gelastet haben. Lange, lange Zeit trug dann die Schulstelle ein Fixum von insgesammt 264 Thaler 16 Groschen 9 Pfennig, aus welchen geringen Mitteln der alternde Schullehrer wiederum einen Hülfslehrer bezahlte, da er um des lieben Friedens willen jede Mehrbelastung der Gemeinde ängstlich zu vermeiden suchte. Aber die Zahl der Schulkinder wuchs unheimlich von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr. Es war ein wahrer Segen, daß ein findiger Kopf wenigstens die Stahlfeder erfand, sonst wäre der alte Schullehrer beim Federschneiden zugrunde gegangen, denn dieses Geschäft nahm von dem eigentlichen Schulunterricht einen ziemlich erheblichen Theil in Anspruch. Es mußte ein neues, großes massives Schulhaus gebaut werden, um zwei Lehrer, zwei Amtswohnungen und zwei Schulklassen aufnehmen zu können. Ein ordentlicher Hülfslehrer nach dem anderen zog in Schöna ein. Sie blieben in der Regel nur ihre gesetzlichen zwei Jahre und suchten nach bestandener Wahlfähigkeitsprüfung einträglichere Stellen in Stadt und Land. Der Geist der Neuzeit war bereits in ihren Köpfen eingezogen. Sie verlangten kategorisch als die Apostel der neuen Schule allerlei Lehrmittel, eine Lesemaschine, eine Rechenmaschine, Landkarten, einen Globus und erregten mit ihren Forderungen oft den heftigsten Widerstand im Gemeinderath, zum mindesten ein lebhaftes Kopfschütteln der alten, ohne eigentlichen Schulunterricht aufgewachsenen Bauern. Wie eine Granate schlug es ein, als der eine Hülfslehrer, dem man allerlei Ausgaben für Kreide, Tinte, Abwischlappen, Schwamm, Lineal u. s. w. monirt hatte, Ausgaben, die der Vater Rodig natürlich stets aus seiner Tasche bezahlt hatte, an den Gemeinderath schrieb, er würde ein anderes Mal für das Geld Lichter kaufen, um die dunklen Köpfe des Gemeinderathes zu erleuchten. Welcher Abstand zwischen dem alten ängstlichen Lehrer, der um keinen Preis Mehrforderungen für die Schule sich durchzusetzen getraute und dem verhältnißmäßig sicher aber fest auftretenden jungen Mann, der eben erst das Seminar verlassen hatte. So änderte sich das Bild von Jahr zu Jahr. Lehrer und Schule rückten immer mehr in den Mittelpunkt der Interessengemeinschaft.

Gedichte Goethe's ins Lateinische übertragen.[1])

Gustav Freytag erzählt im vierten Bande seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ S. 325 von einem armen Lehrer zu Kleuden bei Leipzig, namens Haupt, der sein Lebentang vom Pfarrer geärgert wurde: als er aber auf dem Todtenbette lag, da empfing er von seinem Gegner, der sich mit dem Sterbenden versöhnen wollte, das Gelöbniß, daß er für seine unversorgten Kinder Schutz und Schirm sein wolle. Der Pfarrer hielt sein Wort und half dem Sohne des Verstorbenen zu einem einträglichen Posten. Freytag erzählt nun ausführlich, wie der junge Mann sich in Zittau selbständig gemacht und wie er an dem Tage, wo er sein letztes Darlehen zurückzahlte, die erste Flasche Wein in seinem Hause trank. „Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich Haupt, studirte die Rechte und wurde Syndikus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte — Uebersetzungen Goethe'scher — welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und zierlichsten Mustern dieser Gattung von Poesie. . . . Sein Sohn, Moritz Haupt, Professor an der Universität Berlin, wurde einer unsrer größten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.“

Man verzeihe es uns, wenn wir, in pietätvoller Treue der Darstellung Freytags folgend, den liebenswürdigen Uebersetzer zwei Generationen hinauf verfolgt haben, als ob irgend eine epochemachende Großthat seinen Namen der Unsterblichkeit einverleibt hätte: denn in Wirklichkeit hat er für uns nur das Verdienst, der Vater von Moritz Haupt, eines der Heroen der Alterthumswissenschaft, gewesen zu sein. Aber die Freytag'sche Erzählung ist eine beneidenswerthe Legitimation für das kleine anspruchslose Büchlein, das zur Goethe-Feier als sympathischer, stiller Nachklang des lauten Festesjubels an die Oeffentlichkeit trat. Es enthält einige Scenen aus „Faust“, besonders aber eine Auslese von vierunddreißig lyrischen Gedichten Goethe's in lateinischem Gewande. Wir hören nun schon im Geiste so und so Viele fragen: „Goethe ins Lateinische übersetzen? Welch' unnütze Spielerei! Können wir Deutsche uns mehr wünschen als das Glück, Goethe in unsrer geliebten Muttersprache zu lesen, die er als ein Schöpfer gemeistert hat! Um wie viel sind wir beneidenswerther als Romanen und Slaven, welche erst auf dem Umweg über Uebersetzungen den Hauch seines Geistes zu spüren bekommen!“ Diese Argumente entrathen nicht einer gewissen Berechtigung; und doch steht der Versuch Haupts nicht vereinsamt da: Gottfried Hermann, einer der Begründer der klassischen Philologie, hat, wie er uns selbst erzählt, eines Morgens, als die Frauen seines Hauses ihm nach dem Frühstück durch ihr vieles Reden ernste Arbeit unmöglich machten, scherzweise die große Scene aus „Wallensteins Tod“ zwischen Thekla und der Neubrunn in wunderbare griechische Trimeter übertragen, die den Zauber eines Originals athmen. Und Wilamowitz, der Großmeister unsrer Alterthumsforscher, zeigt uns gelegentlich, wie man den Anfang der Piccolomini ins Griechische übersetzen müsse. Allerdings sind das Proben auf dramatischem Gebiete, wo die innere Verwandtschaft zwischen Antikem und Modernem viel näher liegt, als auf dem Gebiete der Lyrik, d. h. man kann sich viel leichter eine moderne Tragödie ins Lateinische oder ins Griechische übersetzt vorstellen, als ein lyrisches Gedicht. Denn antike und moderne Lyrik stehen einander viel ferner, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Die moderne Lyrik ist viel subjektiver als die antike, sie spiegelt die Stimmungen und Empfindungen des Individuums viel rückhaltloser und unbefangener wieder als die antike, die immer etwas konventionelles hat, immer von der Rücksicht und der Beziehung auf den Leser beeinflußt ist. Auch mangelt es der alten Lyrik an jener Unmittelbarkeit der Wirkung, über welche die moderne verfügt, weil die erstere immer von einer Masse mythischer und geschichtlicher Beziehungen, Vergleiche, Parallelen und Reminiscenzen erfüllt und durchsetzt ist, die ihr in unsern Augen immer einen störenden Zug von Gelehrsamkeit verleihen. Sehr feinsinnig hat ein Aesthetiker unsrer Tage dargelegt, daß diese mythischen Details in der antiken Lyrik denjenigen Raum einnehmen, welchen in der modernen die Natur und die Natursymbolik beherrschen: und wir stehen eben ganz anders zu der Natur, die zu dem antiken Dichter nie mit jenen innigen Lauten sprach, wie zu dem modernen. „Wir, nicht selten pantheistisch angehaucht und von etwas transscendenter Neigung, lassen uns womöglich die poetische Empfindung von der Natur suggeriren, als sagte sie uns

[1]) Von Ernst Friedrich Haupt (1778—1843). Berlin, Weidmann 1899. 105 pp.

etwas, was nun gerade zu unsrer Stimmung paßt."[2]) Und weiter: „Die Natur ist bei uns, wo sie nicht pantheistisch angeschaut wird, entgöttert, dafür aber mehr vermenschlicht. Wir nähern uns ihr nicht mit heiliger Scheu, sondern mit vertraulicher Zärtlichkeit, um bei ihr auszuruhen."

All dies aber, was wir da theoretisch vorbringen, ist der griechischen, nicht der römischen Lyrik abgelauscht: die griechische Lyrik verfügt auf dem verhältnißmäßig beengten Raume doch über eine Fülle vielfältiger Stoffe und hat auch zuweilen für die Liebe starke und leidenschaftliche Accente: wie steht es nun aber mit der Lyrik der Römer? Die Nüchternheit und hausbackene Poesielosigkeit, die sich kaum zu einigen versifizirten Gebetsformeln herbeiließ, war von Haus aus für Gemüthsdichtung nicht förderlich. Ein Wort des Cicero, welches bei Seneca uns bewahrt ist, illustrirt dies höchst drastisch. Dort heißt es: „negat Cicero, si duplicetur sibi aetas, habiturum se tempus, quo legat lyricos, d. h. Cicero sagt, daß er nicht einmal, wenn er doppelt so alt würde, Zeit hätte, die Lyriker zu lesen." Das Epigramm kam als lyrisches Gedicht zwar schon recht früh und zwar sowohl als Sinngedicht, als auch als „erotische Tändelei" in Schwung; aber erst am Ende der Republik und bezeichnenderweise mehr im Bann der alexandrinischen Nachblüthe, als nach den echten großen griechischen Vorbildern schaffen und dichten Catull, Tibull, Properz und Ovid und bekunden unmittelbares Gefühl, reizbare Leidenschaft, maßlose Ergüsse von Liebe und Haß.

Wollte also Jemand ernstlich lyrische Gedichte von Goethe ins Lateinische übersetzen, so müßte er die Stimmung des modernen Gedichtes in die adaequate lateinische Gestalt zu gießen verstehen: er müßte die verschiedenen Nuancen der Poesie des Catull, des Tibull, des Properz so sicher und so fest auf der Palette führen, daß er beim Anblick dieses oder jenes Goethe'schen Gedichtes sofort die lateinische Gestalt vor Augen haben müßte, in welche er das moderne Gedicht formen sollte. Dieses Feingefühl müßte sich auf mehrere lateinische Dichter gleichzeitig erstrecken: denn wir können uns sehr gut vorstellen, daß die Universalität der Goethe'schen Muse Elemente enthält, die sich in die Art des Catull, und auch solche, die in den Stil des Ovid übersetzt werden müßten; andrerseits muß aber auch die Rücksicht auf die Form schwer ins Gewicht fallen: denn das eine von den Goethe'schen Gedichten wird seinem ganzen Timbre nach in ein sapphisches Maß, das andere in eine Elegie umgegossen werden müssen. Kurz nur ein gesteigertes künstlerisches Empfinden, verbunden mit dem eindringendsten Verständniß für die Form, könnte das moderne Poëm in die genau und ausschließlich entsprechende antike Form kleiden ...

All diese ernsten Erwägungen der Uebersetzungskunst hat der gute alte Haupt nun mit liebenswürdiger Gemüthlichkeit außer acht gelassen: er übersetzt einfach das deutsche Gedicht in ein recht elegantes Latein und behält den deutschen Rhythmus auch für das Lateinische bei: aber nicht nur das; er überträgt auch das für die deutsche Poesie gewichtige Formprinzip des Reimes in die lateinische Sprache, welcher der Reim als Vehikel poetischer Wirkung von Haus aus fremd ist. Man hat zu verschiedenen Zeiten zwar versucht, den Reim in der antiken Poesie und speziell auch in der lateinischen nachzuweisen, aber jeder Versuch, eine systematische Gebrauchsweise des Reimes erweisen zu wollen, ja sogar nur die Empfänglichkeit des antiken Ohres für den Reim in Anschlag zu bringen, ist an den Thatsachen zu schanden geworden. Die Griechen und Römer haben zunächst den Gleichklang der Flexionssilben (θηρώμενος — γένος oder nubis — anguis) gewiß nie und nimmer als Reim empfunden: der Flexionsreim ist, wie Haeberlin treffend sagt: „eben ein aus rein metrischen Gründen oft unvermeidbares und daher zugelassenes und nur geduldetes Produkt der Verlegenheit." Ferner sind z. B. bei der Länge des Hexameters und des Trimeters kreuzweise gebildete Reime ganz ausgeschlossen, da der Gleichklang längst dem Ohr entschwunden war und nicht mehr als solcher empfunden wurde. In der Volkssprache ja, oder in gewissen Zauberformeln zeigen sich gewisse Ansätze des Reims und von dorther sind sie auch in die lateinischen Kirchenlieder übergegangen, aber als dichterisches Formgesetz für den Verschluß war der Reim der lateinischen Poesie fremd.

Das also sind die Verwahrungen der Wissenschaft gegen den Versuch, Goethe'sche Gedichte im Originalmaße und mit Beibehaltung des Reimes ins Lateinische zu übersetzen. Wenn wir jetzt Waffen und Wehr der Theorie beiseite legen, so hindert nichts anzuerkennen, daß die Uebersetzungen Haupts eine anmuthige Spielerei eines äußerst sprachkundigen und geschmackvollen Mannes sind, den offenbar das frohe Bewußtsein, das Lateinische voll zu beherrschen, zu dem Versuche gereizt hat, sich seinen lieben Goethe auch einmal im lateinischen Gewande anzusehen: er hat sich offenbar, wie die Uebersetzungen zeigen, sehr feinfühlig in die einzelnen Stimmungen vertieft und oft für die Goethe'sche Wendung eine schöne plastische lateinische Form gefunden: oft freilich hat die Klaviatur der lateinischen Sprache, die so viel enger ist, als der unübersehbare Schatz an Nuancen, den unsre Sprache ihr eigen nennt, auch versagt und das lapidare Goethe'sche Wort, das grandiose Bild verflacht sich in der lateinischen Gestalt zu einer konventionellen Formel. Mit zu dem Besten zählen wir die Uebersetzung des Gedichtes „Nähe des Geliebten", das wir in Original und Uebertragung hier untereinanderstellen:

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.
Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.
Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.
Ich bin bei dir, du sei'st auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O, wär'st du da!

Te memini cum solis refulgescit
Lux aequore;
Te, lunae nitido cum exsplendescit
Fons lumine.
Te cerno pulvis ubi procul gliscit
Itinere,
Viator arcto nocte cum tremiscit
In tramite.
Cum unda surgit strepitu obtuso
Te audio,
Attenta silvae undique effuso
Silentio.
Sum tecum, procul etsi commorare,
Es praesens mi.
Sol cadit, stellae mox lucebunt clare,
O adveni!

Prag. Dr. Eugen Holzner.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. **Anleitung zum Krokiren und Kartenlesen**, mit einer Zeichenschule, von **Haberlein**, Oberleutnant, kommandirt zum topogr. Bureau des kgl. bayer. Generalstabs. Würzburg, Bauer 1900: 50 S. u. 26 Tafeln. — Die im Jahre 1896 erstmalig erschienene Anleitung hatte in kurzer Zeit ihre praktische Brauchbarkeit erwiesen und so vielen Beifall gefunden, daß sich bereits die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage ergab, die unter Berücksichtigung inzwischen gewonnener praktischer Erfahrungen neu bearbeitet wurde. In anspruchsloser Kürze, aber doch erschöpfend, durch leicht faßliche Darstellung dem Verständniß des Anfängers ebenso an-

[2]) Bruchmann, Poetik, p. 118.

gepaßt, als durch seine Uebersichtlichkeit auch dem Vorgeschrittenen dauernd von Werth, dürfte sich das Büchlein zum Leitfaden für Einjährig-Freiwillige, Offiziersaspiranten des aktiven und des beurlaubten Standes, wie auch als Nachschlagebuch für Offiziere vortrefflich eignen. Die Tafeln sind sauber und deutlich gezeichnet, jedoch nicht ganz fehlerfrei; so wurde auf Tafel 5 die Signatur von „Hopfen“ und „Wein“ verwechselt. Besonders werthvoll erscheint uns die Beigabe der Signaturen der französischen, russischen und österreichischen Generalstabskarten, wodurch sich der Gebrauchswerth des Büchleins beträchtlich erhöht.

-l. **Alfred Bock: Bodo Sickenberg.** Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. 1900. — Seinem Roman „Die Pflastermeisterin“ hat der fleißige Verfasser in rascher Folge einen zweiten zugesellt, der wie der erstgenannte sich mit dem Problem der Ehe beschäftigt. Hier wie dort behandelt er die Frage, ob ein Ehebund aus äußeren Rücksichten, ohne innige Herzensneigung geschlossen werden darf, und beidesmal kommt er zu einem verneinenden Ergebniß. Verbindet sich die „Pflastermeisterin“ mit ihrem jüngeren ersten Gesellen aus geschäftlichen Gründen, so führen „Bodo Sickenberg“ Erwägungen höherer Art zur Ehe mit einer ungeliebten Frau. Er ist Wittwer und Vater von zwei Kindern, deren Erziehung er nach dem Tode der abgöttisch geliebten Mutter in die Hände eines jungen, den Kindern liebevoll zugethanen Mädchens gelegt hat. Er selbst kümmert sich wenig um die Erziehung; seine Fabrik und seine ihm eigentlich zur Hauptsache gewordenen literarischen Neigungen lassen ihm keine Zeit dazu. Um so eher kommt er auf den Gedanken, den Kindern eine zweite Mutter zu geben, die mit ihm nöthig erscheinender Energie und Strenge die Pflichten der Erzieherin übernehmen soll. Von diesem Gesichtspunkt aus heirathet er eine Dame, die, über die Jahre der Jugend schon hinaus, ihm die sicherste Gewähr für die Durchführung seiner pädagogischen Anschauungen zu bieten scheint. Da er indessen die Dame nicht liebt, so gestattet ihm sein verfeinertes Sittlichkeitsgefühl nur das Eingehen einer „Freundschaftsehe“. Aber sein Freund Dr. Spiegel, der solch Beginnen unnatürlich genannt hat, behält recht. Als Bodo von einer Geschäftsreise anderen Sinnes zurückkehrt und seinen Fehler gut machen will, hat ihn schon seine Frau mit einem Ungarn hintergangen. Und diese „Sinnesänderung post festum ist das Tragischste in dieser Tragödie“, sagt ihm sein treuer Spiegel. Das ist im wesentlichen die Fabel des Romans. Die Charaktere sind scharf umrissen; die Entwicklung des Helden wird mit psychologischer Schärfe durchgeführt, nur seine Umkehr kommt ein wenig plötzlich. Die eigentliche Handlung wird überhaupt mit einer gewissen Knappheit ihrem Schluß entgegengeführt. Um so breiteren Raum nimmt die Reflexion ein, was Freunde des psychologischen Romans nicht bedauern werden. Einen besonderen Reiz verleihen dem Buch die „Milieu“-Schilderungen. Referent hat bereits früher an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß hierin der Verfasser Tüchtiges leistet. Auch diesmal sieht er sein Urtheil bestätigt. Die Schilderung des Betriebes einer Zigarrenfabrik, des Lebens der Arbeiter im Hause, ihre Geselligkeit, die Scenen aus der Kinderstube — all das dürfen wir in seiner plastischen Natürlichkeit und packenden Wirkung dem Besten an die Seite stellen, was unsre moderne Literatur bietet. Man erkennt sofort, daß hier die Wirklichkeit selbst Modell gestanden hat. Für den Kenner der Verhältnisse ist sogar Gegend und Stadt der Handlung unschwer zu errathen. Es ist oberhessisches Volk und Leben, das Bock hier wie auch schon in der „Pflastermeisterin“ mit glücklicher Verwendung des spröden Dialekts schildert. Möge er erkennen, daß im heimischen Boden seine Kraft wurzelt, und möge er uns auch ferner mit Früchten dieses Bodens erfreuen.

T. Ueber die diesjährigen **Ausgrabungen und Wiederherstellungsarbeiten in den ägyptischen Pyramiden und Tempeln** erhält die „Orientalistische Literatur-Zeitung“ einen bemerkenswerthen Originalbericht aus Aegypten. Da die Kampagne dieses Jahres bis zum Spätherbst als beendet gelten muß, so geben die Nachrichten eine abschließende Uebersicht über die letzten Leistungen. Die Wiederherstellung des großen **Tempels von Karnak**, dessen theilweiser Einsturz so großes Aufsehen in der gesammten Kulturwelt erregte, schreitet unter der meisterhaften Leitung von **Maspero** mit Unterstützung des deutschen Ingenieurs **Ehrlich** stetig vorwärts. Ob es gelingen wird, den stark beschädigten Pylon, das große Tempelthor, zu halten, ist allerdings noch fraglich. Für die Zeit der Nilfluth, durch die eine Unterbrechung der Arbeiten bis mindestens zum November eintreten muß, ist das riesige Thor durch starke Querbalken gestützt worden, die hoffentlich bis zur Wiederaufnahme der Thätigkeit ihren Zweck erfüllen werden; ausgeschlossen ist aber der Einsturz des Thores nicht, falls eine Senkung des Fundaments als Folge der Nilfluth eintritt. Die ägyptische Regierung hat auf Vorschlag Lord Cromers bisher 1400 ägyptische Pfund (29,600 M.) bewilligt und wird auch weiterhin die nöthigen Mittel gewähren. Eine ungeheure Leistung war die Abtragung der bei der letzten Katastrophe beschädigten Säulen, deren eine einen Architrav trug, der aus drei Blöcken bestand und im ganzen über 48 Tonnen schwer war. Es mußte ein schiefer Erdwall bis zur Höhe des Architravs aufgeworfen werden, um ihn in seinen drei Theilen in Sicherheit zu bringen. Die fünf mit Zusammensturz bedrohten Säulen sind jetzt bis auf 6 Meter hohe Stümpfe glücklich abgetragen, alle ihre Theile sind, genau mit Nummern versehen, in einem benachbarten Raum untergebracht, um später wieder zusammengesetzt zu werden. Das Gewicht der abgetragenen Blöcke betrug 367 Tonnen, zur Herstellung der schiefen Erddämme sind etwa 15,000 Kubikmeter Erde aufgeworfen worden. Die Abtragung jener fünf Säulen und die Entfernung der Trümmer von den elf eingestürzten Säulen wird Ende März nächsten Jahres vollendet sein und man hofft, im Jahre 1902 mit ihrem Wiederaufbau beginnen zu können. — Der **Tempel des Gottes Ptah** ist jetzt völlig freigelegt und seine Wiederherstellung wird im nächsten Jahre sicher vollendet werden, auch der im vorigen Sommer entdeckte Osiris-Tempel und eine von den Prinzessinnen der 25. Dynastie dem Osiris geweihte Kapelle sind freigelegt worden. Dabei ist eine große Zahl von Statuen, Inschrifttafeln u. s. w. entdeckt worden. Ferner sind in dem sogenannten **Ramesseum** die Reste eines bisher unbekannten Tempels aufgefunden, bei **Deir al Bahari** ein prinzliches oder vielleicht königliches Grab mit einer königlichen, in Linnen eingewickelten Statue, alles wahrscheinlich noch unberührt. Auch im Gräberfeld von **Memphis** haben sich wichtige Fortschritte vollzogen. In Sakkarah wird der unterirdische Theil der Unas-Pyramide, wo im Mai ein unterirdischer, den Prinzessinnen reservirter Raum entdeckt wurde, im nächsten Jahre für Besucher eröffnet werden. Das größte Ereigniß war hier die Entdeckung mehrerer Grabkammern; die eine davon beherbergt die Mumie des Sohnes des in dem benachbarten Grabe bestatteten Königs Psammetich, eine zweite die eines königlichen Admirals. Letztere Mumie mit ihren Beigaben ist einer der schönsten Funde, die bisher gemacht worden sind. Sie erschien als eine mit Gold übersäete Asphaltmasse. Außer der Maske hatte sie das Bild der Göttin Naut auf der Brust, über den Beinen lange Inschriftstreifen und Fingerhüte aus getriebenem Gold nicht nur an den Fingern, sondern auch an den Zehen. Dazu kamen Schnüre aus Goldperlen, abwechselnd mit solchen aus grünem Feldspat und Lapis lazuli, ein großes sechsreihiges Halsband aus Gold und Feldspat und eine Menge von Kleinodien wunderbarer Arbeit: Herzen, Sperber, Geier, Affen, Widderköpfe, Löwen, ein Palmbaum mit Blättern und Fruchtreihen, ein kleines hölzernes Schiffsmodell, ein Sperber mit Menschenkopf und eine Seele, deren ausgespannte Flügel mit Edelsteinen besetzt sind. Alle diese Kostbarkeiten sind von minimaler Größe, aber mit bewundernswerther Feinheit ausgeführt, so daß sie eine bis jetzt einzig dastehende Sammlung von Kleinodien aus dem Zeitalter von Sais darstellen werden. Sie stammen aus dem 5. Jahrhundert v. Chr.

* **München.** Dr. phil. Maximilian **Streck** aus Pfarrkirchen wurde als Privatdozent für semitische Philologie in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Stuttgart.** Der durch seine Thätigkeit im griechisch-türkischen und südafrikanischen Krieg bekannte Privatdozent an der Universität Tübingen, Dr. **Küttner**, welcher demnächst nach China geht, wurde zum **Professor** ernannt. —

Wie die „M. N. Nachr." mittheilen, beging der im 75. Lebensjahre stehende Generalarzt erster Klasse z. D. Dr. Eduard v. Fichte in Stuttgart die Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums, aus welchem Anlaß ihm von der medizinischen Fakultät der Universität Tübingen das Doktorjubiläum ehrenhalber erneuert worden.

* **Straßburg.** In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. A. Kreutz für Chemie, insbesondere Nahrungsmittelchemie, habilitirt.

* **Leipzig.** Der Privatdozent Lic. theol. und Dr. phil. Otto Seesemann erhielt einen Ruf an die Universität Dorpat.

* **Halle.** Hier starb im Alter von 64 Jahren Professor Alfred Boretius, der als tüchtiger Historiker geschätzt war. In den Jahren 1871 bis 1874 war Boretius ordentlicher Honorarprofessor der Berliner Universität. Seine Hauptthätigkeit galt den Monumenta Germaniae und dem großen Parallelwerk zur fränkischen Geschichte.

* **Zürich.** Die theologische Fakultät der hiesigen Hochschule hat den Dekan und Stadtpfarrer W. Kambli in St. Gallen als „energischen Vorkämpfer für evangelische Freiheit" zum Ehrendoktor der Theologie ernannt. Die gleiche Auszeichnung wurde dem hiesigen Theologieprofessor G. v. Schultheß-Rechberg und dem Prediger an St. Petri in Berlin, Dr. phil. Th. Arndt zutheil.

⁑ **Rußland.** Zum Vizepräsidenten der kgl. Akademie der Wissenschaften wurde ernannt das ordentliche Mitglied der Akademie Nikitin, o. Professor des St. Petersburger histor.-philolog. Instituts und prof. emer. der St. Petersburger Universität. — Mit Beginn des akademischen Jahres wird an der St. Petersburger Universität ein Kurs für pädagogische Psychologie eröffnet; der Lehrauftrag hiefür ist dem Privatdozenten Netschaew ertheilt worden. — Am 28. Juli starb im Alter von 76 Jahren der hervorragende Geograph und Kartograph Rußlands, General der Infanterie Stebnitzkij. Sein Hauptwerk, das bis in die neueste Zeit einzig in seiner Art dasteht, ist die „Berechnung der Oberfläche des russischen Reiches und der anstoßenden Theile der asiatischen Reiche".

* **Preisaufgaben.** Die Berliner Universität hat eine Anzahl neuer Preisaufgaben erlassen. Von denen der philosophischen Fakultät sind folgende zu nennen: Die germanistische Aufgabe verlangt eine Untersuchung des Berliner Dialekts. In der Erläuterung zu dieser Aufgabe heißt es: Es wird zunächst die geschichtliche Grundlage durch die Durchforschung der niederdeutschen Urkunden und Akten der Stadt Berlin zu legen sein, dann ist das Eindringen des Hochdeutschen in die Geschäftssprache zu beobachten und die etwaige Mischsprache zu verfolgen. Ueberhaupt ist die Berliner Literatur nach ihrer sprachlichen Seite zu studiren. Hierauf soll der neuere Berliner Dialekt erstens grammatisch, zweitens lexikalisch dargestellt werden. Für Romanisten ist folgende Aufgabe ausgewählt worden: „Es sollen die im Französischen, womöglich auch in seinen Mundarten üblichen und üblich gewesenen, oft nach Alter, Geschlecht, Rasse, Farbe und Verwendung wechselnden Benennungen der Hausthiere gesammelt und erörtert werden." Die staatswissenschaftliche verlangt eine Darstellung der Verwaltungseinrichtungen, die der preußische Staat in den 1793 und 1795 erworbenen polnischen Provinzen geschaffen hat. Diese Einrichtungen gelten theilweise als Vorbilder oder Uebergänge zu den Stein-Hardenberg'schen Reformen und sollen nun daraufhin geprüft werden. Für den Preis der Grimm-Stiftung wird eine Schilderung verlangt, wie die florentinischen Meister von Giotto bis Raffael auf ihren Kompositionen den landschaftlichen und architektonischen Theil mit den handelnden Figuren in Verbindung gebracht haben. Die chemische Preisaufgabe verlangt eine Darlegung der Valenzlehre, die mathematische betrifft die Methode zur Bestimmung einer Funktion einer linearen partiellen Differenzialgleichung. — Die juristische Fakultät stellt drei Aufgaben: Der Thronverzicht soll nach deutschem Staatsrecht dargestellt, die Rangordnung der Pfandrechte an einer Forderung soll nach gemeinem Recht und Bürgerlichem Gesetzbuch geprüft und der Frage des Handgelds bei Vertragsschluß in den deutschen Rechtsquellen des Mittelalters nachgespürt werden. — Die medizinische Fakultät hat eine gynäkologische Aufgabe gestellt und verlangt außerdem mikroskopisch-anatomische Untersuchungen, um die Frage nach dem histologischen Zusammenhange der gestreiften Muskeln mit ihren Sehnen bei Wirbelthieren und Wirbellosen der Lösung näher zu bringen. — Die theologische Fakultät endlich hat sich über vier Aufgaben geeinigt. Es soll dargelegt werden, welche biblischen Namen bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts von Griechen und Lateinern als Rufnamen recitirt worden sind, es sollen die Folgerungen untersucht werden, die sich aus dem geschichtlichen Verständniß der heiligen Schrift für den Schriftgebrauch in der Dogmatik ergeben, es soll ferner das Verhältniß von Luthers kleinem Katechismus zu den Monumenten volksthümlicher Katechese aus dem 8. bis 15. Jahrhundert dargelegt werden und es soll endlich die Lehre von der Heilsgewißheit bei Paulus und Johannes geschildert und ihre etwaige Verschiedenheit zur Erklärung gebracht werden. — Von der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft ist, wie man der „Frkf. Ztg." schreibt, für das Jahr 1900/1901 nachstehende Preisaufgabe der Schläfli-Stiftung ausgeschrieben worden: Es soll eine Methode gefunden werden, um einen Gletscher vertikal bis auf den Grund in der Zone seiner größten Bewegungsgeschwindigkeit zu durchbohren. In das Bohrloch werden kurze Holzzylinder eingesenkt, die, später durch die Ablation successive ausschmelzend, dazu dienen sollen, die Variationen in der Bewegungsgeschwindigkeit des Gletschers in den verschieden tiefen Schichten zu bestimmen. Die Bohrmethode soll genau beschrieben werden und soll sich, so weit nothwendig, auf Experimente stützen. Das Projekt ist mit Kostenvoranschlag für Bohrungen bei 200, 300 und 400 Meter Gletscherdicke zu begleiten." Schluß des Ablieferungstermins 1. Juni 1901. Preis 500 Francs. Einsendung der Arbeiten an Prof. A. Heim in Zürich, Präsidenten der Prüfungskommission.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ed. Loewenthal: Der Bankerott der Darwin-Haeckelschen Entwicklungstheorie. Berlin, Ebering 1900. — Unfallverhütungsvorschriften. Herausgegeben vom Verbande der Deutschen Berufsgenossenschaften. Berlin, Heymann 1900. — J. Case: Liebesgeplänkel. Zwei Novellen. München, A. Langen 1900. — Die kurhessischen Regimenter. Ein Abriß ihrer Geschichte. Melsungen, Hopf 1900. — Riemann-Weber: Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik. 1. Band. Braunschweig, Vieweg 1900. — Historische Monatsschrift. Herausgegeben von A. Hettler. 1. Band, 1. Heft. Bern, Selbstverlag. — Handbuch Börsenwerthe. Jahrgang 1900/1901. Berlin C, Korrespondenz Gelb 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. 10. (Schluß-)Liefg. Leipzig, Breitkopf u. Haertel 1900. — M. Beerel: Gähren hilft klären; Meta Schoepp: Wer ist schuld? Paul Schüler: Wilhelm Kraft. (Unterwegs und daheim.) Breslau, Schottländer. — H. Fuchs: Das Elend. Eine soziale Tragädie. Weinheim (Baden), Ackermann. — A. v. Gersdorff: „Verlorene Liebe." (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Bd. 20.) Berlin, Goldschmidt 1900. — H. Seiler: Der Schwanz der Melusine. (Ecksteins 50 Pfennig-Bibliothek, Nr. 42.) Berlin, Eckstein Nachf. — Nina Meyke: Der Götze Gold. Leipzig, P. List. — Dr. E. Ritter: Die allgemeinen Lehren des Handelsrechts. Berlin, Vahlen 1900. — L. Mitteis: Aus den griechischen Papyrusurkunden. Vortrag. Leipzig, Teubner 1900. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. 1900, Heft II. Nürnberg, Verlagseigenthum des Germanischen Museums 1900. — Sammlung kleinerer Reichsgesetze privatrechtlichen Inhalts. München, Beck 1900. — W. v. Oechelhaeuser: Die sozialen Aufgaben des Ingenieurberufes und die Berechtigungsfrage der höheren Schulen. Rede. (S.-A. aus dem „Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung".) München, Oldenbourg 1900. — Dr. E. Bassermann-Jordan: Die dekorative Malerei der Renaissance am bayerischen Hofe. — München, Bruckmann 1900. — O. Kresse: Hülfe für Alle! 4. bis 5. Tausend. Berlin, Schwerin 1900. — Nauticus 1900. Jahrbuch für Deutschlands See-Interessen. Berlin, Mittler 1900. — China's Kriege seit 1840 und seine heutigen Streitkräfte. Ebd. 1900. — E. Reichel: Ein Gottsched-Denkmal. Berlin, Gottsched-Verlag 1900. — Illustrirtes Konversationslexikon der Frau. Liefg. 22—40. Berlin, Oldenbourg. — Kolisch: Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 2. Bd. Hannover, Helwing 1900. — H. Schwarz: Psychologie des Willens. Leipzig, Engelmann 1900. — W. Sombart: Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. Jena, G. Fischer 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 7. August. Nummer 179.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Dorfgeschichte.

II.

M. M. Das Schulgesetz vam Jahre 1835 hatte sich überlebt wie alle menschliche Weisheit. Das neue Gesetz vam Jahre 1873 athmete wieder einen gewaltigen Fortschritt. Es zog auch in Schäna ein, und die Farderungen, die die jungen Hülfslehrer seit Jahren bereits geltend gemacht hatten, erlangten Gesetzeskraft. Auch die Fortbildungsschule warf Licht und Schatten in die Gemüther der erwachsenen Schänaer Darfjugend. Der Selbstregierung der Gemeinde wurde mehr als sonst Rechnung getragen. Es trat der erste Schulvorstand zusammen. Das Licht, welches bashafterweise der Hülfslehrer dem Gemeinderath gewünscht, ging von selbst auf. Die Aufklärung zog von allen Seiten im Darfe ein, nicht zum letzten durch die vielen Geschäftsleute, durch die Halz- und Steinhändler und Schiffer. Sie kamen am Elb-Stram bis nach Magdeburg und Hamburg herunter, sie wußten erwarbene, beziehentlich fehlende Schulkenntnisse ihrem Werth nach recht wohl zu tariren, und sie brachten ihrer Ortsschule ein sich steigerndes Wahlwallen entgegen. Der allzu konservative Sinn der Bauern wurde in die Minorität gedrängt, und es wehte bereits ein frischer, fröhlicher Geist im Dorfe, als der alte Schulmanarch im Jahre 1875 sein Scepter niederlegte, das er seit beinahe 40 Jahren geschwungen, beziehentlich zu schwingen versucht hatte, denn noch lange erzählten sich die Alten mit nicht geringem Behagen, wie sie in ihrer Jugend in kindlichem Muthwillen und strafbarem Uebermuth dem alten Herrn sein schweres Amt oft recht sauer gemacht hatten. Nur kurze Zeit hat er das mittlerweile auf 1200 M. gestiegene Einkammen genossen. Eine Pension von 1000 M. wurde ihm als wohlverdientes Altentheil. Es zogen zwei junge Lehrer im Dorfe ein, Beide zusammen ungefähr so alt wie der Vorgänger. Rührend waren Abschied und Einzug. Das ganze Darf nahm lebhaften Antheil an dem großen Ereigniß. Aus allen Häusern wehten festliche Wimpel, als der junge Amtsnachfolger des allen Lehrers einzog, Böllerschüsse erdrähnten, als wenn Se. Maj. der König käme. Ein großes Festmahl, an dem über 80 Paare theilnahmen, sallte beweisen, daß man treue Lehrerarbeit wahl zu schätzen wisse und daß man mit vollem Vertrauen und mit viel Liebe die beiden jungen Lehrer in den Gemeindeverband aufnehme. Wiederhalt haben sich seit jener Zeit Abschied und Empfang aneinander gereiht, und wohl dem Darfe, wenn die Wimpel nicht umsonst geweht haben, wenn ein treuer Lehrer im Dorfe eingezagen ist, wenn er erfüllt ist von der hahen Aufgabe eines Landvolksschullehrers, wie sie in früheren Aufsätzen hier skizzirt worden ist, und das muß zum Ruhme des Dorfes gesagt werden: Ein Lehrer, der von seinem Katheder aus den rechten Weg in des Kindes Seele gefunden, ein wahrer Seelsorger, der drüben auf der Kanzel in Reinhardtsdorf gestanden und Leid und Freud mit seinen Dorfinsassen stets redlich getheilt hat, ein Volkswirth, der des Volkes Seele richtig erfaßt und zum Guten, zum Wohle des Ganzen gelenkt hat, der hat sich über das Grab hinaus ein freundliches Andenken bei dieser seiner Gemeinde erworben. Der Pfarrer bringt uns weiter. Pfarrer und Lehrer! Seit Jahrhunderten die Träger der Kultur auf dem Lande, die unermüdlichen Saemänner, die Tugend, Weisheit, Menschenglück und Zufriedenheit in die Herzen ihrer großen und kleinen Zuhörer zu pflanzen bemüht sind. Freilich stand es mit dem Ansehen und dem Einkommen des Pfarrers ganz anders ols drüben beim armen Volksschullehrer. Er hatte als irdischen Lahn für seine Predigten, für seine Amtsverwaltung ein Pfarrgut, dessen Felder und Scheunen er verpachtete. Er hielt Sannabends, wahl auch Sanntags seine Beichte. Da kamen Beichtgraschen ein, manchmal auch ganze Thaler. Dann gab es Leichen. Sie waren in drei Klassen eingetheilt. Ein Begräbniß mit der Schule war das einfachste Begräbniß. Es kostete 12 gute Graschen. Eine Stufe häher stand die Abwankung. Sie kostete 1 Thaler. Wor es eine Parenlotion, das heißt ein Trauergottesdienst in der Kirche, so betrug der Satz 1 Thaler 8 Grojchen. Die Standrede war das Hächste. Sie kaftete 6 Thaler. Wohl hatte auch der Pfarrer Umstände, ehe er alles herein hatte, was man ihm zu geben schuldig war. Viele Pfarrkinder meinten aber, die Gebühren um des Todten Ruhe willen gleich bezahlen zu müssen, und sicher hat sie der Herr Pfarrer in diesem Glauben nicht gestört. Längst schan ist für alle kirchlichen Funktianen die Ablösung eingetreten. Was für kirchliche Handlungen überhaupt noch zu zohlen ist, das fließt in die Kirchenkasse, und aus dieser werden die Gehälter des Pfarrers und alle die Personen gezahlt, die mit dem Gattesdienst, mit Hachzeiten, Taufen und Begräbnissen irgendwie etwas zu thun haben. Wenn aber einmal von Standespersonen die Rede ist, dann darf der alte Dorfrichter nicht vergessen werden. Was ist ein moderner Gemeindevorstand gegen das, was einst der alte Dorfrichter gewesen, trotz der graßen Machtbefugnisse, mit denen gegenwärtig nach dem Prinzip der Selbstverwaltung ein Dorfaberhaupt ausgestattet ist. Allenfalls stand ihm an Ansehen der Geistliche gleich, ebenso der Amtmann. Einen Gutsherrn gab es nicht. Aber wo blieb der arme Schullehrer? Er stand nicht viel über dem Dorfwächter. Pfarrer und Schullehrer woren ortsfremde Persanen, die heute da waren, und übers Jahr nicht mehr da zu sein brauchten. Sie woren ohne Besitzstand, im Dienste der Gemeinde, und ein alter Erbrichter von Reinhardtsdorf, Schöna, Krippen oder Kleingießhübel tauschte mit keinem Pforrer, vom Schulmeister ganz zu geschweigen. Sie waren die Ersten im Dorfe seit jener Zeit, da die alten

Franken vom Rhein und Main auszogen und hier an der Elbe festen Fuß faßten. Der alte Richter von Reinhardtsdorf hatte bestimmt, daß die Thurmuhr der Reinhardtsdorfer Kirche zehn Minuten vorzugehen habe, damit Alle rechtzeitig nach der nächsten Eisenbahnhaltestelle kämen, und als die Reinhardtsdorfer Schule gebaut wurde, sorgte er dafür, daß die Fenster in der Schule nicht größer wurden, als die Fenster im Erbgericht. Er stiftete das rothsammetne Altartuch, auf dem mit großen goldenen Lettern geschrieben stand: „Liebe Gott und deinen Nächsten Johann Gottlob Hering", womit er gemeint war. Der Richter war also jahrhundertelang der Größte im Dorfe. Er hatte es den Behörden gegenüber zu vertreten und verstand es in den meisten Fällen, mit Würde und Weisheit sein Dorf zu regieren. Viel Widerspruch vertrug er nicht. Wenn er die Gemeinde zusammenbestellte, so schickte er den Nachtwächter aus, meist einen alten Mann, der zu anderer Arbeit nicht mehr recht taugte und dem die Gemeinde das Gnadenbrot in Form des Nachtwächterdienstes gab. Noch trug dieser bei solchen Amtsgängen den Spieß, mit dem er würdigen Schrittes von einem Nachbarn zum anderen schritt, dreimal auf die Erde pochte und rief: „Leute, hinte um sechse ins Gerichte bei 8 Gr. Strafe." Später, zur Zeit des Gemeinderathes, wurde die Einladung etwas sanfter. Der alte Wächter sprach nunmehr mit lauter vernehmlicher Simme: „hinte 's klee Session!" Aber beim alten Richter wäre es nicht rathsam gewesen, auszubleiben. Es fehlte gewiß Keiner, und es muckste sich auch Keiner. Kurz wurden die Anordnungen der Behörden bekannt gegeben, oft erschienen sie als seine Befehle, ein Protokoll gab's nicht und bald war die Sitzung zu Ende. Ein spezielles ausführendes Organ war der Graßknecht, der, wenn es nöthig war, mit der Mistgabel dem alten Wächter zur Hand ging und dessen aufräumende Thätigkeit wir im Anfang bereits kennen gelernt haben. Aber auch die autokratische Herrlichkeit des alten Dorfrichterthums, die Jahrhunderte überdauert hatte, nahm in der Mitte dieses Jahrhunderts ihr Ende. Die Gemeindeverwaltung wurde gegliedert und selbständiger. Das Institut der Gemeindevorstände wurde geschaffen. Der Gemeinderath, bestehend aus Ansässigen und Unansässigen, steht dem Vorstand mit berathender und beschließender Stimme in allen Gemeindeangelegenheiten zur Seite. Nur ein Schatten von Macht verblieb dem Richter. Aergerlich warf er alles hin, und das Dorf wählte aus seiner Mitte einen Lokalrichter. Die alten Richter sollten ihren Sturz nicht lange überleben. Es schien, als wenn auch ihre alten Stammgüter, die alten Erbgerichte, mit dem Gange der Weltgeschichte nicht einverstanden wären. Sie kamen an Kind und Kindeskinder, in fremde Hände, sie wurden subhastirt, ausgeschlachtet; der Wald, oft noch das einzige Stück Privatwald, wurde niedergeschlagen. Es war traurig mit anzusehen, wie die Herrlichkeit der alten Gerichte ein solches Ende nahm. Der Fall aber dieser alten soliden Existenzen, dieser weithin schattenden Eichen unter den schwächeren Bäumen, hat die alte Solidarität gewaltsam erschüttert, und der vor den Augen der Bewohner sich vollziehende Untergang der Gerichte hat die Gemüther der echten Dorfkinder mehr beschäftigt, als der Sturz des Napoleonischen Kaiserthrones. Es hat dieser jähe Untergang der einstigen Größen im Dorfe entschieden eine moralische Depression zur Folge gehabt. Zahlungseinstellungen, Zwangsverkäufe u. s. w. sind häufiger als sonst. Der Schwindel, das Zeichen der Neuzeit, ist auch im Dorfe eingezogen. Es wurden von kleinen Leuten Wechsel geschrieben, und die alte Ehrlichkeit war dahin. Fremde Betrüger, Güterschlächter, Pferde- und Viehhändler, Getreideaufkäufer und Düngemittelhändler von zweifelhafter Güte, Bankkrache u. s. w. haben auch hier das Volksgewissen getrübt. Und doch gibt es noch viel christlichen Sinn, viel Ehrlichkeit und Frömmigkeit im Volke, und die Saat, die von der Kanzel und vom Katheder aus unter das große und kleine Volk ausgestreut worden, sie ist oft aufgegangen und trägt reiche Früchte. Der Besuch des Gotteshauses und des heiligen Abendmahles nimmt entschieden zu, Tauf- und Trauverweigerungen kommen höchst selten vor. Der Sinn der Wohlthätigkeit faßt entschieden immer mehr Wurzel, vielleicht stark beeinflußt durch die Vereine, die nur für Wohlthätigkeitszwecke arbeiten. Besonders ausgeprägt ist aber bis in die neueste Zeit das behagliche Gefühl der Zusammengehörigkeit der Dorfinsassen. In Leid und Freud die größte Theilnahme. Noch vor wenig Jahrzehnten ging beim Tode des kleinsten Kindes aus jedem Hause Eines mit zu Grabe. Freilich selten werden die altväterischen Gestalten, die zum wichtigen Gange zum heiligen Abendmahl auch ein besonderes Kleidungsstück anzulegen pflegen, wie es früher allgemein Brauch war. Es verschwinden allgemach die alten langen Tuchröcke, die bis auf die Knöchel reichten. Es verschwindet auch manche äußere Form, die an Luthers strenge Lehren von der Beichte, vom Amt der Schlüssel und vom Abendmahl gemahnt. Dagegen kommt es noch oft genug vor, daß die Mutter zwischen die Kleidungsstücke ihres in die Fremde ziehenden Sohnes ein altes Gebetbuch oder ein Gesangbuch schiebt und der Vater treuherzig den Sohn entläßt mit den Worten: „Bete und arbeite. Verlaß dich auf Gott! Sonst hast du draußen keinen Freund!" Der Abendmahlsrock aber gemahnt uns, auch kurz der Kleidung zu gedenken. Auch sie unterliegt gegenwärtig, wie leider allerwärts, bei Männlein und Weiblein der Mode. Das, was man Tracht nennt, ist absolut verschwunden. Das Enkelkind bekommt auch keine Hosen mehr aus dem Bräutigamsrock des Großvaters, denn die Länge der Röcke und die Haltbarkeit des Tuches haben bedeutend abgenommen. Das ledige Volk trug mit Vorliebe bis vor 60 Jahren eine Pekesche, hinten mit Troddeln verziert, ein Kleidungsstück, wie es bei feierlichen Gelegenheiten die Studenten noch zu tragen pflegen. Die Hüte waren im Dorfe noch selten. Entweder trug man einen Zylinder, oder eine Mütze. Der Zylinder wurde in Gemeinschaft mit dem oben erwähnten Rocke beim Kirchgang oder bei Begräbnissen, bei Hochzeiten, Kindstaufen und anderen feierlichen Gelegenheiten getragen. Selten widerfuhr ihm während seiner langjährigen Existenz die Ehre des Aufbügelns, ja es machte sogar oft den Eindruck, als wenn er gegen den Strich gebürstet worden wäre — aber es blieb ein Zylinder, und sein Träger fühlte sich in ihm, unbeschadet seines antiquarischen Aussehens, stets in gehobener Stimmung. Sah es aus wie Regen, so griff man zum Parapluie, wie man den Schirm gern zu nennen pflegte, zu jenem blauen oder rothen mit gelbem Griff verzierten, aus solidem Fischbeingestell hergestellten Regendache von mindestens 1 Quadratmeter Oberfläche. Schlafröcke und Fracks trugen nur die Pfarrer und Lehrer, und die Dorfkinder stießen sich heimlich und kicherten, wenn sie ihren Lehrer in diesem Aufzuge sahen. Aber Pelze gab es desto mehr. Sie sind heute vielleicht im Dorfe zahlreicher zu finden, als in manchem wohlhabenden Dorfe des Niederlandes. Selbst der geringe Mann hat seinen Pelz. Es bringt das die Schiffahrt mit sich. Auf der Elbe ist während der Nachtstunden bis tief in den Sommer hinein und schon im zeitigen Herbst ein Pelz wohl zu gebrauchen, namentlich von dem, der ruhig am Steuer stehen muß. Im Hochsommer sieht man die Pelze

gern hinter dem Hause auf der durch den Grasgarten gezogenen Leine hängen, um sie an der frischen Luft am sichersten gegen Mottenfraß zu schützen. Vorhemdchen, Kragen und Manschetten kannte die Vorzeit noch nicht. Die Weste schloß bis zum Hals, und diesen bedeckte ein weißes, an den Zipfeln durchbrochenes Halstuch. Die besseren Stände trugen ein schwarzseidenes Halstuch. Das Knüpfen eines anständigen Knotens gehörte mit zu den Kunstfertigkeiten eines jungen Mannes. Kniehosen, Wadenstrümpfe und Schnallenschuhe, die Erinnerungen an die Rokokozeit, hielten sich ziemlich lange und gaben mit den langen Röcken, dem Zylinder und einem langen Stock gar kein so übles Ensemble. Auch waren kurze Lederhosen und gestrickte blaue Jacken bei der Arbeit eine gewöhnliche Erscheinung. So weit die Herrenkleidung. Nun zu den Damen. Feder- und Fagon-, auch Strohhüte kamen bei der geschätzten Damenwelt des Dorfes ziemlich spät auf. Bis in die Mitte des Jahrhunderts regierten die Barthaube mit breiten, weißen Bändern, ein hoher Haarkamm und ein seidenes, gewöhnlich rothgeblümtes Kopftuch. War Trauer im Haus, so war das Kopftuch schwarz. Ging es aber zum Tanze, dann trug das Mädchen nur den hohen Haarkamm und ein hübsches seidenes Tuch, ein weißes, aufgebauschtes Aermelhemd, einen kurzen meist rothwollenen Rock, ein schwarzes Mieder und eine weiße Schürze, niedrige Schuhe und weiße Strümpfe. Das waren die, die die Männerherzen berückten, und wenn die Paare im Erbgericht so dahintanzten, so war das eine Passion mit anzusehen. Die kurzen, fliegenden, bunten Röcke und die weißen Aermel belebten das Bild außerordentlich. Ueberzieher, Unterhosen und Unterjacken kannte man vor 60 Jahren kaum dem Namen nach, bei den Kindern erst recht nicht. Von Verwöhnung und Verzärtelung der Kinder war selten die Rede. Sie wuchsen auf wie die Hirsche im Walde, bedürfniß- und anspruchslos und wurden dabei groß und stark. Mit Spielzeug wurden sie auch nicht überladen, wie überhaupt die sich so oft im Freien bewegenden Dorfkinder nicht auf das Spielzeug angewiesen sind. Oft hatten die Mädchen nicht einmal eine Puppe. Da wurden die Mandelkeule oder der Stiefelknecht angeputzt. Das waren die Puppen, und die wurden in der Hitsche, d. h. in der Fußbank, herumgefahren und getragen. Wie groß ist des Kindes Phantasie! Der Junge war froh, wenn er eine Peitsche hatte. Bilderbücher, Bilderbogen, Bleisoldaten, alle diese schönen Sachen gab es kaum. Die Kinder mußten oft lange betteln, ehe sie zwei Pfennige zu einigen Bogen Papier zur Herstellung eines Schreibebuches oder einen Pfennig zur Anschaffung eines Schieferstiftes bekamen. Es war auch wenig Geld unter den Leuten. Ein Thaler galt Manchem schon als kleines Kapital. Mit den Geburtstagsgeschenken war es in der Regel auch sehr mager bestellt. Viele, namentlich die älteren Leute, wußten ihren Geburtstag gar nicht, und wenn sie vielleicht sich auch beim Pfarrer einen Zettel geholt hatten, auf dem Namen, Geburtstag und Geburtsjahr standen, so wurde der Inhalt doch bald wieder vergessen oder der Zettel ging wieder verloren. Kurz, auf die Geburtstage hatte sich in der Regel Niemand zur rechten Zeit besonnen. Die Feier der Namenstage überließ man vollends gar den katholischen Grenznachbarn. Mit Blumensträußen, Blumenstöckchen, ja mit der ganzen Blumenzucht lag es noch sehr im argen. Ein paar Nelkenstöckchen, etwas Reseda, Krausenmünze und Pfeffermünze, vielleicht ein Stöckchen Rosmarin, das waren die kunstgärtnerischen Erzeugnisse jener Zeit. Aber es war Sitte, sich in die Kirche ein Sträußchen mitzunehmen. Hatte der Sohn noch keine Damenbekanntschaft gemacht, so steckte ihm die Mutter für den Kirchgang gewiß ein Sträußchen zu.

Nun noch einige Worte über das Vereinswesen, über das Feuerlösch- und Armenwesen, so weit es nicht schon erwähnt, über Sprache und Lektüre, über die Pascherei, Militärverhältnisse und das Medizinalwesen vergangener Zeiten. Der älteste Verein des Dorfes ist unstreitig der Jugendverein, und es scheinen die im Verein noch bestehenden alten Sitten auf die fränkische Urheimath der alten Dorfbewohner hinzudeuten. Die Jugend begräbt seit alten Zeiten ihre Todten selbst, sie hat ihre Fahnen, nicht bloß Fahnen, die im Zuge getragen werden, sondern mächtige Wimpel, die an großen Masten auf hervorragenden Plätzen zu Ostern und Pfingsten aufgezogen werden, sie feiert Charfreitag und Ostern durch Absingung uralter Osterlieder auf sogenannten Siegesteinen, Siegkiefern, sie läßt nach dem Tode eines lieben Jugendfreundes oder einer heimgegangenen Jugendfreundin vier Wochen lang den schwarzen Wimpel der Trauer wehen, sie veranstaltet ihre Feste, vor allem die Schifferfastnacht, deren genaue Beschreibung bereits gegeben worden. Wenn auch Perioden eingetreten sind, da der Korporationsgeist innerhalb der Jugend einzuschlafen schien, so erwachte er doch stets wieder, und gerade in der gegenwärtigen Zeit scheinen sich die Jugendvereine wieder fester gliedern zu wollen als sonst. Die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 sind aber entschieden der Gründung von allerhand Vereinen förderlich gewesen. Es macht den Eindruck, als wenn der Einzelne, der bis dahin vollständig als Privatmann gelebt, auf einmal das Bedürfniß gefühlt hätte, sich zu den verschiedensten Zwecken mit Gleichgesinnten zu verbinden. Entschieden bahnbrechend, da sie sich sogar bis zur Uniformirung der Kleidungsstücke verstieg, wirkte in dieser Beziehung die früh entschlafene, bereits geschilderte Kommunalgarde, die doch mehr oder minder zu den politischen Vereinen gezählt werden muß. Gleichzeitig mit der Kommunalgarde entstand im Dorfe die Eintracht, ein Vergnügungsverein reinsten Wassers. Aber aus der Eintracht wurde Zwietracht. Der Verein entschlief ebenso bald wie seine politische Schwester. Die Verheiratheten waren nun thatsächlich einige Jahre ohne Verein, aber man hatte zu sehr die Freuden des Vereinslebens kennen gelernt. Schon 1853 gründete man einen neuen Verein, den noch hoch in Ehren bestehenden Gesangverein. Er hat sich mit dem Reinhardtsdorfer Gesangverein verschmolzen, und der Reinhardtsdorfer Kantor schwingt jetzt den Dirigentenstab. Es ist auch zu wünschen, daß die Schöna'sche Liedertafel noch manches Jahr weitersingen möge, und mit einer gewissen Freude und nicht ohne Rührung bemerkt man, wie fest die alten grau gewordenen Mitglieder an ihrem Gesangverein hängen, wie der Steinbrecher als thätiges Mitglied oft eine Viertelstunde krächzen muß, ehe er den ihm und Anderen zusagenden Ton gefunden, wie man dem verstorbenen Mitglied am Vorabend seines Begräbnisses ein Todtenständchen bringt, Geburtstage, silberne und goldene Hochzeiten durch erhebende Gesänge feiert. Es liegt ein gut Stück Seelenleben, Volksgemüth darin. Die Gesangvereine soll man in ihrer ethischen Bedeutung nicht unterschätzen. Mit Wehmuth wird noch manches alte Mitglied des Vereins an den Abend zurückdenken, da dieser am Hause eines dahingeschiedenen Steinbrechers, eines alten Soldaten, sang, während drin im Hause seine hinterlassene Wittwe neben dem Sarge ihres Mannes von einem Kinde entbunden worden war. Da wurde mehr geweint als gesungen.

Neben Pfeifen- und Kegelklubs und Billardbowlegesellschaften, wie sie von anderen Dörfern aus auch ihren

Weg nach Schöna fanden und aft ein kurzes, unrühmliches Dasein fristeten, entstanden in Schäna und Reinhardtsdarf freiwillige Feuerwehren, Gebirgsvereine und Militärvereine, alles Vereine mit praktischen Tendenzen, der segensreich wirkende landwirthschaftliche Verein, ein Bienenzüchterverein in Krippen, der Ortsverein in Reinhardtsdarf, theilweise mit Kranken- und Begräbnißkassen, mit Spar- und Hülfskassen wahl versehen. Es ist eine Lust, zu sehen, wie man sich gegenseitig unterstützt, und das zu Ende gehende Jahrhundert darf mit Stolz darauf hinweisen, daß auch im abgelegensten Grenzdarfe der Sinn erwacht ist für Korparatiansgeist, für organisirte Nächstenliebe, für materielle Hülfeleistung in allen Nöthen und Gefahren dieses Lebens.

So war entschieden ein wichtiges Ereigniß in der Geschichte des Dorfes die Errichtung der freiwilligen Feuerwehr. Lange Jahre war das Dorf im glücklichen Besitz einer alten Feuerlöschmaschine van anno 1822. Es war eine Druckspritze ältester Ausgabe. Viel Feuerlöschprämien sind mit ihr nicht verdient worden, wie überhaupt das ländliche Feuerläschwesen hier und da recht im argen lag. Hansjörgsfritze war geraume Zeit Spritzenmeister, war aber bei Tage im Steinbruch, wie so viele Männer des Ortes. Auf einmal hieß es: „In Reinhardtsdorf ist Feuer." Die im Darfe thätigen Handwerker eilten wohl herbei, aber die Bauern waren sämmtlich mit ihren Pferden auf dem Felde. Man nahm die Spritze heraus. „Ja," hieß es, „jetzt müssen wir erst versuchen, wie der alte Kasten in der Schmiere ist." Man drückte. Die Spritze rührte sich nicht. Alle hingen sich an einer Seite an den Schwengel. Er wich nicht. Endlich holte einer einen großen Holzschlegel und schlug mit aller Gewalt drauf los. Jetzt wurde Luft. Nun wurde erst das ganze Werk eingeschmiert, denn man wallte sich dach im anderen Darfe mit seiner Spritze nicht blamiren, und dann ging es fart, bergauf, bergab, wie es die Landschaft mit sich bringt. Daß das Feuer glücklich gelöscht war, als die Schöna'sche Spritze kam, läßt sich vermuthen. Bei Gewitter durfte diese einzige Ortsspritze selbstverständlich das Dorf überhaupt nicht verlassen. Also mit dem Zuhülfeeilen nach auswärts sah es ziemlich kläglich aus. Da wurde im Jahre 1860 noch eine große neue Spritze angeschafft, die freilich eine gräßere Anzahl Druckmannschaften beanspruchte, aber auch viel leistete. Der alte Kasten kam in die Reserve. Ein graßes Brandunglück aber, das im Jahre 1877 das benachbarte Reinhardtsdorf betraf und bei dem sich so recht das ganze Elend des ländlichen Feuerläschwesens zeigte, veranlaßte einige Schönaer Einwahner, dem Gedanken der Errichtung einer freiwilligen Feuerwehr näher zu treten. Die Opferwilligkeit der Bewohner Schöna's, als der Plan zur Ausführung kam, die Bereitwilligkeit van älteren und jüngeren Einwohnern, in die Feuerwehr einzutreten, die Freigebigkeit des Staates in der unentgeltlichen Lieferung einer handlichen Feuerwehrspritze, mit der man auch im gewähnlichen Fährkahn die Elbe überschreiten kannte, um den rechtsufrigen Gemeinden Hülfe bringen zu können, das alles muß zum Lobe der Betreffenden hier betont werden. Es war ein Ineinandergreifen, wie es schäner nicht gedacht werdrn konnte. Binnen drei Manaten war eine Feuerwehr van etwa 70 Mann aufgestellt, es waren Sachen für 80 Mann da, eine Spritze und ein Steigerhaus. Das Einexerziren der Mannschaften geschah durch die im Dorfe seßhaften alten gedienten Soldaten. Es war wie zu den Zeiten der selig entschlafenen Kommunalgarde. Man sah wiederum Männer und Jünglinge in Uniform, man hörte den gleichmäßigen Tritt der Mannschaften, man hörte Signale, man hörte Bataillonsmusik, man hörte auch fluchen, man sah Spritzen- und Steigerübungen, bei denen es klappen mußte. Die Kinder spielten nur noch Feuerwehr. Es war, als wenn nächstens alle Dörfer ringsum in Flammen aufgehen sollten. Wenn nun auch im Laufe der Jahre der übergraße Eifer, namentlich infalge mangelnder Beschäftigung etwas erkaltete, wenn auch die freiwillige Feuerwehr als junges Institut verschiedene Kinderkrankheiten durchzumachen hatte, sa verblieb doch noch ein hinreichender Stamm eingeübter Hülfs- und apferbereiter Feuerwehrmannschaften zu Nutz und Frammen des Darfes und der Nachbargemeinden.

Ein nach ungedruckter Brief Lavaters an Herder.

Mitgetheilt von Heinrich Funk.

Schon R. Hagen hat in seinem biographischen Werk „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" (I, 508[1]) darauf hingewiesen, daß ein inhaltreicher Brief Lavaters an Herder vom 21. August und 2. September noch nicht veröffentlicht ist. Wir geben hier diesen Brief nach dem auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Orgiual zeichengetreu wieder. Das Anekdoton lautet:

Einen Brief an meinen lieben lieben fernen glücklichen Herder.. wo soll ich ihn anfangen? was sagen? was nicht sagen? Ich hätte Folianten zuschreiben, und für ein Quartblätchen Zeit — Nun also Bruder — unmöglich kann ich sagen — Nehmen Sie, so sehr mich ein gewisser, wenigstens scheinbarer, Eigensinn, nöthigen will — das brüderliche du zurückzurufen. Aber, es ist umsonst, schein' es, was es wolle ... wen ich so liebe, wie dich, den kann ich durch das unmenschliche Sie so wenig erniedrigen, als wenig ich mich erniedrigen könnte wir zuschreiben, wenn nur von meiner Person die Red' ist.... Spracheforscher sey billig und gebiete Stille der Woge des allerschwächsten Zweifels.

Deinen Lieben Datumlosen Brief mit der Herzerfreuendsten Nachricht erhielt ich am 19 August,[1]) das ist an demjenigen Tag meines Lebens, an welchem ich dem Tode näher war als jemals ... ohne einen Funken von Hoffnung auf witden Wällen schwebte ... ach! Tod! was bist du, u. neben dem Tode, unmittelbar neben dem Tode — Leben. — Nun wieder einer meiner aergeßnen Wünsche pünktlich erfüllt ......

Aber, ja lange ließest du mich warten.[2]) Ich wartete ruhig. — Aber ich habe noch nicht ausgewartet. Ich habe den Glauben; u. ich hoffe, du die Werke! — Ich glaube, errette mich von meinem Unglauben.

Küsse deiner Geliebten in meinem Namen die Hand, wofern du nicht mehr thun darfst ... Durch Ihre Hand wenigstens werd' ich bald dein Bild in Leuchsenrings[3]) Größe erhalten; dein Bild, das ich mir oft aufbaue — aber nie aollenden kann. Apropos! bey Leuchsenring ... Der Mann interessirt mich gar sehr; aber ... ich fürchte, daß wir von einer gewissen Seite nie zusammenkommen werden.. So ein Gemisch aon Natur und Listigkeit — Soviel Nonchalance und soviel Plan hab' ich selten beysammen gesehn. — Doch vielleicht traum' ich.....

1) Dieser Brief von Herder, den Lavater mit obigem Briefe beantwortete, wurde in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 314 vom 12. November 1891, S. 5 f., von mir veröffentlicht.

2) Mit dem Briefe, den Lavater am 19. August 1773 erhielt, beantwortete Herder erst Lavaters Brief vom 21. April 1773. Das Original dieses Lavater-Briefes befindet sich in Herders brieflichem Nachlaß auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin; der Abdruck desselben in „Aus Herders Nachlaß" II, S. 55—59, gibt das Original unvollständig wieder.

3) Lavater hatte seinem Brief an Herder vom 10. November 1772, der auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrt und in „Aus Herders Nachlaß" II, S. 25—29, ohne Auslassung mitgetheilt wird, das Bild von Franz Michael Leuchsenring beigelegt.

Ich habe, dieß ist gewiß, wenige, keine Seele gesehen, wie L. — u. doch ist Pfenninger[4]) noch zehnmal mehr pure, bare Natur.. wär' er weniger phlegmatisch — wüßt' er mehr — wär er gereiset — ich würde mir in ihm oft meinen entfernten Herder traümen. Doch ich sollte einen Menschen nicht preisen, der die Schwachheit hat — mich mit einer Freündschaft ohne Beyspiel zuumfassen. Was sag' ich — nichts von allem, was ich wollte. Von deiner Frau wollt' ich reden, und kam auf L., von L. auf Pfenninger — So ist meine Denkensweise; So meine Schriften; So mein Leben — u. mein Schiksal — u. doch bin ich zufrieden. Lieber Freünd — du bist durch deine Frau glücklich. Welch ein Glück — das die höchste Liebe den liebenden gönnt — Ich genieße es mit dir, und liebe deine Geliebte, weil Sie dich liebet; und seegne sie in meinem Herzen, weil sie dich seegnet... Rede auch ein gutes Wort für mich bey ihr, und laß mich durch dich von Zeit zu Zeit ein Wort zu ihr lispeln, und ein Wort von ihr hören. Auch weiß ich wol, daß du es mir nicht abschlägst, wenn ich dich um ein (auf ein halbes octav Blätchen) crayonnirtes oder getuschtes Profil, oder zuletzt um ein Schattenbild, oder Bildchen von ihr bitte.

Nun — was von dem unzähligen, das ich Dir sagen sollte, und mögte, zuerst? von Deinem langen, langen, glaubenübenden Schweigen. O mein Bruder; fast 5 Monate von einem Leben, das für uns nicht höher als noch etwa auf 500 Monate höchstens steigen kann — sehr wahrscheinlich so hoch nicht steigen wied — sind 5 Monate ein zu unerträglichlanger Zeitpunkt, — für mein Tagezählendes Herz — zu schwerlästig — — Ich will keine Entschuldigung — Du warst ein glücklicher Bräutigam — — aber, izt bist Du ein Mann — — o du Auserwählte meines Auserwählten laß aus der Ferne das Sehnen eines dir unbekannten Bruders dein edeles, schönes, zärtliches, groſzes Herz rühren und erwecken — und verheiße mirs, Mitgenossin des beßten Sterblichen, ihn alle Monate einmal zuerinnern, daß fern in der Schweiz ein Licht und Wahrheithungriger, unter manchen Lästen seufzender Menschenmensch — nach einem Brief oder Brieschen von ihm — schmachtet. . . .

Nun — von Abraham.[5]) Das wesentliche Deines Urtheils leüchtet mir ein, erhebt mich — — Ich warte auf die Zurückunst des Manuscriptes — und hoffe hundert Merkzeichen, Winke, Durchstriche, Verbesserungen, Zusätze, — wofern es solcher fähig ist — wo nicht, — so will ich mich zufrieden geben — Nun ein Wort von meinem Tagebuch.[6]) Ich bin in einer Art von Nothwendigkeit gewesen, unausgesuchte, unveränderte Fragmente herauszugeben. Ich fange mit dem 10. November an. Das war Wahrheit. Ich habe, was ich seit dieser Zeit Tagebuch gemacht, nicht mehr und nicht weniger, aus Wahrheitsliebe herausgegeben. Eine Stelle aus Deinem Brief hab' ich, ohne Dich zunennen, eingerückt.[7]) Die Dankbarkeit gegen Gott und Wahrheitsliebe drang mich hab' ich gefehlt — so verzeihe mirs; das lezte von dieser Art, das Du mir zu verzeihen haben wirst. — Uebrigens, glaub' ich noch nichts so nützliches geschrieben zu haben, als dieß Buch — wiewols doch nur Schattenriß ist — — Aber, was Du zu den Anmerkungen des Herausgebers (dem ich das Mſct auf Leben und Tod übergab) sagen werdest, das wundert mich — oder wundert mich nicht, denn ich weiß, was Du dazu sagen wirst, wofern ich mich an Dir nicht unaussprechlich irre. Ich habe zwar nur die sechs ersten Bogen gedruckt gesehen — aber — es ist unbegreiflich, wie man Schatten — für blendendes Licht halten, und gewässerten Wein für tödtlichen Brandwein ausgeben und mit Teichwasser noch mehr — nicht wässern, sondern eckelhaft fad machen kann. Aber das ist Charakter des Jahrhunderts; das ich gern das wässernde, Gotteinschränkende, antichristische nennen mögte . . . o Heeder, Herder — wie ringt Kopf und Herz nach dem Werke, wonach du mit Kopf und Herzen ringst — — ich Thor — und ich klagte, daß ich 5 Monate keinen Brief von deiner lieben Hand erhielt. Nein; schreibe mir nicht, wenn das Schreiben an mich dem Publikum Eine Deiner Zeilen raubt . . . Hauche des Geistes von oben — Stralen der Herrlichkeit Christus — wie innig wünscht dir diese meine Seele — Darf ich nicht, um — einzelne gedruckte Bogen — bitten — gewiß mißkennst Du mich ganz, wenn du dieß, so sehr's vielleicht für Dich seyn mag, für Indiscretion hältst.

In wenigen Tagen erlaß ich an dich, nebst einigen gedruckten Sachen, die du behältst — wieder einen Stoß Briefe von mir an alle Welt. Es mögen einige drunter seyn, die dich wenig interessiren. — Ich konnte kaum auslesen — und nichts dazu schreiben, weil ich über diese Tage Augenblicke messen muß ... du könntest mir unendlich nützen — ohne dir zuviele Mühe zumachen, wenn du beym Lesen dieser Briefe zerschnittene Papierchen vor dir hättest, bald eine Schriftstelle, bald ein nego, bald einen Wink, bald eine Warnung mit zwo Zeilen einlegtest — doch vielleicht hast du dieß alles schon vor dieser meiner Bitte beym Durchlesen des ersten Stoßes gethan, den ich izo doch schwerlich länger entbehren kann.

Von deütscher Art und Kunst[8]) hab ich, gerade ehe ich Lieder für die Landjugend (freylich geistliche) zumachen anfieng — mit großem Vergnügen, und starker Mitempfindung gelesen. Dank dir auch für dießes: doch die Freündschaft dankt nicht.

Schweizerlieder will ich auftreiben, was ich kann, — und dirs durch den Postwagen senden ... aber, nicht Eine Note erwarte von mir. Ich bin izt ganz aus diesem Felde hinaus, und war nicht länger drinn, als die paar Wochen, da ich, unwissend in der Geschichte meines eigenen Vaterlandes — ohne irgend ein einziges altes Schweizerlied gesehen zuhaben, die Schweizerlieder hin — reimte.[9]) So flüchtig und schlecht indeß diese Arbeit ist, so hab' ich dennoch meinem Vaterlande dadurch einen sichtbaren, täglich wachsenden Dienst gethan.

Nur Einmal wünscht' ich dich, wenn einige davon gesungen werden, in Schinznach — o Corallieder — am Orte gesungen — nein, nie fühlt ich mich glücklicher, nie mehr Freüdemacher, als wenn ich sie am Morgen, Mittag und Mitternacht an Ort und Stelle singen hörte. Naive oft grobe Satyren, trozender Nationalstolz, Charakterisirung Lasteehafter — geben den Alten, die mir seit der Zeit zu Gesichte gekommen sind, ein originelles Gepräge.

Vollkommen beruhigt hast du mich über den Recensionston gegen Michaelis. Es geschieht ihm nicht Unrecht.[10])

Aber — — wiederum komm ich auf die Theologie des Jahrhunderts bey Anlaß Michaelis. Hat jemals eine Abgeschmaktheit, die bonton ward, Züchtigung, Geisel des Satyrs verdient, so verdient es — weniger die Theologie der Orthodoxen — als der Teller, Semlers, Eberhards xc. xc. — — wäre nicht vielleicht Göthe der

---

[4]) Johann Konrad Pfenninger, Lavaters „erster Herzensfreund“.

[5]) Abraham und Isaak, ein religiöses Drama, erschien 1776.

[6]) „Geheimes Tagebuch, von einem Beobachter Seiner Selbst, Leipzig 1771“ und „Unveranderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst; oder des Tagebuches Zweyter Theil, nebst einem Schreiben an den Herausgeber desselben. Leipzig 1773.“ — Der Herausgeber war der Prediger Georg Joachim Zollikofer in Leipzig.

[7]) Aus Herders erstem Brief vom 30. Oktober 1772, den Lavater am 10. November 1772 erhalten hatte. Vgl. Lavaters Tagebuch II, S. 3—6, mit „Aus Herders Nachlaß“ II, S. 11—18 und 22/23.

[8]) Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773.

[9]) Sie waren schon 1767 unter dem Titel „Schweizerlieder. Von einem Mitgliede der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach“ in Bern erschienen.

[10]) Herder war „der Recensent Michaelis'“ in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772. Vgl. den Brief Herders, den Lavater am 19. August 1773 erhielt, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 314 vom 12. November 1891, S. 5, und Scherers Einleitung zu dem Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, hgb. von Bernhard Seuffert, 7 und 8), S. XXXVIII fg., LIX, LXIII fg.

Mann, — (denn er sieht doch erstaunlich tief in die Tiefen der Schrift und Natur des Menschen) der die Geisel nehmen sollte.... Doch, ich will warten, was Du thun wirst.[11])

Von Timorus, von den abgeschmakten Türlüpinades über die **Phystognomik**,[12]) vom **Mereüre**, der zwar im II. Bändchen ungleich besser ist, als im ersten; dennoch aber weiter nicht viel, als ein feinpolirtes — Kinderwerk — seyn dürfte; von **Klopstocks Republik** u. **Buchhandelwesen**, das mich Erhabenheittödtend dünkt — und mir für **Klopstock** zu klein ist — von diesem u. anderm dergl. verliere ich mit **Dir** nicht gern Eine Minute: so wenig sie verloren wäre. Ich kann sie besser nutzen. Nur über den **Mereüre** dieß einzige Wort — Mir scheint es immer noch traumhaft, 40 Bogen von den größten Geistern, u. in diesen 40 Bogen weder directe noch indirecte nichts — von dem Erhabenen Anbethenswürdigen **Vater aller** großen und kleinen Geister zulesen — — *φασκοντες ειναι σοφοι εμωρανθησαν* Geschöpf — Schöpfer — — o unbegreifliche Entfernung zwischen beyden — wer ahndet dich nur — Mit einem Glauben, der 100 deütsche Meilen in Einem Augenblik zurücklegt; allen Eigensinn, u. alle Bescheidenheit, allen Unglauben, und Ausreden, sie sagen ungegründet oder gegründet, überglaubt, zu Boden glaubt, erwart' ich, wenigstens mit der Meßgelegenheit — geschriebene Predigten, Schematismen, oder was du von deiner Hand, damit ichs mit Einem Wort sage, homiletisches hast — — Du weißt, Ich bin Prediger. Das Predigen ist mein Hauptberuf. u. daß mir meine Predigten nicht gefallen können, mußt Du empfinden, wenn Du mein Freund bist; u. daß ich von Dir lernen kann, mußt Du wissen, wenn Du weißt, daß auf Erden keine Seele, nicht Eine Dich mehr — u. vermuthlich nur Eine dich liebt, wie Lavater.

Zürich d. 21. Augst. u. 2. Septemb.
1773.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Zwei Lehrbücher des bürgerlichen Rechts.** In einer früheren Besprechung von Werken über das Bürgerliche Gesetzbuch habe ich hervorgehoben, daß ich mich mehr als über die gesammte andere, auf diesem Gebiet so rege hervorgetretene literarische Thätigkeit über den Erfolg der systematischen Werke, insbesondere der großen Lehrbücher freue. Dieser Erfolg weist darauf hin, daß die deutschen Juristen wenigstens zum erheblichen Theil bestrebt sind, sich das neue Recht in seinem ganzen Zusammenhang anzueignen und nicht darauf rechnen, daß von Fall zu Fall die Handausgabe und der Kommentar die gesuchte Auskunft geben werde. Das ist ein gutes Zeichen sowohl für den tüchtigen, wissenschaftlichen Sinn, der in unsern Juristen steckt, als für die richtige Behandlung des großen Gesetzwerkes, soweit sie durch die auf solche Art geschulten Kräfte bethätigt wird. In unsrer so sehr nach Spezialisirung strebenden Zeit kann es nicht oft genug betont werden, daß die Hingabe an einen besonderen Zweig einer Wissenschaft erst dann erlaubt und nur dann ersprießlich ist, wenn die sämmtlichen Hauptlehren dieser Wissenschaft so sicher und fest erworben sind, daß bei der überwiegenden Pflege der einen Richtung nie das Gefühl des Zusammenhangs mit dem Ganzen und nie der sichere Ueberblick über das Ganze verloren geht. Für uns Juristen gilt das doppelt, weil gerade bei unserer Disciplin die Möglichkeit der Losreißung einer abgegrenzten Materie vom Ganzen und ihre gesonderte Behandlung leichter erscheint — nicht leichter ist — als bei anderen Wissenschaften. Es ist unmöglich, daß Jemand das Zivilrecht richtig handhabe, wenn er nicht auch das Strafrecht, das Prozeßrecht, das Staatsrecht wenigstens in ihren Grundzügen beherrscht; es ist ebenso unmöglich, daß Jemand eine Materie des Zivilrechts, sei es auch durch eingehendstes Studium der darüber erlassenen Vorschriften, richtig erfasse, wenn er nicht die Struktur des ganzen Zivilrechts vollständig inne hat. Dazu verhilft das Studium einer systematischen Darstellung des gesammten Stoffs. So oft ich gefragt werde, welchen Kommentar ich zum Studium des neuen Rechts empfehle — die Frage ist merkwürdig oft an mich herangetreten — kann ich nur die eine Antwort geben: zum Studium überhaupt keinen Kommentar, sondern ein Lehrbuch. Und da ist es dann angenehm, auf zwei in gleichem Maße vorzügliche Lehrbücher hinweisen zu können, die nunmehr vollständig erschienen sind: das Lehrbuch des bürgerlichen Rechts von **Endemann** (Berlin, Heymann) und das Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts von **Cosack** (Jena, Fischer). Ich habe die beiden Werke schon mehrmals erwähnt und gehe nun gern an die Schlußaufgabe, ihre beiderseitigen Eigenschaften gegen einander abzuwägen. Der grundlegende Unterschied zwischen ihnen ergibt sich rasch und unverkennbar: Endemann ist Romanist, Cosack Germanist. Wer an die Pandektenlehrbücher gewöhnt ist, wird sich mit Endemanns Werk rasch befreunden. Es zieht das alte Recht, das nun doch einmal hinter uns liegt, nicht mehr herein, als zur Erklärung des neuen Rechts ersprießlich scheint. Das ist aber immerhin oft genug der Fall, um denen, die das alte Recht kennen, die erwünschten Anhaltspunkte zum Vergleichen und zur Erfassung des Neugeschoffenen zu geben. Die sorgfältige, klare und bestimmte Fassung der einzelnen Regeln wird durch eine Fülle von Beispielen, die in ihrer glücklichen Auswahl beweisen, daß Endemann die Fühlung mit dem praktischen Leben nicht verloren hat, mit Geschick und rechtem Maß ergänzt. Daß der allgemeine Theil und das Recht der Schuldverhältnisse besser gelungen sind als die übrigen Theile, erklärt sich daraus, daß eben hier die gemeinrechtlichen Einwirkungen am ausgesprochensten hervortreten. Aus der Eigenschaft Endemanns als Romanisten möchte ich es auch erklären, daß seinem Werk die bedächtige Entwicklung das Gepräge gibt und daß ihm kühne Konstruktionen so gut wie ganz fehlen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß auch unter den Romanisten sich hochfliegende Geister finden, die „über das römische Recht hinaus“ drängen. Sie sind in der Minderzahl. Das Beispiel der römischen Juristen zieht mehr nach der Seite der genauen, scharfen und auch die kleinen Dinge beachtenden Arbeit. Vorzüge und Nachtheile sind hier wie dort. Cosacks Werk ist nach der Art gerathen, wie die Germanisten bei uns arbeiten: es wird da und dort ein Schritt gethan, der nicht auf felsenfesten Grund führt, es wird da und dort ein Satz aufgestellt, für den die positive Bestimmung im Gesetz fehlt. Die ganze Anlage ist großzügiger als bei Endemann; während dort die Anmerkungen annähernd den gleichen Raum einnehmen wie der Text, wird hier alles, was nicht Hauptsache ist, kurz und nebenher erledigt. Den Nutzen der Beispiele verkennt auch Cosack keineswegs; er gibt sie vielmehr sehr reichlich und in sehr anschaulicher Fassung. Dadurch kommt ein lebenswarmer Zug in das Buch. Daß hier im Gegensatz zu Endemann die Theile besonders gelungen sind, die dem Germanisten näher standen, versteht sich von selbst. Einen besonderen Vorzug des Buches bildet der stete Hinweis auf die bisherigen Partikularrechte und die genaue Prüfung der Wirksamkeit der neuen Sätze in örtlicher und zeitlicher Hinsicht, die ganz mit Recht nicht allgemein zusammengefaßt, sondern jeder Materie gesondert angefügt ist. So ergänzen sich die beiden Werke in erfreulichster Weise. In der sehr ungleichwerthigen Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch sind sie zwei feste Marksteine.

---

11) Als Lavater Obiges über Goethe schrieb, stand er erst seit ca. zwei Wochen mit diesem in Briefwechsel. Von Goethe's Werken kannte er damals die Recension seiner „Aussichten in die Ewigkeit“ in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772, den „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***“ über Toleranz, das Sendschreiben „Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen“, von denen die eine untersucht, was auf den Tafeln des alten Bundes gestanden, und die andere sich mit dem Mit-Zungen-reden des Pfingstfestes beschäftigt, und den Götz von Berlichingen.

12) „Timorus, das ist Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe, und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben. Von Konrad Photorin, der Th. Kandidaten. Berlin 1773“, eine Spottschrift des Göttinger Professors Georg Christoph Lichtenberg, worin Lavater auch wegen seiner Physiognomik „türlüpiniert“ wurde.

n. **Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik** (7 Bände in je zwei Hälften. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne). — Wiederholt ist hier über den Fortschritt des bedeutenden Werks berichtet worden, das unter seinem bescheidenen Titel in Wahrheit eine Enzyklopädie der gesammten Pädagogik bietet; so sei nun auch der Abschluß des Ganzen mit einigen Worten begrüßt. Sicherlich ist es charakteristisch für unsre Zeit, daß nicht nur die allgemeinen Enzyklopädien eine immer größere Vollkommenheit und einen wachsenden Einfluß gewinnen, auch das entspricht der Lage der Zeit, daß von besonderen Gebieten aus Durchblicke des Ganzen entworfen werden, daß sich innerhalb des universalen Kosmos des Wissens spezielle Welten bilden und den Einzelnen über ihren Inhalt rasch zu orientiren suchen. So geschah es zum Beispiel in der Theologie, so in den Sozialwissenschaften, so auch in der Pädagogik. Ohne den Werth der bei letzterer vorhandenen älteren Sammelwerke irgend herabzusetzen, wird anzuerkennen sein, daß das von Prof. **Rein** (Jena) geleitete Unternehmen einem wirklichen und weitverbreiteten Bedürfniß entgegenkommt. Es ist nicht nur knapper als die älteren Werke, es stellt sich mit besonderer Frische mitten in die Bewegungen unsrer Zeit hinein und bringt in sehr geschickter Weise alles zum Ausdruck, was diese an Thatsachen erfüllt und an Problemen bewegt. Nicht als ob das Geschichtliche vernachlässigt wäre. Denn das Werk enthält eine stattliche Fülle von Monographien über ganze Epochen und über einzelne Persönlichkeiten. Aber immer bleibt dabei eine Beziehung zum heutigen Leben gewahrt, es handelt sich überall um Erscheinungen, die noch heute interessiren können, nicht der bloßen Vergangenheit angehören. Innerhalb jenes Rahmens aber haben alle Seiten und Zweige des Erziehungs- und Unterrichtswesens eine gleichmäßige Beachtung gefunden: Technisches und Allgemeinmenschliches, Schule und Haus, alle Stufen des Unterrichts, Schulgesetzgebung und Hygiene, prinzipielle Fragen und leitende Persönlichkeiten, Statistik und Literatur, kurz man findet die reichhaltigste Belehrung und zuverlässigste Orientirung. Wohlthuend berührt auch das Streben, die Sache nicht in den Dienst einer Partei zu stellen, sondern die verschiedenen Richtungen gleichmäßig zu Wort kommen zu lassen. Bekanntlich besteht jetzt zwischen den Anhängern von Ziller und Stoy eine starke Spannung; jeder dieser beiden hervorragenden Pädagogen ist hier von einem Anhänger eingehend und sympatisch gewürdigt. Professor **Natorp** ist neuerdings lebhaft für eine höhere Schätzung Pestalozzi's gegenüber Herbart eingetreten; das hat nicht gehindert, daß in dem Werk, in dem sonst Herbartischer Geist vorwaltet, eben Natorp über Pestalozzi's Sozialpädagogik und überhaupt über Sozialpädagogik berichtet. Und nicht nur den verschiedenen Strömungen innerhalb der Pädagogik, auch den konfessionellen Gegensätzen möchte das Buch sich überlegen halten: das zeigt die Thatsache, daß ein so energischer Katholik wie O. **Willmann** eine Reihe bedeutender Artikel beigesteuert hat (so z. B. christliche Erziehung, mittelalterliches Bildungswesen, katholische Pädagogik). Die Hauptsache von allem aber war die Gewinnung der wichtigen Persönlichkeiten, und hier gerade liegt eine besondere Stärke des Werkes. Denn mit großem Geschick sind für die einzelnen Artikel Persönlichkeiten gewonnen, welche gerade dafür als hervorragende Autoritäten gelten dürfen. So verfaßte z. B. den Artikel „Philosophische Propädeutik“ **Friedrich Paulsen**, „Phonetik“ Professor **Vietor**, „Rechtschreibung“ Gymnasialdirektor **Duden**, „Das Seminarium praeceptorum der Francke'schen Stiftungen“ der Direktor dieser Stiftungen, Geheimrath **Frieß**, „Skioptikon im Kunstunterricht“ **Herman Grimm**. — So liegt in dem Encyklopädischen Handbuch ein Werk vor, worauf die deutsche Wissenschaft stolz sein darf, und das sicherlich auch den Einfluß der deutschen Pädagogik im Ausland stärken und steigern wird. Wie wir hören, war auch der äußere Erfolg ein glänzender, und die erste Auflage ist kaum fertig geworden, als schon mit dem Druck einer zweiten begonnen werden mußte. So können wir dem Ausdruck der Freude über den Abschluß des großen Werkes Glückwünsche für den weiteren Fortgang anschließen.

Eduard Courtier: Handbuch der französischen Umgangssprache. 27. Auflage, von Paul Banderet, Stuttgart, Paul Neff. 1900. — Das außerordentlich reichhaltige Buch enthält in sieben Theilen: 1. Allgemeine Bemerkungen über die Aussprache; 2. Verzeichniß von Wörtern, die in 38 Kategorien eingeordnet sind; 3. Kurzgefaßte Grammatik; 4. Gespräche und Redensarten über (76 verschiedene) Gegenstände des täglichen Lebens; 5. Redensarten über einige wichtige Begriffe; 6. Germanismen, Gallicismen, Neologismen; 7. Französische Sprichwörter. Auf den 624 Seiten ist ein ungeheures Material verarbeitet und man wird, wenn man das Buch durcharbeitet, großen Gewinn daraus ziehen. Nur bezüglich der Gespräche wäre zu bemerken, daß sie, wie in fast allen Konversationsbüchern, dem Bedürfnisse des praktischen Lebens viel genauer angepaßt werden müssen, damit sie entsprechenden Nutzen stiften. ch.

A. Peschier: Causeries Parisiennes. 17e édition par *P. Banderet.* Stuttgart, Neff 1900. — Der Verfasser führt den Leser an der Hand eines Zwiegesprächs zwischen einem Fremden und seinem Pariser Freund durch ganz Paris und orientirt ihn so über die Hauptsehenswürdigkeiten sowohl als auch über Sitten und Anschauungen der Pariser. Es sind viele speziell pariserische Redensarten eingestreut und erklärt, so daß man zugleich auch diese kennen lernt. ch.

Vor kurzem ist bei S. Mittler u. Sohn in Berlin ein Büchlein herausgekommen, das meines Erachtens nach zu den allgemein-interessantesten gehört, die seit langem geschrieben wurden. Es ist „**Die deutsche Südpolar-Expedition**“ von Marine-Oberbaurath **Kretschmer**. Die Autorität Kretschmer beschreibt sachlich eingehend das im Bau befindliche Schiff, aber an Hand dieser Beschreibung, durch klaren Stil, allgemein verständliche Sprache und Schilderung, die jeder Laie versteht, die ihm das merkwürdige Schiff deutlich macht, erhalten wir einen Einblick in das ganze weite Gebiet der Polarforschung. Kurz, mit wenig Worten wird der Stand der Nordpolforschung dargethan. Dann im Vergleich dazu Vorgeschichte, jetziger Stand, Bedeutung und Aufgaben der Südpolarforschung und insbesondere der ins Leben tretenden deutschen Expedition. Man erfährt, daß vom Alterthum bis in die neuere Zeit hinein dort unten allgemein ein großes, goldreiches Südland vermuthet wurde, welches zu finden und auszubeuten ungezählte kühne Fahrten gewagt sind; daß erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts James Cook diesen Mythenkreis endgültig zerstörte und durch sein Urtheil über den weiten, wilden, von ewigem Eis begrenzten Ozean vor jedem weiteren Wagniß abschreckte. Wir hören dann von den grundlegenden Entdeckungsfahrten der russischen Expedition unter Bellinghausen (1819—1821) und der englischen unter J. C. Roß (um 1840), die feststellten, was wir auch noch heute nur wissen: in dem Meeresring um den Südpol herum liegen Inselgruppen, Inselreihen, hinter denen sich doch vielleicht noch ein Kontinent vorfinden mag. Dieser vermeintliche Kontinent ist heute wieder das sehnsüchtige Ziel aller geographischen Kreise. Wir erfahren die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der Erforschung, die leider noch ziemlich allgemein weit unterschätzt wird. Wir hören von der gewaltigen Summe wissenschaftlicher und praktischer Vorbereitungsarbeiten der Expedition und es wird uns der ganze Feldzugsplan entwickelt: der Ausgangspunkt, ihr Weg, ihre Dauer (August 1901 bis muthmaßlich Herbst 1903), die Mitglieder, der Arbeitsplan; wo Stationen und Beobachtungshäuser errichtet werden sollen, wofür, mit welcher Ausrüstung, und wir kommen damit zu dem so interessanten Expeditionsschiff selbst. Mit dessen Bau galt es ein schiffsbautechnisches Problem zu lösen, denn es mußte ein Schiff konstruirt werden, dem so eigenartigen Charakter der Antarktis entsprechend angepaßt — ganz anders als etwa Nansens „Fram“ oder irgend ein Nordpolfahrer sonst. Den von der Baukommission gebilligten Entwurf der Kieler Howaldtswerke finden wir nun eingehend, aber ungemein fesselnd beschrieben. Was alles mußte bedacht werden und wie ist es bis ins kleinste bedacht und aller Voraussicht nach auch glücklich gefunden — alle Hochachtung vor der erbauenden Werft! Baumaterial, Betakelung, Maschine, Hülfsmaschinen, Heizung, Beleuchtung, Eintheilung und Einrichtung sehen wir deutlich vor uns. Wir erfahren, was alles mitgeführt wird: zusammenlegbare Stationshäuser, Windmühle, Fesselballon, Polarhunde und Schlitten, Beiboote und

gar vieles Andere mehr — eine Fülle interessantesten Materials, das durch sieben Pläne und eine Karte noch erst recht deutlich gemacht wird. — Das kleine Buch ist äußerst lesenswerth. Dem Fachmann, sei er Seemann, Gelehrter, Ingenieur, bietet es mancherlei; dem gebildeten Laien aber, der es mit Spannung zu Ende gelesen aus der Hand legt, wird es eine ganz neue Welt eröffnet haben, und ich meine, er wird mit geschlossenen Augen noch eine Zeitlang träumen von jener geheimnißvollen „ultima Thule“ dort weit, weit unten, und in manch Einem wird es wie Sehnsucht aufsteigen, mitzufahren als ein moderner Wiking in Sturm und Noth, in schier endlose Nacht und ewiges Eis, in tausend unbekannte Gefahren, mitwirkend helfen zu dürfen an einem der größten Probleme der geographischen Wissenschaft. Erich v. Drygalski aber, dem Leiter der Expedition, sei mit Vergil zugerufen: „tibi serviat ultima Thule!“

Ernst Teja Meyer (Kiel).

k. **Der Telautograph.** Man schreibt uns aus London: Telegraph und Telephon haben wir bereits, aber jetzt erhalten wir im Tel-„auto“graphen einen Apparat, der beide in den Schatten stellen soll. Der Telautograph ist keine ganz neue Erfindung, aber erst in den letzten Monaten sind energische Anstrengungen gemacht worden, um ihn dem praktischen Bedürfniß anzupassen, und am vorigen Montag wurden in London zum erstenmal Versuche gemacht, den Apparat zur Uebermittelung von Nachrichten auf weite Entfernungen, diesmal auf 320 Kilometer, zu verwenden. Die Versuche sind, was gleich vorweg bemerkt sei, glänzend gelungen. Der Telautograph thut nun folgendes: Wenn man auf einer besonderen Platte, die die Größe eines großen Quartbogens hat, mit einem besonderen Stift schreibt, und zwar genau so, wie sonst mit dem Bleistift, so erscheint das geschriebene Wort nicht nur auf dieser einen Platte, sondern auch gleichzeitig auf einer zweiten Platte, die vielleicht viele Hundert Kilometer weit entfernt ist, deutlich sichtbar. Die zweite Schrift ist genau dieselbe, wie die erste, und die Buchstaben erscheinen dort mit derselben Geschwindigkeit, mit der sie vom Schreiber auf der ersten Platte geschrieben werden. Die Verbindung zwischen den beiden Platten besorgt der elektrische Draht, und der „Fernschreiber“ kann leicht an jeden Telephondraht angeschlossen werden.

Der Nutzen einer solchen Erfindung liegt auf der Hand, insbesondere für das Zeitungswesen. Die Uebermittelung von Nachrichten durch das Telephon, hat, so sehr sie sich auch eingebürgert hat, doch den großen Nachtheil, daß Mißverständnisse fast ununterbrochen vorkommen. Bei der Uebermittelung durch den Telautographen, der an den vorhandenen Telephonleitungen neben dem Fernsprecher angebracht werden kann, sieht der Beamte das druckfertige Manuskript, das vielleicht Hunderte von Kilometern entfernt geschrieben wird, in der Handschrift des Korrespondenten vor sich, und da es sofort zum Druck gegeben werden kann, wird außerdem die Zeit, die sonst zum Niederschreiben der am Telephon durch den Stenographen aufgenommenen Meldungen benöthigt wurde, gewonnen. Uebrigens befördert der Telautograph Stenogramme oder Zeichnungen ebenso schnell und prompt wie Manuskripte und darin liegt ein weiterer Vortheil. Sodann braucht zur Entgegennahme der Meldungen Niemand am Apparat zu sein, und da die Versuche, Botschaften, die in Abwesenheit des Empfängers eintreffen, durch Phonographen festzuhalten, ziemlich nutzlos blieben, würde damit einem der wichtigsten Mängel des Telephons abgeholfen sein.

Die Hauptfrage ist, ob — der Apparat erstens überall angebracht und ob er zweitens so billig geliefert werden kann, daß er wirklich für den allgemeinen Gebrauch erreichbar ist, wie jetzt Telephon ꝛc. Der Apparat, der am Montag den Vertretern der Presse in London gezeigt wurde, sieht recht praktisch und bureaumäßig aus: auf einem Schreibtisch ist eine einfache Platte angebracht, dahinter steht am Ende des Tisches ein Kasten, der die Apparate enthält, auf Haken an der Seite des Kastens hängt das Telephon, so daß also alles beisammen ist. Die schriftlich eintreffenden Meldungen kommen auf einem breiten Papierstreifen am oberen Ende des Kastens heraus. Es sollen jetzt noch weitere Proben gemacht und dann versucht werden, die Apparate als Massenartikel zu einem billigen Preise herzustellen. Gelingt das, so ist der neuen Erfindung eine große Zukunft sicher.

* **München.** Der außerordentliche Professor der organischen Chemie an der Universität München, Dr. Joh. Thiele, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums an der Universität Greifswald abgelehnt. Unsre alma mater hat alle Ursache, sich darüber zu freuen, daß ihr der als Lehrer wie als Forscher gleich ausgezeichnete Gelehrte erhalten bleibt.

* **Würzburg.** Wie der „Frkf. Ztg.“ geschrieben wird, hat der Privatdozent Dr. Bach einen Ruf als Professor der Augenheilkunde und Vorstand der Augenklinik nach Marburg erhalten. Er wird der Nachfolger von Professor Heß, den er während des Sommersemesters in der Leitung der hiesigen Augenklinik vertrat. Professor Heß beginnt seine hiesige Lehrthätigkeit als Nachfolger des nach Berlin berufenen Prof. v. Michel im Wintersemester.

* **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät der Universität hat sich, wie der „Frkf. Ztg.“ geschrieben wird, Dr. Goedeckemeyer mit einer Probevorlesung über den Begriff der Wahrheit habilitirt.

* **Aus Oesterreich.** Hier wurden folgende Privatdozenten zugelassen: Dr. Rudolf Geyer für arabische Philologie und Professor Dr. Joseph Anton Gemeiner für Mathematik an der Universität in Wien; Dr. Walther Schiff für Verwaltungs- und Rechtslehre an der dortigen Hochschule für Bodenkultur; Professor Dr. Friedrich Czapek für Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Dr. Friedrich Weleminsky für Hygiene an der deutschen Universität in Prag; Dr. Joseph Boleslav Grzybowski für Paläontologie an der Universität Krakau und Hr. Karl Frenzel für allgemeine und angewendete Elektrochemie an der deutschen technischen Hochschule in Brünn. — In Prag ist der Professor der Chirurgie an der böhmischen Universität, Dr. Franz Michl, im Alter von 50 Jahren gestorben.

* **Berichtigung.** Wie uns unser Breslauer Korrespondent mittheilt, ist die in Nr. 177 der Beilage unter der Spitzmarke „Jubiläen“ der „Frankfurter Zeitung“ entnommene Notiz dahin zu berichtigen, daß an dortiger Universität überhaupt kein Geh. Justizrath Schirmer als ordentlicher Professor der juristischen Fakultät angehört.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. 16. Band. Jahrgang 1900, Heft 2. — Ludwig II., König von Bayern. Erinnerung von M. v. M. München, Beck. — Dr. C. A. Schmid: Unsre Fremdenfrage. Zürich, Leemann 1900. — J. Arbenz: Der Kurort Walzenhausen (Appenzell); E. Lechner: Pontresina. (Europäische Wanderbilder Nr. 254 und 255.) Zürich, Füßli. — J. Röwen: Die Lüge um's Glück. Volksstück. Graz, Wagner 1900. — G. Simons: Die Brotfrage und die Brotantwort. Soest, Selbstverlag 1900. — *O. Mirbeau:* Le Journal d'une femme de chambre. Paris, Charpentier 1900. — Karte des chinesischen Kriegsschauplatzes. Glogau, Flemming 1900. — Der Kriegsschauplatz der deutschen Truppen in China. Gotha, Perthes 1900. — G. Frhr. v. Ompteda: Die Radlerin. Berlin, Fontane u. Co. 1900. — Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Liefg. 52 und 53. Berlin, Photographische Gesellschaft. — Dr. A. Wiedemann: Die Todten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter. (Der alte Orient. 2. Jahrg., Heft 2.) Leipzig, Hinrichs 1900. — Marianne Weber: Fichte's Sozialismus und sein Verhältniß zur Marx'schen Doktrin. Tübingen, Mohr 1900. — Prof. Dr. Greiner: Das ältere Recht der Reichsstadt Rottweil. Stuttgart, W. Kohlhammer 1900. — Joh. Fr. G. Közle: Neuer Wegzeiger für die deutschen Schutzgebiete in Afrika, der Südsee und Ostasien. Stuttgart, Kielmann 1900. — Beschreibung des Oberamts Rottenburg. Hrgb. von dem kgl. Statistischen Landesamt. 2 Theile. Stuttgart, in Kommission bei Kohlhammer 1899. — Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten für 1901. Lahr, Geiger 1900. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge. 20. Bd. 1. Heft. Jena, Fischer 1900. — A. J. Meier-Graefe: Die Weltausstellung in Paris 1900. 2. und 3. Lfg. Paris und Leipzig, F. Krüger.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 8. August. Nummer 180.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Aus der Geschichte der russischen Kultur.[1])

Von Dr. Georg Polonsky.

Hr. Prof. Dr. Kleinschmidt unterzieht sich in seinem Werke: „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte“ einer ebenso schwierigen, wie dankbaren Aufgabe. Er will nebst einer „populären, auf strenger Forschung beruhenden Uebersicht der russischen Geschichte seit dem Jahre 1598 bis heute“ vor allem eine Darlegung der kulturellen Entwicklung“ bieten, welche im Gegensatz zu anderen Werken dieser Art „die Kriegsgeschichte und die politische Geschichte kurz streifen, Charakter, Kultur, Literatur, Wissenschaft und Kunst der betreffenden Epochen“ hingegen hauptsächlich ins Auge fassen soll.

Die Absicht Kleinschmidts erscheint uns um so willkommener, als es unsres Wissens außer der 1886 erschienenen deutschen Uebersetzung von Rambauds Histoire de la Russie (Paris 1878) und Brückners Geschichte Rußlands in der „Geschichte der europäischen Staaten“ keine solchen aus dieser Zeit in deutscher Sprache gibt und die älteren Darstellungen veraltet sind. Außerdem haben wir hier mit einem deutschen Historiographen zu thun, dem die seltene Gelegenheit geboten ist, sich „vorwiegend auf russische Quellen“ stützen zu können. Letzterer Umstand ist ganz besonders hervorzuheben, da er geeignet ist, dem Geschichtsforscher die sonst unüberwindbaren Schwierigkeiten der Arbeit zu nehmen, zugleich aber die volle Verantwortung für die gewonnenen Resultate tragen zu lassen, denn die russischen historiographischen Quellen, auf die wir werden zurückkommen müssen, sind reich und befriedigend, wenigstens dermaßen genügend, um den kulturellen Gang der betreffenden Epochen in seinen wesentlichen Zügen und Entwicklungstendenzen nach allen Richtungen hin feststellen zu können.

Seitdem die historische Wissenschaft das ausschließliche Interesse für die in der Geschichte auftretenden Persönlichkeiten, ihre Thaten und Geschicke hat aufgeben müssen, wurde gewissermaßen die Geschichte der Ereignisse in den Hintergrund der historischen Forschung gedrängt, und man wendet sich immer mehr der Erforschung der historischen Wirklichkeit als solcher in all ihrer Mannichfaltigkeit und ihrem thatsächlichen Gehalt zu. Institutionen und Zustände kamen auf die Tagesordnung. Entwicklung der Staaten, Entwicklung der sozialen Beziehungen, der ökonomischen Verhältnisse, das geistige, moralische, religiöse und ästhetische Leben der Völker und Epochen bilden nunmehr das Objekt der Geschichte.

Die überraschenden Ergebnisse der modernen historischen Forschung, welche uns die ganze Vergangenheit der menschlichen Geschichte wahrheitsgetreuer, intimer und vollkommener schauen läßt, verhalfen dieser Ansicht zur allgemeinen Geltung. Man kann darüber streiten, welches von den aufgezählten Elementen der Geschichte vor allem in Betracht kommen soll, welche primärer und welche sekundärer Natur sind, man kann darüber diskutiren, wie sie alle zu kombiniren sind und wie sie sich zu ihrem eigentlichen Träger, dem menschlichen Individuum, der Persönlichkeit verhalten müssen, aber es liegt keinem Zweifel mehr ob, daß nur diese Elemente, bezw. ihre Gesammtheit der Gegenstand der historischen Wissenschaft sein muß, will man nicht absichtlich, oder der altehergebrachten Weise zulieb ihren lebensvollen, lehrreichen Inhalt durch die das Gedächtniß beschwerenden todten Zahlen und Namen ersetzen.

In diesem Sinn entwickelte sich auch die russische Historiographie, die bereits der gekennzeichneten Geschichtsmethode die Sanktion einer sorgsam gepflegten Tradition verliehen hat und eine Fülle von Arbeiten aufweist, die fast alle Momente des russischen historischen Werdens umfaßt. Aus den vierziger Jahren rührt diese Tradition her. Der berühmte Historiker T. Granowsky war ihr geistiger Vater und bahnte in seinen die allgemeine Geschichte betreffenden Vorlesungen den Weg. Seine zahlreichen Schüler wandten sich speziell der russischen Geschichte zu und erzeugten ein fast unübersehbares Material, welches nun unumgänglich und unersetzbar für jeden Forscher der russischen Geschichte, für den engen Kreis des Detailforschers, wie für den weitblickenden Geschichtstheoretiker erscheint. An der Spitze steht das grandiose Werk von S. M. Solowjew: „Geschichte Rußlands“ in 29 Bänden. Die grundsätzliche Auffassung Solowjews besteht darin, daß die russische Geschichte, wie jede andere, ein lebendiger, sich nach gewissen Gesetzen entwickelnder Organismus ist, der nicht willkürlich und rein äußerlich in Perioden und Epochen zergliedert werden könne, sondern eine einheitliche Auffassung des genetischen Zusammenhanges der Thatsachen und Epochen ist. Das Werk bietet, abgesehen von seinem theoretischen und kulturhistorischen Werth, ein förmliches Magazin von massenhaft angehäuften bis ins Detail geordneten und verarbeiteten Archivalien, welches als wahre Fundgrube für alle Geschichtsschreibung nicht hoch genug zu schätzen ist. Solowjew muß der orginell und tiefdenkende Rechtshistoriker K. D. Kawelin, der auch im Ausland durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem russischen Revolutionär Alexander Herzen bekannt war, beigesetzt werden. Seine Werke: „Blick auf das Rechtsleben im alten Rußland“, „Adel und Bauernemanzipation“ und zahlreiche Monographien, welche das russische politische, ökonomische und kulturelle Leben behandeln, erscheinen von grundlegender Bedeutung. Kawelin zur Seite stehen die ausgezeichneten Juristen

[1]) Anläßlich des Werkes von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt: „Drei Jahrhunderte russischer Geschichte“. Berlin (Johannes Räde 1898).

A. Newolin, D. Meyer, N. Kalatschaff, Tschitscherin, Beljajew und Rjedkin. Auf demselben Baden steht die ganze Plejade der slavaphilen Geschichtsforscher mit K. Aksakaw an der Spitze. Auf den Ergebnissen der gesammten russischen Historlagraphie, zum Theil aber auch auf persönlicher detaillirter Forschungsarbeit basiren die Werke Kostomarows, welche mit kastbaren „Historischen Monographien“ und seiner „Geschichte Rußlands in Biographien 15 voluminöse Bände ausfüllen. Kostamarow erheischt besondere Beachtung wegen seiner Vertretung der sogenannten föderativen Thearie, die sich zur früheren Zentralisationsidee in Gegensatz stellte und für die Rechte der vernachlässigten Valksmassen in die Schranken trat. Kostomaraw gewinnt noch dadurch, daß er dem streng wissenschaftlichen Gehalt seiner Werke eine realistisch geschulte poetische Farm verleiht, die von einer bei dem echten Historiker nie ausbleibenden lebhaften gesunden Phantasie zeugt. Aus dem allgemeinen Stand der russischen Histariographie differenziren sich Facharbeiten, die den verschiedensten Momenten und Problemen des russischen geschichtlichen Lebens gewidmet sind. Neben den bereits erwähnten seien genannt: der Geschichtsschreiber der russischen Geistes- und Literaturentwicklung, Pypin, der Sprachfarscher Buslajew, die Oekonomisten Semewsky, W. W. und Nicalai-an,[2]) der Verfasser der „Geschichte der russischen Fabrik“ Tugan-Baranawsky, der Verfasser der „Geschichte der russischen Kritik“ J. Iwanow, die „Untersuchungen über die territoriale Ausbreitung des russischen Volkes“ van A. Etschapoff, endlich die wunderbare Geschichte Rußlands in Vorlesungen von Prof. Kljutschewski und die alle Probleme der Spezialfarschung (Bevölkerung, ökonomische Entwicklung, Staats- und Klassenardnung, Kirche und Schule, Glaube, geistiges Schaffen und Bildung) in sich aufnehmenden, einzig dastehenden Skizzen der russischen Kulturgeschichte von P. Miljukoff.[3])

Wir sind berechtigt zu fragen, wie diese grundlegende und vielseitige russische Histariographie in der „Darlegung der kulturellen Entwicklung“ Rußlands von einem Verfasser verwendet war, der sich „vorwiegend auf russische Quellen stützte?“ Die genaue Prüfung des Werkes von Prof. Kleinschmidt zwingt zur Annahme, daß sämmtliche russische Quellen dem Verfasser unzugänglich geblieben sind. Aeußerlich formell wird unsre Annahme dadurch bestätigt, daß der Verfasser selbst weder im Texte, noch in den Fußnoten, außer der Zeitschrift „Rußkaja Starina“, sich auf russische Quelten beruft; innerlich, materiell dadurch, daß die zugänglich gewardene Quelle im günstigsten Falle in ihrem jetzigen Zustande für die Zwecke des wahrhaften Historiographen eine ungeeignete ist und daß die im Texte hier und da angeführten Histariker, wie Solowjew, Semewski u. s. w. dem Verfasser nur dem Namen nach bekannt sind. Und in der That, man braucht nur ein Paar Nummern der „Rußkaja Starina“ durchgeblättert, geschweige denn die gesammte Thätigkeit derselben verfolgt zu haben, um auf deren wahre Natur zu kammen. Die unsern Verfasser bekannte „Rußkaja Starina“ und das ihm unbekannte „Russische Archiv“ sind in Rußland typisch für die Kleinlichkeit des Interesses und den geringen Ideengehalt jener Mußeschriftsteller, welche brutal und ohne Verständniß das Ihnen zufällig bekannt gewardene Material aus der russischen und europäischen Vergangenheit unbearbeitet und ohne Wahl zur Unterhaltung des geschichtslustigen Publikums periodisch ablagern. Von diesen würde der russische Dichter sagen:

> **Es mochte ihnen kein groß Vergnügen,**
> **Im heiligen Staub und Aschenkrug**
> **Der Welthistorie zu wühlen,**
> **Dagegen wußten sie genug**
> **Histörchen der Vergangenheit**
> **Von Noah bis auf unsre Zeit.**

Was die russischen Geschichtsschreiber betrifft, deren Erwähnung gethan ist (Solowjew, Semewski) und die allein genügend wären, um dem mit der russischen Geschichte so wenig vertrauten deutschen Leser ein recht wahrheitsgetreues und interessantes Bild der russischen Kultur zu geben, kann sich Jeder, der Kleinschmidts Buch liest, überzeugen, daß diese ihm nur bekannte und gelegentlich in seinem Gedächtniß aufgetauchte Namen sind. Die verhältnißmäßig reiche russische historische Forschung hat Kleinschmidt weder positiv, noch negativ, weder im Sinne des Studiums und der Verarbeitung des fremdartigen Stoffes, noch im Sinne der kritisirenden Auseinandersetzung mit den als unrichtig erkannten Angaben, Betrachtungen und Tendenzen beeinflußt.

Kleinschmidts russische Geschichte macht einen merkwürdigen Eindruck. Der Verfasser selbst bringt Rußland, dem leitenden, offiziellen Rußland, eine nicht zu verkennende Sympathie entgegen. In dieser Hinsicht thut der gelehrte deutsche Historiker des Guten zu viel, dermaßen zu viel, daß es sogar unbegreiflich erscheint. Und doch muß jeder, der gelehrte und ungelehrte Leser des Buches, Rußlands Freund und Rußlands Feind, mit der unausbleiblichen Empfindung dasselbe aus der Hand legen, er habe nie etwas, die heiligsten Gefühle des Menschen, die elementarsten Grundsätze des kollektiven Zusammenlebens Verletzenderes gelesen, als diese angebliche Geschichte Rußlands! Im Laufe von drei Jahrhunderten führt uns Prof. Kleinschmidt durch das unheimliche Labyrinth der russischen Geschichte und wenn wir ans Ziel gelangen, sa wissen wir von „Charakter, Kultur, Literatur, Wissenschaft und Kunst der betreffenden Epochen“ nur folgendes zu erzählen: Lauter siegreiche Kriege machten das große Reich riesengroß. Nur Ende der 50 er Jahre passirte ein Unglück. Der Krim-Krieg war schlecht ausgefallen, trotzdem, daß Nikolaus I. bis auf den letzten Soldaten kämpfte. In den Kriegspausen beschäftigte man sich mit der „Knute und Kette, Abschneiden der Zunge, der Nase oder der Ohren, der Verschickung und Verbannung“. Zuerst geschah es in den allerhöchsten Sphären, in den rivalisirenden Hofparteien, dann seitens der Macht gewinnenden Herrscher, endlich „durcheilten Brandstifter und Mörder das weite Reich, machten Erpreßungsversuche bei reichen Kaufleuten und sprengten den edelsten Fürsten, der je in Rußland geherrscht hat und dessen Tagewerk der Premier Gladstone am 15. März 1881 im Unterhause in ergreifenden Warten gepriesen hat.“ Inzwischen wurde was gutes geschrieben, unter anderem von dem Sazialdemokraten Dostajewsky. Es folgen Daten, Zahlen und Namen, die man aus jedem Handwörterbuch herausbringen kann. Dieser „kulturelle Gang“ soll sympathisch sein. Es ist übertrieben, würde der Leser sagen. Ja, aber nur in dem Sinne, daß wir den scheinbaren äußeren Zusammenhang der in Kapitel eingetheilten Ereignißerzählungen fallen ließen und die angegebenen Thatsachen zu einem kompakten Bilde verdichten. Der Charakter des Werkes ist aber richtig erkannt. Darauf beharren wir mit aller Strenge. Und in der That, wie konnten drei Jahrhunderte russi-

[2]) Sein Werk: „Die Volkswirthschaft in Rußland nach der Bauernemanzipation“ erschien unlängst in deutscher Uebersetzung von Dr. G. Polonsky.

[3]) Der erste Band des zweibändigen Werkes ist bereits in deutscher Uebersetzung von Davidson erschienen.

scher „Kultur, Literatur, Wissenschaft und Kunst“ anders aussehen, wenn eben die Kultur, Literatur, Wissenschaft und Kunst der betreffenden Epochen unzugänglich geblieben sind. Mit Namenaufzählung und Angaben der Werke ist doch wenig gedient! Besonders wenn durch die Entdeckung, daß Dostojewsky (jener humane Dichter im Anfang seiner Laufbahn jenes „psychiatrische, grausame Talent“, jener mystisch-religiöse Journalist am Ende seiner Thätigkeit) Sozialdemokrat sei, die Annahme nahe liegt, daß der Name nicht nur für den uneingeweihten Leser leerer Schall ist.

Nehmen wir als Beispiel das Ende der 50 er und den Anfang der 60 er Jahre, die Zeit Nikolaus' I. und des Krim-Krieges. Wir wählen dieses Beispiel, erstens darum, weil wir ein solches brauchen, zweitens, weil diese Zeitperiode für die Entwicklung Rußlands als Scheideweg zwischen dem Alt- und Neurußland besonders charakteristisch ist, endlich weil es gerade an diesem Zeitmomente möglich ist, den inneren Charakter der ganzen nachfolgenden Entwicklung Rußlands bis auf den heutigen Tag zu erkennen.

Professor Kleinschmidt erzählt: Nachdem Nikolaus I. die inneren Unruhen, die bereits durch seine Thronbesteigung veranlaßt wurden, niedergeworfen, die polnischen Aufstände niedergekämpft, die damaligen Grenzen Rußlands erweitert und im Reiche selbst ein vollendet konsequentes Regierungssystem geschaffen hat, brach der unglückliche Krim-Krieg aus. Dann verlor das Volk das Vertrauen zu Nikolaus und seinem System. „Mißmuthig und mißtrauisch stutzte es über Härten, die es ruhig ertragen hatte, so lange Nikolaus in der Welt den Agamemnon der Könige vorstellte und seine Rolle so meisterhaft spielte; jetzt, wo ihn das Mißgeschick verfolgte und wo eine Hiobspost um die andere durch Rußland lief, wandte man sich vom Kaiser ab und machte ihn für alles Unheil verantwortlich. Der Mann, der so rechtlich dachte . . . sollte jetzt ein Tyrann mit steinernem Herzen sein, einzig von dem Wunsch beseelt, Sklaven zu regieren und vor der Welt mit hohem Glanze zu prangen“ (S. 386). Da kam die Zeit der Reformen. „Die hereinbrechende demokratische Strömung schleuderte die Bücher mehr und mehr zur Seite und begünstigte die Thätigkeit der Journalisten: dies Literatengeschlecht aber trat alle Form mit Füßen, schlug der Autorität ins Gesicht, machte jede Rücksicht als Zeichen von Borniertheit und Servilität lächerlich und bekundete alle Eigenschaft des Sklaven, der die Ketten des Nikolaischen Polizeiregiments abgestreift hatte. Mit Vorliebe griffen diese Literaten die herrschende Kirche, ihr entartetes verachtetes Priesterthum, die Mißbräuche der Verwaltung, die Betrügerei des hohen und niederen Beamtenthums an und inscenirten geradezu eine Anklageliteratur“ (S. 407).

So weit Prof. Kleinschmidt. In Wirklichkeit gingen die Dinge folgendermaßen vor sich. Das auf den ersten Blick konsequent vollendete Polizeiregiment Nikolaus I. trug bereits in sich alle Elemente seines Zusammenbruchs. Gestützt auf Unterthänigkeit und blinden Gehorsam, verbreitete es in allen Klassen der russischen Gesellschaft eine sklavische Angst, die jeden Selbstthätigkeitsdrang im Keime erstickte und in jeder Beziehung hohle Menschen züchtete. Ein hervorragender russischer Publizist Schelgunoff entrollt ein schreckliches Bild von Unwissenheit und Leerheit, in der sogar der beste Theil der damaligen russischen Gesellschaft lebte. „Der Schatz unsrer Kenntnisse,“ sagte er, „war äußerst arm. Wir wußten, daß auf der Welt ein Frankreich existire, dessen König, Ludwig XIV., sagte: l'Etat c'est moi und dafür der Große genannt wurde, wir wußten, daß in Deutschland und besonders in Preußen Soldaten sehr gut marschiren; der Markstein dieses Wissens endlich bestand darin, daß Rußland das größte, reichste und stärkste Land sei, daß es ganz Europa ernähre, und, wenn es wolle, so könne es dasselbe ohne Brot lassen oder im günstigsten Falle alle Völker besiegen.“ An den Ufern der Alma und des schwarzen Flusses (Tschernaja Retschka), unter den Mauern Sebastopols zerstörte das Leben schonungslos die Illusion der unüberwindbaren Macht Rußlands. Die Theorie, „daß wir Europa mit Hüten bewerfen können“ (Schapkami sakidajem) mußte aufgegeben werden. Der Krim-Krieg zeigte bis ins Handgreifliche, daß Rußland bei weitem nicht im Besitz von materiellen und geistigen Mitteln ist, die Europa zur Verfügung stehen, und daß es nöthig hat, anstatt sich mit äußeren politischen Abenteuern abzugeben, seine inneren Schäden zu heilen.“ Dem Gesetze der Reaktion gemäß — schreibt der bedeutendste russische Publizist und Sociologe N. K. Michailowsky — schlugen wir eine entgegengesetzte Richtung ein, welche bereits in der nikolaitischen Epoche von den sogenannten „Westlern“ angebahnt wurde. Nach dem Krimkrieg bemächtigten sich die Ideen der Westler aller Gemüther, wie es z. B. die damalige Anglomanie Katkows beweist. Diese Strömung gab sich n e g a t i v in der Selbstentblößung kund, welche durch die verschiedensten Formen, durch Belletristik, Publizistik, Kritik, kulturhistorische Forschung und aufmerksames Studium des Westens, inscenirt wurde. Allein die Literatur der 60 er Jahre bekämpfte das Russische, nicht weil es r u s s i s c h war, sie fühlte sich durch das Europäische angezogen, nicht weil es e u r o p ä i s c h war, sondern sie konnte von ihrer idealen Höhe allen Erscheinungen des russischen und europäischen Lebens gegenüber sich vollständig frei verhalten. Wie Molière sagte sie: je prends le bien partout, où je le trouve.“

Der Leitstern der 60 er Jahre war die Bauernemanzipation, die Befreiung von Millionen Sklaven. Die Möglichkeit und Nothwendigkeit derselben sah bereits Jeder ein. Die Leibeigenschaft war das Fundament des von der Geschichte zum Tode verurtheilten Systems. „Der Geist der Leibeigenschaft — sagt der genannte Michailowsky — spiegelte sich in dem ganzen großen Meere des Staatslebens ebenso wie in jedem Tropfen der dasselbe bildenden Gewässer.“ Die Beziehungen des Staates zum einzelnen Bürger und zu allen Funktionen des geistigen, moralischen, politischen, industriellen und zivilen Lebens; die Beziehungen der Vorgesetzten zu den Untergeordneten, des Gerichtes zu den Verbrechern, der Männer zu den Frauen, der Väter und Erzieher zu den Kindern — alles war von demselben Geist durchdrungen. Daher mußte die Gesellschaft und die Vertreterin der Wünsche und Ziele derselben, die Literatur, eine total neue Weltanschauung ausarbeiten, welche den abstrakten Fragen des Denkens sowohl, als auch den praktischen brennenden Tagesfragen Rechnung tragen könnte. Die Resultate dieser gewaltigen Arbeit erfüllten mit ihrem lebensvollen Inhalt auch die kommenden Jahrzehnte.

Doch es würde zu weit führen, wollten wir auf das Nähere eingehen. Auch in dem kulturellen Entwicklungsgang Rußlands gibt es eine Kontinuität und diese ist leicht zu erfassen. Es bleibt uns nun übrig, die leitenden Persönlichkeiten dieser Zeit zu charakterisiren. „Sie bekundeten alle Eigenschaften des Sklaven, der die Ketten abgestreift hat,“ sagt Prof. Kleinschmidt. Der bereits erwähnte Schelgunow schrieb im Jahre 1802: „Die Erinnerung an diese Männer (Männer der 60 er Jahre),

ist mit den besten Jahren meines Lebens verbunden. Und was für eine ehrfurchtsvolle theure Erinnerung ist es mir! Die tiefste Humanität und die großmüthigsten Gefühle fanden in ihnen ihre besten Vertreter. Wenn ich, der Greis, der bereits der Zukunft baar ist, noch freudige lichtvolle Minuten im Leben habe, so bestehen diese in den Erinnerungen an diese Männer." Schelgunaw ist allerdings selbst ein ehrfurchtgebietender Name. Da lassen wir lieber einen russischen Finsterling und Deutschenhasser, Fürst Meštscherski (Herausgeber des „Graschdanin") sprechen: „Damals (60 er Jahre) lebte Alles ein geistiges Leben; die besten Männer stellten sich in den Dienst der Gesellschaft, jedes russische Herz schlug heftiger, damals schufen die Liberalen einen ganzen Niagarafall von Gedanken, Bestrebungen und Zielen ... kurz, alles, was bis dahin schlummerte, erwachte nun. Alle guten und bösen Kräfte traten in den lebensvollen Kampf, in den von der Zeit hervorgerufenen Kampf um das Schicksal des russischen Volkes und Staates."

Angesichts dieser Thatsachen, die von Augenzeugen und Nichtaugenzeugen beglaubigt sind, die Jeder sogar aus der russischen, von der Zensur unterdrückten Literatur, schöpfen kann, fragen wir, was für einen wissenschaftlichen Werth Kleinschmidts Buch haben kann, das aller Wahrheit zum Spott die unbegreifliche Aufgabe verfolgt, auf die Bemühungen jener Epoche und jene russischen Männer Schatten zu werfen, deren Bestrebungen jeden europäisch gesitteten Mann, gleichviel, welcher Partei er angehört und auf welche Fahne er schwört, mit Theilnahme und Bewunderung erfüllen müssen?

Dorfgeschichte.

III. (Schluß.)

M.M. Was die gedienten Soldaten anbetrifft, so gab es ihrer von 1820—1840 im Dorfe herzlich wenige. 1814 wird im Steuermanuale nur einer genannt. Es hängt dies mit dem alten Rechte zusammen, daß die Steinbrecher ehedem militärfrei waren. Mit diesem Recht wurde natürlich ein weidlicher Unfug getrieben, denn alle jungen Männer des Dorfes waren selbstredend zur Zeit der Stellung Steinbrecher, wenn sie auch später hinter dem Pfluge hergingen oder auf der Elbe zwischen Außig und Hamburg schiffwerkten. Wenn im Erbgerichte zu Krippen Steinbrecherinnung abgehalten wurde, was alle Jahre wenigstens einmal geschah, so erschien gewiß eine ganze Anzahl besorgter Väter und ließ ihre Sprößlinge gegen ein mäßiges Entgelt vor geöffneter Lade der Innung zuschreiben. Als aber diese Freibriefe ihre Gültigkeit einbüßten, wurden schon mehr als sonst zum Militär ausgehoben. Doch die Wohlhabenderen konnten sich immer noch helfen. Sie zahlten, wenn sich keine Möglichkeit fand, auf geschickte Manier loszukommen, ihre 200 Thaler und waren frei, und für sie marschirte ein Ersatzmann, an denen niemals Mangel war, in die Kaserne. Man trug 6—8 Jahre lang des Königs Rock, genoß aber oft einen längeren Urlaub, bis zu einem halben Jahre, namentlich zur Erntezeit und blieb von allen Wiedereinberufungen verschont, abgesehen vom Kriegsfalle. Im Jahre 1866 standen schon acht Mann beim Militär, machten den Feldzug mit und kamen nach Beendigung desselben glücklich und wohlbehalten im Dorfe an. Die Pickelhaube nach preußischem Muster löste den traditionellen Czako ab, und immer größer wurde die Zahl der Vaterlandsvertheidiger, die zu Kirmes- und Feiertagszeiten im Dorfe erschienen. Im großen Kriege von 1870—1871 nahmen schon 29 Söhne des Dorfes, darunter mancher Familienvater, thätigen Antheil. Auch von ihnen wurde keiner schwer verwundet oder getödtet, wie überhaupt das ganze Kirchspiel Reinhardtsdorf keinen verlorenen Mann zu beklagen hatte, obgleich die meisten im härtesten Kampfe gestanden hatten und neben, vor und hinter ihnen der Schnitter Tod seine Ernte gehalten hatte. Groß war daher der Jubel als die heimkehrenden Krieger wieder im Dorfe eingezogen waren. Aber Mancher hatte sich draußen auf Frankreichs Feldern ein innerliches Leiden geholt, an dem er langsam, aber sicher dem Tod entgegenreifte. Seine Manneskraft war durch die vielen Strapazen gebrochen. Die Lücken jedoch, die in die sieggekrönte deutsche Armee durch den Krieg gerissen worden waren, mußten ausgefüllt werden, die deutsche Wehrkraft mußte erhöht werden, und mehr junge Leute als sonst wurden zum Militär ausgehoben, nicht ungern, der bereits vorhandenen nautischen Kenntnisse wegen, zu den Pionieren. Unerhört war es, daß auch die Schullehrer des Ortes zu militärischen Uebungen eingezogen wurden und mit den anderen Kindern des Dorfes in der Kaserne zu Zittau zusammentrafen. Es sind jetzt etwa 80 Mann im Dorfe, die dem militärischen Verband angehören, und eine vollständige Mobilisirung würde im Dorfe schwer empfunden werden.

Aber es sind noch andere Uniformen, die dem Dorf seit vielen Jahren wohlbekannt sind und täglich vor Augen geführt werden. Ihre Träger sind die kgl. sächsischen Grenzaufseher. Unten am Elbe-Ufer, an der Haltstelle Schöna, befindet sich ein Nebenzollamt 1. Klasse, an der Hirschmühle seit Jahren des Holzzolles wegen, eine Zollexpositur und im Dorfe selbst ein Posten von vier Mann. Alle diese Grenzbeamten wachen mit Argusaugen darüber, daß aus Oesterreich nichts nach Deutschland hereingepascht, sondern ordnungsgemäß nach dem Tarif verzollt wird, ob es zu Lande oder zu Wasser, auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff hereinkommt. Drüben, jenseits der Grenze, stehen die Finanzer, wie sie heißen, und thun das nämliche. So lange nun diese uniformirten und wohlbewaffneten Beamten der beiderseitigen Finanzministerien nur ihr Wahl im Auge hatten, nur ihre Grenzen schützten, da blühte das Paschergeschäft, d. h. jenes gefährliche Gewerbe, zollpflichtige Waaren unverzollt über die Grenze zu schaffen. Von Schöna aus wurde viel gepascht, das heißt nach Böhmen hinein. Das Bild aber änderte sich mit einemmale, als die deutschen Zollvereinsländer mit Oesterreich in Kartell traten und auf das wie Unkraut emporschießende Paschergewerbe auf beiden Seiten ein wachsames Auge hatten und sich gegenseitig im Kampfe gegen die Pascherei unterstützten. Ehe dies also geschah, gab es in Schöna auffällig viel Krämer mit riesigen Waarenlagern, die mit ihrem kleinen Kundenkreis und den bescheidenen Ausdehnung des Dorfes nicht in Einklang zu bringen waren. Das waren aber nur die Detailgeschäfte. Das Engrosgeschäft machte Pate Wilhelm, ein biederer Landmann, der namentlich Kaffe, Zucker und Rollentobak fuderweise aus Königstein holte. Hier waren einige Firmen, die einen ziemlich namhaften Exporthandel nach Oesterreich betrieben, wenn auch nur im stillen. Waren genügende Vorräthe in der Scheune und im Keller von Pfarrlobswilhelm oder Pate Wilhelm, wie er im Dorfe gewöhnlich hieß, angehäuft, so erschien Bieterflohr, d. h. Florian Bieter, der entrepreneur en chef, das Universalgenie des Paschergeschäfts, das Haupt einer Pascherbande, die aus 50, 60 auch 70 Mann bestand. Verstohlen hatten sich auf waldigen, einsamen Wegen die „Ehrenmänner" ins Dorf geschlichen. Jeder machte sich seine Hocke zurecht, meist enge

Säcke, in denen zwei Rollen nebeneinander Platz hatten, heftete zwei Tragbänder an, und nun wurde gewartet, bis es Nacht war. Dann rückte man in eiligem Tempo nach der Grenze ab. Gewöhnlich war der Paß rein, das heißt die vom Staate schlecht bezahlten Finanzer drückten in jener Zeit gegen ein angemessenes Honorar ein Auge, manchmal auch beide Augen zu, und die Waaren gelangten glücklich nach Herrnskretschen, Johnsdorf, Binsdorf, Arnsdorf, Elbleiten, Niedergrund, Maxdorf u. s. w. Unangenehmer wurde es, wenn man einer fremden Patrouille in den Weg lief. Dann war die landesübliche Verständigung unmöglich, und es gab beiderseits Feuer. Der alte Fährmeister von Schmilka trug lange noch die Erinnerungen an seine Ausflüge über die Grenze in seinen Beinen. Waren die Finanzer in der Uebermacht, so warf man in der äußersten Noth seine Hocke weg, denn auf die war es doch in erster Linie abgesehen. Man suchte zu entkommen, lief, was man laufen konnte, ließ sich also vor allem nicht gefangen nehmen. Die Waare gehörte ja einem Anderen. Die Finanzer waren schon froh, wenn sie einige Hacken erwischten, denn ein Drittel des Inhalts ward ihr Eigenthum. Die Pascher suchten sich wohl auch der Hocken beizeiten zu entledigen und versteckten sie selbst, fanden sie aber nicht immer wieder, wenn sie sie suchten, denn die, die sie fanden, betrachteten sie als gute Beute und hatten dabei selten Scherereі wegen der Eigenthumsfrage zu gewärtigen. Oft mußte man an der Schiebemühle lange warten, ehe man den Uebergang über die Elbe wagen konnte. Als die Zigarren Mode wurden, blühte das Paschergeschäft in Zigarren außerordentlich, und man behauptet sogar, daß jetzt noch in Oesterreich manche aus Deutschland stammende unverzollte Zigarre geschmaucht wird. Der unerlaubte Grenzverkehr aus Oesterreich nach Schöna war schwächer, viel schwächer. Wollene Decken, etwas Seidenzeug, das war die dürftige Rückfracht. Auch waren die sächsischen Grenzaufseher schwierige Kunden. Sie nahmen keine Trinkgelder, schaffen aber fest darauf los und blieben trotz böser Erfahrungen treue Wächter ihres Königs.

Doch nicht nur böhmische Pascher suchten das wohlbekannte Dorf Schöna auf, auch die Bettelleute aus Böhmen fanden vor 50 Jahren ihren Weg ins Dorf, in zehnfacher Anzahl wie heutigen Tags. Die Bettelei war arg, die Noth bei den armen Leuten jedenfalls dementsprechend, denn Geld bekamen sie ja fast nie, wollten es auch nicht haben. Sie kamen gleich familienweise, die Frau hatte ihr kleines böhmisches Tragkörbchen auf dem Rücken, der Mann einen Kober, und sie klagten gar sehr über Hunger und baten halt grausam sehr um ein Stück Brot, ein Paar Kartoffeln, ein Rindchen Speck, vielleicht auch um etwas Werg zum Spinnen. Oft standen hinter ihnen noch einige zerlumpte Kinder, und Alle beteten oft lange Gebete und flehten, daß es jedem gefühlvollen Menschen weich ums Herz wurde. Doch war so nebenbei etwas Mauserei nicht ausgeschlossen. Die eigenen Armen gingen lange auf die Reihe, das heißt der Bauer mußte sie 14 Tage, der Häusler 8 Tage lang hausen, hösen und ätzen. Auch sie kamen oft wie die Zigeuner, mit einem Bündel Sachen unter dem Arm und eins auf dem Rücken. Es waren noch traurige, mittelalterliche Zustände. Endlich baute man ein Armenhaus.

So unbeholfen man noch in vielen wirthschaftlichen Dingen vor 50 Jahren war, so war man es auch in der Sprache. Der mehrfach erwähnte Pathe Wilhelm war Gutsbesitzer, hatte aber keine direkten Nachkommen. Er hatte jedoch, wie man zu sagen pflegt, seinen Narren gefressen an einem Pathkinde, dem frisch aufwachsenden Sohne des uns bereits vorgestellten Schusters Kühn, der seine Kinder nach biblischem Muster Israel, Imanuel, Raphael und Rahel genannt hatte. Also Israel Julius Kühn sollte das Gut vom Pathen Wilhelm erben und gleichzeitig vom Militär als unabkömmlich in der Wirthschaft befreit werden. Das mußte aber amtlich festgelegt werden. Der Pathe Wilhelm nimmt daher eines Tages seinen Quersack und macht sich nach Pirna auf den Weg, in das Amt, um an Amtsstelle seinen Willen kund zu geben und niederschreiben zu lassen. Er ist kaum eingetreten, so wendet er sich an den ersten besten Schreiber mit den kurzen Worten: „I ha an Karl, den will ich's Gutt verkeefen." Der versteht natürlich gar nicht, was unser Freund will und ruft den nächsten Kollegen. Der Pathe Wilhelm bleibt bei seinem Satze, die Schreiber schütteln den Kopf. Es kommt noch mehr Hülfe, schließlich der Amtmann selbst. Doch der Pathe Wilhelm versteht den Amtmann nicht, der Amtmann versteht nicht, was der Pathe Wilhelm will. Endlich taucht ein bejahrter Aktuar auf. Er tritt an den Schöna'schen Ureinwohner mit seiner ungelenken Sprache heran und spricht: „Ihr seid also ein Bauer aus Schöna, habt keine Kinder und wollt einem jungen Mann das Gut vermachen und vom Militär befreien." „Ju, ju!" schreit hocherfreut Pathe Wilhelm. Hatte er doch endlich Einen gefunden, der seine Sprache verstand, eine Sprache, wie sie fünf Stunden von Pirna nach der Grenze zu Jedermann verstand. Das übrige Amtsvolk konnte ihm nicht imponiren. Wollte man noch vor 30 Jahren in gemeinverständlicher Weise nachfragen, ob der Herr des Hauses, der Vater, anwesend und zu sprechen sei, so brauchte man nur zu fragen: „Is der Ahle derheeme?" Das verstanden Alle. Der Wortschatz, über den man verfügte, war nicht allzureich, und noch heute lernt das Kind oft in der Schule erst richtig sprechen, denn im Hause selbst geht es verhältnißmäßig sehr einsilbig her. Außer dem Gesangbuch, dem Kalender und der Bibel war an Literaturerzeugnissen kaum etwas anderes im Durchschnittsbauernhause zu finden, bis dann von 1835 an die Schullesebücher aufkamen und durch die Schule das Bildungsniveau des Volkes allmählich erhöht wurde. Zeitungen wurden im Dorfe kaum gelesen. Lange Jahre brachte alle Sonnabende außer ihren Semmeln die alte Hauptmannin aus Schöna, die Pirn'sche Botenfrau, weil sie jede Woche nach Pirna ging, Freitags hin, Sonnabends zurück, das „Pirn'sche Bladel" — den „Pirnaer Anzeiger" ins Dorf. Das las der alte Richter, weil es das Amtsblatt war. Zeitschriften kannte kein Mensch. Dagegen ward das Bücherlesen schon in jener Zeit Mode, d. h. in einer besonderen Form. Man kannte es die „Kränzchenform" nennen. Die Pirn'sche Botenfrau mußte alle Sonnabende andere Bücher aus der Leihbibliothek in Pirna mitbringen. Diese wurden sämmtlich beim alten Kühnschuster gelesen. Jeder Zuhörer war moralisch verpflichtet, für seine Theilnahme an dem literarischen Genusse 1 Pfennig zu zahlen, damit ein Talglicht gekauft werden konnte, welches hinter der Glaskugel des alten Schusters aufgestellt und das Buch einigermaßen, die große Stube aber nur sehr nothdürftig erhellte. Dazu im Halbdunkel die oft zahlreiche Zuhörerschaft. Ein Bild zum Malen. Doch fing von diesem dürftig beleuchteten Lesekränzchen aus das Licht der Fortbildung in das Volksgemüth zu strahlen. Wenn auch der Geschmack nicht immer der beste war — es wurden oft schauderhafte Romane gelesen —, es war doch der Anfang gemacht, dem Volk auch geistige, literarische Nahrung zuzuführen. Besonders leicht erregbare Gemüther, sensible Naturen, erzählten wohl auch den ganzen Roman nach. Es wurde manche Gänsehaut erzielt und Manchem das Gruseln beigebracht. 1876 entstand im Orte eine Schüler-

bibliothek. Vielleicht erweitert sie sich einmal zu einer echten und rechten Volksbibliothek. Fleißige Bibelleser gab es auch, das heißt solche, die in ihrem Leben die ganze Bibel einigemal durchgelesen hatten und oft vieles aus der Bibel auswendig wußten, so daß sogar ein Kind des Dorfes, ein wohlhabender Holzhändler, ein theologisches Werk zu schreiben mit kühnem Wagniß unternommen hat. Die am Schlusse angefügte dürftige Ortsgeschichte des Dorfes und der Umgebung hat vielleicht manchem Leser den Wunsch nahegerückt, es wäre besser gewesen, wenn das ziemlich dicke Buch die Ortsgeschichte und der kleine Anhang die Theologie behandelt hätte, anstatt umgekehrt. Doch läßt sich dieser Schaden kaum repariren, und mit Mühe und Noth muß am Ende des Jahrhunderts das nachgeholt werden, was am Anfang desselben versäumt worden ist.

Wir kommen zum Schluß. Es sei noch des Kapitels der Heilmittel und Heilmethoden des Medizinalwesens vergangener Jahrzehnte gedacht. Es vergeht gegenwärtig fast kein Tag, da nicht ein Arzt im Dorfe erscheint, bei einer Bevölkerung von 1200 Einwohnern schließlich nicht zu verwundern. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe für einen Arzt, auf die Landpraxis gehen zu müssen, bei Wind und Wetter über Land zu gehen, Tag und Nacht bereit und manchem Verunglückten und plötzlich Erkrankten ein Rettungsengel zu sein. Bald ist es ein Schandauer Arzt, den man um Hülfe ruft, bald der Krippener, bald ein Königsteiner, bald der Herrnskretschner Dr. med., und da es in Tetschen-Bodenbach stets sehr gute geschickte Aerzte gegeben hat und noch gibt, so werden auch sie konsultirt. In besonders schwierigen Fällen reist man dank der bequemen und schnellen Eisenbahnverbindung wohl auch nach Dresden zu einem Spezialarzt oder begibt sich in eine der vorzüglichsten Kliniken oder in eines der Krankenhäuser der benachbarten Großstadt. Es fehlt also nicht an ärztlicher Pflege, wenn sie auch auf dem Lande theurer zu stehen kommt als in der großen Stadt, weil das Fortkommen oft besonders bezahlt oder geleistet werden muß. Da also jetzt der Rath und die Hülfe eines wirklich guten Arztes, namentlich seit der Existenz der verschiedenen Krankenkassen und der sogenannten Kassenärzte, mit nicht allzu großen Opfern an Zeit und Geld beschafft werden können, so ist der Barometer des Aber- und Wunderglaubens, der krassesten Unkenntniß, der unverantwortlichsten Saumseligkeit und des Hinhängenlassens stark gefallen. Aber wie stand es damit vor 50 Jahren? Wohl schickte man bei gewaltsamen äußeren Verletzungen, wie sie im Steinbruch, bei der Schiffahrt, namentlich beim Ein- und Ausladen bei dem in der Gegend stark vertretenen Fuhrwesen leider häufig genug vorkommen, damals zu dem schon bejahrten, ehrwürdigen Doktor Richter in Schandau, der die Verunglückten behandeln mußte und wieder heilen sollte. Aber bei inneren Leiden, namentlich beim Beginn derselben, konsultirte man Schusterjusten in Reinhardtsdorf, den Pathe Stange, die Neustädter und Lobendauer Kinderfrau, den Salander Wasserdoktor, die Losdorfer Streichfrau u. s. w. Das waren für Viele die Retter in der Noth, oder sie sollten es vielmehr sein. Wenn auch bei einem Theil der Genannten der thatsächlich vorhandene gute Wille, zu helfen, nicht bestritten werden kann, wenn sich auch einige der Betreffenden im faktischen Besitz gewisser guter Heilmittel befunden haben mögen, wie ja einst im Klostergarten manch heilsames Kräutlein mit liebevoller Hand gepflegt und zum Nutzen der leidenden Menschheit verwendet worden ist, wie auch die Schäfer als langjährige treue Beobachter der Natur mit ihren Thees und Salben oft wunderbare Kuren gemacht und große Erfolge erzielt haben, so war doch die Vorbildung dieser Heilkünstler und -künstlerinnen eine derartige, daß man nur mit Mißtrauen sich ihrer Behandlung hätte anvertrauen dürfen, daß eine richtige Diagnose zu geben für sie ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein muß, obgleich sie frisch darauf los diagnostizirten, daß aus einem guten Theil ihrer oft recht ausgebreiteten Praxis die Beutelschneiderei und die Spekulation auf den noch stark vertretenen Aberglauben allzu sehr herausschauten. Hatte sich also ein Normalbewohner des Dorfes Schöna vor 50 Jahren mit irgend einem äußerlichen oder innerlichen Leiden herumgeplagt, wollte aber gar keine Besserung eintreten, da hieß es: „Na, da müss'n mer emol Schusterjuste freun und hiere, wer der derzu seut.“ Schusterjuste, ein unstudirter ländlicher Thierarzt, genoß also außer dem unbegrenzten Vertrauen der vierbeinigen Patienten auch theilweise das der zweibeinigen. Er hörte nachdenklich den Krankenbericht mit an, legte dann sein Gesicht in würdige Falten und holte hierauf eine Düte voll Thee herzu, die er für den Kranken mitgab. Auf Ersuchen kam er wohl selbst ins Haus, besuchte den Kranken, gab sein Gutachten persönlich ab und wieder den Thee. Wollte die Krankheit immer noch nicht weichen, so verblaßte das Renommee Schusterjustens, und man schickte das Wasser, d. h. den Urin des oder der Kranken zur Neustädter oder Lobendauer Kinderfrau, d. h. Hebamme. Man sprach voll Vertrauen zum Kranken: „Die Fra sits den Oogenblick, was dir fahlt. Man gloabt gor nie, was su ne Fra verstitt.“ Dabei übersah man, daß die Person, die zu der Lobendauer Kinderfrau ging und das Wasser hintrug, fast immer eine und dieselbe Person war, daß sie mit der Betrügerin unter einer Decke steckte, und daß es keine Kunst war, wenn die Kinderfrau oder der Wassermann aus dem Urin sagen konnte, wo es dem Kranken fehle, daß die Boten- und die Kinderfrau sich bei den Konsultationen nicht schlecht standen, daß man die Fläschchen, die hingetragen wurden, hätte ruhig verwechseln können, da die Medizin in allen Fällen eine und dieselbe war. War das Leiden im Magen oder in den Gedärmen, so wandte man sich vertrauensvoll an den Pathe Stange, einen alten Auszügler, der sich oft wochenlang im Dorfe aufhielt. „Ja,“ hieß es von ihm, „Pathe Stange is beriehmt, ar britt gli Luft. Dar gibbt nor, je nachdem, an ganzen oder an halben Eßlöffel vull Balsenpulver ein. Da werd een glei andersch im Leibe.“ Pathe Stange war also im Besitz eines wirksamen kräftigen Purgirmittels und war bei Verstopfungen, die auf dem Lande ebenso oft eintreten wie in der Stadt, obgleich die Menschen weniger sitzen, bei Mensch und Vieh ein geachteter Retter. Er war jedenfalls einer der redlichsten und unschuldigsten Volksärzte, denn er ließ sich für seine Mühe kaum bezahlen. Bei einer Flechsenüberdehnung, Verstauchung oder Verrenkung war das beliebteste Universalmittel ein sogenanntes Leineweberpflaster, eine Art Pechpflaster. „Das läßt man nu so lange liegen, bis es wieder gutt is.“ Natürlich besaß man selbst im geringsten Häuschen des Dorfes ein ganzes Sortiment alter, guter Hausmittel, kräftiger Thees: Saninkel, Tausendgüldenkraut, Fingerhut, Waldmeister, Feldkümmel, Flieder, Lindenblüthen, Kamille u. s. w. in endloser Reihe, selbst eingetragen und getrocknet. Ja, man war vielleicht in der angenehmen Lage, kleinere oder größere Quantitäten an die benachbarten Apotheken abgeben zu können. Auch ward Arnika in Spiritus aufgesetzt, kurzum, man hatte jedenfalls aus der grauen Vorzeit allerlei höchst beachtenswerthe Nothhelfer in allerlei Gebresten, heilsame Kräuter, wie sie draußen auf der vom Walde umsäumten Dorfflur und auf den Basaltkuppen des Elbsandsteingebirges nicht selten zu finden

waren. Es hat sich manches leidende Dorfkind mit den würzigen, heilkräftigen Getränken wieder auskurirt. Aber noch einer heilkräftigen Dame muß gedacht werden, der sagenannten Streichfrau in Loosdorf bei Tetschen, die sich mit ihrem Abstreichen ein hübsches Bauerngut und einige Tausend Gulden zusammengestrichen hatte. Die Patienten, viel Kinder, aft auch Erwachsene, mußten persönlich zu ihr gebracht werden. Ungern und nur gegen hahe Spesen kam sie heraus nach Sachsen. Aber sa vor 30 und 40 Jahren wallfahrtete man förmlich aus den sächsischen Grenzdörfern zur Streichfrau nach Laasdorf, besanders wenn der Neumond varbei war. Um diese Zeit wirkte das Abstreichen nach aller Kundigen Ansicht am besten. Der alte Haltestellenwärter an der Statian Schäna brauchte keinen Kalender, um die Mondverhältnisse, die doch sonst auf dem Lande eine große Ralle spieten, zu studiren. Seine Tageseinnahme an verkauften Fahrkarten van Schäna nach Tetschen-Badenbach fing sofort an zu steigen, sabald der Zug zur Streichfrau van neuem begann.

Diese Zeiten haben nun aufgehärt, Gott sei Dank, möchte man sagen. Der Aberglaube ist vam naturwissenschaftlichen Unterricht der Schule und von der allgemeinen Aufklärung, durch gute Bücher und Zeitungen wirksam bekämpft warden. Wenn auch heute noch der Satz gilt, daß der Glaube selig, das heißt in diesem Falle gesund macht, wenn auch tängst erwiesen ist, welche graße Ralle bei Heilungen van allerlei Leiden Suggestionen und Hypnotisirungen spielen, wenn hier und da mit den einfältigsten Mitteln Erfalge erzielt und dann gehörig aufgebauscht werden, sa ist dach jetzt als allgemein gültige Regel die angenehm berührende Thatsache hinzustellen, daß man mit seinem Leiden meist var die rechte Schmiede geht.

Viel Verdienste um eine allmähliche Aufbesserung des Medizinal- und Heilwesens hat sich jedenfalls mit zuzuschreiben die kgl. Frauenklinik in Dresden durch eine seit einer Reihe von Jahren bewirkte gute Schulung der Hebammen. Durch ihre Umsicht kann vieles verhütet, manches Uebel beseitigt und durch rechtzeitige Ziehung des Arztes manche Mutter und manches Kind vam Tode errettet werden. Im allgemeinen klagen aber die Alten vam alten gesunden Stamm der Varwelt über zunehmende Verzärtelung und Verweichlichung des heranwachsenden Geschlechts. Allerdings will es dem langjährigen Beabachter auch scheinen, als wenn die hachgewachsenen, breitknochigen Gestalten, Männer und Frauen, wie sie noch var zwanzig Jahren im Darfe auf- und abgingen, namenttich alte Bauern und Bäuerinnen, alsa die eigentlichen Stamminsassen, seltener würden und einer etwas kleineren Menschenrasse Platz zu machen schienen. Die Militärmaße müßten eigentlich den Ausschtag geben. Doch auch dieses ist tm Laufe der Zeit zurückgegangen, und die Militärtaugtichkeit ist in Bezug auf das Maß bei recht minimalen Ansprüchen angelangt. So hat man auch nach dieser Seite hin keinen festen Anhalt. Alte Rüstungen und Waffen aus der Varzeit, um Vergleiche anstellen zu kännen, sind nicht varhanden und wahrscheinlich auch nie vorhanden gewesen, da Schäna und Reinhardtsdorf stets freie Bauerndärfer gewesen sind und nie unter dem Druck eines Herrensitzes gestanden haben. Daß aber die Wehrhaftigkeit des Dorfes im Lause der Jahrhunderte nicht abgenammen hat, beweisen die 15 Prazent sämmtlicher Einwahner des Darfes, die in irgendwelchem militärischen Verhältniß stehen ader gestanden haben.

Doch auch die solideste Gesundheit, der kräftigste Mann, die handfesteste Bauersfrau müssen der Mutter Natur den schuldigen Tribut zahlen und den Weg gehen, den wir auch einst gehen müssen. Es heißt wie in der Bibet: Er nahm ab und starb. Drüben unter der großen Linde an der Reinhardtsdarfer Kirche haben sich seit Jahrhunderten die ehemaligen Kinder des Dorfes zum ewigen Schlaf versammelt. Der eine Schläfer unter dem grünen Hügel ist seinen Zeitgenassen vorausgeeilt, das alte Mütterchen sah Kinder und Enkel vor sich hinsterben. Unter den gewälbten Tharbagen am Eingang des Friedhafes ist schon mancher Sarg hinweggetragen warden. Auch das fremde Kind, dessen Wiege einst nicht im Darfe gestanden, hat der Tod überrascht, und es begehrt Aufnahme unter den dahingeschiebenen Darfinsassen. Manche Thräne ist hier an dem stillen Ort vergassen warden, mancher Seufzer verhallt. Geschlechter auf Geschlechter häuften sich hier an. Fast wird der bescheidene Raum für die zunehmende Bevölkerung zu klein. Versammelt haben sich hier die alten würdigen Gestalten, die unter treuer Mitwirkung des mit so hellem Auge in die Vergangenheit des Dorfes schauenden langjährigen Lokalrichters und Schuhmachermeisters Karl Gattlieb Pratze die wenig geübte Feder des ehemaligen Darfschulmeisters und Gemeindemitglieds zu zeichnen versucht hat. Sie mögen es ihm verzeihen. Er hat manchen von ihnen, in der freundlichen Gewahnheit des Daseins, im irdischen Leben die Hand zum Gruße gedrückt. Sie haben ihn einst so freundlich aufgenammen, und daran wird er denken, so lange er lebt. Er hat auch manchem alten Freund, mancher treuen Mutter, manchem lieben Kinde ein Sterbelted am Hause gesungen und hat sie mit hinübergeleitet an die gemeinschaftliche Darfruhestätte. Der Kreis der alten Freunde lichtet sich immer mehr und mehr. Ein neues Geschlecht wächst heran, und zu Männern und Frauen sind die herangereift, die einst vor dem Verfasser dieser Darfgeschichte gesessen.

Was ist seit jener Zeit van allen Seiten nicht alles geschehen, um den geistigen und materiellen Wohlstand allenthalben zu heben, wie werden auch im fernsten Grenzdorfe die Knaben mit dem ausgerüstet, was das anspruchsvolle Leben gegenwärtig fardert; aber wahl dem Dorfe, wenn var allem der Grundsatz beherzigt wird: „Erzieht vernünftige Weiber!“ Bei der hahen Achtung, welche die unermüdlich im Hause, im Garten und auf dem Felde schaltende Frau bei den Deutschen stets genossen, bei der im germanischen Geiste sa tief wurzelnden Liebe zu Frau und Mutter wird es der Valksseele stets gelingen, sich von den Schlacken und Auswüchsen moderner Irrthümer zu reinigen, nach gefährlichen Krankheiten und bedenklichen Krisen wieder zu gesunden und einen Schritt varwärts zu thun in der Veredelung van Geist und Gemüth, van Kapf und Herz, von Wissen und Wallen. Und wenn nach vielen Jahren die alten vergilbten Blätter dieser Darfgeschichte durchblättert werden, in denen der Versuch gemacht worden ist, einen Darftypus zu schaffen und aufzuschreiben, was in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten das Valksgemüth beschäftigt hat, ehe es vallständig in Vergessenheit gerieth, dann mäge sich beim Lesen die Ueberzeugung aufdrängen, daß es in vielem besser, ja vielleicht viel besser gewarden sei.

Mit diesen Warten nimmt nun auch der „Spektator vom Darfe“ von denjenigen geduldigen Lesern freundlichen Abschied, denen es wirklich gelungen ist, bis zum Ende einiges Interesse der „Dorfgeschichte“ zuzuwenden. Er thut es mit dem feierlichen Versprechen, sich in Zukunft kürzer zu fassen, denn wenn einmat die Landleute ins Erzählen kammen, dann erzählen sie mit sa behaglicher Breite, daß Raum und Zeit ihre Geltung und ihr Recht fast vallständig verlieren.

Mittheilungen und Nachrichten.

Richard Schmidt: Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Arztes für verletzende Eingriffe (Verlag: G. Fischer, Jena, 1900.) — Die Einleitung berichtet von großer literarischer Diskussion auf diesem Gebiete, und es besteht ohne Zweifel ein Bestreben, zwischen dem juristischen und medizinischen Praktiker einen Ausgleich zu finden, das Bestreben „des Sichmißverstehen“ zu bannen. Der Freiburger Rechtslehrer lehrt, daß die Frage, was Recht ist, ganz willkürlich vermischt ist mit der Frage, was Recht sein soll. So mögen freilich im Einzelfall die größten Schwierigkeiten entstehen. Die betheiligten Interessen sind streng wissenschaftlich untersucht, je ein Abschnitt ist der Gefahr einer Bevorzugung der Interessen des Patienten und der ärztlichen Interessen gewidmet, woran sich dann der Versuch nach dem gesetzgeberischen Ausgleich der betheiligten Interessen anschließt. Hier gewinnt Professor Schmidt folgenden Satz: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch die Nothwendigkeit ärztlicher Hülfe geboten war. Derjenige, welcher zugezogen wird, um einer Person ärztliche Hülfe zu leisten, ist, solange diese Person oder deren gesetzlicher Vertreter der Behandlung nicht widerspricht, zu allen Eingriffen berechtigt, welche zur Erhaltung ihres Lebens oder ihrer Gesundheit erforderlich sind. Die Ueberschreitung der berechtigten Hülfe ist nicht strafbar, wenn der Arzt über deren Grenzen hinausgegangen ist, weil er infolge der begleitenden Umstände die ärztlichen Regeln nicht erkennen konnte. — Die Untersuchung ergibt, daß die Handlung des Arztes — wie es auch im geltenden Recht der Fall ist — nach ihrem inneren geistigen Gehalt und nach ihrem äußeren sozialen Werth von dem Strafgericht zu beurtheilen ist. Auf die streng wissenschaftliche, hoch bemerkenswerthe, weite Kreise angehende und anregende Abhandlung, die als ein Beitrag zur Lehre der Straf- und Schuldausschließungsgründe auftritt, kann hier nur kurz hingewiesen werden. Das Heft umfaßt 60 Seiten. v. N.

vl. **Revue franco-allemande, deutsch-französische Rundschau.** München, Paris, Verlag der Revue franco-allemande. — Die deutsch-französische Rundschau bringt in Nummer 37 ihres noch jungen, aber bereits wohlbekannten Unternehmens einen bemerkenswerthen Aufsatz von einem französischen Schriftsteller M. Henry über das heikle Thema: La France et l'Allemagne. Die lautere Absicht, mit der hier ein Franzose sich bemüht, ohne Schmeichelei und Selbstherabsetzung sein Scherflein dazu beizutragen, daß das schädliche Mißtrauen zwischen unsern beiden Nachbarvölkern schwinde, wirkt sehr wohlthuend und illustrirt aufs beste die Tendenz der zweisprachigen Revue: mitzuhelfen an der herzlichen Aussöhnung von Frankreich und Deutschland. Hr. Henry macht sich kein Hehl daraus, daß die Politik keine Sentimentalität kennen darf und daß noch viel Wasser die Seine hinunterfließen wird, bis der Deutsche in Paris so liebreich aufgenommen wird wie der Russe, aber er hat recht, zu sagen, daß der Tag kommen muß, wo der alte Zorn ausgeraucht sein wird. Abgesehen von dieser schönen politischen Tendenz verfolgt die Revue rein belletristische Zwecke und vereinigt in jeder Nummer deutsche und französische Essai's über die mannichfaltigsten Themen, zum Theil von den ersten Autoren der beiden Völker.

* **Würzburg.** Prof. Schollmeyer wird, wie wir nachträglich erfahren, nicht in den Ruhestand treten, sondern einem Rufe an die Universität in Berlin folgen.

B. **Heidelberg.** In den Tagen vom 6.—11. August tritt hier die Astronomische Gesellschaft zu ihrer 18. Versammlung zusammen. 1863 in Heidelberg als internationale Vereinigung gegründet, hält die Gesellschaft alle zwei Jahre, und zwar abwechselnd in Deutschland und im Ausland, eine Versammlung ab. Die letzte fand 1898 in Budapest statt.

* **Halle.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Karl Grunert ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Berlin.** Prof. Adolf Bastian beging am 7. d. M. sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Greifswald.** Pfarrer Reinmuth in Knielingen (Baden), Vorsitzender der evangelischen Konferenz, ist, der „Badischen Landesztg.“ zufolge, von der hiesigen Universität zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Wie die „Wiener Hochschulkorrespondenz“ erfährt, steht die Zulassung von Frauen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen zu den medizinischen und pharmazeutischen Studien an den österreichischen Universitäten bevor. Nachdem sich die medizinischen Fakultäten Oesterreichs schon seit langem mit der Angelegenheit beschäftigt hatten, gelangte dieselbe jüngst im Obersten Sanitätsrath insofern zur Entscheidung, als diese Körperschaft sich prinzipiell für die Zulassung von Frauen zu den medizinischen und pharmazeutischen Universitätsstudien aussprach, und zwar unter der Bedingung, daß für Frauen gar keine Erleichterungen, sondern dieselben strengen Normen zu gelten haben, wie für männliche Studirende.

---

* **Neue Kataloge.** Jacques Rosenthal, München: Incunabula Typographica. — J. Halle, München: Kunstkatalog XXVIII (Auswahl von schönen und seltenen Portraits). — D. Gerschel, Stuttgart: Bücheranzeiger XXIII. — E. Carlebach, Heidelberg: Antiquar. Verzeichn. Nr. 238: Theologie, Orientalia u. Philosophie. — J. Ricker, Gießen: Antiquariatskatalog 36: Hassiaca. — H. L. Schlapp, Darmstadt: Antiquariatsanzeiger Nr. 25: Neueste Erwerbungen. — Dieterich, Göttingen: Antiquariatsverzeichniß Nr. XXIX und XXX. — K. W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 242: Australien; Katalog 244: Deutsche Geschichte; Nr. 245: Neueste Erwerbungen (Incunabeln); Nr. 246: Italien, vom frühen Mittelalter bis auf die neueste Zeit. — G. Lissa, Berlin: Lagerkatalog 29: Drucke des 15. bis 17. Jahrhunderts. — M. Harrwitz: Antiquariatskatalog Nr. 81: Periodische Literatur. — Mayer u. Müller, Berlin: Katalog 180: Chemie. — Stähelin u. Lauenstein, Wien: Verzeichniß alter und seltener Bücher vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of Boston. Vol. V, Nr. 6 and 7 (June, July 1900).

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 9. August. Nummer 181.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Deutsche Sternkunde.

Von Dr. Richard Kunze in Zittau.

I.

„Die Beschäftigung und die tägliche Umgebung eines Volkes hat sich von jeher in seinem Himmel abgespiegelt, wenn es sich überhaupt damit beschäftigte. Der griechische Sternhimmel ist voll von Göttern und Helden, eine wahre Walhalla; am arabischen Himmel dagegen weiden Kamele, Ziegen, Schafe und Strauße.“ So sagt Bernhard v. Cotta in seinen Briefen über Humboldts „Kosmos“. Können wir die Wahrheit dieser Worte auch bei unserm deutschen Volke erproben? Dann dürfen wir freilich unsre Betrachtungen nicht an jene bekannten Namen der Sternkarten anknüpfen, wie Orion, Bär, Hund, Plejaden. Denn das sind ja alles Ausdrücke der griechischen oder römischen Sagenwelt. Nun, gibt es denn überhaupt Sternnamen und Sternsagen, die auch ihrem Ursprung nach echt deutsch sind und uns somit einen Blick ermöglichen in den Vorstellungskreis unsrer Vorfahren? Das „Ja“, welches dieser Frage gebührt, ist nicht aus dem Stegreife zu geben. Denn der deutsche Sternenhimmel hat zu seiner dichterischen Beschreibung keinen Arat, keinen Ovid gefunden, und zwar aus denselben Ursachen, warum es auch von der deutschen Götterlehre keine zusammenfassende Darstellung aus den Zeiten selbst gibt, in denen die Deutschen noch an Walhalla glaubten: Im Gegensatze zu Griechen und Römern, die fast ganz von fremden Einflüssen verschont blieben und sich so selbständig entwickeln konnten, hat bei den Germanen das Bekanntwerden mit den Gebräuchen und Anschauungen des klassischen Alterthums und dann die Annahme des christlichen Glaubens die eigene geistige Erfindungsgabe stark beeinflußt, ihre selbständigen Schöpfungen wohl gar vernichtet. So haben auch die Sternnamen Bär, Orion ꝛc. die echt deutschen Bezeichnungen fast ganz verdrängt. Außerdem ist der Zweifel nicht von der Hand zu weisen, ob die Sternkunde der alten Deutschen über die Bekanntschaft mit jenen wichtigsten Sternbildern überhaupt je hinausgegangen sei.[1]) Denn gerade in der Sternkunde spielt die Bedürfnißfrage eine große Rolle. Auch die Griechen haben nicht zu allen Zeiten das unbedeutende Sternbild „Haupthaar der Berenike“ oder den „Herakles“ gekannt. Zum Beispiel begnügt sich der homerische Grieche mit der Kenntniß des Bären, des Bootes, des Hundes, des Orion, der Hyaden und der Plejaden; er kennt also eigentlich nur lauter für die Schifffahrt wichtige Sternbilder. Homer hat noch nicht einmal für den allerhellsten Fixstern, den Sirius, einen Namen, obwohl er ihn ganz genau beschreibt. Demgemäß werden auch die Germanen zur nächtlichen Wanderung aber zur Fahrt über das sternenüberstrahlte Nordmeer mit der Kenntniß der Leitsternbilder ausgekommen sein (vgl. hiezu die mittelhochdeutschen Ausdrücke leitesterne und mersterne für Polarstern). Doch wie nach der Ausrottung des deutschen Götterglaubens der verschüttete Born der deutschen Volksdichtung sich einen anderen Ausweg suchte und nun die Sage und das Märchen ausgestaltet wurde, so hat auch auf dem Gebiete der Sternsage noch in christlicher Zeit die Einbildungskraft des Volkes gar manches geschaffen, was dann eine innige Verbindung deutscher und christlicher Anschauung zeigt. Aber trotz alledem sind die Funde, die ich anführen kann, nur gering. Fast die werthvollste Fundgrube bilden die Sammlungen der deutschen Sagen, die ja zum Glück fast für alle deutschen Gaue veranstaltet worden sind. Zwei Riesen vergleichbar, stehen am Eingang dieser wissenschaftlichen Sagenforschungen die Gebrüder Grimm. Auch für unsern Gegenstand hat Jakob Grimm die Hauptergebnisse schon zusammengestellt in seiner „Deutschen Mythologie“. Wir späteren Geschlechter müssen uns damit begnügen, für Grimms Angaben neue Beweise zu finden oder aus den Sagensammlungen, die erst nach ihm entstanden sind, einige neue Brocken beizutragen.[2])

Hiezu kann freilich nicht die Erwähnung der künstlichen Versuche gerechnet werden, die griechischen Sternbilder, welche ja jetzt noch gang und gäbe sind und auch aller Wahrscheinlichkeit nach sich noch lange behaupten werden, vollständig zu beseitigen. Im 16. und 17. Jahrhundert ereiferte man sich nämlich über die vielfach anstößigen griechischen Sternsagen (ich weise auf den „großen Bären“ hin, der ja Kallisto, die Geliebte des Zeus, gewesen sein sollte). In frömmelndem Eifer suchte man dafür biblische Personen einzusetzen, manchmal mit nicht zu leugnendem Geschick und Verständniß. (Be-

[1]) Hinfällig ist J. Grimms Klage (Mythologie[4] S. 601: Jordanis Aeußerung [cap. 11] ist doch merkwürdig, daß den Gothen schon zu Sylla's Zeit unter Dicenaeus außer den Planeten und Himmelszeichen 346 Sterne [nicht 344, wie Grimm angibt], die von Aufgang nach Untergang rennen, bekannt gewesen seien. Wie wenige wissen wir heute mit deutschen Namen zu nennen!). Denn nach Strabo's Zeugniß (VII, p. 298 Cas; p. 304 und XVI, p. 762) handelt es sich nicht um die Gothen, sondern um die Geten. — Der Nachricht des Jordanis ist meines Erachtens überhaupt kein Gewicht beizulegen. Die Zahl 346 scheint nämlich auf künstlicher Berechnung zu beruhen: Wenn man die vom Schriftsteller vorher genannten Thierkreisbilder, Planeten, sowie Sonne und Mond hinzuzählt, bekommt man 365 Sterne, d. h. die Zahl der Jahrestage. Diese Lehre könnte Dicenaeus den Aegyptern verdanken (s. Strab. p. 304). Doch dies weiter auszuführen und zu begründen, ist hier nicht der Ort.

[2]) Neben den Werken der Gebrüder Grimm (Mythologie, Heldensage, deutsche Sagen, Wörterbuch) sind, abgesehen von den verschiedensten Sagensammlungen und anderen nur gelegentlich benutzten Büchern ganz besonders herangezogen worden: Busch, Deutscher Volksglaube, Leipzig, 1878; Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen, Leipzig, 1898; Götzinger, Reallexikon; Simrock, Die Edda; Simrock, Deutsche Mythologie.

sonders Versuche von Schickard, Bartsch und Harsdörffer.) So setzte man für „Perseus mit dem Medusenhaupte" „David mit dem Haupt des Goliath" ein; das Dichterroß Pegasus wird zur Eselin, auf welcher Christus seinen Einzug hält; die Sternenjungfrau erhält den Namen Maria; der Wassermann wird Johannes der Täufer genannt; der große Hund ist der Hund des Tobias; die Triangel ist das Zeichen der Dreieinigkeit. — So gab Schiller 1627 sein coelum stellatum christianum heraus. Dieser setzt für die zwölf Thierkreiszeichen die zwölf Apostel ein, für den kleinen Bären den Erzengel Michael, für den großen Bären das Schiff Petri (vgl. hiezu S. 40), für die Leyer die Krippe Jesu, für die Andromeda Christi Grab. Daß diese Versuche von vornherein aussichtslos waren, weil sie der Volksthümlichkeit entbehrten, liegt auf der Hand. Geradezu lächerlich aber muthet uns das coelum heraldicum des Erhard Weigel an (1688), der für alle Sternbilder Wappen und sonstige Abzeichen fürstlicher Häuser einsetzte. Auch über eine andere Geschmacklosigkeit der Gelehrten (z. B. Lacaille 1750) will ich nicht weiter sprechen, welche unbedeutenden und deßhalb namenlosen Sternengruppen geist- und witzlose Benennungen gaben, wie z. B. Buchdruckerwerkstatt, Luftpumpe, Pendeluhr. Nein, nur von volksthümlichen Bezeichnungen soll hier die Rede sein.

Zunächst einiges über die Bedeutungen der Wörter Stern, Sonne und Mond. „Stern" bedeutet entweder den „Lichtstreuer" oder den „Strahlenwerfer". Der Ausdruck „Sonne" geht auf eine Wurzel zurück, die den Begriff „leuchten" bezeichnet, und „Mond" heißt dasselbe wie „Zeitmesser".

Ueber die Entstehung der Himmelskörper weiß die Volkssage vieles in ernstem und auch in heiterem Ton zu erzählen. Die altnordische Edda pflegt man jetzt für deutsche Zwecke viel vorsichtiger auszunützen, als noch Grimm und Simrock thaten. Da aber hier der Bericht der Edda in verschiedenen anerkannt deutschen Sagen sich wiederspiegelt, demnach wahrscheinlich ebenfalls germanischen Ursprungs ist, so mögen hier die Worte der Edda den Anfang bilden. Es heißt in der Völuspa: „Aus dem Leichnam des Riesen Ymir ward die Welt gebildet. Aus seinem Hirnschädel wurde der Himmel. Die von Muspelheim, der Wohnung der Feuerriesen, ausgeworfenen Feuerfunken wurden an den Himmel gesetzt, um die Welt zu erhellen. Die Götter gaben allen Lichtern ihre Stelle, einigen am Himmel selbst, anderen lose unter dem Himmel."

Die siebenbürgischen Sachsen dagegen erzählen: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, war zwar alles gut, aber es herrschte noch Dunkel. Da nahm er ein großes Stück Lichtgewand, schnitt daraus zwei große Scheiben und bestimmte die eine zur Tages- die andere zur Nachtleuchte. Da aber von dem Lichtgewande noch die Ränder übrig geblieben waren, so zerschnitt Gott diese in ganz kleine Stücke und zerstreute sie über den Himmel." Noch eine andere Fassung hat die siebenbürgische Schöpfungssage: „Gott nahm eine große Schale von Goldkrystall. Den runden Boden zertheilte er und machte die obere, glanzvollere Hälfte zur Tageslampe, die untere, etwas abgenützte, zur Nachtlampe. Den Rand der Schale zerschlug er in viel tausend Stücke. Das sind die Sterne."

Wie die Sterne entstehen, das verstehen die Holsteiner gar lustig und boshaft zu erzählen: „Sobald die Sonne untergegangen ist, müssen die verstorbenen alten Jungfern aus der abgenutzten Sonnenscheibe die Sterne zuschneiden; die alten Junggesellen aber müssen die Sterne während der Nacht im Osten allezeit hinaufblasen, indem sie dabei beständig auf einer Leiter auf- und absteigen." Wer aber noch nicht gewußt hat, wie er sich Auf- und Untergang der Sonne erklären soll, der gehe bei den Dithmarschen in die Lehre; die wissen's ganz genau: „Hinter Büsum ist die Welt mit Brettern vernagelt. Da sitzt am äußersten Ende ein großer Riese, der hat die Sonne an einem Tau und windet sie jeden Morgen in die Höhe und jeden Abend hinunter." — Es heißt aber auch, die Büsumer hätten die Sonne selbst am Tau und lenkten sie von ihrem Kirchthurm aus. Sie verwahren sie in der Nacht darin und stoßen sie früh wieder in die Höhe. Straßenjungen sind sogar so unartig, daß sie abends beim Untergang der Sonne ihre Taschenmesser an Fäden binden, damit in die Sonne werfen und sie dann heruntertrukken. In einem Dorf unweit von Hamburg sind die Leute ganz besonders gottlos. Sie schonen auch den Mond nicht. Sie ziehen ihn auf und nieder und schneiden ihn nach Belieben zurecht. Von ihren Messern hat er die großen Löcher und die dunklen Flecke.

Eine andere Sage Norddeutschlands meldet folgendes: „Die Sonne geht nachts unter der Erde durch und badet sich alle Morgen vor dem Aufgehen in der großen See, wodurch ihre Strahlen so hell und brennend werden, daß die Schiffer, welche in jenen Gegenden fahren, nichts weiter thun dürfen, als die Schiffe fortwährend mit Wasser zu begießen. Sonst würden sie verbrennen." In manchen Gegenden will man sogar ein lautes Zischen vernehmen, wenn die Sonne ins Meer eintaucht.

Häufig wurden Sonne und Mond als glühende Räder aufgefaßt, und die Feuerräder, die beim Johannisfeste, d. h. bei der Sommersonnenwende, noch jetzt verwandt werden, erinnern an diese Auffassung.

Der kriegerische Sinn der Deutschen, der den ganzen Himmel einer Schildburg verglich, sah auch in der Sonne einen Schild (noch M. Opitz nennt die Sonne „Himmelsschild"). Nach der Edda steht vor der Sonne ein Schild, weil sie sonst alles verbrennen würde.

Gern stellt der Deutsche, ähnlich dem alten Griechen sich Sonne und Mond als lebende Wesen vor; ja er verehrte sie als mächtige Gottheiten. Berichtet doch Cäsar, daß die Deutschen überhaupt nur Sonne, Feuer und Mond angebetet hätten.

Dem heidnischen Deutschen war die Sonne das Auge des Himmelsgottes Wotan, und noch jetzt faßt man in Tirol Sonne und Mond als die beiden Augen des lieben Gottes auf.

Doch auch schon in der Edda haben Sonne und Mond ihre göttliche Bedeutung halb eingebüßt und sind auch gar schon völlig zu Menschen herabgesunken. Von der Tag- und Nachtleuchte spricht der Deutsche in seiner Gemüthlichkeit gern als von der „Frau Sonne" und dem „Herrn Monde". Zu beachten ist also, daß im Gegensatz zu den alten Griechen und Römern die Deutschen der Sonne das weibliche Geschlecht geben, dem Monde aber das männliche. (Freilich kommen im Althochdeutschen und vereinzelt noch im Mittelhochdeutschen auch die entgegengesetzten Geschlechtsbezeichnungen vor, vergleiche J. Grimm, Deutsche Grammatik, Band 3, S. 349 ff.)

Nach der Edda sind Söl und Mâni Tochter und Sohn eines Menschen. Sie sind, um die Ueberhebung ihres Vaters zu strafen, an den Himmel versetzt worden als die Lenker des Sonnen- und Mondwagens. Hinter ihnen her jagen zwei riesige Wölfe und schnappen nach ihnen, um sie zu verschlingen. Einst wird das auch geschehen, und dann naht das Weltende. Wenn sie schon jetzt einmal allzusehr ihrer Beute sich nähern, dann erblassen die Geängstigten und verlieren ihren Schein. Das nennen die unkundigen Menschen Sonnen- und Mondfinsterniß.

Im Laufe der Zeiten haben die Ausdrücke „Frau Sonne“ und „Herr Mond“ dazu geführt, die beiden in ein eheliches Verhältniß zu einander zu bringen. So sieht man auch die Sterne für die Kinder von Sonne und Mond an. Nach einigen Sagen ist diese Ehe keine glückliche; deßhalb meiden sich die Gatten geflissentlich, wie Jeder beobachten kann. Dieser Zwist hat folgende Ursache: Als Mond und Sonne Hochzeit hielten, zeigte sich der Mond kalt und langweilig wie immer, doch um so freudiger war die Braut. Auf ihren Vorschlag wurde zwischen ihnen eine Wette veranstaltet: Wer zuerst vom Schlafe aufwache, salle in Zukunft am Tage scheinen, dem Faulen aber solle die Nacht gehören. Lachend, als könne er gar nicht verlieren, schlief der Mond ein. Davan hat er das lachende Gesicht behalten. Die Sonne aber konnte vor Aerger über ihren langweiligen Mann nicht lange schlafen. Sie erwachte zuerst, weckte den Langschläfer und verkündete ihm ihren festen Entschluß, nie mehr eine Nacht mit ihm zusammen zu sein. Seitdem leuchten Sonne und Mond zu verschiedenen Tageszeiten. Doch die Sonne bereute gar bald ihren voreiligen Schwur. Denn eigentlich liebte sie doch ihren Mann. Dem geht es aber ebenso. Gern möchten sich die Gatten wieder vereinen. Manchmal führt ihre gegenseitige Sehnsucht sie wieder zusammen; d. h. es tritt Sonnenfinsterniß ein. Doch keiner der beiden Gatten will den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Im Gegentheil, sie gerathen bald wieder in Streit. So verrinnt die ihnen zur Zusammenkunft vergönnte Frist. Die Sonne muß weiter wandern, und blutroth vor Zorn scheidet sie von ihrem Manne. Ehe ihr Aerger verraucht, verstreicht eine geraume Zeit. Doch auch bei der nächsten Vereinigung kammen die Gatten nicht zur Versöhnung. Innerlich verzehrt sich die Sonne vor Schmerz und Sehnsucht. Blutige Thränen weint sie dann, und blutrath geht sie unter. Auch der Mond härmt sich vor Trauer ganz ab. Darum wird er immer schmäler, bis nur noch ein Schatten van ihm übrig ist. Dann nimmt seine Hoffnung wieder zu, und auch seine Wangen werden wieder voller und rundlicher. Doch als Vollmond sieht er sich wieder getäuscht, und wieder nagt an ihm verzehrender Schmerz. — Das anmuthige Gedicht Hebels „Der Sommerabend“ begründet uns in ganz derselben Weise die auffällige Thatsache, daß die beiden Gestirne sich immer meiden. Wanders Sprichwörterlexikon erwähnt sogar als Redensart aus Oberösterreich: „Der Mand kreint (zankt) mit seinem Weib“, d. h. es ist Sonnenfinsterniß.

Wenn der Mond so recht voller Schmerz seines Weibes gedenkt, dann weint er nicht selten. Seine Thränen nennen wir Sternschnuppen. Den Kummer über seine mißlichen häuslichen Verhältnisse scheint der Mond aber auch gern bei einem Glase Bier zu vergessen. So heißt es im „Quickborn“: „De Maan geit to Beer“ (der Mond geht zu Bier). Unter dieser Redensart versteckt sich eine unschuldige Bosheit. Bei Klaus Groth bedeutet nämlich dieser Ausdruck: „Der Mond hat sich im Aufgehen verspätet.“

Die dunklen Flecken, die auch das unbewaffnete Auge im Monde wahrnimmt, haben von jeher die Einbildungskraft der Menschen erregt. Das bekannte Märchen vom Mann im Mond scheint aus uralten Zeiten zu stammen. Hat ja z. B. der Grieche Plutarch über „das im Monde sichtbare Antlitz“ eine besondere Schrift verfaßt. Unser Märchen hat natürlich bei den verschiedenen Volksstämmen und in den verschiedenen Zeiten mehrere Umwandlungen erfahren, aber der Gedanke ist fast allen Fassungen gemeinsam, daß Jemand zur Strafe für eine Unthat in den Mond versetzt wird und dart sein Verbrechen für ewige Zeiten zur Schau trägt. Am häufigsten ist die Ansicht, es sei ein Mann mit einem Reisigbündel auf dem Rücken, das er Sonntags während der Kirchzeit gesammelt oder gar gestohlen hat.[5]) Hebel (alemanische Gedichte: „Der Mann im Monde“) kennt gar den Namen des Diebes. Es ist der bäse Dieterli. — Es heißt auch: „Ein Mann wollte in der Nacht Kohl stehlen, aber der Mond schien zu hell. Da wollte er mit einem Bündel Reisholz den Mond zustopfen. Aber trotz des Stapfens nahm die Helle nicht ab. Wie nun der Dieb seinen Arm wieder aus dem Mond herausziehen wollte, da konnte er nicht wieder loskommen, sondern mußte nun im Mand verbleiben.“ — Oder der Mann verflucht den Mond, weil dessen heller Schein ihm beim Stehlen lästig ist. Zur Strafe wird er auf den Mond versetzt. Er hat wohl auch den Mond mit einem Eimer Wasser ausgießen wallen. Darum ist er noch jetzt mit seinem Eimer im Mond zu sehen. — In Norddeutschland erzählt man sich folgendes: „Es wollte einer den Weg zur Kirche durch eine Hecke sperren, um die Leute vom Kirchgang abzuhalten. Wie er nun mit einer Mistgabel und einem Dornbusche auf dem Rücken daherkam, wurde er an den Himmel in den Mond (oder auch in die Sanne) versetzt.“ — In manchen Sagen wird dem Uebelthäter die Wahl gelassen, ob er lieber in die Sonne oder in den Mond gehen wolle und somit ewige Hitze oder Kälte vorziehe. Dann wird gewähnlich der Mond zum Aufenthaltsort gewählt. — Der Verbrecher leugnet auch manchmal seine That und verflucht sich selbst mit den Worten:

„Hann ih's daun, so komm' ih in Maun“ (habe ich's gethan, so will ich gleich in den Mond kommen). Dort muß er zur Strafe geschmolzenes Blei essen.

Bisweilen sieht das Volk in den Mondflecken auch eine Frau. Sie hat zu verbotener Zeit, nämlich zur Nachtzeit beim Mondlicht (das war ein Verbrechen gegen die Heiligkeit des Mondes) am Spinnrade gesessen. Zur Strafe muß sie im Monde ihre Thätigkeit fortsetzen. Eine oberpfälzische Sage malt uns das alles ganz genau aus: „Der Rocken des im Monde spinnenden Mädchens nimmt mit dem Mondwechsel ab und zu. Doch niemals darf der Flachs ganz abgesponnen werden. Geschieht das, so geht die Welt unter. Bisweilen wird das Mädchen beim Spinnen müde; es senkt den Kopf, und sein eigenes Haar streift das des Flachses. Dadurch wird der Mond verdunkelt, und es herrscht Mondfinsterniß. Das jähe Aufschrecken aus dem Schlafe beendet dann auch rasch die Verfinsterung.“

Eine ganz eigene Auffassung haben die Rantumer (auf Sylt): „Der Mann im Mande ist ein Riese; der steht zur Zeit der Fluth gebückt, weil er dann Wasser schöpft und es auf die [illegible] gießt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und [illegible] von seiner Arbeit aus; dann kann sich das Wasser wieder verlaufen.“

Auch die Auffassung ist nachzuweisen, der Mond sei Maria Magdalena, und die Mondflecken seien die reuig von ihr vergossenen Zähren. — Vereinzelt sieht man in den Mondflecken den Isaak, wie er ein Bündel Holz zu seiner eigenen Opferung herbeiträgt.

---

5) Schon Fischart erwähnt im „Gargantua“ das „Männlein im Monde“. Vgl. Wieland, Sommermärchen:

Und wär's der Mann im Mon,
Der ihn (den Zaun) gestohlen,
Ich will ihn wieder holen.

Hieronymus Lorm.

(Zu seinem achtzigsten Geburtstage.)

Von Dr. Susanna Rubinstein.

Es ist gewiß ein im hohen Grade würdevolles, ja sogar ein erhabenes Verdienst, wenn man trotz grausamer Hemmungen, welche die fühllose Natur selbst in den Weg legte,[1]) durch die ethische Energie und durch die Vornehmheit seines Wollens zu einer hervorragenden Stellung in der Geisteswelt gelangt. Dieses Verdienst erwarb sich Hieronymus Lorm (Pseudonym für Heinrich Landesmann), der am 9. August in sein 80. Lebensjahr eintritt (geb. in Mähren 1821).

Lorms Geistestypus trägt eine Vereinigung von wissenschaftlichen und künstlerischen Zügen. Auf wissenschaftliche Prädestination weist seine kritische und spekulative Begabung hin; künstlerische Signatur trägt seine ästhetisch edle und von scharf pointirten Schlaglichtern durchsetzte Darstellungsgabe, sowie seine geradezu phänomenale Intuition, die ihm von innen heraus die Weltsphären erschließt. In der stimmungsvollen Meditation — dieser Schöpfungsform, die er vielfach bevorzugt und in der die Denkthätigkeit durchsäuselt ist vom Gemüth — gehen diese beiden Elemente: das wissenschaftliche und künstlerische, eine mystische Einigung ein.

Nicht seine zahlreichen belletristischen Schriften sind der Wegweiser, um die subjektive Eigennatur dieses Denkers kennen zu lernen — diese scheinen vielmehr durch berufliche Nothwendigkeit entstanden zu sein — sein tiefstes und heiligstes Innere legte er in seinen philosophischen Werken und in seiner tief gehaltvollen Lyrik nieder, die künstlerische Philosophie ist. Lorm ist Anhänger und begeisterter Verehrer Kants; doch konzentrirt sich dies nur auf seine Erkenntnißlehre, deren Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft“ ist. Lorm selbst hat kein System, auch keine theoretisch lehrhafte Einzeldisciplin geschaffen, allein er hat eine ungemein edles Postulat konstruirt: den „grundlosen Optimismus“, das ein poesiegetränktes philosophisches Phänomen ist. Der „grundlose Optimismus“ — dieser „unvernünftige Sonnenstrahl“, der aus Lorms gleichwohl leidgepeinigtem Herzen „nicht weichen will“ — hat einen doppelten Charakter, und sein Sitz und seine Stätte ist das Gemüth. Je nachdem der Strahl „mehr auf die Natur oder Geistesseite des Gemüthes fällt“ ist der „grundlose Optimismus“, ein idyllisch reines Verschweben, oder eine transscendentale Versöhnung, des in der Nacht des Lebens oder im Schmerz über die Enge des Erkennens verzweifelnden Innern. Der Darlegung des „grundlosen Optimismus“ nach seiner Naturseite ist Lorms am meisten bekanntes philosophisches Werk: „Die Philosophie der Jahreszeiten“[2]) geweiht; und mit seiner Darlegung nach der Geistesseite befaßt sich seine jüngste philosophische Schrift (Wien 1899), die den strikten Titel führt: „Der grundlose Optimismus“. Die Philosophie der Jahreszeiten ist also schon nach ihrer Aufgabe: dem Menschen die Natur zu erschließen — kein Werk abstrakter Doktrinen oder ethischer Dogmen — Lorms wahrhaft tiefe und großsinnige Ableitung der Ethik aus dem „grundlosen Optimismus“ erfolgt erst im zweiten Werk — aber es ist ein durch Schärfe und Schönheit des Denkgehalts, sowie durch Feinheit und Intensität des Fühlens herzerhebendes Erbauungsbuch.

Die Natur hat in ihrem höchsten und unglücklichsten Produkt — im Menschen — den Frieden verloren. Er stellte sich ihr als einer fühllosen und mystischen Macht gegenüber. Es trat die Entzweiung von Geist und Sein ein. Und daß das lechzende Verlangen nach Wiedervereinigung mit der Natur, die verborgene Triebkraft aller Geschehnisse, sowohl des Prozesses der Geschichte als der Geschichte aller Wissenschaften, besonders aber die der Philosophie ist — weist Lorm mit einer ebenso tiefen und originellen Auffassung als mit großem Wissensreichthum nach. Die Entzweiung von Natur und Geist, Sein und Denken kam im Christenthum zuerst zum Bewußtsein. Dem Geist muß man zur Befriedigung verhelfen, und er soll auf das Uebernatürliche hingewiesen werden. Die Natur aber ist das Unvollkommene und Böse, sie soll unterdrückt und aufgeopfert werden. Gleichwohl aber wird als vergeltender Segen die Aussicht auf Wiedervereinigung eröffnet. Darauf beziehe sich die verheißene Tröstung in den Worten Jesu: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!“ Entzweiung also von Sein und Denken und sehnsüchtiges Verlangen nach Wiedervereinigung ist der generelle Grundton, der Bindungsnerv aller Wissensgebiete. Vollends aber ist dies das Strebeziel des metaphysischen Grübelns und Forschens; und in diesem Sinn ist das Wort gerechtfertigt: daß die Metaphysik ein menschliches Bedürfniß ist. Leider führt kein Geistesgebiet zu dieser ersehnten Vereinigung, sie ist durch kein Denkertrachten zu erreichen. Denn wie es Kant, dieses größte Denkergenie, in der „Kritik der reinen Vernunft“ für immerdar dem Menschengeschlecht festgestellt hat, bleibt die Vernunft ewig und unabänderlich in den Schranken der realen Welt gebannt; sie besitzt keine Befähigung, über dieses Gefängniß hinauszudringen. Wir können nur mit Goethe wissen, „daß wir nichts wissen können“. Nun führt Lorm die herrliche Gedankenthat aus: als Ersatz für die der Vernunft verrammelte Pforte zur Unendlichkeit, eine solche im Gemüth zu erschließen. Armes Menschengeschlecht! der große Denker Kant schnitt dir für ewig die Hoffnung ab, auf dem Weg des Erkennens aus dieser engen, grauen, reizesarmen und schmerzensreichen Tretmühle hinaus zu dringen, aber dafür zeigt dir der erbarmende Seher, daß dich die Schwingen reinen Fühlens in das uferlose Reich der Unendlichkeit und zum traumhaft geahnten, doch verlorenen Paradies, der Vereinigung mit Mutter Natur tragen können! — In dem Befund, daß das Gemüth das Organ des wehmüthig träumerischen Unendlichkeitsdranges sei, liegt ebensowohl eine Bethätigung als eine Beglaubigung von der zweifachen Richtung in Lorms Intellekt, der wissenschaftlichen wie der künstlerischen. Im einsamen, inneren Schauen, in quietistischer Betrachtung vereinigt sich das individuelle Gemüth durch die sinnliche Naturerscheinung hindurch mit dem Ewigen. Und der erhabene und friedliche Schein, der sich dabei verbreitet, ist der „grundlose Optimismus“. Der Wechsel der Jahreszeiten auf einsamem Naturschauplatz ist die richtigste und reichhaltigste Aufforderung zur Hingabe am naturgenießenden Schauen. Und nun schildert Lorm die Naturbilder der Jahreszeiten. Und wie schildert er sie! Welche Sinnigkeit und welcher Zauber! Welche Gefühlsweiche und welcher Reichthum feiner und farbenblitzender Gedanken! Und bei aller malerischen Mannichfaltigkeit bleibt in wundervoller Weise die stimmungs-

---

[1]) Lorm ist seit früher Jugend der beiden edlen Sinne beraubt. Das Verkehrsmittel mit ihm ist eine tastende Fingersprache, die er selbst erfand. Durch dieses Sprachvehikel ist seine über allen Ausdruck hingebende Tochter, die mit vollem Recht das Epitheton: „Die moderne Antigone“ verdient, seine Vorleserin, seine Sekretärin und sein Dolmetsch.

[2]) Dieses Werk ist später in zwei Theilen: als „Natur und Geist“ und als „Naturgenuß“ erschienen.

volle Gesammtfärbung jeder einzelnen Jahreszeit gewahrt. Diese Schilderung ist ein Hohelied der Natur! Sie ist eine philosophische Idylle! Eine pantheistische Heilsbotschaft! Denn es ist, als wenn Lorm in der Zartheit und heiligen Innigkeit seines Naturfühlens, das erlösende Wort für alle Herzen gefunden hätte, die sich in stillverborgenen Schmerzenszuckungen verzehren.

Die unter dem Titel: „Der grundlose Optimismus“ bereits erwähnte philosophische Schrift, die eigentlich eine Ergänzung der „Philosophie der Jahreszeiten“ ist, erschien 17 Jahre später als diese. Der Schwung und Schmelz, der in den „Jahreszeiten“ faszinirt, ist in der neuen Schrift gedämpft, sie ist rationeller und reflektirender, was auch schon dadurch bedingt ist, daß sie zum großen Theil kritisch historisch und nur zum geringen meditirend ist. In diesem Werk ist also der „grundlose Optimismus“ — der gewissermaßen das Leitmotiv von Lorms philosophischer Denkthätigkeit ist — nach seiner Geistesseite behandelt. In dieser Form erhebt er sich hart an der Grenze des „wissenschaftlichen Pessimismus“, der ein trauriges Produkt von Kants grandioser und zugleich demüthigender Erkenntnißlehre ist. Nachdem die „Kritik der reinen Vernunft“ — diese höchste Forscherleistung — die Gewißheit erbracht hat: daß der Menschengeist für alle Ewigkeit darauf verzichten muß, mehr zu wissen, als was die Sinnesreize dem Verstand zur Ausgestaltung in Bildern zuführen — zog eine niederdrückende Schmerzensstimmung in die Gemeinde der Denker ein. Was lohnt sich auch das hirnverbrennende Denken und Forschen, wenn man schon von vornherein weiß, daß man niemals das Wesentliche: das Rätsel des Weltseins, die Ursache der Erscheinungen erreichen kann? Was soll die Wanderung auf blutig aufreißendem Geröll und unter verschmachtenden Gluthen, wenn gezeigt wird, daß man nie und niemals ans Ziel gelangt? So sieht sich der Denker zum Spielzeug herabgewürdigt, ohne hoffen zu können, je den Sinn des Spieles zu verstehen; und das tiefe Wehgefühl darüber ist das Wesen des „wissenschaftlichen Pessimismus“, der sohin einen anderen Quellpunkt und einen anderen Tonus hat, als der empirische Pessimismus, den Alle hegen, für die leben Qual ist.

Kant hat nun mit der Fackel seines Geistes dem Menschen die Nacht seiner ewigen Gefangenschaft gezeigt; und die „Kritik der reinen Vernunft“ ist das Dekret, das ihn für immerdar aus dem Reich des transscendentalen Erkennens und der Heimstätte des Dings an sich verbannt. Da tritt Lorm nachmals als Tröster an ihn, den Verbannten, heran, und reicht ihm, mit dem „grundlosen Optimismus“ den Geleitsbrief in die eleusinischen Gefilde des schmerzüberwundenen Schauens. Der Drang nach der Unendlichkeit läßt sich so wenig aus dem Menschen herausreißen wie der Drang nach Freiheit aus dem zu lebenslanger Gefangenschaft Verurtheilten. Nur wäre es nicht allein vergebens — wie es Kant lehrt — sondern auch thöricht, das Unendliche durch die Vernunft erreichen zu wollen. Und dies aus dem Grunde, weil das Unendliche und Unaussprechliche nicht mit Worten ausgedrückt, nicht im Bilde gefaßt und nicht durch Eigenschaften bezeichnet werden kann. Versucht man dies, so wird das Unendliche in den begrenzenden Rahmen des Endlichen gebracht. Omnis determinatio est negatio. „Allumfassende, unendliche Persönlichkeit wäre ein Widerspruch in der Bezeichnung.“ So ist auch das Erreichen der Unendlichkeit einer anderen Domäne als der denkenden Vernunft — und zwar wie schon ersichtlich — dem Gemüth vorbehalten, dessen Wesensart vage Traumverlorenheit ist. Vor dem inneren Schauen, vor der Meditation sinkt die schmerzvolle Schranke der Begrenzung, und raumlos weitet sich die Unendlichkeit mit ihren Friedenslüften aus. Nicht der konkrete Wille des Forschers, aber wohl das Gefühl des resignirten Dulders dringt in die unbegrenzten, überweltlichen Sphären ein. „Wer die Welt überwunden hat, der versinkt beruhigt in das Wissen von demjenigen, was selbst nicht gewußt werden kann. Die Thätigkeit dieses Wissens ist einzig und allein die Betrachtung, das Anschauen der Dinge aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Die also beruhigte Meditation ist Befreiung, Erlösung, Heiterkeit. Sie steht auf dem Boden des Pessimismus und ist selbst der grundlose, weil nicht mehr dem Bereich der Kausalität der Natur, sondern dem der Unendlichkeit angehörende Optimismus.“

Der Strahl des „grundlosen Optimismus“ nach der Naturseite des Gemüths ist also der auf das Sehnen nach Naturvereinigung erlangte beschauliche Naturgenuß. Der Strahl nach der Geistesseite des Gemüths ist die der Kontemplation erschlossene Unendlichkeit, nach Ueberwindung des Schmerzes über das der rationellen Vernunft versagte Erkennen derselben.

Diese schmerzüberwundene Kontemplation besitzt einige Aehnlichkeit mit Schopenhauers Schauen des willensfreien Intellekts; dabei besteht aber auch die Verschiedenheit, daß Lorms Betrachtungen von den innigzartesten Gefühlsbewegungen getragen sind, indeß es sich bei Schopenhauer um ein objektiv kühles Erfassen des Bildes handelt. Ebenso besteht auch in den ethischen Prinzipien beider Denker eine gewisse Analogie, mit gleichzeitigen entgegengesetzten Merkmalen. Das Analogische liegt darin, daß Beide das sittliche Regulativ der psychischen Domäne entnehmen; Schopenhauer das Mitleid, und Lorm die befriedigte Erhebung. Der Unterschied ist jedoch wieder der, daß das Mitleid einfach nur die Absicht ausdrückt, Anderen die Wunden zu verbinden, um darüber selbst zur Ruhe zu kommen; überdies reicht dieses altruistisch-egoistische Prinzip lange nicht für alle Anforderungen der Moral aus. Lorms sittliches Regulativ hingegen — die innere Erhebung — ist nicht nur hochsinniger und intensiver, es ist auch von der weitreichendsten Gültigkeit. Die stille Beseligung, die geweihte Erhebung, die man über sein sittliches Verhalten empfindet, ist wieder ein Silberschein aus dem „grundlosen Optimismus“. Ein effektives Verbindungsmoment zwischen Lorm und dem von ihm — im erwähnten kritischen Theil des „grundlosen Optimismus“ — so arg mitgenommenen Frankfurter Philosophen, ist dies, daß Beide vom tiefsinnigen und erhabenen Geist der indischen Philosophen getränkt sind. Aber auch hier ein Unterschied; bei Schopenhauer ist es lediglich eine geistige Würdigung der grandiosen methaphysischen Lehrsätze des Vedânta und des Buddhismus, während Lorms feinschwingendes und tiefes Wesen mit der milden Weisheit Buddha's wie mit dem Wiederhall seiner eigenen Seelentöne, wie mit einem urheimathlich vertrauten Idiom verschmolz. Besonders lebhaft wiederspiegelt sich Lorms Inderthum in seiner Lyrik.[3]) Man glaubt in diesen, das Unermeßliche erschließenden Dichtungen den Geist des bilderreichen indischen Tiefsinns rauschen zu hören. Als Beispiel:

Das Chaos war ein ruhevoller Bronnen,
Der ohne Grenze weit und tief sich dehnte,
Wo nichts das Leben, nichts den Tod ersehnte;
Umschlungen lagen Welten d'rin und Sonnen.

3) Seine gesammelten Gedichte erschienen zu seinem 70. Geburtstag in fünfter Auflage.

Da hat der See zu träumen einst begonnen;
Es schied, was innig aneinander sehnte,
In Tag und Nacht, in Mann und Weib, es gähnte
Ein Abgrund zwischen Wunsch und Wonnen.

Das ist der böse Traum, den Welt sie nennen;
Und ist er ausgeträumt, wird alles, was geschieden
In neuem sel'gen Nichts zusammenfließen.
D'rum predigt nicht Unsterblichkeit hienieden —
Ist Beten Traum, will auch das Herz zerfließen;
Was lebt, will Rückkehr in des Chaos Frieden.

Und noch eine kleine Probe möge zeigen, wie selbst ein so maßlos vielbesungenes und streng subjektivistisches Thema, wie es die Liebe ist, in Lorms Geist eine philosophisch-pantheistische Vertiefung gewinnt und vom Wehen der Unendlichkeit umsäuselt wird:

Die Sehnsucht ist des Alls Geheimniß!
Alles Werden, Blüh'n und Glüh'n,
Nach der wandellosen Einheit
Ist's ein ewig Hinbemüh'n;
Der Verschmelzung ewig Scheitern
Ist die Qual der Menschenbrust.
Der Verschmelzung flüchtig Traumbild
Ist der Liebe ganze Lust!

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. Ungemein zeitgemäß und nicht nur des Interesses des Soldaten, sondern auch des Interesses jedes Gebildeten würdig ist das Werk des preußischen Generalleutnants v. Janson, **Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte** (Mittler u. Sohn, Berlin. 2 Hefte. Preis zusammen M. 3.75.). Als der Verfasser zu Beginn dieses Jahres seine Arbeit herausgab, da waren wohl bereits einige Anlässe vorhanden, welche die fachmännische Erörterung dieser Frage empfehlen mochten; Niemand aber konnte ahnen, daß schon wenige Monate später namhafte Theile der deutschen Landmacht und der deutschen Seemacht zu gemeinsamer kriegerischer Thätigkeit berufen sein würden. Auch der Verfasser hat den Fall, wie er gegenwärtig vorliegt: eine überseeische Unternehmung, bei welcher die auf besonderer Transportflotte zu befördernde Landmacht nach erfolgter Landung die Hauptthätigkeit übernimmt, als für deutsche Verhältnisse erst in zweiter Linie in Frage kommend erklärt und daher nicht an die Spitze seiner Betrachtungen gestellt. Mancher mag dies als einen Mangel bedauern, wir aber sind der Ansicht, daß es gerade recht interessant und lehrreich, dabei für jeden Gebildeten unschwierig ist, aus dem Gesammtinhalt des Werkes das für den vorliegenden Fall Einschlägige in eigener Arbeit gleichsam herauszudestilliren.

In Anlehnung an die preußische Armee ist ein einheitliches deutsches Heer entstanden, Organisation, Ausbildung und Normen für die Kriegführung beruhen auf geschichtlichen Voraussetzungen, auf den Erfahrungen vieler Kriege, auf denen im Frieden stetig und zielbewußt weitergebaut wurde. Die Kriegsmarine des Deutschen Reiches ist weit jüngeren Datums; auch als sie aus der kleinen preußischen zur deutschen geworden war, blieb sie zunächst noch von bescheidenem Umfange, bis die Erkenntniß von der Nothwendigkeit starker Seestreitkräfte in allerjüngster Zeit auch bei uns zum Durchbruch gelangte. Kriegerische Thätigkeit größeren Umfanges war ihr noch nicht beschieden, und auch die neueren Erfahrungen größerer Auslandsmarinen geben kein Vorbild, das ohne weiteres als Muster dienen kann. Liegt nun einerseits der Gedanke nahe, die Erfahrungen des Heeres nach Möglichkeit auch der Marine nutzbar zu machen — und dies ist der eine, uns fernerliegende Zweck der Schrift — so ist doch bei dem Ineinandergreifen der Thätigkeit von Heer und Flotte eine gegenseitige Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse geboten. Für den Seemann ist es weit weniger schwierig, diese Belehrung über das Landheer sich zu verschaffen; er schöpft sie aus zahlreichen Vorschriften und einer umfangreichen Literatur, welche das Landheer im ganzen wie in den Einzelheiten als durchsichtig erscheinen lassen. Umgekehrt ist für die Angehörigen des Landheeres weit weniger Gelegenheit gegeben, sich selbst über Seeverhältnisse zu unterrichten. Was die Marineliteratur augenblicklich zur Verfügung stellt, ist für den vorliegenden Zweck entweder zu technisch oder zu populär, also zu wenig belehrend geschrieben. Es handelt sich also vor allem darum, das Verständniß für die großen allgemeinen Fragen von grundlegender Bedeutung zu gewinnen, und hiefür leistet die Schrift des Generals Janson, namentlich in Verbindung mit einem Aufsatz des Kapitäns zur See **Galster** in „Löbells Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen 1899", die schätzenswerthesten Dienste. Eine kurze Charakterisirung des Inhalts der Schrift Jansons wird dies ersehen lassen.

Zunächst begründet der Verfasser in eingehender Weise die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens von Heer und Flotte und berührt hiebei auch, unter Anlehnung an den vierten Band des bekannten großen Werkes des russischen Staatsraths v. **Bloch**, die Ernährungsfrage in einem großen Kriege der Zukunft. Das Zusammenwirken selbst ist ein dauerndes, das während des ganzen Feldzuges nicht aufhören darf, nämlich das strategische Zusammenwirken, und ein vorübergehendes, das nur zeitweise möglich ist, nämlich das taktische Zusammenwirken. Unschwer läßt sich schon aus dieser Stoffgliederung die Rolle erkennen, welche in der ostasiatischen Expedition Heer und Flotte zufällt; ersteres wird zunächst auch die Aufgabe erhalten, die in China — mangels vorhandener Landtruppen — einstweilen zu Lande eingesetzten Theile der Seestreitkräfte für ihre eigentlichen Aufgaben wieder frei zu machen.

Beim strategischen Zusammenwirken wird sodann dargelegt, inwieweit die strategischen Begriffe des Landkrieges auf den Seekrieg anwendbar sind, und demnächst dazu übergegangen, die strategischen Verhältnisse eines Krieges zweier Mächte mit gemeinsamer Landesgrenze darzulegen. Werden diese Verhältnisse auch verschieden sein, je nach dem Grade der Ueberlegenheit der einen Macht zur See, so ergibt sich aber doch eine so unbegrenzte Zahl der Abstufungen des Stärkeverhältnisses, daß es unter Berücksichtigung politischer Konstellationen auch für den Schwächeren keineswegs aussichtslos erscheint, wenigstens zur „Seegeltung" zu gelangen. Der reiche Stoff wird hier in die Unterabschnitte gegliedert: Zufahr auf dem Seewege — Schädigung und Schutz des Handels — Ausführung und Abwehr von Landungen — Einwirkung von Kolonien — Unmittelbare strategische Unterstützung der Landoperationen durch die Flotte.

Noch weit interessanter ist derjenige Theil des Buches, welcher den Krieg zweier durch das Meer getrennter Mächte zum Gegenstand hat. Eine gemeinsame Landesgrenze gestattet der Macht, die sich für hinlänglich stark und gerüstet hält, den Nachbar anzugreifen; hiebei macht es einen ausschlaggebenden Unterschied nicht, wenn die Verbindung zwischen beiden Ländern nur durch ein drittes hergestellt wird; man denke nur z. B. an die Lage Bayerns in den Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts! Liegt aber das Meer zwischen beiden Parteien, so müssen zunächst die Mittel vorhanden sein, um die gegenseitigen Streitkräfte aneinander zu bringen. Naturgemäß werden die betheiligten Mächte danach streben, den Schwerpunkt des Krieges und somit die Entscheidung dahin zu verlegen, wo sie mächtiger sind, auf das Land oder auf das Wasser; ausschlaggebend ist aber in erster Linie der zur See stärkere Partner, denn er kann möglicherweise sogar verhindern, daß es zum Zusammentreffen der Landstreitkräfte überhaupt kommt. Folgerichtig erörtert daher das Buch zuerst die Verhältnisse des Seekrieges allein, wobei darauf aufmerksam gemacht wird, daß hiefür selbst die größte Seemacht, England, das dauernde Zusammenwirken von Land- und Seestreitkräften für eine unumgängliche Bedingung ansieht. In Verbindung mit dem Landkrieg kann der Seekrieg unter den verschiedenartigsten Voraussetzungen zustande kommen, je nach dem Grade, in dem der eine oder andere Theil die See beherrscht; ob die Absicht, den Krieg ins Feindesland zu tragen, nur auf einer Seite oder bei beiden besteht; ob die Landung in einem eigenen, befreundeten oder im feindlichen Gebiete erfolgen

soll; welche Transportstraßen, welche Entfernungen in Betracht kommen u. s. w. Die so entstehenden verschiedenen Lagen üben neben den Stärkeverhältnissen ihren bestimmenden Einfluß auf den Verlauf des Krieges, der naturgemäß in folgende Akte zerfällt: Vorbereitung, Ueberführung der Truppen, Landung, Operationen nach der Landung. Bei der Erörterung dieser Punkte zieht die Schrift die neuesten kriegsgeschichtlichen Beispiele aus dem Kriege Japans gegen China, Amerikas gegen Spanien, Englands gegen Transvaal in geschickter Weise heran.

Sind die bisher behandelten strategischen Verhältnisse weitaus die häufigeren, die wichtigeren und die entscheidenden, so gibt es doch auch genug Lagen, in denen das taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte eintreten wird: bei Durchführung und Abwehr von Landungen, bei Angriff und Vertheidigung von Küstenbefestigungen, endlich liefert die Schlacht an der Alma (Krimkrieg) sogar ein bemerkenswerthes Beispiel für die gegenseitige Unterstützung in der Feldschlacht.

Daß solche vielseitigen Beziehungen nicht erst unter dem Druck der eisernen Nothwendigkeit angeknüpft werden sollen, sondern einer ausgiebigen Friedensvorbereitung bedürfen, leuchtet ein; leider konnte bisher in Deutschland zu diesem Zweck nur wenig geschehen. General Janson gibt die Mittel an, durch welche eine Besserung erreicht werden soll, und bezeichnet die Ziele, die zunächst zu verfolgen sind. Es muß hiebei noch besonders hervorgehoben werden, daß seitens der deutschen Heeresleitung für das laufende Jahr die weitgehende Betheiligung der Kriegsmarine an den Kaisermanövern bereits vor der ostasiatischen Verwicklung ins Auge gefaßt war und auch trotz der neuerlichen vielfachen Inanspruchnahme der Flotte keineswegs aufgegeben ist. Schon aus diesem Grunde wird die Schrift Jansons allseitig willkommen sein.

K. „Illustrirte Geschichte der Stadt München“ von Ferdinand Kronegg. München, Max Kellerers Hofbuchhandlung 1900. — Es ist zweifellos ein Verdienst, die Geschichte Münchens der Allgemeinheit vorzuführen und zugänglich zu machen. Dieser Boden lag jahrelang brach, ältere Werke, die hierüber erschienen, sind seit Jahren vergriffen, und so viel auch von einzelnen Historikern, es seien da nur Dr. Sepp, Stadtarchivar E. v. Destouches genannt, gethan wurde, der großen, breiten Schicht des Volkes blieb doch das Meiste dieser Arbeiten unbekannt. Nun ist es auch keine leichte Aufgabe, eine Geschichte Münchens zu schreiben, denn die Belege über deren früheste Periode sind recht spärlich, mühselig müssen sie und ihre Daten aus zerstreuten Urkunden zusammengesucht werden, die im Reichsarchiv, dem des Freisinger Domkapitels, den seinerzeit mit bodenlosem Leichtsinn verschleuderten der Klöster Tegernsee, Schäftlarn, Benediktbeuren ꝛc. sich noch vorfinden. Die großen Brände von 1327 und 1422, denen beidemal auch das Rathhaus zum Opfer fiel, haben zweifellos auch die alten Chroniken nebst den Steuerbüchern u. s. w. vernichtet. Der „Historische Verein für Oberbayern“ läßt es sich nun allerdings außerordentlich angelegen sein, darauf bezügliche Dokumente aufzuspüren und in seiner Monatsschrift zu veröffentlichen, doch derartige Publikationen sind der Allgemeinheit nicht so zugänglich, wie es zu wünschen wäre und zudem erfordert vieles davon bereits intensivere historische Vorstudien. Dieser Bedingung geht das vorliegende Büchlein geschickt aus dem Wege. Es hantirt nicht allzuviel mit Jahreszahlen, über deren Richtigkeit die berufenen Historiker vielfach noch selbst getheilter Meinung sind, sondern faßt das Material möglichst in bestimmte Perioden und Abschnitte zusammen, die durch einen Fürsten ein besonderes Vorkommniß oder schon im allgemeinen ein charakteristisches Gepräge tragen. Die Schreibart ist volksthümlich, für einen weitestgreifenden Leserkreis berechnet; mit einem Wort, es ist ein Volksbuch, das dem schlichten Manne die Geschichte der Heimathstadt in jenen kräftigen Umrissen vorführen soll, die den alten Holzschnitten eigen ist; wer sich näher mit der Vergangenheit Münchens befassen will, dem wird es zur Anregung dienen, für die breiten Schichten reicht sein Inhalt aus. Die Ausstattung ist bei dem billigen Preise eine recht hübsche. Aus guten alten Werken sind bildliche Reproduktionen aufgenommen, Ansichten von alten Bauten, Portraits, Trachten ꝛc. und auch die Neuzeit kommt dabei zu Wort. Daß das Buch einem thatsächlichen Bedürfniß entgegenkommt, ist wohl am besten dadurch erwiesen, daß binnen kürzester Zeit eine neue Auflage von ihm nothwendig wurde.

„Gottfried Keller“: Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Diese Biographie ist recht trocken. Man hätte so gern ein Buch über Keller aus tiefer Liebe zu diesem Manne geschrieben, recht innig, weniger kritisch als berichtend, selbst die Gefahr der Weitschweifigkeit würde nicht Allen drohend sein. Statt dessen gibt dieses Buch recht kluge Vorlesungen wieder, ganz angenehm geschrieben, aber inhaltlich wenig bedeutend. Das Werden dieses Mannes ist nur ganz äußerlich dargestellt, und wahrhaftig, man wird immer lieber den grünen Heinrich zur Hand nehmen, als diese nüchterne Biographie, um etwas vom Innenleben G. Kellers zu hören. Denn dieser Jüngling, der seine Zeit ehrlich durchkämpfte, durch Hunger und Noth und allerlei Qualen der Ueberzeugung, und doch unterlag im Kampfe und alles vergeudete, was er besaß: sein und seiner Mutter Leben, — das ist wahrlich Gottfried Keller selbst gewesen, der ja auch lange geschwankt hat zwischen Malerei und Dichtkunst. Ein gutes Lichtdruckbild ist dem Bande beigegeben, für den der Verlag auch sonst durch schönen Druck und auch hübschen Einband Gutes gethan hat. W. Fred.

C. Kalender des Deutschen Lehrer-Thierschutz-Vereins (Verlag des Vereins, Berlin SW, Königgrätzerstraße 108). Soeben geht uns der Thierschutz-Kalender für das Jahr 1901 zu, der wohl alles auf diesem Gebiet bisher Geleistete übertrifft. Die Illustrationen standen schon immer durch die Mitwirkung hervorragender Künstler auf einer bemerkenswerthen Höhe; jedoch konnten sich die Freunde der Sache nicht verhehlen, daß der literarische Theil vielfach besser in der Absicht als in der Ausführung war. Wir brauchen nur zu sagen, daß der nächstjährige Kalender Beiträge von Schriftstellern wie Paul Heyse, P. K. Rosegger, Emil Marriot enthält, um zu zeigen, daß kaum je Gleichwerthiges für einen solchen Preis (1 Kalender 10 Pf., 100 Kalender 5 M.) geboten wurde. Der belehrende Anhang enthält als Neuheiten eine Erklärung der Elektrizitäts-Maßeinheiten Volt, Ampère, Ohm, Watt, von denen man so oft reden hört, ohne sich dabei etwas denken zu können, und die, durch die Postordnung vom 20. März 1900 eingeführten neuen Bestimmungen. Wenn mit der Anschaffung nicht zugleich ein gutes Werk, nämlich Unterstützung einer großen volkserzieherischen Bestrebung, zu leisten wäre, so würde sich das Publikum wohl um das Bändchen reißen.

* Eine Bibliographie der stenographischen Literatur Deutschlands für die letzten zehn Jahre ist soeben von der „Kommission zur Förderung stenographischer Geschichtsforschung“ durch den Vorsitzenden derselben, Dr. Dewischeit in Königsberg i. Pr., abgeschlossen worden. Die Bibliographie erscheint als Theil der großen internationalen stenographischen Bibliographie, die mit Unterstützung des Handelsministeriums der französischen Republik vom vorbereitenden Ausschuß des siebenten internationalen Stenographen-Kongresses zu Paris herausgegeben wird. Ueber den ungeheuren Umfang der deutschen stenographischen Literatur, die während der Jahre 1890—1899 erschienen ist, mögen folgende Angaben Auskunft geben: Es sind während dieser Zeit von den stenographischen Schulen Deutschlands 554 verschiedene Lehrmittel herausgegeben worden, dazu kommen noch 101 neue Systeme, die während dieser Zeit aufgestellt sind. Erwägt man, daß einzelne Bücher in der Berichtsperiode 20 Auflagen und darüber erlebt haben — die Bibliographie führt stets nur die letzte Auflage an — und daß fast jede Auflage aus mehr als 1000 Exemplaren bestand — die letzte Auflage eines Lehrbuches des Einigungssystems Stolze-Schrey umfaßte 55,000 Exemplare — so wird man erst von der wahren Verbreitung der Kurzschrift in Deutschland eine Vorstellung erhalten. 533 Bücher sind für den Lesestoff bestimmt. Allein 368 verschiedene Zeitschriften gaben über das stenographische Leben Auskunft. An Einzelheiten mag ferner nur hervorgehoben werden: Es sind 18 verschiedene Gebetbücher in stenographischer Schrift, 43 Liederbücher, ja sogar 24 stenographische Theater- und 15 stenographische Musikstücke (Märsche

und Tänze) veröffentlicht worden. In einem Anhang sind sämmtliche Aufsätze zur Geschichte der Stenographie von der griechischen Tachygraphie und den Tironischen Noten herab bis zur modernen Zeit aufgezählt. Dieser Abschnitt enthält 784 Nummern. Die fruchtbarsten Stenographiehistoriker waren Dr. Johnen (Viersen), Archivrath Dr. Mitzschke (Weimar), Dr. Dewischeit (Königsberg i. Pr.), Geh. Hofrath Prof. Dr. Zeibig (Dresden), der unlängst verstorbene Tironianer Geh. Reg.-Rath Dr. Schmitz (Köln) und Prof. Dr. Rueß (München). An die Bibliographie wird sich ein Verzeichniß des stenographischen Bücherschatzes und der tachygraphischen Handschriften aller öffentlichen Bibliotheken Deutschlands und des Auslandes anschließen. Im Auslande arbeitet an der Zusammenstellung eine Reihe von Gelehrten, so Pitman für England, Guénin für Frankreich, Greco für Italien, Melin für Schweden, Worms für Dänemark, Chordoba für Böhmen u. s. w. Das Ganze dürfte ein Riesenwerk und die Frucht erstaunlichen Fleißes werden.

* **Der Fortschritt der Literatur in Indien.** Der „Jährliche Bericht über den moralischen und materiellen Fortschritt Indiens“, der kürzlich den Mitgliedern des englischen Parlaments übergeben wurde, stellt unter der Rubrik „Literatur“ die Gesammtzahl der Publikationen zusammen, die in Indien in verschiedenen Sprachen in einem Jahre erschienen sind. Gleich nach den englischen Publikationen kommen die Schriften in der Urdu-Sprache, dann die in der bengalischen und endlich die im Sanskrit. Die Veröffentlichungen in Bombay sind hauptsächlich in Gujarathi oder Marathi, während in Madras hauptsächlich in Telegu geschrieben wird. In jeder der anderen 35 Sprachen, außer den erwähnten, sind nur wenige Bücher erschienen. Eine große Anzahl von philosophischen Werken ist im Sanskrit geschrieben. Die Zahl der schriftstellernden Bengali-Frauen ist beträchtlich gestiegen. Sehr viele englische Novellen sind in die Urdu-Sprache übersetzt worden. Unter den Publikationen im Pendschab ist ein Bericht über den griechisch-türkischen Krieg und eine Geschichte der Herrschaft der Mohammedaner in Indien.

‡ Ueber „**Die Kunstsammlung Friedrichs des Großen**“, welche auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm aus den preußischen Schlössern zur Zeit auf der Pariser Weltausstellung 1900 erschienen sind, hat Paul **Seidel** ein beschreibendes Verzeichniß herausgegeben, welches außer einer Einleitung über die artistische Vorliebe des Königs für die französischen Zeitgenossen sehr lehrreiche Schilderungen der einzelnen Gemälde, Skulpturen, Tapisserien, Möbel und Schmuckgegenstände enthält, die der berühmte Mäcen theils als Geschenk von König Ludwig XV. und dessen Nachfolger erhielt oder im Auftrage des Monarchen selbst in Paris bestellt und erworben oder durch französische Gewerbemeister in Potsdam, Berlin u. s. w. angefertigt wurden. Dieser populär gehaltene Katalog ist durch 45 Abbildungen, meistentheils nach Zeichnungen und Radirungen von Peter Halm illustrirt und ausgestattet (Berlin und Leipzig 1900, bei Giesecke u. Devrient. XII und 94 S. Kl. 8°); er bildet eine praktisch-populäre Ergänzung zu den früheren wissenschaftlichen Arbeiten und Prachtwerken von Paul **Seidel**, C. Fr. **Gurlitt**, A. **Rosenberg** und **Du-Bois-Reymond**. Um das Büchlein handlich zu machen, mußten Peter Halms Radirungen leider verkleinert werden. Für die bildliche Reproduktion von Bronze-Büsten dürfte sich wohl ein anderes technisches Verfahren finden lassen. Beigegeben ist das Jugendbildniß Friedrichs nach Pesne und die charakteristische Statue Gottfried Schadows.

* In dem **Großherzogthum Hessen** sollen, wie die „Geogr. Zeitschr.“ mittheilt, jetzt auch von Staats wegen **meteorologische Beobachtungen** eingerichtet und unterhalten werden. Das vollständig neu einzurichtende Netz wird aus drei Stationen zweiter Ordnung, drei dritter Ordnung und 27 Regenstationen bestehen, wozu noch eine Anzahl sogenannter freiwilliger Anschlußstationen treten werden. Der Anfang der Beobachtungen ist auf den Beginn des neuen meteorologischen Jahrzehnts, den 1. Januar 1901, festgesetzt worden. Die Beobachtungen sollen in jeder Weise wissenschaftlich und auch praktisch nutzbar gemacht werden. Zu diesem Zweck werden sie in der international üblichen Form veröffentlicht werden. Mit der Einrichtung des Netzes, sowie mit den meteorologischen Arbeiten ist der Dozent an der technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. **Greim** beauftragt worden.

* **München.** Der Honorarprofessor an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Karl v. **Linden**, der sich um den Ausbau der Kältemaschinen verdient gemacht hat, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Jena.** Der Professor der Agrikulturchemie Dr. **Pfeiffer** hat, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, einen Ruf nach **Breslau** erhalten, wo er Nachfolger des nach Königsberg berufenen Prof. Stutzer werden wird.

* **Dresden.** Montag, den 24. September 1900, und folgende Tage findet im Anschlusse an die Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine **der erste deutsche Denkmalpflegertag** statt. Die drei großen Gebiete der Denkmalpflege werden bei dieser, aus allen Theilen Deutschlands besuchten Zusammenkunft durch Referate mit Thesen und anschließender Berathung erörtert, und zwar die **Gesetzgebung** zum Schutze der Denkmäler von dem Provinzialkonservator der Rheinprovinz, Prof. Dr. **Clemen** (Düsseldorf), die **Inventarisirung** der Denkmäler von dem Inventarisator des Königreichs Sachsen, Hofrath Prof. Dr. **Gurlitt** (Dresden), die Grundsätze der **Restaurirung** von Denkmälern von Baurath **Tornow** (Metz). Von Prof. Dr. **Dehio** (Straßburg) liegt ein Plan zu einem **Handbuche** der deutschen Denkmäler vor. Von Architekt Bodo **Ebhardt** (Charlottenburg) ist ein Vortrag über **deutsche Burgen** mit Vorführung von Lichtbildern zu erhoffen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 353. Bosnien und Herzegowina. 9. Heft. Wien, Hölder. — **Kunst und Kunsthandwerk.** 3. Jahrg. Heft 7. Wien, Artaria u. Co. — **Denkmäler deutscher Tonkunst.** 2. Folge: Denkmäler der Tonkunst in Bayern. 1. Jahrg.: E. F. dall'Abaco. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Mémoire présenté à la conférence de l'union interparlamentaire pour l'arbitrage et la paix par MM. Fischer, Wessels et Wolmarans. Mit Annexes. Paris. — Graf H. **Koenigsmark**: Japan und die Japaner. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1900. — H. v. **Manteuffel**: Zur Technik des Betrugs beim Glücksspiel. (S.-A. aus dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. Bd. 4, S. 81—94.) — E. **Simon**: Heil dir, du deutsches Flottenheer! Marsch mit Text. Leipzig, Spitzner. — H. Frhr. L. v. **Simmern**: England in Südafrika und die großen germanischen Weltinteressen. Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bröcking 1900. — Dr. W. **Borgius**: 1903. Ein handelspolitisches Vademecum. (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. 1, Heft 4.) Berlin, Heymann 1900. — **Clara Zahn**: Im Schoß der Familie. Roman, Berlin, Janke 1900. — V. **Laverrenz**: Deutschland zur See. Lfg. 8 und 9. Berlin, Meidinger 1900. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 24. Jahrg., 3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Ad. **Hemme**: Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Leipzig, Avenarius 1900. — **Die Insel.** 1. Jahrg., Nr. 9 (Juni 1900). Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler. — A. E. **Hübner**: Funken und Flammen. Gedichte. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — **Elfried Meinhold**: Judas. Drama. Ebd. 1900. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege. 1. Bd., 6./7. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — Th. **Reitterer**: Leben und Werke Peter Pindars (Dr. John Wolcot). (Wiener Beiträge zur englischen Philologie. XI.) Wien und Leipzig, Braumüller 1900. — Ad. **Wernicke**: Lehrbuch der Mechanik. In 2 Theilen; vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Vieweg 1900. — E. **Hauviller**: Alsatica aus Pariser und römischen Archiven und Bibliotheken. (S.-A. aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. Bd. 15, Heft 3.)

Jahrgang 1900. München, Freitag, 10. August. Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Sozial-christliche Strömungen des ausgehenden Mittelalters.

Von Dr. Hermann Barge.

Die mittelalterliche Kirchlichkeit ist charakterisirt durch ein merkwürdiges Nebeneinander von Ueberfluß und Armuth, Ueppigkeit und Askese. Wie heftige Worte auch die frommen Bußprediger gelegentlich gegen die Prunk- und Genußsucht der Kirche schleuderten, am Ende fanden sich die daseinsfrohe, in Wollust schwelgende Hierarchie und das auf alle Freuden der Welt verzichtende Mönchthum immer wieder friedlich zusammen. Die cluniacensische Bewegung des 10. und 11. Jahrhunderts, die mit dem Schlachtruf der Weltverleugnung ins Feld gezogen war, mündet, seit Gregor VII. zur Herrschaft gelangt, unmittelbar aus in jenes System prunkhafter Kirchlichkeit, das den Schwerpunkt seiner Aufgabe in der Durchführung irdischer Herrschaftszwecke und nicht in der Pflege ehrlicher Frömmigkeit erblickte. Und als gegen die Ausartungen dieses Regiments feiner besaitete Naturen, wie der heilige Franziskus und der heilige Dominikus, sich sträubten und in glühender Ekstase die Botschaft von der völligen christlichen Armuth und Elendigkeit verkündeten, da währte es nicht lange, und die Kirche nahm sie und damit ihre Grundsätze in ihren Schoß auf: sie wurden nicht zu Ketzern, sondern zu Heiligen gemacht. Aber mit nichten verließ damit die Papstkirche die Grundlinien ihrer bisherigen Entwicklung: ihre volle Entartung, die ihren Ausdruck fand in dem berüchtigten Expressungssystem der vorreformatorischen Zeit, gelangte erst nach der Gründung der Bettelorden zur Entfaltung. Und das gute Einvernehmen der Kirche mit den Franziskanern und Dominikanern ist gleichwohl, von vorübergehenden Störungen zur Zeit Ludwigs des Bayern abgesehen, nie dauernd erschüttert worden. Ja, in der Reformationszeit sind gerade die Bettelmönche die rührigsten Vertheidiger des ancien régime gewesen.

So befremdlich dieses Bündniß zwischen der hierarchischen Papstkirche und dem weltentsagenden Asketenthum anmuthen mag, es ist doch tief begründet im Wesen beider Richtungen. Die eine vermochte ohne die andere nicht auszukommen. Die Papstkirche bedurfte des Bettelmönchthums, um tiefer beanlagte Geister, die in der Schalheit kirchlicher Herrschaftsgelüste keine religiöse Befriedigung fanden, ihm zuzuführen und dadurch unschädlich zu machen; und das mönchische Asketenthum bedurfte der verweltlichten Papstkirche als Folie, von der es sich in seiner exemplarischen Vortrefflichkeit abhob. Reichte die Verweltlichung in die höchsten Kreise der Würdenträger der Hierarchie hinein, um so größer der Ruhm, sich ihr zu entziehen. Auch in seinen reinsten Vertretern verlangte das Bettelmönchthum doch nur danach, sich von der Papstkirche zu isoliren, nicht sie zu reformiren.

So laufen unmittelbar nebeneinander her Massenschenkungen (die doch auf eine Linderung der Armuth praktisch hinauslaufen mußten) und eine panegyrische Verherrlichung der Armuth — der beste Beweis dafür, daß es den Vertretern solcher Prinzipien auf ihre persönliche Leistung und nicht auf Besserung der sozialen Verhältnisse ankam. Sie schenkten, um arm zu werden, nicht um zu helfen.

Aber insofern haben die Bettelmönche indirekt immerhin sozial gewirkt, als sie den Laien — durch die Aermlichkeit ihrer Lebensführung — die Augen öffneten über die den Grundsätzen des wahren Christenthums widersprechende Genußsucht der Weltgeistlichkeit und mit den Anstoß gaben zu der radikalen Kritik, die an der verweltlichten Kirche von Seiten der Laienschaft geübt wurde. Wenn man die Größe der kirchlichen Korruption an der Stärke des Hasses messen will, der sich gegen sie richtete, so müssen die Zustände allerdings schlimm gewesen sein. Von furchtbarer Leidenschaftlichkeit, die nur um so dämonischer erscheint, weil sie sich häufig genug hinter frommen Gebetsfloskeln versteckt, sind die gegen die kirchliche Verweltlichung des ausgehenden Mittelalters gerichteten Pamphlete erfüllt. Unheimlich zucken in die Empfindungen des Gottesverlangens solche des Racheverlangens hinein:

> **Wir wollen Gott im Himmel klagen**
> **Kyrie eleison**
> **Daß wir die Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen**
> **Kyrie eleison.**

Von einer Rückkehr zu urchristlichen Zuständen ward alles Heil erwartet. Arm sollte die Kirche wieder werden, wie Christus arm gewesen war. Und unter ihren Gliedern sollte völlige Gleichheit herrschen, wie Besitzunterschiede unter den Jüngern Christi nicht vorhanden gewesen waren. Mit dem Haß gegen die Kirche verbinden sich fast stets kommunistische Forderungen. Viel zu sehr wirft man noch immer den Pauperismus der Bettelmönche und den Kommunismus der Massen zusammen oder betrachtet doch jenen als die Vorstufe zu diesem. Und doch sind beide Richtungen ganz verschieden und aus entgegengesetzten Empfindungen heraus geboren: bei den Bettelmönchen ein Herabsteigen zu freiwilliger Armuth, bei den fanatisirten Massen das Verlangen, aus der vorhandenen Armuth durch eine kommunistische Gesellschaftsordnung herauszukommen.

Die ersten kommunistischen Ansätze reichen weit zurück. In Italien gründete noch im 13. Jahrhundert Gerardo Segarelli in Parma eine religiöse Genossenschaft nach dem Muster der ersten Christenge-

meinden. Beim Eintritt mußten Alle ihr Privateigenthum opfern, und nach Aufhebung des Privateigenthums gelangte man auch zur Verwerfung der Ehe und Familie. Segarelli starb im Jahre 1300 auf dem Scheiterhaufen: ein gleiches Schicksal ereilte seinen Nachfolger Fra Dolcino.

Größere Ausdehnung erhielten solche Versuche, kommunistische Grundsätze ins Leben zu übertragen, bei den böhmischen Husiten. Um das Jahr 1420 wurden drei gemeinsame Kassen errichtet, zu Tabor, Pisek und Wodnan. Jedermann mußte freiwillig zu ihnen steuern. Die Gemeinden wurden in Feld- und Hausgemeinden eingetheilt; die ersteren mußten den Krieg führen, letztere Landwirthschaft treiben, zugleich mit für die Krieger. Ueber derartige praktische Anfänge weit hinaus gingen Zukunftsprophezeiungen von zügelloser Phantastik: der husitische Priester Martin weissagte den baldigen Eintritt einer neuen Weltordnung. Heimlich würde Christus wiederkommen, wie ein Dieb. Dann wäre der Tag der Rache gekommen. Städte, Dörfer und Schlösser würden zerstört werden, bis auf fünf böhmische Orte, in die sich die Gläubigen zu flüchten hätten. Im neuen Reiche würde es keine Könige, Edelleute oder Prälaten mehr geben, und die Menschheit würde zurückkehren in den Zustand der Unschuld Adams und Eva's vor dem Sündenfall.

Als nach der Schlacht von Böhmisch-Brod (1434) die politische Macht des Taboritenthums gebrochen war, waren damit doch keineswegs seine kommunistischen Ideale ausgerottet. Vielmehr verbreiteten sie sich von Böhmen aus über ganz Süddeutschland. Der Boden, auf dem sich im 16. Jahrhundert der Bauernkrieg abspielt, ist von husitisch-kommunistischer Agitation völlig durchwühlt gewesen. Im ganzen wird man sagen können: kaum je ist ein Wirthschaftsprogramm schlechter und ärmlicher begründet worden als das des christlichen Kommunismus. Wie weit war doch Christus davon entfernt gewesen, von jener souveränen Geringschätzung aus, die er in seiner ganzen Lebenshaltung den Dingen der Welt gegenüber an den Tag legte, ein kommunistisches Wirthschaftsprogramm für alle Zukunft zu statuiren! Zudem sind die mittelalterlichen Kommunisten nicht in die einfachsten Grundlagen des volkswirthschaftlichen Lebens ihrer Zeit eingedrungen. In ihrem Programm wird keinerlei Rücksicht genommen auf die durch die städtische Kultur hervorgerufenen neuen Berufsbildungen oder auf das Verhältniß der Produktion zur Konsumtion und noch viel weniger auf die in den einzelnen Berufsklassen sich bildende Mannichfaltigkeit der sozialen Interessen. So sehr diese Strömungen aus der materiellen und seelischen Noth der Menschen heraus verständlich sein und das Interesse des Beschauers fesseln mögen, im Grunde waren doch Haß und Begehrlichkeit in religiöser Verbrämung die Fundamente, auf denen solche Forderungen aufgebaut waren.

Wohlthuend wird man berührt, wenn man den Blick von diesen fanatisirten Massen weg auf eine dritte Anschauungsgruppe richtet, der neben dem Mönchthum und dem christlichen Kommunismus eine durchaus eigenartige Bedeutung zukommt. Die Menschen, die ihr angehören, sind mit den verschiedensten Namen belegt worden: Waldenser, Begharden, Gottesfreunde, Brüder, Wiedertäufer. Es ist, namentlich seitdem Ritschl sein Verdikt über sie ausgesprochen hat, eine geringschätzige Beurtheilung ihrer Anschauungen durchaus die Regel. Ihr Christenthum wird bald als sektirerische Winkelfrömmigkeit kurz abgethan, bald als eine bloße Spielart mönchischer oder auch christlich-kommunistischer Ansichten hingestellt. Demgegenüber ist Ludwig Keller trotz heftigen Widerspruchs unablässig thätig, die Bedeutung dieser „waldensischen Gemeinden“ ins hellste Licht zu rücken. Mag in Einzelheiten Keller immerhin nicht das Richtige getroffen haben: ihm gebührt zweifellos das Verdienst, hier einen durchaus selbständigen, eigenartigen Frömmigkeitstypus von hoher Reinheit aufgedeckt zu haben. Ihr charakteristisches Gepräge wird diesen „altevangelischen Gemeinden“ verliehen durch ihre religiösen Ansichten. Ein soziales Programm haben sie in ihrer besten Zeit nie aufgestellt. Und doch haben sie Jahrhunderte hindurch eine im besten Sinn des Wortes soziale Wirksamkeit ausgeübt. Sie befolgten nichts als den Grundsatz, so viel immer möglich die Lehren Christi in sich aufzunehmen und seinen Vorschriften und Mahnungen gemäß zu leben. Sie verlangten von ihren Predigern, daß sie arm waren wie Christus — aber nicht um einen Kultus der Armuth zu treiben, sondern damit sie, von keinem irdischen Besitz gefesselt, ihre volle Kraft den Gemeinden widmen könnten. Die mit der Mönchsarmuth verquickte Werkheiligkeit war ihnen verhaßt. „Sorge, daß du nicht in zu große Armuth geräthst,“ so heißt es in einer ihrer Vorschriften, „denn wer die Armuth nicht in großem Frieden erträgt, dem ist sie gefährlich. Erwirb rechtschaffen, was dir zum Leben nöthig ist, verschenke das Uebrige, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Diese Waldenser führten den Grundsatz durch, daß es keine Bettler in ihren Gemeinden geben dürfe und daß der, welcher Mangel leide, von den Anderen unterstützt werden müsse. Die ganze Einrichtung ihrer gemeindlichen Organisation zielte darauf ab, daß Einer dem Anderen thatkräftig helfen müsse, und sie sagten geradezu, daß Mittheilen und Gutes thun der beste Gottesdienst sei.“

Roscher hat einmal geäußert, wenn alle Menschen wirkliche Christen wären, so würde es eine soziale Frage überhaupt nicht geben: man hat den Eindruck, daß die waldensischen Gemeinden diesem Ideal christlicher Gesellschaftsordnung nahe gekommen sind. Aber freilich ließen sich solche Grundsätze nur verwirklichen, wo, wie bei den altevangelischen Gemeinden, eine feste Organisation von Menschen vorhanden war, die auf völlig gleichem Boden christlicher Weltanschauung standen, die nicht nur in ihren Grundüberzeugungen übereinstimmten, sondern bis in die kleinsten Lebensgewohnheiten hinein sich der traditionell überlieferten Regel fügten. Eben darum aber hat die so überaus sympathische soziale Wirksamkeit jener Sektirer kaum je über die Grenzen ihrer Verbände hinausgereicht. Zur Aufstellung objektiver Programmforderungen, die, aus dem Wirthschaftskämpfen ihrer Zeit heraus geboren, auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machten, konnten sie von der Grundlage ihrer urchristlichen Anschauungen aus nicht gelangen.

Weht in den waldensischen Gemeinden der milde Zephyr des sozialen Friedens, so braust seit dem 14. Jahrhundert in den Großstädten der wilde Sturm des Interessenkampfes zwischen Unternehmerthum und Arbeiterschaft. In dem Augenblick, wo die Zünfte einen ihrer wirthschaftlichen Bedeutung entsprechenden politischen Einfluß auf die Stadtverwaltung erlangt haben, beginnt das Bestreben der Zunftmeister, ihren Ring zu schließen, und das Recht, die Meisterschaft zu erwerben, ihren Angehörigen vorzubehalten. Damit aber ward die schwere Arbeitslast des Handwerks auf die Schultern der Gesellen abgewälzt, denen nunmehr die Möglichkeit eines Emporsteigens zu selbständiger wirthschaftlicher Existenz und höherer sozialer Werthung abgeschnitten war. Es bildet

sich zum erstenmal in der deutschen Geschichte ein Interessengegensatz innerhalb derselben Berufsarten aus, der Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter. Und kaum wird die neue Konstellation deutlich, so treten uns auch schon Arbeiterkoalitionen von bedeutendem Umfang entgegen, die um eine Besserung der sozialen Lage ihrer Mitglieder kämpfen. Die städtischen Gesellenverbände des ausgehenden Mittelalters sind die ersten Varläufer der modernen Arbeiterverbände gewesen. Die Tendenz jener Zeit, daß alle wirthschaftlichen Interessengruppen sich zu Karparationen zusammenschlassen, war den Bestrebungen der Gesellen günstig. Es bestand für sie geradezu der Assoziationszwang. Wer sich van dem Verbande, dem er zugehörte, fernhielt und seine Beitragspflicht nicht erfüllte, verfiel der Strafe der Aechtung. Waren diese Verbände ursprünglich christliche Bruderschaften mit Unterstützungszwecken gewesen, so wurden doch bald die Ueberschüsse der Einnahmen zu allgemeinen Zwecken verwandt. In ihrem Versammlungslokal, der „Uerte“ (einer Trinkstube), kamen die Gesellen zusammen und beriethen über ihre Lage und die Maßnahmen zu ihrer Besserung. In gleicher Weise richtete man das Augenmerk auf eine Regelung des Arbeitslohnes, der Arbeitszeit, der Arbeitsvermittelung und des Arbeitsvertrages. Sa waren es praktische, unmittelbar erreichbare Einzelfarderungen, die die Verbände aufstellten.

Die Mittel, durch die sie diese Forderungen zu ertrotzen suchten, erinnern durchaus an das Vargehen der heutigen Arbeiterschaft. Gesellenverbände verschiedener Städte treten zu einander in Verbindung und halten sich über die gemeinsamen Aussichten auf erfalgreiches Vargehen auf dem Laufenden; ihre Vertreter unterhandeln in streitigen Fällen mit den Meistern; verhalten sich diese ablehnend, sa schreitet man zur Verrufserklärung, zum Ausstand, zum Baykott.

Eine indirekte Stärkung erhielten diese Bestrebungen der städtischen Gesellen dadurch, daß auch die Bauernschaft auf dem Lande sich gegen ihre Grundherren zu regen begann. Der wirthschaftliche Druck, der auf den Bauern lastete, hatte ja ganz andere Ursachen als die Abhängigkeit der städtischen Arbeiter. Im Gegensatz zu diesen waren sie — in ihrer überwiegenden Mehrheit — selbständige Unternehmer. Denn die grundherrlichen Bande, die sie während des 10. bis 13. Jahrhunderts umschlungen hatten, waren schan längst gesprengt. Aber mit dem Augenblicke, wo sie — der neu errungenen Freiheit frah — zu prasperiren anfingen, hatte das jung erstarkte Landesfürstenthum seine Blicke auf sie gewarfen und ein Abgaben- und Besteuerungssystem eingerichtet, das auf den Bauern schwer lastete.

Von den besseren Tagen her, die sie gesehen, war den Bauern ein Gefühl ihres Standeswerthes geblieben, das sie gegen Unterdrückungsversuche jeder Art empfindlich machte. Hatten die grundherrlichen Gutsunterthanen des 10. bis 12. Jahrhunderts stumpf jede Demüthigung seitens ihrer Gutsherrn über sich ergehen lassen, so fügten sich die Bauern des 15. Jahrhunderts den Erpressungsversuchen der Landeshern nur knirschend; ein zäher Tratz blieb zurück und bewirkte, daß die Maßnahmen der Herren stets als Unrecht angesehen wurden. Nie sind die an den Bauern verübten Vergewaltigungen auf dem Wege allmählicher gewahnheitsrechtlicher Gewöhnung rechtskräftige Einrichtungen gewarden.

In einer Fülle von Pamphleten, Flugschriften, Programmen, und seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch in lokalen Aufständen ist gegen sie protestirt warden. Minderung der Zehntenlast, Wildschadenersatz, Freigabe der Holz- und Wassernutzung — das waren die wichtigsten Programmfarderungen, die die Bauern aufstellten. Ergaben sich auch nirgends direkte Berührungspunkte zwischen ihnen und den Forderungen der städtischen Gesellen, so liegen doch beiden Bewegungen gemeinsame Zielpunkte zugrunde.

„Der Schweißtrapfen,“ ja heißt es in einem Spruche Rosenpluts, „der von der Stirne des Arbeiters rinnt, spaltet sich in vier Theile, van denen einer das Höllenfeuer löscht, der andere die Seele rein wäscht, der dritte die Dreifaltigkeit mit süßem Wohllaut gewinnt und der vierte den Arbeiter aller guten Werke in der ganzen Christenheit theilhaftig macht.“ Alles Wissen und Können der Schulgelehrten, alle Theologie, Philosophie und Medizin zusammen ist nicht so heilkräftig,

als wenn der arbeyter einen tropfen swiţt,
so er an seiner arbeyt erhiţt.

Es kannte kaum ausbleiben, daß die Bauern und Arbeiter, bei der geistigen Isolirung, in die sie gerathen waren, über die aus ihrer Nothlage erwachsenden kankreten Einzelfarderungen hinausschaffen und an den gesammten bestehenden Zuständen eine radikale Kritik übten. Damit aber gewannen sie Fühlung mit jenen aben geschilderten kommunistisch-christlichen Ideen, die ursprünglich auf ganz anderem Baden erwachsen waren und auf eine allgemeine Gleichmacherei hinausliefen.

Ich lob dich, du edler bawr,
für alle kreatur,
für alle herrn auf erden,
Der kayser muß dir gleych werden.

Ein bekanntes Sprichwort jener Zeit war: „Ein Fürst sei im Himmel sa selten wie ein Hirsch in der Küche des Armen,“ und in einem Kalender des Jahres 1496 heißt es: „Das Regiment des Mars bedeutet große Niederlagen des Adels. Aber dasselbe Jahr haben die Bauern gut kriegen; denn alle Ding, die gehen nach ihrem Willen.“

So waren um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Massen von einer tiefgehenden sazialen Erregtheit erfüllt. Im graßen Bauernkrieg des Jahres 1525 kamen die bisher im Stillen genährten Flammen der Unzufriedenheit zum lodernden Durchbruch. Indem der Krieg mit einem Siege der landesherrlichen Gewalten endigte, war damit zugleich das Schicksal aller ihrem Ursprung nach ins Mittelalter zurückreichenden sazialen Strömungen besiegelt.

Deutsche Sternkunde.

Von Dr. Richard Kunze in Zittau.

II.

Um nunmehr zu den übrigen Wandelsternen[4]) überzugehen, sa kammt für unsern Zweck überhaupt nur die Venus als Abend- ader Morgenstern in Betracht. Die mittelhochdeutschen Dichter kennen eine beträchtliche Anzahl von deutschen Namen für die Venus. Sie sagen tagesterne, tunkelsterne, sterne tunkelvar (dunkel-

[4]) Belanglos sind für uns die Angaben Konrads von Megenberg, der (i. J. 1325) in seinem „Buch der Natur“ folgende deutsche Sternbezeichnungen aufführt: Jupiter = Helfvater (juvare und pater!); Mars = Streitgott; Venus = Thierstern; Merkur = Kaufherr. — Denn mit Ausnahme des Ausdrucks Thierstern (s. u.) sind es nur mehr oder weniger geschickte Verdeutschungen der lateinischen Auffassung.

farbig), nahtfaro (das ist zugleich ein Ausdruck für die Hexen. Dazu paßt der Umstand, daß Venus im Mittelalter für eine Hexe galt). Weil der Morgenstern scheint, wenn die Frühmette die Frommen zur Kirche ruft, so heißt er häufig „Mettenstern". Die Angelsachsen nannten den Abendstern „Stern der Hirten", weil diese heimtreiben, wenn sein Glanz erstrahlt. Auch „minnenstern" wird unser Planet genannt, weil seine Göttin ja die Erregerin der Minne ist. Den Ausdruck „tierstern" erklärt Oberlin in seinem deutschen Wörterbuch (1639) als „Abendstern, darumb daz die wilden tier dan herfür gent auz iren walden."

Da nun bei der Einführung des Christenthums die Jungfrau Maria vielfach an die Stelle der heidnischen Göttin Venus trat, so heißt der Planet Venus auch „Stern der heiligen Maria" (Sente Merjin stern). Und wenn einer unsrer allerneuesten Dichter (Karl Busse) singt:

> Droben schimmert als letzter Stern
> Das Auge der Nachtmadanne,

so folgt er hierin derselben Vorstellung.

Zugleich möchte ich hier hinzufügen, daß die Jungfrau Maria auch in die Befugnisse der keuschen Diana oder Luna, der Mondgöttin, eingetreten ist. Dadurch wird uns folgender Bericht des mittelalterlichen Geschichtschreibers (Sachsenchronik) verständlich: „Als man in Lüneburg (das der Sage nach seinen Namen von der Mondgöttin Luna erhalten hat) die Säule dieser Göttin umstürzte, da wurde eine Kapelle zu Ehren „unsrer lieben Frauen" errichtet." Mit anderen Worten: Die Verehrung der Gottheit bleibt, nur der Name hat gewechselt.

Von neueren Dichtern können wir wohl am besten volksthümliche Vorstellungen über die Venus bei Hebel finden. Da geht in dem einen seiner alemannischen Gedichte („Der Morgenstern") der Morgenstern heimlich einem Sternlein nach, welches er liebt; wenn aber die Mutter, die Sonne, kommt, dann erbleicht er vor Angst und Scham. Im Gedichte „Abendstern" wird unser Stern als Kind gedacht, das mit seiner Mutter Sonne früh aufsteht, um alle Schönheiten der Erde sich anzusehen. Es wird aber bald müde und bleibt hinter der Sonne zurück. Diese ist schon längst schlafen gegangen, ehe ihr Kind nachhause kommt.

Dieselbe Auffassung vom Abendstern als einem Kinde hat auch der mecklenburgische Bauer, der ihn „Dümling" (Däumling) nennt.

Andrerseits erscheint der Morgenstern als Aufenthaltsort der Seligen, wie wir den Mond als Wohnung der Verdammten schon kennen gelernt haben. „Nach dem Sündenfall," so erzählt ein pommerisches Volksmärchen, „nahm der Herrgott das Paradies von der Erde hinweg und versetzte es auf den Morgenstern. Dort ist es bis auf den heutigen Tag."

Wie demnach die Wandelsterne manchmal eine persönliche, manchmal eine unpersönliche Deutung erfahren, so können wir auch bei den Fixsternen dieselbe Beobachtung machen. Daß die Sterne die Kinder von Sonne und Mond seien, habe ich schon angeführt. Auf einer ganz volksthümlichen Anschauung beruht ferner das bekannte Schiller'sche Rätsel, welches in dem Mond den Hirten der Sternenherde sieht. Nach einer Tiroler Sage sind die Sterne Kinder, die als völlig unschuldige Wesen verstorben sind. Oder man hält die Sterne für die Augen der Engel, welche auf unsre Erde herabblicken. Daher scheut sich der Abergläubische, mit den Fingern auf einen Stern zu weisen, denn er fürchtet, einem Engel ein Auge auszustoßen. Althochdeutsche Ausdrücke (stelhôm, sterrôno girusti) weisen darauf hin, daß man sich jeden Stern auf einem Gestelle, einem Stuhl dachte, und so heißt es noch in Grimms „Märchen von den sieben Raben": „Die Sterne waren freundlich und gut, und jeder saß auf einem besonderen Stühlchen."[5]) Ferner sieht das Volk die Sterne für die Köpfe silberner Nägel an, welche das Himmelsgewölbe zusammenhalten. Oder sie sind Löcher in der Himmelsdecke, durch welche der Himmelsglanz hindurchleuchtet. Vgl. das Gedicht von W. Hey (Wo wohnt der liebe Gott?):

> Sieh' der Sterne gold'nen Schein
> Gleich als viel tausend Fensterlein.

Deutsch benannte Sternbilder können überhaupt bloß drei ausführlicher behandelt werden, nämlich der Wagen, der Orion und die Plejaden.

Daß gerade an diese Sternbilder sich deutsche Sagen anknüpfen, darf uns — wie ich schon oben angedeutet habe — nicht wundernehmen, da sie dem Seefahrer die Himmelsrichtungen angeben oder (wenigstens die Plejaden) dem Landmann die Jahreszeiten ankündigen können. Die geringe Zahl dieser deutsch benannten Sternbilder bleibt in jedem Fall erstaunlich, selbst wenn wir annehmen dürfen, daß die Kenntniß mancher anderer allmählich verloren gegangen ist. Freilich, Gründe gäbe es schon dafür, warum der deutsche Sternhimmel nicht so gestaltenreich ist wie der griechische. Denn ganz abgesehen davon, daß der Deutsche verhältnißmäßig früh der Nothwendigkeit überhoben wurde, Sterne als Wegweiser oder Gezeitenangeber zu benutzen, fehlt es vor allen Dingen dem Deutschen bei seinem manchmal wochenlang bedeckten Nachthimmel wirklich allzusehr an Gelegenheit, sich liebevoll in das Anschauen des gestirnten Himmels zu versenken und dem spielenden Walten der Einbildungskraft nachzugeben.[6]) Auch eines darf schließlich nicht verschwiegen werden: Im Vergleich mit den Griechen hätte es meines Erachtens den Deutschen an Einbildungs- und Gestaltungskraft gefehlt, um den ganzen Sternenhimmel in Bilder aufzulösen.

Was nun zunächst den „Wagen" anbetrifft, so dürfen wir diese Benennung als eine aus der indogermanischen Zeit überkommene ansehen. Das Sternbild für einen Bären zu halten, wie der Grieche mit Vorliebe that, liegt dem Deutschen ganz fern trotz seiner Vorliebe für dieses Jagdthier (vgl. die vielen deutschen Vornamen, die mit „Bär" zusammengesetzt sind). — Bei den deutschen Benennungen des Wagens stoßen wir auf mehrere Spuren heidnischen Götterglaubens. Z. B. begegnet uns in den Niederlanden der Ausdruck Woenswagen, d. h. Wotanswagen. Unser Gestirn ist also das Gefährt, auf welchem der Himmelsgott durch die Luft eilt. Einem schwedischen Bericht zufolge trug auch das Bild des Donnergottes Thor die sieben Sterne des Wagens in der Hand. — Als nun später durch den Einfluß der christlichen Kirche die germanischen Gottheiten zu Heiligen oder zu Helden oder auch zu bösen Geistern umgestaltet wurden, da entwickelte sich aus der Benennung Wotanswagen die Sage, daß Christus, Elias oder auch andere Heilige auf ihm zum Himmel gefahren sind. Aehnlich ist der Name „Petruswagen" zu verstehen. „Karls-

[5]) Wenn es bei Fischart (im Gargantua) heißt: „du förchst, wanns tonnert, ein tron werd vom himel fallen," so ist unter dem herabfallenden Throne ein derartiges Sterngestelle zu verstehen.

[6]) Dagegen zeichnen sich die attischen Nächte durch ihre wunderbare Klarheit aus. jährlich sind nur in ungefähr drei Nächten die Sterne gänzlich unsichtbar.

wagen“ erinnert an den Valkshelden Karl den Großen. Dagegen weist die sehr volksthümliche (z. B. bei Baß zu findende) Bezeichnung „Heerwagen“ (Eher-, Höre-, Härwagen) auf die Sage vam wüthenden Heere hin, dessen Anführer, der wilde Jäger, ja ebenfalls auf Watan gedeutet wird.

Eine dichterische Beschreibung des Heerwagens gibt Rebmann (Poetisches Gastmahl und Gespräch zweier Berge, des Riesen und Stackharn, Bern 1620):

> Bei diesem steht der große Ber,
> der groß Heerwagen guennet er,
> sein sternen seind also gestolt,
> gleich er Roß, Wagen, Reutter halt.

Ein Gedicht des Georg Sabinus (1508—1560) über „Teufel, die sich für Mänche ausgeben“, beziehl sich ebenfalls auf wilde Jagd und Heerwagen:

> Ein Bott auß Speyer früh außging,
> Bey zeiten er lein reiß onfiug,
> Da er nun ouff dem weg ging fort,
> Auch sonst kein Menschen sah noch hort,
> Sieht er ein Wagen ohn geferdt
> Schnell zu jhm rasseln auff der Erdt...
> Der Pferdt dran waren lieben joch,
> Ein radt om Wogen mangelt uoch,[7]
> Der Fuhrmonn, der regiert die Roß,
> Ein Nasen hot, war schrecklich groß...
> Flugs fuhr der Wagen in die Höhe,
> Als wann es wer ein fewers löhe.
> Ein Dampf mit grosser Fewer flam
> Mit krachen, prasseln baldt drauff kom.

Der Sage nach dreht sich der Wagen nachts mit großem Geräusch um. Aus seinem Tiefer- aber Höherstehen will man auf die gräßere aber geringere Fruchtbarkeit des Jahres schließen.[8]

Eine ergätzliche Sage voll sinniger deutscher Gemüthlichkeit befaßt sich mit dem verschwindend kleinen Stern in unmittelbarer Nähe des mittleren Deichselsternes, mit dem sagenannten „Reiterchen“ (auch Fuhrmann, Knecht, Knechtsink genannl). Es ist das der ewige Fuhrmann (vgl. die Sage vam wüthenden Heer), der zum Lohne für eine gute That, meist aber zur Sühne eines Vergehens sein Amt am Himmel bekammen hat. Er sitzt auf dem mittleren seiner hinter einander angeschirrten drei Rosse und fährt immer im Kreise herum. Weil nun Wagen und Pferde in steter Bewegung sind, sa halten auch die Pferde nicht die gerade Richtung inne, sondern bilden — wie bekannt — eine krumme Linie. Vor Mitternacht fährt der Wagen aus und den Himmel hinan; darum steht dann die Deichsel mit den Pferden aufwärts: nach Milternacht fährt er mit abwärts gesenkter Deichsel heim.

Sagar den Namen des Fuhrmanns kennt die norddeutsche Sage: Er heißt Hans Dümeke oder Dümkt, d. h. Däumling (auch Dümeker aber Galdemeker = Galddümeker, d. h. mit galdenem Daumen). Auch das ganze Sternbild wird Dümkewagen genannt.

„Dümkt war Knecht beim lieben Galt und hatte es ganz gut in seinem Dienst. Aber nach und nach fing er an, seine Arbeit immer schlechter zu versehen und Gottes Geduld zu mißbrauchen. Kein Tadel half. Namentlich war er beim Häckerlingsschneiden sehr ungeschickt und nachlässig. Darüber ward Gott endlich so böse, daß er seinen Knecht auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, zur Warnung für alle Knechte, die den Häckerling zu lang schneiden.“ Die gelegentliche Benennung „Supdümeken“ (Saufdäumling) läßt uns sogar vermuthen, welcher böse Hang die Hand des Knechtes zum Häckselschneiden ungeschickt machte und ihn auf Abwege führte.

Nach anderer Sage hat der Fuhrmann einst den Heiland gefahren. Der verspricht ihm zum Lohn das Himmelreich. Dach der Knecht will lieber ewig fahren. Oder er wird auch zur Strafe an den Himmel versetzt, weil er Sanntags hat Halz stehlen und heimfahren wollen.

Für sich allein steht die Schweizersage, welche in dem Sternbild des Wagens das Kegelspiel der Himmlischen erblickt (Ries, Rees, Keigelries, Kegelfall). Wenn es dannert, dann dient das Sternbild den Engeln zum Kegeln.[9]

Für den Orian, dieses prächtigste aller Sternbilder, kennt der Deutsche folgende, zum Theil freilich sehr seltene Bezeichnungen: plauch un egge (Pflug und Egge), krumme Hacke aber Rechen. Jedenfalls nur eine Umdeutung des gewaltigen Jägers Orion der griechischen Sternsage ist die norddeutsche Benennung „Riese Goliath“. Die meisten Bezeichnungen beziehen sich nur auf die mittleren drei hellen Sterne, auf den sogenannten Gürtel des Orian. Im Schwedischen heißt er „Rocken der Frigg“ (der Gemahlin Watans). Daraus machte die christliche Auffassung den Racken der Maria (in Friesland morirok). Auch dem Mitteldeutschen geläufig ist der Ausdruck „Jakabsstab“, d. h. der Stab, den die Heiligengeschichte dem älteren Jakabus beilegt. Diesen Stab trugen auch Alle, die zu seinem Grab nach Spanien pilgerten (nach Santiago de Campostella). Dies bildete im Mittelaler das Hauptziel der Wallfahrer, seitdem der Zugang zum Grab des Herrn erschwert warden war. Oefters verquickt hiebei die Sage den Jakabus und Petrus; daher finden sich auch Ausdrücke wie „Petersstab“ aber niederdeutsch „Peiterstaff“, auch „Peripik“ (das mächte ich übersetzen „Pike des Petrus“; vgl. Petersilie = dänisch Persille). In Schwaben kammt auch die Benennung „Mosesstab“ var. „Die heiligen drei Künig“ wird Orionis cingulum übersetzt in dem deutschen Wärterbuch van Maaler (Zürich 1561).

Zweifelhaft in seiner Bedeutung ist das altsächsische Wort „oburdrung“ als Uebersetzung van Orian. Entweder bedeutet es einen Eberhaufen aber einen Riesen mit einem Eber. Diese Benennung würde dann gewiß mit der griechischen Sage vom Riesen Orian zusammenzubringen zu sein (vergl. Uhland, Abhandlung über die deutschen Volkslieder [Catta], S. 44 f.).

Nicht selten werden die drei Gürtelsterne „die drei Mähder“ genannt. Diese Bezeichnung verräth ebenso wie die Benennung „Pflug“ ein affenes Auge für die Eigenheiten des Landlebens. Denn ebensa wie die Mähder beim Getreideschneiden eine schräge Linie bilden, wie auch die Pflugschar schräg gerichtet ist, stehen auch diese drei Sterne fast immer in einer schrägen Linie zu unserm Gesichtskreise.

Mehrere Valksmärchen befassen sich sadann mit den Plejaden. Der bekannte Ausdruck „Siebengestirn“[10] muß uralt sein. Der Grieche z. B. hielt diese dichtgedrängte Sterngruppe für die sieben Töchter des Atlas.

7) Der eine Wagenstern ist ja thatsächlich weniger hell als die anderen.

8) Der Name „frû Waogen“ läßt ahnen, daß man auch eine Göttin als Herrin des Wagens ansah. — Der kleine Bär, für den sich der deutsche Ausdruck „wagelin“ nachweisen läßt, wird im Isländischen die „Melkweiber am Himmel“ genannt.

9) Die Volksthümlichkeit des „Wagens“ ist nach Grimms Angaben auch daraus zu erkennen, daß die niederländischen Städte Antwerpen und Groningen die sieben Sterne des Wagens auf ihren Siegeln führen, während in England dasselbe Gestirn das Zeichen der Weinhäuser ist.

10) Der Name „Silberstern“ beruht vielleicht nur auf einem Mißverständniß von „Siebenstern“.

Indogermanischen Ursprunges ist vielleicht auch die Benennung „Glucke“ oder „Gluckhenne“ (vergl. englisch hen and chickens; dänisch aftenhöne = Abendhenne; arabisch Himmelshenne mit Küchlein). Im Märchen findet man oft den Zug, daß wunderbare Nüsse oder Eier geschenkt werden, aus denen ein Goldkleid, ein Silberkleid und eine Glucke mit sieben Küchlein herauskommt. Darunter ist Sonne, Mond und Siebengestirn zu verstehen.[11])

Ueber das Siebengestirn plaudert die fromme Sage folgendes: „Auf seiner Wanderung kam Christus an einem Bäckerladen vorbei, aus welchem es nach frischem Brote duftete. Ein Jünger ging hinein, um in seines Herrn Namen ein Brot zu erbitten. Doch der Bäcker schlug es hartherzig ab. Die Bäckersfrau aber hatte aus der Ferne mit ihren sechs Töchtern den Wortwechsel angehört und gab dem Jünger heimlich ein Brot. Dafür wurden sie zusammen als Siebengestirn an den Himmel versetzt. Der mehlbestreute Bäcker dagegen wurde in einen Kuckuck mit weißgesprenkeltem Gefieder verwandelt. Natürlich hegt der ehemalige Bäcker heftigen Haß gegen Frau und Töchter, und diese meiden ihn darum. Deßhalb ist das Siebengestirn am Himmel für uns unsichtbar, solange der Kuckuck ruft. Daher weiß man im Niederdeutschen — der Reuter-Kenner wird es bestätigen — eine unglückliche Ehe oder ein feindseliges Verhältniß nicht besser zu kennzeichnen als mit dem Sprichworte: „Se leben as Kukuk un Soebenstirn.“ — Eine andere, ostdeutsche Sage versucht zugleich den Namen „Kuckuck“ zu erklären: „Vor langen Zeiten lebten ein Mann und eine Frau, die hatten sieben Kinder. Der Mann mißhandelte unaufhörlich die Seinen. Endlich ruft die arme Frau den lieben Gott um Hülfe an. Voller Entrüstung geht Gott zum Hause des Mannes. Doch der ist, wie er zur Rechenschaft gezogen werden soll, nirgends zu finden. Als nun Gott seinen Namen ruft, antwortet eine Stimme aus dem Backofen: „Kuckuck.“ Da sprach Gott: „Da du die Deinen so schlecht behandelst und mich auch noch verhöhnst, so sollst du zu einem Vogel werden, der nur „Kuckuck“ ruft. Deine Frau und deine Kinder aber will ich zu Sternen machen. Hüte dich nun, daß dich deine Kinder nie sehen! Sie würden sonst Rache an dir nehmen.“ Es geschah nach den Worten Gottes. Die Mutter wurde zum Abendstern, die sieben Kinder aber glänzen am Himmel als Siebengestirn. Sobald sie sich am Himmel zeigen, versteckt sich der Kuckuck.“

Ein dänisches Volksmärchen, das sehr an Grimms Märchen von den vier kunstreichen Brüdern erinnert, erzählt, das Siebengestirn sei eigentlich eine Prinzessin und sechs kunstreiche Brüder. Diese letzteren haben einst mit vereinter Geschicklichkeit die Prinzessin aus der Gewalt eines Zauberers errettet. Der hellste Stern ist die Prinzessin, der matteste aber der kleine Meisterdieb.

Sonstige deutsche Benennungen von Sternbildern scheinen nicht sicher nachgewiesen werden zu können. Also nicht einmal das prachtvolle Gefunkel des Sirius hat eine deutsche Benennung oder Sage veranlaßt. Die Edda freilich erzählt noch von zwei anderen Verstirnungen. Aber wir sind völlig im unklaren darüber, welche Sternbilder der Dichter im Sinne hat. Es heißt im Harbardsliede (Simrock, Edda, S. 61) von Thor:

> Ich tödtete Thiassi, den übermüthigen Thursen,
> Auf warf ich die Augen des Sohnes Oeiwalts
> An den heitern Himmel;
> Die wurden meiner Werke größte Wahrzeichen,
> Allen Menschen sichtbar seitdem.

Es muß ein allbekanntes Sternbild gemeint sein, das in der Hauptsache nur aus zwei nicht weit von einander entfernten Sternen gebildet wird. Nicht uneben ist die Vermuthung, welche an das Sternbild der Zwillinge denkt.

Die zweite Edda-Sage zeigt uns deutlich den mitunter derben Scherz und die grimmige Rauheit der germanischen Dichtung (vergl. hierüber Scheffels Würdigung des Waltariliedes): Thor watet über den Eisstrom (Simrock, S. 303) und trägt im Korb auf dem Rücken den kecken Oerwandil aus Jötunheim. Dem ragt eine Zehe aus dem Korbe hervor, und sie erfriert. Thor bricht sie ab, wirft sie an den Himmel und macht einen Stern daraus, der „Oerwandils Zehe“ genannt wird.

Einer erfreulichen Menge von Ueberlieferungen echt deutschen Gepräges begegnen wir, wenn wir uns nunmehr der Besprechung der „M i l ch s t r a ß e“ zuwenden. Freilich ob dieser Name selbst oder die Bezeichnung „Milchweg“ deutschen Ursprungs ist, muß dahingestellt bleiben, da keine Sage gerade an diesen Namen anknüpft. Wahrscheinlich ist es nur eine Verdeutschung des griechischen Ausdrucks *γαλαξίας*, des lateinischen via lactea. Die griechische Sage erklärt dies Wort folgendermaßen: im Palaste der himmlischen Götter sei einst Milch verschüttet worden. Diese sei am Himmel heruntergeronnen und habe die Milchstraße gebildet.

Die deutschen Benennungen dafür zeigen noch Reste heidnischen Glaubens. Witukind erzählt in seiner Geschichte der Sachsen von einem mörderischen Kampfe, in welchem die Sachsen der Thüringer und Franken zugleich Herr wurden. Besonders hervor that sich dabei ein Ritter Irung oder Iring. Nachdem dieser den König Dietrich erwürgt hatte, mußte er sich durch die dichte Schaar seiner Gegner durchschlagen, und von der großen Gasse, die er sich mit seinem Schwerte bahnte, soll die weiße Strieme am Himmel „Irungstraße“ genannt worden sein. (Mit geringer lautlicher Veränderung findet man im Mittelalter und wohl auch jetzt noch üblich den Namen „Euringstraße“. Aventinus (1477 bis 1534) gibt in seiner bayerischen Geschichte den Euring für einen Künstler und Gestirnkundigen zu Schirmburg bei der Donau aus.) Der glänzende Scharfsinn Grimms scheint die richtige Erklärung des Namens gefunden zu haben: Irung ist wahrscheinlich ursprünglich ein germanischer Gott und mit Rigo oder Heimdall, dem Götterboten, zusammenzubringen. Und neben dem Regenbogen auch die Milchstraße als Weg des Götterboten anzusehen, liegt ja sehr nahe. — Daß der heidnische Deutsche die Milchstraße überhaupt für den allgemeinen Götterweg hielt, geht noch aus dem Aberglauben hervor, daß das wüthende Heer (d. h. ursprünglich Wotan mit Gefolge) seinen Weg über die Milchstraße nimmt. Daher heißt sie bei den Dänen auch „Waldemarsweg“ (nach Waldemar, einem Beinamen des wilden Jägers). — Dagegen erinnert „Irminstraße“ an den deutschen Gott Irmin, nach dem auch der „Wagen“ den Beinamen „Irminswagen“ führt. Ferner erscheint die Milchstraße auch als Weg der seelengeleitenden Freya, die den Beinamen „Holda“ oder „Hilda“ führte. Beweis dessen ist das mittelniederländische Wort vroneldenstraet (d. i. Frauen Hilden Straße). Ja sogar die deutliche Form frauen Hulden strâze und vron Hilden straet ist nachzuweisen. Dieselbe Bedeutung hat der Ausdruck „Brunelstraet“ (mit Anklang an den weiblichen Namen Brunhilde). Ein mittelalterliches lateinisches Gedicht meint die Milchstraße mit dem Ausdruck Pharaildis sidus, worin natürlich auch der Name

11) „Glucke“ ist nach Grimms Wörterbuch auch ein mundartlicher Ausdruck für den kleinen Bären.

„Hilde“ enthalten ist. Auf die Göttin der Unterwelt, Hel, weist hin der Beiname „Helweg“.[12])

Mit etwas größerer Zurückholtung möchte ich der heidnischen Zeit die Bezeichnung kaupat (Kuhpfad) zuweisen. Nach Rochholz (Schweizersagen aus dem Aargau, S. 215) wird die Milchstraße so bezeichnet als Abbild des Erdenweges, auf dem die Göttin Nerthus mit ihrem Kuhgespann von Land zu Land zog (vgl. Tacitus, Germania 40).

Dieselbe deutsch-christliche Anschauung, welche im Gürtel des Orion den Stab des heiligen Jakobus sah, hat auch der Milchstraße zu dem sehr volksthümlichen Namen „Jakobsstroße“ verholfen (vgl. im Französischen: chemin de Saint-Jacques). So hieß nämlich eigentlich der bequeme Weg, der für die Pilger zum Grabe des Jakobus angelegt worden war (eine ausführliche Beschreibung dieses Pilgerwegs findet man im „Jakobsliebe“, Uhlands Volkslieder Nr. 302). Diese irdische Bezeichnung „Jakobsstraße“ wurde nun auf den Himmel übertragen. Zugleich erinnerte der griechisch-lateinische Ausdruck galaxias an den spanischen Bezirk Gollicia, in welchem ja Santiogo de Compostello liegt, und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn nach dem Bericht des Turpin Karl dem Großen im Traum die Jakobsstraße erscheint, die „von Frankreich nach Gallizien führt“.

Wie nun der Städter seine Straßen nach anderen Städten benennt, die für ihn besondere Wichtigkeit haben, wie er diese Benennung auch dann wählt, wenn die betreffenden Straßen durchaus nicht die Richtung noch jenen Städten einschlagen, so können wir dieselbe Neigung auch bei verschiedenen Benennungen der Milchstraße erkennen. Z. B. heißt sie „die Stroße nach Jerusolem“, und in Schwaben erzählt man sich auch, der Himmelswagen fahre jede Nacht auf ihr nach Jerusalem. Die Milchstraße ist also der Weg für den Himmelswagen, wie auch der niederdeutsche Ausdruck wagenpat (Wagenpfad) beweist. Ferner kann man folgende Bezeichnungen finden: der Nürnberger pot; die Straße nach Aachen, die Kölnische oder die Fronkfurter Stroße.[13])

Wohl in allen Gegenden Deutschlands üblich ist der Ausdruck „Heerstraße“ (vgl. Heerwagen = Bär). Das kann „Römerstraße“ bedeuten oder sich auch (was doch wahrscheinlicher ist) auf die Sage vom wüthenden Heer beziehen.

Keiner Erklärung bedürfen die Namen „Sternenstraße, Himmelsstraße, himmlischer Gürtel oder Gottesgürtel“. Die weißliche Farbe der Milchstraße suchen zu erklären die Bezeichnungen „Winterweg, Sandpfad, Mehlweg, Mühlenweg“. Nach einer westfälischen Sage rührt diese letzte Bezeichnung daher, daß eine wunderbare Mühle, der z. B. auch das Meer seinen Salzgehalt verdankt, an den Milchweg versetzt wird.

Der bibelfeste Kenner des alten Testaments sieht in der Milchstraße die Leiter, welche dem Erzvater Jakob im Traum erscheint.[14])

Dem Volksglauben nach bildet die Milchstraße die Mitte der Welt und um Mittag steht die Sonne in ihr. Daher stommt gewiß der mundartliche Name sünpat, unter dem wahrscheinlich der „Sonnenpfod“ zu verstehen ist.

[12]) Sollte sich darauf auch der westfälische Ausdruck „Pfad nach dem Untergange“ beziehen?

[13]) So hat auch im Altenglischen die irdische Boetlingastraet ihr himmlisches Abbild in der Milchstraße.

[14]) Obwohl also „Jakobsstraße“ und „Jakobsleiter“ denselben Gegenstand bezeichnen und auch in ihrer Zusammensetzung ähnlich gebildet sind, so beruhen sie doch auf ganz verschiedenen Vorstellungen.

Eine einzige Sage habe ich finden können, die uns von dem Ursprung der Milchstraße erzählt. Nach einer deutsch-siebenbürgischen Ueberlieferung gerieth vor vielen tausend Jahren die Welt in Brand. Nachdem das Feuer alles verzehrt hatte, schürte Gott die Gluth in einer langen Furche zusammen. Allmählich erloschen die Flammen. Darüber blieb nur der weiße Glinster, den man noch jetzt als Milchstraße sieht. Hier und da schimmern noch feurige Kohlen hervor, und einige liegen auch noch am Himmel verstreut (die Sterne). Manchmol sprüht aus der verborgenen Gluth ein Funke heraus (die Sternschnuppen).

Schließlich nur noch wenige Bemerkungen über Sternschnuppen, Meteore und Kometen. Man muß bei diesen Himmelserscheinungen deßhalb viele Volksansichten mit Stillschweigen übergehen, weil sie nicht etwa der Einbildungskraft und Erfindungsgabe der Deutschen allein entstammen, sondern sich in den Sagen fast aller Völker finden. Der Name „Sternschnuppe“ ist aus dem Glauben hervorgegangen, es schneuze sich ein Stern. Zugleich aber ist die Vorstellung sehr verbreitet, daß die Engel die Himmelslichter von Zeit zu Zeit putzen und dann die Dochtschnuppe abzwicken. Die mittelhochdeutsche Bezeichnung sternvürbe (Sternreinigung) geht auch darauf zurück. Der Name „Sternräuspern“, sowie das mittelhochdeutsche sternschôz, -schuz, sterreschieze (Sternschuß) erklört sich selbst.

Die Siebenbürgen haben folgende gemüthvolle Auffassung: „Die Sterne sind die Schutzgeister der Lebenden. Wird ein Mensch geboren, dann zündet Gott ein neues Licht am Himmel an. Wenn Jemond stirbt, so sinkt sein Stern als Sternschnuppe hernieder und verlöscht.“ Daß diese Ansicht auch in anderen Ländern deutscher Zunge lebendig ist, beweist unter anderem das deutsche Volkslied:

Es flogen drei Sterne wohl über den Rhein,
Einer Wittwe starben drei Töchterlein.

Noch bekannter ist der Aberglaube, wer beim Fallen einer Sternschnuppe heimlich einen Wunsch ausspricht, dem gehe er in Erfüllung. Nicht unwichtige Ausblicke gewährt die mecklenburgische Sage: „Eine Sternschnuppe ist der Drache, der seinen Anhängern das anderswo gestohlene Gut bringt. Ein Meteor, eine Feuerkugel ist der Drache, der mit besonders reicher Beute beladen ist.“ Hiezu könnte man das Grimm'sche Märchen von den „Sternthalern“ vergleichen (Sterne, die vom Himmel fallen, verwandeln sich in Thaler).

Der Komet heißt bei mittel- und neuhochdeutschen Schriftstellern „Schweifstern“ oder „Haarstern“; doch möchte ich hierin nur eine getreue Uebersetzung des griechischen κομήτης erblicken. Selbständig deutsch ist die freilich vereinzelte Benennung „Pfauenschwanz“. Auf den Aberglauben, doß der Komet Unglück verkünde (daher im Deutschen auch „Nothstern“ genannt), habe ich nicht weiter einzugehen, da er als Nachwirkung der griechisch-römischen Astrologie anzusehen ist.

Hiemit bin ich am Ende meiner Zusammenstellungen angelangt. Die einzelnen Mosaiksteinchen, die ich verwandt habe, können — dessen bin ich mir wohl bewußt — kein einheitliches Bild ergeben. Denn gar zu verschieden ist ihre Art, ihr Alter und der Ort ihres Ursprungs. In die dämmernde Ferne deutschen Heidenthums durften wir blicken, dann wieder in die heldenhafte Zeit, in welcher die Gestalten des christlichen Glaubens mit dem Gefolge Wotans rangen und den Sieg davontrugen, in die Zeit, in welcher es dem Deutschen Herzensbedürfniß wurde, die neue Gottheit zu umkleiden mit den altver-

trauten Abzeichen der besiegten Götter. Vor allem aber können wir in der deutschen Sternkunde das finden, worauf unser Volk immer noch — und hoffentlich mit Recht — stolz ist: ein tiefes Gemüth. Ueberall treuherziger, kindlicher Sinn, herzliche Freude an Scherz und Spaß, gar vielfach die echte Märchenstimmung. Namen, Sagen und Märchen, welche ich hier angeführt habe, sind zum großen Theil längst verschollen; zum anderen Theil fristen sie nur noch hier und da fernab den großen Städten ein kaum beachtetes Dasein. Um so größer darf daher unsre Freude darüber sein, daß diese Vinetaklänge gar wohllautend unser Ohr berühren: ertönen sie doch immer zu unwillkürlichem Preise deutscher Gemüthstiefe.

Mittheilungen und Nachrichten.

* 13. **Internationaler medizinischer Kongreß in Paris.** Der Kongreß wurde am 2. Aug. in der großen Festhalle der Ausstellung eröffnet. Nach einer Eröffnungsrede des Präsidenten, Prof. Lannelongue, in der er die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens von Gelehrten verschiedener Nationalität und verschiedener Wissenschaftsgebiete betonte und nach den Reden der ausländischen Delegirten — im Namen der Deutschen sprach v. Bergmann — hielt den ersten wissenschaftlichen Vortrag Rudolf v. Virchow über Traumatismus und Infektion. Virchow ging zunächst, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, auf die Lehren der alten Pariser Schule ein, die behauptete, das Leben habe im Zusammenwirken der Organe im Organismus sein Wesen. In diesem Zusammenwirken bestehe die Einheit, die das Leben ausmacht. Dieser Lehre steht die Erkenntniß gegenüber, daß das Leben an den Einzeltheilen haftet. Bichats Arbeiten über die Gewebe halfen diese Erkenntniß zeitigen. Den Modernen ist vielfach der Begriff des Gewebes verloren gegangen. Sie beachten viel mehr als die Gewebe die Bakterien in den Geweben. In der Lehre vom Leben interessirt vor allem eine Frage: Woran kann man erkennen, ob ein Gewebe lebt oder nicht. Klärung bringt hier die Heranziehung einer allgemeinen Beobachtung, nämlich, daß Organismen versteinern. Wie steht es um die Beziehungen zwischen den Zellen und den Bakterien? Die Bakterien sind Parasiten, dringen sie in den Körper ein, so beginnt der Kampf zwischen den Zellen und den Bakterien. Auf diesem Kampfe, dem Kampfe zwischen den Zellen des Körpers und den Zellen der Bakterien beruht zuguterletzt die ganze Theorie der Infektionskrankheiten. Bei der Beurtheilung der Traumen (Stoß und Schlag) in ihren Folgen greift gleichfalls das cellulare Prinzip Platz. Man muß nur bedenken, daß z. B. bei einem Schädel-Trauma oft an entfernterer Stelle im Gehirn eine Umlagerung der Molekel stattfindet (Commotio). Es kommt dadurch zu einer Ertödlung der betroffenen Hirnmasse. Immer sind es cellulare Vorgänge, die sowohl beim Trauma wie bei der Infektion das wesentliche bilden. — Am folgenden Tage begannen die Arbeiten der Abtheilungen. In der bakteriologischen Abtheilung, die im Pasteur'schen Institut tagte, wurde über die Theorie der Immunität verhandelt. Es sprachen von Deutschen Buchner (München) und Ehrlich (Frankfurt a. M.), ferner der Franzose Roux und der Russe Metschnikoff. Buchner vertrat gegen Metschnikoff die Ansicht, daß die Alexinen von den lebenden weißen Blutkörperchen stammen. Im übrigen unterschied Buchner drei Arten der spezifischen Immunität: 1. die spezifisch-antitoxische, erzeugt durch Vorbehandlung mit Toxinen und ihren Modifikationen, 2. die spezifisch-baktericide, erzeugt durch die Vorbehandlung mit spezifischen Bakterien, lebenden oder getödteten, 3. die spezifisch Blutkörperchen auflösende Immunität, hervorgerufen durch Vorbehandlung mit spezifischen rothen Blutkörperchen. In allen drei Arten von Immunität erscheint im Blut des vorbehandelten Thieres ein spezifischer Antikörper. Dieser Antikörper wird im Diphtherieserum für sich allein schon wirksam. Bei den anderen beiden Arten der Immunität genügt das Auftreten des Antikörpers allein noch nicht. Die Immunität kommt erst dadurch zustande, daß die Wirkung des Antikörpers mit derjenigen der Alexine sich kombinirt. Es handelt sich dabei um eine Anziehung und Bindung zwischen Antikörper und spezifischem Reaktionsobjekt (Bakterien, Toxine). Auf dieser Anziehung und Bindung beruht zu guterletzt die spezifische Immunität. — Ehrlich sprach dann noch über Toxine und Antitoxine. — In der zweiten allgemeinen Sitzung wurden zunächst die Ehrenwahlen vollzogen. Es wurden von Deutschen gewählt: Virchow, R. Koch, Hitzig, v. Bergmann, Engelmann, Leyden u. A., um nur die Bedeutendsten zu nennen. Darauf verlas im Auftrag des nicht erschienenen Prof. Pawloff (St. Petersburg) Lichatscheff eine Abhandlung desselben über die Bedeutung der experimentellen Pathologie. Als zweiter Redner sprach Burdon-Sanderson über „einige pathologische Probleme der Gegenwart". — Dann folgte der Deutsch-Amerikaner Prof. Abraham Jacoby (New-York) über „ärztliche Kunst und medizinische Wissenschaft in den Vereinigten Staaten", worin ein historisch interessanter Ueberblick über die Entwicklung der Heilkunde in Amerika gegeben wurde mit besonderem Hinweis auf die Bedeutung europäischer Wissenschaft, aber auch mit der Mahnung an die europäischen Aerzte, die amerikanischen Verhältnisse nicht zu ignoriren, aus denen sie manches lernen könnten.

Otto Kindt: Dichtungen. Gießen, Münchows Verlag. — Kindts Gedichte sind mir hier und da in Zeitschriften begegnet, nun liegen seine Verse in einem hübsch ausgestatteten Bändchen gesammelt vor. Eine liebenswürdige Begabung verbündet sich einem reinen Gemüth; neue Töne sind es nicht, die uns hier entgegenklingen, vielmehr alte, traute Weisen, denen wir gern wieder lauschen, wofern sie ein edler Mensch uns singt. Kindt hat ein feines Organ für Naturbeobachtung, daher nur seine Wald- und Seelieder am werthvollsten scheinen, während die Gedichte reflektirender Art einen mehr epigonenhaften Charakter tragen. „Melancholie", „Am Ufer ist durch Schilf und Ried", „Stille Fahrt", „Sommerbad" sind Poesien, die neben den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik bestehen können. Ein besonderer Vorzug der Kindtschen Gedichte scheint mir in ihrer eminenten Kompositionsfähigkeit zu liegen. A. B.

B. **Heidelberg.** Professor Dr. Auwers von der hiesigen Universität hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Vorstand des chemischen Instituts nach Greifswald erhalten. Wie wir hören, beabsichtigt derselbe dem Rufe zu folgen.

* **Lausanne.** In der naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich, wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, der Direktor der dortigen landwirthschaftlichen Versuchsstation Charles Dusserre für das Fach der Agrikulturchemie habilitirt.

* **Aus England.** In diesem Monat werden an der Universität Cambridge Vorlesungen über die Entwicklung der Wissenschaften im 19. Jahrhundert gehalten. Aus Deutschland wird dem „Leipziger Tageblatt" zufolge Professor Rein (Jena) drei Vorträge über die Entwicklung der Pädagogik auf deutschem Boden halten.

T. **Aus Rußland.** Ein permanenter Ausschuß zum Studium der Tuberkulose als Volkskrankheit hat sich auf Anregung des Prof. Scherwinsky (Moskau) hier gebildet. Der genannte Gelehrte hat den Vorsitz übernommen, während die übrigen Mitglieder aus Aerzten ersten Ranges bestehen. Der Ausschuß hat bereits seit Anfang April zweimal monatlich getagt und folgendes Arbeitsprogramm aufgestellt: Berichte über die an den Pirogoff-Kongreß und andere medizinische Gesellschaften in Rußland ergehenden Mittheilungen über Tuberkulose, Berichte ausländischer Kongresse über Tuberkulose, Berichte über Tuberkulose als ansteckende Krankheit (Diagnose, Entstehung, Erblichkeit, individuelle Veranlagung, äußere Einflüsse, Verbreitungsart, wirthschaftliche und soziale Faktoren), statistische Angaben über Tuberkulose in Rußland, gesetzgeberische Maßnahmen bezüglich der Tuberkulose von Menschen und Vieh, Heilstätten, Kumyßkuren u. s. w., die gegenwärtig gebräuchlichen und die zu empfehlenden Mittel zur Verhütung der Tuberkulose in den verschiedenen Provinzen Rußlands, Tuberkulose bei Thieren und ihre Beziehung zu der Krankheit beim Menschen.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 11. August. Nummer 183.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Emilia Peruzzi.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's: fromm sein! Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

I.

Das klare Frühlicht eines kühlen Oktobermorgens berührte die buntfarbigen Glasfenster des Chors von Santa Croce in Florenz und füllte das hohe Mittelschiff mit einer leise bewegten glänzenden Atmosphäre. Es war noch ganz still im weiträumigen Ruhmestempel der Florentiner, wo Michelangelo's Gebeine ruhen, wo die Denkmäler Dante's und Machiavelli's sich erheben, und wo die Kunst der Renaissance ihre herrlichsten Erzeugnisse als fromme Weihgeschenke an Gräbern und Altären dargebracht hat. Ich grüßte im Vorübergehen die alten Freunde: Rossellino's Madonna über dem Weihwasserbecken, Benedetto da Majanos' Kanzelskulpturen, Donatello's Verkündigung und las am Marmorschrein des Gionardo Bruni die heidnische Grabinschrift, die ich so oft gelesen. Dann schritt ich weiter, durchs Oberschiff hindurch und machte endlich vor der Kapelle der Peruzzi Halt, in welcher Giotto das Leben des Evangelisten Johannes gemalt hat. Hier senkten sich die Augen auf eine riesige Marmorplatte, auf welcher mit ehernen Lettern der Name „Ubaldino Peruzzi“ geschrieben stand, und die Gedanken wandten sich in stillem Ernst auf die Vergangenheit und auf den Mann, den hier die Dankbarkeit seines Volkes in ein Ehrengrab bei seinen Ahnen gebettet hatte.

Ein Priester ging mit dem Sakrament vorüber, und ich fühlte auf einmal, daß ich hier schon lange gestanden hatte, und daß mich draußen der „Principe“, der uralte Fuhrmann zwischen Florenz und Bagno di Ripoli, mit seinem Omnibus erwartete. Ich eilte den Weg zurück, den ich gekommen und bald ging es in schneller Fahrt durch die stillen Straßen der Stadt über die Ponte delle Grazie zur Porta San Nicolo hinaus und weiter durch die ärmlichen Vorstädte von Florenz. Dann begannen die Häuserreihen sich zu lichten, das Pferd trabte gemächlich die langsam ansteigenden Höhen hinan, und endlich blickte das Auge über ein silbernes Meer von Oliven hinab in die Nebelthäler des Arno, über welchen die Morgennebel schwebten. Rückwärts aber in blauschimmernder Ferne lagerte die Arnostadt, von Domkuppel und Campanile beschattet.

Heimathsgefühle regten sich beim Anblick der vertrauten Natur, und die Erinnerung an glückliche Tage der Vergangenheit wurde lebendig. Wie oft hatten mich die Sonntagsglocken vom cypressenverborgenen Kirchlein der Baroncelli von den weinbewachsenen Hügeln herab gegrüßt, wenn ich in der Morgenfrühe die Straße heraufzog; wie oft hatte ich Halt gemacht an der Certaccia, dem alten Kloster mit der Festungsmauer, mich des Blickes auf die nahen und fernen Berge und auf die herrliche Stadt zu freuen.

Zwei Jahre waren fast vergangen, als mich zuerst die Wittwe Ubaldino's einlud, einen Theil des Sonntags in ihrer Villa zu verleben. Es war ein trüber Herbsttag und es regnete in Strömen, als die Gäste am Portal der Villa anlangten, aber es herrschte die heiterste und angeregteste Stimmung im Salon der Hausfrau, die mich damals so herzlich und warm willkommen geheißen hatte. Die ersten Eindrücke waren mir unvergeßlich geblieben. Mein Erschrecken, als ich bemerkte, daß Donna Emilia fast erblindet war und meine Bewunderung, als ich sah, mit welcher Sicherheit und Ruhe sie trotz alledem — die einzige Frau unter lauter Männern — die Unterhaltung leitete und die Geister beherrschte.

Schon am Montag, der diesem ersten Sonntag in Antella folgte, erhielt ich einen Brief von ihr mit einer Einladung für den nächsten Sonntag: „Sie werden Gelegenheit finden,“ hieß es in ihrem Billet, „sich in der italienischen Sprache zu üben und werden einige interessante Menschen kennen lernen.“ Seitdem hatte ich alle Sonntage und alle Feiertage in Antella zugebracht, und war ich anfangs nur zum Frühstück geladen, so wurde ich bald gebeten, zum Abend dazubleiben. So ging der Winter hin und die Abschiedsstunde nahte. Den vorletzten Sonntag verlebte ich allein mit ihr. Winterliche Kälte und ein Schneetreiben hatten die Freunde fern gehalten, und Donna Emilia lobte den wackeren „Germanico“, der sie niemals im Stiche lasse. In angeregten Gesprächen, im Lesen und Schreiben all ihrer Briefe verflogen die Stunden nur zu rasch an dem mächtigen Kamin mit dem niemals erlöschenden Feuer. Spät am Abend geleitete sie mich selbst an die Gartenpforte. Am nächsten Sonntag sprechen wir kein Wort vom Abschied, mein Freund, sagte sie, als ich ihr die Hand geküßt hatte, und Sie kommen schon am Sonnabend und gehen erst am Montag wieder fort. Es regnete und stürmte, als ich in die dunkle Nacht hinausschritt. Ich sah mich noch einmal um und sah Donna Emilia's ehrwürdige Gestalt im Schein der Laterne und hörte ihre Stimme: buona notte, buona notte und „auf Wiedersehen“. Am anderen Morgen aber erhielt ich schon einen Brief von ihr, welcher Auskunft verlangte, wie ich die nächtliche Wanderung nach Florenz zurückgelegt.

„Das vorletzte Zusammensein zweier Freunde vor einer langen Trennung dünkte mich immer besonders fruchtbar für den Austausch von Gedanken und Empfindungen,“ hatte mir Donna Emilia an diesem Sonntag gesagt; „die letzten Stunden haben einen herben Beigeschmack.“ Als ich acht

Tage später Abschied von ihr nahm, war sie noch wohl, aber ernst und wehmüthig gestimmt. Bald darauf erkrankte sie, ihre Briefe wurden seltener und blieben endlich ganz aus. Sie genaß nur langsam, und als es ihre Kräfte endlich gestatteten, mußte sie Antella verlassen. Sie verbrachte den Sommer in Montepiano, in den Bergen bei Prato, und mehr als ein Jahr lebte sie dann in Viareggio am Mittelländischen Meer, und überallhin folgten ihr die Freunde. Ueberall auch entfaltete sie, sobald sie sich kräftiger fühlte, die rastlose Thätigkeit, welche für sie gleichbedeutend mit dem Leben war. In Montepiano hatte sie wenige Wochen nach ihrer Ankunft eine telephonische Verbindung mit Prato hergestellt, sie besuchte die Schulen und sah wo es fehlte, sie empfing die Besuche der Ortsvorsteher und hörte die Klagen geduldig an, sie veranstaltete für gemeinnützige Zwecke einen Bazar, und als sie endlich Abschied nahm, mußte es heimlich geschehen, um allen Ovationen zu entgehen. Wenige Tage vor der Abreise hatte ihr die „Banda Municipale" ein Ständchen gebracht. Donna Emilia saß mit einer Freundin im halbdunklen Zimmer, denn ihre Augen schmerzten, als die Musik begann. Es war eine Melodie, welche sie einst so oft und dann seit dem einsamen Leben in Antella lange Jahre nicht gehört. Die starke Frau begann zu weinen. „O mio Ubaldino" flüsterte sie, und als man geendet, bat sie die Freundin, den Leuten zu danken, da sie selbst zu bewegt sei.

In Viareggio miethete Donna Emilia ein eigenes Häuschen, wo ihr mehr als ein Fremdenzimmer zur Verfügung stand. Denn die Gastfreundschaft war ihr eine Leidenschaft. Dort ist ihr kleiner Salon monatelang nicht nur der Mittelpunkt, sondern auch der Höhepunkt gesellig intellektueller Vereinigung in Viareggio gewesen. Man meinte, die alten glorreichen Tage, als die Gattin Ubaldino's noch im Palast der Peruzzi in Florenz empfing, seien zurückgekehrt, und die Freunde kamen einer nach dem anderen, um die Wiedergenesene zu begrüßen. Alte Bande knüpften sich neu in tiefen beseligenden Gesprächen. Welche Sommerabende, welche Sommernächte auf ihrem Balkon an der Piazza d'Azeglio, wo man das Meeresrauschen vernahm, wo Donna Emilia's Stimme zum erstenmal wieder so klangvoll ertönte, wie in alten Tagen! Dann kehrte sie endlich, nach anderthalb Jahren, nach Antella zurück, und nun sollten ihr Wunsch und meine Sehnsucht sich erfüllen; ich sollte ihr wieder begegnen in der vertrauten Umgebung und in ihrer Villa ihr Gast sein, so lange ich konnte und wollte. „Seid mir tausendmal willkommen in Antella nella mia solitudine piena di vita," hatte sie in ihrem letzten Brief geschrieben, in dem sie das ausführlichste Programm entwarf all der Dinge, die wir miteinander thun und lesen und besprechen wollten.

Kurz vor der Villa biegt der Weg von der Hauptstraße ab und führt an einer hohen Mauer entlang hinunter in die Weingärten und Olivenhaine. Dort sah ich wieder zuerst den grauen Thurm von Antella mit dem moosbewachsenen Ziegeldach, der mehr als ein halbes Jahrtausend schon den Stammsitz der Peruzzi beschützt hat. Weltenfern, auf einsamer Anhöhe, mitten im sonnenbeglänzten Thal lag die Villa da wie ein verzaubertes Schloß, von Pinien und Cypressen beschattet und umkränzt. Vertrocknete Blumen hingen an dem uralten Madonnenschrein in der Gartenmauer herab, und gleich daneben sah ich wieder in grauen Sandstein gemeißelt das flammende Christuszeichen des hl. Bernardin von Siena. In den Hecken blühten die Monatsrosen, der knorrige Feigenbaum in der Ecke war mit Früchten beladen, und durch das zarte Grün der Oliven schimmerte noch hier und da an den gelben Weinstöcken eine dunkle überreife Traube. Endlich fuhr der Wagen durch das hohe Thor mit dem Wappenschild der Peruzzi darüber in den gepflasterten Hof. Giorgio, der alte Kettenhund, grüßte mit freudigem Wedeln, sonst war alles so still, so unverändert. Dieselben Blumenstöcke standen noch in der Ecke am Ziehbrunnen, und die Kaiserbüsten unter dem Dach schienen nicht verwitterter als sonst.

Auf mein Klingeln öffnete Agostino, der Gärtner. „Die Signora ruht noch," antwortete er auf meine Frage, als er mich die Treppe hinauf geleitete, „aber Ersilia hat für den Herrn das Thurmzimmer herrichten müssen, und das Bett ist bereit." Ich verstand Donna Emilia's Fürsorge, welche wußte, daß ich zwei Nachtruhen nachzuholen hatte und legte mich nieder. Aber die Erinnerungen, die Hoffnungen und Erwartungen ließen mich nicht schlafen in dem wohlbekannten Himmelbett mit den schneeweißen Vorhängen. Ich stand auf und öffnete die Koffer und begann mich einzurichten in dem neuen Reich. Alle Thüren und Fenster standen offen und die köstliche kühle Herbstluft strömte voll herein. Ich ging durch die Kleiderkammer mit den hohen Schränken in den kleinen Salon, den Donna Emilia als Braut bewohnt und den sie mir als Arbeitszimmer hatte herrichten lassen. Hier stand der Schreibtisch schon am geöffneten Fenster, das auf den herbstlichen Garten der Villa hinabsah und auf die Oliven im Thalgrund dahinter, auf blaue villenbesetzte Hügel und auf das ferne Florenz mit seiner mächtigen Kuppel.

Da klopfte es, und der Diener meldete, daß Donna Emilia mich erwarte. Ich eilte hinunter durch Flur und Halle in das Gartenzimmer, wo ich ihr zuerst begegnet war. Und da stand sie auch schon in der Thür und streckte dem Gast ihre beiden Hände entgegen. „Willkommen in der Heimath," tönte es von ihren Lippen, und es leuchtete in ihrem Gesicht. Ich bot ihr den Arm und führte sie zu ihrem Sessel zurück und dann begann ich zu erzählen. „Ja, Sie waren viel in der Welt herum," sagte sie heiter, als ich geendet hatte, „und erinnere Sie, Sie wollten sich unter den Frauen umsehen, ob Sie nicht eine fänden, die mir ähnlich sei. Ist es gelungen?"

„Nein," fuhr ich heraus, „ich fand unter Männern und Frauen keinen Menschen wie Sie. Einige Ihrer Eigenschaften kann man wohl besitzen, sie alle haben ist unmöglich."

Sie lächelte und verwies mir die stürmische Rede. „Es ist natürlich, daß ich so bin," sagte sie dann nach einer Pause, „daß ich etwas von der Thatkraft des Mannes besitze und doch das Herz der Frau. Ich habe meine Mutter früh verloren, und als ich 16 Jahre alt war, da zogen meine Brüder in den Krieg. So blieb ich allein bei meinem Vater, und frühe schon mußte ich es lernen, seinem großen Hausstand vorzustehen und alle die Gäste zu empfangen, welche ihn Winter und Sommer in Palast und Villa besuchten. Ich genoß dabei eine sorgfältige Erziehung und hatte einen besonderen Lehrer in jedem Fach. Und endlich," fügte sie nach einer Pause hinzu, und ich konnte ihre klangvolle Stimme kaum noch vernehmen, „Sie wissen, ich durfte einer Herzensneigung folgen, ich wurde die Gattin Ubaldino's."

II.

Eine selten harmonische Verkettung ihrer natürlichen Anlage mit äußeren Umständen ist es gewesen, die Donna Emilia zu jener merkwürdigen Frau gemacht hat, welche nicht nur die Achtung und Freundschaft der besten Männer Italiens besaß, sondern die auch von ihrem

eigenen Geschlecht neidlos geliebt und bewundert worden ist. Wie Vittaria Calanna, mit der man sie von den Frauen Italiens am ersten vergleichen kann, auf die Höhen des Lebens gestellt, hat sie kleinliche Sorgen um das eigene Wahl und Wehe niemals gekannt. Wie diese kinderlos, wurde sie durch die Hand eines erlauchten Gemahls sicher durch die Gefahren und Versuchungen einer glänzenden Stellung hindurchgeleitet und hatte niemals nöthig, an sich selbst zu denken. Alle die trügerischen Erdenfreuden fielen ihr in den Schaß, um deren Preis die Menschen sich so heiß bemühen und oft so bitter hassen, so richtete sich ihr klares Auge auf den Besitz von höheren Lebensgütern, die wir nicht verlieren können.

Sie war am Lungarno in Pisa in einem prächtigen Marmorpalast geboren, in welchem Lord Byron einmal bei ihren Vorfahren gastliche Aufnahme gefunden hatte, und trotz des frühen Todes der Mutter konnte sie ihre Jugend eine sehr glückliche nennen. Die temperamentvollen „Ragazzi Tascanelli" fühlten sich als Alleinherrscher des Lungarno auf beiden Ufern und hatten Stimmmittel genug, um sich vom platten Dach des väterlichen Hauses den Freunden auf der anderen Seite des Flusses vernehmbar zu machen. Sie liebten rasche und nicht zu geräuschlase Bewegungen, und wenn sie am Abend die Treppen herabkamen, um sich am Tisch des Vaters zu versammeln, konnte man es nicht nur im Hause hören. „Sono le otto," hieß es dann in der Nachbarschaft, „i ragazzi Toscanelli scendono le scale."

Um die heitere und lebhafte Emilia hatten sich schon früh die Freier beworben, sie wurden aber Alle abgewiesen. Aber im Jahre 1850 lernte sie in Flarenz den damals 28jährigen Gansalaniere der Arna-Stadt, Ubaldino Peruzzi, kennen, und ihm gab sie das Jawart. Er hatte wenig später im Auftrag seiner Vaterstadt den Pisanern die Ketten ihres Hafens zurückzuerringen, welche die Florentiner schan im Jahre 1302 erabert und var dem Baptisterium von San Giavanni aufgehängt hatten. Er kehrte van dart als Verlobter zurück, und die Florentiner sagten, Ubaldino hat den Pisanern die Ketten wiedergebracht, aber er selbst ist gefesselt nach Florenz zurückgekehrt.

Emilia Tascanelli stand dem geist- und gemüthvollen Florentiner Patriziersahne ebenbürtig zur Seite. Unsagbar glücklich ist diese Ehe gewesen und als treuer und verschwiegener Rathgeber hat Danna Emilia dem Gatten die langen Jahre seiner politischen Laufbahn zur Seite gestanden. Er aber gab ihr als erster Bürger von Flarenz, als Minister und Gesandter des neuen Königreiches, die Mittel in die Hand, Gutes zu thun und Bäses zu verhindern. In alle Kreise der Gesellschaft erstreckten sich Danna Emilia's Beziehungen; erprabte Freundschaften verstand sie zu erhatten; neue Verbindungen knüpfte sie gern an, aber überall ließ sie Takt und Varsicht walten. Sie ahnte es vielleicht selbst nicht, welch eine Machtfülle in ihren Händen ruhte; niemals hat eine Frau würdigeren Gebrauch davon gemacht.

Die Aemter, welche Ubaldino eins nach dem anderen bekleidete, brachten es mit sich, daß im Salon seiner Gemahlin varwiegend palitische Interessen gepflegt wurden. In die graßen Kämpfe um die Einheit Italiens hat Peruzzi entscheidend eingegriffen, ihn hat man nach der Flucht des Graßherzogs von Tascana in die pravisarische Regierung berufen, er war es, der am 27. April 1859 im Namen Vittorio Emanuele's vam Palazzo Vecchia Besitz nahm und so seine Vaterstadt Flarenz für immer dem geeinten Italien gewann. Van Cavour nach Turin berufen als Minister der äffentlichen Arbeiten, faßte er sofort das noch heute ungelöste Problem einer Reformation der südlichen Provinzen Italiens ins Auge und begab sich selbst darthin als Apastel des neugeeinten Königreiches. Er fiel schon ein Jahr später am 3. März 1862 mit dem Ministerium Ricasali, trat aber schan am Ende desselben Jahres als Minister des Innern ins Ministerium Minghetti ein. Auch hier faßte er safort bestimmte Aufgaben ins Auge, unter welchen die Bekämpfung des Brigantenthums, das damals noch unter politischer Maske auftrat, eine der varnehmsten war. Damals hat er auch die bittersten Erfahrungen seiner palitischen Laufbahn gemacht, als man das Ministerium Minghetti verantwortlich machte für den Aufstand von Turin, der dem Entschluß des Königs falgte, die Residenz nach Florenz zu verlegen. Minghetti fiel, Peruzzi blieb nach wie vor im Parlament, aber er ist niemals wieder ins Ministerium zurückberufen worden.

Seine Aufgaben verengerten sich, als er nach dem Verzicht des Grafen Cambray-Digny aufs neue das Sindacat von Flarenz übernahm, aber sie waren nicht weniger schwierig. Die Hauptstadt Italiens hat damals den herrlichsten ihrer Plätze erhalten, die Piazzale di Michelangelo, und gleichzeitig wurden die Quais am Arno angelegt. Als dann das Königreich seinen Sitz in Ram nahm, stellte sich Peruzzi das Prablem, die angefangenen Bauten preiszugeben aber zu vallenden. Er entschlaß sich für das letztere, aber er beschwor damit über seine Vaterstadt eine verhängnißvalle Krisis herauf. Ubaldino Peruzzi, einer der uneigennützigsten Staatsmänner, die Italien je gehabt, ist nicht immer der glücklichste gewesen. Die Unterstützung, welche die Regierung der preisgegebenen Hauptstadt schuldete, kam, aber sie kam zu spät. An demselben Tage, als sich die Bürgerschaft bankerott erklärte, hatte Peruzzi sein Amt als Sindaco niedergelegt. Ein Sturm von Anklagen erhab sich gegen den Mann, der damals einen Theil seines Vermögens der Vaterstadt zum Opfer gebracht hat. Er hat auch diesen Schicksalswechsel mit Gleichmuth und mit der Heiterkeit eines guten Gewissens ertragen; er wußte selbst, was er gewollt und gethan, und er brauchte es nicht von Anderen zu hären. Er hat den Dank seiner so geliebten Vaterstadt auch nach bei Lebzeiten erfahren, und die zahllosen Ehrungen, welche er später erfuhr, durften ihn alle Kränkungen vergessen machen. Noch heute hängt im Salon Danna Emilia's ein graßes Pergamentblatt in kastbarem Rahmen, mit zahllasen Inschriften bedeckt. Es wurde dem edlen Manne im Jahre 1875 mit einer galbenen Medaille überreicht und machte ihn am stillen Lebensabend der dankbaren Liebe seiner Mitbürger träftend versichern. Hier sieht man auf der Vorderseite das Bildniß Ubaldino's und auf der Rückseite stehen die einfachen Warte: Flarenz hat sich beim 400jährigen Jubiläum Michelangelo's dank Ubaldina Peruzzi des göttlichen Künstlers würdig erwiesen. A. D. MDCCCLXXV.

Seine sterblichen Reste ruhen in Santa Croce unter den Edelsten seines Volkes, und lauter als je ertönte sein Preis van allen Lippen, als ihm Flarenz vor wenig Jahren das eherne Denkmal setzte auf der Piazza dell'Indipendenza, das sein Bild so treulich wiedergibt: die schlanke elastische Gestalt, den freundlichen geistvallen Kapf mit dem feinen Lächeln und den klaren, klugen Augen. Sa hatte ihn Jedermann gekannt, denn „Signor Ubaldino" war der papulärste Mann in Florenz, der gern mit dem geringen Valk verkehrte, von dem er sich in seinem Aeußern nicht sanderlich zu unterscheiden pflegte. Nach heute weiß Jedermann von ihm zu erzählen, wie er sich im Omnibus gern mit dem bescheidensten Platz begnügte, wenn er einmal nicht mehr zu Fuß nach Antella zurückkehren konnte, wie er sich sein frugales Frühstück

gelegentlich im ersten Bäckerladen selbst einkaufte, wie er den kunstreichsten Koch entließ, weil er die einfachen Gerichte, die er liebte, vor allem die weißen Bohnen, nicht zu bereiten verstand.

Den jähen Wechsel von Glück und Unglück mußte Donna Emilia an der Seite eines solchen Gatten reichlich erfahren. Und zu den aufreibenden Sorgen, welche die Stellung des Gemahls mit sich brachten, haben sich viele stille Schmerzen und Heimsuchungen gesellt, die sie persönlich betrafen. Sie hat so viel geliebt, so viel besessen, so muß sie auch viel gelitten und verloren haben. Einen der schwersten Schicksalsschläge allerdings, die fast völlige Erblindung, hat die heroische Frau sich selbst und Anderen fast unfühlbar zu machen verstanden. Das Verhängniß ereilte sie, als sie mit ihren Freunden zu Tische saß: ein dunkler Schleier fiel ihr plötzlich über die Augen. Aber sie verrieth mit keinem Wort ihre Bewegung, und erst als sich der letzte ihrer Gäste entfernt hatte, brach sie in die Worte aus: „Ubaldino, ich sehe nichts mehr mit meinen Augen." Die Kunst der Aerzte wurde vergebens versucht, aber mit ihrem Willen bezwang sie ihr Geschick. Niemals klagte sie, und aller Welt war es ein Geheimniß, was sie noch zu sehen vermochte. „Che bel sole," rief sie einmal aus, als das goldene Abendroth voll durch die geöffnete Gartenthüre hereindrang, und es schien, als habe sich in diesem Augenblick der Schleier gelüftet, der ihr das Licht verbarg. Seit jener Zeit diktirte sie ihre Briefe an Irene Brunelleschi, die Sekretärin Ubaldino's und seit langem die Vertraute aller ihrer schönen Geheimnisse unerschöpflicher Liebesthätigkeit; sie kannte jeden Gegenstand in den drei Zimmern, in denen sie sich gewöhnlich bewegte und wenn sich die Freunde im Kreise um sie geschaart hatten, errieth sie einen jeden an der Stimme.

Alle die großen Männer ihrer Zeit, alle ihre besten Freunde, sah sie vor sich ins Grab sinken: Cavour selbst und Marco Minghetti, Ruggiero Bonghi und Bettino Ricasoli und so viele Andere. Bonghi hat sie einmal die seelenvollste Frau Italiens genannt, und der alte General Pasini machte ihr das schöne Kompliment: Vous êtes la femme la plus équilibrée que j'ai connue. Marco Minghetti hat sie in einem Briefe aus Paris im Jahre 1860 vielleicht am treffendsten charakterisirt: „Ho fatto il viaggio da Bologna a Roma colla Signora Emilia," schrieb er an seinen Freund. „Ha parlato sempre, ma non ha mai detto una sciocchezza ne mai una malignità." [1])

Brüder und Schwestern hatte sie dahingehen sehen und in der eigenen Familie Enttäuschungen und Herzeleid jeder Art erfahren. Keiner konnte solche Schmerzen tiefer empfinden als sie, Keiner überwand sie siegreicher mit männlichem Geist. Nur gegen den Verlust Ubaldino's hatte sie sich verzweifelt gesträubt. Von einer Gefahr für ihn durfte Niemand sprechen, als er schon todeskrank war; sie hoffte noch und betete für sein Leben, als er schon im Sterben lag. Und wie er ihr dann doch genommen wurde, hat sie ein ganzes Jahr still in Antella gelebt und keinen ihrer Freunde empfangen. Sie konnte noch nach Jahren oft ihre Bewegung nicht verbergen, wenn sie von ihm sprach, und sie vermied es fast, den theuren Namen zu nennen, die heiligsten Erinnerungen des Herzens zu berühren.

„Welch ein trauriger Lebensweg," sagte sie einmal an einem jener ersten Abende unsres Beisammenseins, „welch ein trauriger Lebensweg, auf dem wir einander sterben sehen und Einen nach dem Anderen verlieren von denen, die uns theuer gewesen sind. Mein Herz ist voll Traurigkeit, denke ich an Vergangenes und Gegenwärtiges. Gewiß, ich habe die letzten Jahre Resignation gelernt, und, ach, wie wenige bleiben mir mehr übrig! Aber die Gestalten und Bilder glücklicher Zeiten verlassen mich nicht mehr und sind mir jeden Tag vor Augen." Dann schwieg sie still und fuhr nach einer Weile fort, als wollte sie ihre Schwäche entschuldigen: „Ich weiß es wohl, wie nöthig uns das Leiden ist, und ich erkenne die Wahrheit an, die in dem „stirb und werde" Eures großen Dichters liegt. Ich bin ja auch stille geworden, und Sie kennen das köstliche Geschenk, das Gott mir gab, die heitere Gelassenheit „il gran fondo di serenità", wie ich es dankbar nenne. Und nun sagen Sie mir noch die Worte Schillers, die ich so gerne höre und die mir den Inhalt meines Lebens darstellen, wie es heute ist." Sie schwieg, und ich sagte ihr langsam, so daß sie jedes Wort verstand, die letzten Strophen aus Schillers Idealen:

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört.
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

E. St.

(Schluß folgt.)

Justus Frey, ein deutsch-böhmischer Dichter.

Der Lyriker Justus Frey ist in den deutschen Gauen so viel wie unbekannt. Mit Unrecht, denn er gehört zu denen, welche singen, weil sie singen müssen, welche ihr Lied erklingen lassen, weil ihnen Gesang gegeben ist. Was ihm im Busen schwillt, wird ihm unbewußt Poesie, verdichtet sich ihm unwillkürlich zu musikalischem Wohllaute. Kraft ist der Panzer seiner Poesie, Anmuth ihr Geschmeide, Begeisterung ihr Schwert, ihr Schild die Klarheit. Der Sonne gleich verbreitet sie Wärme und Licht zugleich. Sie ist ein Produkt seines Geistes in seiner Gesammtheit; Verstand, Gemüth und Phantasie haben an ihr gleichen Antheil. Sie ist ihm kein tändelndes Spiel mit leeren Worten, kein hohles Reimgeklingel, das nichtiger Zerstreuung dient, sondern eine ernste, heilige, auf der Menschen Umgestaltung und Wiedergeburt abzielende Sache und als solche eine liebliche Vereinigung, eine harmonische Durchdringung und Verschmelzung der strengen Wahrheit und der holdseligen Dichtung. Was die Wissenschaft begrifflich erkennt und zusammensetzt, das muß die Kunst typisch erfassen, um es anschaulich, in sinnlicher Lebendigkeit darzustellen, dadurch unsrem Herzen näher zu bringen und so erst zu unsrem wahren geistigen Eigenthum zu machen. Wie sinnig läßt Frey doch die Poesie zu der Wahrheit sagen:

Vergaßest du so ganz, daß ich hienieden
Dir eine Freundin, eine Schwester bin?
Vergaßest du, Geliebte, daß zusammen
Wir aus des Paradieses Garten stammen?

Dadurch, daß Frey ein Gedankendichter ist, ist er davor geschützt, ein Herdendichter zu sein; er geht seinen eigenen, von Kraft und Schönheit umsäumten Weg. Er ist eine

[1]) Ich habe die Reise von Bologna bis Paris mit Signora Emilia gemacht. Sie hat fortwährend gesprochen, aber sie hat auch nicht ein einziges Mal eine Thorheit oder eine Bosheit gesagt.

kernige, auf eigenen Füßen stehende Individualität, welche in klassischen Bahnen wandelt, an Schiller und Goethe sich emporrankt. Er ist aber darum kein bloßer Epigone, denn er steht auf der Warte des Zeitgeistes, er ist als Mann der Wissenschaft Zeitgenosse im höheren, völkerpsychologischen Sinne des Wortes, sein Charakter bildet sich im Strome der Welt; kurz er schaltet sich nicht von dem Gesetze der Entwicklung aus und schreitet vor seinem Volke als Feuersäule her. Nur das an manches Tolstoi'sche Traktätlein erinnernde Gedicht „Jesus und Erzengel Gabriel", in welchem der Herr für die Frivolität und Zuchtlosigkeit der Menschen Kant und Hegel verantwortlich macht, stimmt damit nicht überein. Wie sollen sich aber selbstische Art und der Vater des kategorischen Imperativs, welcher es als das gerade Widerspiel des Prinzips der Sittlichkeit bezeichnet, wenn die Glückseligkeit, die Selbstliebe zum Bestimmungsgrunde des Willens gemacht wird, zusammenreimen?

Frey verfällt nicht dem Weltschmerze, ob sich auch der Versucher an seine Fersen heftet. Er war kein Liebling des Glücks; das Leben floß ihm nicht glatt und ruhig dahin. Er hatte als Jüngling mit bitterer Noth zu kämpfen und als Mann lief er in der Blütheperiode der reaktionären Bewegung der fünfziger Jahre eine Zeitlang Gefahr, wegen seines politischen Freimuthes seine akademische Lehrkanzel zu verlieren. Dies ist der Schlüssel zur Lösung des „Rätsels", daß der Lenz, der Andere erfreut, ihn betrübte, und im Winter, in dem im weiten All die Pulse stocken, das Herz ihm vor inniger Freude lachte. Er empfand eben im Lenz, der das Glück erst recht begründet, zweifach sein Leid. Doch ließ er sich für die Dauer von dem feindlichen Geschicke nicht niederbeugen, denn „Jedes Lied ist ein Thau, der befruchtend wirken will".

Er ertrug die Unbilden des Lebens standhaft und ungebrochenen Muthes, denn er war sich dessen bewußt, daß sie den Menschen mannbar machen, stählen, läutern, wappnen, zu einem festen Gefüge kneten und die Knospenwände seiner Geistesgaben sprengen. Von großen, überschauenden Gesichtspunkten getragen, war er kaltblütig genug, um sich zu sagen, daß des Lebens ungemischte Freude Ruhe, Ruhe aber Tod ist. Er erstickte den in ihm auftauchenden Mißmuth in dem Himmelsäther des Idealen, vor dessen wärmenden Strahlen die Qualen weichen, wie der Schnee vor der Sonne des Frühlings zerrinnt. Er suchte und fand auch Zuflucht bei der hehren Muse: in die Tonwellen seiner Leier ließ er sein Herz überschwellen. Er fühlte sich stark, sobald er die Saiten derselben anschlug und damit Elemente entfesselte, die sich flugs zu edler Harmonie einigten. Sein Singen und Sagen wirkte auf ihn befreiend, erhebend und beschwingend zurück. Er tröstete sich auch mit dem sinnigen Gedanken, daß des Lebens Bitterkeit die Gefilde der Poesie gleichsam düngt:

> Der strengen Erziehung der Schicksalsmächte
> Verdankst du das zündende Lied, das echte.

Der Korrelativität der Gegensätze leiht er herrlichen Ausdruck in dem Gedichte „Wie des Lebens Brandung tose", das mit den schönen Versen beginnt:

> Wie des Lebens Brandung tose,
> Dulde muthig, bedrängtes Herz!
> Nicht nur Dornen hat der Schmerz,
> Auch der Schmerz hat seine Rose.

Der Dichter erglüht für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen und wird den Idealen seiner Jugend niemals untreu. Er wirft dem Materialismus den Fehdehandschuh hin, bekämpft die „Ritter vom Tiegel und von der Retorte", welche Gott aus der Schöpfung hinausjagen und das Denken auf einen körperlichen Vorgang zurückführen, mit den schneidigen Waffen seiner Satire und charakterisirt Karl Vogt nicht ganz unzutreffend als „Kotzebue der Wissenschaft". Er bekennt sich zu dem Christenthum Christi, dem werkthätigen, praktischen Christenthum, welches er wohlweislich von dem Christenthum der Kirche unterscheidet, wie schon aus seinem schwungvollen Hymnus auf das hellstrahlende Zweigestirn Huß und Hieronymus erhellt, in welchem er scharfe Töne gegen die Hochburg der Finsterniß, gegen Rom anschlägt. Liebe und Treue, Mitgefühl und Erbarmen drücken seinen Dichtungen und Thaten den Stempel auf; er setzt die wahre Größe darein, den Stachel fremden Leids mitleidend zu fühlen, erbarmungslos für eigenes Glück sich fremdem Glücke zu weihen. Er glaubt an ein Leben nach dem Tode, nichtsdestoweniger soll es kein Motiv der Pflichterfüllung sein. Frey's Begründung der Ethik deckt sich im Grunde mit der Schillers, der sein Ideal in der Kalokagathia der alten Griechen erblickend, das Gute als integrirenden Bestandtheil in das Schöne hineinordnet. Sie lautet:

> Thu' immer, was du sollst! Laß stets dir eine Lust sein
> Das Gutsein, Mensch, dann bist du Göttern gleich!
> Erfüllter Menschenpflicht entzückendes Bewußtsein,
> Das ist auf Erden schon das Gottesreich.

Selbst ist der Mann. Unser Dichter buhlt nicht um die Gunst der Großen und Mächtigen, er hascht nicht nach Titelchen und Bändchen, sondern sagt den Verleihern derselben freimüthig seine Meinung ins Gesicht. Bei seinem Eintritte in das Frankfurter Parlament hat er ein denkwürdiges Gedicht „An die deutschen Volksvertreter" verfaßt, welches in den sich zu einem geflügelten Worte eignenden Vers:

> Wie soll, wer kriecht, ein höchstes Ziel erklettern?

ausklingt. Diese mannesmuthigen Worte waren allezeit die Richtschnur seines Seins und Wirkens. Unbekümmert um die Folgen, die sich hieraus ergeben könnten, ruft er unerschrocken, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, den Fürsten zu, daß es eine Weltgeschichte gibt, welche sine ira et studio richtet und wie den Ruhm, so auch die Schande mit ehernen Lettern in das Buch der Ewigkeit einschreibt. Er kennzeichnet mit beißender Ironie das vormärzliche Regiment in Oesterreich und gießt in den köstlichen „Politischen Betrachtungen eines kalekutischen Hahns", welche sich in ihrem Grundgedanken mit Adolf Pichlers Distichon:

> Was? Die Rosen sogar sind roth, die könnten doch weiß blüh'n!
> Auf, Gendarmen, und führt mir die Natur in Arrest!

begegnen, die ätzende Lauge seines Spottes über die Demagogenriecherei aus. Er scheut auch nicht davor zurück, in dem wuchtigen, zornglühenden, freilich das Kind mit dem Bade ausschüttenden Gedichte „Vor der Goethe-Statue" den Olympier des Verraths an seinem Volksthume zu zeihen. Dagegen weitet sich seine Brust, wenn er Schillers gedenkt, welcher die Vertheidigung der Menschenrechte auf sein Banner geschrieben. Und er preist Uhland ob des Adels seiner Gesinnung und möchte auf seinem Grabsteine am liebsten die kurze, aber inhaltsschwere Grabschrift:

> Hier schlummert, der ein Mann gewesen,
> Ein deutscher Mann

prangen sehen. Sein Herz schlägt feurig für Deutschlands Einheit und Freiheit. Darum ist er über die schweren Enttäuschungen, die er in Frankfurt erlebt, furchtbar erregt. Mit desto größerer Genugthuung begrüßt er das glorreiche Jahr 1870. Er mahnt die deutschen Frauen eindringlich, sich nicht „vom Fieberdrange nach welscher Sitten gleißnerischer Feinheit" erfassen zu lassen, und fordert zur Reinhaltung der deutschen Sprache, welche alle, auch die höchsten Ansprüche zu befriedigen vermag, auf.

Merkwürdig ist es, daß der steifnackige Mensch und Dichter, welcher den Launen des Schicksals Trotz bietet und bis zum letzten Hauche gegen Sturmeswuth kämpft, daß Frey, welcher dem menschlichen Wirken allein Wirklichkeit zuerkennt, alles andere als Schein hinstellt und des Menschen Willen für sein Himmelreich erklärt, in dem Gedichte „Natur und Schicksal" vor dem Schicksal die Segel streicht und resignirt uns zu bedenken gibt:

> Mit deinen Thaten brüstest du dich?
> Wer nennt sie deine Thaten?

Diesem Fatalismus widerspricht sein Idealismus, der in der Freiheit und Selbständigkeit des Menschen den springenden Punkt alles höheren Lebens sieht.

Ein reines, lauteres Gemüth spricht aus den thaufrischen, tiefempfundenen und farbensatten Liedern, die zum Preise der Natur ertönen und zwischen Natur und Leben feine, zarte Fäden spinnen. Ein eigener Reiz haftet den Liebesliedern an. Der Schalk sitzt dem Verliebten im Nacken, wenn er vom Zweifel benagt wird, was er von seiner Schönen begehren soll, Worte, die wie Engelsgrüße klingen, aber leider die Küsse unterbrechen, oder feurige Küsse, die sie hinwiederum am bezaubernden Sprechen hindern, und sich in diesem Dilemma an Apoll mit der Bitte wendet, er möge sie die Kunst lehren, sprechend zu küssen; wenn er sich auf den Astrologen hinausspielt, weil er in den Augensternen der Geliebten zu lesen weiß; wenn er ihr Schreiben, daß sie ihm morgen mündlich mehr sagen werde, dahin beantwortet, daß er gemeinem Brauche gründlich feind sei: „Küssen, Engel, sollst du mündlich: mündlich spricht ein Andrer auch“; wenn er die freien Künste um eine vermehrt, die des Küssens, welche nur ein Wallen ist, kein Müssen; wenn er einen Schwarzen auf einem Balle das Geständniß ablegen läßt, er gäbe gern seinen Rosenkranz für diesen Kranz von Rosen.

Von Lebenslust sprühen auch die in flottem Takte sich wiegenden Lieder: „Jägerlied“ und „Soldatenlied“. Die Sammlung enthält auch Gedichte, welche den Ton des Volksliedes ausgezeichnet treffen. Wie der Dichter manchmal von prächtigem, kecken Humor überschäumt, so weiß er auch die Klinge der Satire vortrefflich zu führen.

Unser Dichter hat sich auch nicht ohne Geschick in einigen kleinen Dramen versucht. Nur an einem derselben habe ich etwas auszusetzen. Der Dialog zwischen Hamilkar und Hannibal ist temperamentvoll, hinreißend. Doch hätte Frey bedenken sollen, daß ein neunjähriger Knabe, und sei er noch so frühreif, dem Gedankenfluge eines sich mit großen Plänen tragenden Vaters nicht folgen kann. Es ist dies eine psychologische Unmöglichkeit. Und was sollen wir dazu sagen, daß Hamilkar seinem Söhnchen ins Gewissen redet:

> Und eher nicht beglücke dich ein Weib
> Mit süßem Kuß, mit süßerer Umarmung,
> Als bis gesiegt und abermals gesiegt
> Du hast im Kampf mit dieser Brut!

Professor **Andreas Ludwig Jeitteles** (1799 bis 1878) hat sich als Dichter das Pseudonym Justus Frey beigelegt. Dieser Name ist ein Programm, und der Dichter hat getreulich gehalten, was er in ihm versprochen hat. Er ist zeitlebens für Gerechtigkeit und Freiheit wärmstens eingetreten. Wir sind daher seinem Sohne Adalbert, Universitäts-Bibliothekar i. R., für die Herausgabe seiner „Gesammelten Dichtungen“ (Prag, Calve, 1899) zu großem Danke verpflichtet. Er hat durch seine pietätvolle Mühewaltung die deutsche Literatur bereichert.

Dr. Bernhard Münz.

Mittheilungen und Nachrichten.

kr. **Die Einwirkung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf zuvor entstandene Rechtsverhältnisse.** Eine Darstellung der Fragen der Uebergangszeit von **Hermann Habicht**, Landgerichtsrath in Kassel. Jena, Gustav Fischer. — Wer jetzt gerade in bürgerlich-rechtlichen Streitigkeiten als Richter zu erkennen hat, den darf man, wie ich an mir selbst fühle, wahrlich nicht beneiden. Die Frage, die sich sonst in der Regel selbstverständlich erledigte: welches Recht zur Anwendung zu kommen habe, bereitet jetzt oft viel mehr Schwierigkeiten, als die ganze übrige Entscheidung des Falles. Der 1. Januar 1900 hat wohl das Bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Nebengesetzen in Kraft treten lassen, aber er hat die Wirksamkeit des alten Rechts durchaus nicht abgeschnitten. Für die Rechtsverhältnisse, die mit ihren Wurzeln noch vor dem 1. Januar 1900 zurückgreifen, gilt vielmehr überwiegend, aber doch nicht ausnahmslos noch das alte Recht. Die Abgrenzung, wie weit das zutrifft und von welchem Punkt an das neue Recht eingreift, ist ungemein schwierig. Das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch hat so die wichtigsten Fragen gesetzlich erledigt; aber es hat sowohl in seinen Vorschriften Raum für manchen Zweifel als zwischen den einzelnen Vorschriften erhebliche Lücken übrig gelassen. Hier muß nun wieder Wissenschaft und Praxis das Rechte finden. Die Arbeit ist um so mühsamer, als sich wegen des seltenen Vorkommens eines solchen Uebergangs in der Vergangenheit wenig Anhaltspunkte finden. Ich glaube, daß kein Werk zum neuen Recht allenthalben mit solcher Dankbarkeit begrüßt worden ist, wie die sorgfältige und geradezu grundlegende Arbeit Habichts. Das beweist schon die Thatsache, daß die erste Auflage fast augenblicklich vergriffen war. Die zweite ist wesentlich erweitert und berücksichtigt die Ausführungsgesetze sämmtlicher Bundesstaaten. Das hat die Brauchbarkeit des Buchs, das jetzt und wohl noch auf lange Zeit von den deutschen Richtern und Anwälten so viel benutzt wird, wie kaum ein anderes, wesentlich erhöht. Es ist ja nicht nöthig, daß man in allen Punkten mit dem Verfasser, der oft genug mangels aller positiven Grundlagen nur seine eigene Anschauung zum Ausdruck bringen muß, völlig übereinstimme; man wird aber auch da, wo man von seiner Darlegung abgeht, einräumen müssen, daß er sorgsam und gründlich bei der Fassung seiner Ansicht vorgegangen ist.

* **Baedekers Südbayern und die österreichischen Alpenländer.** Mit 48 Karten, 11 Plänen und 8 Panoramen. 29. Aufl. Leipzig 1900. — Wenn auch in diesem Sommer die Pariser Weltausstellung den Hauptstrom der Reisenden auf sich lenkt, so werden die Freunde der Alpen doch ihnen treu bleiben und viele andere werden nach den Strapazen der Pariser Reise Erholung in frischer Gebirgsluft suchen. Ihnen Allen sei der soeben in neuer Auflage erschienene Baedeker'sche Ostalpenführer auf das wärmste empfohlen. Seine Vorzüge sind bekannt; sie bedürfen bei einem Reisehandbuch, das 28 Auflagen hinter sich hat, keiner eingehenden Erörterung. Das dünne, aber feste Papier, das sich für den Druck des Textes seit der vorletzten Auflage bewährt hat, ist diesmal auch für die Karten zur Verwendung gelangt, wodurch sich der Umfang und das Gewicht des über 600 Seiten starken Buches wieder vermindert haben; doch ist daneben selbstverständlich die für den Touristen so praktische Zerlegbarkeit in einzelne, für sich abgeschlossene Hefte beibehalten worden. Auf den reichen Inhalt näher einzugehen, würde hier zu weit führen; es genüge die Bemerkung, daß man sich über die umfangreiche Thätigkeit der großen alpinen Vereine in Bezug auf Weg- und Hüttenbauten bis in die allerjüngste Zeit hinab kaum ein besseres und zutreffenderes Bild verschaffen kann, als an der Hand dieses Kompendiums der praktischen Alpenkunde. So finden wir z. B. von den im Jahre 1900 eröffneten oder zu eröffnenden Alpenvereinshütten bereits das Purtschellerhaus am hohen Göll, die Grüttenhütte im Kaisergebirge, die v. Schmidt-Zabierowhütte in den Loferer Steinbergen, die Hermann v. Barthhütte in den Lechthaler Alpen, die Zittauer Hütte im Wildgerlosthal, die Plauener Hütte im Kuchelmooskar, die Würzburger Hütte an den Hintergrasln, die Pforzheimer Hütte am Schlinigjoch, die Hochjochhütte am Ortler, die Kölner Hütte am Tschagerjoch, die Barmerhütte am Hochgall ꝛc. Die Karten (jetzt 48) wurden wieder durch 3 sauber gearbeitete Blätter größeren Maßstabs, die Panoramen durch die den Besuchern des Ridnaunthales unvergeßliche Aussicht vom Kaiserin Elisabethhaus auf dem Becher (nach einem Original Oberlerchers) vermehrt.

Ferdinand Hueppe: Der moderne Vegetarianismus. Verlag: Hirschwald, Berlin 1900. — Menschen, welche sich fanatisch in eine Idee verbissen haben, sind schwer davon abzubringen; ehrliche Bemühungen scheitern an entgegengestellter Sophistik; doch darf der Kundige dem Treiben nicht immer stumm zusehen, weil solche Lehre und Beispiel auch den Unwissenden verführen. Eine solche bedauernswerthe Erscheinung ist der „moderne Kunstvegetarianismus“. Wir finden es recht, daß wieder einmal ein hervorragender Forscher das Wort ergreift, muß er auch fürchten, es erwachse ihm viel Feindschaft in Wort und Schrift. Hueppe beleuchtet

den Vegetarianismus unter wissenschaftlicher Kritik, insbesondere die groben und stabilen Fehler der übertriebenen Anhänger an den Fragen: Ist der menschliche Organismus ausschließlich auf Pflanzennahrung angewiesen und ist der Vegetarianismus geschichtlich als die allein naturgemäße Lebensweise zu betrachten? Da ergibt sich der Satz, daß die gemischte Kost und die Kost der echten Vegetarier (gewisse Völker) an Nährwerth und Eiweißgehalt übereinstimmen, daß sich aber die Kunstvegetarier in ein sehr ungünstiges Verhältniß begeben haben. Die Auseinandersetzung ist leicht verständlich, in vielen Winken sind eingebürgerte und immer wieder vorgebrachte Schlagworte parirt, die gern ausposaunt werden. Die Erscheinungsformen des Vegetarianismus sind mit glücklichem Griff in vier Gruppen geordnet. Vegetarianismus aus religiösen Gründen, zweitens solcher, der sich aus sozialen und geographischen Verhältnissen entwickelt hat, drittens Nothvegetarianismus und endlich unser moderner „Kunstvegetarianismus“, dessen Anhänger als „vegetarische Excentrics“ zu bezeichnen sind. Gegen diese Esser des thierischen Eiweißes, die mit Milch genährt wurden und fernerhin trotz ihres asketischen Namens thierische Produkte, wie Käse, Butter, Milch und Eier verspeisen und dann noch behaupten, Vegetarier zu sein, richtet sich die Schrift. Der berühmte Prager Gelehrte unternahm es, in ein Wespennest zu stechen, wird aber des Dankes der Unbefangenen sicher sein. v. N.

H. Morf: Spielmannsgeschichten (ein Vortrag im Anschluß an W. Hertz' Spielmannsbuch. 2. Aufl. Stuttgart, Cotta 1900). Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher Zeitung“. 24 S. — Es ist erfreulich, daß nicht jeder interessante Vortrag „verhallt mit der flüchtigen Stunde“. Der vorliegende hatte aus doppelten Gründen ein Anrecht darauf, durch den Druck fixirt zu werden. Er enthält eigentlich die Besprechung von Hertz' lieblichem Spielmannsbuch, aber der treffliche Literarhistoriker H. Morf hat den schönen Nachdichtungen einen für weite Leserkreise bestimmten wissenschaftlich-populären Kommentar hinzugefügt, der in seiner gehaltvollen Kürze wirklich dazu geeignet erscheint, als „Anhang“ oder „Vorwort“ vor einer künftigen „Auflage zu prangen“. Somit ist eine kurze Anzeige, d. h. eine Besprechung dieser anziehenden Besprechung geradezu geboten. Die kleine Studie bietet außer den nothwendigen Erläuterungen zu Inhalt und Tendenz der einzelnen Lieder drei nicht zu unterschätzende, durch Prägnanz hervorragende Definitionen. Die erste betrifft den Spielmann (joculator, jongleur, conteur, trouveur, troubadour, ministrales, menestrels 2c.), sowie seine Stellung in der christlichen Gesellschaft: „Erst die große Revolution hat dem tausendjährigen Zweikampf zwischen Kirche und Spielmann in Frankreich ein Ende gemacht“ (S. 9). Die zweite kennzeichnet den Kontrast zwischen mittelalterlicher Weltflucht und Weltfreude, die widerspruchsvolle Stellung des Mittelalters zur Frau. Auf der einen Seite asketische Feindseligkeit, auf der anderen die begeisterte Huldigung des Minnesanges, in welchem die Liebe „als die Blüthe des Daseins, als Anfang und Ende aller großen Thaten gepriesen wird“ (S. 12). Ein dritter wichtiger Punkt, die Quellenfrage, wird gleichfalls in allgemein verständlicher Form berührt. „Mündliche volksthümliche“ und „gelehrte schriftliche Sagenwanderung“ hat den Orient, die Araber, Perser und Inder mit Frankreich verknüpft, eine räumlich noch viel näher liegende Befruchtung erfolgte durch die Kelten. So reichen „Orient und Occident“ sich in Frankreich die Hände. „Frankreich war der literarische Schmelztiegel, zu welchem die Völker das Rohmaterial ihrer epischen Dichtungen brachten.“ Das „französische“ Spielmannsbuch ist somit ein „kosmopolitisches“ Dr. Mindwitz.

Johannes Schlaf: Die Kuhmagd. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. — Der Titel ist etwas marktschreierisch, aber nach dem knappen Inhalt, dem lebhaften, beseelten und farbenreichen Stile, dürfen die kleinen Geschichten dieses Buches neben Maupassant genannt werden. Mit diesem Meister der Novelle, theilt Schlaf eine gewisse Gehässigkeit gegen das Weib, und die meisten der kleinen Geschichten sind Variationen des Hamlet-Wortes: „Schwachheit dein Name ist Weib!“ Ein erschütterndes kleines Drama ist „Die Ehre“, prägnante Charakteristiken finden sich in „Seine Senta“ und „Friede Barnheßel“, und die in dramatischer Form gehaltene Skizze „Der Bann“ läßt die Fähigkeit des Verfassers, scharf zu individualisiren, in hellem Lichte erscheinen. Einzelne andere Geschichtchen sind nur ganz leicht skizzirt. S. S.

n. Ueber philosophische Propädeutik. Unter diesem Titel hat Professor Rudolf Lehmann eine gedankenreiche und fesselnde Abhandlung als diesjähriges Osterprogramm des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin herausgegeben (Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung). Er erörtert die merkwürdige Thatsache, daß in Preußen und den meisten deutschen Staaten eine Unterweisung in der Philosophie jetzt völlig aus den Gymnasien verschwunden ist, während z. B. Oesterreich, Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland und von deutschen Staaten Baden und Württemberg entschieden daran festhalten; er entwickelt in überzeugender Weise, wie unentbehrlich ein solcher Unterricht gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist; er entwirft Pläne für die nähere Gestaltung der philosophischen Propädeutik. Bei diesem letzten Punkt gehen die Meinungen noch vielfach auseinander, in der Hauptsache aber dürfte die Zahl Derer in entschiedenem Wachsthum begriffen sein, welche jene gänzliche Entfernung der Philosophie aus dem höheren Unterricht als einen schweren und gefährlichen Mißgriff betrachten und eine baldige Zurücknahme solcher Irrung dringend wünschen. Möchte diese für die geistige Bildung unsres Volkes sehr wichtige Frage zur Sache allgemeiner Diskussion werden, möchte sie im besonderen auf den Philologentagen eine eingehende Berathung finden! Die Abhandlung von Professor Lehmann liefert einen sehr werthvollen Beitrag zu ihrer Behandlung.

* Die älteste Landkarte und der älteste postkolumbische Globus. Für die älteste Landkarte gilt gemeiniglich die Peutinger'sche Tafel, welche aus dem 4. Jahrh. unsrer Zeitrechnung stammt. Doch ist diese Tafel nur eine aus dem 12. Jahrhundert stammende Abschrift; außerdem kann man sie nicht eigentlich eine Landkarte nennen, da die Aufzeichnung der Straßen die Hauptsache ist, wogegen die Landformen ganz zurücktreten. Seit einigen Jahren besitzen wir eine Originalkarte des 6. Jahrhunderts, und nach vieler Gelehrtenarbeit liegt sie nun endlich in schöner Ausgabe vor. Es ist die Mosaikkarte von Madaba in Palästina. Als vor kurzer Zeit auf den Resten einer byzantinischen Kirche zu Madaba ein neues Gotteshaus erbaut werden sollte, stießen die Arbeiter auf gut erhaltenes Mosaik. Sie achteten nicht darauf und hätten alles mit einem neuen Bodenbelag bedeckt, wäre nicht zufällig ein griechischer Geistlicher aus Jerusalem hinzugekommen. Dieser erkannte sofort den hohen Werth des Mosaiks und konnte so noch einen großen Theil retten. Auf dem Boden der byzantinischen Basilika war die Landkarte Palästina's eingezeichnet, vom Nil bis zum Oberlauf des Jordan. Interessant ist die Karte durch einige hübsche bildliche Beigaben, die den Charakter der Landschaft verdeutlichen. So erscheinen in den Wüstenstrichen Palmengruppen, auf dem Todten Meere schwimmen Boote und im Jordan und in den Nilarmen tummeln sich zahlreiche Fische. Das merkwürdigste aber an der Karte ist, daß sie nach Osten orientirt ist. Durch die zahlreich erhaltenen Namen, wodurch manches Räthsel in der Ortskunde Palästina's gelöst wird, gewinnt der Fund auch für die Bibel- und Geschichtsforschung den allergrößten Werth. — Im Anschluß daran ist folgende Beschreibung eines Globus aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts von Interesse, die Tad. Estreicher (Anzeigen der Akademie der Wissenschaften in Krakau, 1900, Heft 3) gibt. Dieser Erdglobus besteht aus zwei halbkugeligen Kalotten aus Kupferblech, welche außen stark vergoldet sind; der Durchmesser derselben beträgt 73.5 mm. Im Innern des Globus befindet sich das Uhrwerk, welches die Achse des Globus bewegt; zum Aufziehen des Werkes befinden sich in dem südlichen Theile der Kugel zwei Oeffnungen, von denen aber bloß eine heutzutage als Schlüsselloch dient. Die Oberfläche ist durch Meridiane und parallele Kreise in Abstände von je 10° getheilt; die Meridiane 170° und 350° östlich von Ferro (wie überhaupt die Meridiane von Ferro an numerirt sind), welche zusammen einen Kreis bilden, bilden zugleich die Berührungsstellen beider Globuskalotten. Das Meer und die Binnengewässer sind durch wellenförmige Linien bezeichnet,

was in der Projektion nur für Binnenseen beibehalten worden ist. Das Aussehen der Ziffern 4 und 5 auf den Meridianen und Parallelkreisen, sowie auf den Theilungen der Skalen des äußeren Mechanismus zeigt, daß die Uhr um das Jahr 1500 entstanden sein muß. Ein präziseres Datum kann durch Vergleich gleichzeitig erschienener Karten vielleicht aufgestellt werden, da es keinem Zweifel unterliegt, daß der Verfertiger des Globus auf der Höhe der damaligen Kenntnisse stand. Verfasser glaubt, etwa 1510 als Entstehungszeit des Werkes annehmen zu sollen. Dieser Jagellonische Globus ist neben dem Lenoxglobus der älteste postkolumbische Globus und der erste, welcher das südamerikanische Festland nicht verbunden mit Asien darstellt; er trägt ferner als erster den Namen Amerika, während bisher als der älteste der von Schöner aus dem Jahre 1515 galt.

* 13. Internationaler medizinischer Kongreß in Paris. (Fortsetzung.) Außer den Verhandlungen der bakteriologischen Abtheilung sind noch folgende von allgemeinem Interesse: in der Abtheilung für Hautkrankheiten handelten Gailawuy (London), Unna (Hamburg) u. A. über den Ursprung des Haut-Ekzems. — In der Abtheilung für Frauenheilkunde wurden die Ursachen des Kindbettfiebers erörtert. Es betheiligten sich an der Erörterung besonders Menge und König (Leipzig), die eine Anzahl bestimmter Bakterien als Erreger des Kindbettfiebers namhaft machen. — Die Abtheilung für Kinderheilkunde beschäftigte sich mit der Frage der Ernährung der Säuglinge, wobei Prof. Heubner (Berlin) eigene Prinzipien entwickelte. — Von der Abtheilung für Militärmedizin wurden die wichtigen Fragen des Typhus in den Feldarmeen sowie der Wasserversorgung im Felde berathen. Dabei sprach sich Major Vincent dafür aus, daß in die Kolonialarmee nur Soldaten von über 24 Jahren eingestellt werden sollten, während Major Lapassel sich über chemische Methoden zur Wasserreinigung verbreitete. — Von neueren Behandlungsmethoden wurde die der Anästhesirung des Rückenmarks durch Einspritzung von Kokain in den Rückenmarkskanal erörtert, deren Ergebnisse jedoch widerspruchsvoll sind, da sich Einige, wie Nicoletti (Neapel) dafür, Andere, wie Severan und Titesci (Bukarest) dagegen aussprechen. — Dr. Jaques Joseph (Berlin) berichtet über plastische Gesichtsoperationen, Prof. Naunyn (Straßburg) über die innere und chirurgische Behandlung der Gallensteinkrankheiten, Prof. Bernhard Fränkel (Berlin) über die pathologische Anatomie des Kehlkopfkrebses.

w. Der Internationale Kongreß für vergleichende Geschichte, welcher vom 23. bis zum 28. Juli zu Paris abgehalten worden ist, bezeichnet eines der wichtigsten wissenschaftlichen Ereignisse, welche sich an die französische Weltausstellung knüpfen. Den Vorsitz führte Gaston Boissier, der ständige Sekretär der Académie française. Es sind acht Gruppen gebildet worden: 1. Allgemeine Geschichte und Diplomatie (Vors. das Akademiemitglied Henry Houssaye), 2. Geschichte der Rechtseinrichtungen (Vors. Glasson von der Akademie der moralischen Wissenschaften), 3. Vergleichende Geschichte der Sozialökonomie (Vors. Levasseur von derselben Akademie, und der Graf de Mun von der Académie française), 4. Religionsgeschichte (Vors. Leroy-Beaulieu von der Akademie der moralischen Wissenschaften, 5. Geschichte der (exakten) Wissenschaften unter dem bekannten Chemiker und Exminister Berthelot und dem Mathematiker Tannery, 6. Literaturgeschichte (den Vorsitz führten zwei Leuchten der Académie française, Gaston Paris und F. Brunetière), 7. Kunstgeschichte (Vorsitzende die Akademiemitglieder Guillaume und Lafenestre) und endlich 8. Musikgeschichte unter C. Saint-Saëns von der Akademie der schönen Künste. Die Betheiligung des Auslandes an dem Kongresse war ziemlich stark, z. B. sprach der Straßburger Professor Dehio über den Einfluß der französischen Poesie auf die deutsche im 13. Jahrhundert, der Grieche Georgiades über griechische Vereine unter türkischer Herrschaft, der Rumäne Xenopol über das Fortbestehen der römischen Rasse in Rumänien (unter dem Titel „Die Hypothese in der Geschichte"), der St. Petersburger Liborio Sacchetti über die russische Kirchenmusik des 12. bis 16. Jahrhunderts. Besonders interessant waren die Mittheilungen von Reinach, Tissot und Laloy über die antike Musik. Die Zahl der Theilnehmer betrug gegen 800.

* **Straßburg.** Die außerordentlichen Professoren in der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Johannes Ficker und Dr. Emil Mayer sind zu ordentlichen Professoren in der genannten Fakultät und die Privatdozenten Lic. theol. Dr. phil. Beer und Lic. theol. Gustav Anrich zu außerordentlichen Professoren in derselben Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Jena.** Der Professor der Rechte Dr. Paul Schoen hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Göttingen angenommen.

* **Leipzig.** Die durch den Weggang des Hrn. Theodor Horstmann erledigte Lehrerstelle für Vortragskunst an der Universität Leipzig ist durch Ernennung des Dr. Martin Seidel aus Leipzig besetzt worden. — Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Hermann Ambronn, der während des letztverflossenen Sommersemesters an der Universität Jena Vorlesungen abhielt, ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden.

* **Halle.** Das Vorlesungsverzeichniß der hiesigen Universität enthält als erstes aller deutschen Universitäten eine besondere Rubrik „Koloniale Verhältnisse" und darunter die Ankündigung von acht Vorlesungen, welche ganz besonderes Interesse für die Ausbildung unserer jungen Pioniere haben. Außer nationalökonomischen, historischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen wird auch Tropenhygiene behandelt; es wird also eine möglichst umfassende Vereinigung der für die kolonialen Verhältnisse Interesse bietenden Wissenschaften versucht. Zugleich ist durch die Ankündigung aller dieser Vorlesungen auf einen Tag nach Möglichkeit Vorsorge getroffen, daß auch in beschränkten Umkreisen wohnenden Interessenten die Vorträge zugänglich gemacht werden. Es werden lesen: Dr. Brandes „Die Thierwelt der deutschen Kolonien mit besonderer Berücksichtigung der schädlichen und nützlichen Thiere", Dr. Holdefleiß „Die Bedingungen der Landwirthschaft in unseren Kolonien", Dr. Kähler „Wirthschaftliche Grundfragen der Kolonialpolitik", Prof. Mez „Die Pflanzenwelt Afrika's mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien und ihrer Produkte", Dr. v. Nuollle „Vergleichende Kolonialpolitik der europäischen Staaten", Prof. Dr. Schenck „Landeskunde der deutschen Kolonien", Dr. Sobernheim „Tropenkrankheiten und Tropenhygiene", Dr. Sommerlad „Die Deutschen als Kolonialvolk."

* **Wien.** Der Regierungsrath Professor Dr. Peschka, der mit dem 30. d. M. sein 70. Lebensjahr erreicht, wird nach 48jähriger Thätigkeit vom Lehramte der Technischen Hochschule zurücktreten.

* **Zürich.** Hier wurden am 8. d. M. die Verhandlungen des elektrochemischen Kongresses durch den Vorsitzenden Prof. Dr. van't Hoff (Berlin) eröffnet. Das Andenken des vor einem Jahr verstorbenen Professors Robert Wilhelm Bunsen wurde durch Erheben von den Sitzen geehrt. Hr. Prof. Dr. Lorenz (Zürich) brachte den Gruß der Ortsgruppe Zürich und der schweizerischen elektrochemischen Industrie, die im Chemiegebäude für die Kongreßmitglieder eine interessante Ausstellung arrangirt hat. Unter Beifall wurde Hr. Dr. Quinke für seinen Bericht über die elektrochemischen Produkte, Apparate und Verfahren auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung mit dem Ehrenpreis ausgezeichnet. Hierauf hielt Hr. Prof. Dr. Hittorf (Münster) einen Vortrag über die „Passivität der Metalle", mit dem er demonstrative Versuche verband. Nicht weniger interessant sprach Hr. Ingenieur Oskar v. Miller aus München über die Verwerthung von Wasserkräften für elektrochemische Zwecke. Hr. Prof. Dr. Lorenz sprach über die Ausbildung des Elektrochemikers und Hr. Privatdozent Dr. Cohen über die Umwandlungserscheinungen beim Zinn.

* **Dorpat.** Der bisherige ordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Walz ist der philosophischen Fakultät in Bonn als Privatdozent überwiesen worden.

Jahrgang 1900. München, Montag, 13. August. Nummer 184.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.


Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Mädchengymnasien und Frauenbildung.

Angeregt durch die Abhandlung „Mädchengymnasien" von Dr. H. Meyer, Göttingen, in Nr. 31 der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung und die Erwiderung darauf von Marie Martin, Landsberg a. W., möchte ich meine langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiet der Erziehung junger Mädchen im In- und Ausland und das mir vorschwebende Ideal weiblicher Ausbildung in kurzen Zügen mittheilen. Ich verhehle mir dabei nicht, daß, obwohl ähnlichen Hoffnungen schon da und dort von berufener Seite Ausdruck gegeben worden ist, meine Ansichten vielfach zunächst auf Widerstand stoßen werden.

Stimmen Alle die, welche nicht ganz hinter unsrer Zeit zurückgeblieben sind, unbedingt dafür, daß der Frau mit Rücksicht auf die allgemein anerkannte Nothwendigkeit, im Kampf des Lebens selbst für sich einzutreten die Möglichkeit gewährt werde, jeden ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf zu erwählen, muß man ihr dies als Recht, das der Frau, als Mensch betrachtet, zukommt, zuerkennen, ja kann man nicht leugnen, daß viele bedeutende Frauen dem mittelmäßig beanlagten Mann, dem der Zutritt zu jedem Studium unbedingt zusteht, überlegen sind, so muß man ihnen die Pforten der Hochschule öffnen. In bescheidenster Weise ist das ja auch geschehen, und besonders kühne Streberinnen sind durch den Spalt hindurch geschlüpft und haben trotz unendlicher Schwierigkeiten errungen, was der Mann auf breitgetretenen Wegen ohne Kampf erreicht. Der Schluß, zu dem Dr. H. Meyer gelangt: dürfen Frauen studiren, so müssen sie Gymnasialbildung erwerben, um gleichwerthig mit dem Mann in die Ringbahn zu treten — ist völlig logisch, aber die Frage: Ist Gymnasialbildung für die Frau im allgemeinen anzustreben, resp. sollen unsre höheren Mädchenschulen in Gymnasien umgewandelt werden, bedarf wohl noch recht eingehender Erörterung.

In unsrer Zeit, wo, wie Dr. Meyer sehr richtig sagt, der Werth humanistischer Bildung durchaus nicht mehr anerkannt feststeht, ist es unzweifelhaft nur das praktische Motiv, d. h. das Abiturientenexamen und die Möglichkeit des Studiums, das Mädchengymnasien ins Leben gerufen hat. Berlin und Leipzig haben Gymnasialkurse, Karlsruhe, Köln und Breslau Mädchengymnasien. Sie reichen einerseits nicht aus und sind andrerseits nicht lebensfähig. Das klingt paradox und ist doch richtig. Wie viele Eltern, fern von diesen Lichtpunkten der Zivilisation, entschließen sich zu dem Experiment, das zwölfjährige Mädchen zum Studium zu bestimmen, wenn damit zugleich eine völlige Loslösung vom Elternhaus auf ein Jahrzehnt hin nothwendig verbunden ist? Andrerseits aber werden selbst die größten Städte unsres Vaterlandes kaum eine so große Zahl von Mädchen aufweisen können, die mit 12 Jahren in ein Gymnasium einzutreten geneigt sind, daß eine derartige Anstalt lebensfähig werde. Deßhalb sollen alle Töchterschulen Gymnasien werden, damit die wenigen Studienlustigen bequem zur Hochschule gelangen, es schadet ja die humanistische Bildung nach Dr. H. Meyer keiner Frau.

Aber im Ernst welche Forderung!

Können doch kaum 20 Proz. unsrer Söhne, die in das Gymnasium eintreten, es bis zum Abiturium bringen; wie viele klägliche Abiturientenprüfungen werden mit einem Opfer an Gesundheit, Zeit und Geld erkauft, denn die höheren Berufsstellungen erfordern diese Prüfung. Was aber wird aus den 80 Proz., die jahrelang die Bänke des Gymnasiums drücken, ohne es zum Abschluß zu bringen. 30 Proz. erreichen als Ziel die Prüfung als Einjährig-Freiwillige, treten aber in das praktische Leben mit schnell vergessenen Kenntnissen der alten Sprachen, die ihnen wenig nützen, und ermangeln so mancher nützlichen Fertigkeiten, auf die im Gymnasium erfahrungsmäßig kein Werth gelegt wird, z. B. eine klare, deutliche Handschrift. Die übrigen 50 Proz., die bereits aus Quarta oder Tertia austreten, müssen sich praktischen Berufen zuwenden und würden bei zweckmäßiger Vorbereitung darin Tüchtiges leisten; aber wie Vielen ist die abgestumpfte Gymnasialbildung verhängnißvoll geworden! Wenn nicht Schlimmeres zu beklagen ist, so ist's Verlust an Zeit, Lernfreudigkeit und Geld. Ich werde aber wohl nicht irre gehen, wenn ich in den Reihen der Unzufriedenen im Lande viele verunglückte Gymnasiasten zu sehen glaube.

Und dieses Schicksal sollten wir unsern Töchtern bereiten? Da sei Gott vor! Das unglückliche Zerrbild der sogenannten höheren Tochter zeigt uns ja meist die verunglückte Schülerin einer höheren Mädchenschule, die nicht die Zucht einer in sich gefestigten Anstalt an sich erfahren und von Stufe zu Stufe aufsteigend in ernstem Ringen das Ziel erreicht hat, sondern die Schmerzenskinder, die von Anstalt zu Anstalt wandern, da ein Jahr, dort zwei Jahre mitgeschleppt werden und nirgends wirklich mitarbeiten; endlich, wenn die Zeit gekommen ist, meinen sie nirgends mehr etwas lernen zu können, weil eben die Grundlage fehlt; und die sind es, die nun den Wust oberflächlicher Kenntnisse in unpassender Weise an den Mann bringen. Was aber soll denn geschehen, wenn es nicht rathsam ist, Mädchengymnasien zu gründen und noch weniger unsre höheren Mädchenschulen in Gymnasien umzuwandeln? Da bleibt nur eines. Warum sträuben wir Deutsche uns, mit der Tradition zu brechen, die die Trennung beider Geschlechter vorschreibt? Jede Stadt von 15,000 bis 20,000 Einwohnern hat ein Gymnasium, größere Städte haben deren

mehrere. Wie viele 12 jährige, resp. 9 jährige Mädchen auf eine salche Einwohnerzahl haben Lust, Beanlagung, körperliche Kräfte und die Mittel zum Studium? Sallte sich in salcher kleinen Stadt oder in dem entsprechenden Theil einer Großstadt jedes Jahr eine salche wissensdurstige Schülerin finden, sollten es zwei sein? Mehr gewiß nicht.

Warum nicht diesen vereinzelten Exemplaren die am Heimathort vielleicht einen Bruder oder sanstigen Verwandten im Gymnasium haben, Aufnahme in das Knabengymnasium gestatten? Die männliche Jugend müßte ja sehr roh, die Autorität der Lehrer gleich Null sein, wenn sich bei gehörigem Ernst der Schülerinnen daraus Unzuträglichkeiten ergäben. So urtheilt man in Holland und reiht frisch und munter die Mädchen mit zwölf Jahren in die Knabenklassen ein, wenn sie die Aufnahmeprüfung bestehen. Und dart hat man bereits staatlich geprüfte, staatlich angestellte Apothekerinnen, man findet in anderen staatlichen Stellungen Frauen, die aus der Haageren Burgerschoal vaar Jongens met vijfjahrigen Cursus hervargegangen sind. Wie groß aber sind die Vortheile für die Mädchen, die so Gymnasialbildung erwerben! Sie brauchen das Elternhaus nicht so früh zu verlassen, der Einfluß der Familie bleibt ihnen erhalten. Die Eltern entschließen sich leichter, das zwölfjährige Mädchen zum Studium vorbereiten zu lassen. Die Kosten sind nicht so groß, die Trennung ist nicht sa früh näthig. Unsre bisherigen sechs Mädchengymnasien müssen naturgemäß ein Sammelplatz auswärtiger Elemente sein, die mit zwölf Jahren dem Elternhaus entnommen, im besten Fall nie den Halt haben, den die eigene Familie gewährt. Wie viel mehr Opfermuth und Wissensdrang gehört dazu für ein zwölfjähriges Mädchen, ja ganz auf sich selbst gestellt, in die Ferne zu ziehen, als mit dem Bruder und seinen Gespielen als guter Kamerad mit ins Gymnasium zu gehen und tapfer mitzulernen, gewiß ein Sporn für die Knaben.

Man mache die Aufnahme der Mädchen, wenn man es für nöthig findet, von der Genehmigung der Schulbehörde abhängig, man erschwere dieselbe, wenn man will, man nehme die Mädchen, wie das die jetzigen Gymnasien auch für die Knaben verlangen, schan und ausschließlich nur mit neun Jahren auf, wenn nicht überhaupt das Refarmgymnasium allgemein zur Geltung kammt, aber man lasse die Mädchengymnasien fallen. Gymnasialkurse für Erwachsene sind ein vorläufig nothwendiges Aushülfsmittel, das die Zukunft haffentlich nicht mehr brauchen wird.

Wenn wir nun wohl darüber einig sind, daß humanistische Bildung nur denen zum Segen gereicht, denen sie als ein Ganzes den Blick weit und frei machen kann, daß sie im Hinblick auf den Umfang dessen, was es zu lernen gibt, die rechte Erkenntniß gewinnen von dem geringen Maße der Kenntnisse, die der einzelne Mensch auf bestimmten Gebieten zu erringen vermag, eine heilsame Erkenntniß, die var Ueberhebung und Anmaßung schützt, ja fragen wir andrerseits: Sind unsre häheren Mädchenschulen nicht refarmbedürftig? Ein Vorschlag ist ja gestattet, die Ausführung liegt nicht in der Hand einiger weniger, die denselben vielleicht praktisch finden, aber es ist immerhin eine Anregung, auch wenn praktischere Wege gefunden werden. Mir schwebt der Unterricht der Mädchen in Zukunft in folgender Weise als wünschenswerth var: Gründlicher Elementarunterricht ahne fremde Sprachen bis zum vollendeten 10. Jahre, der mit einer Prüfung abschließt; nach diesem Prüfungsergebniß und nach Wahl der Eltern folgte dann 1. fernerer Besuch der Elementarschule, die unentgeltlich bis zum 14. Jahre neben Religion, Deutsch, Rechnen, vaterländische Geschichte, praktische Naturwissenschaften, Geographie, Gesang, gründliche Ausbildung im Stricken und Nähen bietet, aber 2. Eintritt in eine Mittelschule, die außer dem oben erwähnten eine fremde Sprache betreibt und bis zum vollendeten 14. Jahre reicht oder 3. Eintritt in die höhere Mädchenschule, in der außer den üblichen Fächern zwei fremde Sprachen gelehrt werden und zwar mit Berücksichtigung der betreffenden Literaturen, und Naturwissenschaften und Mathematik etwa sa weit, wie sie in der Prüfung für den Dienst als Einjährig-Freiwillige gefordert werden. Mit dem vallendeten 16. Lebensjahre könnte auch da ein gewisser Abschluß erreicht werden.

Auf dieser Grundlage ließe sich weiter bauen. Eine zweijährige Fortbildungsschule könnte die gewonnenen Kenntnisse befestigen, Kunst- und Kulturgeschichte, das Nothwendigste über staatliche Einrichtungen, in den nördlichen Theilen Deutschlands schwedische, in den östlichen russische, resp. tschechische, in den südlichen italienische, in den westlichen halländische Sprache lehren, oder aber kaufmännische Ausbildung anstreben, ader in einem dreijährigen Lehrkurs zur Lehrerinnenprüfung vorbereiten. Darauf, daß unsern Mädchen ein Aequivalent für das geboten werde, was den Knaben von Staats wegen durch ihre militärische Ausbildung zutheil wird, wage ich nicht recht zu haffen. Wenn freilich neulich Dr. Jaeger in einem Auffatz nachwies, daß die enormen Kasten der Soldaten- und Matrosenausbildung ein valkswirthschaftlich angelegtes, wohlverzinstes Kapital auch in Friedenszeiten sind, da unsre männliche Jugend dadurch tüchtig und brauchbar gemacht wird, würden dann die Kasten, die durch Heranziehung der Mädchen zur Ableistung einer vom Staat gefarderten Dienstzeit auf dem Gebiet praktischer Thätigkeit, in Hausarbeit im weitesten Sinne, nicht auch ein vortrefflich angelegtes Kapital sein?

Schließen wir mit dem Wunsche, daß das neue Jahrhundert, van dem ja viel erwartet wird, den Fraüen das Beste bringe, was man ihnen wünschen kann: eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung und die Möglichkeit, an ihrem Platze mitzuwirken zum Wahle der Menschheit, auf welchem Gebiet es sei, im Dienste ihres Gottes.

(Eine alte Lehrerin.)
E. A. L.

Emilia Peruzzi.

(Schluß.)

III.

Der Zauber, den Donna Emilia auch noch in ihren späteren Lebensjahren auf Alle ausübte, die sie in Antella empfing, lag nicht nur in der schlichten Würde ihrer äußeren Erscheinung, sondern vielmehr noch in der unbeschreiblichen Anmuth ihrer Rede, in der Klarheit und Tiefe ihres Denkens und Empfindens. Sie erschien nur noch im einfachsten Wittwenkleide, einen schwarzen Spitzenschleier auf den vallen weißen Haaren. Sie trug einen einzigen alten Brillantring als Schmuck und zuweilen ein großes Miniaturbild ihres Vaters als Brosche. Die blinden Augen waren fast ganz ahne Ausdruck, aber um den Mund lag ein Zug van unendlicher Güte und eiserner Willensstärke. Wenn sie den Freunden die Hand zum Kusse reichte, so brachte sie in dieser Bewegung unbewußt die Vornehmheit ihrer Abstammung und die

Erfahrung eines leiderprobten Lebens zum Ausdruck. Sie hatte eine unerhörte Gewalt über die Herzen der Menschen, von denen sie für sich selbst nichts mehr begehrte, aber sie verstand sie zu gebrauchen zum Wohl ihrer Mitmenschen. Auf ihrer hohen Stirn thronte die Heiterkeit eines guten Gewissens, und im klaren Spiegel ihres Geistes gewannen auch die kleinsten Dinge Wahrheit und Bedeutung. Unerschöpflich waren die Probleme, welche sie der Unterhaltung bot, und Niemand war eifriger als sie selbst, sie zu lösen. Sie sagte von sich selbst, daß sie das Feuer der Unterhaltung zu schüren verstehe und die Wogen zu dämpfen, wenn sie zu hoch gingen. Und die Männer behaupteten von ihrem Salon, daß man bei ihr nur zuzuhören brauche, während man bei allen anderen Menschen reden müsse. Ihr Frühstückstisch am Sonntag bot zugleich die höchsten geistigen Genüsse. Da disputirte sie furchtlos mit den klügsten Männern über die verwickeltsten Fragen der Politik, da wurden Tagesereignisse und literarische Neuigkeiten besprochen, und immer war die Gesellschaft so zusammengesetzt, daß sich bei einem Gegenstande Alle gleichmäßig erwärmten. Denn auf die Zusammensetzung des Kreises, mit dem sie sich an jedem Sonntag umgab, verwandte sie allen ihren natürlichen Takt und die seltene Menschenkenntniß, die sie sich erworben hatte. Häufig faßte sie dabei besondere Zwecke ins Auge, denn sie liebte es, Gegensätze auszugleichen und Sympathien zu fördern. Dem Aristokraten begegnete sie als die vornehme Frau und fragte ihn aus nach dem Ergehen ihrer Vettern und Basen in der Florentiner Gesellschaft; den armen italienischen Gelehrten aber suchte sie in ihren behaglichen Räumen, an ihrem wohlbesetzten Tische die Enge seines Daseins vergessen zu machen, indem sie ihn fühlen ließ, wie viel höher sie den Adel des Geistes stelle als den der Geburt.

So belebend und beglückend ihre Gegenwart auf die anwesenden Freunde wirkte, so treu und warm empfand sie für die Abwesenden. Sie dachte an Alle und an alles, und ihre Korrespondenz füllte den größeren Theil des Tages aus. Mit rührender Gewissenhaftigkeit nahm sie von den geistigen Produkten ihrer Freunde Notiz, und wenigstens den Inhalt, den Anfang und den Schluß all der Bände verschiedensten Inhalts, die ihr fast täglich zugingen, ließ sie sich vorlesen. Hatte sie selbst eine Meinung in einer Sache, so benutzte sie fremde Ansichten als Prüfstein; wünschte sie aber sich erst eine Ansicht zu bilden, so warf sie das Thema ganz zufällig hin und hörte es von Sachverständigen behandeln. Sie erkannte ihre Grenzen als Mensch, als Frau vollkommen an, aber sie wünschte vieles zu erkennen und über alles auf dem Laufenden zu sein. „Une femme doit avoir les touches sur toutes choses," pflegte sie zu sagen; sie verlangte aber von sich selbst noch sehr viel mehr.

Wie vornehm in jedem Sinn war die Frau, wie schlicht und einfach war alles um sie her! Man trat durch einen hochgewölbten Billardsaal in den ziemlich geräumigen Salon. Allerhand Bilder unsymmetrisch aufgehängt, zierten die grüngemalten Wände, an denen rings eine hartgepolsterte Bank entlang lief. Bronzen und Vasen standen ungeordnet auf dem Kamin und gleich daneben stand das hohe Bücherregal mit der kleinen Privatbibliothek Donna Emilia's. Hier waren alle modernen Bücher mit den Dedikationen der Autoren versehen, hier bekannte Edmondo de Amicis in seinem „Soldatenleben", daß er Donna Emilia alles verdanke, und Ada Negri hatte ihrer Wohlthäterin das „Verhängniß" mit der dankbaren Gesinnung einer Tochter dargebracht.

Alles Licht erhielt dieses Zimmer durch die riesige Gartenthür, wo man zwischen den immergrünen Gewächsen den moosbewachsenen Springbrunnen sah und die Wege mit Gras bewachsen waren. Es waltete der Geist der Vergangenheit draußen und drinnen, wo an den Wänden die vergilbten Pergamente hingen und die verblaßten Bilder von Menschen, die längst gestorben waren. Hier arbeitete Donna Emilia in der Woche, hier sah sie am Sonntag ihre Gäste, immer heiter und immer thätig in ihrem altmodischen Lederfessel sitzend an dem mit Büchern und Zeitungen bedeckten Tisch neben dem Kamin. Wie oft habe ich ihr zugehört, wenn sie an stillen Abenden hier einen Brief nach dem anderen diktirte, an einem einzigen Tage einmal siebenundvierzig in einer einzigen Angelegenheit.

Sie konnte ihr Herz der Noth der Menschen nicht verschließen; sie gehörte zu den seltenen Menschen, die vom Leben nichts weiter begehren als die Mittel, Anderen zu dienen. Bei allen Anliegen, die man an sie richtete, stellte sie sich die Fragen, darf ich hier helfen und kann ich hier helfen? und wenn sie beide bejahend beantwortet hatte, dann sann sie sofort auf Mittel und Wege, wie es zu thun, und es gab keine Hindernisse, die sie nicht zu überwinden verstanden hätte. Donna Emilia hat Arbeit für uns Alle, sagten die Florentiner; aber Niemand entzog sich ihren Wünschen, denn wem hätte sie jemals ohne Grund eine Bitte versagt?

Jedermann in Antella konnte wissen, was Donna Emilia dachte, las und schrieb. Jeder konnte auch erfahren, was ihr die Freunde in ihren Briefen sagten, wenn es sich nicht um besondere Angelegenheiten handelte. Sie nahm es mit einem Lächeln auf, wenn man die zahllosen guten Dienste pries, welche sie ihren Freunden geleistet hatte, wenn man all des Guten und Schönen gedachte, das durch sie gewachsen und geworden war. Nur über ihre Wohlthätigkeit durfte Niemand reden. Armuth und Elend waren Dinge, an die zu denken sie nur ertragen konnte, wenn sie auf Mittel sinnen konnte, zu helfen und zu lindern. Es war gegen ihre Lebenskunst und Klugheit, über die Leiden der Menschen viele Worte zu machen; aber sie hatte eine weitverzweigte stille Liebesthätigkeit organisirt und sie half nicht nur mit Geld; sie schenkte dem Unglück ihre Theilnahme, ihre Rathschläge, ihre Ermahnungen. Und hatte sie die Thränen getrocknet und den Schmerz gestillt, so war ihre Aufgabe gelöst, und sie erwartete und wünschte keinen Dank, sie gehörte zu jener Klasse von Menschen, die Marc Aurel dem Weinstock vergleicht, der im Herbst seine Trauben trägt und keinen Lohn dafür begehrt und schon die neuen Triebe angesetzt hat, im nächsten Jahre wieder Frucht zu bringen.

Sie konnte auch verzeihen. In ihren zahllosen Verbindungen mit Menschen verschiedenster Sinnesart, jeden Standes und Geschlechtes hatte sie Undank und Untreue genug erfahren. Aber das Bewußtsein von der Reinheit ihrer Absichten gab ihr eine unbewußte Kraft des Vergessens. So konnte sie auch nichts böses von den Menschen reden, und Jedermann wußte, daß es in ihrem Salon keine „Maldicenzen" gab. Darum besaß sie das Vertrauen der Männer und die Achtung der Frauen.

„Und habe ich nicht ein Recht, so zu sein," vertheidigte sie einmal ihre Anschauungen einem Freund gegenüber. „Wenn mir ein Mensch persönlich unsympathisch ist, darf ich ihn dann auch anderen verleiden? Denken Sie doch, wie beschränkt, wie einseitig, wie ungerecht oft noch die gereifteren Urtheile der Menschen sind. Alle Welt nennt mich eine Optimistin, und ich gebe

zu, daß ich es bin und dabei oft Gefahr laufe, mich zu täuschen. Aber hat es nicht doch auch seine Berechtigung, den Geist auf die vielen Dinge, die vielen Personen zu richten, welche uns mit dem Leben und mit den Menschen versöhnen? Wir hörten eben von der Rettung des Marchese Guiccioli, und mich hat die Handlungsweise dieses Schutzmannes tief bewegt, der mit eigener Lebensgefahr auf das Bahngeleise stürzte, um einem Anderen das Leben zu erhalten. Es waren weder Verwandte noch Freunde, die er in Gefahr sah, es war nur eine heroische Menschenliebe, die ihn trieb. Viele, die das Ereigniß lesen werden, müssen sich fragen, ob sie denn ebenso gehandelt haben würden. Ja, wenn wir nur mit dem stillen Feuer der Liebe unsre Pflichten gegen Andere erfüllen wollten, es gäbe keinen Sozialismus auf der Welt, und wir selbst würden glücklicher sein.

Bei ihr selbst aber brannte „das heilige Feuer", wie sie es nannte, Tag und Nacht. Als ich sie eines Morgens fragte, wie sie geruht, lautete die Antwort: „Ein hartnäckiges Nachdenken hinderte mich am Schlafen. Ich dachte daran, wie ich dem jungen Offizier, der die Familie seiner Frau zu sich genommen hat, beim Prinzen von Neapel eine freie Wohnung erwirken möchte, wie die Bibliothek meines verstorbenen Freundes Neuciani am besten zu veräußern sei, und ich sann auf Mittel und Wege, wie es gelingen möchte, den Landsmann, von dem wir gestern Abend sprachen, aus der Verbannung in die Heimath zurückzuführen. Ich sann und sann und sann und fand, daß alles dies geschehen könne, und daß ich es thun müsse." Ich bat sie, an sich selbst zu denken und rief ihr die Worte eines Arztes ins Gedächtniß zurück, der ihr einmal gesagt hatte: „Bei Ihrem Nachdruck im Handeln, bei Ihrer Kraft zu empfinden und zu denken, reibt das Schwert die Scheide, reibt die Seele den Körper auf."

IV.

Weihnachten nahte heran, und Donna Emilia war vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, ihre Korrespondenz zu führen. Der Dorfschullehrer und ein Munizipalbeamter aus Florenz waren angestellt, der Sekretärin die Arbeit zu erleichtern, denn die Briefe und Karten und Sendungen, welche die Villa von Antella damals verließen, reichten oft an einem Tag an hundert hinan. Donna Emilia war imstande, zwei Briefe zu gleicher Zeit zu diktiren, wobei ihr das letzte Wort dann alles vorher gesagte ins Gedächtniß zurückrief. Sie saß dann im Halbdunkel in ihrem Lehnsessel am Feuer und sprach, ohne sich jemals im Ausdruck oder in Gedanken zu wiederholen, bald zu dem Einen, bald zu dem Anderen. Eines Abends fühlte sie sich früher ermüdet als sonst, und sie schickte gleich nach dem Thee das ganze Sekretariat zu Bett. Ich blieb mit ihr allein, und sie bat mich, die letzte Nummer der „Revue des deux mondes" in die Hand zu nehmen und ihr den Schluß eines Aufsatzes des Grafen Benedetti über Cavour und Bismarck vorzulesen. Ich las beharrlicher als sonst, denn ich sah, wie ruhebedürftig sie war, und wie gern sie mit ihren Gedanken in jene Zeit zurückkehrte, in welcher die größten und glücklichsten Erinnerungen ihres Lebens ruhten. Als ich geendet hatte, schwieg sie eine Weile, dann sagte sie nach von dem Inhalt des Gelesenen ganz erfüllt: Cavour ersehnte wie alle Italiener von patriotischer Gesinnung die Einheit Italiens; aber die Schwierigkeiten waren derart, daß die Hoffnung schon Raserei erschien. Kaum aber sah er die Möglichkeit, so griff er zu und proklamirte Rom als Hauptstadt Italiens. Und so wurde Wirklichkeit, was einmal der ersten seiner Wünsche und die letzte seiner Hoffnungen genannt hat. Doch wir wollen jetzt von anderen Dingen reden, die mich weniger erregen, fuhr sie dann fort, und für Sie ist die Feierstunde in der Sophaecke am Kamin gekommen, mein Freund.

Ich legte den grünen Schirm auf die Lampe und stellte sie abseits auf den Nebentisch. Dann setzte ich mich ihr gegenüber ins Halbdunkel an das flackernde Feuer. Es war so still um uns her; nur die alte Wanduhr zählte eintönig die Sekunden im Nebenzimmer und hin und wieder hörte man draußen den Dezemberwind die alte einsame Pinie schütteln.

„Weihnachten ist vor der Thür," sagte sie und legte den Kopf zurück und schloß die Augen, „und ich kenne Ihre heimathlichen Gebräuche genug, um zu wissen, daß Ihnen manches in den kommenden Tagen bei mir fehlen wird. Aber Sie feiern das Fest ja nicht zum erstenmal in Antella. Lassen wir die Erinnerung walten, die diese Tage so mächtig anregt. Erzählen Sie mir von Ihrer Heimath, vom Paradies Ihrer Kindheit, in das ich gern einen Blick thun möchte, wenn mir mein Freund die Thüre öffnen will."

So begann ich ihr zum erstenmal zusammenhängend von Städten und Menschen zu erzählen, die sie nie gesehen und die mir einmal meine Welt gewesen waren. Ich schilderte das Dorf mit der alten Kirche, den Kirchhof, den die breitästigen Linden beschatten, wo jahrhundertelang ein Geschlecht das andere begraben hatte, bis die Mauer im Innern bis an den Rand mit menschlichem Gebein erfüllt war. Ich beschrieb ihr das große einstöckige, weinumrankte Pfarrhaus, in dem ich geboren wurde; ich führte sie in das Sterbezimmer meiner Mutter, dann in das Arbeitszimmer des Vaters, dessen Fenster auf den Garten blickten, wo im Frühling die Fliedersträuche dufteten und im Herbst die köstlichsten Aepfel und Birnen reiften. Hier hatte mein greiser Vater vor mehr als 80 Jahren fast alle Bäume selbst gepflanzt, hier hatte er die Koppel umzäunt und den Teich ausgegraben und im äußersten Winkel den Aussichtspunkt angelegt, wo wir die warmen Sommerabende verbrachten und vierstimmige Lieder sangen. Hier aber erwartete der Vater seine Kinder, wenn die Ferien kamen, mit ungeduldiger Sehnsucht nach dem Wagen ausschauend; von hier aus sandte er uns seine Abschiedsgrüße nach und kehrte dann still in sein vereinsamtes Haus zurück.

Ich erzählte ihr von den Wanderungen mit meinem Vater in Hof und Garten und hinaus aufs Feld, wo wir Saat und Ernte verfolgten, oder ins Dorf, wo wir Gesunde und Kranke besuchten. So schlicht, so einfach, so gewinnend durch seine Güte war dieser Greis im täglichen Verkehr; so ernst und geheiligt erschien mir seine Würde, wenn er am Sonntag Morgen die Studirstube verließ und im schwarzen Talar über den Gottesacker hinauf zur Kirche ging. Dann hatte er innerlich und äußerlich alles alltägliche abgelegt, und er war ganz der Priester des höchsten Gottes. Und ich vergaß, daß er mein Vater war, sah ich die hohe Gestalt am Altar das Sakrament verwalten, hörte ich die volle tiefe Stimme feierlich durch die stille Kirche klingen, fühlte ich seine Friedensbotschaft über mir, wenn er segnend über uns Alle seine Arme ausgebreitet hatte. Sein Pfarrhaus hatte er verfallen lassen, aber die Kirche verdankte seiner Fürsorge das Dach und die Fenster, ihre Orgel und den ganzen Altarschmuck; und die Glocke, die uns an jedem Sonntag zur Kirche rief, trägt seinen theuren Namen in ehernen Zügen.

Donna Emilia schwieg, als ich geendigt hatte und saß mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl da. Das Feuer

im Kamin war fast erlaschen, und es regte sich kein Laut im ganzen Hause; nur der Nachtwind schüttelte die Zweige der Pinie draußen noch stärker als vorhin, und sie stähnte leise. „Sie haben einen guten Vater gehabt, mein Freund," sagte Donna Emilia endlich, „und sein Segen wird auf Ihnen ruhen." Dann erhob sie sich; ich rief die schlaftrunkene Kammerfrau herbei, geleitete sie langsam an die Thür ihres Schlafzimmers und hier sagten wir uns gute Nacht.

Noch niemals hatte ich mehr Menschen in Antella gesehen als in diesen Feiertagen; noch niemals an irgend einem Ort hatte ich ein so mannichfaches intellektuelles Leben sich entwickeln sehen wie hier zwischen Weihnachten und Neujahr. Seit Mitte Dezember waren schon mehr als 800 Briefe eingelaufen und ebenso viele waren geschrieben worden; sie kamen aus aller Herren Länder und enthielten oft seitenlange Auseinandersetzungen über Politik, Literatur und Kunst, und ebenso wurden sie beantwortet. Aber gab es schon viel zu lesen und zu schreiben, so war auch die Unterhaltung noch viel belebter als sonst. Denn alle die Verwandten und Freunde erschienen aus Florenz, die Gattin Ubaldina Peruzzi's zu beglückwünschen. Gäste waren fast täglich zu allen Mahlzeiten da, und in den Nachmittagsstunden kamen und gingen die Herren und Damen aus der Florentiner Gesellschaft. Namen von historischem Klang trafen mein Ohr: Alfieri, Altoviti, De Pazzi, Torrigiani, und Donna Emilia kannte stundenlang mit Allen reden, ohne jemals zu ermüden. Nur ihre liebenswürdige Nichte stand ihr zur Seite bei diesen Empfängen, Donna Emilia Pietrabissa, die Tochter des alten Grafen Finocchietti, dessen Palast in Pisa auf den Fundamenten des Hungerthurms des Grafen Ugolino gebaut ist. Auf die alte Marchesa Torrigiani hatte mich Donna Emilia schon vorher aufmerksam gemacht und sie das Muster einer Florentiner Edelfrau genannt. Es war eine freundliche, sehr einfach und altmodisch gekleidete Dame, die einen persischen Shawl und weiße Pelzhandschuhe trug. Sie lud mich ein, in Florenz ihre Gemäldegalerie zu besuchen und bestimmte gleichzeitig Tag und Stunde. Selten habe ich Gemälde in einer Umgebung gesehen, welche so für sie geschaffen schien, niemals habe ich in einer Privatgalerie einen liebenswürdigeren Führer gehabt, als diese ehrwürdige Stammmutter eines blühenden Geschlechtes. Es war ein Stück Vergangenheit, das ich erlebte, als sie mir die stillen Prunkgemächer ihres Palastes aufschließen ließ und mir mit ihrer feinen freundlichen Stimme ein Bild nach dem anderen erklärte.

Donna Emilia schien in diesen Tagen noch dieselbe zu sein wie damals, als sie mit Marco Minghetti zusammen von Bologna nach Paris fuhr. Sie empfing ihre Gäste fast 70 jährig mit derselben Anmuth und Lebendigkeit, wie sie sie vor dreißig Jahren in dem „rothen Salon" im Palast der Peruzzi, im Borgo dei Greci empfangen hatte. Nur am Abend ward es stiller. Wir speisten dann meist mit wenigen intimen Freunden allein, mit dem denkwürdigen Biagi, dem Uebersetzer des „Faust", mit dem Professor Del Lungo, mit dem Conte Carniani und mit einer älteren englischen Dame, deren Charakter und Kultur sie bewunderte und deren Urtheil über Italien und seine Bewohner sie günstiger zu stimmen hoffte. Sonst sah ich nur selten weibliche Gäste an ihrer Tafel. Donna Emilia betonte es oft, daß ein zwangloser Verkehr beider Geschlechter die wünschenswertheste Geselligkeit sei, denn sie bewahre die Frauen vor nichtigem Klatsch und lege den Männern in Form und Rede gewisse, oft nothwendige Schranken auf. „Mir selbst aber fällt die Rücksichtnahme auf Frauen wegen meines Augenleidens jetzt nicht leicht," pflegte sie dann hinzuzufügen, „die Männer aber finden sich hier schon selbst zurecht"; und man merkte, daß diese Beschränkung ihr nicht schwer fiel. Denn nur im Verkehr mit Menschen, welche arbeiteten und dachten, konnte ihr eigener Geist seine ganze Kraft entfalten. Sie brauchte fortwährend Nahrung für ihr rastlos sich verzehrendes inneres Leben, sie brauchte aber auch den Rath und die Hülfe der besten und klügsten Männer Italiens für alles, was sie im Dienste der Menschheit unternahm. Stets aber wählte sie die Freunde mit feiner, unbestechlicher Kritik, und selbst „berühmte Leute" hielt sie fern, deren Charakter und Lebenswandel ihr nicht alle Garantien boten. Denn vor allem Unreinen hatte sie einen natürlichen Widerwillen, und ihre bloße Gegenwart wirkte so befreiend, daß ihre Freunde behaupteten, in Antella bessere Menschen zu sein als anderswo. Und sie sagten die Wahrheit. Denn nicht nur gereifte und ältere Männer suchten ihre Nähe. Sie war als junge und als alte Frau von einer ganzen Schaar jugendlicher Verehrer umgeben. Man hatte einmal scherzend die Eifersucht des Gatten zu erregen versucht, aber Ubaldina hatte mit feinem feinen Lächeln geantwortet: C'est le nombre qui me sauve.

Nach den Feiertagen wurde es stiller in Antella, und Donna Emilia fing an, sich weniger frisch zu fühlen. Bald beschränkte sich ihr Verkehr auf den Prior von San Giorgio und auf ihre treuen Aerzte Biondi und Naldani. Ihr Lebenslicht hatte noch einmal strahlend hell geleuchtet, nun brannte es langsam hernieder. Durch die Kraft ihres Geistes und durch ihren Willen hatte sie das Verhängniß aufzuhalten vermocht, nun senkte es sich düster auf sie herab. Bald hoffte sie es noch einmal zu überwinden, und es schien ihr unmöglich zu ruhen, wo noch so viele Aufgaben vor ihr lagen, bald fühlte sie, daß sie unterliegen müsse. Wir empfanden Beide das Nahen des Unabwendlichen, und der Gedanke an die Trennung gab diesen letzten Tagen und Wochen die tiefe, ernste Weihe. Es fielen dann in stillen, traurig-schönen Stunden alle Schranken zwischen uns und ich schaute in ihre große Seele wie in einen klaren Spiegel, den kein Erdenstaub mehr trübte. „Non vi scordate mai di me, figliuolo mio," sagt sie mir einmal, als ich ihr zur gute Nacht die Hand geküßt hatte, und wir Beide fühlten, daß wir dem Scheidewege nahe waren.

An einem der ersten Februartage, als schon auf den Feldern von Antella überall die dunklen Anemonen blühten, und eine erste Frühlingsahnung die Natur beseelte, mußte ich Abschied nehmen. Sie konnte schon das Bett nicht mehr verlassen, jene Schmerzensstätte, die sie noch jahrelang gefesselt hat. Ich ging noch einmal durch den verödeten Salon. Das Feuer im Kamin war erloschen und auf ihrem Tisch lag noch Dante's Paradies, aus welchem ich ihr vor wenig Tagen den Lobgesang des heil. Bernardin vorgelesen hatte. Sie hatte so andachtsvoll gelauscht und war mir bei 19. Vers begeistert in die Rede gefallen:

> In te misericordia, in te pietate,
> In te magnificenza in te s'aduna
> Quantunque in creatura è di bontade.

Dann hatte sie innegehalten, sie hatte die blinden Augen geschlossen und die Hände gefaltet und es tönte von ihren Lippen wie ein Gebet und wie ein Segen:

> Ancor ti prego, Regina, che puoi
> Ciò che tu vuoli, che conservi sani,
> Dopo tanto veder, gli intelletti nostri.

Da hatte ich das Buch aus der Hand gelegt und nichts weiter mehr zu lesen vermocht.

Ich ging hinaus auf die Terrasse als es dämmerte und blickte hinab auf das olivengrüne Thal, das die Berge umkränzten, tiefblau gefärbt im Vordergrunde, heller von wallenden Nebeln umflossen dahinter. Die Sonne war gesunken, die Abendglocken läuteten von San Giorgio hernieder, der Wind wehte kalt, aber alle Bergesgipfel glühten im Abendroth, und die weißen Wolken über dem fernen Florenz färbten sich langsam wie dunkelrothes Gold. Ich fühlte jetzt, daß das Vergangene vergangen war, und es zitterte durch meine Seele: „Scheiden ist der Tod."

Um 10 Uhr küßte ich ihr wie gewöhnlich die schmale weiße Hand und sagte ihr gute Nacht. Sie wußte nicht, daß ich sie verließ, sie hatte es nicht wissen wollen. Hinter der angelehnten Thür blieb ich noch einmal stehen und hörte Irene die Nachtgebete sprechen, dann klang Donna Emilia's klare Stimme noch einmal an mein Ohr:

In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum!

Draußen vor dem Thor wartete der Wagen und durch die schweigende Mondscheinnacht ging es im Fluge die Berge hinab. Als ich den Thurm nicht mehr sehen konnte, schloß ich die Augen und in tiefem Sinnen begrub ich im heiligsten Schrein meines Herzens die Erinnerung an diese Zeit. Schön wie das ahnungslos verträumte Glück der Kindheit, ja noch schöner, denn ich hatte es bewußt genossen.

Langsam starb sie, und ich kehrte noch oft zu ihr zurück. Bald war sie erregter, bald war sie stiller. Niemals klagte sie. Immer heißer wurde nur die Sehnsucht, erlöst zu sein. „Welch trüber Sonnenuntergang nach einem so schönen Tag," seufzte sie einmal. Sie erlosch wie ein Licht, das kein Oel mehr hat, nachdem sie von allen ihren Freunden Abschied genommen hatte. Welch ein Mensch ging mit ihr dahin, welch ein heiliges Feuer reiner Menschenliebe ist mit ihr erloschen;

Liebe die man nie vergißt und stets vermißt.

E. St.

Mittheilungen und Nachrichten.

-nn- „Man ist heutigentags nicht mehr erstaunt, wenn der Spatenstich des Forschers uns Paläste und Städte aus dem Dunkel des Erdbodens und tausendjähriger Vergessenheit hervorgräbt. Denkmale aber, die zeitlich uns so nahe stehen, müssen über der Erde, bei hellem Tageslicht, erst wieder entdeckt werden." So leitet Jakob Wille das Vorwort ein zu seiner Monographie „Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert", die, zuerst (1897) als Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission herausgegeben, solch' allgemeinen Anklang fand, daß die Auflage in kurzem vergriffen war und Wille sich entschließen mußte, eine Neuauflage zu besorgen, die, beträchtlich erweitert und vornehm (mit acht Illustrationen versehen) ausgestaltet, unlängst in dem rührigen Verlag von Carl Winter in Heidelberg erschienen ist. In der That, Wille hat das Verdienst, das Bruchsaler Schloß — an dessen Baugeschichte und Bewohner schließen sich seine Betrachtungen an — für einen größeren Kreis erst wieder ausgegraben, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Perle deutscher Baukunst im Barock- und Rokoko-Zeitalter gelenkt zu haben. Zwar hatte bereits 1871 Friedrich Pecht in dieser Beilage, Nr. 18, darauf hingewiesen und die spezielle kunstgeschichtliche Literatur durfte selbstverständlich nicht theilnahmslos an den Bau vorübergehen; doch war vor Wille's Veröffentlichung die allgemeinere Kenntniß und Werthschätzung des Werkes thatsächlich äußerst gering. Die Arbeit soll keine kunstgeschichtliche Untersuchung im strengen Sinn bilden, sie ist von vornherein auf breite geschichtliche und kulturgeschichtliche Grundlage gestellt. Im leichtfließenden Plauderton, doch überall den wissenschaftlichen, auf die neuesten Forschungsergebnisse gegründeten Standpunkt vertretend, behandelt Wille einleitend die geistlichen Staaten im allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf das Hochstift Speyer. Den Mittelpunkt der Darstellung selbst bildet die Person des Kardinals und Fürstbischofs Damian Hugo Philipp Graf von Schönborn (regierte 1716—1743), eine hervorragende Erscheinung unter den geistlichen Fürsten des 18. Jahrhunderts, dessen für die innere Ausgestaltung des Hochstifts nach allen Richtungen hin bedeutsame und segensreiche Regierung auf Grund sorgfältiger Quellenstudien trefflich beleuchtet wird. In dem Reichthum des hier mit ansprechenden Farben wiedergegebenen Kulturbildes überrascht und fesselt uns ganz besonders die kunstgeschichtliche Seite von Schönborns umfassender Wirksamkeit. Mit ihr ist die dauernde Verlegung der bischöflichen Residenz nach Bruchsal und die Gründung des dortigen Schlosses (1722) verknüpft. Mag auch darüber für manche wichtige Einzelfrage die endgültige Aufklärung noch immer versagt bleiben, in sehr vielen Fällen hat Wille unser Wissen über das Kunstleben am Bruchsaler Hof bereichert und gesichert. Ueber vier Jahrzehnte hat sich der Aufbau und die Ausgestaltung des Schlosses erstreckt. Der Gründer Damian Hugo hat die Vollendung nicht mehr geschaut. Doch nicht minder eifrig, vielmehr noch reicher und glanzvoller hat sein Nachfolger, Kardinal Franz Christoph v. Hutten, an dem Schloß weitergebaut. Auch dessen Stellung in der Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes seiner Zeit wird eingehend gewürdigt. Jedem einzelnen namhaften Mitarbeiter an dem glänzenden Werke weist Wille seinen Platz zu: er entrollt dabei ein überraschend reiches Bild von vielseitigem deutschen Kunst- und Gewerbefleiß, in dessen Mittelpunkt Meister Balthasar Neumann steht, der große Architekt der Schönborn, der Schöpfer des berühmteren Residenzschlosses zu Würzburg. Durch die Ergebnisse vorliegender Arbeit wird seine Biographie, die auch in Kellers trefflicher Darstellung noch manche empfindliche Lücke aufweist, da und dort ergänzt und gesichert. Wille, der mit unermüdlichem Eifer allen Beziehungen seiner Bruchsaler Persönlichkeiten nachgegangen ist, hat erst vor kurzem in der „Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins", N. F. Bd. XIV, S. 465 ff., einige werthvolle Beiträge zur Geschichte des Lebens und der künstlerischen Wirksamkeit Neumanns, speziell in seiner Beziehung zum Speyrer Hof, veröffentlicht, worauf hier besonders verwiesen sei (Briefwechsel Balthasar Neumanns mit Kardinal Schönborn 1728 bis 1730, nebst einer Denkschrift von 1746). Das Bruchsaler Schloß stellt sich dar als die vollendetste, am meisten in sich abgeschlossene Schöpfung Neumanns, als „ein künstlerisches Glaubensbekenntniß", wie Edmund Renard in seiner Würdigung der beiden Hauptwerke des Künstlers, der Schlösser zu Würzburg und Bruchsal (Spemanns Baukunst, Heft 7) sich äußert. Wille's Schriftchen hat sichtlich angeregt zum Studium dieser vollendeten Kunst und das vordem fast vergessene Bruchsaler Schloß zu einer gewissen Berühmtheit erhoben. Praktisch hat übrigens das Buch zur Folge gehabt, daß die badische Staatsregierung die Restaurirung des Bauwerkes ins Auge gefaßt und, wie bereits in Nr. 74 dieser Beilage berichtet wurde, einen namhaften Betrag mit Zustimmung des Landtags dafür ausgeworfen hat. „Das Aeußere", so hieß es in der Begründung dazu, „befindet sich derzeit in einem Zustand, der nicht belassen werden darf, da sich derselbe zersetzend auch auf das Innere übertragen würde."

vl. Georges Riat: Paris, eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Alterthum bis auf unsre Tage. Leipzig, Seemann. — Hr. Riat von der Nationalbibliothek in Paris hat heuer einen Führer durch die Kunstdenkmäler von Paris veröffentlicht, der wohl ein längeres Leben genießen wird als die meisten der flüchtigen, bei Gelegenheit der Weltausstellung gemachten Veranstaltungen. Der Verfasser erzählt die reichhaltige Geschichte der Architektur von Paris von der Römerzeit an bis auf unsre Tage, indem er uns durch die noch immer zahlreich erhaltenen alten Bauten führt und auch die bedeutendsten modernen nennt. Er verbindet damit in sehr geschickter Weise eine kurze Darstellung der Plastik und Malerei Frankreichs in den verschiedenen Jahrhunderten. Einige Haltlosigkeit in der Behandlung der neueren Kunst kann dem sehr verdienstlichen Werkchen doch den Werth

nicht rauben, in zuverlässiger Weise über die Geschichte der einzelnen Monumente derart zu orientiren, daß auch derjenige, der Paris schon kennt, sich dieses Führers mit Vortheil und sogar mit Vergnügen bedienen wird. Die 180 Illustrationen sind endlich eine höchst erwünschte Beigabe, um derentwillen allein Riats Führer anerkannt werden muß.

Fr. Stutzer: **Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigen Bäume Bayerns in Wort und Bild**; Piloty u. Löhle, München 1900; 1. Lieferung. — Es ist ein ganz außergewöhnliches, anerkennenswerthes Unternehmen, dessen erste Lieferung hier vorliegt. Der Herausgeber geht (im Vorwort) von der Ansicht aus, daß auch die Natur ein Anrecht darauf hat, daß ihre lebenden Denkmäler, die alten Bäume, erhalten und respektirt werden, ebenso wie die ehrwürdigen Denkmäler menschlicher Kultur. Sind ja doch die wenigen noch vorhandenen alten Bäume, die sich dem menschlichen Eigennutz oder rohem Vandalismus zum Trotz bis in unsre Tage erhalten haben, nicht allein in botanischer Hinsicht, sondern auch mit Rücksicht auf die Fülle von geschichtlichen Erinnerungen und Volkssagen, die sich an ihre mächtigen Kronen und verwetterten Stämme knüpfen, nicht weniger unsrer Beachtung und Antheilnahme werth als irgend eine alte Burg, ein Tempel oder eine Statue, die uns von längst entschwundener Zeit berichten. In der That, man braucht nicht einmal ein außergewöhnlicher Naturfreund zu sein, um dem Herausgeber für sein Unternehmen, das positiven, dokumentarischen Werth besitzt und das spärlich vorhandene Material mühsam zusammenträgt, Dank zu wissen. Mit der photographischen Kamera in der Hand durchzog er selbst die Gauen unsres Vaterlandes und hielt das Bild manches wundervollen Baumdenkmals fest, das vielleicht — leider! — schon in einigen Jahrzehnten nur mehr in der Erinnerung derer leben wird, die dereinst überhaupt noch für solche ideale Dinge Interesse haben werden. Gar Manchem mag sogar vielleicht die aufgewendete Mühe in einem unrichtigen Verhältniß zum Werth der Sache zu stehen scheinen. Aber ein Blick in die vorliegende erste Lieferung, die von den 18 geschilderten Bäumen vorzügliche Lichtdrucke und meist auch einen kleinen Situationsplan bringt, wird ihn belehren, daß die genauere Kenntniß dieser Bäume in gar mancher Hinsicht lohnend ist. Der Botaniker, der Geologe, der Historiker, der Freund und Erforscher alter Sage und nicht zum letzten der Liebhaber malerischer, gewaltiger Naturgebilde und — der Dichter, sie Alle werden bei diesen Bäumen genug finden, was ihr Interesse zu fesseln vermag. Uebrigens versteht es der begleitende Text aufs beste, in gefälliger Weise die rein wissenschaftlichen Detailangaben und die poetischen, ideellen Elemente der Aufgabe zu einem ansprechenden Ganzen zu vereinigen. Man darf dem weiteren Erscheinen des Werkes, das von verschiedenen Fachmännern unterstützt wird, mit aufrichtiger Freude entgegensehen. Es wäre nur zu wünschen, daß sich weitere Kreise dafür interessiren möchten, damit, wie der Autor am Schluß seines Vorwortes meint, „Bild und Wort für das eine oder das andere vierhundertjährige Baumgebilde zum Schutzbrief würde“. Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr vornehme, die Bruckmann'schen Lichtdrucke von vorzüglicher Schärfe und Anschaulichkeit; der Preis der einzelnen Lieferung (3 M.) ist in Anbetracht der hohen Herstellungskosten ein niedriger zu nennen.

Richard Braungart.

Hermann Schelenz: **Frauen im Reiche Aeskulaps.** (Verlag: Ernst Günther, Leipzig, 1900.) — Zeitig in die feministische Bewegung kommt eine Studie, aus welcher sich ergibt, daß Frauen, wenn auch eine untergeordnete, so doch stets eine Rolle auf diesem Gebiete gespielt haben. Freilich lehrt die Geschichte, wieviel Widerwärtiges mit Frauennamen verknüpft ist, und erkennt man die Geschichte als die zuständige Kritik an, so ergibt sich, daß der kulturgeschichtlich werthvolle Beitrag, welcher im Reiche des Aeskulap von den Frauen beigebracht wurde, ein recht geringer ist. Die Namen der Frauen, die irgendwie mit Medizin und Pharmakie verknüpft waren, sind aufgezählt, Thaten und Schriften gewürdigt. Interessant ist die Notiz, daß die Universität Salerno Aerztinnen heranbildete, aber die anderen Hochschulen der fernen Zeit folgten dem Vorbild nicht. — Bei Erwägung der Eigenschaften, welche den Mann hinter die Frau als Arzt setzen, kam leider zutage, daß die Aerztinnen denselben Fehlern verfallen können und nichts voraus haben. Das Urtheil fällt im ganzen zu Ungunsten der Frauen aus, doch meint der Referent, es sei dennoch an der Zeit, das Experiment des Frauenarztes im großen Stile in unserm Vaterlande zu versuchen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, besonders wenn geeignete Reformen die Bedingungen für den Austritt in die Praxis endlich erhöhen! Wer das höhere Niveau, ob Weib, ob Mann, erreicht, der mag dann auch sein Glück versuchen dürfen, indem wir die Gleichberechtigung beider Geschlechter anerkennen. — Die Schrift ist nicht tendenziös; besonderen Genuß wird haben, wer Lateinisch und Griechisch beherrscht; sie nimmt durchaus Bezug auf aktive Fragen im Arzt- und Apothekerberuf.

v. N.

Justinus Menura nennt sich ein Autor, der das Münchener Bohême-Leben gut studirt hat und es farbenreich zu schildern versteht. Die „**Fahlen Blätter**“ (Leipzig, Pierson 1900) führen uns in das Treiben der heiteren Studenten, ihrer Angebeteten, maler Bierschenken und Pankböden und unterhalten uns einige Stunden lang ausgezeichnet. Die Bilder, die ein junger Mediziner im Irrenhaus erlebt, sind ebenfalls geistreich wiedergegeben. Möge das Werkchen auf dem Boden, dem es entsprungen ist, die verdiente freundliche Aufnahme finden.

St.

* 13. **Internationaler medizinischer Kongreß in Paris.** (Schluß.) Nach einer Besichtigung des neuen Pariser Krankenhauses, des Hôpital Boucicaut, welches drei Abtheilungen enthält, eine für innere Krankheiten, eine chirurgische Abtheilung und eine für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten, wurde am 9. August nachmittags in der Sorbonne die **dritte allgemeine Sitzung** abgehalten, die als Schlußsitzung einen besonders feierlichen Charakter trug. Es wurde auch nur **ein** wissenschaftlicher Vortrag gehalten von Prof. **Albert** (Wien) über den **Stand der Frage von der Architektur der Knochen**, die durch die Forschungen der Schweizer Cullmann und H. v. Meyer festgestellt und durch den Berliner Chirurgen J. Wolff durch die Aufstellung des Gesetzes von der Transformation der Knochen weiter gefördert wurde. Redner legte dann die praktische Bedeutung dieses Gesetzes für die Chirurgie dar. — Nach einem zusammenfassenden Schlußwort des Präsidenten **Lannelongue**, worin er die Nothwendigkeit internationaler medizinischer Kongresse besonders auch aus dem Grunde betonte, weil sie die verschiedenen Zweige der Medizin zusammenfaßten, wurde der auf dem letzten internationalen Kongreß in **Moskau** gestiftete **Preis** dem Spanier **Ramon y Cayal** (Madrid) zuerkannt, der eine neue Methode gefunden hat zur anatomischen Erforschung des Nervensystems. Der nächste Kongreß wird in **Madrid** stattfinden. — Nachgetragen zu werden verdient aus den Verhandlungen noch diejenige über die **Entstehung der Gicht**, worüber drei hervorragende Mediziner ihre Ansichten vortrugen. Die „Allg. wissensch. Ber.“ enthalten darüber folgendes: Nach Prof. **Ebstein** (Göttingen) ist die Gicht eine mehr oder weniger chronische Krankheit, die sich auf Grund einer krankhaften, erblichen und meist wohl angeborenen Veranlagung entwickelt. Das Wesen der Krankheit besteht in einem Eindringen von Harnsäure in die Gewebe, über deren letzte Ursache eine bestimmte Aufklärung bisher noch nicht erbracht worden ist. Die Harnsäure, die zur gichtischen Erkrankung der einzelnen Körpertheile führt, ist als ein chemisches Gift zu betrachten, das entzündliche Veränderungen von Geweben hervorruft und sie schließlich völlig abtödtet. Nach dem Absterben der Gewebe lagern sich in ihnen die harnsauren Salze in Form von Krystallen ab. Ebstein unterscheidet **zwei Arten von Gicht**: bei der **ersteren** erstreckt sich die Krankheit nur auf einige Theile des Körpers, wobei der Erkrankte ein hohes Alter erreichen kann, bei der **zweiten** selteneren Form erstreckt sich das Eindringen der Harnsäure von Anfang an auf alle Körpertheile und ist wahrscheinlich auf eine schwere Erkrankung der Nieren zurückzuführen. Professor **Le Gendre** (Paris) stellte die verschiedenen Theorien über die Entstehung der Gicht übersichtlich zusammen und sprach sich für die Ansicht

aus, daß die Krankheit auf den Folgen einer mangelhaften Zerstörung der Stoffwechselprodukte beruht. Wahrscheinlich spielen auch Störungen der Nierenthätigkeit und des Nervensystems sowohl bei der Vorbereitung der Gicht als bei der Entstehung ihrer einzelnen Anfälle eine wesentliche Rolle. Die Gicht kann ererbt und fortgepflanzt werden; ist keinerlei erbliche Anlage vorhanden, so wird sie durch gesundheitswidrige Ernährung (Mißbrauch von stickstoff- und oxalsäurereicher Nahrung, gährende Getränke, ungenügende Körperbewegung, Ueberanstrengung des Nervensystems) oder durch Aufnahme von Giften erworben. Professor **Duckworth** (London) charakterisirte die Gicht geradezu als Ernährungsstörung, bestehend in einem unvollkommenen Stoffwechsel in gewissen Organen, wahrscheinlich in der Leber, vielleicht in der Niere. Die Folge davon ist, daß die Harnsäure zum Theil im Blut zurückgehalten wird, statt ganz ausgeschieden zu werden. Die schweren Schmerzanfälle bei Gicht bezeichnen die Zeit der Ablagerung der harnsauren Salze in den Geweben und stehen vielleicht auch unter einem Einfluß des Zentralnervensystems.

B. Der 18. **Internationale Astronomenkongreß in Heidelberg**, über welchen wir schon kurz berichteten, wurde am 8. August in Anwesenheit von etwa 60 angesehenen Astronomen des Kontinents und Amerika's durch Prof. **Seeliger** (München) eröffnet. Prof. **Lehmann-Filhés** aus **Berlin** berichtete über die neuerlichen Publikationen der Gesellschaft, Staatsrath **Nyren** aus Pultawa über das „Zonen-Unternehmen“, Prof. **Bruhns** (Leipzig) über den Kassenbestand der Gesellschaft und Prof. **Wislicenus** (Straßburg) über das von ihm umgearbeitete „Astronomische Jahrbuch“. Sodann wurden noch 30 neue Mitglieder in die Gesellschaft aufgenommen, wodurch die Mitgliederzahl auf 364 angewachsen ist, und als Kongreßort für 1902 **Turin** und **Göttingen** in Vorschlag gebracht. — In der **zweiten Sitzung** wurden zunächst geschäftliche Angelegenheiten erledigt. Alsdann hielt der Direktor der Wiener Sternwarte, Hofrath **Weiß**, einen ausführlichen Vortrag über den **gegenwärtigen Stand der Kometenberechnung**, und zwar unter Bezugnahme auf die einschlägigen Arbeiten des Prof. **Kreutz** in Kiel. Referent schloß mit der Aufforderung an die jüngeren Mitglieder, die revisionsbedürftigen Kometen, 84 an der Zahl, einer genauen Berechnung zu unterziehen. Nachdem auch noch Prof. **Kreutz** zu diesem Thema und Dr. **Ristenpart** aus Kiel, sowie Dr. **Cohn** aus Königsberg für Vereinfachung und Abkürzung der rechnerischen Arbeiten gesprochen hatten, berichteten Prof. **Weiler** aus Karlsruhe über einige Resultate einer neuen Störungstheorie und Dr. **Kasterfitz** aus Wien über die bisher von ihm eingeschlagenen Wege zur Verwirklichung seines Projekts bezüglich der Erbauung einer Sternwarte auf einer der Höhen im Semmering-Gebiet. Diese Angelegenheit soll jetzt so weit gefördert sein, daß mit dem auf 260,000 Kronen berechneten Bau demnächst begonnen werden kann. Hiemit war die Tagesordnung der zweiten Sitzung in der Hauptsache erledigt. — In der am Donnerstag abgehaltenen Nebensitzung überreichte Prof. **Wolf** (Heidelberg) im Auftrage des Direktors der Pariser Sternwarte, Prof. **Loewy**, die Beschlüsse der kürzlich in Paris abgehaltenen Astronomenversammlung. Prof. **Folie** sprach über die **Bewegung der Rotationsachse** und der Hauptträgheitsachse der Erde, in Bezug auf die Bahn der Erde, während Dr. **Schwarzschild** (München) über die Frage, ob die Vorstellung eines endlichen Raumes mit den Erfahrungen der Astronomie in Widerspruch steht, einen Vortrag hielt. Prof. **Thiele** (Kopenhagen) knüpfte noch einige Bemerkungen an obige Ausführungen, und dann verbreitete Dr. **Ebert** (Paris) sich über die Bestimmungen der Polhöhe, wie sie in den letzten Jahren in Berlin ausgeführt wurden. Zum Schlusse wurde noch mitgetheilt, daß das neue Gesellschaftsmitglied **Lindemann** für die Berechnung der Kometen zwischen 1800—1850 einen sehr ansehnlichen Preis gestiftet habe. — In der dritten und letzten Hauptsitzung fand zuerst die Vorstandswahl statt; hiebei wurden der Vorsitzende Prof. **Seeliger** (München), der Schriftführer Prof. **Müller** (Potsdam), sowie die Mitglieder Staatsrath **Nyren** (Pultawa) und Prof. **Oudemans** (Utrecht) wiedergewählt; stellvertretender Vorsitzender wurde Hofrath **Weiß** (Wien). Nachdem dann noch **Göttingen** als nächster Versammlungsort bestimmt worden war, berichtete Geh. Rath **Förster** (Berlin) über eine neue Methode, die absolute Polhöhe und absolute Deklination zu bestimmen. Prof. **Brendel** (Göttingen) legte den Prospekt über die Weiterführung der von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen veranlaßten Gesammtausgabe der Gauß'schen Werke vor, während Prof. **Klein** (Göttingen) über den Nachlaß des Mathematikers Gauß Mittheilungen machte. Nachmittags fand wieder eine kurze Nebensitzung statt, mit welcher der Kongreß geschlossen wurde.

* Behufs Erleichterung der **Zulassung von Damen zu den ärztlichen Prüfungen** hat der Bundesrath auf Grund der Bestimmungen im § 29 der Gewerbeordnung beschlossen, den Reichskanzler zu ermächtigen, in Uebereinstimmung mit der zuständigen Landes-Zentralbehörde bei reichsangehörigen weiblichen Personen, die vor dem Sommersemester 1899 sich dem medizinischen Studium an einer Universität außerhalb des Deutschen Reichs gewidmet haben, behufs Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen die Vorlegung des Zeugnisses der Reife von einem humanistischen Gymnasium mit Rücksicht auf ein ausländisches Reifezeugniß zu erlassen und das medizinische Universitätsstudium, welches sie nach einer im Auslande bestandenen Prüfung vor dem Wintersemester 1900/1901 zurückgelegt haben, auf die in der Bekanntmachung über die ärztliche Prüfung vom 2. Juni 1883 geforderten vier Halbjahre medizinischen Universitätsstudiums anzurechnen.

* Das **Nobel-Institut** hat seine literarische Abtheilung nun endlich organisirt. Diese Abtheilung, die unter den „Heroen“ der Weltliteratur Umschau zu halten und den Auserwählten jährliche Prämien von 150,000 Kronen zuzuertheilen hat, soll vom Sekretär der schwedischen Akademie, dem Schriftsteller Karl David Wirsén, geleitet werden. Professor Karl Warburg in Göteborg ist als Bibliothekar des Instituts angestellt worden. Die Schriftsteller und Kritiker, die die Literaturen der verschiedenen Länder und Sprachen beurtheilen sollen, sind ebenfalls ernannt worden, jedoch hat man für die weniger bekannten Literaturen, wie z. B. die finnländisch-ugrische und die rumänische, noch keine geeigneten Personen finden können. Mit der Prämie wird die Bestimmung verbunden, daß der Preisgekrönte nach Stockholm kommen soll, um das Geld zu empfangen.

B. **Heidelberg.** Der badische Landesgeologe Dr. **Sauer**, Professor an der hiesigen Universität, erhielt einen Ruf als Professor der Geologie und Mineralogie, sowie als Vorstand der neu errichteten geologischen Landesanstalt nach **Stuttgart**.

oem. **Breslau.** Durch den diesjährigen Staatshaushaltsetat sind an hiesiger Universität ein **Ordinariat für neuhochdeutsche Sprache** und Literatur, sowie ein **Extra-Ordinariat für landwirthschaftliche Chemie** und **chemische Technologie** neu errichtet und dem ordentlichen Professor Dr. phil. Max **Koch** bezw. dem außerordentlichen Professor Dr. Felix **Ahrens** übertragen worden.

* **St. Petersburg.** Das Lehrprogramm des **Forstinstituts** wird einer **Reform** unterzogen. Neu eingeführt werden die Unterrichtsfächer: die angewandte Mechanik, Forstverwaltung, die Grundlage der Landwirthschaft in Verbindung mit Obst- und Gemüsebau und die französische Sprache. In einigen der bestehenden Lehrfächer werden Veränderungen durchgeführt. Nöthigenfalls sollen mit der Bewilligung des Ministers des Ackerbaues auch Lektionen über besondere, die Forstwirthschaft betreffende Themata, welche im Lehrprogramm nicht einbegriffen sind, gehalten werden.

T. Die **Belgische Académie de Médecine** setzt einen Preis von 1200 Fr. für eine Untersuchung über den **Einfluß des Temperaturwechsels auf die Ernährung** aus. Arbeiten müssen zur Bewerbung vor dem 20. Januar 1901 an den Sekretär der Akademie in Brüssel eingesandt werden.

* **Berichtigung.** In dem Artikel „**Münchener Kunst im Handwerk in Paris**“ II (Beil. Nr. 173) steht auf Seite 8, Spalte 2, Zeile 8 infolge eines unangenehmen Druckfehlers, den unsre Leser wohl schon selbst korrigirt haben werden: „das **unvermeidliche** und in seiner Art leistungsfähigste Marmorwerk Kiefersfelden“, wo es natürlich heißen muß: „das **unermüdliche** . . .“

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 14. August. Nummer 185.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.

Uebersicht.

Ueber russische Verkehrsverhältnisse.

1. Eisenbahnen.

Nirgend zeigt sich Rußland mit mehr Klarheit als das „Land der weiten Räume“, denn auf einer Verkehrskarte von Europa. Neben dem Gewirr von Städtenamen, dem engen Netz der Eisenbahnlinien im benachbarten Deutschland treten die leeren Räume in Rußland, die langen, zielbewußten Linien der sich selten schneidenden Bahnen um so sprechender hervor. Dieser Gegensatz bestand vor Jahren und besteht noch heute, und trotzdem will die Bezeichnung des großen Oststaates als „schlafender Riese“ nicht mehr stichhalten. Im Jahre 1887 vermochte Rußland einem deutschen Eisenbahnnetz von 38,716 Kilometer nur ein solches von 26,145 Kilometer (ohne Finnland und Asien) entgegenzusetzen. Im Jahre 1898 steht einer Gesammtlänge von 48,645 Kilometern der deutschen Bahnen in Rußland eine solche von 41,964 Kilometern gegenüber. Es hat sich demnach das Eisenbahnnetz in Rußland in 11 Jahren um fast 62 Prozent vergrößert, wobei noch die in letzter Zeit in rascher Ausdehnung begriffenen großen asiatischen Linien nicht inbegriffen sind. Ein richtiger Maßstab der Bedeutung der Eisenbahnen für Rußland ergibt sich aber erst dann, wenn man der Betrachtung der absoluten Zunahme diejenige der relativen räumlichen Vertheilung gegenüberstellt. Es trafen im Jahre 1898 auf 10,000 Quadratkilometer in Deutschland 958 Kilometer, in Rußland nur 84 Kilometer Eisenbahnen, und von allen europäischen Staaten haben hier nur Norwegen und Finnland geringere Zahlen aufzuweisen. Diese Zahlen bezeichnen die verschiedene Bedeutung, welche in Rußland den Bahnen gegenüber den übrigen europäischen Staaten innewohnt. Deutschland, England u. s. w. besaßen lang vor der Einführung der Bahnen einen lebhaften Verkehr; das Dampfroß brachte hier im allgemeinen nur eine Beschleunigung und Intensirung desselben, ein näheres Aneinanderrücken der an sich relativ naheliegenden Verkehrspunkte. Wer aber die langen, wenig gekrümmten Linien der russischen Bahnen durch die namenleeren Flächen hin auf der Karte verfolgt und sich vergegenwärtigt, daß auf diesen unendlichen Flächen der Verkehr, wenn man von Flüssen und Kanälen absieht, auf die Achse angewiesen war, der wird erkennen, daß hier die Bahn nicht erleichternd und beschleunigend, sondern schaffend wirken mußte. Wie das Entstehen einer Industrie im Moskauer Bezirk und in Polen, späterhin die Verwerthung der Eisensteinlager und der Kohlenflötze des Dnieper- und Don-Gebiets nur durch die Erbauung eines Eisenbahnnetzes ermöglicht worden war, so arbeitet Rußland jetzt durch Eröffnung von Verkehrswegen an der Verwerthung seiner unendlichen Räume in Asien.

Nicht von der politischen Bedeutung der russischen Eisenbahnen sei hier die Rede, sondern von der Rolle, die dieselben im Leben des Einzelnen spielen, von der Art und Weise ihrer Benutzung, ihren Vorzügen und Fehlern. In erster Hinsicht ist ein Beispiel lehrreich: Ist ein russischer Beamter von Orenburg am Ural etwa nach Taschkent versetzt worden, so reist er mit seiner Familie nicht etwa direkt per Wagen über Orsk und Kasalinsk, sondern er wählt den fast vierfachen Umweg über Samara, Wolga abwärts über die Kaspi-See zur transkaspischen Bahn und vermittelst dieser an den Ort seiner Bestimmung. Schlechte Beschaffenheit, vielleicht gänzliches Fehlen der Wege, vielfach unwirthliches Klima und — weite unbewohnte Räume nöthigen den Privatverkehr, sich ängstlich an die sicheren, wenn auch weiteren Bahnstrecken zu halten. Der Kaufmann, der seine Kunden aufsucht, der Offizier oder Beamte auf seinen Amtsreisen, die große Menge der Wanderarbeiter, ja selbst der Bauer, der „zur nächsten Stadt“ will, sie Alle haben bedeutende Strecken zu durchmessen, und gerade dies: „große Entfernungen“ ist die eine Eigenthümlichkeit, die uns beim Reisen in Rußland entgegentritt. Die andere ist, im Vergleich zu uns vertrauten Verhältnissen, eine geringe Geschwindigkeit der Beförderung. Erstgenannter Umstand erklärt sich aus bekannten Gründen; für den letzteren finden wir die tiefere Ursache vielleicht in der engen Verbindung Rußlands mit der Halbkultur des umgebenden Asiens. Die durchschnittliche Schnelligkeit beträgt bei Personenzügen etwa 30 Werst,[1]) bei Schnellzügen etwa 40 bis 45 Werst in der Stunde; der schnellste Zug in Rußland, der Kurierzug Moskau—Petersburg, durchfährt die 604 Werst zwischen den beiden Metropolen in genau 12 Stunden. Wenn freilich auf der transkaspischen Bahn nur 20 Werst, auf der Linie Tiflis—Kars gar nur 18 Werst in der Stunde durchmessen werden, so ist zu bedenken, daß es sich im ersten Fall um eine rasch mit den einfachsten technischen Mitteln erbaute Bahn durch die Wüste, im anderen Fall um eine Strecke handelt, wo noch nicht lange vorher der Reisende das Bewußtsein haben konnte, sich auf einer Forschungsreise zu befinden. Auch Terrainschwierigkeiten bieten nur selten eine Erklärung für die Langsamkeit der Beförderung. Fälle dieser Art sind die Krim-Bahn kurz vor Sebastopol; sodann die Linie Batum—Tiflis bei Durchbrechung der Wasserscheide zwischen Rion (Phasis) und Kura. Besonders im letzteren Fall würden die vielen engen Windungen, zu welchen die Bahntrace durch die beiderseits herandrängenden Felsenhöhen genöthigt wird, ein

[1]) 1 Werst = 1.067 km.

schnelleres Fahren geradezu gefährlich erscheinen lassen. Warum aber auf den weiten Ebenen Nord- und Mittelrußlands die Bahnen stets nach dem Leitmotiv: „immer langsam voran“ laufen, erklärt sich nur aus der Beobachtung, die nicht nur für den eigentlichen Orient gilt, daß nämlich der Werth der Zeit hier noch wenig bekannt ist. Wohl Jedem, der in Rußland (mit Ausnahme etwa der beiden Hauptstädte) gereist ist, wird die Verwunderung der Leute aufgefallen sein, wenn er irgendwie zu erkennen gegeben hat, daß er Eile habe; ihre Blicke schienen zu fragen: „Ja, was hat denn nur der?“ Wenn nun seitens des Publikums so wenig Bedürfniß nach einem beschleunigten Verkehr sich äußert, so ist es einleuchtend, daß die Bahnverwaltung den Bedürfnissen nicht voraneilt.

Ferner aber ist auch der Verkehr auf den einzelnen Strecken mit jenen in Westeuropa gar nicht zu vergleichen; nicht nur im asiatischen, sondern auch vielfach im europäischen Rußland laufen auf den Strecken in jeder Richtung täglich nur ein oder zwei Züge (z. B. Jaroslaw—Archangelsk ein Zug, Orel—Zarizyn zwei Züge), welche dann allerdings hier und da eine über das bei uns Uebliche hinausgehende Länge erreichen.[2])

Aus all diesen Eigenthümlichkeiten erklären sich auch die dem Reisenden zuerst ziemlich fremdartig erscheinenden Verkehrsgewohnheiten des russischen Publikums. Genöthigt, längere Strecken und diese in verhältnißmäßig langer Fahrzeit zurückzulegen, und an sich schon geneigt, die gewohnte Bequemlichkeit nur äußersten Falles aufzugeben, sind die Leute aller Stände und Klassen bemüht, ihre Häuslichkeit thunlichst ins Eisenbahncoupé hinüberzunehmen. So ist denn auch das Bild, das sich auf den Bahnhöfen entrollt, ein wesentlich anderes als bei uns. Wollen wir uns ein solches näher ansehen, so ist es ziemlich belanglos, welche Stunde des Tages wir uns hiezu wählen. Denn sollten selbst nur vier Züge im ganzen pro Tag verkehren, es finden sich, und besonders im Süden, stets Menschen, die auf die Bahn warten. Sie haben keinen Fahrplan, können denselben vielfach auch nicht lesen; und wenn sie es könnten, so wären sie noch lange nicht imstande, die Abfahrt des Zuges nach den verschiedenen Zeitrechnungen zu errathen. Denn abgesehen, daß nach St. Petersburger und nach Ortszeit überall gerechnet wird (die Bahnhofuhren haben dazu zweierlei Zeiger), differirt gewöhnlich noch die Ortszeit im Ort von derjenigen am Bahnhof. Da unter diesem Wirrwarr auch wir zu leiden haben, so finden wir uns nach einigen Erfahrungen ebenfalls eine Stunde vor fahrplanmäßiger Abfahrtszeit ein. Treten wir etwa durch das Portal in die Treppenhalle des Bahnhofs in Baku, so fahren wir zunächst erschrocken zurück, unfähig mit Augen und Ohren das Chaos von Gegenständen und Geräuschen aufzunehmen. Die Treppen, die Bänke, die Geländer, aber auch der Boden ist mit den Leibern und Habseligkeiten Wartender besetzt: Kaftan, Tscherkesska, Bluse deuten auf die Nationalität; aber gemeinsam ist überall das Schmutzige, Abgetragene und — Malerische. Große Koffer, Säcke, Tücherballen und vor allem Betten, vielleicht noch Gebetsteppiche mohammedanischer Tartaren liegen verstreut; darauf, darunter, dazwischen die Besitzer dieser Schätze, entweder auf dem Bauch ausgestreckt, oder in unmöglicher Verkrümmung Brot kauend, Zigaretten rauchend; Weiber, die ihre Kinder säugen, Kinder, die in dem Wirrwarr ihren Spielen nachgehen und über all dem eine Luft zum Schneiden und das Gebraus der vielartigen Stimmen. Von diesem Tummelplatz der Armen steigt man über die Treppe hinauf in die Wartesäle: Auch hier der obligate Eisenbahnsäugling, auch hier Thürme von Gepäck, aufgebaut aus Hutschachteln, Eßkörben, Koffern und Betten. Besorgt fragen wir uns, wie das alles im Waggon Platz finden soll; wir erinnern uns zwar einer neuerlich erlassenen Verordnung, wonach Niemand mehr Handgepäck ins Coupé nehmen darf, als er selbst tragen kann. Aber das kann schon genügen, und unser einziger Trost ist, daß wir ein Billet erster Klasse haben. Man hört so viel von den Vorzügen der russischen Bahnen, und so steuern wir denn siegesgewiß auf einen der kolossal langen, breiten und hohen Wagen erster Klasse zu. Durch die Thüre betreten wir einen Raum, in welchem isolirt acht dunkelrothe Polsterfauteuils in drei Reihen stehen, sämmtlich nach der gleichen Seite gerichtet; in der Ecke gegenüber eine Polsterbank, davor ein Tisch. Es ist bereits sehr lebhaft hier, und wir finden gerade noch zwei unbesetzte Plätze, von denen aus wir konstatiren, daß die übrigen Insassen zum Theil nur sehr mangelhaft aussehen. Schmutziges Hemd, zerrissene Stiefel, dafür aber vielleicht eine Schirmmütze mit behördlicher Kokarde. In diesem Augenblick läutet es draußen zur Abfahrt; siehe da — vier der Anwesenden verlassen ihre Plätze, verabschieden sich und gehen. Sie haben nur zum Abschied mit einem der Reisenden noch etwas geplaudert; dafür aber haben wir keinen Raum für unser bescheidenes Gepäck gefunden und uns mit den schlechtesten Plätzen begnügen müssen.

Wie eben erwähnt, wird man häufig mit dem Publikum erster Klasse nicht zufrieden sein. Es gibt zwar Kategorie- und Freikarten auf den russischen Bahnen; aber es will mir nicht einleuchten, daß Güterlader und Wagenschmierer, deßhalb weil sie Angestellte der Bahn sind, erster Klasse fahren dürfen. Aber diese Art Kommunismus findet sich in Rußland vielfach, obwohl bei anderen Gelegenheiten der gemeine Mann erheblich weniger zart behandelt wird als bei uns. Der Waschraum des Wagens erster Klasse wird morgens überwiegend von Passagieren zweiter Klasse benutzt; und stets werden vor deinem Coupé im Gang unscheinbare Leute stehen, welche den Raum mit dem Mißgeruch schlechter Zigaretten erfüllen und dir die Aussicht nehmen. Da ferner z. B. Moskau's Umgegend der Vorortzüge entbehrt, so werden die um die Morgenzeit in Moskau ankommenden Züge von all denen benutzt, die in den Vororten wohnen und in die Stadt zur Arbeit fahren. Alles besetzt ohne Unterschied die besseren Wagenklassen derart, daß man sich zwischen den Sesseln und in den Gängen kaum umdrehen kann.

Genießen auf der einen Seite die Unvermögenden mancherlei Freiheit, so besteht andrerseits bei den Bediensteten der Bahn, wie überall in Rußland, eine übertriebene Werthschätzung aller Uniformen. Coupés, die, während das Publikum nebenan eng gedrängt saß, vom Kondukteur (jeder Wagen hat seinen eigenen) sorgfältig geschlossen gehalten wurden, öffneten sich anstandslos, wenn ein Offizier kam; sonst war vielleicht nur durch einen qualifizirten Händedruck etwas zu erreichen. Ich erinnere mich eines besonders ärgerlichen Falles, wo wir überhaupt nur durch die Vermittlung des Stationsvorstandes Plätze erhielten.

Abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten, empfindet man aber mancherlei wohlthuend. So gehen z. B. die Wagen, infolge der breiteren Schienenspur und der geringen Schnelligkeit, ruhiger als bei uns und insbesondere die Nachtfahrt gestaltet sich auch da, wo es keine Schlafwaggons gibt, recht erträglich, schon vor allem

[2]) So maß ich z. B. den einmal täglich von Baku nach Derbent verkehrenden Zug mit ca. 180 m.

dadurch, daß alle Insassen in dem Wunsch, schlafen zu können, einig sind. Die Sessel und Bänke der ersten Klasse enthalten stets eine Matratze und lassen sich durch wenige Griffe in ein ganz angenehmes Lager verwandeln. Leintuch und Kissen kann man vom Schaffner, der um diese Zeit wie ein Stubenmädchen beschäftigt ist, gegen besonderes Entgelt beziehen. Doch hat fast Jeder sein Kissen mit sich. Der Russe macht es sich zur Nacht bedeutend bequemer als bei uns, abgesehen vom Schlafwagen, üblich ist, und man macht ihm dies bald nach.

Aber auch für die Passagiere dritter Klasse ist in dieser Hinsicht gesorgt. Nachdem der von Jedermann unzertrennliche Samowar den Abendtrunk in Gestalt eines sehr hellen Thees geliefert, wird durch Emporklappen der Lehnen ein zweites oberes Stockwerk von Lagern bereitet, allerdings ohne Polster und vielfach den Fenstern entlang, und was an Mänteln und Decken mitgebracht wurde, wird zur Ausrüstung der Lagerstatt verwendet. Man schläft hier auch recht gut und beliebt nicht früh aufzustehen.

Kann man hier, ohne Anstoß zu erregen, ungenirt durch die Fenster oder Thüren ein interessantes Abbild des Familienlebens der verschiedensten Völker beobachten, so muß man sich allerdings mit mehr verstohlenen Blicken begnügen, wenn nebenan im Coupé z. B. eine Dame mit ihren Kleinen und deren Dienerin haust. Man erhascht im Vorbeigehen den Eindruck eines wohleingerichteten Kinderzimmers: Leintuch und Federkissen über den Polstern, auf dem Boden der dampfende Samowar, allerlei Spielzeug und Eßwaaren auf dem Tischchen. Die Dienerin eilt dienstbeflissen hin und her, bald offenkundig, um einen Topf mit Wasser zur Theebereitung zu füllen, bald nur verstohlen, um ein anderes Gefäß zu entleeren. Hier und da, bei kindlichen Uebungen mit der Lunge oder auf der Blechtrompete, ist man angenehm berührt, nebenan nicht geistig arbeiten zu müssen.

Während die Eisenbahneinrichtungen im europäischen wie im asiatischen Rußland sich ziemlich gleich bleiben, zeigt das Material im einzelnen eine höchst mannichfaltige Gestaltung. Der Typen von Bahnwagen gibt es unzählige; man wird fast bei jeder Fahrt wieder eine neue Einrichtung in dem Wagen finden können. Man hat den Eindruck, als ob seit Jahren fast beständig experimentirt wurde, und als ob man auch auf diesem Gebiet erst spät die allenthalben sich geltend machende Raumverschwendung zu bekämpfen begonnen habe. An Beleuchtungsvorrichtungen, Fensterverschlüssen und anderen Dingen ist alles nur Erdenkliche vertreten; aber das Neueste scheint nicht immer das Praktischste. So z. B. erinnere ich mich, auf einer sehr südlichen Zweigbahn einen hier sehr deplazirten Waggon mit Doppelfenstern gefunden zu haben, eine Einrichtung, die für kälteres Klima doch sicher ihre Vorzüge hat.

Einheitlich in ganz Rußland sind die Bahnrestaurationen eingerichtet. Die Preise für Speisen und Getränke sind durchweg in einem behördlichen Tarif festgesetzt, der sich ganz erheblich unter den Hotelpreisen bewegt. Ueberall findet man das hübsch ausgestattete Buffet mit den kalten Platten, die der Russe als Sakuska zusammenfaßt; fast überall auch bekommt man gute warme Speisen. Wo sich in Städten kultivirterer Länder auch anderweitig Hotels aufgethan haben, ist natürlich die Bahnhofrestauration etwas in den Hintergrund getreten. Ihren Werth lernt man aber dann so recht schätzen, wenn die Bahn durch Länder führt, wo weit und breit keine für den Europäer geeignete Küche besteht, wo die Stationshäuser, wie etwa auf der Strecke Baku-Tiflis oder in Transkaspien, buchstäblich Oasen in der Wüste sind.

Daß in Rußland die Preise der Bahnfahrten billiger sind, als in Deutschland und den meisten anderen Ländern Westeuropa's, ist eine allgemein bekannte Thatsache; sie sei hier nur der Vollständigkeit halber kurz berührt. Die Preise für die erste Klasse sind bei kurzen Entfernungen nur wenig geringer als bei uns; je länger aber die zurückzulegende Strecke ist, desto größer wird die Differenz. Der Unterschied ist aber von Anfang an bedeutender bei der zweiten und dritten Wagenklasse. 20 Werst (21.3 Kilometer) in der dritten Klasse kosten in Rußland 29 Kopeken (62 Pfg.), für Kinder von fünf bis zehn Jahren nur 7 Kop. = 15 Pfg., in Bayern z. B. für Personenzüge 75 Pfg., für alle Züge 1 M.; bei 100 Werst stellt sich das Verhältniß auf 1 Rbl. 44 Kop. (3 M. 11 Pfg.), gegen 3 M. 60 Pfg., bezw. 4 M. 70 Pfg. Ein Billet von Moskau nach Irkutsk auf der transsibirischen Bahn, eine Strecke, welche doppelt so weit ist wie die von Moskau nach Paris, kostet erster Klasse nur 68 Rubel = 147 Mark. Aber bei alledem wird man dieser verhältnißmäßigen Billigkeit sich selten bewußt, und auch das russische Publikum selbst hat daran ökonomisch keinen direkten Gewinn, denn der Einzelne hat, um den gleichen wirthschaftlichen Effekt zu erreichen, größere Strecken zu durchfahren, so daß sein Privatkonto für Eisenbahnen dennoch ebenso belastet ist wie bei uns. Aus diesem Grund auch ist die russische Bahnverwaltung genöthigt, selbst auf Kosten besserer Rentabilität, im allgemeinen billig zu befördern.

Nicht als ein Beispiel regulären russischen Bahnbetriebs, sondern wegen der Eigenthümlichkeit der begleitenden Umstände sei im folgenden die Beschreibung einer durch elementare Ereignisse etwas komplizirten Fahrt auf einer neueröffneten Strecke beschrieben. Es ist die Linie Baku-Petrowsk am Kaspischen Meer (338 Werst), welche etwa 14 Tage vor unserm Besuch im Frühjahr des laufenden Jahres dem Betrieb übergeben worden war. Nachdem wir in den vorausgehenden Tagen durch Bergstürze im Kaukasus zurückgetrieben worden und die infolge von Ueberschwemmungen stark beschädigte Strecke Tiflis-Baku, statt in 16½, in 40 Stunden überwunden hatten, benutzten wir zwei Tage später den ersten Zug, der die ebenfalls wegen Hochwasser unterbrochene Linie nach Derbent wieder eröffnete, waren infolgedessen auf Verspätung ziemlich gefaßt. Die ersten 14 Werst bis Baladschary verfolgt die Bahn die Route Baku—Tiflis; dort biegt sie nach Norden ab. Die Gegend hat wie überall um Baku vollkommen den Charakter der Wüste: sanfte Bodenwellen mit bläulichem Büschelgras bedeckt, welches allerorten den gelblichen Grund durchblicken läßt. Kein Baum, kein Strauch, auch keine menschliche Behausung. Neben dem niedrigen Bahndamm ziehen sich trübe Tümpel hin, vielfach ist der Boden mit Schlicker bedeckt oder von tiefen Furchen durchwühlt; Zeichen dafür, mit welcher Gewalt bei plötzlichen Regengüssen hier das Wasser von den öden Anhöhen herabbraust. Die Vorberge des Kaukasus stehen ziemlich zurück, so daß der ebene Außenstreifen über Erwarten breit ist. Nach längerer Zeit stößt man auf die hohen viereckigen Holzthürme, welche die Naphthabrunnen überdecken; in ihrer grauen Häßlichkeit stimmen sie doch gut zur Monotonie der Gegend. An den Bahnstationen sieht man ringsum kein Dorf; die hübschen steinernen Gebäude sind noch im Bau und werden einstweilen durch kleinere, aber gleichfalls recht hübsche Holzhäuser vertreten, in denen großentheils auch schon das Buffet etablirt ist. Auch nette provisorische

Wärterhäuschen aus Holz stehen auf Güterwagen bereit, aufgestellt zu werden. Die Arbeiter haben sich ringsum mit ihren Familien in Holzhütten halb in die Erde gebaut und mit Erde gedeckt, aber auch in Güterwagen angesiedelt. Alles ist noch im Werden begriffen. Indem die Berge näher herantreten, gewinnt die Gegend ein gastlicheres Aussehen; das Meer wird auf langen Strecken sichtbar, und die sanften Höhen bedeckt das zarte Grün des Frühlings. Auch magere Felder, besonders von Haber zeigen sich, wo nomadisirende Tataren um ihre einem abgeflachten Bienenkorb ähnlichen Hütten den Boden gelockert haben. Langsam gleitet der Riesenbahnzug, auf den noch nicht gut gefestigten Schwellen schaukelnd wie ein Schiff, allmählich in freundlicheres Land; endlich erblickt das Auge wieder Bäume, vor allem Pappeln und zwischen Gebüsch versteckt kleine Dörfer. Die fernen Berge, selbst dem Auge entschwunden, senden hier zahllose Flußläufe zum Meer, und der Wasserreichthum hat eine immer üppiger werdende Vegetation entstehen lassen. Die dichten Wälder von Eichen, von Schlinggewächsen wie verfilzt, erinnern an die feuchtwarmen Tropenwälder bei Batum. Bisweilen sind kleine Lichtungen in das Holz gehauen, Baumstrünke werden noch verbrannt und auf diesem Neuland haben die Bahnarbeiter ihre primitiven Wirthschaften begründet. Pfiffe der beiden Lokomotiven auf offener Strecke verkünden ein Hinderniß: es ist eine eben erst vollendete Brücke, deren Haltbarkeit man nicht zu trauen scheint; der Zug bleibt stehen, fährt dann wieder an und schleicht im langsamsten Tempo über den stattlichen Fluß; alle Waggonfenster sind mit Köpfen Neugieriger besetzt. Wie um sich von der ausgestandenen Gefahr zu erholen, bleibt dann der Zug auf der nächsten Station Kubát ruhig stehen, 1½ Stunden lang. Die Passagiere dritter Klasse, darunter eine abenteuerlich gekleidete Zigeunerfamilie, verlassen die heißen Wagen und lassen sich im Schatten derselben in Gruppen auf dem Perron nieder. Der geringe Inhalt des Buffets wird vollständig ausgeplündert, indeß die Jugend sich im nahen Wald verliert und dann wieder mit grünen Zweigen auftaucht, mit welchen die Waggonfenster geziert werden. Man muß zugestehen, daß das Terrain dem Bahnbau dort beträchtliche Hindernisse bereitet. Die Kaukasusströme Kudral, Tschai, Ssamur, Tschirak u. a. m. bilden in der sumpfigen Außenebene ein Gewirr von Wasserläufen, vielfach von bedeutender Tiefe; auf lange Strecken mußten für den Schienenstrang hohe Dämme erbaut werden. Auf einem solchen fahren wir gerade, da zeigte bei einer scharfen Krümmung ein Blick voraus, daß auf dem anderen Geleise vor uns ein Arbeitszug hält; wir stehen still; biegen dann unter dem Kreischen der Bremse vom Damm links abwärts auf ein Nothgeleise ab und bleiben nun unterhalb des Dammes liegen. Wieder verläßt Alles den Zug; die Kondukteure, in ihren langen Schoßröcken, mit den gerollten Fähnchen als Abzeichen ihrer Würde im Gürtel und die weiten Hosen in hohe Schaftstiefeln gesteckt, veranstalteten auf einigen frisch gefällten Baumriesen ein Theekränzchen. Ein vornehmer Sarte (Mann aus Buchara) läßt, weil die Sonne sich dem Untergang näherte, von seinem Diener den Gebetsteppich heraustragen (ein Prachtstück, das ich gern abgekauft hätte), kniet, mit dem Antlitz nach Westen gewendet, nieder und verrichtet seine Andacht: ein malerisches Bild, dieser stattliche Mann im hellgrün und rosa gestreiften seidenen Rock bis zu den Füßen und der vierkantigen gestickten Mütze auf dem Kopf, unter den von der Abendsonne durchleuchteten Bäumen. Im übrigen war jedoch die Situation wenig anregend; höchstens daß man hoch oben auf dem Bahndamm bemerken konnte, wie zwölf bis vierzehn Arbeiter unter viel Geschrei, aber großer Zeitverschwendung, eine lose Schiene hin- und hertrugen. Dazwischen ertönten fleißig allerhand Signale auf der Dampfpfeife, der Signalpfeife, der Trompete; aber es war kein äußerer Erfolg dieser Zeichen bemerkbar. Nach zweieinhalbstündigem Warten endlich wurde der Zug durch die rückwärts angekoppelten Lokomotiven vorwärts geschoben, auf einen sehr primitiven Holzsteg, der über das vielfach verzweigte Bett eines beträchtlichen Flusses führte. Mitten auf dem Steg hielt der Zug wieder, und man erblickte dicht nebenan die massiven Pfeiler einer noch im Bau begriffenen steinernen Brücke. Das Knarren der nicht sehr hoch über die Wasserfläche emporragenden Nothbrücke legte die Erwägung nahe, warum ihr das Gewicht des Zuges so lange zugemuthet würde; man war froh, als das jenseitige Ufer erklommen war. Damit war auch das letzte größere Hinderniß überwunden, den späteren kleinen Verzögerungen schenkten wir kaum mehr Aufmerksamkeit, sondern waren nur froh, als wir abends spät nach 16, statt 11 Stunden Fahrzeit unser Nachtlager in Derbent erreicht hatten.

Fälle, wie der eben geschilderte, dürften auf den deutschen Bahnen kaum möglich sein. Hier würde man unter Verhältnissen, wie sie damals auf der Linie Baku—Derbent gegeben waren, einen Zug überhaupt nicht abgehen lassen. Aber ob der Grundsatz: „entweder pünktlich und ordnungsgemäß oder gar nicht," wie er bei uns herrscht, dem in Rußland gehandhabten: „eine schlechte unpünktliche Verbindung sei besser als gar keine" vorzuziehen sei, ist nicht so ohne weiteres zu bejahen; für russische Verhältnisse dürfte wohl der letztere der richtige sein.

Bei einer Schilderung russischer Bahnen können diejenigen Finnlands nie als Theil der ersteren, sondern lediglich als Gegensatz in Betracht gezogen werden. Die Lokomotive, ein Spielzeug gegen die russischen, wird nicht mehr mit dem übel duftenden Naphtha, sondern mit Holz geheizt. Die Wagen sind kleiner und schmäler: vielfach gibt es bloß erster und zweiter Klasse, von denen die letztere, bisweilen auch erstere der Polster entbehrt, beide aber größerer Reinlichkeit sich erfreuen. Auf den kleinen Bahnhöfen mangelt das bunte geräuschvolle Treiben, mangelt das Buffet und die große Zahl der Angestellten, von denen in Rußland jeder im Lauf des Tages kaum öfter als einmal die Hand rühren muß. Dafür kann man mitunter sehen, wie der Stationsvorsteher selbst das Glockenzeichen zur Abfahrt gibt. Einstweilen sind auch die Beamten durchweg keine Russen, meistens Finnen. Aber schon hat es sich als nöthig erwiesen, die Stationsnamen unter der finnischen Bezeichnung auch in russischen Lettern aufzumalen; auf neueren Bahnreglements erscheint neben Finnisch, Schwedisch und Französisch auch Russisch, und gerade die Vielsprachigkeit, welche bisher in dem hochgebildeten Finnland geübt wurde, bildet in ihrer schwierigen Handhabung einen Vorschub für das russische Bestreben, an ihre Stelle das Einheitliche, das heißt Russische zu setzen. Die Post Finnlands hört mit dem Jahre 1901 auf; bald wird auch das finnische Bahnwesen russifizirt sein. H.

Flechsigs Cranach-Studien.

Nach der Dresdner Cranach-Ausstellung des Jahres 1899 konnte man erwarten, daß eine gewisse Klärung in die Cranach betreffenden Fragen, welche Jahrzehnte lang die Forschung beschäftigt hatten, gebracht worden sei. Als das Hauptergebniß dieser Ausstellung war hervorgetreten, daß es neben Cranach nicht noch einen anderen Künstler ge-

geben habe, den man ehemals als den sogenannten Pseudogrünewald bezeichnet hatte, sondern daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bilder, die Letzterem zugeschrieben worden waren, als Werke Cranachs oder zum mindesten als unter seinem Namen herausgegebene Werkstattserzeugnisse zu gelten hätten.

Dieser Anschauung, der Karl Woermann in der Einleitung zum Katalog der Cranach-Ausstellung klaren Ausdruck verliehen hatte, war Eduard Flechsig bereits gleich bei Gelegenheit der Eröffnung jener Ausstellung mit der Behauptung entgegengetretrn, daß die Uebereinstimmung zwischen den Werken Cranachs und jenes Pseudogrünewald nur für einen Theil der fraglichen Bilder zu gelten habe, während eine Reihe anderer einem besonderen, von Cranach scharf zu unterscheidenden Künstler angehöre, in dem er einen bisher in der Kunstgeschichte kaum genannten Sohn Cranachs, Hans, zu erkennen glaubte.

In einem soeben herausgekommenen Bande von 313 Seiten, dem noch ein weiterer folgen soll, legt er nun das Ergebniß seiner Untersuchungen dem Leserkreise vor.[1]) Wegen mancher richtigen Beobachtungen im Einzrlnen verdient diese Arbeit auch der weiteren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden; im Bezug auf die Form ihrer Veröffentlichung und die Art ihres Gesammtergebnisses dürfen aber die schwerwiegenden Bedenkrn, die sie hervorruft, nicht verschwiegen werden. Wenn eine Untersuchung über die Thätigkeit Cranachs bis zum Jahre 1522, d. h. während der beiden ersten Jahrzrhnte seiner uns bekannten, ein halbes Jahrhundert dauernden Wirksamkeit, dadurch so umfänglich ausfällt, daß der Verfasser keine der zahlreichen Wahrnehmungen, Bedenken, Fragezeichen und Vermuthungen, die sich im Verlauf einer vorbereitenden Arbeit einstellen, dem Leser schenkt; wenn der Gegenstand stets wieder von einem neuen Gesichtspunkt aufgenommen wird, ohne daß der Versuch gemacht wird, ein zusammenfassendes Bild von dem Wesen des Künstlers zu gewinen; wenn die Ergebnisse vielfach schwankend und unsicher sind und selbst im Verlaufe der Darstellung abgeändert werden: so geht daraus hervor, daß die Veröffentlichung verfrüht war, noch nicht reif, um in durchgearbeitete Form gebracht zu werden. Man sollte adrr denken, daß die Zeit vorüber ist, wo solche nur eine Materialsammlung bildende Bücher der Oeffentlichkeit dargeboten werden durften.

Schwerer noch fällt es ins Gewicht, daß der Verfasser es bei den entscheidenden Stellen an der nöthigen Kritik fehlen läßt. In Einzelheiten freilich führte er seine kritische Sonde tief ein; gilt es aber, das Feststehende von dem nur Angenommenen zu sondern, so sieht er nur zu leicht eine Hypothese als Gewißheit an und, was noch schlimmer ist, baut auf solchem Untergrunde weiter. Bei einem so heiklen Gegenstande, wie der künstlerischen Entwicklung Cranachs, wäre Vorsicht in dieser Beziehung doppelt vonnöthen gewesen. Denn da es hierbei, angesichts des Fehlens äußerer Beweismittel, ohnehin schon besonders schwierig ist, persönliche Anschauungen klar zu entwickeln und anderen einleuchtend zu machen, so mußte Unsicherheit über den Grad der Gewißheit vor allem vermieden werden. Freilich hätten dann Ansichten, wie die Flechsigs, sich nicht mit jener Zuversicht vortragen lassen, die sich durch sein ganzes Buch in so auffälliger Weise bemerkbar macht; bei größerer Vorsicht und Zurückhaltung hätte er mit dem, was bei ihm gut begründet ist, leichter überzeugt. Jetzt muß der Leser immer aufpassen, ob eine Behauptung auf Anschauung beruht oder sich aus logischer Schlußfolge ergibt. Bei der Anschauung kann die eigene Erfahrung zur Nachprüfung mit herangezogen werden; bei den logischen Schlüssen aber müssen Flechsigs besondere Voraussetzungen stets in Rechnung gebracht werden. Solche Verwendung verschiedener Maßstäbe macht das Studium des Buches äußerst mühevoll.

Einen Gegenstand für sich behandelt das erste Kapitel, das sich mit den Holzschnitten und Kupferstichen Cranachs bis zum Jahre 1522 beschäftigt. Den Ausgangspunkt bildrn hier die beiden großen, unbezeichneten Holzschnitte der Kreuzigung im Berliner Kabinet, deren einrr von 1502 datirt ist, während der andere nach Flechsig etwa zwei Jahre früher entstanden sein dürfte. Es würde keine Schwierigkeit bieten, mit ihnen die Reihe der Werke Cranachs zu beginnen, wenn sie nicht so enge Uebereinstimmung mit den beiden, gleichfalls unbrzeichneten Gemälden von 1503 böten, dem Christus am Kreuze in Schleißheim und dem Bildniß des Joh. Reuß im Germanischen Museum, die man sich — trotz Friedländer und Flechsig — doch nur schwer entschließen kann, Cranach zuzuschreiben. Die Reihrnfolge der frühesten unter den gesicherten Holzschnitten des Künstlers wird dann auf Grund verschiedener Beobachtungen, die sich auf die künstlerische Behandlung, die Art der Bezeichnung, die Gestaltung der Wappen beziehen, vielfach in neuer Weise bestimmt. Wichtig ist der Nachweis, daß zwischen 1506 und 1508 die Gestaltung des Wappens mit den Kurschwertern insofern eine Brhandlung erfahren hat, als von letzterem Jahre ab die Folge der Felderfarben schwarz-weiß, früher aber umgekehrt gewesen ist; aus einem Briefe Peutingers ergibt sich sogar, daß dieser Wechsel im Jahre 1507 bereits erfolgt war. Zwei Blätter, denen bisher der Ruhm anhaftete, die frühesten Erzeugnisse der farbigen Helldunkel-(Clairobscur-)Technik zu sein, der hl. Christoph und die Venus, beide von 1506 datirt, müssen sich gefallen lassen, auf Grund verschiedener Merkmale in das Jahr 1509 versetzt zu werden, wodurch den Farbenholzschnitten Burgkmairs von 1508 der Vortritt verbleibt; wie ihre falsche Jahrzahl zu deuten sei, bleibt freilich noch unerklärt. — Ueber die Datirung mancher anderen Blätter läßt sich streiten. — Wenn hier mit besonderem Lobe auf acht bisher nur zum kleineren Theil bekannte Holzschnitte in Adams von Fulda Andechtig Christenlich Buchlin aus hail. Schriften und Lehrern (Wittenberg, Symph. Reinhart 1512) verwiesen wird, so kann gehofft werden, daß der Wunsch, diese Blätter durch Vervielfältigung zugänglich gemacht zu sehen, bald in Erfüllung gehen möge.

Das zweitr Kapitel behandelt die Gemälde Cranachs bis zum Jahre 1522. Zur Veranschaulichung der hier gegebenen Reihenfolge ist das Bilderwerk heranzuziehen, das der Verfasser kürzlich als einen Bestandtheil der Schriften der kgl. sächs. Kommission für Geschichte herausgegeben hat.[2]) Da fällt freilich die Weitherzigkeit auf, womit die verschiedenartigsten Werke als Erzeugnisse namentlich des ersten Jahrzehnts der Wirksamkeit Cranachs angenommen werden, ohne daß irgend welcher Vorbehalt gemacht würde; ebenso erweckt die Datirung mancher dieser Bilder Verwunderung, z. B. wenn die Karlsruher Madonna mit Katharina und Barbara bereits um 1504 angesetzt wird, der Bethlehemitische Kindermord in Dresden aber erst um 1516. Der späteren Forschung bleibt da noch manches ins Klare zu bringen übrig.

Das dritte Kapital bildet den Hauptinhalt des Buches und beschäftigt sich mit der Pseudogrünewald-Frage, deren Lösung hier versprochen wird. Den Ergebnissen der Dresdner Cranach-Ausstellung schließt sich Flechsig insofern an, als er die bis etwa 1516 entstandenen unbezeichneten Bilder im wesentlichen Cranach beläßt; in Bezug auf die späteren aber kehrt er auf den Standpunkt zurück, der bis 1878 allein geherrscht hatte und wonach eine bestimmte Gruppe von Werken als Erzeugnisse eines Schülers Cranachs, des sogenannten Pseudogrünewald, zusammengefaßt wurde. Hauptwerke sind darunter die großen Flügel der Münchener Pinakothek, das Bamberger Bild von 1520 und der große Halle'sche Altar. Seitdem im Jahre 1878 der Katalog der Berliner Galerie die Ansicht Scheiblers zu der seinigen gemacht hatte, daß auch die letztgenannten Bilder Cranach selbst zuzuschreiben seien, war diese Auffassung im Verlauf der Zeiten, besonders aber infolge der Dresdner Ausstellung, ziemlich allgemein zur Herrschaft

[1]) Cranach-Studien von Eduard Flechsig. Erster Theil. Mit 20 Abbildungen. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1900.

[2]) Tafelbilder Lukas Cranachs des Aelteren und seiner Werkstatt. Herausgegeben von Ed. Flechsig. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1900. Folio.

gelangt. Verhehlen konnte man sich freilich nicht, daß diese Pseudogrünewald-Bilder immerhin von der Menge der sonstigen Arbeiten Cranachs in mancherlei Hinsicht abwichen, also entweder eine Wandlung des Künstlers darstellten oder, was wahrscheinlicher war, da diese Wandlung nicht bis an das Lebensende Cranachs verfolgt werden konnte, auf die wesentliche Mitbetheiligung einer fremden Hand hinwiesen. Diese Abweichungen erblickt Flechsig namentlich in der Form der Heiligenscheine, der Behandlung der reichlich angebrachten Geschmeide, dem ziemlich hellen Wiesengrunde mit den noch um eine Nüance heller eingezeichneten Gräsern und Blumen, der Art des Baumschlags, der Vorliebe für ein tiefes leuchtendes Blau, sowie für moirirte (gewässerte) Stoffe. Ob man nun mit Flechsig sagt, diese Bilder seien einem von Cranach zu unterscheidenden Künstler, für den übrigens die Bezeichnung Pseudogrünewald gar nicht am Platz ist, zuzuschreiben, oder Cranach zu belassen, wenn auch anerkannt werden müsse, daß dieser dabei nur wenig selbst gethan haben werde, ist ziemlich einerlei.

Nun aber geht Flechsig noch einen Schritt weiter, indem er diejenigen Bilder Cranachs, welche, obwohl sie das Zeichen der Schlange tragen, doch von der Weise des Künstlers abweichen, in unmittelbaren Zusammenhang mit denen des angeblichen Pseudogrünewald bringt, und zwar so, daß er in ihnen die weitere Entwicklungsreihe eines und desselben Künstlers erblickt. Der Pseudogrünewald soll danach namentlich von 1516 bis etwa 1522 gewirkt haben — wozu freilich noch der Halle'sche Altar von 1529 kommt — und von 1522 bis 1537 seine Thätigkeit in der Weise fortgesetzt haben, daß er einen großen Theil der von Cranach mit der Schlange bezeichneten Bilder malte. Daß Flechsig diesem Künstler einen bestimmten Namen gibt, nämlich den des ältesten Sohnes von Cranach, Hans, verschlägt nicht so viel, als daß er in all diesen Bildern eine und dieselbe Hand zu erkennen meint.

Auf den Namen Hans ist er durch die Wahrnehmung gekommen, daß gerade von dem Jahre 1537 ab, wo dieser älteste Sohn Cranachs gestorben ist, ein Wechsel sowohl in der Bezeichnung (der Form der Schlange), wie in dem Aussehen der aus Cranachs Werkstatt hervorgehenden Bilder sich bemerklich gemacht habe; und weiterhin durch die Erwägung, daß zu Anfang der zwanziger Jahre außer Cranach allein in ganz Deutschland dessen ältester Sohn (der zweite, Lukas, ist erst 1515 geboren) das Recht gehabt haben könne, das Zeichen der Schlange zu führen. — Allen bisherigen Forschern ist die Thatsache längst bekannt gewesen, daß Cranach seit den zwanziger Jahren zahlreiche mit der Schlange bezeichnete Bilder ausgehen ließ, an denen er selbst nur wenig mitgewirkt haben kann; ebenso haben sie gewußt, daß das Jahr 1537 einen wesentlichen Einschnitt in der Thätigkeit der Cranach'schen Werkstätte bildete: aber sie haben es nicht für nöthig gehalten, die Bezeichnung mittels der Schlange auf anderen als eigenhändigen Bildern durch die Annahme zu erklären, daß es gerade ein Sohn Cranachs gewesen sein müsse, der ihm dabei half; auch erschien ihnen die stärkere Mitwirkung Lukas Cranach des Jüngeren von seinem zweiundzwanzigsten Jahre ab ausreichend, um den im Jahre 1537 erfolgten Wandel zu erklären. Eine starke Betheiligung Hans Cranachs an den Werken des Vaters anzunehmen verbot übrigens die künstlerische Unzulänglichkeit, die aus der einzigen ihm mit einiger Sicherheit zuzuschreibenden Zeichnung hervorgeht. Daß er gar schon 1516 in der Lage gewesen sei, als Künstler hervorzutreten, läßt sich durch nichts erweisen. Wie schwer es übrigens hält, die sogenannten Pseudogrünewald-Bilder und die späteren Werkstattbilder Cranachs auf eine und dieselbe Hand zurückzuführen, lehrt das eigene Bekenntniß Flechsigs, wonach ihm erst spät und plötzlich, wie durch eine Offenbarung, die Erkenntniß von diesem Zusammenhange aufgegangen ist.

Es läßt sich somit nicht anders annehmen, als daß er mit seiner Hypothese nach wie vor vereinzelt bleiben wird. Der Nachweis, daß der Ausdruck juvenis im Stigel'schen Gedicht auf den Tod Hans Cranachs als jungen Mann (statt wie bisher als Jüngling) zu deuten sei, hilft nicht viel weiter; ob es dem Verfasser gelingen werde, weiterhin wirkliche Beweisgründe beizubringen, muß doch sehr bezweifelt werden, nachdem er bisher solche nicht erbracht hat. Auch die Abgrenzung zwischen den unzweifelhaft eigenhändigen Bildern Cranachs und den eine andere Hand verrathenden, also das, worauf es für die Kenntniß Cranachs vor allem ankommt, ist ihm bisher in wahrhaft überzeugender Weise nicht gelungen. Er hat daher gar nicht sein Recht erwiesen, in so hochfahrendem Ton, wie er es in dem Vorworte thut, die Bemühungen einer Dame (Frl. Michaelson), die seinen Ansichten entgegengetreten war und die er deßhalb gleich seine „Gegnerin“ nennt, als dilettantisch zurückzuweisen. Im Interesse des litterarischen Anstandes muß zum mindesten dagegen Einspruch erhoben werden, daß ein Gegner mit Füßen getreten werde, bevor er besiegt worden ist, d. h. bevor seine Einwendungen entkräftet worden sind.

Als fruchtbringend erweist sich auch hier die Untersuchung der Holzschnitte aus den Jahren 1518 bis 1523, in denen Flechsig die Hand des Pseudogrünewald, seines Hans Cranach, erkennt. Zwei davon, die Bildnisse Königs Christian II. von Dänemark, tragen das Zeichen der Schlange. Der gleichen Hand schreibt er auch die Holzschnitte Lippmann 35 und 50 (?), sowie ein paar Bildnißradirungen von 1520 zu.

Auf die Bemerkungen zum Katalog der Cranach-Ausstellung, die das vierte Kapitel füllen, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Sachliches enthalten die zu Nr. 4, 17, 38, 71; als Arbeiten Lukas Cranach des Jüngeren werden in Anspruch genommen Nr. 67, 69, 70, 81, 96, 97, 115; als ein Jugendwerk Hans Cranachs Nr. 107; verwunderlich erscheint, daß Nr. 100, 101, 122 und 123 als echte Arbeiten des alten Cranach angesehen werden.

W. v. Seidlitz.

Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Helfferich: Studien über Geld- und Bankwesen. Berlin, Guttentag 1900. — Jeder, der das gründliche Forschen, die klare und populäre, dabei doch durchaus wissenschaftliche Darstellungsweise Karl Helfferichs kennt, wird es mit Freuden begrüßen, daß der Verfasser mehrere Aufsätze über historische, juristische und volkswirthschaftliche Fragen im Geld- und Bankwesen, die er in den letzten fünf Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, nun gesammelt in Buchform erscheinen ließ. Dabei hat sich Helfferich natürlich nicht auf die bloße Wiedergabe des bereits früher Gebotenen beschränkt, sondern seine Darstellungen, soweit es nöthig war, bis zur neuesten Gegenwart fortgeführt. So gewährt das Buch in seiner sachlichen und doch fesselnden Schreibweise dem Theoretiker wie dem Praktiker eine schnelle und dabei eingehende Information über zahlreiche Gebiete des Geld-, Währungs- und Bankwesens und zeigt eine Menge neuer Gesichtspunkte für die Auffassung und Beurtheilung dieser Gegenstände. Zu den bereits anderwärts erschienenen Aufsätzen gesellt sich eine bisher ungedruckte akademische Antrittsrede, die Helfferich am 21. Oktober 1899 an der Berliner Universität hielt und welche „Die Wirkungen der gesteigerten Goldproduktion“ behandelt. Unter Hinweis auf den Umstand, daß die jetzige Goldgewinnung in den Minen eine rentablere, sicherere und andauerndere Ausbeutung darstellt als die frühere aus dem Schwemmlande, daß sich also auch in diesen Betrieben technische Fortschritte von starkem Einfluß zeigen, wird die Thatsache konstatirt, daß sich seit Beginn des Jahres 1890 der monetäre Goldbestand der Welt beträchtlich vermehrt hat und zwar, wenn die Schätzungen der Wirklichkeit entsprechen, von 15 auf mehr als 20.5 Milliarden Mark, also um beinahe 40 Prozent. Bei der in mehrfacher Hinsicht großes Interesse bietenden Betrachtung der Wirkungen, die diese Steigerung nach sich zog, ist die abstrakte Theorie geneigt, zunächst an den Einfluß der größeren Geldmenge auf den Geldwerth zu denken. Helfferich stellt sich auf einen höheren Standpunkt und sucht ohne theoretische Voreingenommenheit die Wirkung des neuen Goldes

auf das gesammte Wirthschaftsleben, soweit es der exakten Forschung zugänglich ist, zu erkennen. Eine solche Untersuchung führt ihn zu folgender Erkenntniß: Aehnlich wie das californische und australische Gold hat auch die neuere Goldproduktion eine sehr bedeutende Umwälzung der internationalen Geldverfassung bewirkt. Innerhalb der letzten zehn Jahre haben Oesterreich-Ungarn, Rußland, Japan, Indien und mehrere kleinere Staaten mit Hülfe des neugewonnenen Edelmetalles den Uebergang zur Goldwährung theils vollendet, theils einem Abschluß nahe gebracht. Hiedurch ist eine Wandlung geschaffen worden, die die kühnsten Erwartungen übertraf und die mit dem Fortfall der bisherigen Valutaschwankungen eine bedeutende Erleichterung im internationalen Verkehr hervorbrachte. Die Menge Goldes, die vom Anfang des Jahres 1890 an bis zum Ende des Jahres 1897 für diesen Zweck in Anspruch genommen wurde, berechnet Helfferich auf 2.9 bis 3 Milliarden Mark, die Gesammtproduktion in diesem Zeitraum auf 5.8 bis 5.9 Milliarden Mark. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in der Zeit von Mitte 1896 bis Mitte 1898 ihren Goldbestand nach den offiziellen Ausweisen um 160 Millionen Dollars, ca. 680 Millionen Mark, vermehrt und seit dieser Zeit scheint diese Entwicklung rapiden Fortgang genommen zu haben. Wenn man dem Verbleib des neu gewonnenen Goldes, das in den letzten zehn Jahren, wie schon bemerkt wurde, eine Steigerung um nahezu 40 Proz. darstellt, in dieser Weise nachgeht, so zeigt sich, daß es vor allem dazu gedient hat, der Goldwährung neue Gebiete zu erschließen, nicht jedoch eine entsprechend höhere Goldzirkulation in den bisherigen Goldwährungsländern herbeizuführen. So hat denn auch die gesteigerte Goldproduktion, nicht wie man, theoretisch befangen, annehmen könnte, zu einer Goldentwerthung geführt, sondern zu wichtigen Umwälzungen im internationalen Währungswesen und dadurch vielleicht sogar zu einer Steigerung des Geldwerthes. Eine nähere Betrachtung der wirthschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahren trägt zur Klärung dieser Verhältnisse bei. Drei Momente sind es, an denen man die Wirkung der Goldwerth-Veränderungen zu messen pflegt: die Bewegungen der Waarenpreise, der Arbeitslöhne, die Schwankungen der Discontosätze. Was die Waarenpreise anlangt, so sieht Helfferich in den Indexziffern nur den Ausdruck des Preisniveaus der wichtigsten Rohstoffe und Halbfabrikate, nicht den Ausdruck des allgemeinen Preisniveaus. Charakteristische Unterschiede gegenüber den früheren Jahrzehnten findet er nicht in den Indexziffern der Jahre nach 1890. Außerdem gibt es, abgesehen vom Geldwerth, verschiedene Umstände, die auf die Waarenpreise wirken. Diese haben ihren Grund hauptsächlich in der Produktions- und Verkehrstechnik. Eine exakte Berechnung des Grades, in welchem das eine oder das andere Moment den zutage tretenden Preisrückgang veranlaßt hat, ist undurchführbar, und damit schwindet auch die Möglichkeit, aus den Waarenpreisen den Einfluß der Geldwerth-Schwankungen zu erkennen. — Die Arbeitslöhne zeigen in den letzten zehn Jahren, soweit sie statistisch erfaßt sind, eine durchaus steigende Tendenz, und diese Erscheinung im Zusammenhang mit sinkenden Waarenpreisen muß zu dem Schluß führen, daß der Preisrückgang der Waaren andere Ursachen hat, als etwa eine durch die Einführung der Goldwährung erzeugte Steigerung des Geldwerthes. — In Bezug auf den Disconto stellt Helfferich als das Resultat eingehender Untersuchung den Satz auf: „Die Schwankungen der Nachfrage nach Zahlungsmitteln, verbunden mit derjenigen der Rentabilität des Kapitals, welche ihrerseits abhängig sind von dem Wechsel der großen wirthschaftlichen Konjunkturen, sind ausschlaggebend für die Gestaltung des Discontos, und Veränderungen im Angebot metallischer Zahlungsmittel wirken nur modifizirend ein." — So führt schließlich diese Untersuchung zu einem negativen Ergebniß. Wie die höhere Goldproduktion mit ihren Einflüssen auf die Währungspolitik auf den Geldwerth reagirt, war nicht zu ermitteln. Der Geldwerth zeigte sich nur als „eine irreale Größe, der keine konkrete Erscheinung entspricht, welche vielmehr — wenigstens bei metallischen Währungen —, in der Bewegung der Preise und Löhne und der Discontosätze nur modifizirend und deßhalb latent, kaum jemals entscheidend und deßhalb greifbar zum Ausdruck kommt". — Positiv ist nur die neu erfolgte Ausdehnung der Goldwährung über umfassende Gebiete zu bemerken, die von der größten praktischen und theoretischen Bedeutung ist. Letzteres insofern, als sich in dieser Erscheinung die Entwicklung des ganzen Währungswesens im 19. Jahrhundert wiederspiegelt. Dadurch wird es ermöglicht, theoretischen Abstraktionen die Ergebnisse exakter Forschung entgegenzuhalten. — Helfferich hat das Verdienst, dies in seiner Untersuchung in hohem Maße gethan zu haben. L.

* **Weibliche Erwerbsarbeit im Deutschen Reich.** Auf Grund der jüngsten Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich (1895) untersucht der Prager Professor Dr. Rauchberg im „Archiv für Gesetzgebung und Statistik" die weibliche Erwerbsarbeit im Deutschen Reich und findet in der Zunahme dieser Arbeit eine Erscheinung, die durch den ungeheuren Aufschwung von Industrie und Handel Deutschlands verursacht wird. Die meisten Frauen sind beschäftigt (und zwar hauptberufsmäßig) in der Landwirthschaft (2,745,840, gleich 33.67 Proz. aller hier Erwerbsthätigen); im Handelsgewerbe (299,829, gleich 24.88 Proz. aller hier Erwerbsthätigen); im Gast- und Schankgewerbe (261,450, gleich 53.07 Proz. aller hier Erwerbsthätigen); in den Nahrungs- und Genußmittel herstellenden Gewerben (140,333, gleich 15.38 Proz. aller Erwerbsthätigen); in der Textilindustrie (427,961, gleich 45.28 Proz. aller Erwerbsthätigen); in den Gewerben für Bekleidung und Reinigung (713,021, gleich 47.12 Proz. aller darin Erwerbsthätigen). Die Zahl der gewerblich thätigen Frauen und Mädchen, denen diese Arbeit Hauptberuf ist, betrug im Jahre 1895 zusammen 4,853,880 Personen, oder 25.67 Proz. aller Erwerbsthätigen; in diese Berechnung ist die Landwirthschaft eingeschlossen. Fabrikarbeiterinnen gab es 1895 739,755 und 1897 deren 822,462. Bei der Herrschaft lebende Dienerinnen zählte Deutschland im Jahre 1895 1,313,957; sie bildeten 98.11 Proz. aller häuslichen Dienstboten. Die überraschende Erscheinung, daß in einigen weiblichen Berufen die Zahl der Männer sehr stark zugenommen hat — so in der Putzmacherei um 50 Proz., in der Kleider und Wäschekonfektion um 98 Proz. — legt Professor Rauchberg dahin aus, daß sich viele dieser Erwerbe vom Kleinbetrieb zum großen, kaufmännisch organisirten Betrieb entwickelt haben; die kaufmännische Thätigkeit ist den Männern zugefallen, die gewerbliche aber, die Herstellung der zu verhandelnden Waare, den Frauen verblieben.

* **Künstliche Höhlen in Bayern.** Von einer bemerkenswerthen Entdeckung macht Dr. Bayerl in den soeben erschienenen „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" Mittheilung. Es handelt sich um künstlich angelegte Höhlengänge, die in der Gegend südlich der Donau in den Bezirksämtern **Griesbach** und **Vilshofen** aufgefunden wurden. Sie sind meist in unmittelbarer Nähe eines Gebäudes in Berge mit Flins oder Flugsand, der sich gut miniren läßt, und demnach dauerhafte Gänge ermöglicht, eingebaut. Sie sind sämmtlich sehr exakt mit scharfen Kanten und Ecken und schönen Spitzbögen nach oben, am Boden oval angelegt. An den Wänden finden sich öfters Nischen eingeschnitten, die fast gar nicht abgenützt sind. Die Höhlengänge in Bergham bei Grähdorf, in Bergham bei Aidenbach und in Weng bei Griesbach sind alle drei nach gleichem Prinzip angelegt. Die Eingangsschachte waren nicht versteckt; es waren ziemlich große viereckige Schachte von 1.2 m im Quadrat und in unmittelbarer Nähe des Gehöfts angelegt. Selten sind die Gänge über 1—1.2 m hoch, 80—90 cm breit, die Schlupflöcher, die in höher gelegte Gänge führen, sind so eng, daß ein starker Mann nicht mehr hindurchschlüpfen könnte. Nirgends fanden sich Funde von Knochen oder Gebrauchsgegenständen. Bei den engen Gängen, in denen kaum zwei Personen sich ausweichen konnten, war wohl an Verstecke für Vorräthe nicht gedacht. Dagegen spricht auch der große, unversteckte, senkrechte Eingang. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die Gänge religiösen Zwecken, etwa dem Kultus der Coros gedient haben, und daß sie in die Zeit der Römerherrschaft fallen.

* **Zur Schärfung des Sprachgefühls.** In der Zeitschrift „Heimdall" wird in einem Aufsatz von Ad. **Reinecke** mit Recht Klage geführt über die immer mehr einreißende

Ersetzung der eine Thätigkeit bezeichnenden Substantive auf —ung durch die direkt vom Verbalstamm gebildeten und meist eine ganz andere Bedeutung tragenden Substantive. Da diese Mahnung ganz besonders in Süddeutschland zu beherzigen ist, setzen wir den betreffenden Theil von Reinecke's Ausführungen her; er sagt: „Auf den Schulen wird beim Unterricht des Deutschen die Wortbildungslehre fast ganz vernachlässigt. Man spricht heute von einem Erwerb Samoa's und meint die Erwerbung; der Erwerb Samoa's ist aber das, was die Samoaner erwerben. Jedes Hauptwort mit der Endung „ung", welches von einem Zeitwort abgeleitet ist, drückt zunächst eine Thätigkeit, die unmittelbar vom Zeitworte abgeleiteten Hauptwörter dagegen zunächst das Ergebniß einer solchen aus. Wir haben in unserer Zeit leider vielfach nicht mehr das Gefühl für derartige denkwidrige Wortbildungen. Die Lage eines Kabels bezeichnet die Art, wie es angebracht, die Legung dagegen die Thätigkeit des Anbringens. Diese scharfe sinngemäße Unterscheidung machen wir vielfach nicht mehr. Man liest täglich Aufgabe, z. B. eines Geschäfts, wo gerade das entgegengesetzte seiner natürlichen Aufgabe, nämlich seine Aufgebung gemeint ist, Preisgabe statt Preisgebung, Hinweis statt Hinweisung, Erlaß eines Gesetzes statt Erlassung. Man kann aber sprachrichtig von der Aufgebung einer Aufgabe, von der Erlassung eines Erlasses sprechen. Schopenhauer, der durchaus kein großer Vaterlandsfreund, auch kein Sprachreiniger, wohl aber ein Sprachmeister ersten Ranges gewesen ist, nennt dennoch die deutsche Sprache das Höchste, was die Deutschen hätten. In der Abhandlung „über Schriftstellerei und Stil" rügt er aufs schärfste den erwähnten falschen Wortgebrauch und wendet sich mit ergötzlichen Beispielen gegen die gedankenlosen „Wortbeknapper". Tief zu beklagen ist es, daß wir einen so großen Vorzug unserer Sprache in Bezug auf seine Unterscheidungsfähigkeit mißachten und unbenutzt lassen. Im griechischen und lateinischen Unterricht würden die Lehrer derartige Sprachverstöße sehr scharf rügen; denn hier strebt man dem Feingefühl der Alten nach. Im Deutschen aber scheint man Aehnliches nicht für nöthig zu halten."

* **Statistisches über italienische Hochschulen.** Die jährlichen Veröffentlichungen im „Bolletino ufficiale del Ministero della pubblica istruzione" haben dem bekannten Prof. Carlo Ferraris in Padua Veranlassung gegeben, eine bemerkenswerthe Untersuchung über die Zahl der Studirenden auf den italienischen Universitäten und ähnlichen Unterrichtsanstalten während der Jahre 1893 bis 1898 anzustellen und zu veröffentlichen, über welche die „Stat. Corr." eine Reihe von Einzelheiten veröffentlicht, mit dem Bemerken, daß die Einbeziehung sämmtlicher mit den Universitäten verbundener Sonderlehrzweige (für Hebammen, für Techniker, für Thierarznei- und Ackerbaukunde u. s. w.) seitens der italienischen Universitätsstatistik eine Vergleichung mit den Ergebnissen der nur Universitäten umfassenden deutschen Universitätsstatistik unmöglich macht. Setzt man die Gesammtbevölkerung Italiens zur Zahl der Studirenden in Beziehung, so betrug

am 31. Dez. des Jahres	die geschätzte Bevölkerung	die Zahl der eingeschriebenen Studenten und Hörer	die Zahl der Studenten und Hörer auf 100,000 Einwohner
1893 . . .	30,724,319	21,870	71.2
1894 . . .	30,913,036	23,257	75.2
1895 . . .	31,101,762	24,123	77.6
1896 . . .	31,290,490	25,321	80.9
1897 . . .	31,479,217	25,598	81.3
1898 . . .	31,667,946	25,519	80.6

Von den 25,519 Studirenden des Jahres 1898/1899 besuchten 22,701 die 17 staatlichen Universitäten, von denen 11 mit je 4—5, 3 mit je 3, 2 mit je 2 und 1 mit nur 1 Fakultät ausgestattet waren; 1257 hörten auf den 4 staatlichen istituti superiori (Lehranstalten mit akademischem Charakter), 783 auf den 4 freien Universitäten, 272 auf den 3 Lycealakademien, 325 auf den 3 besonderen staatlichen Hebammeninstituten, 47 auf der Scuola di Notariato zu Florenz und 134 auf den beiden landwirthschaftlichen Hochschulen zu Mailand und Portici. Bringt man, um eine einigermaßen mit deutschen Universitäts-Besuchsziffern vergleichbare Zahl zu erhalten, von der auf den 34 verschiedenen Hochschulanstalten ermittelten Gesammtzahl der Studirenden des Jahres 1898/1899 diejenigen der Geburtshülfe (1662), der Pharmazie einschließlich der zugleich Chemie studirenden Pharmazeuten (3425), der technischen Wissenschaften (1248), der Thierheil- (1052) und Ackerbaukunde (278) in Abzug, so ergeben sich für je 100,000 Einwohner 56.4 auf wissenschaftlichen Anstalten Studirende, eine Antheilszahl, welche unsern deutschen Verhältnissen annähernd entspricht; wenigstens läßt sich nach der zuletzt veröffentlichten Universitätsstatistik für das Studienjahr 1895/1896 die Ziffer von 54.67 Studirenden auf 100,000 Einwohner für das Deutsche Reich berechnen.

* **Tübingen.** Als Nachfolger des an die Universität Heidelberg übersiedelnden Staatsrechtslehrers Professor Dr. Anschütz ist, wie der „Frkf. Ztg." gemeldet wird, Professor Dr. Heinrich Triepel in Leipzig an die hiesige Hochschule berufen worden; er wird dem Ruf mit Beginn des Wintersemesters entsprechen.

* **Bonn.** Der Direktor des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums in Köln, Geheimrath Dr. Oskar Jäger, ist, wie der „Frkf. Ztg." mitgetheilt wird, zum ordentl. Honorar-Professor der philosophischen Fakultät an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Braunschweig.** Der Begründer des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Museumsdirektor Prof. Dr. Hermann Riegel, ist, 67 Jahre alt, hier gestorben.

* Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat dem Dozenten an der Universität in Lund, K. V. Zetterstéen das Angebot gemacht, die Herausgabe eines Theils des historischen Werkes von Ibn Saad über die Zeit nach Mohammed zu übernehmen. Dieses Werk wird auf Veranlassung der Akademie nach den in Berlin, Konstantinopel, London und anderen Bibliotheken befindlichen arabischen Handschriften veröffentlicht; es nehmen an dieser umfassenden Arbeit theils arabische Gelehrte, die am hiesigen orientalischen Seminar angestellt sind, theils deutsche Orientalisten der Universitäten Berlin und Leipzig Theil.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

F. Lienhard: Die Schildbürger. Berlin u. Leipzig, G. H. Meyer, Heimathverlag 1900. — Do., Der Fremde. Ein Schelmenspiel. Ebd. 1900. — Do., König Arthur. Trauerspiel. Ebd. 1900. — Do., Münchhausen. Lustspiel. Ebd. 1900. — Do., Die Vorherrschaft Berlins. (Flugschriften der „Heimath", Heft 4.) Ebd. 1900. — R. Mielke: Der Einzelne und seine Kunst. Ebd. 1900. — Monitor: Der Weltkrieg um China. Berlin, Walther 1900. — K. Lehmann und V. Ring: Das Handelsgesetzbuch. 2 Theile. Berlin, Heymann 1900. — H. Staub: Kommentar zum Handelsgesetzbuch. 6. u. 7. Aufl. 8. Lfg. Berlin, Heine 1900. — J. v. Staudinger: Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 12. Lfg. München, Schweitzer 1900. — A. Klotz: Das deutsche und badische Sonntagsrecht. Karlsruhe, Lang 1900. — H. Neumann: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs. 2. u. 3. Theil. 2. Aufl. Berlin, Vahlen 1900. — Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften. Ausgabe 1900/01. 1. Bd. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 16. August. Nummer 186.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Perlen und Perlenerzeugung.

Von Dr. C. Müller.

Perlen wurden schon im hohen Alterthum den edelsten Gesteinen gleichgeachtet, und bis auf den heutigen Tag erfreuen sie sich ganz besonderer Werthschätzung, so daß ein Perlenschmuck im Preise von 100,000 Mark und mehr noch keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Selbstverständlich steht dieser hohe Preis für wirklich gute Perlen mit dem nichts weniger als häufigen Vorkommen derselben in Zusammenhang, und wie auch die Erfahrung gelehrt hat, kammt nur auf jede vierte Muschel eine Perle, eine thatsächlich werthvolle aber erst auf jede 5000. Muschel. Unter diesen Umständen wird es erklärlich erscheinen, daß der Mensch wiederholt den Versuch gemacht hat, Mittel und Wege zu finden, durch welche er Einfluß auf das Hervorbringen so kostbarer Erzeugnisse gewinnt, die es ihm ermöglichen, die Produktion der Perlen zu regeln, d. h. die Bildung derselben nach Belieben zu veranlassen und zu vermehren. In allerneuester Zeit sind nun wiederum diesbezügliche Experimente unternommen worden, und da denselben nach den bisherigen Veröffentlichungen ein gewisser Erfolg nicht abgesprochen werden kann, so dürfen wir vielleicht die Hoffnung hegen, daß es menschlichem Geiste und Forschungseifer doch noch einmal gelingen wird, sich die Natur auch auf diesem Gebiete unterthan zu machen.

Die Muschel, welche die typische Perle hervorbringt, gehört der Gattung der Perlmuttermuschel (Avieulidae) an. Ihr wissenschaftlicher Name lautet Meleagrina margaritifera. Man kennt zwei Varietäten, die sich durch ihre Gestalt voneinander unterscheiden. Die eine ist die große Perlmuschel; sie kann bis zu 30 Centimeter Durchmesser und ein nicht unbedeutendes Gewicht erreichen. Die andere, Meleagrina radiata, ist kleiner; ihr Durchmesser geht nur wenig über 12 Centimeter hinaus, ihr Gewicht nicht über 100 bis 200 Gramm. Sie finden sich nebeneinander in den Meeren Indiens und China's. Ihr eigentliches Wohngebiet hat die kleinere aber im persischen Golf, im Rothen Meere, im Golf der Antillen und im Norden Australiens, während die größere Muschel die übrigen Theile des Malayischen Archipels, die Sunda-Inseln und die Ostküste Afrika's beherrscht. Beide können gleich gute Perlen hervorbringen, doch liefert die größere das schönste Perlmutter.

Dieses Produkt ist, ebenso wie die Perle, nicht etwa den genannten Muscheln allein eigenthümlich. Es gibt vielmehr eine ganze Reihe von Muscheln und Schnecken in den verschiedensten Meeren, die perlmutterhaltig und somit auch imstande sind, Perlen zu erzeugen. Keine einzige unter ihnen aber ist an Reichthum, Regelmäßigkeit und Schönheit dieser Produkte der großen Perlmuschel vergleichbar.

Unter den Süßwassermuscheln sind die Gattungen Unio und Anodonta als solche zu nennen, deren Angehörige Perlen hervorbringen. Der ersten Gattung gehört die eigentliche Flußperlmuschel (Margaritana margaritifera) an. Sie findet sich in den Gebirgsbächen des östlichen und nördlichen Bayern, in Sachsen, Böhmen und im ganzen nördlichen Europa. Das Erträgniß, das sie wie die übrigen Süßwassermuscheln liefern, ist aber ein so geringes, daß es gegen die enormen Summen, welche der Handel mit Seeperlen in Umlauf setzt, fast verschwindet.

Perlen sind die freien, im Thiere vorkommenden Konkretionen. Ihre Eigenschaften, der Glanz oder das Wasser, Rundung und Glätte neben Größe und Gewicht hängen mehr oder weniger von ihrer Zusammensetzung, ihrem Bau ab, und dieser fällt zusammen mit demjenigen der Schale. Diese besteht aus drei Schichten. Die äußere wird aus Conchiolin gebildet, einem dem Chitin der Insektenschale ähnlichen Stoffe. Die beiden anderen, die mittlere Faserschicht und die innere Perlmutterschicht sind größtentheils von Kalk. Die äußere Schicht, die gleichsam als konservirender Ueberzug dient, wird viel schwerer angegriffen als die Kalkschichten, die allerdings auch mit Conchiolin durchsetzt sind. Da die Schale keinerlei Blutgefäße enthält, kann sie aus sich selbst nicht wachsen; ihr Wachsthum entspringt vielmehr der Thätigkeit des sogenannten Mantels. Im Mantelsaum befinden sich Zellen, die einen Stoff ausscheiden, aus dem die Conchiolinhaut sich bildet, die in ähnlicher Weise wie unsre Fingernägel sich aus den Weichtheilen herausschiebt. Weiter einwärts im Mantel liegende Zellenreihen sondern die Stoffe für die Faser- und Perlmutterschicht ab. Hört die Muschel auf zu wachsen, so bildet sich kein Conchiolin mehr, wohl aber ist sie noch imstande, Perlmuttersubstanz zu erzeugen.

Nach Ansicht der bei weitem meisten Naturforscher ist es nun auch der Mantel, der die Perlen hervorbringt. Schale und Perle sind somit Erzeugnisse ein- und desselben Organs, nur dadurch voneinander verschieden, daß sich in letzterer die drei Schichten in umgekehrter Reihenfolge finden. Das Conchiolin liegt innen, das Perlmutter außen. Die einzelnen Schichten sind hier in konzentrischen Zonen angeordnet, in der Schale aber wie die Blätter eines Buches übereinandergelegt und lassen sich daher leicht abspalten. Freie Perlen können sich nur in den Weichtheilen des Mantels bilden, niemals aber auf den Schalen.

Im Gegensatz zu dieser Meinung behaupten andere Naturforscher, daß die größte Zahl der Perlen nicht ein Produkt des Mantels, sondern eine Konkretion der

Nieren oder Bojanus'schen Organe sind. Die Absonderungen dieser sollen nämlich unter gewissen Umständen nicht nach außen entleert werden, sondern sich in konzentrischen Lagen anhäufen und damit ist dann die Perle gebildet. Danach würde also diese in Wirklichkeit nichts anderes als ein einfacher Blasenstein, die Perlen absondernde Muschel ein krankes, bedauernswerthes Thier sein. Ein solches macht natürlich die mannichfachsten Anstrengungen, sich des krankhaften Produkts zu entledigen, wobei dann die Perle, wenn diese Bemühungen von Erfolg gekrönt sind, ausgestoßen wird. Nach Ansicht der Perlenfischer geschieht dies auch und zwar am häufigsten bei stürmischem Wetter, weßwegen diese stets dafür sorgen, daß die gesammelten Muscheln ihre Schalen schließen, um so Verluste an Perlen durch Ausstoßen zu verhindern. Jedenfalls soll die Perle, so behaupten die Anhänger dieser zweiten Theorie des weiteren, nicht am Orte ihrer Entstehung bleiben, sondern sich einen Weg durch die weichen, zarten Gewebe bahnen, ohne dabei Widerstand zu finden. Auf diese Weise gelangt sie gewöhnlich in die Genitaldrüse, die dem Orte ihrer Entstehung benachbart ist, nicht selten auch in den Mantel, in die Umgebung des Schließmuskels und in die Kiemen. Es kommt auch vor, daß sie mit der Perlmutterschicht der Schale Berührung gewinnt, daran festwächst und dort entstanden zu sein scheint, ja sich immer mehr und mehr in diese einbettet und schließlich von Perlmutter überwuchert wird. Daß man Perlen in allen Theilen der Muschel begegnet, ist sicher, zweifelhaft aber ist es, nach dem soeben Gesagten, ob sie an den Orten, wo sie gefunden, auch wirklich entstanden sind.

Da auch die mikroskopische Untersuchung der Perlen über den Ursprung derselben keinen Aufschluß gibt, so kann natürlich über die Richtigkeit der einen oder anderen der beiden dargelegten Theorien nicht endgültig entschieden werden, wennschon wohl die erstere, wie bereits angedeutet ist, die meisten Anhänger haben dürfte. Erwähnt mag ein Vermittlungsvorschlag werden, der dahin geht, jeder der beiden Theorien vorläufig einen Theil Wahrheit zuzuerkennen. Man würde dann bezüglich ihres Ursprungs zwei Arten von Perlen zu unterscheiden haben: die einen, durch den Mantel gebildet, wie das Perlmutter selbst, finden sich in Berührung mit der Schale, sogenannte Perlmutterperlen, die anderen, in der Niere gebildeten, in allen Theilen des Körpers und dieses sind die eigentlichen, schönen und werthvollen Glanzperlen.

Wenn nun auch die mikroskopische Untersuchung der Perlen keinen definitiven Entscheid über den Ursprung derselben herbeigeführt hat, so ist ihr doch die Entdeckung zu danken, daß der Mittelpunkt der Perlen gewöhnlich von einem fremden Körper eingenommen wird. Der italienische Geologe Filippi hat zuerst die Natur dieses Kernes festzustellen versucht und ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß er organischen Ursprungs ist und zwar ein Eingeweidewurm aus der Abtheilung der Distomen. Der Kern der Perlen, so sagte er, werde immer von einem Schmarotzer gebildet, und Häufigkeit der Perlen stehe in direktem Zusammenhange mit der Häufigkeit der Parasiten im Mantel der perlteagenden Muscheln.

Hatte schon Filippi auf einen anderen Parasiten als Veranlasser der Perlenbildung gelegentlich hingewiesen, so wurde derselbe durch den um die Geschichte der Eingeweidewürmer hochverdienten Dr. Küchenmeister (1856) noch mehr in den Vordergrund gestellt. Nach ihm sollte eine Milbe, Atax ypsilophora auch Limnochares anodontae genannt, den Kern bilden. Diese achtbeinige Milbe lebt meistens in den dem Bodenschlamm angrenzenden Wasserschichten und setzt ihre Eier in den Mantel der Anodonten und Unionen ab. Die Eier, vom Muschelthier mit einer häutigen Hülle umgeben, verwandeln sich in sechsbeinige Spinnen, verlassen die Hülle und gehen ins Wasser, um nach kurzer Zeit wieder in den Mantel einzuwandern. Nach einer nochmaligen Häutung in einer abermals von der Muschel geschaffenen Hülle gelangt die Milbe achtbeinig ins Freie, um ihre Geschlechtsfunktionen auszuüben. Küchenmeister sah nun die von der Muschel um die Ataxhaut gebildete Hülle, in welcher oft die abgestreifte Haut der sechsbeinigen Spinne liegen bleibt, als den Perlkern an.

Die Wahrheit in dieser Theorie, nach welcher die Bildung der Perlen zur geographischen Verbreitung der Muschelparasiten in geradem Verhältniß steht und die Gegenwart oder Abwesenheit derselben in den Gewässern, nicht aber die Gattung oder die Art des Thieres maßgebend ist, auf ihre bescheidenen Grenzen zurückgeführt zu haben, ist das große Verdienst v. Heßlings. So wenig in Abrede gestellt wird, daß in den verschiedenen Muschelarten gelegentlich durch jene genannten Parasiten Veranlassung zur Bildung von Perlen gegeben ist, so unbedingt stellt sich heraus, daß für die eigentliche Flußperlmuschel, Margantana margaritifera, diese Verhältnisse nicht statthaben. Gleichwohl haben auch die Perlen dieser Muschel, deren Bildungsstätte nach Heßling der Mantel ist, Kerne. Der Münchener Naturforscher faßt die Resultate seiner mühsamen Beobachtungen über die Entstehung der Perlen dahin zusammen, daß zwei Ursachen, äußere und innere, diese veranlassen. Die ersteren sind die selteneren und bedingt durch die Eigenthümlichkeit des Gefäßsystems der Muscheln, nach außen offen zu stehen. Dadurch dringen mit dem einströmenden Wasser fremde Körper, wie Quarzkörnchen, Pflanzenmaleküle u. a. in den Kreislauf, werden entweder innerhalb derselben oder außerhalb der Gefäße, nachdem ihre Wandungen eingerissen sind, ins Parenchym der Organe, namentlich des Mantels, deponirt und mit der Substanz der Schalenschichten umgeben. Die zweite, innere Ursache, hängt mit den Bildungs- und Wachsthumsverhältnissen der Schale zusammen, indem fast in der Regel kleine, $^{1}/_{100}$—$^{5}/_{100}$ Linien große Stückchen der Substanz, aus welcher die Oberhaut der Schale besteht, den Kern der Perlen abgeben. Die Umhüllungen des Kernes werden von den mikroskopischen Zellen des Gefäßsystems und des Mantels abgeschieden und der Aufenthalt der Perle, ihr Ort im Thiere, bedingt die Auswahl von den drei Schichten der Schale. Perlen, deren Kerne in derjenigen Schicht des Mantels sitzen, welche die schöne Perlmutterschicht der Schale ausscheidet, werden auch diese Perlmutterumlagerung erhalten und also zu sogenannten Perlen von schönem Wasser werden.

Ebenso liegen die Verhältnisse bei den Meerperlmuscheln. Den Anlaß zur Perlenbildung geben auch hier nach Auffassung der meisten Naturforscher mikroskopische Gebilde, die in das Innere des Thieres gedrungen sind, aber organische Gerinnsel, die ausgeschieden werden.

Nach dem über die Entstehung der Perlen Gesagten dürften nun die Wege, die man zu verschiedenen Zeiten zur sogenannten künstlichen Perlenerzeugung eingeschlagen hat, leicht verständlich erscheinen.

Der künstlichen Vermehrung der Perlen haben wohl die Chinesen am ersten ihre Aufmerksamkeit zugewendet; denn schon seit Jahrhunderten ist bei ihnen ein Industriezweig im Betrieb, der darin besteht, daß sie kleine Gegen-

stände aller Art von einer Muschel mit Perlmutterstoff überziehen lassen, um ihnen so den Glanz der Perlen zu geben. Zu diesem Zweck werden Körner oder Matrizen, die in Form und Stoff verschieden sind, vielfach auch Bleifigürchen, Buddha in sitzender Stellung darstellend, vorsichtig zwischen Mantel und Schale der geöffneten Muschel eingeschoben. Gereinigt durch die fremden Körper, drückt das Thier sich krampfhaft an die Schalen und dadurch bleiben die Formen auf ihrem Platz. Nach mehreren Monaten werden die Muscheln, die bis dahin in Teichen untergebracht waren, wieder geöffnet, das Thier wird herausgeschnitten und die nunmehr mit Schichten von Perlmutter überzogenen Formen werden mittelst eines scharfen Messers losgetrennt. Erhalten werden auf diese Weise natürlich nur Halbperlen, doch sollen sie echten Perlen an Glanz und Schönheit nur wenig nachstehen, daher für Schmuckgegenstände recht gut verwendbar sein.

Vollperlen zu gewinnen ist den Chinesen bisher nicht gelungen.

Im vorigen Jahrhundert hat der bekannte schwedische Naturforscher Linné ein Verfahren der künstlichen Perlenvermehrung zum Ankaufe aus. Es soll dies in dem Vorschlag bestanden haben, die Schalen der Muscheln zu durchbohren und diese durch den hiebei ausgeübten Reiz zur Bildung von Perlen zu veranlassen. Ein Gothenburger Kaufmann Namens Bagge hat Linné das Geheimniß seines Verfahrens für 18,000 Thaler abgekauft, doch niemals versucht, es praktisch zu verwerthen. Daß es auch wenig Aussicht auf Verwerthbarkeit hat, geht wohl am besten daraus hervor, daß die Erben dieses Kaufmannes dasselbe für 500 Thaler wieder verkauft haben. Jedenfalls ist von irgendwelchem thatsächlichen Erfolg dieses Verfahrens nichts bekannt geworden.

Filippi und Küchenmeister haben, überzeugt von der Richtigkeit ihrer Untersuchungen über den Kern der Perlen, den Vorschlag gemacht, die Einwanderung der Parasiten in die Perlmuscheln zu regeln und zu fördern und so Veranlassung zur vermehrten Bildung von Perlen zu geben. Natürlich konnte auch dieser Vorschlag nach dem, was oben über den Perlkern gesagt worden ist, keine Erfolge zeitigen.

1849 und 1858 wurden, im letztgenannten Jahre von zwei französischen Gelehrten, Moquin-Tandon und S. Cloquet Versuche nach Linné'scher Methode angestellt, doch keine nennenswerthen Resultate erzielt. 1885 wurden ähnliche Experimente zu Tahiti mit der Meeresperlmuschel unternommen. Mit Hülfe geeigneter Instrumente durchbohrte Bouchon-Brandely die Schale und führte durch die erhaltenen Oeffnungen Glas- oder Steinkügelchen, die mittelst Metallfäden gehalten wurden, in die Muschel ein. Die Oeffnungen selbst wurden nachher durch Holz- oder Korkstückchen, die genau mit der Innenfläche der Schale abschlossen, zugemacht. Schon nach vier Wochen konnte man auf den eingeführten Kügelchen dünne Schichten von Perlmutterablagerungen konstatiren.

Versuche derselben Art sind es nun, die der französische Gelehrte Boutan 1897 im Meereslaboratorium zu Roscoff in der Bretagne durchgeführt hat. Er bediente sich hiezu nicht wie seine Vorgänger dies gethan haben, der Perlmuscheln, sondern einer Schnecke des sogenannten Seeohres, Haliotis tuberculata. Sie findet sich im Mittelländischen Meer und an den felsigen Ufern des Aermel-Meeres und ist ausgezeichnet durch eine Schale, deren Innenseite in den herrlichsten Farben, unter denen Kupfergrün vorherrscht, irisirt. Besonders geeignet für die anzustellenden Versuche erschien das Seeohr deswegen, weil es sich, wie die Erfahrung gelehrt hatte, leicht in den Becken des Laboratoriums einbürgerte und außerdem selbst schwere operative Eingriffe ohne Nachtheil überwand.

Zuerst ging Boutan bei seinen Experimenten in der Weise vor, daß er zwischen Mantel und Schale Perlmutterstückchen einführte, die sich nach einigen Monaten auch an der Schale festgekittet und mit Perlmutter überzogen zeigten. Bei späteren Versuchen wurden die Schalen durchbohrt und die Perlmutterkörperchen durch diese Oeffnungen, die wieder durch Zementpfropfen verschlossen wurden, eingeschoben. Auch diesmal lagerten sich Perlmutterschichten ab, doch waren die erhaltenen Perlen, wie dies meistens geschieht, wenn Fremdkörper zwischen Mantel und Schale eingeführt sind, zu stark mit der letzteren verwachsen, also nur Halbperlen. Um diesen Mißstand zu vermeiden und vollkommen runde Perlen zu erzielen, wurden die Perlmutterkügelchen durch die Bohrlöcher bis in die Athemhöhlen der Schnecken gebracht und hier mit Hülfe feiner Fäden, die durch die natürlichen Oeffnungen der Athemhöhle gezogen wurden, festgehalten. Nach drei bis vier Monaten waren die eingeführten Kügelchen mit dünnen Perlmutterlagen bedeckt und Gebilde entstanden, die in ihrem Aussehen wirklichen, echten Perlen glichen. Sachverständige haben angeblich den Werth dieser Perlen bestätigt und die Gattin Boutans trägt, wie mitgetheilt wird, einen Ring, der zwei der größten solcher Perlen von glänzendem Aussehen enthält.

Ob es dem vorgenannten Forscher gelingen wird, seine Methode so weit auszubauen, daß sie im großen verwendet werden kann, muß zur Zeit noch dahin gestellt bleiben. Sollte die Anschauung, daß die meisten Perlen, vor allem aber die wirklich werthvollen Produkte des Bryanus'schen Organs sind, die richtige sein, so würde damit natürlich die Hoffnung auf „künstliche Erzeugung" dieser hochgeschätzten Gebilde eine sehr geringe sein, während bei Zugrundlegung der anderen Theorie eine solche Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint. Jedenfalls dürfte der Einwand, daß die Boutan'schen Perlen weniger werthvoll sind als die Perlen von Bahrein, Ceylon und Panama, weil bei ihnen nur die äußeren Schichten echte Perlschichten sind, nicht sonderlich ins Gewicht fallen. Auch die echten Perlen beherbergen in ihrem Innern ja meistens einen Fremdkörper, zudem hängt die Werthschätzung einer Perle nicht von ihrer innersten Beschaffenheit, sondern lediglich von derjenigen ihrer äußersten Schichten, von dem durch diese hervorgerufenen Glanz und Farbenspiel ab. Will man der Beschaffenheit des Kerns absolut Rechnung tragen, so ließe sich dies übrigens dadurch bewerkstelligen, daß man hinfort nicht mehr aus Perlmutter gedrechselte Kügelchen, sondern kleine echte Perlen verwendete, die jederzeit zu billigem Preise käuflich sind und die dann gewissermaßen durch weitere Umlagerung mit Perlmutterschichten zu werthvollen Perlen heranwachsen müssen.

Wie weit die Boutan'schen Perlen von den wirklich unechten Perlen entfernt sind, geht wohl am besten daraus hervor, daß diese Nachahmungen bezüglich ihrer Entstehung in gar keiner Beziehung zur Perlmuschel, resp. zu irgend einem anderen Mollusk stehen, sondern in erster Linie aus einem leicht schmelzbaren, farblosen Glas, dem „Girasol", gewonnen werden. Runde oder birnförmige Hohlkörper aus dieser Substanz werden im Innern mit Perlenessenz überzogen und, nachdem diese angetrocknet ist, mit Wachs oder ähnlichen Materialien ausgefüllt. Der zur Herstellung der Perlenessenz nöthige

silberglänzende Farbstoff wird aus den Schuppen des Ukleifisches erhalten. Um ein Kilo Perlenessenz zu gewinnen, sind meist die Schuppen von 35,000 bis 40,000 Fischen erforderlich.

Des weiteren werden Kunstperlen aus Opalinglas, das mit äußerster Vorsicht in Flußsäure gebadet wird, sowie aus den Schneidezähnen einer im Rothen Meer lebenden Seekuhart fabrizirt. Alle diese Fälschungen sind natürlich weitaus billiger als echte Perlen, von diesen aber auch bei eingehender Betrachtung nicht allzuschwer zu unterscheiden. Daß sie ihnen in Bezug auf Glanz und Farbenspiel in der Regel erheblich nachstehen, liegt auf der Hand. Hoffen wir, daß es Boutan gelingen wird, diese Nachahmungen zu verdrängen, daß es dank der sorgfältigen Forschungen dieses Gelehrten in Zukunft auch Minderbegüterten ermöglicht wird, sich an dem Besitze echter Perlen, denn als solche müssen nach dem Gesagten auch die Boutan'schen bezeichnet werden, zu erfreuen.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse in den drei Frühlingsmonaten März, April, Mai 1900.

Br. Der erste Frühlingsmonat März war in diesem Jahre ungewöhnlich rauh. Die Temperatur lag einerseits fast stets unter der normalen, andrerseits machten die meist nördlichen und östlichen Winde das Wetter noch unangenehmer, so daß man kaum an den Eintritt des Frühlings erinnert wurde. Zu Beginn des Monats herrschte unter einem über dem Ozean liegenden Hochdruckgebiete recht strenger Frost, bei trübem schneeigen Wetter und frischen Nordwestwinden. In Berlin sank die Luftwärme am 4. bis unter —10° C. in München am 5. sogar bis unter —14° C. Allmählich wurde die Witterung etwas milder, so daß um den 11. und 12. März die Temperatur in München über 8°, in Berlin über 13° C stieg. Doch kamen wiederholt Nachtfröste vor (in Berlin bis —2.0, in München bis —3.4° C). Ein vom hohen Norden über Schweden nach dem Innern Rußlands ziehendes Minimum und ein zweites von den Lofoten über Südnorwegen nach der Nordsee und Deutschland gehendes Minimum brachte unruhiges Wetter mit reichen Niederschlägen, die in Berlin besonders am 19., in München besonders zu Ende des Monats ungemein ergiebig waren. Es wurde wärmer, und die Luftwärme stieg in Süddeutschland (in München, den 22. bis auf 18.0 C), während in Berlin nur 9.5° C erreicht wurden. Am 23. wurde es aber bei lebhaften südöstlichen (in München nordöstlichen) Winden kälter, so daß die letzte Aprilwoche bei meist östlichen und nördlichen Winden sehr rauh war und fast täglich Nachtfröste stattfanden. Auch in diesem Monate war der Barometerstand, wie in den ersten Monaten des Jahres, niedriger (um ca. 1 mm) als er nach dem vieljährigen Monatsmittel hätte sein müssen, jedoch waren die Schwankungen nicht zu erheblich. Auch die Durchschnittstemperatur blieb bis gegen 2° unter der normalen. Frosttage (Tage an denen das Thermometer unter 0 ging) hatte der März mehr als der Januar und Februar. Auch im nachfolgenden April überwog rauhes, windiges und unfreundliches Wetter, so daß die Vegetation in ihrer Entwicklung weit hinter der früherer Jahre zurückblieb. Bei Beginn des Monats herrschte noch unter dem Einflusse eines nördlichen Minimums bei erst nördlichen, später südöstlichen, in München westlichen Winden, sehr kaltes Wetter. Die Luftwärme sank in Berlin bis unter —4° C, in München bis unter —7.0 C des Nachts. Es erfolgte dann unter dem Einflusse eines von Westen her über Zentral-Europa sich ausbreitenden Minimums eine Reihe mäßig kalter Tage. Am 9. gewonnen endlich in ganz Deutschland westliche und südwestliche Winde die Oberhand. Das Wetter wurde wärmer, blieb aber trüb und es wiederholten sich ergiebige Regenschauer, besonders in Süddeutschland. Erst allmählich glichen sich die Gegensätze aus, so daß vom 19. bis 24. April (in München vom 21. bis 23.) warmes Frühlingswetter eintrat, wobei die Luftwärme in München bis 22.0, in Berlin bis über 24.0 C anstieg. Mit dem Umgange des Windes nach Ost und Nordost (in München bis nach Nord) wurde das Wetter wieder kühler und rauh und zeigte erst wieder in den letzten Tagen des Monats bei südwestlichen Winden einen frühlingsartigen Charakter. Auch im April blieb der Barometerstand im allgemeinen (bis zu 2.5 mm) hinter dem vieljährigen Durchschnitt, obwohl das Maximum am 19. und 20. für April ein selten hohes war (in München 729.5, in Berlin 771.8 mm). Auch die Temperatur blieb um fast 1.0 unter der normalen. Die Niederschläge übertrafen aber die normalen erheblich. Schnee wurde an mehreren Tagen, Frost und Reif in München an 8, in Berlin an 4 Tagen festgestellt. — Der Monat Mai, der sogenannte eigentliche Frühlingsmonat, zeigte gleichfalls ungewöhnlich hohe Gegensätze zwischen großer Wärme und nahezu Winterkälte und war durchaus kein Wonnemonat. In den ersten acht Tagen (in München bis zum 7.) stieg die Luftwärme außergewöhnlich hoch (in München bis 26.2, in Berlin 29.6° C). Am 10. trat mit dem Umgange des Windes nach Ost (Südost und Nordost) ein seltener Wettersturz ein. Der Thermometer sank in Süd- wie in Norddeutschland bis auf 1° C und bei lebhaften Ostwinden waren auch nach dem Vorübergange der drei Eistage (Mamertus, Pancratius, Servatius) Nachtfröste nicht selten. Auch Schnee und Graupeln fielen an einigen Tagen. Erst vom 21. an, als das Gebiet des hohen Luftdrucks nach Osten zog, wurde es wieder wärmer und stieg die Luftwärme, nachdem sie am 20. nur wenig über 3.0 C (in München am 17. und 18. sogar noch unter 0° bis —1.4° C) betragen hatte, am 22. und 23. in München bis 24.5, in Berlin 27.1 C. Infolge des Niederganges mehrerer Gewitter mit ausgiebigen Niederschlägen sank die Luftwärme auf die normale und blieb bis zum Ende des Monats, bei mäßigen westlichen und nordwestlichen Winden zwar normal, aber trüb zu Niederschlägen neigend. Auch im Mai war der Barometerstand niedriger (um ca. 1.5 mm) als im vieljährigen Durchschnitt und auch das Monatsmittel der Luftwärme war erheblich geringer als sonst. An vielen Tagen war die Luftwärme niedriger als normal, dagegen am 7. und 8. so hoch wie selten. Die relative Feuchtigkeit der Luft erreichte nicht ganz die normale Höhe, obwohl sich das letzte Monatsdrittel durch häufige und ergiebige Niederschläge auszeichnete.

Diesen Witterungsverhältnissen entsprachen auch im großen Ganzen die Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse. Die namentlich im März und Mai ziemlich rauhe Temperatur, der wiederholte plötzliche Temperaturwechsel, der auffällige, immer noch unter dem normalen sich verhaltende Barometerstand, sowie die zeitweise recht ergiebigen Niederschläge ließen auch, besonders im März, eine Abnahme der so zahlreichen akuten Entzündungen der Athmungsorgane, wie sie schon in den Wintermonaten geherrscht hatten, nicht erkennen; es kamen sogar im Gegentheil an sehr vielen Orten derartige Erkrankungen mit tödlichen Ausgängen noch häufiger zum Bericht als im Februar. Insbesondere war dies mit dem Auftreten der Influenza-Epidemie der Fall, die im März noch sehr viel Opfer, an vielen Orten noch mehr als im Vormonat forderte. So war in Barmen, Braunschweig, Breslau, Dresden, Elberfeld, Frankfurt a. M., Greifswald, Hannover, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Budapest, Kopenhagen, Mailand, Moskau, St. Petersburg, Wien, New-York die Zahl der Sterbefälle an Influenza im März größer als im Februar. Im April ließ die Epidemie in den meisten Orten (besonders in den deutschen) nach, nur in wenigen Orten (Breslau, Halle, Leipzig, Athen, Budapest, London, Prag, Wien) war die Zahl der Sterbefälle immer noch eine größere, sogar größer als im März, und im Mai, wo nur noch aus Berlin, Braunschweig, Breslau, Kopenhagen, London, Moskau, Paris, New-York eine nennenswerthe Zahl von Todesfällen gemeldet wurde, wies nur Moskau mehr Todesfälle als in den vorhergegangenen Monaten auf. Die Epidemie war in diesen Monaten eine recht bösartige zu nennen. Die Zahl der Opfer war vielfach größer als in den früheren Epidemien. In einer großen Zahl von Orten hat die Influenza im März bald mehr, bald weniger Todesfälle veranlaßt. Sehr heftig herrschte sie in Greifswald, wo sie 13, in Kolmar und Stettin, wo sie je 16, in Danzig (17), in Breslau (18), in Darmstadt (19), in Braunschweig (20), in Freiburg i. B. und Mainz (je 23), in Magdeburg (28),

in Barmen (31), in Dresden (33), in Hannover und Lübeck (je 34), in Köln (36), in Elberfeld und Frankfurt a. M. (je 38), in Hamburg (47), in Berlin (134) Personen wegraffte. Im April kamen mehr als 3 Todesfälle nach aus Berlin (58), Breslau (27), Braunschweig, Elberfeld, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., Halle, Hamburg, Hannover, Köln, Leipzig, Lübeck, Mainz, Magdeburg, Stettin und im Mai nur nach aus Bayreuth, Charlottenburg, Lübeck zu je 2, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Köln je 3, Elberfeld 4, Hamburg 5, Braunschweig 7, Breslau 8, Leipzig 9, Berlin 23 Todesfälle zur Mittheilung. In außerdeutschen Städten hat die Influenza im März und April gleichfalls viele Sterbefälle veranlaßt, so namentlich in Moskau, St. Petersburg, Kopenhagen (87 Todesfälle), London (114), Mailand (150), Paris (124), New-York (199); in Amsterdam und Rom war ein erheblicher Nachlaß eingetreten; aus Budapest, Prag, Wien kamen nur wenige Todesfälle zur Anzeige; sie nahmen aber in den drei letztgenannten Orten, sowie in London im April wieder zu, zeigten aber im Mai an fast allen Orten (mit Ausnahme von Moskau) einen weiteren Rückgang der Sterbefälle. Aus bayerischen Städten kamen nur aus wenigen Orten Todesfälle zur Mittheilung; im März: aus Bayreuth 1, aus Landshut und Pirmasens je 2, aus Fürth 3, aus Ludwigshafen 8; im April: aus Bayreuth 1, aus Pirmasens 2; im Mai: aus Bayreuth 2. Aus Nürnberg kamen sehr zahlreiche Erkrankungsfälle (im März 2791, im April 920, im Mai 140) aber keine durch dieselben veranlaßten Sterbefälle zur Meldung. Die Todesfälle an Influenza betrafen überwiegend Personen in den höheren Altersklassen. Auch die Zahl der Sterbefälle an Lungenschwindsucht zeigt gegen die Vormonate keine wesentliche Verminderung. — Eine weitere natürliche Folge der durch diese akuten Entzündungen der Athmungsorgane so zahlreich herbeigeführten Todesfälle, die im März sehr bedeutend war, im April nachließ, um im Mai noch weiter abzunehmen, war die für die Frühjahrsmonate ungewöhnlich hohe Sterblichkeit. Die Zahl der deutschen Orte mit geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) sank im März auf 9 (von 29 im Februar). Es waren dies die Orte Deutsch Wilmersdorf, Groß-Lichterfelde, Steglitz, Schöneberg, Meißen, Wurzen, Ludwigsburg, Greiz und Giebichenstein; im April stieg die Zahl dieser Orte auf 13, im Mai auf 23. Deutsch-Wilmersdorf, Schöneberg, Wilhelmshaven, Ludwigsburg, Aschaffenburg, Neustadt a. d. H., Rheydt, Reichenbach i. S., Goslar erfreuten sich im April, Wesel, Minden, Meißen, Schwerin i. M., Apolda, Jena, Cöthen, Weimar u. a. und von nichtdeutschen Städten Antwerpen im Mai einer solch geringen Sterblichkeit. Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) im März auf 21 (von 12 im Februar) und erreichte in Beeck das Maximum mit 51.0 pro Mille. Im April sank die Zahl der Orte mit hoher Sterblichkeit auf 8, im Mai auf 7. Im April erreichte das Maximum Straubing mit 45.4 pro Mille, im Mai Langenbielau mit 47.5 pro Mille. Im März war auch in Ansbach, Erlangen, Frankenthal, Aschersleben, Bochum, Graudenz, Greifswald, Memel, Paderborn, Wattenscheid, Freiburg i. B., Oldenburg u. a., im April in Ansbach, Beeck, Regensburg, Herne, Langenbielau, Oppeln, Bocholt, im Mai in Regensburg, Beeck, Bochum, Herne, Ligine, Sorau die Sterblichkeit eine so hohe. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 pro Mille) sank im März auf 44 (von 81 im Februar), stieg im April auf 83, im Mai auf 96. Von bayerischen Städten erfreuten sich Landau in allen drei Monaten, Passau im April einer solch günstigen Sterblichkeit. Außerdem seien hier noch genannt: Charlottenburg, Erfurt, Hannover, Harburg, Potsdam, Spandau, Wiesbaden, Annaberg, Bautzen, Leipzig, Zittau, Baden-Baden, Karlsruhe, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Hagenau, die im März eine günstige Sterblichkeit hatten, zu diesen für den April noch Altona, Barmen, Berlin, Frankfurt a. M., Kassel, Krefeld, Remscheid, Rixdorf, Stettin, Dresden, Mannheim, Braunschweig, Dessau, Schwerin i. M., Lübeck, Heidelberg, Gießen und für den Mai: Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. O., Kiel, Kottbus, Magdeburg, Plauen, Zwickau, Stuttgart, Ulm, Konstanz, Rostock, Kolmar, Metz u. a.

Mäßig hoch (etwas über 20.0 pro Mille) war die Sterblichkeit im März in 55, im April in 67, im Mai in 65 deutschen Städten.[1])

Während die Influenza-Epidemie sowie andere akute Entzündungen der Athmungsorgane, wie bereits angeführt, zumeist bei Personen in den höheren Altersklassen tödlich endeten, blieben die Kinder, besonders die Säuglinge, infolge der kühleren Witterung mehr geschont. Infolge der Witterungsverhältnisse kamen in allen drei Frühjahrsmonaten unsre Geißel der kleinen Kinder, akute Darmkrankheiten, nur verhältnißmäßig wenig zum Vorschein und bedingten relativ wenig Sterbefälle. Immerhin war jedoch die Zahl der Todesfälle an akuten Darmkrankheiten in einer größeren Zahl von Orten besonders im April und Mai eine ansehnliche, wie in Augsburg, Erlangen, München, Nürnberg, Regensburg, Berlin, Breslau, Danzig, Köln, Königsberg, Leipzig, Straßburg i. E., Budapest, Moskau, Paris, St. Petersburg, Wien u. a. Sie blieb mit geringen Schwankungen in den drei Monaten fast die gleiche, mäßig hohe und es zeigte auch demgemäß die Theilnahme des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit in den drei Monaten nur geringe Schwankungen. Von je 10,000 Einwohnern starben auf das Jahr berechnet im März: in Hamburg 47, in Stuttgart 51, in Dresden 53, in Berlin 55, in München 98 Säuglinge. Für den April lauten die entsprechenden Zahlen in derselben Reihenfolge der Orte: 47, 45, 53, 52, 90 und für den Mai 53, 36, 53, 50 und 113.

Unsrer im letzten Bericht dieses Blattes (vergl. Nr. 110, S. 5) über die Verbreitung der Pest ausgesprochenen Ansicht, daß es nur bei der größten Sorgfalt und Wachsamkeit der europäischen Staatsbehörden möglich sein dürfte, die gefährliche Seuche von den europäischen Landen fern zu halten, hat sich auch in den Monaten März, April und Mai bewahrheitet. Nachdem seit dem 12. Februar in Oporto kein weiterer pestverdächtiger Erkrankungsfall vorgekommen und Oporto im April für seuchenfrei erklärt worden ist, ist in europäischen Staaten nur in Spanien, im Hafen von Barcelona, am 13. April ein aus Manila kommender Dampfer, der zwei stark pestverdächtige Personen (Soldaten) an Bord hatte, in Quarantäne geschickt worden. Weitere Erkrankungen sind dann daselbst nicht vorgekommen. Ein in Las Palmas (Canarische Inseln) aus Rosario kommender deutscher Dampfer hatte gleichfalls zwei pestverdächtige Personen an Bord, von denen eine starb. Es konnten jedoch Pestbazillen nicht nachgewiesen werden. Auch bei der im russischen Dorfe Tschiatury (Provinz Kutais) am 23. Mai ausgebrochenen Epidemie handelte es sich nach amtlichen Mittheilungen der russischen Pestkommission nicht um Pest, sondern um eine bösartige epidemische Lungenentzündung. Aber eine weitere stete Gefahr für die Einschleppung der Pest sowohl wie mancher anderen bösartigen Infektionskrankheit (besonders der Cholera) bilden die alljährlich aus Mekka und Medina zurückkehrenden Pilger. Unter den durch die großen Strapazen, die große Hitze, schlechte Nahrung u. dergl. heruntergekommenen Pilgern brechen fast alljährlich größere Epidemien aus, die von den Zurückkehrenden nach allen Gegenden Indiens, Persiens, Arabiens weiter verschleppt und bei den theils aus religiösen, theils aus politischen Gründen hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten der Befallenen meist verheimlicht werden, bis dann nicht selten plötzlich ganze Ortschaften derartig verseucht erscheinen, daß nur wenige Bewohner derselben von der Seuche nicht befallen sind. Diese Gefahr trägt auch gegenwärtig viel zur Verbreitung der Pest bei. So herrscht die Pest zur Zeit in der Türkei an verschiedenen Orten heftig, wie in Aden, wodurch die ganze Provinz Yemen arg gefährdet erscheint; auch in Mattrah (Oman) trat seit Januar die Pest auf; ferner wurden in Kameran und Assyr Anfang April unzweifelhafte Pestfälle festgestellt. In Yambo kamen schon Ende März Pestfälle vor, deren Zahl sich im April noch steigerte. Da wurden auf dem Festlande im Sultanat von Lahidje Pestfälle beobachtet und am 26. April der erste Pestfall in Djeddah festgestellt, denen am 29. April schon drei Leichen

---

[1]) Die beigegebene Uebersichtstabelle zeigt, welche von den größeren Städten des In- und Auslandes in diesen drei Monaten sich einer günstigen Sterblichkeit erfreuten.

und zwei Erkrankungen folgten. Auch in Smyrna zeigte sich am 8. Mai eine erste, am 27. eine zweite pestverdächtige Erkrankung, die später als Pestfall erkannt wurde, welchen seit jener Zeit noch mehrere verdächtige Erkrankungen nachfolgten. Ausdrücklich wird aus Smyrna gemeldet, daß sich in der Nähe des französischen Hospitals ein häufiges Sterben von Ratten zeige. Am 7. Mai wurde auch in Alexandria (Aegypten) der erste Pestfall festgestellt, dem bis 11. Mai noch zwei weitere Todesfälle folgten. Vom 12. bis 18. Mai kam nur ein Fall vor; vom 19. bis 25. Mai gelangten zwei weitere Erkrankungen und Todesfälle, am 29. Mai eine weitere Erkrankung und ein Todesfall zur Feststellung, denen am 30. Mai eine Erkrankung in Damiette folgte. Im Hafen von Suakin, auf der Halbinsel Gezirah, wurde am 1. Mai eine, am 2. Mai eine zweite pestverdächtige Erkrankung festgestellt, nachdem seit mehreren Tagen auffällig viel Ratten gestorben waren. Im ganzen kamen auf der genannten Halbinsel jedoch nur drei Erkrankungen vor. Ende Mai war der Gesundheitsstand daselbst ein sehr guter. In Port Said waren, nachdem schon seit dem 20. April mehrere verdächtige Erkrankungen beobachtet worden waren, am 27. April mehrere Erkrankungen an Pest festgestellt worden, die sich vom 12. Mai an steigerten, so daß bis 1. Juni (vom 27. April an) 47 Erkrankungen und 19 Todesfälle an Pest zu verzeichnen waren. Aus Persien wurde aus Djiwanro (im persischen Kurdistan) gemeldet, daß seit Februar dort die Pest herrsche, bis Mitte April seien 158 Erkrankungen und 122 Todesfälle bekannt geworden. Es ist anzunehmen, daß mit diesen angegebenen Zahlen die wirkliche Gesammtzahl der von der Seuche befallenen Personen noch lange nicht erreicht ist. Auch in Kischm (am Persischen Golf) war die Seuche ausgebrochen. Sehr viele dieser Ausbrüche sind auf zurückkehrende Pilger zurückzuführen. Aus Britisch-Indien fließen die Nachrichten über die Pest etwas spärlicher. Im März wüthete die Epidemie in Bombay noch sehr heftig; vom 6. bis 27. März kamen daselbst 2864 Erkrankungen, vom 28. März bis 1. Mai 2810, vom 2. bis 29. Mai 1054 Todesfälle an Pest zur Meldung (ausschließlich der pestverdächtigen Fälle). In Patna erlagen vom 28. März bis 1. Mai 5007 Personen, in Calcutta in derselben Zeit 1756 Personen der Seuche. In Karachi, wo die Epidemie seit Mitte März von neuem herrschte, war sie im April so heftig, daß Mitte April täglich 60 bis 70 Fälle vorkamen. Bis Mitte April war kein Europäer unter den Erkrankten. Ende April und Anfang Mai ließ die Heftigkeit der Epidemie etwas nach, doch betrug die tägliche Erkrankungsziffer immer noch gegen 40. Aus Rangun wurde Mitte April auch 1 Pestfall gemeldet, der auf Verschleppung aus Calcutta zurückzuführen war. — In Japan zeigte sich die Pest Anfang März wieder auf Formosa, namentlich im nördlichen Theil, in den Städten Twatutia und Banca. Aus Hongkong wurden in der ersten Aprilwoche 6 Pestfälle (aus der Stadt Victoria 5, aus dem Hafen 1) gemeldet. Die Zahl der Fälle stieg aber bald, und zwar in der zweiten und dritten Aprilwoche auf zusammen 41 Erkrankungen mit 35 Todesfällen, denen vom 21. April bis 5. Mai 67 weitere Erkrankungen mit 60 Todesfällen folgten. Bis zu der Zeit war noch kein Europäer befallen. Auch in Melbourne wurde Anfang April 1 Pestfall beobachtet, denen am 8. und 10. April noch mehrere nachfolgten. In Argentinien kamen in der ersten Märzhälfte in Rosario 18, in den nächsten acht Tagen noch einige verdächtige Erkrankungen vor; am 26. April wurde jedoch der Ausbruch der Pest bestätigt. Ebenso wurden auch in Buenos Aires schon seit Beginn des Jahres vereinzelte Pestfälle wahrgenommen (bis Mitte März 52 Erkrankungen mit 18 Todesfällen). Von Mitte März an stieg die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle; vom 8. April wurde die Veröffentlichung amtlicher Krankheitsberichte eingestellt, nur am 18. April wurde noch 1 Pestfall amtlich bekannt gegeben. In San Francisco (Vereinigte Staaten von Amerika) zeigten sich schon Anfang Mai im Chinesen-Viertel mehrere Pestfälle; als sich diese mehrten, ist am 29. Mai das Chinesen-Viertel vom Verkehr abgesperrt worden. In Brasilien kamen die ersten Pestfälle in Rio de Janeiro am 18. und 19. April zum Vorschein, wo in einem Hause 6 Pestfälle beobachtet wurden, von denen 3 tödlich verliefen. Anfang Mai kamen 2 neue Pestfälle vor; seitdem wurden in verschiedenen Stadttheilen weitere Pestfälle beobachtet, so daß Stadt und Hafen am 22. Mai für verdächtig erklärt wurden. Auf den Philippinen war die Seuche im April noch nicht erloschen (wenigstens in Manila nicht). In Sydney (Neu-Süd-Wales) hat die Epidemie im März weitere Ausdehnung erlangt, so daß bis 28. April 173 Erkrankungen mit 60 Todesfällen gemeldet waren. Dagegen ist Assuncion (Paraguay) seit dem 13., der Staat Paraguay seit dem 15. März für pestfrei erklärt worden, und ebenso wurde der Hafen von Honolulu, sowie alle anderen Plätze auf den Sandwich-Inseln am 30. April für pestfrei erklärt. Auch Numea (Neu-Caledonien) galt, da seit dem 23. März kein weiterer Pestfall vorgekommen, für seuchenfrei. In Queensland kamen Ende April (bis 1. Mai) in Brisbane 3, in Townsville 2, in Rockhampton (16. Mai) 1 Todesfall an Pest zur Kenntniß. In Cairns herrscht die Seuche; aus Freemantle (Westaustralien) sind vom 7.—18. April 4 Erkrankungen an Pest bekannt geworden. Es ist aus dem Vorliegenden ersichtlich, daß die Gefahr der Uebertragung der Pest nach Europa für die nächste Zeit noch gar nicht so weit aus dem Gesichtsfelde liegt und daß größte Wachsamkeit noththut. — Ueber die **Cholera** sind in diesen 3 Monaten nur wenig zuverlässige Nachrichten bekannt geworden. In Kalkutta hat die Epidemie im März und April wieder eine größere Zahl von Opfern verlangt. Vom 4.—31. März erlagen derselben 359, vom 1.—28. April 445, vom 29. April bis 12. Mai 137 Personen. Auch in Bombay mehrten sich im März und April die Todesfälle an Cholera; in den vier Märzwochen wurden 30, in den fünf Aprilwochen (bis 5. Mai) 85 Todesfälle an Cholera bekannt. Daß in Oman die Cholera herrscht, ist schon lange bekannt; genauere Mittheilungen sind jedoch nicht veröffentlicht worden; nur weiß man, daß sich die Epidemie längs der arabischen Südküste von Hadramaut bis nach Aden ausgedehnt, und sich auch auf die Karawanenstraße von Sohar nach El Dreun und Dhabi am Persischen Meerbusen verbreitet habe. — Das **Gelbfieber** trat in den südamerikanischen Staaten im Februar und März im allgemeinen in mäßiger Ausdehnung auf; nur in Soracabo herrschte es noch epidemisch, doch hatte die Heftigkeit der Krankheit um Mitte und Ende März bedeutend abgenommen. Aus Bahia, Panama, Havana, Vera Cruz, Limon (Costa Rica) kamen um Ende März nur wenige Erkrankungen und Todesfälle zur Meldung. In Key West waren Ende Februar nur noch 4 leichte Fälle, auf der Quarantänestation Ship Island nur 1 Todesfall (auf einem aus Para kommenden Schiffe) festgestellt worden. In San Jaga sind Mitte Februar bei einem Truppentransport 74 Todesfälle an Gelbfieber vorgekommen. Aus Santos wurde Mitte März, aus San Salvador Anfang April ein Anwachsen der Epidemie gemeldet. Von Santos ist das Gelbfieber nach Montevideo und Buenos Aires verschleppt worden. In Rio de Janeira erlagen dem Gelbfieber in der Zeit vom 24. Februar bis 23. April 91 Personen. Epidemisch herrschte das Gelbfieber dagegen in Rio Grande do Sul.

Von den bei uns epidemisch vorkommenden Infektionskrankheiten zeigten Masern, Scharlach und Diphtherie in diesen drei Monaten sowohl in den in- wie in vielen ausländischen Städten immer noch eine große Verbreitung. So wurden namentlich Erkrankungen an Masern auch aus vielen Landbezirken mitgetheilt, wie aus den Regierungsbezirken Düsseldorf, Königsberg, Marienwerder, Münster, Posen, Schleswig, Trier, Wiesbaden u. a. Besonders bösartig traten Masern im März in München auf, wo sie 101 Todesfälle (im Februar 111) veranlaßten; aber auch in Augsburg, Erlangen, Kaiserslautern, Berlin, Recklinghausen, Glasgow, London, Paris, Rom, Wien, New-York war die Zahl der Todesfälle an Masern eine größere. Im April nahm die Bösartigkeit der Epidemie in Augsburg, Erlangen, Kaiserslautern, München, Paris, St. Petersburg, Wien ab, stieg dagegen in Berlin, Dortmund, Darmstadt, Essen, Regensburg, Glasgow, London, Moskau, New-York, um im Mai in Augsburg, Essen, Rathenow, Regensburg, Hamburg, Budapest, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Wien weiter zu steigen, während in Berlin, Dortmund, Darmstadt, München, Glasgow, Rom, Warschau eine geringe Abnahme, in Kaiserslautern und New-York ein Gleichbleiben der Zahl der Sterbefälle ersichtlich

war. Auch das Scharlachfieber, nicht selten mit Masern komplizirt, veranlaßte im März in Berlin, Dortmund, Essen, Leipzig, Magdeburg, Herne, Budapest mehr Todesfälle, während es in den größeren Städten des Auslandes meist weniger Opfer als im Februar verlangte. Im April stieg die Zahl der Sterbefälle vielfach (in Altendorf, Berlin, Duisburg, Elberfeld, Essen, Königsberg, Moskau, Paris, Wien, New-York) und zeigte im Mai in Barmen, Berlin, Bochum, Essen, Königsberg, Magdeburg, Mülheim a. R., Stargard i. P., Budapest, Moskau, Paris, St. Petersburg eine weitere Zunahme. Dagegen blieb die Sterblichkeit an Diphtherie in diesen drei Monaten in engeren Grenzen. Es zeigten sich diphtherische Erkrankungen zwar nicht selten, des öfteren auch in Verbindung mit Masern, doch war die Zahl der Sterbefälle nur in wenigen Orten eine erheblichere. Außer in Berlin, Borbeck, Dortmund, Leipzig, Magdeburg blieb die Zahl derselben in deutschen Orten im März eine kleine, nahm im April zwar etwas zu, war jedoch im Mai meist eine noch geringere als im März. In den größeren Städten des Auslandes, namentlich in London, Moskau, St. Petersburg, Wien, Budapest, Glasgow, Odessa, Paris, Stockholm war die Zahl der Sterbefälle wohl meist etwas größer, stieg aber im Mai vielfach, wie in Kopenhagen, London, Moskau, St. Petersburg, Wien, New-York u. a. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus war in diesen drei Monaten in deutschen Orten ein selteneres. Epidemisch trat Typhus nur im April und Mai in Bochum auf, von wo aus den beiden Monaten 17, bezw. 28 Todesfälle gemeldet wurden. Sonst erreichte in Essen und Hamburg die Zahl der Sterbefälle an Typhus im April 8, im Mai in Königsberg 10. In den Städten des Auslandes war nur in London, St. Petersburg, Paris und New-York die Zahl der Todesfälle im März eine größere, in Odessa, Paris, St. Petersburg, New-York nahm die Zahl der Sterbefälle im April ab, in London, Prag, Warschau zu; im Mai zeigten nur St. Petersburg, Prag und New-York eine weitere Steigerung. An Flecktyphus kamen aus deutschen Orten nur wenige Erkrankungen und Sterbefälle zur Anzeige: im März aus dem Regierungsbezirk Münster 1, aus dem Regierungsbezirk Posen 3, im April keine, im Mai aus dem Regierungsbezirk Schleswig 8. Todesfälle wurden im März aus Görlitz 1, im April aus Herne und dem Regierungsbezirk Magdeburg je 1, aus den Regierungsbezirken Minden und Wiesbaden je 2, im Mai keine gemeldet. Aus den Städten des Auslandes kamen im März aus Paris 1, aus Edinburgh 7, aus St. Petersburg und Warschau zahlreiche Erkrankungen, im April aus Edinburgh nur 1, aus St. Petersburg und Warschau jedoch noch zahlreiche Erkrankungen zur Meldung, die auch im Mai noch keine wesentliche Abnahme aufwiesen. Vereinzelte Todesfälle kamen aus Przemisl und Paris (März), Moskau (April), Edinburg, Moskau, Odessa (Mai) zur Kenntniß. In St. Petersburg erlagen diesen Fiebern in den drei Monaten 9, in Warschau 21 Personen. — Der Keuchhusten trat in diesen Monaten zeitweise sehr heftig auf. In Berlin, Glasgow, Liverpool, London, Paris, New-York war die Zahl der gemeldeten Sterbefälle eine ansehnlichere. Erkrankungen an Genickstarre zeigten sich in diesen drei Monaten nicht gerade selten, blieben aber meist vereinzelt; es wurden im ganzen nur wenig Todesfälle gemeldet, mit Ausnahme von New-York, von wo im März 20, im April 27, im Mai 24 Todesfälle berichtet wurden. Erkrankungen an Genickstarre zeigten sich in Altona, Frankfurt a. M., Königsberg, Wien (2) vereinzelt; auch aus den Regierungsbezirken Münden, Stade, Stettin kamen vereinzelte, aus München, Stockholm und den Regierungsbezirken Arnsberg und Posen je 3, aus Nürnberg 4, aus den Regierungsbezirken Düsseldorf 5, Schleswig 6, aus Kopenhagen 7, aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden 9 Erkrankungen zur Anzeige. Todesfälle wurden aus Kopenhagen und dem Regierungsbezirk Schleswig je 1, aus Landshut, New-Orleans, den Regierungsbezirken Düsseldorf und Posen je 2, aus Moskau, St. Petersburg und Wien je 3 mitgetheilt. — Pocken kamen in den drei Monaten häufiger als in den vorangegangenen Wintermonaten zum Vorschein; in deutschen Bezirken erst im Mai, und zwar meist infolge von Einschleppung von auswärtigen Ortschaften. Im März wurden aus den Regierungsbezirken Königsberg und Trier je 1, aus dem Regierungsbezirk Hannover 3; im April aus den Regierungsbezirken Erfurt, Hildesheim, Stralsund je 1, aus dem Regierungsbezirk Stettin 3; im Mai aus Homburg und den Regierungsbezirken Hildesheim und Düsseldorf je 2, aus Frankfurt a. M. und den Regierungsbezirken Hannover und Stettin je 3 gemeldet. Aus den Städten des Auslandes wurden (in allen drei Monaten zusammen) aus Wien (Mai) 1, aus London und Stockholm je 12, aus New-York 23, aus Antwerpen 34, aus Warschau 48, aus Paris 117, aus St. Petersburg 565 Erkrankungen mitgetheilt. Todesfälle an Pocken kamen aus deutschen Orten im März keiner, im April aus Eisleben, Erfurt, Königsberg, Quedlinburg je 1, aus Berlin 2, im Mai aus den Regierungsbezirken Erfurt, Königsberg, Quedlinburg, Stettin je 1 zum Bericht. Aus nichtdeutschen Städten wurden in den drei Monaten zusammen aus Podgorze und Venedig je 1, aus London 2, aus Alexandria, New-York und Rom (Februar, März, April) je 3, aus Glasgow 5, aus Paris 7, aus Antwerpen 12 (einschließlich Varicellen), aus Lyon und Kairo je 24, aus Odessa 27, aus Warschau 30, aus Moskau 32, aus St. Petersburg 75, aus New-Orleans 81, aus Rio de Janeiro 97 gemeldet. In Maracaibo (Venezuela) herrschten Pocken im April. — Von den seltener zur Erscheinung kommenden Infektionskrankheiten gelangten Todesfälle an Tollwuth im März aus Rom und New-Orleans je 1, aus Moskau 2, aus Rio de Janeiro 3, im April aus Athen und New-York je 1, aus Moskau 2 zur Anzeige. An Milzbrand wurden aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden (März) und den Regierungsbezirken Schleswig (April und Mai) je 1 Erkrankung, im April aus Moskau und New-York je 2, aus Moskau auch im Mai ein Todesfall berichtet. Aus St. Petersburg gelangte aus dem März und Mai je 1, sowie aus dem April aus Bukarest 1 Todesfall an Rotz, sowie aus dem Regierungsbezirk Königsberg im April 1 Todesfall an Lepra zur Mittheilung.

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Monaten März, April, Mai 1900.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts.)

Namen der Städte	März	April	Mai
Augsburg	27.1	28.8	30.0
München	27.5	24.2	27.1
Nürnberg	28.7	27.1	26.6
Würzburg	26.5	24.8	22.1
Altona	21.2	18.5	17.4
Berlin	20.8	19.8	18.7
Breslau	29.5	26.6	26.1
Frankfurt a. M.	20.7	17.9	16.8
Hannover	18.3	15.5	15.1
Köln	22.5	22.3	21.4
Königsberg	30.7	27.8	28.4
Magdeburg	24.1	20.3	18.8
Stettin	21.4	17.0	22.1
Wiesbaden	19.3	15.4	17.9
Dresden	20.9	19.8	18.0
Leipzig	18.9	20.6	17.8
Stuttgart	24.6	20.2	18.9
Karlsruhe	19.8	20.2	22.8
Braunschweig	18.4	15.5	19.1
Hamburg	19.8	17.5	19.8
Straßburg i. E.	26.4	22.5	21.8
Metz	23.4	22.0	18.9
Amsterdam	16.0	15.4	15.1
Antwerpen	19.2	16.9	18.5
Brüssel	23.1	19.1	17.5
Budapest	26.1	27.4	24.9
Christiania	20.2	18.9	19.7
Edinburg	24.1	20.3	19.8
Glasgow	26.4	22.8	20.1
Kopenhagen	24.8	18.3	19.0
London	19.6	20.7	17.0
Lyon	24.4	24.4	19.5
Moskau	28.4	33.2	35.1
Odessa	22.9	28.1	24.2
Paris	22.6	22.5	20.9
St. Petersburg	30.1	29.7	27.8
Prag	27.1	32.3	27.1

Namen der Städte	März	April	Mai
Rom¹)	23.0	21.8	19.8
Stockholm	17.7	20.3	20.5
Triest	42.4	29.3	19.8
Venedig	23.6	22.2	21.0
Warschau	22.7	22.6	21.3
Wien	25.7	24.7	22.4
New-York	24.0	22.8	19.3

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaft im Lichte der Kritik von Prof. Dr. **Eugen Dreher**. Mit einer Biographie und einem Anhang, betitelt: „Aus dem Briefwechsel Eugen Drehers.“ Dresden 1900, Verlag des Apollo, Franz Hoffmann. — Der im März d. J. in Berlin verstorbene hervorragende Psycho-Physiologe und auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst thätige Schriftsteller durchleuchtet in diesem nachgelassenen geistreichen und scharfsinnigen Werk mit der Fackel der Kritik das Gesammtgebäude unsrer physikalischen und chemischen Vorstellungen. Er spürt in ebenso anregender wie tief eindringender Weise dem Weg nach, den der menschliche Geist eingeschlagen, um zu dem heutigen Standpunkt im Gebiete der exakten Naturwissenschaft zu gelangen. Das umfangreiche und sehr schön ausgestattete Werk enthält zugleich einen interessanten Briefwechsel mit den berühmtesten und namhaftesten Gelehrten und Forschern, wie Du Bois-Reymond, Moritz Carriere, Wilhelm Wundt, M. v. Egidy u. v. A. Es sei allen Gebildeten wärmstens empfohlen! K.

T. **Das am häufigsten von Erdbeben heimgesuchte Land der Erde ist Griechenland** und nicht, wie man bisher allgemein auch in wissenschaftlichen Kreisen angenommen hat, Japan. Diese Thatsache ist erst jetzt erkannt worden, nachdem der Leiter des Nationalobservatoriums in Athen Dr. **Eginitis**, seit 6 Jahren ein sorgfältiges Studium der griechischen Erdbeben betrieben hat, worüber er soeben eine umfangreiche Veröffentlichung herausgibt. Die Liste, der in den Jahren 1893 bis 1898 in Griechenland beobachteten Erdbeben nimmt 150 große Quartseiten in Anspruch, und ihre Zahl beläuft sich auf nicht weniger als 3187. Danach würden Erdstöße in diesem Lande doppelt so häufig sein, wie in Japan. Eginitis hat diesem Erdbebenkatalog eine interessante Besprechung beigefügt. Daraus geht die eigenthümliche Thatsache hervor, daß die Erdbeben in Griechenland am zahlreichsten in den Monaten April und Mai auftreten, und zwar wiederum am häufigsten in den frühen Morgenstunden. Man hat seit Jahren versucht, einen Zusammenhang zwischen der Erscheinung der Erdbeben und der Stellung des Mondes zur Erde nachzuweisen, aber auch Eginitis kann diese besonders von Falb vertretene Theorie nicht bestätigen. Uebrigens scheint keine einzige Gegend Griechenlands ganz frei von Erdbeben zu sein, aber deren Vertheilung ist sehr unregelmäßig. Die Insel Zante hatte in jenen 6 Jahren allein 2018 Stöße zu verzeichnen. Der erwähnte Bericht enthält übrigens auch bemerkenswerthe Abhandlungen über alte Beobachtungen von Meteorfällen, über das Räthsel der Vergrößerung von Sonne und Mond in der Nähe des Horizontes, sowie über die Sonnenfinsterniß vom 8. August 1896.

w. Alljährlich hält die französische Association pour l'avancement des sciences eine Versammlung ab. Diese Versammlungen ähneln sehr den deutschen Philologentagen, nur daß sie mehr gegliedert sind, auch nimmt die Rücksicht auf die Schule nicht die erste Stelle ein. Im vergangenen Jahre war man in Calais zusammengekommen; daß man dann **Paris** zum Ort der nächsten Zusammenkunft bestimmte, ist leicht zu verstehen. Und so ist denn am 2. August die diesjährige Versammlung eröffnet worden. Sie zerfällt in 19 Sektionen. In der **Sektion für Geographie** sollte **Prinz Roland Bonaparte** den Vorsitz führen. Doch er legte das Ehrenamt in Rücksicht auf die Ermordung des Königs von Italien nieder und übergab die Leitung dem Generalsekretär der französischen Geographischen Gesellschaft, Baron Etienne Hulot. Einen sehr interessanten **Vortrag** hielt der Oberminemingenieur **Leclère** über die Ergebnisse einer von ihm unternommenen **Forschungsreise in Hochtongking und Südchina**. Dabei berichtete er von ausgedehnten Kohlenfeldern in Südchina, die schon seit Jahrhunderten von Chinesen ausgebeutet werden und eine ganz ausgezeichnete Kohle liefern. Ihr Werth liegt besonders in dem sehr starken Gasgehalt. Leclère hat die Hoffnung, daß man auch in Hochtongking Kohlen finden werde, und seine Ausführungen sind ein neuer Beweis dafür, daß Ostasien das Kohlenland der Zukunft ist.

¹) Februar, März, April.

* **Karlsruhe.** Dem Privatdozenten Dr. Gustav Mie an der Technischen Hochschule ist der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

* **Baden-Baden.** Geheimrath Dr. **Lydtin** ist anläßlich des Besuchs, den die Abordnung der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft der Weltausstellung in Paris abstattete, von der Société des Agriculteurs de France zum Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Berlin.** **Rudolf Virchow** ist von der **Wiener Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied** ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse gewählt worden. — Dem bekannten Chirurgen Dr. Karl Ludwig **Schleich** ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Rom.** Der Geschichtsforscher Dr. Theodor Ritter v. **Sickel**, der seit einigen Jahren hier lebt, hat in diesen Tagen sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert. Sickel durchforschte nach Beendigung seiner Studien in Berlin, Halle und Paris die Bibliotheken Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Oberitaliens, später auch im Auftrage der französischen Regierung die Archive Mailands, Venedigs und Wiens und am letztgenannten Orte ließ er sich dann als Dozent für historische Hülfswissenschaften nieder. 1857 wurde er außerordentlicher, 1867 ordentlicher Professor, sowie Direktor des Instituts für österreichische Geschichte. Die historische Sektion der philosophischen Fakultät in **Bonn** hat dem Jubilar ein von ihrem Vorsitzenden, Prof. Dr. Eberhard **Gothein**, verfaßtes Glückwunschschreiben übersandt.

* Die philosophische Fakultät der Universität **Göttingen** hat aus der **Beneke-Stiftung** folgende **Preis-Aufgabe** gestellt: „Es wird auf experimentaler Grundlage eine kritische Untersuchung solcher komplexer chemischer Verbindungen gewünscht, welche sich durch die gewöhnlich angenommenen Werthigkeitsbeziehungen nicht oder nur gezwungen erklären lassen. Die Untersuchung hat namentlich Rücksicht darauf zu nehmen, wie weit bei der Bildung solcher Verbindungen das Auftreten von Molekularadditionen eine Rolle spielt und ob es möglich ist, von den komplexen Verbindungen eine abgerundete Systematik zu schaffen.“ Bewerbungsschriften sind in einer der modernen Sprachen abzufassen und bis 31. August 1902 an die Fakultät einzuschicken. Der erste Preis beträgt 3400 M., der zweite 680 M. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 11. März 1903. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigenthum ihres Verfassers.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 17. August. **Nummer 187.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Tamara, Königin von Georgien 1179—1213.

Historische Studie.[1]

Von C. Hahn (Tiflis).

Georgien, oder wie der gebräuchlichere Name lautet, Grusien, welches im nächsten Jahre seine hundertjährige Vereinigung mit Rußland feiert, dem es sich, im Innern durch Zwietracht geschwächt und von mächtigen Nachbarn, den Türken und Persern, beständig bedroht, in die Arme werfen mußte, war einst ein mächtiges Reich und für die christliche Welt ein starkes Bollwerk gegen die Horden der Seldschuken und „Bassurmanen“, welche dem Kaiser von Byzanz eine Provinz nach der anderen abnahmen und das armenische Reich nach Eroberung von Ani 1079 vernichteten. Die Versuche, mit ungeheurer Uebermacht auch Grusien zu überwältigen und zu vernichten, scheiterten im Jahre 1121 an dem heroischen Muth des grusinischen Heeres, welches unter seinem König, David dem Erneuerer, Wunder von Tapferkeit verrichtete. 400,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld, 30,000 wurden gefangen genommen. Von der 600,000 Mann starken Armee sollen sich kaum 20,000 gerettet haben. Derselbe David befreite auch nach heißem Kampf mit den Persern einen großen Theil Transkaukasiens vom Joch der „Tyrannen“ und gab 1124 die Kathedrale von Ani, die in eine Moschee verwandelt worden war, der armenischen Geistlichkeit zurück.

Noch größere und ruhmreichere Thaten als David der Erneuerer verrichtete aber die große Tamara. Ihre Regierungszeit gilt als das goldene Zeitalter Grusiens. Das politische und geistige Leben des Volkes erreicht unter ihr seinen Höhepunkt, unter ihrem mächtigen Scepter sind nicht nur alle kartwelischen Stämme, sondern auch die Bergvölker, die Armenier und die benachbarten Moslemin vereinigt; der ganze Osten bis zum Kaspischen Meer und Derbent, der Westen bis zum Asow'schen Meer und Trapezunt, der Norden bis zu den Grenzen des damaligen Rußlands und der Süden bis Erzerum und Tebris sind ihr unterthan. Nachdem sie die äußeren Feinde besiegt und im Innern des Reichs Frieden geschaffen, erhebt sich die Wohlfahrt Grusiens zu nie gesehener Größe. Unter ihrer Regierung erstehen begabte Dichter, große geistliche Redner, Baumeister und Künstler; prächtige Tempel werden gebaut, die Städte erweitert und neue gegründet, unfruchtbare Steppen bewässert. Für alle diese Verdienste gab das Volk der Tamara den männlichen Namen „König“ (mepe).

Um so auffallender mag es scheinen, daß bis jetzt in keiner Sprache, selbst nicht in der grusinischen, ein anschauliches Bild der Regierungszeit der großen Königin gezeichnet worden ist. Dieser Umstand trägt mit die Schuld, daß die „große Tamara“ mit anderen grusinischen Königinnen gleichen Namens und leider auch mit solchen verwechselt wurde, welche durch ihre Greuel und Schandthaten berüchtigt sind. Lermontoff hat eine solche Megäre besungen, die ihrem Lande keine Ehre macht und das Schloß dieser Tamara, dessen Ruinen in der Darjalschlucht gezeigt werden, erwecken nur Gefühle des Abscheues bei dem Gedanken an ihre einstige Bewohnerin, deren sinnlich-thierischer Leidenschaft so mancher müde Wanderer zum Opfer fiel.

Tamara die Große wurde geboren im Jahre 1156. Ihre Eltern waren der König Georg III. und seine Frau, die ossetische Prinzessin Burduchan, welche „an Weisheit, Tugend, Klugheit und Schönheit alle Frauen der Welt übertraf“. Tamara erhielt bei ihrer Tante Rusudan die beste Erziehung und Bildung, so daß die Zeitgenossen sie „Philosophin“ und „Gefäß der Weisheit“ nennen. Neben der Wissenschaft widmete sie sich aber auch der Handarbeit und war „überhaupt keine Minute unbeschäftigt“. Sie wob und nähte Kleider für die Armen. Milde, Freundlichkeit und strenger Gehorsam zeichneten sie aus. Innig liebte sie ihre Eltern, nicht weniger ihre Erzieherin Rusudan. Bei so vorzüglichen geistigen und moralischen Eigenschaften blendete sie Alle durch ihre Schönheit und ihre hohe schlanke Gestalt. Kein Wunder, daß der Kaiser von Byzanz, Sultane, ossetische Fürsten, die Herren von Derbent, der Schah von Persien um ihre Hand anhielten. Der Dichter Schota Rustaweli besingt Tamara mit folgenden Worten: „Perlen sind die Augen Tamara's, ihr Wuchs ein schlanker Krystall, ihr Blick schrecklicher als die Strafe Gottes — dabei sanft, klar und majestätisch, ihr Gang und ihre Bewegungen sind graziös, wie die einer Löwin.“ Ein anderer Dichter schreibt: „Tamara ist sanft und lieblich, ihre Augen sind süß, lächelnd wie die Sonne, herrlich, krystallklar wie Wasser, sie ist eine Rose auf schlankem Stil, die schönste von Angesicht, strahlend in Anmuth.“

Bei alledem war sie eine fromme Christin, der Kirche treue Tochter, täglich besuchte sie den Gottesdienst. Ihre Lieblingsworte waren: „Ich bin ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen.“ In ihrer Kleidung war sie sehr bescheiden, im Essen und Trinken äußerst mäßig. Die Armen und Kranken unterstützte sie nicht aus dem Staatsschatz, sondern mit Geld, welches sie mit ihrer Hände Arbeit erwarben. Für wohlthätige Zwecke legte sie außerdem ein Zehntel der Einnahmen ihres Reiches beiseite.

Tamara hatte die Krone einem Zufall zu verdanken. Nachdem die rechtmäßigen Thronfolger rasch hinterein-

[1] Das Material zu dieser Studie ist hauptsächlich entnommen dem vor kurzer Zeit in russischer Sprache erschienenen und aus grusinischen Quellen geschöpften Buch des Grusiners M. G. Dschanaschwili, Tiflis 1900, 127 S.

ander gestorben waren, wurde ihr Vater Verweser des Reichs für den minderjährigen Dimitrius. Als dieser später, groß geworden, seine Ansprüche auf den Thron geltend machte, vertrieb ihn Georg und setzte sich die Krone auf. Um seiner Tochter Tamara den Thron zu sichern, krönte er die Dreiundzwanzigjährige noch bei seinen Lebzeiten und ließ sie an seiner Statt regieren. So ging ihrer Mutter Traum in Erfüllung. Sie hatte der noch kleinen Tochter einmal einen merkwürdigen Traum erzählt. „Ich schaute," sagte sie, „im Schlafe das Dunkel der Zukunft. Auf dem Throne Davids sah ich dich sitzen, leuchtend von Ruhm und Schönheit, im Glanze der Unsterblichkeit sah ich dich sitzen als gekrönte Königin von Grusien, eine goldene Krone mit Diamanten und Saphiren schmückte dein Haupt, der königliche Mantel umwallte deine schlanke Gestalt, ein kostbares Scepter, das Symbol der Macht glänzte in deiner Hand. Du wirst den Thron besteigen, sei seiner würdig! Werde ein kräftiger Schutz den Schwachen, eine Quelle des Reichthums für die Armen! Bezwinge die Herzen durch Milde, die Verständigen durch Weisheit, die Augen durch Schönheit, zerhaue mit dem Schwert die Widerspenstigen und herrsche du, Hehre, von Land zu Land!" Mit ungeheurer Pracht und in Gegenwart der Großen des Reichs wurde das Krönungsfest in der Sommerresidenz der grusinischen Könige in Kartalinien gefeiert, alle Gäste, das Volk und das Heer reichlich beschenkt mit edlem Gestein, Gold und herrlichen Pferden.

Als nach dem Tode Georgs Tamara die Zügel der Regierung in die Hände nahm, gab sie in einer von praktischer Weisheit und gerechtem Sinn zeugenden Rede das Programm ihrer Regierung kund. Treue Erfüllung der Gesetze, gerechtes Walten ohne Ansehen der Person, wahre Frömmigkeit war ihre Devise. Energisch schaffte sie sogleich die in kirchlichen und weltlichen Dingen eingerissenen Mißbräuche ab und ein setzte unwürdige Geistliche und Beamte vom höchsten bis zum niedrigsten ihrer Aemter. Dabei stieß sie auf nicht geringen Widerstand, und es dauerte geraume Zeit, bis sich Tamara als Weib den gehörigen Respekt verschaffen konnte. Alle hohen Aemter wurden neu besetzt, die Kirchen und Klöster von jeglichen Abgaben befreit, die Lage der unteren Stände verbessert, auch die Landwirthschaft erfreute sich ihrer besonderen Fürsorge. Sie regierte ihr großes Reich mit solcher Weisheit, daß während ihrer ganzen Regierungszeit nicht nur kein einziges Todesurtheil vollstreckt wurde, sondern, daß es auch nicht einmal nöthig war, bei irgend Jemand die Prügelstrafe anzuwenden.

Um die Freundschaft der jungen Königin bewarben sich viele Reiche der Welt und schickten werthvolle Geschenke: Tschinetien (China), Indien, Charasan, Aegypten, Bagdad, Konstantinopel sendeten schwer mit Schätzen beladene Kamele, begleitet von Sklaven und Sklavinnen. Dagegen beschenkte Tamara ihrerseits ungemein reich die berühmten Klöster und die Christen in Kleinasien, Afrika und im byzantinischen Reich. Aus allen Welttheilen kamen Mönche zu Tamara, welche ihnen große Summen Geldes verabreichen ließ. Das erregte den Neid und die Habsucht des byzantinischen Kaisers Alexius Angelus, er ließ die Mönche, welche über Konstantinopel zurückkehrten, berauben. Die Königin ersetzte ihnen ihren Verlust reichlich, aber gegen den Kaiser sendete sie ein großes Heer aus, welches demselben Trapezunt, Limon (?), Samson, Sinope, Kerasunt, Kitora, Amastria, Heraclia, Paphlagonien und Pontus abnahm. Aus diesen Provinzen wurde dann ein selbständiges Trapezuntisches Reich gebildet, welches der Verbreitung des Islam in Kleinasien und am kaukasischen Ufer des Schwarzen Meeres einen Damm entgegensetzen sollte. Dieses Reich existirte bis 1463.

Der Dichter des berühmten Epos „Das Fell des Panthers", Schota Rustaweli, besingt in einem Hymnus Tamara:

Dem Löwen gleich an Kraft ist diese Löwin,
Mit Ruhm regiert die Sonnengleiche,
In hellem Glanz erstrahlt ihr Diadem,
Stolz wehen in den Schlachten ihre Fahnen
Und Recht und Gnade fließt vom gold'nen Thron,
Mit leichter Hand sie wohl regieret
Und Freiheit waltet in dem Reich;
Die gold'ne Aera ist gekommen;
Ringsum da tobt der Sturm des Krieges,
Doch Grusien sonnet sich im Glücke,
Im Schutze ihres mächt'gen Scepters. . . ."

Und die Chronikschreiber setzen hinzu: So groß ist die Verehrung Tamara's im Volk, daß Viele auf den Wänden ihrer Häuser Verse zu ihrem Ruhm aufschrieben. Alle Welt pries sie und sang ihren Ruhm: Die Matrosen auf ihren Fahrten, die Musikanten bei ihrem Spiel, die Frangi, Griechen und alle Völker in allen Sprachen, wohin die Kunde drang von der großen Königin. Selbst Iwan der Grausame stellte seinen Kriegern die Königin von Iberien mit ihrem siegreichen Feldzug gegen die Perser (wovon später) als leuchtendes Vorbild hin, um ihren Muth zu entflammen.

Nun mußte aber für die edle Tamara auch ein würdiger Gemahl gefunden werden. Zu diesem Behufe versammelten sich die Großen des Reichs, die Führer des Heeres, die Statthalter und Bischöfe bei dem Patriarchen. Aber wie sie die jungen Fürsten, welche in Betracht kommen konnten, der Reihe nach durchnahmen, erwies es sich, daß „noch keiner geschaffen war, der ihr gleichkäme". Schon wollten die Versammelten unverrichteter Dinge auseinandergehen, als ein kartalinischer Fürst dem Rathe folgendes vortrug: Ich kenne den Sohn des russischen Zaren Andreas, welchem dreihundert Fürsten unterthan sind. Als Kind von seinem Onkel Sawalt verfolgt und aus dem Reich vertrieben, floh er in die Stadt Swindsch in Kiptschakien und lebt dort. Da die Russen Christen waren, so billigte die Versammlung diese Wahl und man beschloß, den jungen Fürsten nach Grusien zu rufen. Dieser folgte der Einladung. Durch sein majestätisches Aeußere, seine hohe Gestalt und Schönheit bezauberte er Alle, aber „seinen Charakter und sein Gemüth kannte Niemand", bemerkte die Chronik.

Der Patriarch und die Großen ließen nun der Tamara durch ihre Tante Rusudan melden, daß man in der Person des russischen Fürsten einen würdigen Mann für sie gefunden habe. Diese aber antwortete ihnen: „Meine lieben Brüder! Darf man einen so wichtigen Schritt thun, ohne sich die Sache gehörig überlegt zu haben? Wir kennen weder seinen Charakter noch sein Betragen, noch seine Gewohnheiten. Prüfet ihn zuerst!"

Doch die Versammlung besteht auf ihrem Verlangen und sucht die Königin zu überreden. Diese bittet um Aufschub. Aber Rusudan und das Heer verlangen energisch die Hochzeit. Große Vorbereitungen werden getroffen, die Hochzeit sollte mit solcher Pracht gefeiert werden, daß es „schwer würde, solche sich auch nur vorzustellen, geschweige denn zu beschreiben". Am allgemeinen Jubel, welcher eine ganze Woche dauerte, betheiligten sich nur zwei asiatische Fürsten nicht, welche schon lange sich in Tiflis aufhielten und sich um Tamara's Hand bewarben. Im größten Kummer verließen sie die Stadt, und einer von ihnen starb auf dem Heimweg an Herzeleid.

Bald nach der Hochzeit unternahm Tamara, begleitet von ihrem jungen Gemahl, Feldzüge nach Armenien, in die Gegenden von Kars und Erzerum, nach Schirwan, in die Umgebungen von Barda und Gandscha. Ueberall folgte der Sieg ihren Fahnen. Der russische Fürst zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Doch sehr bald ergab sich derselbe schlimmen Ausschweifungen. Die Chronik berichtet darüber: „Es kam, wie Tamara vorhergesagt hatte. Der Teufel bemächtigte sich der Seele des russischen Fürsten, und er betrug sich wie ein Barbar. Er ergab sich dem Trunk, und im trunkenen Muthe erlaubte er sich solche Dinge, welche schwer zu schildern sind; er beleidigte Tamara auf Schritt und Tritt, wurde lasterhaft und steckte sich mit dem sodomischen Uebel an."

Zwei und ein halb Jahr versuchte Tamara ihr Unglück in Geduld zu tragen und ihren Mann auf bessere Wege zu bringen, aber der sank immer tiefer. Da trat sie vor die Versammlung der Großen des Reiches und wandte sich an ihren Gemahl mit folgenden Worten: „Obgleich das göttliche Gesetz mir verbietet, meinen Gemahl zu verlassen, so kann ich doch nicht länger mit einem Manne leben, welcher das Ehebett und die Tempel Gottes so frech entweiht. Ich wünsche nicht mehr zu ruhen im Schatten des entweihten Baumes, nicht sündhaft ist es, wenn ich den Staub abschüttele, mit welchem du mich bedeckt hast." Nach diesen Worten verließ sie ihren Gemahl. Der Fürst war tief betrübt; es war ihm leichter vom Throne zu scheiden, als von der schönen Tamara. Doch diese kannte keinen Spaß. Sie ließ den Ungetreuen an das Ufer des Schwarzen Meeres bringen, auf ein Schiff setzen und schickte ihn, reich ausgestattet mit kostbaren Stoffen und edlem Gestein, nach Konstantinopel. Das war im Jahre 1190.

Dort sammelte der Fürst ein großes Heer, um seine Rückkehr zu erzwingen. Er fiel in das Gebiet von Esengt und Karakalaki (Erzerum) ein. Viele grusinische Fürsten und Statthalter, welche von Tamara mit Wohlthaten überhäuft worden waren, gingen zu ihm über. Er drang bis nach Geguti (in der Nähe des heutigen Kutais) vor und stiftete ein neues Reich. Mit großem Kummer zog Tamara gegen den Aufrührer. Es schmerzte sie, daß Bruderblut fließen sollte. Im Oberlauf der Kura, auf der Hochebene Nigali kam es zur entscheidenden Schlacht, „würdig der muthigen Krieger von Grusien, dieser berühmten Riesen des Alterthums". Tamara siegte und nahm ihren verstoßenen Gemahl gefangen; sie begnadigte ihn und schenkte ihm die Freiheit. Noch einmal versuchte der Undankbare das Glück der Schlachten, aber wieder wurde er geschlagen und verjagt. Sein weiteres Schicksal liegt im Dunkeln.

Kaum hatte sich die Kunde verbreitet, daß Tamara's Hand wieder frei sei, so strömten von allen Seiten neue Bewerber herbei und viele Fürsten verloren, wie die Chronik sagt, den Verstand aus brünstiger Liebe zu Tamara, so der Erbe des griechischen Kaiserthrons, der Sohn des Manuel Polycarp, der Sohn des Königs von Antiochien und sogar der Sohn des Sultans Kisil-Arslaw, Mutafradin, welchem die Eltern aber die Ehe mit einer Christin streng verboten. Doch dieser ließ sich nicht abhalten, mit großer Pracht und reichen Geschenken nach Grusien zu reisen. Tamara ließ ihn festlich empfangen, veranstaltete einen großen Schmaus zu seinen Ehren, bei welchem er den Ehrenplatz einnahm. Nach dem Schmause ging Mutafradin für einige Wochen auf die Jagd, und die Landschaft und die Leute gefielen ihm so sehr, daß er zum Winter blieb. Aber nach Verlauf einiger Zeit heirathete er nicht Tamara, sondern eine unehelich gezeugte Tochter ihres Vaters, welche „Königstochter" genannt wurde.

Tamara's Wahl fiel endlich auf einen ossetischen Fürsten aus dem Hause der Bagratiden, der mit ihr im sechsten Gliede verwandt war. Er war mit Tamara am grusinischen Hofe erzogen worden. Von athletischer Gestalt und ungemein stark, hatte er ein schönes Gesicht. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Tamara und David (so war sein Name) schon als Kinder Neigung zu einander fühlten. Mit großem Prunk wurde die Hochzeit in Tiflis gefeiert. Das Volk jubelte dem jungen Paare von ganzem Herzen zu.

Tamara war eine sehr vielseitige Frau. Neben den Geschäften der Regierung und den Kriegsthaten förderte sie Kunst und Wissenschaften. Aus ihrer Zeit stammen viele herrliche Kirchen im georgischen Stil, bei welchen namentlich das kunstreiche in Stein gehauene Flechtwerk, welches Thüren und Fenster der Heiligthümer umrahmt, charakteristisch für die Kunst des Landes sind; ebensolche kunstreiche Guirlanden zieren die Manuskripte der damaligen Zeit. Viele literarische Denkmäler sind verloren gegangen, aber die noch erhalten sind, wie „das Fell des Panthers" von Schota Rustaweli, die Oden zum Preise Tamara's von Schawteli und Tschachruchadse, Bisramiani (Roman von Bis und Ramina), Rostamiani (Uebersetzung des Schachname), die Fabeln Kilila und Damana, die Geschichte Grusiens, die Weisheit des Balawar, Kartlis Zchowreba (das Leben Grusiens), und eine Menge juristischer Akten geben Zeugniß von dem hohen geistigen Aufschwung, welchen damals Grusien genommen hatte.

Die Ehe Tamara's mit David war lange nicht mit Kindern gesegnet. Endlich erhörte der Herr die heißen Gebete der Unterthanen. Im Jahre 1194 gebar sie einen Sohn Georg mit dem Beinamen „Lascha", d. i. der Glänzende, und tags darauf noch eine Tochter Rusudan. Das blieben die einzigen Kinder. Nach der Geburt der Kinder wurde Tamara genöthigt, zu den alten Lorberen der Siege über die Feinde neue hinzuzufügen. Die Gewaltthaten der Grenznachbarn und die Verfolgung der Christen durch dieselben durften nicht ungestraft bleiben.

Einer dieser Ruhestörer war der Sultan von Ardebil, welcher am Morgen des Osterfestes im Jahre 1208, als die Christen in den Kirchen ihre Andacht verrichteten, plötzlich in die Stadt Ani einbrach und ein schreckliches Blutbad anrichtete. 12,000 Menschen wurden getödtet, die Stadt geplündert, mit reicher Beute beladen zog der Sultan von dannen. Tamara wollte den Mohammedanern ein- für allemal die Lust zu solchen Scheußlichkeiten vertreiben und ihnen mit gleicher Münze heimzahlen. Während der mohammedanischen Fastenzeit rückte das grusinische Heer auf Ardebil los und drang in einer Vollmondnacht in die Stadt ein, als eben die Mollas von den Minareten die Gläubigen zum Gebet weckten. Auge um Auge, Zahn um Zahn: 12,000 Menschen wurden ermordet, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht, der Sultan mit seinen Weibern und Kindern in die Gefangenschaft geführt. Der Uebermuth anderer mohammedanischer Herrscher gab Tamara Veranlassung Charasan, Tebris, Erzerum und andere angrenzende Gebiete zu erobern. Die berühmtesten ihrer Feldzüge waren der gegen Schamchor (bei Elisabethpol), der nach Tebris und der Calostiksche (im Oberlauf des Tschorochflusses). Sie alle endeten mit schrecklichen Niederlagen der Feinde.

Um die kriegerischen Erfolge Tamara's zu verstehen, ist es nicht überflüssig, wenn wir einiges über die militärischen Verhältnisse Grusiens hier mittheilen. Ganz

Grusien war in neun Militärkreise eingetheilt. Jedem Kreis stand in Friedenszeit ein Eristaw (Gouverneur), in Kriegszeit ein Spassalar (Feldherr) vor. Außer der Landwehr hielten die Könige ein besoldetes Heer von 60,000 Mann. Diese Armee stand unter der Leitung eines Oberbefehlshabers (msachurt-uchuzes), welcher verpflichtet war, in den Städten und Festungen von strategischer Bedeutung Garnisonen zu halten, dem König eine Leibgarde zu stellen und auf den ersten Befehl hin ins Feld zu ziehen.

Die Offensivwaffen der Grusiner bestanden aus Bogen und Pfeil, einer Hellebarde, einem eisernen Hammer, einer Lanze, breitem Säbel, kurzem Schwert, als Defensivwaffen dienten: Kettenpanzer, Beinschirnen, ein Helm mit Kettennetz zum Schutz des Gesichts.[2]) Eine Reihe von Festungen mit steinernen Mauern in der Höhe von drei bis fünf Faden, mit Thürmen in den Ecken schützten das Land gegen plötzliche Ueberfälle. In den Thürmen waren die Schützen und steinschleudernde Maschinen untergebracht.. Den Festungskrieg führten die Grusiner nach dem Vorbild der Griechen, sie verstanden Minen zu graben und allerlei Defensivmaschinen zu handhaben. Die Hauptfestungen lagen im Süden des Reichs: Tortumi, Oltisi, Artanudschi, Tucharisi, Artani (Ardagan), Achalkalaki, Tmogwi, Achalziche, Odsrache, Ani, Dwin u. a. Die Schlachtordnung bestand aus drei an Zahl ungleichen Linien. In der ersten Linie stand die Avantgarde, bestehend ausschließlich aus Meschiern (aus dem Oberlauf der Kura und dem Bassin des Tschorach). In der zweiten Linie stand das Gros der Armee, fünf bis sechsmal stärker als die Avantgarde. Das stehende Heer und ein Theil der karthalinischen Krieger mit dem königlichen Feldzeichen und dem König an der Spitze, bildete die dritte Linie — die Reserve. Sie stand in solcher Entfernung von den zwei anderen Linien, daß sie dem Gang des Gefechtes folgen konnte. Die Aufstellung der einzelnen Völkerschaften im Zentrum, auf dem rechten und linken Flügel entsprach ihrer geographischen Lage. Das Heer war streng disciplinirt, unchristliche und unmoralische Lieder, Musik, jeglicher Luxus und Lustbarkeit waren verboten, Enthaltsamkeit, Frömmigkeit, Unermüdlichkeit und Ausdauer wurden hoch geschätzt. In allem war der König ein leuchtendes Beispiel.

Im Feldzug gegen Schamchor Mitte Juni 1203 besiegte Tamara den Amir-Abubakar von Persien, welcher die Fahne des Propheten entfaltet und unter derselben die Völker Asiens geschaart hatte, an Zahl „gleich dem Sand am Meer und den Sternen des Himmels“. Die Fahne des Propheten, viele Tausende von Gefangenen, ungeheure Beute, eine Menge Kamele, Pferde, Gold und Edelsteine fielen dem Sieger zu. Die gefangenen Menschen und Thiere, mitsammt der Beute bedeckten einen Platz von mehr als zehn Kilometer Länge. Die Krieger wurden reich beschenkt, auch die Klöster erhielten reiche Gaben. Die Fahne des Propheten wurde dem Muttergottesbild in Gelati vermacht, ebenso der aus großen Edelsteinen bestehende Halsschmuck des Emirs Kias-Eddin, des Anführers der Heere des Chalifen von Bagdad.

Tamara hatte der mohammedanischen Welt solchen Schrecken eingejagt, daß die Häupter derselben beschlossen, mit Tamara Frieden zu schließen und ihr eine jährliche Kontribution zu zahlen. Den Vertrag hatte auch der mächtige Feind der Kreuzfahrer, der Sultan von Aleppa, Nukardin, unterschrieben. Im Geheimen aber sammelte er ein Heer von 500,000 Mann (nach anderen 800,000), und zog an die Grenzen von Grusien. Von da schickte er an die Tamara einen Brief mit dem drohenden Inhalt: „Ich, Nukardin, der mächtige Sultan aller irdischen Reiche, der ich gleich bin den Engeln, so am Throne Allahs stehen, der Nachkomme des Propheten, thue dir, Tamara, Königin von Grusien, zu wissen, daß alle Frauen leichtsinnig sind. Du hast den Grusinern befohlen, sich zu waffnen, um das Allah so theure Volk der Moslemim zu vernichten. So wisse, daß ich gekommen bin, für die Perser Rache zu nehmen und dich und dein Volk zu bestrafen. Ich will euch die Lust benehmen, das Schwert zu entblößen, das nur den Moslemim gegeben ist. Ich verspreche Schonung denjenigen, die unterwürfig zu meinem Zelte kommen und den Glauben Mohammeds annehmen, und denen, welche vor meinen Augen das Kreuz, an welches du glaubst, mit Füßen treten!“ Der Bote, welcher dieses Schreiben überbrachte, fügte noch mündlich hinzu: „Wenn die Königin von Grusien ihrem Glauben entsagt, so wird der Sultan ihr die Ehre anthun, sie zur Gemahlin zu wählen, wenn nicht, so wird er sie zum Kebsweib nehmen.“

Die Frechheit Nukardins empörte die um die Königin versammelten Großen so sehr, daß der Feldmarschall Sacharias dem Gesandten einen solchen Schlag ins Gesicht versetzte, daß er zu Boden fiel.

Tamara's Antwort gipfelte in den Worten: „Du setzest deine Hoffnung auf dein Gold und deine Eselstreiber, ich aber baue auf Gott, sein Wille geschehe und nicht der deine!“

Sie selbst zog nicht mit in den Krieg, sondern verbrachte die Zeit in Fasten und Beten, und ließ in allen Klöstern und Kirchen Gott um Sieg der Waffen anflehen. Das Hauptheer stand unter dem Befehl des Gemahls der Tamara, die Avantgarde befehligte Feldmarschall Sacharias. Das grusinische Heer war beiläufig 100,000 Mann stark. Auf der Ebene Basiani, 45 Kilometer von Erzerum, stießen die Grusiner auf den nichts schlimmes ahnenden Feind. Nukardin wurde nach mehrstündigem heißem Kampf aufs Haupt geschlagen und rettete sich nur dank der Schnelligkeit seines arabischen Renners vor der Gefangenschaft, aber sein Feldzeichen, sein Hab und Gut und eine Menge Gefangener fiel den Siegern in die Hände. Groß war der Jubel des grusinischen Volkes über diesen Sieg.

Die Lorberen Tamara's erweckten in den persischen Herrschern die Besorgniß, daß sie ganz Persien erobern könnte. Mit aller Macht trafen sie daher Vorbereitungen zum Krieg. Als Tamara das erfuhr, beschloß sie, ihnen zuvorzukommen. Im Jahre 1210 zog das große grusinische Heer aus und gelangte nach siegreichen Gefechten bis Tebris, dessen Bewohner durch ihre Mollas und hochgestellte Beamte, die mit reichen Schätzen beladen ins grusinische Lager kamen, um Schonung baten. Tebris erhielt eine grusinische Garnison und das Heer zog weiter in die Provinz Man und nach deren Eroberung zur Stadt Sangan, welche trotz heftigen Widerstands genommen wurde. So eroberten die Grusiner Charasan, Kasmin u. a., ließen die Bewohner der eroberten Provinzen hohe Kontributionen zahlen und kehrten mit reicher Beute beladen in die Heimath zurück.

Der Ruhm der Grusiner (Iberer), dieser Kämpfer für den christlichen Glauben im Osten, verbreitete sich weit über den Kaukasus hinaus bis nach Indien, Europa, Aegypten. Im heiligen Land genossen sie so großen Respekt, daß die grusinischen Wallfahrer von allen Abgaben befreit waren; sie allein durften bewaffnet und mit

[2]) Vgl. Dabeschkeliani: Die kriegerische Organisation und Schlachtordnung des grusinischen Heeres in der Periode 1089 bis 1222 (in russischer Sprache).

flatternden Fahnen in Jerusalem einreiten. Die Türken und der Sultan warben sich ihre Leibwache aus Iberern.

Aber über den Kriegen vergaß Tamara auch fernerhin die friedlichen Künste nicht. Abgesehen van den schon oben genannten Bauten und der Begünstigung der Literatur färderte sie Wissenschaft und Bildung durch Gründung van Schulen, färderte die Hochschuten van Gremi und Ikaltia und ließ auf ihre Kasten 60 Zöglinge im Kloster von Athos unterrichten. Auch der Handel wurde durch den Bau van Schiffen gefärdert. Van ihrem Reichthum kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß Gold, Silber und Edelsteine nicht gezählt, sondern mit Scheffeln gemessen wurden. „Im ganzen Reich gab es keine Armen," sagt die Chronik. Nicht vergessen darf auch werden der wunderbarste Bau, welcher das Staunen der mahammedanischen Schriftsteller erweckte, die feste Stadt Wardsia, ganz in Felsen gehauen. In derselben hatten 20,000 Menschen Platz.

Tamara überlebte ihren Mann um vier Jahre. Am 18. Januar 1213 schloß auch sie die Augen für immer, im 56. Jahre des Lebens, im 28. ihrer Regierung. Eine geheimnißvolle Frauenkrankheit, an welcher sie mehrere Jahre gelitten, machte ihrem talentvallen und ruhmreichen Leben ein unerwartetes Ende. „Die Sonne von Grusien ist untergegangen, Gatt hat unsre geliebte Mutter zu sich gerufen, den Pfeiler des Glaubens und des Vaterlands," klagt der Chronist.

Kaum hat je in irgend einem Lande ein Herrscher gelebt, welcher in sa hahem Grade wie Tamara van Georgien im Mittelpunkt der Ueberlieferungen und Sagen der varaufgehenden und nachfalgenden Zeiten gestanden hätte, kaum hat irgendwa ein gekröntes Haupt regiert so rein und frei van jedem Tadel, wie diese edle Känigin.

Neue Forschungen im Gebiet der Kangoquellen.

H. S. Zu den interessantesten Problemen, die der Schwarze Erdtheil heute noch stellt, gehört die Frage nach den Kangoquellen. Der vereinigte Kongo entsteht unter 6° 35′ f. Br. durch den Zusammenfluß der Ströme Luapula und Lualaba. Diese Thatsache ist erst seit etwa 25 Jahren, seit Camerons Heimkehr, bekannt, während Livingstone noch allein mit dem östtichen Quellarm, dem Luapula, rechnete, der gelegentlich auch den Namen Lualaba führt. Livingstone hat zwar den Lufira und den Lomami erkundet, von dem dazwischen liegenden westtichen, eigentlichen Lualaba aber keine Kenntuiß erlangt. In Njangwe nach Südwesten abgedrängt, zog Cameron 1874 und 1875 in der Nähe eines großen Stromes seine Straße, den er fast parallel seiner Route einzeichnet. Er hat ihn selbst nicht berührt und nur an einer Stelle einen Blick aus der Ferne auf einen der von jenem Strome durchflossenen Seen werfen können, doch erfuhr er viel über das hydrographische System im Süden seines Reiseweges aus den Erzählungen der arabischen Händler und gelangte damit zu einer — wie wir heute erkennen — überraschend klaren und zuverlässigen Anschauung darüber. So hielt ein neuer großer Kongoquellfluß, der Lualaba, seinen Einzug in die Karten und trat in Konkurrenz mit dem Luapula. Heute sind der ganze Luapula und der untere und mittlere Lualaba mit befriedigender Genauigkeit aufgenommen; aber ganz sicher ist die Frage, wer von ihnen als Quellarm des Kongo zu betrachten sei, noch immer nicht entschieden. Im allgemeinen ist man heute freilich geneigt, den höchst wahrscheintich an Wasser reicheren Lualaba als Kongoquellfluß anzusprechen, und auch wir halten daran fest. Daraus ergibt sich nun die weitere Frage, wo die wichtigste Quelle dieses Stromes, mithin die Hauptquelle des Kongo zu suchen sei.

Die Forschungsthätigkeit hat sich diesem Theile Afrika's verhältnißmäßig spät zugewendet, und erst seit 1884, als die deutsche Expedition unter Böhm und Reihard von Osten her hieher vorgedrungen war, erlangten wir einige Aufschlüsse, doch mehr über die Zuflüsse, als über die Quellflüsse des Lualaba. Für dessen Quellgebiet mußten sich die Kartographen bis in die neueste Zeit fast ausschließlich — von einigen Andeutungen Camerons und Capello's abgesehen — mit der von D. Cooley mühsam konstruirten Route zweier portugiesischer Emissäre, der Pombeiros, behelfen, die im ersten Dezennium des 19. Jahrhunderts auf einer Wanderung quer durch den Kontinent von Angola nach Mozambique das Quellgebiet des Lualaba durchschritten haben mußten. Einen willkommenen Halt gewann diese sehr zweifelhafte Route dadurch, daß sich die Stelle fest legen ließ, wo Cameron sie gekreuzt hatte, und so ergab sich für die Lualabaquelle, in deren Nähe die Pombeiros vorbeigekommen waren, eine Pasition von etwa 12° 30′ und 25° ö. L. bei einem Berg Inpume und nicht weit von der vermuthlichen Sambesiquelle. Eine Bestätigung fand diese auf konstruktivem Wege gewonnene Lage durch die Route und die astronamischen Ortsbestimmungen der portugiesischen Forscher Capello und Ivens, die 1885, den Sambesinebenfluß Kabompo hinaufkommend, die Wasserscheide zum Kongo kreuzten und an jener Stelle eine Quelle vorfanden, die sie als die Quelle des Lualaba bezeichnen zu können glaubten. Die Kartographie trug dem auch Rechnung, und so floß denn auf unsern Karten der obere Lualaba in weitem, nach Osten offenen Bagen der Vereinigung mit dem Luapula zu. Man sollte aber bald erkennen, daß die Sachlage doch nicht so einfach sei. Sechs Jahre später (1891) überschritt der Belgier Le Marinet den Luataba etwa unter 90° 40′ und fand, daß der Strom dort gar nicht Lualaba hieß, sondern Lubudi oder Lukolesche, und nicht lange darauf erhielt man durch die belgische Expedition unter Bia und Francqui Kunde von einem weiteren großen Neben- oder Quellfluß des Luataba, dem Nsilo. Daneben bestand nun noch der von Capello Luataba genannte Fluß, dessen Quelle er tief im Süden entdeckt hatte. Man war im Zweifel, was mit diesem anzufangen sei. Gewöhntich leitete man ihn in den Lubudi über, als dessen Oberlauf oder Nebenfluß, sicherte ihm somit die Eigenschaft als Kongoquellarm, doch ließen ihn Andere auch nach Nordosten, dem Nsilo zufließen, während endlich der belgische Geograph Wauters ihm zuliebe gar einen neuen hypathetischen Quellarm des Lualaba konstruirte, den er nach einem von den Pombeiros erwähnten Fluß Lububuri nannte. Die Angelegenheit war bis vor kurzem noch ganz ungeklärt, zumal das Routier des einzigen Mannes, der vielleicht hätte Aufschluß geben können, des britischen Missionärs Arnot, der 1884 von Katanga nach Benguela gereist war, ganz dürftig und ahne Verständniß für die dort der Lösung harrende wichtige Frage aufgenammen war. Mit dem Problem ziemlich eng verknüpft war die Frage nach den Quellen des Sombesi und nach dem Verlauf der Wasserscheide zwischen diesem und dem Kongo im Westen. Infolge Arnots Zug hatte man die Sambesiquelle um etwa einen Grad nach Osten, an den Kaombe-Berg (24° ö. L.) verlegt.

Im vergangenen Jahre ist nun das interessante Gebiet von zwei Forschern gleichzeitig aufgesucht worden, von dem englischen Major Gibbons und dem belgischen Leutnant Lemaire. Die Untersuchungen Beider sind vor einiger Zeit zum Abschluß gelangt, und wir besitzen vorläufige Berichte von ihnen, die zwar noch viel Unklares und Unverständliches enthalten, aber doch einen Blick auf den Stand der Frage lohnend erscheinen lassen. Die Unternehmung Gibbons', die mit der Ankunft des Forschers am oberen Nil (3. Mai d. J. in Dufile) beendet war, gehört zu den ergebnißreichsten und verdienstlichsten Forschungsreisen, über die aus den letzten Jahren aus Afrika zu berichten war. Ueber Gibbons' Untersuchung der großen Zuflüsse des mittleren und oberen Sambesi ist früher an dieser Stelle berichtet worden (Beil. vom 27. Febr. d. J.); über den weiteren Fortgang seiner Reisen sei folgendes bemerkt: Im September 1899 brach Gibbons, der sich von seinen Gefährten getrennt hatte, von Lialui, seinem Standquartier im Barotselande, endgültig nach Norden auf, um zunächst die Sambesiquellen aufzusuchen. Er fuhr im Boot den Sambesi hinauf, während er seine Tragthiere am Ufer

entlang treiben ließ, bis Nana Kandundu (11° 30' s. Br.). Die Stromfahrt bot nur geringe Hindernisse, und Gibbons meint, daß leichtgebaute Hinterraddampfer dort überall ohne Schwierigkeit passiren könnten. Die Ufer waren hoch und bewaldet, das Gelände wellig. Von Nana Kandundu, wo die Ankunft Ende September erfolgte, ging Gibbons nach Osten über Land durch eine Gegend, die bis dahin nur von den ungarischen Reisenden Magyar und dem Missionär Arnot berührt worden war. Das bewaldete Terrain stieg allmählich bis etwa 1500 Meter an den Sambesiquellen an, die Gibbons Mitte Oktober erreichte. Ueber ihre genaue Lage hat er noch nichts mitgetheilt, doch erscheint es ziemlich sicher, daß sie in der That an der Stelle liegen, wo man sie bisher verzeichnet hatte: etwa unter 24° ö. L. Gibbons ist also der Entdecker der Quelle dieses Stromes.[1]) Ein dort mit seinem früheren Begleiter Kapitän Quicke verabredetes Zusammentreffen scheint Gibbons versäumt zu haben; Quicke sollte von Lialui den mittleren Kasukwe erreichen und diesen Fluß bis zu seiner unbekannten, doch in der Nähe der Wasserscheide vermutheten Quelle hinaufgehen. Gibbons zog nunmehr die Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi entlang nach Osten der von Capello und Ivens entdeckten Quelle des Kabompo, des großen linken Nebenflusses des oberen Sambesi, zu und traf in ihrer Nähe, am Mumbeschefluß, die belgische Katanga-Expedition unter Lemaire, die auf einem nördlicheren Wege ebenfalls aus dem Westen dorthin gelangt war. Mit Lemaire zusammenreisend erreichte Gibbons im Dezember v. J. Moischa, eine belgische Station am oberen Lufira, worauf er sich, was beiläufig erwähnt sei, über den Merusee, den Tanganika und die Nilseen heimwärts begab.

Ist Gibbons' Reise vor allem für die Erforschung des oberen, dem Kongo benachbarten Sambesisystems von Bedeutung, so liegt der Schwerpunkt von Lemaire's Forschungen im Quellgebiet des Kongo selbst. Die Expedition, die Anfang 1899 von Kasembe am Nsilo nach Westen aufbrach, war von mehreren Fachmännern begleitet und hatte neben geographischen Forschungen, die eine Festlegung der Südgrenze des Kongostaates ermöglichen sollten, die Aufgabe, die Flüsse auf ihre Schiffbarkeit und das Land auf seine etwaigen Bodenschätze hin zu untersuchen. Vorweg sei bemerkt, daß diese Untersuchungen ein sehr ungünstiges Ergebniß lieferten; um so mehr Gewinn aber zieht der Geograph aus der Unternehmung. Lemaire ging von Kasembe nach Nordwesten zum Lualaba (Lubudi), den er an der Stelle erreichte, wo Le Marinel ihn gekreuzt hatte. Er verfolgte den unbekannten Flußlauf eine Strecke weit aufwärts, überschritt ihn und kam im Westen desselben an einen anderen zum Lualabasystem gehörigen Strom, den Kulesche, der mit dem Lukolesche der Karten offenbar identisch ist und bedeutender war als der Lubudi, mit dem er sich vereinigt. Weiter westlich passirte Lemaire noch einen Nebenfluß des Kulesche, den Lugenda, und kam dann, Camerons Route unter 10° 25' s. Br. kreuzend, ins Gebiet des Kassai. Diesen selbst erreichte Lemaire im Lande der Kioko, er folgte ihm aufwärts nach Süden und besuchte den Dilolosee. Der See hatte damals viel offenes Wasser; er steht jedoch, wie Lemaire betont, niemals mit dem Kassai in Verbindung, gibt vielmehr zur Zeit starker Regen an den Sambesizufluß Lotembue Wasser ab, was übrigens auch durch ältere Beobachter bestätigt wird. Vom Dilolosee ging Lemaire auf einem südlicheren Wege nach Osten zurück, wobei er der Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi folgte, die dort die Grenze des Kongostaats bildet. Er passirte dabei eine Unzahl von Flüßchen, die bald diesem, bald jenem System zugehörten; doch war der Charakter der Wasserscheide sehr deutlich ausgeprägt, und niemals kam es vor, daß eine Quelle beiden Systemen zugleich Wasser zuführte. U. a. kreuzte Lemaire auch den Oberlauf des Kulesche, der in der Nähe der Sambesiquelle entspringt, und er gewann aus der Beobachtung aller dieser Flüsse die Ueberzeugung, daß der Kulesche als der Hauptquellfluß des Lualaba anzusehen sei. Er glaubt, weiter im Südosten auch den von Capello und Ivens Lualaba genannten Fluß gefunden zu haben; da er aber die Lage der Quelle dieses Flusses, den er Mualaba nennt, durch eine astronomische Ortsbestimmung um einen vollen Grad nördlicher ermittelte, als die Beobachtung der beiden Portugiesen ergeben hatte, so müssen wir im Gegensatz zu Lemaire annehmen, daß er eine andere Quelle bestimmt hat; ein Irrthum von einem Grad in der Breite ist für eine astronomische Ortsbestimmung geradezu ungeheuerlich; die astronomischen Positionen von Capello und Ivens gehören aber, wie viele Kontrolgelegenheiten erwiesen haben, zu den besten, die wir überhaupt haben. Im übrigen kehrt der Flußname Lualaba dort so oft wieder, daß aus der Identität der Namen eine solche der Flüsse und Quellen keineswegs folgt. Nach dem Zusammentreffen mit Gibbons beobachteten beide Expeditionen getrennt, doch stellte sich eine gute Uebereinstimmung der Routenaufnahme Gibbons' mit den Längenbestimmungen Lemaire's heraus. Die weiteren Forschungen bis zum Schluß des Jahres betrafen den oberen Lauf des Nsilo und Lufira. Die hier skizzirte Wanderung Lemaire's verläuft, abgesehen von der Gegend am Kassai und Dilolosee und östlich vom Kabompo, in bislang völlig unbekanntem Gebiet, und man darf daher auf die näheren Berichte und Karten gespannt sein.

Für die Frage nach dem Hauptquellfluß des Lualaba ergibt sich aus Lemaire's Forschungen folgendes: der Reisende hat alle die oberen Zuflüsse und Quellflüsse des Lualaba gekreuzt und muß Gelegenheit gehabt haben, sie zu vergleichen. Diesen Vergleich hat Lemaire gezogen, und er kommt, wie angedeutet, zu dem Ergebniß, daß der Kulesche der Hauptarm sei. Allein Lemaire hat jene Flüsse keineswegs immer unter gleichen Verhältnissen passirt, die Oberläufe nicht zur selben Jahreszeit wie die Unterläufe, den einen mehr im unteren Theil, den anderen im Mittellaufe, und deßhalb sind alle Zweifel vorläufig noch nicht gelöst. Näherer Aufklärung bedarf vor allem auch das Verhältniß des Mualaba Lemaire's zum Lualaba Capello's. Völlige Sicherheit können hier nur Reisen in longitudinaler Richtung bringen, die den weiten Raum zwischen der nördlichen Route Lemaire's und der Wasserscheide aufklären; immerhin aber kann man sagen, daß unsre Kenntniß über die Kongoquellen wieder um ein Erhebliches gefördert worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kaiser Rudolf II. und die Nachfolgefrage bis zum Tode des Erzherzogs Ernst. Unter diesem Titel veröffentlicht Prof. Dr. Johann Zöchbaur im zweiten und dritten Jahresbericht des bischöflichen Privatgymnasiums am Collegium Petrinum in Urfahr bei Linz (1899—1900) eine Abhandlung, die sich auf ein reiches zeitgenössisches Quellenmaterial stützt. — Die sich stetig steigernde „Melancholie" Kaiser Rudolfs II. regte schon frühzeitig bei den Hauptvertretern des Katholizismus und bei allen mehr oder minder uneigennützigen Freunden des Hauses Habsburg den Gedanken an, die Interessen beider gegenüber dem drohenden Eintritt eines „Interregnums" zu wahren. Es handelte sich ja um drei hervorragende Kronen, und zwar außer um die alte Reichskrone auch um die Kronen von Böhmen und Ungarn, die das Erzhaus erst seit einem halben Jahrhundert besaß. Schon vier Jahre nach dem Regierungsantritt Rudolfs II., im Jahre 1580, warf der habsburgfreundliche Wettiner August von Sachsen die „Nachfolgefrage" auf. Von den Mitgliedern des Erzhauses betrieb sie Karl von Steiermark am nachdrücklichsten. Parallel mit dieser Frage lief eine andere, welche die Heirath des Kaisers mit Isabella von Spanien betraf. Als Nachfolger Rudolfs II., d. h. als römischer König, war Erzherzog Ernst, der älteste Bruder des Kaisers, von katholischer Seite mit geradezu seltener Einmüthigkeit in Aussicht genommen, ja er war auch, falls Rudolf nicht geneigt sein sollte, auf die spanische Heirath einzugehen, als Isabella's

[1]) Dieser Tage wurde eine Notiz verbreitet, daß es dem englischen Major Harding „endlich" gelungen sei, die Sambesi-Quelle zu finden. Die Priorität gebührt aber Gibbons. Mit Harding's Behauptung ist übrigens seine Länge für die Quelle, 20° 51' ö. L., nicht im geringsten zu vereinen.

Bräutigam auserſehen. Wohl dieſer Umſtand mochte in dem hochgradig mißtrauiſchen Kaiſer den Verdacht erwecken, daß man ihn überhaupt beiſeite ſchieben wolle. Rudolf II. führte nun mit der ſolchen „Melancholikern“ eigenthümlichen Art 20 Jahre lang den Kampf gegen ſeine guten „Freunde“ und wohlwollenden Rathgeber, und zwar ſo, daß er dem Kurfürſten gegenüber oder auch in ſeinem ihm aufgedrungenen Verkehr mit der römiſchen Kurie das äußerſte Entgegenkommen zeigte und namentlich die ſpaniſche Heirath eifrig zu betreiben ſchien — während er ſich den Erzherzogen gegenüber ſchroff ablehnend verhielt. Der Tod des Kurfürſten Auguſt von Sachſen brachte die Nachfolgefrage im Jahre 1586 zum erſtenmal zum Stillſtand, eine zweite Verzögerung erfuhr ſie durch den im Jahre 1590 erfolgten Tod des Erzherzogs Karl von Steiermark, eine dritte führte der Tod der Häupter der habsburgfeindlichen „Bewegungspartei“, des ſächſiſchen Kurfürſten Chriſtian I. und des Pfalzgrafen Johann Kaſimir im Jahre 1592 herbei. Trotzdem nun die Kurie die Erledigung dieſer Frage aufs lebhafteſte in Angriff nahm, brachte doch der drohende Türkenkrieg 1593 einige Ablenkung, vor allem wurde deßhalb der Reichstag auf das Jahr 1594 verſchoben. Der Regensburger Reichstag, den der Kaiſer nach Mitte Mai 1594 eröffnete, war für ihn bezüglich der Nachfolgefrage die gefährlichſte und drangvollſte Zeit. Er war deßhalb auch ſtets zur Abreiſe gerüſtet, wenn ein anderer Ausweg oder eine andere Ausflucht nicht mehr zu gewinnen wären.

Der päpſtliche Nuntius Speciano berichtete unmittelbar vor Eröffnung des Reichstags nach Rom, man könne die Sache aufgeben, wenn ſie nicht auf dieſem Reichstag gelänge. Mißlingt es aber auch diesmal, meinte er, ſo werde man bei Lebzeiten des Kaiſers niemals einen römiſchen König ſehen. Der Nuntius ſollte mit ſeiner Prophezeihung nur zu ſehr recht behalten. Der Reichstag ging vorüber, ohne daß die Angelegenheit geordnet wurde. Wohl nahm der diplomatiſch gewandte Kurfürſt Ernſt von Köln die Sache nochmals thatkräftig in die Hand, allein der plötzliche Tod des Erzherzogs Ernſt am 20. Februar 1595 erſchwerte die Regelung der Nachfolgefrage ungemein, da nun auch noch die Perſonalfrage hinzukam. Die Kurfürſten, insbeſondere die proteſtantiſchen, nahmen in der Folge auch immer entſchiedener den Standpunkt ein, es ſei Sache des Kaiſers, zu verlangen, daß man ihm einen römiſchen König an die Seite ſetze. Rudolf II. wollte aber keinen römiſchen König, wie Papſt Clemens VIII. längſt richtig erkannt hatte, und ſo blieb dieſe Frage trotz jahrzehntelanger Bemühung ungelöst. Nagele.

Johannes Ziegler: Das Aſſoziationsprinzip in der Aeſthetik. Eine Studie zur Philoſophie des Schönen. Leipzig, Ed. Avenarius. 1900. — Eine Lehre wie die von der Bedeutung der Aſſoziation zum Zuſtandekommen der äſthetiſchen Luſtgefühle, die Fechner, Viſcher und viele Andere mit eingehender Gründlichkeit zu formuliren und auszubauen verſucht haben, in einem flüchtig geſchriebenen Büchlein von einigen 70 Seiten widerlegen zu wollen, iſt kein leichtes Unternehmen; und wenigſtens dem Schreiber dieſes gegenüber iſt es dem Verfaſſer auch nicht gelungen, ihn von ſeiner Ueberzeugung, daß an der Aſſoziation „die halbe Aeſthetik hängt“ abzubringen. Zieglers Ausführungen heften ſich nicht ohne Geſchick an einige mehr dialektiſche als ſachliche Schwächen in den Argumentationen einiger Aſſoziationsäſthetiker, ſchienen mir aber, und zum Theil recht unſchwer, als Scheinargumente erweisbar. Der Einwand: es müſſe, wenn die äſthetiſchen Luſt- (und Unluſt-)gefühle auf Aſſoziation beruhten, dann auch das Wohlgefallen, das der Weintrinker im Herbſt an dem aus einem Haus herausragenden Buſchen zu empfinden pflegt, weil ihm dieſer aſſoziativ die Nähe eines guten Neuen verkündet, gleichfalls ein äſthetiſches Wohlgefallen ſein, iſt nicht triftig; es handelt ſich — von anderen Momenten abgeſehen, die dieſes Wohlgefallen zum nicht äſthetiſchen ſtempeln — in der Aſſoziationstheorie nicht um derartige konventionell-ſymboliſche Aſſoziationen, ſondern um ſolche, die ohne ſolche Willkürlichkeit bei einer beſtimmten „Vorbereitung“ des erlebenden Individuums nothwendig auftreten und die darum allerdings leicht als Beſtandtheile des ſinnlichen Eindrucks ſelbſt aufgefaßt werden können. Nicht nur, daß — um auf das bekannte Paradigma zu exemplifiziren — eine Orange im allgemeinen größeres äſthetiſches Wohlgefallen zu erwecken pflegt als eine Holzkugel von genau der gleichen Farbe und Geſtalt, beruht auf Aſſoziation erwähnter Art, ſondern auch, daß die Kugel ſelbſt ein äſthetiſch werthvolleres Gebilde iſt als etwa ein völlig regelloſer Körper, daß uns Linien und Tonverbindungen, Naturformen und menſchliche Körper in beſtimmtem Grad, der auch ein negativer ſein kann, äſthetiſche Eindrücke erzeugen können; und wenn dagegen eingewandt wird, daß wir nach dieſer Theorie ja nur aus den Erſcheinungen herausnähmen, was wir vorher in ſie hineingelegt haben, ſo dürfte ſich dies mit dem Gegeneinwand erledigen, daß dies „Hineinlegen“ und „Zurücknehmen“ in Wahrheit ein und derſelbe Vorgang ſind. So hat Referent, bei Anerkennung dialektiſcher Gewandtheit des Verfaſſers, doch von ſeiner Polemik im Grunde nur den Eindruck des Kampfes des irdenen gegen den eiſernen Topf.

Erlangen. Carl Schneider.

* In Arcetri, gleich neben der Torre di Gallo, ſind nach einer Mittheilung der ſoeben erſchienenen „Zeitſchrift für bildende Kunſt“ einige Freskenreſte ans Licht gebracht worden, die für die Kenntniß des italieniſchen Quattrocento von großer Bedeutung ſind. Der Raum, wo dieſer Schatz gefunden wurde, iſt gewölbt; er dient heute den Gäſten einer Penſion als Speiſezimmer. Die Fresken haben ſich neben einem Fenſter, über und neben einer hier ſpäter eingebrochenen Thür erhalten. Sie ſind zum Theil zerſtört. Auf dem dunklen Grunde erkennt man noch deutlich fünf lebensgroße Geſtalten, vier Männer und eine Frau. Es ſind nackte Tänzer, die in ſcharfen, kaum modellirten Umriſſen mit großer Sicherheit und Lebendigkeit gezeichnet ſind. Die Männer ſind in raſender Bewegung begriffen, nur die Frau nimmt eine ruhige Haltung an. Die kraftvollen, ſchlanken, jugendlichen Geſtalten ſpringen mit erhobenen Armen, Hände und Füße ſind in vibrirender Bewegung. Der Ausdruck der bartloſen Geſichter zeugt von Lebensfreude und Jugendluſt. Der Kopf der weiblichen Geſtalt iſt zerſtört. Die Fresken ſind flüchtig gearbeitet, aber doch ſo hervorragend in Idee und Formgebung, daß ſie dem Maler Antonio Pollajuolo zugeſchrieben werden können. Die kühnen Verkürzungen in der Bewegung und die Uebertreibung im Ausdruck finden ſich ganz ähnlich auf ſeinen Bildern. Wahrſcheinlich ſetzten ſich die Tänzer rings an den Wänden fort. Die Fresken werden jetzt durch Leinwandverſchläge geſchützt, noch beſſer aber wäre es, wenn ſie von der Wand genommen und in den Uffizien in Sicherheit gebracht würden.

* Die Ermüdung des Gehirns. In einem ſehr leſenswerthen Beitrag zur Pſychophyſiologie der Ermüdung, den Eduard Sokal in der „Umſchau“ veröffentlicht, theilt er das Folgende mit: Was die Ermüdung bedeutet, iſt bis jetzt noch nicht ganz geklärt. In einer geiſtreichen Abhandlung u. d. T. „La fatica“ und beſonders in ſeinem herrlichen, kürzlich erſchienenen Werke „L'uomo sulle Alpi“ (Der Menſch auf den Hochalpen) hat der berühmte Turiner Phyſiologe Angelo Moſſo an einem gewaltigen Beiſpiele die Lehre von der Ermüdung entwickelt. Es gibt nur eine Ermüdung — die nervöſe. Aus ihr leitet Moſſo alle die Erſcheinungen ab, welche auftreten, ſobald der Körper die phyſiologiſchen Grenzen ſeiner Leiſtungsfähigkeit überſchreitet. Nichts iſt demnach verkehrter, als ſich, wie es ſo häufig geſchieht, von einer geiſtigen Ueberanſtrengung in die phyſiſche Arbeit, von einer Ermüdung in die andere flüchten zu wollen. Vor allen Dingen darf man, wie Moſſo hervorhebt, nicht den Zuſtand der „Ermüdung“ mit dem der „Ermattung“ verwechſeln. In dem uns Allen wohlbekannten Zuſtande der Ermüdung haben wir eine Summe von vagen Empfindungen, die ſich ſchwer definiren und noch weniger abſchätzen laſſen. Als „Ermattung“ aber bezeichnen wir jenen Zuſtand der Erſchöpfung, der uns Ermüdungsempfindungen geringerer Intenſität fühlen läßt und der fortdauert, nachdem wir uns bereits ausgeruht haben. Die Ermattung überfällt uns manchmal auch ohne vorherige Anſtrengung des Gehirns oder der Muskeln. Beſonders geſchieht dies bei Hyſteriſchen und bei Perſonen, welche eine große nervöſe Reizbarkeit beſitzen. Die gute und die ſchlechte Dispoſition, die gute und die üble Laune, von denen man ſo oft reden hört, ſind keine Capricen des Organismus, ſondern ſind wie

das gute und schlechte Wetter auf natürliche Ursachen zurückzuführen und in schwer erkennbaren Störungen des Nervensystems zu suchen. ... Für Menschen und Thiere, welche unter natürlichen Bedingungen leben, also keinen gewaltigen Energieleistungen zu entsprechen genöthigt sind, ist es übrigens, wie Mosso treffend bemerkt, nur ein Vortheil, bei dem Energieverluste, dem sie in dem Kampfe um das Dasein ausgesetzt sind, nicht durch eine Sinnesempfindung belästigt zu sein. Unsre Maschine ist so eingerichtet, daß die Ermüdung uns nur ein wenig früher anhalten läßt, als die Waage das Gleichgewicht verliert. Der Schmerz, der die Ermüdung begleitet, ist wie ein Sicherheitsventil, das sich nur öffnet, um ein Allarmzeichen zu geben und bis zu diesem Moment können wir ruhig arbeiten. Leider funktionirt diese Sicherheitsklappe nicht in allen Fällen und nicht bei allen Menschen gleich gut. Gerade in den Fällen großer Aufregung, Ueberanstrengung und Erschöpfung versagt sie zuweilen vollständig.

* **Würzburg.** Dr. Robert Petsch, ein durch seine volkskundlichen Forschungen, besonders Studien über das Volksräthsel, bekannter Schüler Karl Weinholds und Erich Schmidts, hat sich, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, für das Fach der deutschen Philologie an der hiesigen Universität habilitirt.

* **Dresden.** Prof. Dr. Praps, der Direktor des Berliner Werkes von Siemens u. Halske und Privatdozent an der Universität Berlin, ist als ordentlicher Professor und Direktor des neu zu erbauenden elektrotechnischen Instituts an die hiesige technische Hochschule berufen worden.

E. **Leipzig.** Prof. Dr. Triepel von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Tübingen angenommen.

* **Aus der Schweiz.** Der seit länger als 25 Jahren an der Akademie zu Neuenburg wirkende Theologieprofessor Eugen Ladame (Kirchengeschichte und biblische Archäologie), Ehrendoktor der Universität Genf, ist im Alter von 57 Jahren in Neuenburg gestorben. — In Konstanz ist nach schwerem Leiden der frühere Privatdozent in der medizinischen Fakultät der Züricher Hochschule, Dr. Arthur Hanau, gestorben.

* Der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege wird seine diesjährige 25. Jahresversammlung in den Tagen vom 12. bis 15. September in Trier abhalten. Der erste Verhandlungstag wird zwei Themata zur Besprechung stellen, ein ärztliches und ein vorwiegend technisches. Das erste Thema lautet: „Maßregeln zur Bekämpfung der Pest"; das einleitende Referat hat Geheimrath Prof. Gaffky übernommen, der vor zwei Jahren die vom Deutschen Reich nach Indien entsandte Kommission zum Studium der Pest in ihrer Heimath leitete. Der zweite Gegenstand betrifft die Wasserversorgung mittelst Thalsperren in gesundheitlicher Beziehung. Die erste Autorität auf diesem Gebiet, Geheimrath Prof. Intze (Aachen) hat das Referat über den technischen Theil dieser Frage übernommen, während Prof. Karl Fränkel (Halle) vorwiegend die hygienische Seite der Frage behandeln wird. — Am zweiten Tage stehen zur Berathung: „Die Ursachen und Bekämpfung der hohen Säuglingssterblichkeit", für welche Prof. Dr. Prausnitz (Graz) das Referat übernommen hat, und die zum erstenmal in einer Vereinsversammlung behandelte Frage Hygiene des Radfahrens mit Dr. Siegmund Merkel (Nürnberg) als Referenten. — Am dritten Tage steht nur ein Gegenstand zur Berathung, aber ein heutzutage besonders wichtiger: „Die kleinen Wohnungen in Städten, ihre Beschaffung und Verbesserung". Um diese schwerwiegende Frage von allen Seiten zu beleuchten, sind hiefür drei Referenten gewonnen: Oberbürgermeister Beck (Mannheim), Geh. Baurath Stübben (Köln) und Medizinalrath Dr. Reincke (Hamburg).

* Der soeben erschienene 36. Jahrgang des Shakespeare-Jahrbuchs enthält wieder eine Reihe werthvoller und wichtiger Abhandlungen. Zunächst finden wir den Vortrag veröffentlicht, den H. Bulthaupt am 23. April 1899 über „Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller" gehalten hat. — Dr. S. Singer handelt über „die physiologischen Grundlagen der Shakespeare'schen Psychologie." — Gr. Sarrazin steuert „neue italienische Skizzen zu Shakespeare" bei (1. Die Seestadt Verona. 2. Shakespeare's geographische Kenntnisse von Oberitalien.). — Ueber „the date and the authenticity of Situs Andronious" handelt Ch. Crawford, über „Bürgers Macbeth-Uebersetzung" J. Minor. — Eine ausführliche Abhandlung widmet W. v. Wurzbach, als Fortsetzung früherer Arbeiten, dem englischen Dramatiker Philipp Massinger. Eine Reihe kleinerer Studien betrifft das Theater. Den Schluß bildet die sorgfältige „Shakespeare-Bibliographie" von Albert Cohn (Berlin), die damit zugleich ihren Abschluß erreicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Führer zum Passionsspiel in Oberammergau für das Jahr 1900. 7. Aufl. (Woerls Reisebücher.) Leipzig, Woerl. — L. Rohmann und K. Engelhardt: Mehr Sonne! Berlin, Entsch 1900. — Die neugriechische Sprache. II. Kursus: Die Schriftsprache. (Unterrichtsbriefe für das Selbststudium.) Leipzig, Haberland 1900. — Führer durch Bad Tölz-Krankenheil. 3. Aufl. (Woerls Reisehandbücher.) Leipzig, Woerl. — B. v. Sydacoff: Ein halbes Jahrhundert österreichischen Hof- und Staatslebens. 3. Aufl. Leipzig und Berlin, Luckhardt 1900. — Do., Das Ende der Dynastie Obrenovic. 3. Aufl. Ebd. 1900. — Wenzely: Unterricht in Kontorarbeiten. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1900. — K. Pampert: Universalgeld auf Grundlage des metrischen Gewichts und des Monometallismus. Ruckerlberg bei Graz, Selbstverlag 1900. — Die Hundertjahrfeier der kgl. Technischen Hochschule zu Berlin. 18.—21. Okt. 1899. Berlin, W. Ernst u. Sohn 1900. — Die chinesische Armee und Kriegsflotte. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — J. Keßler: Furchtlos und treu. Geleitsworte an die nach China ausrückenden ostasiatischen Regimenter. Ebd. 1900. — Albrecht: Was enthält die Felddienstordnung vom 1. Jan. 1900 Neues? 2. Aufl. Ebd. 1900. — Muster für schriftliche militärische Ausarbeitungen. 3. neu bearb. Aufl. Ebd. 1900. — H. Obst: Karl Ewald Hasse, der Nestor der deutschen Kliniker. (Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge. N. F. Nr. 343/344.) Hamburg, J. F. Richter 1900. — L. G. Cordes: Deutsches Seerettungswesen und seine Mittel. Bremerhaven, in Komm. bei G. Schipper 1900. — Asiaticus: Die Kämpfe in China. 1. Heft. Berlin, Schröter. — Else Hofmann: Der Weg gen Golgatha. Roman. Leipzig, List 1900. — A. Trinius: Thüringer Kurorte und Sommerfrischen: 1. Friedrichroda und Umgebung. 2. Eisenach und Umgebung. Minden i. W., Bruns 1900. — Do., Thüringer Wanderbuch. 7. Bd. Ebd. — Kriegsatlas China. Mannheim, A. Bartsch. — F. v. Winkler: 365 Speisezettel für Zuckerkranke und Fettleibige. 3. Aufl. Wiesbaden, Bergmann 1900. — K. Böttcher: Weltausstellungs-Glossen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter 1900. — C. Wöjcik: Ueber den Krieg in Südafrika. 4. Heft. Wien, Seidel 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 18. August. Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Eine vernachlässigte Kardinalfrage.

Von Max Seiling.

I.

> Verglichen mit unsern erstaunlichen Fortschritten in den physikalischen Wissenschaften und in ihrer praktischen Anwendung, bleibt unsre ganze soziale und moralische Organisation in einem Zustande der Barbarei. Wallace.

Zu den gedankenlosen Redensarten gehört nach meiner Ansicht die, daß es stets Reiche und Arme geben werde und müsse, weil es in aller Vergangenheit so gewesen sei; oder wie man sich jetzt auszudrücken beliebt: weil der Kampf ums Dasein nie ein Ende nehmen werde und könne. „Da lohnt es sich ja doch nicht, sich mit der sozial-ökonomischen Frage den Kopf zu zerbrechen,“ sagt leider gar Mancher und bleibt auf der faulen Haut liegen.

Der „Kampf ums Dasein“ erweist sich nun aber, soweit er auch auf wirthschaftlichem Gebiete stattfinden soll, bei näherem Zusehen als eine haltlose Phrase, weil durchaus keine Analogie mit der Entwicklungslehre besteht. Der wirthschaftliche Kampf ums Dasein ist nichts weniger als eine unabänderliche Naturnothwendigkeit, sondern lediglich die Folge einer schreienden Ungerechtigkeit und der Unfähigkeit, diese als solche zu erkennen; denn die Erde hat noch lange Raum und Gaben genug für Alle. Allerdings war in früheren Zeiten, da der Mensch durch eigene Arbeit nicht viel mehr erzeugen konnte, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse brauchte, die Armuth eine unzertrennliche Begleiterin des Reichthums, weil der Eine sich nur dadurch bereichern konnte, daß er sich durch Gewalt oder List einen Theil der Arbeitsprodukte Anderer aneignete. Nachdem aber der Mensch in unsern Tagen die Naturkräfte sich in großartiger Weise dienstbar gemacht und zahlreiche Hülfsmittel der Produktion ersonnen hat, könnte eine auf Vernunft und Gerechtigkeit aufgebaute wirthschaftliche Ordnung mit Leichtigkeit zum Wohlstande aller Menschen führen, wie es z. B. von Hertzka in seinem Buche „Freiland“ zahlenmäßig bewiesen worden ist.

Statt dessen führen wenigstens 90 Prozent der Bevölkerung ein vom Wohlstand weit, in den meisten Fällen sogar sehr weit entferntes, kümmerliches Dasein und sind vom „gewaltig gewachsenen Nationalreichthum“ praktisch ganz ausgeschlossen. Es kann nicht einmal von einer allgemeinen, wenn auch noch so bescheidenen Verbesserung der Lebenshaltung der Volksmillionen gesprochen werden. Um nur ein frisches, das Gegentheil beweisendes Beispiel anzuführen: die „Wiener Arbeiterzeitung“ hat gelegentlich des österreichischen Kohlenstrikes an der Hand von amtlichen Veröffentlichungen berechnet, daß im Kladnoer Bezirk der Jahresverdienst des Arbeiters während der Jahre 1890 bis 1898 von 407 auf 383 Gulden gesunken ist; und zwar zur selben Zeit, da der Kapitalgewinn seinen höchsten Stand erreichte.

Was die Ursachen der heutigen sozialen Nothlage betrifft, so werden von den Wenigen, welche hierüber nachdenken, gewöhnlich die folgenden Sündenböcke vorgeschoben: die Uebervölkerung, die Ueberproduktion, der Militarismus, der Zwischenhandel, der Mangel an politischer Freiheit, der Luxus der Reichen, die Zollfrage, der Alkoholismus, die Juden und die Goldwährung. Diese Sündenböcke erweisen sich bei näherer Betrachtung als lauter Phantome, schon aus dem einfachen Grunde, weil die soziale Krankheit auf der ganzen Erde, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit Bezug auf die ebengenannten Faktoren auftritt. Ich kann mich darauf beschränken, an die beiden am öftesten genannten Krankheitsursachen einige Bemerkungen zu knüpfen, nämlich an den Militarismus und die Ueberproduktion.

Der Militarismus ist nach meiner Ansicht bei den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen ein großes Glück. Sieht man von gewissen lokalen und temporären Erscheinungen ab, dann muß man zugeben, daß im großen und ganzen viel eher ein Ueberfluß als ein Mangel an Arbeitern herrscht. Wo kämen wir nun hin, wenn die rund drei Millionen Soldaten, welche in Europa zu Friedenszeiten unter Waffen stehen, auch noch arbeiten wollten? Aber nicht genug damit, es würden ja eine große Menge Arbeiter frei werden, welche jetzt ihren Lebensunterhalt den Rüstungen und überhaupt den mannichfachen Bedürfnissen des Militärwesens zu verdanken haben. Die durch den Militarismus bedingte erhöhte Steuerlast wird aber vom Volke nicht so schwer getragen, wie Viele glauben machen wollen; sie ist jedenfalls ein sehr viel kleineres Uebel als jenes, das uns durch die Abschaffung der Heere zur Zeit erwachsen würde.

Mit dem sogar in einer Thronrede schon gebrauchten Schlagwort „Ueberproduktion“ wird fälschlicherweise eine Erscheinung bezeichnet, welche in Wahrheit eine Konsumverhinderung ist, das heißt die Unmöglichkeit seitens der Konsumwilligen, sich die auf dem Weltmarkt nicht abgesetzten Güter zu verschaffen; denn es gibt nicht eine einzige Waare, die nicht sehr bald zu Ende gehen würde, wenn man sie an die Bedürftigen vertheilen wollte. Die Ueberproduktion rührt daher, daß der Konsum mit der Produktion nicht gleichen Schritt hält, daß sich der Austausch der Güter nicht vollziehen kann. Durch diese sonderbare Erscheinung wird das Räthselhafte des sozialen Problems auf die Spitze getrieben: aus Mangel an Arbeit haben die Erzeuger der überproduzirten Güter keinen Verdienst, so daß sie dieselben im gegenseitigen

Austausche nicht erwerben und verbrauchen können. Also Armuth infolge des Ueberflusses! Hier muß im Staate Dänemark offenbar etwas sehr faul sein.

Rosegger hat in seinem Aufsatze „Das Geld und die sittliche Freiheit“ („Der Thürmer“, Nov.-Heft 1899) als eine der allerwichtigsten Ursachen unsres wirthschaftlichen Jammers den Mangel an Sparsamkeit hingestellt. Ich bestreite nun keineswegs, daß durch die Ausübung dieser Tugend die Lebenshaltung zahlreicher kleiner Leute wesentlich verbessert werden könnte. Es wäre indessen gar nicht unmöglich, daß eine allgemeine Sparsamkeit der Arbeiter eine Herabsetzung der Arbeitslöhne im Gefolge hätte, so daß nichts gewonnen wäre. Daß wirthschaftliche Maßnahmen oft ganz unerwartete Folgen haben können, zeigt, nebenbei bemerkt, die Waarenhaussteuer. In Frankreich, wo sie schon lange eingeführt ist, geht der Steuerbetrag bei einzelnen Geschäften in die Hunderttausende und dennoch blühen Bon Marché, Louvre, Printemps und andere Firmen mehr als je. Die Steuerlast wird eben auf die Fabrikanten abgewälzt, die sich wiederum an der Schmälerung der Arbeitslöhne schadlos zu halten wissen; andrerseits haben die in den Waarenhäusern Angestellten unter der Steuer zu leiden.

Was nun aber das allgemeine Sparen jedenfalls bewirken würde, das ist eine durch die Einschränkung des Konsums herbeigeführte, weitere „Ueberproduktion“, beziehungsweise eine Verminderung der Arbeitsgelegenheiten. Daß solchermaßen durch die Ausübung einer Tugend die Noth vergrößert werden würde, ist der beste Beweis dafür, daß die wirthschaftliche Ordnung auf den Kopf gestellt ist. In der That kann schon heute das Sparen — also nicht der Mangel an Sparsamkeit — als „die allerwichtigste Ursache“ der sozialen Krankheit bezeichnet werden, nämlich: das Sparen der Reichen. Die Einkommen der Reichsten unter den Reichen sind so übermäßig groß, daß sie selbst bei der größten Konsumwilligkeit ihrer Besitzer nicht verbraucht werden können. Da ferner bei der damit verbundenen Vertustgefahr nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der von den Kapitalisten nicht verbrauchten Ueberschüsse auf die Beschaffung neuer Produktionseinrichtungen entfällt, wird der große Rest in Grundeigenthum, Hypotheken, Staatspapieren oder mit Monopolen ausgestatteten sicheren gewerblichen Unternehmungen (Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w.) zinsbringend angelegt. Der Zins ist jedoch kein Naturerzeugniß, sondern ein Tribut, eine Abgabe, die irgend Jemand aus seinem Vermögen oder aus seinem Einkommen leisten, beziehungsweise sich von vornherein von seinem Lohn abziehen lassen muß. Meist sind es die arbeitenden Volksmillionen, und zwar sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer, die zur Aufbringung des Zinses ihren Verbrauch einzuschränken gezwungen sind, ohne daß die Großkapitalisten im selben Verhältniß mehr verbrauchen. Dieser Prozeß der Verschiebung der Besitz- und Einkommenverhältnisse zugunsten des müßigen Ueberfättigten und zu Ungunsten des arbeitenden Bedürftigen spielt sich im wirthschaftlichen Leben unter tausenderlei Formen ab, wobei sein wahrer Charakter oft verdeckt ist. Die von sämmtlichen Kapitalisten der Welt alljährlich nicht konsumirten und zinsbringend angelegten Beträge werden gegenwärtig bereits auf wenigstens 15 Milliarden Mark geschätzt! Mit Entsetzen werden wir gewahr, daß ein Wort Napoleons I., die fürchterliche Herrschaft des Zinseszinses werde die Menschheit noch auffressen, thatsächlich in Erfüllung zu gehen droht.

Wenn das Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsumtion nicht noch viel greller und rascher in Zunahme begriffen ist, so erklärt sich dies einerseits aus dem Umstande, daß der Fortschritt stets größere Anforderungen und Bedürfnisse erzeugt, somit neue Arbeit heischt (man denke z. B. an die ausgedehnte Verwerthung der auf elektrotechnischem Gebiete gemachten Erfindungen oder an die Entwicklung des Verkehrswesens), andrerseits aber und hauptsächlich aus verschiedenen anderen Ursachen: aus der überaus großen Zahl der im Militarismus, Zwischenhandel, Beamtenthum u. s. w. unproduktiv beschäftigten Kräfte; aus namhaften außerordentlichen Ausgaben für militärische und maritime Zwecke; aus Luxus und Wirthshausleben; aus mangelnder Bildung, insofern diese nicht zu noch größerer Produktion befähigt — paradoxerweise überhaupt vielfach aus jenen, den Konsum stimulirenden Uebelständen, die von Vielen gerade angeklagt werden. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch noch die organisirte Wohlthätigkeit zu erwähnen, die das wahre Bild unsrer Gesellschaftsordnung verschwommen sein läßt, und in Bezug auf welche mit Recht schon behauptet worden ist, daß ohne sie, speziell in England, die heutigen wirthschaftlichen Zustände sich keine Woche hatten können. Ob eine Wohlthätigkeit, die es darauf abgesehen hat, die bestehenden Verhältnisse der Gerechtigkeit zum Hohn zu perpetuiren, berechtigt oder gar zu loben sei (von Werken aufopfernder Nächstenliebe ist hier nicht die Rede), ließe sich daher sehr wohl in Zweifel ziehen.

Die nächste Frage ist jetzt: wodurch wird das Entstehen, Bestehen und Wachsen der verderbenschwangeren Kapitallatifundien hauptsächlich ermöglicht? Und da lautet die wohl die Meisten sehr überraschende Antwort: durch das private Eigenthumsrecht auf Grund und Boden. Ich bemerke gleich, daß ein erschöpfender Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung im Rahmen eines Aufsatzes nicht gegeben werden kann. Immerhin glaube ich aber, mit dem Nachfolgenden Jedem, der sehen will, zeigen zu können, daß die Erdbodenfrage die Kardinalfrage des sozial-wirthschaftlichen Problems ist.

Das von den Römern überkommene private Bodenbesitzrecht hat für die Güterverteilung die schwersten, sowohl direkten als indirekten Folgen. Zu den direkten gehört vor allem die Möglichkeit des arbeitslosen Erwerbes in der krassesten Form. Indem der Grundwerth mit der sich mehrenden Bevölkerung, mit der Verbesserung der Verkehrs- und Produktionsmittel, mit der Erhöhung der öffentlichen Sicherheit und anderen, der Gesellschaftsleistung entspringenden Werthschöpfern (Wasser- und Gasleitungen, Parkanlagen, Museen, Schulen, Theatern u. s. w.), sowie auch mit der Entdeckung von Naturwerthen (Kohle, Metalle, Petroleum u. s. w.) rasch steigt, wird der Grundbesitzer, namentlich der städtische, in den Stand gesetzt, enorme Summen zu verdienen, ohne einen Finger zu rühren. Beinahe werthlose Gärten und öde Sandwüsteneien in der Umgegend von Großstädten werden infolge von deren Ausdehnung in werthvolle Baustellen verwandelt, deren Besitzer die Hände in den Schoß legen und ruhig abwarten, bis ihnen der hundert-, ja tausendfache Betrag von dem bezahlt wird, was ihr Grundstück früher werth war. Obwohl Beispiele dieser Art Jedermann bekannt sind, möge doch ein besonders drastischer Fall hervorgehoben werden. Ein Bauer, Namens Kilian, kaufte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts (ich rechne das Jahr 1900 noch zum 19. Jahrhundert) in Schöneberg bei Berlin einen Kartoffelacker für 2700 Thaler; derselbe Acker wurde in den 70er Jahren als Baustellenterrain für 6 Millionen Mark verkauft.

Der Werth des Grundes und Bodens von ganz Berlin ist seit dem Jahre 1842 von 95 Millionen Mark heute

auf etwa 5000 Millionen gestiegen, wobei der Werth der Gebäude nicht mit eingerechnet ist. Und der Werthzuwachs der gesammten deutschen Erde ist in der neueren Zeit so bedeutend, daß er mehr als hinreichen würde, die ganze Steuerlast zu tragen, wenn er der Allgemeinheit zuflösse, der er — als ausschließlich von ihr geschaffen — gebührt.

Der große Kaiser Joseph II. sagte im Vorwort zu seinem Steuergesetz: „Der Grund und Boden ist das Meer, in das zuletzt alle Kulturarbeit hineinfließen muß.“ Von der Wahrheit dieses Satzes kann man sich leicht durch folgende einfache Betrachtung überzeugen. Alle vorhandenen Güter entspringen dem Zusammenwirken der drei Faktoren: Grund und Boden, Arbeit und Kapital. Unter Kapital im volkswirthschaftlichen Sinn sind nicht nur die auf die Produktion zeitweilig verwendeten baaren Gelder, sondern auch Werkzeuge, Maschinen und alles das zu verstehen, was die Arbeit rentabler macht. Die Entschädigung für die Benutzung des Bodens ist die Grundrente, diejenige für die Arbeit der Lohn und jene für das Kapital der Zins. Während nun, wie allgemein bekannt, Lohn und Zins in den letzten Jahrzehnten keine bleibende wesentliche Aenderung erfahren haben, obwohl die Produktion gleichzeitig ganz enorm gestiegen ist, hat sich lediglich die Grundrente, entsprechend der gesteigerten Kulturarbeit, erhöht. Diese Erkenntniß scheint sich nachgerade wenigstens der Ladeninhaber zu bemächtigen, da man von solchen häufig die Klage hören kann, daß sie sich nur für die ständig steigende Miethe (Grundrente) plagen müßten.

Du Prel, der zwar kein Nationalökonom, wohl aber ein sehr scharfsinniger Denker war, steht kaum allein da, wenn er einmal sagt, daß der bloße Fortschritt der Naturwissenschaften die Verbesserung der äußeren Lebensverhältnisse mit sich bringen werde. Dies ist ein großer Irrthum; denn, wie die Dinge heute liegen, könnte die Produktionskraft der menschlichen Arbeit, ja sogar die der Erde ums hundertfältige erhöht sein, ohne daß die Lage der großen Mehrzahl auch nur um das Geringste verbessert würde, da alle Vortheile lediglich den Besitzern des Grundes und Bodens zugute kommen würden. Es ist in dieser Beziehung ungemein bezeichnend, daß als Heilmittel für die soziale Krankheit auch schon Einschränkung des Maschinenbetriebs und Hemmung des Verkehrs allen Ernstes vorgeschlagen wurde, weil eben diese an sich zweifellos segensreichen Einrichtungen bei der herrschenden wirthschaftlichen Ordnung mitunter sogar schädliche Wirkungen haben. Durch Einführung von Maschinen werden Arbeiter brotlos.

In dem durch den Privatbodenbesitz ermöglichten Baustellenwucher haben wir auch die letzte und eigentliche Ursache der städtischen Wohnungsnoth zu suchen. Die horriblen Preise der Bauplätze machen eine andere Bebauung als mit ungesunden Miethskasernen einfach unmöglich und müssen obendrein noch die Miethen in die Höhe treiben. Unter dieser Geißel leiden wiederum die ärmsten Klassen am meisten, indem bis zu 30 Proz. ihres Einkommens von der Miethe verschlungen werden. Auch die Aufbesserungen der Beamtengehälter fließen gewöhnlich in die Taschen der Grundbesitzer (beziehungsweise der Hypothekenbanken), indem diese Aufbesserungen — bisweilen sogar gleichzeitig — von Miethssteigerungen begleitet sind. Eine völlige Beseitigung der selbst von den unverbesserlichsten Optimisten zugegebenen Wohnungsnoth ist ohne gewisse Reformen mit Bezug auf die Bodenfrage gar nicht denkbar. Von den vielen, über diesen Punkt schon gemachten, bemerkenswerthen Meinungsäußerungen sei an dieser Stelle nur ein Ausspruch des bekannten Leipziger Volkswirthschaftslehrers Prof. C. Büchers hervorgehoben. Er sagt in seinen „Wirthschaftlichen Aufgaben der Stadtgemeinde“: „Ich halte die im städtischen Bauwesen bestehenden Uebelstände für so groß und schwer, daß ich zu ihrer Beseitigung geradezu die Ausdehnung des Enteignungsrechts auf den gesammten für Bauzwecke geeigneten Boden für gerechtfertigt halten würde. . . . Das ist ein sehr weitgehender Vorschlag, der dem Bestehenden und Gewohnten schroff entgegentritt, und ich würde ihn gewiß nicht machen, wenn ich irgend eine Hoffnung hätte, daß es auf andere Weise besser werden könnte.“

Wer den Grund und Boden, das Land besitzt, der besitzt die Menschen in dem Maße, als ihnen anderes Land mehr oder weniger zugänglich ist; mit anderen Worten: der Privatgrundbesitz involvirt die Sklaverei. Zur Gütererzeugung ist nämlich der Grund und Boden ein unumgänglich nothwendiger Faktor, denn er liefert uns die Rohmaterialien, nur auf ihm kann die Arbeit verrichtet werden. Wer das Land besitzt, verfügt daher über alle Früchte der Arbeit abzüglich dem zum thierischen Dasein des Arbeiters absolut Nothwendigen. Deßhalb, d. h. so lange das Recht auf Privatgrundbesitz in der jetzigen Form existirt, ist eben von der manchesterlichen Lehre vom Gewährenlassen, vom „freien Walten der wirthschaftlichen Kräfte“, welche den Faktor Grund und Boden auf unverzeihliche Weise vernachlässigt, kein Heil zu erhoffen. Der Satz, „die Arbeit schafft alle Werthe“, ist durchaus irrthümlich; es gibt sogar Werthe, an denen die Arbeit gar keinen Antheil hat: das Holz des Urwaldes, das Gras der Prärien, Stücke gediegenen Goldes, Edelsteine, Wasserkräfte u. s. w. Wenn zur Gütererzeugung nur Arbeit gehörte, könnte es eine soziale Frage überhaupt gar nicht geben.

Der Eigenthümer des Bodens einer Insel im Weltmeer, von der es keine Möglichkeit des Wegkommens gäbe, hätte das unbedingte Besitzrecht auf die volle Arbeitskraft, ja sogar auf Leben und Tod aller Bewohner, weil Grund und Boden für das bloße Dasein als Wohnstätte unentbehrlich ist. Und wirklich fehlt es selbst für diesen extremen Fall nicht an Beispielen. So sind in den Jahren 1811—1820 infolge der berüchtigten „Clearances“ (Kündigungen) der Lords of Sutherland in Schottland 15,000 Menschen von dem Lande weggetrieben worden, das sie und ihre Vorfahren friedlich bebaut hatten. Die in Elend und theilweise in den Tod Hinausgestoßenen mußten 39 Schaf-Farmern Platz machen, weil es besser rentirte, Schafe zu kultiviren als Menschen. Ja sogar wilden Thieren muß der Bodenbebauer das Feld räumen, wenn der Besitzer dem rohen, doch nein: dem „edlen Waidwerk“ huldigt.

Ein empörendes Beispiel für die Abhängigkeit des Arbeiters vom Bodenbesitzer ist folgendes: In Amerika ist es schon wiederholt vorgekommen, daß einzelne Gesellschaften ganze Kohlengebiete mit Beschlag belegten und, um die Kohlenpreise künstlich hoch zu halten, nur einen kleinen Theil zur Ausbeutung frei gaben, trotzdem viele Tausende von Bergleuten hungerten und um Arbeit bettelten, trotzdem Millionen das theure Brennmaterial nicht erschwingen konnten und froren. Der Stand der Grundeigenthümer ist eben, wie Buckle sagt, der einzige, dessen Interesse dem der Allgemeinheit entgegengesetzt ist.

Der Umstand, daß die Kohlenbergwerke sich in Privatbesitz befinden, kann überhaupt noch recht tolle Zustände zeitigen. Es ist bereits die Rede vom Verkauf deutscher Bergwerke an ausländische Kapitalsringe; es handelt sich zunächst um die Zechen „Kaiser Friedrich“ und

„Tremonia", die ein Konsortium französischer und belgischer Kapitalisten kaufen will. Warum sollten nicht eines Tages englische und amerikanische Milliardeure die deutschen Kohlenlager aufkaufen, um die deutsche Industrie auf diese Weise lahm zu legen? Bei unsrer gegenwärtigen Rechtsordnung würde sie nichts daran hindern können. Oder vielleicht der Patriotismus der Grubenbesitzer? Ach nein, heutzutage ist nicht nur in England alles Geschäft, und ein schwedisches Sprichwort sagt ja leider nicht ganz mit Unrecht: „Was thut der Deutsche nicht für Geld!"

Daß mit der Zunahme des Großgrundbesitzes die Verarmung des Volkes Hand in Hand geht, lehrt die Erfahrung. Ich erinnere hier nur an das größte Beispiel aus der Geschichte, an den Untergang Roms. Latifundia perdidere Italiam, sagt Plinius in klarer Erkenntniß der Sachlage.

Die indirekten Folgen des Privatrechts, Land zu besitzen, bestehen in der Möglichkeit einer absolut sicheren Kapitalanlage, sowie in der Möglichkeit, verhältnißmäßig hohen Zins für ein dargeliehenes Kapital erlangen zu können.

Wenn von Kapital die Rede ist, muß man sich vor allen Dingen klar machen, ob es sich um wirkliches oder imaginäres Kapital handelt. Wirkliches Kapital sind die von der Arbeit hergestellten Güter, wie Werkzeuge, Maschinen, Häuser, Schiffe u. s. w. Das Geld ist, nebenbei gesagt, nur ein Tauschmittel. Unter imaginärem oder falschem Kapital dagegen sind kapitalisirte Tributrechte, Zinserhebungsrechte zu verstehen. Die wichtigsten imaginären Kapitalien sind die aus Bodenwerthen bestehenden, wozu Hypotheken und Pfandbriefe ebenso gehören wie der direkte Grundbesitz; ferner die Staatsschuldscheine und, bis zu einem gewissen Grade, die Eisenbahnwerthe. Die Werthsumme dieser imaginären, zinstragenden Kapitalien übersteigt bei weitem die des wirklich vorhandenen Kapitals; sie beträgt mindestens 60 Prozent des gesammten Weltkapitals.

Der Grund und Boden z. B. ist kein wirkliches Kapital im oben angegebenen Sinne, also kein von Menschenarbeit erstelltes Gut. Sein hoher Werth besteht in der Unentbehrlichkeit, der Unzerstörbarkeit, der Unvermehrbarkeit und darin, daß er selbstthätig Werthe erzeugen kann, was kein Erzeugniß der Menschenarbeit zu thun imstande ist. Diese Eigenschaften des Bodens ermöglichen es demjenigen, der ihn eignet, von denen, welche seiner bedürfen, einen Tribut zu verlangen. Der Marktwerth, zu dem dieses Tributrecht verkäuflich ist, d. h. der zu dem dafür üblichen Zinsfuß kapitalisirte Betrag der Grundrente, bildet den Kapitalwerth des Bodens. Dieser Kapitalwerth nimmt im allgemeinen zu, einerseits weil die Höhe des erlangbaren Tributs steigt, und andrerseits weil der Zinsfuß fällt, da vermehrte Kapitalmengen noch der sicheren Anlage in unvermehrbarem Boden begehren.

Zwischen wirklichem und imaginärem Kapital besteht nun der große und folgenschwere Unterschied, daß Bestand und Zinsertrag des letzteren im großen und ganzen ein gesicherter ist, während bezüglich des wirklichen Kapitals das gerade Gegentheil zutrifft. Denn die oben genannten, so außerordentlich werthvollen Eigenschaften des Grundbesitzes, der ganze Kredit des Staates, sowie die Macht seiner Gesetze bilden die Grundlage des imaginären Kapitals; hingegen wird der Bestand des wirklichen Kapitals von vergänglichen Werken der Menschenhand dargestellt. Dazu kommt, daß das imaginäre Kapital der Feind des wirklichen ist; denn jede Liquidation einer Fabrik oder irgend eines geschäftlichen Betriebes, wie sie z. B. die Folge von nicht bezahlten Hypothekenzinsen oder überhaupt von Tributverpflichtungen dem imaginären Kapital gegenüber sein kann, bedeutet eine Zerstörung wirklichen Kapitals. Werkzeuge und Maschinen wandern zum alten Eisen, Werkbänke werden zu Brennholz u. s. w.

Diesem wichtigen Unterschiede zwischen wirklichem und imaginärem Kapital ist es zuzuschreiben, daß die Großkapitalisten ihre Anlagen hauptsächlich in imaginärem Kapital machen. Ihre Ersparnisse dienen somit nicht der Herstellung neuer Güter, sondern nur zur Vergrößerung des scheinbaren Weltkapitals, zur Vergrößerung des modernen Sklavenbesitzthums, d. h. des Kaufwerthes der Berechtigung auf die Arbeitsleistung der Volksmillionen.

Daß sich nun aber das imaginäre Kapital auf das private Bodenbesitzrecht stützt, kann aus dem Vorstehenden unschwer gefolgert werden. Ohne dieses verhängnißvolle Recht gäbe es vor allem keinerlei Bodenwerthe und kein, wie ein geheimes Gift wirkendes Bodenpfandrecht, dann aber auch keine Staatsschuld- und Eisenbahnpapiere. Als Besitzer des Landes hätte der Staat so hohe Pachteinkünfte bezogen, daß er schuldenfrei geblieben, sowie in den Besitz aller Eisenbahnen und etwaiger anderer Monopolbetriebe gekommen wäre. Man bedenke z. B., daß der jährliche Grundpachtwerth Deutschlands schon heute, trotz der unbefriedigenden Zustände, auf über 3 Milliarden Mark geschätzt wird. Im bodenbesitzenden Staate müßten die Ersparnisse der Kapitalisten Anlage in Ackerbau, Industrie und Handel suchen und würden solchermaßen belebend auf das wirthschaftliche Getriebe einwirken, statt daß sie dasselbe, wie jetzt der Fall, höchst nachtheilig beeinflussen.

Adolf Schmitthenner.

Schon einmal ist in dem jetzt zur badischen Rheinpfalz gehörigen Städtchen Neckarbischofsheim — im Jahre 1786 war's; es hieß damals noch schlechtweg Bischofsheim und gehörte zum Ritterkanton Kraichgau — ein Dichter zur Welt gekommen: Karl Mayer, der zarte Sänger der Natur, der heute freilich in dieser Eigenschaft nur noch Wenigen, Vielen dagegen als der vertraute Freund eines größeren bekannt ist: Ludwig Uhlands, dem Mayer zeitlebens innerlich nahegestanden hat und wie in den Jugendjahren so auch wieder in der späteren Lebensepoche ein räumlich eng verbundener Weggefährte gewesen ist. Und abermals hat uns dieselbe Stadt einen Poeten geschenkt, einen Poeten von ganz anderem, durch und durch modernem Gepräge, der mit jenem bescheidenen Lyriker so gut wie nichts gemein hat und ihn an künstlerischem Gestaltungsvermögen weit überragt.

Adolf Schmitthenner — denn von ihm ist hier die Rede — hat am 24. Mai 1854 das Licht der Welt erblickt. Er entstammt von Seiten des Vaters wie der Mutter einer Theologenfamilie; die Schmitthenner sind im 18. Jahrhundert aus Herborn in Nassau nach ihrer gegenwärtigen Heimath gewandert. So war die theologische Bestimmung des Knaben fast etwas selbstverständliches. Er empfing seine Schulbildung von einem Privatinstitute seiner Vaterstadt und vom Karlsruher Gymnasium, dessen Direktor, Gustav Wendt, auf die geistige Entwicklung des Jünglings großen Einfluß gewann; Schmitthenner hat dem verehrten Lehrer als äußeres Dankeszeichen seine „Novellen" zugeeignet. Nach Abschluß der Schulzeit studirte er zwei Jahre in Tübingen, ein Semester in Leipzig und drei weitere in Heidelberg, während welchem Zeitraum er im nahen Dorfe Kirchheim wohnen konnte, dessen Pfarrhaus seine Eltern inzwischen bezogen hatten. Auf das ehrenvoll bestandene Examen folgte eine siebenjährige Vikarsperiode.

die ihn zuletzt nach der badischen Residenz führte. 1883 wurde er Pfarrherr in seinem Geburtsorte Neckarbischofsheim, wo er ein glückliches Dezennium verlebte. Schon 1880 hatte er sich verheirathet, und sein Haus füllte sich bald mit blühender Jugend, die allmählich auf sieben Köpfe anwuchs. 1893 wurde er zum Pfarrer einer der vier Heidelberger Pfarrbezirke erwählt und zugleich vom Kultusministerium zum Lehrer am praktisch-theologischen Seminar ernannt.

Mitten im weiten Kreise einer zahlreichen Familie und Freundschaft stehend, mitten in einem ernsten, vielseitig anregenden Berufe wirkend, erübrigt sich Schmitthenner doch noch manche Stunde zum Fabuliren. Schon von Jugend auf hat er die Poesie zur Freundin erwählt. Namentlich als Student hat er viel gedichtet, meist Verse. Von seinen lyrischen Erzeugnissen sind nur hin und wieder einzelne in Blättern, wie „Daheim", „Deutsche Dichtung", veröffentlicht worden. In seiner Epik bricht die lyrische Stimmung häufig mit so unmittelbarer Gewalt hervor, daß man sich gar nicht wundern dürfte, wenn er eines Tages auch in der Lyrik mit Leistungen ersten Ranges auf den Plan träte. Den Beginn seiner epischen Schriftstellerlaufbahn bezeichnet die Erzählung „Psyche", die zuerst im Jahrgange 1889/90 von Velhagen und Klasings „Neuen Monatsheften" und dann in Buchform (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1891; 2. Auflage 1892) gedruckt worden ist. 1896 folgte ein Band Novellen, der außer der umfangreichen Erzählung „Ein Michel Angelo", sechs kleinere Stücke umfaßt. Seinen Hauptwurf endlich that er 1899 mit dem Romane „Leonie". Die beiden letzteren Bücher sind im Leipziger Verlage von Fr. Wilh. Grunow erschienen, wo das äußere Schicksal der Schmitthenner'schen Schöpfungen auch für die Zukunft wohl geborgen ist. Die „Leonie" muß ihren Dichter berühmt machen, wenn anders es in Sachen der Kunst eine Gerechtigkeit gibt. In der That hat das Werk bereits ein gewisses Aufsehen erregt, ist wenigstens weit mehr beachtet worden, als was Schmitthenner vorher geschrieben hat. Einige noch ungedruckt in des Dichters Pult ruhende Novellen werden mit der 1898 in „Ueber Land und Meer" gedruckten, „Das Eheramen" betitelten vielleicht bald einen neuen Band füllen.

Den drei größeren Erzählungen, mit denen uns Schmitthenner bisher beschenkt hat, liegen eigenthümliche Stoffe zugrunde, deren Wahl ein starkes Vertrauen in die eigene Dichterkraft bekundet. In „Psyche" tritt uns ein vierzehnjähriges Kind aus dem Volke, Lisette Schmidt, entgegen, die in das Ballettkorps des Hoftheaters eingetreten ist, um ihre Mutter während einer Krankheit unterstützen zu können. Noch nicht der Schulpflicht ledig, doch vor der Konfirmation stehend, geräth sie durch ihre Doppelexistenz in unlösbaren inneren Zwiespalt, der sie schließlich ins Verderben stürzt. „Ein Michel Angelo" führt uns das Schicksal eines jungen Steinmetzgesellen vor, der sich aus den engen Verhältnissen des kleinstädtischen Gewerkes heraus zum Künstler emporringt. Aber die Vollendung seines Meisterwerkes, das ihn zum Gipfel des Ruhmes trägt, einer Braut von Korinth, belastet zugleich schwer sein Gewissen, indem er sich die Mitschuld am jähen Tode eines jungen Mädchen beimessen muß, deren leidenschaftliches Verhältniß zu ihm seinem Meißel eine dämonische Macht verliehen hat. Die reine Liebe der edlen Tochter seines theueren Lehrers entführt ihn zuletzt. In „Leonie" endlich hat sich der Dichter an ein heikles sexuelles Problem gewagt. Ein junges Ehepaar, das sich zärtlich liebt, soll der körperlichen Vereinigung entsagen, weil der Frau, die schon wiederholt todte Kinder zur Welt gebracht hat, eine erneute Entbindung nach dem Ausspruch der Aerzte das Leben kosten würde. Aber einmal übermannt den Gatten doch die Leidenschaft, und es geschieht, was nicht geschehen sollte. Leonie fühlt sich Mutter. In innigster Lebensgemeinschaft, ganz auf sich selbst beschränkt, verbringen die beiden die nächsten Monde und beschließen dann, vor der Unglücksstunde gemeinsam zu sterben. Doch im entscheidenden Augenblicke kommt dem Weibe das Frevelhafte dessen, was sie beabsichtigt hat, zum vollen Bewußtsein, und sie hindert die That. Leonie stirbt, aber ihr Kind lebt, und der Mann fährt gleichfalls fort zu leben für sein Kind, für das Andenken an die verklärte Gattin, das ihn zu einem edleren, besseren Menschen umbildet. Die junge Leonie hat von der Mutter die elementare Liebe zu Kindern geerbt, und sie fällt dieser Leidenschaft als Braut zum Opfer.

Schmitthenner hat es mit seinen epischen Darstellungen vor allem auf tiefes Eindringen in die menschliche Seele abgesehen, deren zartesten Regungen und geheimnißvollsten Vorgängen er mit ungewöhnlicher geistiger Spürkraft folgt. Dabei geht er seinem Ziele auf einem eigenthümlichen Wege nach. Er stellt seine Helden und Heldinnen mitten in die Welt der Wirklichkeit, zeigt uns genau die menschliche Umgebung, in der sich ihr äußeres Leben abwickelt. Seine psychologische Kunst beschränkt sich nicht auf Schilderungen des inneren Lebens, vielmehr vermeidet er die direkte Reflexion und läßt uns die seelischen Zustände seiner handelnden Hauptpersonen aus ihrem Thun und Treiben ablesen, das er bis in die kleinsten Einzelheiten zeichnet. Indem wir die charakteristischen Wirkungen ihres spezifischen Seelenlebens auf ihr äußeres Handeln ununterbrochen im Auge haben, verstehen wir jenes weit besser, als wenn es uns durch noch so geistreiche und tiefsinnige Betrachtungen und Beschreibungen verdeutlicht würde. Die ganze Darstellungsweise Schmitthenners gewinnt dadurch zugleich etwas ungemein gegenständliches und greifbares, lebendiges und packendes. Ohne Frage dürfen wir in dieser Methode, die ja selbstverständlich nichts vollkommen neues ist, aber bei Schmitthenner mit besonderer Konsequenz ausgebildet, mit besonderem Geschick gehandhabt ist, einen Fingerzeig erblicken, wie die Versöhnung von neuer und alter Kunst möglich ist, wie die Errungenschaften des modernen Verismus und die Ueberlieferungen der klassischen Poesie, denen jene Richtung oft genug Hohn spricht, zu einer höheren Einheit verschmolzen werden können. Schmitthenner ist ganz Realist, aber er ist zugleich durch und durch zartfühlender, feinsinniger Poet; er schreckt vor nichts zurück, was natürlich ist, aber er bevorzugt nirgends das Nackte, das Häßliche, das Gemeine als solches, ordnet vielmehr alle naturalistischen Ingredienzien höheren poetischen Zwecken unter. Den schönsten Triumph feiert Schmitthenners Fähigkeit, Mißklänge unsrer modernen Poesie in Harmonie aufzulösen, in seinem letzten Romane „Leonie". Hier handelt der Haupttheil des Bandes von einem geschlechtlichen Probleme, und doch ist das ganze Buch so geschrieben, daß man schon durch eine unsinnig prüde Erziehung jeden gesunden Sinn für Natürlichkeit verloren haben muß, um daran Anstoß zu nehmen.

Schmitthenners Handlungen spielen sich in beschränktem Milieu ab. Er holt seine Helden und Heldinnen aus dem Volke, aus der Kleinstadt, höchstens aus bürgerlichen Beamten-, Gelehrten- und Künstlerkreisen. Höher hinauf steigt er nicht. Er schildert weder plutokratische noch aristokratische Sitten; er führt uns nicht zur äußeren Höhe des Lebens an Fürstenhöfen. Er ist eben zu sehr Realist, um mit Hülfe der reinen Phantasie Gemälde zu schaffen, deren Urbilder er niemals mit eigenen Augen geschaut hat. Seine poetischen Schöpfungen tragen darum auch eine deutlich erkennbare süddeutsche Färbung. Gerne versetzt sich Schmitthenner in seine Vaterstadt zurück, wo er ja auch als Mann segensreich gewirkt hat; die dortigen Honoratioren und Bürger mögen ihm vielfach als Modelle gedient haben; auch Bischofsheimer Oertlichkeiten liegen offenbar seinen lokalen Beschreibungen zugrunde. Dann tauchen Universitätserinnerungen auf: der Theaterlust, der er in Leipzig gefrönt hat, dankt er wohl mancherlei Anregungen und Kenntnisse, die er in seiner „Psyche" verwerthet hat. Ebenso sind die Erfahrungen seines Seelsorgerberufes seiner Poesie zugute gekommen. Hier hat er reichlich Gelegenheit gehabt, geringe Leute zu studiren; aber nicht nur genaue Bekanntschaft mit solchen, auch warmblütige Theilnahme an ihren Geschicken spricht aus seinen Erzählungen. Kurz, wir treffen in Schmitthenners Büchern allenthalben auf Erlebtes, Geschautes. Mit einer gewissen Vorliebe bewegt er sich in kleinstädtischer Sphäre. In „Ein Michel Angelo" kommt über derartigen Detailschilderungen die eigentliche

Handlung gar langsam in Fluß, und auch in „Leonie“ nehmen die Bilder aus der kleinbürgerlichen Gesellschaft einen ziemlich breiten Raum ein. Zwar erweist sich Schmitthenner auch hier als scharfen Beobachter und fesselt durch treffende Einzelzüge: aber im ganzen sind das doch Dinge, die jeder gewandte Novellist schließlich ebensogut wie er zustande bringen kann. Seinem Humor fehlt das Souveräne, das Sieghafte eines Gottfried Keller. Sobald indessen das Seelische im höheren Sinne in seine Rechte eintritt, das Leidenschaftliche, das Pathetische: da steigt er zu einer Meisterschaft empor, die innerhalb der epischen Dichtkunst der Gegenwart ihresgleichen sucht. Wenn man auf einen Blick übersehen will, wie sich das Mittelgute und Große bei Schmitthenner von einander scheiden, braucht man nur die beiden kleinen Novellen „Kopf und Herz“ und „Der Ad'm“ zu vergleichen. Von ersterer, die sich durchaus in den gemäßigten Zonen menschlichen Empfindens hält, wird Jedermann den Eindruck bekommen, daß da ein feinsinniger und geschmackvoller Erzähler, nicht aber, daß ein gewaltiger Herzenskünder zu ihm gesprochen habe. In „Der Ad'm“ stimmt der Dichter auf engstem Raume, unter den ärmlichsten Lebensverhältnissen ein Fortissima der Leidenschaft an und erzielt damit einen erschütternden, überwältigenden Eindruck; in dieser kleinen Geschichte erinnert seine Konzentrationsgabe und Schlagkraft an Friedrich Hebbel. Schmitthenners drei größere Erzählungen schwellen alle langsam zum höchsten tragischen Pathos an. Mit der Gewalt eines Sturmwinds brausen zuletzt die Ereignisse auf den Leser herein, er wird von ihnen im Wirbel fortgerissen; mit athemloser Spannung folgt er den zermalmenden Schicksalsschlägen, die auf den Helden oder die Heldin herniedersausen, bis endlich durch die Katastrophe die Befreiung herbeigeführt wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß da und dort ein Uebermaß an Effekten aufgeboten ist. Aber unsre innere Erregung wird nicht allein durch die virtuose Kunst des Erzählers, sondern auch durch unsern herzlichen Antheil an den Personen des Romans bewirkt. Schmitthenner versteht es, uns in ein inneres Verhältniß zu den Geschöpfen seiner Phantasie zu bringen. Eine wie rührende Gestalt hat er in seiner Lisette-Psyche geschaffen, einer lieblichen Knospe, die ihren Kelch für immer schließt, ehe sie ganz aufgeblüht ist! Zärtliche Liebessehnsucht, die sich selbst an die gemeine Mutter in Ermangelung eines anderen Gegenstandes anschmiegen möchte, und weiblich stolze Herbheit, natürliches Lebensgefühl und durch widrige Verhältnisse heraufbeschworenes Todesverlangen verschmelzen sich in ihr auf wundervolle Weise. Die Erwiderung einer keuschen Neigung zu einem kaum der Schule entwachsenen Jüngling wirft einen verklärenden Schimmer auf ihren Leidensweg. Ganz vorzüglich ist das Verhältniß Lisette's zu ihrer Mutter gelungen, die zu ihrer Tochter in scharf ausgeprägtem Kontraste steht: diese Waschfrau ohne jegliche Spur von Bildung des Geistes oder Herzens ist in ihrer Art eine würdige Kollegin der berühmten Frau Wolf aus G. Hauptmanns Biberpelz. Ein gleichwerthiges Gegenstück zu diesem Weibe hat Schmitthenner in Georgs Mutter (in „Ein Michel Angelo“) geschaffen, deren aus dem tiefsten Herzen quellende Mutterliebe er mit dem Meisterpinsel des Realisten zur Anschauung gebracht hat. Ihren Gipfel hat seine Charakterisirungskunst mit der Zeichnung des Forstmeisters Richard v. Hug und seiner Leonie erstiegen. Die Beziehungen der Ehegatten sind mit eindohrender Schärfe, zugleich aber mit der duftigsten Zartheit behandelt, und diese lichteren Figuren heben sich wirksam von dem gemeineren Elend der Proletarierfamilie des Taglöhners Wendel ab, deren Schicksal eng in das jener Beiden verflochten ist.

Wir müssen bei der „Leonie“ noch ein wenig verweilen; denn dieses hervorragende Werk verhält sich zu den früheren Leistungen desselben Autors wie die Vollendung zum Versuche, die Erfüllung zur Verheißung. Viele Jahre hat der Dichter den bedeutsamen Stoff innerlich mit sich herumgetragen, und erst nachdem er ihn geistig ganz durchdrungen hatte, ließ er ihn äußerlich in Erscheinung treten. Schon die Komposition des Romans ist eigenartig. Auch früher einmal, in der farbenreichen Novelle „Non cras sed hodie“, hat Schmitthenner es unternommen, statt die Ereignisse der Reihe nach zu berichten, der künstlerischen Stimmung zulieb die moralischen Fäden kunstvoll zu verwirren und wieder zu entwirren. Seine „Leonie“ hat er in drei, nach Umfang und Gehalt ungleiche Theile gegliedert. Der erste enthält eine etwas umständliche Einleitung: ein Schriftsteller empfängt als Vermächtniß des mit ihm innig befreundet gewesenen alten Pfarrers Reinhard ein blaues Heft mit Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen. Im zweiten Theile wird der Inhalt dieses Heftes, die Jugendgeschichte Reinhards und seiner unglücklichen Braut, der Tochter Leonie, wiedergegeben. Der dritte Theil umfaßt als freie Nachdichtung jenes Schriftstellers nach Reinhards Andeutungen die Geschichte der Mutter Leonie. Ein solches zeitliches Rückwärtsschreiten der Erzählung ist natürlich oberflächlichen Lesern unbequem: braucht man doch geraume Zeit, um sich zu orientiren, muß man doch die ganze Aufmerksamkeit zusammenfassen, um die Fäden nicht aus den Händen zu verlieren. Aber ohne Frage kann diese Anordnung künstlerisch gerechtfertigt werden. Die Geschichte der jüngeren Leonie mußte vorangestellt werden, weil sie nach der Geschichte der älteren nicht mehr unsre volle Theilnahme zu gewinnen vermöchte. Als Vorbereitung auf diese ist sie dagegen wohl an ihrem Platze, ja sie spannt auf's höchste unsre Neugierde auf die Schicksale der Mutter Leonie, mit denen die der Tochter in den feinsten Kausalnexus gebracht sind. Denn der Dichter wollte das geheimnißvolle Walten des Lebens darstellen, wie es sich von einem Geschlechte zum anderen fortpflanzt. Daß er dabei wiederholt die Grenze überschritten hat, die das Psychologische vom Psychopathischen trennt, soll nicht verschwiegen werden. Die Erscheinung der jüngeren, unvermählten Leonie mit ihrer Kinderwuth wirkt nicht recht sympathisch. Um so tiefer ergreift das Geschick der Mutter Leonie, deren Sehnsucht, ein lebendes Kind zu gebären, nur als der Ausfluß einer großen natürlichen Leidenschaft erscheint. In der Geschichte Richards und seiner Leonie müssen wir denn auch nach Umfang und Bedeutung das Wesentliche an Schmitthenners Roman und damit den Höhepunkt seiner bisherigen Schöpfungen überhaupt erblicken. Mit der Darstellung dieses grausamen Menschenlooses erschüttert er uns durch seine großartige Gestaltungskraft bis in die tiefsten Tiefen der Seele, und mit der Schilderung des Liebeslebens der beiden Gatten zaubert er uns zugleich alle sanfteren Reize einer einschmeichelnden Poesie vor. Freilich, wenn wir uns aus dem Banne des Dichters frei gemacht haben, ist unser nachspürender Verstand geneigt, ein paar große Fragezeichen hinter das Vernommene zu setzen. Wie können sich Aerzte so leichtsinnig vermessen, einer Frau in dem fraglichen Falle mit apodiktischer Sicherheit das Leben abzusprechen? Wie können Mann und Weib dies auf Treu und Glauben hinnehmen und die Gestaltung ihrer Zukunft auf einen solchen Spruch menschlicher Afterweisheit aufbauen? Wie kann vor allem diese edle, reine Leonie den entsetzlichen Entschluß fassen und Monate lang festhalten, nicht nur an sich, sondern zugleich an dem Wesen, dessen Lebensregungen sie unter dem Herzen spürt, Mord zu begehen? Dieselbe Leonie, die vor Verlangen brennt, einem lebensfähigen Kinde das Dasein zu geben! Auf den ersten Einwand wird der Autor allerdings entgegnen, daß es nun einmal leider solche unvorsichtige Aerzte gebe, und auf die Anderen, daß es ihm eben darauf angekommen sei, die menschliche Seele im Zustande der Verwirrung, der Betäubung zu zeigen, und das muß man zum mindesten dann als das gute Recht des Dichters anerkennen, wenn es mit Schmitthenners vornehmer Kunst und überragender Schöpferkraft geschieht. In den anderen Erzählungen, namentlich in Psyche, erregt die Wahrscheinlichkeit einiger äußeren Voraussetzungen der Fabeln Zweifel. Falls überhaupt Lisette's Doppelstellung als Schülerin und berufsmäßige Tänzerin möglich ist, läßt es sich denken, daß ihre öffentliche Thätigkeit auf der Bühne ein Jahr lang vor Lehrern und Mitschülerinnen geheim geblieben sei? Das sind Kleinigkeiten, die man einem aus dem Trosse der Romanschreiber, nicht aber einem Schmitthenner hingehen lassen kann.

Man darf gespannt sein, womit der Dichter uns das nächstemal kommt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er uns Ueberraschungen bereitet. Wer weiß, ob wir ihm nicht eines Tages auf den ehrenvollen Bahnen des dramatischen Autors begegnen! In welcher Gestalt er immer erscheint, wir werden ihn auch in Zukunft freudig begrüßen.

Rudolf Krauß.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. Neues von und zu Shakespeare's Sonetten. Es gibt wohl keine literarische Streitfrage, um welche schon soviel Tinte geflossen ist, wie um die, an welche Person oder welche Persönlichkeiten Shakespeare's Sonette gerichtet sind oder wer sie gesammelt hat, ganz abgesehen von der doch auch dazu gehörigen, von dem Baconianismus aufgeworfenen Frage, wer denn eigentlich der wirkliche Verfasser dieser unter Shakespeare's Namen veröffentlichten Dichtungen war. Was den Baconianismus betrifft, so erheben die Anhänger dieser, sagen wir, Idee so kühn ihr Haupt, daß sie schon nicht mehr ihr positives Bekenntniß an der Spitze ihrer Abhandlungen definiren, sondern umgekehrt die „Wahnidee" der Shakespearologie. Wie könnte das erst werden, wenn Ignatius Donnelly, der Baconianer, der Kandidat der amerikanischen Middleway Populisten, für die Vizepräsidentschaft der großen Republik, der jetzt erst wieder eine Bacon-Kabbala „The cipher in the plays and on the tombstone" schrieb, gewählt würde? Am Ende möchten dann in die Staats- und Handelsverträge Bestimmungen kommen, daß die kontrahirenden Nationen zum Baconianismus sich zu bekennen haben! Zu solchen Gedanken kann man schon kommen, wenn man liest, wie Prof. Georg Cantor eine Artikelserie — die aber vernünftigerweise bei der Einleitung und dem ersten Kapitel stehen geblieben ist, da es dem Herausgeber, scheint's, zu kräftig war — im Magazin für Literatur am 24. Februar 1900 begonnen hat: „Unter Shakespearologie versteh ich jenen von fast allen Philologen, Literaturhistorikern und Feuilletonisten mit Glaubenseifer festgehaltenen, oft leidenschaftlich vertheidigten und systematisch zu einem Lehrbegriff ausgearbeiteten 300jährigen Irrthum, wonach die unvergleichlichen, unter dem Pseudonym William Shakespeare (Quirinus, Speerschwinger) erschienenen, in den geistigen Besitz aller Kulturvölker übergegangenen Dichtungen, von dem 1564 zu Stratford on Avon geborenen, 1616 daselbst gestorbenen Schauspieler William Shakespeare als Autor herrühren sollen. In Wahrheit diente derselbe nur als Maske und besoldeter Agent dem räthselhaften, unerkannt gebliebenen, durch eine wunderbar in ihm zusammentreffende Vereinigung von Blut, Geist und Willensstärke unter den schwierigsten Verhältnissen zum höchsten Gipfel der Menschheit erhobenen Dichterfürsten."

Wir wollen uns demnach zunächst an Cantor halten, denn er geht von dem Punkte aus, der in der Sonettenpreisfrage hauptsächlich interessirt, von der berühmten W. H.-Dedikation in der ersten, durch den Buchhändler Thomas Thorpe 1609 herausgegebenen Sonettenausgabe. Cantor will in dem „Begetter" W. H. — scheint's — den Verfasser unsrer Shakespeare'schen Werke erkennen; der „Begetter", „Erzeuger, Vater" der Sonette ist für ihn — wie wir annehmen, denn seine Abhandlung ist ja nicht weiter geführt — auch Romeo's, Macbeths, Hamlets und Shylocks Vater. Bekanntlich hat die Streitfrage um das W. H. eine Reihe Parteien gezeitigt: die Sammlerhypothese, d. h. W. H. hat Shakespeare's Sonette nur gesammelt; die Inspirationshypothese, d. h. W. H. hat Shakespeare zu den Sonetten begeistert; die Druckfehlerhypothese, W. H. steht irrthümlich statt W. S. (William Shakespeare); die Hypothesen, daß W. H. Henry Wriothesley Graf von Southampton; diejenige, daß es William Herbert später Lord Pembroke ist (so Brandl als Musterherausgeber); Mischhypothesen, wonach einer dieser Edlen Inspirator, aber ein anderer Mann der Sammler ist, z. B. William Hall, langjähriger Gehülfe und später selbständiges Mitglied der Drucker- und Verlegerzunft (so der berühmte Shakespeare-Forscher Sidney Lee) oder William Hathaway, ein Schwager Shakespeare's (so Elze). Dann gibt es auch Anhänger der Ansicht, daß die Sonette an Robert Essex als den gepriesenen Freund gerichtet sind (so Hermann Conrad, „Preuß. Jahrb." 1897 und August 1900). Auch sind als große Parteien diejenigen, welche Autobiographisches daraus gelesen haben (Goethe gehörte dazu) und die Antiautobiographisten zu unterscheiden. Wir geben hiemit noch lange nicht die ganze Aufzählung der W. H.-Parteien, die durch ihre Kombinationen und Unterabtheilungen ins Unendliche gehen. — In den letzten Jahren sind einige größere Publikationen in der Sonettenfrage erschienen, über die ich kurz berichten — nicht urtheilen möchte. Die Streitfrage ist so interessant, daß ich glaube, daß sie — wie auch mich, den Nichtfachmann — das große Publikum schon fesseln wird.

Sidney Lee (A Life of Shakespeare 1898) ist Antiautobiographist. Er sucht an der Hand der zeitgenössischen italienischen, französischen und englischen Sonettenliteratur den Nachweis zu liefern, daß sich Shakespeare's Sonette durchweg in der hergebrachten Phraseologie bewegen. Eingeborenes Gefühl oder des Dichters persönliche Erfahrung inspirirten Shakespeare's Sonette ebensowenig wie das Sonett des Zeitalters der Elisabeth im allgemeinen." Im übrigen ist für Sidney Lee William Hall der Lieferant, wie schon bemerkt. — Fernand Henry (Les Sonnets de Shakespeare, Paris 1900) ist Southamptonist und Autobiographist. — Alfred v. Mauntz, der eine treffliche Uebersetzung der Sonette herausgegeben hat, übersetzt die Dedikation: „Dem einzigen Beschaffer der hier folgenden Sonette, Herrn W. H., wünscht alles Glück und die von unserm immer lebenden Dichter versprochene Seligkeit der wohlwünschende Herausgeber dieser Sammlung Thomas Thorpe." Aber Mauntz nimmt nicht an, daß der „Beschaffer" einer der hohen Edelleute, Southampton oder Pembroke, war; er denkt an einen unbekannten Verehrer oder Freund, da Thorpe die vornehmen Namen wohl ausgenützt hätte. Sehr interessant ist, wie aus der Kopfleiste über dem Namen Shakespeare's in der Ausgabe von 1609 die Anekdote herausgelesen wird, daß Shakespeare als junger Mensch in dem Park eines Sir Thomas Lucy gewildert haben soll. Die Wilddiebgeschichte erzählt Rowe; aber könnte sie durch die Kopfleiste nicht später inspirirt worden sein?

Tylers Ansicht ist, daß eine Mrs. Fitton die besagene Dark Lady war und der Earl of Pembroke Shakespeare's Nebenbuhler. Zum Glück hat man Mrs. Fittons Portraits gefunden; sie hatte blonde Haare und grau-blaue Augen, damit läßt sich der dunkle Teint der Dame der Sonette nicht vereinigen. — Samuel Butler, der Erfinder eines weiblichen Dichters für die homerische Odyssee, ein ebenso gelehrter als barocker Geist (Shakespeare's Sonnets London 1900) ist Autobiographist; er ist stark in seiner Polemik gegen die Southamptonisten und Pembrokisten und geht von der siebenten Zeile des XX. Sonetts in seinem — wackeligen — Aufbau aus:

> „A man in hew all Hewes in his controlling"
> Männliche Farb' von solcher Art dabei,
> Daß sie die Männer loben wie die Frauen
> (übersetzt F. A. Gelbcke).

Aus Sonett CXXXV. und CXXXVI. hatte man den Vornamen William für den Besungenen schon herausgelesen und Butler nimmt aus dem XX. den Hewes dazu, so daß er dazu kommt, in W. H. einen gewissen William Hughes oder Hewes zu finden, der als Kellner im „Vanguard", „Swiftsure" und „Dreadnought" (Londoner Gasthäuser der damaligen Zeit) diente und im März 1836 oder 37 starb. Die niedrige Geburt und Stellung liest Butler aus dem Sonett XLVIII (37) heraus, wobei wir ihm nicht folgen können, da mit dem besten Willen nichts davon dort zu finden ist, und die Gedichte CXXVII, CLII läßt er an den jungen Mann im schlimmsten Sinn gerichtet sein. Auch sind für Butler die sämmtlichen Gedichte an den jugendlichen Kellner zwischen Shakespeare's 21. und 24. Jahre (1585—1588) entstanden.

Wir kommen nun zu der allerneuesten Hypothese; Charlotte Carmichael Stopes hatte sie im Athenaeum vom 19. und 26. März 1898 angeschlagen und tritt jetzt im Athenaeum vom 4. August 1900 positiver auf: Sir William Harvey ist der längstgesuchte Mr. W. H. Er sei der Einzige gewesen, der sich einbilden konnte, daß er das Recht habe, die Sonette Shakespeare's drucken zu lassen. Charlotte Carmichael Stopes ist zunächst eingefleischte Southamptonistin; nur der Earl of

Southampton ist ihr als Adressat der Sonette denkbar. Und nun reflektirt sie so: W. H. sind die Initialen der beiden Freunde, des Dichters und des Protektors, William (Shakespeare) und Henry (Southampton). Es ist etwas natürliches, daß die Sonettenkorrespondenz in ein Buch eingeschrieben war, das W. H. bezeichnet wurde. Ist nun dieses Buch später zufällig in den rechtmäßigen Besitz von Jemand gekommen, der auch die Initialen W. H. in seinem Namen trug, so war Thorpe's Irrthum gegeben: dieser zweite W. H. war der Begetter, der Lieferant der Sonette für den Buchhändler. William Harvey, der Begetter, heirathete nämlich 1598 die Counteß of Southampton, die Mutter von Shakespeare's Freund und Protektor. Als diese 1607 starb, hinterließ sie den größten Theil ihrer Habe Sir William Harvey, ihrem Gatten.

Harvey, ein hochgebildeter Mann und Freund der Künste und Wissenschaften, mag in der Erbschaft eine oder die Kopie der Shakespeare'schen, an seinen Stiefsohn gerichteten Sonette gefunden haben; er gab sie Thorpe zur Herausgabe. Stand als Freundschaftssymbol W. H. auf den Sonetten, so mag Thorpe sich auch eingebildet haben, daß Sir W. Harvey selbst auch der Adressat von Shakespeare'schen Dichtungen gewesen sei. Zu der Zeit, als der Erbe der Counteß Southampton dem Buchhändler Thorpe die Sonette Shakespeare's übergab, war Harvey schon ein Jahr wieder verheirathet, und Thorpe mag an die ersten 26 Sonette gedacht haben, als er dem jungvermählten Mr. W. H. „alles Glück und die von unserm immer lebenden Dichter gesprochenen Seligkeit" wünschte. Eine andere von Charlotte Stopes im Athenaeum von 1898 angedeutete Ansicht, wobei dieselbe „To the onlie begetter, Mr. W. H. (nominatio) wishes" konstruirt, hat sie jetzt nicht wieder berührt. Relata refero; und auch nur theilweise. Vivant sequentia. Denn zu Ende ist dieser Streit weniger als je.

fr. **Scherers Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch** (Erlangen, Palm u. Enke) ist zum Abschluß gelangt. Er ist der erste große Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, der dies Ziel erreicht hat. Das ist umsomehr anzuerkennen, als hier nicht, wie bei den anderen groß angelegten Werken, ein ineinandergreifendes Zusammenwirken, sondern die Arbeit eines einzigen Mannes vorliegt. Daß die verhältnißmäßig rasche Fertigstellung nicht auf Kosten des Inhalts erfolgte, brauche ich bei der Persönlichkeit des Verfassers nicht zu sagen. Scherer gibt sich zwar nicht viel mit gelehrten Auseinandersetzungen ab, die oft genug nur das, was das Gesetz ohnehin deutlich sagt, in einer Weise wiedergeben, daß eher ein Zweifel als eine Klarheit entsteht. Er ist ein Praktiker und wendet sich wieder an die Praktiker. Da bedenkt er denn vor allem, daß Kürze des Witzes Seele ist. Die reiche Erfahrung, die er als Rechtsanwalt am Reichsgericht zu sammeln Gelegenheit hatte, verwendet er ebenso sorgsam wie seine umfassende Kenntniß der Rechtsprechung einzelner Gebiete, insbesondere jener des französischen Rechts. Dadurch erreicht er, daß sein Werk in außerordentlich vielen Fällen sofortigen Aufschluß gibt, in denen man bei Heranziehung anderer Werke nur durch mühsame und ungewisse Schlußfolgerung zum Ziel gelangt. Das höchste Lob, das ein Praktiker einem Buch spenden kann, lautet bekanntlich, daß man darin immer das findet, was man sucht, und was man anderswo nicht findet. Wir haben keinen Ueberfluß an solchen Büchern; des alten Seuffert praktisches Pandektenrecht z. B. gehörte dazu. Auch Scherers Werk verdient dieses Lob. Für die Uebergangszeit ist seine Gegenüberstellung des alten und des neuen Rechts von höchstem Werth. Insbesondere das Einführungsgesetz ist in dieser Hinsicht geradezu mustergültig durchgearbeitet.

E. **Barmann: Der Lucretia-Beweis.** Ein neuer Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Theorie. Mit drei Faksimile-Tafeln. 16 S. Leipzig, E. Barmanns Selbstverlag 1900. — Hr. Barmann setzt seine Bemühungen, „neues und sonnenhelles Licht über die Frage, ob Bacon der Verfasser der Shakespeare-Dichtungen sei", zu verbreiten, diesmal mit einer Mißhandlung von Shakespeare's „Lucretia" fort, nachdem er schon im vorigen Jahre sein Heil an „Venus und Adonis" versucht hatte. (Vgl. hierüber Beil. Nr. 247 vom 28. Okt. 1899.) Die Hauptentdeckung und eine starke Stütze für diesen „Beweis" ist die Thatsache, daß das Wort duty in der Unterschrift der Widmung (in „Venus und Adonis" dutie, in „Lucretia" duety gedruckt) nicht wie gewöhnlich „Ehrerbietung" heiße, sondern gleich lateinisch duitas sei und daher (!) „Zweieinigkeit" bedeutet. Im übrigen werden die alten Scherze mit Worttheilungen, Wort- und Buchstabenspielen, allegorischen und heraldischen Auslegungen wiederholt, mit denen wir die Leser nicht nochmals aufhalten mögen. — Wir bedauern bereits im voraus das nächste unglückliche Opfer, das sich Hr. Barmann aus Shakespeare's Werken für seine gewiß nicht ausbleibenden weiteren „Beweise" aussuchen wird. **H. Jantzen.**

* Die zweite **Malaria-Expedition** der Liverpooler Schule für tropische Heilkunde hat soeben aus Bonny in Nigeria die wichtige Entdeckung telegraphirt, daß der Parasit der die **Elephantiasiskrankheit** hervorbringt, ebenso wie der, der das Malariafieber erzeugt, im **Rüssel des Mosquitos** gefunden worden ist. Zufälligerweise ist dieselbe Entdeckung zu gleicher Zeit von Dr. Low in England gemacht worden, und zwar an Mosquitos, die von Australien hieher gebracht worden sind, und von Kapitän **James** in Indien. Elephantiasis ist eine Krankheit, die an den Körpern von Millionen von Eingeborenen tropischer Länder und oft auch von Europäern furchtbare Entstellungen hervorbringt. Sie wird durch einen kleinen Wurm erzeugt, der in den Blutwassergefäßen lebt und diese verschließt. Die Thatsache, daß dieser Wurm auch im Mosquito leben kann, war längst bekannt, aber die Entdeckung, daß er im Rüssel des Mosquitos vorkommt, ist ein Beweis dafür, daß er durch den Biß dieser Insekten in den menschlichen Körper gelangt. Das ist also ein neuer Beweis, daß die in den Tropen lebenden Europäer den Mosquitos nicht nur viele Unannehmlichkeiten, sondern auch gefährliche Krankheiten, wie das Malariafieber und die Elephantiasis, verdanken; es ist also die höchste Zeit, daß die Regierungen beginnen, Major Roß' Rath zu befolgen und diese Insekten an ihren Entstehungsplätzen, wo es irgend geht, zu vernichten.

* **Speyer.** Hier trat am 16. d. M. unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Frhrn. v. Welser die Kommission für **Eröffnung der Kaisergräber** im Speyerer Dom zusammen. Sie besteht aus den HH. Universitätsprofessor Dr. Grauert, Domkapitular Dr. Zimmern, Bibliothekar Dr. Schmid, Assistent Dr. Birkner, Gymnasialprofessor Dr. Praun und Seminarlehrer Kraus. An der Sitzung nahm auch theil der Bischof von Speyer, Dr. v. Ehrler, durch dessen besonderes Entgegenkommen und Eingehen auf die Anforderungen der historischen Wissenschaften die Untersuchung der Kaisergräber erst ermöglicht wird. Im Interesse der streng wissenschaftlichen Durchführung der Forschungsarbeiten beschloß die Kommission, während der Arbeiten den Dom für den allgemeinen Besuch zu schließen, dagegen der Presse täglich Mittheilungen über den Stand der Arbeiten zugehen zu lassen. Noch vormittags wurde mit der Aushebung eines Schachtes begonnen, der vorerst die Lage der zwei Gräberreihen feststellen soll.

* **Leipzig.** Der frühere Theilhaber der Weltfirma F. A. Brockhaus, Dr. phil. **Eduard Brockhaus**, beging gestern sein **50jähriges Doktorjubiläum.**

* **Kiel.** Dem Privatdozenten in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Andreas **Thomsen** ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

F. **Ein neuer internationaler Preis** ist auf Grund des Vermächtnisses des verstorbenen Physikers Professor **Hughes** von der Londoner **Royal Society** gegründet worden, wofür die Summe von 80,000 M. zur Verfügung stand. Es soll danach jährlich eine goldene Medaille mit dem Bildniß des verstorbenen Gelehrten geprägt und für eine selbständige Arbeit auf dem Gebiete der **Elektrizität** und des **Magnetismus** oder deren Anwendung verliehen werden. Solche Arbeiten können bereits vor dem Termin der Verleihung erschienen sein, aber nicht mehr als ein Jahr vorher. Die Bewerbung kann ohne Unterschied des Geschlechts und der Nationalität erfolgen.

Jahrgang 1900. München, Montag, 20. August. Nummer 189.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Das Zeitalter der Verbrennung.[1])

Von Eduard Sokal.

Der physikalische Begriff der Energie ist nicht bloß eine wissenschaftliche Abstraktion, sondern hat auch eine mehr unmittelbare, handgreifliche Bedeutung. Alle Beziehungen des menschlichen Lebens sind nichts anderes als eine Macht von Energiegrößen. Mag es sich um Kohle oder um Nahrungsmittel, um Beleuchtung oder um geistige Leistungen handeln, stets hat der Käufer ein wesentliches Interesse an den Energiemengen, die er bekommt oder eintauscht. Ein französischer Nationalökonom hat sogar einmal den vorläufig noch paradox klingenden Ausspruch gethan, eine ideale Währung müßte sich direkt auf Energiewerthe beziehen. Es ist die große Aufgabe der Technik (im weitesten Sinne dieses Wortes) die mannichfaltigen Energievorräthe der Natur in möglichst ökonomischer und zweckentsprechender Weise auszunützen. Dieselben sind in den meisten Fällen nicht direkt verwendbar. Die Luftströmungen als Orkane und Winde, die Erdbeben und tellurischen Katastrophen, die Kraft der Wasserfälle und Flüsse können entweder gar nicht oder nur mittelbar in unsern Dienst gestellt werden. Ein Kilogramm Dynamit, einen Würfel von ungefähr 90 Millimeter Seite einnehmend, kann schon zirka 0.00002 Sekunden gegen 2,000,000 Kilogrammmeter Arbeitsleistung entwickeln, aber auch diese ungeheuren Energievorräthe der explosiven Substanzen können praktischen Zwecken nur in beschränktem Maße dienstbar gemacht werden. Die Naturkräfte, deren Wirken wir täglich um uns beobachten, als Wärme, Licht, Elektrizität, chemische Affinität u. s. w. können wechselseitig in einander, sowie auch in mechanische Arbeit übergehen und die Aequivalente und Gesetze, nach welchen diese Umwandlung erfolgt, sind zum Theil mit großer Genauigkeit gemessen und erkannt worden. Aber zwischen der demokratischen Gleichwerthigkeit der Energieformen beim wissenschaftlichen Experiment und ihrer gleichmäßigen praktischen Verwendbarkeit für die Bedürfnisse und Zwecke des täglichen Lebens gähnt eine gewaltige Kluft, welche zu überbrücken eben die Hauptaufgabe der Technik ist.

Die Form, in der wir die Energie in den meisten Fällen benützen, ist die mechanische Arbeitsleistung, die in einer bestimmten Richtung vor sich gehende Massenbewegung, welche einen gewissen Widerstand zu überwinden imstande ist. Und da ist es zunächst klar, daß die mechanische Arbeit uns fast nirgends in der Natur in direkt verwendbarer Form geboten ist. Die gewaltigen Massenverschiebungen in der Natur als Erdbeben, Winde, Meeres- und Flußströmungen sind eben wegen ihres gewaltsamen chaotischen Charakters für die direkte Verwendung in den meisten Fällen gar nicht zugänglich. Um uns daher z. B. in der Dampfmaschine mechanische Arbeit zu verschaffen, sind wir gezwungen, den Druck des Wasserdampfes bei hoher Temperatur zu benützen, also zur Wärme und zur chemischen Energie der Kohle unsre Zuflucht zu nehmen. Die chemische Energie, welche die räumlich und zeitlich konzentrirteste aller Energieformen ist, bildet als Energie der Kohle im Prozeß der Verbrennung den weitaus größten Theil unsres disponiblen Arbeitsvorrathes.

Dieses räthselhafte, scheinbar wesenlose und doch so gewaltige Etwas, welches wir zu freier Verfügung in erster Linie von der Kohle empfangen: die Energie, hat nun, wie Bergbauforscher Professor Winkler in der eingangs erwähnten glänzenden Abhandlung schildert, dem Menschen den Erdball unterworfen. Der Leib der Erde ist umgürtet mit dem ehernen Schienennetze, auf dem wir mit der Geschwindigkeit des Vogels von Land zu Land fliegen; unbekümmert um Sturm und Wetter durchfurchen wir in schwimmenden Palästen die Ozeane; innerhalb weniger Augenblicke verständigen wir uns durch Drähte mit den Antipoden; wir halten das gesprochene Wort auf der Walze des Phonographen fest und vermögen es noch wiedererklingen zu lassen, wenn sein Sprecher längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. All diese und zahlreiche andere Errungenschaften legen beredtes Zeugniß dafür ab, wie fruchtbringend das Fragespiel der Forschung geworden ist. Der Forschungs- und Erfindungsdrang, der unser Zeitalter kennzeichnet, hat aber eine mächtige, materielle Stütze gefunden in der Heranziehung der fossilen Kohle zur Wärmeerzeugung. Sie ist es im Grunde genommen, der wir unmittelbar oder mittelbar die verzeichneten Erfolge verdanken. Durch die Verbrennung fossiler Kohle wurde der Mensch in Stand gesetzt, im großen Maßstab Wärme zu erzeugen und als ihm diese einmal zur Verfügung stand, lernte er in rascher Aufeinanderfolge sie in andere Energieformen umzusetzen. So ist denn unser Zeitalter thatsächlich zum Zeitalter der Verbrennung geworden und die nie dagewesene Kraft- und Machtentfaltung, zu welcher der Kulturmensch während desselben gelangte, ist, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich auf die Ausnützung fossilen Brennmaterials zurückzuführen.

Dies ist nach Winkler der große Wurf, der unserm Jahrhundert gelungen wie keinem anderen vorher. Eigentlich möchte man staunen, daß diese Periode des Aufschwungs so spät gekommen ist. Das Alter wird von Manchen auf ungefähr zehntausend Jahre veran-

[1]) Wann endet das Zeitalter der Verbrennung? Von Dr. Klemens Winkler, Professor in Freiberg. 1900.

schlagt, doch dürfte diese Schätzung nach neueren Forschungen viel zu niedrig gegriffen sein. Jedenfalls ist es Thatsache, daß die Menschheit seit ihrem Bestehen achtlos über die Schätze an fossiler Kohle unter ihren Füßen dahingewandelt ist, ohne sie zu heben und zu verwerthen. Bei allen alten Kulturvölkern war es immer nur die Kraft der Muskeln und Sehnen, die man aufbot, um all das Große zu leisten, was uns noch heute in gerechtes Staunen versetzt, und Tausende von Menschen und Thieren mögen grausam in solcher Kraftleistung hingeopfert worden sein, um Riesenwerke, wie den Thurm zu Babel oder die Pyramiden zu schaffen.

So ist es geblieben bis zum Anfang unsres Jahrhunderts und darüber hinaus. Man kannte die fossile Kohle, aber man verstand nicht, sie zu verwenden, nicht einmal zur Wärme, viel weniger zur Krafterzeugung. Es ist bekannt, daß die Benützung der Zwickauer Steinkohle als Heizmaterial früher verboten war, und Winkler erinnert sich noch aus seiner Jugend, daß der Vorschlag, sie als Brennstoff beim Glasschmelzen zu verwenden, mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, in der Ueberzeugung, daß damit kein anderes als ein schwarzes, unbrauchbares Glas erhalten werden könnte.

Aber dann kam die Entdeckung der Dampfkraft, und wie mit einem Zauberschlag begann alles sich zu ändern. Der Pfiff der ersten Lokomotive war das Signal zum Beginn einer neuen Aera. Und in dem Maß, als Erfindung um Erfindung aus dem Menschenhirn herauswuchs, die schwache Menschenkraft sich vertausendfachte, die Menschheit selbst sich in einen rastlos hin und her fluthenden Strom verwandelte, begann man den fossilen Brennstoff zu heben und es entfaltete sich eine bergmännische Thätigkeit, wie die Welt sie ebenfalls noch nie zuvor gesehen hat. Die riesigen Braunkohlenlager Böhmens befinden sich bereits in einem weit fortgeschrittenen Stadium des Abbaues, in Brüx allein sollen — allerdings als bisher erreichtes Maximum — an einem einzigen Tag des Juni 1899 2038 Waggonladungen zur Abfertigung gelangt sein, die Steinkohlenförderung Englands belief sich 1898 auf 220 Millionen, diejenige der ganzen Erde auf etwa 600 Millionen Tonnen. Halten wir auch weise Haus mit dem uns in den Schoß gefallenen Gute? Nach Winkler müssen wir diese Frage entschieden verneinen. In Wirklichkeit hausen wir darin wie der Hamster im Weizen. Wir machen es eben, wie jedes andere Geschöpf und schwelgen im Ueberfluß, so lange wir ihn haben. Sollen wir uns deßhalb Skrupel machen? Eigentlich wohl nicht! Unsre Aufgabe kann es nicht sein, Vorsehung zu spielen; was wir durch Fleiß und Geistesthat errungen haben, ist unser rechtmäßiges Eigenthum und im übrigen möge das bekannte Wort gelten: Nach uns die Sintfluth!

Dennoch empfinden wir es zuweilen wie einen inneren Vorwurf, daß wir die fossile Kohle ohne alle Rücksicht auf die früher oder später drohende Erschöpfung ihrer Fundstätten durch Verbrennung vernichten. Es ist die Stimme der Vernunft, welche sich erhebt, um uns daran zu mahnen, daß das kostbare Gut, welches wir jetzt lustig vergeuden, nicht nachwächst, sondern daß es unwiderbringlich verloren ist. Mögen wir uns auch um viel spätere Generationen nicht kümmern, auf die Kinder und Kindeskinder spinnen sich die Fäden der Liebe und Fürsorge doch hinüber und sie sind es vielleicht schon, die wir schädigen, wenn wir die Kohle, deren sie dereinst zu ihrer Existenz bedürfen, die sie vielleicht aus bitterer Noth heraus schmerzlich herbeiwünschen werden, keineswegs allein dem wirklichen Bedürfniß, sondern in weitgehendem Maß auch den Zwecken des Luxus und des Vergnügens opfern, noch dazu unter Erzielung einer Wärmeausnützung, ob deren Mangelhaftigkeit uns das Gefühl der Scham beschleichen könnte. Denn wenn auch die Verbrennung der Kohle in einer Luft vom Stickstoffgehalt der Erdatmosphäre, namentlich bei Anwendung natürlichen Essenzugs, gar nicht ohne namhafte Wärmeeinbuße zu bewirken ist, so sollte man doch darauf bedacht sein, diese auf das thunlichst niedrige Maß herabzuziehen. Beim Betrieb industrieller Heizanlagen hat man in dieser Hinsicht bereits erfreuliche Fortschritte gemacht, in Haus und Küche aber sündigt man in haarsträubender Weise weiter. So ist z. B. nach Winkler die Mißhandlung der an sich ganz zweckmäßig konstruirten eisernen Reguliröfen eine fast allgemeine; man öffnet deren Thüren, ruinirt oft schon bei der erstmaligen Benützung ihre Verschlüsse durch Ueberheizung und jagt den größten Theil der darin entwickelten Wärme durch den Schornstein ins Freie. Derartige Fälle ließen sich viele anführen; unvergleichlich bedeutender als die immerhin geringfügige Verschwendung aus Leichtsinn ist freilich diejenige, welche wir nothgedrungen durch die Unvollkommenheit unsrer technischen Hülfsmittel begehen. Unter unsern technischen Energiequellen nimmt gegenwärtig die Dampfmaschine unbestritten den ersten Platz ein. Man vergegenwärtige sich aber einmal, ein wie unvollkommenes Ding nach in unsrer Zeit der hochstehenden Technik und trotz aller im einzelnen bewunderungswürdigen Erfindungen eigentlich diese wesentlichste Energiequelle ist! Von der Energie der verbrennenden Kohle erhalten wir in Gestalt mechanischer Arbeit im allerbesten Fall nicht mehr als 15 Prozent. Noch ungünstiger stellen sich die Verhältnisse, wenn es sich um die Gewinnung von elektrischer Energie handelt. Vielleicht wird uns dieses Jahrhundert die von den Elektrochemikern angestrebte Darstellung der „elektrischen Energie direkt aus Kohle“ bringen, welche die Dampfmaschine ersetzen und die Macht des Menschen über die Natur vervielfachen würde!

Die Frage des Zuendegehens des natürlichen Bestandes an fossiler Kohle ist nach Winkler aus dem einfachen Grunde eine sehr ernste, weil ja die Entwicklung der gegenwärtig führenden Kulturstaaten, das Anwachsen ihrer Bevölkerung, ja bis zu einem gewissen Grad die Existenzfähigkeit dieser Bevölkerung sich auf die Wärme und Krafterzeugung durch fossile Kohle gründet. Sowie die Kohlenlager dieser Staaten aufgebraucht sind, muß jedenfalls bei ihnen eine Reaktion eintreten; sie können nicht mehr an der Spitze der Kulturbewegung bleiben; auf die Periode stürmischen Aufschwungs wird diejenige des Niedergangs, einer sich zwar allmählich aber unaufhaltsam vollziehenden Verkümmerung folgen. Verarmung und Entvölkerung müssen bei ihnen eintreten und wenn sie nach etwas rettet in dieser zukünftigen Oede, so ist es der Wissensschatz, den sie im „Zeitalter der Verbrennung“ zusammengetragen haben. Er wird sie vor jähem Absturz in die Tiefe bewahren, aber sie werden „wie ein Vogel mit gebrochenen Schwingen sein, der nur noch flattern, aber nicht mehr fliegen kann“.

Die viel verbreitete Ansicht, daß es dereinst nicht nur gelingen werde, den Energievorrath der Kohle viel besser auszunützen, sondern auch an die Stelle der Verbrennungswärme fossiler Kohle eine andere, gleichwerthige, ja vielleicht noch reichlicher fließende Energiequelle zu setzen, verräth nach der Ansicht von Winkler zwar ein an sich berechtigtes Vertrauen in die menschliche

Erfindungsgabe, beruht aber nichtsdestoweniger zumeist auf einem fundamentalen Irrthum. Denn die fossile Kohle ist ein Produkt der Zustände, wie sie früher auf Erden geherrscht haben, zu einer Zeit, wo die Eigenwärme unsres Planeten eine größere war als heute und die Sonnenenergie in höherem Maß auf ihm zur Wirkung gelangte. Wir wissen, daß zu jener Zeit die Erde einem mächtigen Treibhaus glich, dessen dichte, mit Kohlensäure und Wasserdampf beladene Dunstatmosphäre den Nahrungsspeicher für eine aus wasserreicher Niederung gigantisch emporwuchernde Flora bildete, wie sie nach Ansicht mancher Astronomen jetzt vielleicht den Planeten Mars bedecken mag. Was heute noch in Ueberresten von dieser früheren Pflanzenwelt vorhanden ist, bildet denjenigen Theil, der in den Perioden des Umsturzes, wie sie der Faltungsprozeß der alternden Erde mit sich brachte, verschüttet und begraben worden ist; ein anderer ist in Gestalt von gasförmigen Vermoderungs- und Oxydationsprodukten zur Atmosphäre zurückgekehrt und befindet sich wieder im großen Schöpfungskreislauf; er ersteht — und das Gleiche ist auch bei der Verbrennungskohlensäure der Fall — immer wieder in den Pflanzenformen der Gegenwart, die im Vergleich mit den Riesen der Vergangenheit den Niedergang des pflanzlichen Lebens auf Erden erkennen lassen und wohl zur Verstärkung der irdischen Humusdecke beizutragen, nicht aber Kohlenflötze zu bilden vermögen. Das kohlenstoffhaltige, pflanzenbildende Material ist zwar noch vorhanden, aber es gelangt nicht mehr zu dem Massenumsatz und der Massenaufhäufung wie in früherer geologischer Zeit.

So lassen sich denn nach Winkler die Aufhäufungen von fossiler Kohle großen, natürlichen Accumulatoren vergleichen, in welchen sich die Sonnenenergie vorvergangener Zeiten aufgespeichert findet. Wenn sie einmal erschöpft sein werden, ist der Menschheit das Machtmittel, welches sie in unsern Tagen groß und stark gemacht hat, für immer entzogen und es bleibt ihr nur noch die unmittelbare Energiequelle der gegenwärtigen Sonnenstrahlung. Auch diese fließt reichlich weit über menschlichen Bedarf, aber nach verstehen wir es keineswegs sie zu fassen, wir werden sie auch schwer fassen lernen und selbst wenn uns das gelingen sollte, wird ihre Handhabung wahrscheinlich an Einfachheit und Bequemlichkeit derjenigen der brennbaren Substanz nachstehen. Allerdings hat es sich gezeigt, daß Prophezeiungen in wissenschaftlichen Dingen zumeist nur dazu da sind, um von dem nachströmenden Fluß der Thatsachen widerlegt zu werden.

So sollte es denn eigentlich als ein Gebot der höheren sittlichen Vernunft erscheinen, der zwecklosen Vergeudung von fossiler Kohle mit aller Kraft entgegenzutreten, und doch würde jede hierauf gerichtete Mahnung — worüber sich Winkler keinen Täuschungen hingibt — in den Wind gesprochen sein. An eine Beschränkung des Kohleverbrauchs ist fürs nächste gar nicht zu denken, im Gegentheil, es wird derselbe eine fortgesetzte Steigerung erfahren, wahrscheinlich sogar in einer ungeheuren Progression. Hier gibt es kein Hemmen und Eindämmen und nur zweierlei läßt sich nach Winkler thun, nämlich erstens: eine bessere Ausnützung der Verbrennungswärme anstreben und zweitens: die Zeit nützen, um andere Energiequellen zu erschließen, bevor, wenigstens lokal, wirklicher Mangel an Kohle eintritt.

Ueber die Frage, ob man Anlaß hat, jetzt schon um die baldige Erschöpfung der in erreichbarer Tiefe auf der ganzen Erde vorhandenen Kohlenvorräthe in ihrer Gesammtheit besorgt zu sein, können die Ansichten natürlich sehr auseinandergehen; nach der Ansicht von Winkler wäre diese Besorgniß eine unbegründete. Die Kultur wird nach seiner Meinung noch lange im Zeichen der Verbrennung stehen und das Zeitalter der Verbrennung kann eine Dauer von vielen Jahrhunderten haben. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der Abbau der bis jetzt erschlossenen Fundstätten unheimlich schnell vorwärts schreitet; da aber weite Gebiete der Erde kaum bekannt sind, so fehlt uns jedes Urtheil, ob und in welchem Umfang sie unterirdische Kohlenschätze bergen. Das Innere von Asien, Afrika, Australien, zum Theil auch von Amerika umfaßt ungeheuere Flächenräume, die in dieser Hinsicht eine vollkommene terra incognita bilden und denen gegenüber die bis jetzt dem Kohlenbergbau erschlossenen Gebiete ob ihrer Kleinheit fast verschwinden. Andrerseits ist man fast überall, wo man in fremdem Lande auf Kohle schürfte, glücklich gewesen. Die Japaner bezwangen die Eingeborenen der Insel Formosa und entdeckten dabei unvermuthet mächtige Kohlenlager, die kleine deutsche Besitzung in China weist Kohle auf, Kohle fand sich in Niederländisch-Indien, in Südafrika, in Neu-Seeland, ja selbst in den arktischen Gebieten, in Grönland, auf der Bäreninsel und sie lagert vielleicht auch auf Franz Joseph-Land. — Wenn somit die Zeit wirklichen Mangels an Kohle noch sehr fernliegend erscheint, sobald man das ganze, weite Gebiet der Erdoberfläche in Betracht zieht, so wird sie doch nach der Ansicht von Winkler für einzelne Länder und Völker bald genug heraufziehen und für diese ist dann wirthschaftlicher Niedergang die unausbleibliche Folge. Solcher Niedergang bedroht Böhmen, England, ferner Deutschland, Belgien, Frankreich und andere europäische Staaten. Aber mit ihm endet keineswegs das Zeitalter der Verbrennung auf Erden, sondern es hat bis auf weiteres nur eine Verschiebung der Verhältnisse zur Folge. Die Kultur wird der Kohle nachziehen und wenn hier blühende Industriestätten in Trümmer sinken, so werden anderwärts neue erstehen und zu glänzender Entfaltung kommen. Das Werden und Vergehen, welches den Grundzug alles Naturgeschehens bildet, macht sich auch hier geltend, aber der kurzlebige Mensch mit seinem flüchtigen Schicksal ist hiebei nur der einzelne Tropfen einer gewaltigen Woge, der ewig zu bestehen scheint, weil — stets ein anderer an seine Stelle tritt.

Eine vernachlässigte Kardinalfrage.

Von Max Getting.

II.

Die andere, womöglich noch wichtigere, indirekte Folge des Privatrechts, Land zu besitzen, ist die Möglichkeit, für ein dargeliehenes Kapital verhältnißmäßig hohen Zins erlangen zu können. Denn der Zins ist im wesentlichen das Kind der Grundrente. Im bodenbesitzenden Staate könnte es nämlich nur ganz niedrigen oder gar keinen Zins geben. Im Staate mit privatem Bodenbesitz hingegen tritt das gravirende Moment hinzu, daß man für Kapital Landbesitz erwerben kann, der eine Grundrente abwirft. Sie ist das ohne Arbeit des Besitzers aus dem Grundeigenthum vermöge der werthvollen Eigenschaften des Grundes und Bodens erlangbare Einkommen. Im Staate mit privatem Bodenbesitz ist es also ganz erklärlich und natürlich, daß für die Herleihung von Kapital eine der Grundrente mindestens gleiche Vergütung als Zins verlangt und erlangt werden

kann. Felsenfest steht der Zins auf dem Fundamente der privaten Bodenaneignung, mögen ihn auch Gesetzgebungen bekämpfen und Religionen verpönen.

Diese hochwichtige Wahrheit wurde schon vor etwa 350 Jahren von Calvin erkannt, welcher in Erwiderung auf die Angriffe gegen das Zinsrecht sich folgendermaßen aussprach: „Das Geld erzeugt nicht das Geld, das ist unbestreitbar; aber mit Geld kauft man Ländereien, welche mehr erzeugen als den Gegenwerth der darauf verwandten Arbeit und welche dem Eigenthümer ein Mehreinkommen übrig lassen, nachdem alle für Handarbeit und Sonstiges gemachten Ausgaben bestritten sind. Mit Geld kauft man ein Haus, welches Miethen einbringt. Nun kann aber die Sache, mit der man Gegenstände kaufen kann, die aus sich selbst Einkommen erzeugen, betrachtet werden, als ob sie selbst Einkommen erzeugte."

Das Gesagte bezieht sich jedoch nur auf den reinen Zins, von dem der sogenannte rohe Zins wohl zu unterscheiden ist. Dieser setzt sich zusammen aus dem reinen Zins und der Gefahrprämie, deren Höhe sich nach der vom Kapitalentleiher gebotenen Sicherheit richtet. Demgemäß bringen unsre chronischen Geschäftskrisen ein Steigen des rohen Zinses mit sich. Andrerseits ist der reine Zins in langsamem Fallen begriffen, weil zunehmende Kapitalmengen sich um eine beschränkte Anzahl sicherer Werthe bewerben. Daß man von dieser Art Fallen des Zinses nie eine Besserung der Verhältnisse erwarten darf, ist leicht einzusehen; denn der sinkende Zinsfuß reduzirt die Kapitallatifundien bei weitem nicht in dem Grade, wie der Zinseszins aus den nicht verbrauchten Einkommentheilen sich erhöht.

Schließlich — weil es oben nicht thunlich war — noch einige Worte über den von der Sozialdemokratie verantwortlich gemachten Sündenbock: die kapitalistische Produktionsweise. Was sich heutzutage Unternehmergewinn nennt, setzt sich zusammen aus Grundrente, Zins, Gefahrprämie und dem eigentlichen Unternehmergewinn. Der reine Unternehmergewinn, d. h. der berechtigte Lohn für die Organisations-, die Leitungs- und die Verkaufsarbeit, wird infolge der großen Konkurrenz, der fortwährend nothwendigen, kostspieligen Verbesserung der Produktionswerkzeuge und der mannichfachen, störend auf den Geschäftsbetrieb einwirkenden Zufälligkeiten in der Mehrzahl der Fälle nicht voll erzielt. Dies beweisen die geringe durchschnittliche Dauer der Betriebe, die ungünstige Statistik der Aktiengesellschaften und insbesondere die persönlichen Erfahrungen Aller, die je einen Einblick in das große Geschäftsleben gehabt haben. Glänzende Geschäfte, die sich freilich dem Auge eher aufdrängen, als die Masse der schlechten, werden nur in ganz seltenen Fällen gemacht.

Ich fasse zusammen: Die wahre Ursache der sozialen Noth ist in der Anhäufung großer Vermögen in den Händen einer Minderzahl zu suchen, welche ihr Einkommen weder konsumirt, noch in wirklichem Kapital, das heißt in neuen Produktionsmitteln anlegt, sondern vorzugsweise in falschem Kapital, das heißt in kapitalisirten Tributrechten auf die Arbeit des Volkes. Da die neuen Anlagen der Kapitalisten nicht nur keine Arbeitsgelegenheit gewähren, sondern im Gegentheil die Tribute des Volkes erhöhen und auf diese Weise dessen Konsumkraft schwächen, so resultirt hieraus ein arges Mißverhältniß zwischen Produktion und Konsum, das als unmittelbare Ursache des sozialen Elends anzusehen ist. Die Entstehung der unheilbringenden Vermögenskolosse aber ist die Folge des privaten Bodenbesitzrechtes.

Wer in die hier skizzirten Gedanken tiefer eindringt, wird nicht umhin können, einem Ausspruche des hervorragenden Rechtsgelehrten Zachariä v. Lingenthal zuzustimmen, der da lautet: „Alle die Leiden, mit welchen zivilisirte Völker zu kämpfen haben, lassen sich auf das Sondereigenthum an Grund und Boden, als auf ihre Ursache, zurückführen." Es ist unendlich traurig, daß diese Erkenntniß in unsern Tagen nur erst ganz Wenigen aufgegangen ist, und daß sogar solche, die beim „Volk der Denker" eine führende Rolle spielen wollen, vom wahren Sachverhalt der sozial-ökonomischen Frage keine blasse Ahnung haben. So z. B. weiß der gelehrte Verfasser des bekannten Buches „Rembrandt als Erzieher" über diese Frage, welche keineswegs nur eine Arbeiterfrage ist, nicht viel mehr zu sagen, als daß „es in Deutschland wahrscheinlich weniger Sozialdemokraten geben würde, wenn es dort mehr Badeanstalten gäbe." . . . O sancta simplicitas!

Der Löwenantheil am Verdienste, die Bedeutung der Bodenfrage ins rechte Licht gesetzt zu haben, kommt dem Amerikaner Henry George zu, der außer mehreren kleineren Arbeiten das in den angelsächsischen Ländern weit verbreitete und epochemachende Buch „Fortschritt und Armuth" geschrieben hat. Vor H. George, der erst vor wenigen Jahren zu früh aus dem Leben schied, als er die beste Aussicht hatte, auf den einflußreichen Posten eines Bürgermeisters von New-York berufen zu werden, ist in Deutschland Th. Stamm in seiner „Erlösung der darbenden Menschheit" für Bodenbesitzreform eingetreten, während der scharfsinnige Michael Flürscheim mit seinem Werke „Der einzige Rettungsweg" zum Ausbau der Lehre des großen Amerikaners, namentlich was die indirekten Wirkungen des privaten Bodenbesitzes betrifft, sehr werthvolle Beiträge geliefert hat. Diese Vorkämpfer der Bodenbesitzreform theilen übrigens die Ansicht, daß der Gemeinbesitz der Erde der natürliche und rechtmäßige Zustand sei, mit vielen hervorragenden Männern der ganzen Weltgeschichte, wie Moses,[1]) Laotse, Aristoteles, Papst Gregor I., Locke, Rousseau, Fichte, Carlyle, Stuart Mill, Pecqueux, Pufendorf, Zachariä, Quesnay, Say, Rossi, Herbert Spencer u. A. Und mit der allerdings zutreffenden Behauptung, daß die Entwicklung der Kulturvölker vom Gemeineigenthum zum Privateigenthum gehe, ist durchaus kein Beweis für die Richtigkeit dieses Ganges erbracht, am allerwenigsten, wenn die thatsächlichen Erscheinungen das Unheilvolle dieser Entwicklung allerwärts darthun. Die Geschichte lehrt eben auch ein zwar langsames, aber doch unzweifelhaftes Fortschreiten der Vernunft. Die selbst regulirende Vernunft beseitigte Sklaverei und Leibeigenschaft; sie hob die geistigen Güter auf; sie ließ soziale Institutionen fallen, welche ebenso geschichtlich entstanden waren wie der private Bodenbesitz.

Der praktische Sozialpolitiker, der nur an bestehende Verhältnisse anzuknüpfen und nur mit nächsten Möglichkeiten zu rechnen vermag, muß indessen den weitgehenden Vorschlag einer sofortigen Verstaatlichung oder Kommunalisirung des gesammten Grund und Bodens ablehnen, und wenn es noch so klar erwiesen werden sollte, daß dieser Schritt ohne Rechtsverletzung gethan werden könnte, beziehungsweise daß die Abfindung der jetzigen Besitzer keinerlei finanziellen Schwierigkeiten begegnen würde. Dagegen kann er sich sehr wohl mit den Bo-

1) 3. Buch, 25. Kap., 23. Vers: Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir.

strebungen des „Bundes der Deutschen Bodenreformer" befreunden, dessen Organ, die zweimal monatlich erscheinende „Deutsche Volksstimme",[1]) ich auf das wärmste empfehlen möchte. Dieser seit 1882 bestehende und Mitglieder in allen politischen Parteien zählende Bund stellt zunächst hauptsächlich folgende, ebenso gerechte, wie leicht durchführbare und wirkungsvolle Forderungen:

1. Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeinde-Eigenthums. Mit Bezug auf diesen Punkt sei erwähnt, daß Adolf Damaschke, der Vorsitzende des genannten Bundes, im Auftrag desselben eine Rundfrage über die Wirkung des Gemeinde-Eigenthums auf die Gemeindefinanzen veranstaltet hat. Die Wirkung ist, wie Damaschke in seiner trefflichen Schrift „Vom Gemeindesozialismus" berichtet, in den 59 Gemeinden, von denen eine Antwort eingelaufen, mehr oder weniger vorzüglich. Dabei ist es höchst interessant, daß gerade von den als sehr reich geltenden Gemeinden keine Antwort gegeben wurde; so z. B. von Klingenberg in Unterfranken, das für das Jahr 1899 jedem Bürger 300 M. ausbezahlt hat. Man wird kaum fehlgehen, wenn man das Schweigen dieser Gemeinde auf dieselben Gründe zurückführt, aus denen die kleine bayerische Gemeinde Buetthard die Antwort verweigert hat; sie schrieb nämlich: „Ergebenst zurück mit dem Beifügen, daß die Gemeindeverwaltung sich der Befürchtung nicht entschlagen konnte, ob mit den gewollten Erhebungen nicht etwa Mißbrauch stattfinden könnte, und lehnt deßhalb vorsichtshalber die Beantwortung ab." Damit ist viel gesagt!

Als ein für Stadtgemeinden geeigneter Verpachtungsmodus könnte der im vorigen Jahr von Frankfurt am Main beschlossene empfohlen werden, nach welchem der Pachtpreis von zehn zu zehn Jahren neu und auf 3 Proz. des jeweiligen Werthes des Grundstücks festgesetzt wird. Wären die vielen aufblühenden deutschen Städte im Besitz ihres ursprünglichen Grundeigenthums geblieben und hätten sie nach dem eben angegebenen Grundsatz gehandelt, dann brauchten sie nicht nur keinerlei sonstige Steuern zu erheben, sondern hätten auch reiche Geldmittel für die verschiedensten Zwecke zur Verfügung. Dies hätte aber für das ganze soziale Leben die wohlthätigsten Folgen gehabt. So schrieb denn auch Goethe, dessen gesunde Lebensanschauungen man sich neuerdings wieder gern ins Gedächtniß zurückruft, in seinem Tagebuch: „Zur Bodenfrage will ich bemerken, daß sie für die Städte überaus wichtig ist. Im Somer 1797 war ich mehrere Tage in Heilbronn und sah mit vielem Vergnügen, wie wohlhabend diese Stadt trotz der Kriegsläufte geblieben war, und das verdankte sie besonders ihrem ausgebreiteten Grundbesitz. . . . Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft."

2. Eine zweckentsprechende Steuerordnung. Außer der Umsatzsteuer, die noch nicht in allen Gemeinden besteht, handelt es sich um eine Bauplatz- und um eine Zuwachssteuer. Gegen den Vorschlag einer hohen Bauplatzsteuer könnte eingewendet werden, daß der Werth einer Baustelle, da er zum Theil einen zukünftigen Spekulationswerth darstelle, schwer zu bestimmen sei. Hier würde nun aber der Grundsatz der Selbsteinschätzung, der ja auch sonst im Steuerwesen gilt, einen sehr einfachen Weg zeigen. Jeder Besitzer einer Baustelle hat selbst dieses sein Eigenthum zu taxiren und nach der taxirten Höhe einen gewissen Prozentsatz als Steuer zu entrichten. Um aber die Gefahr von ihm zu nehmen, daß er den Werth seines Grundeigenthums zu niedrig einschätze, müßte die Bestimmung getroffen werden, daß die Gemeinde jederzeit das Recht hat, zu dem selbstgeschätzten Werth den Bauplatz zu erwerben. Schätzt er also seinen Bauplatz zu hoch, so droht die hohe Steuer; schätzt er zu niedrig, so droht die Abfindung durch die Stadt. Durch diese Scylla und Charybdis würde allein der Weg der Wahrheit und des Rechtes hindurchführen. Dieser Weg der Selbsteinschätzung in Verbindung mit dem Enteignungsrecht hat sich in der aufblühenden Kolonie Neu-Seeland, in der seit längerer Zeit bodenreformerische Gedanken die Gesetzgebung beeinflussen, sehr gut bewährt. Daß eine genügend hohe Bauplatzsteuer dem Bodenwucher einen argen Schlag versetzen würde, liegt auf der Hand.

Freilich könnte es ja vorkommen, daß gar Mancher nach Einführung einer solchen Steuer sich verspekulirt hätte. Aber warum soll denn das Risiko, das jede andere Spekulation mit sich bringt, gerade bei Bodenwerthen ganz ausgeschlossen sein?

Die höhere Besteuerung von Bau- und Spekulationsgründen ist erfreulicherweise vom Abgeordneten Dr. Jaeger im Finanzausschuß der bayerischen Kammer der Abgeordneten bereits angeregt worden, wobei der Finanzminister sich entgegenkommend ausgesprochen hat.

Dafür, daß im Kampf mit dem Bodenwucher auch Dinge vorkommen, welche des Humors nicht entbehren, sei beiläufig ein Beispiel erwähnt. Die katholische Gemeinde in Kassel suchte lange nach einem geeigneten und billigen Bauplatz für eine Kirche, als sie eines Tages von einem stadtbekannten Grundstückspekulanten die überraschende Mittheilung bekam, daß er bereit sei, ihr einen Platz zu schenken. Mit tausend Freuden ging man darauf ein. Der schlaue Menschenfreund besaß nämlich vor den Thoren der Stadt ein umfangreiches Gelände, aus dem er ein für ihn und die Schenkung passendes Stück herausschnitt. Die Folge war, daß sein Terrain durch den Kirchenbau und eine von der Gemeinde nach dem Kirchplatz angelegte Straße erschlossen wurde und um Millionen im Werthe stieg. Im Zimmer des Edlen aber hängt ein vom Pfarrer und Gemeindevorsteher unterzeichnetes Dankschreiben, worin die Größe seines Herzens gepriesen und ihm versprochen wird, daß die Gemeinde für sein Seelenheil beten werde. . . .

Die Zuwachssteuer soll bei jedem Verkauf von Grund und Boden die Zuwachsrente, oder doch einen möglichst hohen Theil derselben der Gesammtheit erhalten. Den Ausdruck „Zuwachsrente" hat die Schule der Bodenreformer in den Sprachgebrauch eingeführt. Er soll die Wiedergabe des englischen „unearned increment" sein und demgemäß die Werthsteigerung des nackten Bodens bezeichnen, die ohne jede Verbesserung des Bodens an sich, ohne jede Arbeit des einzelnen Bodeneigenthümers erfolgt. Bei der Uebersetzung der Zuwachssteuer in die Praxis könnte der Anfang mit einem niedrigen Prozentsatz gemacht werden. Außerdem erscheint es wünschenswerth, die Zuwachssteuer progressiv zu gestalten, so daß sie bei kleinen Grundstücken, die im wesentlichen Wohn- und Werkstätte einer einzelnen Familie bilden, in ganz mäßigen Grenzen bliebe. Diese kleinen Hausbesitzer aber hätten in jedem Fall solcher Steuer gegenüber einen mehr als vollen Ersatz darin, daß die Erträgnisse der Zuwachssteuer in erster Reihe einer Ermäßigung der unteren Stufen der Gewerbe- und

[1]) Preis vierteljährlich 1 M. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt (Nr. 2036), sowie direkt vom Verleger: J. Harrwitz Nachfolger, Berlin, Friedrichstr. 16.

Einkommensteuer dienen sollten und daß der weit überwiegende Theil der Zuwachssteuer eben von Großspekulanten getragen werden würde.

Die zur Zeit vollkommenste Durchführung der hier angegebenen Steuerordnung haben wir — was nicht Jedermann geläufig sein dürfte — in der ostasiatischen Kolonie des Deutschen Reichs. In Kiau-tschau beträgt die Umsatzsteuer 2 Proz. (1 Proz. für den Verkäufer, 1 Proz. für den Käufer). Die Bauplatzsteuer hat dort die außerordentliche Höhe von 6 Proz. des wirklichen Werthes. Alle drei Jahre wird der Grund und Boden neu abgeschätzt, damit die Bauplatzsteuer der Wertherhöhung des Bodens folgen kann. Die Zuwachssteuer beträgt 33.33 Proz. der Zuwachsrente, welcher Betrag in der amtlichen Denkschrift bei der Begründung dieser Maßnahmen als „sehr mäßig“ bezeichnet ist. Um jedes Umgehen dieser Steuer unmöglich zu machen, hat das Gouvernement sich unter allen Umständen das Vorkaufsrecht zu dem ihm angegebenen Verkaufspreise vorbehalten. In der dem Reichstag zugegangenen zweiten „Denkschrift betreffend die Entwicklung des Kiau-tschau-Gebietes“ heißt es u. a. wörtlich: „Das Vorgehen der Verwaltung in der Landfrage ist in der vorjährigen Denkschrift eingehend dargestellt und begründet worden. Die leitenden Grundsätze gehen im wesentlichen darauf hinaus, einem jedem Ansiedler den Grunderwerb zu festem Eigenthum, nicht nur zu Pachtbesitz, zu erleichtern, ungesunde Landspekulation, insbesondere das massenhafte Aufkaufen von Land zum Zweck von Preistreibereien, zu hindern, endlich der Gesammtheit für alle Zukunft einen erheblichen Antheil an der Werthsteigerung des Grundbesitzes in der aufstrebenden Kolonie zu sichern. Es war vorauszusehen, daß diese in Kiau-tschau zum erstenmal praktisch durchgeführten Grundsätze neben vielfacher Zustimmung zunächst auch einigen Widerspruch aus Interessentenkreisen hervorrufen würden; es kann jedoch bereits jetzt festgestellt werden, daß letzterer innerhalb und außerhalb des Schutzgebietes mehr und mehr verstummt ist und einem lebhaften Einverständniß Platz gemacht hat.“ Leider ist die Landordnung von Kiau-tschou, welche eine sozialpolitische That ersten Ranges genannt werden muß und nach einer Aeußerung des deutschen Botschafters in Washington, Dr. v. Hollebens, auf den Willen des Kaisers zurückzuführen sein soll, auf Deutsch-China beschränkt geblieben. Es ist deßhalb danach zu trachten, daß die Zuwachsrente in den anderen deutschen Kolonien da, wo sie der Privatspekulation ausgeliefert worden ist (wie insbesondere in Kamerun), zurückerobert und da, wo sie noch unverloren ist, der Volksgesammtheit erhalten bleibt. Gerade in den Kolonien würde die Anwendung bodenreformerischer Grundsätze gar keinen Schwierigkeiten begegnen, weil auf neuem Boden keinerlei „historische und wohlerworbene“ Rechte zu respektiren wären. Die Bewährung der Bodenreform in den Kolonien würde aber einen wachsenden Einfluß auf die der Verbesserung so dringend bedürftigen Verhältnisse im alten Vaterland gewinnen müssen.

Um welche Summen es sich bei der Zuwachssteuer im Deutschen Reich handeln würde, kann man sich ungefähr denken, wenn man erfährt, daß in Preußen im Jahre 1897/98 aus der nur ein Prozent betragenden staatlichen Umsatzsteuer eine Roheinnahme von 5.8 Mill. M. erzielt wurde. Es betrug z. B. der Werth der freiwillig veräußerten Grundstücke in Berlin mit Vororten 427 Millionen, in Breslau 73 Millionen, in Köln 105 Millionen, in Dortmund 94 Mill. M. ꝛc. Wo ist ein Stück Sozialreform, bei dem es sich in einem einzigen Jahr um solche Werthe handelt? Man ist jedoch in unserm öffentlichen Leben weit davon entfernt, die Tragweite derartiger Zahlen zu ermessen; man hat kein Wort des Bedauerns dafür, daß die durch den Werthzuwachs des Grund und Bodens bedingten Riesensummen dem Volke entgehen;[*]) man zieht es vor, die Aufmerksamkeit mit großem Lärm auf untergeordnete Nebensachen zu lenken; man beschränkt sich höchstens auf die kindliche Freude an der Mehreinnahme aus der Stempelsteuer, die offenbar auf die günstigere Lage der wirthschaftlichen Verhältnisse zurückgeführt werden müsse. In Wirklichkeit bedeutet aber die Thatsache, über die man sich freut, daß das Bodenmonopol abermals seine Ernte gehalten und das, was der wirthschaftliche Aufschwung dem Volke gebracht, an sich gerissen hat.

3. Erlaß eines Wohnungsgesetzes, das die spekulative und übermäßige Ausnützung des Bodens verhindert und Wohnräume ausschließt, die in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung gerechten Anforderungen nicht entsprechen.

4. Bei ländlichen Zwangsverkäufen ein Vorkaufsrecht für die Gemeinde, bezw. für den Staat.

5. Planmäßige innere Kolonisation durch den Staat und zwar in einer Form, die eine spekulative Verwendung und eine Ueberschuldung des neugeschaffenen Besitzes ausschließt.

6. Verhinderung der gemeinschädlichen Ausnützung der Naturschätze. In dieser Beziehung gilt es vor allem, die die Grundlage der so gewaltig aufstrebenden deutschen Industrie bildenden Kohlenbergwerke der Börsenspekulation zu entziehen und unter die Kontrole der Volksgemeinschaft zu stellen.

7. Organische Ueberführung des Realkredits in öffentliche Hand. Die Wichtigkeit dieser Forderung erhellt ohne weiteres aus den gewaltigen Summen, bis zu welchen die Pfandbriefe der Hypothekenbanken angewachsen sind. Der Werth dieser Pfandbriefe, der sich jährlich um etwa 500 Millionen Mark vermehrt, beträgt nämlich jetzt bereits über 6 Milliarden! Nebenbei bemerkt sieben Achtel der Pfandbriefe sind durch städtische Hypotheken gedeckt, woraus wieder zu ersehen ist, welch große Bedeutung die Bodenfrage gerade für die Städte hat. Die 6 Milliarden Pfandbriefe erfordern bei 4 Prozent eine Verzinsung von 240 Millionen, welche das deutsche Volk von dem Ertrage seiner Arbeit sich abziehen lassen muß. Man kann die Hypothekenbanken als große Bassins bezeichnen, in welchen sich aus unzähligen Zuflüssen ein großer Theil der Ersparnisse der ganzen Nation sammelt. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß diese Bassins in öffentlichen Besitz übergehen, um möglichst billigen und zuverlässigen Kredit zu beschaffen. Ein großer Schaden des heutigen Hypothekenwesens besteht zudem darin, daß die ungesunde Bodenspekulation von der Hypothek wenn auch nicht geschaffen, so doch gezüchtet worden ist. Indem die Hypothek den Boden zu einer leicht verkäuflichen Waare gemacht hat, hat

[*]) Vor einiger Zeit brachten z. B. mehrere Zeitungen ohne allen Kommentar die folgende, der „Vossischen Zeitung“ entnommene Mittheilung: Der Hauptsitz der bäuerlichen Millionäre war bisher Schöneberg. Seitdem dieses zur Stadt avancirt ist, scheint Tempelhof sich zur Residenz der Millionenbauern aufzuschwingen. Die Zahl der Einwohner Tempelhofs, die ein Einkommen von 40,000 bis 100,000 M. jährlich zu verzehren haben, beläuft sich nach kundiger Schätzung jetzt schon auf 40. Es sind dies fast allesammt ehemalige Bauern, die ihre Ländereien zu hohen Preisen zu Spekulationszwecken veräußert haben und nun in Ruhe und Wohlhabenheit ihre Tage verleben können.

sie das natürliche Tempo, mit dem der Bodenwerth bei wachsender Bevölkerung steigen muß, immer mehr beschleunigt. Die Möglichkeit, mit geringer Anzahlung große Objekte zu kaufen, hat den Kreis derjenigen, welche sich mit dem Kauf und Verkauf von Grund und Boden befassen, ungeheuer vergrößert und dadurch die Mobilisirung und ungesunde Werthsteigerung des Bodens verursacht. Eine treffende Beleuchtung des Hypothekenwesens vom Standpunkt der Bodenreform findet man in Heft V der von A. Damaschke herausgegeben „Sozialen Streitfragen“;[*]) dieses von L. Eschwege verfaßte Heft trägt den Titel: „Privilegirtes Spekulantenthum“.

Die Größe der Wirkungen der hier vorgeschlagenen Reformen würde natürlich vom Umfange derselben abhängig sein. Diese Wirkungen müßten sich schließlich in einer entsprechend gerechteren Güterverteilung, beziehungsweise in einer entsprechend gestiegenen Konsumfähigkeit des Volkes äußern. Gerade darauf kommt es aber an. Wie sehr die wirthschaftlichen Verhältnisse verbessert werden könnten, mag man daraus schließen, daß die jährliche Kaufkraft des deutschen Volkes schon um etwa 1000 Millionen Mark vergrößert wäre, wenn das wöchentliche Einkommen jeder deutschen Familie durchschnittlich nur um 2 Mark höher wäre. Der steigende Konsum würde aber den Absatz erhöhen, welcher seinerseits die Produktion, während diese wiederum die Arbeitsgelegenheiten vermehren würde. Die genannten Faktoren würden immer stärker auf einander einwirken und das wirthschaftliche Leben könnte zu einer ungeahnten Blüthe gelangen. Eine weitere Folge dieser günstigen Veränderungen wäre das Abnehmen der Sorge um die Exportmöglichkeit, von welcher in unsren Tagen das Schicksal eines großen Theils des arbeitenden Volkes abhängt. Im günstigsten Falle hätte — gleiche Verhältnisse auch in anderen Ländern vorausgesetzt — jedes Land vollauf zu thun, den inländischen Bedarf zu befriedigen. Weder hätten die Länder ein Interesse daran, den Export zu suchen, um überhaupt absetzen zu können, noch würde die Furcht vor dem Import bestehen bleiben; sondern der Export würde nur aus dem einzig richtigen Grunde der internationalen Arbeitstheilung stattfinden, welche stets jedes Gut da erzeugen läßt, wo die Erzeugungsverhältnisse dafür die günstigsten sind, wodurch das exportirende und das importirende Land in gleicher Weise gewinnen müssen. Eine weitere Folge wäre das allmähliche Fallen der Zollschranken, dieses wichtigen Trennungsmomentes der Völker.

Wenn es vermieden werden soll und muß, daß die von der Sozialdemokratie vorgeschlagene und ohne Revolution kaum durchführbare Radikalkur zur Anwendung komme, dann thut es dringend noth, daß sich Alle, denen am friedlichen Fortschritt der Menschheit gelegen ist, zur Lösung der großen wirthschaftlichen Aufgabe zusammenschließen, welcher Geistesrichtung oder politischen Partei sie sonst auch zugehören mögen. Die Bodenreform ist aber das einzige Arbeitsfeld, das Jeder bebauen kann; er müßte denn, was leider gerade bei einflußreichen Persönlichkeiten nicht selten vorkommt, lieber eigene materielle Interessen wahren wollen. In solchen Fällen ist dann freilich die sittliche Reform am Platze, während für die breiten Volksmassen die wirthschaftliche Reform die Grundlage für jede andere bilden muß.

J. G. Fichte schrieb einst: „Seit Jahrtausenden reifen die Deutschen langsam der Darstellung eines wahrhaften Reiches des Rechtes entgegen, wie es noch nie in der Welt erschienen ist.“ Wohlan denn, die Bodenreform gibt den Deutschen die beste Gelegenheit, der endlichen Erfüllung dieses Wortes ein gutes Stück näher zu kommen.

[*]) Von diesen sehr lesenswerthen Beiträgen zu den sozialen Kämpfen der Gegenwart sind bis jetzt acht Hefte erschienen (bei J. Harrwitz Nachfolger, Berlin): I. A. Damaschke, Vom Gemeindesozialismus. II. Publicanus, Sparsteuer. III. H. Freese, Der Schutz der Bauhandwerker. IV. A. Pohlmann, Die Noth der Landwirthschaft und die Bodenreform. VI. C. Marsels, Die Noth der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. VII. H. George, Zwei Vorlesungen. VIII. A. Damaschke, Kamerun oder Kiautschou? — Im letzten Heft ist die vom Marineamt in Kiau-tschou verfolgte, zweckmäßige Bodenpolitik den vom Kolonialamt vertretenen verkehrten Grundsätzen entgegengestellt. Die in Kamerun gemachten Landkonzessionen (es handelt sich um zwei Gebiete, von denen jedes die Größe des Königreichs Sachsen um mehr als das Fünffache übersteigt) wurden nachgerade denn doch als so unverantwortliche Maßregeln erkannt, daß sie ihrem Urheber, dem früheren Kolonialdirektor v. Buchka, seine Stellung gekostet haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zum 13. Internationalen medizinischen Kongreß. Nachdem wir bereits in Nr. 183 und 184 eine Aufzählung der wichtigsten zur Behandlung gelangten Themata gegeben hatten, ist es uns infolge des verspätet eingetroffenen Berichtes unsres Korrespondenten erst heute möglich, auf den Inhalt einiger besonders wichtiger Vorträge etwas genauer einzugehen. In der chirurgischen Sektion referirten Cecherelli (Parma), Mayo Robson (Leeds), Boeckel (Straßburg) über die Chirurgie des Pankreas, die erst in den letzten Jahren recht aufgekommen ist, da man wegen der tiefen Lage zwischen großen Gefäßen und wegen der Gefahr eines schweren Diabetes nicht gern an eine Operation heranging, umsomehr, als die Diagnose der Pankreas-Erkrankungen wegen der geringen Präzision der Symptome eine sehr schwierige ist. Die Prognose der Operationen am Pankreas ist immerhin eine ernste, doch gelingt es, in sonst verlorenen Fällen Heilung zu bringen. Eitrige Entzündungen und Cysten ergeben die besten Erfolge. In der medizinischen Sektion fanden unter anderem Referate statt über die Magengeschwüre (Dieulafoy), über die therapeutische Wirkung großer Dosen von Olivenöl bei organischen und spastischen Stenosen des Pylorus und des Duodenums, sowie deren Folgen (Cohnheim, Mathieu). Die Methode ist neu und hat relativ sehr erfreuliche kurative Erfolge, sowie auch diagnostischen Werth für Unterscheidung der spastischen und organischen Verengerungen, bei denen sie allein wirksam ist. Bei letzteren wird dadurch eventuell eine Gastroenterotomie vermieden werden können, die übrigens nach Bourgets Referat in gegebenen Fällen einen durchaus befriedigenden Erfolg hat. Die Entzündungen des Dickdarms beginnen auch einer größeren Klarheit entgegengeführt zu werden, ausführliche Referate über die „mucomembraneuse“ Colitis lassen diese als hauptsächlich neuropathisch erscheinen und trennen sie von den organischen Entzündungen (Boas, Mannaberg, Mathieu). Dieulafoy theilt die Ansicht, daß die chirurgische Behandlung der Wurmfortsatz-Entzündungen eine größere Gefahr einschließe als die medizinische (Esguerro).

Ein interessantes Bild chirurgischer Fortschritte entrollten die Referate in der Sektion für Genital-Chirurgie über die konservativen Operationen bei venaler Urinretention. Ureteren, Nierenbecken, Niere selbst sind der Behandlung mit dem Messer unterworfen worden, um für die verschlossenen natürlichen Wege künstliche Abflüsse und Kommunikationen mit den Organen der anderen Seite zu schaffen.

Die künstliche Ernährung der Säuglinge beschäftigte eingehend die Abtheilung für Kinderkrankheiten. Es wurde zwar wieder gesagt, daß die Mutterbrust die beste Nahrung sei; aber nicht mit solcher Betonung, wie zu wünschen gewesen wäre. Es wurde allgemein ein zu großer Fettgehalt der Milch als das Schädlichste bezeichnet, die Proteïne könnten gut in größerer Menge vertragen werden als gewöhnlich angenommen wird, ebenso der Zucker, der nicht Milchzucker sein müßte. Die Sterilisation sei bei 70° vor-

zunehmen (Pasteurisation), da sonst Veränderungen eintreten, welche für die Verdauung schädlich sein könnten. Jacobi sprach sich für die Bereitung der Milch im Hause aus, während Variot an 800 Säuglingen mit Milch, die am Ort der Gewinnung in kleinen Fläschchen ($^1/_4$—$^1/_3$ Liter) sterilisirt war, sehr gute Erfahrungen, selbst bei schlecht ernährten Kindern, zu verzeichnen hat, und diese Methode entschieden für große Städte empfiehlt. — In der psychiatrischen Sektion bildeten die Psychosen des Pubertätsalters den Diskussionsstoff einer ganzen Sitzung. Zu scheiden sei zwischen der in dieser Zeit besonders hohen psychischen Morbidität, die sich in verschiedenen Formen äußert, und der für die Pubertät charakteristischen Hebephrenie, die, auf Selbstintoxikation beruhend, in der Hälfte der Fälle zwar zur Heilung führt, nachdem die einer Alkoholintoxikation ähnlichen Erscheinungen krisenartig aufgehört haben, trotzdem aber für die Zukunft des Individuums keine gute Prognose gibt. In der Aetiologie spielt die erbliche Belastung (Alkoholismus der Eltern) die wichtigste Rolle. In der dermatologischen Sektion beschäftigte man sich besonders eingehend und unter Betheiligung der bekanntesten Forscher mit dem Ekzem, besonders mit der Frage seines parasitären Charakters, der von der einen Seite bestritten, von der anderen behauptet wird, mit dem Hinweis auf noch nicht genug detaillirte Kenntniß der betr. Bakterienarten. Ueber die Aetiologie und die Prophylaxe des Typhus bei im Felde stehenden Armeen sprach in der Abtheilung für Militärmedizin Vincent. Bisher noch immer ein konstanter Begleiter aller Feldzüge, hat der Typhus meist ebensoviele Opfer gefordert als der Krieg selbst. Die Schwierigkeiten der Prophylaxe sind bei dem ubiquitären Charakter des Typhusbacillus bei den allgemein und persönlich prädisponirenden Momenten jeden Krieges ungeheuere, müßten aber trotzdem mit größter Energie bekämpft werden; allerdings sind viele der geforderten prophylaktischen Maßregeln in Kriegszeit kaum durchführbar: Trinken nur gekochten oder filtrirten Wassers, Desinfektion der Entleerungen, möglichst rasche Entfernung der Typhuskranken, Schutz gegen Mücken 2c. seien sehr bedeutsam, ebenso auch, nach deutschem und amerikanischem Muster, die Ausstattung der einzelnen Armeekorps mit den zur raschen und sicheren Erkennung der ersten, meist verkannten Fälle nöthigen Vorrichtungen. Speziell mit der Reinigung des Trinkwassers für Armeen, unmittelbar vor Gebrauch, beschäftigte sich das Referat Lopassets. Er sprach sich für mechanische Reinigung im Großen, nicht vom Einzelnen vollzogen aus. Als Mittel zur Klärung von chemischen Substanzen seien Hypermanganat und das Chlor-Superoxyd die besten; Bakterien werden durch Kochen zerstört, Zitronen oder Weinsäurezusatz sei stets zu empfehlen. Schücking empfiehlt das Schwammfilter und dann zur Sterilisirung Calcium hypochlorosum. Eine der wichtigsten Sitzungen in der geburtshülflichen Abtheilung war der Aetiologie des Puerperalfiebers gewidmet. Die Resultate lassen sich dahin zusammenfassen, daß eine Selbstinfektion selten und dann nur durch außerhalb der Genitalorgane lebende Bakterien veranlaßt ist; die häufigste Ursache ist Infektion durch Streptokokken, aber auch Staphylokokken, Bacterium coli, Gonokokken, Diphtheriebazillen, Diplococcus pneumoniae und schließlich gewisse anaërobe Bakterien. Von andrer Seite wird allerdings auch eine Autoinfektion mit den genannten Bakterien angenommen, da dieselben in der Sekretion des Genitalkanals gefunden werden und sowohl als saprophytisch wie als krankheitserregend auftreten können. — In der laryngologischen Sektion — um nur eines der Spezialfächer zu nennen — divergirten die Ansichten über die Diagnose des Kehlkopfkrebses stark. Schmidt und Fraenkel erklärten gegenüber den auf das klinische Bild Werth legenden Autoren, daß nur die mikroskopische Untersuchung eine bei positivem Ausfall sichere Entscheidung geben kann. Von den übrigen zahlreichen Sektionen, sowohl den klinischen wie naturwissenschaftlichen hier zu berichten, dazu fehlt die Möglichkeit ebenso wie zu einer auch nur annähernden Schilderung der sonstigen Arbeiten in den genannten Sektionen während der acht Tage. Dr. N.

γ. Im letzten Heft der „Notizie degli scavi“ berichtet der junge Neapeler Archäologe G. Patroni über wichtige, im vergangenen März gemachte Funde in Nola in Campanien. Zunächst verschiedene neue lateinische Inschriften, dann einige hübsche, jetzt im Nationalmuseum von Neapel untergebrachte Marmorwerke. Eins davon ist leider stark verstümmelt, von dem etwa in Lebensgröße gefertigten Standbild ist nicht viel mehr als der durch reich verzierten Brustpanzer gedeckte Rumpf übrig, man hat es hier wohl mit einem Bild des Kaisers Augustus zu thun, der bekanntlich in Nola gestorben ist. Dann fand man auf dem forum boarium eine hübsche Büste mit bärtigem Kopfe, sie stellt nach de Petra's Vermuthung den Decius Clodius Albinus dar, der von Septimius Severus als Erbe eingesetzt worden war, aber bald seinen Tod fand. Man wird sich nach der großartigen Vasenfunde erinnern, die man in diesem Jahrhundert in Nola machte. Die neuen Funde lehren, daß hier die Ergiebigkeit des Bodens noch lange nicht erschöpft ist. Auf dem Grundstück des Giovanni Vanavino fand man bei Grabungsarbeiten sechs Skelettgräber mit reichem Inhalt an Thongefäßen. Diese gehören zwei verschiedenen Zeiträumen an, theils der Entwicklungszeit der griechischen Töpferkunst (Protokorinthische Waare), theils dem Höhepunkt (attische Vasen rothfigurigen Stils). Unter den etwa zwei Dutzend Vasen ist besonders eine attische Amphora der Nolaner Gattung rothfigurigen Stils bemerkenswerth. Die Darstellung zeigt Pallas Athene, wie sie die Hand nach einem jugendlichen Helden ausstreckt, der in der Linken eine Hydria hält. Dieser Held ist Kadmos, dem seine Gönnerin den Stein übergibt, durch den er die Drachenmänner tödten soll. Außerdem sind noch Vasen der einheimischen Kunst, insbesondere die sogenannten Bucchero-Vasen, vertreten.

* **Jena.** Der erste Assistenzarzt an der hiesigen psychiatrischen Klinik, Dr. Krause, begibt sich, wie man der „Frankf. Ztg.“ mittheilt, nach China.

* **Aus Oesterreich.** Mit der interimistischen Uebernahme der Lehrkanzel der mechanischen Technologie und des forstlichen Bau- und Maschinen-Ingenieurwesens an der Hochschule für Bodenkultur in Wien wurde, wie die „Wiener Hochschul-Korrespondenz“ mittheilt, an Stelle des Sektionschefs Dr. Wilhelm Franz Exner, der als Professor in den Ruhestand tritt, der Direktor an der Fachschule für Holzindustrie in Villach, Dozent Regierungsrath Ernst Pliwa, betraut, welcher derzeit dem Ministerium für Kultus und Unterricht zugetheilt ist. — Der Konstrukteur der Technischen Hochschule in Wien, Hermann Daub, ist als Privatdozent für land- und forstwirthschaftliche Hochbauten an der Hochschule für Bodenkultur in Wien bestätigt worden.

* **Aus der Schweiz.** Zum Professor für Chirurgie in der veterinär-medizinischen Abtheilung der Universität Bern ist, der „Frankf. Ztg.“ zufolge, der Direktor des eidgenössischen Hengstendepots in Avenches, Thierarzt Schwendimann, ernannt worden. — Im kommenden Wintersemester werden an den schweizerischen Hochschulen drei Privatdozentinnen lesen: Frl. Dr. Tumarkin wird an der Universität Bern über „Geschichte der neueren Aesthetik“, Frl. Dr. A. Rodrigue an der Universität Genf „Biologie florale“ lesen und Frau Zedrawski an der Neuenburger Akademie hat angekündigt: „Die Bahnbrecher der klassischen Periode: Klopstock, Wieland, Herder und Lessing.“

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 21. August. Nummer 190.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Vom Zweck der Kunst.

Wir sind ja glücklicherweise seit langem über die Zeiten hinaus, in denen man vom Kunstwerk verlangte, daß es einen unmittelbaren Zweck erfülle. Wir wollen durch die Romane, Novellen, Gedichte, die wir lesen, nicht mehr gebessert werden. So wenig wie durch die Dramen, welche wir sehen. Nicht, daß die Neigung, solche Forderungen an die Kunst zu stellen, so gänzlich unterdrückt wäre. Im Gegentheil. Allen unkünstlerischen Naturen, und die werden doch immer die Mehrzahl bilden, wird es stets nahe liegen, nach dem unmittelbaren Zweck, der direkten, auf geradestem Weg zu erreichenden Nützlichkeit zu fragen. Weil sie anderes aus dem Theater nachhause zu bringen nicht fähig sind, werden sie stets Sehnsucht nach einer klaren, faßlichen, moralischen Nutzanwendung haben, und welcher Verfasser ihnen eine solche bietet oder auch nur zu bieten scheint, wird stets ihr Mann sein. Und mag es bleiben.

Von einem solchen Zweck der Kunst kann also für den Künstler keine Rede sein. In der Weise kann man so wenig der Kunst einen Zweck setzen wie etwa der Religion. Obwohl einige vielleicht, unter Aufgabe aller inneren schöpferischen Freiheit, solches im Sinne haben möchten.

Wenn es mich nun aber, dem, was ich eben sagte, zum Trotz, dennoch lockt, von einem Zweck der Kunst zu reden, so muß ich wohl etwas anderes dabei im Auge haben als diese bequeme direkte Nützlichkeit, diese Nützlichkeit von heute auf morgen, aus der Hand in den Mund. Es gibt eben verschiedene Nützlichkeiten, und so sehr wir uns gegen einen platten, niedrigen Utilitarismus sträuben mögen, auch der radikalste Anti-Utilitarist entgeht doch nicht einem Ziel, nicht dem menschheitlichen Zweck, nur daß derselbe bei ihm ferner liegt, weiter hinaus auf der Entwicklungslinie. Was den gewöhnlichen Utilitarismus so platt macht, ist, wie mir scheint, weniger das Streben des Utilitariers selbst, als seine enge Auffassung vom Leben und jenes bornirte Vorschieben des Absichtlichen und Ueberlegten, das allen seinen Aeußerungen anhängt. Der Nützlichkeitsfanatiker sieht das Leben als weiches Wachs an, in dem er herumkneten kann, und schreibt sich die feste Hand zu und den sicheren Blick für die dem Wachs zu gebende Form. Er weiß sogar genau, was er will, wenigstens was er seinem eigenen Ideal nach wollen sollte. Er glaubt, man könne die Welt nach einer von außen her gewonnenen Erkenntniß bequemlich modeln und fühlt den stillen Gegenstrom innerer Kräfte nicht. Er ist kurzsichtig, hat aber natürlich auch den Vortheil seiner Kurzsichtigkeit. Man könnte ihm den sogenannten gesunden Menschenverstand zuschreiben, womit dieser letztere aber nicht gelobt würde. Er ist der schlechthin Anti-Geniale, der Antipode des Künstlers. Er konstruirt sich die Welt nur nach seinen bewußten Gedanken. Er erfaßt sie nur durch Reflexion. Von allem Unterbewußten weiß er nichts und irgendwelches intuitive Erfassen ist ihm nicht gegeben. Er ist sich bewußt, daß er einen Willen hat, aber von einem Willen außer ihm, der auch in ihm, ohne daß er es weiß, wirkt, ahnt er nichts. Wenn er den Dingen außer ihm einen Willen zuschreibt, so ist es höchstens der des Beharrens, des Trotzes gegen die bessere Einsicht, aber daß alles fließt, wallend begehrend, und daß sein eigenes bewußtes Wollen nur eine theilweise, unbedeutende Oberflächenerscheinung dieses allgemeinen Stromes ist, davon wird er stets nichts oder nur wenig begreifen.

Ich habe dieses Gegenbild des Künstlers den Verständigen nicht unabsichtlich so breit gezeichnet. Ihn können wir natürlich nicht nach den Zwecken der Kunst fragen. Gefragt, würde er schon einen finden, denn es ist ihm Bedürfniß, überall einen Zweck zu sehen. Zwecklosigkeit ist ihm das Unerträglichste. Und schon deßhalb brauchen wir ihn nicht zu fragen, weil er ja wie so schon jede Gelegenheit benutzt, ein so guter Bursche er sonst sein mag, sich banausisch und überhebend in Kunstangelegenheiten zu äußern. Man wird ja nicht erwarten, daß man den Geschilderten als ewig wiederkehrenden Nicolai so unverkennbar deutlich überall antreffe. Ich habe das Extrem-Typische an ihm hervorgehoben. Im Leben existirt er, obwohl gelegentlich auch rein, meist doch nur in Mischungs- und Uebergangsformen. Für die Kultur ist er nicht unwichtig. Einzelne große Dienste wird er ihr kaum leisten, aber dafür viele kleine. Er ist der Erhalter der Kultur, er schafft wohl kaum mehr als ihre materiellen Bedingungen, aber er gibt ihr die Sicherheit, die Dauer. Er vertheidigt sie. Es ist sogar zuzugeben, daß er in meiner Schilderung ein wenig zu schlecht wegkommt. In seiner reinen Form ist er unausstehlich und der ärgste Feind des Schaffenden, aber einzelne seiner Eigenschaften sind äußerst schätzbar. So wie ich ihn gezeichnet habe, ist sein Gegenbild, wenn man gerecht sein will, nicht der schöpferische, geniale Mensch, sondern der Schwärmer, der Phantast, der unklare, gährende Kopf. Diese: der bloß Verständige, Trockene, der Philister und 2×2 ist 4 = Liebhaber und der phantastische, unruhige Halbnarr sind eigentlich die Gegenpole, und dazwischen erhebt sich der Mensch im erfreulichen Sinn des Wortes: bald wissenschaftlich-praktisch-thätig nach der einen, bald philosophisch-religiös-künstlerisch nach der anderen Seite neigend.

Wir stehen heute, dem Ganzen nach gerechnet, in einem wissenschaftlich-praktischen Zeitalter. Unsre äußeren Lebensbedingungen haben seit einem Jahrhundert eine außerordentlich weitgreifende Aenderung erfahren. Und

zwar wurde diese Aenderung herbeigeführt durch technisch-wissenschaftliche Fortschritte, welche Periode verstandesmäßiger Erweiterung unsres Machtbereiches in der Natur auch noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. Es frägt sich, ob der innere Mensch mit diesen äußeren Fortschritten mitgekommen ist. Jedenfalls erwächst Kultur nie aus nur technischen Neuerwerbungen. Eines ist sicher: an Unmittelbarkeit hat unser Leben bedeutend eingebüßt. Der für unsre Existenz nothwendige gesellschaftlich-technische Apparat wird immer bedeutender, die Gefahr, nichts durch sich, alles nur durch seinen Platz im gesellschaftlichen Mechanismus zu bedeuten, wird immer größer. Nicht als ob ich glaubte, daß trotz der gymnasialen Fabrikerziehung und akademischen Massenbildung die Persönlichkeit so durchaus leiden müßte. Es kann eintreten, aber bisher scheint es doch noch immer genug Schlupfwinkel für glückliche Naturen gegeben zu haben, in denen sie sich die nöthige Ursprünglichkeit bewahren konnten. Und im Grunde ist die Regenerationsfähigkeit der menschlichen Natur eben sehr groß. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß wir trotz aller konventionellen Einschränkung in vielem doch freier sind als die Menschen früherer Zeiten und sich uns doch weit mehr Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Die Persönlichkeit äußert sich heute anders, aber sie ist so gut da wie nur je, und ich glaube nicht, daß wir den heroischesten Thaten jeder Zeit nicht aus dem Heute Beispiele gleicher Art entgegensetzen könnten. Es mag sein, daß das Temperament und jedes Gefühl heute mehr gebunden werden. Gewisse einfache Lebensformen früherer Zeiten sind uns verloren gegangen. Mensch wirkt nicht mehr so direkt gegen Mensch. Wir sind ein gutes Theil über den „letzten Ritter“ hinaus und was uns persönliche Tüchtigkeit ist, bedeutet etwas ganz anderes, als was als solche dem Renaissancemenschen galt. So ist es auch möglich, daß wir viel Kraft im Streit gegen die unpersönlichen Mächte der Gesellschaft verlieren müssen. Daher die erschwerte nervöse Existenz. Wir können nicht mehr so bequem und befriedigend abreagiren wie ein Benvenuto Cellini. Darauf werde ich später noch zurückkommen.

Weit mehr muß heute der Mensch auf jeden Fall geistig verdauen als früher, weit mehr Umgebungsbestandtheile wollen intellektuell beherrscht sein. Wir müssen weit mehr lernen, nicht um es zu brauchen, sondern oft auch nur, um es zu wissen. Die Naturkunde ruht auf einer so breiten Basis, daß kein aristotelisches Allumfassen mehr möglich ist. Der Einzelne, der sich in wissenschaftliche Untersuchungen vertieft, muß schon ein sehr bedeutender Kopf sein, wenn er nicht im spezialistischen Kärrnerthum untergehen soll. So wird heute, in anderer Weise als früher, der Einzelne rein für den Entwicklungszweck vernützt und kommt nicht zu seinem eigenen. Früher schlug man ihn todt, verkam er als Leibeigener, heute wird er ein geachteter Mikrotom-Virtuose. Das Leben bleibt immer grausam.

Ich glaube nun, daß eine Zeit, die so sehr, wie es von der Gegenwart geschildert wurde, unter dem Zeichen wissenschaftlichen Fortschritts steht, allen Grund hätte, die Kunst zu schätzen. Ob irgend ein Kunstzweig heute zur höchsten Blüthe kommen kann, ist eine andere Frage. Bekanntlich haben lange Perioden der Menschheitsgeschichte für die Kunstentwicklung fast keinen anderen Vortheil gebracht, als den, die Kontinuität des künstlerischen Strebens nicht ganz abreißen zu lassen. Auch kann wohl kaum eine Zeit entscheiden, was sie künstlerisch bedeutet.

Kultur ist Form. Kultur ist Geschmack. Kultur ist Harmonie. Welches sind nun in einem Volk wohl die Förderer von allem diesem? Wer formt sich zuerst und hat das meiste Interesse daran, im Begriff seiner selbst das bloß Stoffliche von sich abzustreifen?

Der Künstler offenbar. Man betrachtet gewöhnlich den Künstler stets nur von der Seite des fertigen Kunstwerks her. Man sieht in ihm gern nur den Erzeuger, den Former von etwas, das außer ihm steht. Und doch beginnt die Kunst nicht beim Kunstwerk, sondern beim Künstler. Und trüge er selbst nicht die allerreinste Wäsche, all sein Streben fängt doch bei sich selbst an, sich, seine Seele hat er zuerst zu formen. Nicht, daß er allein das nur thäte. Jeder, fast auch der Allerniedrigste, arbeitet an sich, sucht sich zu entwickeln, ist der Bildner seiner selbst. Aber der Künstler ist es mehr als jeder Andere, und je bedeutender er ist, um so strengere Forderungen wird er an sich stellen. Aber er formt und bildet nicht nur in diesem Sinne. Er arbeitet nicht nur an sich, sondern schafft auch die Anderen um. Wir besitzen in rechter Weise erst, was wir bewußt besitzen. Wir denken erst, wenn wir für das unbestimmt Andrängende das genaue Wort fanden. Ja, wir fühlen fast erst, wenn wir unserm Empfinden Ausdruck geben können.

Oder wäre dem Künstler alles Thon und Marmor, weichstes und festestes Material sich darin auszudrücken, nur er selbst nicht? Nur der Lebendige nicht? Der Künstler ist gewiß nicht der Mensch schlechthin, aber der schöpferische Mensch κατ᾽ ἐξοχήν ist er. Im letzten Grunde kann man behaupten, wird nur gedichtet, gemalt und komponirt, um Menschen zu Menschen zu schaffen. Und ist denn der Mensch nicht das vornehmste Material künstlerischer Bethätigung, edler als Farbe und Stein, als Ton, Rhythmus und Wort? Sagt ihr mir, ich nähme den Begriff des Künstlers zu weit, zu groß? Doch warum soll ich ihn nicht so nehmen, warum nicht so weit, so groß, als irgend möglich? Ist denn sein Name nicht Könner? Natürlich ist in diesem Sinne nicht nur der Maler, der Dichter, der Musiker, der Bildhauer ein Künstler, sondern jeder, der an der Fortentwicklung der Menschheit arbeitet. Jener vorne beschriebene Myop wird natürlich kommen und sagen: Wozu brauche ich also den Herrn Künstler? Wozu das Dichten, Malen, Klingen und Singen und in Stein Hauen, wenn ich das alles auf direktem Wege viel schneller erreichen kann? Diesem Klugen und Ueberklugen ist dann zu erwidern: Weil es sich um den ganzen Menschen handelt. Weil der Umweg keiner ist, den wir aus Leichtfertigkeit gehen, sondern weil unsre Natur ihn uns vorschreibt. Uebrigens, wie schon gesagt, wird es immer Individuen geben, wie es Völker der Art gab, denen die Kunst nichts ist. Sie werden auch wohl immer ein Plätzchen finden, wo sie sich ihr Sparta oder Jerusalem erbauen können, und wir wollen mit ihnen nicht darum hadern, wenn auch wir nur unser Athen finden. Es gäbe nichts thörichteres als alle Gegensätze vereinen, allen Streit schichten zu wollen.

Da, in diesem Formgeben liegen also die Zwecke der Kunst. Man hat so viel von der Kunst für die Kunst gesprochen; warum nicht von der Kunst für die Kotz! Was der Mensch treibt, treibt er für die Menschheit. Sie ist das einzige Ziel, das für ihn existirt. Gerade unsre Zeit nun sollte die Kulturarbeit, welche die Kunst leistet, nicht unterschätzen. Dem Deutschen leuchtet Goethe's Gestirn als Beispiel eines Menschen, der sich fast wie Keiner vollendete. Wenn man doch noch einen Zweifel hegte, ob denn, wenn der Kunst schon ein Zweck vorgesetzt wird, sich das Gesuchte nicht leichter direkt durch Lehren, Predigen, gutes Beispiel und ähnliches erreichen lasse, so sei darauf hingewiesen, wie viel mehr in Sachen der Erzieh-

ung — und um die Erziehung des Volkes, des Menschengeschlechtes handelt es sich ja doch — das Nicht-Beabsichtigte, gleichsam Zufällige wirkt. Die Ziele, die wir uns bewußt stecken, nach denen wir uns selbst und unsre Mitmenschen hinzulenken suchen, werden oft so bald schon als thörichte erkannt.

Was wir auf Grund unsrer Ueberlegungen wollen, erweist sich in so vielen Fällen als unzweckmäßig und unmöglich. Damit soll dem Raisonnement kein Mißtrauensvotum ertheilt werden und ein heller, klarer Rationalismus, wo er am Platze ist, gescholten sein. Doch erschöpft wird die Welt mit ihren Möglichkeiten auf die Weise nicht. Wir sehen in jedem Moment mit unsern physischen Augen mehr, als wir uns wahrzunehmen direkt bewußt werden. Wir wissen auch mehr von der Welt als alle Schulweisheit sich träumen läßt. Un sot savant est plus sot qu'un sot ignorant, scherzt Molière. Das sollten wir uns gesagt sein lassen, wenn wir uns so sehr bemühen, von unsrer naiven zur Thorheit des Gelehrten zu avanciren.

Daß die Welt, daß ein Leben vorhanden ist, hat uns vielleicht noch nie so in Erstaunen versetzt, als daß es ein abgegrenztes, in einer Individualität gefangenes Dasein gibt. Scheint uns doch die Welt und das Leben als Ganzes unendlich und ewig — Welt und Leben sind im letzten Grunde sich deckende Begriffe — und nur den Tod der abgetrennten und in ihrer Vereinzelung so schutzbedürftigen Individuen können wir uns vorstellen. Nicht daß e s lebt, fühlt, denkt, ist das Wunderbare, sondern daß i ch lebe, empfinde, überlege, daß diese unbegreifliche Schranke zwischen mir und den Anderen steht, die aufgehoben auch meine Individualität aufhebt. Da das Bewußtsein des Alls überhaupt keines wäre, denn von allem zu wissen und von nichts zu wissen, ist das Gleiche, so erweist sich, daß unser ganzes Bewußtsein nichts ist als die Einsicht, daß wir ein Theil sind. Und nur deßhalb leuchtet unser Wissen von diesem Theil so sehr, weil es sich von dem dunklen Grunde alles dessen, was uns unbekannt bleibt, so hell abhebt. Je mehr wir diese unsre Partialität uns deutlich machen, um so heller und klarer wird unser Bewußtsein, um so mehr treten wir aus der übrigen Welt hervor in einer seltsamen Selbständigkeit, welche ihr Dasein nur einem erhöhten Abhängigkeitsgefühl verdankt. Alle wissenschaftliche Erkenntniß strebt nun danach, unsre verstandesmäßig faßbaren Beziehungen zur übrigen Welt uns immer klarer zu machen. Wir lernen unsre Umgebung immer genauer kennen und auch nutzen. Aber nur Einzelheiten gewinnen wir auf diese Weise, nur die Empfindung des Getrenntseins von der übrigen Welt verschärfen wir dadurch. Diese Erkenntniß hat der Menschheit vieles gegeben. Durch sie sehen unsre Augen, was sie früher nicht sahen, hören unsre Ohren, was sie vorher nicht hörten, und so durch alle unsre Sinne hindurch. Ja, auf diese Weise wurde es uns möglich zu den vorhandenen primitiven fünf Sinnen gleichsam noch neue zu erwerben. Wir zwingen uns früher verborgene Qualitäten der Welt sich so umzuwandeln, daß wir sie jetzt als Licht, Schall, Geschmack, Geruch, Gefühl wahrnehmen können. Aber wie weit wir auf diese Weise auch kommen mögen, das ursprüngliche Verhältniß der Dinge außer uns zu uns wird kein anderes. Wir sind quantitativ reicher geworden, qualitativ dieselben Wesen geblieben. Da bleibt uns denn gelegentlich, wenn das zu fühlbar wird, nichts übrig, als sich daran zu erinnern, daß trotz aller Trennung wir mitten in dem uns Gleichen stehen. Und von daher muß es sein, daß uns jenes andere Wissen kommt. Was die Fanatiker des Empirismus auch sagen mögen, vorhanden ist es. Und wie könnte es denn nicht da sein! Hier liegen ja die schwierigsten, ungelösten und unlösbaren Probleme der Psychologie. Was die Menschheit von jeher nicht wußte, das hat sie sich geträumt. Was sie nicht im Begriff festhalten konnte, erfaßte sie im Bild. Und auch wir können noch nichts anderes thun, werden nie anderes thun, wenn wir über gewisse Grenzen hinaus überhaupt etwas erkennen wollen. Und wenn wir einmal auf Luftschiffen über die Meere fliegen, alles Tiefste und Seligste werden wir in Bildern denken. Da stellen wir gleichsam das Leben in uns ganz, unzerlegt, wieder vor uns hin als ein Neulebendiges. Was dabei unsre Wonne ausmacht, wer will es sagen? Sind es vielleicht Erinnerungsbilder der Menschheit? Auch uns einzelnen Individuen wird ja das Herbste als Erinnerung so süß. Da ist selbstverständlich alles dunkel. Wir wissen nicht, wie die Gedanken im Menschen entstehen, so viel nur ist klar, daß er sie doch aus den Dingen herausfühlt und daß das, was wir als klaren Gedanken bezeichnen und woran dann die logische Entwicklung ansetzt, das Resultat eines Prozesses ist, der in seinen Anfängen etwas durchaus Unbestimmtes hat. Es heißt hinhorchen auf die Dinge, ob sie einem etwas sagen. Was als Ueberlegung, Raisonnement, logisches Discerniren dann dazu kommt, ist etwas ganz anderes und bringt an sich nie eine neue Einsicht hervor. Wir nennen die Sache Gedanken, so wie sie sprachlich fixirt ins Bewußtsein getreten ist, aber das wichtigste liegt vor dieser Zeit. So kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß alle geistige Produktivität aus einer Quelle kommt. Es ist die Fähigkeit des schöpferischen, des genialen Menschen, die Trennung zwischen sich und den äußeren Dingen für eine Weile aufzuheben, in die Welt unterzutauchen, sich eins mit ihr zu fühlen, dann aber wieder zu sich selbst zu kommen, hinauf aus dem Unterbewußten in die kalte schneidende Luft des Bewußtseins und dort in Begriffen oder in direkten Lebensformen zu fixiren, was er drunten erfuhr. Mag man dieser Darstellung der Sache vorwerfen, sie kläre nichts auf und gebe auch nur ein Bild, so werde ich das zugeben müssen; aber läßt sich denn genaueres sagen? Wissenschaft und Kunst — ich lasse die Philosophie, die bald das eine, bald das andere ist, weg — stellen doch nichts vor als ein ungeheueres Erinnerungsmagazin der Menschheit. Nur daß die Wissenschaft alles lediglich nach dem Maß- und Zahlenverhältniß begreift, während die Kunst die Welt möglichst vollständig zu reproduziren sucht und eben gerade auch das festzuhalten strebt, was nicht gemessen und gezählt werden kann. Weil aber nicht alles auf die zuletzt genannte Art ausgedrückt werden kann, weil die Wissenschaft nie die ganze Wahrheit zu bieten vermag, bleibt der Kunst stets eine bedeutsame Aufgabe. Alles, was die Wissenschaft erreicht, ist stets nur, uns genauer und gründlicher fragen zu lassen. Jede Antwort der Wissenschaft ist eine präziser gestellte neue Frage. So weist sie uns stets in die Ferne hinaus, aber sie gewährt uns selten etwas für unser unmittelbares Leben, so weit es Gefühl wenigstens ist. Dagegen hat der Künstler vor dem Forscher voraus, daß er sich stets am Ziel befindet. Eben durch sein intuitives Erfassen der Welt. Jenes sucht die Kausalitätsbeziehungen und findet jede Ursache als Wirkung eines vorhergehenden. So reißt ihm die Kette nie ab. Der Künstler dagegen läßt die Welt wie sie ist. Er sucht nichts hinter den Dingen. Er hält sich an die Erscheinung.[1]) Er fragt das Leben nicht nach seinem Wohin

[1]) „Sehr oberflächlich!“ hör' ich sagen. Vielmehr sehr oberflächlich, die Erscheinung für etwas bloß oberflächliches zu nehmen. Fechner, Die Seelenfrage.

und Waher. Es ist ihm da, und was er fühlt, drückt er durch die Formen dieser Welt aus. So gibt es in der Wissenschaft einen Fortschritt, nicht aber in der Kunst. Für sie ist der glückliche Augenblick alles. Kalidasa, Sophokles, Shakespeare; wer will von dem Einen sagen, er stehe über den Anderen?

Es läßt sich über diese Dinge ja kaum etwas neues sagen. Aber es ist gelegentlich doch fruchtbar, dieses oder jenes noch einmal zu denken und auszusprechen. Im Zeitalter des Mikroskops mag es schon einmal verstattet werden, darauf hinzuweisen, daß wir auch mit der bloß natürlichen Sehschärfe einiges sehen. Auch daß gewisse Täuschungen dadurch gesetzt werden, wenn man die Objekte so nahe an das Auge heranbringt. Die Gewöhnung daran kann sicher zu geistiger Kurzsichtigkeit führen. Es gibt auch eine Unbescheidenheit, eine Ueberhebung des Empirikers, die im Grunde die allerschlimmste ist. „Vom eigentlich Produktiven," bekennt Goethe, „ist Niemand Herr, und sie müssen es Alle nur so gewähren lassen." Es ist gut, sich einmal dieses dunklen Ursprungs aller geistigen Produktivität zu erinnern, manche Leute könnten sonst auf den Einfall kommen, man könne neue Ideen sich an den Fingern abzählen oder im psychologischen Laboratorium durch Experimente hervorlocken. Unsre Zeit trägt mehr das Bemühen des Forschers als dasjenige des Künstlers. Haben wir doch gesehen, mit welcher Wuth man strebte, den Verstand in der Kunst hoffähig zu machen, die Dichtung auf den Verstand zu gründen. Die Gegenwart liebt das Geheimniß nicht, auch da nicht, wo es natürlich ist. Ich habe mich schon an einer früheren Stelle gegen die Unterstellung gewehrt, als ob ich den Rationalismus, wo er am Platze ist, herabsetzen wollte. Welch helles erfreuliches Licht der Vernunft strahlt von Goethe aus. Wie ruhig wehrt er die Zumuthungen seiner frömmelnden Freunde ab, wie sicher und freudig tritt er für die Freiheit des Menschen ein. Da muß, um an Wilhelm Meister Anstoß zu nehmen, Novalis kommen. Ihm in seinem unbestimmt schwärmerischen Verlangen wird der Gegensatz dieses heiteren Lebensbuches zu der eigenen, schon die Grenze des Gesunden berührenden Exaltation leicht klar. Künstlerischer Atheismus ist ihm der Geist der Dichtung. „Es ist ein Candide gegen die Poesie gerichtet." Er selbst schwärmt sich dann in den zerfließenden Bildern seines Heinrich von Ofterdingen aus. Und was wurde menschlich aus seinem Jung Stilling, dem es gewiß in seiner Jugend nicht an schöner, tiefer Empfindung gebrach? In welcher trüben Verwirrung endet er? „Frömmigkeit," mahnt Goethe selbst, „ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen." Fromm in diesem Sinn waren auch die Griechen und ohne diese Empfindung des Gebundenseins an alles und Alle ist kein tieferes Gefühl denkbar, kein tieferes Erfassen der Welt. Diesen Boden kann auch der Künstler nie verlassen und thut er es, so gibt er damit alle großen und starken Wirkungen auf. Denn es kann sich hier natürlich nicht um die Kunst im technischen Sinn handeln. Um irgendwelche Virtuosität zu beweisen, ist es allerdings unwesentlich, was der Künstler als Inhalt bietet. Auch so kann der Betreffende ja der Menschheit dienen, die Handswerkskniffe der Kunst fortbildend und vererbend, aber ein Erfüller ist er auf die Weise nicht. Fortleben wird er nur, wenn es ihm gelungen ist, in Tiefen hineinzuleuchten, einem noch nicht Gesagten, gleichsam noch nie Geschaffenen eine Form zu leihen, so daß plötzlich da ist, was es noch nie gab.

Und nun komme ich noch auf etwas im Anfang erwähntes zurück. Schon Goethe spricht von dem „bürgerlich eingeschränkten Menschen". Und hat es allem nach nicht den Anschein, als ob wir mit fortschreitender Gesittung immer mehr eingeschränkt würden? In den Fragmenten des Novalis findet sich folgender bedeutsamer Satz, der an das Grundproblem aller Ethik rührt: „Das Ideal der Sittlichkeit," heißt es dort, „hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens." Aller Fortschritt der Menschheit zielt nun darauf hin, Sittlichkeit zu verwirklichen. Der Mensch ist ein soziales Wesen und alle Fortentwicklung kann nur eine gesellschaftliche sein. Und doch sind wir auch Einzelne, Individuen, für sich begehrende, streitende Individuen. Ein vollkommener Ausgleich wird immer unmöglich sein. Die ihn durch die völlige Unterwerfung des Menschen unter das soziale Joch wollen, vergessen, daß, wenn es gelänge, sie damit auch der Gesellschaft ihren Zweck genommen hätten. Wie der Einzelne für das Ganze da ist, so muß am Ende auch das Ganze für den Einzelnen etwas leisten, sonst würde die Sache unsinnig. „Nach der Kraft," sagt Jean Paul, „gibt es nichts so großes, als die Beherrschung derselben." Aber eben nach ihr; wer sollte denn etwas, das nicht da ist, beherrschen, wo läge da ein Verdienst? So ist also auch alle erhabenste, tiefste Ethik auf den natürlichen Menschen gegründet. Unsre ethischen Triebe bedeuteten nichts ohne unsre unethischen. Nur eine platte, enge, dürftige Spießbürgermoral, deren Ideal das ungestörte Hindämmern ist, kann anders urtheilen. Alle Zelotenangriffe auf die Kunst nun schreiben sich von der Hinneigung und Schätzung her, die der Künstler für den natürlichen, freien, sinnlichen Menschen hat. Wie haben sie da nicht Goethe am Zeuge zu flicken gesucht. Von Novalis bis zu Sören Kierkegaard; all der vielen Anderen zu geschweigen und besonders derer, von denen es sich nicht zu reden lohnt. Aber auch hier setzt die Kunst mit einem menschheitlichen Zweck an: uns frisch zu erhalten. Nur in Perioden, wo man den Weg zur unmittelbaren Natur zurückfand, leistete die Kunst Großes. Wie denn freilich alles Große im Menschenleben seine Entstehung, sei es auf welchen Gebieten immer, dem Zurückgreifen auf natürliche unverbrauchte Kräfte verdankt. Und wer hätte eine solche Auffrischung nöthiger als wir? Freilich bedenken wir eines dabei. Die Kunst schafft nichts in eine Zeit hinein, sie spricht nur aus, was in ihr ist an Kräften und Fähigkeiten, an Wünschen und Hoffnungen. Aus der ganzen geistigen Atmosphäre der Zeit sogen Aeschylos und Sophokles, sogen die Künstler der italienischen Renaissance, sog Shakespeare die Kraft. Ist in uns das Wagen und Drängen, die große Lust und das tiefe Leid, die wir unsern Künstlern geben könnten, auf daß wir sie wonniger von ihnen zurückempfingen? Wenn nicht, so haben wir nichts zu hoffen. Aber bloßer schwächlicher Sehnsucht, greisenhaftem Begehren erwächst kein bedeutendes Kunstwerk. An der großen Kunst einer Zeit schafft Jeder mit. Erscheint sie nicht, so ist kein Einzelner anzuklagen, so sind Alle schuldig.

O. H.

Der Vergessenheit entrissene Industrien.

Die monumentale Mosaik.

Auch die monumentale Mosaik, um derentwillen Venedig einst in so hohem Ansehen stand und von welcher die in ihrer Art einzige Markuskirche das beredteste Zeugniß ablegt, war, wie so manches andere Kunstgewerbe, der Vergessenheit anheimgefallen.

Erst fünfunddreißig Jahre sind es her, seit diese der Industrie so nahe verwandte Kunst aus todesähnlichem

Schlafe erwacht ist. Menschenalter hindurch hatten es die Venezianer gänzlich aufgegeben, den Glanz der aus Byzanz eingeführten Bilderwerke, den blendenden Farbenschmelz, welchen sie Arabiens Schule dankten, die vornehme Einfachheit, so sie die Renaissance gelehrt hatte, und endlich die Verwegenheiten, welche die Barockzeit in Schwung gebracht — Errungenschaften und Fehler, die ihre Mosaikschätze von San Marco alle wiederspiegelten — vor gänzlichem Verfalle zu schützen.

Der Zahn der Zeit nogte unbarmherzig an den wunderherrlichen Bilderwerken der ersten Epoche (1100), welche die Façade und das Innere der weltberühmten Basilika schmückten, und kein schützender Arm erhob sich, um jene kostbaren Denkmäler früherer Jahrhunderte vor allmählichem, aber sicherem Untergange zu bewahren. Von den werthvollsten, weil ersten und im reinsten, noch unverfälschten byzantinischen Stile ausgeführten Gemälden fehlte bereits mehr als die Hälfte. Die Steine hatten sich im Laufe der Zeiten allmählich losgebröckelt und Unberufene versuchten die Lücken mit unkundigem Sinne durch trauriges Flickwerk auszufüllen. An die sechzig Jahre mögen es her sein, als man mit einemmale für die schon im Cinque- und Sei-Cento so mangel- und stümperhaft restaurirten Mosaiken zu zittern begann und den Entschluß faßte, dem gänzlichen Verfalle von Venedigs größter Zier entgegenzuarbeiten. Allein es sollte sich das als ein sehr vermessenes Unternehmen erweisen, denn zur Zeit, als dasselbe geplant wurde, hatte man jegliches Verständniß für die gänzlich der Vergessenheit anheimgefallene Kunst verloren.

Die Mittel, die man damals anwendete, um die Schäden auszubessern, verdarben mehr als sie halfen. Und doch hatte man die besten Mosaikarbeiter Roms berufen, allein auch sie wußten keinen Rath angesichts der altvenezianischen Byzantiner Mosaiken. Man ergänzte das Fehlende, ohne sich um den Charakter des Gesammtwerkes, ohne sich um die Farbenverschmelzung von Altem und Neuem zu kümmern, geschweige denn um die Epoche, aus welcher diese Arbeiten stammten. Man bediente sich des Oeles, anstatt des Kalkes, um den Stuck zu befestigen. Den Goldgrund verstand man bloß in einer Nüance herzustellen und das Email (die Schmelze) fabrizirte man durchsichtig, anstatt dicht. Die Folge davon war, daß die restaurirten Stücke aus der Entfernung Flecken glichen, umsomehr als das Oel durch die Steine schwitzte und die Farben beschmutzte. Der einfärbige Goldgrund machte, aus der Entfernung gesehen, ebenfalls den Eindruck einer glänzenden Scheibe, eines Stückchens Goldpapiers (auch heute befinden sich noch einige Ueberbleibsel dieser mangelhaften Restaurirung an der Façade der Markuskirche), wodurch das Charakteristische der venezianischen Mosaik, jene Art Relief, die leichte Wölbung, die den Hauptwerth dieser musivischen Arbeit ausmacht, gänzlich verloren ging. Das Abweichen von den mit solch kluger Berechnung gewählten undurchsichtigen (opaken) Schmelzen, welche die Alten ausnahmslos verwendeten, führte auch den Nachtheil im Gefolge, daß durch die Vertheilung des Lichtes auf den Steinen die Mosaik sich von jeglichem Punkte aus dem Auge gleich verschwommen und ungünstig präsentirte. Bis zum Jahre 1860 existirte in Venedig weder eine Fabrik für musivische Kunst, noch ein verständiger Mosaicist, der auch nur annähernd imstande gewesen wäre, für die Erhaltung der alten unschätzbaren Mosaikarbeiten die Sorge zu übernehmen. Der Erste, der die glückliche Idee hatte, jene glänzenden Denkmäler der ruhmreichsten christlichen Aera in ein helles Licht zu setzen und Neues, Gleichwerthiges dem Alten, Bestehenden anzufügen, war Dr. Salviati, seines Zeichens Advokat! Von einer Reise aus Rom zurückgekehrt, wo die Mosaik noch einen schwachen Schimmer ihrer einstigen Vollkommenheit bewahrt hatte, kam der Advokat Salviati — ein bis dahin also jeder Industrie Fernstehender — auf den Einfall, in Venedig eine Mosaikfabrik zu gründen. Der Gedanke wurde zur That und der vor einigen Jahren in Venedig verstorbene, rühmlichst bekannte Römer Podio wurde die Seele dieses kunstindustriellen Etablissements. Nach und nach bethätigten sich auch andere Mosaikverständige an diesem Unternehmen und erweckten mit vereinten Kräften die alte Kunst zu neuem Leben.

Wie es bei jeder Wiedergeburt in der Kunst zu gehen pflegt, so mußten auch bei diesen Erstlingsarbeiten verloren gegangene Geheimnisse, alle erdenklichen Kinderkrankheiten durchgemacht werden. Bei allem Verdienste, das sich Dr. Salviati um die Wiederaufnahme der Mosaikarbeit in Venedig erworben hatte, ist doch nicht zu leugnen, daß er, dem einige Jahre hindurch die Restaurationsarbeiten an der Markuskirche anvertraut wurden, nicht allein die Fehlgriffe seiner Vorgänger übersah, sondern selbst neue und leider nicht unwesentliche hinzufügte. Mißgriffe auf Mißgriffe wurden gemacht, Sünden über Sünden an den weltberühmten Dekorationen begangen und der glanzausstrahlende venezianische Gottestempel litt schwer darunter. Auch das Leblose hat seine Geschichte, seine Glücks- und Unglücksfälle. Noch sollte die Verfolgungsepoche der Mosaiken von San Marco nicht geschlossen sein, ja schlimmer als das, die Existenz derselben wurde während kurzer Zeit thatsächlich in Frage gestellt, und zwar als im Jahre 1881 Professor Pietro de Vecchis aus Rom zum Direktor eben dieser Restaurationsarbeiten ernannt wurde. Seine Berufung hätte den armen Mosaiken bald den Todesstoß versetzt, und zu jener Zeit waren auch noch byzantinische Mosaikbilder zum Verunstalten da! Allein die musivische Kunst hatte mittlerweile dennoch Fortschritte gemacht. So wurde an die Stelle des genannten Professors de Vecchis, 1883 Augusto Agazzi gesetzt und die große Verantwortung bezüglich der Ueberwachung der Mosaikarbeiten an der Markuskirche dem Ingenieur Saccardo übertragen.

Die Wahl dieser beiden Persönlichkeiten erwies sich endlich als die richtige, um die *alten* bestehenden Mosaiken durch mustergültige Restaurirung zu retten. Endlich war es gelungen, ein System in diese schwierige Aufgabe der Erhaltung und Ausbesserung der weltberühmten Bilder zu bringen.

Seit fünfzehn Jahren darf man sich in Venedig neuerdings rühmen, die Kunst der monumentalen Mosaik zurückerobert zu haben. Durch unermüdliches Analysiren und Probiren ist man hinter das Geheimniß und den Zweck der verschiedenartigen Nuancen des Goldgrundes gekommen, man bringt neuerdings die undurchsichtigen Schmelzen in Anwendung, kurzum man ist wieder imstande, die dekorative Mosaik so auszuführen, daß sie von der byzantinischen, also vorzüglichsten, nicht zu unterscheiden ist. Auch zu dem ursprünglichen System, das Stückwerk mit Kalk zu binden, ist man zurückgekehrt. Die größte Errungenschaft aber ist jedenfalls die, daß man endlich imstande ist, die vorhandenen beschädigten Mosaikbilder in Ton, Farbe und Charakter so zu restauriren, daß sie als unbeschädigt gelten können. Während man früher schlechtes *Neues* schuf, ist man jetzt in der beneidenswerthen Lage, dem *Alten, Unersetzlichen* seine ursprüngliche Gestalt zurückzugeben. Die Mosaikarbeiten waren in Venedig bislang zu einer groben, mechanischen Fertigkeit herabgesunken, zu einer Arbeit, die man aufs gerathewohl, ohne Plan und ohne Verständniß vollzog, während sie heute ein fleißiges, aufmerksames Studium geworden ist, eine Gewissenssache möchte man sagen, denn man ist sich der Verantwortung diesen Schätzen gegenüber nun endlich bewußt. Um nur ein Beispiel zu bringen: Die Kapelle Zeno (in der Markuskirche), die in wunderbarer, bildlicher Darstellung dem Beschauer das Leben des heiligen Markus vorführt, zeigt die Riesenfortschritte, welche die musivische Kunst in Venedig während der letzten Jahre gemacht hat, am allerüberzeugendsten.

Einige Friese, einige Stücke des Goldgrundes hingegen, die zu Beginn der Wiederaufnahme dieser alten Kunstindustrie ausgeführt wurden, drängen sich beim ersten Anblick unangenehm dem Auge auf. Daneben werden seit kurzem einige Gruppen von Heiligen gezeigt, an denen schier die Hälfte neu ist und selbst das bewaffnete Auge vermag Altbyzantinisches von eben Hinzugefügtem nicht zu unterscheiden. In unmittelbarer Nähe davon stören Figurentheile, die nach der früheren, jetzt glücklich überwundenen Manier ausgeführt worden sind und unglaub-

lich weit von dem ursprünglichen vornehmen Tone abweichen, aufs allerunangenehmste, so daß man den Moment herbeisehnt, wo auch dieses Unrecht an San Marco gut gemacht wird.

Um diese der Vergessenheit anheimgefallene Kunst zurückzuerobern, war es mit der Lösung der technischen Frage allein nicht abgethan. Es handelte sich hiebei auch, die künstlerischen, historischen und archäologischen Schwierigkeiten zu bewältigen, damit von allen jetzt existirenden Denkmälern das reichste und einzige, welches uns einen richtigen Begriff von der Pracht byzantinischer Mosaikkunst zu geben vermag, erhalten werde. Bei einem Monument vom Alter und der Bedeutung der Markuskirche ist es Pflicht, den Charakter der Zeit, aus welcher dasselbe hervorgegangen ist, selbst im kleinsten Detail festzuhalten. Es genügte hiebei nicht, eine mehr oder minder gelungene Arbeit an sich zu liefern, sondern es galt, ein Stück Geschichte, ein Stück lebendigen Lebens und Wirkens aus jener Zeit festzuhalten, in welcher das Kunstwerk entstanden ist, und dieses der Nachwelt unverfälscht zu überliefern.

Das Bedürfniß war es, welches in diesem Falle, wie so häufig, zur weitestgehenden Forschung geführt, und der Erfolg hat das redliche Streben in überraschend kurzer Zeit gelohnt. Venedig hat die Genugthuung, die äußere und innere Bekleidung seiner einzigen Basilika allmählich in ihrer ersten unübertroffenen Gestalt wiederzusehen und ist außerdem um eine hervorragende Kunstindustrie von unberechenbarer Zukunft reicher geworden. Die Schönheit sowohl als die praktischen Vorzüge dieser Dekoration sind zu einleuchtend, um irgendwie besonders hervorgehoben werden zu müssen. Eine Dekoration, welche der Zeit und jeglichem Witterungseinflusse trotzt, einerseits die Monotonie der Bauwerke großer Städte angenehm unterbricht, sich andrerseits zur inneren Ausschmückung von Kirchen, Hallen, Arkaden, Säulen und Wohnhäusern nicht minder eignet als zur Verschönerung einzelner Luxusgegenstände, empfiehlt sich von selbst. Schon das hohe Alter und der Umstand, daß man immer wieder zu dem musivischen Dekorationsschmucke zurückgekehrt ist, sprechen ihm das Wort. Die Mosaik mit Goldgrund führt ihre Entstehung allerdings bloß in das vierte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück, doch ist dieselbe jedenfalls nur als der veredelte Sprosse der alten musivischen Arbeiten anzusehen, welche, wie die Bibel erzählt, schon die Residenz des Ahasverus zu Susa schmückten, die Fußböden in den Palästen asiatischer Fürsten deckten und die Wände der ältesten Tempel mit Bilderwerken aus weißen und schwarzen Steinchen verschönerten. Erst die fabelhafte Prachtliebe der Byzantiner hat diese musivischen Bildnisse unter Konstantin und Justinian in jenes Farbenmeer getaucht und auf Goldgrund gesetzt, wie sie uns heute unverfälscht einzig und allein noch in höchster Vollkommenheit in Venedig entgegenleuchten. Zu Rom und Ravenna sind gleichfalls noch einige wenige, aber recht byzantinische Mosaiken erhalten, allein nie und nimmermehr vermögen sie die Totalwirkung hervorzubringen, welche die vierzigtausend Quadratfuß mit Goldmosaik bedeckten Flächen auf das geblendete Auge ausüben. Die Herrschaft der byzantinischen Monumental-Mosaik umfaßt zwölf Jahrhunderte der christlichen Aera, und erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts drängten sie die aus älterer Kulturzeit wieder herüber genommenen al Fresco-Malereien in den Hintergrund.

Nachdem wir also die artistische sowie die praktische Bedeutung der musivischen Kunstindustrie hervorgehoben haben, wollen wir auch einen Blick in die Werkstätte werfen, aus welcher diese interessanten Erzeugnisse hervorgehen.

Um die Schmelze zu erzeugen, aus welchen die kleinen und größeren Würfel gemacht sind, die aneinander gereiht, die Mosaik bilden, werden in einem Troge, ähnlich dem, in welchem der Bäcker den Brodteig anmacht, die verschiedenen Substanzen miteinander vermengt, die zur Erzeugung der Pasten und Schmelze vonnöthen sind, als: Eisen, Kupfer, Gold, Blei, Soda, Minium 2c. Hierauf wird diese Mischung in ein irdenes Gefäß geschüttet und in den Ofen gestellt. Bei entsprechender Hitze bedarf es ca. vierzig bis fünfzig Stunden, ehe die angeführten Substanzen flüssig geworden sind. Hat die Pasta endlich die erforderliche Konsistenz erhalten, so werden mit einem eisernen Werkzeuge Stücke von zwölf Zentimeter im Durchmesser herausgenommen, in einer Handpresse flachgedrückt und zur allmäligen Abkühlung weitere vierundzwanzig Stunden zurück in den Ofen gestellt. Die Stärke dieser runden Ziegel hängt von der vorzunehmenden Arbeit und theils auch von der gewünschten Farbe ab. Zu zarten Farben wird ausschließlich Glas verwendet und zwar in vier bis fünf Millimeter Dicke. Sobald dasselbe in flüssigem Zustande ist, wird es mit dem nöthigen Zusatze versehen und das also gewonnene Produkt gleich Terracotta im Ofen gebrannt. Zuweilen werden zu einer Arbeit ganz spezielle Tinten gebraucht, die dann nach einem besonderen und bei jeder Nuance verschiedenen Prozesse erzielt werden. Die Zahl der Schmelze, die heute wieder in Verwendung stehen, ist eine fabelhaft hohe. Zu Bilderwerken (figuralischen) werden die Ziegel oder richtiger die runden Scheiben mittelst eines Hammers geschlagen, dessen beide Enden schneidig sind. Für regelmäßige Zeichnungen (Arabesken 2c.) müssen die Scheiben gesägt werden. Eine Scheibe aus Zink, in welcher eine Kurbel mit einer Handhabe eingedreht ist, schleift den Stein nach Bedarf. Auf die Rückseite der transparenten Zeichnung werden die Schmelze (Steine) mit der Frontseite festgesetzt, in dem präparirten Cement (Mauerwerk) eingelassen und das Papier durch Abwaschen entfernt.

Das Mauerwerk (der Cementgrund), in den man die Steine einläßt, muß rauh bleiben und Stufen darein gehauen werden. Zur Goldmosaik wird ganz dünnes Glas (cartelina, wegen seiner Dünne benannt) in zweckentsprechende Tafeln geschnitten, mit Blattgold belegt und die flüssige Masse aus dem Kessel in drei bis vier Millimeter Höhe darüber gestrichen und mit derselben Vorsicht wie die übrigen Schmelze erkalten gelassen. Um die verschiedenen Gold- und Silbertinten herauszubringen, was, wie wir bereits erwähnt haben, einer der Hauptvorzüge der alten Mosaik war, muß die Farbe des Schmelzes, worauf das Gold zu liegen kommt, jeweilig eine andere sein. Ein ganz lichtes Grün bringt eine andere Wirkung hervor als eine dunkle Unterlage, ein opaker Untergrund eine andere als ein diaphaner.

Man hat es in der Erzeugung feiner und vielfältiger Farbenabstufungen auch unglaublich weit gebracht. Die Nuancen der Schmelze sind so mannichfaltig wie die des Glases, dabei ist die Masse, die heute nach langen Irrfahrten wieder zur monumentalen Mosaik verwendet wird, eine vollkommen opake, undurchsichtige. Für den Purpur ist das Verfahren dahin abgeändert, daß das Gefäß, welches die Pasta enthält, im Ofen erkalten und hinterher zerschlagen werden muß, worauf das purpurfarbige Produkt herausgesägt wird. Der Thon trennt sich übrigens auch von selbst von dem Schmelze ab. Die Nuance des Purpurs läßt sich zum Voraus nie mit Bestimmtheit präzisiren, allein auch die dunkler oder lichter gearteten Nuancen von Roth finden bei der monumentalen Mosaik ihre Verwendung, genau wie auf der Palette des Malers. Dank sorgsamsten Studiums und einem Zusammentreffen vieler günstiger Umstände steht die Tavolezza der „musivischen Malerei“ — wenn man so sagen darf — hinter keinerlei Pinselführung zurück.

Die packenden Effekte einer bis zur Vollendung studirten Maltechnik, sie kommt auch hier zum Ausdrucke, begleitet von dem unschätzbaren Vorzug, der Zeit und den Witterungseinflüssen zu trotzen. Der in Mosaik ausgeführte Karton von Barabino an der neuen Domfaçade zu Florenz ist ein beredtes Zeugniß für die hohe Stufe, auf welcher die dekorative Mosaik in Venedig wieder angelangt ist.

Henry Perl.

Mittheilungen und Nachrichten.

Δ **Neuere dramaturgische Schriften.** Die Rathlosigkeit und Zerfahrenheit unserer gegenwärtigen Theaterzustände und der von ihnen unlöslichen dramatischen Produktion hat in den letzten Jahren in dem einen oder anderen Buche grelle Beleuchtung erfahren. Die Dramatische Handwerkslehre des Avonianus war ein heller Weckruf, und erst neulich ist an dieser Stelle Weitbrechts Schrift über das Deutsche Drama gewürdigt worden. Heute liegen zwei neue Veröffentlichungen vor, welche sich mit dem Gegenstand befassen. **Rudolf v. Gottschall** hat elf einzelne Aufsätze in einem Buch gesammelt, das der Allgemeine Verein für Deutsche Literatur als 1. Band der 26. Abtheilung seiner Veröffentlichungen hat erscheinen lassen: **Zur Kritik des modernen Dramas.** Der Veteran einer über die journalistischen Tendenzen und die ästhetische Dürftigkeit des Jungen Deutschland hinausstrebenden Poetik und Literaturbetrachtung hat ein Recht, gehört zu werden, auch wenn der größte Theil seiner Ansichten schon bekannt ist, ein geringerer Theil Widerspruch erregt. Bekannt ist seine Liebhaberei, die jungdeutschen und jüngstdeutschen Autoren in Parallele zu bringen, oder an den altbritischen Stürmern und Drängern seine ästhetischen Dogmen zu doziren. Der Aufsatz über Shakespeare's Vorläufer ist nicht durchweg zu billigen. Ein Urtheil, wie das über Kyds „Spanish Tragedy" „kompositionslos, derb und roh, enthält nur hier und dort einen markigen Zug" gründet sich wohl kaum auf Autopsie. Auch flickt Gottschall gern unter der Maske des die Uebertreibungen der „Shakespearomanen" zurückweisenden Unparteiischen dem „Will of all Wills" etwas am Zeug. Der ganze Essay schöpft seine Kenntnisse über jene Zeit aus zweiter Hand, wobei es natürlich ist, daß vorsichtige und richtige Bemerkungen von Gottschalls Gewährsmännern durch die Art, wie er sie wiedergibt, etwas übertriebenes und schiefes bekommen; das gilt insbesondere von Shakespeare's Stellung zu Marlowe und Greene. Für einen seiner Lieblingsautoren bricht Gottschall eine Lanze in den „Glossen zur Aesthetik des Häßlichen", die sich als ein posthumes Kapitel zu Karl Rosenkranzens geistvollem Buche geben. Doch bleibe nicht verschwiegen, daß die Polemik Gottschalls gegen die Auswüchse unsrer Literatur einen ziemlich zahnlosen Eindruck macht. Mit dem Artikel „Der Dialekt im Drama" ist ein wunder Punkt unsrer gegenwärtigen literarischen Produktion berührt; wen hätte nicht schon der Dialekt bei Anzengruber gestört? oder das Schlesische Hauptmanns? So viel ist sicher, daß, je höher eine poetische Art steht, desto peinlicher darin der Dialekt wirkt. Ein sehr sauber gezeichnetes, wenn auch nicht übermäßig tief aufgefaßtes Portrait Sardou's, wobei seine Beziehungen zu deutschen Autoren vom Range Sudermanns richtig hervorgehoben werden, eine Uebersicht über den Einfluß der Ausländer auf die deutsche Bühne, harmlos-bissige Bemerkungen über die Frauengestalten des modernen Dramas, endlich kritische Auseinandersetzungen mit Berthold Litzmann und Eugen Wolff vervollständigen die Sammlung. Wie die bisherigen theoretischen Werke Gottschalls ist auch diese seine neueste Veröffentlichung immerhin werth, einmal gelesen zu werden; wenn der Mangel an Tiefe und Feinheit, ein unleidlich geschwätziges Belehrenwollen, starke Symptome greisenhafter Selbstgefälligkeit und Verkümmerung manchmal recht betrüblich auffallen, so liegt die Schuld daran weniger an dem Autor, als an der exklusiven Sammlung, in der das Buch erschienen ist. Wenn man gleichzeitige französische Autoren vergleicht, die durchaus nicht mehr als mittlerer Durchschnitt sind (z. B. Faguet), wird einem wieder so recht deutlich, wieviel wir von den Franzosen noch lernen können, müssen. — Ganz anders verhält es sich mit dem dünnen Buche, in dem **Alfred Frhr. v. Berger** fünf Vorträge **„Ueber Drama und Theater"** vereinigt hat (Leipzig, Avenarius). Der frühere Wiener Universitätsprofessor, der in fröhlicher Zuversicht eine glänzende Carrière verlassen hat, um die Leitung eines Hamburger Theaters zu übernehmen, hat uns etwas zu sagen und er sagt es uns so, daß man ihm willig zuhört, auch wo man ihm nicht zustimmt, denn er überschätzt Ibsen, unterschätzt Keller. Er sieht den Sinn und Gehalt des abgelaufenen Jahrhunderts für die Deutschen in der Entdeckung und Ergreifung der Außenwelt. Goethe im Park zu Weimar ist ihm ein Symbol für die Grundstimmung des Deutschen zur Realität am Anfang des Jahrhunderts, Bismarck im Sachsenwald an seinem Ende. Durch die große Wandlung, die Welt nicht mehr als Gegenstand des Erkennens und Genießens, sondern der That aufzufassen, ist ein gewisser Amerikanismus in die deutsche Physiognomie gekommen, „etwas Kaltes, Zersetzendes, Spöttisches"; das Jahrhundert hat große Fortschritte gebracht im Wissenschaftlich-Technischen und Politischen; Ausschaltung der Subjektivität aus dem Erkenntnißakt, soweit möglich: nicht mehr spekulative Philosophie, sondern exakte Naturwissenschaft; eine Theorie der Thatsachen, eine Praxis überlegener Stärke. Das konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Künste, die Literatur, das Theater bleiben: Hebbel, Ludwig, Freytag, Keller sind die ersten modernen deutschen Künstler; Henrik Ibsen gewinnt mächtigen Einfluß auf dramatische Probleme, Formen; das moderne Milieudrama Ibsens ist der Ausdruck des modernen naturwissenschaftlichen Geistes: es ist zudem ausgeprägt individuell, enthält eine scharfe, tiefe Psychologie der modernen Seele. Durch Ibsen erhält das moderne deutsche Drama seine Prägung; es wird realistisch, psychologisch, novellistisch; Hand in Hand damit geht eine zu äußerliche Auffassung des Erlebnisses; die Dichter schildern nur die beschränkte, nervöse, pathologische Welt, in der sie leben: „Sehen wir auf unsern Bühnen etwas von der Menschheit großen Gegenständen?" Resultat: eine Literatur für und über die Literatur: „gröbere oder feinere Herzenssachen mit einem mehr oder minder süßen Mädel und den geistigen Entwicklungsnöthen eines jungen Menschen, der sich mit mehr oder minder Recht für ein Genie hält;" Spaltung der dramatischen Poesie in Märchendrama einerseits, Wirklichkeitsdrama andrerseits; das heißt aber „Zerfall der Poesie in ihre zwei Elemente, aus deren innigster wechselseitiger Durchdringung die gesunde Poesie besteht." — Ich habe versucht, den Gedankengang des Autors gedrängt, zum größten Theil mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Eine Fülle seiner Bemerkungen über Phantasiethätigkeit des Hörenden, Illusion, scenischen Apparat enthält der Vortrag: Wie soll man Shakespeare spielen? — Der letzte Vortrag behandelt die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft: „**Vergnügen** ist der Sinn und Zweck des Theaters", das Wort im höchsten Sinn genommen. „Man wird die höchsten Anforderungen, welche im Namen des Ideals an das Theater gestellt werden, nur erfüllen können, wenn man das Alltagsbedürfniß, auf das es sich gründet, zu befriedigen versteht." Diese Gedanken werden geistvoll begründet und entwickelt. Das Buch Bergers ist dünn und billig, aber sein Inhalt ist werthvoll und reich; es regt an auf jeder Seite. Am Ende **wirkt** es gar? Das wäre wunderschön!

U. **Jahreshefte des Oesterreichischen Archäologischen Instituts.** Band III, Heft 1. Diese jüngste der archäologischen Zeitschriften, die jetzt in ihren dritten Jahrgang eingetreten ist, zeugt fortdauernd von der Intensität, mit der die österreichischen Gelehrten in ihrem speziellsten Gebiete, den Donauländern, thätig sind; das „Beiblatt" der Jahreshefte erweist sich als ein willkommener Nachrichtenvermittler aus diesen für die Mehrzahl der Archäologen etwas abseits liegenden Gebieten. Im Haupttheil überwiegen diesmal die epigraphischen Untersuchungen. Von besonderem Interesse ist ein Aufsatz **Benndorfs** über die sogen. Stele Xanthia, der **eine Studie zur Geschichte Lykiens** bildet, jener Landschaft an der Südwestecke Kleinasiens, in der sich einheimische und griechische Kultur eigenthümlich gemischt haben und aus der so zahlreiche Grabdenkmäler erhalten sind. Benndorf weist nach, daß der unter dem obigen Kennnamen bekannte, oft besprochene Inschriftenpfeiler nichts anderes war, als ein Grabmal, welches auf dem oberen verbreiterten Ende die von Reliefs umkleidete Grabkammer trug, genau wie bei dem sogen. Harpyien-Monument von Xanthos, das jetzt im Britischen Museum ist. Der Herrscher, der hier begraben war und dessen Thaten die griechische Inschrift feiert — nur der Name seines Vaters Harpagos, nicht sein eigener, ist erhalten — muß in der Zeit gelebt haben, in der Lykien schon nicht mehr ein Glied des attischen Seebundes war, also frühestens nach 440 v. Chr., wie Benndorf wahrscheinlich

macht. Andrerseits kann die Inschrift aus epigraphischen Gründen nicht über das Ende des 5. Jahrhunderts herabgerückt werden. Nach der Loslösung Lykiens von der athenischen Oberhoheit hat offenbar der einheimische Adel wieder das Uebergewicht über das eingewanderte Griechenthum erlangt, aber die griechische Kultur erwies sich doch noch als so stark, daß der barbarische Herrscher ein Lobepigramm in griechischer Sprache erhält und den griechischen Göttern huldigt. Die lykischen Texte, welche auf der Stele stehen, sind nach Benndorfs Ansicht Urkunden zur lykischen Geschichte, die erst später hinzugefügt worden sind. Man versteht darin bisher nur die Namen einiger Perserkönige und Satrapen, denn das Lykische vermag man, wie das Etruskische, zwar zu lesen, aber noch nicht zu übersetzen.

Z. Das Bürgerliche Gesetzbuch in Frage und Antwort. Ein Repetitorium zum Selbststudium von Dr. R. Hölling, Landgerichtsrath in Coburg. Verlag von Otto Liebmann in Berlin. — Dem in Nr. 25 der Beilage vom laufenden Jahre besprochenen ersten Bande dieses Werkes ist nunmehr der zweite gefolgt, welcher das Familienrecht und Erbrecht enthält. Die Anlage und Ausstattung ist in beiden Bänden eine gleich gute; der zweite Band hat außerdem noch den besonderen Vorzug, daß in demselben die einschlägige Literatur, die Vorschriften des Einführungsgesetzes und hier und da auch die Landesgesetze berücksichtigt sind. Ein ausführliches Sachregister von 22 Seiten erhöht den Werth des Buches und erleichtert die rasche Orientirung. Wenn der Verfasser nach dem Vorwort zum zweiten Band eine systematisch zusammenfassende Darstellung der Rechtssätze des Bürgerlichen Gesetzbuches als eine wünschenswerthe Unterstützung für das Studium desselben bieten wollte, so ist ihm die Lösung dieser Aufgabe vollkommen gelungen. Die Thatsache, daß die vorliegende Bearbeitung des Bürgerlichen Rechts nicht nur in der jüngeren Juristenwelt, für welche sie zunächst bestimmt ist, eine weitere Verbreitung, sondern auch in den Kreisen der Richter, Anwälte und sogar bei Laien eine beifällige Aufnahme gefunden hat, spricht am besten für ihre Brauchbarkeit.

H. Bibliothek der Sprachenkunde. (Die Kunst der Polyglottie.) Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag. 53. Theil: Spanische Konversationssprache von L. J. Garcia da Luna und Dr. E. Hönncher. — Die sehr knappen Angaben über die Aussprache sind zum Theil unrichtig, zum Theil für den Anfänger ungenügend. Unrichtig ist die Darstellung von ñ als nj, von p als bb; ungenügend ist die Angabe, daß r im Anlaut „scharf und schnarrend, daß z und c vor e, i „gelispelt“ auszusprechen sind. Den Haupttheil des Buches bilden Konversationsübungen von der Art, wie man sie gewöhnlich in Konversationsbüchern findet. Im Leben geht aber die Unterhaltung meistens einen anderen Gang, und so nützt einem die ganze schöne Vorbereitung auf das betreffende Gespräch nicht viel. Da neben dem spanischen Text durchweg die deutsche Uebersetzung angegeben ist, so kann der Anfänger diese Konversationsübungen zum bequemen Einlesen in die Sprache verwenden. Das am Schluß angefügte „Konversationslexikon“ unterscheidet sich in nichts von einem gewöhnlichen Wörterverzeichniß. — Erster Theil: Die englische Sprache von R. Clairbrook. 6. Aufl. Auf die Darstellung der Aussprache ist ziemlich viel Sorgfalt verwendet worden. Doch bedarf sie in wichtigen Punkten noch der Verbesserung. So muß vor allem angegeben werden, wie z. B. der Laut u in but gebildet wird; die Angabe, daß „der Vokal u aus der Tiefe der Brust genommen“ auszusprechen ist, genügt nicht; ferner sollten die Laute b, d, g, v, z, th als stimmhaft den Lauten p, t, k, f, s, th als stimmlos gegenüber gestellt werden. Auch dürfte es sich empfehlen, von Lauten statt von Tönen zu sprechen. Die Grammatik ist an manchen Stellen für den Anfänger zu ausführlich, während andere wichtige Partien ganz fehlen. So könnten die Angaben über die Pluralbildung der Fremdwörter ganz gut wegbleiben; dagegen sollten nicht fehlen Angaben über die Anwendung der Durativformen, über Partizipialkonstruktion und anderes. Die Gesprächsübungen entsprechen auch hier viel zu wenig dem, was man im Leben wirklich braucht. Die Chrestomathie ist recht reichhaltig und bringt neben neuen auch einige ältere Stücke.

* Die Pariser National-Bibliothek hat vor kurzer Zeit eine griechische Handschrift des Matthäus-Evangeliums erworben, die in goldenen Uncial-Buchstaben auf purpurfarbenem Pergament geschrieben ist. Sie besteht aus 43 großen Quartblättern, enthält ungefähr ein Drittel des Evangeliums und dürfte die älteste Handschrift mit Goldbuchstaben sein. Die beiden berühmtesten Handschriften auf Purpurpergament, die Genesis in Wien und die Evangelien in Rossano in Italien, haben Silberbuchstaben. Auf dem unteren Rande von fünf Blättern der Handschrift befinden sich merkwürdige Kleinmalereien, von denen vier vortrefflich erhalten sind. Sie stellen Scenen aus dem Neuen Testament dar: Herodias und die Enthauptung Johannis, die Brotvermehrung, die Blinden von Jericho und den verdorrten Feigenbaum. Der Vorstand der Handschriften-Abtheilung der National-Bibliothek, Omont, glaubt nach seinen bisherigen Feststellungen, die Handschrift ungefähr in die letzten Jahre der Regierung Justinians setzen zu können.

Erdbeben im Monat Juli 1900. a) Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach. Am 29. Juli verzeichnete der große Horizontalpendel ein starkes, von einem sehr entfernten (über 10,000 km) Herde herrührendes Beben, welches um 8 Uhr 16 Min. begann und bis gegen 10 Uhr 24 Min. andauerte. Auch der Kleinwellenmesser zeichnete in der gleichen Zeit sehr starke Wellenlinien auf. Diese seismische Bewegung wurde ebenso von den Instrumenten der italienischen Warten, und zwar Catania, Rocca di Papa und Pavia registrirt. b) Auswärtige Berichte. Nach den Berichten der Bebenwarten-Zentrale in Rom, nach jenen der inländischen Tagespresse und Privatmittheilungen an die Warte sind obige instrumentelle Bebenbeobachtungen der Laibacher Warte noch durch folgendes zu ergänzen: Am 4. Juli gegen 17 Uhr in Graslitz (Böhmen) ein heftiges Erdbeben, welches sich in die Nacht fortsetzte und über das ganze Voigtland verbreitete; um 22 Uhr 55 Min. in Graz deutlich wahrnehmbares Vibriren des Bodens und in derselben Nacht in Fiume ein leichter wellenförmiger Erdstoß mit unterirdischem Geräusch. Am 5. Juli (besonders heftig gegen 16 und 22 Uhr), am 6. Juli gegen $5\frac{1}{2}$, 6 und $7\frac{1}{2}$ Uhr und am 7. Juli 3 Uhr 15 Min. abermals sehr heftige Erdstöße in Graslitz. Am 9. Juli in Giano dell' Umbria (Italien) vier Erdstöße: um 8 Uhr 45 Min. 5. Grades, um 18 Uhr 15 Min. 3. Grades, um 21 Uhr 45 Min. 5. Grades und um 22 Uhr 15 Min. 2. bis 3. Grades. Am 10. Juli gegen 21 Uhr in Mostar heftiges Erdbeben; Mauersprünge, Herabfallen von Schornsteinen, Ziegeln 2c. Am 11. Juli in Wallmatingen am Bodensee heftiges Erdbeben von SW nach NO mit unterirdischem Rollen. Am 12. Juli im Gebiet von Kars (Tiflis) und im Kagysman-Bezirk sehr starkes Erdbeben. Zerstörung vieler Ortschaften und Verlust von Menschenleben. Am 14. Juli ca. $15\frac{1}{4}$ Uhr in Zafferana Etnea (Italien) ein Erdstoß 5. Grades und in S. Venerina (Catania) ein leichtes wellenförmiges Beben. Am 27. Juli gegen 4 Uhr in Giano dell' Umbria ein Erdstoß.

Professor Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte.

* **Halle.** Die bisherigen Privatdozenten in der medizinischen Fakultät hiesiger Friedrichs-Universität, Prof. Dr. Edmund v. Hess und Prof. Dr. Paul Eisler, sind zu außerordentlichen Professoren in der genannten Fakultät ernannt worden.

* **Aus Rußland.** Am 13. d. M. starb in Moskau der Philosoph und Soziologe W. S. Solowjew, Sohn des Historikers Sergej Solowjew, im Alter von 47 Jahren. Er stand auf einem ähnlichen Standpunkt wie Graf Tolstoj und hat in seinen Schriften namentlich das Verhältniß der Religion zu den Einrichtungen von Staat und Kirche behandelt. In seinem Nachlaß befindet sich außer mehreren kleineren Aufsätzen eine fast vollendete Schrift über die russische Poesie im 19. Jahrhundert.

* Die Bibliothek des Professors Dr. Bunsen aus Heidelberg, des Restors der modernen Chemie, ist von der Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H., in Leipzig erworben worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ernst Ortlepp.

Blätter aus dem Leben und Dichten eines verbummelten Poeten.*)

Von F. Walther Ilges.

I.

Am 1. August waren es humbert Jahre, daß dem Probste Ortlepp in Droyßig bei Zeitz ein Sohn — wahrscheinlich der erste — geboren wurde, der in der Taufe den Namen Ernst erhielt. Es war kein kräftiges Kind, aber dank einer vernünftigen Erziehung durch den Vater, der es nach Herzenslust herumspringen und mit den Dorfjungen sich balgen ließ und seinen Unterricht auf das nothwendigste — wozu übrigens Carnelius Nepas, samie die griechische Konjugation bis zu den Verben auf mi einschließlich gerechnet wurden — beschränkte, entwickelte sich der Knabe ganz gut. Der alte Pastor war ein origineller Kauz, bedächtig, ja phlegmatisch, ein ganz gelehrtes Haus — er sprach sagar Hebräisch — dabei aber auch eine durch und durch praktische Natur; alle Handwerke verstand er, vam Lichtziehen und Haarschneiden bis zum Uhren repariren und Klavier- und Orgelstimmen; eine besondere Leidenschaft hatte er aber für Gartenbau und seine Baumschule und wußte auch die Bauern der Umgegend, die zu ihm wie zu einem kleinen Gatt aufschauten, zur Anlage von Gärten und Veredelung des Obstes nach seinem Beispiel zu veranlassen. Nur tanzen und lachen konnte der Vater nicht, und wenn er seinem Sohne auch die Statur, die groben, großen Züge und die etwas plumpen Bewegungen und starke Stimme vererbte, so erhielt dieser andrerseits von der zarten, schwärmerisch-poetisch veranlagten Mutter die Frohnatur und Lust zu fabuliren, leider dazu aber auch statt des kräftigen Willens des Vaters den weichlichen mütterlichen Charakter.

Ernst Ortlepp war gerade zehn Jahre alt geworden, als ein Zufall seine Zukunft bestimmen sollte. Der Pastor hatte mit scharfem Blick die graße musikalische Beanlagung seines Sohnes bemerkt und ihn vom sechslen Jahre an im Klavierspiel und vom neunten im Orgelspiel unterwiesen; gab's auch anfangs genug Püffe, so machte der Junge doch so schnelle Fortschritte, daß der Probst beschloß, ihn zur weiteren musikalischen Ausbildung auf die Leipziger Thamasschule zu schicken — plötzlich aber kam, wie gesagt, ein Ereigniß dazwischen, das, so lächerlich es auch an und für sich war, auf das ganze Leben des zehnjährigen Ernst von entscheidendem Einfluß sein sollte: in der nahen Schulpforta hatte sich der Organist, d. h. der Schüler, welcher die Organistenfreistelle innehatte, aus Liebe zur Amtmannstochter die Adern aufgeschnitten, war verbunden und dann nach seinem Elternhause abgeschoben warden. Diese Geschichte theilte ein Verwandter, der Rentmeister Herbst, dem Pastor mit und machte ihn sofort darauf aufmerksam, daß er diese Gelegenheit, seinen ältesten van vier Söhnen in der Fürstenschule unterzubringen, nicht unbenutzt varbeigehen lassen sollte. Der Probst als praktischer Mann sagte nicht nein, nahm den Sohn an die Hand und wanderte nach Pfarta, um sein musikalisches Wunderkind den Professoren für die Organistenstelle als Bewerber vorzustellen. Ernst Ortlepp wurde geprüft und angenommen, wenn auch mit einigem Kopfschütteln ob seiner wissenschaftlichen Vorbildung. Wenn er nämlich auch auf dem Klavier eine schwere Sonate recht fließend spielen und auf der Orgel Choräle in andere Tanarten transpaniren konnte, sa übersetzte er dagegen: „ich bin vom Vater ermahnt warden“ schlankweg mit: a patre hortatus sum. Der würdige Rektor Ilgen, der wie ein fleischgewordener Zeus in den dicken Dampfwolken seiner ewig glühenden Pfeife thronte, fand einen Ausweg: der Junge wurde als ultimus Portensis sub conditione, als letzter der letzten Klasse unter der Bedingung einer späteren Nachprüfung aufgenammen.

Ernst Ortlepp holte nun zwar, dank der „handgreiflichen“ Unterstützungen, die ihm von Seiten der „Ober-, Mittelgesellen und Lichtputzer“, d. h. also der fortgeschritteneren Schüler, die an demselben Tische des Studirzimmers arbeiteten, zutheil wurden, ziemlich bald das Fehlende nach, aber während der ersten Jahre vermochte er es nicht aus den Reihen der Letzten herauszukommen. Seine Ohren wurden ihm van den Mitschülern lang und länger gezogen, die Backen erhielten von der Berührung mit losen Händen eine kirschrothe Farbe, aber immer noch schien es, als schliefe er einen geistigen Halbschlummer; Klavier und Orgel spielte er gut, die Absicht, fleißig zu sein, hatte er auch und doch saß er noch auf Tertia im Jahre 1814 als 22. unter 29 Schülern. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, das Verständniß für die alten Sprachen ging ihm auf; war er schläfrig und langsam gewesen, sa wurde er jetzt das Gegentheil. Schnell überholte er die Vorderleute, eignete sich einen zierlichen lateinischen Stil an, schmiedete saubere lateinische Verse und las selbst in den Erholungsstunden und in den Ferien zuhause die alten Dichter

*) Ich gebe in dieser Skizze einen Auszug, gleichsam eine Probe aus einem größeren Werke: „Blatter ans dem Leben und Dichlen eines Verschollenen. Zum 100. Geburtstage von Ernst Ortlepp, theilweise nach unveröffentlichten Handschriften und seltenen Drucken von F. Walther Ilges. (Deutsche Buchhandlung. München XIX.)“, das in kürzester Zeit erscheinen wird. An dieser Stelle möchte ich aber schon meinen ergebensten Dank den Herren aussprechen, durch deren liebenswürdige Unterstützung es mir ermöglicht wurde, zahlreiche unveröffentlichte Quellen zu meiner Arbeit zu benutzen. Vor allem nenne ich dankbar die Herren Prof. Dr. M. Hoffmann, Bibliothekar der Fürstenschule Pforta, Redakteur Karl Schöppe in Naumburg, Pastor emer. R. Amschler in Dresden, J. F. Herrmann und besonders Wilhelm Martin Bräutigam in Naumburg.

und Schriftsteller. Ein kurzer Hinweis des Professors Lange, daß er nun doch auch im griechischen Verse, in dem es noch haperte, sich weiter ausbilden sollte, war ein neuer Ansporn für den Knaben. Während der nächsten Hundstagsferien arbeitete er privatim die ganze Ilias durch und überreichte bei Wiederbeginn der Schule dem Lehrer noch dazu einige hundert selbstgemachter griechischer Verse, an denen auch das strengste Philologenauge kein Jota auszusetzen hatte. Kurz nachher war er nicht nur der beste Grieche seiner Klasse, sondern, wie einst schon in der Musik, sa jetzt im griechisch Dichten ein Wunderkind. Lieferten die anderen Schüler ein Dutzend Verse, so gab er gleich ein paar hundert ab. Nichts war ihm zur Behandlung zu schwer, alles wurde angedichtet und poetisch geschildert, die Professoren, der Rektor, der Durchzug der französischen und verbündeten Heere während der Freiheitskriege gegen Napoleon, und endlich übersetzte er gar Stellen aus Wilhelm Tell und — die ganze Goethe'sche Iphigenie in tadellose griechische Verse. Das von Goethe, dem die Arbeil eingesandt wurde, erwartete Lob blieb freilich aus; alles, was er sagte, war: Nun ja, so etwas könne durch Fleiß schan erreicht werden.

Als Ortlepp mit glänzendstem Zeugnisse die Fürstenschule verlassen sollte, wurde das Herz ihm beklommen: „Der Abschied von der Pforte wurde mir sehr schwer," schreibt er in seinen ungedruckten Erinnerungen, „ja, ich hegte den stillen Wunsch, niemals aus der Pforte in die Welt hinauszutreten, und dort ungestört mein ganzes Leben dem Studium der Alten widmen zu dürfen."

Der Vater hatte ihn ebenso wie seine drei jüngeren Söhne zur Theologie bestimmt und begleitete Ernst nach Leipzig, um ihn dort in die Fakultät einschreiben zu lassen; er ermahnte ihn, fleißig zu sein, keine Schulden zu machen, sich nicht zu raufen, lockere Gesellschaften und die bösen Weiber zu fliehen und seinen Eltern in ihren alten Tagen recht viel Freude zu machen; dann fuhr er wieder nach Schkölen, seiner jetzigen Pfarrei zurück.

Ernst Ortlepp muß sich vorgekommen sein wie ein Maulwurf, der plötzlich durch einen Spatenstich ans Tageslichl geschleudert wird — es war ihm zuerst wohl nicht ganz gemüthlich, die ungewohnte Umgebung, das Leben in der Großstadt — alles verwirrte ihn, bald aber schlürfte er die köstliche Luft der Freiheil in vollen Zügen ein. Nichl als hätte er nicht arbeiten wollen — im Gegentheil, er belegle wie jeder krasse Fuchs eine lange Reihe Kollegien, besuchte die Professoren, ließ sich rathen und Anleitung zum Studium geben, ging auch in die Vorlesungen, nur — nicht regelmäßig. Das Zeug, was die so langweilig vortrügen, würde er schon bald nachgeholt haben! Dafüe aber sah man ihn im Theater und in den Konzerten, er verliebte sich sogar in die Soubrette, wagte aber nicht einmal ihre Bekanntschaft zu suchen und dichtete sie blaß aus der Ferne an, wenn er durch die Leipziger Umgebung mit dem geliebten Anakreon und Theokrit in der Tasche schweifte. Ein, zwei, drei Semester vergingen im Fluge; die Leidenschaft für die Soubrette war verrauchl, aber das Dichlen geblieben. Ortlepp begann größere, zusammenhängendere Arbeiten auszuführen; sein erstes Manuskript war der Roman eines jungen Musikers, worin er sein eigenes Leben schilderle. Im übrigen hatte er immer noch die Absicht, Pfarrer zu werden, ja in einem plötzlichen Entschluß warf er alle Nebenbeschäftigungen — auch die mit Musik, denn er komponirte auch — beiseite und versenkte sich in die Lehrbücher und Kollegienhefte — aber nur um einzusehen, daß er zum Theologen nicht geboren war.

Was nun? Für den feurigen Jüngling lag die Antwort schon bereit: Künstler werden! Noch schwankte er eine kurze Zeit zwischen Musik und Dichtkunst, dann senkte sich die Schale der Ueberlegung auf die Seite der Poesie — er beschloß, vorläufig ohne den Eltern etwas mitzutheilen, Schriftsteller zu werden. Noch im Jahre 1824 ließ er eine Schrift erscheinen und zwar — mit Rücksicht auf seine Eltern wohl — pseudonym: „Donnerkeil in die Zeit geschleudert von Omikron."

Man könnle sagen, daß diese Arbeit uns schon von Ortlepp das Bild gibt, das alle seine zahlreichen weiteren Veröffentlichungen nur wiederholen werden; sie zeigt seine rege Phanlasie, sein wirklich poetisches Gefühl, Formensinn und Sprachausdruck, aber auch andrerseits eine Zerfahrenheit, Oberflächlichkeit und Kritiklosigkeit, die das Durchlesen der ganzen Schrift zu einer Arbeit, statt zu einem Vergnügen machen.

In dieser heillosen Mischung von Gutem und Schlechtem müssen wir sorgsam die Blumen aus dem wuchernden Unkraut heraussuchen, und wir begreifen es wohl, daß das nervöse große Publikum diese ihm in jedem Ortlepp'schen Werke von neuem zugemuthete Gärtnerarbeit ablehnte und lieber zu den sauber gebundenen Vergißmeinnichtsträußen der Tagesberühmtheiten griff, als im wüsten Gestrüpp nach verborgenen Heckenrosen und zarten Glockenblumen auszuschauen.

Die Krilikiosigkeit seinen eigenen Werken gegenüber war Ortlepps Verhängniß, sie ließ ihn trotz schönster Beanlagung und einzelner prächtiger Leistungen nie aus der Tiefe sich herausarbeiten. Daß er, der seine ganze Zukunft auf die Hoffnung des Berühmtwerdens setzte, er, der nicht nur den Lorberkranz, sondern auch Brot von der Muse verlangte, zugrunde gehen würde, war vorauszusehen, und Tieck, den er in seinem inneren Kampf jetzt um Rath fragte, scheint ihm, ebenso wie Goethe, den er bald darauf ebenfalls sprach, auch in kräftigen Worten abgerathen zu haben, Schriftsteller zu werden. Daß der Rath in den Wind geschlagen werden würde, war dabei auch selbstverständlich. . . .

Der „Donnerkeil" ist, wie gesagt, trotz der geistigen Frische und Begeisterung des Dichters, von der er zeugt, ein Beispiel für die oben gerügte Planlosigkeit. Ohne jeden Grund, ohne Zweck springt ee, schlimmer als sein Vorbild Jean Paul, von einem Gegenstand zum anderen, zieht gegen die Journale und Taschenbücher los, fügl Stellen aus allerhand eigenen poetischen Werken, theilweise ganz unverständlichen Inhalts ein, unterbricht sich wieder mit subjektiven Herzensergießungen; dann wieder hackt er den kaum erhaschlen Gedankenfaden ab, wie z. B. in der für Ortlepps Humor bezeichnenden grotesken Stelle: „Doch wirf das Buch weg, lieber Leser, denn es ist nun alles aus, meine Gedanken geh'n wie Mühlräder durcheinander, ich sehe alles doppelt — ich weiß von keinem Donnerkeil mehr, habe nie die blaße Idee gehabt, ein solches Buch zu schreiben, und hätt' ich sie gehabt, so hab' ich sie nicht mehr und müßte sie erst wieder kriegen; genug, in diesem Augenblick ist alles aus — mein Gehirn ist eine afrikanische Wüste, ein Nordpol, ein Stückchen Kaukasus, ein Milchbrei, ein lodtes Meee — drum rück' ich aus Verzweiflung ein Fragment aus meinem Epos auf den Magister Doppel-Queerkopf ein . . ."

In diesem wirklich unsinnigen Fragment stoßen wie dann plötzlich auf die zart und tief empfundene Stelle:

Adagio.

Heilige Schaaren durchsingen das Blau, ein tiefes Sehnen
Schwillt in stiller Brust herauf; du süßer Wohtlant
Könnt' ich in dich mich hinüberstürzen! Ihr holden Englein

Nehmt mich in euer Land hinauf, dort will ich schlummern
Und ihr sollt in sanften Tönen Sanctus singen,
Wenn mein Auge sich schließt, ihr sollt mich leise wiegen
Wie ein schlafendes Kind, und wenn ich in Träumen seufze,
Sollt' ihr die Harfe spielen, daß man das Seufzen nicht höre.

Im übrigen war der Donnerkeil nicht sein einziges Werk während dieser Zeit; abgesehen davon, daß Ortlepp für Journale und Taschenbücher Beiträge lieferte, hatte das Theater seinen mächtigen Zauber auf ihn ausgeübt. Ein richtiges Sturm- und Drangdrama war 1822—23 entstanden, ein „Cid", dargestellt von der Wiege bis zum Grabe in fünf Akten, in denen Schiller'sches Pathos mit Shakespeare'scher Prosa abwechselte; es geht dabei recht naturalistisch auf der Bühne zu, so wird Don Gormaz auf offener Scene der Kopf abgeschlagen und von Cid auf die Spitze seines Schwertes gesteckt. Von poetischem Werth ist in diesem Stück nichts herauszuheben und es beweist ebenso wie spätere Versuche Ortlepps, daß es dem Dichter vollständig an dramatischer Gestaltungskraft fehlte.

Das fröhliche Schaffen im schönen Leipzig sollte jetzt allerdings aufhören; der Vater, der jetzt zwei Söhne auf der Universität und zwei auf der Fürstenschule hatte, erklärte sich außerstande, ihm noch ferner die bisherige Unterstützung zukommen zu lassen. Nach einer vierwöchigen Rheinreise, die der junge Dichter mit ganzen 25 Thalern zu Fuß ausführte, kehrte Ortlepp in das stille Schkölen zurück, um sich in der Einsamkeit gründlich auf seinen Beruf vorzubereiten. Jetzt erst wird er wohl dem Vater seine Zukunftspläne enthüllt haben; welche bittere Enttäuschung er damit den Eltern bereitete, geht aus einer späteren lyrischen Dichtung Ortlepps, dem „Traume" hervor, in welchem er sich die Schuld an dem frühen Tode der Eltern zuschreibt, denen er das Herz gebrochen habe.

Der Dichter hatte sich einen genauen Arbeitsplan aufgestellt, nach dem er in Schkölen sich die allseitigen Kenntnisse erwerben wollte, die ihm später nothwendig sein würden. Goethe und Byron waren seine Vorbilder; wie Goethe wollte er in den Wissenschaften über ein umfassendes Wissen und in der Poesie über ein umfassendes Können gebieten; um dahin zu gelangen, nahm er sich den von Byron — er beschäftigte sich jetzt schon ziemlich viel mit diesem Dichter — aufgezeichneten Studienplan als Anhalt, las die besten Werke der deutschen und fremden Dichter, außerdem wissenschaftliche Werke über die verschiedensten Zweige der Wissenschaften und Künste und übte sich in allen Arten der Schriftstellerei von der Satire und Plauderei bis zum Epos, Roman und Drama. Manche dieser Arbeiten veröffentlichte er sofort in Zeitschriften, wie z. B. in Philippi's „Merkur" in Dresden die später in Buchform herausgegebenen „Belustigungen und Reisen eines Todten", eine Sammlung sehr verschiedenwerthiger Plaudereien, „aus Zickzacks — so nannte er sich selbst — nachgelassenen Papieren". Andere und wohl die meisten der in Schkölen entstandenen Werke scheinen allerdings verloren zu sein, wie z. B. eine fertige „sehr spaßhafte Biographie des Teufels".

In diese Zeit seines Studiums in Schkölen fällt auch ein Ereigniß, dessen Ortlepp stets mit inniger Rührung und Wehmuth gedachte: seine erste Liebe. Der Dichter fand zur Schilderung seiner damaligen seligen Stimmung wunderbar ergreifende Worte in seinen späteren lyrischen Dichtungen und Romanen; immer wieder kommt er auf diese schönste Episode seines Lebens zurück und wir können es ihm glauben, wenn er ausruft:

O Liebe, Liebe, deine Rosentage,
Ach deinen kurzen Mai vergeß' ich nie!
Ein Hall von deinem Nachtigallenschlage
Klingt süß mir nach mit ew'ger Melodie...

Im übrigen äußert sich Ortlepp stets nur in dieser allgemeinen Art über sein Erlebniß; so redselig er auch sonst über seine Lebensschicksale spricht, so offenherzig er alles, was ihm begegnet ist, dem Leser erzählt, so verschwiegen bleibt er über die Geschichte seiner ersten Liebe. Im „Traume" sagt er ausdrücklich:

Auch forschet nicht! Ihr Name bleibt verschwiegen,
Er flicht sich nicht in meine Lieder ein,
Das Veilchen mag sich nicht im Glanze wiegen,
Es soll von einem nur gefunden sein.

Wie wir jetzt feststellen können, hat es sich um ein Fräulein Heinecke aus Schkölen gehandelt; sie verlobte und vermählte sich später mit einem Oekonomen Thomas. Ueber die Gründe des Fehlschlagens seiner Hoffnungen — Ortlepp hatte vor, das Mädchen im Jahre 1830 zu heirathen — spricht sich der Dichter auch nicht aus, das einzige, was er darüber sagt, hat er in die hübsche Strophe gekleidet:

Wir finden selten, was wir lieben können,
Und finden wir's durch eines Zufalls Glück,
So brennt es nicht für uns, wie wir entbrennen,
Und glüht's für uns, so will uns das Geschick
Und das Verhältniß nicht einander gönnen,
Und schleudert grausam Herz von Herz zurück;
Der Brauch der Welt, der Schöpfer grauser Ehen
Gebietet — und es ist um uns geschehen! —

Ortlepp hat vielleicht kaum jemals später mit so viel Lust und Liebe gearbeitet, wie gerade während dieser Zeit; nicht ohne Grund betrachtete er sie später als den Höhepunkt seines Daseins, wenn er in der „Virtuosin", einer kleinen Novelle, schreibt: „Das achtzehnte Jahr ist für ein Mädchen ungefähr das, was für einen jungen Mann das achtundzwanzigste ist. Es ist die schönste Zeit des Lebens; es ist sein Kulminationspunkt. Aber von dem höchsten Berge aus sieht man den tiefsten Abgrund. Daher die Melancholie in diesem Alter."

Die Schwermuth war übrigens ein Grundzug im Wesen unsres Dichters und wir können uns sogar wundern, daß er gerade in dieser Zeit, entgegen seinen späteren Neigungen, einen frischeren, ja übermüthigen Ton in seinen Poesien anschlägt, nicht nur in einigen, ganz glücklichen humoristischen Bearbeitungen Horazischer Oden, sondern auch in einer Reihe von Originalgedichten. Der Dichter ist eben von seiner Begabung überzeugt, und glaubt, wenn auch das Schicksal ihm noch nicht wohlwollend lächelt, an seine Zukunft:

Ich fühle stolz, was in mir lodert,
Und Lust rinnt mir durch Mark und Bein,
Ich weiß, ob auch mein Leib vermodert,
Mein Name wird unsterblich sein!

So fordert er denn in verwegenem Stolz das Schicksal heraus — ihm wird es, so jubelt er, nichts anhaben können; das pathetische Gedicht „Dichtermuth" klingt wie eine Fanfare, hinausgeschmettert in einen thaufrischen, sonnigen Frühlingsmorgen!

Was es Ortlepp ermöglichte, im Jahre 1830 wieder nach Leipzig zurückzukehren, läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen. Sein Bruder Johann Karl wird schon seit einiger Zeit seine Studien beendigt haben, denn wir finden ihn 1831 als Pastor in Blumberg, sein anderer Bruder Moritz Wilhelm stand wohl auch schon im Examen oder war schon von der Universität abgegangen

und nur der jüngste, Adolf, der 1824 von der Fürstenschule entlassen worden war und sofort nach Leipzig ging, verursachte dem Vater noch Kosten. Vielleicht war ja der alte Pastor jetzt wieder in der Lage, seinem ältesten Sohne einen Zuschuß zu geben, vielleicht — und das ist das Wahrscheinlichere — starb der Vater jetzt (die Mutter scheint schon früher gestorben zu sein) und Ortlepp konnte mit der voraussichtlich recht kleinen Erbschaft nach Leipzig übersiedeln, um seine Laufbahn als Schriftsteller praktisch zu beginnen.

Der Abschied von Schkölen — das er in seinen „Zickzackiana“ bezeichnenderweise „Dunkelstädt“ nennt — wurde ihm schwerer, als man nach seinen wiederholten Klagen über das dort geführte zurückgezogene Leben erwarten sollte. Noch einmal überkommt ihn die wehmüthige Stimmung, doch sie klingt aus in das hoffnungsfreudige Gelübde, das er der Kunst, seinem Ideal, ablegt:

„Düster sitz' ich heute hier in dem stillen Dunkelstädt. Es ist Sonntag. Durch die heiligen Choralmelodien noch weicher gemacht, fühle ich mich so todeinsam! Da ziehen mir Erinnerungen durch die Seele an ein schöneres, früheres Leben, an einen warmen Lenz voll Blüthen und Tönen, an gute, geliebte Menschen; ach, manches Grab ist schon mit Moos überwachsen — ich denke zurück an die Stunden süßer Mittheilung, an unvergeßliche Kunstgenüsse, frohe Lieder, hohe Begeisterungen und noch in innerster Seele nachhallende Beethoven'sche Symphonien — ich phantasire mich aus der Vergangenheit hinüber in die Nebelländer entfernter Zukunft und fliege aus der Zukunft wieder zurück bis in die lächelnde Kindheit, und während diesem Flügelspiel der schweifenden Psyche ist mir so wohl und weh, daß ich mich freue, daß ich bin und denke....

Es ist jetzt Nacht. Todtenstille umfängt mich. Aber die großen Geister aller Jahrhunderte schweben um mich her und die erhabene Göttin Kunst ist mir nahe. Welch' eine Wonne, sich so ungestört versenken zu können in so große Pläne für die Ewigkeit, sich ferne von der Welt eine schönere Welt zu schaffen, losgebunden von den Sorgen der Zeitlichkeit das Göttliche ganz auszugenießen, und, wie Heinse sich ausdrückt, auf Momente im ewigen Leben zu schwimmen! Welch' eine Seligkeit, zu sinnen, zu brüten und einem Gott gleich zu bilden, zu schaffen!

Hier entzückt mich mein Homer, hier glühe ich über Shakespeare, hier vergieße ich mit Klopstock Freudenthränen, hier gehe ich herzlich und unbefangen um mit Goethe und Tieck und Virgil und Sophokles und Aristophanes und Allen, die mir theuer sind; hier ruhe ich am Busen der mich mit tausend Blättern und Blüthen und Keimchen und Bächen und Thälern und Gebirgen umarmenden, ewig treuen Natur, hier wecken Philomelen und Lerchen und Cikaden und majestätisch donnernde Gewitter mir täglich neue Lieder, hier fühl' ich den näher'n Gott und stehe vor ihm wie ein Kind vor dem heißgeliebten Vater, bin dann so froh, so selig, so frei von aller Leerheit des Alltagsgewühls, die im Marktgetöse der Welt so oft uns quält, bin so ganz Sehnsucht und habe doch alles Ersehnte, fühle Begeisterung auf Begeisterung in Strömen durch Mark und Gebein mir rollen, empfinde eine so tiefe, himmlische Ruhe, eine so selige, dem blauen Lenz- und Sommerhimmel gleichende Heiterkeit!

O erhabene Kunst! Sinn für das Schöne! Gott in mir! Dein bleib' ich trotz aller Mühen und drohenden Wolken der Zukunft! Ein gewisses tiefprophetisches Gefühl weissagt mir auch, daß du mich einst auch hier erquicken wirst, und dort — ja dort noch viel mehr!“

Dann wendet sich der Dichter in flammenden Worten an seine Mitstreiter „für das Wahre, Große und Schöne“; er wird, so ruft er aus, stets an ihrer Seite sein, wo es gilt zur Kräftigung der Literatur, zur Veredelung der Geister und zur Ehre der Nation zu kämpfen. Ihre und seine Feinde werden der „Obskurantismus“ sein, die „Reaktion, die Lüge, die eingebildete Dummheit, die Seichtigkeit, die Bosheit, die fade Mode und jede Art der Erbärmlichkeit“. „Ewigen Krieg allen Dummköpfen, Finsterlingen und schlechten Menschen!“ — das war der Schlachtruf, mit dem Ortlepp sich kühn und hoffnungsfreudig in das Gewühl der literarischen Welt stürzte, um sich seinen Platz zu erobern.

Aus Briefen Lenau's.[1]

Ueber Frau Emilie v. Reinbeck und deren Gatten, die Empfänger der von Dr. Anton Schlossar pietätvoll herausgegebenen Briefe Lenau's, gibt der Verfasser in der Einleitung eine charakteristische Skizze. „Das höchste Vertrauen brachte Lenau der Hofräthin v. Reinbeck entgegen“; ihr gegenüber gab er sich ganz ohne Rückhalt, in ihr verehrte er die Künstlerin und Pflegerin des Schönen, die stets für ihn fürsorglich denkende Freundin, welche auch ihrerseits für seine Dichtkunst eine geradezu schwärmerische Bewunderung hegte. Vor diesem Kreise ihm so herzlich ergebener Menschen las der Dichter gerne seine neuesten Schöpfungen vor. „In seinem Lesen lag ein eigener Zauber, der Jedermann unvergeßlich ist, der ihn einmal gehört hat; so gar nichts Deklamatorisches“, auch spielte er wohl auf der von ihm meisterhaft behandelten Guitarre oder auf der Violine, welche er über alle Instrumente stellte und, wie ja allbekannt ist, virtuos beherrschte. Emilie v. Reinbeck aber entwarf eine Reihe von Gemälden nach Dichtungen des hochverehrten Poeten und wußte die melancholische Stimmung der wohllautenden Verse in Zeichnung und Farbe zu übertragen. Doch auch trübe Stunden hatte Lenau der Freundin Reinbeck und dem ihn so hochschätzenden Freundeskreise bereitet, zunächst als er trotz alles Abrathens derselben schon 1832 den Gedanken zur That umsetzte, die Urwälder Amerika's aufzusuchen, aus denen er allerdings bald enttäuscht wieder zurückkehrte; dann im Jahre 1843, als er im Herbst und Winter sein früheres offenes Benehmen in seltsamer, fast verletzender Weise änderte, bis er jene Verlobung mit Marie Behrends einging, die ja schon unter dem Eindrucke der höchsten krankhaften Stimmung erfolgte. Freilich hatten die Stuttgarter Freunde den Zustand des Leidenden immer mehr erkannt und wußten dessen Benehmen als das eines Kranken zu deuten. Es stellte sich so bald wieder das alte innige Verhältniß her, bis in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober des Jahres 1844 in Reinbecks Hause selbst die furchtbare Katastrophe erfolgte, welche in ihren hier beigefügten Aufzeichnungen Emilie v. Reinbeck ausführlich erzählt, die uns überhaupt mit der Geschichte von Lenau's Erkrankung aus jener Zeit, da die bewährte Freundin den Dichter selbst beobachten konnte, unter Angabe der kleinsten Einzelheit bekannt machen. Für Emilie war seit jenem schrecklichen Oktobertagen 1844 eine Zeit voll Angst und Kummer herangekommen, sie behielt von allen dem Unglücklichen nahe tretenden Persönlichkeiten „allein noch einige Gewalt über ihn und gab sich seiner oft selbst gefahrdrohenden Pflege hin mit einer Anstrengung und Besonnenheit, welche fast Menschenkraft überstieg, ihre Sorge folgte ihm, als er in die Heilanstalt Winnenthal übergeführt wurde, sie empfing die unglückliche Braut Marie Behrends zu jener Zeit in dem furchtbaren Momente. Von da ab hatte Frau v. Reinbeck auch keinen Pinsel mehr angerührt und lebte still und zurückgezogen an der Seite ihres Gatten, gedrückten Geistes, aber auch angegriffenen Körpers. Schon im Frühling 1846 wurde das körperliche Leiden so heftig, daß sie seitdem ihr Lager nicht mehr verlassen konnte, der Tod erlöste sie

[1] Nikolaus Lenau's Briefe an Emilie v. Reinbeck und deren Gatten Georg v. Reinbeck 1832—1844 nebst Emilie v. Reinbecks Aufzeichnungen über Lenau's Erkrankung 1844—1846 nach den großentheils ungedruckten Originalen herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Kustos an der k. k. Universitätsbibliothek in Graz. Mit einem Brief Lenau's an Emilie v. Reinbeck in Facsimile-Wiedergabe. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1896.

am 15. August; die Ueberführung des zerrütteten Freundes nach Oberdöbling mitzuerleben, war ihr erspart geblieben".

Lenau war ein sehr fleißiger Briefschreiber. Unermüdlich spornte er durch sein Lob die mütterliche Freundin an zu erneuter, reger Bethätigung ihres Malertalents, welches sie schöne Resultate erzielen ließ. Zu bedauern ist, daß die Antwortschreiben von Frau Reinbeck uns nicht erhalten sind. Vermuthlich hat Lenau in jener unglückseligen Oktobernacht, als er, von einem plötzlichen Wahnsinnsanfall ergriffen, in einer Waschschüssel Papiere verbrannte, auch jene Briefe vernichtet.

Wir erfahren aus der Korrespondenz näheres über so manche bereits mehr oder weniger bekannte Liebhabereien und Eigenthümlichkeiten des unglücklichen Dichters. Wir lernen ihn kennen als einen Komfort und Eleganz liebenden Aristokraten, als Nimrod, als Mann, der einen guten Tropfen und einen guten Bissen zu schätzen weiß (Preißelbeeren und Spargel gehörten zu seinen Lieblingsspeisen) und als leidenschaftlichen Raucher. Den Tabak kann er nicht genug rühmen und preisen. Die Pfeife nennt er „die Schwester seiner Muse", und dankerfüllt schreibt er am 27. April 1835 der Freundin: „Ihre freundliche Sorgfalt in Betreff des Knasters, hat mich gerührt. Es ist schön von Ihnen und höchst weise, daß Sie mich mit Tabak bekränzen. Ein solcher narkotischer Kranz, in welchem süße Kräfte des Vergessens schlummern, paßt für meine Stirne trefflich. Dieser Rauch ist Nebel, der vom Lethe kommt, darum schlürf' ich ihn so gerne ein." Als Thierfreund zeigt uns den Dichter ein Schreiben aus Wien vom Dezember 1836: „Mein Stubengenosse ist ein frei herumfliegendes Rothkehlchen, das sehr kirre und zutraulich mit mir im Bette frühstückt und mich, wenn ich dichte, manchmal begleitet, mit seinem lispelnden träumerischen Gesang; der kleine Kamerad schläft jede Nacht auf Ihrer Lilla,*) er muß gerne über dem schönen Baume sitzen; übrigens ist er auch so artig, das Bild nicht zu beschmutzen."

Lenau war sehr vergeßlich. Einmal ließ er sogar, nebst verschiedenen anderen Gegenständen, sein Faust-Manuskript im Postwagen liegen. Zum Glück erhielt er es später wieder. Am 27. April 1835 berichtet er: „Diesmal griff der Gott des Verlustes, der doch jedesmal sein Reiseopfer von mir eintreibt, nach einem mir sehr lieben Stücke meiner Habe, nämlich er setzte sich meine grüne Kappe auf, von Ihrer Hand gemacht! Das thut mir sehr leid." Ein ander Mal heißt es (18. August 1842): „Den 15. bin ich hier (Wien) angekommen, nicht ganz glücklich; denn ich habe meinen Regenschirm, meinen Stock, ein Sacktuch und meinen Reisepaß verloren" u. s. w. u. s. w.

Selbst ein vortrefflicher Violinspieler, liebte er von ganzer Seele die Musik. Wahrhaft vergöttert von ihm ward Beethoven. In Dithyrambenschwung singt er wiederholt dessen Loblied. Hier nur einige dieser Herzensergüsse: Wien, 21. Oktober 1834. „Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'sche kleinere Kompositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da laß ich keine Note aus. Da will ich mein Herz recht durchstürmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt, wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Briten nicht ausgenommen." — Wien, 27. April 1835. „Ich bin hier vielfach requirirt von Gesellschaften; das beste dabei ist, daß man mir durch musikalische Genüsse oft mitten im Tumult einer zahlreichen Menschenversammlung eine Einsamkeit schafft, denn ich brauche nur ein paar Töne von meinem Beethoven zu hören, so bin ich gesellschaftlich emanzipirt und mit dem großen Geist allein." — Wien, 14. März 1836. „Neulich hab' ich zwei von den sogenannten verrückten Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister Teufelsquartett. Wenn das der Teufel gemacht hat, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz zersprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt!"

Lenau liebte das Wanderleben. Niegends hielt er es lange aus. Abgesehen von seiner großen amerikanischen Reise, wechselte er fortwährend sein Domizil, zwischen Wien, Stuttgart, Eßlingen, Heidelberg, Tirol, Steiermark und dem Salzkammergut. Dabei ist in Erwägung zu ziehen, daß zu jener Zeit, wo es erst wenige Eisenbahnen gab, das Reisen im Postwagen bedeutend mühsamer, kostspieliger und zeitraubender war als heutzutage. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der Lenau seine Reisemanie, wäre sie minder groß gewesen, leicht hätte verleiden können: die vielen Scherereien und Plackereien mit den Behörden wegen des Passes, die im damaligen Oesterreich keine geringen waren und dem Dichter häufig großen Aerger bereiteten. Zu wiederholten Malen erpressen diese Chikanerien ihm die kläglichsten Jeremiaden und wildesten Zornesausbrüche. In noch weit höherem Grade ist dies jedoch der Fall in Betreff seiner wiederholten Plänkeleien und Scharmützel mit den Zensurbehörden. Hier erfaßt ihn Indignation und edle Entrüstung. „Die Maßregeln unsrer Zensur werden immer drückender; die Brutalität der Aristokratie immer frecher. Gott sei's geklagt!" (Wien, 14. März 1840.) Namentlich seine Pseudonymität machte Lenau viel zu schaffen und bereitete ihm bittere Stunden des Mißvergnügens." Wien, 7 Dezember 1836. „Man hat mich auf Veranlassung unsres Polizeiministers vorgefordert und über meine literarische Pseudonymität inquirirt. Die Sache ist noch nicht aus. Zensurvergehen gehören zu den „schweren Polizeiübertretungen", und sind im Gesetzbuch mit sehr empfindlichen Geld- oder Arreststrafen belegt. Ich will sehen, wie weit man die Sache und ob man sie zum öffentlichen Skandale treiben wird. Auersperg wurde auch inquirirt und hat seine Identität mit Anastasius Grün durchaus geleugnet. Mir war es unmöglich im entscheidenden Momente mich von Lenau loszureißen. Diesem Lenau verdanke ich viel Freude und Freunde im Leben. Ich bin es und habe das zu Protokoll unterschrieben. Aber schweigen Sie vorerst von der Sache, liebe Freundin, sonst steht sie früher in den Journalen, als sie beendigt ist." — (Wien), 11. September 1838. „Sie haben mich wegen meines Savonarola in der Arbeit. Das war zu erwarten und ist am Ende auch zu ertragen. Meine Haut hat infolge der wiederholten Vexationen bereits eine ordentliche Polizeischwiele und ist daher unempfindlicher gegen die Stöße und Stiche dieser schönen Herbsttage. Ein Hund in Schwaben hat mehr Achtung für mich, als ein Polizeipräsident in Oesterreich. Ich weiß mich darüber zu trösten. Ich habe meiner schriftstellerischen Thätigkeit so unermeßlich viel Freude zu verdanken, daß ich den Aerger, der mir dadurch geworden, schon verwinden kann. Am allerwenigsten aber sind diese kleinen Quälereien imstande, mir auch nur im geringsten meine Lust und Liebe zu ferneren Arbeiten zu verderben." — Wien, 23. November 1838. „Die verfluchten Vexationen der hiesigen Zensurbehörde haben selbst jetzt noch immer kein Ende finden können. Von Zeit zu Zeit empfängt mich, wenn ich nach Haus komme, eine auf meinem Tisch liegende Vorladung zu irgend einem Verhöre. Die Verhöre sind nun endlich geschlossen, aber mein Urtheil ist mir noch nicht gesprochen worden. Nachdem ich in vielen und bis zum Tod langweiligen Verhören, durch genaueste Angabe meines Aufenthaltes vom Mutterleibe an bis zur traurigen Gegenwart nachgewiesen hatte, daß ich durch keinen ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt in Oesterreich zum österreichisch-d e u t s c h e n Staatsbürger nationalisirt, sondern noch immer als U n g a r zu betrachten sei und folglich unter die österreichisch-deutschen Zensurgesetze n i c h t gestellt werden könne, erklärte zwar der hiesige Magistrat, bei welchem die Verhandlungen stattgefunden, er sei nicht kompetent, in meiner Sache ein Urtheil zu fällen, dagegen aber wurde mir eine alte Verordnung, ein ungarisches Hofkanzleidekret vorgelegt (vom Jahre 1798), nach welchem es auch jedem U n g a r verboten ist, ohne vorläufig erhaltene Zensurbewilligung irgend etwas im Auslande drucken zu lassen. Ich wußte bis dahin bloß, daß für das Königreich Ungarn keine verfassungsmäßig sanktionirten Zensurgesetze

*) Einem von Frau v. Reinbeck gemalten Bilde.

bestehen. Das Vorhandensein jenes unseligen Hofdekrets war mir aber völlig unbekannt geblieben. Stellen Sie sich meinen Aerger vor, so aus dem österreichischen Regen in die ungarische Traufe gerathen zu sein, und so viel Müh und Galle und Katzbalgerei aufgewendet zu haben, um endlich diesen Tausch zustande zu bringen. Ich erwarte jetzt mein Urtheil; bin übrigens fest entschlossen, eine Geldstrafe, falls eine solche über mich verhängt werden sollte, nicht zu zahlen, sondern den Skandal auf seinen Gipfel dadurch zu treiben, daß ich mich einsperren lasse. Die Herren sollen sich ganz brandmarken . . . Wie viel des Widerwärtigen mir auch noch kommen mag, so werde ich doch nicht von hinnen gehen, ohne manches Herz bewegt zu haben, und bin ich einst zur Unterwelt hinabgefahren, so wird manches Herz dort um einen theuren Schatten mehr zählen. Wenn ich bedenke, daß solche meine Erwerbnisse die österreichische Zensur nicht passirt haben, meine schönsten Lebensfreuden folglich auf illegalen Wegen von mir erbeutet sind, so muß ich jenes feindliche Gesetz auch aus diesem Grunde und doppelt hassen. Und doch gebührt mein Haß noch immer viel weniger dem Gesetze selbst, als denjenigen legalisirten Bestien, die das Gesetz auf so niederträchtige Art handhaben, daß kein österreichischer Dichter die litterarische Ehre seines Vaterlandes befördern kann, ohne daß er dessen Gesetze verachtet. In der Interpretation der österreichischen Zensurgesetze ist nirgends die Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur zu finden, sondern überall nur boshaft gierige, alles geistige Leben benagende Freßwerkzeuge, und unsre Zensoren stellen im Gegensatze der pflanzen- und fleischfressenden Thiere die Klasse der geistfressenden Thiere dar, eine abscheuliche, monströse Klasse!"

Nächst den Zensurbehörden waren es die Recensenten, die dem Dichter vielfach das Leben vergällten, obgleich er ihre abfälligen Urtheile mit souveräner Verachtung hinnahm. Wien, 15. August 1835. „Die Lieblosigkeit, mit der mein Almanach von den Recensenten aufgenommen worden, inkommodirt mich bloß wegen meines Verlegers. Ich meinerseits habe auf Liebe und Dank nie gezählt bei meinen Bestrebungen. Das ist nicht Sache unsrer Zeit. . . . Ich bin wirklich angewidert von dem litterarischen Skandal in Deutschland. Ich habe überhaupt die Freude an Bekanntmachung meiner Arbeiten ziemlich verloren, vollends den Redakteur eines Almanachs, einen litterarischen Tafeldecker abzugeben, ist mir bei einem so unartigen Volk von Gästen nicht mehr angenehm." — Wien, 15. Oktober 1835. „Ich habe von dem Uebermuthe meiner Gegner Anlaß und Stachel genommen, mich zu wappnen mit allem Rüstzeug der Theorie, und ich werde seiner Zeit mit diesen dünkeldummen oder geradezu schlechten Kerlen einen Kampf eröffnen auf Leben und Tod. Mag auch das Talent dieser Menschen, mich zu insultiren, groß sein, mein Talent, sie zu verachten ist auf alle Fälle größer. Mithin können sie mich im Gange meiner Produktionen nicht stören, mithin wären sie es an sich auch gar nicht werth, daß man sich mit ihnen abgebe; aber das deutsche Volk ist es werth, daß man sein Scherflein beitrage, um ihm die freie Aussicht in die Regionen der Kunst herzustellen."

Aber nicht nur die Kritiker, auch die österreichischen und speziell die Wiener Dichterkreise erregten Lenau's Mißfallen aufs höchlichste: Wien, 5. Oktober 1834. „Das Treiben der hiesigen Litteratoren ist höchst unerquicklich und anwidernd. Das feindet sich an, das beneidet sich wechselseitig um jeden Bissen Ruhm und sucht sich solchen vom Maule wegzuschnappen. Diese Menschen, wenige abgerechnet, kommen mir vor, als hätten sie, eine Diebsbande, ein paar Fetzen Reputation gestohlen, um welche sie sich nun mit Gezänke herumbalgen. Widerlich, sehr widerlich!" — Wien, 11. April 1835. „Die hiesige Litteratorenschaft ist in zwei Parteien zerworfen, pro und contra Safir, die sich aufs grimmigste anfeinden, und das alberne Publikum hält sich an den Theil, wo es am meisten zu lachen gibt."

Auch der Schriftstellerwelt und des Publikums von München geschieht in den Briefen flüchtige Erwähnung und zwar in einer sehr wenig schmeichelhaften Weise: Wien, 8. Oktober 1840. „In München blieb ich nur wenige Stunden. Die baierische Musenhetze, die so viel Aehnlichkeit hat mit der baierischen Gebirgsjagd am Barthalomäussee, wo die Hirsche ins Wasser gehetzt und schwimmend erschossen werden, — ist mir unerträglich. Wie alles Forcierte, bleibt auch diese Prachtparade des baierischen Musendrillmeisters des Königs, ohne Wirkung aufs Leben. Ungerührt, ungemildert und unverfeinert gehn die Münchener Bierlümmel an allen Schätzen der Kunst vorüber; ein höchst kläglicher Kontrast." Gerechter und auch heute noch beherzigenswerth ist eine Bemerkung aus einem früheren Briefe: Salzburg, 27. März 1835. „. . . . Abends war Concert im Odeonsaal (in München), gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt sein sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein, an diesen Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß es mir in der Seele wohlthat; aber nur einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer, es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben, er ist ein wahrer Künstler; ein unechter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser."

In München suchte Lenau im September 1837 auch den daselbst lebenden, von ihm hochgeschätzten Philosophen Franz von Baader auf. Einander sehr sympathisch, vereinigte die Beiden bald ein inniges Freundschaftsband.

Sonst finden sich in den vorliegenden Briefen mancherlei Selbstbekenntnisse, Autokritiken, Stimmungsbilder, Urtheile über Kunstfragen u. s. w.; deßgleichen vieles, was einen Einblick gestattet in das allmähliche Reifen verschiedener in jene Periode fallender Dichtungen, so namentlich des Faust, der Albigenser und des Anfangs des Don Juan; ferner die in wenigen treffenden Strichen gezeichneten Charakteristiken berühmter Zeitgenossen, wie Eduard v. Feuchtersleben, Moritz v. Schwind u. A., seine Ansichten über Amerika, „das Land der herzlosen Geldsäcke", Andeutungen über seinen unausgeführt gebliebenen „gemeinschaftlichen Lebensplan" mit Auersperg (Anastasius Grün) u. s. w. u. s. w.

Durch sämmtliche Briefe, die Emilie v. Reinbeck während dreizehn Jahren von Lenau erhielt, geht ein Ton des Schmerzes und düstrer Zukunftsahnung. Gleich der erste Brief der Sammlung, ein Condolationsschreiben vom 24. Mai 1832, schließt mit den Worten: „Wären wir lieber schon alle todt!" Doch ab und zu finden sich auch ausnahmsweise Blitze von Humor, wie z. B. (Wien, 29. November 1840): „Meine Zahnschmerzen haben sich abermals eingestellt und mir eine ganze Woche verdorben. Der Zahnarzt meinte, ich solle die betreffende böse Wurzel trotz ihres Schmerzes mir nicht ausreißen lassen. Ich habe über Zahnleiden die Ansicht, man müsse dem Schmerz sein altes Nest nicht nehmen, sonst macht er sich ein neues. Auch bin ich schon von den Zeiten meiner mathematischen Studien her kein Freund von Wurzelausziehen. Jetzt ist es wieder besser."

Den Schluß des Buches bildet die Geschichte von Lenau's Bräutigamszeit mit den sich widerstreitenden Gefühlen und Aufregungen in des unglücklichen Dichters Brust, sowie die erschütternde Schilderung von dessen stetig wachsendem Wahnsinn.

A. Fresenius.

Mittheilungen und Nachrichten.

41. Plenarversammlung der historischen Kommission der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Sekretariats. Mit Allerhöchster Genehmigung hat die 41. Plenarversammlung in der Pfingstwoche am 7. mit 9. Juni stattgefunden. Da die von der historischen Kommission seit 1868 herausgegebene **Allgemeine Deutsche Biographie** im abgelaufenen Etatsjahr mit dem 45. Band — abgesehen von den nothwendigen Nachträgen — zu glücklichem Abschluß gediehen war, wurde Sr. Excellenz Hrn. v. Liliencron, der das große Unternehmen von den Anfängen bis zum heutigen Tage geleitet hat, der Dank der Kommission ausgesprochen und zugleich im Namen einer großen Zahl von Mitarbeiter der Allgemeinen deutschen Biographie eine Adresse überreicht. Die Zusammenstellung der aufzunehmenden Nachträge ist noch nicht abgeschlossen, und gerade für den Anfang sind einige umfangreichere Artikel (Beust, Bismarck u. A.) nothwendig. Es wird also in der nächsten Zeit noch ein etwas langsameres Tempo unvermeidlich sein, dagegen kann für die weitere Fortsetzung der Nachträge jetzt schon vorgesorgt werden, so daß für absehbare Zeit wieder jährliches Erscheinen von zwei Bänden in Aussicht zu stellen ist.

Seit der letzten Plenarversammlung sind folgende **Publikationen** durch die Kommission erfolgt: 1. Allgemeine deutsche Biographie, Band 45, Zeisberger bis Zyrl, Nachträge Abendroth bis Anderssen (Leipzig 1900). — 2. 26. Band der Chroniken der deutschen Städte. Niedersächsische Städte: Lübeck, 2. Band, herausgegeben von Koppmann (Leipzig 1899). — 3. 27. Band der Chroniken der deutschen Städte. Niedersächsische Städte: Magdeburg, 2. Band herausgegeben von Hertel (Leipzig 1899). — 4. Deutsche Reichstagsakten, 10. Band, 1. Abtheilung, herausgegeben von Herre (Gotha 1900).

Der fertige Halbband der **Reichstagsakten, ältere Serie**, reicht mit der Vorgeschichte des Romzuges Sigmunds in die Zeit früherer Bände zurück, setzt mit selbständigen Vorakten zum Romzug 1429 ein, schließt sich dann 1431 an den 9. Band an und reicht bis zum Herbst 1432. Gleichzeitig wurde der Druck des 12. Bandes (1435—1437, bearbeitet von Dr. G. Beckmann) bis über das erste Drittel seines Umfanges hinaus gefördert; der Band wird jedenfalls noch vor Ende des Jahres ausgegeben werden. Die **zweite Hälfte** des 10. Bandes (1432—1433, gleich der ersten von Dr. Herre bearbeitet) soll in Jahresfrist folgen. Damit ist dann (da der 11. Band schon 1899 erschienen ist) die Bearbeitung der Reichstagsakten aus Kaiser Sigmunds Zeit, die unter Leitung von Dr. Quidde stand, abgeschlossen. Die Plenarversammlung hatte deßhalb über die Fortführung des Unternehmens über 1437 hinaus Beschluß zu fassen. Sie übertrug den beiden bisherigen Mitarbeitern die nächstfolgenden Jahre zu selbständiger Bearbeitung: Dr. Beckmann die Regierung Albrecht II. 1438—1439, Dr. Herre die Anfänge Friedrichs III. 1440—1442, bis zum Frankfurter Reichstag. — Von der **Geschichte der Wissenschaften** steht nur noch die **Geschichte der Physik** aus; die wichtige Aufgabe wurde nunmehr an Professor **Heller** in Budapest übertragen. — Die Arbeiten für die **Chroniken der deutschen Städte** nehmen unter Leitung v. **Hegels** stetigen Fortgang. Die Magdeburger Chroniken sind mit dem heuer erschienenen 2. Bande abgeschlossen; dagegen soll von Archivar Koppmann noch ein 3. Band Lübecker Chroniken, die Fortsetzungen der Detmar-Chronik und der Rufus-Chronik enthaltend, herausgegeben werden. — Von den **Jahrbüchern des deutschen Reiches** wird zunächst der 3. Band der Jahrbücher Heinrichs IV. und V. von **Meyer v. Knonau** im Druck erscheinen. Professor **Simonsfeld** setzt die Arbeiten für die Jahrbücher Friedrichs I., Archivar **Uhlirz** für die Jahrbücher Otto's II. und III. fort. Mit Weiterführung der Jahrbücher Friedrichs II. wurde Privatdozent Dr. **Hampe** in Bonn betraut.

Professor **Chroust** in Würzburg setzte die Arbeiten für die Bände 9, 10 und 11 der **Wittelsbacher Korrespondenz, jüngere Serie**, fort. Zunächst wurden die im kgl. geh. Hausarchiv zu München neu aufgefundenen Akten ausgebeutet. Daneben wurde ein Rest Nürnbergischer Akten ausgearbeitet und zur Ergänzung die Serie der Ulmer Unionsakten herangezogen. Im herzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst boten Bernburger, Dessauer und Cöthener Bestände schätzenswerthes Material zu den Korrespondenzen der Union. Das Bamberger Archiv bot erwünschte Liga-Akten, besonders zur Geschichte der römischen Gesandtschaft des Bischofs Johann Gottfried. Im kgl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden kam eine große Serie von Handschreiben in Betracht. Mit diesen Arbeiten betrachtet Professor **Chroust** die Sammlung für die Briefe und Akten von 1611 bis 1613 im wesentlichen als abgeschlossen; nur einige kleine Arbeiten sind noch ausständig. — Dr. Alfred **Altmann** setzte die Durchforschung des archivalischen Materials von 1625—1630 fort, wobei er sich im allgemeinen auf die vier Münchener Archive beschränkte.

Das unter Leitung Professor v. **Bezolds** stehende neue Unternehmen, „**Herausgabe süddeutscher Humanistenbriefe**", konnte im abgelaufenen Jahre überraschend gefördert werden. Für die in Aussicht genommene **erste Abtheilung**, den Briefwechsel des Konrad Celtis, entfaltete der schon seit langen Jahren in der Forschung über Leben und Werke des Celtis heimische Professor Dr. G. **Bauch** in Breslau eine so fruchtbare Thätigkeit, daß vielleicht schon zu Ende des Jahres 1900 mit der Drucklegung begonnen werden kann. Hauptfundstätten waren München, Nürnberg, Prag, Dresden und Freiburg. Die **zweite** Abtheilung: Pirkheimer und der Nürnberger Humanistenkreis, hat Dr. Emil **Reicke** in Nürnberg übernommen, der sich ebenfalls schon seit Jahren mit diesem Stoff beschäftigt hat.

Erfreulichen Fortschritt hat auch die im vorigen Jahre von der Kommission beschlossene Wiederaufnahme der „**Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte**" aufzuweisen. Für die unter Leitung Professor **Riezlers** stehende erste Abtheilung „**Urkunden**" hat Dr. Th. **Bitterauf** bereits die Hälfte des von dem Notar Kozroh unter Kaiser Ludwig dem Frommen angelegten ältesten Freisinger Traditionsbuches kopirt.

Für die unter Leitung des unterzeichneten Sekretärs gestellte zweite Abtheilung „**Chroniken**" wurden zunächst Bibliothekssekretär Dr. G. **Leidinger** in München mit Bearbeitung der Schriften des Andreas von Regensburg und Gymnasiallehrer Dr. R. **Spiller** in Frauenfeld (Schweiz) mit Herausgabe der Chronik des Ulrich Fueterer betraut. Dr. **Leidinger** besuchte im vorigen Jahre mehrere österreichische Archive und Bibliotheken und durchforschte die dort befindlichen Handschriften, besonders den Wiener Kodex 3296, der sich in seinem ersten Theil als von Andreas selbst gefertigte Abschrift erwies und zur Grundlage für die Ausgabe des Chronicon generale und des Concilium Constantiense genommen werden kann. Auch die zahlreichen übrigen Handschriften des Andreas von St. Mang aus verschiedenen deutschen Bibliotheken wurden herangezogen. Ein glücklicher Fund war ein im Register des Handschriftenkatalogs der Münchener Hof- und Staatsbibliothek nicht verzeichneter und deßhalb von den Forschern noch gar nicht benützter Kodex, der sich als eine von Andreas selbst gefertigte Abschrift der Bayerischen Chronik erwies und eine sichere Grundlage für die Ausgabe bietet. Es erübrigt nur noch die Vergleichung einiger Handschriften der deutschen Uebersetzung der Bayrischen Chronik; die übrigen Arbeiten für Quellenuntersuchung, Herstellung und Erläuterung des Textes sind so weit gediehen, daß etwa in einem halben Jahre das Ganze druckfertig vorliegen wird.

Der Sekretär der historischen Kommission.
Heigel.

Richard Braungart: Uebergänge. Junge Lieder. E. Piersons Verlag in Dresden und Leipzig. — Wenn in unsern Tagen lyrische Gedichte allgemeineres Interesse erwecken sollen, dann muß in ihnen vor allem ein origineller Zug stecken; sie müssen ein eigenes Gesicht tragen und die Empfindungen des Künstlers in eigener Sprache anzudeuten vermögen. Diese sich schon beim ersten Flug zeigende Eigenart tritt uns in Braungarts Gebilden entgegen. Noch ist gar manches ungeklärt und von wildem Jugendeifer durchflutet. Das Anlehnen an Vorbilder fällt uns öfters auf, so wenn

Braungart in tapferem Ringen mit sich selbst die Saiten Wilh. Hertz', Paul Heyse's anklingen läßt oder dem zarten Zauber Mackay's sich nähert. Auch eine öfters zu stark betonte Freude am Sprachklang und an der Formengestaltung blinkt uns entgegen, die den Dichter zu Wiederholungen von Gedanken nöthigt. Doch weit überwiegen die Vorzüge. Aus der fein fühlenden, natürlich und ungezwungen sich gebenden Persönlichkeit quillt ein inniges, meist von Liebessehnen bewegtes Melos, bald tiefes Menschenleid, bald goldsonnigen Freudenjubel schildernd. Von den „jungen Liedern“ des Autors, die in drei Theile: „Carmen“, „Liebe“ und „Allerlei“ zerfallen, seien der stimmungskräftige „Abendfrieden“, das den Volkston glücklich treffende „Ich darf dich ja nicht lieben“ und das feinsinnig hingeworfene „Ein Paar“ als die werthvollsten hervorgehoben. Freilich finden sich noch manch' andere, prächtig schillernde Edelsteine. Das, was Braungarts Poesien so vortheilhaft von manchen anderen modernen Erscheinungen scheidet, ist das Streben: fern von jeder Aeußerlichkeit und falschem Pathos die eigenen Erlebnisse in eine kräftig und sicher wirkende Phantasie zu tauchen. Und hierin berührt sich, vielleicht unbewußt, der Autor mit den Forderungen der modernen Kunstbetrachtung. Es ist merkwürdig, wie da Braungarts Empfinden, das den Mittelweg zu wahren sucht, öfters mit dem eines Jacobowski oder einer Anna Ritter zusammenfällt. Ich glaube, daß Braungarts „Uebergänge“ dazu angethan sind, vom Dichter noch manch' treffliche Gabe zu erhoffen. Das hübsch ausgestattete Buch dürfte Manchem willkommen sein!

Ludw. Schiedermair.

l. Zinngehalt der Konserven. Sowohl Fleisch- als auch Gemüsekonserven greifen den Zinnüberzug der Innenwände ihrer Weißblechdosen an. Die Gemüse erhalten dadurch oft einen feinpulverigen schwarzen Belag aus Schwefelzinn, der sie widerlich und unverkäuflich macht und schon zu vielen Streitfällen zwischen den Fabrikanten von Konserven und ihren Büchsenlieferanten einerseits und ihren Kunden andrerseits Anlaß gegeben hat; nach den von A. Rössing vor einigen Jahren angestellten Ermittelungen gilt als Schuldling in diesen Fällen der in vielen Früchten, z. B. Erbsen, enthaltene Schwefel, doch lasse sich die Entstehung von Schwefelzinn hintanhalten, wenn man zu Konserven keine überreifen Gemüse verwende. Bei Fleischkonserven hat F. Wirthle, der eine größere Zahl von solchen, die 1—5 Jahre lang in Weißblechdosen aufbewahrt gewesen waren, auf ihren Zinngehalt untersucht und hierüber in Nr. 25 der „Chemiker-Ztg.“ berichtet, nur in einem Falle einen dünnen, nicht abschabbaren schwarzen Schwefelzinn-Belag der Innenwand beobachtet; trotzdem wurden alle geprüften Fleischkonserven, und zwar, insoweit Fleisch und Brühe (nebst dem Haupttheil des Fettes) gesondert untersucht wurden, beide Theile zinnhaltig gefunden. Bei 19 Proben wurde die Größe des Zinngehaltes quantitativ bestimmt und zu 0.0011—0.0140 Proz. der Brühe und 0.0014 bis 0.0325 des Fleisches (Rindfleisch, Goulasch, Filet) befunden. Auf Grund der ausgeführten Bestimmungen läßt sich sagen, daß bei den in Weißblechdosen aufbewahrten Fleischkonserven mit der Dauer der Aufbewahrung im allgemeinen eine Zunahme im Zinngehalte stattfindet und daß hiebei das Fleisch verhältnißmäßig etwa das Doppelte bis Dreifache von der in die Brühe eingehenden Menge von Zinn aufnimmt.

Es galt nun aber auch, zu ermitteln, welche Art von Verbindung das die Konserven verunreinigende Zinn eingegangen sei. Zu diesem Zweck wurden die noch zur Verfügung stehenden Büchsen der Länge nach aufgeschnitten und deren Inhalt vorsichtig von den Wänden gelöst; es fanden sich da die Innenflächen der Büchsen fast ausschließlich an denjenigen Stellen angefressen, denen sich Fett angelagert hatte, während sich die mit Leim in Berührung gewesenen Stellen blank zeigten. Bei den ältesten Konserven bedeckte die angefressenen braunen Stellen ein weißer Belag, von dem die vorgenommenen Reaktionen lehrten, daß er aus basischem Zinnchlorür bestehe. Demnach läßt sich annehmen, daß alles in den Konserven enthaltene Zinn sich mit Chlor verbunden hat und daß an der Einwanderung des Zinns das Kochsalz die Schuld trägt, das auf die Verzinnung der Büchsenwände einwirken konnte. Da jedoch die Brühe der Konserven immer erheblich zinnärmer befunden wurde als das Fleisch, obwohl sie, wie bei allen Fleischspeisen, salzreicher sein dürfte als dieses, darf man wohl vermuthen, daß hier keine direkte Verbindung von Chlor und Zinn stattgefunden hat, sondern zunächst organische Zinnsalze entstehen, die sich darauf mit dem Kochsalz zu basischem Zinnchlorür und dem Natriumsalz der organischen Säuren umsetzen; hiefür dürfte auch der Umstand sprechen, daß die Annagung der Innenwände je nach der Art der angelagerten Konserventheile verschieden weit fortgeschritten gefunden wurde.

Schließlich erübrigt noch die Frage, ob sich der Einwanderung von Zinn in die Konserven nicht entgegenwirken lasse. Rössing hat bei der oben erwähnten Gelegenheit in empfehlender Weise auf das Verfahren der niederländischen Regierung hingewiesen, die für die Weißblechbüchsen der für den Bedarf ihrer Armee und Marine nöthigen Gemüsekonserven einen Firnißüberzug der Innenwände fordert; es fragt sich aber, ob ein solcher auch bei Fleischkonserven anwendbar wäre.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor Dr. med. Hagen feiert im nächsten Monat sein 50jähriges Doktorjubiläum.

* **Dresden.** Prinz Max von Sachsen hat eine Berufung als Professor für kanonisches Recht und Liturgie an die Universität Freiburg in der Schweiz angenommen.

* **Berlin.** Prof. Dr. Bernhard Kübler, Privatdozent der Geschichte in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor in der Berliner Juristenfakultät ernannt worden. — Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Maximilian Nitze, ist zum außerordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt und dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät ebendaselbst, Dr. Richard M. Meyer, das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Aus der Schweiz.** Der „Frkf. Ztg.“ meldet man aus Zürich: In der medizinischen Fakultät der hiesigen Hochschule erhielten die venia legendi Dr. Otto Nägeli für innere Medizin und Dr. L. v. Muralt für Psychiatrie.

* **Tod zweier Chirurgen.** — In Königshütte i. Schl. ist der angesehene Chirurge Prof. Wilhelm Wagner im Alter von 52 Jahren gestorben. Er hat sich besonders um die Vervollkommnung der Lehre von den Knochenbrüchen, sowie um die chirurgische Behandlung von Lunge und Brustfell verdient gemacht. — Ferner ist, einer Meldung aus Durban zufolge, in Pietermaritzburg der englische Chirurge Sir William Stokes im 61. Lebensjahre plötzlich gestorben. Er war seit 1881 Präsident des kgl. Kollegiums für Irland und Ehrenpräsident auf mehreren internationalen medizinischen Kongressen.

* Wie man aus **Madrid** schreibt, bestätigen briefliche Mittheilungen aus Buenos Aires, daß der spanische Forschungsreisende Enrique Ibaretta von Indianern in dem Landstriche Gran Chaco getödtet worden ist. Ibaretta hatte unter außerordentlichen Schwierigkeiten den Lauf des Pilcomayo, eines Zuflusses des Paraguay, bis zu seiner Quelle verfolgt und befand sich auf dem Rückwege nach Buenos.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die künftige Herrschaft des weißen Mannes in Ostasien.

Von Otto Ammon.

Mit seltener Einmüthigkeit fühlen die Völker des Westens, daß die Ereignisse in China einen neuen Abschnitt der Weltentwicklung einleiten, und besonders tief fühlt dies unser deutsches Volk, das zum erstenmal sich an einer größeren kriegerischen Unternehmung in einem fernen überseeischen Lande betheiligt. China muß die Ueberlegenheit des weißen Mannes anerkennen, es muß Genugthuung geben, es muß — und hier beginnt schon die praktische Bedeutung der Vorgänge — Gewähr geben, daß solche Greuel, wie die jetzigen, in Zukunft nicht mehr vorkommen können. China muß Zugeständnisse machen an die europäischen Staaten, es darf sich nicht mehr abschließen, sein Markt muß weit geöffnet werden und der Kaufmann des Westens muß mit voller Sicherheit für Person und Eigenthum in China sein Geschäft treiben können. Hierüber herrscht allseitiges Einverständniß.

Nicht so klar liegt die Sache und nicht so einmüthig sind die Betheiligten über die Frage, wie dieses Ziel erreicht werden soll. Unsre Staatsmänner verwerfen den Gedanken weiterer Gebietserwerbungen, da die Europäer nicht imstande sind, ein ganz anders geartetes Volk in dem fernen Osten der alten Welt zu regieren. Diejenigen, welche am weitesten gehen, weisen die Abgrenzung von sogenannten Interessensphären nicht ganz von der Hand, aber von einer Realtheilung wollen auch sie nichts wissen. Sie mögen recht haben, denn ihre Sorge ist der Gegenwart und der nächsten Zukunft gewidmet. Erreichen sie hierfür das Mögliche, so haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Nach ihnen mögen andere Staatsmänner kommen, die den mittlerweile eingetretenen Veränderungen der Sachlage ebenso gerecht werden. Der Forscher jedoch kennt keine Beschränkung von Raum und Zeit. Seine Gedanken fliegen über die gegebenen Schranken der Politik des Augenblicks hinaus. Er blickt in die ferne Zukunft und betrachtet die Ereignisse auf unserm Erdball wie aus der Vogelschau. Vielleicht darf ich den Leser einladen, einen solchen Gedankenflug mit mir zu unternehmen, um in die Zukunft der Völker zu blicken, soweit dies nach dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse von der Erde und ihren Bewohnern möglich ist.

Zwei wichtige Thatsachen möchte ich zuvor ins Gedächtniß zurückrufen: die zunehmende Ausbreitung des weißen Mannes in außereuropäischen Ländern und die ungeheueren Vorräthe von Steinkohlen in Ostasien, welche die größten der Welt sind. Beide Thatsachen zusammen bilden die Pole, von denen aus die Völker in Bewegung gesetzt werden.

Der weiße Mann hat nicht mehr Raum genug in seiner alten Heimath. In absehbarer Zeit werden die Kohlenlager Europa's erschöpft sein; während die Industrie nothgedrungen erlischt oder zu anderen Hülfsmitteln greift, wird in China eine neue, ungeahnte Blüthe der Industrie hervorgerufen werden mit den größten Kapitalien, die der uneingeschränkte Unternehmungsgeist zusammenzubringen vermag, und mit dieser industriellen Entwicklung wird sich ein neues, eigenartiges Kulturzentrum in Ostasien bilden, das möglicherweise auch auf die Gestaltung unsrer sozialen Verhältnisse einen umgestaltenden Einfluß ausübt. Man wende nicht ein, daß Wasserkräfte, Elektrizität und andere noch zu entdeckende Kraftquellen und Uebertragungsmittel der europäischen Industrie den Ausfall an Kohlen ersetzen werden. Denn China mit seinen himmelhohen Gebirgen und seinen Riesenströmen ist auch das Land der Wasserkräfte und der elektrischen Uebertragungen; alle Erfindungen der Zukunft werden hier ihre großartigsten Anwendungen finden.

Die Bevölkerung Europa's vermehrt sich mit unaufhaltsamen Schritten, und sie wird nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, durch innere Kriege vermindert und in ihrer Wohlstands- und Machtentfaltung gehemmt. Die Entdeckung Amerika's im Jahr 1492 hatte die weltgeschichtliche Bedeutung, daß der Strom des Bevölkerungsüberschusses von Europa nach der neuen Welt hinüber gelenkt wurde. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, daß die Wanderzüge ganzer Jungmannschaften, die oft das Herz unsres Erdtheiles, eine neue Heimath suchend, durchzogen, und die Blut und Elend hinter sich ließen, ein Ende nehmen konnten. Die Kriege zwischen den europäischen Völker haben darum nicht sogleich aufgehört, aber sie haben einen anderen Charakter angenommen. Statt um Land, wurde um die Vorherrschaft gekämpft. Und drüben überm Atlantischen Ozean begann der Kampf ums Dasein zwischen dem weißen und dem rothen Mann, ein Kampf, der erst mit der völligen Vernichtung der Rothhäute seinen Schluß finden wird. Die Besiedelung von Amerika ist ein Geschichtsblatt voll bitterer Leiden, aber auch voll erhebender Lehren, denn es zeigt, daß und warum die höhere geistige Organisation der weißen Rasse die Siegespalme davontragen mußte.

Bald nach der Besiedelung Amerika's wurde auch die von Südafrika und Australien unternommen. Auch dort wurde sie zu einem Ausrottungskrieg gegen die Farbigen, der weiße Mann mochte es wollen oder nicht. Heute ist nicht nur Südafrika, welches ein dem Europäer zusagendes Klima besitzt, sondern ganz Afrika unter die weißen Völker vertheilt. Der schwarze Mann muß sich auf die Tropen zurückziehen, die für ihn noch ein Schutzgebiet darstellen, sonst verfällt er rettungslos dem Schicksal,

das an dem rothen bereits erfüllt ist. Man kann Einkehr bei sich halten und sich die Gewissensfrage stellen: Ist dieses grausame Schicksal nothwendig? Hat die Mutter Erde nicht Raum genug für alle ihre Kinder? Darauf mochte in früheren Jahrhunderten frischweg mit Ja geantwortet werden, heutzutage muß man zögern, diese Antwort zu geben, wenn man bei der strengen Wahrheit bleiben will. Nordamerika ist bereits ziemlich dicht bevölkert, noch nicht so dicht wie Europa, aber doch genügend zu einer intensiven Entwicklung. Es hat sich bereits dem Industriesystem zugewendet und sucht dasselbe mit aller Energie zu höchster Entfaltung zu bringen. Nordamerika ist imstande, die noch vorhandenen Lücken durch den Zuwachs der eigenen Bevölkerung zu schließen, und wirthschaftlich in der Hauptsache sich selbst zu genügen. Südamerika und Südafrika, auch Australien sind in ähnlicher Lage, nur nicht so weit vorgeschritten. Sie können noch ziemlich viele Einwanderer aufnehmen, aber sie stellen im Vergleich mit Nordamerika doch nur kleine Abflußbehälter dar, weil theils die Boden- und Klimaverhältnisse, theils die mangelhaften staatlichen Organisationen noch lange keine sehr dichte Besiedelung erlauben. Bald werden auch diese Länder besetzt sein, und schon jetzt wirft diese Thatsache im Bewußtsein der europäischen Völker ihre Schatten voraus.

Es ist überhaupt eine sanguinische Annahme, daß die Erde noch unbeschränkten Raum zur Vermehrung der Menschheit darbiete. Schätzt man die Zahl ihrer gegenwärtigen Bewohner auf rund 1500 Millionen, und berechnet man die Zahl der Menschen, die in den verschiedenen Ländern nach Urbarmachung alles verfügbaren Landes und mit Anwendung der besten Methoden der Nahrungsmittelproduktion leben können, so kommt man (nach H. Losch) auf etwa 6000 Millionen. Dem Laien scheint der Abstand von 1500 bis 6000 Millionen sehr groß zu sein. Er meint, da habe es noch gute Wege mit der Uebervölkerung! Bedenkt man aber, daß eine nicht durch Kriege und Seuchen gelichtete Bevölkerung sich innerhalb von 25 Jahren verdoppelt, so bekommt die Sache ein anderes und viel ernsteres Gesicht. In 25 Jahren hätte die Erde unter der gemachten Voraussetzung 3000 Millionen, in 50 Jahren schon 6000 Millionen, in 75 Jahren 12,000 Millionen Bewohner, während sie nur etwa 6000 Millionen ernähren kann! In 50 Jahren würde also der Kampf um das Brod, der Kampf Aller gegen Alle beginnen! Selbst wenn die Erzeugung von Nahrungsmitteln über Erwarten zunehmen sollte, selbst wenn dereinst 8000 und 10,000 Millionen oder noch mehr leben könnten, wird die Bevölkerung doch immer rascher fortschreiten. Vielleicht geht es zunächst nicht so schnell, wie theoretisch angenommen wurde, denn noch haben Kriege und Seuchen ihre Herrschaft auf dem Erdball nicht verloren, aber wir steuern bewußt auf die uneingeschränkte Vermehrung hin. Setzen wir statt 50 Jahre 100 Jahre bis zu dem Zeitpunkt, an dem sich die Vermehrung an den Grenzen der Nahrungsmenge stößt, so ist dies doch nur eine kurze Spanne Zeit, und die Gegenwart thut wohl, sich mit dem Gedanken der Uebervölkerung der Erde zu beschäftigen.

Der gefürchtete Kampf Aller gegen Alle, das sehen wir jetzt schon, wird noch lange kein Kampf der Einzelnen gegen Einzelne sein, sondern in den nächsten Jahrhunderten wird der Kampf durch die organisirten Staatsmächte geführt werden. Es wird ein Kampf der höher ausgestatteten, insbesondere der weiter vorausschauenden Völker gegen die niederen, nur dem Augenblick lebenden Rassen sein. Ehe der weiße Mann in der Verzweiflung die Hand gegen Seinesgleichen erhebt, wird er suchen, die farbigen Rassen zu verdrängen. Wie dies bisher gegen Rothe und Schwarze geschehen ist, wurde bereits berührt. Die größten, fruchtbarsten, kultivirtesten Länder der Erde außerhalb von Europa hat der weiße Mann bisher verschont, Länder, die durch ihr Klima eigentlich ganz besonders für ihn geeignet sind oder doch durch technische Hülfen leicht gesund gemacht werden könnten. Das ungeheuere Gebiet, das 400 Millionen zopfiger Chinesen bewohnen, galt bisher für eine unbezwingliche, fest verschlossene Burg, in die höchstens der Handelspionier, und dieser fast nur längs der großen schiffbaren Flüsse, vordringen könne. An eine Wegnahme dieses Landes hat der Kühnste nicht gedacht und denkt auch heute noch beinahe Niemand. Aber die Verhältnisse dürften sich stärker erweisen als alle guten Vorsätze der Menschen. Die nahende Uebervölkerung Europa's drängt die weißen Völker dazu, daß jedes so viel Antheil wie möglich an den noch von Farbigen besetzten Gebieten zu erwerben sucht, um nicht seine eigenen Kinder und Kindeskinder zuletzt wie junge Katzen ertränken zu müssen.

Der Krieg in Südafrika ist von den Engländern gewiß nicht bloß wegen der Goldminen, sondern in der halb unbewußten Absicht, dem Bevölkerungsüberschuß Alt-Englands Luft zu verschaffen, unternommen worden. Wir Deutsche haben wohl empfunden, daß die niederdeutschen Freistaaten unserm Nachwuchs entrissen werden, sobald die Buren vollends unterliegen, und daß selbst unser Südwestafrika in Gefahr steht, von den Engländern verschlungen zu werden. Grollend, aber unthätig, mußten wir beiseite stehen.

Im Handumdrehen, Allen unerwartet und den Meisten viel zu früh, wurde die chinesische Frage aufgerollt. Diesmal stehen wir Deutsche nicht beiseite. Wir versichern zwar, und gewiß mit voller Aufrichtigkeit unsrer Staatsmänner, daß wir die Theilung China's nicht wollen. Wir werden aber nichts dagegen thun können, wenn die Theilung in Interessensphären sich vollzieht. Interessensphäre, das heißt ein abgegrenztes Gebiet für jede der betheiligten europäischen Nationen, in dem sie Handel treibt, Industrie und Bergbau entwickelt, Eisenbahnen und nach Bedarf Kanäle baut, u. s. w. Die naturgemäße Entwicklung wird dazu führen, früher oder später, daß aus den Interessensphären Herrschaftsgebiete werden, denn die chinesische Verwaltung, die man aus Bequemlichkeit oder im Gefühl der Schwierigkeiten, dieses Volk zu regieren, noch duldet, wird ihre Unfähigkeit erweisen, den sich immer vielseitiger gestaltenden Bedürfnissen gerecht zu werden, und sie wird ganz allmählich durch eine europäische Nebenregierung aufgesogen werden. Wie lange das dauern wird, kann allerdings kein Sterblicher sagen! Es wird lange dauern, wenn die Chinesen sich in ihre Lage finden, kürzer, wenn sie sich auflehnen und Gewalt gegen Gewalt hervorrufen. Ueber die kritische Lage wollen wir uns nicht täuschen! China ist jetzt schon ein übervölkertes Land, in dem die Kinder ausgesetzt werden, besonders die Mädchen, um nicht die Noth zu steigern. Ist doch der Boxeraufstand nach dem Urtheil gewiegter Kenner des Landes hauptsächlich durch die sozialen Verhältnisse, durch die Hungersnoth bestimmter Bevölkerungsklassen hervorgerufen worden!

Wenn in 50 Jahren die englischen Kohlenvorräthe aufgebraucht sind, in einigen hundert Jahren auch die des Festlands von Europa und Amerika zu Ende gehen, dann vollzieht sich auf der Erdoberfläche eine der unberechenbarsten Wandlungen, die je geschehen sind.

Denn allein in der Provinz Schansi, westlich an unser Schantung grenzend und von ihm durch das Thal des Hoangho getrennt, liegen nach Kohlen für die Versorgung des ganzen Erdballs durch Jahrtausende! Und sie liegen (nach v. Richthofen) so, daß es zunächst gar keiner Schächte bedarf, um sie zu gewinnen. Man baut Eisenbahnen in die Seitenthäler des Hoangho, und die Wagen fahren in die Stollen hinein, in denen sie mit Kohlen beladen werden; dann fahren sie wieder heraus. Diese köstlichen Naturschätze werden, wenn die weiße Rasse nicht in den nächsten Jahrhunderten ganz entartet, keinesfalls unausgebeutet und auch nicht den Gelbgesichtern überlassen bleiben. Der theure Transport und die hohen Löhne in Europa werden bewirken, daß der industrielle Schwerpunkt der Welt sich nach Ostasien verlegt: und von dieser Umwälzung sehen wir soeben an den Gestaden des Peiho das Vorspiel sich abwickeln!

Die chinesische Industrie wird von Weißen ins Leben gerufen und von Weißen geleitet sein. Auch geschicktere weiße Arbeiter werden dem Zuge folgen und nach dem künftigen Thätigkeitsfelde abwandern. Man kann sich nicht vorstellen, daß dann noch eine chinesische Oberhoheit über jene Länder bestehe; aller Wahrscheinlichkeit werden bis dahin die eisernen Würfel um die Herrschaft auf dem Erdball gefallen sein!

Auch in Amerika hatten die ersten Ansiedler gegen die Eingeborenen zu kämpfen; viele kühne Pioniere wurden hingemordet, weil die Rothhäute glaubten, mit der geringen Anzahl leicht fertig zu werden. Täuschung! Immer mehr derselben drängten nach, als ob ihre Geister weiter kämpften. Die Farbigen haben ihr Schicksal nicht abwenden können, sondern nur es beschleunigt. Denn ihre Minderwerthigkeit setzt sie auf den Aussterbe-Etat. Die Chinesen wollen sich ebenfalls der dauernden Niederlassung der Weißen erwehren, und sie mögen am Anfang einige Erfolge erzielen. Es ist gewiß, daß die endgültige Unterwerfung China's kein leichtes Stück Arbeit sein wird. Aber das Ende kann doch kein anderes sein als die siegreiche Aufpflanzung der Fahne der weißen Rasse in ganz China. Große Opfer wird es kosten, auf Hiobsposten von feigem Meuchelmord und grausamem Massenmord müssen wir uns gefaßt machen, aber trotz alledem wird der weiße Mann die Oberhoheit erlangen, nicht bloß in China, sondern in allen Staaten mit gelber Bevölkerung, Japan nicht ausgenommen. Denn das Reich der aufgehenden Sonne besitzt nur eine von Weißen entliehene Kultur, eine Nachahmung, zu deren selbständiger Fortbildung seine Bewohner so wenig das Zeug haben, wie die anderen Farbigen, wenn sie auch unter den letzteren die erste Stelle einnehmen.

Es wird ein merkwürdiges, auch wissenschaftlich interessantes Schauspiel sein, wie der gelbe Mann nach seiner militärischen Bändigung den sozialen Kampf ums Dasein mit dem weißen bestehen wird. Daß er dem Aussterben verfallen sei, möchten wir nicht behaupten; dazu ist er doch von Rothhäuten und Schwarzen zu sehr verschieden. Möglich ist es, daß er weichen muß, aber das setzt voraus, daß die gesellschaftliche Organisation der Weißen so bleibt, wie sie ist.

Eine andere Möglichkeit muß aber offen gelassen werden, nämlich, daß in letzterer Hinsicht ein Wandel eintritt und daß dem gelben Mann innerhalb unsrer sozialen Ordnung ein Platz geschaffen wird, an dem er sich als nützliches Glied behaupten kann. Er könnte z. B. Arbeiter zweiter Klasse sein, nicht Sklave, nein, freier Arbeiter für alle die Verrichtungen, die der Weiße nicht gerne vornimmt. Sobald der Weiße ein Interesse daran hat, den Gelben zu erhalten, wird dieser das Aussterben nicht mehr zu fürchten haben. Dann wird der Gelbe auf eine lange Dauer sich einer verhältnißmäßigen Gesundheit und Blüthe erfreuen, die auch dem amerikanischen Neger beschieden waren, so lange er ein nützliches Glied der amerikanischen Gesellschaft war, was er nur als Sklave sein konnte. Die Emanzipation, die den amerikanischen Neger fast wehrlos in den Kampf ums Dasein hinauswarf, hat ihn zur Verkommenheit verurtheilt. Er besitzt nicht den Thätigkeitstrieb und den angeborenen sittlichen Halt des Weißen und kann diese Eigenschaften auch nicht als Erbstück in seiner Rasse befestigen, wenn schon einzelne Neger dem Durchschnittsweißen für ihre Person nahe kommen mögen. Die Faulheit, Unreinlichkeit und Unsittlichkeit des amerikanischen Negers überantworten ihn der Noth, den Seuchen und dem Elend, worüber die Statistik Hofmanns ebenso gründlich als überzeugend Aufschluß gibt. Die Humanität hat an den emanzipirten Negern ein schmerzliches Stück Arbeit verrichtet.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie beispielsweise der deutsche Arbeiter alle feineren Arbeiten bevorzugt, die mit höherer Entlohnung und entsprechender Lebenshaltung verbunden sind, und wie darum allerwärts ein Mangel an Arbeitern für grobe oder sehr beschwerliche Verrichtungen eintritt, ferner, wie in die entstehenden Lücken unsres gesellschaftlichen Körpers fremde Säfte einströmen, Italiener, Tschechen, Slowaken, Polen und Russen, die gewiß nicht zur Verbesserung unsrer Rasse beitragen und noch weniger zur Festigung unsrer nationalen Geschlossenheit, so kann uns wohl der Gedanke kommen, ob unsre Gesellschaftsordnung bereits ihre letzte Gestalt angenommen hat? Das Bestreben, alle unsre Arbeiter zu Herren zu machen, so edel es ist, muß doch schließlich zu absurden Zuständen führen, wie denn schon Gottfried Keller die sozialen Schwärmereien des Martin Salander durch die nüchterne Frage seiner Gattin beantworten läßt: Und wenn ihr dies alles erreicht habt, in welches Land wollt ihr dann einen Raubzug nach Sklaven unternehmen? Wir werden in der That, je mehr unsre Sozialreform wirksam wird, für alle unangenehmen, nicht mit Maschinen vorzunehmenden Verrichtungen Fremde haben müssen, keine Sklaven, sondern freie Lohnarbeiter, die sich für eine solche Thätigkeit eignen und kein höheres Streben haben. Der Chinese ist dafür wie geschaffen. Jede Arbeit, auch die geringste und schmutzigste, übernimmt er mit Freude. Das Verlangen nach höherer Kultur, das unsre weißen Arbeiter beseelt, würde ihn nicht unzufrieden machen. Er würde kein Stimmrecht verlangen, und natürlich auch keines bekommen, sondern er würde als gehorsamer Unterthan und Schutzbefohlener sich dem weißen Regiment fügen.

Eine neue Gesellschaftsorganisation erscheint am Horizont. Sie wird die beinahe unvermeidliche Folge der Festsetzung des weißen Mannes in China sein. Unsre weißen Arbeiter werden davon eine mächtige Förderung ihres Aufschwunges zu Theilnehmern an allen Gütern der Kultur erfahren, jedoch müssen sie ihre utopistischen Theorien aufgeben, wie sie schon das eherne Lohngesetz, die Lehre von der zunehmenden Verelendung der Massen und anderes über Bord geworfen haben. Ihr Widerstand gegen Militarismus, gegen Flotten- und Kolonialpolitik muß jenen Theorien folgen. Sie werden zur Herrenrasse gehören, und alles, was sie selbst nicht thun mögen, thut ihnen der gelbe Mann. Der Chinese kann also noch zu einer großen Rolle auf der Welt berufen

sein, denn er besitzt etwas, was dem rothen und schwarzen Manne fehlt: Arbeitsgeist. Den nennt er in hohem Grad sein eigen. Nerven hat er nicht, Ermüdung ist ihm unbekannt. Wer weiß also, ob er nicht dereinst die bei uns entstandene Lücke ausfüllt, nicht jetzt, nicht in unsrer Heimath, überhaupt nicht in Europa oder im zivilisirten Theil von Amerika, aber in Asien selbst, wenn die Industrie und mit ihr so manches andere sich aus den angegebenen Gründen dahin zieht und sich eigenartige Zustände dort entwickeln. Wer könnte das sagen? Aber die Möglichkeiten dürfen wir ins Auge fassen und in unserm Geist entwickeln. So viel ist klar! Erst kam im Wettkampf mit dem weißen Mann der rothe Mann zum Aussterben, weil er die an Brauchbarkeit geringste Rasse darstellte, dann ging es an den schwarzen, der nur noch in tropischen Gegenden eine sichere Zuflucht findet, und nun kommt der gelbe in Bedrängniß, der sich wegen seiner einzelnen guten Eigenschaften und wegen seiner Anpassungsfähigkeit vielleicht erholten kann, jedenfalls aber nur unter Vormundschaft des Weißen, weil er diesem im offenen Kampfe ums Dasein nicht gewachsen wäre.

Eine seltsame Art von Gesellschaft, nach unsern heutigen Begriffen, wird es allerdings werden. Nicht wie in Amerika, wo der Neger auf dem Papier gleichberechtigt ist und sogar Stimmrecht besitzt, im Leben jedoch eine ausgestoßene verachtete Rasse bildet; auch nicht wie in dem tropischen Indien, wo der weiße Mann nur in geringer Zahl vorhanden ist und vermittelst einer kleinen Militärmacht einige hundert Millionen Menschen beherrscht. Der Chinese wird kein Stimmrecht haben und sozial tiefer stehen als der Weiße, und der Weiße wird eine zahlreichere Klasse bilden als in Indien, weil das gemäßigte chinesische Klima ihm besser zusagt. Eine Bedingung ist, daß die Rassen sich nicht vermischen dürfen. Wie die Germanen die Ehegemeinschaft mit unterworfenen Völkern vermieden, um ihre Stammesvorzüge zu erhalten, so wird der Weiße in China sich absondern müssen. Jahrhundertelang ist es den Germanen gelungen, ihr Blut rein fortzupflanzen, und zwar besonders dadurch, daß die Mischlinge nicht in die höheren Stände aufgenommen wurden. Aehnlich wird in Nordamerika kein Mischling in die Gesellschaft der Weißen zugelassen. Die abschreckenden Eigenschaften der Chinesen sollten es verhältnißmäßig leicht machen, die Trennung der Rassen lange zu erhalten. Auf immer gelingt dies allerdings nicht. Auch im deutschen Volke ist die germanische Rasse mit verschiedenen fremden Rassen zusammengeflossen. Sie hat Kraft genug besessen, dem Ganzen den Stempel ihrer Eigenart aufzudrücken, gegen den die undeutschen Strömungen im Geistesleben bis jetzt nicht aufkommen. Die Ueberzahl der Chinesen läßt die Sache gefährlicher erscheinen. Wenn dort einmal die Kreuzung allgemein wird, dann besteht allerdings eine große Gefahr, daß das chinesische Element die Oberhand in dem entstehenden Völkermischmasch gewinnt. Das heißt so viel, als daß der höhere Schwung, die vorwärtsstrebende Thatkraft, der begeisterte Idealismus der germanischen Rasse untergeht, und daß auf dem Boden des alten China ein neues China des Stillstandes, des Strebens nach ruhigem Lebensgenuß, zuletzt der völligen Verknöcherung der Kultur sich wiederherstellt. Doch, das sind so fernliegende Möglichkeiten, deren Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit an so viele noch ungewisse Voraussetzungen geknüpft ist, daß wir uns mit ihnen nicht zu beschäftigen brauchen.

Das Gesagte dürfte aber doch dazu dienen, die noch nicht allgemein begriffene Tragweite der ostasiatischen Ereignisse zu beleuchten. Wir wohnen, wie gesagt, dem Vorspiel bei zu dem großen Völkerdrama der Erschließung des größten Erdtheils für die weiße Kultur und für die weiße Herrschaft, vielleicht verbunden mit dem tragischen Ende einer Rasse, die von allen farbigen Rassen die kulturfähigste ist und insofern der weißen am nächsten steht, ohne sie auch nur in einer gewissen Nähe zu erreichen; vielleicht aber auch verbunden mit der Neugestaltung der sozialen Ordnung unter Wiederanknüpfung an frühere, allzuleicht abgeschaffte Uebergangsformen. Der Wanderstrom ist von Europa seit der Erschließung von Amerika hauptsächlich nach Westen gegangen: nun hat er die Reise um die Erde vollendet und kommt im Osten der alten Welt an! Begreiflich, daß bei den verantwortlichen Staatsmännern aller hoffnungsvollen Völker das Gefühl der Verantwortlichkeit, das sich in die Formen der Eifersucht kleidet, den höchsten Grad erreicht hat. Friedensschwärmer, Sozialdemokraten und andere überkluge Philister beweisen durch ihre Verständnißlosigkeit für die ostasiatischen Ereignisse nur ihren untergeordneten Geisteszustand, der mit dem chinesischen Ruhebedürfniß eine gewisse Wahlverwandtschaft hat und vielleicht auf die Beeinflussung der Vorfahren durch mongolisches oder tartarisches Blut zurückzuführen ist. Der Mensch der echten nordeuropäischen weißen Rasse, der sich uns in dem Begriff des Germanen verkörpert, stellt sich dem Kommenden mit offenen Augen, mit trotzigem Muth und unerschütterlicher Entschlossenheit gegenüber, Eigenschaften, die unsrer freiwilligen ostasiatischen Truppe die besten Bestandtheile zugeführt haben. Der echte Weiße bietet Jedem die Stirn und weicht Keinem. Daher ist die sogenannte Eifersucht der Mächte eigentlich ein erfreuliches Symptom. Wenn jede Macht der oder den anderen einen zukünftigen Schauplatz der Weltindustrie und der Weltpolitik gleichgültig überließe, so wäre dies als ein Zeichen der eingetretenen Erschlaffung zu betrachten, durch die die weiße Rasse alles eher als ihren Beruf zur Herrschaft in Asien bewiese.

Der Jammer über die Eifersucht der Mächte charakterisirt wieder nur unsre verblödeten Kannegießer, die keinen Anspruch darauf machen können, als typische Vertreter des thatkräftigen weißen Mannes angesehen zu werden. Möge namentlich die deutsche Regierung von Eifersucht und Mißtrauen recht gründlich beseelt sein und uns Deutsche nicht wieder die gewohnte Rolle spielen lassen, daß wir aus lauter Idealismus uns an die Spitze stellen, wo es am meisten Blut zu vergießen gibt, und daß wir den Anderen die heißen Kastanien aus dem Feuer holen, um schließlich bei der Theilung China's leer auszugehen! Wer jetzt zu kurz kommt, der ist verurtheilt, für alle Zeiten in der Hinterhand zu bleiben. Frankreich hat sich in China ein Einflußgebiet von ungefähr einer Drittelsmillion Quadratkilometer gesichert, Großbritannien ein solches von einer halben Million, Rußland eines von zwei Millionen, während unser Schantung nur rund 65,000 Quadratkilometer mißt. Wenn es endgültig bei dieser Vertheilung sein Bewenden hat, und die Interessensphären dereinst in Herrschaftsgebiete übergehen werden, dann steht neben jenen Großmächten, die bereits für ihre Völker vorgesorgt haben, Deutschland sehr klein da, ungefähr so wie in Europa die Schweiz, und auf seinen 65,000 Quadratkilometer soll es den ganzen Geburtenüberschuß des Mutterlandes versorgen, während andere Mächte den ihrigen auf den weitesten Raum vertheilen. Wer es begreift, was für unsre Kinder und Kindeskinder auf dem Spiele steht, der darf die Eifersucht nicht beklagen, sondern er muß sie preisen und auf sie hoffen.

Mit den Kleingeistern, die diese große Leidenschaft nicht kennen, die statt der Eifersucht nur „Eifersüchteleien“ sehen, dürfen wir nicht rechten.

Möge unsre Regierung auf der Hut sein, und möge der große weltgeschichtliche Prozeß, der sich soeben in Ostasien einleitet, zum Vortheil der lange zurückgesetzten Söhne Teuts verlaufen!

Ernst Ortlepp.

Blätter aus dem Leben und Dichten eines verbummelten Poeten.

Von F. Walther Ilges.

II.

Ortlepp fühlte sich in Leipzig wie aus dem Grabe auferstanden: „. . . was Zickzack gewesen ist,“ schreibt er in den „Belustigungen und Reisen eines Todten“, „das ist er nicht mehr; er ist also in gewissem Sinne todt; ja, gestorben ist der in Einsamkeit und Verlassenheit und Gram und Schwermuth abzehrende Zickzack, und zwar zu seiner eigenen großen Freude; er liegt in Dunkelstädt begraben; doch ist er neu auferstanden anderwärts und hat sich in einen heiteren und lebensfrohen Menschen umgewandelt. Auch sein Geist hat sich neu beschwingt und steuert glücklicher seinem erhabenen Sonnenziele zu. —“

Während des ersten Jahres in Leipzig — also 1830 — veröffentlichte Ortlepp, wie es scheint, nur zwei dünne Heftchen, eine deutsche Uebersetzung des lateinischen „Einladungsprogramms zur Feier des Reformationsfestes“ von Professor Tittmann und ein Original Festgedicht zu dem gleichen Zwecke. Mit dieser nicht gerade bedeutenden aber in ihrem feurigen Aufrufe an die Fürsten, Freiheit zu geben, der Volksstimmung gut entsprechenden poetischen Ansprache hatte der Dichter sofort einen großen Erfolg, in vierzehn Tagen wurden davon drei sehr starke Auflagen verkauft. Diese Anerkennung ließ Ortlepp auf dem eingeschlagenen Weg fortfahren; mit dem Beginne des folgenden Jahres ließ er schnell hintereinander die politischen, auf denselben Ton gestimmten Gedichte: „Allgemeines Neujahrsgedicht für die deutsche Nation“, „Osterlied für Europa“, „Pfingstlied für Europa“, „Der 30. August in Leipzig“ und endlich die auf die polnische Erhebung bezüglichen „Polenlieder“, sowie das wuchtige „Polens Sterbelied“ erscheinen. Ortlepp wußte auch hiebei die Stimmung des Publikums zu treffen, vor allem mit seinem Eintreten für die Polen, welche damals, ähnlich wie seinerzeit die Griechen in der ganzen sentimentalen Welt und deßhalb besonders in Deutschland für ihren Freiheitskampf Mitgefühl erregten. In dem deutschen Dichterwald, war es fast nur Grabbe, der sich für die „edlen Polen“ nicht zu begeistern vermochte, und auf die Nachricht von der Erstürmung Warschau's behauptet, dort seien zehn Millionen geblieben — die Flöhe nämlich mitgerechnet. Im übrigen spukten, wie in Ortlepps Gedichten, so auch in den anderen Poesien jener Zeit noch länger die hungernden und frierenden Polengreise, Wittwen und Waisen, und die ganze Schale göttlichen Zornes wurde auf die bösen Moskowiter herabbeschworen. So fand denn auch Ortlepp mit seinen „Polenliedern“ Anklang, trotzdem für uns kaum einzelne Strophen lesenswerth erscheinen, abgesehen von dem tieferen „Sterbelied“, in welchem der Dichter sich über schwülstige Gelegenheitspoesie erhebt, wie z. B. in den Zeilen:

> Hier will ich mich in tiefen Gram versenken,
> Und sinnen über Menschenglück und Welt,
> Und manche stumme Frageblicke lenken
> Empor zum todtenstummen Himmelszelt!
> Und nach den Hügeln will ich seufzend schauen,
> Und Lieder summen, die der Wind verweht,
> Und meine Thräne soll manch' Grab bethauen,
> Auf dem mit grauem Bart die Distel steht. —

Die übrigen politischen Gedichte Ortlepps, sowohl dieser wie der Folgezeit, zeigen alle dasselbe Gepräge, eine melodiöse Sprache, kühne Bilder, die aber oft genug nicht durchgeführt sind und wahllos zu einem phrasenhaften Pathos zusammenbacken. In den Gedanken selbst ist Ortlepp selten neu, es sind die allgemeinen idealen Forderungen und Begeisterungen, die er in Verse kleidet, was aber bei ihm wohlthuend berührt, ist eine gewisse Selbstbeherrschung, die ihn nie, auch in der späteren Zeit, die Mitte zwischen den Streitenden verfehlen läßt; wohl wendet er sich mit stürmischer Bitte um Freiheit an die Fürsten, dann aber wieder beschwört er das Volk, sich nicht der Anarchie zuzuwenden. Ueber alles aber leuchtet seine Vaterlandsliebe, seine Liebe zum großen, zum größeren Deutschland:

> Nicht als Mond mit abgeborgten Flimmern,
> Deutschland, nein, als Sonne sollst du schimmern,
> Und Planeten sollen nach dir seh'n —

oder wie im „Neujahrsgedichte“:

> Zusammen sind wir furchtbar — nicht zu fällen —
> Da stehen wir, ein stolzer Eichenwald,
> Ein Felsenmeer mit starren Marmorwellen,
> Ein kühner Chimborasso von Basalt! — —

Zu erwähnen ist noch die Abhängigkeit, die Ortlepp oft genug von anderen Dichtern zeigt; außer Schiller und Byron, Goethe, Jean Paul, Heinse und E. Th. A. Hoffmann finden wir eine große Anzahl seiner zeitgenössischen Kollegen, Uhland, Grabbe u. s. w., an die uns einzelne Wendungen, zuweilen selbst ganze Zeilen erinnern. Ortlepp kannte und rügte selbst diesen Fehler, er entschuldigte ihn ebenso wie seine Flüchtigkeit in der Ausfeilung mit seiner sozialen Lage, die ihm keine Muße zur Durcharbeitung seiner Werke und Ausmerzung ungenügender Stellung gestatte; so schreibt er im „Traume“:

> Nicht wie die Kunst, nein wie mir die Geschicke
> Gebieten, muß ich singen — nach dem Land
> Der Sehnsucht führt kein Kahn und keine Brücke.

Inzwischen war noch in demselben Jahre 1831 auch die erste Sammlung seiner unpolitischen Lyrik: „Gedichte“ erschienen; die meisten derselben entstammen wohl noch der früheren Zeit; besonders zu erwähnen wären — außer dem Kuriosum eines Anhangs griechischer Uebersetzungen von Stellen aus „Wilhelm Tell“ — wohl nur wenige der Poesien.

Der erste Erfolg des öffentlichen Auftretens Ortlepps war nicht übel gewesen; seine Arbeiten wurden vom Publikum ganz gut aufgenommen, ja er lieferte sogar für die angesehene Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ zwei Jahre lang nicht nur eine ganze Reihe poetischer Beiträge, sondern auch musikalische Kritiken und war wohl auch sonst recht eifrig journalistisch thätig. Aber schon 1832 fing sein Himmel an sich zu verdüstern und mit Wolken zu bedecken; gleichzeitig begannen nicht nur die Sorgen um seine Zukunft, sondern um die Gegenwart, um das tägliche Brot ihn zu quälen. In einem späteren Gedichte sagt er:

> Von den Jahren allen
> Kein einziges weiß ich
> Das mir gefallen,
> Als das Jahr achtzehnhundert und einunddreißig;



Denn nur in diesem Jahr,
Wo von wahrem Leben die Rede war,
Hab' ich gelebt erträglich —
In den andern starb ich täglich.

Ortlepp schreibt sein Unglück, daß er langsam aber sicher in der Gunst des Publikums sank und immer tiefer sank und keine noch so große Anstrengung ihn wieder zu heben vermochte, dem Neide seiner Kollegen und ihren gehässigen und mißgünstigen Kritiken zu, vergißt aber, daß das Publikum wie die Kritiker, die seine ersten Arbeiten als Versuche des jungen Dichters liebevoll annahmen, jetzt eine größere Durchreifung der Werke des Mannes erwarten durften.

Daß es dabei freilich auch nicht ganz an gehässiger Parteilichkeit fehlte, zeigte der selbstgefällig diktatorische Laube, dessen erste That bei Uebernahme der Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" es war, Ortlepp aus der Reihe der größtentheils wahrhaftig nicht bedeutenderen Mitarbeiter zu streichen und obendrein in einer Novembernummer des Jahrganges 1833 in einem langen Aufsatze sein Publikum direkt vor dem „altmodischen und dreisten" Kollegen zu warnen. Bei Laube's Ansehen und dem Rufe des Blattes war dieses Urtheil einem literarischen Todtschlage Ortlepps gleich.

Ortlepp fühlte sich durch seine Zurücksetzung im Innersten getroffen: „Mit den Empfindungen des tiefsten Unmuths," schreibt er später im „Deutschen Michel", „erkannte ich nun erst die Mißlichkeit des ganzen schriftstellerischen Lebens und Treibens. Ich sah, wie schwer es sei, selbst bei glücklichen Anlagen, etwas der Rede werthes zu leisten, und wie das nur geschehen könne, wenn der Autor Zeit, Ruhe und Mittel finde, seinen Genius in heiterer Muße zu entfalten." Ortlepp schlägt hier ein Thema an, das sich durch alle seine weiteren Werke wie ein Leitmotiv durchziehen soll. Er glaubt fest an seine Begabung, aber er lebt in einer Welt, in der er sie nicht entfalten kann. Er hat keine Zeit, die berühmten sieben Jahre zu feilen, denn er schreibt um Brot, seine Feder muß ihm den Unterhalt verdienen — so müssen die Werke sich rasch folgen.

Und sie folgten sich rasch. Während des einen Jahres 1832 erschienen neben den als Broschüren veröffentlichten Gedichten: „Goethe's Verklärung", „Todtenkranz für Karl August und Goethe", „Washington", die größeren: „Gustav Adolf, eine lyrische Phantasie", „Die Cholera, ein episch-lyrisches Gedicht", „Deutschlands Erntefest, eine politische Dichtung", „Der Traum, eine lyrische Dichtung", ferner die Sammlung: „Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen oder Stimmen der Gegenwart", sowie die Flugschrift „Gedanken über die neuesten Frankfurter Bundesbeschlüsse" und die prosaische Satire: „Ueber Leibeskonstitutionen, Eß- und Trinkfreiheit".

Das Jahr 1833 war nicht minder fruchtbar: „Das Siebengestirn der Kriegshelden, Lebens- und Todtenkränze", „Landtagslieder für die deutsche Nation", dann die satirischen „Lob- und Schmähschriften", sowie die beiden Romane „Cölestin" und „Briefe eines Unglücklichen"; die lyrischen Werke sind nicht bemerkenswerth, dagegen enthalten die prosaischen Arbeiten außer reichem biographischem Material zu Ortlepps Leben auch schöne, stimmungsvolle Prosastellen; so erfahren wir auch aus gelegentlichen Randbemerkungen allerlei von den kleinen Miseren seines Daseins; er plaudert über die Annehmlichkeit der Treibesuche von Schuster und Schneider, druckt ein rührend unorthographisches „kleines Notchen" des Letzteren ab und sagt an anderer Stelle ganz offen: „Was ein Mensch, der Geld hat, werth ist, das kann Niemand inniger fühlen, als ich, der ich dieses Werkchen bei großem Mangel an Geld angefangen, fortgesetzt und vollendet habe."

Ortlepp muß es in diesen zwei Jahren schon recht schlecht gegangen sein; seine Arbeiten trugen ihm nicht viel ein, die Verleger waren zugeknöpft, so daß er, „wenn er ein Tieger gewesen wäre, den grade vor ihm stehenden Buchhändler ohne Zweifel gefressen haben würde".

Wie dieser kurze Zeitraum Ortlepps weichen schwärmerischen Geist schon verändert hatte, möge eine Seite seiner „Lob- und Schmähschriften" zeigen:

„... O, wer in seinem Leben viel und heftig gelitten, der muß das kennen — dem werden die Stimmungen des Zweifelns und Verzweifelns nicht fremd sein — der weiß, daß es Stunden gibt, wo alle Geduld ihr Ziel erreicht — wo die in sich gepreßte Flamme einer halb wahnsinnigen Todsucht wild auflodert wie bei einem Hiob — wo die Thränen zu einem grimmigen, kalten Hohnlachen werden, und die so oft vergeblich gethanen Gebete zu Flüchen sich umwandeln wollen — ach, es sind fürchterliche, höllische Stunden, die schrecklichsten, die ein Mensch erleben kann. Fast ist's unmöglich, in solchen Momenten nicht zu wanken — wenn auch nur auf Momente — denn die Ruhe, die Stille kehrt auch schon wieder und auch die fromme Ergebung aber freilich bleibt das entflohene Thränen-Schicksal, wenn wir danach blicken, immer als Räthsel vor uns stehen, nie ganz ergründlich — groß, schwarz, schreckend, tigergleich. ..."

Es ist diese Stimmung, aus der später Ortlepps herrliches wildverzweifeltes „Vaterunser des 19. Jahrhunderts" entstehen wird. Ein herberer Zug geht von jetzt an durch seine Werke, und nur zuweilen überläßt er sich wieder den zarten, elegischen Phantasien, denen er so wundervolle Töne zu leihen weiß.

Der Dichter versuchte jetzt, sich nebenbei durch „geistlose Erwerbsarbeiten" ein bescheidenes Einkommen zu verschaffen. So finden wir ihn denn im folgenden Jahre 1834 als Redakteur des „Unterhaltungsblattes und Anzeigers, literarisch musikalischer Beilage zu der Originalbibliothek und dem musikalischen Pfennig- und Hellermagazin für Pianoforte-Spieler"; außerdem war er Mitarbeiter an einem — dem Hübner'schen? — Konversationslexikon und begann als Uebersetzer sein Brot zu verdienen. 1835 erschien so aus dem Französischen in seiner Verdeutschung das schwärmerische katholische „Buch der heiligen Frauen"; einen seiner Uebersetzungskunst angemesseneren Stoff fand Ortlepp dann in Sheakespeare, von dem er drei Dramen in der Wiegand'schen Ausgabe 1836 und die Gedichte im selben Jahre im Shakespeare-Almanach zu Berlin erscheinen ließ. Er suchte aber noch weitere Einnahmequellen; sein mehrfacher Hinweis auf den „verhungernden Leipziger Magister", der „korrigiren, doziren, Klaviere stimmen und Gelegenheitsgedichte machen mußte, ist sicher auf ihn selbst zu beziehen.

Zuweilen überkam ihn dann freilich ein Ekel vor diesem schalen Dasein, das seine besten Gaben in elendester Brotarbeit, die doch nur einen höchst kärglichen Ertrag einbrachten, verbrauchte; dann raffte er sich in plötzlichem Entschluß auf und schrieb fieberhaft eine Dichtung, einen Roman nieder, von denen er mit einem Schlag eine Besserung der Lage erhoffte. Doch was half ihm," erzählt er in den Geächteten, „alle Anstrengung und aller Fleiß! Wenn er ein solches Werk gedichtet hatte, so erntete er keinen Lohn und bei Beginn eines neuen mußte er stets nur an die eiligste Beendigung denken, die ihm, wenn er am ersehnten Ziele stand, abermals nichts nützte. Ach ihr Menschen, kenntet ihr die unsägliche Geduld und Beharrlichkeit, die zu einem Künstler

gehört, ihr würdet sie für ein unbegreifliches Wunder halten!“

So sehen wir denn trotz Ortlepps Nebenbeschäftigungen die Zahl seiner neu erscheinenden Werke nicht abnehmen. An Gedichten gab er während der Jahre 1834—36 die Sammlung „Lyra der Zeit“ heraus, ferner „Fieschi, ein poetisches Nachtstück“, die „Hymne an Gott und das Kreuz oder die Religionen, zwei religiöse Dichtungen“, „Rede des ewigen Juden, gehalten zu Neujahr 1836“ und endlich „Orlando und Maria, eine romantische Dichtung“. An Prosawerken erschienen im gleichen Zeitraum die endlich bei einem Verleger untergebrachten „Belustigungen und Reisen eines Todten“ — sie sollen 1840 eine Neuauflage erlebt haben, was keinem anderen Ortlepp'schen Originalwerk widerfuhr — ferner die Romane „Cölestin“, „Die Zerrissenen“ (?), „Die Geächteten oder Valeria und Isidora“, „Friedemann Bach“, sowie „Beethoven, eine phantastische Charakteristik“. Noch während der Leipziger Zeit vollendet und auch dort 1837, nach Ortlepps Uebersiedelung nach Stuttgart erschienen sind die lyrischen „Bilder der Nacht“.[2])

Kein einziges dieser Werke vermag uns einen wirklich reinen Genuß zu gewähren, so zahlreich sind ihre schönen Stellen mit Trivialem, Allzutrivialem, ja geradezu Kindischem durchsetzt; will man etwas anführen, so muß man sich mit Sätzen, Strophen und bestenfalls Seiten begnügen; diese so herausgehobenen Stücke sind dann freilich nicht nur lesenswerth, sondern zeichnen sich sowohl durch Sprachschönheit, wie tiefes poetisches Gefühl aus und verdienten der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Fabel seiner Romane ist so ungeschickt aufgebaut, so mit verbrauchten Motiven und Figuren durchknetet, daß es überflüssig wäre, ihren Inhalt auch nur in kürzestem Auszug anzugeben. Der Roman „Die Geächteten“ ist vielleicht insofern interessant, als es Ortlepp hier gegen seine innerste Ueberzeugung und sein künstlerisches Gewissen versuchte, den Geschmack des Publikums durch Einfügen von Räuber-, Kloster- und anderen Schauerscenen im Stile des „Rinaldo Rinaldini“ entgegenzukommen.

„In „Beethoven“ klingt eine andere Saite Ortlepps an, seine Liebe zur Musik, für die er ein tiefes, künstlerisches Verständniß besaß. Vor allem ist es Beethoven, zu dem er sich hingezogen fühlt und den er mit zunehmendem Alter immer mehr als Tröster lieb gewinnt: „Laß dir danken,“ ruft er in diesem Werk aus, „laß dir danken für eine der seltenen seligen Stunden im Leben! Danke ich dir doch die meisten!“ So macht denn auch diese „phantastische Charakteristik“, in welcher der Künstler den Künstler nachzudichten versucht, abgesehen von der dürftigen und schwachen Handlung noch den besten Eindruck von allen Ortlepp'schen Schriften dieser Zeit. Eine Anlehnung an Heinse und Hoffmann ist allerdings in den musikalischen Stellen nicht zu verkennen, doch wirkt sie nicht störend, da sie auf die allgemeine Stimmung beschränkt bleibt. Hildegard v. Hohenthal und Kapellmeister Kreißler haben gleichsam nur Pathe gestanden, sind aber nicht die Eltern des Kindes.

In einer nicht ganz ungünstigen Kritik, die im Jahre 1836 in der „Zeitung für die elegante Welt“ — von deren Redaktion Laube inzwischen zurückgetreten war — über Ortlepps letzte Veröffentlichungen erschien, wird noch eine von ihm anonym herausgegebene Bearbeitung des „Reinecke Fuchs“ erwähnt, die der bartige Rezensent für sein glücklichstes Werk dieser Zeit hält; im Hinblick auf des Dichters unglaubliche Fruchtbarkeit heißt es dann am Schlusse: „vor solcher Federfertigkeit muß die Kritik fast bescheiden verstummen....“

Und doch brachte der nie ermüdende Fleiß Ortlepp nicht vorwärts, ja in dem gleichen Jahre noch fand die Polizei Gelegenheit, ihn, den politisch mißliebigen Autor, „wegen mangelnder Subsistenzmittel“ auszuweisen.

Daß Ortlepp an den elenden Daseinsbedingungen, unter denen er von Tag zu Tag tiefer sank, nicht unschuldig war, soll nicht bestritten werden; mag er noch so viel Unglück, „Pech“ in seinem schriftstellerischen Berufe gehabt haben, bei dieser Menge sich folgender Werke, für die er doch Verleger fand, mußte er so viel verdienen, daß er, wenn auch bescheiden, hätte auskommen sollen. Was war nun an seinem Elend schuld? Sein Leben hatte keine Ordnung, und vor allem, er hatte kein Heim, keine Frau und keine Familie; außerdem — es muß leider gesagt werden — war er jetzt schon dem Wein mehr zugethan, als es ihm und seiner mageren Geldbörse gut sein konnte. Zum wirklichen Säufer wurde er allerdings erst später, dafür spricht schon die Menge der von ihm in dieser Zeit verfaßten Werke, die ihn oft genug bis spät in die Nacht hinein beschäftigten.

In seinem Auftreten aber, in Kleidung und Manieren verbummelte Ortlepp jetzt schon etwas, er beklagt sich verschiedentlich in seinen Romanen, daß die alten Bekannten infolge seines schäbigeren Aussehens ihn nicht mehr kennen wollen, daß die Freunde ihm nichts mehr pumpen, daß der Staat ihn verfolgen läßt, statt ihm eine Pension auszusetzen und daß allgemein sein Talent verkannt wird und Jeder sich bemüßigt fühlt, ihm den guten Rath zu geben, ein Amt irgendwelcher Art anzunehmen, wogegen er sich allerdings mit Händen und Füßen sträubt.

Bei diesem Zwiespalt zwischen seinem Wollen und Können, zwischen seiner immer noch idealen inneren Welt und der prosaischen äußeren ist es kein Wunder, daß Ortlepps Gemüth immer pessimistischer und verbitterter wurde; wie sein Beethoven fühlte er sich „so ausgeschieden von der Freude der ganzen Schöpfung, so allein und für sich stehend, wie gar nicht gehörend zu den Menschen, die weder seine Wonnen verstanden, noch auf sein Weh geachtet hatten“; wie sein Beethoven glaubte er an eine Anerkennung nach seinem Tode und wandelte in bitterem Grolle durch die Stadt, die seine unsterblichen Werke nicht anerkennt, und es ist sein eigener Haß gegen den unverdienten Reichthum, den er Beethoven aussprechen läßt: „Geld, mein Floria, ist ein Ding, das ich jeden Tag tausendmal ausspucke — Geld ist der eigentliche Satan, der Erzfeind alles Großen und Schönen, und der Busenfreund alles Gemeinen und Verworfenen, Geld ist der gemeinste, elendeste Koth — ich kann dir nicht sagen, wie unaussprechlich ich's verachte!“ Wie sein Carlos, der portugiesische Dichter in den „Geächteten“, bricht er in die verzweifelte Klage aus: „... Wenn ihr wüßtet, was mich seit einiger Zeit betroffen hat, so würdet ihr euch freilich wundern, daß ich noch an Freundschaft und freundliche Gesinnung glauben könnte. Ich bin überzeugt, ich könnte auf dem Todtenbette liegen und in höllischer Qual verschmachtend nach einer Labung rufen, es würde mich Niemand hören, es würde Niemand erscheinen, mir nur einen Trunk zu reichen.“

---

2) Die „Bilder der Nacht“, „Die Zerrissenen“, „Reinecke Fuchs“, „Friedemann Bach“ und die „Briefe eines Unglücklichen“ habe ich trotz aller Bemühungen nicht einzusehen vermocht; weder auf unsern deutschen Bibliotheken noch im Buchhandel waren sie aufzufinden. Für ev. Nachweise wäre ich sehr dankbar.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Inschriften machte Salomon Reinach eine wichtige Mittheilung über die von dem Engländer Evans vor wenigen Jahren aufgefundene kretische Schrift aus mykenischer Zeit. Er zeigte an der Hand von zwei aus Diodor und Plutarch gewonnenen Stellen, daß in der späteren Zeit die Erinnerung an die merkwürdige Schrift sich erhalten hat und daß man sehr wohl noch davon Kunde hatte, daß die Griechen vor der Einführung der herrschend gewordenen Buchstaben, etwa um die Zeit des trojanischen Krieges, einer anderen Schriftart sich bedienten. Hoffentlich gelingt es bald, die seltsamen kretischen Schriftzüge zu entziffern. Bis jetzt sind alle Versuche vergeblich gewesen.

T. **Eine neue Eroberung des Acetylenlichtes.** Auf dem Leuchtthurm von Civita-Vecchia an der Tiber-Mündung sind durch den Ingenieur Anna Versuche mit Acetylenbeleuchtung gemacht worden. Diese Beleuchtungsart wurde vorläufig an 13 aufeinanderfolgenden Tagen angewandt, um die Verwendbarkeit der verschiedenen Apparate, die Sichtbarkeit des Lichtes und dessen Tragweite im Vergleich zur Petroleum- und Oelbeleuchtung zu erproben. Endlich sollte noch eine Schätzung der Kosten der neuen Beleuchtungsart gewonnen werden. Die Apparate bestanden aus einem Gaserzeuger, einem Gefäß zum Reinigen des Gases, einem Gasometer und den Brennern. Der Erzeuger bestand aus zwei Zylindern, deren jeder 15 kg Calciumcarbür faßte. Der Reiniger diente zugleich zur Abkühlung des Gases mittelst kalten Wassers, um den durch das Gas mitgerissenen Wasserdampf niederzuschlagen und zu beseitigen. Der Brenner war so hergestellt, daß er eine Flamme von 7 cm Durchmesser ergab, deren Leuchtkraft zu 280 Normalkerzen gemessen wurde. Die ganze Einrichtung bewährte sich ausgezeichnet. Die Tragweite des Lichtes schien beträchtlich zu sein, sie reichte allerdings nicht weiter als 18 Meilen, was aber in der Hauptsache der geringen Höhe des Leuchtthurms von nur 39 Metern zuzuschreiben war. Auf 18 Meilen war das Acetylenlicht sehr klar sichtbar. Dieses scheint auch bei Nebel eine größere Durchdringungskraft zu besitzen als Petroleum- und elektrisches Licht. Während der 113 Beleuchtungsstunden, die der Versuch in Anspruch nahm, waren 85 kg Calciumcarbür verbraucht worden, also 1½ Pfund pro Stunde. Der Verbrauch des Acetylengases würde sich danach auf 217½ l bemessen haben. Unter diesen Bedingungen würde die Bedienung des Leuchtthurms mit Acetylen sich auf etwa 30 Pf. pro Stunde stellen, während die Beleuchtung mit Petroleum 40 Pf. kostet. Andrerseits sind die Einrichtungskosten für Acetylenbeleuchtung in einem Leuchtthurme erster Klasse ganz erheblich billiger als für alle anderen Beleuchtungsarten, sie belaufen sich nur auf 640 M., während die Umwandlung eines Leuchtfeuers zum Ersatz von Oel- durch Petroleumlicht nicht weniger als 4000 M. kostet. Danach scheint das Acetylen auch in der Küstenbeleuchtung eine bedeutende Zukunft zu haben.

* **Halle.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. C. Steinbrück mit einer Untersuchung „Ein Beitrag zur Frage der Rentabilität der Milchviehhaltung" für das Fach der Landwirthschaft habilitirt.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Professor in der katholisch-theologischen Fakultät Dr. theol. et jur. Ernst Commer hat einen Ruf als Ordinarius für Dogmatik an die Universität Wien erhalten und angenommen.

* **Aus England.** Fast gleichzeitig mit unsrer „Allgemeinen Deutschen Biographie" ist das englische Parallelwerk derselben, das „Dictionary of National Biography", mit dem 63. Band zum Abschluß gelangt. Der Leiter des gewaltigen Unternehmens war von 1883 an Leslie Stephen, der es zunächst allein, dann seit 1891 zusammen mit Sidney Lee besorgte, welch letzterer 820 Artikel lieferte, die 1370 Seiten umfassen, während Stephen 378 größere Artikel verfaßt hat. Im ganzen haben 653 Mitarbeiter daran mitgewirkt. Seit Rose's „New General Biographical Dictionary" im Jahre 1847 hat England kein ähnliches Sammelwerk besessen. Es enthält genau 29,108 Seiten, und die Zahl der Männer und Frauen, deren Lebensgeschichte beschrieben wird, ist 29,120, so daß durchschnittlich auf jeden Namen eine Seite kommt. 16 berühmte Briten werden jedoch in mehr als 20 Seiten behandelt. Obenan steht Shakespeare mit 49 Seiten; dann folgen der Herzog von Wellington, Francis Bacon, Oliver Cromwell, Königin Elisabeth, Sir Robert Walpole, der Herzog von Marlborough, Sir Walther Scott, Edward I., Byron, Karl II., Sir Isaac Newton, Dechant Swift, Edward III., Sterne und Wycliffe, der 21 Seiten beansprucht. — Interessant ist auch die Vertheilung der Namen auf die einzelnen Jahrhunderte. Darunter sind das 9. und 10. Jahrhundert an berühmten Namen am ärmsten gewesen; das 7. war doppelt so reich wie das 8., und das 10. steht dem 6. und 8. bedeutend nach. Vom 10. Jahrhundert an nehmen die Zahlen stetig zu. Das 11. ist doppelt so reichhaltig wie das 10. und steht dem folgenden um die Hälfte nach. Im 13. und 14. Jahrhundert ist die Zunahme geringer und im 15. zeigt sich ein unerklärlicher Rückgang. Das 16. Jahrhundert liefert dreimal so viele Namen wie das 15. Das 17. stellt mehr als zweimal so viele Namen wie das 16. Im 18. Jahrhundert ist die Zunahme unbedeutend, um 115 Namen. Am raschesten ist die Zunahme im 19. Jahrhundert. Durchschnittlich hat Einer von 5000 der Bevölkerung die Ehre erlangt, in diesem Sammelwerk verewigt zu werden. Im 16. Jahrhundert war es einer von 6250; im 19. einer von 4000.

* Professor Dominga Fereira, der Entdecker des gelben Fieber-Bacillus, ist in Rio de Janeiro verstorben. Er hat ein Alter von nur etwa 50 Jahren erreicht. Professor Fereira war der bedeutendste Vorkämpfer der Feuerbestattung in Südamerika. Er weilte vor zehn Jahren in Berlin und war Ehrenmitglied des Vereins für Feuerbestattung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. Giroud: Cempuis. (Bibliothèque internationale des sciences sociologiques.) Paris, Schleicher 1900 — *F. Pelloutier:* La vie ouvrière en France. (Do.) Ebd. 1900. — *J. Gelli:* Guida del Raccoglitore e dell' amatore di armi antiche. (Manuali Hoepli.) Milano, Hoepli 1900. — *G. Gorrini:* La cattura e prigionia di Annibale Malvezzi in Germania. Bologna, D. N. Zanichelli 1900. — Berichte über Handel und Industrie. Bd. 1, Heft 24. Berlin, C. Heymann 1900. — G. Scheibert, Major z. D.: Der Krieg in China. Heft 1. Berlin, Schröder 1900. — Dr. C. Spielmann: Die Taiping-Revolution in China (1850 bis 1864). Halle a. S., H. Gesenius 1900. — J. Lohmeyer: Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flottenlieder und Meerespoesien. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — L. Tolstoi: Patriotismus und Regierung. Leipzig, Diederichs 1900. — Dr. K. Geiger: Ueber Vermehrung der Bibliotheken durch den Austausch amtlicher Publikationen. (S.-A. aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen.) Leipzig, Harrassowitz.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 24. August. Nummer 193.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Moderne türkische Literatur.

In der Politik sind jungtürkische Neigungen im Reiche des Sultans verpönt. Nicht so auf dem Gebiete der Literatur. Seit mehr als einem Menschenalter hat sich hier eine Reaktion gegen die alte Weise des Beifalls auch der höchsten Kreise zu erfreuen, und so hat diese neue Richtung eine ganze Reihe schöner Früchte zeitigen können. Einiges davon ist in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt geworden, im großen und ganzen ist uns aber die jungtürkische Literatur bisher fremd geblieben. Als ein bescheidener Beitrag, einige ihrer Produkte abendländischen Lesern näher zu bringen, wollen die folgenden Zeilen angesehen sein. Sie betreffen Werke, die mir in den letzten Monaten aus Konstantinopel zugesandt worden sind. Ein Prinzip hat bei der Auswahl nicht geherrscht, was der Buchhändler gerade empfahl und zur Hand hatte, wurde genommen.

Als der erste moderne Schriftsteller gilt in der Türkei gegenwärtig Achmed Midhat. Die Franzosen waren die Lehrmeister der jungtürkischen Literaten, und so hat auch er seine schriftstellerische Laufbahn zunächst mit Uebersetzungen oder Bearbeitungen französischer Werke begonnen, bis er schließlich eigene Wege eingeschlagen hat. Einen großen Erfolg errang seinerzeit sein „Hassan der Seefahrer“, eine Bearbeitung von Alexandre Dumas, „Grafen von Monte Christo“. Ferner übersetzte er Paul de Kocks „Frau mit den drei Gesichtern“, Alexandre Dumas' (Sohn) „Cameliendame“ als Roman) u. a. m.; mehrere ursprünglich prosaische Werke gestaltete er auch dramatisch. Seine „Moralischen Erzählungen“ nach Voltaire, Fénelon, Lafontaine fanden in Schulen Eingang; ihnen ließ er ähnliche „Erzählungen einer alten Frau“ folgen. Historische Romane sind „Zum zweiten Male auf der Welt“ (zur Zeit des Sultans Selim III spielend) und „Suleimon von Mossul“; der Erstere ist in das Englische übersetzt worden. Das Leben im modernen Konstantinopel schildert der Roman „Ein Engel auf Erden“, der von der Kritik stark angegriffen und darum nicht vollendet worden ist. In die Fremde führte Midhat seine Landsleute in „Wunder der Welt“ (Reiseeindrücke eines Türken von seinem Aufenthalt in England), sowie in „Der Kaukasus“ und „Der Kosak“ (beide im Kaukasus spielend). Humoristisch ist seine Novelle aus dem Leben und Treiben der türkischen Hauptstadt „Plato Bey und Räkim Effendi“. Unter dem Titel „Interessante Geschichten“ hat er endlich eine ganze Anzahl kleinerer Erzählungen vereinigt, von denen wir „Die Ehe“, „Nimmersatt“ und „Jugend“ noch näher kennen lernen werden. Diese Titel entnehme ich einem Katalog der Buchhandlung Arakel in Konstantinopel vom Jahre 1884, der in einer Stärke von 272 Seiten wegen seiner Inhaltsangabe jedes Buches als ein kurzer Abriß der neueren türkischen Literaturgeschichte gelten kann. Daneben hat Midhat auch auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, wie der Nationalökonomie, der Geschichte u. a. Kompendien verfaßt, die weite Verbreitung gefunden haben. Sie haben natürlich nur für seine Landsleute Interesse, während anderes, besonders die „Interessanten Geschichten“ international bekannt zu werden verdienen.

Drei von ihnen, die bereits oben genannt worden sind, sind vor kurzem in wohlgelungener deutscher Uebersetzung erschienen (Türkisches Highlife. Erzählungen aus der ottomanischen Gesellschaft von Achmed Midhat, übersetzt von Dr. E. S., Großenhain und Leipzig, H. Starke).

„Nimmersatt“ ist eine humoristische kleine Erzählung, die in der Kleinmalerei ihre Stärke hat. Es ist dies ein moderner Zug in der türkischen Literatur. Bei den alten Schriftstellern, die alle nach der durch Jahrhunderte geheiligten klassischen Schablone arbeiteten, findet sich davon nichts. Noch der Kulturhistoriker der Zukunft wird einst glücklich sein über solche Stücke wie den „Nimmersatt“.

Auf einer Seite findet er hier ein werthvolles Material, das er für ältere Zeiten nicht aus den umfangreichsten Werken zusammensuchen könnte. Die Gestalt des Schmarotzers „Elefanten-Tachsin“ ist köstlich gezeichnet. Einen ähnlichen Typus aus der römischen Kaiserzeit hat Wüscher-Becchi in seinem „Letzten Fabier“ (Westermanns illustr. Monatshefte, Band 84, 350 folg., 1898) geschildert.

„Die Ehe“ ist eine Tendenzschrift. Ein Mädchen und ein Jüngling werden nach türkischer Weise durch ihre Eltern mit einander verheirathet, ohne um ihre Neigung gefragt zu sein. Sie hat zwar den ihr Bestimmten schon längst heimlich geliebt, indeß ohne Aussicht, daß ihr Wunsch sich je erfüllen könne. Als dies nun doch ganz plötzlich geschieht, glaubt sie sich auf dem Gipfel des irdischen Glückes angelangt. Er liebt aber eine Andere und bleibt dieser während der ganzen sechsmonatlichen Ehe treu. Das Bild, das der Schriftsteller von dem ehelichen Zusammenleben des jungen Paares entwirft, ist eine Karikatur. Er will so grell, wie nur irgend möglich, zeigen, zu welchem Unglück die Sitte, die er bekämpft, bei ideal angelegten Menschen führen kann. Das Ganze wird aber zu einem unnatürlichen Zerrbild. Der junge Ehemann öffnet sich schließlich im Bade mit Beihülfe seiner ahnungslosen Gattin die Pulsader und verblutet sich vor ihren Augen, die glaubt, die Blutentziehung sei für seine Gesundheit nothwendig. Ein Ehepaar, wie das geschilderte, ist nun ein Unikum, wenn es überhaupt je denkbar ist. Mit solchen Ausnahmen kann man kein Verdammungsurtheil gegen eine jahrhundertelang bestehende Einrichtung begründen. Europäerinnen, die Gelegenheit gehabt haben, mohammedanische Harems zu

betreten, haben es verschiedentlich von deren Bewohnerinnen aussprechen hören, daß diese gar keine „Besserung ihres Looses", die in einer Aenderung ihrer sozialen Lage und Stellung bestünde, wünschen, sondern sich völlig glücklich fühlten. Die Frau, die dem Manne eine gleichstehende Gefährtin sein soll, muß auch Pflichten auf sich nehmen können, für welche die mohammedanische Erziehung sie bisher noch nicht fähig macht. In „Jugend" wird denn auch bei Midhat der junge Mann völlig glücklich mit der Sklavin, für die seine Tante ihn geschickt zu interessiren verstanden hat, bloß auf einige rein sinnliche Aufwallungen hin. Wenn dies Satire sein soll, so ist sie weit weniger für des Verfassers Landsleute als für Nichttürken verständlich. Für die mohammedanische Gesammtheit, den großen Haufen, paßt eine plötzliche Aenderung vielleicht ebensowenig, wie die Einführung eines politischen Stimmrechts, zu dem ja schon einmal ein Anlauf genommen ist.

Die türkische Ehe, deren Gegner Midhat ist, hat merkwürdigerweise erst neuerdings wieder einer deutschen Frau das Glück ihres Lebens gebracht. Allerdings nur in ihrer größten Aeußerlichkeit. Helene Böhlau hat als türkisch verheirathete Frau ihren Roman „Halbthier" geschrieben, der in manchem zu einem Seitenblicke auf Midhats „Ehe" reizt. Eheliche Verhältnisse, wie das zwischen Dr. Frey und seiner Frau wird es gar nicht selten im Leben geben, aber Isolde ist ebenso nur theoretisch konstruirt wie Maslum Bey und seine junge Frau Sabie Hanum bei Midhat. Einem Mengersen würde die Letztere gerade so als ein „kleiner, frecher Dachs" erscheinen wie Isolde. Hel. Böhlau kennt Fr. Nietzsche, ihr „Halbthier" ist ein beabsichtigtes Gegenstück zu dessen „Ueberthier", wozu der Mensch, so lange er es nicht zum Uebermenschen bringt, gezähmt werden soll. Midhat ist kein Nietzscheaner, zu einer solchen Entwicklung hat die jungtürkische Richtung, die sich überwiegend aus dem französischen Klassizismus und daneben realistischen französischen Richtungen genährt hat, bisher nicht führen können. Seine „Ehe" ist daher ein sentimentales Rührstück, während Hel. Böhlau's Roman entschieden ausklingt. Verfehlt ist in beiden, daß Charaktere als typisch hingestellt werden, die abnorm sind, und darum sind beide unbefriedigend. Eine allgemeine Werther-Stimmung, wie wir sie in der „Ehe" finden, ist im mohammedanischen Orient undenkbar.

Die äußere Ausstattung der türkischen Originale ist meist sehr primitiv. Billig und schlecht, gilt von ihnen als Grundsatz. Jedenfalls aber kann man in Europa kein Werk eines modernen Schriftstellers um 1 Franc kaufen, wie in Stambul, wo dies der Durchschnittspreis für Bändchen bis über 100 Seiten ist.

Ein anderer gefeierter Schriftsteller, der leider schon gestorben ist, ist Muallim Nadschi. Als einzelne Körner hat dieser eine Menge kleiner Stücke zu einer „Aehre" (Sünbüle) vereinigt. Aus diesen poetischen prosaischen Darbietungen ist die letzte die poesievollste: die Geschichte der Jugend des Dichters bis zum sechsten Lebensjahre. Auch sie ist ins Deutsche übersetzt worden (Aus Muallim Nadschi's Sübüle, von A. Merz, Berlin 1897). Der Uebersetzer hat geglaubt, die reizende Naivetät und entzückende Einfachheit des Originals durch einen möglichst engen Anschluß an dieses auch im Satzgefüge am besten wiedergeben zu können. Dadurch wird er die Vorstellung erwecken, das Türkische sei unbeholfen. Jedenfalls ist dieses kleine Stillleben aus behäbigem, bürgerlichem Kreise eines der liebenswürdigsten Produkte moderner türkischer Erzählungskunst. Es bildet ein Gegenstück zu der „Jugend" des Kindes aus den höheren Ständen, wie sie Midhat schildert. Wenn man dort im ersten Anfange sich etwas an Nadschi erinnert fühlen könnte, so entfernt sich das Thema doch sehr schnell von jener Poesie der Unschuld.

Sami Bey, der Verfasser eines sehr geschätzten lexikalischen Werkes, hat sich auch mit Erfolg in der schönen Literatur versucht. In meiner Büchersendung ist er durch „Tilats und Fitnats Liebe" vertreten (1873), ein Buch, das der erwähnte Arakel'sche Katalog als selten bezeichnet. Die Erzählung ist aus dem Leben gegriffen, ihr Verlauf ist kurz der folgende:

Tilat Bey ist ein Jüngling von etwa 19 Jahren. Er ist der Abgott seiner Mutter, Saliha Hanum, die als Wittwe mit einer alten Negerin einen behaglichen kleinen Hausstand führt. Die Alte ist der Typus einer treuen Dienerin. Sie spricht — wie solche Personen gewöhnlich — nur gebrochen türkisch und bringt dadurch die nöthige Komik in den Dialog hinein. Da Stambul ein schlimmer Ort sei, der für einen jungen Mann zahlreiche Versuchungen biete, so räth sie, Tilat zu verheirathen. Damit ist Sâliha Hanum einverstanden, doch soll er aus Liebe heirathen, wie es ihr selbst einst vergönnt gewesen ist. Die Geschichte dieser Liebe und der ihr folgenden Ehe ist höchst rührend. Schon als Kind hatte sie sich auf der Schulbank in ihren späteren Gatten verliebt. Mit zehn Jahren wurde sie aus der gemeinsamen Schule herausgenommen und mußte nun nach der Sitte Schleier und Frauenkleider tragen. Es gelang ihr aber, einen heimlichen Briefwechsel mit dem Geliebten zu unterhalten, bis sie 16, er 19 Jahre alt geworden war. Da suchen ihr die Eltern einen Gatten aus, den sie nie gesehen hat. Die Noth der beiden unglücklich Liebenden erreicht den Höhepunkt, aber sie war eigentlich ganz unnöthig; denn Sâliha's Eltern stimmen sofort der Wahl ihrer Tochter zu, als sie von dieser hören. Das einzige Kind dieses Paares ist nun Tilat.

Bis hieher ist die Erzählung unbedeutend. Es geht alles ziemlich sentimental zu. Der Stil ist auffallend einfach, das Ganze liest sich so glatt und mühelos, wie selten ein türkisches Buch. Wir haben hier die durchaus ungekünstelte Redeweise des täglichen Verkehrs, aber doch in feiner Form. Das alltägliche Leben lernt man vortrefflich kennen, alle möglichen Kleinigkeiten daraus kommen zur Sprache. Wir konstatiren auch hier wieder ein außerordentliches Geschick für Kleinmalerei, entsprungen aus einer auffallenden Fähigkeit der Beobachtung.

Doch bald wächst unser Interesse an der Handlung. Tilat verliebt sich in die Tochter des Tabakshändlers Hadschi Baba, dessen Laden und ganze Häuslichkeit in reizender Anschaulichkeit uns vor Augen treten. Fitnat Hanum wird von ihrem Vater streng von der Außenwelt abgeschlossen gehalten, noch strenger als es sonst die Sitte erheischt; sie darf nicht einmal ausgehen wie andere junge Mädchen. Hadschi Baba hatte Fitnats Mutter als eine von ihrem ersten Mann geschiedene Frau geheirathet, das Kind Jenes hatte sie dann in seinem Hause geboren und war bald nach Jahresfrist gestorben. Die junge Fitnat, deren ganzes Tagewerk in Sticken und Anhören von Geschichten, die ihr die alte Haushälterin erzählt, besteht, verliebt sich in Tilat, den sie zufällig einmal an ihrem Fenster vorübergehen sieht, und er sich in sie.

Hadschi Baba ist ein entschiedener Gegner der „à la franca"-Sitte: unverheirathete Mädchen gehören nach seiner Meinung nicht auf die Straße, auch nicht verschleiert. Tilat muß also sehen, wie er die Geliebte in

ihrem eigenen Hause kennen lernen kann. Dazu hilft ihm die türkische strenge Haremssitte, die es selbst dem Familienhaupte verbietet, den eigenen Harem zu betreten, wenn fremde Frauen zum Besuch darin sind. Er verkleidet sich als Dame und macht Hadschi Baba's Haushälterin einen Besuch. Bald gibt er Fitnat Lese- und Schreibunterricht, Kenntnisse, welche bei türkischen Frauen etwas ganz ausnahmsweises sind. Fitnat erkennt die Aehnlichkeit mit ihrem unbekannten Geliebten und ist in dem Wahne, jetzt dessen Schwester vor sich zu haben.

Fitnats leiblicher Vater Namens Ali Bey lebt noch als reicher Mann in Skutari. Seine innigstgeliebte Frau hatte er dereinst in einer bösen Aufwallung verstoßen, ohne zu wissen, daß sie schwanger war. Alle spätere Reue hatte ihn die sofort Verschollene trotz eifrigsten Suchens nicht wieder finden lassen. In der Türkei werden Ehen vielfach durch alte Frauen, Gelegenheitsmacherinnen, die beiden Parteien gänzlich fern stehen, gestiftet. Hadschi Baba's Haushälterin beredet nun in der Rolle einer solchen den Ali Bey, der an gar keine Wiederverheirathung dachte, Fitnat zu wählen, die, wie sie meint, damit eine glänzende Partie machen würde. Diese Verhältnisse sind alle höchst charakteristisch; durch solche Abmalung der Vorkommnisse des täglichen Lebens gewinnt der Roman einen kulturgeschichtlichen Werth. Fitnats zweiter Vater ist von der vortheilhaften in Aussicht stehenden Heirath seiner Tochter entzückt, diese selbst ist natürlich tiefunglücklich, als sie die Mittheilung davon erhält. Sie gesteht dem verkleideten Tilat bei der nächsten Zusammenkunft ihre Liebe zu seinem vermeintlichen Bruder. Die Situation wird höchst komisch. Tilat bleibt zuletzt nichts anderes übrig, als sich als diesen Bruder selbst zu erkennen zu geben. Aber nun geht das Leid erst recht an. Beide unschuldigen Kinder sind todunglücklich, es werden Ströme von Thränen vergossen.

Ohne einen Plan gefaßt zu haben, geht Tilat schließlich nachhause. Er erkrankt an Fieber und kann erst nach zwei Wochen der Geliebten eine Nachricht zukommen lassen. Diese ist inzwischen durch List in Ali Bey's Haus gelockt und mit ihm verlobt worden. Ali Bey glaubt seine nie vergessene erste Frau wiedergefunden zu haben, ohne zu ahnen, daß es die Tochter ist, und entbrennt in heißer Liebe zu ihr. Fitnat kann diese Liebe nicht erwiedern, wenn Beide zusammenkommen, weinen sie nur. So geht es eine Zeitlang. Als Ali Bey dann durch einen Zufall entdeckt, daß Fitnat seine Tochter ist, und ihr dies mittheilen will, findet er sie todt in ihrem Zimmer. Sie hat sich ein Messer ins Herz gestoßen. Vor der Sterbenden erscheint im letzten Augenblicke noch Tilat in Frauenkleidern; er stirbt ebenfalls vor Kummer. Ali Bey verliert den Verstand.

Auch hier haben wir also wieder eine Anklage der türkischen Ehestiftung. Doch wirkt solches nicht anders als bei uns die Geschichten unglücklich Liebender, die aus irgend welchen Gründen dem Zuge ihres Herzens nicht haben folgen können. Ein Ansturm auf die jahrhundertelang herrschende Sitte ist damit nicht beabsichtigt. Das Thema ist aber sehr beliebt in der türkischen Literatur.

Wenn meistentheils — abgesehen von den Fällen, wo beide Theile in der Ehe unglücklich werden — die Frau ihr Loos neben dem ungeliebten Manne härter empfindet als dieser, dem ein Beruf Ablenkung bietet und die Sitte genügende Freiheit läßt, so hat S e z â j i eine kleine Humoreske geschrieben, in welcher der Mann von der Frau tyrannisirt wird. In einer Sammlung „Kleinigkeiten", die auch äußerlich hübsch ausgestattet ist, obgleich sie nicht mehr als 1 Fr. kostet, heißt eine Erzählung „Die Katzen".

„Frau! Sprich dein letztes Wort! Ich aber die Katzen!"

„Die Katzen!"

So schließt die Unterhaltung eines Ehepaars, das 33 Jahre verheirathet gewesen ist. Die entscheidende Frage hatte der Mann gethan, als er die Lieblingsthiere seiner Frau endlich nicht mehr ertragen konnte. Er verläßt also eines Morgens das Haus, wandert durch die Straßen nach dem Meere, wo ihm schließlich wieder eine sich nicht sehr ästhetisch aufführende Katze die Freude an der herrlichen Natur stört. Endlich nach Stunden packt ihn der Hunger; Geld hat er nicht bei sich, und so kehrt er resignirt in das alte Gefängniß zurück, sich damit tröstend, daß seine Frau nur Katzen, keine Männer liebe. Diese findet ihn laut weinend auf dem Diwan liegend und ruft ihm geschäftig zu: „Weine doch nicht so laut, du erschreckst ja meine Katzen."

Feiner Natursinn kommt in einer anderen „Kleinigkeit" zum Ausdruck, wo der Autor nach der Rückkehr von einer Reise eine geliebte Baumallee vernichtet findet. Der Besitzer hat sie für eine Schuld von lumpigen 250 Piastern (50 Fr.) einem Gläubiger zum Abschlagen überlassen. Freude an der Natur ist von jeher in der Literatur des Orients zu finden. Aber der ältere Dichter — die Perser sind hier für mohammedanische Völker das Vorbild gewesen — versteht die Schönheit einer Gegend nicht anders als durch kurze Vergleiche zu beschreiben, sie ist wie ein Paradies u. dergl., näher auszuführen vermag er diese Vergleiche nicht. Der moderne Türke hat nun aus der abendländischen Literatur zu reflektiren gelernt, diese ganz neue Weise ist ihm augenscheinlich sehr sympathisch, dank einer ihm von der Natur verliehenen guten Beobachtungsgabe, handhabt er sie oft geradezu meisterhaft.

Auch Sezâji behandelt einmal das Thema „Hochzeit". Hier ist eine junge Sklavin die Unglückliche, die im abgelegenen Zimmer stirbt, während der junge Herr des Hauses, dessen Odaliske sie gewesen ist, die Hochzeit mit einer reichen, häßlichen Frau feiert. Die Kosten des Hochzeitsfestes hatte der Bräutigam anfänglich durch Verkauf der Sklavin decken wollen, er hatte aber von dieser Idee abstehen müssen, weil er keinen Käufer für die unheilbar Lungenleidende finden konnte. Das Detail ist hier wieder sehr anschaulich geschildert, das Kommen und Gehen der Gratulirenden im Hochzeitshause, ihre Klatschereien unter einander, alles tritt dem Leser lebendig vor Augen.

Daß Sezâji für ein feiner gebildetes Publikum schreibt, beweist er auch durch das Einfügen persischer Verse. Die Kenntniß der persischen Sprache hat in Stambul gegen früher sehr abgenommen; während sie ehedem in literarischen Kreisen weit verbreitet war, trifft man sie gegenwärtig nur noch ausnahmsweise an.

Doch wir verlassen Sezâji und seine übrigen „Kleinigkeiten" und wenden uns einem umfangreichen Werk, dem umfangreichsten, das mir vorliegt, zu.

Es ist ein historischer Roman aus der ruhmreichsten Vergangenheit des Islams, nach dem Helden der Erzählung „Sabich" betitelt. Zuerst in der Provinz, in einer Tageszeitung Salonichi's erschienen, soll er augenblicklich in der Hauptstadt viel Beifall finden. Der Autor, Emin Pasazâde M a h m û d K e m â l hat einen glücklichen Griff gethan. Er führt der Gegenwart eine Anzahl Männer aus den früheren Zeiten der Lehre Mohammeds

vor, wo dessen Religion Welten eroberte. Außer dem siegreichen, aus der Geschichte bekannten Feldherrn Koteiba ibn Muslim sind die übrigen Personen freie Erfindungen des Verfassers, der für seinen Roman geschichtliche Studien gemacht hat. Es ist dem Verfasser wohl gelungen, Persönlichkeiten plastisch darzustellen, die im Auge eines Mohammedaners verehrungswürdig sind — auch ein Weib ist darunter. Der Stil nähert sich nicht selten dem gekünstelten der modernen Zeitungen, die der gewöhnliche Türke nur mit Mühe zu verstehen vermag.

Das letzte Prosawerk meiner Sendung ist eine Novelle von Mustafâ Reschid, „Einer Jungfrau Schuld". Wir befinden uns hier in der europäischen vornehmen Welt. Mademoiselle Valérie zieht den reichen, aber unbedeutenden Comte F. dem gescheidten Dr. Jules, der eine wissenschaftliche Zukunft hat, vor, und wird Gräfin. Der Graf, ein flotter, junger Lebemann hat die Heiroth gegen den Willen seiner adelsstolzen Familie durchgesetzt, Valérie gewinnt aber diese bald durch ihre außerordentliche Schönheit. Das junge Paar zieht von Konstantinopel, wo der Graf Botschaftsattaché war, nach Wien. Das feudale Wiener Leben weiß der Autor mit leuchtenden Farben zu schildern, für seine Landsleute haben diese Dinge sicherlich ein lebhaftes Interesse. Nach kurzer Ehe geht der Graf mit der Frau eines Botschaftssekretärs nach Amerika durch. Valérie weist trotzdem einen Verehrer ab und zieht sich nach Vevey zu ihrer Mutter zurück. Sie hat den Grafen nie geliebt, nur um seines Namens und Reichthums willen hatte sie ihn geheirathet. Bald erhält sie die Nachricht, daß er in einem Streit mit seiner zweiten Frau an einer Verletzung, die ihm diese beigebracht hat, gestorben ist; sie ist nun ganz frei. Doktor Jules ist mittlerweile ein berühmter Arzt geworden, gelegentlich eines Kongresses kommt er nach Vevey, und Beide sehen sich wieder. Er liebt sie noch, und auch sie hat immer voller Sehnsucht an ihn gedacht. Sie schlägt ihm die Heirath vor, aber er weist sie zurück. Dazu sei es jetzt zu spät. Sie scheiden. Nach zehn Tagen erhält er in Paris die Nachricht von ihrem plötzlichen Tod. Ihre letzten Worte waren: „Mein war die Schuld, Jules hatte recht, mich zurückzuweisen."

Die nicht bedeutende Geschichte ist gut erzählt und darin liegt ihr Werth.

Zu diesen Prosawerken gesellen sich einige Theaterstücke. Das psychologisch interessanteste von ihnen ist Kemâls „Vaterland" oder „Silistria". Und zwar darum, weil es einen dem Türken bisher ganz unbekannten Begriff einzuführen versucht. Der Osmane wird für seinen Sultan, den Pâdischah, in den Krieg ziehen und freudig sein Leben lassen, er wird den Tod für seinen Glauben oder für seine Familie nicht scheuen, aber für das Vaterland? Den Begriff hat er nicht kennen gelernt im Laufe der Jahrhunderte. Als Vaterland gilt dem frommen Bewohner Stambuls nicht Europa, sondern Asien, er will nach dem Tod am liebsten drüben in Skutari ruhen. Worte wie „Hast du nicht des Vaterlandes Brot gegessen? Lebst du nicht im Schatten des Vaterlandes?" oder „Das Vaterland ist heilig", wie sie in Kemâls Stücke vorkommen, sind dem Türken eigentlich völlig unverständlich (er ißt des Sultans Brot, lebt in dessen Schatten). Der Dichter vertritt seine auf europäischem Empfinden beruhende Idee mit vielem Pathos und ziemlicher Breite; daß er eine große Wirkung erzielt hat, beweisen die zahlreichen Auflagen seines Werkes (mir liegt die siebente aus dem Jahre 1889 vor). Das starke Nationalgefühl des Osmanen folgt auch auf ungewohnte Pfade, wenn es so kräftig angesprochen wird.

Der Verlauf der Handlung ist in Kürze der folgende: Islâm Bey verläßt seine Geliebte Sekije, um als Freiwilliger in den Krieg für das Vaterland zu ziehen. Sie versteht nichts von Vaterland, ihr Gefühl ist nur Liebe. Doch lernt sie den Geliebten nachträglich begreifen und folgt ihm als Jüngling verkleidet. In dem belagerten Silistria finden wir sie unter Islâm Bey's Mannschaft, unerkannt von ihm. Höchste patriotische Begeisterung der hart bedrängten Besatzung. Islâm Bey wird schwer verwundet und von Sekije gepflegt. Kaum genesen rettet er mit ihr und dem wackeren Unteroffizier Abdallah durch einen kühnen Handstreich die Festung. „Auf zum Tode! Der Tod erwartet uns fürs Vaterland!" unter dieser Parole waren die Drei zu ihrem tollkühnen Unternehmen ausgezogen; wie Sekije es im Traum geschaut hatte, darf sie aber dann doch mit ihrem Islâm Bey vereint glücklich in dem über alles geliebten Vaterlande leben. Alle drei kommen mit dem Leben davon; Sekije findet unerwartet ihren Vater wieder. Islâm Bey verehrt diesen schon längst als seinen wackeren Kommandeur auf das höchste, nun will er ihn lieben — wie das Vaterland? Nein, das wäre Lüge! Wie Sekije? Das ist ebenfalls unmöglich. Wie das Leben? Das wäre zu wenig. Also wie — einen Vater. Der Schluß ist ein Hoch auf den Sultan, wie es Soldaten zukommt. Die hohe patriotische Spannung wird zeitweilig glücklich gelöst durch Abdallah, der seine stereotype Redensart „Die Welt wird ja nicht gleich untergehen" bei allen möglichen Gelegenheiten anbringt.

Höchst merkwürdig ist, daß von dem Feinde, den die türkischen Truppen bekämpfen, nie die Rede ist. Es sind natürlich die Russen gemeint, wenn aber nicht Silistria genannt wäre, könnte man dies nicht wissen. Das Stück kann also gegen jeden politischen Feind Stimmung machen.

Leichte Waare ist Hussâmeddins Lustspiel „Schükri's Intrigue". Eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte. Ein Knabe und ein Mädchen waren von Jugend auf für einander von den Eltern als Paar bestimmt worden. Der Bräutigam verliebt sich aber in ein anderes Mädchen. Er soll trotzdem zur Ehe mit der ihm Bestimmten gezwungen werden, da kommt es im letzten Augenblick heraus, daß diese seine Schwester ist. Wie Fitnat in der oben erwähnten Geschichte, war sie nach der Verstoßung ihrer Mutter (hier ist diese eine verkaufte Sklavin) im fremden Hause geboren, ohne daß der leibliche Vater etwas davon erfahren hatte. Die Verwicklung wird durch den Bedienten Schükri gelöst, der an den Diener im französischen Lustspiel erinnert. Nur sind seine Fourberies lange nicht so witzig wie dort. Seine stehende Redensart gegenüber seinem jungen Herrn ist: „Sorgt Euch nicht. Ich werde es schon machen!" Sein Geheimniß hätte er schon gleich zu Anfang sagen können, er mußte es aber für den Schluß als Knalleffekt aufheben, sonst hätte das ganze Stück nicht gespielt werden können.

Einen ausgesprochen lehrhaften Zweck verfolgt Mehmed Rifats „Sitte". Zuerst lustig, endet das Stück tragisch. Die türkische Sitte verlangt bei Familienfestlichkeiten (wie Beschneidung eines Sohnes, Hochzeit) von den Veranstaltern wie Gästen einen außerordentlichen Aufwand. Man ist solches seinem Stand schuldig. Na'im Bey berechnet die Kosten eines derartigen in seinem Hause bevorstehenden Festes auf 30,000 Piaster (6000 Francs). Er hat nur 15,000 dafür zur Verfügung, rechnet aber auf Geschenke im Werthe von 10,000 bis 12,000 Piastern. Wenn er diese dann gleich dem

Traiteur für die Lieferung des Mobles zc. überläßt, so kommt er aus der Verlegenheit. Dies würde aber höchst unanständig sein. Seine Frau und deren Mutter sind darum entschieden gegen diese Idee und rathen ihm, zu borgen, was er aber energisch ablehnt. In lebhaftem Dialoge ziehen sich diese Dinge durch mehrere Akte, der unheilvolle Zwang der Sitte wird in den verschiedensten Formen beleuchtet. Eine Dame der Gesellschaft erklärt es z. B. als ganz unmöglich, daß sie eine theure Toilette, die sie bereits bei einer Hochzeit getragen habe, nochmals bei einer festlichen Gelegenheit, und gar im eigenen Hause anlege; es müsse eine völlige neue beschafft werden. Das Geld müsse dazu herbei, gleichgültig, wie und woher.

Na'im Bey hat schließlich die eingegangenen Geschenke doch verkauft und hält — ziemlich undramatisch — eine lange lehrhafte Rede über das Thema „Sitte". Da findet er in der Zeitung eine Notiz, in welcher seine Handlungsweise als gemein gebrandmarkt wird, allerdings zunächst noch ohne Nennung seines Namens, die aber in Aussicht gestellt wird. Gebrochen wird er von der Bühne abgeführt, auf seinen Grabstein soll man „Märtyrer der Sitte" schreiben.

Eine Uebersetzung von Picard-Schillers „Der Neffe als Onkel" sei zum Schluß nur kurz erwähnt. Ihr Verfasser ist ein zum Islam übergetretener Deutscher, Namens Balland (?). P. H.

Ernst Ortlepp.

Blätter aus dem Leben und Dichten eines verbummelten Poeten.

Von F. Walther Ilges.

III. (Schluß.)

Ortlepp war in wahrer Verzweiflung über seine Ausweisung. Er ging nach Stuttgart, aber sieben Jahre sollten vergehen, bis er wieder mit einem eigenen schöngeistigen Werk an die Oeffentlichkeit trat. In der Zwischenzeit gab er in ununterbrochener Folge Uebersetzungen und andere „Brotarbeiten" heraus. Es ist unglaublich, wie schnell nacheinander die theilweise umfangreichen Veröffentlichungen sich folgten. Eine vollständige Shakespeare-Uebersetzung lieferte er in dem Zeitraum von etwas über einem Jahr — es waren sechsunddreißig Bühnenstücke aber acht Bände mit 4722 Seiten deutscher Jamben! Dazu kamen noch vier Nachtragbände zu Shakespeare, ferner „Lord Byrons sämmtliche lyrische Gedichte", in drei Bänden Lord Byrons „Vermischte Schriften, Briefwechsel und Lebensgeschichte", in fünf Bänden Smollets „Peregrine Pickle" und in drei Bänden Boccaccios „Dekameron".

Das ist aber noch nicht alles! Eine ganze Bibliothek von Werken hat er als Herausgeber gezeichnet, Sammlungen von Gedichten, Neuausgaben älterer Poeten u. s. w. So finden wir hier ein „Allgemeines deutsches Liederbuch" — zu welchem Ortlepp selbst auch einige Poesien, sowie Gelegenheitsgedichte beitrug, dann die „Schiller-Lieder", „Goethe-Lieder" und „Napoleon-Lieder", zu denen er hübsche Zueignungen schrieb, ferner in vier Bänden „Rabeners sämmtliche Werke" und endlich als Theile der Braun'schen „Bibliothek des Frohsinns", in welcher schon das Dekameron erschienen war, sechzehn Bändchen der musikalischen Anthologie „Großes Instrumental- und Vokal-Konzert" und zwölf Bändchen: „Tivoli, Neues Museum des Witzes und der Laune"! Außer einigen Skizzen und Novelletten in diesen Sammlungen und den genannten Zueignungen erschien während dieser sieben Jahre an eigenen Arbeiten Ortlepps nur das kurze Festgedicht zur Gutenberg-Feier (1840).

Haben wir Ortlepps Fleiß rühmend anerkannt, so können wir andrerseits, wie es bei dieser Accordarbeit eigentlich selbstverständlich sein muß, die Güte seiner Veröffentlichungen nicht loben. Als Uebersetzer benutzte er, wie er es selbst auch gestand, recht eifrig seine Vorgänger und machte sich kein Gewissen daraus, ganze Stellen aus ihnen zu übernehmen. Daß er dort, wo er mit Lust und Liebe und Muße arbeiten konnte, auch als Uebersetzer ganz tüchtiges leisten konnte, soll dabei nicht bestritten werden.

Es war eine Ironie des Schicksals, daß Ortlepp gerade während der Redaktion der obengenannten humoristischen Sammlungen 1842 schwer krank wurde und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von Stuttgart nach Cannstatt und von dort nach wenigen Wochen nach dem dicht dabei gelegenen Bade Berg übersiedeln mußte, wo er bis Ende der vierziger oder Anfang der fünfziger Jahre dauernd blieb. Dort auch war es, wo seine Poesie zu neuer und schönster Blüthe erwachte.

1843 erschienen seine „Lieder eines politischen Tagwächters", in denen wir einige wirklich herrliche Dichtungen Ortlepps finden. Er hatte jetzt sein 40. Jahr überschritten, aber immer noch wollte die Sonne des Erfolges ihm nicht aufleuchten; mochte er Tag und Nacht geschafft und gearbeitet haben, statt sich zu bessern, hatte sein Loos sich nur noch verschlechtert. In einem Rückblick auf seine Vergangenheit sagt er bitter:

> Von Eins bis Zehn, das war ein luft'ger Sprung
> Von Zehn bis Zwanzig kam der Geist in Schwung,
> Von Zwanzig bis zu Dreißig — gut und schlecht,
> Von Dreißig bis zu Vierzig — immer Knecht! —
> Von Vierzig ist mir fast die Luft benommen,
> Ich frage nicht mehr, was wird weiterkommen.

Man könnte fast sagen, das Ortlepp aus reiner Verzweiflung wieder zu dichten anfing; hatte er im Jahre 1842 noch in einer „Zueignung" (zu den „Goethe-Liedern") geschrieben:

> Dahin sind alle Wonnen meiner Jugend,
> Erloschen aller Ideale Lichter,
> Verkauft sind alle meine Lieblingsdichter,
> Nichts blieb mir als der Fleiß noch und die Tugend —

so änderte sich dieses jetzt: die Ideale leuchteten wieder auf, dafür warf er aber die Feder in die Ecke — keine Uebersetzungen wollte er mehr schreiben; was half aller Fleiß, wenn er ihn doch keinen Schritt vorwärts brachte? Der Dichter erwachte wieder in ihm, als Dichter mußte er den letzten Versuch machen, sich ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. So hoffte er, daß jetzt endlich nicht nur das Publikum ihm seine Gunst wieder zuwenden, sondern auch daß ein Staat, ein Fürst sich seiner annehmen würde.

Eine Herbststimmung liegt über diese Poesien gebreitet — reife Früchte hängen unter gelbem welkendem Laub, der wilde Wein hat sich roth gefärbt und löst seine Ranken über grauverwitterte Ruinen herabhängen, die Sonne ist untergegangen, aber noch schimmern die Wolken im Westen purpurn und violett, während die Nebel sich über die Wiesen in feuchten Schleiern breiten und ein kalter Lufthauch raschelnd über die dürren Blätter unter den Kastanienbäumen fährt. Da sind es die grauen Gedanken, die aus der niedersinkenden Nacht den Dichter anhauchen:

> Das sind die grauen Gedanken,
> Die kommen wie Gespenster

Und lugen herein durch's Fenster
Und suchen sich anzuranken.

Das sind die grauen Gedanken
Sie nahen im Herbstesdüster
Mit kalter Hauche Geflüster
Der Seele, der trüben und kranken — — —

Dann wieder ist es die Sehnsucht, die erwacht, die alte ewige Sehnsucht nach der Ferne, fremde Menschen, fremde Gegenden zu sehen, einmal, einmal nur aufzuathmen, frei und sorgenlos, den ganzen Jammer des Alltagslebens abzuschütteln und hinauszuwandern, weiter und weiter, wo der Himmel über eine schönere lachende Welt sich spannt, hinaus auf die Berge, hinaus an das Meer —

Die Alpen, ach, die Alpen
Nur einmal möcht' ich sie sehen —

so singt er, und wieder:

Ach, könnt' ich auf den Alpen gehen
Einmal nur sehn das blaue Meer,
Einmal nur schau'n die Schweizerseen,
Ich hätte tausend Flügel mehr!

Die Liebesgedichte sind nicht besonders hervorzuheben, da sie kaum das Durchschnittsmaß erreichen, viel weniger es übertreffen; erst als der kurze Sonnenschein sich wieder verzogen hat, findet der Dichter die zarten Sehnsuchtsklänge, die er zu seinem schönsten lyrischen Gedichte „Mathilde" verwebt:

Nur einmal strahlte mir der Stern der Liebe
Herein ins lebensmächtige Getriebe,
Nur einmal tönte mir das Lied der Lieder
Und wie vor einem Engel sank ich nieder
Vor deinem Bilde
Mathilde.

Nur dir gehörte meine ganze Seele,
Von dir nur flötete mir Philomele,
Ich hegte nur ein einziges Verlangen
Und hing, wie Bienen an der Blume hangen,
An deinem Bilde
Mathilde.

O süßer Traum aus andern schön'ren Zeiten,
Du bist dahin mit deinen Seligkeiten,
Doch schau' ich oft wie nach dem schönsten Sterne
Voll namenloser Sehnsucht in die Ferne
Nach deinem Bilde
Mathilde.

Ortlepp hatte, als er sich von neuem der Dichtkunst zuwandte, wie wir gesehen haben, mit der Vergangenheit gebrochen; freilich war er sich auch sofort klar, daß die Musen allein den Dreiundvierzigjährigen ebenso wenig ernähren würden, wie früher den Dreißigjährigen.

Für den Unterhalt mußte er also immer noch selbst sorgen — oder Andere sorgen lassen. Ortlepp zog jetzt das letztere vor. Er wandte sich nicht nur verblümt in den für die große Oeffentlichkeit bestimmten Poesien, sondern in besonderen persönlichen Andichtungen an einige deutsche Fürsten um Unterstützung. Daß er, der alte, begeisterte Freiheitssänger sich zu demüthigen, so seine Dichterehre wegwerfen und zum faden Schmeichler herabsinken würde, hätte Ortlepp früher wohl selbst am wenigsten geahnt. Noch in den „Geächteten" spricht er sich in unzweideutiger Weise darüber aus: „. . . Mein Wort würde ein todter Leichnam sein, wenn es nicht die Wahrheit als Seele belebte." Noth lehrt allerdings nicht nur beten, sondern auch betteln!

Sein Ausspruch trifft freilich auf seine Bettelgedichte vollständig zu; so ist weder die Friedrich Wilhelm IV. zugeeignete „Erscheinung", noch das „Festgedicht. Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Karl von Württemberg und Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Olga Nikolajewna von Rußland, in tiefster Ehrfurcht dargebracht von Ernst Ortlepp in Berg bei Stuttgart" dichterisch irgendwie bemerkenswerth.

Inzwischen ließ Ortlepp aber auch andere Werke erscheinen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. So kamen 1845 die Gedichte „Israels Erhebung" zur Judenemanzipationsfrage heraus; Ortlepp nahm eine Mittelstellung dabei ein, befürwortet warm die Emanzipation, wendet sich aber auch gegen die, wie er sagt, „unpoetischen" Eigenschaften der Juden. Die Gedichte sind unbedeutend. Gleichzeitig erschienen in Winterthur drei Bände seiner „Gesammelten Werke", unter denen wir neben älteren Sachen ein mißglücktes Trauerspiel „Enrika und Blanka", sowie den stellenweise vorzüglichen Roman „Leben, Abenteuer und Meinungen des deutschen Michels" finden, in welchem der Dichter ganz geschickt Erinnerungen aus seiner Knaben- und Studentenzeit verwendete.

Ganz hervorragend ist aber unter den hier veröffentlichten Gedichten sein mächtiges „Vaterunser des neunzehnten Jahrhunderts", aus dem als Probe einige Zeilen hier eingefügt seien:

Durchlitten hab' ich alle Qual,
Durchzählet aller Leiden Zahl,
Durchlaufen aller Schmerzen Pfade,
Gestrandet bin ich an jedem Gestade;
Des Unglücks weites, weites Land
Es ist mir durch und durch bekannt,
Kein Weg des Elends zieht sich hin,
Den ich nicht schon gegangen bin;
Da steht kein Dorn, der mich nicht stach,
Kein Fels, der meine Kraft nicht brach,
Da zischt keine Schlange, deren Gift
Mein Herz zum erstenmale trifft;
Da ist kein Weh, kein Fieberbrand,
Den ich nicht zuckend schon bestand!

Das Jahr 1847 bringt uns zum letztenmal zwei kleine Brotarbeiten des Dichters, die „Monographien": „Bad Berg" und „Cannstatt und seine Umgebungen", Bäderprospekte, die sich in keiner Weise von anderen ähnlichen Reklameschriften unsrer Zeit unterscheiden.

Eine erfreulichere Schrift ist dann die dem deutschen Parlamente gewidmete Dichtung „Germania"; sie ist vielleicht sogar die beste aller größeren lyrisch-epischen Werke Ortlepps und enthält, wenn leider das Banale auch hier nicht fehlt, Stellen von so wunderbarem Zauber, daß diese allein ein Gedenken Ortlepps rechtfertigen müßten. Leider müssen wir mit Rücksicht auf den Raum uns versagen, näher auf diese Dichtung einzugehen und größere Stimmungsbilder aus ihr herauszuheben;[3]) wir begnügen uns mit der auf Beethoven wie auch auf den Dichter selbst bezüglichen Stelle:

Er hat entbehrt! — „Sein Melodienleben
Gab ihm Ersatz in reichem, vollem Maß
Für alles, was die Menschen sonst erstreben,
Und was im Himmel heimisch er vergaß." —
Vergaß? — O läge seine Brust uns offen,
So säh'n wir Schlangenstich auf Schlangenstich!
Vergißt sich's auch, zu lieben und zu hoffen?
Und lebt sich's nach, wo alles dir erblich?

[3]) In meinem, wie bemerkt, bald erscheinenden Werk über Ortlepp gebe ich eine größere Auswahl der schönsten Poesien des Dichters — zum Theil nach unveröffentlichten handschriftlichen Quellen — wieder.

Wenn eine große Nacht die ganze Seele
Umdunkelt, Winterschnee sie rings umflockt,
Und wenn die Leute fragen, was dir fehle,
Wenn da die Antwort auf der Lippe stockt,
Oder mit kaltem Lächeln sich die Worte
Losringen halben Tons: mir fehlet nichts!
Wohl lebt sich's, doch dem Baum gleich, der verdorrte,
Und gleich dem Sterbeschein des Lampenlichts!

Vier Jahre später erscheint wieder eine Gedichtsammlung Ortlepps und zwar seine „Klänge aus dem Neckarthal“. Wieder ist es eine Zusammenstellung von einigen neuentstandenen mit älteren Dichtungen. Unter den ersteren sind einige recht ansprechende Poesien. Eine weichere Stimmung hat den Dichter jetzt erfaßt, ein Gefühl der Müdigkeit; leise Klagen sind es, von denen er weiß, daß der Wind sie verweht; es ist der Verzicht! — Die Jahre sind dahingerauscht und keines hat Erfüllung der Wünsche gebracht; was soll das Alter noch von der Zukunft hoffen? Es schaut wehmüthig lächelnd der sinkenden Sonne zu; zum erstenmal wieder genießt es der Ruhe, denn die Stürme im Herzen schweigen nun, ihre Kraft ist gebrochen. Die Welt liegt fern draußen mit ihrem wilden Hasten und Jagen; sie hat den Dichter nicht verstanden — was kümmert's ihn jetzt? Er hat sie überwunden:

So lang sind, ach, die Tage,
Der Kämpfe sind so viel,
Und mit der leisen Klage
Treibt Hoffnung nur ihr Spiel.

Doch kommt einmal ein Abend,
Der singt und wiegt uns ein,
Wie labend, o, wie labend,
Muß dann die Ruhe sein!

Ueberwunden? Er glaubte es vielleicht in solchen Augenblicken — der folgende Tag brachte dann doch wieder die alte Klage und wieder floß das heiße Blut aus den eben verharschten Wunden —

Ach die Welt, sie ist so kalt!
Die Erinn'rung deiner Gaben
Hat der nächste Tag begraben,
Und das Jüngste ward ihr alt;
Ach die Welt, sie ist so kalt!

Ach die Welt, sie ist so kalt!
Ob du in der Wüste stehest
Und in deinem Schmerz vergehest,
Der dich quälet tausendfalt —
Ach die Welt, sie ist so kalt!

Ach die Welt, sie ist so kalt!
Keine Seele wird's bekümmern,
Ob sie deinen Sarg dir zimmern,
Und dein letzter Seufzer schallt:
Ach die Welt, sie ist so kalt!

Es sind noch zwölf traurige Jahre, die vor uns liegen; der Dichter sollte während dieser Zeit fast völlig verstummen, es ist ein stiller, verzweifelter Kampf um das Dasein, der seine letzten Kräfte erschöpfen wird.

Bis 1853 vegetirte Ortlepp in Stuttgart, immer in Sorge, wie, womit er sein kümmerliches Leben fristen sollte. Endlich griff wieder die Polizei ein und schob ihn nach Preußen ab. Ortlepp begab sich zunächst nach Jahna, zu seinem Bruder Moritz Wilhelm, der dort Pastor war. Es ist anzuerkennen, daß er immer noch nicht ganz die Hoffnung auf eine bessere Zukunft fahren ließ; wohl bettelte er in verblümter und unverblümter Weise die Fürsten — vor allem Friedrich Wilhelm IV., sowie den Prinzen von Preußen — in poetischen Briefen weiter an, gleichzeitig versuchte er aber auch noch einmal, aus eigener Kraft sich emporzuarbeiten; er nahm den Gedanken wieder auf, der seinerzeit den neunzehnjährigen Jüngling auf die Leipziger Universität geführt hatte: mit dreiundfünfzig Jahren bereitete er sich auf das philologische Staatsexamen vor, das er auch bald nachher in Halle bestand. Einen praktischen Erfolg hatte es freilich nicht, denn die Regierung, die ihm wohl mit Recht nicht mehr die moralische Befähigung zum Jugenderzieher zutraute, stellte ihn nicht an. Damit war sein Loos besiegelt.

Eine kleine Pension war ihm vom Prinzen Wilhelm — wohl durch Vermittelung des Ministers Manteuffel, der Ortlepps Schulkamerad in Pforta gewesen war — ausgesetzt worden; mit ihr siedelte er im Jahre 1855 oder 1856 nach seiner Heimath Schkölen über. Eine Sammlung „Neue preußische Soldatenlieder“, die er jetzt herausgab und dem Prinzen Wilhelm zueignete, zeigt kaum noch etwas von den früheren Vorzügen seiner Poesie. Eine andere Sammlung „Klänge aus dem Saalthal“ ist eine wörtliche Wiederholung der „Klänge aus dem Neckarthal“ und anderer früherer Veröffentlichungen; die wenigen neuen Stücke darin sind unbedeutend.

Die folgenden Jahre bis zu seinem Tode lebte Ortlepp meist in Schkölen, dazwischen aber auch zeitweilig in Naumburg, Zeitz und Camburg. Ueber sein Aeußeres und sein Auftreten, seine Einnahmequellen und seine Gewohnheiten können wir nach interessanten Aufzeichnungen, die Hr. W. M. Bräutigam aus Naumburg, der ihn noch gesehen und gekannt hat, uns liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat, ein recht genaues Bild uns machen. Er war mittelgroß, kräftig, aber nicht korpulent. Das Gesicht war länglich und glatt rasirt, die Stirne hoch und breit, die Züge scharf geschnitten. Sein Hinterkopf war stark gewölbt, die blauen Augen lagen etwas in den Höhlen zurück, bei Erregung schienen sie größer, der Blick blieb immer ernst, wie Ortlepp überhaupt in seinem Auftreten — so lange er noch nicht ganz verkommen war — etwas würdiges hatte, so daß man ihn, auch nach seiner Kleidung — er trug stets einen dunklen Gehrock — eher für einen Landpastor hätte halten können. Die Nase war auffallend groß und fleischig, nicht gebogen, sondern lang und gerade, mit etwas geblähten Nasenlöchern, der Mund groß, die Lippen aber eher dünn als dick und zusammengekniffen, das Kinn bog sich etwas nach außen, das kurz geschnittene, schon stark graue Haar zeigte noch keine kahlen Stellen.

Ortlepp hatte eine mitteltiefe, schöne, kräftige Stimme, er sprach immer laut, oft auch wenn er allein für sich ging. In seinem Wesen lag etwas derbes und unbeholfenes, wie er sich denn auch in seinen Umgangsformen nicht des feinsten Tones bediente, sondern burschikose Ausdrücke liebte. In Gesellschaft konnte er schlagfertig und geistreich sein, er deklamirte und improvisirte ausgezeichnet und spielte noch in seinem Alter die Orgel meisterhaft, sein Witz war treffend, oft genug allerdings auch scharf und beißend.

Bald freilich sollte sich Ortlepps Bild noch mehr ins Groteske, von dem jetzt schon Spuren vorhanden waren, verzerren. Die kleine vom Prinzen Wilhelm ihm ausgesetzte Pension, die ihm bezeichnenderweise von dem Fuhrmann, der die Post nach Schkölen besorgte, in täglichen Raten von $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen ausbezahlt wurde, reichte nicht zu seinem Lebensunterhalt aus, er mußte sich auch jetzt noch andere Einnahmequellen verschaffen. So kündigte er in den Blättern der dortigen Gegend an, daß er die Lieferung aller vorkommenden

poetischen Arbeiten in Gelegenheitsgedichten übernehmen wolle, wofür er als Honorar durchschnittlich zehn Silbergroschen erhielt. Ortlepp suchte aber noch andere Einnahmequellen, er schrieb den Bauern Briefe und Eingaben, er lieferte den Zeitungen bei besonderen Gelegenheiten, vor allem bei Königs Geburtstag, die Festgedichte; bei den Schulfesten der nahen Pforta war er auch stets zugegen, stellte sich auf einen Stuhl und deklamirte aus seinen Werken, die er dann an die Schüler verkaufte. In die Fürstenschule zog es ihn überhaupt öfters hin; er stand dann zuweilen unter einem hiefür günstig gelegenen Klassenfenster und folgte mit dem Homer in der Hand dem Homerunterricht. Dann stiegen wohl die alten Erinnerungen ihn ihm auf, wie glücklich er damals als Schüler in der klassischen Welt von Hellas und Rom gewesen war, Erinnerungen an die alten Hoffnungen, die idealen Pläne — in solcher Stimmung bat er dann oft den Prof. Steinhart, ihm doch eine Anstellung an der Fürstenschule zu verschaffen, hier wollte er sein Leben in Ruhe und stiller Arbeit beschließen — gleichgültig ob als Rektor oder Nachtwächter! Der Professor pflegte ihm bei diesen sentimentalen Anwandlungen lächelnd ein Geldstück in die Hand zu drücken, was der Dichter freilich bald zu Schnaps umsetzte. Eine feste Wohnung besaß er nicht; das bißchen Essen und ein Strohlager zum schlafen gewährten ihm mitleidige Handwerker; war er einer Familie lästig geworden, so „gab sie ihn frei“; oft genug mußte er mangels einer Unterkunft unter freiem Himmel übernachten. Die bessere Gesellschaft mied ihn jetzt schon vollständig, für sie war er ein Lump; Bauern und Soldaten bildeten seinen Umgang und trieben ihren Jux mit ihm.

Und so sank er tiefer und tiefer; kurze Zeit war er noch „Hauslehrer“ bei der herumziehenden Seiltänzerfamilie Weizmann, dann kehrte er wieder nach Schkölen zurück. Bald berichteten die Zeitungen, daß er wegen Störung des dortigen Gottesdienstes — er soll zu laut gesprochen haben — mit vier Wochen Gefängniß bestraft worden sei! In vernachlässigter Kleidung durchstreifte er von jetzt an die Gegend, er war zum Gewohnheitssäufer und wirklichen Landstreicher geworden. Zweimal wurde er wegen Vagabondirens dem Arbeitshause in Zeitz überwiesen, ohne daß ihn die Strafe zu bessern vermochte. Er befand sich jetzt in fast steter Erregung, meistens infolge von Trunkenheit, sein Gang war schwankend geworden; wenn er durch die Straßen ging, sprach er laut für sich, schimpfte oder deklamirte in voller Begeisterung, ohne sich um die Vorübergehenden zu kümmern. Schließlich liefen die Kinder hinter ihm her.

Ortlepp war fast vierundsechzig Jahre alt, als er starb. Sein Tod sollte dem zuletzt geführten erbärmlichen Leben entsprechen: nach einem Gewitter wurde er am Nachmittag des 14. Juni 1864 von zwei Pfortenser Lehrern im Chausseegraben ertrunken aufgefunden. Die Todesstelle ist rechts am Wege, gleich hinter den letzten Häusern des Dorfes Almrich, das zwischen Naumburg und Pforta liegt.

Die Leiche wurde nach Pforta gebracht und auf dem dortigen Friedhofe auf Kosten von Professor Keil beerdigt. Die Alumnen aber sammelten unter sich und setzten ihm einen kleinen Gedenkstein aufs Grab. — Ist der Stein noch da? Und das Grab? Ich weiß es nicht — in Pforta selbst ist es unbekannt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Unter dem Titel „Mittheilungen der königlich preußischen Archivverwaltung“ erscheinen bei S. Hirzel in Leipzig in nicht genau bestimmten Fristen Hefte verschiedenen Umfangs, die theils zur Aufnahme von Uebersichten über die Bestände der Staatsarchive bestimmt sind, theils zur Sammlung von fachwissenschaftlichen Beiträgen, Erörterungen über Fragen der Verwaltung und Archivtechnik, Berichten über archivalische Forschungsreisen und wissenschaftliche Unternehmungen, Darstellung der Geschichte der einzelnen Archive und Beschreibung ihrer Unterkunftsstätten. Bis jetzt sind zwei Hefte ausgegeben; im ersten berichtet Generaldirektor Reinhold Koser über den gegenwärtigen Stand der archivalischen Forschung in Preußen, im zweiten gibt Max Bär die Geschichte des kgl. Staatsarchivs zu Hannover, das bei seiner ersten Anlage aus der Vereinigung des Calenbergischen und Cellischen Hausarchivs erwachsen ist.

vl. Liebermann von Hans Rosenhagen (bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld). Der bekannte Berliner Kunstschriftsteller Hans Rosenhagen hat in einer der von Knackfuß herausgegebenen Künstlermonographien das Leben und Schaffen von Max Liebermann eingehend und mit großer Sachkenntniß behandelt. Die Fülle und die Zuverlässigkeit der Angaben erheben die kleine Schrift über das Niveau, auf dem Biographien moderner Künstler zu stehen pflegen. Bei der großen historischen Bedeutung Liebermanns für die deutsche Kunst sind solche Aufzeichnungen aus der Nähe des Künstlers selbst von ganz besonderem Werthe. Mehr als ein gewöhnlicher Illustrationsschmuck sind auch die zahlreichen Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen Liebermanns; hervorragend gut sind vor allem viele der Zeichnungen wiedergegeben.

* **Stuttgart.** Der Vorstand der Fachschule für Spinnerei in Reutlingen, Professor Johannsen, hat, dem „Schwäb. Merkur“ zufolge, einen Ruf an die Technische Hochschule in Dresden erhalten.

* **Bonn.** Der ordentliche Professor für englische Sprache und Literatur in Groningen, Dr. Karl Bülbring, ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität berufen worden und wird mit Beginn des nächsten Halbjahrs seine Vorlesungen eröffnen.

* **Jena.** Der bisherige ordentliche Professor Dr. Paul Schoen ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Göttingen ernannt worden. — Die hiesige philosophische Fakultät hat den Maler Gabriel Max in München aus Anlaß seines 60. Geburtstags zum Ehrendoktor ernannt.

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor für Aegyptologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Georg Steindorff ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät daselbst ernannt worden.

* **Halle.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität erhielt, wie der „Frkf. Ztg.“ mitgetheilt wird, Dr. A. Hofmann die venia legendi auf Grund seiner Habilitationsschrift „Die Rolle des Eisens bei der Blutbildung. Zugleich ein Beitrag zur Kenntniß des Wesens der Chlorose“.

* **Kiel.** Der erste Observator der hiesigen Sternwarte, Professor Dr. Lamp, ist, wie die „Straßburger Post“ meldet, zur Betheiligung an der zur Vermessung der Grenzen zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Congostaat abgehenden Expedition auf zwei Jahre beurlaubt worden. — Der bisherige außerordentliche Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Arthur Titius, ist zum ordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Breslau.** An der hiesigen Universität haben sich Gerichtsassessor Dr. Feodor Kleinadam in der juristischen und Dr. Emil Bose, Assistent am Physikalischen Institut, für Physik in der philosophischen Fakultät habilitirt.

* Der Geh. Sanitätsrath Dr. Grosso in Frankfurt a. O. feiert heute sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die Berliner medizinische Fakultät hat aus diesem Anlaß dem Jubilar das Diplom erneuert.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 25. August. Nummer 194.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Der Handel neutraler Staaten im Seekrieg.

Von Dr. R. Hermann.

Der Jahre sind noch nicht gar viele, seit das politische Tagesgespräch und die Leitartikel der Presse in Deutschland über den Rahmen der Beziehungen zu den Nachbarreichen hinausgegriffen und mehr und mehr die räumliche Ferne, ja die ganze Oekumene, in ihren Bereich einbezogen haben. Vielfach erscheint es ja, als ob diese Erweiterung des politischen Gesichtskreises Hand in Hand gegangen sei mit der Umwandlung der Großstaat- in Weltstaatpolitik, oder mit dem Beginn der kolonialen Aera Deutschlands. Dabei wird übersehen, daß das deutsche Volk über lange Jahre hindurch zu sehr mit kontinentalen Verhältnissen beschäftigt war, um für außerhalb Liegendes das gebührende Interesse zu hegen; es wird übersehen, daß die Keime der Erscheinungen, denen wir jetzt bei unsern ersten Schritten über das Weltmeer als Neulinge gegenüberstehen, in einer viel früheren Epoche gelegt wurden und daß wir ihren Werdegang nur bis jetzt unbemerkt gelassen haben. Das Seekriegsrecht war bisher eine Materie, in deren Behandlung zwar bedeutende Männer deutschen Blutes Bedeutendes leisteten; aber sie blieb für Deutschland bis weit in seine letzte Friedenszeit hinein nur Theorie, bis der japanisch-chinesische, der spanisch-amerikanische, endlich der südafrikanische Krieg in wachsendem Maß das Interesse zu einem praktischen umwandelte. Und heute, wo Millionen in deutschen Gütern auf dem Meere schwimmen, und Millionen Herzen darum bangen, wenn sie in Gefahr sind, da fragt man wohl darnach, was Rechtens ist bezüglich des Handels der Neutralen, wenn zwei Seestaaten Krieg führen und wie diese Rechtssätze entstanden sind.

Diese Entwicklung der politischen Interessennahme erklärt es auch, warum ein Buch über die Stellung der neutralen Staaten im internationalen Seerecht,[1]) das im Jahre 1891 erschienen ist, vollkommen unbekannt und sogar in den neuesten Darstellungen des Völkerrechts unerwähnt geblieben ist. Es soll zu den folgenden Ausführungen theilweise benutzt werden.

Allgemeine völkerrechtliche Grundsätze konnten sich erst mit dem Entstehen von einander ziemlich ebenbürtigen Staaten, wie es diejenigen Westeuropa's waren, überhaupt entwickeln; denn das Vorhandensein eines gewissen Gleichgewichts der Faktoren war dabei unerläßlich. So ist denn auch der Begriff der „Neutralität" erst im 18. Jahrhundert entstanden; noch bei Hugo Groß tritt er unklar hervor. Die Idee, daß bei einem Kampf zweier Staaten zunächst unbetheiligte Dritte sich nicht durch die Kriegführenden in die Rolle eines Freundes oder Feindes hineindrängen lassen mußten, sondern gleichsam als Zuschauer bei einem Zweikampf beiseite stehen konnten, war schon an sich geeignet, zahlreichen möglichen Verwicklungen vorzubeugen. Doch wenn auch das Verhältniß an sich nicht anerkannt war, so blieb dabei die Abgrenzung im einzelnen bis heute bestritten, insbesondere auf dem an sich unsicheren Boden des Seerechts.

Die Berührung der kriegführenden Macht mit dem Handel eines fremden Staates spielt sich auf offener See in Form einer Begegnung von Schiffen der beiden Mächte ab. Der Fall, daß ein Kriegsschiff auf ein feindliches Handelsschiff, beladen mit Handelswaaren des feindlichen Staates, trifft, bedarf keiner Erörterung. Es ist bekannt, daß das feindliche Privateigenthum zur See in diesem Fall keinen Schutz genießt, sondern sammt dem Schiff Eigenthum des Kriegführenden wird. Die anderen möglichen Fälle sind die, daß das Handelsschiff die feindliche Flagge führt, aber auch Waaren eines neutralen Staates enthält; oder daß es die Flagge eines neutralen Staates führt, aber dem feindlichen Staat gehörige Waare enthält. Hier bildet, um dem Eingreifen eines neutralen Dritten eine besondere Behandlung zu sichern, die Voraussetzung die Anerkennung zweier wichtiger Grundsätze: einmal daß das offene Meer grundsätzlich frei ist (mare liberum); dann aber daß hinsichtlich dieser Freiheit der Schiffahrt alle seefahrenden Nationen gleichberechtigt sind. Aber auch seit Anerkennung dieser Grundsätze war das Verfahren in der Praxis zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich. Zu Beginn wurden überwiegend die beiden obenerwähnten Fälle zu Ungunsten des neutralen Staates behandelt: in einem Fall fiel das Schiff, im anderen die Waare des neutralen Staates dem Kriegführenden anheim. Doch schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts befolgte England in mehrfachen Verträgen ein den Streitenden günstigeres Prinzip, das anfänglich von Frankreich unter Louis XIV. verworfen, dennoch im Vertrag zu Utrecht (1713) von den beiden genannten Staaten, dann Holland, Spanien, Preußen und Venedig, folgendermaßen formulirt wurde: „Free ship, free good: ennemys ship, ennemys good." Es wurde somit die Nationalität des Schiffes für die von demselben geführten Waaren für maßgebend erklärt, gleichviel,

[1]) „Les Neutres." Etude juridique et historique de droit maritime international" von Kapitän Godchot; bei J. Fontane in Algier, 1891. — Das Buch macht als „Studie" auf erschöpfende und wohlgegliederte Darstellung keinen Anspruch; im historischen Theil überwiegt die Epoche Napoleons etwas zu stark und man ist geneigt den Gesichtswinkel hier etwas als national beeinflußt zu erklären; allein was heißt in solchem Fall „objektiv"? — Die benutzten Quellen sind durchweg gediegen und werthvoll; die Verarbeitung derselben erfolgt in klarer und anregender Art, unter Einschaltung der wichtigeren Dokumente im Wortlaut (übersetzt). Der durchweg bemerkbare Groll gegenüber England mag seine Quelle außer dem Gegenstand der Darstellung wohl auch in der Nationalität des Schriftstellers haben.

ob letztere einem neutralen oder dem feindlichen Staat gehörten. Die Freiheit, die Schiffe und Waaren der Neutralen nach Maßgabe dieses Grundsatzes erhielten, war aber mit einer wesentlichen Einschränkung versehen, die sich aus dem Begriff der Neutralität ergeben mußte. Letztere erforderte, daß sich die Neutralen jeder Unterstützung eines Kriegführenden enthielten; soweit also ihr Handel solchen Zwecken diente, war er von dem erwähnten Schutz eximirt und die betreffenden Waaren erfuhren als „Kontrebande" eine andere Behandlung: sie unterlagen dem Beschlagnahmerecht des durch diesen Handel verletzten Kriegführenden. In dieser Beziehung bestimmte denn auch der Utrechter Vertrag, entgegen der früheren weitergehenden Praxis, daß der Begriff der Kontrebande auf „Kriegsmunition" beschränkt sein solle, was unter dieser zu verstehen sei, war namentlich aufgezählt.

Da nun einerseits das feindliche Privateigenthum nicht unverletzlich war, andrerseits neutrale Schiffe sehr leicht Kontrebande enthalten konnten, so hatte man schon von jeher dem Kriegführenden das Recht zuerkannt, Handelsschiffe unter neutraler Flagge auf offener See anzuhalten und zu besichtigen (droit d'arrêt, droit de visitation) — eine Befugniß, deren Ausübung im einzelnen sehr leicht zu unliebsamen Vorgängen Anlaß geben konnte, deren genauere Präzisirung daher in hohem Grad noth that. Sie erfolgte denn auch im genannten Vertrag in einer Weise, welche die bis dahin zumeist weitergehende Uebung seitens der Kriegführenden beschränkte; es wurde ausgesprochen: ein neutrales Fahrzeug kann von einem Kriegführenden (Kriegsschiff) angehalten werden zum Zweck einer Visitation der Schiffspapiere und dadurch erfolgender Feststellung der Unschädlichkeit der Ladung. Die Details des Verfahrens wurden in einer Weise geregelt, wie es schon im 17. Jahrhundert in einzelnen Verträgen (z. B. 1668 zwischen England und Holland) geschehen war. Hienach hält das Kriegsschiff außer Kanonenschußweite an und sendet zwei bis drei Mann an Bord des Handelsschiffes zur Besichtigung der Schiffspapiere. Erweisen sich diese in Ordnung, so ist jede weitere Belästigung des Handelsschiffes ausgeschlossen; insbesondere eine etwaige Durchsuchung (search) der Schiffsladung, über deren Charakter ja die Schiffspapiere nothwendig Aufschluß zu geben haben. Ergibt die Visitation, daß das Schiff Kontrebande führt, so hat das Kriegsschiff das Recht zur Beschlagnahme derselben, die in der Weise geschieht, daß das Handelsschiff sofern es sich nicht durch eigene oder fremde Hülfe befreit, in einen Hafen der Kriegführenden übergeführt wird. Dieser erwirbt jedoch das Eigenthum erst nach einem die Beschlagnahme gutheißenden Urtheil des Prisengerichts, das im kriegführenden Staat gebildet wird.

Nach dem Vertrag von Utrecht ist als selbstverständlich anzusehen, daß dasselbe Recht wie den Kriegsschiffen, auch den Kapern (corsaire) zustehe, d. h. Handelsschiffen, welche vom kriegführenden Staat ausdrücklich zur Jagd auf gegnerische Handelsschiffe ermächtigt worden sind. Eine andere vielbestrittene Frage wurde dagegen im Jahre 1713 nicht berührt, nämlich wie gegenüber Handelsschiffen zu verfahren sei, die von Kriegsschiffen des gleichen Staates begleitet sind (convoy), eine Uebung, die damals bei dem Mangel der Sicherheit auf See noch eine große Rolle spielte.

Eine Bereicherung der kriegführenden Macht mit dem Handel eines Neutralen ist auch möglich gelegentlich einer Angriffshandlung des ersteren gegen die Küste des Gegners, vor allem dann, wenn dieselbe durch ihre Schiffe einen Hafen oder eine sonstige Küstenstrecke des Gegners vom Seeverkehr absperrt (Blockade, blocus). War schon bei einer thatsächlichen Blockade die Behandlung der neutralen Handelsschiffe von jeher ein Gegenstand von großer Unsicherheit, so wurde dieselbe erhöht durch den zuerst von Seiten Hollands (1689) angewandten Begriff der fiktiven Blockade, wonach die Wirkungen einer Blockade nicht mehr bloß durch das thätliche Eingreifen von Kriegsschiffen, sondern lediglich durch Proklamation des kriegführenden Staates sollten entstehen können. Gegen diese Anschauung, die später noch eine große Rolle zu spielen bestimmt war, wendete sich der Vertrag zu Utrecht mit dem Satz, daß jede Blockade, „effektiv" sein müsse, d. h. eine thatsächliche Absperrung des Hafens u. s. w. erfordere. Diese Festsetzung war allerdings eine rein negative, denn wenn eine Blockade als effektiv anzusehen war, insbesondere auch wenn eine effektive Blockade „unterbrochen" oder „aufgehoben" werde, das waren höchst bestrittene und im einzelnen verschieden gehandhabte Punkte. — Fügt man hiezu noch den Artikel 17 des Utrechter Vertrags, welcher den Neutralen grundsätzlich Freiheit der Schiffahrt und des Handels selbst zwischen feindlichen Plätzen einräumte, so ist die völkerrechtliche Bedeutsamkeit der getroffenen Vereinbarungen nicht zu verkennen.

Allein die folgenden Jahrzehnte zeigten den geringen Bestand der sanktionirten Grundsätze. Nicht nur, daß mit dem verpönten Begriff des „blocus fictio" seitens Englands und auch Hollands wiederholt operirt wurde (z. B. 1744, 1756); England, das im siebenjährigen Krieg Frankreich von seinen Kolonien abgeschnitten halte, suchte 1756 auch den Handel der Neutralen mit den französischen Schutzgebieten, der damals gestattet worden war, zu unterdrücken. Nun folgte 1778 der Aufstand der englischen Kolonien in Amerika, ein Ereigniß von umwälzender Bedeutung für den Handel und das Seerecht. Die nächste Folge waren von verschiedenen europäischen Staaten publizirte Erlasse, worin die Grundsätze des Utrechter Vertrags neuerlich verfochten wurden — doch gewann diese Bewegung gegen England, das sich bei seiner rücksichtslosen Haltung zur See damals wieder hinter die „Kriegsnothwendigkeit" verschanzte, erst höheres Gewicht, als die russische Kaiserin Katharina in der Deklaration vom 28. Februar 1780 die Freiheit des neutralen Handels proklamirte. Diese Erklärung war der Anstoß zu der Einigung der kontinentalen Mächte gegenüber England in der „neutralité armée". Während letzteres Dänemark zur Anerkennung einer sehr weitgehenden Interpretation der „Kriegskontrebande" zwang, verkündeten die neutralen Mächte neuerdings den Grundsatz der Freiheit des neutralen Handels im Krieg, den Satz: „frei Schiff, frei Gut" mit alleiniger Ausnahme der Kontrebande, die im einzelnen bestimmt wurde, endlich eine Definition der „Blockade" in dem Sinn, daß durch die Veranstaltungen der blockirenden Macht „un danger évident d'entrer" geschaffen sein müsse. Der „bewaffneten Neutralität", welcher bis 1783 beinahe alle Staaten Europa's beigetreten waren, oder wenigstens zugestimmt hatten, mußte damals das isolirte England nachgeben: wenigstens äußerlich, ohne sich doch in der bisherigen Praxis besonders stören zu lassen. Die nächsten zwanzig Jahre brachten im Gefolge der Revolution in Frankreich und dessen Aufschwung unter Napoleon einen derartig raschen Wechsel der politischen Konstellation, daß sich die Bestimmungen über die Frage der Neutralen, wie sie in zahlreichen Verträgen getroffen wurden, nicht alle anführen lassen. Bedeutender treten hervor einerseits der Vertrag von Mortfontaine zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten (1800), dessen

Art. 12—20 die berührten Fragen ausführlich regelten; andrerseits das zweimalige gewaltsame Vorgehen Englands gegen Dänemark (siehe Bombardement Kopenhagens), dann als Folge des Todes Pauls I. von Rußland ein Vertrag dieses Staates mit England, 17. Juni 1801, in welchem besonders feindliche Waaren auf neutralem Schiff für konfiskabel erklärt, der Konvoyirung die Wirksamkeit abgesprochen und das Blockaderecht des Kriegführenden wesentlich erleichtert wurde.[2]) Wechselten die Anschauungen über die Rechte der Neutralen beinahe von Jahr zu Jahr, so erreichte die Negation des Völkerrechts ihren Gipfel, als Frankreich seinem erbitterten Gegner England zur See unterlegen war (Schlacht bei Trafalgar 1806) und die Briten nunmehr keinen ebenbürtigen Gegner auf dem Meer zu fürchten hatten. Es erschien die Ordre vom 16. Mai 1806, wodurch England alle Küsten, Flüsse und Häfen, von der Elbe-Mündung bis nach Brest inklusive in Blockadezustand erklärte, so daß diese Küstenstrecke „als thatsächlich blockirt zu betrachten sei". Neutralen Schiffen, auch sofern sie nicht mit feindlichen oder Kontrebande bildenden Waaren beladen waren, wurde der Verkehr mit dieser Küstenstrecke nur gestattet, wenn sie nicht in dem Hafen eines England feindlichen Staates beladen worden oder nicht schon vorher die Blockade verletzt hatten.[3])

Erlitt schon durch dieses Vorgehen der neutrale Handel die größte Einschränkung, so verschwand auch der letzte Rest des Grundsatzes von der Freiheit des Seehandels mit dem Dekret Napoleons, gegeben zu Berlin 21. November 1806, welches die sogenannte „Kontinentalsperre" verhängte. Das Dekret war ausdrücklich als Vergeltungsmaßregel bezeichnet und hatte den ausgesprochenen Zweck, England von jeder Verbindung mit dem Kontinent abzuschneiden. Deßhalb wurden die britischen Inseln in ihrer Gesammtheit für blockirt erklärt; auf dem Kontinent ward jeder englische Unterthan als Gefangener, jede englische Waare und jedes englische Schiff als gute Prise behandelt. Dieses Vorgehen hatte bald die Folge, daß England in der Ordre vom 11., bezw. 25. November 1807 die französischen Maßregeln in gleicher Strenge erwiderte, andrerseits Napoleon im Dekret von Milan (17. Dezember 1807) gegen die englischen Uebergriffe gegenüber der neutralen Schiffahrt Stellung nahm. In dieser Zeit war ein neutraler Handel, selbst Amerika's, fast gänzlich ausgeschlossen; jedes Schiff mußte gewärtig sein, entweder von englischen oder von französischen Kriegsschiffen durchsucht und beschlagnahmt zu werden; jedes Vertrauen auf die zur Schau getragene Flagge war beiderseits geschwunden; es segelten überall „des faux neutres", die ihre Flagge nach Ort und Zeit wechselten. Aber sehr bald zeigte sich, daß die von England wie von Frankreich aufgestellten Grundsätze praktisch nie vollkommen durchführbar waren; wiewohl de nomine aufrechterhalten, erfuhren sie doch hier und dort Einschränkungen, wie es z. B. die von England zuerst, dann auch von Napoleon ausgestellten Lizenzen sind: Erlaubnißscheine für einzelne Schiffe zu einem bestimmt abgegrenzten Handel, der vordem allen Neutralen zugestanden hatte. Solche Vorgänge zeigten mit erdrückender Deutlichkeit, daß der neutrale Handel auch im Krieg nicht ohne Schaden der Allgemeinheit verletzt werden kann.

2) Die Schiffe der blockirenden Macht brauchen sich nur in der Nähe des zu blockirenden Hafens zu befinden, ohne daselbst stationirt sein zu müssen (vaisseaux arrêtés ou suffisement proches).

3) Hinsichtlich der Küstenstrecke von der Elbe bis zur Ems wurde die Blockade bereits durch die Ordre vom 25. Sept. 1806 für aufgehoben erklärt.

So verschieden auch in den folgenden Jahren, beim steten Wechsel von Bündniß, Krieg und Vertrag, die Ausdehnung war, die die Kontinentalsperre beanspruchte und besaß: dieser erbitterte Kampf Frankreichs gegen die größte und einzige Seemacht der damaligen Zeit dauerte fort bis zum Sturz Napoleons. Wiewohl schwer geschädigt infolge der Unmengen von Waaren, die in London lagerten, ohne Absatz zu finden, ging England doch innerlich ungebeugt aus diesem Kampf mit seerechtlichen Normen hervor. Nach Napoleon, der doch in seinen Erlassen stets das internationale Seerecht betont hatte, verschwand dieser Gegenstand aus der Politik. Nichts kann bezeichnender sein für das mangelnde Verständniß, das die Wiener Kongreßmächte für diese doch so wichtige Materie zeigten, als daß dieselben in den Punktationen des Wiener Kongresses nicht mit einem Wort berührt wurde.[4]) England hütete sich wohl, diese Frage anzuregen; eine internationale Vereinbarung hätte hier nur eine Beschränkung seiner Alleinherrschaft auf dem Meer bringen können.

Dagegen gewann eine weitabliegende Idee in den folgenden Jahren für das internationale Seerecht insofern Bedeutung, als sie das Visitationsrecht auf offener See berührte. Die theoretische Proklamation der Mächte des Wiener Kongresses (8. Febr. 1815), betreffend die Bekämpfung des Negerhandels (traite des noirs) sollte nach dem Vorschlag Englands dadurch in die Praxis übergeführt werden, daß des Negerhandels verdächtige Handelsschiffe innerhalb eines bestimmten Rayons um Afrika von den Kriegsschiffen der Mächte jederzeit sollten angehalten und durchsucht werden können. Eine Einigung wurde aber nicht erzielt: Frankreich und die Vereinigten Staaten traten dem von England, Oesterreich, Preußen und Rußland geschlossenen Vertrag vom 20. Dezember 1841, welcher den genannten Vorschlag sanktionirte, nicht bei.[5])

Die Möglichkeit, unmittelbar an dem Ausbau des internationalen Seerechts zu arbeiten, brachte die eigenthümliche politische Konstellation des Krimkrieges, in welchem die Flotten der alten erbitterten Feinde Frankreich und England Bord an Bord gegen Rußland im Felde standen. Einer diesbezüglichen Anregung Rußlands erklärt sich England bereit Folge zu leisten, sofern die Beseitigung der Kaperei (la Course) bestimmt wurde. Trotzdem nun die Vereinigten Staaten und Spanien, welche in der Kaperei bei ihrer damaligen mittelmäßigen Stärke zur See eine wirksame Vertheidigungswaffe erblickten, auf diese nicht verzichten wollten, einigten sich doch wenigstens die übrigen Staaten (England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Preußen, Sardinien und die Türkei) über hochwichtige Punkte in der „Pariser Seerechtsdeklaration" vom 16. April 1856, welche für die Rechtsstellung des neutralen Handels noch heute die Grundlage bildet. Die Sätze der Pariser Deklaration lauten:

1. La Course est et demeure abolie;[6])
2. Le Pavillon neutre couvre la marchandise ennemie a l'exception de la contrebande de guerre;

4) Die Artikel 108—117 der Wiener Kongreßakte behandeln lediglich die Verkehrsverhältnisse auf den „internationalen Flüssen".

5) Die weitere Entwicklung dieser Idee führte über die Berliner Generalakte vom 26. Februar 1885 zur Brüsseler Generalakte vom 2. Juli 1890; sie kann hier nicht genauer berührt werden.

6) Dieser Satz ist stillschweigend auch von der Union und Spanien anerkannt worden, indem beide Staaten im Kriege des Jahres 1898 auf Ausstellung von Kaperbriefen verzichteten. Auch bezüglich der Blockade trugen die Vereinigten Staaten in ihrem Vorgehen vor Cuba der Pariser Deklaration Rechnung.

3. La marchandise neutre à l'exception de la contrebande de guerre, n'est pas saisissable sous pavillon ennemi;
4. Les blocus pour être obligatoires doivent être effectifs, c'est-à-dire maintenus par une force suffisante pour interdire réellement l'accès du territoire de l'ennemi.

Erwägt man zunächst, was hiedurch nicht erreicht war, so fällt vor allem ins Auge:

1. daß das Privateigenthum im Seekrieg nach wie vor nicht unbedingt geschützt, 2. daß der Begriff der Kriegskontrebande nicht festgestellt ist. Dagegen bildete neben der Abschaffung der Kaperei, insbesondere jene Bestimmung, welche Waaren eines neutralen Staates auch unter feindlicher Flagge der Willkür eines Kriegführenden entzog (Z. 3), eine wesentliche Verbesserung des neutralen Handels; auch die strengeren Erfordernisse für die Wirksamkeit der Blockade haben indirekt die gleiche Wirkung. Stillschweigend anerkannt blieb aber die Befugniß der Kriegführenden zur Visitation neutraler Handelsschiffe, eine Maßregel, die zur Verfolgung des Kriegszwecks, zunächst zum Zweck der Feststellung der Kontrebande, kaum entbehrlich ist.

Die Pariser Deklaration von 1856 ist die letzte „Kodifikation" des internationalen Seerechts; seither sind zwar die Versuche, über wichtigere Fragen auf diesem Gebiet eine Einigung der Staaten zu erzielen, nicht aufgegeben worden; allein der Erfolg ist, wie aus der letzten Zeit die Konferenz zu Haag erwiesen hat, fast völlig ausgeblieben. So weit also völkerrechtliche Uebereinkommen nichts darüber enthalten, ist man bei der Beurtheilung eines vorliegenden Thatbestandes auf die „Präcedenzfälle" angewiesen. Häufig wird sich aus einer Einigung, wenigstens zwischen zwei Staaten, aus einem Schiedsspruch u. s. w. das entnehmen lassen, was man als Praxis des modernen Seerechts anzusehen hat. Hiefür möge als Beispiel die Meinungsverschiedenheit dienen, welche sich zwischen England und Frankreich gelegentlich des französisch-chinesischen Krieges gebildet hatte. Frankreich suchte nämlich den Import von Reis nach China zu verhindern, indem es sich auf den Begriff der „indirekten" Kontrebande stützte (Note vom 10. März 1885). Demgegenüber ging die überwiegende Meinung der Staaten, England an der Spitze, dahin, daß Lebensmittel an sich nicht zur Kontrebande zu rechnen seien.

Wie die Verhältnisse des Handels neutraler Staaten im Seekrieg heutzutage behandelt und beurtheilt werden, darüber haben die Ereignisse insbesondere des vergangenen Jahres genügend unterrichtet. Es kann hier nicht an eine Darstellung der gesammten geltenden Praxis gedacht werden. Doch möge noch eines historischen Moments Erwähnung geschehen. Wie nämlich die veränderten Anschauungen, das feinere Rechtsgefühl der modernen Staaten, so haben auch die Umwälzungen im gesammten Handel und Verkehr auf die Gestaltung des internationalen Seerechts verändernd eingewirkt und thun dies auch fernerhin.

Wer der Zeiten gedenkt, wo alljährlich, von Kriegsschiffen beschützt und geleitet, die indische Flotte in London, oder die amerikanische Silberflotte in Sevilla einlief, der wird die Bedeutung bemessen können, welche damals die Frage der Stellung konvoyirter Handelsschiffe gegenüber dem Visitationsrecht der kriegführenden Macht besaß. Heute, bei dem periodischen Dampferverkehr auf bestimmten Handelsseestraßen, ist die Bedeutung des Convoys auf ein Nichts geschwunden. In den meisten Verträgen früherer Zeiten war ferner bestimmt, daß das von seinem Anhaltungsrecht Gebrauch machende Kriegsschiff „außerhalb Kanonenschußweite" vom zu visitirenden Handelsschiff weg Halt machen und dann die visitirenden Personen im Boot hinüberschicken solle. Heutzutage, wo die Tragweite der Geschütze nach Kilometern gerechnet wird und wo im Gegensatz zu früher die Handelsschiffe an Schnelligkeit den Kriegsschiffen ebenbürtig, wenn nicht überlegen sind, dürfte dieser Gebrauch kaum mehr aufrechterhalten werden. Auch die Blockade dürfte in der Neuzeit im allgemeinen, und insbesondere in den Kulturstaaten an Bedeutung verloren haben. Denn die eminent gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten, wie Eisenbahnen, Kanäle, Telegraph und Telephon müssen die Umgehung der Blockade eines einzelnen Platzes wesentlich erleichtern; während Blockade einer ganzen Küstenstrecke doch nur im allergünstigsten Fall in effektiver Form möglich ist.

Bei Goethe zu Gaste.[1]

In dem bunten Zuge mannichfaltigster, meist bedeutender Festschriften zu Goethe's Jubeljahr ist eine der inhaltreichsten die oben bezeichnete von Professor Dr. Gaedertz in Berlin, der seit vielen Jahren als Entdecker, Forscher, Herausgeber und Uebersetzer auf manchen Gebieten besonders den Freunden Goethe's und Reuters, aber auch den Kennern der altenglischen, nieder- und plattdeutschen Schauspiele bekannt ist. In unsrer Sammlung findet sich nicht bloß manches von ihm schon früher Veröffentlichte, sehr vieles ist ganz neu, nicht bloß einzelne Mittheilungen, sondern auch ganze Garben von Briefen und viele neue Abbildungen, so daß wir dem glücklichen Sammler immer wieder zu Danke verpflichtet werden, aber freilich gilt es auch das Neue zu prüfen. Das Verzeichniß der neuen Abbildungen und Faksimiles steigt auf 23; den Schluß bildet die Tuschzeichnung Goethe's von einer felsigen Gebirgslandschaft, die nach dem entscheidenden Urtheile von Ruland in die Oeser'sche Zeit gehört. Von Minchen Herzlieb finden wir nur Bilder des Kindes und der Vierzehnjährigen; die Darstellung, wie sie bei stürmischem Regen von einem Herrn mit dem Schirme beschützt wird, ist freilich etwas seltsam.

Wenden wir uns zu den neuen litterarischen Mittheilungen, so treffen wir zunächst wieder auf Minchen Herzlieb. Natürlich geht Gaedertz von der Ansicht aus, er habe seine Behauptung eines andauernden leidenschaftlichen Verhältnisses Goethe's zu dieser festgestellt, was wir entschieden leugnen, da wir vielmehr behaupten müssen, er habe den Werth seiner neu entdeckten Nachrichten von ihrem Leben gegen die vorhandenen weit überschätzt und jeder gegen Goethe ausgesprochene Vorwurf ein schweres Unrecht ist. Die ältesten und echtesten Zeugen sind außer Goethe Minchen's Pflegeeltern Frommann in Jena und ihr Adoptivbruder und ihre Adoptivschwester nebst ihrer Hauptfreundin in Jena, der Malerin Luise Seidler, die Alle so deutlich, wie es mit Worten geschehen kann, erklärt haben, von einer eigentlich dauernden Leidenschaft könne gar nicht die Rede sein, und von mir sei das Verhältniß wesentlich längst richtig dargestellt worden. Daß am 29. November 1807 Minchens Schönheit augenblicklich einen mächtigen Eindruck auf den Dichter gemacht habe, wissen wir von ihm selbst, aber auch, daß dessen gewaltige Erregung bald erlosch und das Jenaer Sonettenspiel kein Ausdruck heftiger Herzensliebe gewesen sei. Wozu leugnet Gaedertz, was offen vorliegt? Gegen die Zuverlässigkeit der Familie Frommann wagt er kein Wort vorzubringen und

---

[1] Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreise. Ein Schwänchen zum 150jähr. Geburtstage des Dichters von Karl Theodor Gaedertz. Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand 1900. Mit einem Titelbilde: Goethe nach einem in Marienglas geätzten Transparente aus dem Nachlasse von Goethe's Sekretär Kräuter. S. 372 und XII S.

kein Beweis, die Seidler sei keineswegs Minchens Vertraute gewesen, ist ein Schlag ins Wasser. Wenn Letztere einmal schreibt, ihr Verhältniß zu Jener sei ein etwas gespanntes, weil Luise die ihr vertraute Neigung zu Manteuffel ausgeplaudert habe, so war dies nur eine augenblickliche Verstimmung, ihre innige Freundschaft hielt sich ihr ganzes Leben lang. Auch berichtet Luise nicht von Geheimnissen, sie schildert nur ihre Seelenfreundin, und bezeugt nach bestem Wissen, Alle, die Minchen kannten, hätten in Abrede gestellt, daß das Verhältniß ein leidenschaftliches gewesen, wie es auch die Familie Fromman that. Wie vermag Gaedertz solchen Zeugnissen der besten Bekannten gegenüber eiteln Einspruch zu erheben? Auch wissen wir, daß Goethe zur Zeit, wo seine „Passion" zu Minchen entstanden sein soll, durchaus heiter war, ja im Januar 1808 brachte er seine Frau mit nach Jena, wo sie mit Minchen zusammentreffen mußte, was ihm doch äußerst peinlich hätte sein müssen, wenn er wirklich leidenschaftlich in diese verliebt gewesen wäre. Gaedertz übergeht alles, was seinem Wahn widerspricht, mit Stillschweigen. Goethe schreibt 1808 an die Seidler: „Grüßen Sie Minchen: Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treuen Elemente an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen". Die Seidler hatte Goethe berichtet, daß Minchen urplötzlich die Verlobung mit dem Professor Pfund aufgehoben habe. Unmöglich könnte er der Seidler gegenüber so scherzen, hätte er selbst eine unglückliche Liebe zu ihr genährt. Wenn Gaedertz sich auf rätselhafte Worte Goethe's im Oktober 1815 beruft, so hat er diese eben mißverstanden. Aeußerst auffallend muß ich es finden, daß er selbst Varnhagen als Zeugen für seine Beschuldigung einschmuggelt, da dieser sie als völlig haltlos zurückgewiesen hat. Alwine Frommann erklärt ausdrücklich, Minchens Schicksal sei im Grunde nur die äußerste Folge ihres Charakters gewesen, da es ihr an fester Willenskraft gemangelt habe; das Verhältniß zu Goethe sei nur ein hingehauchter Anflug lieblicher Neigung gewesen. Noch verfehlter ist es, wenn er im dritten Aufsatz die Entdeckung, daß der Verfasser der Abhandlung über die „Wahlverwandtschaften" im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher", Legationsrath Meyer gewesen sei, was ich schon früher wußte (vgl. meine „Abhandlungen" I, 250), zu seinen Gunsten anführt. Ich werde jetzt, meint er, das von mir bezweifelte Alter des Verfassers nebst der Reinheit der Quelle ohne Zweifel anerkennen. Vielmehr beweist es, wie spät und aus zweiter oder dritter Hand der Bericht sei. Der Student Meyer machte die Bekanntschaft des Frommann'schen Hauses erst im Jahre 1824, will aber von älteren Bekannten Näheres vernommen haben. Wie sollten aber diese besser unterrichtet gewesen sein als die unmittelbaren Zeugen aus dem Jahre 1807, die Frommanns und die Freundin Seidler. Diese sind ohne Frage die zuverlässigsten von Allen, nicht der von Gaedertz, man weiß nicht worauf hin, siebzehn Jahre später als klassisch gerühmte Student, und durch ihre Aussagen steht entschieden fest, daß Goethe den Eindruck, den Minchen am 29. November 1807 auf ihn gemacht hatte, gleich überwand. Möge Gaedertz doch endlich alle halsbrecherischen Versuche unterlassen, auf Grund seiner Aufklärungen über Mina's Persönlichkeit die feststehenden Thatsachen Lüge zu strafen! Mit Ausnahme dieser Schrulle finden wir seine „Goethe-Erinnerungen von Alwine Frommann aus den Briefen von Varnhagen" höchst erfreulich. Bei dieser Gelegenheit gelangte auch das heute leider in trübe Finsterniß gehüllte Bild des vortrefflichen Goethe-Forschers, vielseitigen, geschmackvollen und scharfsinnigen deutschen Schriftstellers Varnhagen zu verdienter Anerkennung. Die Briefe befinden sich auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Die Auszüge daraus beziehen sich besonders auf Personen der letzten Goethe-Epoche, und sind von höchstem Werthe. Frau v. Wolzogen hat über Alwine in der Novelle „Das Stumpfnäschen" ein auffallend rohes und herbes Urtheil mit widerlicher Erfindung gefällt. Zu Jena nannte man die im Jahre 1800 geborene, und bis zum April 1838, dann wieder seit dem Sommer 1840 in Jena wohnende Alwine die Prinzessin. Sie lebte in Dichtung, Gesang und Malerei und war eine reine, alles Gute, Wahre und Schöne tiefempfindende Seele. Von den hier gebotenen Urtheilen sind die über die Nächsten in Goethe's Kreise, besonders über August Goethe, seine Gattin und Kinder recht bezeichnend. Merkwürdig ist, daß auch unser Herausgeber S. 43 nicht weiß, daß Knebels Liebe zu der Göchhausen, der bekannten Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar, ein tolles Versehen von Mundt ist, der diese mit dem Karlsruher Fräulein v. Rathsamhausen verwechselte. Ueber Goethe's August, den sie kurz vor seiner traurigen Reise nach Italien acht Tage in Weimar sah, zu einer Zeit, wo er bereits dem Tode verfallen schien, berichtet sie: „Nach Tisch mußte ihm Walther (der älteste Sohn) immer vorspielen. Da sprach er einmal seine Seele frei aus, wie ihn das tröste und erleichtere, wie er ganz anders geworden, wenn er diese Hülfe gehabt, wie aber nun alles soweit gekommen, daß er, um nicht vor den Augen des Vaters zugrunde zu gehen, fort müsse. Abends spielte er die Mundharmonika, die eben erfunden worden. Ihn konnte nur eine positive Beschäftigung erleichtern, keine betrachtende, kein Studium; fast das einzige leider, worin er deßhalb mit Ottilie einig war, war die Bestimmung, daß beide Söhne bis fünfzehn Jahre Musik lernen m ü ß t e n, dann erst sich entscheiden dürften, ob es fortzusetzen sei." An Musik fehlte es wahrlich nicht in Goethe's Hause, aber August scheint dazu weder Trieb noch Anlage gehabt zu haben. Erst im Jahre 1838 schreibt Alwine: „Ottilie, die Arme, Ruhelose, sich und Andere quälende, und doch so schön und reich Begabte: sie ist wieder hier und wieder leidend, sanft, mild und liebenswürdig, mit allen Schatten, die nun auch zu ihr gehören. Hier ist sie nicht gut, und nie ist mir Jemand vorgekommen, der so wenig vom Leben gelernt, in jedem Sinne." Den Enkeln Goethe's war Alwine außerordentlich zugethan, nur ihre Schwester, die reizende Alma, liebte sie nie. Ueber Walther äußerte sie sich im Sommer 1839, wo seine erste Oper in Weimar angenommen und gegeben wurde, äußerst besorgt, da sie nur mittelmäßig sei, und sie für den Erfolg zitterte. Ein günstiges Urtheil von Adele Schopenhauer läßt sie aufjubeln. „Welche Lust, wenn Walther wirklich bedeutend würde!" schreibt sie. Bald darauf fand sie ihn wirklich geistig gewachsen. An Varnhagen schrieb sie: „Walthers Musik möchte schwer zu senden sein. Ich stand bei ihm und las, er sah ins Buch (den gewählten Text), wir sahen uns an, er sang und so verflog's. Dazu ist er noch sehr scheu und will nichts herausgeben." Bei einem dritten Besuche in Berlin meldet sie, er sei lebendig und etwas wie Monsieur Jacques in „Wie es Euch gefällt" unter vier Augen; außerdem äußerlich wenig von der Natur begünstigt; dies und die Schwere seines Namens unter Menschen schwer fühlend, a l l e i n noch glücklich im ewigen Produziren, zu der Welt noch gar keine Stellung. Ueber seinen Bruder Wolf, Goethe's Liebling, hören wir im Februar 1837, er spiele seines Bruders Melodien hinreißend, sei aber tief verletzt an der Lebenswurzel, ehrgeizig und fleißig, äußerlich kalt, innerlich Feuer; mit allen Herzensfasern hänge sie an Beiden. Und einige Monate später heißt es, sie habe lange nicht ihr Herz für eine Individualität so bewegt gefühlt, könnte alles thun, um ihn zu heilen. Bei seiner großen Neigung zum Arbeiten sei ihm das Verbot dagegen eine Qual; der Arme mit seinen siebzehn Jahren sei tief melancholisch ohne seine Schuld, sie denke aber, seine köstliche Natur solle sich durchkämpfen. Und dies traf bald darauf ein, drei Jahre später konnte sie schreiben: „Wolf scheint ein tüchtiger Mensch zu werden!" Leider hielt das nicht lange an.

Auch aus Goethe's und Varnhagens Werken wird von Alwine manches geistreiche Wort hervorgehoben und empfunden. Ein von ihr seit dem März 1840 geführtes Tagebuch, worin Varnhagen Hauptperson war, gereichte diesem, wie Gaedertz bemerkt, zur Verwirrung, Beschämung, Dankbarkeit und Aerger, gab auch den Anstoß, daß Beider Wege sich allmählich schieden. Gaedertz hat es nicht gesehen.

Der nächste Abschnitt „Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer" handelt besonders anziehend von dem schon genannten Legationsrath Meyer. Wer der Jenaer Stu-

dent Meyer war, den Goethe nach Eckermann am 15. Februar 1824 bei sich empfing, findet man bei den Erklärern nicht, erst nach dem Drucke meiner Erläuterungen zu Eckermann habe ich gefunden, daß auf ihn sich ein Brief Goethe's an Weller bezieht und auch eine Erwähnung von Gries ihn betrifft. Gaedertz hat entdeckt, daß derselbe auch der genannte Legationsrath war. So konnte er denn über diesen Genaueres berichten und eine Anzahl Gedichte desselben mittheilen. Weniger bedeutend ist der Aufsatz: „Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis (Briefe der Schwestern der Frau Frommann aus den Jahren 1810—1814)“ und der schon früher gedruckte Aufsatz: „Zwei Damen der Weimarer Hofgesellschaft zur Zeit Goethe's (Sophie v. Schardt und Amalia v. Werthern).“ Es folgt der schon in „Westermanns Monatsheften“ gedruckte Aufsatz „Ueber Eduard d'Alton“, dann zwei kürzere Mittheilungen über Goethe's Verbindung mit Niebuhr und Karl v. Schlözers zweite handschriftlich erhaltene Komposition von Goethe's „Erlkönig“. Die mehr als hundert Seiten umfassenden „Briefe von und an Goethe's Urfreund Knebel“ bilden doch ein etwas zu starkes Schwergewicht, wenn auch manche dieser vierzig Briefe Lücken in Knebels schon hochgestiegener Brieffluth anziehend ausfüllen; vielleicht wäre auch dem gastlichen Empfange der Goethefreunde weniger mehr gewesen. Von Knebel selbst finden sich zwölf; sie sind gerichtet an Ramler, Sophie v. Schardt (2), Amalia v. Imhoff (2), v. Jean Paul (2), d'Alton (2), Johann Heinrich Voß, Johanna Schopenhauer, Knebel's Schwester und Charlotte v. Schiller. Die Zuschriften an Knebel sind von Ramler, Wieland, Hofrath Johann Karl Albrecht, Lehrer des Prinzen Konstantin (2), Oeser, Sophie v. Schardt (2), Maler Franz Kobell, Hofrath Justus Christian Loder, Professor Batsch (3), Frau v. Stein (2), Amalie Imhoff (2), Gries (2), Karoline v. Herder (2), d'Alton, Fr. W. Riemer (2), Charlotte v. Ahlefeld, die einige Zeit für Frau v. Stein die Briefe schrieb (3), Karoline v. Wolzogen und Franz Passow. Gaedertz hätte leicht eine sehr werthvolle Auswahl geben können. Seine reichlichen Anmerkungen entsprechen mit Recht dem Bedürfnisse eines weiteren Leserkreises. Durch mehrere anziehende Bildnisse wird die Briefsammlung belebt. Das Schreiben Wielands beweist, daß Goethe diesem einen eigenen Brief geschrieben hatte, nicht, wie ich angenommen, bloß eine Nachschrift zum Knebel'schen Briefe. Zu S. 248 ist zu bemerken, daß im Briefe von Voß an Knebel (Nachlaß II, 407) Mundt die Abkürzung „G. und R.“ seltsam mißverstanden, und in Griechen und Römer aufgelöst hat, da sie doch offenbar heißen sollen „Götz und Ramler“. S. 258 ist d i e s e A r t v o n B e s c h ä f t i g u n g die literarische. Charlottens Sohn Karl schien Frau v. Schiller nur zu Geschäftssachen beanlagt, wogegen sie zu ihrer großen Freude in ihrem Ernst Dichtertalent zu entdecken glaubte. Von den folgenden acht Briefchen Goethe's auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin waren zwei längst bekannt. Die sechs übrigen hat Gaedertz entdeckt und mitgetheilt, alle sind wenig bedeutend. Der folgende Abschnitt handelt von der Verbindung des Staatsministers v. Goethe mit dem preußischen Kultusministerium, aber diese Verbindung war zum Theil fast mehr persönlich als amtlich. Seit dem Jahre 1810 vertrat der längst Goethe befreundete Schuckmann auch den Kultus und den Unterricht. Im Jahre 1814 lud der Minister v. Stein Goethe zu einer Reise nach Köln ein, um sich mit ihm von den Zuständen der auf Kunst und Alterthum bezüglichen Anstalten in den wiedergewonnenen deutschen Provinzen zu unterrichten, und darüber an den Kanzler Hardenberg zu berichten. Dies durfte Gaedertz nicht übergehen. Goethe aber sandte seinen Bericht wohl auf Boisserée's Rath an Schuckmann, dem er auch den gedruckten Anfang seines Aufsatzes „Ueber Kunst und Alterthum am Rhein“ übersandte. Dieser freute sich, seine frühere angenehme Empfindung über die Bekanntschaft des Dichters „wieder neu aufgefrischt zu haben.“ Diese Verbindung mit Schuckmann dauerte bis Ende 1817, wo Altenstein das neugebildete Kultusministerium übernahm, der schon lange Zeit mit Goethe in freundlicher Verbindung gestanden hatte. Unter ihm handelte es sich meist um Empfehlungen bedeutender Gelehrter, einmal um eine von Jena aus nach Berlin geliehene Handschrift, die dort über die Zeit zurückgehalten wurde, so daß Goethe zu mehreren Briefen darüber veranlaßt wurde. Mehreremale suchte man ihn zum Besuche Berlins zu bestimmen, aber nie gelang es, einmal sandte er statt seiner den Rath Meyer. Auf den folgenden Aufsatz „Preußens Privilegium für Goethe's Werke, seine Geschichte und Korrespondenz“ thut Gaedertz sich sehr viel zugute. Er habe urkundlich festgestellt, daß nicht Oesterreich, sondern Preußen den gesetzlichen Schutz der Werke Goethe's gegen Nachdruck in Gang gebracht, ja sogar in Wien befürwortet, und zu einem den Dichter hochbefriedigenden, über alle Erwartungen erfreulichen Ziele geführt. Nicht bloß wird dies in gesperrtem Drucke hervorgehoben, sondern auch den älteren Goethe-Gelehrten vorgehalten, daß sie den vorhandenen Spuren nicht gefolgt und ihrerseits nicht jene schöne, glückliche Entdeckung gemacht, die ihm jetzt vorbehalten geblieben. Freilich hat er mit großer Mühe die neuen darauf bezüglichen Goethe-Briefe aus den Archiven zusammengebracht und die Bemühungen des preußischen Gesandten beim Bundestage ins Licht gesetzt, aber übersehen, daß des Pudels Kern eigentlich darin steckte, daß der Bundestag als solcher das Verbot des Nachdruckes gar nicht aussprechen konnte, sondern deßhalb alle einzelnen Bundesstaaten für sich um Gewährung des Privilegiums angegangen werden mußten, was den Dichter nöthigte, an Alle Bittgesuche zu richten, und nach Gewährung derselben auch so viele Dankbriefe, was ihm denn manche saure Mühe machte. Seltsam ist es, wie Gaedertz nicht daran gedacht hat, daß Goethe's Tagebuch über alles dieses von Ende 1824 bis zum 12. März 1826 genau berichtet. In letzterem lesen wir: „Unterschrift und Abschluß der sämmtlichen in der Privilegiensache nach Frankfurt und Berlin bestimmten Aussertigungen.“ Im Tagebuche findet derjenige, der an leeren Einzelheiten Lust hat, noch vielen Stoff über Goethe's Briefe in dieser leidigen Angelegenheit, die natürlich vom Weimarischen Gesandten beim Bundestage betrieben werden mußte. Die zum Theil prächtigen Ausführungen erfreuten Goethe sehr, noch mehr, daß er die Honorarforderung für die neue Ausgabe seiner Werke nun steigern durfte, da er dem Nachdruck einen solchen Riegel vorgeschoben hatte.

Den Schluß bilden unter der irreführenden Mottoüberschrift „Kleine Blumen, kleine Blätter“ zwölf meist schon früher bekannt gemachte Kleinigkeiten verschiedenster Art. Das erste von Gaedertz Goethe zugeschriebene Gedicht müssen wir ablehnen, wenn auch kein besonderer Grund dazu bisher vorlag. Es steht auf demselben Blatte mit einer brieflichen Aeußerung Bettinens aus dem Frühjahr 1808; beide sind von Bettine untergeschoben und gehören zu den vielen von ihr für ihr großes Trugwerk erdichteten Stücken, die bei der Sammlung desselben nicht benutzt worden waren. Die Verse stehen schon in der Schrift von Rist „Schönborn und seine Zeitgenossen“ (1836), Gaedertz behauptet sogar, das Blättchen, worauf sie stehen, sei inhaltlich dasselbe, das Goethe im Jahre 1808 an seine Mutter zur Mittheilung an Bettine geschrieben. Noch unglücklicher war die später von Sandvoß ausgesprochene Vermuthung, Marianne Willemer habe die etwas steifen Reime an Goethe gesandt. Können wir diese Verse unmöglich Goethe zuschreiben, so verdanken wir dagegen gern unserm Entdecker die Aufspürung von vier Versen an Rosette Städel, welche die Sendung eines Ringes begleiteten; sie sprechen des Dichters Bedauern aus, daß er der Einladung nach Frankfurt nicht habe folgen können. Auch Goethe's freundliches Briefchen an den Geheimen Assistenzrath Schmidt in Weimar vom 13. August 1786 ist als Span zur Reise nach Italien willkommen.

Köln. **H e i n r i c h D ü n t z e r.**

Mittheilungen und Nachrichten.

A. P. From sea to sea by Rudyard Kipling. Verlag von Bernhard Tauchnitz. — Kiplings Werke bedürfen keiner Empfehlung. Der Verfasser hat bekanntlich einen enormen Kreis von Verehrern in England, Amerika, Indien 2c. Auch ein großer Theil des Deutschen Reiches sammt unserm Kaiser huldigt ihm. Kipling haßt die Globetrotter, die Weltdurchrenner mit ihrer oberflächlichen Allerweltsweisheit, ihrer mündlichen und schriftlichen Belehrungssucht aus dem tiefsten Grunde seines Herzens. Doch, siehe da! Der Zwang der Umstände in Gestalt eines nach siebenjähriger, angestrengter Thätigkeit erlangten einjährigen Urlaubes verwandelte ihn selbst eines Tages — o Ironie des Schicksals! — in einen Globetrotter! Seine Reiseeindrücke „Von Meer zu Meer“ sind echt kiplingisch, d. h. sie haben Stimmung und verbreiten Stimmung. Es fließt aus ihnen ein stark pulsirendes, individuelles Leben, ein Leben, das seine Impulse durch die Anschauung der Außenwelt gewinnt und sie in eigenartiger Beleuchtung und unablässig wechselnden Farbentönen künstlerisch wiederzugeben vermag. Kipling ist ein moderner Mensch; abhold jeder Büchergelehrsamkeit, läßt er die Welt um sich her als einzige Lehrmeisterin gelten. Er kopirt nur sie, er gibt uns immer nur, was er mit eigenen Augen gesehen, eigenen Ohren gehört, eigenem Verstande aufgefaßt und eigenem Herzen durchfühlt hat. Er ist ein selfmade-Schriftsteller; darin liegt sein Reiz, seine Stärke und seine Schwäche. Geradezu wunderbar ist seine Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakterskizze zu entwerfen. Wir sehen aus ihm vor uns: den leichtlebigen Birmanen, der prächtig gekleidet durch die Straßen seiner Stadt schlendert und hübschen Birmaninnen den Hof macht, während er Madrassi und Chinesen hart für sich arbeiten läßt, und dann: im Gewühl eines Volksfestes dicht neben diesem Birmanentypus sein Gegenstück: den kühnen Dakeut, den Räuber von Profession, dessen schlaue Verwegenheit englischen Truppen unendlich gefahrvolle, ruhmlose Arbeit bereitet. Nicht minder anschaulich sind die Bilder aus China und Japan, die in flotter Zeichnung mit markigen Umrissen die starken Unterschiede des Grundtones jener drei asiatischen Nationen so haarscharf charakterisiren, daß sie uns mit greifbarer Deutlichkeit vor das Auge treten. Fast prophetisch klingen die vor dem Kriege geschriebenen Worte: „Das Volk der Chinesen müßte eigentlich von dem Erdboden vertilgt werden, denn es ist so ganz anders wie alle Völker der Menschen. Schaue den Chinesen ins Gesicht! Du erkennst auf den ersten Blick: sie verachten uns; sie haben keine Spur von Furcht vor uns!“ Kipling empfand eine Art von Grauen inmitten des unabsehbaren Gewoges jener rastlos arbeitenden und dennoch das eigene Leben gering achtenden feindseligen Rasse. In Japan, dem Eldorado der Kinder, fühlte er sich wohl. Er blieb dort wochenlang, und als er am Abend der Abreise — man pflegt jetzt Ausreise zu sagen — den Gewinn überschlug, den ihm dieser Aufenthalt eingetragen hatte, war die Bilanz eine günstige. Unter den Haupterinnerungsschätzen zählte er: Osaka mit seinem Kanal und dem prächtigen Schmuck seiner Pfirsichblüthen, Kamakura am brandenden Ozean, wo der große und gute Budda, seit urdenklicher Zeit am Strande sitzend, dem Vorüberrauschen des Meeres und der Jahrhunderte lauscht, Nikko, den schönsten Ort unter der Sonne, Tokyo, von dem zwei Drittel der europäischen Zivilisation angehören, und das französisch-amerikanische Yokohama. Der Dampfer „Stadt Peking“ brachte den Verfasser von der ältesten Welt in die neue. Die dortige Reiseausbeute umfaßt: San Francisco, Vancouver, das Land der Mormonen und Chicago. Ein „Interview“ mit Mark Twain, das schwächste Kapitel im ganzen Werk, beschließt das lesenswerthe Buch.

Margarete Henschke: Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt. Gera, Th. Hofmann 1900. — Die Verfasserin dieser deutschen Prosasammlung, bereits bekannt durch ihr „Lesebuch für die weibliche Jugend“, wendet sich diesmal in erster Linie an die Schülerinnen der oberen Klassen höherer Mädchenschulen. Was ihre Sammlung von den meisten bisherigen unterscheidet, ist die Absicht, den Essay mehr in den Dienst der Jugendlektüre zu stellen. „An diesen kleinen Meisterwerken unsrer großen Schriftsteller,“ sagt die Herausgeberin in dem von feinem pädagogischen Sinn und umfassender Kenntniß der einschlägigen didaktischen Literatur zeugenden Vorwort, „die so fein gegliedert, so durchdacht und planvoll angelegt und doch so lebensvoll, gleichsam mit Naturnothwendigkeit, aus einem Gedanken organisch herausgewachsen sind, lernt die Jugend nicht nur die Gesetze des Stils kennen, sondern auch die Gesetze der Komposition, äußere und innere Form, weit besser als aus schematischen Dispositionsübungen und den herkömmlichen Schulaufsätzen.“ Zugleich soll der Essay als Uebergang dienen von den kurzen Stücken der meisten Schullesebücher zu der Lektüre ganzer Werke. Auch das ist ein höchst fruchtbarer, origineller Gedanke, der wohl der Verwirklichung werth ist. Die Auswahl selbst beschränkt sich, mit Ausnahme zweier Stücke von Herder, auf die neuere Zeit, da es Fräulein H. besonders darauf ankam, „unsrer weiblichen Jugend von dem Reichthum unsres modernen geistigen Lebens überhaupt eine Ahnung zu geben“. Die Ausführung stimmt mit dieser Idee durchaus überein. Man ist erfreut, zu sehen, wie die Verfasserin das weite Gebiet unsrer modernen wissenschaftlichen Literatur beherrscht, wie vielseitig sie ihre Auswahl getroffen hat, trotz des knappen Raumes, der ihr zu Gebote stand; die Sammlung umfaßt je acht Essays aus der Geschichte und aus Pädagogik, Psychologie und Ethik; sechs aus der Literatur; je einen aus Kunst (wo wir übrigens die Musik vermissen, etwa einen Abschnitt aus O. Jahns Mozart, oder wohl auch aus Riehls „Musikalischen Charakterköpfen“), Naturwissenschaft und Volkswirthschaftslehre, während an der Spitze E. Curtius' Rede über „Arbeit und Muße“ steht. Ganz besonderen Dank verdient die Umsicht, mit der die Herausgeberin ihren Stoff gesammelt hat; sie hat sich nämlich nicht nur auf solche Stücke beschränkt, die in leicht zugänglichen Werken enthalten sind, sondern sie hat auch manches Werthvolle gerettet, was nur in schwer erhältlichen Sonderabdrücken, in Enzyklopädien, Zeitschriften oder gar nicht veröffentlicht ist. Das gilt z. B. von **Scherers** Rede auf Geibel, von **M. v. Ebner-Eschenbachs** Essay über **Luise von François**, sowie von **Paulsens** vorbildlichem Aufsatz über „**Bildung**“. Damit gewinnt die Sammlung auch über die Schule hinaus Bedeutung für jeden Bildungsbedürftigen.

K. D.

* In der neuesten Nummer der „Deutsch. med. Wochenschr.“ wird der fünfte Bericht über die Thätigkeit der **Deutschen Malaria-Expedition** veröffentlicht, den **Robert Koch** am 15. Juni d. J. von Stephansort an die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amts abgeschickt hat. Der Bericht behandelt die Koch'schen Untersuchungen in Neu-Guinea während der Zeit vom 28. April bis zum 15. Juni. Während der Berichtszeit hat sich die Malaria in Stephansort auf einem durchaus niedrigen Stand gehalten. Dabei fällt ins Gewicht, daß indeß die Witterungsverhältnisse für die Entwicklung der Malaria besonders günstig waren, insofern trockene und nasse Zeiten mehrfach abwechselten, Vorgänge, die das Auftreten der Malaria fördern. Es kamen nur ganz vereinzelte Malaria-Erkrankungen, und zwar Rückfälle, vor. Im Monat Mai waren insgesammt drei Kranke wegen Malaria ins Hospital aufzunehmen, in der ersten Hälfte des Juni nur einer. Alle Erkrankungen waren Rückfälle des Quartanfiebers, der leichtesten, aber der hartnäckigsten Form der Malaria. Unter Hinweis auf die sechsmonatige Beobachtungszeit und die sicheren Ergebnisse, sowie auf die Unzulänglichkeit anderer Mittel, wie Ausrottung der Mücken, Einreibungen der Haut — es ist gelungen, in dem Bezirke die Malaria in verhältnißmäßig kurzer Frist fast zum Verschwinden zu bringen — kommt Koch zu dem Schlusse, daß zuletzt nur das von ihm geübte Verfahren der Malariabekämpfung in Frage komme, das in dem Aufsuchen und Unschädlichmachen der Krankheitsfälle bestehend, bei anderen ansteckenden Krankheiten, bei Cholera, Pest, Typhus u. s. w. schon lange im Brauch ist, auf die Malaria bisher aber noch nicht angewandt worden ist. Koch schließt mit dem folgenden Vorschlage: „Unter diesen Verhältnissen könnte man annehmen, daß die Aufgabe, welche der Malariaexpedition gestellt wurde, gelöst sei. Im Grunde genommen ist dies auch der Fall. Dennoch würde ich es

nicht für richtig halten, wenn man bei dem bis jetzt Erreichten stehen bleiben wollte. Nach meinem Dafürhalten würde es durchaus nothwendig sein, den Versuch, der uns unter gewissen, durch die hiesigen Verhältnisse gegebenen und vielleicht besonders günstigen Bedingungen gelungen ist, nun unter anderen klimatischen und sozialen Verhältnissen mehrfach zu wiederholen, namentlich auch in leicht erreichbarer Gegend, um den Versuch fortwährend unter Augen zu haben und den Erfolg lange Zeit hindurch, womöglich jahrelang, auf seine Beständigkeit kontroliren zu können. Ich zweifle nicht, daß derartige Oertlichkeiten in Deutschland zu finden sind, und erlaube mir den ergebensten Vorschlag, den nächsten Versuch nach den gleichen Prinzipien auf deutschem Boden anzustellen. Daneben können jederzeit, sofern es gewünscht wird, noch weitere Versuche in den deutschen Kolonialgebieten ins Werk gesetzt werden."

* Ueber den Stand der Arbeit am Wörterbuch der ägyptischen Sprache hat Prof. Pietschmann der „Gesellschaft der Wissenschaften" in Göttingen folgendes berichtet: Die Aufnahme von Wörterbuchmaterial wurde in der bisherigen Weise fortgesetzt und umfaßte eine Reihe wichtiger Texte religiösen, literarischen, medizinischen und geschäftlichen Inhalts, einzelne größere geschichtliche und biographische Inschriften, die Inschriften aus verschiedenen Gräbern und von einer Menge kleinerer Denkmäler. Autographirt lagen bis 1. April 1900 vor 5632 Textabschnitte. Die Zahl der Zettel mit ausgehobenem Ordnungswort betrug 100,639, die der lexikalisch eingeordneten Zettel rund 71,000. Innerhalb des in lexikalische Anordnung gebrachten Zettelbestandes, der gegenwärtig bereits sich reich an allerlei Aufschlüssen erweist, wurden umfängliche Uebersichts- und Gruppirungsarbeiten durchgeführt.

* Eine uralte Bibel ist, den „Hamb. Nachr." zufolge, vor einiger Zeit zu Wischreihe in der Gemeinde Rinditzreihe bei einer Wittwe Stegmann aufgefunden worden. Die Bibel stammt aus dem Jahre 1544 und ist bei Hans Lufft in Wittenberg gedruckt. Ohne Frage gehört dieses seltene Exemplar zu den ersten Ausgaben der Luther'schen Uebersetzung, da die erste deutsche Bibel erst 1534 in Druck erschien. Außer den Vorreden Luthers zu mehreren biblischen Büchern enthält das Buch zahlreiche Randbemerkungen Luthers zum Bibeltext. Der Einband mit Lederbezug zeigt eine Reihe von Verzierungen in Goldpressung. Wie das Buch, das nach darin vorhandenen Aufzeichnungen längere Zeit in Lüneburg gewesen ist, nach Wischreihe gekommen ist, darüber ließ sich nichts ermitteln.

* **Breslau.** Der Abtheilungsvorsteher am hiesigen chemischen Universitätsinstitut, Privatdozent Dr. Abegg, der für eine ordentliche Professur in Christiania in Aussicht genommen war, ist hier zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Konstantinopel.** Der „Ikdam" hat soeben das Statut der neuen türkischen Universität veröffentlicht, die mit Einschluß der bereits bestehenden juridischen und medizinischen Fakultäten noch eine mohammedanisch-theologische, eine physikalisch-mathematische und eine philologische umfassen wird. Die Studiendauer ist auf vier Jahre für die theologische Fakultät, auf drei Jahre für die weltlichen Fakultäten festgesetzt. Jede Fakultät erhält einen eigenen Leiter und die gesammte Universität einen durch kaiserlichen Iradé ernannten Direktor, der die Oberaufsicht über Professoren und Schüler zu führen und die Einhaltung des Statuts zu überwachen hat. Von den Professoren heißt es im Statut, daß sie „einen notorischen Ruf in ihrem Fache besitzen sollen". Die Studirenden dürfen bei ihrem Eintritt nicht über 18 Jahre alt sein, müssen sich mit einem Lyzealzeugniß ausweisen oder einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Die Zahl der Studenten wird auf 30 für die theologische, auf je 25 für die anderen Fakultäten festgesetzt. Nach beendigten Studien ist eine Prüfung abzulegen und die Approbirten werden beeidigt und diplomirt. Der kaiserliche Iradé verfügt auch die Errichtung einer Universitätsbibliothek und eines Laboratoriums. Der Lehrplan umfaßt für die theologische Fakultät: Erklärung des Koran und der heiligen Schriften, Kirchenrecht, kirchliche Rechtsprechung, Theologie und Geschichte des Islam; für die mathematisch-physikalische Fakultät: Astronomie, höhere Algebra, analytische Geometrie, Integral- und Differenzialrechnung; Physik und Meteorologie, organische, anorganische und biologische Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie; für die philologische Fakultät: Psychologie, Logik, Morallehre, türkische, arabische, persische und französische Literatur, türkische und allgemeine Geschichte, türkische und allgemeine Geographie, Handelsgeographie, Archäologie und Pädagogik.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. Goldstein: Der Staat ohne Rente. Leipzig, A. Stein 1900. — J. v. Hellmuth: Die Feuerliese. (Webers moderne Bibliothek, Nr. 8.) Heilbronn, O. Weber. — An ihrem Hochzeitsmorgen. Roman von C. M. B. (Ebd. Nr. 11.) Ebd. — Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. 4. Heft. Freiburg i. B., Herder 1900. — J. F. van Oordt: Paul Krüger und die Entstehung der südafrikanischen Republik. 10.—12. Lfg. Basel, Schwabe 1900. — P. Albers: Verbrechen oder Krankheit? (Der Markowitz'sche Fall.) Berlin, Harrwitz Nachf. 1900. — A. Zapp: Der Mann seiner Frau. Roman. Berlin W., C. Duncker 1900. — Prof. Lassar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben. Hamburg, Voß 1900. — K. Graeser: Die Freude am Waidwerk. Zweite, verm. Aufl. Berlin, P. Parey 1900. — W. Haacke und W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. 4. und 5. Lfg. Berlin, Oldenbourg 1900. — Berichte über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. 3. Theil. Berlin, C. Heymann 1900. — E. Friedrich: John Bull und die Buren. 2. Aufl. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — Do. 2. Theil. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 27. August. Nummer 195.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Das Volk in der altitalienischen Novelle.

Von Richard Wendriner.

Die altitalienische Novelle zeigt im wesentlichen keineswegs die Merkmale des Volksthümlichen; ihre Devise lautet nicht: „Vom Volke für das Volk", sondern: „Vom Literaten für die vornehme Gesellschaft". Und trotzdem findet die Volkskunde hier ein ergiebiges Feld. Denn ähnlich der Komödie und der burlesken Poesie blüht die Novelle an der Grenze, wo Volksthümliches und Literarisches ineinander übergreifen, sich beeinflussen und mischen. Mehr als die übrigen Gattungen ist sie ein Abbild des Lebens; in ihr stoßen die sozialen und moralischen Gegensätze, Geist und Natur, Glaube und Weltlichkeit, Himmel und Erde hart zusammen. In der schaurigen Tragödie der Fürstenhöfe, in dem sentimentalen Liede konventioneller Poeten, im graziös-ironischen Heldengedicht findet der Realismus kaum eine Heimstätte. Die Liebe zur ungeschminkten Wahrheit flüchtet sich in die Novelle und gelangt hier in noch viel höherem Grad zur Herrschaft als in der Komödie.

Die Novellisten wollen vor allem unterhalten. Die Novelle — schon der Name kündet es — ist dem Italiener eine Erzählung von neuen, unerhörten Begebenheiten. Die alten Sammlungen, vom 13. Jahrhundert an, umfassen Anekdoten, kurze, schlagfertige Antworten, Schwänke, Liebesgeschichten, bunte Schicksale und edle Handlungen. Und woher nahmen die Autoren das Material für ihre Kompilationen von hundert, zweihundert Geschichten? Zum Theil wird lustig aus früheren Büchern abgeschrieben; beliebte Erzählungen galten als Gemeingut, gingen in Buchgestalt von Hand zu Hand, andere — und das ist für die Folkloristen wichtig — von Mund zu Mund. Vielen ist der Stoff, die Fabel Hauptsache. Das Kleben am Gegenständlichen, die oft auffällige Vernachlässigung des Wie der Erzählung über dem Was, der künstlerischen Form über dem rohen Material macht die altitalienische Novelle für die Volkskunde zu einem dankbaren Forschungsobjekt. Freilich darf die Kunstlosigkeit der Darstellung nicht soweit gehen, daß sich nur der Kern, das Gerippe der Fabel wiedergegeben findet, ohne solche Einzelheiten, von denen man bei der Erkundung der Urgestalt ausgehen könnte. Dies ist leider oft bei den ältesten italienischen Büchern dieser Art, von der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts, der Fall, bei den Cento Novelle Antiche und den Conti di Antichi Cavalieri.

Vielfach gehen diese auf mittelalterliche lateinische, auf provencalische und französische, im letzten Grunde oft auf orientalische Quellen zurück. Eine Menge der in der Volkstradition erhaltenen Geschichten hat Beziehungen zum Orient; es ist von Interesse, den Seitenstücken dieser Volkserzählungen in der italienischen Novellenliteratur zu begegnen. Zuweilen aber sind die literarischen Novellen nicht bloße Seitenstücke, sondern geradezu die Quellen einzelner in den Volksmund übergegangener Erzählungen. Es wäre, wie Pio Rajna bemerkt, eine schwere Täuschung, anzunehmen, alles, was man in den Kreisen des Volkes sammle, sei sein eigenstes Gut und stamme aus der echten, von keinem literarischen Einfluß berührten Tradition. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist es wichtig, sich nicht nur immer mit den mündlichen, sondern auch mit den schriftlichen Quellen der von Mund zu Mund verbreiteten Erzählungen zu beschäftigen, andrerseits auf die Gestaltungen aufmerksam zu machen, die die volksthümlichen Stoffe bei den Literaten angenommen haben.

Im Buche von den Sette Savi verleumdet eine Königin ihren Stiefsohn, der ihre Liebe verschmäht, beim König und sucht diesem das Todesurtheil abzulocken, indem sie Geschichten von undankbaren Söhnen erzählt; sieben weise Meister halten ihrem Einfluß das Gegengewicht mit Geschichten von Frauentücke. Hier dient, ganz wie es der Orient liebt, die Erzählung von der ränkevollen Stiefmutter als bequemer Rahmen für eine beliebige Zahl von Novellen. Der Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino kennt außer der bösen Stiefmutter die nicht minder arge Schwiegermutter. Eine Prinzessin flieht vor der Werbung eines Greises oder sogar des eigenen Vaters, wird nach mannichfachen Abenteuern die Gattin eines Königs, muß aber nun die Verfolgungen der alten Königin erdulden: sie wird angeklagt, Thieren an Stelle von Kindern das Leben geschenkt zu haben, und erst nach langem Leiden wird ihre Unschuld offenbar. Die Erzählungen von einer unschuldig Verfolgten bilden eine den Folkloristen wohlbekannte Gruppe, in der wir z. B. noch die von Genovefa antreffen. Bei Bandello, der freilich keine Genovefa, keinen Golo aufweist, sieht man deutliche Spuren des Legendenhaften: das unschuldige Weib geht aus einer Löwengrube heil hervor, wie Daniel, und der Frevler wird, nachdem ihm das eigene Pferd den Dienst versagt, von den Bestien zerrissen. Noch eine andere Geschichte des lombardischen Novellisten erinnert an den Genovefa-Stoff: die von der Herzogin von Savoyen, der vom Statthalter ihres Gemahls in ganz derselben Weise nachgestellt wird, bis ein Kämpe für sie im Gottesgericht siegt. Ein gutes Beispiel, wie ein literarisch behandelter Stoff volksthümlich werden kann, bietet Boccaccio's Griseldis, die von Petrarca einer lateinischen Uebertragung gewürdigte Novelle, die später so große Verbreitung fand. Dem Volk gefiel darin offenbar das Rührende und die Erhebung eines Mädchens von niederer Herkunft zu Ansehen und Reichthum. Eine andere Decameron-Novelle,

die van Nastagio degli Onesti, war im 16. Jahrhundert zur *Lokalsage* gewarden; Bandella erzählt, daß die Ravennaten steif und fest glauben, die Geschichte habe sich wirklich im Pinienwalde van Chiossi zugetragen.

Wie in der italienischen Novelle mit dem Weibe verfahren, über das Weib geurtheilt wird, erscheint uns manchmal hart und roh. Doch die hohe Stellung der Frau ist ja erst eine moderne Errungenschaft, so weit das Bürgerthum in Frage kommt; die alte Zeit kannte zwar den Frauenkult der romanischen Trabadors, der deutschen Minnesänger, doch dem Valke galt, im Gegensatz zu den Edlen und ihren Kreisen, das Weib als minderwerthiges Geschöpf, fast als Sache. Durch das Mittelalter geht ein misagyner Zug, dessen Nachwirkung man in der Renaissance-Novelle spürt, besanders wo sie Verwandtschaft mit der Volkserzählung aufweist: in all jenen Geschichten von verschlagenen aber ungetreuen Frauen, oder auch von unleidlich-ungeharsamen, wie jener Schwank Straparala's, dessen Grundidee wir später in Shakespeare's Bezähmter Widerspänstigen begegnen. Dahin gehört ferner die treulose Wittwe; ihre bekannteste Gestaltung ist des Petronius Arbiter Matrane von Ephesus. Damit verwandt ist eine mehr volksthümliche Version, in welcher der Gatte sich todt oder unheilbar verletzt stellt, um die Treue der Frau zu prüfen; die Prabe wird nicht bestanden: des Weibes Natur siegt über die Anfarderungen der Pflicht. Uebel wird in der Novellistik den häßlichen Frauen mitgespielt; in der Rebindemini genannten Erzählung des Aloise Cinzio delli Fabrizi will ein mordshäßliches Weib einen unschuldig zum Tode Verurtheilten befreien, wenn er sie zum Lohne dafür heirathet; doch der Tadeskandidat, dem die Binde abgenommen wird und der nun seine Retterin erblickt, ruft entsetzt aus: „Wieder her mit der Bindel" und ich will lieber sterben als der Gatte dieses Scheusals werden. Ortensio Lando verdirbt die Wirkung dieser valksthümlichen Schnurre, indem er in seiner Novelle das Weib schön sein läßt und die Zurückweisung mit ihrer Unebenbürtigkeit motivirt. Zur frauenfeindlichen Kategorie gehört auch der falgende Geschichtentypus: Drei Weiber setzen ein Pfand; gewinnen sall diejenige, die ihrem Mann den schänsten Streich spielt. Nun geht jede ans Werk und erzählt dann ihr Kunststück. Auch hier, wie bei den Sieben weisen Meistern und in 1001 Nacht, haben wir eine jener bequemen Rahmenerzählungen, in die sich nach Belieben immer neue Novellen einfügen ließen. Eine Redaktion der Sette Savi z. B. setzt in diesen Rahmen die ursprünglich wahl orientalische, auch von Baccaccio mitgetheilte Geschichte von der Frau, die ihren Gatten von einem angeblichen Zauberbaume aus zusehen läßt, wie sie mit ihrem Galan schän thut, und glauben macht, das sei Hallucinatian. Francesco Bello, der Blinde von Ferrara, berichtet gleichfalls einen *Wettstreit dreier Ehefrauen*; der weise Merlin schlichtet ihren Zank um einen gefundenen Ring: diejenige sall ihn erhalten, die ihren Mann am besten hinters Licht zu führen weiß. Diese Rahmenerzählung sammt ihren drei Beispielen von Frauenlist erlangte salche Beliebtheit, daß man sie wiederholt beionders abdruckte, losgeläst van dem Epas Mambriano, dessen Bestandtheil sie bildet, als Volksbuch unter dem Titel „Neue Historie van drei Weibern, deren jede dem Gatten einen Possen spielte, um einen Ring zu gewinnen." Wir müssen ferner annehmen, daß Bänkelsänger sich des dankbaren Staffes bemächtigten und ihn auf ihren Wanderungen durch Italien verbreiteten. Denn wie sollte man sich sanst erklären, daß man derselben Rahmenerzählung mit denselben drei Schnurren in der Valkstradition begegnet, so in einer Erzählung aus Polerma und in einer aus Cerda? Hier sehen wir ein glänzendes Beispiel für die schan erwähnten Beziehungen zwischen Kunst- und Valksliteratur. Anderswo, so bei Straparola, sind es nicht drei Frauen, sondern *drei Männer*, und das Juwel soll dem gehören, der die nichtsnutzigste That ausgeführt. Der Eine von ihnen heirathet eine ihm gleichgeartete Frau; eines Nachts will keiner der Eheleute die Thür schließen; wie Gutmann und Gutweib bei Gaethe, wetten sie, der müsse es thun, der das erste Wort spricht; sie haben nun von ihrer Thorheit den Schaden durch einen Fremden, der das Haus betritt und sich noch viel ärger benimmt als der Eindringling in Goethe's Ballade. Der deutsche Dichter, der aus englischer Quelle schöpfte, läßt schließlich den Mann die Wette verlieren, der Italiener Straparolo die Frau. Weiter ab liegt eine frühere Version, die Sercambi's im 14. Jahrhundert, in der die Eheleute ausmachen, wer zuerst aufstehe und spreche, müsse die ganze Woche das Geschirr waschen. Mit Straparola's drei Lumpen sind zusammen zu stellen Li tri minchiuna di Palermu, „Die drei Tröpfe von Palermo", der sicilianischen Valkserzählung, die im Streit um einen alten Mantel mit Thorheiten wetteifern.

Geschichten von Urtheilssprüchen verbreiteten sich besonders vam Orient nach dem Abendland. Wenn bei Sercambi derjenige, der den Prozeß dreier Brüder entscheidet, mit Namen Cali heißt, sa werden wir unschwer darin den „Kadi", zu deutsch „Richter", erkennen, der so oft in arientalischen Märchen seines Amtes waltet. Ein Charakteristikum der Valkserzählung ist, daß zuweilen die Gerechtigkeit zugunsten der komischen Wirkung geopfert wird: Schlauheit beugt das Recht, der Angeklagte weiß sich vor Gericht so gut herauszureden, daß er nicht nur straflos ausgeht, sondern noch Nutzen zieht und seine Ankläger die Geprellten sind. Wa ein Wettstreit, z. B. jener der drei Weiber um einen Ring, durch Richterspruch entschieden werden sall, legt bisweilen der Autor, der Erzähler am Schlusse den Hörern oder Lesern selbst die Streitfrage var, wer den Preis verdiene; um das Interesse zu erhöhen, wird gleichsam das Richteramt dem Publikum übertragen.

Das Volk übt gern seinen Witz; *Rätsel* sind außerardentlich beliebt, und es ist bemerkenswerth, daß in der Geschichtensammlung Straparola's, die sa sehr viele valksthümlichen Elemente enthält, regelmäßig jeder Navelle ein gereimtes Rätsel mit seiner Lösung folgt. Zwei dieser Rätsel charakterisiren sich schon äußerlich als volksthümlich; ebenso wie die vorhergehende Navelle, ist das eine in bergamaskischer, das zweite in ländlich-paduanischer Mundart abgefaßt; andere durch ihren Inhalt, z. B. das van der guten Tochter, die ihren greisen Vater im Gefängniß vom Hungertade rettet, indem sie ihm die Brust reicht.

Auch zwischen Novelle und *Sprichwort* besteht eine nahe Beziehung. Sa manche Erzählung soll zur Erklärung des Ursprungs und zur Erläuterung gewisser ein für allemal geprägter Redensarten und Sprüche dienen, auch wohl bestimmter Gebräuche. Sa berichtet Sercambi, „warum in Genua Jedermann mit dem Titel Messere angeredet wird"; il Cieco da Ferrara, woher sich das Wort schreibt: „Nun hat die Gans den Schnabel bekommen" (E fatto il becco all'oca); Forteguerri: „Das sieht ein Blinder", — „Wer Andern ein Grube gräbt, fällt selbst hinein" (Chi inganna, perde) u. s. w.

Vor Scharfsinn hat das Volk großen Respekt. Eine Gruppe volksthümlicher Erzählungen, namentlich aus dem Orient stammender, handelt von *Scharfsinnproben*, von der Bekundung großer Urtheilskraft und durchdringenden Verstandes bei Lösung schwieriger Probleme, sei es, daß diese nur zur Kurzweil aufgeworfen werden, oder daß sie das reale Leben mit sich bringt. Die Pointe besteht bei dieser Gattung darin, daß die schier märchenhaften Proben menschlichen Scharfsinns zum Schlusse eine unerwartete natürliche Erklärung finden. Im Novellino erkennt ein weiser Mann die einstige Ernährung eines Pferdes mit Eselmilch, den Wurm im Innern eines Edelsteins, die Abstammung eines Königs von einem Bäcker. Das ist ein Weiser ganz nach der Vorstellung des Volkes: seine Weisheit schreibt sich aus der Erfahrung über die Natur der Pferde, Steine und Fürsten, sein Scharfsinn beruht großentheils wirklich auf der Schärfe der Sinne. Denn seine Kriterien sind folgende: die herabhängenden Ohren des Pferdes, die Wärme des Edelsteins beim Anfühlen, die unkönigliche Belohnung seiner Weisheit durch die Gabe eines Brotes.

Die alte Novelle ist heroisch-pathetisch oder vulgär-komisch. Die Kreise der Vornehmen und Patrizier liefern das tragische, die Volkskreise im weitesten Sinne das komische Element. Diese Scheidung ist natürlich keine scharfe; es kommt vor, daß ein Angehöriger der niederen Stände als Held einer Tragödie auftritt, auch daß ein vornehmer Mann komisch erscheint. Die meisten Einfaltspinsel, deren Dummheit Stoff zum Lachen gibt, gehören dem Bauern- und Bürgerthum an. Wie wir sahen, daß vom Mittelalter her sich die Satire gegen das weibliche Geschlecht wie ein rother Faden durch die Novelle zieht, so konstatiren wir ferner die Satire gegen den gewöhnlichen Mann, den *Bauern*, den villano, die bei einzelnen Autoren geradezu in Gehässigkeit ausartet, z. B. bei Sermini, dessen Novellen öfters nichts anderes sind, als sehr realistisch gemalte Scenen aus dem Dorfleben. Häufig wird auch der Geistliche aufs Korn genommen, ferner der Bürger, namentlich der unwissende und beschränkte oder eingebildete Gelehrte, Arzt oder Jurist. Und viele Narren und Dummköpfe begegnen uns, wenn wir tiefer hinabsteigen, zu den *Kleinbürgern und Handwerkern*. Da ist die Geschichte vom florentinischen Kunsttischler Manetto Ammanatini, genannt „der Dicke“, dem man einredet, er sei nicht derselbe, sondern eine ganz andere Person. Bei Sercambi, Poggio und später in etwas abweichender Behandlung bei Lasca läßt sich ein Einfaltspinsel das Sterben lehren und wird zur Beerdigung nach der Kirche getragen; unterwegs aber, als ihn ein vorübergehender Bekannter schmäht, richtet sich der vermeintliche Todte von der Bahre auf und antwortet.

Das leichtlebige florentinische Völkchen hatte allezeit Freude an tollen Streichen. Es wimmelt in der Novellistik von übermüthigen Gesellen, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wissen, als mit Ersinnen kecker Scherze; gewöhnlich wird dann der Tölpel nicht nur zum Narren gehalten, sondern auch um Geld und Geldeswerth geprellt. Eine Menge populärer *Lokalfiguren* aus Florenz und dem übrigen Toscana belebt die Schnurren und Schwänke der Florentiner Boccaccio, Sacchetti und Lasca und des Lucchesen Sercambi. Ausgelassene Künstler, wie Bruno und Buffalmacco mit ihren Opfern Maestro Simone und Calandrino im Decameron; — bei Lasca der Goldschmied Scheggia, der Bildhauer Pilucca und der Sensal Monaco, drei Burschen, die Florenz auf den Kopf stellen: Gian Chiaramontesi wird auf ihre Veranstaltung als Verrückter behandelt, gebunden und eingesperrt; dem Mützenmacher Gian Simone entlocken sie für einen Zauber, der ihm die Liebe seiner Angebeteten verschaffen soll, 25 Dukaten. Lasca macht uns wie selten Einer bekannt mit dem Leben und den Sitten, mit der witzigen, bilderreichen Sprache des florentinischen Volkes; er führt uns nicht bloß in die Paläste der Großen, nein, wir begleiten ihn zum Krämer, zum Fechtlehrer, zum Tuchfabrikanten, in die Bürgerhäuser, auf Plätze und Gassen. Sercambi stellt uns einen Traglia aus Pistoja vor, der, als es zu regnen beginnt, fünf Meilen zurückläuft, um den vergessenen Mantel zum Schutze seiner Kleider zu holen; den Pelzhändler Ganfo aus Lucca, der mit einem Strohkreuz über der Schulter in den Fluß geht, um sich selbst durch dieses Merkzeichen unter den vielen Badenden wieder herauszukennen; den Vikar Paolo Sermarchesi, der aus Rache für empfangene Schläge seinem Priester beim Gottesdienst Essig mit Kalk statt des Weines reicht; den falschen Mönch Fra Benseca, der die leichtgläubigen Bauern mit vermeintlichen Wundern und Zaubermitteln beschwindelt. Bei Sacchetti wird dem einfältigen Alberto aus Siena um ein Haar von der heiligen Inquisition übel mitgespielt, und er mißt die Schuld daran der Donna Bisodia bei, ein komisches, echt volksmäßiges Mißverständniß der Worte da nobis hodie im Pater noster; dann der Wams-Schneider Bartolino in Florenz, dessen derbe Späße nicht wiederzugeben sind; Valore de'Buondelmonti, Salvestro Brunelleschi, Berto Folchi und viele andere populäre Gestalten der Arno-Stadt.

Der erwähnte Sensal Monaco treibt bei Lasca seine Scherze nicht nur auf eigene Faust, sondern einmal im Auftrage des dergleichen Possen nicht abgeneigten Lorenzo de'Medici. In dieser Geschichte wird Monaco buffone, Spaßmacher, genannt. Solche buffoni suchten als berufsmäßige Komiker ihr Brot an den Höfen der Großen, die sich von ihnen durch allerlei Scherze, Witze und heitere Einfälle die Zeit vertreiben ließen. Was im Alterthum die Parasiten, im Mittelalter und noch später Leibzwerge, Hofnarren und Jongleure, das ungefähr leisteten die buffoni der italienischen Renaissance. Mit ihren kecken, oft obscönen Witzen, ihren derben Farcen trugen sie das volksthümliche Element in den Kreis der Gebildeten, zeigen sie sich als echte Vertreter des niederen Volkes, dem sie durch ihre Herkunft angehören; vor ihrer Satire, ihren Neckereien ist Niemand sicher, manchmal sogar nicht der Fürst, ihr Brotgeber, und seine Gemahlin. In einer Anekdote Sercambi's läßt König Robert von Neapel Dante durch seinen Possenreißer spöttische Fragen vorlegen; der Dichter aber fertigt sie und indirekt den König gebührend ab. Bassa della Penna bei Sacchetti wettet mit genuesischen Bauernfängern: der soll gewonnen haben, auf dessen Geldmünze sich zuerst eine Fliege setzt; der schlaue Bassa berührt heimlich erst eine überreife Birne, dann seine Münze, und diese zieht die Fliegen an. Die buffoni wanderten von einem Ort zum anderen; Dolcibene z. B. finden wir bald in Padua beim Marchese Francesco da Carrara, der ihn durchaus nicht ziehen lassen will, so daß der buffone zu einer List greifen muß; bald in Florenz, wo er den Podestà ausspottet; bald in der Gegend von Ferrara, wo er als Arzt auftritt und merkwürdige Kuren macht. Gonnella wird der Aufenthalt auf ferraresischem Boden untersagt: er hilft sich, indem er auf einem mit bolognesischem Boden gefüllten Wagen zurückkehrt. Von ihm wissen die Novellisten eine große Menge Schnurren, so Bandello eine, die dem buffone das Leben kostete.

Gonnella kurirt den Marchese Niccolò durch einen heftigen Schreck vom Fieber, indem er ihn unversehens in den Po wirft; Niccolò nun übt Vergeltung: Gonnella wird scheinbar zu Tode geführt, und statt des Henkerstreiches erhält er nur einen Guß kalten Wassers, doch vor Angst stirbt Gonnella gegen des Marchese Absicht. Wir sehen, wie der Fürst und der Mann aus dem Volke sich an Brutalität miteinander messen können.

Auch als Bänkelsänger und Charlatane schlugen sich manche buffoni durch die Welt. Von einem, Zoppino mit Namen, sagt uns Pietro Aretino, er habe auf öffentlichem Platze die sog. „Legende von Campriano" erzählt, eine drollige Geschichte, die an unser deutsches „Eselein streck dich" erinnert, nur daß der Schalk Campriano die wunderbare Eigenschaft seines Thieres erdichtet, um Andere zu betrügen. Als im Verlauf der Erzählung die Erwartung des Publikums aufs höchste gestiegen ist, bricht Zoppino plötzlich ab und fährt nicht eher fort, bis die gespannten Zuhörer ihm alles Mögliche, Medikamente u. s. w. abgekauft haben. Ein andermal erzählt derselbe Zoppino öffentlich von dem tapferen Ranaldo und kündigte für den nächsten Tag den Bericht über den Tod seines Helden an; doch Einer aus der lauschenden Volksmenge bietet dem Bänkelsänger Geld, fünf carlini, wenn er Ranaldo leben lasse. In einer früheren ähnlichen Anekdote des Poggio Bracciolini handelt es sich um einen ungenannten Bänkelsänger — unus de grege cantorum, qui gesta heroum decantant: einer aus dem Haufen derer, die von den Thaten der Helden singen. Als dieser fahrende Rhapsode an einem Festtage vom Tode Rolands erzählt, der vor 700 Jahren fiel, weiß sich ein Mailänder, der dem Vortrag begierig folgt, darüber kaum zu trösten. Die Phantasie des Volkes ist außerordentlich lebhaft; das Wunderbare, mag es noch so sehr gegen die tägliche Erfahrung streiten, findet Glauben, und in der Novelle wird die Leichtgläubigkeit des Volkes von den buffoni und anderen verschmitzten Gesellen weidlich ausgebeutet. Da tauchen allenthalben Zauberer und Sterndeuter, Nekromanten und Chiromanten, Schatzgräber und Alchymisten auf. Der kleine Kaufmann, der Handwerker, die Bäuerin geben ihre Habe hin, um von den schlauen Betrügern dafür Schlaftränke einzutauschen, oder „Briefe" gegen die Pest oder gegen unerwünschte Nachkommenschaft, oder für einen Liebeszauber. Und in jenen Zeiten hatten Viele für solchen Betrug nicht Entrüstung, sondern heiteres Gelächter. Francesco Vettori, der florentinische Staatsmann und Gelegenheitsnovellist, erzählt in dem Journal seiner Reise nach Deutschland von einem Halunken, der vor vier Tagen in Bologna vom seligen Simon gerettet worden zu sein vorgibt, als er schon am Galgen hing; eine geschickte Erfindung, die ihm den Beutel mit Almosen füllt. Vettori entschuldigt das ohne weiteres; überall finde man Trug, beim Arzte wie beim Juristen, beim Kleriker wie beim Fürsten und der Betrug bringe in die Welt eine schöne Abwechslung. Diese Stelle ist gewiß sehr kennzeichnend für den Geist des Cinquecento.

Volksthümlicher Aberglaube der verschiedensten Art findet sich in der italienischen Novelle belegt. Weit verbreitet ist die Furcht vor Todten, die wiederkommen können, besonders vor Gehängten. Gespenster haben nicht Fleisch noch Knochen, sie essen und trinken nicht. Gegen böse Geister hilft die Beschwörung durch den Klerus. Lacht der der Beschwörung Unterzogene, so gilt das für ein Zeichen, daß er wirklich besessen ist. Die Berührung Eines, der zuvor einen Todten berührt, kann den Tod bringen; man schützt sich, indem man sofort die Berührung erwidert. Manche scheuen sich, Kleider von grüner Farbe zu tragen und beginnen nichts an einem Freitag. Bekommt man den Krampf in einem Fuß, so hilft es, mit Speichel ein Kreuz darauf zu machen. Ermordete erscheinen im Traum und künden den Hergang ihres Todes. Zauberer treten auf mit einem ganzen Arsenal von Mitteln und Apparaten zu ihren Künsten; Luchsaugen, Schaum von tollen Hunden, Todtenknochen, Stricke von Gehängten; Dolche und Schwerter, durch die schon Menschen umgekommen; Kräuter, die während verschiedener Konstellationen und Mondphasen gepflückt wurden und so weiter. Lorenzo de' Medici läßt zur Beendigung eines lustigen Streiches den zur Zeit sehr berühmten Zauberer und Hexenmeister Nepo von Galatrona nach Florenz kommen. Gegen Zauberkünste helfen beschriebene Gebete, die man am Körper trägt, z. B. die Orazione di S. Cipriano. Sogar dem alten, aus der Siegfried-Sage bekannten Glauben, daß in Gegenwart des Mörders die Wunde am Leichnam des Gemordeten zu bluten beginnt, begegnen wir bei Bandello. Simone Turchi aus Lucca bringt in Antwerpen einen Landsmann heimlich um und wird, als der Verdacht auf ihn fällt, mit der Leiche konfrontirt, weil Viele erwarten, daß die Todeswunde bluten werde; doch dies trifft nicht ein. In einem von Straparola's Märchen wird ein Getödteter wieder erweckt; als die Schuldigen erscheinen, lenkt sich sofort die Aufmerksamkeit auf sie, denn sogar noch die Wunde des wieder lebendig Gewordenen läßt reichlich Blut.

Viele Novellen beschäftigen sich mit dem Teufel. Die höllischen Geister haben verschiedene Namen: bei Masuccio erscheint Barabas, in Machiavelli's berühmter Erzählung der Erzteufel Belfagor, bei Straparola: Astaroth und Farfarello. Sercambi läßt den Bösen als Koch auftreten, Poggio als schönes Weib, das später unter Schwefelgeruch verschwindet oder sich in einen garstigen Mann verwandelt; Morlini als Knaben, der einem auf seine Stärke pochenden Fuhrmann den Hals umdreht. Der Teufel erscheint in mannichfachen Gestalten, z. B. als Fledermaus; wie sein deutscher Vetter trägt er zuweilen Hörnchen; den Pferdefuß ersetzen jedoch in einer Novelle Lasca's Gänsefüße. Er foppt gern die Menschen, zeigt ihnen im Traum Schätze, denen nach dem Erwachen Unrath entspricht; seine Geschenke verwandeln sich später in Asche und Rauch. Er genießt Ansehen beim Volke; ein Spieler — Spieler sind meist abergläubisch — weiht in der Kirche jedem Heiligen eine Kerze, damit sie ihm im Spiele helfen, die letzte, übriggebliebene dem Teufel, damit er ihm nicht schade.

Das Element des Wunderbaren nimmt in der altitalienischen Novelle einen breiten Raum ein; manche Novellisten haben in ihre Geschichtensammlungen eine Anzahl Märchen eingefügt, so Morlini und besonders Straparola, der oft Morlini's Latein einfach ins Italienische übertrug und außerdem Märchen aus dem Volksmund sammelte, freilich wohl nicht ganz mit der Gewissenhaftigkeit und Treue eines modernen Folkloristen, aber doch in einer Weise, die volle Beachtung verdient. Gerade bei der Lektüre dieser Sammlung wird einem deutlich, daß das Volk von anderen Dingen zu hören liebt als die Vornehmen und Gebildeten, und man denkt an die Verse der Goethe'schen Epistel:

Sprichst du zum Volke, zu Fürsten, zu Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen und was sie selbst zu leben begehrten.

Lenau's Haidebilder, Schilflieder und Waldlieder.

Von Aug. Wünsche.

I.

Motto: Ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele.
Schiller.

Lenau's dichterisches Schaffen ist von seinen Lebensverhältnissen schwer zu trennen, sagt er doch selbst: „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben.“ In der That, die innigen Beziehungen des äußeren und inneren Lebens dürften wohl kaum bei einem anderen Dichter so bis zur Unauflöslichkeit verbunden sein wie bei Lenau. Das Unglück, das keines Menschen Geschick schont, war ihm ein grauenhaft treuer Begleiter, ja es wurde so eins mit seinem ganzen Wesen, daß man nicht unterscheiden kann, ob dasselbe von außen sich an ihn mit Gewalt drängte, oder ob es die Melancholie seines Wesens war, die ihm alles trüb und traurig färbte. Fast möchte man das letztere annehmen, denn selbst wenn wir ihn mit Riesenkraft den Konflikt mit seinem Geschick aufnehmen sehen, selbst wenn er mannhaft und stark die schwarzen Gedanken von sich werfen will, schließlich weichen doch die freudigen, hoffnungsreichen Gebilde vor den finstern, dämonischen Gestalten seines Innern. Das erschütternde Ende Lenau's in der Nacht des Wahnsinns zeigt, wie ohnmächtig der Mensch gegen die Naturmächte ist, die aus ihren geheimen Verstecken lauernd hervorbrechen, sobald er seine Selbstbeherrschung verliert.

Lenau's herrliche Gedichte nehmen einen hervorragenden Platz in der modernen deutschen Literatur ein. Ebenso formvollendet wie gedankenreich, ebenso schlicht und einfach wie strahlend in glänzender Farbenpracht, die Natur in ihrer geheimsten Thätigkeit, wie in ihrer höchsten Aufregung darstellend, tragen sie den Stempel einer edlen, fein besaiteten Persönlichkeit. Wie er selbst die Melancholie die treueste Begleiterin seines Lebens nennt, so ist sie auch der Grundton seiner Lyrik, und jedenfalls war sie eine Erbschaft von seiner in Unglück und Entsagung schwer geprüften Mutter, die gerade vor seiner Geburt den herbsten Kummer um ihren leichtsinnigen Gatten zu erdulden hatte. Lenau wuchs als Knabe inmitten der herrlichen Natur seines ungarischen Vaterlandes auf; die Einsamkeit des Vogelherds, die herrlichen Weinberge Tokay's, die rauschenden Wellen der Donau und Theiß, die unübersehbaren Flächen der ungarischen Steppen, dazu der abgeschiedene Verkehr mit seiner zarten Mutter und seinen zwei jüngeren Schwestern, entwickelten in ihm jene liebevolle Beobachtungsgabe, die als sinnige, fast unübertroffene Natursymbolik in seinen Gedichten uns entgegentritt. Lenau konnte sich in die bewußtlose Erscheinungswelt mit solcher Innigkeit versenken, daß das Sprachlose Wort und das Tote Leben gewann. Wir hören mit dem Dichter der Donau murmelnde Schlummerlieder, wir erkennen im Blitz die Zornesader des Himmels und wir sehen im Geiste des Waldes Riesen in seinen Abendliedern mit flüchtigen Rosen sich kränzen. Daß Lenau's Lyrik so gleich stark auf das Gemüth des Mannes wie auf das des Weibes wirkt, liegt wohl darin, daß in ihm gleichsam ein weiblich schönes Gemüth mit einem männlich starken Geist vermählt war; denn in all seinen Liedern finden wir, wie die weiche, zarte Empfindung von der Kraft des Zornes gehärtet wird, wie alles Trauern schließlich in den tapfern Wunsch sich auflöst, „so feurig rasch und ungebunden dahin zu leben wie der flammende Blitz am Himmel.“ Die Naturauffassung Lenau's ist, wie soeben bemerkt, eine symbolisirende: er beschreibt nicht bloß die Naturvorgänge, sondern er sieht in ihnen Bilder des Menschenlebens. Dabei versteht er die Kunst, auch lebhaft, anschaulich und plastisch zu individualisiren. Ist nicht sein „Postillon“ eine Figur, die man malen könnte, wenn er beim Kirchhof, wo sein lieber Kamerad liegt, langsamer fährt, plötzlich still hält und elegisch in sein Horn stößt, um dem Verblichenen sein Leiblied zu blasen? Und kann es eine schönere Schilderung geben, als die, wenn er singt:

> Drei Zigeuner fand ich einmal
> Liegen an einer Weide,
> Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
> Schlich durch die sandige Haide u. s. w.

Und suchen wir nach dem Gegenstück dieser kernigen Individualisirung, so finden wir in der „Wurmlinger Kapelle“ eine der duftigsten Blüthen von Lenau's Muse. Was das letztere Gedicht, „die Wurmlinger Kapelle“, anbetrifft, so dürfte zu erwähnen sein, daß sie ihren Ursprung einem Spaziergang verdankt, den Lenau mit den Dichtern Uhland und Karl Mayer von Tübingen aus dorthin unternahm. Die Kapelle entzückte durch ihre Lage auf einer waldigen Anhöhe alle drei Dichter so, daß sie sich gegenseitig versprachen, sie zu besingen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir aus den Gedichten Lenau's drei Gruppen herausheben und näher beleuchten, nämlich die Haidebilder, Schilflieder und Waldlieder. Alle drei Gruppen sind geeignet, Lenau als ganz eigenartigen Dichter zu charakterisiren, weil sie so seinem Herzblut entströmt sind, daß jedes einzelne Gedicht spricht: Ich bin Lenau's Kind!

In langen tiefen Zügen trinkt der Dichter in diesen Liedern aus dem reinen Quell der Poesie, und wir hören ihm gern zu, wenn der Tag verstummt ist und der stille Abend sich niedersenkt. Wir fühlen dann, wie unser stürmisches Herz ruhiger wird, wie unsre Gedanken sich rückwärts wenden zu dem Morgenroth unsres Lebens, zu den vielleicht längst aufgegebenen Pfaden unsres schönen Kinderglaubens. Wir hören dem Schmerzenssänger gern zu, unsern eigenen Kummer über dem seinigen vergessend, wir eilen in Gedanken zurück in die frohe, selige Zeit der ersten Jugend, wo der Teich mit seinen Wasservögeln, die Haide mit ihrem Gestrüpp, der Wald mit seinen geheimnißvollen Schauern mit uns eine Sprache redete, die wir nur damals verstanden.

Zu Lenau's Haideliedern gehören: „Die Werbung“, „Himmelstrauer“, „An die Wolke“, „Robert und der Invalide“, „Die Haideschenke“ und „Ahasver, der ewige Jude“. In diesen Liedern glüht sein kriegerischer Sinn, denn er wollte als Jüngling Husar werden, nicht nur ein „reitender“, sondern auch ein „streitender“, wie er in seinem „Pechvogel“ singt:

> Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht,
> Einmal gestanden in einer Schlacht,
> Ein holdes Weib als Mann errungen,
> Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

Als Knabe schon folgte der Dichter den wegkundigen Ungarn zum Vogelfang weit hinein in die unwegsamen Steppen, und als er größer wurde, war es das Wüstenartige der Landschaft, das ihn anzog. Der Gegensatz zu diesen wüsten Steppen, den Ungarn in seinen Korngefilden und Weingeländen bot, machte ihm das Land so interessant und lieb, daß er trotz seines unruhigen Reiselebens, das ihn sogar später bis nach Amerika führte, doch immer wieder gern dahin zurückkehrte. Nur die Alpen gingen ihm wegen ihrer herrlichen Berge über sein liebes Ungarn. Als Lenau einmal durch Baden,

Württemberg und Bayern gereist war, schrieb er an seinen Schwager Schurz am 22. Juli 1832 aus München:

„Lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen nicht erwehren, und armselig kam mir in diesen Ländern der Mensch vor, der wie ein zudringlicher Bettler seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur etwas hinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch etwas Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hause geht und seinen Tabak raucht. Die schönen Tokayerweinberge mit ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sahen viel besser aus als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben. Die Faust des Deutschen packt die Frau gleich an der Gurgel und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt."

Die speziellen Anregungen zu seinen Haidebildern erhielt Lenau, als er sich in Preßburg 1822 aufhielt, wo er auf der dortigen Akademie philosophische und juristische Studien trieb. Ließ ihm die Arbeit am Tage keine Zeit, so wurde die Nacht benützt, um am Ufer der Donau Spaziergänge zu machen. Bald siedelte er von Preßburg nach Ungarisch-Altenburg über, um die Landwirthschaft zu erlernen, da die Studien seine Gesundheit in bedenkliche Gefahr gebracht hatten. Hier waren wilde, weite Ritte über die Haiden bei Altenburg seine Lieblingsbeschäftigung. Diese Haiden und die noch weit größeren bei Pest und Tokay mischten ihm die Farben zu den schönen Haidebildern. Der stille, sinnige Genuß der Natur, die Sehnsucht, das Weite und Unbegrenzte zu beherrschen, das sind Züge seines Wesens, die er seinem Geburtsland verdankte. In den beiden Haidebildern: „Himmelstrauer" und „An die Wolke" wandeln sich die düstern Nebel in Trauergedanken. In dem vom Sturm gepeitschten Strauch sieht er einen Seelenkranken. In diesem lebendigen Verkehr mit der Natur geht ihm das Herz auf, er gebietet in heiligem Zorn dem Donner, ihn anzuhören, er macht seiner Wehmuth über eine ihn tief niederdrückende Erinnerung aus seinem Leben Luft. Die Blitze sollen das falsche Weib, das ihn betrog, aufrütteln, es mahnen an seine Schwüre, die es lächelnd brach, und der Regen soll in dunkler Nacht auf die Ungetreue niederbrausen, daß sie aufschreckt, geängstigt von der Qual ihres Gewissens. In anderen Haidebildern wieder herrscht eine lebensfreundlichere Anschauung. Wir hören des Sängers Herz pochen, wenn er in der „Werbung", die er selbst nach einem Brief zu den Haidebildern rechnet, die aber in den Ausgaben unter der Rubrik „Leben und Traum" aufgeführt wird, in das Wirthshaus tritt und von den da zechenden Zigeunern sagt:

Rothgeglüht von Weinesgluth,
Sitzt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut!

Lenau ist wohl selbst der schöne Jüngling in diesem herrlichen Haidebild. Eine Zigeunergesellschaft, umgeben von bärtigen Magyaren, führt eine wilde, kriegerische Musik auf. Ein Werber befindet sich in ihrer Mitte, von der Musik aufgeregt, erglüht er in wilder Thatenlust und Kampfbegier. Sein Auge fällt auf einen schönen kräftigen Jüngling, dessen weicher Gesichtsausdruck verräth, daß ein seliges Gedenken an Mutter und Braut ihn bewegt. Doch plötzlich erhebt sich der Jüngling, Entschlossenheit malt sich auf seinen Zügen, er hat den Vorsatz gefaßt, ein Held zu werden wie seine Ahnen. Noch zuckt sein gewaltsam verdüstertes Angesicht vom heißen Kampf in seinem Innern. Dem beobachtenden Werber entgeht nichts. Von einem unheimlich durch die Versammlung dahinschreitenden Dämon angespornt, tritt er zum Jüngling und sucht ihn für die Kriegsfahne zu werben. Dies gelingt ihm nicht sogleich, denn

Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen nach zu lauschen
Hergeweht aus fernem Ort.

Doch schließlich schlägt der Jüngling in des Werbers dargereichte Rechte, gürtet sich mit dem Schwerte, nimmt Abschied von den bärtigen Magyaren, die ihn besorgt anschauen, und

Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Das bedeutendste der Haidebilder ist ohne Zweifel „Die Haideschenke". Hier zeichnet uns der Dichter ein Bild seines Innern, ja er bekundet in den Versen, die wie Perlen einer Kette sich leicht und künstlerisch schön zum Ganzen fügen, in charakteristischer Weise seine innere Zerrissenheit und seinen kühnen Freiheitsdrang. Um das Gedicht: „Die Haideschenke" zu verstehen, ist es nothwendig, uns ein solches Steppengasthaus in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen. Die Haideschenken auf Ungarns Steppen sind allerdings mehr Räuberschlupfwinkel als gastliche Häuser. Schon ihr Aeußeres verräth keinerlei Komfort, es sei denn, daß die weißgetünchten, mit Bildern von Heiligen und berüchtigten Räubern behangenen Wände uns behaglich erscheinen. Zigeuner lagern auf dem Fußboden des Gastzimmers und suchen durch Spiel und Gesang slavischer Volkslieder die Gäste der Schenke zu unterhalten. Der lange Steppenritt führt vor allem Durstige dahin, und darum begrüßt schon von weitem die große Pumpe mit auffallend hochstehendem Schwengel den lechzenden Reiter mit seinem windesschnellen, mageren, kleinen Roß. Vergebens sucht man bei der Schenke den kühlenden Schatten von Bäumen, sie gedeihen nicht im Lande, auch liebt sie der Ungar nicht sonderlich. Aber hinter dem Gasthaus liegt ein freundliches Gärtchen, in dem Bohnen, Zwiebeln, Knoblauch, Paprika, Maiskorn und Blumen gezogen werden. Der roheste Ungar zertritt ungern eine Blume, und es ist bekannt, daß Bela's kriegerische Schaaren nichts schonten als die Blumengärten. Wahrhaft grausig gestaltet sich oft das Nachtbild einer Haideschenke. Die Räuberbanden, welche die Steppen Ungarns unheimlich machen, benützen sie als Verstecke, in denen sie die Beute des Tages theilen oder das geraubte Geld sorglos verspielen, vertanzen und vertrinken. Währenddessen bewacht der Hauptmann der Bande sorgsam den Freudenrausch seiner Schaar, legt sein Ohr zuweilen auf den Erdboden, um zu spähen, ob etwa der Hufschlag heraneilender, von der Justiz ausgesandter Husaren sich vernehmen lasse. Wird es ihm verdächtig, so genügt ein Ruf und seine wilde Horde sitzt in fünf Minuten zu Pferde und davon geht es auf schnaubenden Rossen in die weite Pußta hinein.

In dieser Schilderung haben wir den Hintergrund zu Lenau's „Haideschenke". Still ist's auf der Pußta, doch nur Minuten dauert die Stille. Gewitterschwere

Wolken ziehen vom Horizont herauf. Blitze leuchten, Donner rollen, Wodan fährt zornig dahin. Eine Schaar wilder Rosse faust daher, von den Roßhirten mit Peitschenhieben zu rasender Flucht getrieben. Bald verschwinden sie in der Ferne. Ihr Hufschlag verhallt im Donnergeroll, ihr triefender Schweiß fällt als Regen zur Erde, die geschwungenen Geißeln der Hirten gleichen den zuckenden Blitzen am düsteren Himmel. Doch es wird wieder still, und der Regenbogen hüpft als kecker Geselle über die Pußta und verkündet ihr Frieden nach dem Unwetter. Im weißen Herbergshäuslein herrscht laute Freude. Die bärtigen Räuber tanzen. Der eine Bursche empfindet aber seine entsetzliche Lage, eine Thräne rollt ihm in den struppigen Bart. Des Anführers wilde Blicke überwachen den Freudenrausch der Seinen, doch traurig blickt er zuweilen auf das schöne Mädchen an seiner Seite. Es ist sein Kind. Es tanzt nicht, es bleibt still an des Vaters Seite sitzen, als ob es ihn trösten wollte. Der Vater sucht vergebens heitere Bilder in der Zukunft für sein liebes Kind. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß Gefahr sich nahen könne. Er eilt ins Freie, späht und lauscht, doch alles ist sicher. Jetzt schaut er auf zum Himmel, eine tiefe Sehnsucht nach der Unschuld der dort oben funkelnden Sterne überfällt sein Gemüth, er erfleht heiß und innig ihre stille Seligkeit auf das Haupt seines Kindes herab. Plötzlich erfaßt ihn wild und rauh der Fluch seines schändlichen Gewerbes, fort reißt ihn der Gedanke der Gefahr, und hinein taucht er sich wieder in die schwarzen Fluthen seiner Schuld. Sein Ohr vernimmt fernen Hufschlag, und mitten im feierlichen Moment einer besseren Regung seines Herzens donnert er seinen Marschruf in die Menge, und „ehe das Herz ihm dreimal schlägt“, sitzt er mit seinen Genossen zu Roß.

Mittheilungen und Nachrichten.

Gustave Schlumberger: L'Epopée byzantine à la fin du dixième siècle. II. Partie. Paris 1900. VI u. 653 S. — Der erste Theil dieses Werkes des französischen Akademikers, der sich um die byzantinische Geschichtsforschung hervorragende Verdienste erworben hat, erschien vor zehn Jahren unter dem Titel „Nicéphore Phocas, un empereur byzantin“ und behandelt nur die kurze Herrschaft des Kaisers, der 963 den Thron bestieg und 969 bereits durch Mörderhand fiel. Die Geschichte seines Mörders und Nachfolgers, Johannes Tzimiskes († 976) und die ersten Regierungsjahre des Basilius II. sind in dem ersten Theil der „Epopée byzantine“ erzählt, der jetzt publizirte zweite Theil ist der späteren Zeit des Basilius gewidmet. Mit seinem Tode († 1025) geht der Glanz der byzantinischen Monarchie unter, seine kraftvolle Persönlichkeit hatte das Reich zu nie erreichter Machtfülle erhoben, unmittelbar nach ihm beginnt der Verfall.

Der neue Band der „Épopée“ setzt ein mit einem friedlichen Ereigniß, der Vermählung des russischen Herrschers Wladimir mit der byzantinischen Prinzessin Anna. Diese Verbindung hatte die weittragendsten Folgen, denn sie gab den Anstoß zur Taufe Wladimirs und damit zur Christianisirung des ganzen ungeheuren Slavenvolkes. Basilius hatte seine Schwester dem Barbarenfürsten zur Ehe versprochen, als dieser nach seiner Eroberung der Stadt Cherson sich zu Friedensverhandlungen geneigt zeigte und dem Kaiser ein Hülfskorps sandte, das im Kampfe gegen die beiden Usurpatoren verwandt werden sollte. Der eine derselben, Bardas Phokas, fiel in der Schlacht vor Abydos (12. April 989), es blieb noch Bardas Skleros zu besiegen. Daß seine Macht noch zu fürchten war, ist zu schließen aus den günstigen Bedingungen, die ihm für die Unterwerfung gestellt und von ihm angenommen wurden. In der langen folgenden Regierungszeit ist nur noch eine Usurpation vorgekommen, im Jahre 1022. Basilius hatte damals in Trapezunt überwintert, um im Frühling den Krieg gegen den König Georg von Georgien fortzusetzen, als eine Verschwörung in den vorderen Theilen Kleinasiens den Nikephoros Phokas, einen Sohn jenes Bardas Phokas und Großneffen des 969 ermordeten Kaisers, mit dem Purpur bekleidete, so daß Basilius zwischen zwei Feuer kam. Glücklicherweise befreite ihn die Ermordung des Nikephoros durch einen seiner Mitverschworenen bald von der Gefahr eines inneren Krieges, aber das ganze Leben des Basilius war ausgefüllt mit Kämpfen gegen äußere Feinde. Da er selbst seine Heere führte, sehen wir ihn bald im Westen, bald im Osten seines großen Gebietes, selten nur hat er in seiner Hauptstadt residirt. Von Palastintriguen, die am Hofe Byzanz unter anderen Herrschern an der Tagesordnung waren, hat die Geschichte des Basilius daher nichts zu verzeichnen, zumal auch die Frau in seinem Leben keine Rolle gespielt hat. Wir wissen nicht einmal, ob er verheirathet gewesen ist.

Der Hauptkrieg des Basilius, der ihm den ehrenden Beinamen Bulgaroktonos, der Bulgarentödter, eingetragen hat, währte über 30 Jahre lang mit wechselndem Erfolg, bis das Jahr 1014 den entscheidenden Sieg brachte, durch den das ganze Bulgarenheer vernichtet wurde. Die Gefangenen, 15,000 an der Zahl, ließ Basilius, um ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, blenden und schickte sie, je 100 von einem Einäugigen geführt, zu ihrem Zaren Samuel, der der Schlacht entronnen war. Der Anblick jener Unglücklichen warf den Herrscher zu Boden, und zwei Tage darauf starb der gefürchtete Feind, der zeitweilig fast das ganze europäische Gebiet des byzantinischen Reiches erobert und Konstantinopel selbst bedroht hatte. Seine Nachfolger widerstanden noch einige Jahre dem Vordringen der griechischen Waffen, aber 1018 hat das Bulgarenreich, das für Jahrhunderte die größte Gefahr für die Byzantier gewesen war, als selbständige Macht aufgehört zu existiren.

Während des Bulgarenkrieges sowohl als auch nach seiner glücklichen Beendigung hat Basilius mehrere Feldzüge in Asien geführt, ist im Süden bis Baldeck vorgedrungen, im Osten weit nach Georgien hinein, überall die Grenzen erweiternd. Während die Vorbereitungen getroffen wurden zu einer großen Expedition, die Sicilien den Arabern wieder entreißen sollte, traf den 68jährigen Heldenkaiser ein plötzlicher Tod.

Schlumberger hat mit außerordentlicher Sorgfalt alle Quellen durchforscht und es verstanden, ein klares Bild der Ereignisse zu gewinnen, auch wo die Quellen nur dürftig fließen. Seinem Erzählertalent ist es gelungen, daß seine Geschichte, obgleich sie so oft gleichartige Dinge schildern muß, nirgends ermüdend wirkt, sondern durchweg fesselt. Als besonders interessant für uns sind die Partien hervorzuheben, darin die Wirksamkeit der Theophano in Deutschland und die Romfahrten ihres Sohnes, Otto III., behandelt sind.

Mehr als ein Viertelttausend Illustrationen begleiten den Text. Theilweise führen sie uns die Legenden vor Augen, in denen die erzählten Ereignisse sich abgespielt haben; die meisten Abbildungen jedoch stehen in einem weniger engen Zusammenhang mit dem Text, sie reproduziren Werke der Architektur, Skulptur und Malerei, die dem behandelten Zeitabschnitt entstammen und uns den damaligen Stand der Kultur und Kunst veranschaulichen sollen. Zahlreich sind unter diesen Beigaben bisher unpublizirte Stücke, z. B. in dem neuen Bande eine Reihe von Detailaufnahmen der konstantinopolitanischen Stadtmauern und Miniaturen aus einer Madrider Handschrift der Chronik des Skylitzes, die nicht lange nach der Zeit des Basilius geschrieben und illustrirt worden ist. Schlumbergers Bücher werden durch diese Beigaben für den Kunstfreund ebenso werthvoll wie für den Historiker. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, uns recht bald die versprochene Fortsetzung seines Werkes zu liefern, in der die Geschichte der folgenden Kaiser bis zum Ausgang der makedonischen Dynastie erzählt werden soll.

Hannover. Hans Ernevrn.

* Auf der Insel Paros hat man, wie wir der „Nat.-Ztg.“ entnehmen, eine wichtige Inschrift gefunden, nämlich die Reste einer Lebensgeschichte des berühmten parischen Dichters Archilochus. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte

heißt Demeas, eine Persönlichkeit, die uns bis jetzt unbekannt gewesen ist. Demeas schrieb etwa im dritten Jahrhundert vor Christo, als Quellen benutzte er nur die Werke des Dichters und eine Liste der parischen Archonten. Er erzählt uns eine Reihe unbekannter Züge aus dem Leben des Archilochos, und was das wichtigste ist, er schreibt jedesmal die betreffenden Dichterstellen zum Beweise aus. Daß man den Text des Demeas in Stein gegraben hat, erklärt sich wohl daraus, daß die Inschrift an einem dem Dichter geweihten Orte stand, wo dann der Besucher von Leben und Werken des berühmten Pariers Kenntniß erhalten sollte. Schade nur, daß der Stein so furchtbar zertrümmert worden ist, so daß oft von den werthvollen Dichterstellen nur einzelne Worte erhalten sind. Was aber sich gerettet hat, das ist nun von dem rührigen deutschen Inschriftenforscher **Hiller v. Gärtringen** im letzten Heft der „Athenischen Mittheilungen“ in klarer und umsichtiger Weise herausgegeben worden.

* In **Weimar** ist am Samstag, dem 25. d. M., wie schon unsre Zeitung im Sonntagmorgenblatt melden konnte, **Friedrich Nietzsche an einem Schlaganfall gestorben.** Die Beerdigung findet in seinem Geburtsort **Röcken** bei Lützen statt. Der Tod des bekannten Philosophen kommt trotz der schon über ein Jahrzehnt währenden Geisteskrankheit völlig überraschend, ihm selbst aber gewiß als ein Erlöser. Eine Würdigung Nietzsche's wird nächstens an dieser Stelle von berufener Seite gegeben werden. Wir bringen im Folgenden nur die so traurig ausgehenden Lebensdaten dieses merkwürdigen Geistes. Friedrich Wilhelm Nietzsche, geb. 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen, studirte 1864 bis 1867 in Bonn und Leipzig klassische Philologie, wurde 1869 als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Basel berufen und 1870 zum ordentlichen Professor ernannt. Am Kriege 1870 nahm er als freiwilliger Krankenpfleger theil. 1879 nöthigte ihn ein mit häufigen Kopfschmerzen verbundenes Augenleiden, sich pensioniren zu lassen. Anfang 1889 wurde er infolge von geistiger Ueberanstrengung und im Uebermaß gebrauchten Schlafmitteln unheilbar geisteskrank. In den Werken der ersten Zeit, der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (Leipzig 1872) und den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ (1873—76) versucht er, den Begriff einer deutschen Kultur im höchsten Sinne zu bauen, als deren hoffnungsvollste Ansätze ihm die Philosophie Schopenhauers und die Kunst Wagners erschienen. Die Gedankenwelt einer zweiten, in Aphorismenbüchern sich äußernden Periode („Menschliches, Allzumenschliches“, 2 Bde., 1878—79; „Morgenröthe“, 1881; „Die fröhliche Wissenschaft“, 1882) wird eingeleitet durch eine Abkehr von der pessimistischen Philosophie Schopenhauers und der im „Parsifal“ christlich-asketisch gewordenen Kunst Wagners und ist radikal skeptisch in philosophischen, entschieden atheistisch in religiösen und übernational in Dingen der Politik, Kultur und Kunst. Es beginnt eine einschneidende Kritik der Entstehung und des Werthes der heutigen Moral, die ihn dazu führt, die heute herrschenden Werthurtheile als Werthe des absteigenden Lebens (der nihilistisch-christlich-asketischen, demokratischen Dekadenz) zu verwerfen und ihnen seine neuen aristokratischen, lebenbejahenden Zukunftsideale entgegenzustellen. Dies geschieht zuerst in poetisch-symbolischer Form im ersten Werke seiner dritten Periode: „Also sprach Zarathustra“ (1883—85); die folgenden (der zusammenhängenden Gedankenentwicklung sich wieder nähernden) Werke: „Jenseits von Gut und Böse“ (1886), „Zur Genealogie der Moral“ (1887), „Der Fall Wagner“ (1888), „Götzendämmerung“ (1888) führen die immer radikaler werdende Kritik der Modernität und Moral weiter; sein unvollendet gebliebenes Hauptwerk: „Die Umwerthung aller Werthe“, sollte die Zarathustra-Lehren in philosophischer Darstellung entwickeln.

* **Halle.** Der Abtheilungsvorsteher am chemischen Universitäts-Institut dahier, Privatdozent Dr. **Vorländer**, hat das Prädikat „Professor“ erhalten.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor der Geschichte an der hiesigen philosophischen Fakultät Dr. Michael **Tangl** ist, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, zum ordentlichen Professor ernannt worden. — Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät Dr. Adolf **Loewy** ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Athen.** An der hiesigen Universität ist ein **Lehrstuhl für Hygiene und Bakteriologie** errichtet worden, auf den der bisherige Stabsarzt der griechischen Armee Dr. Savas berufen wird. Prof. Savas hat seine Studien im hygienischen Institut in Berlin im Winter 1893 vervollkommnet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1901. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. — **Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III.**, vorzugsweise aus dem Nachlaß von **F. A. v. Stägemann.** 1. Band. Leipzig, Duncker u. Humblot 1899. — **J. Schön:** Ueber die Ziele Rußlands in Asien. 2. Aufl. Wien, Seidel u. Sohn 1900. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 354. Croatien und Slavonien. 1. Heft. Wien, Hölder 1900. — **D. Kunhardt:** „Durch!“ Abschiedsruf an die Freiwilligen für Ostasien. Lübeck, Borchers 1900. — **Berichte über Handel und Industrie.** Bd. I. Heft 25. Berlin, Heymann. — **G. Cohn:** Ueber die staatswissenschaftliche Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienst in Preußen. Berlin, Springer 1900. — **E. Thomas:** Schriftsteller- und Journalisten-Kalender. 1900. Leipzig, Fiedler. — **Baron Camille de Tournon:** Die Provinz Bayreuth unter französischer Herrschaft (1806—1810). Uebersetzt von L. v. Fahrmbacher. Wunsiedel, Kahler 1900. — **W. Heinze:** Die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer durch die Engländer. Heidelberg, Winter 1900. — **H. Hughes:** Die Mimik des Menschen. Mit 119 Abbildungen. Frankfurt a. M., Alt 1900. — **Merzbacher:** Gesetz betr. die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. (Deutsche Reichsgesetze. Textausgabe mit Anmerkungen und Register.) München, Beck 1900. — **Arincus:** Deutschland und England. München, Reinhardt 1900. — Rumanicae res. I. Carp und die Judenfrage. Von Spartacus. Wien 1900. — **Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahr 1899/1900.** Wien, Selbstverlag der Universität 1900. — **Oesterreichisches Städtebuch.** 8. Jahrg. Wien, Hölder 1900. — **E. Georgy:** Paris und die Weltausstellung. (Die Berliner Rouge. Bd. III.) Berlin, Bong. — **Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.** Lfg. 129—147. Leipzig, Spamer. — **Margarete Henschke:** Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Mit 4 Abbld. Gera, Th. Hofmann 1900. — **Chr. Meyer:** Zwei Dramen im Hause Zollern. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. N. F. XV, Heft 345.) Hamburg, Richter 1900. — **M. Steinschneider:** Der Aberglaube. (Do., Nr. 246.) Ebd. 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Goethe und Mickiewicz.

Eine Studie von A. Ettlinger.

In Goethe's Gartenwohnung in Weimar wartete am 19. August 1829 der 31 jährige polnische Dichter Adam Mickiewicz mit seinem jüngeren Reisegefährten, dem Schriftsteller Odyniec, auf den alten Meister. Mickiewicz sprach davon, wie er einst Frau Szymanowska beneidet, daß sie Goethe gesehen und gesprochen hatte. Empfehlungsbriefe der anmuthigen, von Goethe in so bedeutender Weise gefeierten Künstlerin[1]) hatten jetzt den Besuch in Weimar eingeleitet, und Odyniec berichtet in seinen Reisebriefen[2]) über den dortigen Aufenthalt und über die Begegnung der beiden Dichter.

Wenn diese Briefe auch erst in einer späteren Redaktion veröffentlicht sind und nach Ladislaus Mickiewicz, des Dichters Sohn, an dokumentalem Werth dadurch eingebüßt haben, den Bericht über die Weimarer Zeit hat er sebst anerkannt, indem er ihn für die Lebensgeschichte seines Vaters benutzte. Ueberdies bestätigt die freilich auch nicht sehr „exakte“ Schrift: „Goethe et David, souvenir d'un voyage à Weimar“ von Victor Pavie,[3]) (der als Reisebegleiter des Bildhauers David d'Angers mit diesem zu gleicher Zeit wie Mickiewicz und Odyniec in Weimar war) in einigen wesentlichen Punkten die Darstellung Odyniecs. Was aber die Hauptsache ist, die Worte, die Goethe in den Mund gelegt sind, tragen den Stempel seines Geistes und werden durch seine anderweitigen Aussprüche aus jener Epoche bestätigt. Ladislaus Mickiewicz' Bedenken Odyniecs Reisebriefen gegenüber beziehen sich offenbar vorzugsweise auf die Darstellung des Verhältnisses zwischen Adam Mickiewicz und Odyniec. Dieser hatte den Ehrgeiz, sich als des bewunderten Dichters intimster Freund zur Geltung zu bringen, während er doch keineswegs der Vertraute von Adam Mickiewicz' innerstem Leben war. — Ueber jenen ersten Besuch bei Goethe erzählte er: „Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Viertelstunde. Adam fragte mich, ob mir das Herz poche. In der That war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erscheinung. . . . Da hörten wir oben Schritte. Adam zitirte mit Nachdruck den Vers aus Zgierski's „Kiszka“: Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten. . . . Da öffnete sich die Thür und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Uebertreibung: es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig imponirend, und die Stirne — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer. Die Augen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie, welche die Iris beider Augen am äußersten Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusring; wir sahen bisher bei Niemand etwas Aehnliches.“

Goethe bat beim Eintreten um Verzeihung, daß er habe warten lassen, wobei ein wunderbar liebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge seiner Physiognomie verklärte. Er begrüßte in liebenswürdiger Weise „die Freunde der Frau Szymanowska“. Von Mickiewicz' Schriften kannte er nur ein übersetztes Fragment aus „Konrad Wallenrod“; aber er wußte, daß der junge Dichter an der Spitze der neuen literarischen Bewegung seiner Heimath stand. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung, was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen,“ sagte er zu Mickiewicz, und dieser erwiderte: „Wir wissen durch Ihr Beispiel, daß die großen Genien dem Strom die Richtung geben.“ Das Gespräch wurde französisch geführt, weil Mickiewicz in Goethe's Gegenwart nicht deutsch zu sprechen wagte. Auf Goethe's Verlangen entwarf Mickiewicz in großen Zügen ein Bild der Entwicklungsgeschichte der polnischen Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit, und Goethe hörte mit der tiefsten Würdigung und dem lebhaftesten Interesse zu.

Mickiewicz war ein Meister in solcher Darstellung. Die Vorrede zur ersten und zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1822 und 1829), seine berühmten Vorträge über slavische Literatur am Collège de France in Paris (1840—1845) geben davon Zeugniß, ebenso die Berichte seiner Zuhörer dort und auf der Universität Lausanne, wo er 1839 über lateinische Literatur sprach. Seine Darlegungen Goethe gegenüber und dessen Bemerkungen leiteten das Gespräch auf Volkslieder über. Mickiewicz war dies Gebiet von Jugend auf innig vertraut, und Goethe war hier mehr zuhause als auf irgend einem anderen Gebiet der slavischen Literatur. In den Jahren 1825, 1827 und 1828 hatte er Uebersetzungen serbischer Volkslieder von Talvj[4]) und von Gerhard besprochen und dabei sowohl auf das besondere Volksthümliche hingewiesen, als auf jene Züge, die in ihm die Ueberzeugung befestigten, „daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Inhalt und Form hervorthue“. In seiner Jugend hatte er selbst den „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ aus dem Morlackischen übersetzt, zwar nicht direkt nach dem Original, sondern

[1]) Ich erinnere an das ursprünglich ihr gewidmete Gedicht, in welchem die Trilogie der Leidenschaften ausklingt.

[2]) Deutsch herausgegeben in Bratraneks Schrift: Zwei Polen in Weimar. Wien 1870.

[3]) Angers 1874.

[4]) Frln. v. Jakob.

nach einer Uebersetzung „In des Abbate Fortis Reisen", aber „mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals". Wie Mickiewicz später in seinen Pariser Vorträgen sagt, kommt diese Goethe'sche Uebersetzung unter allen vorhandenen dem Geiste des Originals am nächsten.

Man hat Mickiewicz als Führer der polnischen Romantik bezeichnet, er selbst aber war sich sehr bald klar darüber, wie vieldeutig und willkürlich solche Bezeichnungen häufig sind, und wie sie je nach Zeit und Ort ihre Bedeutung verändern. Er wußte, daß die damalige romantische Bewegung in Polen auf gewisse Analogien mit der deutschen Sturm- und Drangzeit und den sie vorbereitenden geistigen Strömungen zeigte. Wie damals in Deutschland, so kämpfte man seit Jahren in Polen[5]) gegen die Herrschaft einer in herkömmlichen Formen erstarrten französirenden Richtung. Sie bezeichnete sich selbst als eine klassische, während sie an veralteten französischen Moden festhielt. In Warschau war ihr Hauptsitz, und von dorther kamen vorzugsweise die verdammenden Urtheile über die verderbliche neue Richtung. Mickiewicz spricht mit köstlichem Humor von dem vergeblichen Bestreben der Herren, einen Sanitätskordon zu ziehen, „damit nicht etwa die Bildung sich über die Grenzen hereinstehle". Er hatte es als einen Vorzug der deutschen Dichtung empfunden, daß sie im 18. Jahrhundert durch eine so reiche geistige Erbschaft von anderen Nationen begünstigt worden war. So sollte und mußte denn auch die Wissenschaft und die Dichtung des Auslandes, vornehmlich aber die deutsche und die englische, der wieder sich verjüngenden polnischen Dichtung den Weg zur Selbständigkeit zeigen. Und er führte zum Innersten Leben des eigenen Volkes zurück. Was verschlug es, wenn Kritiker der alten Garde Mickiewicz vorwarfen, er verderbe mit den Provinzialismen in seinen Gedichten die polnische Sprache! In ihm lebte ein viel tieferes Sprachgefühl als in seinen so korrekt sich dünkenden Widersachern, und wenn er vorübergehend in seiner ersten Jugend dem herrschenden Zeitgeschmack seinen Tribut darbrachte, jetzt war ihm sein gutes Dichterrecht zum Bewußtsein gekommen. Er hatte von Herder, von Bürger und von Goethe gelernt. Mit heiterem Lachen registrirt Mickiewicz die einander widersprechenden, lobenden und tadelnden Aussprüche seiner Rezensenten, von welchen Einer nicht einmal recht weiß, ob ihm die besprochenen Gedichte gefallen sollen oder nicht; er muß sich erst in Warschau darüber Bescheid holen.

Der junge Dichter mochte sich darüber um so weniger wundern, als seine jetzt so berühmte „Ode an die Jugend", die in ihrer idealen Begeisterung an Schillers reifere Jugendgedichte mahnt, bei zweien seiner jungen Freunde eine völlige Verurtheilung gefunden hatte. Nur ein dritter Freund, welcher die deutschen Dichter kannte, wußte das Gedicht besser zu schätzen.

Daß Mickiewicz auf der Universität Wilna studirte, wo das geistige Leben damals einen kosmopolitischen Charakter trug und die literarischen Zeitrichtungen unmittelbar auf einander prallten, das war ein wesentlicher Vortheil für seine Entwicklung. Wenn auch der literarische Areopag der Universität seine Balladen und die Anfänge der großartigen Dichtung „Todtenfeier"[6]) lächerlich fand und seine Schöpfungen zunächst nur in den Vorzimmern, nicht in den Salons gelesen wurden — die neue Richtung wurde durch ihn schließlich zum Sieg geführt.

Es war vergeblich, daß die Vertreter des Herkömmlichen vor Goethe's Werther gewarnt, der nicht nur oberflächliche Köpfe, sondern auch bedeutende Talente berausche und verführe, und daß sie behauptet hatten, Goethe's „Faust" beleidige jede feinere Empfindung. Gerade die bedeutendsten Werke Mickiewicz' stehen unter Goethe's Einfluß, und es war nicht in letzter Reihe das Faustische Element in Byron, was den polnischen Dichter auch zu diesem so mächtig hinzog.

Eigene Erlebnisse, eine Art von Wertherschicksal, mochten Mickiewicz den Wertherroman besonders nahe bringen. Als Student und als junger Gymnasialprofessor in Kowno war er mit anderen jungen Freunden häufig auf dem Gut der Familie Wereszczaki zu Gast. Maria, die Tochter des Hauses, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und obwohl sie mit einem reichen Gutsbesitzer so gut wie verlobt war, kam es zwischen ihr und dem jungen Dichter zu immer innigeren seelischen Beziehungen. Sie war es, die ihn zu seinen ersten Balladendichtungen aufforderte; in Liedern und Balladen besingt er sie unter dem Namen „Maryla" und ihr Andenken ist noch in später Zeit in seiner Dichtung lebendig. Diese Liebe veranlaßte die Familie Mariens, deren Heirath zu beschleunigen. Die Art aber, wie sich das junge Mädchen selbst dem Dichter gegenüber verhielt, ist von der sentimentalen Strömung beeinflußt, die damals in Polen um sich zu greifen begann. Maria Wereszczaka hat in ihrem Wesen mehr von Wielands ehemaliger Braut Sophie Gutermann (der späteren Laroche) als von Goethe's Lotte. Charakteristisch für den Abschluß jener jungen Liebeszeit ist ein Gedicht Mickiewicz an M . . . . . aus dem Jahre 1823. Durch die von Chopin komponirten Strophen ist es auch in ausländischen Kreisen bekannt geworden:

> Mir aus den Augen! mir aus dem Herzen!
> So wolltest du's . . . ich folgte deinem Willen.
> Doch wenn du sprächest: so laß' uns vergessen,
> Nicht könntest du's, nicht könnte ich's erfüllen" u. s. w.

Die letzten Konsequenzen seiner unglücklichen Leidenschaft zog Mickiewicz, wie Goethe im Werther, in einzelnen Scenen seiner phantastischen dramatischen Dichtung: „Todtenfeier". Freilich auch einer der abgeschmacktesten Nachfolger des Werther, die „Valerie" der Frau v. Krüdener, kam bei Beginn der Dichtung für Mickiewicz nach in Betracht und gab seinem Helden die Namen. Wenn jedoch Christian Ostrowski von den abschließenden Partien der Gustavdichtung in der „Todtenfeier" sagt: „Das ist unsre neue Heloise, das ist unser Werther", so hat er recht. Aus den Versen dieser lyrisch-dramatischen Scenen bricht die hinreißendste Gluth der Empfindung, die ursprünglichste tiefste Leidenschaft hervor. Das bedeutungsvolle Wort in Rousseau's neuer Heloise über den tiefen Abgrund im menschlichen Herzen, ein Wort, das in Goethe's Werther einen so vollendet poetischen Lebensausdruck fand, und das in einem neuen feinen Sinn als ein Hauptmotiv des Tasso wieder aufersteht[7]) — in Mickiewicz' Dichtung gewinnt es abermals eigenartiges Leben. Gustav gibt sich, wie Werther, den Tod, weil die Geliebte das Weib eines Anderen geworden ist. Alljährlich am Tag der litauischen Todtenfeier (Dziady) muß er wiederkehren und alle Liebesschmerzen abermals durchleben: die Trauer des letzten Abschiedes in der dunklen Allee, in welcher die Geliebte wie ein leuchtender Strahl verschwand, die Höllenqualen wäh-

5) Wie fast gleichzeitig auch in Rußland.

6) „Dziady", wörtlich: die Ahnen, Vorfahren — Abgeschiedenen.

7) S. fünfter Aufzug, zweiter Auftritt, V. 3073 bis 3075 Weimarer Ausgabe.

rend ihres Hochzeitsfestes, das Elend der kalten schaurigen Einsamkeit, den Dolchstoß, der alles enden soll und der minder schlimm ist als die Dolche, welche die Seele durchbohren. Eine Erlösung kann erst durch die Wiedervereinigung mit der Geliebten im Jenseits erfolgen.

Das Thema von der Wiederkehr der Todten hängt mit der slavischen Volkstradition zusammen. Auch Goethe weist in seiner Besprechung serbischer Volkslieder darauf hin, und Bürgers Leonore fand dadurch bei dem jungen polnischen Dichtergeschlecht einen um so lebhafteren Wiederhall. Mickiewicz hat das Motiv in seinen Balladen sowohl als in der „Todtenfeier"[8]) benutzt. In dieser knüpft er an einen alten litauischen Volksbrauch an, der einst seine Phantasie mächtig erregt hatte. Er berichtet selbst darüber, wie das Volk um die Zeit des Allerseelentages die Todtenfeier heimlich in Kapellen oder verödeten Häusern unweit des Friedhofes begeht, eine Feier, bei welcher sich heidnische und christliche Vorstellungen vermengen. Man richtet eine aus Speisen, Getränken und Früchten bestehende Mahlzeit an und ruft die Seelen der Abgeschiedenen herauf. Mickiewicz benutzte diese alten Ueberlieferungen und entnahm die Festgesänge, Zauber- und Beschwörungsformeln getreu, zum Theil wörtlich, der Volkspoesie. Das Fest bildet in gewissem Sinn den Gesammtrahmen seiner Dichtung. Mit der Heraufbeschwörung der Todten sind die ewigen Fragen von Schuld und Sühne verknüpft, welche sich durch die ganze Dichtung hindurchziehen. In den am frühesten entstandenen Jugendfragmenten zeigen sich zuweilen die Einflüsse der sentimentalen Zeitrichtung, die wunderlich zu der volksthümlichen Ueberlieferung stimmt. Ihrer Grundidee nach aber sind sie durch einen tiefen, den Bekenntnissen des heiligen Augustinus entnommenen Gedanken verbunden: „Wer sich nie zur Erde hingezogen fühlte, kann auch nicht in den Himmel kommen." Nur wer ein ganzer Mensch ist, wer Menschenleid und Menschenglück mitzufühlen imstande ist, kann der himmlischen Gnade theilhaftig werden. Die Art der hier und in den späteren Theilen der Dichtung über die Todten verhängten Strafen lassen einen Einfluß Dante's erkennen, dem ja auch einzelne Theile des Faust tributpflichtig geworden sind.

Als der Stoff zur Todtenfeier des Dichters Phantasie zuerst beschäftigte, war er im Zweifel über die zu wählende Form. Da schien ihm Goethe's Faust (I. Theil) den Weg zu weisen, ohne daß jedoch die dramatischen, von lyrischen und epischen Bestandtheilen durchsetzten Fragmente,[9]) die zunächst entstanden, einen so einheitlichen Charakter wie die Faustdichtung aufzuweisen gehabt hätten. In einem der ersten Jugendfragmente findet sich der Ansatz zu einer Mephistopheles-Gestalt. Gustav, dem das wirkliche Leben nicht genügt, der sich nach einem idealen Leben und einer idealen Liebe sehnt, sollte vom Teufel in Gestalt eines schwarzen Jägers versucht werden. Aber der Dichter läßt das Motiv wieder fallen. Erst in der zehn Jahre später entstehenden Fortsetzung der Dichtung nimmt er es in gänzlich veränderter Gestalt wieder auf. Diese Fortsetzung steht unter dem Einfluß ganz anderer Lebensmächte. Als Mickiewicz im August 1829 in Weimar eintraf, lagen schwere Schicksale hinter ihm, politische Verfolgung, Kerker und Verbannung. Einige seiner jugendlichen Genossen, die mit ihm in Wilna an geheimen Studentenverbindungen von der Art der deutschen Burschenschaft theilgenommen hatten, waren unter den grausamsten Verfolgungen zugrunde gegangen. Das Geschick seines Volkes stand nun im Vordergrund aller Interessen des jungen Dichters. Der in Rußland entstandene „Konrad Wallenrod" ist ein glühendes Zeugniß dafür. So mochte es Adam Mickiewicz eigenthümlich bewegen, als David d'Angers bei einem Tischgespräch Goethe gegenüber die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien berührte. Mickiewicz verhielt sich völlig schweigsam, während Goethe sich in sehr ausführlicher Weise über dieses Thema aussprach. Er wies nach, wie die „angeborenen Verschiedenheiten der Denkungs- und Empfindungsart mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Grenzscheidungen führen würden, ohne entsprechende Gegenwirkungen. Er betonte die Pflicht der Höhergebildeten und Besseren, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schiffahrt zu erleichtern oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Begriffe und Gefühle steigere ebenso wie der Verkehr in Produkten und Bodenerzeugnissen den Reichthum und das allgemeine Wohlsein der Menschheit. Daß dies bisher nicht geschehen sei, liege an nichts anderem, als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen habe, welche doch im Privatverkehr die unzähligen individuellen Verschiedenheiten zu mildern und in ein mehr oder minder harmonisches Ganzes zu verschmelzen vermögen."

Odyniec wunderte sich über Mickiewicz' Schweigen und suchte nach allerhand Gründen dafür. Er verstand nicht, daß es sich hier um einen Gegensatz handelte, der schwer zu überbrücken war. Mickiewicz fühlte sich, bei all seiner Erkenntniß von der wechselseitigen Bedingtheit der Volksindividualitäten und bei aller Liebe, die er den Menschen entgegenbrachte, doch jetzt in erster Reihe als Patriot, der die Unterdrücker seines Volkes aus tiefster Seele haßte. Für ihn war politischer Kampf die Losung. Für den alten Meister aber bedeuteten politische Bewegungen weit weniger als das, was auf geistigem Gebiet aus der gemeinsamen Arbeit der Menschheit sich ergab. Seine bekannten Worte über die Juli-Revolution, die ihn wenig interessirte, und über den wissenschaftlichen Streit in der französischen Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire, der ihn aufs mächtigste erregte, fallen kaum ein Jahr später. Er bezeichnet damals den Sieg der synthetischen Behandlung auf dem Gebiet der Naturwissenschaft über ein ausschließlich analytisches Verfahren als einen Sieg des Geistes über die Materie und als den Sieg einer Sache, der er sein Leben gewidmet. Er weiß, „daß es unerläßlich ist, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen". Er empfindet „das Athmen des Naturgeistes . . ., der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bändigt". Seine Faust-Dichtung aber, die er damals ihrem Abschluß entgegenführt, nimmt einen Theil der Ideen, die ihn jetzt zumeist beschäftigen, in sich auf, Ideen von der Ureinheit alles Seins und von dem Verhältniß der Mannichfaltigkeit zu dieser Einheit. Die klassische Walpurgisnacht endet mit einem Hymnus auf die Urmächte des Naturlebens, und wohl niemals hat die Frage nach der Möglichkeit der individuellen Lebenserscheinung einen tiefsinnigeren, poetischeren

8) Es ist bemerkenswerth, daß seine Ballade „Die Flucht", die auf einem polnischen Volkslied beruht, eine Strophe mit wörtlichen Anklängen an die deutschen Verse enthält, welche Bürger den Anlaß zu seiner Leonorendichtung gaben.

9) Zum Theil 1822 veröffentlicht, zum Theil erst aus dem Nachlaß des Dichters.

Lösungsversuch hervorgerufen als die wundersame Dichtung von den „Müttern".

Die socialen Fragen aber, welche Goethe neben den naturwissenschaftlichen damals als die wichtigsten der Zeit erschienen, hatten sich ihm in die Dichtung der „Wanderjahre" verwoben, die am 20. Februar 1829 abgeschlossen worden war.

Es klingt prophetisch, wenn Goethe Mickiewicz und David gegenüber das 19. Jahrhundert nicht als eine Fortsetzung früherer Zeiten, sondern als den Anfang einer neuen Aera bezeichnet: „denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, können nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese, wie das Getreide aus der Saat, langsam wachsen und reifen." Er erwartete sie nicht früher als im Herbst des Jahrhunderts.

Am 29. August wohnten Mickiewicz und Odyniec der ersten Aufführung des Faust in Weimar bei. Als Goethe fragte, welchen Eindruck Mickiewicz von Faust auf der Bühne, für die er doch nicht geschrieben sei, empfangen habe, erging sich dieser über einzelne Scenen, erwähnte aber des Ganzen mit keinem Worte. Nach Odyniec war Goethe darüber betroffen, denn er sah Mickiewicz mit durchdringendem Blick an, als erwarte er noch etwas — und fragte nicht weiter. Odyniec, dessen Urtheil über den Faust eine fast völlige Unfähigkeit zeigt, über einen moralisirenden und confessionellen Standpunkt hinauszukommen, erzählt, seine Einwürfe gegen die Dichtung seien von Adam nicht widerlegt worden. Dieser habe Goethe nur „entschuldigt", indem man bei ihm niemals jene aggressiven antireligiösen Tendenzen finde, welche bei anderen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts sich so sehr geltend machten. Es sei bei ihm nur eine Gleichgültigkeit gegen die religiösen Grundlagen vorhanden.

Wenn diese Worte richtig wiedergegeben sind, so würde man daraus mehr auf die geistigen Grenzen Mickiewicz' als auf die Goethe's schließen müssen. Die Fortsetzung der „Todtenfeier" aber läßt annehmen, daß Mickiewicz das Beste, was er über den Faust hätte sagen können, Odyniec gegenüber nicht sagen mochte, Goethe gegenüber vielleicht aus Bescheidenheit verschwieg. Diese Fortsetzung ist in einigen Hauptpartien Goethe's Faust und Prometheus und den ihnen ähnlichen Byron'schen Dichtungen verwandt. Sie ist nach der gescheiterten polnischen Revolution von 1830 und deren blutigen Nachspielen entstanden, welche dem Dichter die Zeit der früheren Verfolgungen wieder lebhaft vor die Seele führten. Er selbst ist ein Anderer geworden, und so tritt denn auch in seiner Dichtung an die Stelle Gustavs der Gefangene Konrad.

Wenn Odyniec Mickiewicz' Worten nachrühmt, „daß sie wie glühendes Erz sich in dein Inneres ergießen," so trifft dies auch für Konrad zu. Er ist ein Dichter und ein Prophet, zu dem die Freunde und Leidensgenossen aufschauen. Aber er ist auch ein himmelstürmender Titane. Er, der einst Fromme, Gläubige, fordert jetzt die Gottnatur in die Schranken. Er stellt sich ihr gleich, ja über sie. Vergebens hat er nach der verkündeten Allliebe gesucht.

Ein Lügner, der dich die Liebe genannt,
Da du ja nur die Weisheit bist! [1)]

In sich selbst fühlt er eine Kraft, die beglücken könnte:

Gäbst du die Seelen mir so in Gewalt,
Ich schüfe mein Volk zu lebendigem Lied!
Und meisterst du sonst im Weltengebiet,
Ich wirkte ein größeres Meisterstück:
Ich stimmte an das Lied vom Glück.

Er schleudert Gott den Donnerruf entgegen, daß er nicht der Vater der Welt, daß er ihr — die Stimme des Teufels ergänzt: — „Zar".

Hier zeigt sich ein charakteristischer Unterschied zwischen der Lebensauffassung Mickiewicz' und der Goethe's. Konrads pantheistischer Titanentrotz ist ein Werk des Teufels. Mit seinem Abfall vom Glauben ist er einer häßlichen Versuchung unterlegen. Engel und Teufel streiten um seine Seele. Der fromme Bruder Petrus aber, ein demuthsvoller und zugleich muthiger Kämpfer für den Glauben, eine reine heilige Seele, gibt dem Verstörten den Gottesfrieden zurück.

Der Dichter steht auf einem christlichen Standpunkt. Aus tiefen seelischen Erregungen und in schweren inneren Kämpfen hat er diesen Standpunkt zurückerobert. Die Zweifel erweckende Phantasie erscheint ihm als Seelengift, ein frommes Gebet als Erquickung und Erlösung. In Goethe's Dichtung dagegen zeigt sich das titanische Streben des Menschengeistes als ein Segen, nicht als ein Fluch. Für seinen Faust sind die mannichfaltigsten Weltanschauungen, Mythologien, Religionen und Philosophien Durchgangspunkte zu immer höher strebender allgemein menschlicher Entwicklung. Gleichwohl ist das letzte Ziel, dem Goethe seinen Faust zuführt, ein dem Sinn Mickiewicz' innig verwandtes. — Eine gewisse Analogie mit der Faust-Dichtung zeigt auch die Darstellung des bösen Princips in der Todtenfeier. Es erscheint hier im christlichen, wie im Faust im pantheistischen Sinn als „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", und es liegt eine tiefe symbolische Bedeutung darin, daß der Bruder Petrus in einer Vision das Vaterland in der Gestalt des am Kreuze blutenden Heilandes schaut. Dies äußerste Leiden wird zur Erlösung der Völker führen. „Der sichtbare Walter der Freiheit auf Erden" muß erscheinen! Auch in eng an die Wirklichkeit sich anschließenden Scenen von furchtbarer Wahrheit stellt der Dichter die Noth seines Volkes dar. In einem Salon in Warschau aber läßt er Literaten darüber verhandeln, ob ein Stoff aus der Gegenwart poetisch darstellbar sei oder nicht, zumal wenn er Schreckliches enthalte.

Je nach ihrem Inhalt behandelt Mickiewicz seine Motive in der „Todtenfeier", bald in scharf satirischem Sinn, bald mit phantastischem Humor, bald mit ernster Erhabenheit. Die äußere idealistische aber naturalistische Form entspricht dabei stets dem inneren Sinn, und auch in diesem vielseitigen Reichthum ist die Dichtung Goethe's „Faust" vergleichbar.

An Goethe's „Hermann und Dorothea" aber erinnert jenes andere Meisterwerk Mickiewicz', das um die gleiche Zeit wie die Fortsetzung der „Todtenfeier" entstand, das epische Gedicht: „Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen". Wie Goethe, so gibt uns Mickiewicz eine Familiengeschichte auf dem Hintergrund großer Zeitereignisse, häusliches Leben in seinen kleinen und kleinsten Einzelheiten, menschliche Zustände in engstem Zusamenhang mit dem Leben der Natur. Aber wenn in der edellinigen Goethe'schen Dichtung eine tiefe abgeklärte Lebensweisheit bei den politischen Zeitbewegungen überall das Menschliche betont, so erscheint in dem bewegten polnischen Epos alles im Lichte einer heißen Vaterlandsliebe. Und nicht einige wenige tiefgeschaute, ruhig sich

[1)] Die Citate aus „Dziady" und „Herr Thaddäus" nach den meisterhaften Uebersetzungen von Siegfried Lipiner, Leipzig 1882 und 1887.

entwickelnde Gestalten sind wie dort die Träger der Begebenheiten, sondern ein ganzes Volk handelt hier in leidenschaftlichster Erregung. Es ist ein typischer Vorgang, wenn uns der Dichter den lange Jahre währenden Zwiespalt und die wilde Fehde zweier Geschlechter vorführt, bis das Eingreifen der Russen, des gemeinsamen Feindes, die Kämpfenden einigt, und die Verlobung eines liebenden Paares den neuen Bund besiegelt. Eine andere geheime Weihe erhält dieser Bund durch die Vorbereitungen zu einer gemeinsamen Volkserhebung. An Napoleons Macht und an seine Versprechungen knüpfen sich die Hoffnungen der Polen. Die Kämpfer, die das Land verlassen mußten, kehren mit General Dombrowski's Schaaren wieder und ziehen unter Napoleon nach Rußland. Vor der festlichen Versammlung auf dem litauischen Herrensitze zu Ehren des Generals und seiner Krieger schlägt der alte Jude Jankiel, ein Meister im Spiel, die Cymbel, und in musikalischen Bildern führt er den Lauschenden die bedeutendsten Momente der polnischen Vergangenheit vor und schließt unter allgemeiner Begeisterung mit dem Dombrowski-Marsch: „Noch ist Polen nicht verloren“.

Die Dichtung umfaßt die Zeit vom Herbst 1811 bis zum Frühjahr 1812. Der Dichter hatte sie als 14 jähriger Knabe erlebt und er weiht der Erinnerung die Worte:

O Frühling, wer dich gesehen, voll üppiger Blüthen hangend,
Voll Garben und Grün — und hell von Menschenschaaren prangend,
Reich an Begebenheiten, voll Hoffnungen im Schooß!
Du stehst vor mir noch heut', du Traumbild schön und groß,
In Knechtschaft geboren, als Säugling schon in Ketten gebunnt,
Hab' ich im Leben nur einen solchen Frühling gekannt.

Adam Mickiewicz Sohn sagt über die Dichtung, die Litauen mit seinen Wäldern und Kornfeldern und patriarchalischen Sitten und uralten Eigenthümlichkeiten herbeizaubert: „Chaque fois, que le proscrit étouffe loin de sa patrie, il ouvre ce poème, elle vient à lui et l'enlace si intimement, qu'en fermant le livre, il se trouve ne l'avoir quittée que de la veille et n'être que "exilé d'un jour.“

Mickiewicz künstlerisches Schaffen erreicht zu Anfang der 30 er Jahre, also kurze Zeit nach dem Besuch in Weimar, seinen Höhepunkt. Dann tritt es, wie bei so manchem anderen slavischen Dichter, hinter politischen und religiösen Bestrebungen zurück. Der edle polnische Dichter opferte sich für sein Vaterland. — Er starb 1855 im Orient, als er während des Krieges gegen Rußland für Frankreich polnische Legionen zu bilden unternahm.

Während Mickiewicz' Aufenthalt in Weimar hatte sich Goethe sein Bild malen lassen. Der Aufenthalt währte länger als ursprünglich beabsichtigt war. Goethe's Anziehungskraft war zu mächtig und Mickiewicz blieb mit seinem Begleiter bis zum 31. August, um noch Goethe's 80. Geburtstag mitzufeiern. Der Abschied war ein sehr herzlicher. Nach der Abreise des polnischen Dichters sagte Goethe über ihn zu David d'Angers: „C'est un homme de génie.“

Lenau's Haidebilder, Schilflieder und Waldlieder.

Von Aug. Wünsche.

II.

Nach der kurzen Betrachtung der Haidebilder wenden wir uns zu den Schilfliedern. Nicht ganz genau ist das Jahr ihrer Entstehung festzustellen. Vermuthlich dichtete sie Lenau im Jahre 1831. Um diese Zeit war er in Heidelberg, um dort sich auf sein medizinisches Doktorexamen vorzubereiten. Allein es ging ihm hier wie bei seinen früheren Studien. Der Dichter in ihm ließ ihn wieder nicht zum vorgesteckten Ziel gelangen. Vielleicht war es auch eine nicht zu dämpfende, von der Mutter ihm angeerbte Unruhe, die ihn wie einen flüchtigen Vogel von Ast zu Ast trieb. Hören wir den Dichter selbst, wie er aus Heidelberg über sein Lebensziel an seinen Freund und Schwager Schurz schreibt: „Was ich nach Beendigung meines Kursus hier in Heidelberg thun werde, wissen die Götter. Vielleicht findet sich dann eine Gelegenheit, als Cholera-Arzt nach Frankreich und England zu reisen. Ich würde so etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannichfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich macht in den bewegten Wellen unsrer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine beste Freundin? fragst du vielleicht. Nein, ich kann sie keine Freundin nennen, die Poesie bin ich selbst, mein selbstisches Selbst ist die Poesie. Gib Acht, ob es mit dir nicht auch so ist. Wann wirst du deiner lebhafter inne, als wenn du dichtest? Woher sonst die beseligende Sammlung nach einem vollendeten Gedichte? Schön aber ist es, wenn uns die Poesie Herzen gewinnt. Mancher Freund ist mir geworden durch sie, aber einer fiel mir mit beinahe leidenschaftlicher Anhänglichkeit zu, das ist der Dichter Karl Mayer. Und noch ein Herz ist mir zugefallen, Bruder, ein herrliches Mädchen liebt mich. Den 22. August, also bei meinem ersten Hiersein, machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen, dachte ich, ging aber, meine Pfeife rauchend, ohne mich um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nachhause, sprechen vom Klavierspiel, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Creutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlte ich bereits, wie ich mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit einem bezaubernden Ausdruck“ u. s. w. In einem etwas späteren Brief an seinen Freund Klemm in Wien äußert er sich: „Du sprichst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müßte. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst, aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte,[1]) die Du wohl kennst, tief verletzt und scheint mir darin eine Sehne zerrissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll sagt: Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochenes zu leimen: Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften. Alles in der Welt hat seine

[1]) Es bezieht sich diese Bemerkung auf eine Jugendverirrung Lenau's, die er so schwer bereute, daß er in seinem Leben nie ganz über sie hinweggekommen ist.

Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht, vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unsrer Seele von einem lieben Weib gefesselt wird und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen und die tiefere Sehnsucht nach einem anderen Dasein. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thüre kommen und pochen und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seine süßen Träume noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich sein. Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochenes zu leimen. Wir wollen uns abwenden von dem schönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen." Und diese Lotte, die ihn zu einem solchen Seelenerguß veranlaßte, war die Anregerin jener lieblichen Schilflieder, die Lenau selbst zu seinen Lieblingsgedichten zählte, die er mit Leidenschaft auf seiner Geige spielte, und die, komponirt von seinem Schwager, er sogar mit Herzenslust sang. Die reizende Lotte wurde deßhalb in ihrem Freundeskreise auch später Schilflottchen genannt. Und sie liebte Lenau heiß und innig; leider verwirklichten sich ihre Wünsche nicht, sie scheiterten an Lenau's skeptischer Sinnesart, an der all sein Glück Schiffbruch litt. Als man ihn später einmal fragte, warum er denn eigentlich nie zu dem von ihm so ersehnten Eheglück gelangt sei, antwortete er: „Ich hab's verpaßt!" Lenau war eine sehr musikalische Natur, er spielte schon als Knabe die Guitarre, vertauschte sie aber später mit der Violine, weil diese sich leichter transportiren ließ und er gewohnt war, auf allen seinen Reisen ein musikalisches Instrument mitzunehmen, was Wunder! daß ihn das herrliche Klavierspiel und der schöne Gesang Lottens mächtig anzog. Einst sang sie die Adelaide von Beethoven so hinreißend, daß Lenau für Tage und Nächte um seine Ruhe kam.

Die Schilflieder bestehen aus fünf Nummern. Entstanden sind sie im schönen Tauerngebirge, wo Lenau sich, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, im Sommer 1831 aufhielt. Die herrliche Alpennatur in der Gegend von Gmunden mit dem majestätischen Traunstein und dem malerischen Traunsee übten auf seine poetische Natur einen solchen Zauber, daß wir abermals den Dichter selbst hören müssen, wollen wir eine richtige Auffassung seiner Schilflieder gewinnen. So schreibt er den 9. Juli 1831 aus Gmunden an Schurz: „Vorgestern habe ich den Traunstein bestiegen. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte, ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rand stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzusehen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche! Bruder, das ist das Höchste, das ich bis jetzt genossen, das ist ein süßer Vorgeschmack von dem Frieden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du noch Gmunden kommst, geh' zum Jägerhiasl hinterm Traunstein, sein Sohn, der Hansgögl, soll Dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen. Da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben."

In der Szenerie der Schilflieder tritt uns besonders der Traunsee entgegen. Es ist Abend geworden, der Mond steht am Himmel, und wie ein klarer Spiegel liegt die von Bergen geschützte regungslose Wasserfläche da. Nur hier und da senken sich die Berge, gleichsam um auch das schöne Waldesgrün die lieblichen frischen Gestade des Sees berühren zu lassen. Ein grüner Kranz von Schilfrohr faßt ihn ein, und der Mond, der sein bleiches Licht von oben herabgießt, läßt im grünen Schilfe seine Lichtperlen wie weiße Rosen im grünen Kranze erscheinen. Hier und da ist in den waldigen Thalschichten eine Lichtung bemerkbar, auf denen Hirsche in Rudeln umherwandeln, stolz ihr herrliches Geweih auf dem Kopfe tragend. Die Stille der Nacht scheint auch ihre flüchtigen Füße beruhigt zu haben, sie springen und jagen nicht, sondern majestätisch wandeln sie auf dem grünen Teppich und schauen wie sinnend zu dem Zauberglanze des Mondes empor. Im Röhricht des Teiches nisten wilde Enten und andere Wasservögel, sie schlafen, doch wenn sie im Traume sich rühren und regen, so horchen die Hirsche gespannt auf das Geräusch, strecken ihre schmiegsamen Körper, um, wenn das Geräusch gefahrkündend werden sollte, im Nu die Flucht ergreifen zu können. Das mit dem Schilfe kosende Mondlicht, die zutraulichen Hirsche, die träumenden Wasservögel rufen in Lenau die Erinnerung an die Geliebte wach, und diese gestaltet sich in der feierlichen Nachtstille zu einem schönen Abendgebete, das er, der Einsame, himmelan sendet für die, welche er meiden zu müssen glaubt. So schließt der Dichter sein fünftes Schilflied:

> **Weinend muß mein Blick sich senken,**
> **Durch die tiefste Seele geht**
> **Mir ein süßes Deingedenken,**
> **Wie ein stilles Nachtgebet.**

Ebenfalls von ganz eigenthümlicher Schönheit sind endlich Lenau's Waldlieder. Ueber zehn Jahre liegen zwischen ihnen und den Schilfliedern. Welche erschütternden Kämpfe hatte Lenau innerlich während dieser Zeit durchgemacht! Er hatte drei größere episch-lyrische Dichtungen vollendet, den „Faust", den „Savonarola" und die „Albigenser". Wie Lenau der inneren Verzweiflung nahe war, das sehen wir in seinem „Faust", in dem der Spiritualismus dem Sensualismus unterliegt. Doch Lenau raffte sich wieder empor, und kühn gerüstet kämpft er im „Savonarola" gegen den Autoritätsglauben und Despotismus der katholischen Kirche. Sein Savonarola führt einen erbitterten Streit gegen den verworfenen Papst Alexander VI. aus dem Hause Borgia. Zum höchsten Ziele der Befreiung aber schwingt sich Lenau in seinen Albigensern auf. Die Dichtung ist wahrhaft großartig, die Albigenser sind Propheten Gottes. Doch auch die Begeisterung für das Göttliche vermochte den Dichter nicht dauernd zum inneren Frieden zu führen. Nur zu bald verschwand ihm der so schön im Savonarola gezeichnete tröstende Christus wieder hinter düsteren Wolken, nur zu bald mochte der in den Albigensern besungenen Heldenmuth der Schwermuth im eigenen Herzen wieder Platz. Lenau warf sich wieder in die Arme der Natur, und aus dieser Stimmung heraus flocht er seinen letzten, vielleicht schönsten Liederkranz: „Die Waldlieder". So fingt er im ersten Waldliede:

> **Natur, will dir an's Herz mich legen,**
> **Verzeih', daß ich dich konnte meiden,**
> **Daß Heilung ich gesucht für Leiden,**
> **Die du mir gabst zum herben Segen.**

Lenau selbst schrieb in Bezug auf die Waldlieder am 20. September 1843: „Ein paar Stunden in der Ein-

samkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht.... Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich mitten in einen Wald versetzt, aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst."

Auerbach schreibt in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" („Deutsches Museum" 1. Jahrg.) über die Lieder: „Ich brauche kaum zu sagen, daß ich auch meine Freude über so wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich auf die erst vor kurzem vollendeten Waldlieder hinwies, so erzählte er (Lenau) mir, wie seltsam er dazu gekommen sei. Seine geliebte Schwester Therese wohnte damals auf dem Lande.[1]) er ging nun fast täglich hinaus, sie und die Kinder zu besuchen, und fast jedesmal, so versichert Lenau selbst, verirrte ich mich im Walde, dann setzte ich mich unter einen Baum und da flog mir bald dieses, bald jenes Gedicht zu. Da sind sie nun!" Aehnlich urtheilt auch A. Grün in Beziehung auf Entstehung und Bedeutung der Waldlieder: „Wie ein unwiderstehlicher innerer Zug den Dichter immer wieder, wenngleich nur flüchtig, in die seligen Jugenderinnerungen, an den Herd des genügsamen Glückes der bisweilen scheinbar vergessenen Vertrauten seiner Seele führte, so flüchtete auch seine Seele aus dem Waffengerassel und den Kampfesmühen ihrer großen Geisterschlachtgesänge, die Rüstung ablegend, wenigstens auf Augenblicke in die tiefsten ewig grünen Waldschatten ihrer eigentlichen Heimath, wohin kein Laut der Tageskämpfe drang, wo dem lauschenden Ohre nur die Stimmen der Natur in melodisch-wehmüthigen Tönen vernehmbar waren, wo der Silberquell rein menschlicher Begeisterung im dunkelsten, nur dem Geweihten auffindbaren Heiligthume des Haines rieselte. Dort trank sie in durchsichtiger Schale die Welle sich und der Welt zur Labung.... Die Waldlieder sind an melodischem Wohl- und Vollklang, an Neuheit und Frische der Bilder, an träumerischer Weichheit und tiefer Innerlichkeit der Empfindung den besten Gaben seiner lyrischen Blüthezeit ebenbürtig. Sie sind ein schönes Ausklingen seiner Lyra, feierlich und beruhigend, wie sommerabendlicher Glockenklang." Ja die Waldlieder Lenau's ergreifen uns mächtig, in ihnen erschließt uns der Dichter unverhüllt seine Seele, in ihnen erringt sein Talent, die Natur zu symbolisiren, den höchsten Preis. Wenn er das Unwetter im Walde beschreibt, wie die Vögel fliehen, das Wild sich verkriecht, die Aeste stürzen, das sonst so sanfte Bächlein tost, der Donner rollt, der Himmel am Felsgestein sich zu zerschmettern scheint und

> Das Heer der Wolken schweift
> Mit rothen Blitzesfahnen,
> Aufspielend wirbelt, pfeift,
> Die Bande von Orkanen,

so deutet jedes Wort auf das Leben mit seinen bewegten Stunden hin, auf die Schicksalsschläge, die uns beugen, wie der Sturm den starken Baum. Heilige, geheimnißvolle Schauer ergreifen uns besonders bei der Schilderung der Waldesnacht. In jungfräulicher Frische entfaltet der Wald zur Nachtzeit all seine Reize. Die Bäume rauschen, als ob ein Traum sie umfinge, es sind aber sanfte Melodien, die von den Luftwellen fortgetragen werden. Die Menschenseele fühlt in dieser feierlichen Stille sich zum Walde wie zu einem Geliebten hingezogen; hinsinkt sie an seine Brust, daß der Wald sie mit Liebesarmen umfange und

> So lauscht und lauscht die Seele,
> Daß Gott sich ihr vermähle,
> Fühlt schon den Odem wehen,
> In dem sie wird vergehen.

Ein andersmal wieder erscheint der Wald als ein Reich des Zauberers Merlin. Dieser bezwingt mit seiner Zauberkraft Sturm und Wetter, die Blitze müssen sein Haupthaar küssen, die Sturmesnacht kühlt ihm die Schläfe und der Wirbelwind entreißt ihm das Gewand. Nun kann seine Brust frei und ungehindert athmen. Eine kluge Natter reicht ihm sein Zauberkorn, und er belauscht nun das verborgene Leben des Waldes. Da steigen die Lebensfluthen in den Bäumen, die schlummernden Vögel sinnen auf neue Lieder, der Mond küßt die Hagenrose,

> Und im Kelch der feinsten Moose,
> Tönt das ewige Gedicht.

Das letzte der Waldlieder Lenau's ist zugleich sein Schwanengesang. In den Worten:

> Rings ein Entstummen, ein Entfärben,
> Wie sanft der Wald die Lüfte streichelt,
> Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
> Ich liebe dieses milde Sterben!

fühlt der Dichter wohl schon den Flügelschlag des nahenden Todesengels. Dieser aber löschte die schöne Flamme seines Geistes nicht schnell und plötzlich aus. Ein langsames, sechs volle Jahre dauerndes Hinsterben war leider unserm Dichter beschieden. Die Schwermuth umnachtete seine Seele und der Dämon des Wahnsinns packte sein Opfer, um es nie wieder los zu lassen. Am 22. August 1850 erlöste ein sanfter Tod den schwer Geprüften in den Armen seines treuen Schwagers Schurz von seinen schweren Leiden.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. Ein letztes Werk Hermann Levi's ist vor kurzem bei Cotta's Nachfolger in Stuttgart erschienen, eine Sammlung Goethe'scher Erzählungen und Märchen, welche in größeren Werken — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, Dichtung und Wahrheit, Wahlverwandtschaften, Wanderjahre — zerstreut sind. Was Levi zu dieser Sammlung veranlaßte, darüber spricht er sich in der Vorrede in knapper, klarer Weise aus. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß selbst gründliche Goethe-Kenner nicht gleich anzugeben wußten, wo diese oder jene Novelle stehe und daß die meisten Erzählungen nicht nach Gebühr gekannt und gewürdigt sind. So schien es ihm ein Bedürfniß, sie aus ihrem ohnedies lockeren Zusammenhang herauszulösen und in einem Bande zu vereinigen. Mit dem Feuer und mit der Energie, die Levi bei jeder bedeutenden Gelegenheit eigen war, hatte er sich in seiner letzten Lebenszeit dieser Aufgabe gewidmet. Er besaß dazu das nöthige Rüstzeug: er war ein Goethe-Kenner und ein Goethe-Verehrer, wie es nicht viele gibt. Von seiner Jugend an war für ihn jede neue nähere Bekanntschaft mit einem Goethe'schen Werk ein inneres Erlebniß, das unauslöschliche Spuren in seinem Fühlen und Denken zurückließ, und je mehr sein eigener innerer Reichthum wuchs und seine äußere Erfahrung sich ausbreitete, um so tiefer wurde seine Fühlung mit jenem weltumspannenden Geiste. Seine umfassenden Goethe-Studien hätten ihm das Material an die Hand gegeben, das Verhältniß mancher dieser Erzählungen zu ihren Quellen näher zu beleuchten und auf die Art hinzuweisen, wie Goethe überlieferten Stoffen, wie z. B. der „Gespenstergeschichte", dem

[1]) In Weidling bei Wien, Lenau selbst wohnte in der Nähe auf dem Lande, nämlich in Döbling.

„Ehrlichen Prokurator“ den Stempel seines Geistes aufzudrücken wußte; und er hätte über die Werthunterschiede der von Goethe selbsterfundenen Erzählungen so manches feine und gute Wort zu sagen gehabt. Dergleichen lag aber nicht in seiner Absicht. Der alte Meister sollte allein reden und der Herausgeber wollte nur die Zuhörerschaar vermehren. Wie von selbst rückt diese neue Aneinanderreihung so verschiedenartiger Produktionen die wunderbare Individualisirungskunst Goethe's sowohl in Bezug auf den Gesammtcharakter als auf die Einzelheiten einer Erzählung in ein neues Licht. Die meisten Erzählungen gehören der späteren Lebensepoche Goethe's an, und wenn dem Inhalt nach „Der neue Paris“ Goethe's Knabenzeit, die neue „Melusine“ seinen Jünglingsjahren entstammt, die Art der Wiedergabe erinnert an die späte Niederschrift. Goethe spricht selbst in dem Vorwort zur ersten Veröffentlichung der „neuen Melusine“ davon, daß er das Märchen „in seiner ersten unschuldigen Freiheit“ nicht überliefern könne, und es ist kein geringer Vorzug der Levi'schen Sammlung, daß sie dies in keiner späteren Goethe-Ausgabe enthaltene Vorwort wiedergibt, überhaupt den seltenen ersten Druck dieses Märchens sowohl als den der Novelle „Sankt Joseph der Zweite“ im Taschenbuch für Damen 1810, 1817 und 1819 benutzt. Durch die Vereinigung der drei Goethe'schen Märchen in einen Band tritt der Gegensatz zwischen den an die Tradition sich anlehnenden Jugendmärchen und dem frei erfundenen Märchen aus den „Unterhaltungen“ stark hervor. Dies symbolische Märchen beruht auf der Lieblingsidee Goethe's von der Nothwendigkeit wechselseitigen Dienens und Tragens zu gemeinsamem Wirken für allgemeine Zwecke. Wenn der Parteihader in der Zeit während und nach der französischen Revolution es hervorgerufen, so steht die Novelle „Sankt Joseph der Zweite“ in einem ähnlichen Gegensatz zu der romantischen Zeitrichtung, die das christliche Element in den Vordergrund schob, während Goethe das Allgemeinmenschliche in der christlichen Ueberlieferung betont. Die Loslösung aus der ursprünglichen Umrahmung war besonders bei dieser Novelle und in noch höherem Maße bei dem „Erlebniß eines Knaben“ für den Herausgeber eine Sache sorgfältigster Ueberlegung. Eine Vergleichung der Texte zeigt, welch feines Stilgefühl ihn dabei geleitet, wie er Wesentliches vom Unwesentlichen zu sondern wußte und nur da, wo die Selbständigkeit des losgelösten Gebildes es zu verlangen schien, geringfügige Aenderungen vornahm. Er hat das Erscheinen seiner so liebevollen und feinfühligen Arbeit nicht mehr erleben dürfen. Das schön ausgestattete Bändchen, von einem Lichtdruck nach Meister Thoma's „Flucht nach Aegypten“ geschmückt, ist eine letzte Frucht seiner rastlosen Thätigkeit, die stets dem Bedeutenden in der Kunst gedient hat. Mit tiefem Schmerz gedenken wir des zu früh geschiedenen, hochbegabten Mannes.

Hermann Bahr: „Sezession“. Wiener Verlag 1900. Das ist ein Kampfbuch. Woche für Woche und Tag für Tag hat Bahr für seine Freunde die jungen Künstler gesprochen. Er hat es mit aller Kraft seiner reichen, der Begeisterung zugänglichen Seele gethan, mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit seiner Sprache. Jeder Superlativ — im Positiven und im Negativen — ist ihm zu schwach gewesen, um der neuen Kunst zum Siege zu verhelfen. Jetzt ist die Secession mit ihren Malern (Klimt, Engelhart, Moll u. A.), ihren Architekten Olbrich und Hoffmann, Siegerin. Deßhalb scheint mir das Buch zum letzten Termin zu kommen. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, heftig um Lob und Anerkennung für diese Maler zu werben! Die Mode hat sie nun unter ihre Fittige genommen. Und was Bahr in seinem Aufsatz „Die falsche Secession“, fürchtete, daß alles Unechte, Forcirte sich mit dem Deckmantel der Moderne, der Secession verhüllen werde, scheint jetzt in der That einzutreten. Hoffentlich wird Bahr in den nächsten Monaten seine rhetorische Gewalt, den Leser einzufangen, dazu benützen, um an die kritische Auslese zu gehen. Es ist oft in diesem Buche von dem Bemühen, eine österreichische Kultur zu schaffen, die Rede. Zu diesem Ende mag es wohl nöthig gewesen sein, lange Zeit Kunstpolitik zu machen, aufzumuntern, alle Fähigkeiten in die Höhe zu peitschen, vor keinem Experiment zu verzagen und im Publikum jene Ehrfurcht vor dem jungen, sich versuchenden Künstler hervorzurufen, die guten Grund für die weitere Kunstentwicklung gibt. Da dies nun erreicht ist, wird es wohl die Aufgabe der Secession, wie ihres kritischen Wortführers Bahr sein müssen, ruhig, ohne Rücksicht auf Publikumserfolg, den einzigen Weg zu gehen, den es zur Erzielung einer österreichischen Kultur gibt: ehrliche, aufrichtige Kunst fördern, den Erfolg eher verachten, als ihn suchen. Das klingt vielleicht banal, aber es ist nothwendig, das in Wien auszusprechen, wo nur der Kunstpolitik wegen in diesem letzten halben Jahre alle wirklichen Kunstinteressen links liegen blieben. — Das Bahr'sche Buch, vom Wiener Verlag schön ausgestattet, wird Viele interessiren. In jedem dieser Essays erweist sich die große Fähigkeit Bahrs, einen künstlerischen Charakter, eine starke Persönlichkeit klar herauszubringen. Und manche Aufsätze, so der „Unter Statuen“ betitelte, gehören zum Besten, was in deutscher Sprache über antike Kunst gesagt worden ist. Ueber die manchen Widersprüche, die das Buch enthält, wird man sich nicht aufregen dürfen. In einem anderen Buch des Wiener Verlags, den „Wagner-Problemen“ des Dr. Max Graf, heißt es sehr stolz in der Vorrede: Sich nie widersprechen ist die Tugend der Cretins. W. Fred.

* **Wandernder See?** Ueber eine interessante Entdeckung, welche der gegenwärtig auf einer Forschungsreise durch Zentralasien begriffene schwedische Reisende Dr. Sven Hedin gemacht hat, ist jüngst aus St. Petersburg folgendes berichtet worden. Der Genannte hat auf seiner Reise durch das östliche Turkestan, Tibet und die Mongolei unter anderem auch den unter dem Namen „Lob-Nor“ bekannten, am südwestlichen Rande der Wüste Gobi gelegenen großen Schilfsee besucht. Dieser rund 800 m über dem Meeresspiegel liegende und eine beträchtliche Längenausdehnung besitzende See wird durch zwei Flüsse, den Tarim und den Tschertschendarja, gespeist; da er aber keinen Abfluß besitzt, muß er ausschließlich durch Verdunstung sich entleeren. Sein Wasser, welches in Anbetracht dieses Umstandes salzig sein sollte und nach den Angaben früherer Besucher auch wirklich salzigen Geschmack besaß, erwies sich nichtsdestoweniger gegenwärtig als frisch und trinkbar, woraus Dr. Sven Hedin den Schluß zog, daß der See in seiner jetzigen Gestalt noch nicht lange bestehen könne. In der That fand der genannte Forschungsreisende bald weiterhin, daß auch die Lage der Seeufer gegenüber den Aufnahmen früherer Reisender beträchtliche Veränderungen erlitten hatte. Er sah sich deßhalb veranlaßt, eine neue Aufnahme und eine genaue Durchforschung des ganzen, in Betracht kommenden Gebietes durchzuführen. Es zeigte sich hiebei, daß der den früheren Besuchern bekannte See in der That völlig verschwunden ist. Sein ausgetrocknetes Bett war mit Muscheln und anderen Organismen bestreut, die in seinem Wasser gelebt hatten; ferner hatte sich rings um das alte Becken herum ein System von neuen Seen gebildet. Dr. Sven Hedin ist nach alledem der Ansicht, daß der Lob-Nor nicht, wie etwa das todte Meer oder der Balkaschsee, ein permanenter See ist, sondern daß er infolge der beständig vor sich gehenden Auffüllung seines Beckens durch Wüstensand fortwährend seinen Ort zu ändern gezwungen ist.

* **Tübingen.** Professor Dr. Oberbeck, Direktor des hiesigen Physikalischen Instituts, hat aus Gesundheitsrücksichten seine Pensionirung nachgesucht.

* **Jena.** Wie der „Frkf. Ztg.“ mitgetheilt wird, hat sich in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. D. Rabe als Privatdozent für Chemie niedergelassen.

* **Bern.** Der Honorarprofessor für klassische Philologie an der hiesigen Hochschule Dr. Albert Jahn (geboren 1811) ist gestorben. Jahn, der im eidgenössischen Departement des Innern als Kanzleibeamter angestellt war, hat seit fast 60 Jahren an der Berner Universität als Dozent gewirkt. Er hat zahlreiche philologische Arbeiten veröffentlicht.

* **Aus Spanien.** Der liberale spanische Senator und ehemalige Universitätsprofessor Augusto Comas ist in San Sebastian im 66. Lebensjahre gestorben. Comas war einer der hervorragendsten Rechtslehrer an der Madrider Hochschule.

Jahrgang 1906. München, Mittwoch, 29. August. Nummer 197.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Iwan Sergejewitsch Turgenjews Jugendzeit.

Von Dr. Borkowsky (Naumburg a. S.).

I.

In einer der Erzählungen Iwan Turgenjews fährt der Held nach langem Aufenthalt in der Fremde wieder der Heimath zu; da blickt er von seinem Torontaß auf die Striche Ackerlandes, die fächerartig vorüberzuziehen scheinen, auf die Weidenbüsche, auf die aufgescheuchten Raben und Kröhen, ouf die langen Gräben, in denen Wermuth, Ebereschen und Beifuß wochsen — und der Anblick dieser frischen, fruchtbaren Steppe, der longgestreckten grünen Hügel, der mit niederem Eichenholz bewochsenen Schluchten, der grauen Dörfer und der hellschimmernden Birkenhaine weckt in seiner Seele süße und zugleich traurige Erinnerungen — er muß seiner Kindheit gedenken.

Wie ouf einer Rodirung zeichnet hier der Dichter fein und scharf die Linien der russischen Flachlandschaft und tönt sie mit dem zarten Houch des Heimwehs. An einer anderen Stelle faßt er mit dem Auge des niederländischen Molers behaglicher die Landschaft ouf, und sie belebt sich ihm mit dem bunten Treiben einer reichen Staffage.... Zehn Werst haben wir auf den Feldwegen zurückgelegt, dann kommen wir auf die Landstroße. Vorüber on Fuhrwerken, Posthäusern mit dampfenden Samowaren unter dem Vordach, weit offenstehenden Thüren und Brunnen — von einem Dorfe zum anderen über unabsehbare Felder, on grünen Honfgärten entlang — weit, weithin geht es. Raben fliegen auf den Goldregengebüschen umher; Weiber mit langen Rechen in der Hand gehen ouf das Feld; ein Mann kommt vorüber im abgetragenen Nankingrock, ouf den Schultern trägt er einen Quersock, und mit matten Schritten schleicht er dahin. Die stolze Equipage eines Gutsherrn fliegt heron mit einem Sechsgespann großer, mattgewordener Pferde; aus dem Fenster der Kutsche schaut die Ecke eines Kissens, während hintenauf, an einem Riemen sich haltend, ein Lakai sitzt mit einem über und über bespritzten Montel. Wir kommen durch ein Landstädtchen mit hölzernen altersschwachen Häusern, endlos langen Zäunen, unbewohnten steinernen Kaufmonnsgebäuden und einer olten Brücke, welche über ein tiefes Rinnsal führt. Weiter, weiter geht es. Jetzt kommen die Steppendörfer. Wir schouen von einer Höhe hinaus. Welch ein Anblick! Runde niedere Hügel, gepflügt und bestellt bis zum Gipfel, loufen in breiten Wellen dahin. Schluchten, mit Gebüsch bewachsen, schlängeln sich zwischen ihnen durch. Von Dorf zu Dorf loufen die Pfode; die Kirchen schimmern weiß; zwischen den Weinstöcken glänzt ein Fluß, von Dämmen eingefaßt, und draußen fern auf dem Felde stelzen Trappen. Ein oltes Herrenhaus mit seinen Wirthschoftsgeböuden, mit Obstgarten und Scheune, liegt do neben einem kleinen Teich. Aber weiter, weiter fliegen wir; die Hügel werden kleiner und kleiner; Bäume sind nirgends mehr zu sehen — da liegt sie endlich — die unendliche, die unobsehbare Steppe! —

Das ist die Heimoth Turgenjews. Die weite Tiefebene mit den kurzen heißen Sommern und mit den langdauernden scharfen Wintern; wasserreiche behäbige Flüsse durchziehen das Lond, und in stetem Wechsel mit unübersehboren Wäldern breiten sich die fruchtbaren Fluren der schwarzen Erde, ouf denen Getreide wogt und Hanf reift und Flachs.

Im südlichen Großrußland, nicht weit von der Grenze des ethnographisch gesonderten Kleinrußlonds liegt im Quellgebiet des Oka-Flusses das Gouvernement Orel. Hier ouf dem Familiengute Spasskoje Lutowinowo im Kreise Mtsensk ist Iwon Sergejewitsch Turgenjew om 9. November 1818 geboren. „Wenn Sie, lieber Zolo,“ so heißt es in einem Briefe, den er am 17. Juni 1874 ous seiner Heimoth dem Poriser Romancier schreibt, „einen Atlas haben, so suchen Sie darin die Karte von Rußland und lassen Sie Ihren Finger von Moskau ous nach dem Schwarzen Meere zu gleiten; Sie werden dann auf diesem Wege ein wenig nördlich van Orel die Stadt Mtsensk finden. Nun wohl, mein Londgut liegt zehn Kilometer entfernt von diesem Ort, der sich so schlecht aussprechen läßt, wie Sie sehen; es ist eine vollkommene, stille, grüne, meloncholische Einsamkeit.“

Sie waren eine olte Adelsfamilie, die Turgenjews, aus tortorischer Wurzel ausgeschossen. Nicht der berühmte Novellist hot ihren Namen zuerst in die Geschichte der russischen Literotur eingeführt.

Mon findet zur Zeit der großen Koiserin Kathorina II. in Moskau einen „freundschoftlichen gelehrten Verein“, der sich seit 1781 um den edlen Schriftsteller Nowikow schoarte. Von freimaurerischen und philanthropischen Ideen getragen, suchte der Bund mit unermüdlicher Energie durch Einrichtung neuer Druckereien und durch billigen Vertrieb belehrender, pädagogischer, populärer und wissenschaftlicher Schriften die russische Gesellschoft zu einem sittlichen und kulturellen Aufschwunge fortzureißen. Zu dem Kreise dieser vorzüglichen Geister, der die besten Nomen alter russischer Bojarenfamilien aufweist, gehörte ouch ein Iwon Petrowitsch Turgenjew. Er wor eines der thötigsten Mitglieder und Verfasser eines Büchleins „Wer konn ein guter Bürger und treuer Unterthan sein?“ Die Schrift ist eine Verherrlichung der Freimaurerei und kommt zu dem Ergebniß, daß ein guter Bürger und treuer Unterthon eben nur ein Freimaurer sein konn. Die Kaiserin, selbst eine gewandte Schriftstellerin, begnügte sich zuerst damit, in polemischen

Essais und satirischen Kamödien das Freimaurerwesen zu verspatten; allein die zunehmende Verdächtigung des Ordens, dessen Wirksamkeit man mit den Umtrieben der Illuminaten in Deutschland verglich, steigerte die Animasität der Herrscherin. Gegen alle Mitglieder der russischen Freimaurerlagen und alle Theilnehmer des Nawikow'schen Vereins wurden im Jahre 1792 Kriminalprazesse eräffnet; Nowikow selbst büßte bis zum Tade Katharina's in einer Zelle der Festung Schlüsselburg; Turgenjews Loas war die Verbannung. Dem Schaße des Maskauer Gelehrtenkreises aber entwuchs bald eine stattliche Phalanx frischer, talentvaller Kräfte, die später der ersten jungen selbständigen russischen Literatur eine Gasse bahnten.

Dort also, an dem Herde, auf dem Nowikow das graße Feuer der geistigen Aufklärung entzündete, finden wir einen Turgenjew, und er stellte sich in die Reihen derer, die die heilige Flamme durch das Land in die Därfer und Hütten trugen. Es scheint, ols ob seitdem mit der Turgenjew'schen Famitientradition schängeistige Neigungen ebenso verknüpft sind wie die Pflicht liberaler, humaner Bestrebungen und ein patitischer Frondegeist.

Der Freimaurer Turgenjew vererbte diese Eigenschaften auf seine Sähne, von denen Alexander J. Turgenjew und Nikalaus J. Turgenjew in der Geschichte Rußlands bekannt sind. Sie hoben Beide auf der Universität Göttingen ols Schüler Schläzers und Heerens ihre Studien vollendet und standen auf dem Boden der modernen deutschen Wissenschaft. Alexander Iwonawitsch, geboren 1784, war ein ausgezeichneter Geschichtsforscher und Kenner des russischen Alterthums. Er gab seit 1841 die Monumenta historiae patriae heraus, eine Ausbeute der Archive, die von seinem Sammetfleiß im Ausland Zeugniß gibt. Mit dem Dichter und Histariker Karamsin befreundet, unterstützte er diesen bei der Herausgabe seiner monumentaten Geschichte des russischen Staates (1816), indem er besanders dessen Beziehungen zu den fremden Getehrten vermittelte. Er lebte auch im engen Verkehr mit den Dichtern des Karamsin'schen Kreises, namenttich mit Schukowskij, dem edlen Vermittler der russischen und deutschen Literatur, und mit dem talentvallen Fürsten Wjasemskij. Ein Freund des graßen Puschkin, stand er an dem Sterbelager, als der Dichter in dem Hause des Fürsten Wolkonskij seiner töblichen Wunde ertag.

Nikalaus Iwanowitsch Turgenjew, seinen Bruder (1789 gebaren), finden wir 1813 als russischen Kommissär unter dem Frhrn. vom Stein bei der Verwaltung der deutschen Länder, die den Franzasen entrissen waren. Der große preußische Staatsmann tiebte seinen jungen Gehütfen, dessen Name nach seinem eigenen Ausdruck gleichbedeutend war mit Redlichkeit und Ehre. In sein Heimathland brachte Nikalaus 1816 das Herz vall Sehnsucht noch palitischen und saziaten Refarmen zurück. Im Jahre 1818 schrieb er eine Broschüre, die in der russischen natianatäkanamischen Literatur für bedeutend gilt und eine graße, sensationelle Wirkung erzeugte: „Versuch einer Theorie der Steuern". In diesem Werk benützte er jede Mäglichkeit und Gelegenheit, um aus politischen und finanziellen Gründen die Leibeigenschaft anzugreifen. Das wor der Feind, mit dem er sein ganzes Leben lang kämpfte — tänger kämpfte und vielleicht früher als alle seine Zeitgenassen. Im nächsten Jahre legte er auch dem Zaren Alexander eine Denkschrift über die Leibeigenschaft var, die die Idee verficht, daß nur die Autokratie der schmachvotten Knechtschaft ein Ende machen känne. Die edle Offenheit der Sprache imponirte dem Kaiser. Nikolous schloß sich 1819 dem „Bund des öffentlichen Wahles" in Moskau an, der an den deutschen Tugendbund erinnert, und galt bald als Carbonara. Als dann die extravagantesten Mitglieder ins Fahrwasser der Empörung geriethen, ward der Bund 1824 unterdrückt. Turgenjew war durch ein günstiges Geschick damals ins Ausland geführt, und der Mann, den einst das Ministerportefeuille schon erwartet hatte, wurde nun als Stootsverbrecher in contumaciam zum Tade verurtheilt. 1826 fragte gelegentlich Schukawskij den Zaren Nikolaus I., ob Turgenjew nach Rußland zurückkehren dürfte, und der Herrscher in seinem rechttichen Sinn erwiderte: „Fragst du mich als Kaiser, so sage ich: er muß! Fragst du mich als Privatmann, sa sage ich: besser für ihn, wenn er nicht zurückkehrt." Und Turgenjew blieb dem Vaterlande fern. Er verfaßte als Emigrant in Paris 1847 sein bekanntes Werk „La Russie et les Russes" in drei Bänden. Dieser homme excellent et respectable, wie ihn sein Neffe Iwan Turgenjew in einem Brief an Flaubert nennt, starb erst 1871 in Bougival bei Paris. Der Dichter hat ihm einen längeren Nachruf in einer St. Petersburger Zeitschrift gewidmet.

Diese zwei Turgenjews nun, Alexander und Nikolaus, hachsinnige, aufgeklärte Männer, die zu den Besten ihrer Zeit gehärten, ausgestattet mit der ganzen seinen Bildung des Westens, haben auf die Entwicklung unsres Iwan Turgenjew, mit dem sie nur als weitläufige Onkel entfernt verwandt waren, keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt. Um so merkwürdiger bleibt das Spiel der Natur, die diesen aus weit gräberem Hotz entsprießen und unter halbbarbarischen Eindrücken aufwachsen ließ — und dennoch in ihm jene liebenswürdigen Charaktereigenschaften sawahl wie die seine Geistesbildung in hächster Vallendung schaffend wiederhalte.

Auch Iwan Turgenjew war ein Westeurapäer, seine dichterische Persänlichkeit fügt sich harmonisch in das graße Kulturgemälde der madernen ramanisch-germanischen Welt ein — und dach, den eigenthümlich russischen Staub vermöchten bei ihm auch sieben Wasser nicht abzuwaschen.

Wer hätte auch russischer aufwachsen können als er!

„Es ist wahl nach Niemand ganz dem Pessimismus in die Hände gefallen", sagt ein Biograph unsres gräßten deutschen Dichters, „dem die Erinnerung on eine goldene Zeit ihr Licht für trübe Tage wohrte; und wieder ist es Wenigen geglückt, sich zu valler heiterer Freiheit des Geistes durchzuringen, denen diese Lichtquelle fehlte." Auf Gaethe's und auf Turgenjews Schriften liegt der Widerschein einer frahen Jugendzeit, die genügte, ein ganzes Leben mit warmem, teuchtendem Sanneuglanz zu verklären. Aber wie zwei ganz verschiedene Welten muthen uns das saubere, gediegene, bürgerlich varnehme Frankfurter Patrizierhaus an und der weitläufige, adelig stolze Edelmannssitz zu Spasskaje — jenes mit der geregelten Lebensführung eines steifen, würdigen, gebildeten kaisertichen Raths — dieser mit dem tallbunten, verwarrenen, vielgestaltigen Hafhalt einer russischen Bajarenfamitie.

Der Vater Sergei Turgenjew hatte als Oberst in der Armee gedient; nun lebte er nach seiner Verabschiedung auf dem Familiengute. Er war mit seiner Frau durch ganz Europa gereist, und die Möbel, Kunstwerke und Nippes, die Beide in Deutschland, in Frankreich, in Italien und in der Schweiz aufgekauft hatten, erfüllten alle Räume des großen Hauses. Der Sahn hatte noch später in seinem Kabinet das Partrait des Vaters hängen. In seinen jungen Jahren war dieser dargestellt, angethan mit der weißen Uniform der Gardereiter — ein sehr hübscher Kapf mit weichen Zügen. Die wunderbar dunkelblauen Augen leuchteten von Muth, und um

den finnlichen Mund ging ein kaum bemerkbares Lächeln. Es war die Erscheinung eines Gentleman, wie die Mädchen sich den Helden träumen — ein kluger und rücksichtsloser Sieger der Herzen. Seine Triumphe waren nicht unbewußte; er kannte seine Ueberlegenheit, die ihm die Frauen unterwarf, und er floh nicht die Gelegenheit, von seiner Gewalt Gebrauch zu machen. Auch auf das Kinderherz ging ein starker Strom der eigenartigen Anziehungskraft aus und der Sohn hätte den Vater leidenschaftlich lieben können, wenn dieser nicht jede warmblütige Aufwallung an seiner frostigen Zurückhaltung hätte erstarren lassen. Wenn der arme Knabe nach einer der strengen Züchtigungen von Seiten der Mutter mit verweinten Augen zu seinem Vater schlich, um ihm gute Nacht zu sagen und die Hand zu küssen, dann sah ihn dieser gleichgültig an und sagte nur: „Schon gut, mein Lieber, dagegen ist nichts zu sagen ... schon gut, du hast frühzeitig solche abscheulichen Streiche gelernt!"

In der Novelle „Erste Liebe" dürfen wir nach des Dichters eigener Versicherung in dem Helden den Vater Iwan Turgenjews erkennen. Die Wahrheit, das untrügliche Merkmal seiner Griffelkunst, hat ihm auch hier die Hand geführt. Viel jünger als seine Gemahlin erscheint der Held; seine Haltung ist nachlässig stolz, ob er leicht und schlank dahinschreitet oder mit rauher Hand das zitternde Pferd zügelt; ein Mann von eleganter, ruhiger Höflichkeit, dessen kühle Reservirtheit nur flüchtig im unbewachten Augenblick ein aufflackerndes Gefühl herzlicher Zärtlichkeit durchbricht. Und er, der Vierzigjährige, zwingt die junge, liebliche, frohsinnige, kraftvolle, glühende, schöne Fürstin Sinaide zu willenloser Liebe. — Auf mich, sagt der Dichter, übte der Vater einen seltsamen Eindruck aus; und ganz eigenthümlich war unser Verhältniß. Mit meiner Erziehung beschäftigte er sich gar nicht; ja, er sprach sogar nur höchst selten mit mir; aber niemals kränkte er, niemals beleidigte er mich; er achtete meine Freiheit; er war sogar höflich gegen mich; nur gestattete er nicht, daß ich mich ihm besonders näherte. Ich liebte ihn, ich konnte mich nicht satt an ihm sehen; er erschien mir als das Muster eines Mannes — und mein Gott, wie leidenschaftlich würde ich mich ihm angeschlossen haben, hätte ich nicht stets seine abwehrende Hand gefühlt. Wenn er aber wollte, so verstand er es fast augenblicklich, mit einem einzigen Worte, einer einzigen Bewegung in mir ein unbegrenztes Vertrauen zu erwecken. Meine Seele erschloß sich ihm; ich plauderte mit ihm, wie mit einem vernünftigen Freunde, wie mit einem nachsichtigen Erzieher — dann verließ er mich plötzlich, und seine Hand stieß mich wieder zurück, freundlich und sanft — aber sie stieß mich zurück. Bisweilen überkam ihn eine fröhliche Stimmung; dann ließ er sich herbei, wie ein Knabe toll und ausgelassen mit mir herum zu lärmen; und einmal, aber nur ein einziges Mal, liebkoste er mich mit solcher Zärtlichkeit, daß ich hätte weinen mögen. Wenn ich später über meines Vaters Charakter nachdachte, so gelangte ich zu dem Schlusse, daß ich und das Familienleben ihm gleichgültig seien; er liebte etwas anderes und fand bei diesem Anderen völlige Zerstreuung. . . . „Nimm selbst, was du kannst, aber überliefere dich Anderen nicht; sich selbst angehören — darin besteht die ganze Lebenskunst", sagte er einst zu dem Knaben, und ein anderes Mal: „Der Wille, der eigene Wille nur kann dir eine Macht verleihen, welche besser ist als Freiheit; verstehe zu wollen, und du wirst frei sein und herrschen!"

Sergei Turgeniew starb früh, schon im Jahre 1834, ehe noch sein Sohn Iwan zum Manne gereift war. In der „Ersten Liebe" hat der Held an dem Morgen, da ihn plötzlich der Schlag rührt, einen Brief an seinen Sohn zu schreiben angefangen mit den Worten: „Mein Sohn, fürchte dich vor Frauenliebe, fürchte dich vor diesem Glück, diesem Gift!" . . . Was dem raschen Leben des Vaters Kraft und Stoff gewesen, das verrathen diese wenigen Worte seines Vermächtnisses.

Iwans Mutter hieß Warwara Petrowna. Sie war die adelige russische Herrin, die mit souveräner Vornehmheit, schroffer Willkür und rücksichtslosem Eigensinn, aber auch mit starrer Energie und kalter Ueberlegung das Leben des ländlichen Königreichs regierte. Unwillkürlich vergleicht man Kleines mit Großem; und die Figur der Kaiserin Katharina II. tritt in den Kreis der Gedanken, wenn wir die anekdotenhafte Charakteristik dieser Frau zu einem Bilde gestalten. Verstand und Scharfsinn bildeten die harten Linien ihres Wesens und gaben ihrem Charakter etwas außerordentlich herbes und männliches. Die weichen Züge herzgewinnender Liebenswürdigkeit fehlen durchaus, und aus der reichen Mitgift der weiblichen Natur hatte sie nur die tollste Launenhaftigkeit sich bewahrt. In der Zeit vor der Geburt Iwans hatte sie ohne alle Veranlassung die Manie, alle Leute zu kämmen. Sie rief die Stubenmädchen, kämmte ihnen selbst die Zöpfe aus und flocht sie von neuem. In Moskau rief sie einst irgend einen Invaliden, einen Bettler, von der Straße herauf; sie ließ ihn sich an ihrer Toilette niedersetzen, kämmt sein Haar, bürstete und pomadisirte es; dann gab sie ihm Geld und entließ ihn.

Die despotischen Anlagen der Frau fanden auf dem Boden der russischen Leibeigenschaft das günstigste Wachsthum, ohne daß deßhalb gerade ihre Gutseingesessenen über ein allzuhartes Loos zu klagen hatten. Die Herrin war, wenn die Gewitterstürme ihrer Tyrannenstimmung einmal vorüber waren, weder verächtlich bösartig noch geizig. Ihre Dienerschaft sah sich daher zwar oft bis aufs Blut gepeinigt, aber doch stets gut gepflegt und reichlich besoldet.

Ein Zug ihrer Despotenlaune prägte sich vor allem dem Gemüthe ihres Knaben ein, und nie konnte Iwan Turgenjew vergessen, wie sie einst zwei Leibeigene nur deßhalb zur Deportation nach Sibirien bestimmte, weil sie einmal versäumt hatten, die Herrin ehrfurchtsvoll zu grüßen. Noch später sah er im Geiste seine Mutter am Fenster sitzen, durch das der helle Sommertag hereindrang, und draußen auf dem Hofe standen die beiden armseligen Bauernburschen mit finsterer Miene und entblößtem Haupt, fertig zur langen Reise; und sie neigten sich in Furcht und Zittern zum Abschied vor der Frau, die ungerührt wie der zürnende Gott sie ins traurige Elend stieß. Diese Reminiscenz aus früher Kinderzeit klingt in dichterischer Umgestaltung aus der Novelle „Punin und Baburin" wieder. Sie beginnt mit den Worten: „Ich sehe mich als zwölfjährigen Knaben auf dem Lande bei meiner strengen, zänkischen Großmutter." Aber wir merken bald, daß die Großmutter in der Erzählung die Züge von des Dichters eigener Mutter entlehnt hat. Die alte Dame ließ von Zeit zu Zeit mit ihr eigenen peinlichen Ordnungsliebe ihre Leibeigenen im Garten zusammentreiben, damit sie die Wege reinigten, die Erde siebten und die Beete jäteten. Bei der Gelegenheit einer solchen Generalsäuberung nun erschien sie einst selbst zur Besichtigung. Zwischen den Bäumen, auf den Rasenplätzen, überall schimmerten weiße, rothe, blaue Hemden, überall vernahm man das Knirschen der grabenden Schaufeln, das dumpfe Rollen der Erdklumpen auf den schräggestellten Sieben. Da bemerkte die Großmutter, indem sie an den Arbeitern vorüberwandelte, daß einer von ihnen sich nicht eifrig ge-

nug zeigte und daß er nur widerwillig zum Grüßen die Mütze vom Kopfe zog. Es war ein noch junger Bursche mit völlig abgemagertem Gesicht und eingefallenen, trüben Augen. Der zerrissene und geflickte Nankingrock saß ihm: kaum noch fest auf den schmalen Schultern. Das war Jormil, der Sohn eines verkommenen Dieners. „Aha!" murmelte die Großmutter, „man sieht, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Auch mit dem da muß aufgeräumt werden. Menschen, die mich mißtrauisch ansehen, kann ich nicht gebrauchen!" Drei Stunden später wurde Jormil reisefertig unter ein Fenster des großmütterlichen Kabinets geführt; er war zur Deportation nach Sibirien verurtheilt. Mit gesenktem Kopf, barhäuptig und barfüßig stand er da. Die Stiefel, mit einem Bindfaden zusammengebunden, hatte er über den Rücken gehängt. Sein Gesicht drückte weder Gram noch Verzweiflung, ja nicht einmal Verwunderung aus; nur ein stumpfsinniges Lächeln umspielte seine farblosen Lippen, und die trockenen, eingefallenen Augen starrten zur Erde. Die Großmutter stand von ihrem Divan auf, trat, leise mit dem seidenen Kleide rauschend, ans Fenster und legte den goldenen Doppellorgnon auf die Nase und musterte den Verbannten von oben bis unten. Da hatte der Schreiber des Gutes, der hinter der alten Dame stand, die Kühnheit, eine Fürbitte zugunsten des unschuldigen Sträflings einzulegen. Ein peinliches Schweigen folgt. Nun wendet sich die Herrin zu dem Kecken und nimmt die Lorgnette von der Nase: „Ueber meine Untergebenen habe ich allein zu befehlen; ich bin außerdem nicht gewohnt, daß man mich in meiner Gegenwart kritisirt und sich in meine Angelegenheiten mischt. Gelehrte plebejische Philanthropen kann ich nicht gebrauchen. Du gefällst mir nicht . . . Du bist entlassen . . . . Nicolaus Antonow, rechne mit dem Menschen ab!" Sie drehte dem Schreiber den Rücken, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und machte mit dem Taschentuch eine Bewegung nach dem Fenster hin, als wollte sie eine zudringliche Fliege verscheuchen: „Worauf wartet Jormil noch? . . . Ich habe ihn inspicirt . . . fort mit ihm!"

Auch in der kleinen Erzählung Mumu hat bei der Schilderung der unempfindlichen, herzlosen Herrin dem Dichter die Erinnerung an seine eigene Mutter die Hand geführt. Da rettet der Thürhüter Gerassim, ein armer Taubstummer von gutmüthigem, ernstem Wesen, einst ein Hündchen vom Tode, und Mensch und Thier, von ihrer ganzen Mitwelt zurückgestoßen, schließen sich nun aneinander an, mit der eifersüchtigsten Zuneigung. Eines Tages beobachtet die Herrin das Hündlein Mumu. Es gefällt ihr; aber ihr Wohlgefallen schlägt sofort in wilde Entrüstung um, als sie merkt, daß es nichts von ihr wissen will. „Widerliches Thier, wie boshaft es ist!" ruft sie. Auf ihren Befehl muß der Hund fortgeschafft werden; aber er kehrt zurück. Der Taubstumme verbirgt seinen Freund, bis diesen doch endlich sein Gebell in einer stillen Nacht der Herrin verräth. „Ach, ach, ich sterbe! wieder dieser Hund!" schreit sie laut; und nun muß der arme Gerassim das treue Wesen, an dem sein ganzes Herz hängt, opfern.

Weniger grausam als malitiös und hippokratisch ist das Gesicht der alten Dame, das uns aus den Memoiren ihrer Adoptivtochter entgegenblickt.

Turgenjews Mutter hatte die Gewohnheit, die Geburtstage ihrer Söhne zu feiern, auch wenn diese in der Ferne weilten. In drei großen Räumen waren dann die Tafeln für die Hausgenossen, für die Dienerschaft und für die Leibeigenen gedeckt. Sie selbst saß am Eingange der langen Galerie auf einem großen Fauteuil. Nun erschienen alle Bediensteten dort nach ihrem Range; ein Jeder ging zu ihr, küßte ihr die Hand, nahm dann sein Glas, verneigte sich sehr tief und trank. — Als 1845 sich diese Zeremonie am Geburtstage Iwans wiederholte, lag auf den Mienen der Dame ein drohendes Unheil. Aber es brach doch erst los, als der Tag zu Ende ging. Sie wußte sehr wohl, daß zu derselben Zeit auch ihr Hausverwalter seinen Namenstag feierte und im Verein mit den Hausbeamten und Dienern sich gewohnheitsmäßig über den Zustand der Nüchternheit hinwegzusetzen liebte. Und da ersann sie für diese Arglosen eine kalte Ueberraschung. Sie stieß mit einemmale einen furchtbaren Schmerzensschrei aus und begann eine regelrechte Todeskomödie zu schauspielern. Der Arzt wurde gerufen; auch der Pope kam. Sie segnete mit ersterbendem Hauch die Bilder ihrer zwei Söhne, während die Umstehenden in Thränen schwammen. Mit einem Ruck richtete sich da die Kranke im Bette auf; die ganze Dienerschaft soll sofort erscheinen, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen! Und sie kommen, an fünfzig Personen, Einer nach dem Anderen. Das halbgeschlossene Auge der Herrin mustert die Vorüberschreitenden ganz genau. Und dann — ist sie urplötzlich gesund und trinkt zwei Tassen Thee. Die Namen der Diener, die beim Defiliren gefehlt hatten, oder einen Anflug von Betrunkenheit verrathen hatten, werden notirt und am nächsten Tage müssen die Schuldigen vor den Fenstern der Gebieterin mit Schaufeln und Besen Hof und Garten fehren.

Ein anderesmal fühlte sich Warwara Petrowna am Ostermorgen durch den lauten Klang der Kirchenglocken unsanft aus dem Schlafe geweckt und in ihrer guten Laune gestört. Da ihr die Lust zur Festfeier vergangen war, mußten die Glocken sofort schweigen und mit ihrer ganzen Souveränität dekretirte sie, daß kein Osterfest sei. Die Läden ihres Schlafzimmers blieben geschlossen, sie selbst lag im Bett. Die mit dem sonntäglichen Sèvresporzellan geschmückte Tafel, das Lamm aus Butter mit Grün verziert, das duftende Osterbrot, die rothgefärbten Eier — alles wartete vergeblich auf den Beginn des Festes. Der Haushofmeister zog allmählich den Frack und die weißen Handschuhe wieder aus; der Pope, der zum Segnen erschien, wurde abgewiesen; der Tag verging — und da es Warwara Petrowna so wollte, so fiel eben in diesem Jahre das heilige Osterfest aus.

Bei despotischen Naturen pflegt wenigstens an einer Stelle des steinernen Herzens ein warmer Strom hervorzubrechen und sich in der milderen Form der Selbstsucht, in der Liebe zu den eigenen Kindern zu äußern. Bei Turgenjews Mutter floß auch diese Quelle nicht. Der Knabe wurde gestraft — so erzählte er selbst später einmal seinem Freunde Polonskij — wegen jeder Dummheit fast jeden Tag. Einst hatte eine alte Hausdienerin Gott weiß was über ihn seiner Mutter zugetragen. Die Mutter begann ihn sofort, ohne die Sache zu untersuchen, zu hauen. Sie schlug ihn eigenhändig, und auf alle seine Bitten, zu sagen, weßhalb er gestraft werde, erklärte sie: „Du wirst es selbst wissen; errathe es selbst, weßhalb ich dich haue!" Als die Züchtigung sich am nächsten Tage wiederholte, war der Knabe in solcher Angst, daß er den Entschluß faßte, in der Nacht davonzulaufen. Wie ein Dieb schlich er im Finstern, schwer athmend und zitternd, durch den Korridor, als eine brennende Kerze auftauchte. Es war der deutsche Hauslehrer, der sich näherte. „Ich will entlaufen," sagte der Flüchtling und brach in Thränen aus. — „Wie? Wohin entlaufen?" — „Wohin mich meine Füße tragen werden." — „Weßhalb?" — „Weil man mich haut und ich nicht weiß, weßhalb man mich haut." So liebkoste der gute Alte das Kind und er setzte es auch durch, daß die Mutter ihren Sohn fortan in Ruhe ließ. Aber dieser scheute sie doch wie das Feuer.

Auch das Alter, das die schroffen Härten des Charakters freundlich zu glätten liebt, hat nicht vermocht, eine dauernde herzliche Annäherung der Mutter und des Sohnes herbeizuführen. Warwara Petrowna starb im Jahre 1850.

Iwan Turgenjew hatte einen älteren Bruder Nikolaus Sergejewitsch. Er spielt keine bemerkenswerthe Rolle in der Jugendzeit des Dichters, und auch das spätere Leben hat die Brüder nie in ein enges geschwisterliches Verhältniß gebracht. Es war, wie der Russe sagt, eine schwarze Katze zwischen ihnen hindurchgelaufen. Als am 21. Januar 1879 Iwan die Nachricht von dem Tode seines Bruders empfing, schrieb er an Flaubert: „Diese Nachricht macht mir großen Kummer, obwohl wir uns nur selten sahen und fast gar nichts gemeinsames mit einander hatten; Bruderliebe ist oft weniger wie Freundschaft — aber doch wieder eine ganz andere Sache; sie ist weniger lebhaft aber intimer.“

Aus Wilhelm Jensens Romanen und Novellen.[1]

Eine Studie von A. K. T. Tielo.

I.

Es mag ein Dutzend Jahre darüber verstrichen sein, daß mir zuerst eine Erzählung Wilhelm Jensens in die Hände fiel. Es war einer seiner Erstlinge, „Die braune Erika“. Einer seiner neueren Romane, der heute vor mir aufgeschlagen liegt, „Aus Sand und See“, unterscheidet sich in den Hauptlinien nicht wesentlich von jenem alten. Derselbe Traum- und Märchenhauch; Schauplatz — die einsame, rothblühende Haide; die Handelnden — mehr oder minder weltfremde, auf sich gestellte, seltsame Geschöpfe. Zuguterletzt hat sich die braune Erika nur etwas modernisirt und dabei unversehens in die lichte Ozeana umgewandelt. Jensen erzählt die abenteuerliche Geschichte eines Findlings, einer Waise, die dem Meere durch einen glücklichen Zufall abgerungen wird, und die holdselig heranwächst, um ein kurzes, aber unendlich süßes Liebesidyll zu genießen und mit dessen scheinbarem, jähem Ende dem Meere durch einen unglücklichen Zufall wieder anheimzufallen. Diesmal aber auf Nimmerwiederkehr.

Mit einem solchen allgemeinen Hinweis ist der Inhalt eines zweibändigen Romans natürlich nur in seinen äußersten und spärlichsten Grundzügen angedeutet.

„Aus See und Sand“ weist, wie Jensens Prosaschriften fast insgemein, große Schwächen und Vorzüge auf. Beide gehen aus dem schon angeführten Märchen- und Traumgewebe einträchtig hervor.

Ein Traum zieht über Flur und Feld,
Ein schweigend Märchen liegt die Welt ...

heißt es in einem reizvollen Herbstgedichte aus der Sammlung „Von Morgen zum Abend.“[2]) Dieser leise, zitternde Ton dämmernden und verdämmernden Bewußtseins, der seine Lyrik charakteristisch und eigenthümlich berauschend durchklingt, wirkt in seiner Prosa vielfach befangend und verwirrend. Der dämonische Zufall regiert; wie die Allmacht verhängt er nach dem Wunsche des Dichters Gutes und Böses. Eigentlich Jensen'sche Naturen, in diesem Falle vornehmlich die Trägerin der Handlung, mehr passiv als aktiv veranlagt, übrigens liebenswürdig selbst in ihren Fehlern — bewegen sich in der Erregung zumeist nicht nach einem energischen Wollen und Willen; irgend ein geheimer Trieb oder dumpfer Druck lastet auf ihnen, und diesem wachsenden Zwang müssen sie sich blindlings unterordnen. „Unbewußtes bestimmte ihr Thun und Lassen ...“

Ihrem überstarken Gefühlsleben entspringen ihre verhängnißvollsten Entschlüsse. Sie handeln gerade in der Entscheidung instinktiv, sie denken, wie es von der Heldin des Romans einmal heißt, „mit dem Herzen“. Ihre Absichten halten sich vor ihnen bis zum letzten Augenblick, wo sie die mystische Gewalt zur That fortreißt, undurchsichtig und verborgen. Und doch haftet diesen Sonderlingen etwas Visionäres an; sie sind sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. „Wohin sie wollte, kam ihr selbst nicht zu deutlichem Bewußtwerden“, wird einmal von Zea oder Ozeana Hollesen gesagt. Später erst geht ihr beim Erreichen ihres Zieles ein Licht darüber auf, „wohin es sie heut' gezogen und wohin sie so rasch gegangen“. Dieses Schlaf- und Traumwandeln wird von dem Dichter häufig genug absichtlich hervorgehoben. Seine Menschen werden nachts von ahnungsvollen Träumen gewiegt; aber, wie bemerkt, sie träumen mit offenen Augen am hellen, lichten Tage weiter. Ihrem Traume folgt immer ein furchtbares Erwachen und eine finstere, eisig schauernde Nacht. Es ergeht ihnen wie den wirklichen Somnambulen, die aus ihrem nebelhaften Halbschlummer jählings emporfahren, ihren schwindelnden Standort gewahr werden und nun mit bleichem Entsetzen in den Abgrund taumeln. Denn mit wenigen Ausnahmen sind die Jensenschen Gestalten ihren wechselnden Launen und Stimmungen unterworfen, sie gehören sich schon in der Erregung nicht selbst an. Wie erst, wenn sie eine mächtige, glühende Leidenschaft überkommt. Da wirbeln ihre Sinne durcheinander, ihre gewöhnliche Absonderlichkeit geht zeitweilig in grellen Wahnsinn über, und der Tod rast opferheischend in ihrem Gefolge. „Wenn Einer über so etwas zu brüten angefangen hat und es sich ihm im Hirn rumdreht,' Herr Baron, da ist's ein Zeichen, daß es nicht anders ausgehen kann als mit Verrücktheit,“ erklärt der Förster Nordwalt anläßlich des Ehebruchs seiner Gattin. Ganz plötzlich taucht in ihm auch der Gedanke auf, Gattin und „Tochter“ mit dem eigenen Hause zu verbrennen, und er führt sein Vorhaben aus. Seine Tochter, d. h. die Tochter seiner Frau, seine Enkelin Zea, ebenso der mörderische Freiherr Dietrich v. Alfsleben gehen im Wahnsinn zugrunde, und Meinolf, der Sohn des Freiherrn, über die unerwartete Geistesumnachtung des Vaters und sein grauenhaftes Schuldgeständniß von Schrecken übermannt, schweift mit schwankender Besinnung einen Tag lang in schweigender Oede umher. Endlich hält sogar der Pastor Hollesen über dem Grabe seiner Pflegetochter, der Heldin des Romans, die Leichenrede „in irrem Gemüthszustand“. Eine derartige Häufung krankhafter, geblendeter Menschen wird als unnatürlich und unwahr empfunden und wirkt wie eine kalte Douche abkühlend und ernüchternd.

Also die Menschen wie die Verhältnisse dieser Menschen brechen unter der Wucht harter düsterer Katastrophen zusammen; eine allversöhnende, rosige Hoffnung überstürzt sich mit einem gellenden Klageschrei. Keine von all den liebeverlangenden Persönlichkeiten findet das gesuchte Glück oder wer es mit beiden Armen aufjauchzend zu umfangen vermeint, den verläßt es auf einmal, und der Verlassene versinkt wie ein verlorener Wanderer im quellenden Sumpfe. Alles Glück ist ein Irrlicht, Entsagung — sein Schatten, Ewigkeit — allein die Sehnsucht, so dürfte sich Jensens trübe Weltanschauung formuliren lassen. Er vertritt wohl völlig die Ansichten des freisinnigen Pastors, der sich bei dem Tode seines geliebten Pflegekindes aus eigenem Antriebe seines geistlichen Amtes entledigt, weil er dieses nicht mehr mit seiner Ueberzeugung vereinigen zu können glaubt. „Der Pastor hätte vor dem Grabe eine hohe, gerecht, gütig und weise bedachte Weltordnung verkünden müssen, doch vor seinem jammernden Herzen lag diese blind und fühllos, Liebe und Schönheit gleichgültig zerstörend und straflos ließ sie der Niedertracht den Sieg.“

Jensens Pessimismus wird den Anhängern der „Lehre von der besten der Welten“ mißfallen; mich dünkt er voll berechtigt.

Da nicht die strenge Nothwendigkeit die Ereignisse lenkt, so wird der Psychologe namentlich das eigengeartete, unbestimmbare Thun und Lassen der Heldin mit einigem

[1]) „Aus See und Sand. Roman.“ Zwei Bände. Dresden und Leipzig. Karl Reißner. 1897. — „Nacht- und Tagesspuk. Zwei Sommernovellen.“ Ebenda. 1900.

[2]) Sechster Band von Jensens Gedichten. Weimar, Felber. 1897.

Mißtrauen betrachten. Ganz allein ihr erster Verkehr mit dem zukünftigen Geliebten fällt durch seine Ungewöhnlichkeit auf. Beide kommen auf der Heide täglich zusammen, der eigenwillige, kecke Meinolf, um laut „Hermann und Dorothea" zu lesen und die ebenso eigenwillige, schmollende Zea, um — ihn nicht zu hören und zu sehen, jedenfalls zu schweigen und ihm durch dieses beständige Schweigen ihre Nichtachtung auszudrücken. — Um ihre schleierhafte Herkunft und das Schicksal ihrer Eltern zu enthüllen, werden nacheinander nicht weniger als vier ganz unverhoffte und höchst wichtige Entdeckungen und Funde gemacht. Schließlich scheint der blasse junge Dorfschullehrer Hellbeck hauptsächlich auf die Welt gekommen zu sein, damit er sich aus der Chronik seines Amtsvorgängers die wundersame Rettung der Verehrten ins Gedächtniß präge: so oft wird bei ihm die Lektüre der grauen Handschrift betont. —

Wilhelm Jensen bietet indessen für alle Ungereimtheiten seiner Romane fast immer einen vollen Ersatz. Weiß er doch zunächst das Unwahrscheinlichste so geschickt zu motiviren, daß es sich flüchtig beobachtet, wirklich ganz wahrscheinlich ausnimmt. Außerdem sind breite und weite Partien des Romans in völlig konsequenter Steigerung und straffer Spannung aufgebaut; es lassen eben nur einzelne Glieder der kunstvoll verschlungenen Kette an schlagender Beweiskraft zu wünschen übrig. Ein paar Vorgänge freilich, wie die versteckten Feindseligkeiten des Gutsherrn von Brookwald Zea gegenüber bleiben im Grunde wie das Bild von Saïs ein ungelöstes Rätsel — sollen es aber vielleicht auch bleiben. Doch fehlt es an feinen Pointen und kühn, beinahe kraß herausgearbeiteten Effekten fast nirgends. Manche Mord- und Wahnsinnsscenen müssen Sensation erregen.

Was aber einem Jensen'schen Roman überhaupt seinen eigentlichen Werth verleiht, das ist die tiefe Poesie, die der Autor mit vollen Händen um sich ausstreut. Er knüpft so zahlreiche innige und zarte poetische Beziehungen, daß er diese Fülle manchmal sogar am unrechten Orte verschwendet. So stehen dem alten Trödeljuden Nathan bisweilen überraschend sinnreiche und treffende Vergleiche zu Gebote, und der Pastor Hollesen braucht ihn deßhalb nicht bloß im Scherze „weiser Nathan" zu tituliren. Ozeana's naher Zusammenhang mit dem Meere wird nicht allein in dem klangvollen Namen festgehalten, sondern auch ihre Augen, ihre Bewegungen, wie ihr ganzes Benehmen werden beständig mit dem Aufschimmern blauer Fluth, mit der Anmuth der Seeschwalbe verglichen, und so fort. „Mutter", ruft die Unglückliche, als sie sich im ausbrechenden Wahnsinn der heranschwellenden See in den Schoß wirft.

Die farbenprächtige Schilderung der Nordsee und der heimathlichen Küstenlandschaft ist dem holsteinischen Poeten wahrhaft unvergleichlich gelungen, gelungen wie immer. Wie in seiner Lyrik weiß er namentlich die schwüle Gluth und den schwelgenden Duft des Mittags, den wundersam bestrickenden Zauber der Frühlingsnacht voll Mondenglanz und Nachtigallenschlag in all seiner träumerischen, schmeichelnden Märchenpracht meisterhaft zu bannen. In einer solchen Sphäre werden die Träume und Träumereien seiner Personen oft vollbegründet. Aber das unheimliche und Sinnverwirrende eines flatternden Wolkendunkels, im wilden Spiele von aufflammenden Blitzen durchzuckt, steht nahezu ebenso in seiner Gewalt, und im gleichen Maße die entsprechende Darstellung, wie sich eine Menschenseele allmählich unter heranschleichenden Phantomen trübt und damit ahnungslos ihr eigenes sicheres Verderben heraufbeschwört.

Die Natur wird von Jensen anthropomorphisirt: Vögel und Wellen reden und nehmen an dem Geschicke der Helden sichtbaren Antheil. Die Natur dient ihm in ihrem dauernden Wechsel zugleich als Symbol für verwandte Erscheinungen aus dem Menschendasein. Das Keimen, Sprießen und Blühen der Heide setzt er mit der erwachenden, wachsenden und üppig entfalteten Leidenschaft Meinolfs und Zea's in Parallele, just wie Heine in seinen bekannten Liedercyklen. In dieser innigen Zusammengehörigkeit von Natur- und Menschenwelt fühlt man sich gehoben und beruhigt, und versöhnt streift man all die krausen und herben Schicksale des armen Menschenherzens.

Wilhelm Jensens Roman dürfte im Gegensatz zu Theodor Fontane's objektiv gestalteter, psychologisch vollendeter Erzählung als lyrisch bezeichnet werden. Uebermächtige Subjektivität drängt den Dichter dazu, die Menschen seiner Schöpfungen nach seinem Bilde zu formen und für sie bald mehr, bald minder leidenschaftlich Partei zu ergreifen. Er kommt nicht ohne ideal gesinnte Träumer aus; ihnen gegenüber ein Bösewicht, am liebsten ein ganz verruchter Schurke, wie in dem gegebenen Falle, daneben wohl auch — Nathan — eine merkwürdige Kreatur von heiterem, streng realistischem Weltsinn, durch eine wolkenbruchartige Wortfülle ausgezeichnet. Höchste und eigenthümlichste Schönheit breitet Jensen in duftiger Stimmungsmalerei aus. In dieser Hinsicht ist auch als bedeutsam anzusehen, daß der Dichter einerseits gar nicht selten eigene oder fremde Verse in den Verlauf der Handlung einschaltet und andrerseits mit Vorliebe auf sinnige Sagen und Märchen Bezug nimmt.

Bei Theodor Storm, nach eigenem Bekenntniß[3]) sein Meister in jungen Jahren, „liegt nicht in der Handlung das Eigentliche, sondern im Ungesprochenen, sie dämmerhaft umwebenden; fast jeder Satz dient zur Erhaltung der das Ganze durchziehenden Stimmung". Storms Erzählungen „sind empfunden wie Gedichte, wie solche in künstlerischer Form gehalten und wirken auch gleich Gedichten". Aehnliches ist von einer stattlichen Reihe Jensen'scher Romane, auch von dem vorliegenden, zu konstatiren. „Nun gingen sie nebeneinander, und mit ihnen ging Ungesprochenes", wird der Gang zweier Liebesleute „Aus See und Sand" geschildert. Der Phantasie gewährt Jensen stets den freiesten Spielraum. Der Freund Storm'scher Poesie wird trotz alledem und alledem auch dieses Werk seines jüngeren Landsmannes und Wahlverwandten mit Dank aufnehmen. Aus der modernen „Großstadtluft" flüchtet man gern einmal in die mondbeglänzte Zaubernacht einer spätblühenden, aparten und durchweg individuell gefärbten Romantik. Nach der Lektüre des Jensenschen Buches vermeint man eine Weile selbst einen falterhaft gaukelnden, helldunkeln, weich verschwebenden Traum geträumt zu haben. Es gilt eben von dem Roman „Aus See und Sand" im ganzen, was der Autor bloß im Hinblick auf das Liebesidyll seiner Heldin bemerkt: „Ein Haidemärchen war's, von Elfenhänden und Sonnenstrahlen, Duft und Blüthen gewoben . . ."

II.

In seinen Novellen zeigt sich Jensen von keiner unerwartet besonderen Seite. Als Novellist weicht er nur so weit von seiner Roman-Technik ab, als das der Raum und die damit zusammenhängende Eigenart der gewählten Form, rasch und kräftig zu spannen und die Spannung recht eindringlich, selbst ungewöhnlich und überraschend aufzulösen, gerade erfordern. Seine Art und Unart verleugnet keine der beiden „Sommernovellen". In der ersten, „der verwunschene Garten" waltet der „Nachtspuk" irgend eines deutschen Städtchens, in der zweiten, „Eine Wette" der „Tagesspuk" Münchens. Das A und O beider Geschichten macht natürlich das alte, aber ewig neue Thema, wie sich Männlein und Weiblein kriegen und nicht kriegen. Gewisse Charaktere, Motive, Situationen kehren bei einem Jensen ebenso natürlich, nur in leisen Variationen, wieder.

In den Mittelpunkt des Interesses treten wieder Leute, welche, wohlhabend genug, ungehemmt von den Sorgen eines Berufes, ihren Gefühlen und Passionen nachgehen können. Wieder werden alte und junge Sonderlinge beleuchtet. In dem „verwunschenen Garten" ragen hervor: Heimrat Feierabend, ein alter, liebevoller Professor der Botanik und besonders Engelhart Lindener, sein Neffe, Studiosus der Geologie, jener ein Weltflüchtiger, dieser „ein Träumer mit offenen Augen", „ein junger Ab-

[3]) „Theodor Storm. Heimatherinnerungen II." Von W. Jensen. In Velhagen und Klasing's Monatsheften. Berlin 1900. XIV 501—512.

leger von dem alten Professor". Ihnen gegenüber ist — von der episodischen Figur eines dichtenden Schauspielers abgesehen — eine ganze Schaar von Vertreterinnen des schönen Geschlechtes gestellt, von denen Jensen alle seinem Liebespaar feindlich Gesinnten, wie auch in anderen Erzählungen, mit grimmigem Spott verfolgt. Schon durch ihre kuriosen Namen gibt er ihnen einen lieblichen Denkzettel mit auf den Weg. Eine alte, tyrannische Haushälterin präsentirt er als Trina Löffelholz. Die weibliche Honoratiorennachkommenschaft des Städtchens, die mit dem alten Professor zu botanisiren pflegt, durch ein klatschhaftes Maulwerk und das goldene Mittelmaß der geistigen Fähigkeiten wenig anziehend, hat der Dichter noch mit den entsprechenden botanischen „Schmeichelnamen" geschmückt. Nämlich: Jette Riednagel — die Küchenschelle, Minna Kühlwein — das Pfennigkraut, Molchen Küßwieder — die Pechnelke, Elli Sack — das Bittersüß, Klärchen Braun — der Besenstrauch; Lina Schnurrbusch — der Venusspiegel, Annchen Wicht — die Natternzunge.

Noch schlimmer sind die Personen der „Wette" davongekommen: ein englischer Baronet und seine Nichte; ihr Vetter, der angehende Privatdozent der Geschichte, Laurentius Hollunder und eine ältliche Jungfrau, die Zimmervermietherin und Dichterin Amanda Liebenicht, so benannt, weil sie zwar nicht aus Liebe, aber um des lieben Geldes willen à taut prix mit dem spleenigen, steinreichen Sir Nathanael die goldenen Ringe wechseln möchte. Alle diese Menschen betragen sich gelegentlich, als wären sie nicht recht gescheit. Es sind eigentlich lauter Karikaturen. Mit der resoluten jungen Dame, welche sich die Zuneigung ihres anfangs widerhaarigen Vetters erzwingt, sympathisirt der Autor im Grunde. Dagegen stellt er das ältere Liebespaar und selbst den wackeren Stubengelehrten in um so absonderlicheren Posen und Allüren dar. Der pedantische Bücherwurm mit seiner blonden „Haarborstenaureole" müßte thatsächlich, wäre er am Leben, zu Münchens „besondersten Sehenswürdigkeiten" gezählt werden. Amanda Liebenicht paradirt als eine betrogene Betrügerin, wie sie im Buche steht. Modethorheiten der Gegenwart scheint Jensen geißeln zu wollen, wenn er sie u. a. als Vorsteherin eines „Vereins zur Hebung der Sittlichkeit unter den Kaninchen" vorführt und Laurentius Hollunder ein nicht minder außerordentliches Habilitations-Opus ausarbeiten läßt: „Eine Dissertation über die Bedeutung, welche seit den ältesten Ueberlieferungen sämmtliche Völker der Erde in verschiedenster Auslegung dem physiologischen Vorgang des Niesens beigemessen haben!" Mit diesen psychologischen Spezialitäten konkurrirt erfolgreich Sir Nathanael. Besagter homo sapiens mit seinem närrischen Vereins- und „Kunstverlangen" und seiner tollen Wettmanie ähnelt dem beliebten Typus des reisenden Englishman in den „Fliegenden Blättern" zum Verwechseln. In grauenhafter Weise radebrecht er die deutsche Sprache. Die Gelegenheit, Sprachdummheiten zu machen, ergreift er allemal mit unfehlbarer Sicherheit beim Schopfe. Er verdreht Schaukelstuhl, Stiefelknecht, Lieblingsspeise, Geldmittel, obwohl er die richtigen Bezeichnungen direkt hört, sofort in Stuhlschaukel, Knechtstiefel, Speisenliebling, Mittelgeld.

Während Jensen über die Figuren des „Tagesspuks" sich weidlich lustig macht, sind ihm von denen des „Nachtspuks" mindestens der Professor und sein Schützling ans Herz gewachsen. Ihnen eignet auch etwas von der geistigen Eigenthümlichkeit des Dichters selbst. Handeln jene einigermaßen zielbewußt, so benehmen sich diese, namentlich Engelhart Lindener, um so zielloser. Der Herr Studiosus ist ein Jensen'scher Roman- oder Novellenheld von reinstem Wasser. Laurentius Hollunder, der Historiker, macht trotz aller dürren Pedanterie gar nicht üble Verse. Der geologiebeflissene Engelhart Lindener ist zwar nicht auf dem Papier, aber doch im Leben ein Poet. Denn: infolge seiner „überwuchernden Einbildungskraft" konnte er „vor den Augen Dinge sehen, die nicht da waren, oder wenigstens sah er sie anders als sie sich in der Wirklichkeit verhielten". Selbstverständlich bewegt sich solch ein Mensch — gerade wie die Romanfigur Ozeana Hollesen — zeitweilig wie in dichtem Nebel. „Wie er eigentlich darauf verfallen war, Geologie zu studiren, wußte er nicht genau. . . ." Er geht nach dem verwunschenen Garten. „Ein Ziel hatte er nicht oder trug wenigstens mit Bewußtsein keines im Sinn, doch nach einem Weilchen sah er einmal auf, und da kam's ihm, daß er doch nicht zufällig diese Richtung eingeschlagen. . . ." „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein" — dieses Goethe'sche Wort wird von einem derartigen jungen Mann in besonders hohem Grade bewahrheitet. Die naive Logik Engelhart Lindeners ist bisweilen von purer Unlogik so wenig verschieden, daß Jensen selbst auf diesen Mangel der Intelligenz wiederholt aufmerksam machen muß. Der Dichter sorgt wie immer für die obligaten „merkwürdigen Zufälle". So erlebt der ehrenwerthe Studio einen gar wundersamen Sommernachtstraum; im Handumdrehen kommt er zu einer entzückenden kleinen Frau, und doch ist die ganze Zauber- und Liebeskomödie nicht von einer gütigen Fee, sondern von einer flotten, jungen Schauspielerin inszenirt worden. Geschwindigkeit, weiterhin Trunkenheit mit und ohne Wein — ist keine Hexerei, das wird dem Leser hier treffend zu Gemüth geführt.

Hier wie dort herrschen hergebrachte Motive. Kommt auch in den beiden Geschichten nicht wie in den Romanen („Aus Sand und See") Jensens Freude an einer geheimnißvollen Abstammung zum Ausdruck, so offenbart sich doch in beiden seine Lust an ungeahnten oder entfernten Bekanntschafts- und Verwandtschaftsverhältnissen. Und wie in seinen Romanen wirkt in der ersten Erzählung die Triebfeder der heimlichen Liebe, von der Niemand weiß, und die trotz aller Heimlichkeit und Entsagung nicht rostet.

Die Situation, in welche Jensen die Personen der „Sommernovellen" hineinversetzt, sind mehr als einmal einfach unglaublich. Sie grenzen ans Unmögliche und sind jedenfalls vorwiegend zum Zwecke einer drastischen Komik erfunden worden. Laurentius Hollunder geberdet sich in blinder Liebessehnsucht nahezu wie ein Verrückter. Bei der Lektüre der „Sommernovellen" gewinnt man ungefähr den Eindruck, als ob der Verfasser mit Schwankfabrikanten von der Höhe eines Leon Treptow habe wetteifern wollen! Jensen sucht in dem „Nacht- und Tagesspuk" als Humorist zu glänzen, und wenn der Jensen'sche — gesuchte — Humor sein Feuerwerk verpufft, dann passirt gar nicht selten ein Unglück. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß sich viele Partien beider Geschichten recht amüsant lesen und ihr ironischer Plauderton über manche Untiefen der Charakteristik momentan vorzüglich hinwegtäuscht. Andere haben, mich wenigstens, intensiv befremdet. Sie verstimmen durch ihre stramme Absichtlichkeit. Den alten Kalauer von Einem, der auf „großem Fuße lebt", hätte sich der Dichter beispielsweise sehr wohl schenken können. Selbst wenn von einem Laurentius Hollunder die Rede ist.

Verse sind in beide Novellen eingeflochten worden. Doch rieselt der Quell der Poesie am klarsten und köstlichsten in dem „verwunschenen Garten". Hier hat Jensen die zauberische Herrlichkeit der Sommersonnenwendnacht und der machtvoll glühenden Mittagssonne mit bekannter Virtuosität veranschaulicht. Gleichzeitig aber läßt in dieser Erzählung der Jensen'sche Alters-Stil seine unangenehmen Auswüchse rückhaltlos ans Licht treten. Der Autor geht oft in jener breit behaglichen Manier vor, in der etwa ein Seemann sein „Garn abspinnt". Oder er „handelt" fast in gelehrt gründlicher Methode über seinen Gegenstand. Die Komposition schwankt zwischen Weitschweifigkeit und Kurzweiligkeit. Umständliche Reflexionen werden mit ermüdender Sorgfalt zum besten gegeben.

Hinzugesellt sich den inneren Schwierigkeiten die äußere Form: ein manchmal recht bedenklich langer Periodenbau voll überkühner Schachtelungen und eine häufig recht bizarre Ausdrucksweise. Ich greife zum Beispiel einen der einleitenden, etwas umfangreicheren Sätze aus der „Wette" heraus: „Ein Zwiegespräch in einem Eilzugswagen erster Klasse war's zwischen Sir Nathanael Colbrook und seiner neunzehnjährigen Nichte Miß Boß oder Alison oder Elisabeth Steinsaß, einer Tochter seiner verstorbenen, mit einem in England angestellten deutschen Architekten verheirathet gewesenen Schwester." Nicht weniger aber wird sich der unvorbereitete, kritische Leser vielleicht an Jensens



Eigenheit stoßen, alterthümlich geschraubt zu reden, absonderlich klingende Neologismen zu bilden, dabei den Artikel beliebig über Bord zu werfen und selbst den Abweg der Tautologie einzuschlagen. Eine Reihe von seinen sprachlichen Schrullen, die seinem Stil den Stempel der Breitspurigkeit und Geschwätzigkeit aufdrücken helfen, wird den Grammatiker interessiren. Adjektiva: hinterhältisch, unterlaßlos, gefährdungslos, spaßlustig, überzeugungsernsthaft. Verbale Zusammensetzungen: abschwinden, entgegenbieten, fortbeharren, zusammensammeln; nachfügen statt hinzufügen, zusammenstutzen — wie zusammenfahren, möglich fallen — wie schwer fallen, zur Welt gerathen — statt auf die Welt kommen. Substantiva: Drängniß, Engniß, Erträgniß, Obsorge, Einwinklung; Kopferfassung, Blickeserkenntniß, Augenerfreulichkeit, Geschlechts-Zungenbegabung, Schuhzeugbemerkung, Lernbank-Kameraden — statt Schulkameraden; Lähmungsbann, Glanzschimmer, Jahresmonat, Einbildungstäuschung, Lebenszukunft, Bildungsstufenleiter. „Mitgift“ verwendet Jensen immer in erweiterter Bedeutung, namentlich in Kompositionen: Phantasiemitgift, Begabungsmitgift u. s. w.

Eine solche Stilistik verleiht gewiß Jensens Romanen und Novellen einen Zug originellen Gepräges mehr. Doch ist diese Art formaler Originalität schwerlich zur Nachahmung zu empfehlen. Diese manierirte Sprachtechnik, der langathmige Vortrag, die konstruirte Charakter- und Situationskomik mit ihren aufdringlichen Unwahrscheinlichkeiten und Unwahrheiten, die beständige Selbstkopie ist auf des Autors fruchtbare Schnellfertigkeit zurückzuführen. Seine Fabulirkunst beginnt infolge der andauernden Massenproduktion zu erlahmen. Noch heute liefert Jensen gute Unterhaltungslektüre. An den Gipfel, den er etwa in der Novellen-Sammlung „Aus stiller Zeit“ erklommen hat, reichen seine neuen Novellen nicht heran. „Aus See und Sand“ hat harte, aber nicht ganz ungerechtfertigte Angriffe erlitten. Daß sich Jensen überhaupt ausgegeben hat und nichts neues mehr hervorzubringen vermag, wage ich nicht zu behaupten. Die unheilvollen Folgen rücksichtsloser Schreibseligkeit sind bei ihm nicht zu verkennen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Rußland in Asien. Von **Krahmer**, Verlag von Zuckschwerdt u. Co. in Leipzig. 4. Band. — Auf Seite 7 und 8 unsrer Beilage Nr. 58 vom 20. März d. J. ist bereits gelegentlich der Edirung der ersten drei Bände eine eingehende Besprechung des vorliegenden Werkes erfolgt, so daß wir uns begnügen könnten, auf das Erscheinen des vierten Bandes hinzuweisen; indeß einige kurze Andeutungen möchten wir doch noch hinzufügen. Der soeben erschienene Band behandelt ausschließlich Ostasien und zerfällt in sechs Abschnitte, welche eine interessante geschichtliche und geographische Uebersicht der Mandschurei vorführen, die Bevölkerung der hervorragendsten Orte, Ackerbau und Viehzucht, Industrie und Handel, sowie die Machtstellung Rußlands in jenen Theilen des fernen Ostens einer instruktiven Musterung unterziehen, wird hienach der Zweck des Buches, den Leser über jene Länder zu informiren, erreicht werden, so dürfte ein Bedürfniß hiezu um so mehr gerade jetzt vorliegen, wo es der loyalen englischen Politik gefallen hat, in Transvaal den Dauerkrieg einzuführen, der seine Fermentationswirkungen mehr oder weniger bereits in allen Erdtheilen erkennen läßt und möglicherweise auch in Asien — besonders aber in Ostasien — Gährungserscheinungen zur Folge haben wird. Ist aber die 5000 Jahre alte Geschichte der Mandschurei schon allein interessant genug, um dem Historiker und Ethnographen eine erwünschte Quelle zu erschließen, so wird doch auch der Militär wie der Fabrikant, der Kaufmann wie der Landwirth gleich sehr gemahnt werden, sich mit diesen Ländern zu beschäftigen, die uns jetzt näher gerückt werden und eine ganz unbekannte Welt eröffnen, von der wir so gut wie gar keine Kenntniß besaßen, um die die mächtigsten Völker der Erde wetteifern in dem Bestreben, sich ein Ruheplätzchen im Sonnenschein des chinesischen Kaiserthrones zu sichern. Deutschland hat sich in Kiau-tschou, Rußland in der Mandschurei und die beobachtende englische Nachtigall sich dem russischen Kuckuck gegenüber niedergelassen und Frankreich sich im Süden arrangirt. Wir sind mithin infolge der Nähe von Port-Arthur (320 Werst, was ja nur einen Katzensprung bedeutet) auch in Ostasien mit Rußland gute und getreue Nachbarn geworden, den man nicht unbeachtet lassen kann; zumal wenn wir berücksichtigen, daß die Mandschurei allein dem österreichischen Kaiserstaat an Flächenraum gleichkommt. In Berücksichtigung dieser Thatsache könnte uns allerdings auch das Gefühl der Armseligkeit beschleichen, wenn wir uns mit dem winzigen Territorium von wenigen Hundert Kilometern in Kiau-tschou begnügten. Allein, da sich das Buch über diesen Punkt nicht ausläßt, wollen wir hier die Ergänzung hinzufügen, daß wir in dieser Hinsicht zu keiner Mißstimmung Ursache haben. Es hätte uns sehr wohl auch eine ganze Provinz zur Verfügung gestanden; indeß, da hiezu doch einer kostspieligen Machtentfaltung und namentlich die Verwaltung einen erheblichen Kostenaufwand erfordert haben würde, so wurde es für vortheilhafter gehalten, uns in der Form des gegenwärtigen Vertrags alle Rechte der Interessensphäre zu sichern, die Lasten aber dem himmlischen Reiche zu überlassen. Im übrigen ist das Buch mit großem Fleiß zusammengestellt und wer sich über die Resultate der bisherigen ostasiatischen Bewegung einen Gesammtüberblick verschaffen will, soll sich dasselbe zulegen. In solchen Theilen Deutschlands — in denen man noch nicht chinesisch spricht — wird man leicht über die fremden Ortsnamen hinwegkommen, und in anderen Gegenden unsres Vaterlandes, wo man den Fremden fragt: „Von-Wu-Sin-le?“ [1]), um zu erfahren, von wo er ist, wird man sogar über die Aehnlichkeit des chinesischen Idioms mit dem deutschen überrascht sein! W. Gr.

* **Würzburg.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. med. Ludwig **Bach** ist zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde an der Universität **Marburg** ernannt worden.

* **Stuttgart.** Hier ist, dem „Schwäb. Merkur“ zufolge, der frühere Professor der Botanik und Pharmakognosie an der Technischen Hochschule Wilhelm v. **Ahles** im Alter von 71 Jahren gestorben.

* **Breslau.** Der ordentliche Professor an der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Paul **Scholz** ist, der „Voss. Ztg.“ zufolge, **gestorben**.

1) Von wo sind Sie?

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 30. August. Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Mansi's Konzilienſammlung.

Von Guſtav Krüger (Gießen).

Die Welter'ſche Buchhandlung in Paris hat vor einiger Zeit die gelehrte Welt mit dem Plane überraſcht, die Sacrorum Conciliorum nova et amplissima collectio des Giovanni Domenico Mansi (31 Foliobände 1759 bis 1798) in getreuer Fakſimile-Reproduktion neu zu drucken, und wirbt für dieſe Ausgabe, deren Geſammtauflage auf 250 Exemplare feſtgeſetzt iſt, Subſkribenten. In dem Augenblick, da gewiß mancher Forſcher den Gedanken erwägt, ob er nicht die freilich theure Gelegenheit ergreifen ſoll, das ſeinen Studien unentbehrliche Werk ſich anzuſchaffen, erſcheint die Schrift eines franzöſiſchen Benediktiners, welche die Aufmerkſamkeit auf die ſchweren Mängel des Mansi'ſchen Werkes lenken will.[1]) Ich weiß nicht, ob dieſes Zuſammentreffen zufällig iſt. Der Verfaſſer verräth an keiner Stelle, daß er durch ſeine Arbeit etwa vom Kaufe des Neudruckes abſchrecken will. Was er ſagt, iſt aber doch geeignet, kopfſcheu zu machen, und die ſtrenge kritiſche Prüfung, die er angeſtellt hat, verdient, ſo gewiß ſie den Kennern von Mansi in der Hauptſache nichts neues ſagt, ernſthafteſte Beachtung.

Quentin beginnt mit einem, ſo viel ich urtheilen kann, bibliographiſch und kritiſch ſorgfältigen Ueberblick über die älteren Sammlungen. Da die Daten nirgends ſo überſichtlich geſammelt ſind, ſo wird die Wiedergabe des Hauptſächlichen auch an dieſer Stelle nicht unwillkommen ſein. Die erſte Konzilienſammlung von Jacques Merlin, Doktor der Univerſität Paris, erſchienen Paris 1524, enthält im erſten ihrer zwei Bände (hier, wie überall im Folgenden iſt Folio gemeint) Pſeudo-Iſidor, im zweiten lückenhafte Akten des 5. und 6. Konzils, ſowie Akten von Konſtanz und Baſel. Die am Ende des zweiten Bandes verſprochene Umarbeitung hat Merlin nicht durchgeführt; die Kölner Ausgabe von 1530, die Pariſer von 1535 ſind mit der erſten identiſch. Noch zu Merlins Lebzeiten erſchien 1538 zu Köln in zwei Bänden die Sammlung des Franziskaners Peter Crabbe in Mecheln, zweite (maßgebende) Ausgabe, Köln 1551. Sie iſt nicht nur durch reiche Vermehrung des Materials, ſondern vor allem durch die große kritiſche Beſonnenheit des Herausgebers ausgezeichnet. Leider hat in dieſer Beziehung der Karthäuſer Lorenz Surius, deſſen Sammlung in vier Bänden 1567 zu Köln erſchien, Manches zu wünſchen übrig gelaſſen; die Willkürlichkeit, mit der er ſeine Texte vielfach behandelt, hat ſich um ſo verhängnißvoller erwieſen, je größer des Surius Anſehen geweſen iſt und je ſklaviſcher ihm viele Spätere gefolgt ſind. Dafür hat er die Sammlung um wichtige Materialien vermehrt, als deren Hauptſtück der ſogenannte Codex Encyclius, die Sammlung der an Kaiſer Leo zur Vertheidigung des Konzils von Chalkedon gerichteten Synodalbriefe, erſcheint. Die nächſte Ausgabe iſt die von Domenico Nicolini in fünf Bänden zu Venedig 1585 (1587) gedruckte, hauptſächlich von dem Dominikaner Domenico Bolani für den Druck vorbereitete, ein nur um Kleinigkeiten vermehrter Neudruck des Surius. Bald darauf folgte die Ausgabe von Severin Bini, damals Prieſter in Köln (vier Theile in fünf Bänden, Köln 1606; zweite, ſehr vermehrte Ausgabe in vier, bezw. neun Bänden, Köln 1618; dritte, der zweiten gleichlautende, aber größer gedruckte und anders eingetheilte, Paris 1636 in neun, bezw. zehn und elf Bänden). Für die zweite Ausgabe hat Bini die inzwiſchen zu Rom 1608 von Paul V. veranſtaltete, von Jacques Sirmond bevorwortete, vom Kardinal Caraffa und Anderen bearbeitete Sammlung (ſpäter ſog. Editio Romana) benutzt. In der That bedeutet ſeine Sammlung in ihrer ausgereiften Geſtalt, was die Texte anlangt, nur eine Zuſammenſchweißung der römiſchen und der Sammlung des Surius, wobei ſeine übertriebene Verehrung für dieſen ihn völlig blind macht gegen ſeine Mängel. Von Bedeutung ſind Bini's Noten. Als typographiſches Prachtwerk, nicht aber aus wiſſenſchaftlichen Gründen, verdient die ſog. Louvre-Ausgabe in 37 Bänden, Paris 1644, Erwähnung. Einen wirklichen Fortſchritt bedeutete dagegen die Ausgabe der franzöſiſchen Jeſuiten Philippe Labbe und Gabriel Coſſart in 17 Bänden (15 B. Text, 2 B. Apparat) Paris 1671 (Band 1—11) und 1672 (Band 12—17). Zwar ſind die Herausgeber für die eigentlichen Konzilien bei Bini ſtehen geblieben. Die große Vermehrung des Materials, die ihre Ausgabe darſtellt, kommt auf Rechnung des Umſtandes, daß ſie eine ſehr große Zahl von Verſammlungen lediglich biſchöflichen Charakters in ihre Arbeit einfügten, ſo daß die Geſammtzahl der von ihnen gebuchten ſog. Konzilien etwa 1600 beträgt, während noch die Louvre-Ausgabe nur 815 aufgezählt hatte. Das Hauptverdienſt der Ausgabe iſt neben der Vollſtändigkeit die Ueberſichtlichkeit und Handlichkeit. Hatten die Herausgeber dieſer Sammlungen ſeit Bini nur äußerliche Arbeit gethan, ſo ſind nunmehr zwei Männer zu nennen, die ihre Aufgabe in wiſſenſchaftlichem Geiſte anfaßten. Der Jeſuit Etienne Baluze, von deſſen Nova Collectio Conciliorum aus Gründen, die mit ſeiner gallikaniſchen, antikurialiſchen Parteiſtellung zuſammenhingen und über die man die intereſſanten Mittheilungen von Quentin vergleichen mag,[2]) nur ein Band erſchien

[1]) *Henry Quentin* (Bénédictin de Solesmes): Jean-Dominique Mansi et les grandes collections conciliaires. — Étude d'histoire littéraire suivie d'une correspondance inédite de Baluze avec le Cardinal Casanate et de lettres de Pierre Morin, Hardouin, Lupus, Mabillon et Montfaucon. 272 S. Paris, E. Leroux. 1900.

[2]) Ich möchte nicht verfehlen, auf die intereſſanten Stücke gelehrter Korreſpondenz hinzuweiſen, die Quentin im Anhang veröffentlicht und im Text trefflich verwerthet hat. Zumal die

(Paris 1683; die Ausgabe von 1707 ist nur Titelauflage), hat die von den römischen Herausgebern stark verhunzten, in dieser Gestalt von Bini übernommenen und später nachgedruckten Texte der alten lateinischen Uebersetzungen gründlich revidirt und vorzügliche Noten geliefert. Dem Erscheinen der großen Sammlung des Jesuiten Jean Hardouin (zwölf Bände, Paris 1715, bezw. 1714), der im Auftrage des gallikanischen Klerus die Arbeit unternommen hatte, in deren Fortgang er sich als entschlossener Parteigänger der Kurie erwies, wurden die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Ueber 15 Jahre war das Werk druckfertig, ehe es erschien. Nach seinem Erscheinen hinderte ein von der Sorbonne veranlaßter Parlamentsbefehl den Verkauf, bis endlich 1725 durch königlichen Erlaß das Werk freigegeben wurde. Hardouin war für seine Aufgabe vorzüglich vorbereitet. Mit der Selbständigkeit, die ihn auch sonst — natürlich nicht immer glücklich — auszeichnet, hat er als Erster die Führerschaft Pseudo-Isidors aufgegeben, der alle bisherigen Herausgeber gefolgt waren; er hat aus den so unheimlich angeschwollenen Sammlungen hinausgeworfen, was nicht direkt zum Thema gehörte, z. B. die päpstlichen Briefe, sofern ihr Inhalt sich nicht auf die Konzilien bezog; er hat der Revision der Texte auf Grund erneuter Durchsicht sehr zahlreicher Handschriften seine Aufmerksamkeit gewidmet, und sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß nach unsern heutigen kritischen Begriffen seine Arbeit in dieser Beziehung immer noch keineswegs vollkommen war. Leider hat die Opposition, die man seinem Werke entgegenbrachte, nicht nur dessen Verbreitung gehindert, sondern überhaupt die wissenschaftliche Arbeit an unserm Gegenstande dauernd geschädigt. Quentin schreibt (S. 54) geradezu: „Die Wahrheit zu sagen, leiden wir noch heute unter der systematischen Opposition, die man Hardouin gemacht hat ...; fast zwei Jahrhunderte hindurch haben die gallikanischen Streitigkeiten den Fortschritt eines der wichtigsten Theile kirchlicher Wissenschaft aufgehalten. Ihnen ist es schuld zu geben, daß, nach allgemeiner Ansicht, der Text der Konzilsakten, einer der vornehmsten Quellen der Geschichte, des Rechts und der Theologie, mehr im argen liegt, als irgend ein anderer."

Im bewußten Gegensatz zu Hardouin, nur mit gelegentlicher Benutzung seiner und Baluzens Noten, ist die Sammlung von Niccolo Coleti (23 Bände, Venedig 1728—1733; 21 B. Text, 2 B. Apparat) wieder auf Labbe-Cosart zurückgegangen. Der buchhändlerische Erfolg — die Ausgabe war nach 15 Jahren vollständig vergriffen — sprach für das Unternehmen; irgendwelche Kritik bei der Auswahl der Texte aber bei ihrer Wiederherstellung ließ es vermissen. Inzwischen war die patristische Arbeit mit Riesenschritten vorangegangen und brachte immer neue und schöne Früchte hervor. Die Ausgaben und Darstellungen Coustants, Labats, Tillemonts, der Assemani und Ballerini erschlossen werthvolles Material und boten die trefflichsten Weisungen zu seiner Benutzung. Hat die Arbeit an den Konzilstexten daraus Nutzen gezogen? Die Antwort gibt die Betrachtung des Werkes von Mansi, der Quentin den zweiten Theil seiner Studie gewidmet hat.

Nicht weniger als 90 Folio-Bände, zu denen zahlreiche Quart-Bände sich gesellen, tragen den Namen Mansi's als Verfassers oder Herausgebers. Wie erklärt sich diese außerordentliche Fruchtbarkeit? Quentin schreibt (S. 61): „Mansi übersetzt oder gibt neu heraus, indem er Noten, Erörterungen, gelegentlich Varianten hinzufügt; nichts dabei ist originell, und die Vorbereitung seiner großen Arbeiten ist dazu noch außerordentlich einfach. In seltenen Handschriften, viel häufiger aber in den großen gedruckten Sammlungen, notirt er die Stücke, die ihn interessiren; Kinder oder wenigstens ganz junge Leute, schreiben sie ihm ab: sein Biograph⁵) belehrt uns sogar, daß er die Gutherzigkeit so weit trieb, die lateinischen Stilübungen dieser improvisirten Hülfsschreiber zu verbessern, deren er stets eine große Zahl zur Hand hatte. Sodann ordnet er die dergestalt gewonnenen Materialien, schaltet sie gewöhnlich in ein Exemplar des neu herauszugebenden Werkes, fügt ein paar Noten hinzu, schickt das Ganze dem Drucker und — seine Arbeit ist zu Ende." In vielen Fällen, ganz besonders bei der Collectio, hat er keine Korrekturen gelesen, also die Texte, die er drucken ließ, gar nicht wieder zu Gesicht bekommen, ehe sie fertig waren.

Die große Konzilienfammlung, für deren Bearbeitung sich Mansi 1755 gewinnen ließ, war recht eigentlich ein buchhändlerisches Unternehmen. Der ungewöhnliche Erfolg, den Coleti's Sammlung gehabt hatte, reizte den venetianischen Drucker Antonio Zatta zu einem Neudruck. Nun hatte Mansi in den Jahren 1748—1752 ein Supplement zu Coleti in sechs Bänden erscheinen lassen, das, abgesehen von 320 Papstbriefen, die Akten von 200 Konzilien und kurze Angaben über 380 Konzilien, deren Akten verloren sind, dem älteren Werke hinzufügte. Auch dieses Supplement war gut gegangen, und der Gedanke drängte sich wie von selbst auf, beide Werke in eines zu verschmelzen und hinzuzufügen, was die Publikationen Coustants, der Ballerini, Baluzes (in seinen Kapitularien) an weiterem Material geliefert hatten. Mansi und einige Andere — der Kardinal Domenico Passionei war ein willkommener Protektor — besorgten das Zuschneiden, Zatta sorgte für die äußere Ausstattung durch schönen Druck und, wenigstens in den ersten 300 Exemplaren, vorzügliches Papier. Den Subskribenten, deren Anmeldungen zahlreich eingingen, wurden die schönsten Versprechungen, auch in Bezug auf Inedita, gemacht, die freilich in der Folge nur zum kleinsten Theil gehalten wurden. Quentin zeigt an einer ganzen Reihe schlagender Beispiele, wie unsäglich oberflächlich man bei der Zusammenstellung des mit solchem Pomp in die Welt hinaustretenden Werkes verfahren ist. „Mansi verpflichtete sich nur, in dem Exemplar von Coleti, das der Arbeit zur Grundlage diente, die Stellen zu bezeichnen, wo die Stücke seines Supplementum eingefügt werden sollten; an den Rand kamen die Varianten seiner Manuskripte; zwischen die Seiten wurden die Abschriften der Dokumente gelegt, die in den Supplementbänden noch nicht aufgenommen waren. Jeder dergestalt vervollständigte Coleti-Band wanderte zu Zatta, und erst in Gestalt der großen Bände der neuen Ausgabe erhielt Mansi sein Werk zurück, auf das er selbst mit zwei, später drei Exemplaren subskribirt hatte" (Quentin S. 83). Ein besonders hübsches Beispiel, welche Bewandtniß es mit den sogenannten Inedita Mansi's gelegentlich hat, ist das folgende. In seinem Supplementum hatte Mansi 1748 aus einer Handschrift in Lucca eine Epistola canonica pro clericis recens initiatis veröffentlicht, wie er glaubte, zum erstenmal. Das war unrichtig, denn das Stück stand schon in Baluzens Ka-

Briefe Baluze's an den Kardinal Casanate sind wieder einmal ein vorzügliches Beispiel dafür, wie eifersüchtig und häßlich es zuweilen in der Gelehrten-Republik hergeht.

⁵) Die Biographie Mansi's (geboren 1692 zu Lucca, seit 1710 Regularkleriker, seit 1765 Erzbischof seiner Vaterstadt, gestorben 1769) aus der Feder P. Franceschini's findet sich im 19. Bande der Collectio. Hier (S. XLVI—LI) ein freilich nicht ganz vollständiges Verzeichniß der Arbeiten.

pitularien. Aber da war es auch van Anderen übersehen warden. Inzwischen gaben die Ballerini im dritten Bande der Werke Leo's des Großen 1757 dieselbe Epistel nach vier römischen Handschriften in verbessertem Texte heraus. Mansi aber blieb im 13. Bande der Collectio, der 1767 erschien, dabei, daß er der erste Herausgeber sei, druckte auch den schlechten Text seiner Handschrift wieder ab, um dann freilich selbst hinzuzufügen: postquam haec scripseram, reperi hanc ipsam epistolam dudum antea evulgasse Baluzium ... et Ballerianos. Dabei war ihm die Ausgabe der letzteren im allgemeinen bekannt genug.

Jedem Benutzer der Mansi'schen Sammlung ist das eigenthümliche Verfahren, handschriftliche Varianten ahne nähere Angaben am Rande zu buchen, geläufig. Wie verhält es sich damit? Crabbe, dessen Sargfalt aben gelabt wurde, hatte durch ein einleuchtendes Verfahren die Varianten unter einander zu scheiden gewußt. Surius natirte, was er van Crabbe aufnahm, ohne zu unterscheiden, am Rande und stellte durch Asterisken die Korrespandenz mit dem Texte her. Als später Bini für die allgemeinen Kanzilien, an Stelle der Crabbe'schen, die Varianten der römischen Ausgabe einfügte, erhielten auch diese den Asteriskus. Labbe und Cossart unterschieden van diesen, auch van ihnen beibehaltenen, Varianten die ihrigen durch einen Apastroph, und Caleti in seinem Neudruck von Labbe-Cossart behielt das System bei. Auch Mansi und Zatta legten sich diese, zumal für den Drucker nicht unerhebliche Pönitenz auf, aber nur im Anfang. Sehr bald verschwanden die Apastraphen, und der Asteriskus herrschte nunmehr sauverän über die Varianten van Crabbe, Surius, der römischen Ausgabe und van Labbe-Cassart. Quentin nennt ein derartiges Verfahren mit Recht brutal (S. 99): denn der Ertrag der mühsamen Kallatianen Labbe's und seines Genossen war damit zerstört. Den Naten der älteren Herausgeber gegenüber verhielt man sich, durch Hardauins Schicksal gewarnt, sa konservativ wie möglich; selbst Bini's längst veraltete Bemerkungen wurden weitergeschleppt. Zur Besserung mancher nun schan van Merlins Zeiten her abgedruckter und wieder abgedruckter Texte geschah gar nichts.

Ich beabsichtige nicht, das van Quentin sehr ausführlich dargelegte Sündenregister hier im einzelnen zu verfalgen. Sa viel wird schon aus dem Gesagten deutlich sein, daß das hahe Lob, welches in Encyklopädie-Artikeln gelegentlich dem Mansi'schen Werke ertheilt wird, kritiklas ist. In der zweiten Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theolagie und Kirche (Band 9, 260) liest man falgendes Urtheil: „Einige Jahre später (nämlich nach der Abfassung seines Supplementum) unternahm Mansi — und dies ist das Werk seines Lebens, ein Werk unermüdlich sorgfältigen Sammelfleißes und ein Zeugniß gründlicher histarischer Farschung — eine eigene neue Kanziliensammlung, welche alle bisherigen an Vallständigkeit des Materials und in kritischer Hinsicht weit übertreffen sallte, auch wirklich übertrifft, aber leider unvallendet blieb." An diesem Urtheil ist alles falsch: weder ist die Collectio als Mansi's eigentliches Lebenswerk zu bezeichnen — Quentin zeigt, wie nebensächlich sie ihm war — nach ist sie ein rühmliches Denkmal seines Sammelfleißes — gerade in der Collectio hat er ihn am wenigsten bethätigt, weit mehr im Supplementum — noch endlich ein Zeugniß gründlicher historischer Farschung, die Mansi niemals in seiner langen literarischen Laufbahn bethätigt hat. Auch die Behauptung, daß die Collectio an Vallständigkeit des Materials alle anderen übertreffe, gilt nur, wenn man den freilich Mansi nicht zur Last fallenden Umstand unberücksichtigt läßt, daß sie nicht zu Ende geführt wurde. Mansi selbst erlebte nur das Erscheinen der ersten 14 Bände des Zatta'schen Unternehmens. Die 17 weiteren beanspruchten 30 Jahre. Waher die Zägerung? Waher das allmähliche Versanden? Die Subskribenten waren längst ungeduldig gewarden; sie hatten längst bemerkt, wie wenig van dem, was man ihnen versprochen hatte, gehalten warden war. Nach und nach wurden der Käufer weniger, allmählich ging dem Verleger das Geld aus. So kam es schließlich dahin, daß das große Unternehmen mitten in den Akten des Kanzils von Florenz, 1438, stecken blieb. Es wären nach Quentins Berechnung noch wenigstens sechs aber sieben Bände erforderlich gewesen, um auch nur das van dem Caleti und dem Supplementum gebatene Material aufzunehmen. Und noch einen anderen empfindlichen Schaden bedeutete der plötzliche Schluß für die Besitzer und Benutzer: wer hätte es nicht schon aft verwünscht, daß der Mansi weder ein Inhaltsverzeichniß, nach ein Verzeichniß van Namen und Sachen hat, sa daß eine Benutzung der Dakumente außerhalb der chronologischen Reihenfalge fast unmöglich ist.

Ueber hundert Jahre sind vergangen, seit der letzte Band der Collectio die Presse verließ. Jetzt will man dem kammenden Jahrhundert ein Geschenk machen, indem man sie ihm unverändert in die Wiege legt. Ist es nicht Pflicht, dagegen zu pratestiren? Freilich muß ich bekennen, daß ich Mansi's und Zatta's Verfahren so scharf nicht verurtheilen kann, wie es Quentin gethan hat. Var allem scheint mir ihr Bestreben sa vollständig als möglich zu sein, auch auf die Gefahr hin, Manches abzudrucken, was streng genommen, nicht zur Sache gehört, nicht sa schlechthin verwerflich. Es war nur natürlich, daß Caleti sich an Labbe-Cassart gehalten hatte, und wiederum Zatta's Gedanke, Caleti's und Mansi's Supplementum mit einander zu verschmelzen, war buchhändlerisch der einzig richtige. Kein Buchhändler würde heutzutage anders handeln. Auch bin ich ahne Nachprüfung keineswegs sicher, ab Hardauins kritische Grundsätze so nachahmenswerth gewesen wären, wie Quentin sie hinstellt. Daß er es mit kühnen Behauptungen sehr leicht nahm, ist ja bekannt genug: hat er dach einmal den Satz aufgestellt, daß die sämmtlichen Kirchenversammlungen var dem Tridentinum in Wahrheit gar nicht stattgefunden hätten. Jedenfails hatte er seine Lust an der Hyperkritik. Aber gesetzt auch, seine Prinzipien seien gut gewesen — und unter allen Umständen ist ja labenswerth, daß er überhaupt Kritik geübt hat — so wäre nach zu fragen, ob das 18. Jahrhundert überhaupt imstande gewesen wäre, eine neue Sammlung nach salchen kritischen Grundsätzen auch nur zu beginnen, geschweige denn durchzuführen. Was wir sanst van der gelehrten Thätigkeit, zumal in der Zeit nach 1750, wissen, spricht nicht gerade dafür. Freilich hätten Mansi und die anderen Mitarbeiter an Zatta's Unternehmen auch bei bescheidenen Ansprüchen erheblich Besseres leisten müssen; an die Mauriner mag man dabei gar nicht denken, ihre Erwähnung in diesem Zusammenhange muthet fast frival an. Auf Grund jahrelanger fortgesetzter Benutzung des, wie die Dinge einmal liegen, wenigstens für die deutschen Forscher unentbehrlichen Werkes — in Frankreich, auch in England, ist der Mansi wenig bekannt — kann ich in Quentins Klagen nur van ganzem Herzen einstimmen. Andrerseits ist Quentin ahne Zweifel geneigt, Mansi's Fehler und Schwächen möglichst grell auszumalen und ihm Dinge übelzunehmen, die er anderen Kanzilssammlern nicht oder wenigstens nicht in diesem Maße verübelt.

Eine andere Frage ist es freilich, ob wir ruhig zu-

sehen dürfen, daß uns im Zeitalter der gesteigerten philologisch-kritischen Thätigkeit, da man überall darauf aus ist, nur an dem Besten sich genügen zu lassen, ein bloßer Abklatsch völlig unzulänglich gedruckter, zum großen Theil durch Unkritik und Nachlässigkeit verderbter Texte geboten wird? Man darf nicht vergessen, um was es sich handelt. Dieser neue Abdruck wird ein großes Hinderniß der wissenschaftlichen Weiterarbeit an den Texten sein. Ist einmal der „neue" Mansi da, so wird der Gedanke an eine wirklich kritisch gearbeitete Sammlung ad calendas graecas vertagt werden müssen. Gerade weil der Mansi, wenigstens in seinen letzten Bänden, selten ist, wäre es angezeigt gewesen, neue Arbeit zu thun. Aber an wen kann sich solcher Appell richten? Gewiß nicht an einen einzelnen Gelehrten, auch nicht an eine kleinere Gruppe von Gelehrten. Ist es zu kühn zu sagen, daß hier sich eine Aufgabe seltener Art aufthäte für den Benediktiner-Orden, der früher so Großes geleistet hat und, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch zu Großem berufen ist. Quentin, selbst Benediktiner, schließt seine Schrift mit einem allgemein gehaltenen Aufruf zur Arbeit, ich möchte ihm diese mehr persönliche Spitze geben. Freilich, während ich das thue, komme ich mir vor, als säße ich im Rathskollegium einer Stadt, und wir beschlössen, eine Allee von Lindenbäumen oder vielleicht gar von Platanen anzulegen. Gewiß, unser Beschluß macht unserm Weitblick Ehre; wir selbst aber wissen nicht ohne Resignation, daß wir die Landstraße in der brennenden Sonne weiterwandern müssen und daß erst unsre Kinder für den Schatten dankbar sein werden. So schwanke ich immer nach. Schlecht ist der Mansi, ich kann es nicht leugnen, aber, trotz Quentin, ich muß ihn mir am Ende doch noch anschaffen: denn bis die Benediktiner oder ein anderer Orden uns die Konzilstexte kritisch gereinigt und mit brauchbaren Noten versehen vorlegen, ist das lebende Geschlecht ins Grab gesunken. Eine Zeit freilich, die, um naheliegendes zu nennen, solche Aufgaben zu lösen unternimmt, wie die Berliner und die Wiener Kirchenväterausgabe, sie könnte sich auch an die Konzilien wagen. Ist doch das Interesse an ihrer Geschichte so lebendig wie je! Blickt man auf die lange Reihe von Sammlungen zurück, die frühere Jahrhunderte hervorgebracht haben, vergegenwärtigt man sich die kritische Arbeit, die Baluze und Harduin gethan haben, so kann man ein schmerzliches Bedauern nicht unterdrücken daß sie so gar keine Nachfolger gefunden haben.

Iwan Sergejewitsch Turgenjews Jugendzeit.

Von Dr. Borkowsky (Naumburg a. S.).

II.

Turgenjew'sche Verwandte lernen wir aus den Strichen kennen, mit denen der Enkel sie in seinen Novellen hier und da dichterisch skizzirte. In einer Erzählung aus dem Tagebuch eines Jägers spricht der Freisasse Owsjanikow mit seinem Gaste von der guten alten Zeit.... „Ich will da gleich," sagt er, „von Ihrem Oheim anfangen; das war ein sehr mächtiger Herr, und er trat gar Manchem zu nahe. Sie werden wohl das Stück Land kennen, welches von Tschaplygins Grund bis zu dem der Malinika reicht. Nun also, das hat uns Ihr Herr Onkel weggenommen. Mein verstorbener Vater war ein rechtlicher Mann, er ließ sich das nicht gefallen und ging mit seiner Sache vor das Gericht. Aber sie wiesen ihn ab. Als man Ihrem Oheim hinterbrachte, daß Peter Owsjanikow sich über ihn beschwert habe, schickte er seine Leute zu uns, und sie nahmen meinen Vater und führten ihn auf das Gut. Und unter den Fenstern des Landhauses wurde er ausgepeitscht. Ihr Oheim aber stand auf dem Balkon und schaute zu; auch seine Frau saß dabei und blickte herab. Mein Vater schrie: Mütterchen, Maria Wasiljewna, haltet ein, erbarmt euch! — Aber sie erhob sich nur ein wenig höher, um besser sehen zu können. Mein Vater mußte sich obenein noch bedanken, daß man ihn lebend laufen ließ." ... — So erzählte der Freisasse Owsjanikow, und Turgenjew fügt hinzu: „Ich wußte nicht, was ich erwidern sollte, und wagte es nicht, ihm ins Auge zu schauen."

Leute von liebenswürdigerer Art sind die Verwandten, die uns der Dichter in der Erzählung „Telegin und Pawlowna" vorstellt. Im patriarchalischen Stillleben träumen hier die beiden Alten auf ihrem Steppengut von der Zeit Katharina's II., da sie selbst noch jung und schön gewesen waren. Alexis Telegin ist ein kleines rundliches Männchen mit vollem, blassen, aber angenehmen Gesicht, schmalen Lippen und dichten Brauen über den kleinen, äußerst lebhaft blickenden Augen. Die wenigen Haare, die ihm noch geblieben sind, pflegte er nach hintenüber zu kämmen. Erst 1812 hat er aufgehört, das Haar zu pudern. Seine Stimme ist näselnd und dünn; er lächelt beständig. Eine ganze Schaar von verarmten Landjunkern, heruntergekommenen Edelfrauen, ein Zwerg, ein verrückter Fürst essen bei ihm das Gnadenbrot. Mit den Popen mag er keinen Verkehr haben, es geht ein zu starker Duft von ihnen aus; und dann haben sie auch die Gewohnheit, an die Todesstunde zu erinnern. Die Leibeigenen, sein Volk, behandelt er mit väterlichem Wohlwollen. „Wer seine Unterthanen hart und grausam behandelt", sagt er, „der versündigt sich vor Gott und Menschen." Pawlowna, seine Frau, die verwelkte beauté bringt ihre Tage in der Gesellschaft einer Gebetfrau hin, die so „appetitlich" zu beten versteht, und einer Märchenerzählerin, deren Worten sie stundenlang lauscht. Von allen Leidenschaften ist ihr nur die Vorliebe für eingemachtes Obst geblieben.

Iwan Turgenjews Knabenzeit ruhte nicht auf dem Hintergrunde eines warmen Familienlebens. Umgeben von dem Reichthum einer aristokratischen Welt, entbehrte er den Schatz, der dem ärmsten Bauernkinde die ersten Lebensjahre zu einem märchenhaften Traumlande macht. Vom Vater mit abstoßender Gleichgültigkeit, von der Mutter mit unmütterlicher Strenge behandelt, fand er keinen Ersatz in der zärtlichen Zuneigung eines anderen Verwandten. Und doch blieb sein junges Herz von Verschüchterung und Verstocktheit fern. Eine gütige Fee bewahrte ihn vor dieser Gefahr, indem sie ihn die Sprache der Natur lehrte. Die selige Freude, die der Knabe aus dem vertrauten Verkehr mit Wald und Flur, mit Mensch und Thier sog, hat sein ganzes Gemüth durchsonnt und jede Klage von der Bitterkeit seiner kleinen Leiden übergoldet.

Wandern wir hinüber in die Sphäre des altrussischen Steppenjunkerthums, so denken wir an die Vorzimmer, in denen es nach Juchten und Talglichtern riecht; an die Familienzimmer mit den unzähligen Fliegen, mit den Geranientöpfen, dem verstimmten Klavier; an die Gastzimmer mit den großen Pfeilerspiegeln und den gestreiften Diwans. Im weiträumigen Saale prangt die offene Tafel, und die geladenen und ungeladenen Gäste füllen sich den Magen mit allem, was das Herz begehrt, besonders mit den berühmten Erzeugnissen der russischen Küche, die den Menschen bis zum spätesten Abend der Möglichkeit berauben, sich mit etwas anderem als mit Préférence zu beschäftigen. Die prächtigsten Pferde und die schnellsten Hunde stehen in den Ställen, und in den

Flügeln des Herrenhauses treibt sich ein ganzes Heer von Musikanten und Sängern, von Tänzern und Possenreißern herum. An den Festtagen wird das ganze Volk im Dorfe mit Bier und Branntwein bewirthet. Und kommt der Winter, dann fährt die altmodische, übermäßig große Familienkarosse den Herrn nach seinem Paris, nach Moskau.

Iwan Turgenjews stattliches Vaterhaus war nach Landessitte aus Holz errichtet. Es umfaßte eine Unsumme von Gemächern und einen weiten Saal mit zwei Fensterreihen und Emporen. In einem der Seitenflügel befand sich die Webstube, wo man Teppiche, Leinwand und Tuche für den Hausgebrauch wob; in dem anderen hauste ein Theil der Dienerschaft, besonders die leibeigenen Musikanten. In diesem umständlichen Bau mit seinen unheimlichen Winkeln und langen, düsteren Gängen — welches buntfarbige Gewirr von Dienern und Dienerinnen, die in dieser kleinen Welt aufwuchsen und alterten! Sie kannten keine andere Sonne als die Gnade der Herrschaft, mit deren Ereignissen und Erinnerungen sie seit Generationen verwachsen waren. Auf den Korridoren da raunt und lauscht es, in den Gesindestuben da klatscht es und schmeichelt's und flüstert's. Die Ränkesucht spinnt ihre Fäden, und Furcht und Aberglauben, Sagen und Schwänke schleichen durch die Hallen. Der auflauschenden Seele des jungen Herrensohnes führt das tausendfältige Wirken und Wallen in dieser Arche Noahs eine unerschöpfliche Nahrung zu.

Wie eine andere Zone empfängt ihn dann die Flucht der elterlichen Wohnräume. Mit ausländischem Hausrath, mit allerhand Raritäten und seltsamem Wirrwarr sind sie erfüllt. Alle dickbäuchige Kommoden, an denen der Messingbeschlag leuchtet, stehen da und die weißen Stühle mit ovalen Lehnen und gebogenen Füßen. Der gläserne Kronenleuchter ist dicht mit Fliegen besetzt. Eine Uhr, von Lepée mit Amoretten geziert, tiktakt auf dem Kamin. Die Schränke bergen das Porzellan von Sèvres und das alte Silbergeschirr, die Brillantschmucksachen der Mutter und die kostbaren Spitzen. Nachgedunkelte Heiligenbilder hängen an den Wänden, unter ihnen eine Kopie des nicht von Menschenhand gemalten Christus. Aber stärker stacheln die Phantasie jene Familienportraits alter Turgenjews in vergoldeten, von den Fliegen beschmutzten Rahmen. Es sind die Tage der großen Katharina und des Zaren Paul, die diese Gestalten heraufbeschwören, die gute, alte Zeit, wie sie den staunenden Epigonen erschien. Die Bilder bannten den Blick des Knaben, der vor ihnen seine Schritte hemmte, und sie ließen den Dichter nicht los, bis er ihnen in seinen Novellen neues Auferstehen und Leben schuf.

Da blickte jene schöne Frau herab, Melania Pawlowna, eine Verwandte von Turgenjews Mutter. La Vénus de Moscou hatte man sie einst genannt, und kein Geringerer als der mächtige Günstling Graf Orlow hatte einst ihren Reizen geschmeichelt. Und da war auch der alte Geizhals Lutwinow und dann sein Sohn Wassili Iwanowitsch, der in der Erzählung „Drei Bilder“ unter dem Namen Lutschinow auftritt — der gewissenlose, leidenschaftliche, geschmeidige Gardeoffizier, der seine Cousine Olga verführt und ihren armen Bräutigam, den gutmüthigen Rogatschew, mit kalter, teuflischer Berechnung niederstößt. Wir sehen mit den Augen des Dichters diese drei Bilder. In der Mitte hängt eine junge Dame in weißem Kleide mit einem Spitzenkragen und einer hohen Frisur nach der Mode der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts; rechts von ihr auf einem schwarzen Hintergrund das runde, dicke Gesicht eines russischen gutmüthigen Gutsbesitzers von 25 Jahren mit einer niederen, breiten Stirne, einer stumpfen Nase und einem einfältigen Lächeln. Die französische gepuderte Perrücke paßt sehr schlecht zu dem Ausdruck seines slavischen Gesichtes. Der Maler hat ihn in einem Kaftan von hochrother Farbe abgebildet, mit großen Knöpfen, die mit falschen Diamanten besetzt sind; in der Hand hält er irgend eine unbekannte Blume. Auf seiner Brust aber ist an der Stelle des Herzens ein dreieckiges, regelmäßiges Loch mit einem Florett durch die Leinwand gestoßen. Zur Linken der Dame hängt das Portrait eines dreißigjährigen Mannes, das von einer kunstfertigeren Hand herzurühren scheint; er trägt die grüne Uniform aus der Zeit Katharina's II. mit rothen Aufschlägen, eine weiße Weste und feine Battisthalsbinde. Mit der einen Hand stützt er sich auf einen Stock mit goldenem Knopf, die andere hat er in die Westentasche gesteckt. Sein braunes Gesicht drückt Hochmuth aus, und die feinen Augenbrauen sind fast zugewachsen über den schwarzen Augen. Auf den bleichen, kaum bemerkbaren Lippen spielt ein böses Lächeln.

Turgenjews Vaterhaus ist später durch einen Brand bis auf den Grund zerstört worden, und viel von dem ehrwürdigen Hausrath vernichtete das Feuer. Das neue Gebäude erhob sich in bescheidener Gestalt auf einem Flügel des alten, und Rasen und Hagedornsträuche wuchsen über der Brandstätte.

Die Erinnerung an die Heimath seiner Kinderzeit hat der Dichter auch in rhythmischen Wohllaut ausklingen lassen; aber nur wenige Verse sind aus dem Gedichte, das er später verbrannte, uns aufbewahrt:

— — Und allgemach begann es ihn zu ziehen
Heim in sein Dorf und in des Gartens Düster,
Wo sich der Linden hohe, schatt'ge Pracht
Mit keuschem Duft der Maienglocke einet;
Wo üppig nieder über das Gewässer
Vom Damm sich neigt der Linse voller Busch;
Wo machtvoll aufwärts von der reichen Aue
Die Eiche strebt und Hanf und Nessel blüht.
— Dorthin, dorthin, zu jenen trauten Fluren,
Wo gleich dem Sammt die Erde dunkel schimmert,
Der Roggen prangt, soweit das Auge schweift,
Sich wiegt in sanften Wogen traut und leise.
— Ein mächtig gold'ner Strahl fällt hell hernieder
Aus duftig weißem, schwellendem Gewölk.
— Wie schön ist's dort! — — —

Ein weiter Garten umgab Turgenjews Vaterhaus. Lindenalleen mit ihrem zarten Laub und den mächtigen verwachsenen Aesten woben jenes Düster, in dem der Knabe seine Träume spann. Wie liebte er die graugrüne, sanfte Färbung und den feinen Duft der Luft unter ihren Zweigen — diese Bäume, die dem Russen heilig sind, so daß sie selbst die erbarmungslose Axt des Bauern gerne schont. Im Schatten der Linde liegt er, und um ihn ist es kühl und still. Die Fliegen und die Bienen, die hier schwirren, scheinen leiser zu summen. Das kurze, smaragdgrüne Gras schimmert nicht so goldig wie dort, wo es von der Sonne hell beleuchtet wird. Still und ruhig, wie von einem Zauber in Bann geschlagen, stehen die Halme, und regungslos wie ohne Leben hängen von den unteren Zweigen des Baumes gelbe Blüthenbüschel herab. Mit innigem Behagen zieht jeder Athemzug den kräftigen Duft ein. Weit, weit hinten, jenseits des Flusses, wo Himmel und Erde einander zu berühren scheinen, liegt alles gebadet in Sonnenglanz und Hitze. Kein Vogel läßt sich hören — es ist ja die heiße Mittagsstunde — aber um so eifriger zirpen die Grillen; ihr Geräusch wirkt in seiner Gleichmäßigkeit beruhigend, fast einschläfernd und regt doch die Phantasie an.

Die längste Lindenallee, schnurgerade, führte zum Teiche, den ein Hügelrand einfaßt. Er war schmal und lang, tief und kalt; nur in der Nähe des Ufers an den seichten Stellen konnte man an heißen Sommertagen in dem von der Sonne ein wenig erwärmten Wasser mit Behagen baden. Aus dem Ufersande blickten wundersam gestaltete, knorrige Wurzeln, wie große schwarze Adern, wie Schlangen, Flüchtlinge aus einem unterirdischen Reiche. Der Wind kräuselte seine Oberfläche, und an stillen Tagen spiegelten sich die Lehmhügel und die Baumwipfel in seiner Fluth. Dichtes Weidengebüsch wuchs am Rande, und höher hinauf zog sich festverschlungenes Hasel-, Flieder-, Geißblatt- und Dornengesträuch, durchwachsen von Haidekraut und Goldlack. Da schlugen im Frühling die Nachtigallen, sangen die Drosseln, rief der Kuckuck. Gern verlor sich in dies Dickicht der Knabe, seine geheimen Lieblingsplätze suchend, von denen außer ihm Niemand auf der Welt etwas ahnte. Die Schweiz hatte er einen dieser Winkel getauft. Auch andere Plätze lockten ihn. Da war, von mächtigen Fichten umgeben, die alte Orangerie mit den Pfirsichen; da standen die Mistbeete mit Melonen, die Erdbeerbeete, die Himbeersträucher, die Kirschbäume, die Stachelbeeren und eine unvertilgbare Menge von schwarzen und rothen Johannisbeeren.

Jenseits dieser umhegten kleinen Welt zog der große russische Wald. Mit welchem Behagen dachte der Dichter wieder und immer wieder dieses heimathlichen Waldes! Wir lassen uns einmal von ihm in den Wald von Tschaglygino führen, der aus ungeheuren, uralten Eichen besteht. Ihre stattlichen, mächtigen Stämme schimmern halbdunkel durch das goldige, durchsichtige Grün der Nußsträuche und Ebereschen; sie recken sich empor und zeichnen ihre Aeste schwarz vom klaren Lasurblau des Himmels ab. Habichte und Mauerfalken flattern mit Geschrei unter den stillragenden Wipfeln, und bunte Spechte klopfen laut auf die dicken Wurzeln. Der helle Ruf der Amsel erhebt sich unvermuthet droben im dichten Laube, und der durchdringende Schrei des Pirols antwortet ihm, während unten im Gebüsch die Grasmücken und Zeisige zwitschern und singen und der Fink behend über den Boden läuft. Ein Hase stiehlt sich längs des Waldsaumes vorsichtig hin. Das rothbraune Eichkätzchen springt leichtfüßig von Baum zu Baum, bleibt plötzlich hocken und hält den Schwanz hoch nach dem Kopf erhoben. Im Grase um die hohen Ameisenhaufen und unter dem Schatten des Farrenkrautes blühen die Veilchen und Primeln, wachsen die Pilze, glänzen die rothen Erdbeeren. . . . In der glühendsten Hitze, wenn draußen die Sonne senkrecht steht, ist hier Schatten und Nacht, ist hier Stille, Duft und Frische.

Unmittelbar an den Garten fügte sich das Dorf mit dem Kabak (Branntweinschenke), mit der Schule und dem Gotteshause. Die kleine Dorfkirche ist alt; der Altar ist mit der Zeit dunkel geworden, die Wände sind nackt, und der Ziegelsteinboden ist hier und da zerschlagen. Der greise Vorsänger trägt noch ein Zöpfchen im Nacken und hat sich mit einem grünen Gürtel umgürtet; seine Stimme schallt eintönig durch den Raum. Auch der Geistliche ist hochbetagt; sein ehrwürdiges Gesicht ist stumpf geworden; er trägt ein lilafarbenes Priestergewand, mit gelben Blumen bestickt. Vom goldigen Staube des Sonnenlichtes heben sich die braunen Köpfe der Bauern ab, lauter blondhaarige Gesichter. Von Zeit zu Zeit beugen sie sich und erheben sich wieder, gleich reifen Aehren, wenn der sommerliche Wind wie eine langsam fluthende Welle über sie dahinstreicht. In langen bläulichen Streifen schwebt der Weihrauchdampf. Draußen aber vor den offenen Fenstern rauscht und flüstert das junge, frische Laub der Birken; vom Hofe dringt ein Heugeruch herein, und die rothe Flamme der Wachslichter erbleicht vor dem hellen Glanz des heiteren Tages. Die Sperlinge zwitschern um das Kirchendach, und aus der Kuppel klingt der feine scharfe Ruf der segelnden Schwalbe.

Um die Kirche schaaren sich die Häuser und Hütten. Ein russisches Dorf weckt in Turgenjews Skizzirung nie die heitersten Gefühle. Da gewahren wir die kleinen, niedrigen Holzbauten, die sich auf die Seite zu neigen beginnen. Die Wände sind aus grauem Espenholz, und die schwarzen Strohdächer sind zerrissen und zerfallen. Erbärmliche Scheunen stehen daneben, deren Wände aus Zweigen geflochten sind. Die Höfe liegen von wuchernden Brennesseln und Wermuth überwachsen. Ein paar dürre, langschnäbelige Hühner trippeln, und junge Gänse tummeln sich auf staubbedecktem Weideplatz. Abgemagerte zottige Kühe rupfen gierig das Gras längs den Gräben ab; sie sehen aus, als seien sie soeben mit genauer Noth irgendwelchen mörderischen Klauen entkommen. Und ein einsamer schwarzer Hund mit dünnem Schwanze schaut melancholisch darein.

Herrenhaus, Garten, Wald und Dorf — das war der Bannkreis, der den Knaben umfing. Aber auf dem Boden des greifbaren Seins baut jede Kinderhand sich ihre Märchenwelt. Der Russe träumt von einem fernen warmen Lande am blauen Meer, wo der Vogel Gamajun mit seiner süßen Stimme singt, wo kein harter Winter die Blätter von den Bäumen schüttelt, wo goldene Aepfel auf silbernen Zweigen wachsen und jeder Mensch in eitel Wonne und Glückseligkeit lebt. Das ist die Welt der Poesie. „Ich höre Sie gern Gedichte lesen; Sie lesen in einem singenden Ton, aber das thut nichts; das deutet auf Jugend hin," so sagt Sinaide in der „Ersten Liebe" zu dem halberwachsenen Jüngling, und sie fährt dann fort: „Dadurch ist eben die Poesie so schön, daß sie uns das sagt, was nicht ist — und was doch nicht nur besser ist als das, was ist, sondern sogar der Wahrheit näher kommt!"

Nun in Turgenjews junges Leben drang die Poesie auf eine poetische Weise; Schulmeisterei hat ihr nicht die Pfade geebnet.

Der echte, rechte russische Steppenjunker war nicht von allzugroßer Last jugendlicher Gelehrsamkeit beschwert. Er las — so heißt es in einer Skizze — wenig russisch und verstand nur schlecht französisch; aber er wußte immerhin, daß einmal ein gewisser Voltaire, ein sehr geistreicher Schriftsteller, gelebt hatte, und daß Friedrich der Große, ein König von Preußen, sich durch bedeutende Waffenthaten ausgezeichnet hatte. Diese Kenntnisse hatte er sich unter der Erzieherruthe eines früheren Soldaten, eines Elsässers, angeeignet, der vom Morgen bis zum Abend schlief, und wenn er wachte, sich toll und voll trank. . . .

Iwan Turgenjews Erziehung war allerdings eine sorgfältigere, aber das Verdienst, die wunderbar reichen Anlagen seines Geistes erweckt oder gar mit belebendem Hauch erwärmt zu haben, gebührt ihr nicht. Nach der in den russischen Adelskreisen herrschenden Sitte wurde seine Seele ganz in die Hand ausländischer Hauslehrer gegeben. Das waren Leute, die nach dem Schiffbruche eines abenteuerlichen Lebens in dieser weltentlegenen Bucht gelandet oder gestrandet waren. Es waren Franzosen oder Deutsche — ihre Nationalität ersetzte, was ihnen an Fähigkeiten und Eifer mangelte. Gedenkt der Dichter dieser Schattenrisse aus seiner Kindheit Tagen, so vermag er nicht, seine parodistische Laune zurückzudrängen. Mit Liebe sprach er allerdings einmal zu seinem Freunde Polonskij von jenem alten, guten deutschen Lehrer, der sich des Knaben tröstend und

schützend annahm, als dieser von seiner Mutter eine Reihe unverdienter, unerbittlicher Züchtigungen zu ertragen hatte. Man denkt hier unwillkürlich an den alten deutschen Sprachlehrer Schimmel, der in der Novelle „Faust“ auftritt. Er trägt einen kurzschößigen, zimmetbraunen Frack und ist reinlich und sorgfältig rasirt; über sein bescheidenes ehrliches Gesicht geht ein zahnloses Lächeln, und einen starken Cichoriengeruch verbreitet er um sich — es ist der unvermeidliche Geruch aller alten Deutschen. Er glänzt nicht als feinpolirter Geist in der Gesellschaft; aber als er bei einer gefährlichen Kahnfahrt einst das Steuer in seine sichere Hand nimmt, ist er am rechten Platze, ein ganzer Mann: „So macht man's in Kurhaben,“ sagt er lächelnd. In einem seiner Briefe bemerkt einmal Turgenjew, daß der Mensch noch nicht verloren sei, so lange er noch den Mund über dem Wasser habe, und er führt dabei das geflügelte Wort seines alten preußischen Schwimmlehrers an: „La bouche hors de l'eau, schwere Nath!“

In „Punin und Baburin“, einer Erzählung, die von Kindheitserinnerungen ganz durchflochten ist, hat der Knabe eine französische Gouvernante, Mademoiselle Friquê. Der Zwölfjährige empfindet es da plötzlich als eine Schande, daß er sich von einem falschen französischen Dämchen regieren lassen muß; und sein Freund, der alte Punin, improvisirt pathetisch die Reime: „O die Reichen, o die Reichen! Wie sie weichen, wie sie weichen von der Väter Sinn! Wie sie leben, wie sie streben nach des Auslands Sitte hin!“ Von seiner Mademoiselle Friquê wurde der Knabe bald erlöst; sie wurde entlassen, als sie bei einem mitfühlenden Stabskapitän Trost für ihre Langeweile suchte. Im Tagebuche eines Jägers erinnert sich Turgenjew eines französischen Hofmeisters, Monsieur Désiré Fleury; er war ein sehr guter Herr gewesen, der niemals durch geistige Ueberbürdung die Gesundheit seines Zöglings gefährdete, dafür aber gern mit ihm im Walde streifte und ihm des Abends leckere französische Unterhaltungslektüre zuschob. Es ist wohl dasselbe Original, dessen groteskes Aeußere in der „Seltsamen Geschichte“ entworfen ist. Da trägt er einen grünen Frack mit kupfernen Knöpfen, eine gestreifte Weste mit Stehkragen, ein Jabot und Manschetten; sein Kopf ist ungeheuer dick; das dichte weiße Haar hat er nach hinten zurückgestrichen; unter den buschigen schwarzen Brauen lugt eine Habichtsnase, und mitten auf seiner Stirn leuchten zwei große lilafarbene Warzen. Noch eine andere Pädagogengestalt taucht auf in der „Ersten Liebe“. Es ist auch ein Franzose. Nie hat er sich mit dem Gedanken versöhnen können, daß er wie eine Bombe — comme une bombe — in Rußland hineingeplatzt war; und nun liegt er den ganzen Tag mit verbittertem Gesicht auf seinem Bette.

Mittheilungen und Nachrichten.

P. R. Baronin von Maltzahn veröffentlicht in Berlin bei Otto Janke einen Roman (zwei Theile in einem Bande) unter dem Titel: „Blumen im Schutt“. Nicht allein die angenehme, leicht zu lesende Schreibweise der Verfasserin fesselt wohl Jeden, welcher das auch durch schönen Druck sich auszeichnende Buch zur Hand nimmt, sondern die Verfasserin überrascht auch durch scharfe Beobachtung und richtige Auffassung. Sie ist auf den Höhen wie in den Tiefen des Lebens daheim — mit ihrer Erkenntniß. Mit einem Blick, dessen Sicherheit durch die beinahe kühl zu nennende Ruhe bedingt ist, mit welcher diese Schriftstellerin alles sich ihr Bietende auf seinen Werth oder Unwerth hin der Betrachtung unterzieht, hat sie sich rings im Leben umgesehen. Und so kam es, daß Ada von Gersdorff, unter welchem Namen die Baronin Maltzahn schreibt, verstehen lernte, daß es Blumen gibt, welche wohl bestimmt sein mögen, mit Schutt zusammengeworfen zu werden, ohne darum doch von ihrem zarten, reinen Blumenwesen etwas zu verlieren. Und aus diesem Verstehen erwuchs der Verfasserin von „Blumen im Schutt“ auch das Verständniß für jene ganz besonders begnadeten Seelen, welche im Schutt des Lebens und der harten, grausamen Alltäglichkeit, im Schmutze häßlichster Gemeinheit und entsetzlichster Verworfenheit rein bleiben gleich Blumen. Ada von Gersdorf bringt in ihrem — ich wiederhole das — sehr gut geschriebenen Roman keine Phantasieleute, sondern Typen aus allen Kreisen des Lebens. Sie hat auch den Muth, das Laster zu zeichnen, aber sie thut es keineswegs mit rohem Behagen, sondern einfach als verständiger Mensch, welcher einsieht: das Laster ist vorhanden, also nicht zu leugnen, ja es muß sogar gewissermaßen mit ihm gerechnet werden. Und sie rechnet mit ihm, aber sie rechnet auch ab mit ihm.

Ein ebenfalls zur Unterhaltung sehr zu empfehlender Roman erschien im gleichen Verlage wie der eben besprochene, auch zwei Theile in einem Bande. Es ist: „Das Kuckuksei“, eine Familiengeschichte von C. Dornau. Die Verfasserin — denn eine Dame ohne Zweifel nennt das übrigens sehr flott geschriebene Buch ihr Geisteskind — führt uns zu Anfang der Familiengeschichte in ein altbewährtes, auf sicheren Füßen stehendes Kaufmannshaus der ehemaligen Hansastadt Hamburg. Mit einem gewissen persönlichen Behagen schildert sie den Besitz des „J. N. Nollendorff, Theodor Brande's Nachfolger, Kohlen-Grashandlung, Agentur- und Kommissionsgeschäft“. Sie hat aber auch sehr klug daran gethan, sich in solcher Schilderung zu ergehen, denn um so eindrucksvoller wirkt dann auch die Figur des ehemaligen Offiziers Ferdinand Nollendorff, des einzigen Bruders, welchen der Grashändler besitzt. Geschickt auch zeichnet sie „das Kuckucksei“ bei dessen Erscheinen; sie weiß so klug vorzugehen, daß der Leser wohl nicht sofort behaupten dürfte: Ottomar sei das richtige Kuckucksei. Man könnte zu Anfang ebensowohl annehmen, es geschehe dem in das Haus aufgenommenen Knaben eine Kränkung mit der Bezeichnung. Sie läßt übrigens die Spannung nicht über Gebühr sich ausdehnen, setzt mit der adligen Klarheit ein, sowie das vom Standpunkte der schriftstellerischen Richtigkeit geboten, und führt mit Klarheit und Bestimmtheit auch das Ganze zu Ende. Eine ganz hervorragend angenehme Figur bringt C. Dornau in eben dem alten, ehemaligen Offizier Ferdinand Nollendorff, dessen Leichtsinn unter Umständen sogar etwas drollig — nicht komisch — Rührendes hat. Alle Personen aber handeln und unterlassen, wie es ihrem von der Verfasserin zuerst entworfenen und geschilderten Charakter entspricht — gewiß kein kleines Lob für C. Dornau.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — 26. Juli. Gesammtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. 1. Hr. Köhler las: Der thukydideische Bericht über die oligarchische Umwälzung in Athen im Jahre 411. Der Vortragende begründete die Ansicht, daß der thukydideische Bericht über die oligarchische Umwälzung nach dem Parallelbericht in der πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles zu korrigiren sei, nicht umgekehrt, wie behauptet worden ist. — 2. Hr. Warburg legte eine Mittheilung des Hrn. Professors Dr. Goldstein vor: Ueber die Phosphorescenz anorganischer chemischer Präparate. Bezüglich der durch Kathodenstrahlen erregten Phosphorescenz von Oxyden und Salzen lassen sich die Metalle in zwei Gruppen theilen, von denen die eine die Metalle mit farblosen Oxyden umfaßt. Diese Oxyde und ihre farblosen Salze leuchten (mit Ausnahme der Jodide) sämmtlich in Nuancen von Blau oder Violett. Die den Substanzen vielfach zugeschriebenen anderen Leuchtfarben beruhen auf kleinen Beimengungen aus der zweiten Metallgruppe. Außerdem wird ein durch das positive Licht bei relativ hohen Drucken erregtes Leuchten beschrieben. — 3. Derselbe überreichte eine Mittheilung des Hrn. Professors Dr. Grunmach in Berlin: Experimentelle Bestimmung von Kapillaritätskonstanten kondensirter Gase. Es werden die Kapillaritätskonstanten von verflüssigter schwefliger Säure, von sogenannter Pictet'scher Flüssigkeit, von verflüssigtem Ammoniak und von verflüssigtem Chlor durch Messung der

Wellenlängen der auf ihnen erzeugten Kapillarwellen bestimmt und zur Berechnung der Molekulargewichte der verflüssigten Gase benutzt. — 4. Hr. Schmoller überreichte mit einigen begleitenden Worten die von dem Verfasser eingesendete Schrift: „Das ABC der sozialen Wissenschaften.“ Von N. Jlerowsky. Leipzig 1898. — 5. Von der Smithsonian Institution zu Washington ist nachträglich eine bei der Feier selbst angekündigte Glückwunschadresse zum Jubiläum der Akademie eingegangen. Da der Druck des Festberichts inzwischen abgeschlossen war, wird der Wortlaut der Adresse hier mitgetheilt:

Washington, March 1, 1900.

The Smithsonian Institution, upon the auspicious occasion of the celebration of the two hundredth anniversary of the founding of the Royal Prussian Academy of Sciences presents its most sincere congratulation to the Academy on its eminently respected and successful life for two hundred years, during which time it has fostered all branches of science and placed the entire learned world under lasting obligation. S. P. Langley, Secretary.

* **Freiburg i. B.** Dr. Valentin Häcker, ein bekannter Forscher auf dem Gebiet der Zellenlehre, außerordentlicher Professor und Assistent am zoologischen Institut der hiesigen Universität, hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die technische Hochschule in Stuttgart erhalten.

Gustav Meyer †. In der Irrenanstalt zu Feldhof bei Graz ist gestern im 50. Lebensjahre der frühere Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft Dr. Gustav Meyer nach dreijährigem Leiden durch den Tod erlöst worden. Mit ihm hat die Sprachwissenschaft einen ihrer genialsten und vielseitigsten Vertreter verloren. Einer reichen Begabung hatte er es zu verdanken, daß er bereits ein Jahr nach seiner Habilitirung an der Universität Prag zum außerordentlichen, vier Jahre darauf zum ordentlichen Professor in Graz (mit 31 Jahren) ernannt wurde. Die Rastlosigkeit seines wissenschaftlichen Strebens zeigt ein Blick auf den Gang seiner Studien. Ausgegangen vom vergleichenden Studium des Griechischen, dessen reifste Frucht seine in 3. Auflage vorliegende griechische Grammatik ist, hatte er sich schon als Student mit dem Neugriechischen beschäftigt, dessen erstes Ergebniß eine Arbeit über die romanischen Wörter im mittelcyprischen Dialekt war. Nachdem er noch mehrere kleine Abhandlungen über neugriechische Sprache und Literatur, größtentheils in dieser Beilage (während der Jahre 1880 bis 1882) veröffentlicht, auch zahlreiche Besprechungen von Werken über das Neugriechische im „Literar. Centralblatt“ verfaßt, zog er 1894—96 die Summe dieser seiner Lieblingsarbeiten in den „Neugriechischen Studien“, worin er in vier Heften die lateinischen, slavischen, albanesischen und romanischen Lehnworte im Neugriechischen grundlegend behandelte und eine Bibliographie der neugriechischen Dialekte gab. Vom Neugriechischen aus kam Meyer zum Albanesischen, das er der wissenschaftlichen Behandlung erst erschlossen hat. Auch hier ist sein Hauptwerk ein lexikographisches, das von der französischen Akademie preisgekrönte „Etymologische Wörterbuch der albanesischen Sprache“ (1888). Nimmt man hinzu, daß M. auch die slavischen Sprachen, sowie das Türkische in den Kreis seiner Studien gezogen hat, so wird man nicht fehlgehen mit der Behauptung, daß man ihn einst als den Bahnbrecher und Begründer der Balkanphilologie bezeichnen wird, in der ihm vielleicht nur Miklosich etwas vorgearbeitet hat. Aber auch als gründlicher Folklorist hat sich Gustav Meyer hervorgethan in seinen zugleich als Muster des Essays vorbildlichen und daher von seinem Kollegen A. Schönbach in dessen Liste der besten Bücher aufgenommenen „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde“, von denen zwei Bände erschienen sind. Sein stilistisches Feingefühl hat G. Meyer schließlich noch in einer poetischen Nachbildung neugriechischer Volkslieder bewiesen. Es sind meistens Liebeslieder, die mit ihrer ganzen Leidenschaft und süßen Sinnlichkeit auch aus der Uebertragung zu uns sprechen und uns einen Blick thun lassen in die Feuerseele eines liebesstarken, weltfreudigen Mannes, dessen Leben so recht dahinfloß „zwischen Schaffen und Genießen“ und das doch aus dieser Harmonie heraus in ein so tragisches Ende gerissen wurde, wenige Tage nach dem Hingang seines ihm nicht ganz unverwandten Leidensgefährten Fr. Nietzsche.

K. D.

* Der „Internationale kunsthistorische Kongreß“, der in diesem Jahr in den Tagen vom 16. bis 19. September in Lübeck stattfindet, verspricht nach dem Stand der Vorarbeiten und den bereits angemeldeten Vorträgen sehr interessant und für die Kunstwissenschaft ergebnißreich zu werden. Aus dem reichhaltigen Programm erwähnen wir die Vorträge von Dr. A. Goldschmidt: „Lübecks Maler am Ende des 15. Jahrhunderts“. Stiehl: „Die Ansätze zu mittelalterlicher Backsteinbaukunst“. Dr. Th. Gaedertz: „Ueber den Lübecker Maler Johann Kemmer“. Von großer Bedeutung wird ferner der Vortrag des Prof. Dr. Clemen über „Die Erhaltung der Kunstdenkmäler in Deutschland“ sein; die darin aufgestellten Leitsätze sollen in einer eingehenden Diskussion besprochen werden. Weitere Vorträge haben noch angemeldet: Dr. Th. Hach: „Alte Lübecker Wandmalereien“, Dr. L. Eber: „Renaissanceskulpturen in Ungarn“ und Dr. Kautzsch über Mathias Grunewald.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

O. Wendt: Französische Briefschule. 2. verm. u. verb. Aufl. Hannover u. Berlin, C. Meyer 1900. — O. Mysing: Schwertadel. Roman von 1809. 3 Bände. Berlin, O. Janke 1900. — J. Frentzel: Ernährung und Volksnahrungsmittel. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, Teubner 1900.) — H. Kühnlein: Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. (Programm des kgl. humanistischen Gymnasiums Münnerstadt für das Studienjahr 1899/1900.) Leipzig, in Komm. bei G. Fock 1900. — Alfred Graf zur Lippe: Lidwine. Drama. München, Bruckmann 1900. — M. Ultmann: Grundzüge der Problematik. Konstanz, Ackermann 1900. — Ad. Graf Sternberg: Gedichte und Kriegsstimmungen. Wien, in Komm. bei Hölzl 1900. — H. Schröder: Die Gendarmerie in Bayern. Mit einem Bildniß und neun kolorirten Uniformstafeln. Augsburg 1900. — R. Kipling: Diener der Königin. Freiburg i. B., Gebsenfeld 1900. — Στρωμάτειον ἀρχαιολογικόν. Mittheilungen, dem zweiten internationalen Kongreß für christliche Archäologie zu Rom gewidmet vom Kollegium des Deutschen Campo Santo. Rom, Spithöver 1900. — A. de Waal: Der Sarkophag des Junius Bassus in den Grotten von St. Peter. Mit 13 Tafeln in Phototypie und 13 Textbildern. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 31. August. Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Iwan Sergejewitsch Turgenjews Jugendzeit.

Von Dr. Borkowsky (Naumburg a. S.).

III. (Schluß.)

Von Ausländern ausländisch erzogen, bildete sich Iwan Turgenjew selbst zu einem halben Ausländer heran. Der russischen Aristokratie war die Muttersprache nicht geläufig; sie prahlte mit der Unkenntniß derselben. Auch im Spasskojer Herrenhause sprach der Vater ma chère zu seiner Frau und nicht das liebe matuschka. Die Kinder hörten jenen französisch-russischen Jargon, der in der russischen fine fleur zu Baden-Baden für chic galt. Eine russische Dame charakterisirt der Dichter gelegentlich: „Sie drückte sich zu oft und zu richtig auf Russisch aus, und Boris theilte die Meinung Puschkins, daß ein Lächeln auf den rothen Lippen — dabei grammatikalische Klippen in einem russischen Gespräch nicht fehlen dürften.“ Ja, Puschkin, der doch wie kein Anderer seine Sprache zu meistern verstand, schrieb im Jahre 1820 an einen russischen Freund: „Je vous parlerai la langue de l'Europe, elle m'est plus familière.“ Eine Werthschätzung der heimischen Literatur in dem Zirkel dieser slavischen Klein-Pariser gehörte natürlich zu den Unmöglichkeiten, und gar eine Beschäftigung mit dieser Poesie schien vollends de mauvais gout zu sein. Es ist durchaus typisch, wenn der Erzähler in „Punin und Baburin“ schildert, wie in seinem Vaterhause die Literatur überhaupt keine Beachtung fand und Gedichte, zumal russische Gedichte, für abgeschmackt und plebejisch galten. Die Großmutter nannte sie nicht einmal Gedichte, sondern Reimereien, und ein Reimschmied war nach ihrer Meinung entweder ein Erztrunkenbold oder ein vollendeter Narr. Als später in Moskau einmal ein Jugendfreund zu Iwan Turgenjew kam und ihm mit jugendlichem Pathos ein begeisterungsvolles Gedicht deklamirte, stand Nikolaus Turgenjew, der Bruder, hinter der Thüre und wollte vor Lachen fast ersticken.

Freilich einen Blick ins gelobte Land der Poesie hatten Turgenjews Eltern doch auch gethan. Der Vater war mit dem Dichter Sagoskin befreundet, und die Mutter hatte als junges Mädchen eine Zeitlang die Bekanntschaft des berühmten Shukowskij gepflegt. Sie erzählte wohl noch öfters, wie dieser von seinem benachbarten Gute wiederholt nach Mtsensk herübergekommen war und einmal sogar bei einer Theateraufführung die Rolle eines Zauberers gespielt hatte. Der junge Iwan hat bei seinen Streifereien durch die Rumpelkammern des Elternhauses noch die Zauberkappe mit ihrem Goldpapierschmuck aufgestöbert.

In das Zauberland der Poesie aber führte ihn eine andere Hand.

In „Punin und Baburin“ erzählt uns das Turgenjew auf eine reizende Art und wir glauben gern das, was hier als Wahrheit und Dichtung zu uns spricht.

Im Jahre 1830 war es, als in den stillen Winkel seines jungen Lebens eine eigenthümliche Erscheinung trat, ein verbummelter Student, der Sonderling Punin. Eine lange, lange Gestalt war es mit gelbem Sommerrock und hoher Filzmütze. In dem langen, weichen, bartlosen Gesicht hatte er kleine röthliche Augen und eine Nase, die ausgereckt und gewunden wie eine Schote über den aufgeworfenen Lippen hing. Und diesem vertrauten Freund der kleinen Vogelwelt, diesem armen Mann voll Gutherzigkeit, Unschuld und Heiterkeit flog das Herz des Knaben zu, trotzdem die Großmutter mißbilligend ihre Lorgnette auf diese intimité mit einem Menschen du commun richtete. So saßen die Beiden, das junge und das alte Kind, unter dem Schatten am Teich. Der beredte Mund des kahlköpfigen, hageren Einsiedlers konnte stundenlang plaudern, und die Aufmerksamkeit, mit der der kleine Zuhörer seinen Worten lauschte, reizte ihn zum Uebertreiben und zum Fabuliren. Aus der Prosa flog seine emphatische Rhetorik dann im Moment der Begeisterung zum rythmischen Klange und zum Reimvers auf. Glückliche Stunden. Am wonnigsten war das Entzücken, wenn der lehrhafte Alte im einsamen Versteck ein dickes Buch öffnete und wenn dann mit dem scharfen Modergeruch die ersten süßen Töne russischer Dichtkunst zu dem Schüler drangen.... „Punin deklamirte vorzugsweise schwungvolle, klingende Verse. Und seine ganze Seele legte er hinein. Er deklamirte dann nicht mehr, nein, er brüllte sie, feierlich, stoßweise donnernd, wie ein Berauschter, wie ein Verzückter, wie eine Pythia.... Er las erst den Vers leise mit halblauter Stimme, wie wenn er etwas vor sich hinsummte. Er nannte das im Entwurf deklamiren. Dann aber brüllte er, aufspringend und an allen Gliedern bebend, diesen selben Vers in der Reinschrift heraus.“ So that sich vor dem Knaben zuerst die schöne Welt des Scheins auf; ein verkommener, greisenhafter Mensch aus der Hefe des Volkes erschloß dem vornehmen Edelmannssohne die feine, galante pseudoklassische Dichtung aus der Zeit der Elisabeth und Katharina. Lomonossows, Sumarokows, Kantemirs und Derschawins Verse erklangen hier. Aber am mächtigsten packte doch das junge Gemüth der Dichter Cheraskow. „Ja,“ pflegte Punin zu sagen, „mit diesem Cheraskow nimmt's Keiner auf; allerdings manchmal zerrt er wohl etwas an einem Verse herum und quetscht ihn nur so heraus ... aber aufgepaßt! Kaum glaubst du ihn gefaßt zu haben, so geht's wieder los mit ihm, und dann hallt das und schallt das wie eine Posaune. Nicht umsonst hat er einen so volltönenden Namen — mit einem Wort ein Cherraskow!“

Schnell sprang die Lust zum Fabuliren und zum Reimen vom Meißter auf den Zögling über, so daß die alte Wärterin sich über seine Phantastereien entsetzte und ihn als einen vom Teufel Besessenen anstarrte. Er versuchte sich auch als Dichter in der Beschreibung einer Drehorgel, und Punin, der dem Thema selbst keine dichterische Seite abgewinnen konnte, lobte doch wenigstens die Klangwirkung der kindischen Verse.

Dann kam die Trennungsstunde. Die merkwürdigen Freunde schlossen sich in eine Rumpelkammer ein und versuchten zum letztenmal die Russiade Cherakows zu lesen. Aber sie blieben bei den ersten Versen stecken, und der Schüler begann vor Schmerz zu brüllen wie ein Kalb.

Ein schöner Traum zerflatterte. Der Knabe mit den rothgeweinten Augen und mit dem bäuerischen Geruch, der ihm noch von der letzten Umarmung mit seinem Freunde Punin anhaftete, stand vor seiner Großmutter. Und sie rümpfte die Nase und sagte mit ihrer schneidenden Stimme: „Die ungeziemenden Albernheiten sollen nun aufhören; es bedarf eines männlichen Erziehers, um mit dir fertig zu werden. Wir kehren nach Moskau zurück." Da schloß die Idylle der Kindheit ihre Pforten zu. Das ungebundene Leben auf dem elterlichen Landsitze endete für Iwan Turgenjew im Jahre 1830. Er ging nach Moskau, um sich dort für das Universitätsstudium vorzubereiten. Das geschah nach der Gepflogenheit russischer Junker nicht auf einer öffentlichen Schule, sondern in einer Privatunterrichtsanstalt. Turgenjew war zuerst in der Pension Weidenhammer, darauf im Lasarew'schen Institut des Direktors Krause. Aus der Erinnerung an die Freuden und Leiden dieser Lehrzeit ist keine Saat für den Dichter aufgegangen.

Halbwilde, gährende Tage, da der Schmetterling aus der Puppe, der Jüngling aus den Knabenkleidern wächst, da die lauschende junge Seele von einer Ueberfülle von Ahnungen und Vorstellungen schwillt. Unklar und verschwommen sind noch die Umrisse all der unbekannten süßen Dinge, die hinter der Schwelle des neuen Lebens locken. Vorgefühle und Erwartungen durchzucken die Sinne, beleben jeden Blutstropfen in den Adern. „Mein Herz," so prägt einmal Turgenjew die Seelenstimmung aus, die einen sechzehnjährigen Jüngling berauscht, „mein Herz war damals voll süßer und zugleich froher Traurigkeit. Immer erwartete und fürchtete ich irgend etwas; über alles wunderte ich mich; auf alles war ich gefaßt. Meine Phantasie war in unaufhörlicher schneller Thätigkeit, sie umflatterte mich gleichsam beständig mit denselben Vorstellungen, wie um die Zeit der Morgenröthe die Schwalben den Kirchthurm umkreisen; ich wurde nachdenklich und betrübt, ja ich weinte sogar. Allein auch durch die Thränen und die Trauer, welche bald durch ein Lied, bald durch die Schönheit des Abends hervorgerufen wurden, drang gleich dem Frühlingsgrün das freudige Gefühl des jungen schäumenden Lebens. Ich hatte ein Reitpferd, ich sattelte es mir selbst und ritt allein nach irgend einem fernen Punkt und ließ mir den Wind um die Ohren wehen und wähnte im Galoppiren, ich sei ein Ritter im Turnier. Wie ich mich erinnere, drängte sich in jener Zeit fast niemals das Bild einer Frau oder die Vorstellung von Frauenliebe mit bestimmten Zügen meinem Geiste auf; aber in allem, was ich dachte, in allem, was ich empfand, barg sich das halb unbewußte, schamhafte Vorgefühl von etwas neuem, unsäglich süßem, weiblichem." ...

In der Weidenhammer'schen Pension gerieth Iwan Turgenjew abermals in den Bann einer Dichtung, die alle seine Gedanken und Empfindungen eine Zeitlang völlig gefangen nahm. Es war diesmal ein Roman nach Walther Scotts Weise, die auch unsrer Aller Jugendtage einst so süß durchklungen hat: „Juri Miloslawskij" von Michael Nicolajewitsch Sagoskin. In den Unterrichtspausen machte der Lehrer der russischen Sprache — Dubienskij hieß er — seine Schüler mit dieser historischen Erzählung vertraut, daß die jungen Herzen mit glühendem Eifer an seinen Lippen hingen, die von den wunderbaren Abenteuern Kirscha's, Alexei's und des Räubers Omlat sprachen. Der damals vielgenannte Verfasser Sagoskin (1789—1852), dessen literarische Berühmtheit nur mit schnell vorüberfliegendem Glanze leuchtete, war mit dem Turgenjew'schen Hause eng befreundet und oft ein lieber Gast des Vaters. Da sah ihn Iwan in Moskau fast täglich. Es ging dem Jüngling, wie es der enthusiastischen Jugend zumeist zu gehen pflegt — der angeschwärmte Dichter, den der Rausch und Duft seiner Poesien in unsrer Phantasie zu einer Idealgestalt verklärt, enttäuscht uns mit verblüffender, grober Nüchternheit, wenn er uns greifbar nahe rückt. Sagoskins plumper, plattgedrückter, viereckiger Kopf, seine kurzsichtigen, aufgesperrten, weit vorstehenden Augen, das Zucken seiner Nase und seines Mundes, sein kurzes, tiefgespaltenes Kinn, die lächerlichen Gesten seiner ungeschickten Arme — alles das mußte dort von komischer Wirkung sein, wo man auf eine erhabene Erscheinung gespannt war. Cet âge est sans pitié, sagt Lafontaine von der Jugend.

In der Turgenjew'schen Familie hängte man dem Autor des Juri Miloslawskij bald den Spitznamen Monsieur l'article an, weil er die französische Sprache, trotzdem er sie über alles liebte, erbarmungslos zu mißhandeln pflegte und das Geschlecht der Vokabeln fortwährend durcheinander warf. Das goldene Herz, das in dem Mann wohnte, hat Turgenjew erst später gefunden; er hat dann noch 1852 tröstend dem alten Dichter auf seinem letzten Krankenlager die Hand gedrückt.

Im Jahre 1834 wurde Iwan Turgenjew mit sechzehn Jahren Student der philosophischen Fakultät an der Universität zu Moskau. Der Tod seines Vaters veranlaßte ihn noch in demselben Jahre, mit seiner Mutter nach St. Petersburg überzusiedeln, um dort seine Studien fortzusetzen.

„Glücklich ist, wer in seiner Jugend auch wirklich jung gewesen ist," sagt Alexander Puschkin, und ein russisches Sprichwort lautet: „Die Jugend nährt sich mit vergoldeten Honigkuchen und glaubt in ihrer Harmlosigkeit, daß eben dies das tägliche Brot sei." Die Jugend, welche bald auf Adlers Flügeln durch den Aether kreist, bald im träumerischen Sinnen gefangen liegt, war auch Turgenjews Jugend, Jahre voll Unruhe und Drang, voll Selbstgefühl, ungeregelter Thätigkeit und emsiger Nichtsthuerei, voll kühner Pläne, voll Irrungen und Wirrungen. Was will da werden?

Erinnerungen aus seiner Universitätszeit hat Turgenjew gern um seine Geschichten und Gestalten gewoben; aber es ist immer das wärmere Moskauer Kolorit, das er vor dem kalten Petersburger bevorzugt. In „Punin und Baburin" werden wir im zweiten Theil nach Moskau geführt, wo wir den Knaben, der einst mit dem Alten die russischen Klassiker las, als Studenten wiederfinden. Das Antlitz des Jünglings, hinter dem sich Turgenjew selbst verbirgt, trägt hier zwei neue Züge: er ist Romantiker und Republikaner geworden! Die Byron'sche Muse, die alle Köpfe damals

(1837) regiert, entflammt auch ihn zur Schwärmerei, und über seinem Schreibtisch hängen die Lithographien von Mirabeau und Robespierre.

Auch der Erzähler in der Novelle „Eine Unglückliche" ist ein achtzehnjähriger Moskauer Student; und wir wissen, daß diese Erzählung aus einem flüchtigen Moment erwuchs, da Turgenjew während seiner Universitätszeit einst in einer Fensternische die unendlich trostlose Gestalt eines gebrochenen jungen Mädchens gewahrte. Ein ganzer Kranz von Studentenerinnerungen blüht in „Dimitri Rudin". Da erzählt Michael Leschnew von jenem Freundschaftsbunde, der sich bei dem rührend guten, stillen, sanften, reinen Pokorskij zusammenfindet, auf dem armseligen, kleinen Kämmerlein mit dem abgenützten, eingesessenen Sopha. Es sind fünf bis sechs junge, ganz junge Leute. Sie trinken abscheulichen Thee und essen steinharten Zwieback dazu. Aber in dem Lichtkreis der einzigen Kerze — wie glänzen die Augen, glühen die Wangen, klopfen die Herzen! Und die Zungen sind gelöst. Sie sprechen von Gott, von der Wahrheit, von der Zukunft des Menschengeschlechts, von der Poesie. Zuweilen ist's unsinniges Zeug, wenn die Begeisterung sie gar zu sehr hinreißt — aber was will das heißen? Die Nacht zieht wie auf Fittichen in stillem, schnellem Flug dahin. Der junge Morgen graut und die Schwärmer trennen sich; bewegt und gerührt ziehen sie durch die verödeten Straßen und betrachten die Sterne mit vertrauten Blicken, als wären sie ihnen selbst näher gerückt, als wäre auch ihr Wesen ihnen vertrauter geworden. „Es war eine herrliche Zeit," so schließt der Erzähler, „und ich mag und will nicht glauben, daß sie an uns vorübergegangen ist, ohne eine dauernde Spur zu hinterlassen. Nein, diese Zeit ist auch nicht verloren, selbst für diejenigen nicht, die später vom Leben hart mitgenommen wurden und in seinem Strudel untergingen. Mehr als einmal bin ich allen Kommilitonen begegnet. Man hätte von dem Einen oder Anderen meinen können, jedes edle Gefühl wäre in ihm erstickt — da genügte es, den Namen Pokorskij zu nennen, und alles Gute, was noch in Jenem wohnte, wurde im tiefsten Grunde der Seele lebendig. Es war gerade, als ob man in einem finsteren, unsauberen Gemach ein Fläschchen mit Parfüm, das seit langer Zeit unbeachtet liegt, öffnet und nun den Wohlgeruch ausströmen läßt."

Jugendlicher Idealismus und die reine Flamme der Schwärmerei für Poesie und Wahrheit durchleuchtet auch als letztes Lebenslicht den siechen Körper des Moskauer Studenten Avenir Sorokumow in einer der Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers. Gedichte und Erzählungen entzückten den Träumer, erfüllten sein Auge mit Thränen, und alles Schöne und Gute sog seine unverdorbene Seele in sich auf. Aber dieser neidlose, uneigennützigste Kamerad war zugleich einer der Unbegabtesten auf der Universität und mußte dann im harten, freudlosen Frohndienst als Hauslehrer auf dem Lande sein armes Leben dahinschwinden sehen. Da saß er des Abends mit eingefallenen Wangen am Fenster, die Pfeife im Munde und eine abgegriffene Monatsschrift in der Hand. Er starrte in den Garten hinaus auf die Maulbeerbäume und Apfelbäume, und die Linden schüttelten ihm ihre Blüthen auf den Tisch und auf das Tintenfaß. An der Wand hing ein kleines blauseidenes Kissen für die Uhr, das ihm beim Abschied eine gute, gefühlvolle junge Deutsche gegeben hatte, eine Gouvernante mit blonden Locken und blauen Augen. Und der einzige warme Sonnenblick dieses erlöschenden trübseligen Daseins ist es, wenn einer seiner alten Universitätsfreunde ihn aufsucht und mit ihm plaudert von seinem Moskau, von Puschkin und von Jugend und Freundschaft und Liebe.

Jugend und Freundschaft und Liebe — wie ein Gefilde der Seligen stiegen diese Tage dem alternden Dichter später herauf, wenn seine einsamen Gedanken ihn der umgebenden Gegenwart entrückten.

So entstand im Juni 1878 eine Phantasie, die in der Sammlung Senilia enthalten ist, ein Gedicht in Prosa: „O Gefilde der Seligen! O azurblaues Reich des Lichts, der Jugend und des Glücks! Ich habe dich geschaut . . . im Traume. Ich saß mit einer Anzahl Gefährten auf einem stattlichen, schöngeschmückten Nachen. Wie eine Schwanenbrust rundete sich das gebauschte weiße Segel unter den lustigen Wimpeln. . . . Hellklingendes fröhliches Lachen erscholl von Zeit zu Zeit in unsrer Mitte, wie das Lachen der Götter.

„Dann plötzlich ertönten von Jemandes Munde Worte — Verse voll wunderbarer Schönheit und begeisterter Kraft. Der Himmel selbst schien ihnen Antwort zu tönen, und gleichsam mitempfindend, erzitterte rings das Meer. . . . Und wiederum trat selige Ruhe ein.

„. . . Inseln, zauberhafte, halb durchsichtige, von kostbaren Edelsteinen, Smaragden und Rubinen schimmernde Inseln schwebten an uns vorüber. Berauschende Düfte stiegen von den sich rundenden Ufern auf; hier wurden wir mit einem Regen von weißen Rosen und Maiglöckchen überschüttet; dort schwebten plötzlich auf langen Fittichen irisfarbene Vögel zum Himmel empor.

„. . . Zugleich mit den Blumen und Vögeln schwebten süße, süße Töne zu uns herüber; Frauenstimmen klangen hindurch. Und alles rings umher: der Himmel, das Meer, die schwankenden Segel in der Höhe, das Murmeln der Fluth am Hintertheil des Nachens — alles sprach von Liebe, von seliger Liebe!

„Und die Geliebte, die Jeder sich erkoren, war in der Nähe, wenn auch unsichtbar. Noch einen Augenblick — und ihr Auge glänzt; ihre Wange lächelt; ihre Hand ergreift die deine und zieht dich mit sich in ein ewiges Paradies. O Gefilde der Seligen, ich habe euch geschaut — im Traume."

(übers. v. Wilh. Lange).

Inmitten einer frohsinnigen Studentenschaar, die ihre goldenen Tage verträumt, stellen wir uns gern den jungen Turgenjew vor; und solches Bild, vom Glanz der Poesie umstrahlt, mag der Wahrheit nahekommen. Nur wenige reelle Züge müssen wir auf Grund der „Literatur- und Lebenserinnerungen", die der Dichter 1868 und 1869 aufzeichnete, zu diesem Portrait hinzufügen.

Eine ehrliche Abneigung hielt den Studenten Turgenjew von dem gesellschaftlichen Treiben der vornehmen Petersburger Welt fern, und liberale, fast republikanische Ansichten erfüllten nach Jünglingsart seinen Kopf. Seine geschichtlichen Studien führten ihn im Jahre 1835 in ein Kolleg zu Gogol, das allerdings mehr originell als wissenschaftlich war. Der berühmte Dichter, ein ganz unfähiger Dozent und für den Lehrberuf nicht einmal mittelmäßig vorgebildet, hatte nur durch den Einfluß mächtiger Freunde eine Professur der Geschichte erlangt. Von je drei Vorlesungen pflegte er mindestens zwei zu versäumen. Auf dem Katheder murmelte er gewöhnlich einige Bemerkungen vor sich hin und verbrachte dann die Zeit, indem er Stahlstiche aus aller Herren Ländern vorlegte. Bei den historischen Prüfungen examinirte ein anderer Professor an seiner Stelle, während er selbst in trostloser Verlegenheit, das Gesicht mit einem großen schwarzen Tuch verbunden, dabei saß. Es wollte den Studenten Turgenjew gar nicht in den Kopf, daß das derselbe Mann sei, dessen kleinrussische „Abende auf

dem Meierhofe bei Dikonjko" ihn mit ihrer lyrischen, oft humorvollen Stimmung so sehr entzückten. Im Jahre 1836 kam Gogols „Revisor" zum erstenmal auf die Bühne und 1837 Glinka's Oper „Das Leben für den Zaren". Turgenjew wohnte beidemale den berühmten Premièren bei, aber er gesteht offen, daß er die Bedeutung dessen, was vor seinen Augen vorging, nicht erkannte. Beim „Revisor" lachte er viel, und in Glinka's Oper langweilte er sich. Eine Reminiscenz an das Theater des Jahres 1835 findet sich in der Novelle „Eine Unglückliche." Der Erzähler sah damals als Student die Komödie Gribojedows „Wehe dem Gescheiten!" „Der Darsteller des Helden und Raisonneurs Tschatzki spielte die Rolle unbeschreiblich einfältig; zuerst trat er in ungarischer Tracht und in Stiefeln mit Quasten auf, dann aber in einem Frack der damaligen Modefarbe flamme de punch, und dieser Frack saß ihm wie unsern alten Haushofmeistern. Uebrigens ist mir nur noch erinnerlich, daß uns der Ball im dritten Akt ganz in Entzücken setzte. Einer von den Gästen sprang außerordentlich hoch, wobei sein Perrücke nach allen Seiten hin flatterte, was dem Publikum natürlich ein unbeschreibliches Vergnügen machte. . . ." Man sieht, es waren nur Aeußerlichkeiten, die von der Aufführung des genialsten, leidenschaftlichsten russischen Lustspiels in der jugendlichen Seele haften blieben.

Die romantische russische Jugend der dreißiger Jahre schwärmte für Puschkin. Jungherziger Enthusiasmus entzündet sich schwer an abstrakten Ideen; er verlangt sie in einem menschlichen Vorbilde verkörpert. Und ein solches Idol war für Turgenjew und seine Zeitgenossen der Dichter des Eugen Onegin. Aber auch Göttern von sehr geringem Range flocht die Begeisterung ihre Kränze. Wir haben einst Matthissons Sentimentalitäten im Herzen gehegt, und Turgenjew berauschte sich an dem gedankenarmen, phrasenreichen Klingklang des Modedichters Benediktow. Der Rausch dauerte bis zu einem Tage, da er in der Béranger'schen Konditorei ein Heft des Moskauer „Teleskop" fand, in dem der Kritiker Belinskij mit den Gedichten Benediktows unbarmherzig ins Gericht ging. Turgenjew war zuerst von heiliger Entrüstung entflammt, als er seinen Halbgott hier zu Boden gerissen sah, dann aber überkam doch auch ihn die sieghafte Logik der Belinskij'schen Ausführungen, aus denen unwiderlegbar die Wahrheit sprach. Nach einiger Zeit hörte er auf, Benediktow zu lesen.

Die ersten persönlichen Beziehungen zu einer der Größen der zeitgenössischen russischen Literatur fand Turgenjew im Jahre 1834. Als er damals mit seiner Mutter nach St. Petersburg übergesiedelt war, erinnerte sich diese ihrer alten Freundschaft mit Schukowskij. Der namentlich von der Damenwelt verehrte Poet war zu jener Zeit der Erzieher des Thronfolgers Alexander Nicolajewitsch. Frau Turgenjew stickte ihm zu seinem Namenstage ein schönes Sammetkissen, auf dem eine mittelalterlich kostümirte Dame mit einem Papagei prangte. Iwan Turgenjew trug das zarte Präsent eigenhändig ins kaiserliche Winterpalais, wo der Dichter wohnte. Schon als er das ungeheure Gebäude betrat und die langen Korridore durchschritt, an den unbeweglichen Schildwachen vorbei, bemeisterten ihn Angst und Schüchternheit. Als ihn aber gar erst ein langer Lakei in rothem Rock in das Kabinet des Dichters führte und dieser ihn von seinem Schreibtisch aus nachdenklich freundlich anschaute, da war er vollends befangen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen; er stand festgebannt auf der Schwelle und brachte keine Silbe heraus, während seine beiden Hände das unselige Kissen wie einen Täufling präsentirten. Die humane liebenswürdige Art Schukowskij's half dem Armen aus der Verlegenheit, und der Strahl von Wohlwollen und Güte, der aus den dunklen, tiefen Augen des Dichters leuchtete, beglückte in der Erinnerung den schüchternen Jüngling noch lange.

Die Ahnung seines eigenen dichterischen Genius hatte Iwan Turgenjews Schritte sicherlich nicht zu Schukowskij gelenkt. Erst 1836 erwachte in ihm die Lust zum Reimen. In St. Petersburg war damals die gelobte Zeit der Romantik. Byrons Muse beherrschte alle jugendlichen Gemüther, und diese Muse mußte unbedingt schwarzes Haar und blasse Wangen haben und dazu einen verächtlich stolzen Gesichtsausdruck, ein ironisch-bitteres Lächeln, einen hinreißenden Blick und ein geheimnißvolles, dämonisches, fatalistisches Etwas — wie es in „Punin und Baburin" heißt. In solcher Atmosphäre kam auch über Turgenjew die Begeisterung, und er dichtete in der Manier des Byron'schen Manfred ein anfängerhaft unselbständiges Drama in fünffüßigen Jamben. Es hieß „Stenio". Mit frischem Selbstvertrauen übersandte er es dem Professor der russischen Literaturgeschichte, Peter Alexandrowitsch Pletnew. Dieser Mann war ein Enthusiast, aber ohne hervorragende Gelehrsamkeit und ohne schöpferisches Talent. Seine zartfühlende, reine Natur war nicht zum Kritisiren, wohl aber zu herzlicher Theilnahme geschaffen. Die milde Klarheit seiner Sprache, seine angenehmen ruhigen Umgangsformen, die Fähigkeit, seine eigenen Empfindungen suggestiv auf seine Zuhörer zu übertragen — das alles machte ihn zu einer ungemein anziehenden Persönlichkeit. Und dann kam noch eins hinzu, was ihn in den Augen der leicht erregten jungen Welt mit einem Strahlenkranz umgab: er war der beste Freund und innigste Vertraute des großen Puschkin, der ihm sogar sein berühmtestes Werk, den Eugen Onegin, gewidmet hatte.

Nun, Pletnew kritisirte in einer seiner Vorlesungen Turgenjews „Stenio" mit dem ihm eigenen Wohlwollen. Auf der Straße draußen rief er darauf den Verfasser zu sich heran und sprach mit freundlichem Vertrauen von seinem dichterischen Talent. Bald darauf lud er ihn zu einem seiner berühmten literarischen Abende ein.

In Pletnews Salon — es war im Januar 1837 — fand Turgenjew etwa acht schöngeistige Herren um die schweigsame Dame des Hauses versammelt — einige literarisch angehauchte Offiziere der Garnison und einige dichtende Zivilisten; im allgemeinen Männer ohne auffallende künstlerische Begabung. Die fesselndste Erscheinung war noch der Fürst W. F. Odojewskij, der geistvolle, in Schelling'schen Ideen wandelnde Romantiker, dessen phantastisch-poetische Werke den deutschen Leser an E. T. A. Hoffmann und Jean Paul erinnern. Ganz außerhalb des Lichtkreises aber saß in einer dunklen Ecke eine eigenthümliche Gestalt im langschößigen Rock und kurzer Weste, mit einer Uhrkette von blauen Glasperlen und mit geknotetem Halstuch. Dieser Unbeachtete war doch allen Anwesenden an poetischer Kraft bei weitem überlegen. Er hieß Alexei Kolzow, und der Fürst Odojewskij hatte ihn gerade entdeckt und in die ästhetischen Salons eingeführt. Seine Jugend hatte er, der Sohn eines Viehhändlers, hinter den Herden zugebracht, und unter der Ungunst der Verhältnisse waren ihm kaum die Elemente der allgemeinen Bildung zutheil geworden. Um so verblüffender wirkten seine volksthümlichen Gedichte voll wahren und tiefen Gefühls, als sie 1831 erschienen; sie machten ihn rasch berühmt und führten ihn mit den vornehmen Trägern einer höheren Bildung zusammen. Selbst der Zar Nikolaus ließ sich den merkwürdigen Mann vorstellen.

Heute hockte der Plebejer linkisch und blöde abseits der Gesellschaft, von der er sich durch eine tiefe Kluft alter Standesvorurtheile geschieden fühlte. Er bewegte leise die Füße und war von öfteren Hustenanfällen geplagt, bei denen er eilig die Hand gegen die Lippen drückte. Ein ungewöhnlicher Verstand glänzte aus seinen Augen, aber sein Gesicht war einfach und echt russisch, eine Art von Gesicht, wie man es oft auf Portraits bäuerlicher oder bürgerlicher Autodidakten findet; nicht Energie, sondern schüchterne Weichheit und trübe Versunkenheit brüteten auf den Zügen. Pletnew trat mit seiner ungezwungenen Höflichkeit zu dem stillen Gaste und bat ihn, eines seiner letzten lyrischen Gedichte vorzutragen; aber da gerieth Kolzow in eine so peinliche Verlegenheit, daß Jener von einer Wiederholung seiner Bitte sofort abstand. Die Stimmung im Pletnew'schen Salon war, wie damals überall, eine beklommene. Die geistreichen Menschen bewegten sich unter dem Druck, den die Regierung auf jede freiere Regung ausübte, mit dem fröstelnden Gefühl der Unbehaglichkeit. Noch war die Literatur keine selbständige Macht, und sie konnte es nicht sein, so lange es keine freie Presse und keine persönliche Freiheit gab. „Der Literat, wer er auch sein mochte, fühlte sich als eine Art Kontrebandist." Pletnew führte das Wort; er sprach von Schukowskij und von dieser oder jener Erscheinung der zeitgenössischen Poesie; aber die Konversation am Theetisch auf einen lebhaften Ton zu stimmen, wollte ihm nicht gelingen.

Wäre Turgenjew etwas frühzeitiger im Salon erschienen, so hätte er seinen Heros Puschkin dort bewundern dürfen. So hatte er nur im Vorzimmer einen flüchtigen Anblick des Olympiers erhaschen können. Als Turgenjew eintrat, that er gerade den Mantel um, setzte den Hut auf und rief abschiednehmend dem Hausherrn mit tönender Stimme, indem seine weißen Zähne blinkten und die lebhaften Augen funkelten, ironisch zu: „Ja, ja, unsre Minister sind vortreffliche Leute; es läßt sich nicht leugnen!"

Als Turgenjew an dem für ihn so denkwürdigen Abend Pletnews Haus verließ, um Mitternacht, bot er dem schüchternen Kolzow einen Platz in seinem Schlitten an. Der wickelte sich fest in seinen armseligen Pelz und hustete beständig in einer beängstigenden Weise. Als Turgenjew ihn fragte, warum er keines seiner Gedichte habe vortragen wollen, erwiderte er: „Was hätte ich wohl lesen sollen, nachdem Alexander Sergejewitsch Puschkin eben fortgegangen war? Ich bitte Sie mein Herr." Nach also sprach die Bescheidenheit aus dem unscheinbaren, verlegenen Dichter, der bald, von dem gefährlichen Weihrauch des Ruhmes berauscht, mit beleidigendem Plebejerhochmuth seine früheren Freunde von sich stieß. — An der Ecke eines Seitengäßchens verließ er den Schlitten und verschwand eiligst im Nebel der St. Petersburger Januarnacht. Turgenjew sah ihn nie wieder; durch Widerwärtigkeiten aller Art verbittert, starb Kolzow nach schwerer Krankheit in trübseliger Umgebung fünf Jahre darauf.

Früher noch welkte Puschkin dahin. Turgenjew traf ihn einige Tage nach der ersten flüchtigen Begegnung bei einer Matinee im Engelhardt'schen Saale. Da lehnte der Gefeierte in theatralischer Pose an einer Säule, die Arme über der breiten Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blick im Kreise herumsehend. Das düstere, nicht allzugroße Gesicht, die breiten, aufgeworfenen Lippen, die an das afrikanische Blut seiner mütterlichen Vorfahren gemahnten, die großen vorstehenden Zähne, der krause Backenbart, das gelockte Haar, die hohe Stirne, von Augenbrauen entblößt — das alles prägte sich für alle Zeit dem Jüngling ein, der seinen Abgott voll Verehrung anstarrte. Diesem aber mochten die zudringlichen Augen Mißbehagen verursachen; er zuckte übellaunig und verdrießlich mit den Schultern und trat beiseite. Kurz darauf, am 29. Januar, riß der kalte Tod den Dichter mitten heraus aus dem blühenden Leben. Turgenjew sah ihn auf der Bahre liegen, ehe er im Swjatogor'schen Kloster beigesetzt wurde.

Die humane Nachsicht, mit der Turgenjews erstes Drama von Pletnew beurtheilt war, veranlaßte den kühner gewordenen Jüngling, ihm sofort noch eine Anzahl von Gedichten vorzulegen. Der Kritiker veröffentlichte davon zwei Stücke anonym im Jahre 1838 in dem von Puschkin begründeten Journal „Sowremenik". Es war das erste Erzeugniß Turgenjews, das der Druck bekannt machte. Eines dieser Gedichte hieß „Die alte Eiche", auf die Ueberschrift des anderen konnte sich der Dichter später selbst nicht mehr besinnen. Es war also gewiß nicht mit seinem Herzblute geschrieben. Man würde auch irren, wollte man sich in jenen Jahren Iwan Turgenjew als einen sinnenden, fleißigen, weltentrückten Poeten vorstellen. Er, der niemals der Poesie nachgejagt hat, dachte damals mit keinem Gedanken daran, daß sie ihm je zur treibenden Kraft seines ganzen Lebens werden würde.

Alchemistische Zeichen.

Einen festen, aber wenig beachteten Bestand jeder großen Bibliothek bilden die alchemistischen Handschriften. München, Wien, Berlin, Wolfenbüttel, Kassel, Leiden, Paris, London sind besonders reich an solchen Schätzen, die noch der Hebung warten. Vermögen sie auch nicht gediegenes Gold edler Weisheit zu spenden, so gleißt doch auch das Flittergold recht anmuthig und verlockend, und dem kulturgeschichtlichen Forscher bietet auch dies Gefilde der Abwege der Wissenschaft vieles Lehrreiche und Interessante — hat nicht auch draußen in der Natur der mit wildem Gestrüpp verwachsene Irrweg seinen besonderen Reiz neben den wohl gepflegten, nach durchsichtigem Plane angelegten Parkanlagen?

Mir ist manch Hundert dieser oft kostbar ausgestatteten und mit figürlichem Schmuck reich gezierten Handschriftenbände durch die Hand gegangen, und ich kann nur sagen, es gibt in diesem Irrgarten noch manches Hinderniß außer der scheinbar planlosen Unübersichtlichkeit des Weges und der Ziele: Dornen und Gestrüpp mancherlei Art machen das Fortkommen schwierig, halten auf und verlangen Kleinarbeit des Bahnens und Lösens, Einschlagen von Nebenwegen, die man nicht vermuthete. Ich will heute nur auf eine von diesen „difficultatibus Alchymiae", um mit Theobald van Hoghelande zu reden, eingehen.

Wer alchemistische oder iatrochemische Handschriften liest, stößt auf Schritt und Tritt auf eigenthümliche Zeichen („characteres"), deren konventionelle Bedeutung er kennen muß, um in den Sinn der Schriftsteller einigermaßen eindringen zu können. Meist sind es Zeichen für chemische Körper einfacher oder zusammengesetzter Natur, oder für allerhand Maßnahmen oder Apparate der alchemistischen Technik, oder endlich Bezeichnungen für theoretische Vorstellungen und Begriffe, wie sie bei den Alchemisten in ihren Spekulationen über das Wesen der Materie und des Lebendigen u. s. w. gang und gäbe waren. Auch in den gedruckten Werken über Alchemie und Verwandtes finden sich diese „characteres chymici vel spagirici" nicht selten.

Bei der Spärlichkeit paläographischer Behelfe auf diesem Gebiete ist das erste Eindringen in diese anscheinend recht geheimnißvolle Zeichensprache etwas mühsam und dornenvoll. Hat man sich aber einmal in diese Zeichenschrift der alchemistischen Geheimnißkrämer ein wenig hineingelesen, so findet man die Zahl ihrer Schriftzeichen vielleicht eine Zeitlang ziemlich beschränkt. Man kann eine

ganze Reihe von Manuskripten aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert beispielsweise flott hintereinander lesen, ohne auf nennenswerthe Schwierigkeiten zu stoßen. Dann spielt einem der Zufall wieder einmal ein Manuskript in die Hand, das ja offenbar von ganz landläufigen Dingen der Alchemie handelt und dessen Zeichen trotzdem von allem fast völlig abweichen, was Einem so gewöhnlich auf diesem Gebiete begegnet ist. Man kann dann, wenn man noch keine größere Erfahrung und Uebung besitzt, seinem Schöpfer danken, wenn der Schreiber der Handschrift oder wenigstens einer ihrer späteren Bearbeiter am Ende oder zu Anfang oder an einer anderen Stelle des Folianten einen Schlüssel angebracht hat, in Gestalt eines Verzeichnisses der gebrauchten Charaktere mit ihrer Deutung. Solche Zusammenstellungen in größerem oder geringerem Umfang sind gerade keine großen Seltenheiten; man findet sie nicht nur in Handschriften, sondern auch in gedruckten Werken, besonders den bekannten Lexicis der alchemistischen Kunstausdrücke, nicht selten von einem früheren Besitzer handschriftlich auf den Vorsatz- oder Schlußblättern des Pergamentbandes eingetragen. Gedruckte derartige Zeichenerklärungen sind nicht häufig. Das vollständigste Werkchen dieser Art ist im Jahre 1772 zu Ulm „bey August Lebrecht Stettin“ ohne Namensnennung des Verfassers erschienen, während die Vorrede schon vom 16. Januar 1755 datirt ist. Das Büchlein führt den Titel: „Medicinisch-Chymisch und Alchemistisches Oraculum darinnen man nicht nur alle Zeichen und Abkürzungen welche so wohl in den Recepten und Büchern der Aerzte und Apotheker als auch in den Schriften der Chemisten und Alchemisten vorkommen findet. . . .“ Wenn dieses Lexikon der alchemistisch-medizinischen Zeichensprache auch nur 34 Oktavseiten faßt, so ist es doch für den Anfänger in der Lektüre der einschlägigen Schriften ein mehr verwirrendes als aufklärendes Buch, weil es eine große Fülle verschiedener Zeichen für einen Stoff oder Gegenstand gibt und die gewöhnlichen, täglich vorkommenden in keiner Weise von den selteneren scheidet. Eine solche Scheidung scheint mir aber absolut geboten, will man wirklich praktischen Zwecken dienen und Klarheit in dem Wirrsal schaffen. Für den täglichen Gebrauch wird beispielsweise die eine Seitentafel der „Théories et Symboles des Alchimistes“ von Albert Poisson (Paris 1891, Bibliothèque Chacornac, S. 39) mehr Nutzen stiften als das, übrigens recht selten gewordene „Oraculum“ von 1772 mit seiner verwirrenden Fülle ungeordneter Zeichen. Freilich ist neben einer kompendiösen Tabelle auch ein vollständiges Repertorium dieser geheimnißvollen Zeichen für die Forschung unentbehrlich, aber es muß übersichtlicher gestaltet sein und, streng nach historischen Grundsätzen gearbeitet, die Entwicklung dieser Geheimschrift zur Darstellung bringen, den wechselnden Formen und ihrer gegenseitigen Bedingtheit Schritt für Schritt durch die Jahrhunderte nachgehen, mindestens mit den griechischen Papyri beginnend, deren alchemistisches Zeichenmaterial uns M. Berthelot in seiner „Introduction à l'étude de la Chimie des anciens et du moyen âge“ (Paris, G. Steinheil, 1889) zuerst etwas zugänglich gemacht hat durch die photographische Wiedergabe einer Reihe solcher alchemistischer Zeichentabellen und -Erklärungen nach Pariser und Leidener und Venetianer Manuskripten (S. 104—126). Nur so läßt sich die Mannichfaltigkeit der Zeichen genetisch verstehen, nur in solcher Weise auf eine feste historische Grundlage gestellt, kann ein Schlüssel zu dieser alchemistischen Zeichensprache wirklichen Nutzen stiften. Ein modernster Bearbeiter dieses Themas ist aber anderer Ansicht gewesen, sehr zum Schaden der Sache, wie mir scheint.

G. W. Geßmann hat 1899 zu Graz im Selbstverlag[1]) „Die Geheimsymbole der Chemie und Medicin des Mittelalters. Eine Zusammenstellung der von den Mystikern und Alchimisten gebrauchten geheimen Zeichenschrift, nebst einem kurzgefaßten geheimwissenschaftlichen Lexikon“ herausgegeben und dem Erzherzog Rainer zugeeignet. „Auf einem mehr denn zehnjährigen bezüglichen Quellenstudium fußend“, hat er „versucht, gewissermaßen ein Lexikon dieser Zeichen, welche eigentlich als Geheimsymbole zu betrachten sind, zusammenzustellen. Es finden sich demnach in vorliegendem Werke systematisch zusammengestellt auf 120 lithographirten Tafeln einige Tausend der fraglichen Symbole, insoweit es nämlich möglich war, dieselben hinsichtlich ihrer Bedeutungen auf dem Wege des Vergleiches in verschiedenen Werken zu verifiziren“. Indem sich Verfasser derart mit seinem Leser im Vorwort auseinandersetzt, verschweigt er völlig, wie viel er dem oben genannten Ulmer „Oraculum“ von 1772 verdankt. Er nennt es zwar in dem am Schlusse beigegebenen „Verzeichniß einschlägiger Quellenwerke“ (auf einer Druckseite 58 Druckwerke aufführend), das uns etwas schülerhaft anmuthet, an erster Stelle; daß er aber in dem Maße auf diesem Vorgänger fußt, wie es wirklich der Fall ist, mußte doch gesagt werden. So sind in der ersten Abtheilung (Tafel 1—80) der „chemisch-medizinischen Symbole“ 290 alchemistische Stoffe resp. Präparate angeführt, deren 207 mit ihren deutschen und lateinischen Bezeichnungen und ihrer Formenreihe der Zeichen dem genannten „Oraculum“ entnommen sind, und in der zweiten Abtheilung ist das Verhältniß etwa das nämliche. Diese zweite Abtheilung umfaßt die Zeichen für die alchemistischen Prozesse, Manipulationen und Apparate, Zeitbestimmungen u. s. w., was Verfasser im Inhaltsverzeichniß im Gegensatz zu den „Symbolen“ des ersten Abschnittes recht unverständlich die „chemisch-medizinischen Beziehungen“ nennt. Ist es schon inkonsequent, daß man die „Grundtheile der Körper“ in der ersten, die „Grundstoffe“ in der zweiten Abtheilung aufgeführt findet, daß drei Zeichen des „Oraculums“ für camphora auf Tafel 12 unter „Campher“ stehen, drei weitere ähnliche, aber anderwärts aufgelesene unter „Kompher“ auf Tafel 29, daß einige Antimonpräparate auf Tafel 2 und 3, alle übrigen unter Spießglas auf Tafel 62 und 63 sich finden, so war dagegen „pars cum parte“ jedenfalls in die zweite Abtheilung zu stellen, ebenso „stratum super stratum“, das ohne jede Erklärung gelassen ist, während andererseits „Beinbruch, Lapis sabulosus („fabulosus“ steht auf der Tafel 83 und im Register!) Osteocolla“ unbedingt in die erste Abtheilung aufzunehmen war, statt in die zweite. Inkonsequent ist es ferner, wenn Geßmann unter den astronomischen Zeichen zwar die Opposition aufführt, die Konjunktion aber ausläßt, wenn er zwar den Sextilschein aufnimmt, aber Trinus und Quartus nicht erwähnt, auch Caput und Cauda Zodiaci vergißt, wie häufig uns auch beide in astrologischen und iatromathematischen Werken begegnen. Und gerade das Astronomisch-astrologische ist des Herausgebers eigene Zuthat.

Es darf nun aber nicht unterlassen werden, zu erwähnen, daß Geßmann auch bei den aus dem „Oraculum“ herübergenommenen Artikeln die Zahl der gegebenen Zeichen häufig recht erheblich vermehrt hat. Diese neuen Zuthaten bilden zwar in der Mehrzahl der Fälle nur Variationen schon gegebener Formen, oft nur ganz unwesentlicher Art, die kaum Beachtung verdienen. Es finden sich aber auch gelegentlich neue Typen, die dem früheren Sammler entgangen waren, stellenweise sogar in größerer Zahl, die dann weder ohne Interesse, noch ohne praktischen Werth sind. Bedenklich bleibt es aber, daß durch die größere Fülle — manchmal nehmen die verschiedenen Zeichen für einen Gegenstand eine volle Seite ein! — der Benutzer noch mehr verwirrt wird, so daß dies so sehr vermehrte Zeichenmaterial nach einer vernünftigen Scheidung förmlich schreit. Es hätte sich gewiß empfohlen, neben diesem embarras de richesse eine gedrängte Uebersicht der gebräuchlichsten Formen zu geben, die tausendmal genügt hätte, wenn der ganze übrige Ballast kaum ein oder zweimal zu Rathe gezogen werden mußte. Daß dem Herausgeber selbst Bedenken aufstiegen, zeigen die verschiedenen Tabellen, welche die leichtere Auffindbarkeit einer gesuchten Figur in diesem Zeichenmeer befördern sollen. Diese Behelfe werden wohl Manchem von Nutzen sein, aber ich fürchte, der Neuling wird recht oft, des Suchens über-

[1]) Von Franz C. Mickl in München 1900 in Verlag genommen.

drüssig, das Büchlein aus der Hand legen, ehe er die gewünschte Aufklärung gefunden hat.

Die Anordnung der vielgestaltigen Zeichen für denselben Stoff oder Begriff u. s. w. hat Geßmann fast allenthalben selbständig vorgenommen und nach Formähnlichkeiten möglichst übersichtlich zu gestalten gesucht, während im „Oraculum“ alles kunterbunt durcheinander steht; das ist also als entschiedener Fortschritt anzuerkennen, trotzdem dabei mancherlei Mißverständnisse unterlaufen, die sich nur an der Hand der historischen Entwicklung dieser Zeichensprache vermeiden lassen. An der Hand der bloßen Betrachtung der fertig vorliegenden Zeichen, durch den Augenschein allein läßt sich hier nichts Sachgemäßes schaffen; man muß den Werdegang eindringlich verfolgen. Jedenfalls mußten bei den langen Zeichenreihen die gebräuchlichsten stets an den Anfang gestellt oder sonstwie leicht kenntlich hervorgehoben werden.

Um seinem Werkchen einen größeren Kreis von Benutzern zuzuführen, hat der Verfasser den deutschen und lateinischen Benennungen des „Oraculums“ auch die französischen, englischen und italienischen Ausdrücke beigegeben, was zu loben ist. Größer wäre die internationale Brauchbarkeit des Buches jedenfalls geworden, wenn die lateinischen Benennungen statt der deutschen an die Spitze gestellt und der alphabetischen Anordnung zugrunde gelegt worden wären, doch helfen diesem Mangel die gesonderten Materienregister in fünf Sprachen am Ende theilweise ab. Uebrigens scheint der Herausgeber mit dem Latein auf etwas gespanntem Fuße zu stehen; denn die Fülle des Fehlerhaften ist so groß, daß man kaum mit der Annahme gehäufter Mißverständnisse des Lithographen auskommt. Wenn man auch ein arseniacum, succinium, argentini, ebulitio, astramentum balneum naeis, Atheneum statt aheneum und Aehnliches als Schreibfehler hingehen läßt, so macht ein arsenicum salfur, limatura mars, alcali sul, complettus (das Komplette) oder gar ein accidus vinosus crudus uns doch mit Recht bedenklich.

Recht schwach sind die Ausführungen „über den Ursprung der chemischen und medizinischen Geheimsymbole“, und das „geheimwissenschaftlich-alchymistische Lexikon“, welches 178 Kunstausdrücke der Geheimdisciplinen erklären will, bietet des krausen Wirrwarrs moderner Occultistik reizendste Stilproben, aber dem, der sich in alchemistische Schriften gewissenhaft hineinlesen will, meist Steine statt Brot, Orakelsprüche statt Belehrung. Die Phlogistontheorie, welche gelegentlich in das Alchemistische („des Mittelalters“ sagt gar der Titel!) eingemengt ist, wirkt komisch, kaum minder die recht überflüssigerweise eingestreuten therapeutischen Bemerkungen, wie denn nur zu oft hier Halbverstandenes an Unverständliches und Mißverständliches in buntem Wechsel gereiht ist. Auch von dem (als „1.“, dem niemals ein 2. oder 3. folgt) zu Anfang gesetzten geschichtlichen Abriß der Alchemie läßt sich nicht viel gutes sagen. Er entbehrt der Originalität völlig, vieles ist schief gesehen, und für den Zweck des Buches ist er in der vorliegenden Form völlig entbehrlich, wäre also besser weggeblieben.

So legt denn der aufmerksame Leser und Beurtheiler das gutgemeinte Buch mit recht gemischten Gefühlen aus der Hand. Es mag ja sein, daß das Büchlein dem Verfasser, um mit Johannes Huser zu reden, „doch ganz mühselig gewesen“ ist — der Versuch, in vorliegender Gestalt einen handlichen Schlüssel zu der Geheimkammer der alchemistischen Zeichenkunde zu liefern, ist nur sehr theilweise gelungen, der „Bart“ ist doch zu „kraus“ gerathen. Und sehen wir selbst von den ernsten Forschern in der Geschichte der Alchemie ab — auch den tändelnden Liebhabern geheimwissenschaftlicher Absonderlichkeiten, wie dem Neuling, der die Geheimwissenschaften historisch studiren will, wird es, so fürchte ich, neben nützlicher Förderung, Enttäuschung und Ueberdruß in genügendem Maße bringen, wie redlich das Ganze auch gemeint sein mag.

K. Sudhoff.

Mittheilungen und Nachrichten.

Beiträge zur Geschichte Ruprechts von der Pfalz. Von Dr. Rudolf Liebisch. — Im Jahresberichte der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein, der im Juli d. J. veröffentlicht wurde, behandelt Dr. Liebisch die ersten zwei Jahre der Regierung Ruprechts von der Pfalz, und zwar so, daß er sich auf die beiden Fragen beschränkt: 1. Wie verhielten sich die deutschen Städte zur Absetzung Wenzels im Jahre 1400, und 2. welche Erfolge erzielte Ruprecht im böhmischen Kriege in den Jahren 1400—1402? — Als Quellen dienten dem Verfasser außer den deutschen Städtechroniken von Nürnberg, Magdeburg, Eger rc. die Briefe und Schriftstücke, die in den von Weizsäcker herausgegebenen deutschen Reichstagsakten vorliegen.

Am 20. August wird ein halbes Jahrtausend voll, seitdem die drei rheinischen Kurfürsten zu Oberlahnstein den Kaiser Wenzel wegen „unerträglicher Gebresten“ für abgesetzt erklärten, am 21. August, daß sie ihm zu Rense den einzigen Laien aus ihrer Mitte zum Nachfolger kürten. Allein während die deutschen Fürsten, sowie Papst Bonifaz IX. der Thronrevolution gegenüber in kühlster Reserve verharrten, fand sie bei den deutschen Städten die entschiedenste Gegnerschaft. Allein was half diese seltene Treue einem Herrscher, wie der Luxemburger Wenzel einer war, der selbst im gefährlichsten Momente höchstens ein aufschiebendes Wort voll leerer Drohung und voll thörichter Prahlerei fand, aber nicht die geringste That aufbrachte? Als Wenzel nun gar, statt dem Gegenkönig die Spitze zu bieten, seinen Aufenthaltsort Tocznik befestigen ließ, wurde er im eigenen Lande das Objekt arger Spottlieder. Trotz der Thatenlosigkeit dieses traurigsten aller Luxemburger, trotz der Aussichtslosigkeit, von der luxemburgischen Partei Hülfe zu erhalten, hielten die Städte monatelang an den Eiden fest, die sie dem König Wenzel geleistet hatten, so besonders die schwäbischen Städte, die sich Ruprecht erst im Dezember unterwarfen. Aachen dagegen unterwarf sich auch jetzt noch nicht, so daß die Krönung des Pfälzers zu Köln, und zwar 6. Januar 1401, vorgenommen werden mußte. Ja von den norddeutschen Städten wurde Ruprecht erst nach Jahren anerkannt, so von Lübeck im Jahre 1408. Ungleich rascher vollzog sich der Abfall der italienischen Städte von Wenzel. Am wichtigsten für den Krieg, den Ruprecht in Böhmen führen wollte, war natürlich der Uebertritt Nürnbergs — der Geburtsstadt Wenzels —, der am 27. Januar 1401 erfolgte. Ueber den „böhmischen“ Krieg, der wegen des Widerstandes der Städte im Jahre 1401 nach sehr lau geführt wurde, wissen die Chronisten wenig zu erzählen, und der Historiker sieht sich daher fast ausschließlich auf den Briefwechsel Ruprechts, sowie den der Städte untereinander angewiesen. Ruprecht hielt sich allerdings an der pfälzischen Grenze von Böhmen auf, während der Meißner von Norden her ins Land eindrang, allein weit mehr als der böhmische Krieg beschäftigte ihn der Gedanke der „italienischen“ Frage. In welch hohem Grade dies der Fall war, beweist der Umstand, daß Ruprecht trotz der äußersten Verlassenheit Wenzels zu einem Vergleiche bereit war. Dieser kam zwar nicht zustande, allein die Fortführung des Krieges, ja selbst die vorübergehende Belagerung von Prag durch den Meißener Markgrafen, sowie durch die mit Ruprecht verbündeten Markgrafen von Mähren, brachten dem neuen König, der mittlerweile nach Heidelberg zurückgekehrt war, keinerlei Erfolge, und dies minderte sein Ansehen im Reiche und entzog ihm für alle Zukunft die rechte Basis. Als Ruprechts „Römerzug“ am 21. Oktober 1401 vor Brescia's Mauern ein klägliches Ende gefunden hatte, da wollte er den böhmischen Krieg für das Jahr 1402 mit größter Energie führen. Allein es blieb beim Wollen, denn trotzdem Ruprecht seine Besitzungen „verkauft, versetzt und verpfändet“ und das Heirathsgut der englischen Königstochter von seinem Sohne Ludwig „entlehnt“ hatte, fehlte es ihm doch am nöthigen nervus rerum dazu, und so verfloß das zweite Jahr des böhmischen Krieges für Ruprecht erfolglos wie das erste. Auch die folgenden Jahre brachten nur einige Lichtpunkte. Die Ahnung, die Ruprecht bei Uebernahme der Regierung bedrückte, hatte ihn nicht betrogen: er

werde der schweren Aufgabe nicht gewachsen sein und keinen ruhigen Tag mehr in seinem Leben haben. Nagele.

I. Die internationale Assoziation der Akademien. Wir entnehmen dem Pariser „Figaro“ folgenden Bericht: Der Kongreß der Akademien hat nicht viel von sich reden gemacht, und doch war es einer der wichtigsten, die hier in diesem Jahre getagt haben. In einem einfachen Kommissionssitzungszimmer des Palais de l'Institut vereinigten sich (31. Juli und 1. August) die Delegirten der berühmtesten Akademien Europa's, welche selbst unter den ersten Gelehrten dieser angesehenen Körperschaften ausgewählt waren. Die HH. Darboux (im Namen der Académie des sciences), Gaston Boissier (für die Académie des inscriptions et belles-lettres), Gréard (für die Académie des sciences morales et politiques) empfingen daselbst ihre Kollegen vom Ausschuß der internationalen Assoziation der Akademien, welche in der vorbereitenden Versammlung zu Wiesbaden (Oktober 1899) eingesetzt war. Zweck der Versammlung war die Feststellung des Programms für die zunächst in Betracht kommenden gemeinsamen Arbeiten. — Anwesend waren: Diels, Sekretär der philologisch-historischen Klasse der Berliner Akademie; Waldeyer, Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse derselben Akademie; Lagrange, Direktor der naturwissenschaftlichen Abtheilung der Akademie zu Brüssel; Heller, Bibliothekar der Akademie zu Budapest; Loachs von der Akademie zu Christiania; Riecke, Delegirter der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen; Zeuthen, Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen; Delegirter der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig; Windisch, Sekretär der philologisch-historischen Klasse derselben Gesellschaft; Rücker, Sekretär der Royal Society in London; Furtwängler und Lindemann, Delegirte der Akademie zu München; Famintzin und Salemann, Delegirte der St. Petersburger Akademie; Retzius, Delegirter der Akademie zu Stockholm; v. Lang, Generalsekretär, und Gomperz, Delegirter der Wiener Akademie. Die HH. Cannizzaro und Bodio, Delegirte der Accademia dei Lincei in Rom und Mitglieder des italienischen Senats, hatten infolge des in Monza verübten Verbrechens Paris vor Eröffnung der Sitzungen verlassen müssen. — Zum Präsidenten des Ausschusses wurde der Mathematiker Darboux (Paris) und zum Vizepräsidenten der Philologe Diels (Berlin) gewählt. Nach § 3 der zu Wiesbaden beschlossenen Statuten ist es der Zweck der neu begründeten Assoziation, „wissenschaftliche Unternehmungen von allgemeinem Interesse, welche von einer der Akademien vorgeschlagen werden, vorzubereiten und zu fördern, und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen“. Als Organe der Assoziation sind Ausschuß und Generalversammlung vorgesehen. Letztere umfaßt zwei Sektionen, eine naturwissenschaftliche und eine philologisch-historische; sie tritt alle drei Jahre zusammen; nach derselben Zeit wechselt der „Vorort“ (als erster „Vorort“ war Paris bestimmt). In der Zwischenzeit wird die Assoziation durch den Ausschuß vertreten, der durch den Delegirten derjenigen Akademie geleitet wird, welche zum Vorort gewählt war. Zur Berathung der wissenschaftlichen Unternehmungen von internationalem Interesse können sowohl durch die Generalversammlung als durch den Ausschuß internationale Kommissionen eingesetzt werden. Der jetzt zum erstenmal zusammengetretene Ausschuß hatte die Aufgabe, seine eigene Geschäftsordnung und die Tagesordnung für die nächste Generalversammlung festzustellen. Für diese Tagesordnung wurden folgende Gegenstände in Aussicht genommen: 1. Vorkehrungen zur Erleichterung des internationalen Austauschs und Versands von wissenschaftlichen Manuskripten oder Druckwerken. 2. Messung einer Meridianlänge in Afrika. 3. Verschiedene Fragen über die Nomenklatur und die wissenschaftlichen Instrumente in der Physiologie. 4. Herausgabe eines Korpus der byzantinischen Dokumente des Mittelalters. 5. Herausgabe einer Enzyklopädie des Islam. Nach der angenommenen Geschäftsordnung muß jede Akademie für die Kosten der Reisen ihrer Delegirten selbst sorgen; jeder dem Ausschuß durch die Akademien unterbreitete Antrag muß in 300 Exemplaren gedruckt vorgelegt werden, von denen jede Akademie zehn erhält. In der letzten Sitzung des Ausschusses wurde beschlossen, daß die nächste (und erste) Generalversammlung am 16. April 1901 in Paris abgehalten werden solle.

* **München.** An Stelle von Professor Otto Messerer ist der Landgerichtsarzt Dr. med. Moritz Hofmann zum außerordentlichen Professor für gerichtliche Medizin ernannt worden.

* **Jena.** Professor M. Fürbringer, Direktor des hiesigen anatomischen Instituts, hat, wie der „Vossischen Ztg.“ gemeldet wird, einen Ruf nach Heidelberg als Nachfolger Gegenbaurs erhalten.

* **Dresden.** Der Architekt Richard Eck, außerordentlicher Professor für Elemente der Baufirmenlehre, Ornamenten- und Bauformenzeichnen und Aufnahme von Gebäuden, ist im 25. Jahre seiner Lehrthätigkeit an der hiesigen Technischen Hochschule gestorben.

* **Hannover.** Dr. Bransing, Assistent für Geologie an der hiesigen Technischen Hochschule, ist auf einer Studienreise, die er vor kurzem nach Niederländisch-Guyana antrat, im Militärhospital zu Paramaribo gestorben.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** Der „Neuen Freien Presse“ zufolge ist den Privatdozenten an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Wien Dr. Johann v. Komorzynski und Dr. Friedrich Tezner, dem Privatdozenten an der gleichen Fakultät der deutschen Universität in Prag Dr. Ludwig Spiegel, den Privatdozenten an der medizinischen Fakultät der Universität in Wien Dr. Leopold Königstein, Dr. Salomon Ehrmann, Dr. Jakob Pal, Dr. Emil Redlich und Dr. Anton Elschnig der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen worden. — Der Privatdozent und Realschulprofessor Dr. Leopold Klug ist zum ordentlichen Professor der darstellenden Geometrie an der Universität Klausenburg ernannt worden.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 1. September. Nummer 200.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

August Reichensperger.

Von Franz Xaver Kraus.

I.

Kaum vier Jahre waren nach dem Tode August Reichenspergers verflossen, als schon eine umfangreiche, zweibändige Biographie des Dahingeschiedenen auf unserm Tisch lag.[1]) Sie rührt von der Hand eines Historikers her, der in den Parteikämpfen der letzten Jahre vielfach genannt wurde, und der allen unsern Lesern als Fortsetzer von Joh. Janssens „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters“, namentlich aber als Verfasser der „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters“ bekannt ist. Auch diejenigen, welche Ludwig Pastors Standpunkt nicht theilen oder seine Methode zu bemängeln haben, werden die rastlose hingebende Thätigkeit dieses Gelehrten anerkennen müssen. Man kann nicht ohne Ueberraschung, ja Bewunderung, sehen, wie ein durch so große, ein ganzes Leben füllende Aufgaben in Anspruch genommener Gelehrte noch so viel Muße und so viel geistige Frische finden konnte, um, in so kurzer Zeit, einem dahingeschiedenen älteren Freund ein Denkmal der Pietät zu setzen, bei dessen Abfassung zahllose Ereignisse und Fragen der zeitgenössischen Politik und Literatur zu studiren waren. Freilich ward die Arbeit erleichtert durch die Art und Manier der Darstellung. Tagebücher Reichenspergers, welche von 1825—1892 reichen, ein umfangreicher, von den Korrespondenten des Verstorbenen und der Wittwe desselben bereitwillig zur Verfügung gestellter Briefwechsel, die zahlreichen, ein gutes Stück seiner eigenen Geistesgeschichte erzählenden Schriften Reichenspergers sind das Material, welches dieser Biographie zugrunde liegen. Die Methode der Darstellung aber ist dieselbe, wie sie Pastors Meister Joh. Janssen in seiner Biographie Böhmers angewandt hat. Wo immer es anging, ist der Held des Stückes selbst redend eingeführt, so daß der Text des Verfassers sich vielfach nur als eine den Zusammenhang in Reichenspergers Selbstbiographie herstellende redaktionelle Thätigkeit ausnimmt. Es ist das ein Vorzug, aber auch ein Nachtheil der Komposition. In einer so angelegten Biographie tritt uns freilich die Gestalt und Persönlichkeit des Geschilderten mit größter Unmittelbarkeit entgegen; aber andrerseits wird der Darstellende nur zu leicht verhindert, das auszuscheiden, was nur ein vorübergehendes Interesse hat oder nur eine momentane Stimmung ausdrückt; er übersieht nur zu leicht den Gang der allgemeinen Entwicklung, der allein von bleibender historischer Bedeutung ist und er ist nur zu oft versucht, sich selbst und sein Urtheil dem dargestellten Gegenstand gänzlich unterzuordnen, und somit auf die Schaffung eines historischen Kunstwerkes zu verzichten. Wenn der Verfasser diese Klippen naturgemäß nicht völlig zu vermeiden in der Lage war, so muß doch andrerseits anerkannt werden, daß er auf manchen Punkten A. Reichensperger gegenüber die Selbständigkeit seines Urtheils sich bewahrt hat und sie gelegentlich zur Geltung zu bringen wußte.

Hr. Hofrath Pastor nennt in seinem Vorwort August Reichensperger „eine der vielseitigsten, eigenartigsten und interessantesten Gestalten nicht bloß im früheren Centrum, sondern überhaupt im geistigen und politischen Leben unsrer Zeit“. Dies Urtheil geht meines Erachtens über den Sachverhalt nicht hinaus, und es liegt darin die Rechtfertigung dafür, wenn wir an dieser Stelle auf die öffentliche Thätigkeit des genannten Parlamentariers, auf seine schriftstellerische Laufbahn und sein Verhältniß zur Politik, Kirche, Kunst etwas näher eingehen: es wird sich dann zeigen, welche Stellung demselben in der geschichtlichen Bewegung des abgelaufenen halben Jahrhunderts zuzuweisen ist.

Nur kurz seien die äußeren Lebensverhältnisse A. Reichenspergers berührt. Er war zur Zeit der napoleonischen Herrschaft, am 22. März 1808, in Koblenz geboren, wo sein Vater Franz Joseph, der vom Hunsrück stammte, ein hochgeachteter Richter am Kriminalgericht, später Präfekturrath war; derselbe hatte sich am 25. März 1805 mit Margarethe Knoodt in Boppard verheirathet. Durch diese Verwandtschaft kamen die Reichensperger in die stets festgehaltenen Beziehungen zu der mittleren Mosel-Gegend; diesem Verwandtenkreise gehörte auch der bekannte Vertreter der Günther'schen Philosophie an der Universität Bonn, Prof. Knoodt, an, dessen politische und kirchliche Anschauungen sich später so weit von denjenigen der Gebrüder Reichensperger entfernten. Der jüngere dieser Brüder war Peter (geb. 28. Mai 1810). Die 1895 verstorbene Schwester der Beiden, Elisabeth, hat handschriftliche Erinnerungen hinterlassen, in welchen sie ihre beiden Brüder als Knaben also charakterisirt: „Peter war ein jähzornig eigenwilliges Bürschchen, so daß der Vater oft strafend einschreiten mußte. August war schwerfälliger, litt längere Zeit an den Augen und war sehr weinerlich, so daß der Vater ihm ein sehr schönes Messerchen versprach, wenn er einen Tag, schließlich nur eine Stunde, nicht weinte; er konnte es sich nicht verdienen.“ Etwas von der künftigen Art der Brüder, das Leben anzuschauen und es anzufassen, hat die gute Schwester damit, ohne es zu ahnen, verrathen. Schon im Jahre 1812 starb der Vater: er

[1]) August Reichensperger, 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1899. Herder'sche Verlagshandlung.

war, wie August sich ausdrückte, ein „napoleonischer Katholik", der nur ungern auf Kommando in die Kirche ging. Die Mutter ging mit den Kindern, denen der Vater so gut wie kein Vermögen hinterlassen hatte, zu den Ihrigen nach Boppard zurück. Hier wurden die Kinder erzogen, hier erlebten sie die großen Ereignisse von 1813 und 1814 und hier sollte August Reichensperger seine ersten Studien machen. Daraus wollte nun anfangs nicht viel werden. Er selbst berichtet später darüber: „ich war auf dem Wege eines verbummelten Genies. Statt zu studiren, verschlang ich unzählige Romane und überhaupt alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte. Der alte Lambert Bachem, der eine Leihbibliothek hielt, warnte mich wiederholt und verweigerte mir zuletzt weitere Werke. Meine Schulbücher hatte ich verkauft, um aus dem Erlös das Theater besuchen zu können. Ich dachte daran, Schauspieler zu werden, war überhaupt aus Rand und Band". Man hatte ihn inzwischen aufs Gymnasium nach Köln gebracht; wenn er hier nichts lernte, so gewann er aus diesem Aufenthalt doch mancherlei. Die Ritterstücke des Theaters lenkten seine Aufmerksamkeit auf Shakespeare, den er in der Eschenburg'schen Uebersetzung las und dem er allzeit ein treuer Freund blieb — was nur gesunden Naturen zu begegnen pflegt. Noch wichtiger war der tiefe Eindruck, welchen der tägliche Anblick des Domes auf ihn machte. Man sieht hier wie die Monumente wirken. Ein halbes Jahrhundert vorher hatte das Straßburger Münster auf den jungen Goethe wie eine plötzliche Offenbarung gewirkt: hier sehen wir einen fahrenden Schüler von der Herrlichkeit des Kölner Dombaues geheimnißvoll angezogen und erfüllt, und der fahrende Scholar sollte einst der beredteste Anwalt jener Baukunst werden, die in Köln und Straßburg ihre höchsten Triumphe aufzuweisen hat. Daß der Wildfang dabei an der Schule nichts lernte, hatte wenig zu bedeuten. Er kam, nach Bonn gebracht, bald zur Besinnung und machte 1827 sein Abiturientenexamen, worauf er in Bonn, Heidelberg, Leipzig und Berlin dem juristischen Studium oblag — nebenbei auch schöngeistigen Bestrebungen hingegeben. Die Bildergalerie in Dresden scheint ihm den ersten großen Einblick in die Welt der Kunst, wenigstens der italienischen, gewährt zu haben — mit der Welt des Schönen hatten ihn die herrlichen Gestade des Rheins längst bekannt gemacht.

Bei seinem Eintritt in die Laufbahn des praktischen Juristen war August Reichensperger durch körperliche Leiden niedergedrückt, deren Tragweite er in seiner nervös überreizten Stimmung offenbar übertrieb. Münster, wo er 1830 als Auskultator am Oberlandesgerichte eintrat, war nicht der Ort, einem solchen Leiden Abhülfe zu bringen, das sich in der That erst seit seiner Versetzung an das Landgericht zu Koblenz (1831) besserte. In dieser seiner Vaterstadt trat er bald in regen Verkehr mit gleichgesinnten Bekannten, unter denen der Aachener Frhr. Albert v. Thimus mit seiner mystischen Richtung am meisten Einfluß auf ihn gewann. Auch mit dem alten Stramberg, dem rheinischen „Antiquarius", hatte er vielfache Beziehungen: wie er denn jetzt schon anfing, durch stets wiederholte kleine Reisen an die Mosel, Saar, in die Eifel sich eine vortreffliche Kenntniß dieser schönen Landschaften und ihrer reichen Kunstschätze zu erwerben. Eine Reise nach Paris (Juli 1833) öffnete ihm das Auge für weitere Verhältnisse, und der Ausflug in die Normandie schenkte ihm zum erstenmal den Anblick des Ozeans. Er selbst bekennt, daß ihm Paris eine zweite Universität gewesen sei. Unter den Eindrücken, welche er von hier fortnahm, ist derjenige bemerkenswerth: daß seiner Ansicht nach unbedingte Preßfreiheit der Sache der Mäßigung im allgemeinen mehr nütze als schade. Man muß dabei sich erinnern, daß damals Preßfreiheit bei uns etwas noch ganz unerhörtes war und andrerseits auch Paris noch nicht die namenlosen Exzesse der heutigen Journalistik kannte. Nach Hause zurückgekehrt, hielt der junge Jurist schon bald seinen Einzug in die Literatur, indem er 1834 mit einer anonymen Streitschrift gegen die von Kamptz geplante Verpflanzung des preußischen Landrechts in die Rheinprovinz hervortrat. Diesem muthigen Eintreten für die rheinisch-französischen Rechtsinstitutionen, für die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen und das Schwurgericht folgte 1838 ein Aufsatz in derselben Richtung, welcher merkwürdigerweise in der später von A. Reichensperger so vielfach verklagten Allg. Ztg. (Beil. Nr. 330) abgedruckt wurde. Nach Ablegung des Assessorexamens (1835) bereiste Reichensperger die Schweiz und Belgien, dessen Kunstdenkmäler ihn im höchsten Grade anzogen. In diese Zeit fällt seine Hinwendung zum kirchlichen Leben und einer gläubigen Auffassung, der er in seiner Jugend fremd gegenüber gestanden hatte. Der aus Anlaß der gemischten Ehen entbrannte Kampf zwischen Staat und Kirche in Preußen lenkte die Aufmerksamkeit zahlreicher Kreise auf Probleme und Interessen, welche seit der Revolution von 1789 gänzlich versunken schienen. Der große Fehler, den die preußische Regierung mit der Verhaftung des Erzbischofs Clemens August von Köln beging, führte alle antipreußisch gesinnten Elemente der kirchlichen Bewegung zu: an ihrer Spitze Joseph Görres, dessen Schutzschrift für den Erzbischof in ihrem Gegensatz zu dem „rothen Blatt" und dem „Rübezahl in blauem Gewande" den seltsamen Weg aufwies, welchen der große Publizist selbst und mit ihm zahlreiche andere Menschen innerhalb 30 Jahren in ihrer inneren Entwicklung zurückgelegt hatten. Auch A. Reichensperger datirte von dem Kölner Ereigniß her das, was er seine „Lebenserneuerung" nannte: „der gefangene Erzbischof," sagte er „hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht."

Diese Wendung in seinen religiösen Ueberzeugungen brachte A. Reichensperger bald in Beziehungen zu den Kreisen der französischen Romantik, wie sie damals durch Montalembert und seine Freunde vertreten wurden und sich, in Hinsicht der preußischen Politik, bald darauf durch die Schrift de Failly's De la Prusse et de sa domination dans les nouvelles provinces (1842) in einem äußerst preußenfeindlichen Sinn bethätigte. Die preußenfeindlichen Elemente, an ihrer Spitze auch Böhmer in Frankfurt, begrüßten dies Pamphlet als den Ausgang einer neuen Aera der deutschen politischen Literatur: die „Historisch-politischen Blätter" des alten Görres machten ihren Vorbehalt und tadelten, daß hier der Allerweltsmaßstab des französisch-liberalen Repräsentativstaates angelegt sei; doch waren alle diese Stimmen darin einig, daß die Kirche keinen Bund mit dem Absolutismus schließen, daß aber auch Europa ohne die Kirche seine politische Freiheit nicht gewinnen könne. Diese Betheuerungen, welchen die Allg. Ztg. 1842, Nr. 115 der Beilage, theilweise entgegentrat, sind für die ganze politische Zukunft August Reichenspergers bedeutsam geblieben: es waren die ersten Eindrücke, welche ihm beim Eintritt in das öffentliche Leben empfingen und sie erwiesen sich als maßgebend für den Rest seines Lebens. August Reichensperger ist den edlen Aspirationen des liberalen Katholizismus Frankreichs von 1840 allezeit treu geblieben, aber er blieb auch den auf einer völlig unzulänglichen Geschichtskenntniß begründeten Vorstellungen

treu, welche die Phantasie der Fils du croisés, Lamennais und Joseph de Maistre folgend, über Papstthum und Kirchenstaat, über Gallikanismus und Kurialismus und über manche andere Dinge vortrug; freilich mit dem Unterschied, daß A. Reichensperger stets ein ehrlicher Deutscher sein wollte und die Hohlheit der Phrase doch auf mehr als einem Punkte durchschaute.

Lag die Beschäftigung mit der Politik Reichensperger im Blute, so hatte er doch zunächst, in einem Lande, wo es keine parlamentarische Vertretung gab, keine Gelegenheit, ihr praktisch näher zu treten: so wandte sich seine Neigung vorab weit mehr den kunstgeschichtlichen Studien zu, für welche die Reise nach Italien 1839—40, die Uebersiedelung nach Köln, wo er 1841 Landgerichtsrath wurde, die Gründung des Kölner Dombauvereins, dann die Versetzung nach Trier (1844) die wichtigsten Etappen wurden. Die Aufzeichnungen, welche uns A. Reichensperger über seine erste römische Reise — sie blieb, bezeichnend genug, auch seine letzte — zeigen uns schon die Einseitigkeit seines späteren Kunsturtheils, vielleicht noch mehr die Einseitigkeit seines Urtheils in Dingen der italienischen Politik und Kirche, in die er niemals tiefer einzudringen vermochte. Dazwischen begegnet man dem vortrefflichen Beobachten und mannichfachen Aufbäumen einer ehrlichen deutschen Haut gegen welsche Arglist und Korruption. Daß unser Reisender Italien gegenüber, dessen Kunst er niemals vollauf verstanden hat, doch nicht so ganz ungerecht war, wie es später erscheinen konnte, lehrt der Schlußsatz seines Tagebuches aus dieser Zeit: „jedes Ding hat zwei Seiten, das ist die Grundwahrheit aller Lebensweisheit. Ein italienischer Blick ist mir lieber als zehn Schweizer oder Tiroler ganze Gesichter. Italien hat freilich auch seine Schattenseiten, allein selbst diese sind interessant und lehrreich."

In sein eigentliches Fahrwasser kam A. Reichensperger in Köln, wo eben die große Frage des Dombaues die Geister beschäftigte und wo er, in regem Verkehr mit den Kölner Notabilitäten, seine ganze Energie der Wiederherstellung und dem Ausbau dieses größten Denkmals deutscher Baukunst widmete. Seine erste kunstschriftstellerische Publikation waren die „Worte über den Dombau" (Koblenz 1840), welche er schon vor seiner Versetzung nach Köln auf dem Familiengute in Wehlen an der Mosel in den Ferien geschrieben hatte und mit welcher die Signatur seiner kunstgeschichtlichen Arbeit gegeben war. An der Bildung und Leitung des Dombauvereins, hat er denn mit H. v. Wittgenstein, Zwirner, Vinzenz Statz den größten Antheil genommen, und die von König Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842 vorgenommene, durch Geissels Rede ausgezeichnete Grundsteinlegung zum Südportal des Domes mußte für ihn eine persönliche Feier und die erste Bezeugung eines namhaften Erfolges im öffentlichen Leben bilden.

Aus dieser Kölner Thätigkeit wurde A. Reichensperger für einige Jahre durch seine Versetzung als Rath an das Landgericht von Trier herausgehoben: aber auch dieser Aufenthalt war für seine Lieblingsstudien von durchschlagendem Werth und die Erinnerung an ihn ist ihm immer theuer geblieben, wie ihm denn vielleicht von allen unsern schönen deutschen Strömen unsre Mosel mit ihren tausend köstlichen Landschaftsbildern, mit ihrem damals noch durch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe zerstörten einsamen Frieden der beste Freund gewesen ist. Dies Idyll mußte ihm um so köstlicher erscheinen, als er hier in Ruhe das eben begründete häusliche Glück genießen durfte; denn am 8. Mai 1842 hatte er in S. Castor zu Koblenz den Ehebund mit Fräulein Clementine Simon eingegangen, welche die treue Genossin seines Lebens ward und ihn bis heute — hoffentlich auf viele Jahre noch — überlebt.

Dem Trierer Aufenthalt Reichenspergers, welcher bis zum Jahre 1848 währte, hat Pastor nur wenige Zeilen gewidmet. Vielleicht darf ich einige Striche zur Vervollständigung dieses Bildes hier nachtragen.

Meine Vaterstadt Trier genoß damals den Vorzug eines außerordentlichen Stilllebens und es hat noch lange gedauert, ehe sie von dem Strom des modernen Lebens erfaßt und, leider, in ihrer äußeren Erscheinung und nächsten Umgebung so vollständig verändert wurde, wie der auf dem Hauptbahnhof Ankommende die alte Kaiser- und Bischofsstadt jetzt vor sich sieht. Noch lange Jahre dauerte es, ehe die Stadt durch eine Eisenbahn mit Saarbrücken verbunden wurde (1859) und noch 1866 und 1870 gab es keine direkte Eisenbahnverbindung mit Köln und Koblenz. Unser alter, ehrwürdiger Professor Steininger, der ausgezeichnete Erforscher der Geognosie der Eifel und ihrer Vulkane, behauptete sogar, es könne wegen der statischen und Terrainschwierigkeiten keine Eisenbahn nach Trier gelegt werden. Wir waren offenbar etwas stark hinter der Entwicklung der Dinge zurück. Das geistige Leben der Stadt, welches in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch durch so glänzende Namen wie Neller, Hontheim, Sandrart Müller vertreten war, hatte in den Stürmen der Revolution und unter dem Druck der napoleonischen Aera einen tiefen Niedergang erfahren. Als Preußen die Provinz übernahm, mußte mühsam fast alles neu geschaffen werden. Zwei Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit hatten sich inzwischen herausgebildet: der eine war „Die Gesellschaft für nützliche Forschungen", welche, unter der französischen Herrschaft noch begründet, ihre hauptsächlich auf Erforschung der römischen und mittelalterlichen Antiquitäten Triers gerichtete Thätigkeit unter der Leitung der Wyttenbach, F. J. Müller, Steininger fortgesetzt hatte. Der andere war das bischöfliche Priesterseminar, welches, von Clemens Wenceslaus nach Aufhebung des Jesuitenordens gestiftet, von Napoleon freundlich behandelt, in den dreißiger Jahren eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung gewann, die es über die Grenzen des Trierer Landes bekannt machte und mit der allgemeinen Entwicklung der theologischen Literatur in Zusammenhang brachte. Das war die Zeit, in welcher die hermesische Philosophie in dem Trierer Seminar vorgetragen wurde und Männer von hervorragender Bildung und tiefernstem Streben, wie der Regens und spätere Weihbischof Braun, die Professoren Biunde, Rosenbaum u. A. sich den Ausbau des von dem Meister angegebenen Systems angelegen sein ließen. Das System wurde bekanntlich in Rom verworfen und die hermesischen Professoren mußten ihrer Lehrthätigkeit entsagen. Nach dem Tode des edlen und milden Bischofs v. Hommer war, nach schweren Kämpfen mit der Regierung, Wilhelm Arnoldi als Bischof eingesetzt worden. Das war die Zeit, wo August Reichensperger in Trier erschien, um gleich Zeuge jener vielberufenen Ausstellung des heiligen Rockes zu sein, die der neue Bischof veranstaltete und die einen Markstein in der kirchlichen Entwicklung unsrer Gegenwart bezeichnen sollte. Reichensperger sah in dieser Veranstaltung eine providentielle Fügung; die kritischen Bedenken, welche damals Gildemeister und v. Sybel in ihrer bekannten Schrift äußerten, machten offenbar keinen Eindruck auf ihn und er betheiligte sich sofort und eifrigst an der durch dies Ereigniß hervorgerufenen „katholischen" Presse, wie sie sich jetzt namentlich in Luxemburg und Koblenz aufthat. So ward das Jahr 1844 für seine kirchlich-politische

Auffassung und Wirksamkeit ebenso bestimmend, wie seine Kölner Tage es für seine Kunstrichtung gewesen waren. Aber auch in Trier fehlten die Elemente nicht, welche letzterer Nahrung gewähren konnten. Der Bischof Arnoldi war freilich kein eigentlicher Gelehrter, obgleich er des Griechischen sehr mächtig war und eine geschätzte Chrysostomus-Uebersetzung herausgab. Aber wenn ihm eine kritische Einsicht in Geschichte und Alterthumskunde fehlte, so hatte er doch ein Herz für diese Dinge und er legte, wie später durch die Bildung eines archäologischen Diözesanvereins Interesse für die Erforschung der Trierschen Alterthümer an den Tag. Ausgebildeter war das Verständniß für diese Dinge und überhaupt für christliche Kunst und kirchliches Alterthum bei dem Professor der Kirchengeschichte und späteren Generalvikar Dr. Müller, der bald darauf, zum großen Leidwesen der Trierer, als Bischof nach Münster berufen wurde, wo er gerade nach dieser Richtung, als Beschützer der kunstgeschichtlichen Studien, eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Unter dem Klerus trat damals aber hauptsächlich der Domkapitular v. Wilmowsky als Alterthumskenner und Forscher hervor. Jahrzehnte hindurch war er das eigentliche archäologische Orakel der Stadt, vor allem dem Studium und der Restauration des Trierer Domes, aber auch der Erhebung aller Reste des römischen Alterthums hingegeben. Eine feine, vornehme, sehr hagere Gestalt, stets leidend und kränklich, sehr empfindlich und schwer zu behandeln. Die neuesten Forschungen haben einen großen Theil der von ihm hinsichtlich des römischen Trier gewonnenen Resultate, als unhaltbar erwiesen; aber es bleibt ihm doch eine reiche Fülle des Verdienstes. In dem Hause meines Vaters verkehrte der Kanonikus vielfach und ich verdanke ihm die ersten Anregungen zum Studium des Alterthums und der heimischen Geschichte. Daß ich später in Fragen der historischen Kritik anderer Ansicht war als er, daß ich namentlich an die unglücklicherweise von ihm protegirten Nenniger Inschriften nicht glaubte, hat ihn tief geschmerzt; meiner Verehrung für ihn als einen meiner ersten Lehrer hat das keinen Abbruch gethan.

Im Hause meiner Eltern lernte ich auch seit jenen vierziger Jahren die übrigen Männer kennen, welche damals antiquarischen Bestrebungen in meiner Vaterstadt oblagen. Da war der liebenswürdige belgische Baron de Roisin, eine behagliche breite Gestalt; er bewohnte das Kürenzer Schlößchen und war einer der begeistertsten Anhänger der in Frankreich von Caumont und Didron vertretenen Richtung, welche die Repristination der Gothik auf ihre Fahne geschrieben hatte. An Didrons „Annales archéologiques“ hat er sich als fleißiger Mitarbeiter betheiligt und in ihnen seine für die damalige Zeit achtenswerthe Monographie über den Trierer Dom (XII. 1852) veröffentlicht. Ferdinand de Roisin verließ später Trier und ging nach Belgien zurück, wo ich ihn 1867 zuletzt in Tournay besuchte. Der Umgang mit ihm hat jedenfalls sehr viel, vielleicht das Meiste dazu beigetragen, um Reichensperger in enge Fühlung mit der französisch-gothischen Schule zu bringen, welche 1846 auf einem archäologischen Kongreß zu Trier tagte. Hier konnten de Roisin und Reichensperger sozusagen die Honneurs einer Stadt machen, der sie Beide nicht durch Geburt, wohl aber durch Neigung angehörten. Der um die Publikation Trier'scher Alterthümer, namentlich der Kunstschätze wohlverdiente Architekt Friedrich Wilhelm Schmidt trat hier neben Wilmowsky in den Vordergrund: doch war die bescheidene und zurückgezogene Art dieses braven Mannes, dem ich auch manche Anregung verdanke, nicht geeignet, ihm eine führende Rolle zu gestatten. Pastor erwähnt auch noch unter den Männern, mit welchen Reichensperger viel verkehrte, den Maler Lasinsky; übergeht aber zwei andere Namen, die viel bedeutender sind und von denen der eine namentlich für A. Reichenspergers politische Entwicklung nicht ohne Bedeutung sein konnte. Das war der Advokat-Anwalt Theod. Regnier, neben dem späteren Bischof Matthias Eberhard die glänzendste geistige Potenz, welche Trier im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte. Regnier hatte sich ursprünglich dem Studium der Theologie zugewandt und war dann bei der bekannten Revolution der Insassen des bischöflichen Seminars (1831) mit 30 seiner Leidensgenossen relegirt und von der Verfolgung der geistlichen Laufbahn ausgeschlossen worden.[2]) Wäre er Priester geworden, so hätte die deutsche Kirche in ihm eine Kraft ersten Ranges und einen Prediger von wunderbarer Beredsamkeit gewonnen. Ich denke oft an diese Geschichte, wenn ich den Unverstand sehe, mit welchem bornirte und fanatische Seminarvorstände junge Talente von dem Priesterthum ausschließen, indem sie hinter jeder Selbständigkeit des Urtheils und des Charakters den Geist der Empörung wittern. Regnier wurde dann Jurist und war lange Jahre in Trier der angesehenste und gesuchteste Rechtsanwalt: 1848 vertheidigte er Karl Grün in dem berühmten Hochverrathsprozeß, 1856 gewann sein glänzendes Plaidoyer den Prozeß, welchen das Priesterseminar wegen Rückerstattung der ehemaligen Jesuitenkirche gegen den Fiskus angestrengt hatte.[3]) Regnier blieb stets ein überzeugter Katholik, aber er schloß sich der klerikalen Partei nicht an und war in den 1848 er Jahren mit dem ebenfalls hochbegabten, aber der klerikalen Partei sehr abgewandten Anwalt Karl Zell der Hauptvertreter der gemäßigt liberalen Tendenzen in Trier. Die Beziehungen zu diesem ausgezeichneten Manne, den Umstände und ein verhältnißmäßig früher Tod daran hinderten, eine größere Rolle im öffentlichen Leben Deutschlands zu spielen, konnten auf Reichensperger nicht ohne Einwirkung bleiben: wenn er aus diesem Kreise im Jahre 1848 eben heraustretend, sich sofort zu der Verfassungspartei bekannte, so läßt sich der Einfluß der Atmosphäre erkennen, in der er die letzten Jahre gelebt hatte. Einer gleichen, wenn auch anfänglich weiter nach links gehenden Richtung huldigte Eberhard, der damals eben zum Professor der Dogmatik am Seminar ernannt worden war und sich mit seiner vielberufenen Trauerrede auf die auf den Barrikaden des 18. März in Berlin Gefallenen eine dauernde Popularität bei dem Volke und eine ebenso dauernde Unbeliebtheit bei der Regierung erwarb. Auch mit ihm ist Reichensperger frühzeitig in Verbindung getreten und Beide haben viele Jahre als Abgeordnete im Landtag zusammen gearbeitet.

Die bildende Kunst fand in den vierziger Jahren in Trier noch wenig Pflege. Sie war seit den Tagen der Spätrenaissance, in welcher sie noch recht achtbare Leistungen in unserm Lande aufzuweisen hatte, im Trierschen fast gänzlich zerfallen. Das Empire hatte in dieser Hinsicht geringe Spuren zurückgelassen und was zwischen 1815—1850 an öffentlichen Bauten errichtet wurde, ging über den geistesarmen amtlichen Stil der Zeit wenig oder gar nicht hinaus. Man mag über den Werth

[2]) Vgl. die jetzt sehr seltene, höchst einseitige und leidenschaftliche Schrift „Urkundliche Darstellung der Vorfalle im Trierischen Seminar während des Monats August 1831“. Hanau 1834.

[3]) Vgl. Theodor Regnier, Plaidoyer in Sachen des bischöflichen Seminars zu Trier, die Jesuiten- oder Dreifaltigkeitskirche betr., gegen die evangelische Kirchengemeinde daselbst und gegen den kgl. preuß. Fiskus. Als Manuskript gedruckt. Trier, Lintz 1856.

der Gothik denken wie man will, sicher ist, daß die Anregung zu einem erneuten Kunstleben und insbesondere zu einer Wiederbelebung der Architektur bei uns von der Wiederherstellung der Kölner Domhütte ausging und daß den Männern, welche diesen Dombau betrieben, ein unvergängliches Verdienst, vorab an der Erneuerung der kirchlichen Baukunst, zukommt. A. Reichenspergers Aufenthalt in Trier, wo vorab unsre herrliche Liebfrauenkirche einen tiefen Eindruck bei ihm hinterließ, hat hier auch den Werth einer nicht zu unterschätzenden Episode. Im Verein mit den genannten Freunden regte er zur Beschäftigung mit der mittelalterlichen Architektur an und diesen Anregungen war es zu danken, wenn nun auch in den Mosel- und Eifel-Gegenden allmählich stilgemäßere Kirchenbauten sich anmeldeten und gesündere Grundsätze betreffs der Erhaltung und Restauration der Denkmäler platzgriffen. So hat manche Kirche meiner Heimath allen Grund, auch August Reichenspergers Andenken zu segnen. An ausübenden Künstlern konnte derselbe in Trier freilich nur wenige finden. Der brave Architekt Schmidt war mehr Theoretiker als Praktiker, doch machte er, wohl in Verbindung mit Reichensperger, meines Wissens den ersten Versuch eines gothischen Neubaues in der Pfarrkirche von Saarburg (1854—55), wo der geistvolle Philosoph Biunde als Pfarrherr über das Schicksal seiner hermesischen Philosophie den Rest seines Lebens gebrochenen Herzens vertrauerte. Von den Malern, die damals in Trier lebten, nennt Pastor nur Lasinsky unter Reichenspergers Bekannten. Es war Gustav Lasinsky, der Bruder des 1871 verstorbenen Landschaftsmalers Joh. Adolf Lasinsky, der gleich Jenem der Düsseldorfer Schule angehörte, zum Katholizismus übergetreten war und in den 40 er und 50 er Jahren in Trier lebte. Er ist später nach Mainz übergesiedelt, wo er noch einige Fresken im Dom nach Veit'schen Entwürfen malte und 1870 starb (vergleiche die unvollständigen Notizen über beide Lasinsky's in der D. B. XVII 732 f.). Als Historienmaler zeigte Lasinsky ein ernstes Streben und eine nicht zu verkennende Vielseitigkeit in der Wahl seiner bald den kirchlichen, bald den romantischen Heldensagen, bald der deutschen Geschichte entlehnten Stoffe; zu einer bedeutenden künstlerischen Individualität hat er sich nicht durchgerungen. Er war ein behaglicher, liebenswürdiger Junggeselle, in dessen großem lichtvollen Atelier in S. Barbara ich als Knabe manche Stunde mich vergnügt habe, und wo ich allerlei Leuten zu begegnen pflegte, die an Kunst und Alterthum nippten. Viel genialer veranlagt war ein anderer Trierer Künstler, den keine Kunstgeschichte nennt und der doch vielleicht, namentlich nach der koloristischen Seite, der begabteste Mann der damaligen Düsseldorfer Schule gewesen ist, das war Jakob Kieffer, den Pastor auch nicht nennt und vor dessen Können A. Reichensperger den größten Respekt hatte. Kieffer war als Zeichner den großen Gedanken P. v. Cornelius' treu geblieben, aber er hatte an den Venetianern auch malen gelernt: es ist ein Jammer, daß er in Trier zu wenig Gelegenheit fand, seine reiche Begabung als Maler, Bildhauer und selbst als Architekt zu bewähren und daß er daher den Antrag der Firma Villeroy-Boch annehmen mußte, in die Industrie überzutreten. Die in der ganzen Welt verbreiteten Mettlacher Bodenbelage sind, soweit sie den 60 er und 70 er Jahren angehören, wesentlich sein Werk. Später nahm er seinen Abschied aus Mettlach, wohnte noch einige Jahre in Düsseldorf und starb, 76 Jahre alt, zu Trier am 28. Januar 1891. Zwischen 1845 bis 1860 war er fast täglicher Hausfreund bei den Meinigen und ich habe aus dem Umgang mit dem geistsprühenden Manne vieles gelernt. Von den wenigen Bildern, die er schuf, konnte ich später die besten erwerben und der Schlußband meiner Geschichte der christlichen Kunst soll einiges davon mittheilen. Ob Reichensperger Kieffer schon vor 1848 kennen gelernt, ist mir nicht erinnerlich, später erkannte er bewundernd an, wie tief Kieffer in den Geist der gothischen Kunst eingedrungen, und wie sicher er die Formen desselben zu handhaben wußte.

Ich war noch ein Knabe von acht Jahren, als Reichensperger Trier verließ, so daß meine Erinnerung an seine Persönlichkeit aus dieser Zeit eine sehr oberflächliche war, aber sein Name haftete unter denjenigen, welche vielfach bestimmend auf meine früheste Jugend einwirkten. Ich habe ihn stets als einen der letzten Romantiker aufgefaßt und ich hatte als junger Mann nichts dagegen, wenn man mich selbst mit solchem Titel versah oder verrief. Nun freilich ist dann mit den Jahren ein starkes Stück nüchterner Kritik über mich hereingezogen und während August Reichensperger bis zuletzt ein Romantiker blieb, hat ihr eisiger Hauch mir gar vieles von den erfreulichen Einbildungen der Jugendzeit unbarmherzig hinweggestohlen.

Eine beträchtliche Erweiterung seiner Kenntnisse und seines Gesichtskreises verdankte A. Reichensperger seiner Reise nach England 1846, wo er nicht nur in Canterbury, London u. a. die mächtigen Denkmäler der englischen Gothik des Mittelalters kennen lernte, sondern auch zum erstenmal einer noch im Volke lebenden und fortwährend geübten gothischen Baukunst begegnete. Die Bekanntschaft mit Welby Pugin, damals dem bedeutendsten praktischen Gothiker Englands, war ihm ein bleibender Gewinn für sein ganzes Leben und es war auch nützlich, daß er den englischen Kunst- und Alterthumsvereinen thatsächlich näher treten konnte. Nach Trier zurückgekehrt, lebte er wieder den antiquarischen Studien, als dann die Revolution von 1848 einschlug und ihn wie seinen Bruder auf die politische Schaubühne führte. Peter Reichensperger war für den Kreis Kempen-Geldern, August von Bernkastel zum Abgeordneten nach Berlin gewählt worden und Letzteren schickte außerdem Euskirchen-Bergheim-Köln in die Frankfurter Nationalversammlung.

Die Technik auf der Pariser Weltausstellung.

I.

f. Bei einer so überwältigend großen Vorführung des gegenwärtigen Zustandes der Technik, wie sie in diesem Sommer in Paris geboten ist, richtet sich der Blick verständiger Beobachter von der verwirrenden Fülle der Einzelerscheinungen auf das Ganze, auf die für die Richtung der Entwicklung und den erzielten Fortschritt kennzeichnenden Züge. Sie sind unschwer wahrzunehmen für denjenigen besonders, der die letzten beiden Pariser Ausstellungen gesehen und ihr Bild sich eingeprägt hat; denn sie decken sich im wesentlichen mit der Bedeutung, welche in allen industriellen Thätigkeiten ohne Ausnahme die Elektrizität erlangt hat. Das Bild eines Fabrikbetriebes ist durch die Elektrizität vollständig geändert. Noch 1889 war die prächtige Maschinenhalle auf dem Marsfeld durchzogen von Wellen mit Riemscheiben und Riemen, um die Kraft der großen Dampfmaschinen auf die vielseitigen kleineren, im Betriebe zu zeigenden Maschinen zu übertragen. In diesem Jahre sieht man von alledem nichts; denn von vielen Besuchern kaum beachtet, haben die kraftspendenden Motoren ihre Stelle jetzt in nächster Nähe der Maschinen, die betrieben werden sollen, sozusagen zu deren Füßen und empfangen ihren Antrieb wiederum nahezu unsichtbar, durch Drähte oder Kabel, die ihnen von den großen Dynamo-

maschinen der Elektrizität zuleiten. Nur diese letzteren werden von den großen Dampfmaschinen unmittelbar und ohne irgend eine der eben gedachten, früheren Zuthaten in Bewegung gesetzt, so unmittelbar zuweilen, daß die 8—9 m im Durchmesser haltende Dynamo das Schwungrad der Dampfmaschine ersetzt. Mit diesen augenfälligen Aenderungen gegen sonst, welche anscheinend die Kraftvertheilung ganz außerordentlich vereinfacht, die Fabrik übersichtlicher und heller, auch minder geräuschvoll und gefahrvoll gemacht haben und den Vortheil bieten, daß nicht mehr Kraft zugeführt, als wirklich gebraucht und aller Leergang eines ausgedehnten Netzes von Transmissionen vermieden wird, hat sich ein Fortschritt ohne gleichen und in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts eine Wandlung vollzogen, deren Folgerichtigkeit so zwingend ist, daß der Uebergang aller Fabrikbetriebe größeren Zuschnitts zu dem neuen System nur eine Frage kurzer Zeit ist. Das Pariser Vorbild, im Grunde genommen eine Fabrik großen Stils in diesem Theil ihrer ausgedehnten Räumlichkeiten, entkräftet die letzten Bedenken. Die großartige Einfachheit dieser Betriebsweise, verbunden mit der gänzlichen Bedeutungslosigkeit der Entfernung zwischen Kraftquelle und Kraftverbrauchsstelle ist allzu einleuchtend, als daß ein Widerspruch gegen die unbedingte Güte dieses Fortschritts aufrechtzuerhalten wäre, zumal auch die Oekonomie der neuen Betriebsweise zu deren Gunsten spricht.

Steht somit die Pariser Weltausstellung von 1900 im Zeichen der „Elektrizität“, so ist es nur in der Ordnung, daß alles, was mit dieser Naturkraft zusammenhängt, das Interesse der Besucher an erster Stelle fesselt. Die Riesendynamos, deren größte und stärkste die deutsche Elektrotechnik gestellt hat, gehören zu den am meisten bewunderten Gegenständen der Ausstellung und mit Recht, nicht bloß ihrer imposanten Größe halber, sondern wegen des Wunders, das sich während ihrer Bewegung in jedem Augenblick vollzieht. Man vergegenwärtige sich nur ihre Wirkung. Die dem Dynamoprinzip zugrunde liegende Erfahrung ist in Kürze diese: Jede Aenderung des magnetischen Zustandes eines Magneten hat in dem benachbarten elektrischen Leiter die Entstehung eines elektrischen Stromes zur Folge, der gewissermaßen hervorgelockt, induzirt ist, daher Induktionsstrom heißt. Solche Ströme nun erzeugt man in der Dynamomaschine, indem man die vorgedachte Bedingung für die Entstehung durch die Bewegung von Magneten zwischen ruhenden elektrischen Leitern oder umgekehrt herstellt und sie zu fernerer Benutzung von ihrer Erzeugungsstelle ableitet. Wie erklärt sich nun aber diese Unerschöpflichkeit einer Kraft, die, von einer einzigen Dynamo ausgehend, 36,000—60,000 Glühlampen im Glühen erhält oder am weit entfernten Orte Maschinen antreibt, die 2000 bis 4000 Pferdekräfte zu ihrer Bewegung erfordern? Man sagt zur Erklärung, eine Kraft verwandle sich in die andere, die in der Kohle aufgespeicherte Wärme erzeuge Dampf, dieser in der Dampfmaschine mechanische Kraft, diese wieder Elektrizität, diese Licht oder nach Bedarf wieder Wärme oder mechanische Kraft. Das ist eine Beschreibung der offensichtlichen Vorgänge, aber keine Erklärung, wie es möglich ist, das wirkende Agens, das wir Elektrizität nennen und von dessen eigentlichem Wesen wir so wenig wissen, in thatsächlich unerschöpflichen Mengen aus mit Draht bewickelten Spulen oder ähnlich angeordneten Leitern zu ziehen. Ein Kessel stellt seine Dampfhergabe ein, wenn ihm nicht Wasser zur Neuerzeugung von Dampf zugeführt wird. Aus der Dynamomaschine aber quillt unaufhörlich und ohne daß die Arbeitsorgane aus Eisen und Kupfer eine bemerkenswerthe Abnahme ihrer Leistungsfähigkeit zeigen, die mächtige Kraft hervor, unter der alleinigen Voraussetzung, daß man die Bewegung der Maschine unterhält. Gegen dies Wunder, das sich vor unseren Augen vollzieht, das Entstehen eines mächtigen Etwas aus einem Nichts, treten viele sonst und jetzt noch gern mit diesem Namen bezeichnete Erscheinungen zurück, es ist in jedem Fall einer der zauberhaftesten Vorgänge, einer der glorreichsten Erfolge des Menschengeistes, die schlummernde Naturkraft zu wecken, um seinen Zwecken dienstbar zu sein. Kann dies Etwas, das wie da aus dem Nichts hervorrufen, materiell sein? Unsre Vernunft sträubt sich gegen diese Annahme wegen der Unerschöpflichkeit der Entstehung und andrerseits wegen des im Augenblick eintretenden Zurücksinkens in das Nichts, sobald entgegengesetzte Elektrizitäten sich vereinen. Wenn aber nicht materiell, wenn nur eine Bewegungsform unter vielen anderen des angenommenen Alles erfüllenden Aethers, besteht dann nicht die Möglichkeit, daß es dem Menschengeist gelingen wird, auch andere gegebene Bewegungsformen des Aethers, z. B. das Sonnenlicht, in ausgiebigster Weise in die bequeme Form der Elektrizität umzuwandeln?

Daß die in den Riesendynamos bewegten ungeheuren Massen die letzte Lösung der Frage, wie Elektrizität aufs billigste zu bereiten ist, bedeuten, wird Niemand für wahrscheinlich halten. Für absehbare Zeit aber werden sie es sicher sein; denn sie stehen erst am Anfang ihrer Wirksamkeit als die zur Zeit geeignetsten Instrumente der Uebertragung und Fortleitung mechanischer Kraft von Stellen, wo sie in verschwenderischer Fülle vorhanden, zu solchen, wo sie nutzbar zu machen ist. Trügt nicht alles, so wird eine nächste Weltausstellung, die kaum ferner zu sein braucht als die gegenwärtige von der letzten Pariser, wo erst ganz schüchterne Versuche der Kraftübertragung auf elektrischem Wege vorlagen, keine von danebenstehenden Dampfmotoren betriebenen Dynamos mehr kennen, wie deren etwa ein halbes Hundert heute im Dienst der Ausstellung steht, sondern sie wird ihren Ruhmestitel darin suchen, die licht- und kraftspendenden Dynamos am Meeresufer oder im fernen Gebirge zu betreiben, um die Kraft von Ebbe und Fluth oder reißender Gebirgswasser für die Ausstellung zu verwerthen. Als interessante Ausstellungsgegenstände werden auch dann wohl die Dynamos ihr Recht behaupten, aber sie werden gleich der größten, jetzt in Paris gezeigten, nur im Leergange gezeigt zu werden brauchen, vielleicht auch, wenn sie weiter gewachsen sein sollten, nur gezeigt werden können.

Denn für den Nichtbetrieb dieser von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin gebauten Dynamomaschine war bereits diesmal die Ueberlegung ausschlaggebend, daß weder die enorme von ihr beanspruchte Kraft von 4000 bis 4500 PS verfügbar, noch daß bejahendenfalls Verwendung für die zu liefernde ungeheure Strommenge war, die bei einer Spannung von 6000 Volt auch noch des Transformators bedurft hätte, um sie auf die 2250 Volt betragende Spannung der sonst in der Ausstellung vorhandenen Elektrizität zu bringen. Ihre Unthätigkeit thut der genannten Riesendynamo aber keinen Abbruch an der ihr gezollten Bewunderung, und wenn sie, wie es täglich für einige Stunden geschieht, leer geht, so überrascht ihr äußerst ruhiger Gang, weil er Zeugniß von der außerordentlichen Präzision der Ausführung ablegt. Für letzteres spricht auch der verhältnißmäßig leichte Unterbau und der Umstand, daß nach dem Aufhören des Antriebs 65 Minuten vergehen, bis der sich im feststehenden, ringförmigen Ankergehäuse drehende Magnetkranz zum Stillstand kommt. Daß Leergang möglich, ohne daß die dynamische Wirkung eintritt, erklärt sich daraus, daß alle Dynamos dieses Typ von Drehstromgeneratoren der Erregung ihrer Magneten bedürfen, um ihre Thätigkeit zu beginnen. Für die Erregung besitzt eine jede einen Gleichstromgenerator von 40—60 PS zur Erzeugung eines Gleichstroms von 100 bis 200 Volt Spannung.

Der Entwicklung der Dynamo-Maschine zu ihrer gegenwärtigen Größe parallel gegangen ist eine Entwicklung der Motoren in der Richtung auf gesteigerte Größe und Leistungsfähigkeit. Kaum 10 Jahre trennen uns von der ersten Dynamo von 1000 PS, heute sind Typen von 2000—3000 PS an der Tagesordnung und weitere Fortschritte in dieser Richtung nur davon abhängig, ob Verwendung für die erzeugte Strommenge vorhanden ist. Daß hiezu bei der vielseitigen Anwendung von Elektrizität Gelegenheit gegeben ist, beweist eine interessante Ankündigung von der vorerwähnten Riesen-Dynamo der „A. E.-G.“. Es heißt da, daß zur Zeit acht Maschinen desselben Kalibers bei den Berliner Elektrizitätswerken in Montage begriffen, zehn weitere aber von derselben Stelle in Auftrag seien. Natürlich bedarf es dazu in Berlin auch der Dampfmaschinen von je 4500 PS. Stehende Dampfmaschinen in dieser Größe wurden bis vor wenigen Jahren in Deutschland nicht gebaut, sondern meist aus Gent von Van den Kerkhove oder aus Winterthur von Gebr. Sulzer bezogen. Das ist jetzt anders geworden. Die Ausstellung enthält allein von den Vereinigten Augsburger und

Nürnberger Fabriken drei Dampfmotoren von 2500—3000 PS und eine von A. Borsig in Berlin von 3000 PS. Alle fungiren als Antrieb von Dynamos. Auch in Frankreich hat nach Maßgabe der in der recht bedeutenden französischen elektrotechnischen Abtheilung vorhandenen großen Motoren der Dampfmaschinenbau in der gekennzeichneten Richtung einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen, ebenso in Belgien, Oesterreich und Ungarn, während England und Amerika, von denen Gleiches bekannt ist, in der Ausstellung und durch die Ausstellung sehr wenig hievon erzählen; denn Amerika hat gar keine, England nur wenige Dampfmaschinen ausgestellt, darunter allerdings einige interessante Typen. Als solche sind sowohl eine vollständig eingekapselte Compoundmaschine mit dreifacher Expansion von Willans u. Robinson in Rugby, die 175—200 Umdrehungen in der Minute macht, als auch vor allem die Parsons'sche Dampfturbine zu bezeichnen. Parsons (New Castle) hat der Dampfturbine eine ganz neue Gestalt gegeben. Er vertheilt die Flügel auf drei an derselben Welle sitzende Trommeln, deren im Umfang größte den schon expandirten Dampf empfängt, wendet also das Compound-Prinzip auf die Turbine an und erreicht damit eine erstaunliche Dampfausnützung und einen außergewöhnlich ruhigen Gang, der sehr wirksam in der Ausstellung dadurch illustrirt ist, daß die Maschine auf einem Holzgerüst montirt wurde. Parsons ist der jetzt vielgenannte Erfinder des von seiner Maschine getriebenen Bootes, das mehrfach schon die Schnellzugsgeschwindigkeit von 36 Knoten in der Stunde erreicht haben soll. Ohne Zweifel haben Dampfturbinen für den Antrieb von Dynamomaschinen gewisse Vorzüge gegen Kolben-Dampfmaschinen, weil sie Schnellläufer sind und auch den Dynamos mit Vortheil große Umfangsgeschwindigkeiten gegeben werden. Dies hat auch der Société Laval in Paris, Patentinhaberin der Laval'schen Dampfturbine, Anlaß gegeben, ihre Erzeugnisse dem Betriebe von Dynamos anzupassen. Die im Betriebe gezeigte Laval'sche Turbine macht allerdings eine Reduktion von 9000 Umdrehungen des Motors auf 800 der Dynamomaschine in der Minute nothwendig, also immerhin eine starke Uebersetzung, wenn auch im umgekehrten Sinne wie bei den Kolbenmaschinen. Vor allem interessant als Antrieb von Dynamos erschienen die in der Schweizer Abtheilung ausgestellten mächtigen Turbinen für Wasserbetrieb; denn bei Verwirklichung der oben eröffneten Aussichten auf die fernere Entwicklung der Elektrizitätserzeugung sind diese Turbinen die berufenen Vermittler zwischen Naturkraft und Dynamo!

Mittheilungen und Nachrichten.

Albert Grünwedel, Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Führer durch die Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij. (Leipzig. F. A. Brockhaus 1900, XXXV und 244 S., 188 Abbildungen.) — Diejenigen, welche trotz der Zeitläufte sich für ostasiatische Kunst und Religion in freundlichem Sinne interessiren, besitzen schon von der Hand Albert Grünwedels einen unschätzbaren Führer: „die buddhistische Kunst in Indien,“ jetzt in zweiter Auflage in der Sammlung der Handbücher des Königlichen Museums in Berlin erschienen. Mit diesem Muster von klarer und präziser Darstellung einer unendlich schwierigen Materie in der Hand kann man es wagen, auch das neue Werk Grünwedels zu betrachten und zu verstehen zu versuchen. Denn ist der Weg durch die buddhistische Kunst in Indien schon kein leichter, so ist der Urwald der Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei und der bildlichen Darstellungen dieser Mythologie fast nicht zu durchdringen; kein Führer war bisher vorhanden, der in diesem Dunkel den Weg zeigte; selbst diejenigen, die in ihm leben (die Lamas sind selbst über vieles im unklaren) können die Richtung nicht bezeichnen. Wir bewundern den hochgelehrten Verfasser und größten Kenner der ostasiatischen Kunst in Deutschland, daß er sich in dieses Wirrwarr und in diese Oede hineingewagt und sich glücklich durchgearbeitet hat, so daß jetzt der erste Fußpfad — so meint er bescheidenerweise wohl selbst — durch diese Wildniß hindurchführt, als Vorarbeit für die breitere Straße.

Fürst Uchtomskij, der Begleiter Kaiser Nikolaus' II. auf der Orientreise, Herausgeber des dieselbe beschreibenden Werkes und Besitzer einer großartigen Sammlung ostasiatischer Kunstgegenstände, hat das Vorwort zu Grünwedels Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei geschrieben. Denn das große russische Reich hat Interesse an dieser religiösen Entwicklung; bekennen sich doch einige Hunderttausende Nomaden und Halbnomaden innerhalb des russischen Reiches zu dem Tibetischen Buddhismus. Wiewohl Fürst Uchtomskij es beklagt, daß die Missionsthätigkeit es nicht richtig anfängt, um den unter russischer Botmäßigkeit stehenden Heiden zur geistigen Wiedergeburt zu verhelfen, scheint die russische Regierung doch mehr die frommen buddhistischen Burjäten zu protegiren, von denen jährlich Hunderte auf die Wallfahrt durch die Mongolei nach den Zentren tibetischer Gelehrsamkeit ziehen. Dieses Element trägt unbemerkt tief in die innersten Wildnisse Asiens hinein, mitten in halbunbekannte Einöden, lebensvolle Vorstellungen vom weißen Zaren und vom weißsteinigen Moskau, aus welchem das riesenhafte Reich erwachsen ist, jenes Moskau, welches die kleinen orientalischen Brudervölker an sich zu fesseln sucht, nicht durch Kampf allein, nicht durch Härte, sondern durch Wohlwollen. Man muß nur bei Grünwedel zufällige Bemerkungen dazu nehmen: wie z. B. S. 78, Abb. 63 ein tibetischer Khubilgan, d. h. die Manifestation eines Bodhisatva, besuchte das russische Transbaikalien; oder das weibliche Gegenstück des Buddhabegriffes, die Göttin Tara, ist in dem Kaiser von Rußland (seit Elisabeths und Katharina's Zeiten) inkarnirt: um zu verstehen, wie geschickt Rußlands Propaganda für sich — nicht das Christenthum ist. Das ist die russische Mission bei den Heiden.

Grünwedel behandelt in drei Kapiteln: 1. Die Entwicklung des buddhistischen Pantheons in Indien, 2. die Geistlichkeit (die indischen Heiligen; die Heiligen des älteren Buddhismus in Tibet; die Mongolenbekehrer und die gelbe Kirche, d. h. die Reformation des Lama's von Tsoṅ-kha-pa, geb. 1355 n. Chr.). 3. Die Gottheiten (Schutzgottheiten; Buddhas; Bodhisatvas; die Göttinnen (Tara's s. oben und Dâkinîs, die etwas ähnliches sind); die Dharmapâlas, Beschützer der Religion, d. h. übernommene indische Gottheiten, welche die Religion des Buddha gegen die Dämonen ihrer eigenen Machtsphäre vertheidigen; Lokalgottheiten. Daran schließen sich höchst gediegene gelehrte Anmerkungen mit erschöpfenden Literaturnachweisen, die Quellen der Abbildungen (Orientreise, Sammlung Uchtomskij 2c.) und ein Glossar. Das interessanteste Kapitel ist das erste. Darin ist eine kurze Lebensbeschreibung des Buddha (Marco Polo gibt Ende des 13. Jahrhunderts schon einen korrekten und erstaunlich vorurtheilsfreien Bericht) und eine treffliche Erklärung des Wesens seiner Religion enthalten. Ueberhaupt gibt Grünwedel ausgezeichnete Definitionen. „Bodhisatva heißt das Wesen, welches durch eine besondere Heilsthat mit dem ausgesprochenen Wunsche, Buddha zu werden, seine Qualifikation dazu erlangt hat, d. h. einer, dessen Wesenheit (satva) die Erkenntniß (bodhi) ist“. Ein wichtiger uns besonders nahestehender Abschnitt darin ist die Graeco-buddhistische, besser lokal gesagt Gandhâra-Kunstperiode, denn die spätantiken römischen Kunsteinflüsse sind eben so bedeutend. Die Leser der Beilage zur Allgem. Ztg., welche Friedrich Hirths treffliche Abhandlung „Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst“ nicht unmittelbar kennen, sind durch Hch. Bulle's belehrende Anzeige davon (A. Z., Beil. 1897, Nr. 41) und durch zwei Aufsätze von Friedr. Hirth (A. Z. Beil. 1898, Nr. 147 u. 148), in diese Periode eingeführt worden. Der Typus des Buddha, lesen wir bei Grünwedel, wird geschaffen auf Grund des alten Apolloideals; die Komposition des sterbenden Buddha ist nach der Art spätantiker Sarkophagreliefs aufgebaut. Wer wird, wenn er das Heer des Mâra, des Dämons der Leidenschaft, die gegen Buddha kämpfenden Dämonen, sieht, in der Komposition (die Fratzengesichter natürlich außer Betracht gelassen) nicht die der Trajan- oder Marc Aurel-Säule erkennen? Vor der Gandhâra-Periode wird Buddha nur durch Symbole bezeichnet. So zieht sich ein Faden vom griechischen Apoll zu der heutigen religiösen Kunst Japans. Thatsächlich ist ja die indische Kunst die jüngste aller orientalischen Kunstübungen. Kein bedeutendes Denkmal geht über das dritte Jahrhundert v. Chr. hinauf. Die Gandhâra-Periode läßt Grünwedel um 100 n. Chr. anfangen.

Der Beginn der Beziehungen zu Griechenland muß aber doch noch ein viel früherer gewesen sein. Wenn Indien in der Kunst nur rezeptiv war, so war es in der Philosophie der Geber. Furtwängler hat in einem sehr lesenswerthen Exkurs in seinem Gemmenwerk (III, S. 257 ff.) sich sehr energisch für die Herkunft der Pythagoraeischen Seelenwanderungslehre aus Indien ausgesprochen. Und hat man nicht (Furtwängler Nr. III, S. 75 und die Tafeln dazu) altgriechische Gemmen im nordwestlichen Indien, in Punjab gefunden? Merkwürdigerweise sind auf beiden bei Furtwängler abgebildeten Gemmen (aus 8. 7. vorchristl. Jahrhundert) Vögel mit Schlangen in den Krallen abgebildet: Für den alten Indier und für den späteren Buddhisten mögen diese Garudas, dämonische Vögel und Feinde der Nâgâs (Schlangen) darstellen. Und hat auch von Indien aus keine direkte Rückwirkung auf die Kunst des Abendlandes mehr stattgefunden, so meine ich doch z. B.: das in der buddhistischen Mythologie künstlerisch dargestellte Motiv (p. XVIII.), die Herniederkunft des „weisen Lehrers“ vom Himmel auf die Erde in Gestalt eines Elefanten, wie er in die süßschlummernde Mâjâ (Mutter des Buddha) eingeht, kehrt in der Darstellung des griechischen Physiologos wieder (s. Allgem. Ztg. Beilage 1900, Nr. 115), wie das Einhorn (Christus) sich im Leib der Jungfrau Maria niederließ. Denn das Einhorn hat in der christlichen Mythe den indischen Elefanten ersetzt. Was in der bekannten Rückert'schen Parabel „Das Kameel am Holsterbaum“ ist, ist bei Rudolf v. Ems (in Barlaam und Josaphat, und das ist nichts anderes als die Buddhalegende) das Einhorn, in den buddhistischen Avadanas der Elefant (s. Allgem. Ztg., Beilage 1890 vom 28. Juli). — Wir haben uns so lange bei den allgemein interessirenden und auch für weitere, nicht fachmännische Kreise bestimmten Theilen des Grünwedel'schen Buches aufgehalten, daß wir auf den eminent wissenschaftlichen Hauptinhalt nur kurz eingehen können. Es war keine geringe Mühe, sich durchzuarbeiten. Welch ein sacrificium intellectus muß der Verfasser zeitweise gebracht haben, um dieses Material zu sammeln und zu sichten! Denn, gestehen wir offen: dieses tibetisch-mongolische, zum größten Theil aus Indien übernommene Pantheon ist ein höchst uninteressantes, langweiliges, abstoßendes. Das, was wir Westländer am Buddhismus schön und verehrungswürdig finden, ist in diesen Inkarnationen und Hierarchien, in dieser Dämonen- und Zauberwirthschaft, in diesen Vergöttlichungen einzelner Eigenschaften und Applikation brahmanischer Götter auf den Buddhismus — und zwar geschah dies nur zur Machtstärkung seiner gelben und rothen Hierarchie — nicht zu finden. — Die ausgezeichneten Abbildungen von in vollendeter Technik hergestellten buddhistischen mythologischen Gestalten werden zweifellos der modernen Kunst, resp. dem Kunstgewerbe, die jetzt ja nach Ostasien auch mit rezeptiven Augen blicken, trotz der Bizarrerien dieser Mythologie große Dienste leisten können. M.

μσι. Von den **Reden Gotamo Buddho's** aus der mittleren Sammlung Majjhimanikâyo des Pâli-Kanons, zum erstenmal übersetzt von **Karl Eugen Neumann** (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1900) liegen nunmehr zwei weitere Lieferungen (die 2. und 3. des II. Bandes) vor. Diese umfassen das „Buch der Mönche“ und das „Buch der Pilger“, d. i. die 61.—80. Rede. Beide Hefte bringen insbesondere für die Kenntniß des buddhistischen Mönchslebens, für die Lehre Buddho's und ihre Befolgung ein außerordentlich reiches Material. In der Rede Bhaddâli (65.) allein schon spiegelt sich das ganze uralte Ordensleben dieser durch nichts als eine große Idee zusammengehaltenen ersten Jünger des Vollendeten. Die 76. Rede (Sandako) bietet u. a. überaus scharfe und bezeichnende Charakteristiken für die gleichzeitigen Sekten, die mutatis mutandis selbst heute noch auf verschiedene philosophische Richtungen angewandt werden könnten. Der kulturelle, religionsgeschichtliche und vor allem philosophische Gehalt auch dieser beiden Lieferungen ist wieder überaus reich, nur liegt er, wie natürlich, nicht immer gerade auf der Oberfläche. Den Laien stößt vor allem die Form, namentlich die auf die Spitze getriebenen Wiederholungen (jede Antwort wiederholt die Frage; das Maximum findet sich auf Seite 339), ab. Hat er sich aber einmal „hineingelesen“, so schält sich ihm auch immer deutlicher der köstliche Kern von selbst heraus. Die Anmerkungen Neumanns sind diesmal vorwiegend philologischer Natur, was der philosophische nicht-indologische Leser gleich uns bedauern mag; nur hier und da bietet eine kurze Note weite Ausblicke auf überraschende, oft sehr weitabliegende Parallelstellen in der Weltliteratur, die wieder von der stupenden Belesenheit des Herausgebers zeugen. Wie wenig der Wiener Gelehrte Uebersetzer im landläufigen Sinne ist, beweist das überall sichtliche Vermögen, die Sprache zu beherrschen, statt sich von ihr beherrschen zu lassen. So wird er da und dort im Interesse des prägnantesten Ausdrucks zum glücklichen Wortschöpfer, wo ein Anderer vielleicht nur ein abgebrauchtes Cliché gefunden hätte. Er scheut dabei selbst vor charakteristischen und zugleich überall verständlichen Wiener Lokalausdrücken, wie „Tandelmarkt“ (p. 314), nicht zurück. Man merkt es eben, daß man es nicht mit einem kurzsichtigen Stubenphilologen, sondern mit einem mit der Bildung seiner Zeit gesättigten Gelehrten zu thun hat, der überall die Zusammenhänge erkennt und vor allem von einem glühenden Enthusiasmus für die Sache, der er dient, beseelt ist. Man lese nur — sie sind zugleich der beste Kommentar zu seiner Ausgabe der Reden Gotamo Buddho's — K. E. Neumanns ältere Schriften: die „Buddhistische Anthologie, Texte aus dem Pâli-Kanon“ (Leiden 1892) und ganz besonders den kritischen Anhang zu seiner meisterhaften Uebertragung des Dhammapadam (Der Wahrheitpfad, Leipzig 1893), der für die philosophische Stellung dieses echten Jüngers Schopenhauers und Buddha's nicht nur überaus bezeichnend ist, sondern auch weil ab von aller trockenen Pedanterie, von Geist und Laune sprudelt. Insbesondere empfehlen wir diesen glühenden Wahrheitserguß des „an der Quelle sitzenden Knaben“ unsern esoterischen Geheimbuddhisten angelegentlichst.

* **Lausanne.** Der ordentliche Professor für neutestamentliche Exegese an der hiesigen Universität, Ernst **Combe**, ist nach längerer Krankheit gestorben.

* **Aus Rußland.** Wie man der „Frkf. Ztg.“ aus St. Petersburg berichtet, starb in **Riga** am 27. August der Gymnasiallehrer Pawel Wassiljewitsch **Schein** im 74. Lebensjahre. Er hat sich um die russische Folkloristik große Verdienste erworben und u. a. großrussische und weißrussische Volkslieder gesammelt, die von der St. Petersburger Akademie herausgegeben worden sind.

* Der deutsche Ichthyologe Dr. Rudolf **Hessel**, der sich große Verdienste um die Fischzucht in Amerika erworben hat, ist in **Washington** den Folgen eines Hitzschlags erlegen. Er war 1825 in Baden geboren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. Tropea: La stele arcaica del Fòro Romano. 2 Hefte. (Separatabzug aus der Rivista di storia antica 1899 und 1900.) Messina 1899 und 1900. — **Berichte über Handel und Industrie.** Bd. 1, Heft 26. Berlin, Heymann. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. 15. Band, 5./6. Heft. Ebd. 1900. — **B. v. Kayser:** Die Gewerbsmäßigkeit im Glücksspiel. Berlin, Hoffmann 1900. — **W. Schickenberg:** Die Lösung der Stenographiefrage in Deutschland. Hannover, in Komm. bei Robolsky-Leipzig 1900. — **Margarete Bruns:** Die Lieder des werdenden Weibes. Minden i. Westf., Bruns. — **A. Wirth:** Abriß der Geschichte Afrika's. Bonn, Georgi 1901. — **Prof. L. Schenk:** Aus meinem Universitätsleben. 2. Aufl. Halle, Marhold 1900. — **Gartenlaube-Kalender** 1901. Leipzig, Keils Nachf.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

August Reichensperger.

Von Franz Xaver Kraus.

II.

Aus der politischen Laufbahn Reichenspergers hebe ich nur die äußeren Umrisse heraus, um Platz zu gewinnen für eine Darlegung seiner Grundsätze und Anschauungen auf diesem wie auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete.

Noch im Mai 1848 traf A. Reichensperger in Frankfurt a. M. ein, wo er in dem Gartenhause Steinle's in Sachsenhausen Wohnung nahm und bald seine Ernennung zum Kammerpräsidenten beim Landgerichte zu Köln vorfand. Wenige Tage später ging er nach Berlin, um mit seinem Bruder Peter der Eröffnung der preußischen Nationalversammlung beizuwohnen. Sofort bekämpfte er die auf Proklamation der Revolution ausgehenden Anträge Reichenbachs und Behrends vom 4. und 8. Juni und die von der Linken ausgegangene Beleidigung des Prinzen Wilhelm. Zurückgekehrt nach Frankfurt a. M., betheiligte er sich an dem Zusammenschluß der katholischen Abgeordneten zur Nationalversammlung, einer Vereinigung, die nachmals sehr weit auseinandergehende Namen — Adams, Blömer, Clemens, Gredler, Arndts, de Lasaulx, Phillips, Döllinger, Max v. Gagern, v. Linde, Buß, v. Ketteler, Beda Weber, Förster, Janiszewsky, v. Radowitz, Bischof Müller, B. Geritz v. Ermland, den Fürstbischof Diepenbrock — in sich beschloß. Als Vizepräsident dieser Vereinigung genoß August Reichensperger den Vorzug einer unflätigen Anfeindung seitens der Radikalen. Den Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann begrüßte er als einen Freudentag. Bei der Berathung der Grundrechte trat er für die persönliche Freiheit, weiter für die Beseitigung jedes die Freiheit der Kirche beschränkenden Ausnahmegesetzes ein. Der General v. Radowitz hatte sich (als Vorsitzender der Vereinigung) „aus höherm Interesse der katholischen Kirche“ gegen die Verbreitung des Jesuitenordens über ganz Deutschland ausgesprochen; im Jahre 1893 stellte A. Reichensperger gelegentlich einer Zeitungspolemik fest, daß dies nicht seine, Reichenspergers, Meinung gewesen, daß aber auch Hr. v. Radowitz dabei nicht an Ausnahmegesetze gedacht habe. Reichenspergers Antrag auf Unabhängigkeit der Kirche blieb so, wie er ihn formulirt, in der Minorität (377 Stimmen gegen 79), wogegen der Antrag des Dekans Künzer aus Konstanz zur Annahme gelangte: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber, wie jede andere Gesellschaft im Staate, den Staatsgesetzen unterworfen. Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden, einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedürfen sie nicht.“

Man sieht, wie die Kämpfe späterer Zeit und selbst der Gegenwart sich bereits in jenen Frankfurter Tagen ankündigten. Auch ich weise mit Pastor (I, 261, A.) die Auffassung Onckens (Zeitalter K. Wilhelms I. 202) zurück, welcher von einem „Feldzug des Umsturzes, der Entzügelung und der Eroberung spricht, den der politische Katholizismus damals begann und der in der Nationalversammlung eine Zurückweisung erlitt“; aber daß zwei Weltanschauungen, die sich gegenseitig noch nicht überschauten, wohl aber sich gegenseitig witterten, hier bereits zusammenstießen, wird man nicht in Abrede stellen können.

Die Ermordung Lichnowsky's und Auerswalds (18. September) warf ein furchtbares Licht auf Verhältnisse, inmitten derer sich Reichensperger so unwohl als möglich fühlen mußte. In den Verhandlungen über Oesterreich (24. bis 27. Oktober) sprach er sich aufs entschiedenste gegen die Lostrennung desselben von Deutschland aus, welche „möglicherweise einen Riß durch das Herz unsres Vaterlands“ machen könne. Indessen unterlag das großdeutsche Programm (Wahl Ed. Simsons zum Präsidenten der Nationalversammlung, 18. Dezember; Verkündigung des kleindeutschen Programms durch Heinrich v. Gagern), das Reichensperger fortfuhr, im Sinne des Klubs des „Pariser Hofs“ unter Befürwortung eines Fürstendirektoriums mit abwechselndem Vorsitze Oesterreichs und Preußens zu vertheidigen (1849, 16. Jan.), wobei er sich denn auch gegen das preußische Erbkaiserthum aussprach, so „verlockend dasselbe auch für uns Preußen sei“. Preußen müßte, behauptete er, bei einem solchen Experiment in Deutschland aufgehen; was sowohl nach Ansicht der Altpreußen als auch seiner, eines Neupreußen, sehr gefährlich sei. Er leugnete auch, daß das preußische Erbkaiserthum das Gewicht der öffentlichen Meinung in Deutschland für sich habe. Die großdeutsche Partei setzte am 21. März noch die Verwerfung des preußischen Erbkaiserthums mit 283 gegen 252 Stimmen durch, indessen kam der Erbkaiser doch durch den Pakt mit der Linken auf der Basis eines demokratischen Wahlgesetzes zur Annahme (27. März). Bei der definitiven Wahl des Königs Friedrich Wilhelm IV. enthielt sich A. Reichensperger der Abstimmung mit 248 Abgeordneten gegen 290. Am 12. April schrieb er: „die fixe Idee des schwarz-weißen Erbkaiserthums, der Oesterreich mit etwas Einsicht und Energie so leicht den Garaus hätte machen können, ist im Begriff va banque zu spielen.“ Er sah den Bürgerkrieg vor der Thüre. Am 25. April hielt er seine letzte Rede in Frankfurt. Die großdeutsche Partei, herabgeschmolzen bis auf 40 Mann, konstituirte sich als einen Verein, der seine Aktion auf ganz Deutschland ausdehnen sollte und dessen Glaubensbekenntniß

das ungeschmälerte Deutschland ohne Ausschluß Oesterreichs, weder ein Erbkaiserthum noch sonst irgend ein Kaiserthum (?); kein Kleindeutschland, aber eine einheitliche Verfassung mit einheitlicher Regierung für alle gemeinsamen Angelegenheiten, mit allen eine starke Bundeszentralgewalt bedingenden Mitteln, endlich eine die Freiheit und die Volksrechte verbürgende Volksvertretung forderte. Dieses Programm, welchem auch A. Reichensperger seine Unterschrift beigesetzt hatte, trug den Stempel des sterilen Doktrinarismus an sich, indem es sich an der Hauptfrage, in wessen Hand die Zentralgewalt und die Exekutive zu legen sei, vorbeidrückte. Einem Manne wie Bismarck mußte schon damals klar sein, daß die Lösung der deutschen Frage nicht aus dem Schatz dieser Elemente hervorgehen werde. Mit dem künftigen Reichskanzler fand sich denn A. Reichensperger bald darauf (25. März 1850) in Erfurt zusammen, wohin ihn der Landkreis Köln als Abgeordneten gesandt hatte. Simson war zum Präsidenten des kleindeutschen Parlaments, Otto v. Bismarck-Schönhausen unter die Schriftführer gewählt worden. Derselbe äußerte damals zu A. Reichensperger: „mein seliger Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin!" Weder der Eine noch der Andere haben das Spiel in dem Erfurter „Knüppelparlament" sehr ernst genommen. Als die „Parlamentsbude" noch kurzem Dasein geschlossen wurde (29. April), machte Reichensperger seinem „Reiseteufelchen" die Konzession einer Erholungsfahrt nach Prag, Wien, Salzburg und München.

Eine neue Aera eröffnete sich für ihn, als er am 5. April 1851 von dem Wohlkreis Lüdinghausen-Beckum zum Abgeordneten in die Zweite Kammer nach Berlin gewählt wurde. Er war inzwischen, schon seit dem 1. November 1849, als Rath am Appellationsgerichte in Köln eingetreten, eine Stellung, in der er bis zu seiner Pensionirung verblieb. In Berlin ließ er sich mit seinem Bruder Peter im Centrum des Abgeordnetenhauses nieder und hielt da am 13. Januar 1852 seine erste Rede über die Freiheit der Presse. Es war die wichtigste Epoche seiner politischen Thätigkeit, als er hier, zu einer Zeit „wo selbst ultromontane Blätter, wie die „Deutsche Volkshalle" sich bei dem Sturm auf die Verfassung betheiligten", in Gemeinschaft mit seinem Bruder fest zur Verfassung hielt, unterstützt durch die Zustimmung seiner belgischen und französischen Freunde, insbesondere Montalemberts (I, 352 f.) und im lebhaften Gegensatz gegen den Pariser „Univers", wie nicht minder gegen die Kreuzzeitungspartei und die Mehrheit der Kammer, welche für den „nackten Polizeistaat nach modernstem französischen Zuschnitt" schwärmte. Es fehlte Reichensperger auch in der Heimath nicht an Gegnern; doch hatte er die Genugthuung, auf der katholischen Generalversammlung zu Köln (6. bis 9. September 1858) zum Präsidenten gewählt zu werden. Den Abschluß dieser Epoche bildet das von beiden Brüdern entworfene Programm, welches an die Regentschaft des Prinzen von Preußen anknüpfte und, vollauf für die Verfassungsurkunde eintretend, Preußen „die schwierige, aber hohe Aufgabe stellte, den konfessionellen Gegensatz zu versöhnen, der noch Gottes Zulassung unser Volk in zwei Hälften theilt". Man konnte einwenden, daß der Bestand einer sich „katholisch" nennenden, also konfessionellen Fraktion eine befremdliche Beleuchtung dieser Forderung darstelle, und in der That ging aus Anregungen, welche diesen Gedanken betonten, nach den Neuwahlen vom November 1858 der Vorschlag Mallinckrodts hervor, eine Namensänderung vorzunehmen, der sich auch August Reichensperger geneigt gezeigt hatte. Seither ist die offizielle Bezeichnung derselben „Fraktion des Centrums (Katholische Fraktion)", also ein Doppelnamen zu beliebigem Gebrauch, nur daß die Ausschließung von Nichtkatholiken in den Statuten nicht zu finden war.

In der neuen Session nahm A. Reichensperger zunächst mit dem Centrum Stellung gegen das von der Regierung eingebrachte Ehegesetz: er verwarf damals sowohl die obligatorische als die fakultative Zivilehe. Den Ausbruch des Krieges 1859 sah er mit tiefem Kummer, doch glaubte er anfangs auch der Fraktion Zurückhaltung empfehlen zu müssen. Montalembert schrieb ihm damals (12. April 1859): „alle Blicke sind auf Preußen gerichtet, man wundert sich, daß das preußische Parlament schweigt". Der Vertreter des liberalen Katholizismus unterläßt denn nicht, Reichensperger zu versichern, daß er jetzt zu den ersten Notabilitäten Deutschlands gehöre und den ersten Rang unter den deutschen Katholiken einnehme. August Reichensperger quittirte diese Captatio benevolentiae, indem er im „Correspondant" (August 1859) zugunsten Oesterreichs und des heil. Stuhles eintrat, die „Augsb. A.-Z." und insbesondere die „machiavellistische Politik" der „Kölnischen Zeitung" scharf angriff und auf eine Pression seitens der revolutionären, egoistischen Politik Palmerstons zurückführte, welche „ihren Ursprung in dem Hasse gegen die katholische Kirche und den Heiligen Stuhl" habe. Wie seltsam der Graf Montalembert damals die Situation ansah, ersieht man aus einem Schreiben desselben vom 29. Dezember, in welchem es heißt: „wenn man bedenkt, daß Preußen dem „Constitutionnel" und der „Patrie" den freien Eintritt in sein Gebiet gestattet und zugleich die „Historisch-politischen Blätter" verbietet, so erinnert man sich des schrecklichen Bildes, welches unser großer Bossuet von einer von Gott verlassenen Nation entworfen hat. In dieser traurigen Lage haben Sie große Pflichten. Sie haben auf edle Weise ein Ansehen erlangt, welches eine mächtige Waffe im Dienste des Rechts und der Wahrheit ist. Im Jahre 1848 sprach man in Deutschland von der rettenden That. Heute handelt es sich um eine rettende Stimme, und diese müssen Sie von der Tribüne des preußischen Parlamentes ertönen lassen." Niemond kann für den Grafen Montalembert größere Verehrung hegen als ich; aber bei Licht besehen, waren solche Aeußerungen und Exhortationen nichts mehr als Don Quichotterien, welche auf einer ganz dilettantischen Beurtheilung der politischen Lage und insbesondere derjenigen Italiens beruhten. Daß die „Gothaer" damals August Reichensperger bei der Präsidentenwahl durchfallen ließen, wird man ohne Mühe verstehen. Aus der Einladung des Letzteren zur Prinzessin von Preußen und der Ertheilung des Rothen Adler-Ordens 4. Klasse (!) am 29. Januar 1860 herleiten zu wollen, daß der Hof damit seine Unzufriedenheit über die Zurücksetzung Reichenspergers durch die Gothaer markiren wollte (I, 403), scheint mir etwas sehr gewagt. Die italienisch-römische Frage tritt jetzt für Reichensperger und die Seinigen in den Vordergrund. Er sieht in dem italienischen Feldzug Napoleons III. das Bündniß der Revolution mit dem Absolutismus und sagt dem sardinischen Königthum voraus, daß es mit der Verschacherung Savoyens seinen Stamm an der Wurzel abgesägt hat, um ihn anderwärts hinzutransportiren, wo er eine Zeitlang eine künstliche Existenz und scheinbare Blüthe fristen mag. Raub, Mord, Verrath, Abfall von der Kirche können nichts dauerndes begründen" (I, 403). Dem entsprach der Bericht, welchen er an Montalembert

unterm 8. April gab. Inzwischen rückten mit der neuen Militärvorlage (Entwurf v. 10. Febr. 1860) ganz neue Dinge an die Abgeordneten heran; die Centrumsfraktion ward von den Liberalen durch eine sich immer tiefer grabende Kluft geschieden. „Eine angreifendere und widerwärtigere parlamentarische Kampagne," schreibt A. Reichensperger am Schluß der Session (23. Mai), „als die abgelaufene, habe ich seit der Frankfurter Nationalversammlung nicht mehr durchgemacht. Die Verblendung unsrer Liberalen grenzt ans Unglaubliche — vor allem merken sie nicht, daß ihr va banque-Spiel nur zum Vortheil der Demagogie, resp. des Despotismus, ausschlagen kann. Der Haß gegen alles Autoritative, Traditionelle, also vor allem gegen die Kirche, welcher an die Stelle der früheren Verachtung getreten ist, scheint mir die Grundursache jener Verblendung zu sein."

Im Juni d. J. hatte Reichensperger in Köln den Besuch Montalemberts. Wie übereinstimmend bei Beiden die Beurtheilung der römischen Frage sich erhielt, bezeugt dann der Brief Reichenspergers an Jenen vom 15. Oktober 1860, in welchem er sich über die durch die Niederlage Lamoricières bei Castelfidardo (18. Sept.) geschaffene Lage ausläßt. Beiden ist die Frage der Temporales ganz identisch mit derjenigen der Kirche. Dieselben Gesichtspunkte legten dann die Gebrüder Reichensperger in der Schrift „Deutschlands nächste Aufgaben" vor, welche als ihr gemeinsames politisches Glaubensbekenntniß zu Ende 1860 ausging. Die Verfasser kommen in ihr zu dem Ergebniß, was den Grund zu den Uebeln der heutigen Generation gebe, sei, „der prinzipielle Abfall von der Idee des Rechts und der Wahrheit, ja von der Idee überhaupt"; der drohende Krieg (mit Frankreich!) und schon der italienische Krieg seien mit innerer Nothwendigkeit aus dem System und Wesen des Imperialismus herausgetrieben. Der deutsche Bundestag könne sich demgegenüber nicht neutral verhalten; sobald Venetien angegriffen werde, müsse er auf Grund des Artikels 47 der Wiener Schlußakte in Berathung treten und die Verpflichtung zur Hülfeleistung aussprechen (I, 415).

Diese Ueberzeugungen waren gewiß an sich höchst respektabel: trotzdem ist und bleibt für mich diese Schrift der beiden Reichensperger der eklatante Beweis, daß ihren Verfassern jedes tiefere Verständniß für die moderne politische Entwicklung fehlte und daß hinsichtlich der schwebenden Frage ihr Urtheil sich nicht aus den Banden der Metternich'schen Politik, die so viel Unsegen über Italien und Deutschland gebracht hatte, zu erheben wußte. Die ganze Schrift war eine archäologische Reminiscenz, inhaltlich ein veralteter Doktrinarismus, im Vortrag ein matter Abglanz dessen, was einstmals Joseph Görres und Jarcke uns viel gewaltiger gepredigt hatten. Man begreift, mit welchem Entzücken A. Reichensperger die Montalembert'schen Briefe an Cavour (1861) verschlang, und wie peinlich er durch das „untowart event" der Döllinger'schen Odeons-Vorträge über die römische Frage berührt wurde, welches ihm als ein vielen frommen Katholiken gegebenes Aergerniß erschien (I, 422). Alle diese Dinge waren wenig erquicklich, es kamen auch Sachen in der Fraktion vor, über welche sich A. Reichensperger beklagt — er wirft selbst seinem Bruder Peter vor, daß er ihn die Last der Debatte allein tragen lasse und nur bei Lieblingsmaterien als Redner auftrete (I, 425). So wird er es müde, sich als „Mädchen für Alles" ausnützen zu lassen und gelangt zu dem Entschlusse, kein Mandat mehr anzunehmen. Indessen läßt er sich erweichen und erscheint auch nach den Neuwahlen im Frühling 1862 wieder als Abgeordneter von Bekum. Es war die Aera des Konflikts und die Stellung des Centrums erschien doppelt schwer und verantwortlich. Man muß es den Brüdern Reichensperger nachrühmen, daß sie in der Frage der Armeereorganisation und des Konflikts eine weise vermittelnde Stellung einnahmen und ein hohes Maß von Unbefangenheit, Mäßigung und — Königstreue an den Tag legten. A. Reichensperger schreibt an seine Frau, das Abgeordnetenhaus wolle dem König durch sein Votum ins Gesicht schlagen, „was ich nicht mitmache, weil ich mich nicht dazu hergeben mag, die Geschäfte der Demokraten und damit die der Revolution zu machen" (I, 453). Bismarck schien damals den beiden Reichenspergern für ihre Haltung aufrichtig Dank zu wissen. „Wir sind," schreibt August am 23. Mai 1862, „sozusagen die einzigen Stützen der Regierung in der Kammer. Zweifelsohne wird der katholischen Sache abermals schlecht dafür gelohnt werden. Allein die anderen Parteien (Gothaer und Demokraten) sind noch unzuverlässiger und überdies gefährlicher für Recht und Freiheit" (I, 463).

Ich habe diese Dinge manchesmal ruhig erwogen, und ich komme nicht darüber hinweg, daß die Haltung der beiden Reichensperger 1861 und 1862 die Regierung und den Ministerpräsidenten insbesondere dauernd verpflichtet hat und daß dies Verhalten sie und ihre Fraktion für immer vor einer Behandlung hätte schützen müssen, wie sie ihnen in den Jahren des Kulturkampfes zutheil wurde.

Reichenspergers Verhalten in der Konfliktszeit fand übrigens auch in katholischen Kreisen keine allgemeine Zustimmung. Namentlich beklagte er sich über die Beurtheilung seiner Thätigkeit durch die „Köln. Blätter". Kein Wunder, daß er der Berliner Tretmühle zu entrinnen suchte und nun wirklich einen — freilich nicht definitiven — Abschied vom politischen Leben nahm. Er glaubte die Schonung seiner Gesundheit auch seiner Familie schuldig zu sein. So lehnte er am 23. September 1863 die Annahme einer Wiederwahl ab.

In Mitte all dieser politischen Händel hatte August Reichensperger nicht aufgehört der christlichen Kunst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zahlreiche kleinere Reisen in Deutschland konnten in den Ruhepausen, welche das parlamentarische Treiben ihm ließ, ausgeführt werden. Im Herbst 1851 hatte er England zum zweitenmal besucht und zwar in Gesellschaft seines Freundes Thimus. G. G. Scott, der Erbauer des Westminsterkapitels, war ihr Führer in London und Pugins Umgang auch diesmal eine Quelle der Belehrung. Im Spätsommer 1853 ging A. Reichensperger wieder nach Paris, 1856 sehen wir ihn nachmals in London in regem Verkehr mit Scott und Beresford Hope. Im August 1861 wohnte er dem Kunstkongreß in Antwerpen bei, wo er mit Weale, Bethune, Cuypers, Alberdingk-Thijm tagte. Das Jahr 1864 sah ihn auf dem Katholikenkongreß in Mecheln, das folgende als Vizepräsident der katholischen Generalversammlung in Trier, wo er sich zwar an den Verhandlungen vielfach beschäftigte, aber eigentlich keine hervorragende Rolle spielte. Es war der erste und letzte Kongreß dieser Art, welchem ich beigewohnt habe. Die Beobachtungen, welche ich damals machte, waren mir ebenso interessant als lehrreich. Zu jener Zeit hielten sich die Spitzen des geistigen Lebens unter den deutschen Katholiken noch nicht von diesen Versammlungen zurück; wenigstens einige derselben, wie der Hofrath Phillipps aus Wien, waren erschienen. Der beredte und liebenswürdige Stadtpfarrer Thissen aus Frankfurt a. M. fungirte als Vorsitzender der Sektion für Wissenschaft und Presse und hatte mich ersucht, das Sekretariat hier zu übernehmen. Unter den

Anträgen, welche zur Diskussion eingelaufen waren, befand sich ein erster entschiedener Angriff gegen den Schulzwang und gegen das Schulaufsichtsrecht des Staates. Ich hatte kurz zuvor dem Ausbruch des Schulstreites in Baden angewohnt; Hr. Lucas in Regensburg hatte seine Brandschrift „Der Schulzwang ein Stück moderner Tyrannei" geschrieben: es war kein Zweifel, daß von dieser Seite beabsichtigt war, den Streit nach Preußen hinüberzutragen. Unter den Trierischen Mitgliedern gab es sehr loyale Katholiken, vorab der Regierungs- und Schulrath Dr. Kellner, der weithin bekannte Pädagog, und der Gymnasialdirektor Dr. Relsacker, welche, falls die Generalversammlung sich auf diese Anträge einließ, ihrer Regierung gegenüber in eine ganz schiefe Stellung gerathen mußten. Die Herren suchten mich auf und legten mir ihre Noth vor; weder der Eine noch der Andere fand es aber angezeigt, Hrn. Lucas und Genossen persönlich entgegenzutreten. Ich schlug ihnen vor, das Zustandekommen der ganzen Verhandlung zu verhindern, und ich setzte dann den maßgebenden Persönlichkeiten auseinander, daß das Eingehen auf diesen Gegenstand und die Abfassung gewisser Beschlüsse eine durch nichts motivirte Herausforderung der preußischen Regierung darstelle, die hinsichtlich der Leitung der Schule mit der Kirche im besten Einvernehmen lebe, von den Katholiken aller Länder mit Recht beneidete Einrichtungen gewähre und deren Gastrecht man hier genieße. Thissen ging sofort auf diese Gesichtspunkte ein und setzte es durch, daß von einer prinzipiellen Diskussion über den Schulzwang abgesehen werde. Was er (Verhandl., amtl. Bericht S. 167) über die Sache sagte, war im wesentlichen, was ich ihm darüber vorgelegt hatte; es war auch den Führern kein Zweifel darüber gelassen, daß ein Aufrallen dieser Frage nicht ohne eine sehr scharfe Zurückweisung bleiben werde. So kamen wir damals an diesem Vorspiel des Kulturkampfes vorbei, freilich nicht, ohne daß der Vorsitzende des Kongresses, Frhr. Heinrich v. Andlaw, mir nach der Zerstörung seines Feldzugsplanes einen Blick „stechender Hochachtung" zusandte. Die Leute, denen die Concordia Sacerdotii et Imperii schwer im Magen liegt, fingen damals an, mir jenen liebenswürdigen Haß zu widmen, dessen ich mich heute noch erfreue. Es fiel mir, offen gestanden, damals auf, daß August Reichensperger den Fanatikern der „freien Schule" in keiner Weise entgegentrat. Ein Jahr darauf, während des böhmischen Feldzugs, besuchte er wieder Belgien, die Saar und Mosel, trauernd um Oesterreichs Niederlage und nur des Einen froh, daß wenigstens die „verruchten Italiener" gedemüthigt wurden (I, 583). Die Reise nach London mußte er wegen der drohenden Choleragefahr aufgeben. Wiederum ging A. Reichensperger 1867 nach Brüssel und machte dann seinem Freunde Montalembert einen Besuch in Rixenaert, wo er diesen schon schwer krank fand. Jetzt ging er aber auch nach England, wo er von Scott und Beresford freundlich aufgenommen wurde und den gelehrten Liturgiker Canon Rock kennen lernte. In Bedgebury Park genoß er mit dem genialen Gothiker Burges die Gastfreundschaft Hope's, besuchte Pugin in Ramsgate und kam über Amiens, Metz und die Mosel nachhause zurück. Für das norddeutsche Parlament lehnte er (Februar 1867) ein Mandat ab. Sein Beruf führte ihn im April 1868 nach Düsseldorf, wo er den Assisen präsidirte und mit den Malern der Düsseldorfer Schule, insbesondere Andreas Achenbach, Knaus, Deger und mit dem edlen Kupferstecher Keller verkehrte. Im August besuchte er das Seebad Blankenberghe, wo er seither Stammgast geblieben ist. Er lernt da Richard Simpson kennen, der ihm bestätigt, daß Newman, Renouf, Acton mit Döllinger zusammengehen und der seinem Verdruß über Manning, Ward, die „Civiltà cattolica" und den Syllabus Pius IX. Luft machte. Alles das mißfällt Reichensperger sehr (I 599). Besser kommt er mit dem milden Laforêt aus, dem bekannten Rektor der Löwener Universität. Auch Laforêt hatte als Vertreter des Ontologismus die Feindschaft der Jesuiten befahren; aber, wenn er die Uebertreibungen der Manning und Ward beklagte, meinte er doch auch, Döllinger habe sich festgerannt, indem er nichts mehr von Rom wissen wolle. Amüsant ist jedenfalls Laforêts Aeußerung: es sei zu wünschen, daß jeder Papst drei Jahre Bischof in Amerika gewesen sei (I, 599). Ich brachte denselben Sommer in Belgien zu, wo ich für meine Sammlung der christlichen Inschriften der Rheinlande die belgischen Bibliotheken durcharbeitete. In Brüssel verkehrte ich damals täglich mit P. Victor de Buck, dem gelehrten Haupte des Bollandistenkollegiums. Dieser geistvolle und edle Jesuit, welchem ich seither in sehr intimer Freundschaft verbunden blieb, äußerte sich über die schwebenden kirchlichen Händel ganz wie Simpson, der von Blankenberghe herübergekommen war, und mit dem ich ebenfalls, nicht ohne großen Nutzen und Genuß, verkehrte. Er war ein ausgezeichneter Shakespeare-Kenner und hat ein bekanntes Werk über die Sonette Shakespeare's geschrieben. Nicht sehr lange darauf ist er schon aus diesem Leben abgerufen worden.

Im Jahre 1869 hatte A. Reichensperger den Assisen in Elberfeld zu präsidiren. Dann ging er nach Mainz, um mit Friedrich Schneider über die Domkuppel zu konferiren: noch gingen damals die Wege dieser beiden ausgezeichneten Männer nicht so weit auseinander als später, wo unser hochverehrter Mainzer Freund sich entschiedener der Renaissance zuwandte und mit den Reichensperger'schen Ansichten in hellen Konflikt gerieth. Es folgte eine Reis nach Bayern, wo das moderne München Reichensperger geradezu anekelte und er nur in dem gothischen Rathhausbau einigen Trost fand. Im Herbst treffen wir ihn in Ostende, wo er mit Jules Helbig zusammenkommt, den er in seiner kunstgeschichtlichen Auffassung und Richtung bestärkt: noch heute legt die Art und Weise, wie Helbig die „Revue de l'art Chrétien" leitet, Zeugniß so von der Stärke wie von der Einseitigkeit dieser Eindrücke ab. Zwischendurch ist es natürlich immer und vor allem der Kölner Dombau und sein Fortgang, der A. Reichenspergers Theilnahme in Anspruch nimmt; 1870 sehen wir ihn auch besonders für die Restauration der Abteikirche in Knechtsteden und den Limburger Dom bemüht.

Es kam das Jahr 1870. Der Verfasser der Reichensperger'schen Biographie spendet uns über diese so folgenschwere Zeit nur 3½ Seiten und einige Aufzeichnungen Reichenspergers, aus denen zunächst hervorgeht, daß er die Opportunität der Definirung der Unfehlbarkeit bekämpfte, einige weitere, die seine rasche und völlige Unterwerfung dokumentiren, endlich ein paar Sätze über den Ausbruch des Kriegs, die deutschen Siege und Napoleon in Wilhelmshöhe; dann die Notizen über seinen Entschluß, wieder eine Wahl in den Reichstag anzunehmen. Dieser drei Seiten lange Bericht steht so außer Verhältniß zu der Breite der übrigen Darstellung und zu der Bedeutung der inneren Kämpfe und Bewegungen, welche das Jahr 1870 in einem Manne wie A. Reichensperger hervorrufen mußte, daß man unwillkürlich vor die Alternative gestellt wird: entweder gleitet die Darstellung absichtlich über sie und andere unangenehme und unbehagliche Dinge hinweg — oder die Magerkeit des hier Gebotenen ist auf eine höchst oberflächliche Anschauung

der Ereignisse von 1870 bei dem Helden der Darstellung zurückzuführen. Ich möchte August Reichensperger die Unehre nicht anthun, mich für letztere Annahme zu entscheiden.

Darwinismus von heute.

Von Dr. med. Eugen Albrecht.

I.

Die vorläufigen Programme der Volkshochschulkurse in den verschiedenen Städten werden voraussichtlich im Laufe der nächsten Jahre noch manche Aenderungen erfahren, ehe ein ungefährer Standard dessen, was in denselben geboten werden soll und darf, allgemeinere Geltung erlangt hat. Für manche Gegenstände wird es sich als nothwendig erweisen, Kurse für Anfänger und für Vorgerücktere einzurichten: denn es ist klar, daß auch ein ganz oberflächliches Eindringen in manche Materien für unvorbereitete Zuhörer nicht in der kurzen Zeit möglich ist, welche zu Gebote steht. Manche der bisher aufgenommenen Themata werden auch, weil in der kurzen Spanne Zeit die Erwerbung des nothwendigen Mindestmaßes vorauszusetzender Kenntnisse nicht denkbar ist, völlig wegfallen müssen.

Nach der mir vorliegenden Schrift von Klaatsch[1]) zu urtheilen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieses Loos die „Darwin'sche Lehre" fürs erste treffen wird oder doch treffen sollte; zum mindesten soweit es sich hiebei um die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl handelt und soweit die von Klaatsch gegebene Art der Darstellung als Muster gelten soll. Es ist das betrübend, wenn man erwägt, wie viel gerade mit darwinistischen Schlagwörtern im Publikum — und anderswo — gesündigt wird, und wie nützlich hier vielfach eine genauere Belehrung über die wirkliche Tragweite und den Geltungsbereich der Selektionstheorie sein würde. Aber andrerseits ist eine sachgemäße Erörterung der hier in Betracht kommenden Fragen nicht wohl denkbar, ohne ein ziemlich reichhaltiges und möglichst erschöpfend gekanntes Material biologischer Thatsachen: systematisch und vergleichend zoologischer, botanischer, pflanzen- und thiergeographischer, paläontologischer, physiologischer und allgemein biologischer, endlich auch embryologischer und anatomischer Kenntnisse. Klaatsch hat es unternommen, im ersten Abschnitt seiner Schrift von all diesen Gegenständen das Unentbehrlichste zu bringen. Es muß gesagt werden, daß die Darstellungsweise hier wie in den folgenden Abschnitten außerordentlich klar und einfach ist.

Indessen macht schon der Gegenstand der einleitenden „Ueberblicke" eine gewisse Abrundung jedes einzelnen Abschnittes und damit die Aufnahme vieler Dinge nöthig, welche für das Folgende entbehrt werden könnten;[2]) und es zeigt sich im Verlauf der weiteren Kapitel in der That, daß nur auf wenige der im ersten Theile aufgeführten Thatsachen im folgenden zurückgegriffen wird. Gerade dies aber — z. B. der Artbegriff, die paläontologischen Daten, Variabilität, Vererbung hätten wieder mit Nutzen schon in den vorliegenden Abschnitten eine ausführlichere Darstellung erfahren können; ähnlich etwa, wie dies Zacharias in seiner populären Darstellung des Darwinismus (Webers Katechismen Nr. 136) mit Glück versuchte, und wie dort, so hätten vielleicht auch hier, unter Verzicht auf eine zusammenhängende und abgesonderte Darstellung, die nothwendigsten Daten der Zellenlehre, Entwicklungsgeschichte rc. jeweils an passender Stelle im späteren Text eingestreut werden können. Eine eigentliche Verwerthung der so im Fluge gewonnenen biologischen Kenntnisse für die Kritik der Darwin'schen Lehre ist ja für den unvorbereiteten Zuhörer ohnehin unmöglich.

Nach einer kurzen Besprechung der vor Darwin aufgetauchten verwandten Ideen und einer etwas panegyrisch gehaltenen Skizze von Darwins Leben bespricht Klaatsch von den näheren Grundvoraussetzungen der Theorie ausführlicher die Gesetze der Vererbung, die Veränderlichkeit (Variabilität und Mutabilität) der Arten, um alsdann entlang dem bekannten Gedankenwege von der künstlichen Zuchtwahl auf die natürliche, von dieser aus zu der sie ergänzenden sexuellen Zuchtwahl zu gelangen. Den Schluß macht eine Betrachtung über „soziale Zuchtwahl", welche in ähnlicher Weise, wie das Büchner[3]) vor einigen Jahren that, die Begründung gewisser sozialistischer und anarchistischer Glaubenssätze auf den „Darwinismus" zu stigmatisiren unternimmt.

Ich muß, um zunächst bei diesem Punkt einen Augenblick zu verweilen, gegen eine derartige „Nutzanwendung" entschieden protestiren. Die Selektions-Problemhypothese ist aufgestellt, um für ein biologisches Problem, die Entstehung, bezw. Erhaltung der heute lebenden Formen — eine gewisse Kategorie ursächlicher Momente zusammenzufassen; ob man sie annimmt oder verwirft, hat mit religiösen und sozialen oder politischen Folgerungen, welche vergleichsweise sich anzubieten scheinen, nichts zu thun. Klaatsch selbst hebt dies in der Einleitung hervor, und es ist nur zu bedauern, daß er nicht zum Schluß auf diese Verwahrung zurückgekommen ist, statt sich selbst dagegen zu versündigen. Wenn man aber überhaupt — ähnlich wie man z. B. das Leben des Organismus mit dem Staatsleben vergleicht u. s. w. — auch für die Gesetze der Form-Entwicklung und -Erhaltung im gesellschaftlichen und politischen Leben zusehen will, wie weit „Selektion" als erklärendes Prinzip für dieselben anwendbar ist, so wäre dafür eben wieder, wie für den „Darwinismus", eine Darstellung der biologischen Voraussetzungen, so hier eine wenigstens in den Umrissen skizzirte Erörterung der für die menschliche Gesellschaft u. s. w. geltenden wirklichen Prämissen zunächst zu geben — eine Aufgabe, die selbstverständlich außer den Bereich der vorliegenden Schrift fällt — und darauf erst könnte, Schritt um Schritt, ein recht peinlich erwogener und andauernd verklausulirter Vergleich versucht werden. Derselbe würde, wie mir scheint, ohne weiteres mit einer ganzen Anzahl der so gebräuchlichen unreifen Phrasen aufräumen. Statt dessen bringt nun aber der Autor auf ganzen vier Seiten eine eilige Ableitung der „sozialen Zuchtwahl" aus dem „Herdenleben" unsrer Vorfahren, eines großen Theils der moralischen Eigenschaften, insbesondere des Pflichtgefühls aus dieser sozialen Zuchtwahl, und gelangt im Anschluß daran nach einer kräftigen, aber nicht weiter begründeten Verdammung der „Abwege sozialer Bestrebungen" zu einer „Anwendung der Zuchtwahlgesetze auf die kämpfenden Nationen" und zu guten Hoffnungen für unser Volk im „Ringen um die Weltherrschaft". . . . Für alle Leser und

[1]) Grundzüge der Lehre Darwins. Allgemein verständlich dargestellt von Dr. med. Hermann Klaatsch, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Mannheim 1900. Verlag von J. Bensheimer. (Die Schrift ist zum Leitfaden für einen derartigen Volkshochschulkurs über Darwinismus bestimmt.)

[2]) Eintheilung des Thierreichs. Linnée's System. Die Zellenlehre. Der Aufbau des Körpers aus Geweben und Werkzeugen. Die Entwicklung des Einzelwesens. Die Stellung der jetzt lebenden Thierformen auf Grund der Entwicklungslehre. Die Geschichte der lebenden Wesen in früheren Erdperioden.

[3]) Darwinismus und Sozialismus. Leipzig 1894.

Zuhörer, welche wirklich, wie der Verfasser in der Einleitung fordert, sich sorgfältig in den Stoff vertiefen, kann diese Art des Moralisirens doch höchstens Opposition hervorrufen.

Aber das sind vielleicht Nebensachen: wie steht es mit dem Kern des Ganzen, mit der Darstellung der Darwin'schen Lehre,[4]) ihrer Voraussetzungen, ihrer Begründung?

Ich gestehe, daß ich auch diesem Theil der Darstellung in sehr vielen Punkten nicht zustimmen kann. Es ist in den verflossenen Jahrzehnten mehr und mehr Uebung geworden, nach einer kurzen Darlegung der klaren und geistvollen Grundgedanken der Selektion sich bei jeder auffallenden und unerklärlichen biologischen Thatsache einfach darauf zu berufen, daß dieselbe „nur durch natürliche Zuchtwahl erklärbar" sei. Von jener bescheidenen Zurückhaltung, welche Darwin selbst zu wiederholtenmalen äußerte, ist seit langer Zeit in darwinistischen Schriften nichts mehr zu spüren, und doch gilt noch heute, was er einst einem Freunde schrieb: „Glauben Sie nicht, daß ich so blind bin, nicht zu sehen, daß in meiner Theorie zahlreiche ungeheure Schwierigkeiten liegen; dieselben scheinen mir aber geringer zu sein, als die in der gewöhnlichen Anschauungsweise enthaltenen". Die nachlässige Begründung und Erörterung der zugrunde liegenden Voraussetzungen und die allzu geschwinde Installation der Selektionstheorie wird aber dadurch nicht besser, daß sie so gebräuchlich ist; und heute, wo eine ganze Anzahl ernsthafter Forscher der Ansicht ist, der Darwinismus sei eine „Nasführung des Jahrhunderts", ein wüster Spuk, aber auch ein „Holzweg", ist jede neue Publikation, die auch nur stellenweise jene Fehler an sich trägt, ein Schaden für die Selektionslehre selbst.

Für Jeden, welcher sich die Ausdrücke: Ueberleben des Passenden, Zuchtwahl u. s. w. nur einen Augenblick ernstlich überlegt, ist klar, daß alle die zu erhaltenden oder auszumerzenden Formen zuerst gegeben, entstanden sein müssen: daß also gerade unsre biologische Grundfrage, diejenige nach den formbildenden Ursachen in der belebten Natur, von der Selektionstheorie gar nicht berührt werden kann. Das plastische lebende Substrat, die Entwicklungsfähigkeit, Anpassungsfähigkeit der Lebewesen, die Variabilität und Divergenz ihrer Formen und so vieles andere sind ja die Voraussetzungen dieser Formbildung, welche ihrerseits erst der künstlichen oder natürlichen Zuchtwahl das Material liefert. Die fundamentale Ueberlegung wird zumeist nur flüchtig oder gar nicht hervorgehoben; die „Erhaltung" der bestangepaßten Form (survival of the fittest) in der Konkurrenz um die Daseinsbedingungen wandelt sich im Nu in „Entstehung" derselben um, und nunmehr ist es natürlich ein Leichtes, beliebig wunderbare Dinge, deren Zweckmäßigkeit und Vortheil einleuchtet, als durch Zuchtwahl „entstanden" zu bezeichnen. Da gibt es dann eine gewisse Anzahl recht evidenter und überraschender Beispiele, in welchen diese Nützlichkeit bestimmter Eigenschaften als vollkommenste Anpassung besonders hervortritt; und indem diese Zweckdienlichkeit das zu Erklärende, gleichsam als Erklärung selbst genommen wird, ergeben sich dann unzählige, ebenso genußreiche, als für die Befestigung der Theorie wenig werthvolle Ausführungen. So gewiß es ist, daß kein Lebewesen bestehen kann, welchem eine im Daseinskampf ausschlaggebende (selektionswerthige) Eigenschaft mangelt aber ungenügend entwickelt ist („Untergang des Unangepaßten"), so wenig kann in dieser (einigermaßen tautologischen) Feststellung der Entstehungsgrund der betreffenden — oder gar sämmtlicher — Charaktere gesehen werden.

Man kann Klaatsch nicht wohl von dem Vorwurf freisprechen, daß er diese wichtigste und immer wieder übersehene Restriktion der Selektionslehre als Reservatio mentalis zurückgehalten hat und statt dessen eine Erklärung der Zweckmäßigkeitsentstehung ankündigt:[5]) „Wie ist sie (‚die Zweckmäßigkeit in der Beziehung der lebenden Wesen zu den sie umgebenden Bedingungen') also entstanden? Wie hat sich die unendliche Fülle von nützlichen, zweckmäßigen Einrichtungen herangebildet, welche Thiere und Pflanzen in ihrem Aeußeren, wie in ihrem Bau zeigen?"

Ein anderes wichtiges Moment, welches eingehendere Besprechung erheischt, ist dies, daß Ueberleben des passenden Individuums noch bei weitem nicht Erhaltung der selektionswerthigen Variation in der Descendenz, Erhaltung der „Art" bedeutet, daß hiezu Verhinderung von Kreuzung, von Ausgleich, durch kürzere oder längere Zeiten hindurch nothwendig ist (Isolationshypothese M. Wagners u. s. w.). Daß diese Schwierigkeit existirt, erwähnt Klaatsch nicht einmal. Aehnlich verhält es sich mit der Voraussetzung, daß thatsächlich zu allen Zeiten und gerade in jenen Perioden, die vor unsrer heutigen Fauna und Flora liegen, in welchen diese entstand, diese so erbitterte Konkurrenz[6]) um die Daseinsbedingungen zwischen den variirenden Angehörigen derselben Art u. s. w. stattgefunden habe. Es gibt viele Gründe, die dagegen angeführt werden können und angeführt worden sind. Ebenso steht es mit der Frage nach dem „Selektionswerth" kleiner Variationen, einem der meistumstrittenen Punkte in der Selektionslehre, welche von Klaatsch ebenso, wie das gewöhnlich geschieht, mit ein paar charakteristischen Beispielen erledigt wird; mit der Frage nach der relativen Antheilnahme der „inneren" und der „äußeren" Ursachen in der anpassenden Formbildung. Dieselbe wird bei Klaatsch, wie dies gewöhnlich der Fall ist, zu einem Preislied auf die umwandelnde Macht der äußeren Bedingungen (z. B. S. 115, 119, 136).

„Nachdem wir gesehen haben, daß jede solche Entwicklung von den äußeren Bedingungen im weitesten Sinne beherrscht wird" — sagt Klaatsch auf S. 136. Leider dürften seine Zuhörer in der That diese Ueberzeugung aus dem 5. Kapitel („Natürliche Zuchtwahl") gewonnen haben: aber nur deßhalb, weil die blendende Argumentirung und die mangelnde Hervorhebung der Schwierigkeiten und Zweifel sie von reiflicherem Nachdenken in der ihnen ungewohnten Materie abhielt. In Wirklichkeit käme indeß Jemand, welcher in Lamarck'scher Weise mit zweckentsprechender direkter Anpassungsfähigkeit der Organismen, mit Variation und Vererbung rechnete, für die meisten angeführten Beispiele ebenso gut, d. h. ebenso schlecht aus und würde ebensowenig zu einem eigentlichen Verständniß der hier schlummernden Fragen gelangen wie derjenige, welcher alle „Anpassungen", von den Protozoen bis zu Walfischen, Fledermäusen, Vögeln, Landwirbelthieren schlankweg durch natürliche Auslese „erklärt".

Die erbliche Uebertragung erworbener Eigenschaften (innerhalb gewisser Grenzen) erschien zu Darwins Zeiten selbstverständlich, sie ist für Darwin eine unbe-

---

4) Ich bespreche im folgenden nur die Selektionshypothese, nicht die Descendenzlehre.

5) S. 99, Einleitung des Kapitels über natürliche Zuchtwahl.

6) „Alle Mitglieder einer Art befinden sich untereinander in einem heftigen Kampfzustand, auch wenn äußerlich nichts davon zu bemerken ist." (S. 104).

strittene Voraussetzung der Selektion. Heute wird man indeß wohl oder übel auch mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß die Selektionstheorie vielleicht auch ohne diese Annahme ihre Geltung behaupten müßte: bekanntlich ist ja Weismann, der „Ultra-Darwinist“, gleichzeitig der energischste Verfechter der Ansicht von der Unübertragbarkeit erworbener Eigenschaften. In seinen Erörterungen über Vererbung setzt Klaatsch die erbliche Uebertragung erworbener Eigenschaften zunächst voraus und operirt mit derselben wie mit etwas Erwiesenem, um dann nachträglich noch in Kürze die gegentheilige Meinung zu erwägen und natürlich abzuweisen. Dabei leugnet er zunächst und mit Recht, daß Verletzungen u. s. w. als „erworbene Eigenschaften“ zu betrachten sind, vermuthet aber dann schließlich doch wieder, „daß solche erbliche Uebertragungen von Verletzungen manchmal mit großer Zähigkeit erfolgen“.

Auf eine Kritik der Darstellung der sexuellen Zuchtwahl kann ich nicht weiter eingehen, die Begründung dieser ebenso wichtigen als schwer zu begründenden Hülfshypothese geschieht in der gewöhnlichen Weise, d. h. mit schönen Beispielen und geistreichen Deutungen, aber ohne Versuch einer strengeren Kritik.

Schließlich soll sogar die Verschiedenheit der Rassen „uns in der Annahme der gewaltigen Macht der geschlechtlichen Auslese bestärken, denn fast alle Rassenmerkmale lassen sich von ihr aus erklären, aber nicht aus dem Kampf ums Dasein“. Da ist es dann freilich kein Wunder, wenn die dunkle Farbe des Negers, die Nacktheit des menschlichen Körpers, Musik, am Ende eben alles, was die natürliche Zuchtwahl noch nicht erklärt hat, durch die sexuelle begreiflich wird.

Abgesehen von einigen schon erwähnten möchte ich mit Klaatsch noch wegen der Verwendung einer größeren Anzahl von „Schlagern“ rechten, welche vielleicht für den Augenblick und einem beifallslustigen Auditorium gegenüber verfangen mögen, aber für den nachdenklicheren Leser die Selektionstheorie eher kompromittiren müssen. So ist es ja ganz richtig, daß die Descendenz des Menschen von niedriger organisirten Wirbelthieren in dem Schlagwort der „Abstammung vom Affen“ einen unglücklichen Ausdruck gefunden hat; aber es ist nicht gerade nothwendig, immer wieder darauf zurückzukommen, wie falsch diese Meinung sei — um alsdann an ihre Stelle die Abstammung von Mensch und Menschaffen aus einer gemeinsamen Wurzel einzusetzen.[7]) Für den Zoologen und Anthropologen ist es eine interessante, sine ira et studio zu behandelnde Frage, wie die Verwandtschaftsverhältnisse und die genealogischen Beziehungen der Primaten aufzufassen seien; aber mit dieser leidenschaftslosen Erwägung hatte jenes Schlagwort wenig genug zu thun. Nicht darum handelte es sich, ob der Mensch vom Affen — oder etwa vom Pferde oder Hasen — abstamme: das Empörende für gute Gemüther war ja doch immer der Umstand, daß unsre Vorfahren aus grauer Vorzeit die Niedrigkeit besessen haben sollten, überhaupt „abzustammen“; wozu dann freilich noch etliche andere, z. B. der Umstand kommt, daß unsre Vettern in so vielen Dingen uns als Zerrbilder schlechter menschlicher Eigenschaften erscheinen.

Auf Seite 126 wird es als keines Beweises bedürftig erklärt, daß der Mensch „körperlich das wehrloseste Geschöpf ist“: „Die natürliche Zuchtwahl hat weder seine Gliedmaßen noch seine Kiefer zu Waffen umgestaltet (sic! Ref.). Nur eine Waffe ist ihm verliehen worden, deren Besitz alles andere aufwiegt — die mächtige Entwicklung seines Gehirns.“ Die Behauptung bedarf doch wohl noch ein wenig des Beweises: denn wenn wir auch nicht gerade Alle uns zu Raubthieren ausgebildet haben, so wird man doch die Spezies Homo, so lange nicht einseitige Hirnhypertrophie und eine vollkommen maschinelle Aera unsre Extremitäten auf die Stufe rudimentärer Organe herabgedrückt hat, noch eine hübsche Anzahl von Thieren finden, mit denen wir an Wehrhaftigkeit konkurriren können.

Wenn Klaatsch die Schönheit des menschlichen Körpers alleinig der Wirksamkeit der sexuellen Zuchtwahl zuschreibt, und durch sie „das herrlichste Gebilde der belebten Natur, den weiblichen Körper geschaffen“ (S. 154) sein läßt, so mag gegen die Diskussion dieser Frage nichts prinzipielles einzuwenden sein: jedenfalls aber darf man eine solche Behauptung weder aufstellen noch passiren lassen, ohne ihr wenigstens die Erwägung mitzugeben, daß ein solcher Standpunkt nicht bloß mehr anthropocentrisch, sondern — im zweiten Theil — sogar „androcentrisch“ ist.

Um seine Zuhörer oder Leser nicht von vornherein durch den düstern Gedanken an den Kampf Aller gegen Alle zu erschrecken, greift Klaatsch zu jenem drolligen Mittel, mit welchem so oft schon das „Böse“ in der Welt gerechtfertigt worden ist: das „Böse“ wird als nothwendig, nützlich, am Ende als „gut“ erklärt. Klaatsch sagt uns: „Der Traum allgemeiner Nützlichkeit und Glückseligkeit wäre das furchtbarste Geschenk, das die Natur den Wesen machen könnte; tödlichste Langweile würde die Herrscherin werden. Es ist besser so wie es ist, daß Kampf und Tod zu einer beständigen Erneuerung des Lebens führen. Daher kann es uns nicht erschrecken, wenn wir erfahren, daß der große Grundsatz der natürlichen Zuchtwahl der Kampf ist, den schon der griechische Philosoph Empedokles als den Vater alles Guten gepriesen hat.“ (S. 101.) Was wohl Leibniz zu einer solchen Art von Optimismus und Beweis der „besten Welt“ gesagt haben würde?

Es würde ungerecht sein, wollte ich der vorausgehenden Serie von Aussetzungen nicht die Bemerkung anschließen, daß neben den bemängelten sich auch viele treffliche Erwägungen in den „Grundzügen“ finden, welche nur für einen Forscher von ganz umfassendem Ueberblick über die Masse anatomischer und zoologischer Thatsachen möglich sind. Sie können nur leider nicht über die Thatsache hinweghelfen, daß der einzig möglichen Aufgabe einer derartigen populären Darstellung der Zuchtwahltheorie durch die Broschüre von Klaatsch nicht Genüge geschieht. Diese Aufgabe kann m. E. nur darin bestehen, die großen Grundlinien der Darwin'schen Gedanken möglichst klar und einfach aufzuzeigen, die theoretischen Voraussetzungen und Schwierigkeiten, sowie die Leistungsfähigkeit der Theorie auseinanderzusetzen und hiebei eine geringe Anzahl besonders lehrreicher Beispiele möglichst eingehend durchzuerörtern; erst auf solcher Grundlage mag dann eine reichere Darstellung im einzelnen sich aufbauen. Wieder und wieder aber müßte dabei auch der — bei Klaatsch gleichfalls nirgends betonte — Umstand hervorgehoben werden, daß ein „exakter Beweis“ für die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl in der Vergangenheit so gut wie in keinem Fall wird gegeben werden können.

---

7) Dabei mag nur nebenher bemerkt sein, daß die Bezeichnung der Menschenaffen als „heruntergekommener Vettern“ auch einer eingehenderen Begründung bedürfte, als sie auf Seite 9 und 127 gegeben wird. Es hat ja auch eine Zeit gegeben, in der man den Neger von seiner „einstigen Höhe“ herabgestiegen glaubte. Und wenn auch schließlich unsre Ahnen „niemals die uns als ‚äffisch‘ mit Recht so widerlichen Merkmale besaßen“ (S. 9) — mit unsern kaukasisch-europäischen Idealen von heute hatten sie gewiß verzweifelt wenig gemein.

Ich bin der Meinung, und gedenke nächstens ausführlicher darauf zurückzukommen, daß trotz der heftigen Angriffe, welche die Selektionstheorie namentlich in jüngster Zeit erfahren hat, dieselbe nach wie vor ihren gebührenden Platz in der Biologie beibehalten wird: freilich einen viel bescheideneren als ihre eifrigen Verfechter, zum Schaden der Selektionstheorie ebenso wie einer erfolgreichen Untersuchung der Formbildungsursachen zuzugeben geneigt sind. Es dürfte an der Zeit sein, anstatt des bisherigen Hin und Wider des Kampfes, welches schon mehr als einmal an gewisse Unterhaltungen homerischer Helden bedenklich erinnerte, eine recht sachliche und unparteiische Erwägung treten zu lassen. Erinnern wir uns dabei nur, daß es für eine bekämpfte Theorie nicht wichtig ist, möglichst viele Gründe ins Gefecht zu stellen, sondern möglichst gute; und daß sie namentlich alle schiefen und krummen und lahmen Gründe abstoßen muß, die mit der Popularisirung an jede Theorie anzuwuchern pflegen. Vor allem auch geben wir den Laien, die nach einer „mechanischen Erklärung der Zweckmäßigkeit" verlangen, nicht mehr als wir zu bieten vermögen: täuschen wir nicht uns und ihnen Lösungen vor, wo nur Räthsel und Fragen klar präzisirt werden können: ersparen wir uns und ihnen Beweisführungen und Behauptungen, die nur für „Selektionsgläubige" von Werth sind, und die jeder Teleologe mit Leichtigkeit als unzutreffend oder unlogisch erweisen kann! Darwin hat klargelegt, daß es keine wissenschaftliche Erklärung sein kann, „wenn wir sagen, daß die Spezies so oder so erschaffen ist, sondern nur eine ehrerbietige Form für den Satz, daß sie gerade so und nicht anders ist." Genau gesehen, sagen uns alle die gehäuften Beispiele der Selektionsfanatiker auch nicht mehr; und wenn auch heute noch, nachdem die alte metaphysische und gänzlich „ad hominem" zugeschnittene Teleologie nicht mehr zu fürchten ist, welcher die Darwin'sche Lehre den Todesstoß versetzte, die Selektionstheorie ein unentbehrliches Glied unsrer biologischen Vorstellungen bildet, so thut sie das nicht dadurch, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes eine Entstehung von Formen erklärt, sondern dadurch, daß sie uns die Gründe zeigt, weßhalb gewisse wesentlich historische Probleme uns heute überhaupt eine exakte Lösung nicht mehr zulassen und daß sie uns Möglichkeiten auszudenken gestattet, nach welchen aus den allgemeinen Eigenschaften der lebenden Körper und ihres Milieu's sich der Entwicklungsgang des Lebens auf unserm Planeten, wenigstens in allgemeinen Umrissen, in Gedanken nachbauen läßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ein elsässisches Volksmuseum.** Wie man der „Frkf. Ztg." aus Straßburg vom 1. d. M. mittheilt, haben die Leiter der „Elsässischen illustrirten Rundschau", Maler **Spindler**, Dr. med. **Bucher** (Straßburg) und Schriftsteller **Langel** (St. Leonhard) ein Komitee gebildet, um ein elsässisches Volksmuseum zu errichten. In dem Volksmuseum sollen die Volkstrachten, die charakteristischen Möbel, sowie Darstellungen der Architektonik im Elsaß systematisch gesammelt werden. Für das elsässische Volksmuseum sind bereits erhebliche Summen gezeichnet. Mit der Gründung dieses Volksmuseums soll die Errichtung eines **elsässischen Volkstrachtenvereins** Hand in Hand gehen. Dieser Verein stellt sich zur Aufgabe, dem Schwinden der Volkstrachten und der Sitten und Gebräuche durch eifrige Propaganda in Wort und Schrift, durch Abhaltung von Trachtenfesten, durch Unterstützung minderbemittelter Bauern möglichst Einhalt zu gebieten. Der Verein soll ähnlich dem gleichnamigen Freiburger Verein auf breiter Grundlage gegründet werden. An der Spitze des provisorischen Komitees des Elsässischen Volkstrachtenvereins stehen die Leiter des Straßburger Elsässischen Theaters, Assessor Dr. **Greber** und Maler **Stoskopf**.

* **Erlangen.** Der approbirte Arzt Dr. phil. et med. Oskar **Schulz** aus Loritten ist als Privatdozent für Physiologie, insbesondere physiologische Chemie, in die medizinische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen worden.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der höheren Geodäsie an der hiesigen böhmischen technischen Hochschule Joseph **Lieka** ist zum außerordentlichen Professor der Geodäsie an der böhmischen technischen Hochschule in **Brünn**, der Professor am Lyceum in Cahors in Frankreich St. **Zaremba** zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität in **Krakau** ernannt worden.

M. C. **Rom**, 1. Sept. Am 29. August ist hier nach langem, schwerem Leiden Professor Dr. Adolf **Barwin**, Bibliothekar der kgl. italienischen Musikbibliothek von Santa Cecilia gestorben. Barwin, ein geborener Schlesier, hat ein Alter von etwa 60 Jahren erreicht. Er kam vor mehr als 25 Jahren nach Rom, und als es galt, die gänzlich verrottete Bibliothek der Musikakademie zu reformiren, fiel die Wahl auf den deutschen Gelehrten, da es an italienischen Kräften gänzlich mangelte. Und Barwin ist da ein wahrer Reformator geworden. Mit unendlicher Mühe, im steten Kampf mit der Dürftigkeit der zur Verfügung stehenden Fonds hat er die Schaffung einer modernen Musikbibliothek in Rom durchgeführt, die ihm umsomehr ihre Entstehung verdankt, als er durch rein persönliche Beziehungen viele Komponisten und Verleger, besonders in Deutschland, zu Schenkungen an die Bibliothek veranlaßte.

* **Aus England.** Die in **Glasgow** durch Dr. Tille's Rücktritt erledigte Stelle des Lektors für deutsche Sprache und Literatur ist durch Dr. **Thistlethwaite** besetzt worden, der an der Universität zu **Halle** Lektor des Englischen war. — Wie aus **London** berichtet wird, ist Dr. Henry **Sidgwick** in Terling (Essex) gestorben. Er war bis vor kurzem Professor der Moralphilosophie an der Universität **Cambridge** und hat sich durch seine Werke über Ethik und Staatswirthschaftslehre verdient gemacht.

* Wir erhalten von Hrn. Prof. Dr. **Karl Theodor Gaedertz** die folgende Zuschrift:

„**Bei Goethe zu Gaste**" — diesem von mir herausgegebenen Buche widmet Heinrich **Düntzer** eine ausführliche Besprechung (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 25. August), die leider einige offenbare Irrthümer enthält. Düntzer schreibt: „Von Minchen Herzlieb finden wir nur Bilder des Kindes und der Vierzehnjährigen." Jedoch biete ich noch ihre Portraits als 25jähriges Mädchen (S. 20), sowie als Greisin (S. 30). — Düntzer schreibt: „Von den folgenden acht Briefchen Goethe's auf der Königlichen Bibliothek waren zwei längst bekannt." Das klingt, als hätte ich alle acht, mithin auch die beiden „längst bekannten", veröffentlicht. Indessen heißt es S. 281: „Es sind Briefe und Billets von Goethe, acht an der Zahl. Merkwürdig ist, daß zwei derselben zu lesen sind in Hoffmanns Findlingen. Dieser Lücke verdanke ich die Möglichkeit, die folgenden sechs hier zu publiziren." Düntzer schreibt: „Den Schluß bilden zwölf meist schon früher bekannt gemachte Kleinigkeiten." Nur zwei habe ich bereits in Zeitschriften abgedruckt, die übrigen zehn jetzt zum erstenmal in meinem Buche. — Wenn schließlich Hr. Prof. Düntzer behauptet, ich habe in dem Aufsatz „Preußens Privilegium für Goethe's Werke" übersehen, daß des Pudels Kern eigentlich darin stecke, daß der Bundestag als solcher das Verbot des Nachdrucks gar nicht aussprechen konnte, sondern deßhalb alle einzelnen Bundesstaaten für sich um Gewährung angegangen werden mußten", so mache ich auf S. 325 aufmerksam: „Hienach sollte die Bundesversammlung als solche in vorliegender Sache ganz inkompetent und strenge genommen zu nichts weiter befugt sein als Goethe abzuweisen", und S. 327: „Hierauf erklärten auch die bisher widerstrebenden Gesandten, daß ihre Regierungen das Privilegium auf besonderes Ansuchen Goethe's zu ertheilen bereit seien." Sämmtliche diesbezügliche Schritte und Schriftstücke Goethe's habe ich genau verfolgt, aber schließlich nicht in meine Darstellung gezogen, da diese sich nur betitelt: „**Preußens Privilegium für Goethe's Werke**, seine Geschichte und Korrespondenz."

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 4. September. Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Der Rattenfänger von Hameln.

Ein Beitrag zur Sagenforschung.

Von Gustav Fasterding.

Zu den volksthümlichen Stoffen, welche infolge der dichterischen und musikalischen Bearbeitung, die sie in unsern Tagen gefunden, sich zur Zeit einer ganz besonderen Beliebtheit in weiten Kreisen erfreuen, gehört außer dem lieblichen Märchen von „Hänsel und Gretel“ vornehmlich die Sage von dem Rattenfänger von Hameln. Es möchte deßhalb ein erneuter Versuch, den Ursprung und die Bedeutung der letztgenannten Erzählung klarzulegen, wohl einer größeren Theilnahme begegnen.

Ueber die Quellen der Rattenfängersage hat Dr. Meinardus, jetzt Archivrath zu Wiesbaden, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen (Jahrg. 1882, S. 256 ff.) ausführlich gehandelt. Nach seinen Untersuchungen fand sich die älteste Aufzeichnung der Sage auf das Titelblatt einer ehemals im Archive des Bonifatius-Stiftes in Hameln befindlichen, jetzt aber nicht mehr vorhandenen Papierhandschrift in Folio, nämlich eines Passionale sanctorum cum quibusdam de tempore sermonibus mit rother Tinte in Versen und einer deren Inhalt kurz wiederholenden Bemerkung in Prosa geschrieben. Im Jahre 1284, am Tage Johannis und Pauli (26. Juni), besagt diese Nachricht, seien 130 hamelsche Kinder im Kalvarienberge verschwunden. Eine spätere Notiz berichtet sodann auch von dem Entführer der Kinder: „Anno 1284 am dage Joannis et Pauli, ist der 26 te dach des mantes jünii gewesen, sint durch einen Piper, so mit allerleige warwe beclebett, einhundert unde drittich kinder in Hamelen geborn, uth der stadtt gebracht unde up den Koppen by Calvarie buthen dem visterdore verbracht unde verloren.“

Diese Mittheilung findet sich in einem vom Stadtschreiber Franz Müller im Jahre 1585 angelegten Stadtbuche von Hameln, der sog. Brade, in das sie jedenfalls aus einer älteren Vorlage, der von Müller benutzten „alten Brade“, überging.

Den Rattenfänger erwähnt zuerst der gelehrte Johannes Weier in der dritten, 1566 zu Basel erschienenen Auflage seines Werkes „De praestigiis daemonum“. Ein zur Vertreibung der Ratten gemietheter Pfeifer (tibicen ad eliciendos glires conductus), den man wegen seines bunten Kleides den bunten (omnicolor) genannt, so berichtet er, habe aus Rache dafür, daß man ihm den Vertrag nicht gehalten, am 26. Juni 1284 130 hamelsche Kinder unter den Kalvarienberg, den sog. Koppen, geführt. Nur eines der Kinder sei zurückgekommen und habe den Hergang erzählt.

Die vierte Auflage von 1577 enthält die Erzählung etwas ausführlicher. Zugleich geht aus letzterer hervor, daß dem Verfasser sowohl das Passionale als auch die Brade vorgelegen. Ebenso erwähnt Weier, welcher die Berghöhle, worin die Kinder verschwunden sein sollten, selbst besichtigt, ein die merkwürdige Begebenheit darstellendes Kirchenfenster. Von Weier erfahren wir auch, daß die Entführung der Kinder nach der siebenten Morgenstunde stattgefunden haben soll, sowie ferner, daß sich in der jugendlichen Schaar der Verschwundenen auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters befunden habe.

Etwas anders erzählt Heinrich Bünting in seiner Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronica (2 Theile, Magdeburg 1584 und 1585) die Geschichte. Von den Ratten weiß dieser wieder nichts; er kennt nur die Entführung der Kinder. Im Jahre 1282 (so schreibt er, abweichend von der gewöhnlichen Angabe, welche das Ereigniß ins Jahr 1284 setzt) sei ein wunderlicher Spielmann in buntem Rock nach Hameln gekommen und habe auf der Straße geblasen. Da seien ihm die Kinder nachgelaufen und 130 ihm gefolgt „bis an den Berg, da man die armen Sünder abthut, der Kopffelberg genent, daselbst hat man sie verloren. Man wil sagen, das zwey Kinder wider umbgekeret sein, das eine aber sol Stum, das andere Blind worden sein; das Stumme Kind hat wol nicht sprechen können, doch gleichwol mit Fingern den Ort geweiset, wo die Kinder geblieben weren; das Blinde Kind, ob es wol nicht mehr hat sehen können, sol es doch mit dem Munde angezeiget haben, wo die Kinder geblieben waren, nemlich der Kopffelberg hatte sich aufgethon, und der Spielmann were da mit den Kindern hinein gangen.“ Auch Bünting weiß von der bildlichen Darstellung auf dem Kirchenfenster.

Wenige Jahre später erschien des Joh. Pomarius Chronica der Sachsen und Niedersachsen (Wittenberg 1588). Pomarius, welcher das Ereigniß ins Jahr 1376 setzt, erzählt die Geschichte von den Ratten ausführlicher. „Es ist ein Ebentewrer,“ heißt es bei ihm, „den mann seiner seltzamen Kleidung wegen Tibicinem Omnium Colorum, den bunten Pfeiffer, genant, in die Stadt gekommen und vorgeben, das er die grosse Ratzen (damit sie gar überheuffet waren) vertreiben wolte, darüber sich die Bürger einer gewissen Belohnung mit im verglichen. Alsbald hat dieser ebentewrer ein helles Pfeifflein geblasen. Da seind die Ratzen aus allen gassen und heusern hauffenweise herfür gelauffen und haben sich zusammen gethon; welche er denn in die Weser gefüheret und erseuffet hat. Wie nun die Stadt des ungeziefers los geworden, seind sie wegen der belohnung mit dem Ebentewrer uneins geworden.“ Darauf erzählt Pomarius die Entführung der Kinder, und wie der Abenteurer dem Berge „gebotten, das er ihn und alle diese Kinder verschlingen solte, welchs also alsbald geschehen“.

Was zunächst die Oertlichkeit des sagenhaften Vorganges anlangt, so ist zu bemerken, daß der mehrerwähnte „Koppen" bei Hameln, wo die Hinrichtungen stattfanden, ursprünglich der Kalvarienberg genannt, unter jenem Namen beim Volk nicht mehr bekannt ist. Heutzutage nennen die Einheimischen vielmehr als die Stätte, worin die Kinder verschwunden sein sollen, den „Basberg" (so schreibt Dr. Dörries, Direktor des Gymnasiums zu Hameln, der unsre Sage in der „Zeitschr. d. hist. Ver. f. Ndrs." 1880, S. 169 ff. behandelt hat, in der unten mitgetheilten Skizze, die ich seiner Freundlichkeit verdanke. A. Kuhn in den von ihm und W. Schwartz herausgegebenen norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen [Leipzig 1848, S. 479] schreibt Backsberg; ich hörte den Namen Waßberg aussprechen).

Der Zug der Kinder soll, wie Weier in der vierten Auflage seines Werkes und ebenso Pomarius berichten, sich durch die „Bungelose Straße" bewegt haben, die davon ihren Namen erhalten, daß in Erinnerung an das traurige Ereigniß das Rühren der Trommel (Bunge) bei Hochzeitszügen in ihr verboten, „auch keine wirdtschafft" gestattet gewesen sei.

Von hier aus ging der Weg weiter durch das Osterthor. Vor diesem „breitet sich das Weserthal in weiter Fläche aus. Langsam und ganz allmählich steigen die Vorhügel des Süntels von Osten auf. In gerader Richtung in diese Hügelkette hinein führt noch heute die Heerstraße. Erst da, wo das Thal der Hamel die Kette durchbricht, biegt sie plötzlich unter Benutzung der natürlichen Verhältnisse in ziemlich scharfer nördlicher Wendung in die Berge hinein. Gerade an dieser Wendung erhob sich der Kalvarienberg" (Meinardus).

Man hat diese Sage in der verschiedensten Weise zu erklären versucht. Man hat sie in Zusammenhang gebracht mit der Schlacht bei Sedemünder am Pantaleonstag (28. Juli) 1259, in welcher Herzog Albrecht der Große von Braunschweig und Lüneburg im Kampf um den Besitz von Hameln dem Bischof Wittekind von Minden unterlag und infolge deren Letzterer einen Theil der Bürger gefangen fortführte. Andere haben an einen Kinderkreuzzug oder einen Kinderraub gedacht oder an die aus jener Zeit bezeugte krankhaft auftretende Tanzwuth; oder man hat in der Erzählung — da die Kinder, wie zuerst der Jesuit Athanasius Kircher in seiner Musurgia universalis, tom. II, Romae 1650, berichtet, in Siebenbürgen wieder aus der Tiefe aufgetaucht sein sollen — eine Satire auf die Auswanderung der Sachsen nach Siebenbürgen sehen wollen.

Geschichtliches, sei es ein bestimmtes einzelnes Ereigniß oder die durch erschütternde Begebenheiten irgendwelcher Art hervorgerufene allgemeine Stimmung, mag allerdings, wenn auch nicht die Entstehung der Sage im großen und ganzen, so doch ihre besondere Gestaltung und Färbung, ihre Verlegung an den bestimmten Ort und in eine bestimmte Zeit veranlaßt haben. Daß der ganze Vorgang aber, so wie erzählt wird, bei Licht betrachtet, auf mythischer Ueberlieferung beruht, scheint ganz unzweifelhaft, und es hat dem gegenüber eigentlich kaum einen Werth, sich in Vermuthungen über jene ja immerhin mögliche, aber von Keinem mit Bestimmtheit nachgewiesene geschichtliche Veranlassung zu ergehen.

Die Hamel'sche Sage steht nämlich durchaus nicht vereinzelt da. An verschiedenen Orten begegnen wir vielmehr ganz ähnlichen Erzählungen, deren auffallende Uebereinstimmung in ihren Hauptzügen beweist, daß ihnen kein geschichtlicher Vorgang zugrunde liegt, sondern daß sie vielmehr auf mythischer Grundlage beruhen.

Kuhn und Schwartz (norddeutsche Sagen Nr. 99) erzählen eine Sage aus der Stadt Brandenburg. Dahin kam einmal ein Mann mit einem Leierkasten und spielte so wundervoll, daß ihm alle Kinder aus dem Orte in großen Haufen nachfolgten. Er zog hinaus vors Thor an den Marienberg; der that sich auf, Mann und Kinder gingen hinein und kamen nie wieder zum Vorschein.

In J. W. Wolfs Beiträgen zur deutschen Mythologie (I., S. 172) findet sich folgende Erzählung. Die Gegend von Lorsch suchte einmal ein Ameisenregen heim, wodurch die Felder gänzlich verwüstet wurden. Der Bischof von Worms ordnete Gebete und Bittgänge an. Als die Prozession in der Nähe des Lorscher Sees war, trat ein Einsiedler zu ihr, der sich erbot, für 100 Gulden zum Bau einer Kapelle die Plage von jedem Dorfe zu nehmen. Die Bauern gelobten es; er zog eine Pfeife hervor, pfiff und führte die um ihn sich sammelnden Ameisen zum See, dessen Wasser sie verschlang. Als er aber die 100 Gulden forderte, wollten die Bauern ihn verbrennen. Da zog er abermals sein Pfeifchen, und alle Schweine der Gegend folgten ihm zum See, wo er mit ihnen verschwand. Im nächsten Jahre folgte ein Grillenregen. Dieselbe Verwüstung, dieselben Bittgänge, dieselben Versprechungen, nun von 500 Gulden zum Bau eines Klosters, dieselbe Befreiung von der Plage, nur daß diesmal ein Köhler statt des Einsiedlers erschien; aber auch dieselbe Treulosigkeit der Bauern. Diesmal folgten der Pfeife des Köhlers alles Wollenvieh, mit dem er im Lorscher See verschwand. Das dritte Jahr brachte Heere von Mäusen über die Gegend; abermalige Buße, worauf ein Bergmännchen erschien, das sich erbot, wenn jedes Dorf ihm 1000 Gulden zahle, wolle es die Plage wegnehmen und einen Damm gegen das Gebirge hin bauen, damit die Gebirgswasser den Feldern nicht mehr schaden könnten. Die Bauern versprechen gern, das Bergmännchen pfeift, und alle Mäuse folgen ihm zum Tannenberg, wo sie verschwinden. Als diesmal die Bauern nach alter Gewohnheit sich wieder wortbrüchig erweisen, folgen der Pfeife des Bergmännchens alle Kinder der Gegend zum Tannenberg, der sich öffnet und hinter ihnen schließt.

In dem Dorfe Drancy bei Paris wird ähnliches von einem Kapuzinermönche, der, um seinen Lohn betrogen, Kühe, Schweine, Hammel, Pferde, Ziegen, Enten und Gänse hinter sich herlockt, und zu Belfast in Irland von einem Dudelsackpfeifer erzählt, der junge Leute in einen sich von selbst öffnenden Berg entführt.

Ueber die Deutung des Zuges in das Wasser oder in den Berg kann kein Zweifel bestehen, und die Mythologen sind sich denn auch darüber einig, daß darunter die Entführung in die Unterwelt zu verstehen sei. In Betreff des Urbildes des Helden der Erzählung aber, d. h. in der Bestimmung des Götterwesens, an dessen Stelle der Entführer der Sage getreten ist — sei es nun der Rattenfänger von Hameln oder sonst eine ihm entsprechende Persönlichkeit —, gehen die Meinungen auseinander.

W. Müller hat im Archiv des Historischen Vereins für Niedersachsen (1843 S. 83 ff.) an Elfensagen erinnert. K. Simrock sieht in dem Rattenfänger einen Abgesandten der Unterweltsgöttin. Zur Strafe für irgend ein Vergehen schickt sie zunächst Mäuse, d. h. Seelen von Verstorbenen nach heidnischer Auffassung, um die Bürger zu plagen. Als dann ihrem Boten der bedungene Lohn verweigert wird, rächt sie sich dadurch, daß sie ihnen ihre Lieblinge zu sich in ihr unterirdisches Reich entführen läßt, d. h. durch ein größeres Kindersterben. Moritz Busch ist in einem Aufsatz, den er 1875 in den „Grenzboten" veröffentlichte, auf den Totengott der arischen Völker, den Entführer der Seelen, zurückgegangen.

Hier ist an eine Sage zu erinnern, die Gräße in seinem Sagenbuche des preußischen Staates (II., S. 372) nach den „Unterredungen aus dem Reiche der Geister" (Bd. I., S. 248) mittheilt und die für Busch zu sprechen scheint. In der Stadt Neisse starb ein alter Sackpfeifer, dem man, seinem Wunsche gemäß, seinen alten eingeschrumpften Dudelsack mit in den Sarg gab. Nachdem dieser Mann begraben war, sah der Thürmer um die elfte Stunde gegen Mitternacht, wie sich das Grab des Verstorbenen öffnete, dieser mit seinem Dudelsack herausgestiegen kam und auf demselben zu spielen anhub. Diese Musik hatte noch nicht lange gewährt, als auch andere Gräber sich öffneten, aus welchen Manns- und Weibspersonen, junge und alte, große und kleine, hervorkamen, sich in Reihen ordneten und auf possirliche Weise mit einander herumtanzten. Mit dem Glockenschlage zwölf aber verschwanden wieder alle in ihre unterirdischen Wohnungen.

Daß Busch mit seiner Deutung im Grunde recht hat, das ist auch meine Ueberzeugung. Es handelt sich nur nochdarum, im besonderen nachzuweisen, welche g e r m a n i s ch e Gottheit wir hier unter dem Seelenführer zu verstehen haben.

W. Mannhardt hat sich für Wodan entschieden. Die verlockenden Weisen des Entführers sind ihm das Sturmlied des im Windesbrausen einherfahrenden Gottes. Es wäre nun aber doch zu untersuchen, ob uns die Sage nicht sonstige Handhaben bietet, mittelst deren die zugrunde liegende Gottheit mit größerer Sicherheit bestimmt werden könnte. Alsdann wird uns auch der Sinn sowohl der Sage im großen und ganzen, wie auch in ihren einzelnen Zügen mit größerer Klarheit entgegentreten.

Den in der nordischen Mythologie unter dem Namen Heimdall bekannten Gott bezeichnet Simrock als denjenigen, welcher unter allen germanischen Göttern am schwierigsten zu fassen sei. W. Müller sah in ihm — nicht mit Unrecht, und doch auch wieder nicht ganz zutreffend — den Mondgott. Heimdall ist auch Gott des Regenbogens und dieser hat, wie Mannhardt bemerkt, mit dem Monde doch nichts zu schaffen. Indeß dieser scheinbare Widerspruch verschwindet ebenso wie manche andere Schwierigkeit in der Auffassung dieser Gestalt des Göttermythus, wenn wir Heimdall ansehen als den Gott des m i l d e n f r i e d l i c h e n H i m m e l s l i c h t e s, mag dieses nun von dem anbrechenden Tage, vom Regenbogen, von der Milchstraße oder von dem Monde ausgehen.

Heimdall ist also allerdings auch Mondgott, wenn auch nicht ausschließlich. Als solchen bestätigt ihn namentlich der seltsame Bericht der älteren Edda von der Geburt dieses Gottes; geboren war einer im Anfang der Zeit, der ein Mächtiger unter den Asen erwuchs; neun Riesentöchter am Rande der Erde sandten ins Leben den Segenspender.

Daß der Mondgott bei den Germanen auch als Geburtsgott galt, dürfen wir schon von vornherein als selbstverständlich ansehen. Zudem bezeichnet die ältere Edda die Menschen ausdrücklich als „Heimdalls Geschlecht". Durch Heimdalls neunmalige Geburt soll nun eben der Widerspruch zwischen der durch ihn geordneten Entwicklungszeit menschlicher — und demzufolge auch göttlicher — Lebewesen und der nur vier Wochen beanspruchenden Dauer der Mondphasen ausgeglichen werden. Die Namen jener neun Mütter aber lassen sie als Wellenmädchen erkennen: aus den Fluthen des Meeres steigt der Mond auf.

Heimdall nun, eben als Lichtgottheit der hellste der Asen, auch der weiße Schwertase genannt, der des Wächteramtes in der Göttergemeinde waltet und in dieser Eigenschaft das gellende Horn (Giallarhorn) führt, womit er am Ende der Tage das Nahen der dem Himmel feindlichen Gewalten verkünden und die Götter wecken wird, hat nach der älteren Edda die achte von zwölf Götterburgen inne, Himinbiörg, d. i. Himmelsburg. Jene zwölf Paläste aber haben, wie Finn Magnussen richtig erkannt hat, den zwölf Zeichen des Thierkreises entsprechend, die Bedeutung von Sonnenhäusern, wie er es nennt. Da nun die Germanen das Jahr mit dem Winter anfingen und die Sonne am 22. November in das Zeichen des Schützen oder in die Burg Ydalin des Wintergottes Uller eintritt, so fällt Heimdalls Monat in die Zeit vom 21. Juni bis zum 23. Juli. Er hebt an mit der Sommersonnenwende: mit den abnehmenden Tagen wächst eben die Herrschaft des nächtlichen Gottes.

Zunächst wäre nun zu sehen, ob wir eine dem nordischen Heimdall entsprechende Gestalt auch in der d e u t s ch e n Götterlehre antreffen, und das ist, zumal wenn wir den Spuren der alten Göttersage in der Volks- und Heldensage nachgehen, allerdings der Fall.

Von ganz besonderem Interesse ist da ein Bericht, den Gräße in seinem bereits erwähnten Sagenbuch aus den Jahrbüchern für Landeskunde der Herzogthümer Schleswig und Holstein (Bd. X, S. 32) mittheilt. In Nordfriesland, heißt es da, gehört der Kum, Goom oder Gobbe zu den räthselhaften Wesen, welche unsichtbar ebensowohl die guten Kinder bewachen und vor Schaden behüten, als bösen Kindern Leid zufügen. Richard Petri, weiland Pastor auf Westerlandföhr, nennt den Kum einen Gott des Fraßes und der Nachttänze und erzählt, daß man ihm zu Ehren getanzt und gesprungen habe. Ebenso ist in den Festlandsdistrikten Frieslands Gobbe bald der Wohlthäter, bald der Schrecken der Kinder. Auf Sylt heißt nach ihm der Kindstaufschmauß Goom, die Nachfeier des Festes aber Latergoom.

Also ein nächtlicher Gott, ein Geburtsgott — ganz dem Heimdall entsprechend! Aber nun gehen wir weiter: Gobbe bedeutet den „Alten"; Goam aber ist das althochdeutsche gomo, Mann. Also der Mannus des Tacitus! Nach dem herrlichen Rigsmâl der älteren Edda begründet Heimdall, unter dem Namen Rigr auf Erden wandelnd, die drei Stände der Knechte, Freien und Herren: so ist der Mann des Tacitus der Stammvater der drei Hauptstämme der Deutschen, der Ingäonen, Iscäonen und Herminonen.

Aber auch der N a m e des nordischen Gottes kann der deutschen Götterlehre nicht fremd gewesen sein. An der Landstraße von Mittenwald nach Innsbruck liegt in Tirol zwischen Seefeld und Zirl das sog. Riesenhaus, ein Bauernhaus des Weilers Leiten. Das Aeußere dieses Gebäudes ist mit Wandmalereien geschmückt, und zwar erblickt man auf der Wand gegen die Straße zwei jugendliche Riesen im Kampfe: Heymo, das Schwert mit beiden Händen erfassend, stößt es dem Thyrsis, d. i. dem Riesen (altnordisch thurs), ins Haupt. Auf der entgegengesetzten Wand ist der heilige Christoph dargestellt, wie er das Christkind auf seinem Nacken durch die Wellen trägt.

Von jenem Heymo geht folgende Sage. Das Muttergottesbild in Wilten bei Innsbruck war unter vier Säulen verborgen. Das ward dem Heymo geoffenbart; er brachte das Bild ans Tageslicht und entschloß sich, auf dieser Stelle ein Kloster zu bauen. Aber was er am Tage baute, wurde nachts eingerissen. Heymo, welcher mit dem Türsch in Streit lebte, warf auf diesen Verdacht, suchte ihn auf, fand ihn schlafend auf einer Wiese in Leiten und versetzte ihm mit dem Schwert einen tätlichen Streich. Der Riese Türsch, erst 18 Jahre alt, raffte sich auf, riß einen Baum mit den Wurzeln aus der

Erde und schlug um sich. Während er über die Berge schritt, strömte das Blut aus seiner Wunde, und „wohin es floß, da hat's das Türschenöl" (ein Erdharz, das auf dem Seefelderjoch und Reuterjoch bergmännisch gewonnen und, außer zu gewerblichen Zwecken, wie z. B. zur Herstellung von städtischen Fußsteigen, auch als Heilmittel für Menschen und Vieh verwandt wird). Da indeß nach dem Tode des Riesen die Störung des Klosterbaues in der seitherigen Weise fortdauerte, so legte sich Heymo auf die Lauer und sah einen Drachen vom Sillbach herkommen. Mit Hülfe der Mutter Gottes verfolgte er diesen bis an einen Wasserfall. Der Drache spie Feuer aus. Heymo hieb ihm den Kopf ab und riß ihm die Zunge aus. (Panzer, bayerische Sagen und Bräuche, II, S. 61 ff.)

Die Gegenüberstellung jener beiden Bilder am Riesenhause, des einen, das die That Heymo's, und des anderen, das den hl. Christoph mit dem Christuskind darstellt, ist ganz gewiß nicht willkürlich und zufällig. Letzteren hat man längst mit Thor verglichen, der, die Fluth durchwatend, in einem Korb auf seinem Rücken den Oervandil über die weiten winterlichen Eisströme trägt, welche das Riesenreich von der Götter- und Menschenwelt trennen. Dieser Oervandil der nordischen ist der Orendel der deutschen Sage, welcher der älteste aller Helden gewesen sein soll. Bei den Dänen tritt er als Harvendill, König von Jütland auf, der auf einer Insel im Innern frühlingsgrüner Gehölze Kollr (den Kalten) van Norwegen, das Schwert mit beiden Händen erfassend, im Zweikampf erlegt.

Fügen wir nun noch weiter hinzu, daß aus Orendel der Tell der Schweizer Sage hervorgegangen ist, so wird die Entwicklung aller dieser mythischen Gestalten aus der einen Person des Heimdall ganz augenscheinlich. Heimdall, sahen wir, haben wir u. a. auch als den Gott des Frühlichtes aufzufassen. Aus dem Gotte des anbrechenden Tages aber entwickelt sich nun leicht der Gott des beginnenden Jahres, des ersten Frühlingsanfanges. Daher die Kämpfe jener Helden mit ihrem mächtigsten Gegner, unter dem wir den Winter zu verstehen haben. Bei Tell kommt nun noch der Apfelschuß dazu. Der Apfel ist ein Sinnbild der Sonne, die mit der Sommersonnenwende zum Sinken gebracht wird. Der Urheber dieses Schusses aber ist der Vertreter des winterlichen und zum Winter neigenden Theiles des Jahres, den später die Rache für sein boshaftes Beginnen ereilt.

Einerseits die Beziehung zu Heimdall und andrerseits die zu dem Helden der Hamel'schen Sage vermittelnd, schließt sich den bisher Genannten passend eine der bekanntesten Gestalten der Heldensage an: Roland. Gemahnt er als der treue Hüter des Heeres und durch sein elfenbeinernes Horn, dessen Schall auf Tagesweite gehört wird, an das Wächteramt Heimdalls, trifft er in der Art und Weise, wie er, das Schwert mit beiden Händen erfassend, den Riesen tödtet, aus dessen Schilde er das wunderbar leuchtende Kleinod — das Sinnbild der Sonne — bricht, mit Heymo und Horvendill zusammen, so erinnert das zusammengewürfelte Gewand, das er als Kind trägt —des Knaben Kleid ist wunderbar, vierfarb zusammengestückt — an den „Piper, so mit allerleige warwe bekledet", von Hameln. Und nun verstehen wir auch, wie der Rattenfänger zu dieser bunten Gewandung kommt: es sind die Farben des Regenbogens.

Was nun die Entführung der Ratten in die Weser und der Kinder in den Berg betrifft, so will ich mich mit der Erklärung dieser Thatsachen kurz fassen.

Nach dem Glauben der Indogermanen gingen die Seelen der Verstorbenen in die Elemente über, um wohlthätig oder schädigend, je nach den Umständen, an dem Wirken der Natur theilzunehmen. So berühren sich also die Seelen mit den Alben wie mit den Zwergen und sonstigen Vegetationsgeistern. Es ist nun aber die Thätigkeit dieser Wesen je nach der Jahreszeit verschieden: dieselben Vegetationsdämonen, die im Sommer draußen in Feld und Wald thätig sind, helfen dem Menschen während des Winters als Hausgeister innerhalb seiner vier Wände, in Küche, Keller und Stall. Ja, sie helfen dem Menschen bei der Arbeit, aber auch — beim Verzehren der Wintervorräthe. Darum erscheinen die Zwerge in der Sage oft als diebisch: räuberisch dringen sie in die Bäckerläden ein.

Als solche schädliche Winterdämonen haben wir die Ratten der Hamel'schen Sage aufzufassen. Mit beginnendem Frühjahr führt sie der Fremdling in die Unterwelt. Aber der ausbedungene Lohn wird ihm nicht zutheil. Der Gott, der das Licht des Frühlings herbeiführt, sollte auch Herr des Frühlings sein; jedoch nicht ihm, sondern dem S o n n e n g o t t fällt die Herrschaft anheim; erst mit der Sommersonnenwende erlangt er die Oberhand.

Nun folgt die Rache: der Fremdling entführt die Kinder; 130 sind es der Sage nach. Wenn wir nun bedenken, daß nach dem alten Kalender der Frühlingsanfang auf Petri Stuhlfeier (22. Februar) fiel und man demnach bis zum Peter- und Paulstage 124 oder in einem Schaltjahre, wie das Jahr 1284 eines war, 125 Tage zählte, oder in runder Summe 130, so kann die Erklärung nicht schwer fallen: das Erscheinen des wunderbaren Mannes bringt den lieblichen Kindern des Lenzes, bringt der Frühlingszeit den Tod.

Bei dieser Auffassung erklärt sich auch leicht die Geschichte mit den beiden heimkehrenden Kindern. Es sind darunter der Tag des Ereignisses selbst und der darauf folgende zu verstehen. Der Peter- und Paulstag selbst weiß noch von dem Vorgange zu erzählen, den er mit erlebt hat; aber seine Sonne geht unter: er wird blind. Und als nun die Sonne des 27. Juni aufgeht, da sieht sie zwar die Höhle, in welcher die Schaar der Kinder verschwunden, aber die Thatsache selbst, die sich hier ereignet, ist ihr fremd.

Ich bemerkte vorhin, daß ich im Grunde der Erklärung von Moritz Busch beipflichte. Das ist nun also genauer zu bestimmen. Das Urbild des Rattenfängers erscheint nicht eigentlich als Todesgott, wohl, wenn man so will und was sich nach dem über das Fortwirken der Seelen Gesagte erklären würde, als Seelenführer; oder sagen wir lieber: als Führer van Geistern. Es sind die Geister des Winters, die Geister des Frühlings, die er in die Unterwelt geleitet.

Die Frage nach dem Ursprung des Zinns in der vorhistorischen Zinnbronze und das Fichtelgebirge.

Von Dr. Alb. S c h m i d t.

Die Entdeckung einer vorhistorischen Gußwerkstätte mit interessanten Formen, Rohmaterialien, eines Zinnbarrens u. dergl. in der Widenmayerstraße zu München in diesem Jahre hat die Frage nach dem Herkommen des Zinns in der Zinnbronze, wie sie vorhistorische Völker zu Waffen, Schmuck und Werkzeugen verarbeiteten, wieder einmal angeregt. Die Zinnbronze ist bekanntlich eine Legirung von Kupfer und Zinn, und wenn ersteres, in einer längeren Reihe von Mineralien vorkommend, in der Natur keineswegs selten ist, so kann dies vom Zinn nicht gesagt werden. Dasselbe ist wenig verbreitet und es ist auch nur der Zinnstein (der Kassiterit, das Zinnoxyd), dessen Auftreten

meist an Granit gebunden ist, der in Betracht kommt; denn ein Vorkommen von Zinn im Zinnkies, einer Verbindung von Schwefel mit Kupfer, Eisen und Zinn, oder gar das höchstseltene Erscheinen von gediegenem Zinn in spanischen und sibirischen Wäschen oder französischen Goldgeschieben können in der Frage, welche uns interessirt, keine Rolle spielen. In moderner Zeit sowohl, wie in grauer Vorzeit ist und war nur mit dem Zinnstein zu rechnen, aus dem leicht durch Reduktion, durch ein nicht besonders schwieriges Zusammenerhitzen mit Kohle, das geschätzte Metall hergestellt werden kann. Dieser Zinnstein wird in tiefbraunen, selten gelblichen, stets schön glänzenden, quadratischen Kryställchen, dem sogen. Zinngraupen, die häufig zu den eigenthümlichen Zwillingskrystallen verwachsen sind, welche den Namen Zinnzwitter führen, angetroffen. Er tritt entweder in dichten Gängen eingesprengt in anderen Gesteinsarten auf oder findet sich — und das ist die häufigste Form des Vorkommens — in kleinen schweren Körnern in aus zertrümmertem Fels gebildeten Gesteinssande eingelagert, mit dem er angeschwemmt oder in dem er eingeschwemmt worden ist. Im ersteren Falle, also in seinem Erscheinen als Gangart, wird das Erz, als sogen. Bergzinnerz, in regelrechtem Bergbau mittelst Schacht und Stollen gewonnen, im anderen, häufigeren, wenn es in sekundären Lagerstätten in Sanden und Geröllen als Zinnsand erscheint, wird es von seiner Umgebung in der Weise abgesondert, daß die Sande im Wasser umgerührt, also gewaschen werden und dadurch den spezifisch schweren Zinnsteinkörnern ermöglicht wird, sich zu Boden zu setzen, während das andere leichtere Gestein weggespült wird. Dieses ist die urälteste Art der Metallgewinnung überhaupt. Das so gewonnene Zinn heißt Seifenzinn, die Arbeit selbst das Seifen.

Mit Ausnahme eines sporadischen Vorkommens in der Bretagne findet sich in Mitteleuropa der Zinnstein nur in dem Striche altkrystallinischer Gesteine, der sich vom Fichtelgebirge über das sächsisch-böhmische und Lausitzer Erzgebirge bis in die Sudetten erstreckt, wo das Zinnerz bei Giehren und Querbach im Kreise Löwenberg in Schlesien gewonnen worden ist. In ganz Norddeutschland bis an den Rhein, in Dänemark, Preußen und Polen, auch in Süddeutschland und den Alpen, die Donau abwärts bis nach Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien fehlt das Zinn. Wenn auch feststeht, daß bei dem Reichthum der Lagerstätten in Britannien (Cornwall) schon im grauesten Alterthume Zinnerz dort reichlich und von großer Güte, ebenso in den Departements Allier, Creuze und Haut-Vienne gewonnen wurde, ferner daß die Phönizier neben Edelmetallen auch Zinn aus Spanien und Portugal exportirten und daß zu Monte Valerius und del Fumachio bei Campiglia in Toscana ein alter, wenig bedeutender Zinnbergbau, wahrscheinlich von Etruskern, betrieben wurde,[1]) so ist doch nicht nachgewiesen, woher die Völker in Mittel-Europa das Zinn zu ihrer Zinnbronze bezogen haben. Ist es auch denkbar, daß dieselben Handelsbeziehungen und Verbindungen zu verhältnißmäßig entfernt wohnenden Völkerschaften hatten, welche ihnen unter Umständen zu dem gesuchten Metalle verholfen haben könnten, so ist es doch näherliegend und wahrscheinlicher, daß sie sich dasselbe da holten, wo sie es am nächsten fanden, also in den alten Fundstätten im Erz- und im Fichtelgebirge, als daß sie, um es sich zu holen, in ferne Länder des Kontinents oder gar über eine sagenhafte Landenge hinweg nach Britannien gegangen sind. Und daß im Erz- und Fichtelgebirge Zinnstein in reicher Menge in alter Zeit schon gewonnen wurde, dafür sprechen nicht nur alte in das Gestein getriebene, nicht gesprengte, Schachte, sondern vor allem die ausgedehnten Grubenfelder mit ihren Wäschen in den Wäldern, über die entweder gar nichts Geschichtliches, meist aber nicht so viel zu sagen ist, als nach Größe und Ausdehnung anzunehmen ist. Die Erinnerung an die Art von Erzgewinnung mußte sich im Erzgebirge erhalten, weil sie sich bis in die neueste Zeit hereinzog, im Fichtelgebirge ist sie für die bergmännische und wissenschaftliche Welt fast ganz verloren gegangen und der Einheimische wird nur durch Wald- und Flurnamen, wie Zinnerweg, Zinngräben, dürre Seife u. dergl. und durch manche halb verstandene oder verschroben erzählte Bergwerks- oder Venediger-Sage an sie erinnert.[2])

Freilich bis zur Stunde fehlen Funde, welche präzise und einwandfreie Schlüsse auf eine Zinngewinnung in vorhistorischer Zeit im Erz- und im Fichtelgebirge zuließen, aber wenn man bedenkt, wie bei der Zinnsteingewinnung von jeher verfahren wurde, wie man gezwungen war, meist „am Tage“ an Wasserläufen und Tümpeln mit Holzgeräthen zu hantiren, so wird man sich erklären können, warum noch nichts gefunden wurde. In Höhlen, in denen Generationen lebten und die mitunter zu Kultuszwecken dienten, innerhalb von Wällen und Befestigungen, deren Trümmer an sich schon geeigenschaftet waren, ein richtiges Bild von ihrem Alter zu geben, sind Funde ja viel leichter zu machen, als in den bergmännischen Tagebauten. Wie schwer läßt sich das hölzerne Geräthe erhalten, das verlegt oder versteckt in den Schlamm oder in das aufgeschaufelte Erdreich einsank, die hölzerne Schaufel oder Gabel, die elende Rinne oder der Wassertrog, wenn eine Reihe von Jahrhunderten mit ihrem Schnee und Wettern über sie hinweggegangen sind. Da ist es nur die Spur der Arbeit, die zu denken gibt, das Grubenfeld mit seinen Löchern und Haufen, der erloschene Schacht, kurz, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, die „Arbeit des alten Mannes“. Grubenanlagen, Rauthalden an den Flußläufen, über welche die sorgfältigste Lokalforschung nichts herausbringt, berechtigen zu Schlüssen, wie auch der Umstand, daß da, wo der Bergbau auf Zinn, mittelst Stollen und Schacht möglich war, der eindringende Bergmann auf Anlagen und Gänge stieß, die ein längst untergegangener Kollege ausgeführt hatte.

Wie Funde von Geräthen, überhaupt von Gegenständen, so fehlen auch Gräberfunde, wenn auch eine Sage von dem Heidenkirchhofe berichtet, der dicht bei dem ausgedehntesten Zinngrubenfelde im Fichtelgebirge in der Waldabtheilung Wolfstein beim Dorfe Birdorf am Osthange des Schneeberges liegen soll. Aber da wird auch manches Jahr vergehen müssen, bis der trockene Zufall hilft, denn nicht mit Feld- und Wiesengrund hat man es zu thun, sondern mit dem dichtesten Nadelwalde und vor allem mit üppig entwickeltem zähen und ungemein widerstandsfähigen Vaccineengestrüppe. Immer können ja Fundstücke allein nicht zeugen, hat man doch an der Ostsee die einstige Anwesenheit der Phönizier noch nicht nachzuweisen vermocht, obgleich außer Zweifel steht, daß sie den Bernstein sich von dorther holten und daß sie mit den Küstenbewohnern dort in engen Handelsbeziehungen standen.

Es ist wenig bekannt, wie ausgedehnt die Spuren solcher alten Zinnbergwerke im Fichtelgebirge sind.[3]) An einer Stelle, und zwar bei den Dörfern Schönlind und Weißenhaid unweit Weißenstadt am Nordhange des Rudolfsteins, wurde der Zinnstein mittelst regelrechtem Bergwerksbetrieb gefördert. Schon 1402 fanden Verleihungen statt, aber als die Bergleute die Arbeiten begannen, stießen sie auf die Arbeiten vergangener Geschlechter, auf verlassene alte Schacht-Anlagen. Ausgedehnter und wichtiger sind die Reste der Seifenwerke. Diese äußern sich durch das Auftreten langer Halden(Haufen-)züge, die entweder regellos zu einander lagern oder längs den Flußläufen auftreten. Neben ihnen liegen die Gruben und Löcher. Das Terrain ist unterwühlt und umgeworfen. Blitzend und hüpfend durcheilt der Gebirgsbach die Anlage, der stets durch Menschenhand regulirt, hier gestaut und zu Tümpeln erweitert, dort so lange gedämmt war, bis er die Stauung sprengte. Es sind meist ungemein ein-

[1]) S. berg- und hüttenmännische Zeitung „Glück auf“ 1891 Nr. 53.

[2]) So widmet C. Reyer in seiner Monographie über das Zinn (Berlin 1881) dem Fichtelgebirgs-Zinnbergbau nur einige der geognost. Beschreibung des Fichtelgebirges von Gumbel entnommene Zeilen. (S. 78).

[3]) S. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken Bd. XII Heft 6 1884, Bd. XVIII Heft 2 1887 und Bd. XXIII. Heft 1 1890.

same Stellen mitten im Nadelwalde, der feine Bäume längs der Wasserläufe aufstellt und die Rauthalden mit dem üppigsten Beerengrün überzieht.

Nun sind solche Zinnwäschen im Fichtelgebirge nachzuweisen:

1. Am Südabhang des Waldsteins bei Weißenstadt;
2. Am Ost- und Westhang der Farrenleite in der Schneeberggruppe, soweit der Gneiß ansteht;
3. Am Nordhang des Rudolfsteins;
4. Im Röslagrunde, namentlich am Flußufer westlich von Wunsiedel;
5. An der Zinnleite beim Dorfe Bibersbach nördlich von Wunsiedel;
6. Bei Dürnberg oberhalb dem Dorfe Röslau;
7. Nordwestlich von Kirchenlamitz am Osthang des Epprechtsteins.

Entfernter von den Bergen finden wir Zinngrubenspuren bei Rehau, in der Nähe von Mitterteich im Reviere Mönchsgrün am Großensterz und Kutschenbühl und namentlich auf dem Buchig bei Hirschberg unweit Hof. An allen den genannten Orten sind die Spuren alter Bergmannsarbeiten nicht nur deutlich wahrnehmbar, sondern als solche langwährender und gewinnbringender zu erkennen.

Zwar ist erwiesen, daß im Mittelalter und zwar in der Zeit vom 14.—17. Jahrhundert im Fichtelgebirge ein ausgiebiger Zinnbergbau umging, daß die Städte Wunsiedel und Weißenstadt durch die Herstellung verzinnter Eisenbleche, namentlich in vorreformatorischer Zeit, einer gewissen Blüthe sich erfreuten, daß also zu jener Zeit ein verhältnißmäßig bedeutender Konsum des einheimischen Zinns stattgefunden haben muß; dann darf auch nicht verschwiegen werden, daß bei der beschränkten Ausdehnung zinnführender Gebiete auch wahrscheinlicherweise Zinn im Mittelalter exportirt wurde, aber das, was damals in dem wenig bevölkerten Gebiet gewonnen und verarbeitet wurde (Weißenstadt und Wunsiedel hatten zusammen kaum 5000 Einwohner) kann nicht von der Bedeutung gewesen sein, wie es diese Bergwerksspuren vermuthen lassen. Mehr als drei bis vier Jahrhunderte kommen überhaupt nicht in Betracht; denn nach dem 30jährigen Krieg, der die Gegend entvölkerte, in dem die Croaten 1632 die Weißenhaider Schachte ausbrannten, war alles so ruinirt, daß alle späteren Versuche, den Zinnbergbau wieder aufzunehmen, eben nur Versuche geblieben sind, welche selbst ein Alexander von Humboldt, der Ende des vorigen Jahrhunderts die preußische Regierung zur Belebung des immer mehr niedergehenden Bergbaues in das Fichtelgebirge gesandt hatte, nicht aus dem Versuchsstadium herauszuheben vermochte. Es muß bei Betrachtung der mittelalterlichen Zinngewinnung im Fichtelgebirge mit kleinen Betrieben überhaupt mit kleinen Verhältnissen gerechnet werden, wenn auch Einzelne zu relativem Wohlstand damals kamen. Fabriken im modernen Sinne, auch nur einigermaßen größere Betriebe fehlten vollständig, es arbeiteten, wie die Wunsiedler Zinnordnung[4]) recht wohl ersehen läßt, nur die Meister mit einem oder wenigen Gesellen und Lehrlingen, es waren Handwerker. Und wie sich diese Konsumenten die beschränkten Verhältnisse gefallen lassen mußten, so mußte es auch den Produzenten, den Bergleuten und Zinnschmelzern recht sein.

Beachtenswerth bleibt auch, daß, wenn man geschichtlich Feststehendes über einzelne dieser Bergwerksbetriebe berichten will, der Historiker meist vom Verfalle erzählen muß. Immer stößt man auf Klagen, daß sich die Hoffnungen nicht erfüllten, daß die Schachte nicht tief, die Gruben nicht ergiebig genug seien.[5]) Sehen wir uns andererseits die Spuren dieser Zinngruben und Seifenwerke an, wie wir sie jetzt noch in den Wäldern finden und berücksichtigen wir dabei, daß im Laufe der Jahrhunderte doch sehr viel nivellirt, verschwunden, von Haide- und Beerenkraut so überwuchert sein muß, daß es als Grubenanlage nicht mehr zu erkennen ist. So ist am Westhange der Schneeberggruppe in der Waldabtheilung Zinngräben ein Territorium ausgegraben, das ungefähr 5 Kilometer lang und je nach der Lage ½ bis 2 Kilometer breit ist. Die Gruben und Halden ziehen sich bis zum höchsten bewohnten Punkt des Fichtelgebirges (952 Meter) dem Seehause hinauf, eine Grube erstreckt sich jenseits wieder hinunter fast bis zu der von Wunsiedel nach Berneck führenden Mainthalstraße, zu der Einsattlung zwischen Ochsenkopf und Schneeberg, zum sagenhaften, verschwundenen Fichtelsee. Dort überdecken die Gruben wieder eine Strecke, die ca. 2 Kilometer und stellenweise ⅓ Kilometer breit ist. Aehnlich sind die Erscheinungen am Rudolfstein, wo ein Grubenfeld von ca. 2 Kilometer Umkreis angetroffen wird. Am Röslaflusse sind die Halden von Tröstau bis Wunsiedel heute noch zu beobachten, obgleich dort wohl das Allermeiste durch Wiesenkultur verschwunden ist. Beim Dorfe Furthammer ist erst in den letzten Jahren das Grubenfeld hinter der Försterswohnung geebnet worden, so daß nur noch der Name der Wiese „die Pinge" und ein höher gelegener, verfallener Schacht an der Ackerwiese an die Zinngewinnung erinnert. Bei Bibersbach und auch bei Dürnberg, wo zwar deutlich die Wasserregulirung noch bemerkbar und die etagenförmige Anlage kleiner Weiher zu bemerken ist, welche heute noch den Namen Zinnweiher führen, verschwanden die Rauthalden, dagegen liegen Gruben noch immer in den Wiesen bei Weißenstadt. Bei Kirchenlamitz ziehen sich die Grubenanlagen und die Haldenzüge in einer Breite von ca. ¼ Kilometer, aber in einer Länge von 4 Kilometern von der Schwarzenbacher Straße zum Epprechtstein. Deutlich ist ein Etagenbau zu bemerken und die Teiche, die übereinander bis zum Walde liegen, sind wohl nichts anderes als ursprünglich tiefe Gruben, die sich mit den Wassern füllten, welche man früher geregelt und zum Zinnwaschen verwandte. In ihnen sollen früher verfallene Schachte wahrzunehmen gewesen sein, in denen schon Menschen, u. A. eine Streu mähende Magd, verschwunden sind. Daß oberhalb dieser Grubenfelder eine Flurabtheilung liegt, welche den Namen Ratschin (slavisch: Burg, Befestigung) führt, wollen wir hier nur streifen, weil dies den, wenn auch auf sehr schwachen Füßen stehenden Schluß zuläßt, daß man, diese Bergwerke zu schützen, zur Zeit der wendischen Invasionen des Fichtelgebirges eine Befestigung angelegt hatte. Daß freilich Wenden es waren, die hier arbeiteten, kann durch nichts bewiesen werden. Immer hat sich das Zinn an der Grenze zwischen Granit und Gneiß, häufig in ersterem eingebetteten Gneißinseln gefunden. In der Nähe von Riesengrün bei Hirschberg liegt der alte Bergort „Buchig", eine mit niederem Walde bedeckte Anhöhe. Dort ziehen sich im Walde 7—8 Pingengänge.[6]) Hier fanden (in der Neujahrsgrube) 1560 Bergknappen reiches Zinnerz, was zu dem raschen Aufblühen einer Bergstadt Veranlassung gab, aber sie fanden es wieder in verlassenen, in ältester Zeit getriebenen Anlagen. Neben diesen sichtbaren Spuren, welche der ergiebige Zinnbergbau im Fichtelgebirge hinterließ, spricht noch ein Moment für dessen hohes Alter, es ist das dunkle Gedenken an ihn im Volke, die Sage. Nirgends klingt die Venedigersage, jene Erzählungen von elbischen, Bergmannarbeit treibenden Wesen so lebhaft wieder, wie im Fichtelgebirge, nirgends hat sich die Erinnerung an diese merkwürdigen Bergmannsgestalten so erhalten wie hier. Nur im Erzgebirge sind ähnliche Beobachtungen zu machen. Zwischen den langen Haldenzügen taucht das Venediger Männlein auf, gräbt den glänzenden Zinnstein, wäscht ihn am Wasser, schmilzt ihn vielleicht auch in primitiven Oefen, hat es aber seine Schätze oder naht ein Unberufener, so pflegt es rasch zu verschwinden. Zahlreich sind die Erzählungen, welche neben den selbstverständlichen Funden von Gold, von solchen „schwarzen, glänzenden Körnern in Quellen oder

---

[4]) Publizirt im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Bd. XV Heft 3, 1881, S. 35 ff.

[5]) Man vergleiche: A. Kretschmars Berghistorien 1741. Manuskr. im Kreisarchiv zu Bamberg, und Kirchmayers wohlgemeinte Bedenken wegen deren Bergwerke in Franken und Voigtland oberhalb des Gebirges, wie solche 1678 beschaffen. Wittenberg 1687.

[6]) Pinge-Schachtvertiefung, Bergwerksspur.

Flüssen" erzählen, die ja recht wohl mit solchen von Zinnsteinkörnern gedeutet werden können.[7]) Wie wir eingangs schon andeuteten, ist es schwer, wegen Mangels an Fundstücken den Beweis unanfechtbar zu führen, daß ein Theil der im Fichtelgebirge einst betriebenen Zinngruben und Bergwerke in die entlegene Zeit zurückgeht, welche man die vorhistorische nennt, aber es kann noch Raths werden. Ist doch das Erzgebirge, wo die Spuren uralter Zinngruben noch viel ausgedehnter sind, in derselben Lage. Auch dort Bergwerksanlagen, uralte Schachte, Haldenzüge, entsprechende Orts- und Flurnamen aber — auch keine Fundstücke. Dr. Schurz hat in einer inhaltreichen Arbeit über die Walensage im Erzgebirge[8]) untersucht, ob Slaven, Germanen, Kelten oder gar finnische Volksstämme an dieser alten Bergwerksthätigkeit Antheil haben. Wie viel untergegangen ist, hier wie dort, ist kaum zu entscheiden! Es wirken neben dem nivellirenden Einfluß der Atmosphärilien, die Vegetation, die Lagernester, vor allem die Menschenhand — daß aber trotzdem noch so viel sichtbar ist und beobachtet werden kann, das ist es, was zu denken gibt. Ist es also nicht bis zur Evidenz nachzuweisen, daß ein Theil des Zinns zu den Bronzegegenständen, wie wir sie als Erzeugnisse längstvergangener Menschen finden, im Fichtelgebirge gewonnen wurde, so spricht doch dafür, was wir am Schlusse unsrer Arbeit nochmals wiederholen wollen:

1. die Ausdehnung der Grubenfelder, die Spuren alter Bergmannsarbeiten und die geringe Zahl historisch verbürgter Nachrichten über sie;

2. das Beschränktsein des Vorkommens von Zinnstein auf die beschriebenen Gebiete;

3. das Auftreten von Bergmannssagen;

4. das thatsächlich hohe Alter des Bergbaues im Fichtelgebirge.

Ist ja doch bekannt, daß schon Otto der Große sich aus den fränkischen Landen Bergleute zur energischen Inangriffnahme der Bergwerke am Oberharze kommen ließ,[9]) wo noch Ortsnamen wie Frankenheim, Frankenschauer u. dergl. an eine fränkische Besiedelung erinnern und an gewissen Orten ein zwar stark beeinflußter, aber deutlich erkennbarer Dialekt süddeutschen Ursprungs gesprochen wird.

Dann mag noch 5. der Umstand für unsre Aufstellung sprechen, daß wenig entfernt von den Fichtelgebirger Bergen in Steben und bei Kupferberg bei Stadtsteinach seit unerdenklicher Zeit Kupfererze gewonnen werden, so daß man imstande war, sich auch seinen Bedarf an Kupfererzen in nächster Nähe zu decken.

Die Kunde von den Völkern verhallt, aber wenn auch im Laufe der Zeiten die Erinnerung an diese Menschen, welche hier arbeiteten und sich sicher gründlich mühten, verloren ging, die Spuren ihrer Arbeit sind geblieben, wenn sie auch bis jetzt nicht erkennen lassen, wer die Leute waren, welchem Volke sie angehörten u. dergl.

Freilich, die Zeit wird kommen, wo auch über diese alten Gruben das moderne Volk herfallen wird, sie zu ebnen und verschwinden zu machen. So lange aber der Wald schützend sein Geäste über sie breitet, ist die Gefahr nicht groß. Deßhalb kann es gelingen, daß die Bergwerksreste im Fichtelgebirge mit dazu beitragen, die interessante Frage zu beantworten, woher die mitteleuropäischen Völker in vorhistorischer Zeit das ihnen so werthvolle Metall, das Zinn, bezogen haben.

7) Eine hochbeachtenswerthe Sammlung derartiger Sagen veröffentlichte Pachelbel 1716 in seiner Beschr. des Fichtelberges im Norgau liegend.

8) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff, Stuttgart 1890.

9) S. die Besiedelung des Oberharzes. Vortrag gehalten auf der XVII. Hauptversammlung des Harz-Vereins 1884 von Schuldirektor Zunther. — Weitere Beiträge zur Gesch. d. Zinngewinnung im Fichtelgeb. Archiv f. Gesch. ꝛc. von Oberfranken. XVIII. Bd. 1 Heft, 1891, S. 8.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der Psychologen-Kongreß in Paris. Dem Kongreß der Philosophen, der Anfang August im palais des congrès der Pariser Ausstellung getagt hat, folgte in der vorigen Woche der vierte internationale Psychologen-Kongreß. Angehörige aller Kulturvölker, mehr als 400 an der Zahl, hatten ihre Theilnahme versprochen, gegen 300 waren erschienen. Trug der vorige Kongreß für Psychologie — München 1896 — vorzüglich ein deutsches Gepräge, so überwog diesmal noch stärker das französische Element. Der weitaus größte Theil der Verhandlungen wurde in französischer Sprache geführt und zeigte schon in der Form die charakteristischen Züge des französischen Wesens: eine lebhafte, an dynamischen und melodischen Nuancen reiche Vortragsweise, eine liebenswürdige Verbindlichkeit in der Polemik und überall jene echt romanische Freude an formal logischer Gliederung und plastischer Gestaltung der Gedanken. Alle bekannteren Philosophen und Psychologen, zahlreiche Physiologen und Psychiater Frankreichs waren aktiv betheiligt. Ich nenne nur die Namen Bergson, Buisson, Marillier, Séailles, Tarde; Binet und Ribot; Bernheim, Janet, Richet und Toulouse. Deutschland und Oesterreich waren im Vergleich zu ihrem Antheil an der Psychologie am schwächsten vertreten. Brentano, Cornelius, Höfler, Lipps, Martius, Stumpf und Wundt; Exner, Flechsig und Hering — von denen die Meisten den Münchener Kongreß besucht hatten, wurden vergeblich erwartet. Im Verhältniß zu der geringen Zahl (kaum zehn) ihrer anwesenden Vertreter, kam jedoch die deutsche Wissenschaft ausgiebig genug zu Worte. **Ebbinghaus** (Breslau) gab in der ersten allgemeinen Sitzung, gleich nach der einleitenden Rede des Präsidenten Ribot, einen Ueberblick über die Entwicklung der modernen Psychologie; er griff fast täglich auch in die Diskussionen ein. Neben ihm standen auf deutscher Seite im Vordergrund: **Külpe** (Würzburg), der in einer den Herren Romanen nicht ganz gemäßen, nüchtern gründlichen Art psychophysische Methodenfragen behandelte; der Psychiater **Sommer** (Gießen), der seine scharfsinnig erdachten psychologischen Apparate in den letzten Jahren noch verbessert hat, und der von Sommer vielfach angeregte Berliner Nervenarzt **Dr. Vogt**: er ist als einer der besten Kenner des Hypnotismus rühmlich bekannt; neuerdings hat er mit umfassender Energie das Studium der körperlichen Ausdrucksformen seelischer Zustände in Angriff genommen. Von den übrigen Nationen traten die Amerikaner und die Italiener am meisten hervor (Bryan, Ladd, Scripture, Monroe, Münsterberg; Ferrari, Patrizzi, Tamburini, Sergi u. A.). Der aus Deutschland gebürtige **Münsterberg** (Boston) entwickelte gelegentlich in geistreich aphoristischer Weise und ganz im Gegensatz zur gegenwärtigen Hauptrichtung der Psychologie die Idee eines neuen psychologischen Atomismus, der freilich mit dem Atomismus der Physik nicht viel mehr als den Namen gemein haben würde. Altengland ist, seitdem exakte Methoden in die Psychologie Eingang gefunden haben, auffallend still geworden im Konzert der Psychologen. Vielleicht trägt die zunehmende Einsicht in die Unzulänglichkeit des reinen Assoziationismus hiezu bei. Der einzige Engländer, den man auf dem Kongreß bemerkte, war der Spiritist **Myers**.

Beachtenswerth war die Betheiligung des französischen Klerus. Von den Leistungen dieser redegewandten Herren erwähne ich einen Beitrag des Abbé **Denis**, Herausgebers der Annalen für die christliche Philosophie, zur Psychologie des Glaubens. Das Element der Frauen war auf dem Kongreß ziemlich stark vertreten; man zählte allein etwa sieben weibliche Doktoren, meist Aerztinnen slavischer Rasse. Einer der gehaltvollsten Vorträge im Diskant war derjenige der französischen Studentin und Schriftstellerin **Bos** (Boeuf) zur Psychophysiologie der Zeit. Die junge Dame verrieth eine gute Kenntniß deutscher Psychologie, und als der scharfsinnige Pater Bulliot ihr mit metaphysisch-skeptischen Argumenten entgegentrat, wurden dessen Einwände von deutschen Psychologen (**Krueger**, Kiel, danach in gleichem Sinne von **Ebbinghaus**) abgelehnt.

Frankreich leistet seit Jahren Hervorragendes auf dem Gebiete der Psychopathologie. In der Normalpsychologie gehen hier die empirisch-experimentelle und die philosophisch-spekulative Richtung noch beziehungsloser nebeneinander her

als in Deutschland. Die Experimentatoren und Empiriker neigen stärker als bei uns zum physiologischen Materialismus. Mehr als einmal konnte man den Geist der Encyklopädisten deutlich verspüren. Dem Kantischen Idealismus stehen in Frankreich noch große Aufgaben bevor. Ich bemerkte auch bei feineren Köpfen einen gewissen Mangel an erkenntniß-theoretischer Klarheit und ein ungewöhnliches Maß materialistischer Befangenheit. Die Kehrseite ist eine weitgehende Skepsis in allen Fragen der Moral und der allgemeinen Weltanschauung — daneben eine duldsame Kritiklosigkeit gegenüber dem modernen Mystizismus, besonders wenn dieser in einem Mäntelchen von „experimenteller“ Exaktheit erscheint. Dem Spiritismus war eine ganze allgemeine Sitzung eingeräumt, in der nur Flournoy (Genf), und er nicht einmal mit der nöthigen Bestimmtheit, den Standpunkt der empirischen Psychologie und der Induktiven Logik vertrat. Richet, der Vizepräsident des Kongresses, soll dem Spiritismus nahestehen; nur so kann ich es mir erklären, daß man mehr als 20 Vorträge von ausgesprochen occultistischer Tendenz zugelassen hatte. Daß man sich nicht in Deutschland befand, war auch in der Sektion für experimentelle Psychologie zu bemerken. Diese wichtige Disciplin kann man beinahe als eine deutsche bezeichnen. Ihre französischen Vertreter halten sich mit Vorliebe an ihren physiologischen oder pathologischen Grenzen auf. Die Tonpsychologie z. B., dieser höchstentwickelte Zweig der Lehre von den Sinnesempfindungen, war nur durch einen einzigen — deutschen — Vortrag (den des Unterzeichneten, über Konsonanz und Dissonanz) vertreten. Die vom Standpunkt der Physiologie sehr verständliche moderne Vorliebe für die Körper- und Organempfindungen kam vielfach deutlich zum Ausdruck. Unverkennbar war ferner die zunehmende Bedeutung der exakten Psychologie für die Pädagogik und — mehr indirekt, methodisch — für die Soziologie.

Im ganzen scheinen die Gegensätze zwischen Physiologie, reiner, empirischer Psychologie und Philosophie sich doch mit der Zeit zu mildern. Die Naturforscher und noch mehr die Philosophen erkennen allmählich die Nothwendigkeit der experimentell geregelten Selbstbeobachtung und rein psychologischen Analyse. Die Psychologen verfolgen theilnehmender, daher auch achtungsvoller die Arbeiten der Anatomen und Physiologen. Alle Theile endlich verspüren wieder mehr das Bedürfniß nach einheitlicher Zusammenfassung der unendlich mannichfaltigen Einzelergebnisse, und nach einer Anknüpfung der psychophysiologischen Sonderbemühungen an die großen, alten, treibenden Probleme der Philosophie. Es führen viele Wege nach Rom, und wir haben die reiche Mannichfaltigkeit von Detailfragen und Spezialmethoden nicht zu beklagen, in die das große Räthsel des menschlichen Lebens sich für uns auseinanderlegt. Möchte der für das Jahr 1904 beschlossene römische Kongreß Fortschritte zeigen im Sinne dieser Differenzierung, zugleich aber auch eine höhere, bewußtere Einheit aller Bestrebungen, die ernsthaft und klug auf die Erkenntniß der psychophysischen Welt gerichtet sind.

Felix Krueger (Kiel).

-rt- **Vereinheitlichung der Thermometerangaben.** Einem jüngst ergangenen Erlaß des Reichskanzleramts zufolge dürfen vom 1. Januar 1901 an Thermometer mit Réaumur-Theilung bei der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg und bei sonstigen öffentlichen Anstalten nicht mehr zur Prüfung zugelassen werden. — Für wissenschaftliche und amtliche Zwecke ist das hunderttheilige (Celsius-)Thermometer schon seit längerer Zeit so gut wie ausschließlich im Gebrauch; der obige Erlaß bezweckt die allmählige Verdrängung des achtzigtheiligen Thermometers durch das hunderttheilige auch im Privatleben.

* **Berlin.** Geheimrath Georg Ernst Hinzpeter, der einstige Erzieher des Kaisers, feiert heute, Dienstag, das goldene Doktor-Jubiläum. Er hat 1850 bei der philosophischen Fakultät in Berlin promovirt. Hr. Hinzpeter steht im 73. Lebensjahre. — Der Geh. Sanitätsrath Dr. Moritz Marcuse, ist in der Nacht zum Montag im 64. Lebensjahre gestorben.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor Lic. theol. Gustav Ecke ist zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Die Zulassung des Dr. L. Braun als Privatdozent für innere Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität Wien, des Konzipienten der böhmischen Finanzprokuratur Dr. E. Adler als Privatdozent für österreichisches Privatrecht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der deutschen Universität in Prag, des Dr. J. Prusak als Privatdozent für österreichisches Strafrecht und Strafprozeßrecht an der juridischen Fakultät der böhmischen Universität in Prag, des Dr. T. Pfeiffer als Privatdozent für Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten an der medizinischen Fakultät der Universität in Graz und des außerordentlichen Professors an der Bergakademie in Pribram August Harpf als Privatdozent für Technologie der Papierstoffe an der deutschen technischen Hochschule in Prag ist bestätigt worden.

M. C. **Rom.** Die sich im letzten Monat in Italien überstürzenden politischen Ereignisse haben genöthigt, an manchem nur kurz vorüberzugehen, was nicht mit der Tragödie von Monza zusammenhing. So muß heute auf alle Fälle nochmals des wichtigsten Tages gedacht werden, den die deutsche Wissenschaft in Rom seit langem feiern durfte. Es ist das 50jährige Doktorjubiläum Theodors v. Sickel (worüber wir bereits in Nr. 186 eine vorläufige kurze Notiz brachten. D. Red.), das er zwar in der lieblichen Stille eines steirischen Gebirgssees begehen wollte, an dem aber doch die Gelehrtenwelt den Antheil nahm, der der überragenden Bedeutung des Forschers und wissenschaftlichen Organisators Sickel zukommt. Den Kern seiner gewaltigen wissenschaftlichen Verdienste kennzeichnet die preußische Akademie der Wissenschaften, indem sie in ihrer Adresse schreibt: „Sie begründeten durch Ihre Urkundenlehre der Karolinger den ersten großen Fortschritt dieser Wissenschaft seit Mabillon, so daß Alle, die seitdem darin etwas geleistet haben oder leisten wollen, Ihre Arbeiten als den gebotenen Ausgangspunkt ansehen mußten.“ Das ist von solcher Seite eine Anerkennung, wie sie wohl Wenige erhalten haben. Sickels Schüler, das österreichische historische Institut und seine Mitglieder überreichten durch Prof. Redlich (Wien) eine Festschrift, an der vierzig Gelehrte mitgearbeitet haben. Die Universität Halle hat bei der üblichen Erneuerung des Diploms einen kurzen Lebensabriß Sickels gegeben, der die großen Verdienste betont, die er sich um Deutschland, seine Heimath und Oesterreich erworben hat, ein neuer Beweis für die Früchte, die die engen geistigen Beziehungen zwischen den beiden Reichen tragen; die Halleaser Universität hofft auf das fernere Fortbestehen dieser Beziehungen und erinnert mit dieser politischen Anspielung daran, daß Sickel als liberales Mitglied des österreichischen Herrenhauses stets zu den eifrigsten Hütern dieser Beziehungen gehört hat. Und welches Vertrauen der preußische Gelehrte sich in seinem Adoptivvaterlande erworben hat, das beweist diese Berufung ins Herrenhaus, die Ernennung zum Sektionschef, die Verleihung des Ritterstandes. Sickel steht seit langen Jahren an der Spitze des Istituto austriaco di studi storici in Rom und erfreut sich auch in den vatikanischen Kreisen der großen Werthschätzung, die für das Fortschreiten der Arbeiten so wichtig ist. Obschon 73 Jahre alt, hat der rüstige Gelehrte sich entschlossen, seinen Posten auch über das Jubiläum hinaus beizubehalten. Und dafür muß ihm in der That die gesammte Gelehrtenwelt deutscher Zunge dankbar sein.

* **Aus Amerika.** Wie die „Nationalzeitung“ mittheilt, hat der Historiker Professor Hermann Eduard v. Holst, seit 1892 Professor an der Universität Chicago, seine dortige Stellung niedergelegt und wird nach Freiburg i. Br. zurückkehren, wo er von 1874 ab bis zu seiner Berufung nach Chicago als Universitätslehrer gewirkt hat. — Mrs. M. Lloyd Kennedy aus Sioux-City wurde, wie man der „Frkf. Ztg.“ mittheilt, von der Regierung des Staates Jowa zum Examinator in den juristischen Prüfungen ernannt; es ist die erste Frau in dieser Stellung.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 5. September. Nummer 203.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.00, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage des Unterrichts in der Bürgerkunde.

Von Ludwig Fleischner.

In eben dem Maße, als durch die Verallgemeinerung des Wahlrechtes das Interesse am politischen Leben in den breitesten Schichten reger wird, in demselben Maße wendet sich auch die Aufmerksamkeit der Pädagogen und Sozialpolitiker der Frage des bürgerkundlichen Unterrichtes zu. Auf zahlreichen Lehrertagen und Versammlungen wird sie immer wieder erörtert, und wenn auch die Ansichten über Umfang und Inhalt, sowie über die Verwerthung der bürgerkundlichen Lehren in den verschiedenen Schulkategorien noch sehr getheilt sind, so ist doch aus den Diskussionen zu entnehmen, daß man zum mindesten einig in der Anschauung ist, daß ein Unterricht in der Bürgerkunde nothwendig oder wünschenswerth sei, um den heranwachsenden Staatsbürger frühzeitig schon mit den Aufgaben vertraut zu machen, die er dereinst im Staate zu erfüllen haben wird; insbesondere ist dies in konstitutionellen Staaten der Fall, in denen der Grundsatz der Selbstverwaltung durchgeführt ist und in denen jeder an der Lösung der mannichfachen Aufgaben mitwirken kann.

Die bürgerkundliche Frage hat nun bereits eine reiche Literatur zutage gefördert; nicht nur an Lehr- und Hülfsbüchern für diesen Unterricht, sondern auch an Schriften und Aufsätzen über denselben oder über einzelne Theile, wie über die Wichtigkeit der Rechtskunde oder über die Nothwendigkeit volkswirthschaftlicher Belehrungen herrscht kein Mangel. Bekanntlich datirt das wiedererwachte Interesse an diesen Disciplinen seit dem kaiserlichen Erlasse vom 1. Mai 1884 und den neuen Lehrplänen vom Jahre 1892, welche „Belehrung über wirthschaftliche und gesellschaftliche Fragen“ fordern. Aber früher schon, im Jahre 1885 einigten sich, wie P. Jende[1]) mittheilt, die Allgemeine deutsche Lehrerversammlung auf den Satz: „Die staatsbürgerliche und politische Erziehung des Volkes hat schon in der Volksschule zu beginnen.“ Seither hat man sich fortwährend mit dieser Frage beschäftigt. Wir erwähnen nur Adolf Exners Rektoratsrede „Ueber politische Bildung“ (1891), in der dieser weitblickende Gelehrte von dem 20. Jahrhundert als von einem politischen sprach; wer ihm gewachsen sein wolle, werde politischer Bildung bedürfen; einen solchen Unterricht müsse nun schon die Hochschule anbahnen, dann werde auch der patriotische Geist in der Jugend gepflegt werden. Ihm erwiderte Dr. Friedrich Tezner in seiner Schrift: „Politische Bildung und Patriotismus“,[2]) in der er nachwies, daß der Patriotismus seine Nahrung unmöglich nur aus einer bestimmten Form der politischen Bildung allein ziehen könne, daß man diese auch nicht mit politischem Wissen verwechseln dürfe; nicht die Universität sei der Ort, wo derartige Belehrungen ertheilt werden sollten, das müsse schon früher durch einen politischen Volksunterricht geschehen, der sich in den Dienst keiner bestimmten Partei stellt, sondern der das Volk möglichst wahrheitsgetreu über seine Pflichten und Rechte dem Staatswesen gegenüber aufklärt. Vorher schon (1893) war die bekannte Schrift von Felix Stoerk „Der staatsbürgerliche Unterricht“[3]) erschienen, in welcher der Verfasser für eine sozialpolitische Volkserziehung eingetreten war.

Allein auch in neuerer Zeit verstummt die Diskussion über diese wichtige sozialpädagogische Frage nicht und gerade in den letzten Jahren ist der Ruf nach einer besseren Vorbildung der Jugend auf diesem Gebiete immer lauter geworden.[4]) Aus der Zahl der nunmehr neu vorliegenden Schriften für und über die Bürgerkunde seien diesmal einige herausgegriffen, die theils ihres Inhalts, theils ihrer Verfasser wegen Beachtung verdienen. „Die Verwerthung der Bürgerkunde im Geschichtsunterricht der Volksschule“[5]) betitelt sich eine von R. Fritzsche in Altenburg verfaßte Schrift, in welcher der Nachweis zu führen versucht wird, daß es nicht nöthig sei, eine eigene Disciplin als Bürgerkunde einzuführen, sondern daß die bürgerkundlichen Lehren gelegentlich im Geschichtsunterricht verwerthet werden können. Der Autor geht von der Thatsache aus, daß der Volksschulunterricht in nicht zu rechtfertigender Weise die Vorbereitung auf das praktische Leben vernachlässige; mit Recht sei deßhalb die Forderung nach einer Revision der Lehrpläne erhoben worden, um schon der Schule die Pflicht zuzuweisen, die heranwachsende Generation für das Leben im Staate vorzubereiten. Eine solche Forderung ist allerdings nicht neu. Der Verfasser verweist insbesondere auf die Bemühungen F. W. Dörpfelds, der für die Aufnahme der „Gesellschaftskunde“ in den Lehrplan der Volksschulen eintrat. Doch seine Bestrebungen blieben erfolglos und erst in unsern Tagen hat der Gedanke eines bürgerkundlichen

[1]) „Ueber die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den öffentlichen Volksschulunterricht.“ Hamburg 1889.

[2]) Wien 1897, Manz'sche k. u. k. Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung.

[3]) Freiburg i. B. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

[4]) Die Literatur über diese Frage findet man u. a. zusammengestellt bei Ludwig Hochhuth: Elemente der Volkswirthschaftslehre und Bürgerkunde (Berlin 1894), ferner bei Dr. Carl Endemann: Staatslehre und Volkswirthschaft auf höheren Schulen (Bonn 1895). Außerdem enthalten die für den bürgerkundlichen Unterricht bestimmten Lehr- und Hülfsbücher wie A. Giese: Deutsche Bürgerkunde (Leipzig, R. Voigtländer), Hoffmann und Groth: Deutsche Bürgerkunde (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), L. Fleischner: Oesterreichische Bürgerkunde (Prag, F. Tempsky) einzelne Literaturangaben.

[5]) Langensalza 1898, Hermann Beyer u. Söhne (Pädagogisches Magazin, 106. Heft).

Unterrichtes wieder in weiteren Kreisen Wurzel gefaßt, so daß auch außerhalb der eigentlichen Fachkreise sich Stimmen für dessen Einführung erhoben. Allgemein bekannter wurden die im Jahre 1887 seitens der deutschen Adelsgenossenschaft und später die von der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung, vom Liberalen Schulverein der Rheinprovinz und Westfalens, vom Deutschen Realschulmännerverein in Berlin und von der VII. deutschen Lehrerversammlung in Frankfurt a. M. unternommenen Schritte behufs Einführung volkswirthschaftlicher Belehrungen in den Lehrplan einzelner Schulen, wie nicht minder die zahlreichen auf Lehrertagen gefaßten Resolutionen, welche diesen Unterricht verlangten. Der Adelsgenossenschaft gab der damalige Minister v. Goßler zur Antwort, daß eine dem Verständniß der Kinder angemessene Belehrung über die auf der sittlichen Weltordnung beruhenden Grundsätze des bürgerlichen Lebens und der volkswirthschaftlichen Verhältnisse in die Aufgabe der Volksschule falle; er glaube aber, daß eine solche Belehrung in keinem Falle einen besonderen Unterrichtsgegenstand bilden, sondern sich nur an bereits bestehende Disciplinen anlehnen könne.

Die verschiedenen Körperschaften, welche mit solchen Beschlüssen hervortraten, begründeten allerdings ihre Forderungen in verschiedener Weise. Ein besonders ins Treffen geführtes Argument zugunsten der Bürgerkunde war jedesmal die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen in den 80er Jahren; man wies darauf hin, daß eine solche Zunahme nicht hätte stattfinden können, wenn nicht eine so bedeutende Unkenntniß bezüglich des Rechts- und Staatswesens in den Kreisen des Bürgerthums vorhanden gewesen wäre, die auch eine gewisse Lässigkeit in der Ausübung der bürgerlichen Pflichten zur Folge hatte. Von anderer Seite wurden wieder wichtige pädagogische Gründe ins Treffen geführt, so daß es scheinen mußte, als ob nichts mehr der Einführung solcher bürgerkundlicher Belehrungen im Wege stünde. Allein mit der Zeit sind auch gegnerische Stimmen laut geworden, welche zwar weniger die Nothwendigkeit als vielmehr die Durchführbarkeit dieser Schulreform in Frage stellten. Es wird nämlich zunächst behauptet, daß dieser Unterricht die Fassungskraft 12—14 jähriger Schüler übersteige, dann aber auch, daß die wirthschaftlichen Lehren ihres materialistischen Inhaltes wegen dem obersten Erziehungsgrundsatz zuwiderlaufen. Fritzsche bemüht sich, beide Einwände zu entkräften. Handelt es sich doch bei dem fraglichen Unterricht nur um einzelne und ganz bestimmte Partien aus den erwähnten Disciplinen, die von verständigen Lehrern in einer Form dargeboten werden sollen, welche der geistigen Reife der Schüler auch angemessen ist, wobei es freilich hauptsächlich auf den Takt des Lehrers ankommt, das Richtige auszuwählen. Was den zweiten Vorwurf anbelangt, daß nämlich die wirthschaftlichen Lehren nur materialistischer Natur seien, so muß zunächst gesagt werden, daß es auch eine berechtigte materialistische Auffassung gibt; nur darf diese nicht als höchstes Gut betrachtet und über die anderen Lebenszwecke gestellt werden. Im übrigen muß aber auch dieser Einwand bestritten werden und man kann im Gegentheil behaupten, daß die richtig vorgebrachten Grundlehren der Volkswirthschaftslehre und der Rechtskunde eine hohe sittliche Kraft besitzen und daß sie der Erreichung des obersten Erziehungsgrundsatzes durchaus nicht hinderlich sind; ihr ethischer Werth ist unbestritten, weil sie zeigen, daß „das große Ganze nur dann gedeihen kann, wenn ein Jeder treu und gewissenhaft seine Pflicht erfüllt". Das hat denn auch die deutsche Lehrerschaft bestimmt, sich für die Aufnahme solcher Belehrungen schon in dem Lehrplan der Volksschulen auszusprechen.

Der Autor unsrer Broschüre zeigt sodann, welche Stoffe aus der Bürgerkunde im Geschichtsunterrichte Verwerthung finden könnten und wie diese Stoffe dem historischen Lehrstoffe anzugliedern wären. Er führt hiebei die bekannten Schriften von Patuschka, Pache und Mittenzwey, namentlich aber Dörpfelds grundlegende Werke an, in denen die Gesellschaftskunde als nothwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts bezeichnet wird, dem er die Aufgabe zuweist, im Schüler „Kenntniß und Verständniß des vielgestaltigen Menschenlebens der Gegenwart" anzubahnen. Fritzsche legt dann weiter dar, daß Dörpfeld in seinen Forderungen bezüglich des Geschichtsunterrichts zu weit geht, da das diesem Unterricht zugewiesene Ziel überhaupt dem ganzen Schulunterricht vorschweben soll; die bürgerkundlichen Belehrungen müßten mehr in die Tiefe gehen, damit sie den Segen einer geordneten Verfassung und Verwaltung erkennen lassen; die Schule hat daher ihre Aufgabe vollkommen erfüllt, wenn sie an gegebene Anlässe anknüpft, um die Kenntniß der Hauptzüge der Verfassung und Verwaltung zu ermitteln und so den Rechtsstaat begreifen zu lehren, und um in das Verständniß der wichtigsten volkswirthschaftlichen Lehren und ihrer Gesetze einzuführen. Dazu ist nun kein eigener Gegenstand nöthig, sondern die anderen Disciplinen, insbesondere der Unterricht in der Geschichte, bieten genug Anhaltspunkte für solche Belehrungen. Der Verfasser der Broschüre gibt nun eine Uebersicht dieses historischen Stoffgebietes nach drei Gruppen (der Staat, die Bürger des Staates, das Leben im Staat) geordnet, und erörtert in eingehender, mit Beispielen belegter Weise, an welchen Stellen des Geschichtsunterrichts diese Materie einzufügen wäre, ohne dem kindlichen Geiste Gewalt anzuthun und ohne den Grundsatz umzustoßen, daß die Bürgerkunde nur insoweit zu berücksichtigen sei, als sie „die Hauptlehren und Hauptthatsachen aus der Entwicklung des Staats und der Gesellschaft enthält". Der Autor faßt schließlich seine Ausführungen dahin zusammen, daß im volksschulmäßigen Unterricht die Bürgerkunde nur insoweit Berücksichtigung finden könne, als sie mit dem zur Behandlung kommenden Stoff in engster Beziehung steht und zur Erreichung des Zieles, das dem Geschichtsunterricht gesteckt ist, beizutragen vermag; überdies kann die Verwerthung des bürgerlichen Stoffes im Geschichtsunterricht auch nur gelegentlich geschehen.

Eine zweite, in demselben Verlage[6]) erschienene Schrift von Rektor Fr. Schleichert in Aschersleben behandelt „Die volkswirthschaftlichen Elementarkenntnisse im Rahmen der jetzigen Lehrpläne der Volksschule". Auch ihr Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die sozialdemokratische Bewegung nicht eine solche Ausdehnung genommen hätte, wenn nicht die in vielen Bevölkerungskreisen herrschende Unkenntniß in staatlichen und wirthschaftlichen Dingen eine so große wäre. Die Verbreitung gesunder volkswirthschaftlicher Anschauungen bietet für den Staat die wirksamste Unterstützung in seinen sozialpolitischen Bestrebungen. Der Autor citirt die Kabinetsordre vom 1. Mai 1889, welche die Schule als sozialpolitische Erziehungsanstalt bezeichnet, die gegenüber den sozialdemokratischen Irrlehren berufen ist, „zur Förderung dessen, was wahr, was wirklich und was in der Welt möglich ist, erhöhte Anstrengungen zu machen"; es soll durch die dem Geschichtsunterricht zugewiesenen sozialpolitischen Belehrungen der Jugend ferner die

6) Pädagogisches Magazin, 96. Heft.

Ueberzeugung verschafft werden, daß die Lehren der Sozialdemokratie „nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in Wirklichkeit undurchführbar und in ihren Konsequenzen dem Ganzen wie dem Einzelnen verderblich sind". Schleichert scheidet jedoch die volkswirthschaftlichen von den gesetzes- und bürgerkundlichen Belehrungen im eigentlichen Sinn, wiewohl beide vielfach zu einander in engster Beziehung stehen, denn mit Recht wurde in einem im Jahre 1895 in der Wiener pädagogischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag darauf hingewiesen, daß die allgemeine staatsbürgerliche Erziehung Belehrungen in der Gesetzeskunde erfordere, welche auf der Basis volkswirthschaftlicher Erkenntnisse aufgebaut sind. Doch beschränken sich seine Ausführungen im wesentlichen auf die Beantwortung der Frage: Wie lassen sich die volkswirthschaftlichen Elementarkenntnisse im Rahmen der jetzigen Lehrpläne vermitteln? Nachdem er in Uebereinstimmung mit den meisten Fachgenossen von einer Behandlung volkswirthschaftlicher Fragen in einer besonderen Lehrstunde absieht und verlangt, daß diese Belehrungen entweder organisch mit den vorhandenen Lehrfächern verbunden oder doch im Anschlusse an dieselben behandelt werden, geht er die Fächer Religion, Geschichte, Deutsch, Geographie, Naturkunde und Rechnen durch, um zu zeigen, in welche Lücken dieser Disciplinen volkswirthschaftliche Belehrungen eingefügt werden könnten. Hiebei wird besonders dem Geschichtsunterricht die Aufgabe zugewiesen, das kulturgeschichtliche Moment zu betonen und auch die kaiserliche Sozialpolitik eingehend zu erörtern.

Zum Schlusse gibt Schleichert eine beachtenswerthe Zusammenstellung der bei den einzelnen Fächern für die Volksschule in Betracht kommenden volkswirthschaftlichen und bürgerkundlichen Belehrungen. Seine Darlegungen verfolgen den Zweck, eine gute Grundlage für eine gesunde Auffassung der wirthschaftlichen und staatlichen Verhältnisse zu geben; das soll dadurch erreicht werden, daß schon mit den Kindern der Unterstufe nach Maßgabe ihres Gesichtskreises und ihrer Fassungskraft die einfachsten wirthschaftlichen Erscheinungen und Thatsachen behandelt, dieselben sodann auf der Mittelstufe fortgesetzt, erweitert und vertieft werden können, damit schließlich auf der Oberstufe eine mehr zusammenfassende Behandlung derselben erfolgen könne".

Von wesentlich anderen Gesichtspunkten geht eine andere Broschüre[7]) aus, die einen in der „Greifswalder Vereinigung aller Lehrer" gehaltenen Vortrag des dortigen Universitätsprofessors Paul Krückmann wiedergibt. Ihr Autor stellt zunächst die Thatsache fest, daß eine immer weitergreifende Entfremdung zwischen Recht und Volk besteht, und weist sodann schon der Schule die Pflicht zu, dafür einzutreten, daß dieser Zustand kein andauernder werde. Was jetzt schon zum Theil unter Staatskunde gelehrt wird, sei wohl keine Rechtskunde, keine Kunde vom Strafrecht und dem viel wichtigeren bürgerlichen Rechte. Aber gerade aus der Unkenntniß der rechtlichen Bestimmungen erwächst der Allgemeinheit ein großer Schaden, der für den Bestand des Staatswesens bedeutsam ist. Die Frage der Rechtskunde ist somit eine Frage der Volkserziehung; außerdem besitzt das Recht aber auch didaktische Vorzüge, die den anderen bürgerkundlichen Lehren abgehen. Krückmann unterscheidet nun bezüglich des rechtskundlichen Unterrichts den Zeitpunkt bis zur Einsegnung und jenen nach derselben. In der ersten Periode hat dem Kinde bloß gezeigt zu werden, daß das Recht hohe sittliche Aufgaben zu erfüllen hat, daß sie auch der Staat nach bestem Wissen zu erfüllen sucht, daß mit allen Rechtssätzen das Gute wenigstens gewollt ist und daß, wenn es auch nicht immer vollkommen erreicht ist, die menschliche Unzulänglichkeit allein daran schuld ist. Die Schule muß ferner darauf hinweisen, daß der Staat der Aufgabe nachzukommen sucht, die göttlichen Gebote, so weit dies möglich ist, auch durch menschliche Satzungen zu verwirklichen, und daß seine Bestimmungen zum Besten des Einzelnen wie der Gesammtheit dienen sollen. Dies muß nun in diesem Zeitabschnitt nicht durch Einführung einer besonderen Disciplin geschehen, sondern durch wiederholte Seitenbemerkungen in anderen Unterrichtsgegenständen, was der Verfasser an zahlreichen, dem praktischen Unterrichtsbetrieb entnommenen Beispielen eingehend erörtert.

Nach der Einsegnung muß jedoch die Rechtskunde als eigene Disciplin auftreten, um moralisch zu erziehen, um Kenntnisse zu verbreiten und um den Schüler mit den wichtigsten vaterländischen Einrichtungen bekannt zu machen. Der Schüler soll auf dieser Stufe zur Einsicht kommen, daß das Recht ein einheitlicher Organismus, und nicht eine Summe von willkürlich zusammengesetzten Bestimmungen ist. Durch die Einführung eines solchen Unterrichts, der von ethischem und geschichtlichem Geiste durchdrungen sein muß und dessen Ertheilung große Umsicht seitens des Lehrers erheischt, soll erreicht werden, daß die Lebensanschauung des Schülers eine unmittelbar praktische, keine dem Leben abgewandte werde, wobei allerdings in den Schülern mit dem sozialpolitischen Interesse zugleich das Bewußtsein erweckt werden muß, wie viel ihnen noch zu klarer Einsicht in die soziale Frage fehle. Den Einwand, daß der rechtskundliche Unterricht die materialistische Gesinnung in der Jugend großziehe, entkräftet Krückmann durch den Hinweis auf den Umstand, daß der Staat kein anderes Mittel hat, um Moral und Sittlichkeit zu schützen und sie zu verwirklichen, als das Recht; eine Beschäftigung mit demselben könne daher kein Banausenthum erzeugen. Wohl könnte allerdings die Art der Unterrichtsertheilung zu Bedenken Anlaß geben, wenn hiebei nicht tüchtige Lehrer verwendet werden. Doch ist vor allem festzuhalten, daß ein solcher Unterricht nur das den Umständen nach Mögliche, nicht das Vollkommene zu erreichen imstande ist.

Der Autor verweist sodann auf die zahlreichen, für den bürgerkundlichen Unterricht bestimmten Bücher, die einen glänzenden Beweis für das didaktische Geschick ihrer Verfasser erbringen. Er hat an diesen Büchern nur auszusetzen, daß in ihnen das Recht zu sehr als Anhängsel der Volkswirthschaftslehre erscheint; in der Schule sollten aber mehr die erziehlichen Seiten des Rechtsunterrichts Beachtung finden. Ein solcher Unterricht sollte in allen Mittelschulen Platz finden, schon deßhalb, weil viele Schüler diese Anstalten verlassen, ohne an einer Hochschule oder sonstwo Gelegenheit zum Erwerbe von Rechtskenntnissen zu finden. An den verschiedenen Fachschulen wird schon ein gesetzkundlicher Unterricht ertheilt. Nun aber ist die Forderung unsres Autors, den Rechtsunterricht an den Universitäten in der Weise zu pflegen, daß ein Studium der Rechte zum unerläßlichen Bestande der vorgeschriebenen allgemeinen Bildung gehöre, die jeder Studirende, welcher Fakultät er auch angehöre, zu erwerben hat. Besonderes Gewicht muß aber auf den Erwerb von Rechtskenntnissen an den Lehrerseminaren gelegt werden; hier hätte sich der Rechtsunterricht zu erstrecken auf Zivil- und Strafrecht unter

[7]) Die Entfremdung zwischen Recht und Volk. (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.)

Heranziehung der wichtigsten Bestimmungen der Zivilprozeß-, Strafprozeß- und Konkursordnung; ebenso wäre Staats- und Verwaltungsrecht mit besonderer Rücksichtnahme auf die Gewerbeordnung zu lehren; das Handelsrecht bliebe im allgemeinen besser den Handelsschulen überlassen, wie dies auch in den kommerziellen Anstalten Oesterreichs, die diese Disciplin eingehend pflegen, schon seit langem der Fall ist.

Nachdem der Vortragende es noch als wünschenswerth bezeichnet hatte, den Rechtsunterricht auch an Kadetten- und Kriegsschulen, sowie auch in den Unteroffiziersschulen einzuführen, um auch die Militärzeit diesem Zwecke nutzbar zu machen, und nachdem er von der Selbsterziehung der Laien, die sich mehr mit dem Rechte befassen und Juristen zur Abhaltung von Vorträgen angehen sollten, gesprochen hatte, wandte er sich an die Juristen selbst, denen er die Belehrung des Volkes über juristische Fragen dringend empfahl und die er aufforderte, durch eine möglichst volksthümliche Abfassung der Gesetze, denen das „Juristendeutsch“ noch zu sehr anhaftet, zur Verbreitung der Rechtskenntnisse beizutragen. Den zweiten Theil seiner Ausführungen widmete Krückmann der objektiven Entfremdung bei der Gesetzgebung und der Rechtsprechung selbst, bei welcher die erziehlichen Aufgaben des richterlichen Berufes mehr berücksichtigt werden sollten, als dies thatsächlich der Fall ist

Eine weitere Publikation, in der zur Frage des bürgerkundlichen Unterrichtes Stellung genommen wird, ist das jüngst erschienene Buch von A. Lüer: „Die Volkserziehung im Zeitalter der Sozialreform“,[8]) in welcher bei Besprechung des wirthschafts- und verwaltungskundlichen Unterrichts von der Rechtskunde und der Einführung in die bürgerliche Moral gesprochen wird; der Verfasser tritt dafür ein, die elementare Rechtskunde schon im Lehrplan der Volksschule zu berücksichtigen; sie soll besonders die Hauptpartien des Strafrechtes aufnehmen.

So ist denn die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung in einem beständigen Flusse begriffen, die Frage nach einem gewissen Maße politischer Bildung, mit dem jeder Staatsbürger ausgestattet sein muß, wie er den öffentlichen Aufgaben Verständniß entgegenbringen soll in einer Zeit, in der das freie Bürgerthum zu staatlicher, kommunaler und berufsgenossenschaftlicher Wirksamkeit herangezogen wird; ohne diese Belehrungen ist ein Zustand geschaffen, „dessen innere Widersprüche keinem Einsichtigen verborgen, dessen hohe Gefahren keinem gutgesinnten Freunde unsres Kulturlebens gleichgültig bleiben können“; und bezüglich der Rechtskunde gilt auch heute noch das treffliche Wort Leonhards, daß das einzige Populäre an ihr ihre Unpopularität sei. Es hat demnach auch schon der Schüler die Verpflichtung, durch eine auf dem Boden der sittlichen Weltordnung stehende Aufklärung zur Förderung des gesellschaftlichen Friedens beizutragen, einerseits, um die Wucht des sozialen Kampfes durch die Erweiterung der sozialpolitischen Bildung zu mildern, andrerseits aber, um jeden Einzelnen zur klaren Erkenntniß der ihm aus der Staatsangehörigkeit erwachsenden Vortheile, aber auch der für ihn daraus erwachsenden Pflichten zu bringen und ihm die große, schaffende, organisatorische Kraft des Staates, sein Werden, Wirken und Wachsen vor Augen zu führen. Es soll daher rechtzeitig, von der staatlichen Autorität gestützt und demgemäß auch nach der staatlichen Seite hin gelenkt, eine Belehrung platzgreifen, die Kenntniß und Verständniß der wichtigsten staatlichen Einrichtungen, der wichtigsten Gesetze, sowie klare Einsicht in die Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens, wie nicht minder in das Wesen der so weit ausgreifenden sozialpolitischen Gesetzgebung (Arbeiterschutz) vermittelt. Diese Belehrung hat sich jedoch nur auf die thatsächlichen Einrichtungen und Gesetze des Staates zu beschränken und jede Kritik derselben auszuschließen. Dieser Unterricht muß demnach in durchaus objektiver Weise eingerichtet, er darf nicht in den Dienst bestimmter politischer oder wirthschaftlicher Parteien gestellt werden; beschränkt er sich ferner auf das Wesentlichste, das nach den einzelnen Schulkategorien selbst sich wieder verschieden gestaltet, so kann er auf den verschiedenen Schulstufen, insbesondere aber in den Lehrerseminaren und Fortbildungsschulen von wohlthätigem Einflusse sein und eine Besserung der bestehenden sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse herbeiführen helfen. Einige Staaten haben den bürgerkundlichen Unterricht bereits eingeführt[9]) und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die anderen Länder, von der Nothwendigkeit solcher Belehrungen überzeugt, baldigst nachfolgen werden.

8) Leipzig, Ernst Wunderlich, 1899.

9) Erst kürzlich hat auch Kultusminister Eftaxias in Griechenland für die Volksschulen seines Landes einen Lehrplan ausgearbeitet, der auch Unterweisungen über die „Rechte und Pflichten des konstitutionellen Staatsbürgers“ enthält.

Neues vom Arsenik.

In ganz unerwarteter Weise fesselt augenblicklich das Arsenik die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise. Einerseits ist nämlich seine Natur als Element in Frage gestellt worden; das ist in unsrer Zeit, wo die Zahl der bekannten Grundstoffe durch Neuauffindungen fast alljährlich vermehrt und solchergestalt dem immer dringlicher betonten Verlangen der Philosophie nach einem allen wägbaren Körpern gemeinsamen Grundstoff direkt zuwidergehandelt wird, um so wunderbarer, als alle anerkannten neuen Elemente nach ihrer Massenbetheiligung an unsrer Erscheinungswelt als sehr leicht übersehbare, ganz untergeordnete, unschwer entbehrliche und noch sehr unvollkommen erforschte Stoffe bezeichnet werden dürfen, das seit alten Zeiten bekannte Arsen dagegen ein sehr verbreiteter Körper ist, dessen Eigenschaften bereits allseitig ermittelt zu sein schienen. Und nun soll das Arsen, wie Prof. Fittica in Marburg nachgewiesen zu haben glaubt, kein Grundstoff, sondern aus mehreren anderen, längst bekannten Stoffen zusammengesetzt, nämlich eine Stickoxydulverbindung des Phosphors (nach der Formel PN_2O) sein! Noch ist diese Frage unentschieden, indem die Vertheidiger der Elementarnatur des Arsens entgegnen, daß die aus Phosphor gewonnenen Arsenmengen von immerhin geringem Betrage schon zuvor als Verunreinigungen in ihm enthalten gewesen wären und sich nur unter dem Einflusse zugleich vorhandener organischen Substanzen der Erkennung entzogen hätten; andrerseits glaubt aber Fittica seiner Sache ganz sicher zu sein und, wie beim Niederreißen eines Gebäudes ein Stein mit dem andern ins Rollen gebracht wird, meint er auch die von ihm in das System der Elemente gelegte Bresche gleich erweitern zu können durch den Nachweis, daß noch ein anderer Grundstoff, das Antimon, ebenfalls eine Phosphorverbindung sei, und zwar eine mit Stickoxyd.

Andrerseits überrascht der von dem französischen Akademiker Armand Gautier geführte Nachweis, daß Arsen, dieses überaus gefürchtete Gift, zugleich ein normaler Bestandtheil unsres Körpers ist oder wenigstens gewisser Organe, deren normale Lebensthätigkeit von seiner Gegenwart abhängt, welche mithin für die Kraft und das Gedeihen des gesammten Organismus als nothwendig erfordert wird. Gautier hat es sich gewissermaßen zur Lebensaufgabe gemacht, nicht allein der Verbreitung gewisser Elemente in äußerst geringen Mengen nachzuspüren, sondern auch zu erforschen, welche Einflüsse diese Beimengungen trotz ihres überaus geringen Betrags auszu-

üben vermögen, die in ihrer Geringfügigkeit leicht übersehen werden oder als „Verunreinigungen“ der Mißachtung verfallen. So konnte erst unlängst von den Erfolgen berichtet werden, die seine noch nicht abgeschlossenen Nachforschungen nach der Verbreitung des Jod in der Natur gezeitigt haben. Wie dem Jod, so hat aber Gautier auch dem Arsenik seine Aufmerksamkeit zugewandt.

Zu derartigen Forschungen bedurfte es für jedes Element, dessen weite Verbreitung festgestellt werden sollte, zunächst einer Verfeinerung der Aufsuchungs- und Bestimmungsmethoden. Hiemit hatte Gautier für das Arsenik schon vor mehreren Jahrzehnten begonnen, die genügende Vervollkommnung ertheilte er seiner Methode jedoch erst im Verfolg seiner neueren Arbeiten. Nun erscheint aber, nach dem guten Rufe zu urtheilen, dessen sich bei den forensischen Chemikern die chemische Bestimmungsweise des Arsenik erfreut, deren wesentliche Verbesserung kaum möglich. Auch in Laienkreisen wird vielleicht bekannt sein, daß man noch äußerst geringe Mengen von Arsenik an den Flecken oder dem „Spiegel“ zu erkennen vermag, den Arsenwasserstoffgas an kältenden Stellen seiner Bahn niederschlägt; diese metallischen, aus gediegenem Arsenik bestehenden Ueberzüge, die man auf Glas oder Porzellan entstehen läßt, braucht man dann nur zu wägen, um dessen quantitative Betheiligung an der untersuchten Masse zu bestimmen.

An Stelle dieser den Abschluß einer Untersuchung auf Arsengehalt bildenden Hervorrufungen eines „Arsenspiegels“ oder „Ringes“ (im Marsh'schen Apparate) etwas noch Besseres zu bieten, vermag allerdings auch Gautier nicht; dafür hat er aber die zuvor benöthigte Verarbeitung des Untersuchungsmaterials von einer erheblichen Fehlerquelle befreit, indem er die bisher übliche ausgiebige Verwendung von Chlorgas und Chlorwasserstoffsäure ausschloß, von der er nachwies, daß sie sehr beträchtliche Verluste an Arsenik veranlasse; dafür wird die organische Masse von ihm durch reichliche und oft wiederholte Zugabe von Salpeter- und Schwefelsäure verkohlt. Da aber selbst hiebei die bituminöse Art der entstehenden Kohle Arsen fesseln kann und mithin große Sorgfalt der Behandlung erfordert, wird das ganze Verfahren zu einem ungewöhnlich umständlichen und delikaten, das jedoch auch die Mühe lohnt, da mit seiner Hilfe in 100 Gramm frischer Masse eines thierischen Organs noch ein halbes Hundertstel eines Milligramms Arsenik nachzuweisen ist.

Es ist aber nicht etwa nur dieser Vervollkommung der analytischen Methode zuzurechnen, daß es jetzt gelungen ist, Arsenik als einen ständigen Gast oder vielmehr einen Grundstoff des thierischen Körpers nachzuweisen, während früher in allen den Fällen, wo keine Vergiftung vorlag, nicht einmal Spuren von ihm erkannt wurden, sondern hieran trägt auch die ungleichmäßige Vertheilung des Arseniks mit die Schuld. In Giftmordfällen kommen ja immer nur gewisse Abschnitte des Verdauungskanals zur Untersuchung; diese können nun wohl arsenfrei sein, da die meisten Organe und Körpertheile (einschließlich Flüssigkeiten und Ausscheidungen) sich auch bei Gautiers Untersuchung frei von Arsenik gezeigt haben oder wenigstens letzteres nur in solcher Verdünnung enthalten, daß es selbst durch diese delikate Methode nicht nachweisbar ist. Das Arsen sammelt sich vielmehr im Körper nur in einigen wenigen Organen an und zwar am reichlichsten in der Schilddrüse, die in neuerer Zeit auch wegen ihres Reichthums an Jod oft genannt wurde, in schon viel geringerer Menge in andern Drüsen (z. B. in den Milch- und Brustdrüsen) und im Gehirn, und in fast verschwindendem Betrage in der Haut (und deren Gebilden, wie Haaren und Nägeln).

Die untersuchten Organe stammten zunächst nur von Hausthieren her, sowohl Pflanzen- als auch Fleischfressern, und erst nachdem die Untersuchungsmethode die größte Vollkommenheit erreicht hatte, wurde die Prüfung auch auf menschliche Organe ausgedehnt; hiezu konnten selbstverständlich nur solche von Individuen dienen, die während ihrer Krankheit kein metallisches und insbesondere kein arsenhaltiges Heilmittel gebraucht hatten. Da ergab sich nun, daß der menschliche Körper, bezw. die menschliche Schilddrüse als das hier zunächst in Frage kommende Organ, verhältnißmäßig am reichsten an Arsenik ist; von 6 Individuen herrührende 127 Gramm frischer Schilddrüsenmasse ergaben einen fast 1 Milligramm wiegenden Arsenikspiegel.

Außer in der Schilddrüse scheint jedoch das Arsen nicht immer (konstant) vorhanden, also kein unbedingt nöthiger Bestandtheil zu sein, da z. B. schon bei 5 von den daraufhin geprüften Gehirnen (von Neugebornen und von erwachsenen Frauen) keine Spur von ihm gefunden wurde. Im allgemeinen aber beträgt der Arsengehalt menschlicher Organe, auf 100 Gramm frischer Substanz berechnet:

bei der Schilddrüse 0.75 Milligramm
„ „ Milchdrüse 0.13 „

Würde sich, was für die gerichtliche Ermittlung in Vergiftungsfällen in Frage kommt, das in der Schilddrüse und sonstigen Organen konzentrirte Arsenik bei der Verwesung auf den ganzen Kadaver vertheilen, so betrüge seine Betheiligung an dessen Gesammtgewichte etwa 1 Zweihundertmillionstel, während sogar nach der von Gautier verfeinerten Methode der chemischen Bestimmung bestenfalls nur 1 Zwanzigmillionstel von Arsen nachzuweisen ist.

Das ständige Auftreten von Arsenik in den Schilddrüsen des Menschen und der verschiedenartigen Thiere erlaubt nun die Schlußfolgerung, daß es ein unentbehrlicher Grundstoff jeder normalen, also gesunden Schilddrüse ist, unerläßlich, aber auch genügend zur Erfüllung einer wichtigen Lebensfunktion, deren Art wir allerdings noch nicht kennen. Da keine Schilddrüse ohne Arsenik gefunden wird, auch keine Gesundheit ohne Schilddrüse möglich ist, kann man also ferner behaupten, daß Arsenik für das Leben und Gedeihen (Virulenz) des Menschen und der Säugethiere überhaupt nothwendig ist.

Mit dieser Behauptung stehen auch einige Thatsachen aus der Heilkunde in recht gutem Einklange. So zeigen in gewissen Fällen die dreierlei Organe, in denen Arsenik nachgewiesen worden ist, nämlich Schilddrüse, Gehirn und Haut, gegenseitige Beziehungen, insbesondere werden beide letztgenannten bei Zerstörung der Schilddrüse in Mitleidenschaft gezogen. Auch lehrte die Erfahrung, daß bei Krankheit der Drüsen die Verordnung von Arsenik gute Dienste leistete.

Der Gebrauch von Arsenik als Heilmittel ist anscheinend auch mit ein Anlaß für Gautiers Untersuchungen gewesen. In der That muß es auffallen, daß dem Arsenik seit den ältesten Zeiten der Kultur bei Griechen wie bei Orientalen ein bedeutender Heilwerth zugeschrieben wurde, trotzdem daß seine giftige Wirkung bekannt war; Verwendung fand es besonders bei Krankheiten der Haut, der Lunge, der Augen und bei gewissen Fällen von Blutarmuth, doch blieben, wie Gautier betont, trotz des dreitausendjährigen Gebrauchs die verschiedenen Mineralpräparate des Arsens immer schwierig zu verwendende, sowie in ihren Wirkungen unsichere und geheimnißvolle Medikamente. Er rechnet sich's als ein gewiß nicht unerhebliches Verdienst an, sie durch ein ungefährliches Mittel ersetzt zu haben, indem er vor einem halben Jahre die Pariser medizinische Akademie auf eine organische Arsenverbindung aufmerksam machte, auf die von Bunsen 1843 entdeckte, aber seither unbenutzt gebliebene Kakodylsäure ($As(CH_3)_2O_2H$). Diese von dem Arsenmetalloid 54.3 Proz. enthaltende und in Wasser sehr leicht lösliche Verbindung zeigt durchaus keine giftigen Eigenschaften und sie wurde seit einigen Jahren von Gautier mit gutem Erfolge bei Brustkrankheiten, Blutarmuth, Malaria u. a. m. angewandt. Sie offenbarte dabei trotz ihrer Ungiftigkeit die spezifischen, dem Arsenik nachgerühmten Wirkungen; unter der Haut eingespritzt, reizt sie den Appetit, kräftigt die Verdauung und gestattet, insbesondere Brustkrankheiten zu bekämpfen. Dieser Nachweis Gautiers hat zur Folge gehabt, daß schon jetzt die bislang sogar in Laboratorien ziemlich unbekannt gebliebene Kako-

dylsäure in deutschen und französischen Fabriken im großen hergestellt wird, und daß von Pariser Aerzten in Hospitälern sowie in der Privatpraxis bereits mehrere hundert Kilogramm verbraucht wurden.

Den Mechanismus dieser Heilwirkungen sowie den Einfluß den das Arsenpräparat in schweren Fällen von Blutarmuth und besonders bei der Basedow'schen Krankheit, einer Folge von funktioneller Veränderung der bekanntlich an Jod reichen Schilddrüse, bethätigte, vermochte sich **Gautier** eben nur daraus zu erklären, daß Arsenik ein normaler Bestandtheil einiger von unseren Organen und vor allen der Schilddrüse sein müsse. In dieser Ueberzeugung bestärkte ihn die Erwägung, daß bei Erkrankungen der genannten Drüse sich sowohl Arsenik als auch Jod als wirksame Heilmittel erweisen, daß ferner in natürlichem Mineralwasser das Jod gewöhnlich von Arsenik begleitet wird, und endlich, daß er selbst bei der chemischen Analyse von Algen das Arsenik neben Jod angetroffen hatte. — An den mit Kakodyl behandelten Kranken glaubt **Gautier** übrigens ein gesteigertes Haarwachsthum beobachtet zu haben; danach soll man sich nicht wundern, wenn demnächst ein neuer **Haby** Kakodyleinspritzungen unter die Kopfhaut als bestes Haarwuchsmittel empfehlen wird.

Daß unter gewöhnlichen Lebensbedingungen Arsenik überhaupt in den thierischen Körper gelange, ist an sich nicht wunderbar, nachdem **Stein** seine Gegenwart, in Begleitung von Eisen und Jod, in einer großen Anzahl von vegetabilischen Nahrungsmitteln wie Kohl, Rüben, Kartoffelknollen, Roggenstroh u. a. m. nachgewiesen hat. Dagegen ist es räthselhaft, wie es zu einem Bestandtheile der Schilddrüse wird, da im Blut nicht einmal eine Spur von ihm angetroffen wurde. Trotzdem muß auch in ihm wie in den es zuführenden Nahrungsmitteln das Arsenik vorhanden sein, allerdings in einem Zustande äußerster Verdünnung, die noch über den 50millionsten Theil hinausgeht, welchen die neue Methode nachzuweisen vermag. Des in solchem oder noch höherem Maße verdünnten Arseniks bemächtigt sich nun die Drüse und baut mit seinem Zuthun das „principe arsenical“ auf, das zu ihrer Bethätigung nöthig ist. Hier liegt also eine Thatsache der Auslese (sélection) vor, für die uns eine rationelle Erklärung noch mangelt.

Gautier hat ferner noch die Frage zu entscheiden unternommen, **in welcher Gestalt** sich das Arsenik innerhalb der Organe befindet. Da Arsenik wesentliche chemische Analogien mit Phosphor besitzt (der oben vorausgeschickten Entdeckung von **Fittica** zufolge ist ja Arsen selbst nur eine Phosphorverbindung) und da von diesem gilt, daß er sich in aktiver Modifikation in den Zellen vorfinde, nämlich im Zustande von Kernchen (Nucleïnen), welche die Zellkerne und die basophile Körnung des Protoplasmas bilden, ist auch für jenes ein gleiches Auftreten anzunehmen, und zwar mit umso größerer Berechtigung auch deßhalb, weil zahlreiche Forscher erkannt zu haben glauben, daß die metallischen Substanzen oder, allgemeiner gefaßt, die Stoffe von hohen Molekulargewichten sich bei ihrem Eindringen ins Blut vorzugsweise mit der Substanz der Zellkerne verbinden. Da nun erfahrungsgemäß die Zellkerne dem Pepsin großen Widerstand leisten, gelang es, sie durch Peptonisirung der übrigen Masse zu isoliren. Aus 100 Gramm frischer Schilddrüsenmasse von Schafen wurden auf diesem Wege 1.21 Gramm getrockneter Masse von Kernchen (Nucleïnen) gewonnen, und während die aus jenen hervorgegangenen Peptons keine Spur von Arsenik verriethen, gaben diese 1.21 Gramm Trockensubstanz einen schönen Arsenikspiegel. Demnach befinden sich in der Schilddrüse, und die Verallgemeinerung für alle arsenhaltig befundenen Organe erscheint wohl gestattet, im normalen Zustande arsenhaltige Kernchen („arsénonucléines“) neben den gewöhnlichen, Phosphor enthaltenden Nucleïnen; da in diesen Organgeweben das Arsenik ständig vorhanden ist, müssen die Arsenonucleïne in den Zellkernen und zweifellos auch in den chromatophylen Körnungen des Protoplasmas jener Organe eine bedeutende Rolle spielen, worauf auch die Heilerfolge der Arsenpräparate bei deren Erkrankungen hindeuten.

Der Nachweis arsenhaltiger Kerne in gewissen Zellen und ihrer Bedeutung für die normale Lebensthätigkeit gibt aber **Gautier** auch noch Gelegenheit, die Wirkungen von nach ihren Massenverhältnissen äußerst geringfügigen Beimengungen von gewissen Grundstoffen zu beleuchten. Eine menschliche Schilddrüse, die im Verhältniß zu denen unsrer Hausthiere Arsenik am reichlichsten enthält, wiegt im Mittel 21 Gramm, von denen jedoch nur 0.17 Milligramm auf das Arsenik kommen; diese 17 Hundertstel eines Milligramms bilden nun bei einem Menschen von 67 Kilogramm mittlerem Gewichte etwa ein Vierhundertmilliontel der Gesammtmasse! Trotzdem genügt diese äußerst geringe Betheiligung und ist andrerseits auch nothwendig, damit die Schilddrüse normal funktionire und das Allgemeinbefinden normal sei. Bei gewissen Hausthieren aber bedarf es hiezu nur eines milliardstel Antheils von Arsenik an dem Gesammtgewichte.

Ferner läßt sich aber, nach **Gautiers** Meinung, aus jenen Untersuchungen, deren Tragweite für die Aetiologie und Therapeutik der Krankheiten, sowie für die Lehre von den Giften hervorzuheben er begreiflicherweise auch nicht unterläßt, auch noch die Folgerung ableiten, daß die zum Leben mehr oder minder nothwendigen, sowie mehr oder weniger latenten Funktionen in den Organen erfolgen mit Hülfe gewisser anwesender aktiver Elemente, deren Mehrzahl für uns noch gar nicht faßbar ist. Eine solche Rolle scheine nämlich in oxydirenden Fermenten das Mangan zu spielen, in der Schilddrüse Jod und Arsenik, in Knochengeweben Fluor u. s. w. Daraus ergibt sich für die moderne Wissenschaft die Aufgabe, in jedem Organe und mittelst der subtilsten Methoden nach den verschiedenen Grundstoffen zu forschen, von denen man, wie von den vorstehend genannten, berechtigt ist, anzunehmen, daß sie ihnen chemisch analoge Stoffe zu ersetzen, sich ihnen zu substituiren vermögen, wobei die lokale oder allgemeine Thätigkeit der Organe mehr oder weniger tiefgreifend verändert wird; so sei z. B. zu untersuchen, welche Folgen es habe, wenn an Stelle des Schwefels in organischen Geweben Selen, an die des Sauerstoffs Schwefel trete, oder wenn das Eisen von Kupfer, Zink oder Mangan ersetzt werde, oder wenn Phosphor, Arsenik, Vanadium oder Wismuth sich dem Stickstoff substituiren. Das würde einen ganz neuen Zweig der biologischen Chemie ergeben, dem **Gautier** große Erfolge zu prophezeien Grund zu haben glaubt.

D. L.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat September. (Gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die **Milchstraße** zieht als breites, glänzendes Band vom westlichen Horizont durch den Scheitelpunkt hindurch bis zum nordöstlichen Horizont, wobei sie immer noch den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei annähernd gleiche Hälften theilt.

Im Nordwesten sind die Sternbilder des **Bootes** und der **Schlange**, im Westen der **Schlangenträger** und der **Sobieski'sche Schild** im Untergang begriffen; die **Jagdhunde**, die **nördliche Krone** und **Herkules** stehen dort noch in mäßiger Höhe über dem Horizont. Innerhalb der Milchstraße erblicken wir, nur wenig östlich vom Zenithpunkt, das Sternbild des **Schwans** mit dem hellen Stern **Deneb**, südwestlich davon das Sternbild des **Adlers** mit dem Stern erster Größe **Atair**, zwischen beiden den **Fuchs mit der Gans**. Südlich vom Schwan, am südlichen Rand der Milchstraße, steht das Sternbild des **Delphins** und am gleichen Rand, südlich vom Adler, das Sternbild des **Antinous**. Westlich vom Schwan, zwischen diesem und dem Herkules, glänzt das schöne Sternbild der **Leier** mit dem Stern erster Größe **Wega** (gleichschenkliges Dreieck Deneb-Wega-Atair). Südlich vom Delphin und Antinous, in geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont, bemerken wir die Sternbilder des **Füllens** und des **Steinbocks** und

noch mehr gegen die Milchstraße zu das Sternbild des **Schützen**, in welchem gegenwärtig der Planet **Saturn** sich befindet.

Etwa 20 Grad südöstlich vom Zenithpunkt, mit seinen Ausläufern schon den Meridian überschreitend, steht das ausgedehnte Sternbild des **Pegasus** mit einem gelbrothen veränderlichen Stern (**Scheat**). Nur einige Grad nördlich vom Scheitelpunkt, am südöstlichen Rand der Milchstraße, steht das kleine, aber recht sternreiche Sternbild der **Eidechse**, bemerkenswerth u. a. durch einen in ihm sich befindenden fünffachen Stern (8 Lacertae) und einen ziemlich reichen Sternhaufen von über 1/4 Grad Durchmesser. Der Eidechse gegenüber, am jenseitigen, nördlichen Rand der Milchstraße, steht das Sternbild des **Cepheus**; etwas nördlich von diesem ist quer über die Milchstraße das prägnante Sternbild der **Cassiopeja** (leicht erkennbar an der Form eines W, das ihre fünf hellsten Stern bilden) ausgespannt.

Im Osten geht das langgestreckte Sternbild des **Walfisches** auf; zwischen ihm und dem Pegasus bemerken wir noch das ebenfalls weit ausgedehnte, aber sternärmere Sternbild der **Fische**. Im Nordosten stehen schon etwas höher die Sternbilder des **Widders** und des **Stiers**, der hellste Stern des letzteren, **Aldebaran**, ist eben aufgegangen. Oestlich der Cassiopeja steht das Sternbild der **Andromeda**, nordöstlich von dieser treffen wir innerhalb der Milchstraße auf den **Perseus** und noch tiefer auf das Sternbild des **Fuhrmanns** mit der hellen **Capella**. Zwischen Perseus und Stier, am Ende eines stark nach Osten ausspringenden Astes der Milchstraße, ist noch der bekannte Sternhaufen der **Plejaden** wahrzunehmen.

Tief im Norden stehen die Sternbilder des **Großen Bären** und des **Luchses**, in der Nähe des Himmelspols endlich der **Kleine Bär** mit dem **Polarstern** (2. Größe) und die **Giraffe**.

Die **Sonne** bewegt sich im Laufe des Monats September um rund 11 Grad nach Süden, so daß ihre Kulminationshöhe um die Mitte des Monats in unsern Breiten nur noch etwa 45 Grad beträgt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt abermals um rund 165,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe steigt dementsprechend von 31′ 42.2″ auf 31′ 57.6″ an. Am 23. September, um 1 Uhr nachmittags, geht die Sonne durch den im Sternbild der Jungfrau liegenden Schnittpunkt des Aequators mit der Ekliptik, den **Herbst-Aequinoktialpunkt**: abgesehen von der Dämmerung sind Tag und Nacht um diese Zeit gleich lang, es ist (astronomisch) **Herbst-Anfang**. (Zur Zeit des griechischen Astronomen **Hipparch** — 190 bis 125 v. Chr. — lag der erwähnte Schnittpunkt im Sternbild der Waage, weshalb man wohl auch heute noch bei Beginn des Herbstes sagt: die Sonne tritt in das Zeichen der Waage.)

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

September	Aufgang			Untergang		
1.	5 h	32 m	vorm.	6 h	55 m	nachm.
8.	5	42	"	6	41	"
15.	5	51	"	6	26	"
22.	6	1	"	6	12	"
30.	6	12	"	5	55	"

Die Länge des Tages nimmt im Laufe des Monats um 1 Stunde 40 Minuten ab, und zwar nimmt, wie ein Blick auf die obige Tabelle zeigt, die Länge des Nachmittags (entsprechend dem Anwachsen der „Zeitgleichung“ von 0 auf minus 10 Zeitminuten) rascher ab, als die Länge des Vormittags. Am Ende des Monats beträgt die Tageslänge nur mehr 11 Stunden 43 Minuten, wozu jedoch noch die astronomische Dämmerung kommt. Diese währt im September durchschnittlich 48 Minuten, so daß die gesammte Tageslänge Ende September sich auf 13 Stunden 19 Minuten beläuft.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat September sind folgende:

2.	September	9 h	vorm.	Erstes Viertel
9.	"	6	morgens	Vollmond
9.	"	7	nachm.	Erdnähe
15.	"	10	nachts	Letztes Viertel
23.	"	9	"	Neumond
24.	"	5	morgens	Erdferne.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

September	Aufgang			Untergang		
1.	1 h	0 m	nachm.	9 h	55 m	nachts
8.	5	55	abends	4	36	früh
15.	10	22	nachts	1	29	nachm.
22.	4	39	früh	5	15	abends
30.	12	43	nachm.	9	30	nachts.

Am 1. und 29. September wird der Planet Jupiter, am 2. und 29. Uranus, am 3. September Saturn, am 16. September Neptun und am 28. September endlich der helle Stern β Scorpii vom Mond bedeckt. Die beiden Jupitersbedeckungen, sowie die Bedeckung von β Scorpii sind nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar, die beiden Bedeckungen des Uranus finden ebenso wie jene des Neptun bei Tage statt, es bleibt somit für die Beobachtung lediglich die Bedeckung des Planeten **Saturn**, die zwischen dem 68. und 37. Grad nördl. Breite sichtbar ist und deren nähere Elemente, für **München** berechnet, die folgenden sind:

	Mitteleuropäische Zeit			Positionswinkel
Eintritt:	3. September	8 h	48.4 m	137°
Austritt:	3. "	9	29.8	203

Die Positionswinkel sind vom Nordpunkt des Mondes aus über Ost gezählt; der Planet wird also am linksseitigen unbeleuchteten Mondrand, unten, hinter der Mondscheibe verschwinden und am rechtsseitigen beleuchteten Rand, wiederum unten, wieder vor derselben auftauchen. Der Mond geht am 3. September in München um 11 Uhr 38 Minuten nachts unter, er steht also um die Zeit der Bedeckung des Saturn noch ziemlich hoch.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** sind immer noch leidlich günstige.

Merkur geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Löwen in das der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde steigt im Laufe des Monats von 24.6 auf 27.6 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner fast voll erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von von 5.7″ auf 4.8″ herab. Merkur erreicht am 6. September seine größte nördliche heliozentrische Breite, kommt am 13. September in **obere Konjunktion mit der Sonne** zu stehen und geht am 30. September durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn. Er geht anfangs September reichlich 1 1/4 Stunde vor der Sonne auf und ist etwa während der ersten Woche des Monats noch bequem als **Morgenstern** am östlichen Himmel sichtbar, verschwindet aber dann bald in den Strahlen der Sonne.

Venus bewegt sich rechtläufig vom Sternbild des Krebses in das des Großen Löwen. Ihr Abstand von der Erde nimmt nun wieder rapid zu: er beträgt am 1. September 11.6, am 30. September 16.2 Millionen Meilen; der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 49 Proz. beleuchteten Scheibe sinkt im gleichen Zeitraum von 29.0″ auf 20.9″. Am 17. September erreicht Venus bereits wieder ihre **größte westliche Elongation von der Sonne** mit 46 Grad; sie geht dementsprechend fast während des ganzen Monats schon 1 1/2 Stunden nach Mitternacht auf und ist somit den ganzen September hindurch als überaus hellstrahlender **Morgenstern**, der erst in der Dämmerung allmählich verblaßt, am östlichen Himmel wahrzunehmen. Am 19. September kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars geht rechtläufig vom Sternbild der Zwillinge in das des Krebses und kommt hiebei der Erde abermals beträchtlich näher. Jedoch beträgt sein Abstand von uns im September durchschnittlich immer noch über 36 Millionen Meilen, was einem scheinbaren Durchmesser seiner durchschnittlich zu 91 Proz. beleuchteten Scheibe von 5.3″ entspricht. Mars geht während des ganzen Monats schon bald nach Mitternacht auf und ist demnach in der zweiten Hälfte der Nacht — an seinem rothen Lichte leicht erkennbar — am östlichen Morgenhimmel sichtbar. Am 18. September kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter setzt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild des Skorpions fort. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 107 auf 116 Millionen Meilen an, was eine Abnahme des scheinbaren Polar-

durchmessers seiner Scheibe von 34.3" auf 31.7" zur Folge hat. Am 1. und am 29. September kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, für einen Theil der südlichen Erdhälfte wird er hiebei vom Monde bedeckt. Jupiter geht durchschnittlich nach 9 Uhr abends unter, er ist also nach Sonnenuntergang nur noch für einige Stunden ziemlich tief am südwestlichen Himmel sichtbar.

Saturn kommt im Sternbild des Schützen auch während des Monats September um wenig mehr als eine Vollmondsbreite in rechtläufigem Sinne vorwärts. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. September 195, am 30. September 205 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beläuft sich im Durchschnitt auf 15.5". Die scheinbaren Dimensionen des diesen Planeten umgebenden Ringes sind im Monat September durchschnittlich: große Achse 37.8", kleine Achse 17.1". Am 22. September steht Saturn in Quadratur zur Sonne, am 3. September wird er, wie weiter oben ausführlicher angegeben ist, vom Monde bedeckt. Da Saturn im September durchschnittlich um 10½ Uhr nachts untergeht, ist er gleichfalls noch für einige Abendstunden tief am südwestlichen Himmel sichtbar.

Uranus bewegt sich während des Monats September im Sternbild des Skorpions gleichfalls um etwa ¾° rechtläufig fort. Sein Abstand von der Erde beträgt um die Monatsmitte rund 388 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.6". Uranus steht am 1. September in Quadratur zur Sonne, am 2. September früh 7 Uhr und am 28. September nachmittags 3 Uhr — beidemal a[illegible] der Tag — wird er vom Monde bedeckt. Im Durchsch[illegible] geht er bereits um 9 Uhr abends unter, so daß er, ins[illegible] andere wegen seines tiefen Standes, im September nicht mehr beobachtet werden kann.

Neptun bleibt im Sternbild des Stieres während des ganzen Monats fast an der gleichen Stelle stehen. Er nähert sich dabei der Erde um rund 10 Millionen Meilen, doch beträgt seine durchschnittliche Entfernung immer noch 604 Mill. Meilen und der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 2.3". Am 22. September kommt Neptun in Quadratur zur Sonne zu stehen, am 16. September vormittags 10 Uhr wird er vom Mond bedeckt. Er geht im Monatsdurchschnitt bereits um 10½ Uhr nachts auf, kann also in der zweiten Hälfte der Nacht mit besseren Fernrohren beobachtet werden.

Kometen. Der am 23. Juli von Mr. Brooks in Geneva entdeckte helle Komet 1900b ist, wie sich nachträglich herausstellte, am gleichen Tage, aber noch um einige Stunden früher als in Geneva von dem französischen Astronomen M. Borelly in Marseille entdeckt worden und führt deßhalb den Namen beider Entdecker. Infolge der raschen Zunahme seiner Entfernung von der Erde ist der Komet bereits so lichtschwach geworden, daß er trotz seines schönen Schweifes gegenwärtig nur noch mit besseren Fernrohren beobachtet werden kann. Zu Anfang des Monats September steht er im Sternbild des kleinen Bären.

Sternschnuppen. Im September sind vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz zu beobachten, deren Ausstrahlungspunkte in der Leier, in der Cassiopeja, im Fuhrmann und im Drachen liegen. -rt-

w. Ein französischer Sprachenatlas. Wie in Deutschland schon seit längerer Zeit an einem Atlas der Mundarten gearbeitet wird, so ist nun auch in Frankreich ein ähnliches Unternehmen in Angriff genommen worden. Es trägt den Namen Atlas linguistique de la France und wird von J. Gilliéron und E. Edmont geleitet. Die Arbeit des Sammelns hat Edmont übernommen. Das französische Sprachgebiet in Europa, wozu fast ganz Frankreich, Theile der Schweiz, von Belgien und von Elsaß-Lothringen, die normannischen Inseln und einige hohe Thäler Piemonts gerechnet sind, ist in etwa 650 Bezirke eingetheilt, in jedem Bezirk werden gegen 2000 Wortformen untersucht. Der Umstand, daß man es verschmäht hat, Mittheilungen Anderer zu benutzen, und daß man vielmehr alles durch eigene Sammelarbeit zu beschaffen sich bemüht, wird dem Unternehmen einen gleichmäßigen Werth sichern müssen. Die Umschreibung der Laute ähnelt ziemlich der von den Sprachforschern jetzt allgemein angenommenen Weise. Bei den Vokalen z. B. scheidet man zwischen offenen und geschlossenen, zwischen langen und kurzen, zwischen nasalen und halbnasalen Vokalen, oe = franz. eu, u = franz. ou. Die beiden Probeblätter, welche der Ankündigung beigegeben sind, enthalten die Worte aiguille und abeille oder was in einzelnen Gegenden an die Stelle dieser Begriffe gesetzt wird. Jede Lieferung soll 50 Blätter enthalten, das ganze Werk wird etwa 1700 bis 1900 Blätter enthalten und gegen 450 Fr. kosten. Im Herbst 1901, zu welcher Zeit alle Vorarbeiten voraussichtlich beendet sein werden, soll der Druck beginnen, und zwar wird jeder Tafel ein erläuternder Begleittext angeschlossen.

* **Berlin.** Der Professor an der kgl. Bergakademie Dr. Fritz Kötter ist zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule hierselbst ernannt worden. Es wurde ihm die neuerrichtete Professur der technischen Mechanik für Bauingenieure verliehen.

* **Halle.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Fritz Haasler ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor der mathematischen Physik an der tschechischen Universität in Prag, Dr. Franz Koláček, ist, der „N. Fr. Pr." zufolge, zum ordentlichen Professor der Physik an der tschechischen technischen Hochschule in Brünn ernannt worden.

* **Aus England.** Wie die „Chemiker-Zeitung" aus London berichtet, ist als Nachfolger des anfangs Juni in London verstorbenen Prof. Karl Adolf Buchheim H. G. Atkins, ein Schüler Dr. Karl Breuls (Cambridge), bisher Instructor in German an der Seeoffizierschule zu Greenwich, an das King's College in London berufen worden.

* **Jubiläen.** Der Philologe Geh. Regierungsrath Prof. Franz Susemihl in Greifswald begeht, wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, am 7. Oktober sein goldenes Doktorjubiläum. Der Jubilar, der im 74. Lebensjahre steht, erwarb die Doktorwürde an der Universität Gießen. — Dr. Franz Kaulen, Professor der katholischen alttestamentlichen Theologie in Bonn, beging am 3. d. M. sein 50jähriges Priesterjubiläum. Er gehört zu den ältesten Lehrern der rheinischen Hochschule.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. O. Henne-am-Rhyn: Handbuch der Kulturgeschichte. 6. (Schluß-)Lieferung. Leipzig, Wigand 1900. — E. Gnuck-Kühne: Aus Wald und Flur. Märchen für sinnige Leute. Stuttgart und Wien, Roth 1901. — Annuaire statistique de la Ville de Buénos-Ayres. IXme année 1899. Buénos-Ayres, Compagnie sud-américaine de billets de banques 1900. — v. Schlicht: Der Parademarsch. München, A. Langen 1900. — Jeanne Marni: Fiaker. Ebd. 1900. — R. M. Werner: Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Mit 19 Portraits. Minden i. W., Bruns 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Kaffauer in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das deutsch-atlantische Kabel und die Bedeutung eigener Kabellinien.

Die Eröffnung des neuen deutsch-atlantischen Kabels, die in den letzten Tagen var sich gegangen ist, bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte unsres überseeischen Telegraphenwesens. Seit dem Jahre 1866, in dem es zum erstenmal gelang, eine dauernde telegraphische Verbindung zwischen Europa und Nardamerika zu schaffen, hat das gewaltige Anwachsen des Depeschenverkehrs — er beläuft sich heute auf über 30 Millionen Warte jährlich — allmählich zur Anlage van zwölf graßen Kabellinien zwischen beiden Ländern geführt, von denen jedoch bis dahin keine einzige sich in deutschem Besitze befand. Zwei davan gehären der französischen Compagnie des Câbles Télégraphiques, fünf weitere den beiden graßen amerikanischen Gesellschaften, der Western Union und der Commercial Cable Co., von den übrigen, die in englischen Händen sind, besitzt die Anglo American Telegraph Ca. allein vier graße Linien, die von Valentia an der irischen Südwestküste bis Hearts Content auf Neufundland gehen und von dort aus mit New-York verbunden sind. Mit der letztgenannten und größten Gesellschaft nun hatte die deutsche Reichsregierung einen Vertrag geschlassen, nach dem ihr bis zum 31. Dzember 1899 die Beförderung der Telegramme aus Deutschland und feinen Hinterländern übertragen war, eine Aufgabe, die von jetzt ab dem neuen deutschen Kabel zufallen wird. Dieses hat van allen varhandenen die südlichste Lage, in dem es van Barkum aus durch die Nordsee und den Kanal zunächst die Inselgruppe der Azaren und erst van da aus die nardamerikanische Küste in der Nähe van New-York erreicht. Seine Länge beträgt 8080 Kilometer und die ganze Anlage hat annähernd 19 Millianen Mark gekastet. Besitzerin ist die Deutsch-atlantische Telegraphengesellschaft zu Käln, die im Februar des vorigen Jahres mit einem Kapital von 20 Millionen Mark begründet wurde und sich nicht blaß mit dem Betrieb van Kabeln, sandern auch mit ihrer Herstellung und Verlegung befassen wird. Indessen ist auch das Reich an dem neuen Unternehmen unmittelbar interessirt, insafern es den Betrieb des Kabels von seinem deutschen Ende übernammen und sich einen gewissen Antheil an dem zu erwartenden Gewinn gesichert hat. Uebrigens sind jahrelange Verhandlungen näthig gewesen, ehe das Zustandekammen der deutschen Linie gesichert war. Bei der graßen Länge des Kabels brauchte man, um die im überseeischen Verkehr übliche Sprechgeschwindigkeit aufrechtzuerhalten, eine Zwischenstatian, und diese kannte nach der Lage der Dinge nur auf den Azoren gesucht werden. Hier aber besaß die englische Telegraph Construction and Manntenance Company das alleinige Landungsrecht, und um von ihr die Erlaubniß zur Landung des Kabels auf der Insel Fayal zu erhalten, bedurfte es erst des Zugeständnisses, daß das deutsche Kabel von der genannten englischen Gesellschaft hergestellt und verlegt werden sollte. Wichtig ist endlich noch, daß die Deutsch-atlantische Telegraphengesellschaft ein Abkammen mit der amerikanischen Cammercial Cable Co. getroffen hat, deren Wirkungsgebiet sich nicht bloß über die gesammte Union und Mexica, sandern durch das Anschlußkabel New-Yark-Haiti auch über das mittel- und südamerikanische Telegraphennetz erstreckt, saweit sich dieses in französischen Händen befindet. Auf dem deutschen Kabel kännen daher auch Depeschen nach Mittel- und Südamerika befördert werden; doch sind Peru, Brasilien und was weiter südlich liegt als der wichtigste Theil Südamerika's davon ausgeschlossen.

Darin aber liegt die Bedeutung des neuen Kabels, daß es uns zum erstenmal für einen großen Theil der Erdoberfläche van der englischen Bevarmundung frei macht. Denn es ist eine Thatsache, die in Deutschland lange nicht genug beachtet und bei der Bewerthung von überseeischen Nachrichten in Rechnung gestellt wird, daß wir für den Verkehr mit den übrigen Welttheilen allein auf die Vermittlung der Engländer angewiesen waren. Englische Linien über Madeira und St. Vincent sind es, die unsre Depeschen nach Südamerika befärdern; englische Linien über Gibraltar, Malta, Suez, Aden verbinden uns mit Indien und weiter über Singapur mit Ostasien und Australien; und wie vollkommen der ganze Verkehr nach Afrika mit Ausnahme der französischen Nardküste van England beherrscht wird, das haben wir im Transvaal-Krieg erfahren, als die englische Regierung ihre Zensur in Aden einrichtete und kein Telegramm nach ader van Südafrika durchschlüpfen ließ, das ihr aus irgend einem Grunde nicht paßte. Mit einem Wart, die großen Wege des internationalen Telegraphenverkehrs sind fast vollständig in den Händen der englischen Kabelgesellschaften, die man aber deßhalb, weil sie privater Natur sind, nicht etwa für unabhängig halten darf. Vielmehr unterliegen sie auch im Frieden der Beaufsichtigung durch die englische Regierung, und für den Kriegsfall steht dieser vertragsmäßig sagar das Recht zu, alle Stationen, die sich auf englischem Baden oder unter englischem Pratektarat befinden, in Besitz zu nehmen und das Kabel durch ihr eigenes Personal betreiben zu lassen. Was bei salchen Zuständen für uns herauskammt, hat sich noch jetzt wieder bei den chinesischen Wirren gezeigt. Als der Aufstand in Ostasien lasbrach, waren wir noch in der günstigen Lage, eine von englischer Beaufsichtigung freie Verbindung in den russischen Landlinien zu besitzen, die über Kjachta und Maimatschin Peking erreichten und Anfang Juni dem Verkehr übergeben wurden. Aber schon am 13. Juni

ward diese wichtige Verbindung im Norden von Peking unterbrochen, und seitdem sind wir im wesentlichen auf die von Schanghai ausgehenden Kabel angewiesen, die der großen nordischen Telegraphengesellschaft gehören. Die eine Linie geht nach Norden über Nagasaki bis Wladiwostok, von wo die Telegramme über die russisch-sibirischen Landlinien befördert werden; die andere reicht nach Süden bis Hongkong und hier werden die Depeschen von anderen, englischen Privatgesellschaften aufgenommen, um alsdann auf dem gewöhnlichen Weg über Singapur—Aden—Suez—Gibraltar nach London zu gelangen. Nun ist die große nordische Telegraphengesellschaft freilich ein dänisches Unternehmen mit dem Sitz in Kopenhagen, aber sie steht doch unter dem Einfluß des englischen Kapitals und arbeitet mit den großen englischen Gesellschaften Hand in Hand. Die zu erwartende Wirkung ist denn auch nicht ausgeblieben. Nicht nur, daß die erste Depesche des Vizeadmirals Bendemann über die Kämpfe bei Taku auf ungeklärte Weise verloren ging, auch die Ermordung unsres Gesandten, die am 18., vielleicht schon am 16. Juni vor sich gegangen war, erfuhren wir erst am 2. Juli. Sollte dabei wirklich nur der Zufall im Spiel gewesen sein? Wie die Dinge einmal lagen, konnte in China von vornherein nur ein rasches und energisches Einschreiten zu Lande nützen, und je weniger England infolge des südafrikanischen Krieges in der Lage war, die nöthige Truppenzahl an die Gestade des Gelben Meeres zu werfen, um so eifersüchtiger überwachte es die Anstrengungen der übrigen Mächte. Von diesen hielten sich Rußland und Japan einigermaßen im Schach; vor allem kam es also darauf an, eine energische Kraftentfaltung Deutschlands im fernen Osten zu verhindern oder doch mindestens zu verzögern, und wie viel den Engländern daran lag, bewiesen unter anderem die unsäglich lächerlichen Beschwichtigungsversuche englischer Blätter, die auch dann nicht aufhörten, als nun schließlich der Tod von Kettelers bekannt geworden war. Das aber ist gewiß: hätten wir sofort um die Ermordung unsres Gesandten gewußt, so würde unsre Rüstung gleich ganz anders ausgefallen, unsre Flottendivision 14 Tage früher in See gegangen sein. Wenn sich also unser Eingreifen in China um ein paar Wochen verspätet, so ist es klar, in wessen Interesse die Verzögerung lag, und da braucht man denn nach ihrem Urheber nicht weit zu suchen. Dasjenige, was die Eingeweihten längst wußten, ist eben wieder einmal vor aller Welt deutlich geworden: der ganze überseeische Nachrichtendienst ist nur so lange zuverlässig wie kein englisches Interesse in Frage kommt, und ehe es nicht ein von England unabhängiges Kabelnetz gibt, werden Unzuträglichkeiten wie die eben geschilderten niemals aufhören.

Aber von Unzuträglichkeiten bis zu wirklichen Schädigungen ist es nicht weit, und auf einem Gebiete haben diese zweifellos bereits einen ziemlich ernsten Charakter angenommen, ich meine auf dem Gebiet des internationalen Handels. Es ist gar keine Frage und auch die leidenschaftlichste Vertheidigung der englischen Privatgesellschaften vermag nicht gegen die Gewalt der Thatsachen aufzukommen — es ist gar keine Frage, daß die englischen Kabellinien nicht bloß im Interesse der englischen Regierung, sondern auch im Interesse des englischen Kapitals arbeiten. Einige Beispiele mögen das erweisen. Als im Jahre 1888 der Gouverneur des Congo-Staates in Betreff der Stanley'schen Emin Pascha-Expedition ein Telegramm an den König der Belgier sandte, da wurde dieses erwiesenermaßen von englischen Beamten in San Thomé zuerst an Londoner Blätter und dann erst an die richtige Adresse übermittelt. Ebenso erklärt es sich natürlich, daß während des französischen Kolonialkrieges in Tongking die Londoner Börse und die Londoner Blätter früher über die Vorgänge im fernen Osten Bescheid wußten als die französische Regierung. Endlich ist es ja auch hinlänglich bekannt und man hat sogar im englischen Parlament darauf hingewiesen, daß die englischen Kabel, die an der Ost- und Westküste Afrika's hinab bis Kapstadt laufen, regelmäßig dann in ihrem Betriebe unzuverlässig werden, wenn im Transvaal nicht alles in Ordnung ist. Einmal, vom 28. Dezember 1895 ab, wurden sogar eine Zeitlang mitten im Frieden überhaupt keine Telegramme mehr nach und von Transvaal befördert, so daß sich deutsche Firmen beschwerdeführend an das Reichspostamt wandten, das ihnen dann freilich auch nicht helfen konnte. Nimmt man alles zusammen, so ergibt sich eine Reihe von Verzögerungen, die merkwürdigerweise immer dann eintreten, wenn es das Interesse Englands erfordert. Aus ihnen aber entspringen nun eben die wirklichen Schädigungen unsres Handels; denn kein Sprichwort hat im internationalen Handelsverkehr größere Gültigkeit, als daß Zeit Geld ist. Den Beweis geben unter anderem die enormen Tarife, die anstandslos für Telegramme bezahlt werden: nach Ostasien kostet ein Wort 8 M. 70 Pf., nach Kamerun 8 M. 75 Pf., nach Kapstadt und Australien selbst nach der neuesten bedeutenden Ermäßigung immer noch 4 M. Auch geht die gegenwärtig in England vorhandene Bewegung gegen die hohen Tarife keineswegs von kaufmännischen Kreisen aus; im Gegentheil haben die Gesellschaften oft hervorgehoben, daß Kaufleute auf Befragen versichert hätten, sie würden gern noch höhere Preise zahlen, wenn sie damit ihren Depeschen eine schnellere Beförderung sichern könnten. In der That kommt darauf ja sehr viel an, und man kann danach den Schaden ermessen, den unser Handel durch derartige von den englischen Gesellschaften künstlich herbeigeführte Verzögerungen erleidet, die selten nachzuweisen und in den meisten Fällen leicht zu entschuldigen sind. Denn da die Gesellschaften vertragsmäßig verpflichtet sind, den Telegrammen der englischen Regierung den Vorrang in der Beförderung zu gewähren, so haben sie es ja stets in der Hand, zu sagen, es hätten eben so viel Regierungsdepeschen vorgelegen, daß der Draht für ein Handelstelegramm nicht eher zur Verfügung gestanden hätte. Schließlich aber braucht noch gar nicht einmal absichtliche Schädigung vorzuliegen, auch ohne sie ist der deutsche Kaufmann gegenüber dem englischen schon im Nachtheil. Denn fast alle überseeischen Handelsnachrichten gehen über London, wo nahezu sämmtliche Kabellinien wie in einem Mittelpunkt zusammentreffen, und werden erst von dort dem festländischen Europa übermittelt. Wie lange das dauert, hängt natürlich im einzelnen Fall von der Größe des Verkehrs ab, aber die Beförderung nach Deutschland litt in den letzten Jahren schwer unter der ungeheuren Steigerung des Verkehrs, den die deutsch-englischen Kabel nicht mehr bewältigen konnten. Von 1.86 Millionen im Jahre 1895 war die Zahl der Depeschen auf 2.46 Millionen im Jahre 1899 gestiegen, also um rund ein Drittel, während die Beförderungskraft der Kabel dieselbe blieb, und so konnte es vorkommen, daß Bremer Baumwollspekulanten ihre Nachrichten vom Liverpooler Baumwollmarkt eher bekamen, wenn sie den Umweg über — New-York vorzogen. Sicherlich wird das neue deutsch-englische Kabel, das der Reichstag in seiner letzten Tagung bewilligte, hierin Wandel schaffen, aber im allgemeinen kann man doch ruhig annehmen, daß die Londoner City, wenn irgend etwas auf dem Erdenrund passirt, fast immer bedeutend früher Bescheid weiß als die deutsche Konkurrenz, und

daß gibt dem englischen Handel einen nicht einzuholenden Vorsprung. Denn sehr oft wird eben der das Geschäft machen, der eine halbe Stunde früher in der Lage ist, dem Käufer günstige Bedingungen zu stellen, und das kann bei der jetzigen Lage der Dinge der englische Kaufmann eher als sein Gegner. Daß auf diese Weise dem deutschen Handel ein ganz ungemeiner Schaden erwächst, leuchtet ein, und ihm zu entgehen, gibt es kein anderes Mittel, als daß wir uns ein eigenes Kabelsystem schaffen, welches uns ebenso rasch und zuverlässig bedient wie das jetzt vorhandene die englische Geschäftswelt.

Indessen die ganze Wichtigkeit eigener Kabelverbindung entschleiert erst der Krieg, der uns vielleicht näher bevorsteht, als wir glauben. Denn das ist keine Frage, daß wir im Beginn einer neuen Zeit des Merkantilismus leben, jener Politik, die die Machtmittel des Staates rücksichtslos zur Ausdehnung des eigenen Handels und zur Hebung der eigenen Industrie anwendet. Je mehr sich aber der Handel der großen Kulturstaaten zum Welthandel auswächst, je wichtiger die ausländischen Märkte für ihre sich stetig ausdehnende Industrie werden, um so größer wird das Gebiet, das ihre Interessen umspannen, um so ausgedehnter also auch der Kriegsschauplatz, wenn es zu einem ernsten Konflikt zwischen zwei von ihnen kommt. Das Operationsfeld eines zukünftigen Seekrieges ist die Welt, und da tritt vor allem die Wichtigkeit eines schnellen und zuverlässigen Nachrichtendienstes hervor, der nicht bloß Stärke und Stellung des Feindes erkundet, sondern auch eine Zusammenziehung der eigenen Streitkräfte und ihre Richtung auf den schwächsten Punkt der gegnerischen Linien ermöglicht. Ueber einen solchen aber verfügen nur die Engländer, weil nur sie das vorhandene Kabelsystem vollkommen beherrschen. Man wird ihnen die Anerkennung nicht versagen können, daß sie die Wichtigkeit der Kabelverbindungen früh erkannt und diese nicht bloß nach kommerziellen, sondern auch nach strategischen Gesichtspunkten angelegt und weiter ausgebildet haben. Eine besondere Abtheilung im englischen Kriegsministerium leitet das Kabelwesen; sie überwacht den Dienst in Friedenszeiten und studirt die unterseeischen Verbindungen im Hinblick auf die strategischen Aufgaben für den Kriegsfall. In allen diesen Dingen aber sind wir noch weit zurück, und das könnte sich im Falle eines Krieges mit England, der doch mindestens nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, einmal bitter an uns rächen. Zu der zahlenmäßigen Ueberlegenheit der englischen Flotte käme alsdann außer dem Vortheil einer zuverlässigen Verbindung ihrer Gefechtskörper untereinander auch noch eine genaue Bekanntschaft mit der Stellung und den Bewegungen des Feindes, während andrerseits unsre Befehlshaber in vielen Dingen lediglich auf Vermuthungen angewiesen sein würden, wo ihre Gegner Gewißheit hätten. Dies alles würde das Uebergewicht Englands zu einem geradezu erdrückenden gestalten, ganz abgesehen davon, daß ja ein Theil unsrer Auslandsflotte sofort verloren sein würde. Denn bei der jetzigen Lage der Dinge ist es doch äußerst unwahrscheinlich, daß unsre Kreuzer z. B. auf der ost- oder westafrikanischen Station den Ausbruch des Krieges früh genug erfahren, um sich in Sicherheit bringen zu können: im Augenblick wo sie die Nachricht durchstößt, wird die englische Kriegsleitung auch schon die nöthige Anzahl von Schiffen zusammentelegraphirt haben, um diese unsre verlorenen Posten mit Leichtigkeit zu überwältigen. Mit einem Wort: mögen wir unsre Flotte noch so sehr verstärken, von einer freien Verfügung über die naturgemäß weit zerstreuten Streitkräfte und von ihrem energischen Einsetzen zur rechten Zeit und am rechten Ort kann erst dann die Rede sein, wenn wir eigene Kabelverbindungen nach den wichtigsten überseeischen Ländern besitzen.

Dazu ist nun mit der Eröffnung des deutsch-atlantischen Kabels ein guter Anfang gemacht worden, und der Ausbau weiterer, wichtiger Linien wird hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten lassen. Nicht sowohl finanzielle Hindernisse sind es, die dem entgegenstehen, denn die Kosten, die ein deutsches Kabelsystem verursachen würde, sind keineswegs allzu hoch, und sobald die gegenwärtige Hochkonjunktur der Industrie vorüber ist, die alles verfügbare Geld aufsaugt, wird sich auch das Kapital solchen Unternehmungen zuwenden, zumal deren Rentabilität nicht bezweifelt werden kann. Vielmehr liegt die Hauptschwierigkeit in dem Mangel an geeigneten Stützpunkten für unsre Kabel und in den politischen Verhandlungen, die zu ihrer Beschaffung nothwendig sind: hat es doch neun Jahre gedauert, ehe die Verhandlungen über das deutsch-atlantische Kabel zu einem glücklichen Ende geführt werden konnten. Da ist es nun unter diesen Umständen jedenfalls eine Beruhigung, zu wissen, daß das Reichspostamt fortgesetzt dem Ausbau unsres Kabelsystems die größte Aufmerksamkeit zuwendet, wie es denn auch bisher der deutsch-atlantischen Gesellschaft mit Rath und That fördernd zur Seite gestanden hat. Jedenfalls liegt die Sache in guten Händen und so steht zu hoffen, daß jene Vereinigung von privater Unternehmungslust und staatlicher Unterstützung, die das bewunderungswürdige englische Kabelsystem geschaffen hat, auch uns in absehbarer Zeit zu eigenen Verbindungen verhelfen wird, deren Wichtigkeit sich täglich mehr und mehr herausstellt.

Dr. Thomas Lenschau.

Eine Reise über die Landenge von Chiriqui.

Von Dr. Karl Sapper.

I.

In einem kleinen Segelboot, das munter auf den erregten Wellen des Caraibischen Meeres tanzte, fuhr ich mit meinem aus Guatemala mitgebrachten indianischen Träger Sebastian Icol und zwei schwarzen, in Old Harbour (Costarica) ansässigen Bootsleuten in der Osternacht des Jahres 1899 der atlantischen Küste von Costarica und Columbien entlang und erreichte kurz nach Tagesanbruch die westliche Einfahrt zu dem ruhigen Wasserbecken der Almirante-Bai, welche Columbus auf seiner vierten Entdeckungsfahrt im Oktober 1502 als erster Europäer besucht hatte. Nach der unruhigen nächtlichen Reise, auf der häufig die Wellen ins Boot hereingeschlagen und uns gründlich durchnäßt hatten, erschien uns die allerdings langsamere, aber ruhige Fahrt durch die Gewässer des schönen Meerbusens sehr angenehm und genußreich; um so mehr, als wir nunmehr statt der unklaren Umrisse der ziemlich entfernten Festlandsküste die nahen Ufer der Drachenbauminsel vor Augen hatten und alle Einzelheiten der üppigen Vegetation mit ihren abenteuerlich gestalteten Mangrovebäumen und mit ihren graziösen Kokospalmen in Muße betrachten konnten. Da und dort lugten freundliche, hell angestrichene Landhäuser aus dem Grün der Bäume hervor und an der westlichen Spitze der Drachenbauminsel hatten wir das hübsche Dorf Bocas del Drago passirt, welches sich lang am Ufer dahin ausbreitet. Am Südende der Insel befindet sich die Stadt Bocas del Toro, welche das nächste Ziel meiner Reise bildete und gegen Mittag von unserm Segelboot erreicht wurde. Die Stadt sieht aus der Ferne mit ihren

hellfarbigen Holzhäusern im Rahmen grüner Kokoswälder, in denen stattliche Landhäuser aufragen, sehr freundlich aus; zahlreiche Boote, kleine Dampferchen, elektrische Kähne und einige große Dampfer beleben den Hafen und beweisen, daß hier ein stattlicher Handelsverkehr stattfinden muß; am Ufer einer durch einen ansehnlichen Meeresarm getrennten Insel im Osten breiten sich einige Häuserreihen aus; sonst aber sieht man an den benachbarten flachen Inseln nur wenige menschliche Ansiedlungen inmitten des satten Grüns ihrer Wälder und Mangrovegebüsche, die freilich an manchen Stellen bereits durch Lichtungen und schöne Bananenpflanzungen ersetzt sind.

Weniger günstig ist der Eindruck, welchen man aus der Nähe von der Stadt Bocas del Toro bekommt; denn man erblickt nun da und dort einzelne Häuser, welche dem Einfallen nahe sind oder infolge des Zusammenbruchs der Pfähle, auf welchen sie ruhten, sogar ganz ins Wasser gefallen und demnach unbewohnbar geworden sind. Alle Häuser, welche am Meeresufer erbaut sind, ruhen auf Pfählen, da sie aber ganz aus Holz errichtet sind, so ist der Anklang an Venedig nur ein sehr geringer; die stolzen, freilich oft etwas schmutzigen Palazzi der italienischen Inselstadt mit ihrer großen, ruhmreichen Vergangenheit imponiren doch ganz anders als die modernen oft recht wackeligen Holzbauten der tropischen Hafenstadt. An manchen der Häuser sind die Wände aus verschiedenartigen alten Brettern zusammengeflickt, was einen höchst armseligen, unordentlichen Eindruck macht, um so mehr, als sich daneben prächtige, große, in vorzüglichem Zustand erhaltene, zweistöckige Holzhäuser, mit schönen Balkonen geschmückt, erheben; solche Häuser haben hunderte von creosotirten Pfählen als Stütze, während die elenden Holzbaracken der ärmeren Bevölkerung auf wenigen Pfählen ruhen, die oft tief hinein vom Salzwasser angefressen sind und nur noch einen schmalen Kern gesunden Holzes bergen.

Als wir langsam den einzelnen Häusern entlang ruderten, um zu dem einzigen Hotel der Stadt zu gelangen, wurden wir von ein paar Polizisten angerufen, welche den Namen des Segelbootes aufschreiben wollten. Da die Polizisten nur Spanisch und meine Bootsleute nur Englisch verstanden, so war die Verständigung eine recht schwierige und wurde durch einen vorübergehenden Passanten vermittelt, da ich mich in das Gespräch nicht mischen wollte. Als Herkunftsort gab mein Bootsführer Sicsaola, einen kleinen columbianischen Hafenort, an und damit waren wir einer Zolluntersuchung enthoben, ohne daß man irgendwelchen Beleg verlangt hätte. Die mehr als oberflächliche Zollbehandlung in dem columbianischen Hafenort steht in schroffem Gegensatz zu der gewöhnlich peinlich genauen, oft in zwecklose Chikanen übergehenden Zolluntersuchung in den meisten Häfen der mittelamerikanischen Republiken.

Nachdem ich in dem bescheidenen Hotel, wo ich zusammen mit einem englischen Ingenieur in einem kleinen Zimmer untergebracht wurde, mich umgekleidet und mit Speise und Trank gestärkt hatte, mochte ich mit meinem Indianer einen Rundgang durch die Stadt und einen kleinen Spaziergang in die Umgebung. Die auf dem festen Lande stehenden Häuser machen im allgemeinen einen freundlicheren Eindruck als die Gebäude der am Strand stehenden Häuserreihe, aber auch von ersteren stehen manche zur Zeit der Fluth im Wasser und in einigen Straßentheilen ist während der Fluthzeit nur eine Art Brücke als Bürgersteig noch gangbar.

Der Verkehr auf den Straßen ist ein ebenso lebhafter, als der zu Wasser, und man gewinnt bald den Eindruck, daß man es hier mit einer aufblühenden Handelsstadt zu thun hat. Der Import liegt ganz in den Händen der Ausländer (Europäer und Nordamerikaner), der Detailhandel am Platz und auf den benachbarten Festlandsküsten ruht dagegen vorzugsweise in den Händen der Chinesen, welche in Bocas del Toro allein etwa 40 Kramläden besitzen. Die Ausfuhr besteht in erster Linie in Bananen, von welchen jährlich etwa 1½ Millionen Bündel (racimos) nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika verschifft werden. In zweiter Linie stehen dann Sarsaparilla, Kautschuk, Kakao, Kokosnüsse, sowie die werthvollen, aber allmählich selten werdenden Schildkrötenschalen (carey). Die Ausfuhr der letzteren Waare hält sich zur Zeit auf einer Höhe von etwa 4000 Pfund jährlich. Kaffee und Zucker werden zur Zeit von Jamaica her eingeführt, da die am Vulkan von Chiriqui angelegten Pflanzungen noch fast kein Product geben und zudem noch nicht durch einen brauchbaren Weg mit der Chiriqui-Lagune verbunden sind.

Die Bevölkerung von Bocas del Toro besteht hauptsächlich aus Negern und Mulatten, welche sich fast ausschließlich des Englischen als Verkehrssprache bedienen. Nur wenige, welche von den französischen Antillen stammen, sprechen Französisch. An Zahl folgt nach der Negerbevölkerung die chinesische, deren unsympathische Erscheinung das Straßenbild nicht eben erfreulich macht. Die Gerechtigkeit verlangt aber, hervorzuheben, daß die Chinesen sehr fleißige, ruhige Bürger sind und als sehr zuverlässige Geschäftsleute gelten dürfen; außerdem mag hier noch rühmend erwähnt werden, daß die Chinesen sich nicht ganz ausschließlich auf den Handel geworfen haben, sondern da und dort auch angefangen haben, kleine Bananenpflanzungen anzulegen und auf diese Weise etwas zum Aufschwung des Districtes beizutragen.

Columbianer (Mestizen) sind in Bocas recht spärlich vertreten und daher kommt es, daß auch das Spanische als Verkehrssprache weit hinter dem Englischen zurücksteht; man hat infolgedessen auch gar nicht so recht das Gefühl, in einem spanisch-amerikanischen Lande zu sein.

Die Zahl der Europäer und Nordamerikaner ist eine geringe; da aber der ganze Großhandel und der größte Theil des Plantagenbetriebs in ihren Händen ruht, so ist ihre Bedeutung eine ganz hervorragende; sie sind es auch gewesen, welche Bocas del Toro aus einem armseligen Fischerdorf im Verlauf von wenig mehr als einem Jahrzehnt zu einem blühenden Handelsplatz gemacht haben. Freilich trug zu dem überraschenden Aufschwung auch die für den Handel außerordentlich günstige Lage der Stadt in erheblichem Maße bei. Ihr Hafen ist jederzeit sicher, von verschiedenen Seiten her erreichbar und dabei sehr geräumig; die Stadt liegt auf einer der Inseln, welche die vereinigten Wasserbecken der Almirante-Bai und der Chiriqui-Lagune gegen den Ozean hin abschließen, und die fruchtbaren Gelände der Festlandsgestade und der zahlreichen Inseln des kleinen Binnenmeeres bieten die allergünstigsten Vorbedingungen für den Bau und die Versendung der Bananen, für welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Absatzgebiet bilden, dessen Aufnahmefähigkeit noch für Jahre hinaus über allen Zweifel erhaben ist. Während die mittelamerikanischen Republiken infolge der herrschenden niedrigen Kaffeepreise in eine sehr mißliche Finanzlage gerathen sind, ist in Bocas del Toro die Lage der Geschäftsleute eine recht günstige, da die Bananenpreise (im Gegensatz zum Kaffee) eher eine steigende, als eine fallende Tendenz zeigen. Dazu kommt, daß Bananenpflanzungen schon nach wenig mehr als einem Jahr zu tragen anfangen,

während bei Kaffee-Anpflanzungen drei, bei Kakao-Anpflanzungen fünf bis sechs, bei Kautschukpflanzungen acht bis zehn Jahre vergehen, bis die erste Ernte zu erwarten ist.

In der deutschen Kolonie von Bocas, welche eine sehr geachtete Stellung einnimmt, fand ich sehr freundliche Aufnahme und dem liebenswürdigen Entgegenkommen einiger lieben Landsleute habe ich es zu danken, daß ich nicht nur meine kleinen Besorgungen rasch und mühelos erledigen, sondern auch sehr angenehme Stunden in der fremdländischen Inselstadt verleben konnte.

Die Umgebung ist sehr hübsch und ein Spaziergang am Strande hin unter den prächtigen, zahllosen Kokospalmen ist sehr genußreich. Leider war aber das Wetter vielfach regnerisch, so daß ich nicht viel Gelegenheit zum Spazierengehen hatte, sondern meist auf den Aufenthalt in der Stadt angewiesen war.

Am 4. April gegen 10 Uhr morgens verließ ich Bocas del Tora wieder und fuhr in einem durch einen Accumulator getriebenen Boote, das viele Neger als Passagiere an Bord hatte, dem Süden zu. Ferner und ferner blieb Bocas hinter uns zurück und bald hatten wir den Inselarchipel erreicht, welcher die Almirante-Bucht von der Chiriqui-Lagune trennt. Ganz reizend ist die Fahrt zwischen den einzelnen Inseln dahin, welche theils ganz flach und mit Mangrove-Gehölz bestanden, theils hügelig und mit Wald oder schönen Bananenpflanzungen bedeckt sind. Zuweilen sind die Kanäle so schmal, daß sie aus der Entfernung gar nicht erkannt werden können und sich urplötzlich zeigen, wenn man nur noch wenige Schiffslängen von ihnen entfernt ist. Endlich fuhren wir zwischen zwei reizenden Bananenpflanzungen (Split Hill) hindurch, deren Gebäude gar freundlich von einiger Höhe heruntergrüßen, in die offene Chiriqui-Lagune hinein, deren breite blaue Wasserfläche in gewaltigem Halbkreis von einem großartigen Amphitheater dichtbewaldeter Berge umrahmt wird. Die höchsten Spitzen der Berge waren leider mit Wolken verhüllt, so daß ich ihre Form und Höhe nur ahnen konnte, aber unterhalb der Wolkendecke spiegelte sich die Sonne lachend in der klaren Fluth und badete die ganze Landschaft in hellem Licht und strahlendem Glanz. Es ist ein Bild von majestätischer Größe und bedeutender Schönheit, wie es nur von wenigen Landschaften der Welt erreicht aber übertroffen werden kann.

Unser Boot wandte sich nach dem Eintritt in die Chiriqui-Lagune westwärts und lief die Plantage Monkey Key an, deren wunderhübsches, zweistöckiges Wohngebäude gar reizend auf dem Gipfel eines in den See vorspringenden, mit Kokospalmen bewachsenen Hügels gelegen ist. Nach halbstündigem Aufenthalt in Monkey Key fuhren wir um 4 Uhr nachmittags weiter nach dem Weiler Raváda, wo die meisten Passagiere ausstiegen. Hier wurde unser elektrisches Boot zum Herbeischleppen von Bananenkähnen verwendet und in der Zwischenzeit nahm ich die Einladung eines jungen deutschen Herrn, der als Vertreter des Hauses Snyder Brs. in Raváda ansässig ist, zum Abendessen an und unterhielt mich vortrefflich, bis mit Einbruch der Nacht unser Boot wieder weiterfuhr. Da das Boot mit Schleppen von Bananenkähnen bei Monkey Key, Man Kreek und Chiriquicita noch lange Zeit beschäftigt war, so kamen wir erst am 5. April morgens 9½ Uhr in Chiriqui grande an, dessen Häuserreihen am Fluß der unmittelbar aus dem Meer emporsteigenden Höhen sich gar freundlich ausnehmen und einen sauberen Eindruck machen, als Bocas del Tora. Das erst seit wenigen Jahren bestehende Dorf sieht wegen der ausgedehnten, neuangelegten Bananenpflanzungen der Umgebung einer raschen und gesunden Entwicklung entgegen. In dem bescheidenen Hotel des Dorfes fand ich gute Unterkunft und pflegte mit um so größerem Genuß der Ruhe, als die auf einigen Gepäckstücken zugebrachte vergangene Nacht in dem elektrischen Boot, dessen undichtes Dach mich während eines längeren Regenwetters mit nassen Grüßen bedacht hatte, wenig erfreulich für mich gewesen war.

Mit einiger Mühe gelang es mir durch Vermittlung eines in Chiriqui grande ansässigen, gefälligen deutschen Landsmannes, einen Führer für die Reise nach der pazifischen Küste zu gewinnen und am 6. April gegen 10 Uhr vormittags brach ich mit meinem indianischen Träger und meinem Führer, dem sich freiwillig ein zweiter Chirikaner angeschlossen hatte, zur Reise ins Innere auf. Wir überschritten zunächst den kleinen Fluß von Chiriqui grande und folgten dann einer Bahnlinie, welche dazu bestimmt ist, Bananen an das Ufer der Lagune zu schaffen. Da weil diese im Bau begriffene Linie fertig war (etwa 1 Kilometer), war unser Weg ganz annehmbar, da der Bahnkörper den Sumpf überbrückte. Kaum waren wir aber über das Ende der Bahnlinie hinausgekommen, als wir auch schon fußtiefen Koth und sumpfige Rasenflächen passiren mußten, und das ging so fort, so lange wir noch die Alluvialebene unter unsern Füßen hatten. Kaum hatten wir aber den Rand des Gebirges und damit festen Grund und Boden erreicht, als sich uns schon ein neues Hinderniß in Gestalt des Rio Guava entgegenstellte. So sehr ich mich auch wundern mochte, woher der Fluß bei seinem kurzen Lauf eine so gewaltige Wassermasse erhalten könnte — die Thatsache war mit allen Ueberlegungen über die außerordentliche Nähe der Wasserscheide nicht hinwegzuleugnen und wir mußten wohl aber übel daran denken, den breiten, ziemlich tiefen Fluß zu durchwaten. Wohl war ein Boot am Ufer angebunden; da aber kein Fährmann vorhanden war, so war es uns nichts nütze. Wir mußten also durchwaten, wobei mich einer der Chirikaner an der Hand führte; meinen Indianer mußten sie aber beide in die Mitte nehmen und führen, da dessen Gepäck tief ins Wasser hineinreichte und deßhalb der Mann die Strömung viel stärker fühlte. Kaum hatten wir aber den Fluß überschritten, so standen wir bereits wieder vor einem reißenden Nebenfluß desselben, dem Rio Peje Baba, den die beiden Chirikaner mit Mühe und Noth zu überschreiten vermochten, während ich und mein Indianer, die wir derartige Wildwasser nicht gewohnt waren, zagend vor den schäumenden, braunen Wassern standen. Glücklicherweise befand sich hier aber gerade ein Einheimischer, der gegen Geld und gute Worte sich bewegen ließ, mich und mein Gepäck auf seinen Schultern ans andere Ufer zu tragen und auch meinen Indianer mit starken Armen über das brausende, reißende Wasser hinüberzubugsiren. Wir waren herzlich froh, als wir glücklich auf der anderen Seite angekommen waren, und setzten munter unsre Reise weiter fort. Wir hatten noch mehrmals den Rio Guava zu passiren, doch war derselbe oberhalb des Peje Baba nicht mehr wasserreich genug, als daß er uns besondere Schwierigkeiten hätte bereiten können. Gegen 5 Uhr abends erreichten wir die gutgebaute Schutzhütte von Guava (90 m), wo wir den Rest des Tages zum Trocknen unsrer Decken und Kleider verwendeten, die bei den Flußübergängen naß geworden waren; was die Sonne in der kurzen Zeit nicht trocken brachte, das hingen wir die Nacht durch über unser Feuer und hatten daher am nächsten Tag unser Gepäck wieder bestens in Ordnung. Die beiden Chirikaner gingen von hier ab, nur mit einem Hemd bekleidet, weiter, da sie

keinen zweiten Anzug besaßen und im Nachtquortier doch trockene Kleider auf dem Leib haben wollten. Angesichts der schlechten Beschaffenheit des Weges und der häufigen Flußübergänge mag man diese vereinfachte Tracht als zweckentsprechend anerkennen; aber bewundern muß man die Abhärtung der Leute, die auch in der kühlen Bergregion in dieser Weise zu wandern pflegen.

Vom Rancho Guava an betritt man die unbewahnte Gebirgskette van Chiriqui, welche die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean bildet; der Gebirgsabfall nach der atlantischen Küste zu ist ganz außerordentlich steil, dabei ungemein regenreich und deßhalb auch durch eine überüppige, ewig grünende Vegetatian ausgezeichnet. Der Pfad, der uns tiefer ins Gebirge hineinführt, ist landschaftlich van großer Schänheit; wir falgten zunächst dem Flusse, der brausend unter dem dunkelgrünen Blätterdach dahin zwischen riesigen Gesteinsbläcken sich hindurchzwängt, und stiegen dann, einem steilen Berggrat folgend, durch prachtvallen, mit üppigem Unterholz, zuweilen auch kleinen Palmen geschmückten Laubwald hinan, dessen Stämme infolge der außerordentlichen Feuchtigkeit fast überall mit Moas umsponnen sind. Der Wanderer hat aber kaum Zeit, sich dem Genuß der zahlreichen Naturschänheiten hinzugeben, denn die Beschaffenheit des Weges, eines elenden Fußpfades, nimmt an den meisten Stellen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; bald hier, bald dart muß ein Wasserlauf durchwatet werden, dann geht der Weg wieder direkt in einem Bachbett dahin; und glaubt man endlich nach Verlassen des Bachbettes aufs Trockene gelangt zu sein, sa sieht man sich alsbald wieder getäuscht, denn der Pfad ist mit tiefem Schmutz bedeckt, sa daß man lieber wieder das klare Wasser eines Baches betreten mächte. Hat man aber die Niederungen des Thales verlassen, sa ist der Weg meist steil oder van Baumstämmen, Wurzeln und Zweigen versperrt, sa daß man nur langsam und mühselig varankommen kann. Bald muß man über übermooste Gesteinsblöcke klettern, die in ihrer Nässe schlüpfrig wie Parkett sind, bald steigt man rutschend und glitschend die lehmigen Pfade hinan und sucht nicht nur mit dem Bergstock, sondern auch — und wirksamer — durch Festhalten an Bäumen und Aesten dem Körper einen festen Halt zu verschaffen. Als geübte Urwalwanderer schauen wir aber vorsichtig aus, ob die Halt versprechenden Bäume nicht etwa mit Darnen bewehrt sind, und wählen immer nur glattrindige Gewächse, während der Neuling im Zweifelsfall immer nach dornigen Pflanzen greift, wie ich mich aus meinen Erfahrungen in früheren Jahren noch wohl erinnern kann.

Der Grat, dem wir falgen, führt bis zu einer Höhe von 760 Meter hinan und senkt sich dann steil zum Rio Mali hinab (620 Meter), der in enger Thalschlucht seine Gewässer astwärts dem Rio Guava zuführt. Auf der anderen Seite steigen wir wieder bergan. Der Weg ist unter aller Kritik schlecht; es ist affenbar nach niemals ein Versuch gemacht worden, denselben zu verbessern. Da der Hang steil ist, ist der Weg wenigstens einigermaßen trocken, aber tratzdem findet man überall da, wa ebenflächige Strecken zu passiren sind, tiefe Schmutzlaken und ebenso an allen jenen Stellen, wo graße Baumwurzeln Gelegenheit zu Wasseransammlungen gebaten haben.

Gegen vier Uhr erreichten wir die beiden kleinen Unterkunftshütten van Bonito (960 Meter), welche in einem Thälchen am Rand eines kleinen Baches gelegen sind. Leider war die bessere der beiden Hütten bereits von einigen Chirikaner Reisenden besetzt, welche in entgegengesetzter Richtung wanderten, und sa waren wir wegen der Unterkunft in einiger Verlegenheit. Die Chirikaner nahmen wohl ihre beiden Landsleute bei sich auf, nicht aber mich und meinen Indianer, sa daß wir mit dem schlechteren, zur Hälfte eingestürzten Hüttchen varlieb nehmen mußten, das wir erst durch herbeigetragene Blätter frisch deckten und in bewohnbarem Zustand versetzten. War diese Schwierigkeit auch überwunden, so begegneten wir doch alsbald einer zweiten: der Wald ist hier sa ungemein feucht, daß alles fallende Holz naß ist und verfault; wir konnten daher kein Stückchen trockenen Halzes finden und hätten ahne Feuer und alsa auch ohne Essen übernachten müssen, wenn nicht unser Führer von Guava her ein Scheit Halz mitgebracht hätte, das eben hinreichte, um unser bißchen Reis zu kachen und etwas Fleisch zu braten.

Um 5 Uhr begann es zu regnen und regnete stark die ganze Nacht hindurch, so daß der kleine Banito-Bach am nächsten Morgen trüb und angeschwallen war. Es regnete noch immer, und als wir endlich gegen 8 Uhr margens aufbrechen kannten, ging der leichte Regen in einen tüchtigen Platzregen über. Bei der schechten Beschaffenheit des Weges war natürlich nicht daran zu denken, einen Regenschirm zu äffnen; einen Mantel hatte ich aber nicht bei mir, und so blieb mir nichts anders übrig, als mich einfach anregnen zu lassen, während mein Indianer sich und sein Gepäck mit einem großen Gummituche, die Chirikaner aber sich mit einem Felle gegen den Regen schützen kannten. Der Weg ist van Bonito bis zur Kammhähe hinauf ganz außerardentlich schlecht: stellenweise salgt man Bachläusen, dann klettert man wieder über Felsblöcke und kleine Wasserfälle empar; an anderen Stellen geht man dem steilen Berghang entlang auf ganz schmalem, manchmal schwindeligem Pfod, zuweilen sogar auf geneigten Felsflächen, dann steigt man wieder jäh bergan und die Regenwasser, welche sich im Weg ansammelten, kammen als kleine schmutzige Bäche dem Reisenden entgegen. Zwischen dem Wurzelwerk haben die Regenwasser nach und nach alle Erde weggewaschen, sa daß die Wurzeln allenthalben frei in der Luft schweben und der Reisende oft mühsam über sie hinwegturnen muß. Da es ununterbrachen regnete, war es manchmal schan ein kleines Kunststück, auf schlüpfrigen Wurzeln und nassen, gefallenen Boumstämmen dahinzubalanciren und dann wieder von einem zum anderen zu springen. Hier und da ist der Pfad sa steil, daß man häufig 1½ bis 2 Fuß hahe Stufen van Stein ader Wurzeln hinansteigen muß, und wenn mir selbst das auch wenig ausmachte, sa war es doch für meinen Indianer, der einen Zentner Gepäck zu tragen hatte, ganz außerardentlich onstrengend.

Der Regen war sa stark, der Wind zeitweise so durchdringend, daß meine Fingerspitzen allmählich ganz gefühllos wurden und daß ich nur mit Mühe imstonde war, meine Wegaufnahme fortzusetzen. Auf dem Gipfel des Kommes (1770 Meter) herrschte heftiger Nordostwind und Nebel; abgleich ich var Frost zitterte, machte ich hier doch ein Weilchen Halt, um zu versuchen, einen Ausblick noch dem Atlantischen Ozean zu gewinnen; allein es war vergebens, denn Nebel und Wolken hielten den Kamm vollständig umfangen. Die Vegetation würde hier kein Hinderniß bilden, denn an Stelle des bisher herrschenden großartigen Hochwaldes mit seinen zahllosen Fächerpalmen und Farnbäumen findet sich am Kamme selbst nur ein dichtes Wirrsal niedriger Bäumchen und Gebüsche, da der heftige Wind wohl keinen Hochwald aufkommen läßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Th. Büdingen: Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge in das Gebiet der Strafrechtspflege. (Verlag von F. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.) — Städte und Ortschaften an sich können nicht als Seuchenherde für Tuberkulose bezeichnet werden, wohl aber die Strafanstalten (und nach Ref. Meinung überhaupt einzelne Häuser). Man weiß, daß diese Anstalten Gefahren für die freie Bevölkerung bilden; denn wie ziffermäßig dargethan ist, werden viele tuberkulöse Sträflinge vor Ablauf der Strafzeit entlassen, z. B. in Hessen in vier Jahren 723 Kranke. Es sind wichtige Fragen: Was soll man mit den schweren, was mit den leichten Fällen in der Anstalt anfangen? Wie weit soll sich Humanität auf die Schuldigen, die man aus der Gesellschaft ausschließen mußte, erstrecken und dergleichen. Die großen Ziele, meint der Verfasser, die sich auf Befreiung des Volkes von dieser Seuche erstrecken, können nicht erreicht werden, wenn man die Auswahl der Kranken für die Heilstätten von der Frage der Würdigkeit der Person abhängig macht. Man weiß, daß viele Gefangene bedingt begnadigt werden; für die leichteren ist Zwangsbehandlung zu verlangen und man muß den Auseinandersetzungen folgen, um dann mit zuzustimmen, daß schwer Erkrankte nicht mehr bedingt begnadigt werden sollten. Dies im Interesse des allgemeinen Wohles. Eine humane Gesinnung und strenger Rechtsspruch können leicht in Konflikt kommen, wenn der Urtheilsspruch einen Schwerkranken treffen muß. Wir begrüßen es, daß ein Arzt die Diskussion über diese Fragen übernommen hat und regen zur Lektüre an. Sie kann den eifrig in die Hand genommenen Bestrebungen nur dienen. v. N.

A. P. The Land of Contrasts by James Fullerton Muirhead. Verlag von Bernhard Tauchnitz, Leipzig, enthält in kurzen Essays eine geistreiche, lebensvolle Charakteristik der Amerikaner, der Bürger der Vereinigten Staaten. Das Buch kommt zur rechten Zeit. Die Thatsache, daß jede Nation, so verschieden sie auch in ihren einzelnen Theilen geartet sein mag, eine, alle jene Charakterzüge in sich verschmelzende Individualität, eine Volkspersönlichkeit, besitzt, pflegt in den Tagen friedlichen internationalen Verkehrs wohl ein kulturgeschichtliches Interesse, aber keine aktuelle Wichtigkeit zu haben. In kriegerischen Zeiten aber fragen wir mit lebhafter Spannung: „wie sind unsre Bundesgenossen, wie unsre Feinde in ihrer Gesammtheit beschaffen?“ Diese Frage drängt sich uns gerade jetzt lauter denn je auf, da zum erstenmal in der Weltgeschichte sich alle Großmächte der weißen Rasse zum Feldzug gegen das größte Reich der gelben Rasse vereinigt haben und die Dauer, sowie die Ergebnisse dieser bedeutsamen Vereinigung natürlich zum großen Theil von dem Charakter der betreffenden Nationen abhängen wird. Der bange Zweifel: „ist es möglich, daß die Großmächte ihr Konzert ohne eine verhängnißvolle Disharmonie zu Ende spielen?“ veranlaßt uns namentlich, den Blick nach Amerika zu richten. Keines der Völker ist so schwer verständlich und in seinem Thun und Lassen so unberechenbar wie das Volk der Vereinigten Staaten. Der Verfasser unsres Buches, der im Auftrage der englischen Abtheilung der internationalen Herausgeber von Baedekers Reisehandbuch in dreijährigem Aufenthalte nach allen Richtungen unter den bestmöglichen Beobachtungsgelegenheiten die Union durchreiste, bezeichnet diese sehr treffend als „das Land der Gegensätze, der schärfsten Widersprüche, der unaufhörlichen Ueberraschungen für den aus Europa eintreffenden Fremden“. Er weist darauf hin, daß in der Beurtheilung seiner Bewohner wir niemals vergessen dürfen, daß dies Land keine Kindheit, keine Jugend gehabt hat, sondern der Göttin Athene zu vergleichen ist, die vollkommen erwachsen dem Haupt des Vaters entsprang. Unvermittelt vereinigt es in sich uralte Weisheit mit kindlicher Naivetät. Neben hochentwickelter Intelligenz brüstet sich unverhalen das blinde Vertrauen an Quacksalber und Charlatane. Geistige Erleuchtung und mittelalterlicher Aberglaube wohnen nachbarlich beieinander. Mit dem Banner der Gleichheit und Brüderlichkeit in der Hand erklärt der Amerikaner jede Gefälligkeit, die ein Weißer einer „Dame“ erweist, die von ihrer Ur-urgroßmutter einen Tropfen Negerblut in den Adern hat, als einen unerhörten Verstoß gegen die gute Sitte. Die Nordstaatler haben ihr Blut vergossen für die Sklavenbefreiung, aber hartnäckig und unchristlich sorgen sie dafür, daß der Paria Paria bleibt. Die höchste Bildung, das reichste Wissen, die feinsten Sitten, der größte Reichthum sind nicht imstande dem fast weißen Farbigen eine freie gesellschaftliche Stellung zu erobern. Ein ganz eigenthümliches Charakteristikum im Leben der Amerikaner bildet die Herrschaft der Kinder über die Erwachsenen. Wie in der ältesten Welt: China, Japan und Korea der Elternkultus herrscht, so herrscht in der neuen Welt der Kinderkultus. Der Wille der kleinen Abgötter ist ein Gesetz, dem sich Vater und Mutter machtlos beugen. Das Kind „will“ hundert Dinge, die ihm schädlich und den Erwachsenen höchst störend und unbequem sind; aber anstatt sie ihm zu verbieten, erklären die amerikanischen Eltern mit Ergebung „man muß sich darin fügen; es ist nichts dagegen zu thun! Das amerikanische Kind — der Knabe wie das Mädchen — ist ein „enfant terrible“, vor dem selbst die sonst so gestrenge Polizei Respekt hat. Es ist ungezogen, begehrlich, rücksichtslos und geräuschvoll. Es geberdet sich, als gehöre ihm die Welt, und in der That gehört sie ihm auch im Bereich seiner Umgebung. Seltsam ist die Metamorphose, die im 14. oder 15. Jahr mit den amerikanischen Kindern vor sich zu gehen pflegt: aus den kleinen Tyrannen entwickeln sich schmiegsame, rücksichtsvolle Männer und Frauen. Der erwachsene Amerikaner erinnert so wenig an sein Kindheitsstadium, wie der Schmetterling an seine Raupenzeit, und dennoch bewahrt er sich bis an sein Grab eine Fülle von Kindlichkeit. Der Amerikaner ist der optimistischste Mensch unter der Sonne. Er glaubt an den guten Ausgang aller, auch der unwahrscheinlichsten Hoffnungen; daher sein Wagemuth, seine Arbeitsfreudigkeit auch unter den schwierigsten Umständen. Sicherlich wird sich dieser Optimismus, der sich in allen Phasen des amerikanischen Lebens in häuslichen, sozialen, kommerziellen und politischen Fragen offenbart, auch in dem Konzert der Großmächte kundgeben. In diesem Optimismus, der dem Volke zum großen Segen, aber auch zum großen Schaden gereicht, wurzelt die Mehrzahl seiner Fehler und Tugenden. Das vorliegende Buch wird beiden Seiten des amerikanischen Lebens gerecht, der Lichtseite und der Schattenseite. Es ist sehr vorurtheilsfrei und durchaus nicht englisch-einseitig geschrieben.

Weibliche Lyrik. Seitdem einige Dichterinnen so erstaunlichen Erfolg gehabt haben, schießen die weiblichen Lyriker wie Pilze nach einem Sommerregen auf. Auch hier wird es wohl heißen: Viele sind (d. h. fühlen sich) berufen, aber Wenige sind auserwählt. Ob zu diesen Wenigen auch **Adelheid Stier** gehört, von der ein, meines Wissens erstes, Bändchen „Gedichte“ [1]) vor mir liegt, läßt sich vielleicht noch nicht mit Sicherheit entscheiden. Indessen große Erwartungen erregt das Bändchen auf keinen Fall. Und nicht ein Unfertiges, Unausgeglichenes, Gährendes, was bei einem Anfänger so natürlich wäre und später überwunden werden könnte, ist es, was mich bedenklich macht; im Gegentheil, die Gedichte sind nur zu glatt und zu fertig, sie kranken überhaupt mehr an einem Zuviel, nämlich von Bildung. Die junge Verfasserin durchwandert die Schweiz und Italien („Unterwegs“, zweites Buch) und ihre höhere — Töchterschul- — Weisheit wandert mit: überall fällt ihr ein, daß irgend ein berühmter Mann dort durchgekommen ist, dort gedichtet oder gemalt hat; sie sieht in Venedig und Florenz Bilder, Statuen, denkwürdige Gebäude; und alle diese Reminiscenzen tischt sie uns sauber garnirt als Gedicht auf. Und nachdem wir dieser Bildungsreise glücklich entronnen sind, wartet unser noch ein ganzes Buch „Kunst und Künstler“, wo so ziemlich alle berühmten alten und neuen italienischen und deutschen Maler ihr Theil bekommen. Also der dichtende Blaustrumpf, wie er im Buche steht, Bildungspoesie in des Wortes verwegenster Bedeutung. Und wenn sie nur noch etwas Eigenes und Bemerkenswerthes zu sagen wüßte! Aber nie kommt es über allgemeine abgedroschene Redensarten hinaus. Ein vierstrophiges Klagelied auf Bismarcks Tod weiß von ihm nichts zu sagen als: „Der gewaltigste Mann der gewaltigen Zeit.“ Und noch kläglicher nehmen sich die

---

[1]) Stuttgart, Cotta 1900.

Gedichte aus, mit denen sie Goethe beehrte. — Ich beschäftige mich seit langer Zeit mit den Vorarbeiten zu einer Anthologie weiblicher Lyriker der Gegenwart, und bin daher gewohnt, Gedichtsammlungen auf ihre Ausgiebigkeit für diesen Zweck hin zu prüfen. Sehr groß ist die Ausbeute bei A. Stier nun natürlich nicht, aber einige tiefere, eigenere Klänge sind ihr doch geglückt, und zwar Lieder von ausgesprochen moderner Klangfarbe. Ganz vereinzelt, wenn ihre Bildung ihr nicht einen Streich spielt, kommt einmal ein gutes Naturbild zustande, wie „Junisonntag" (S. 40). In „All-Glück" (S. 63) findet sie sogar für das moderne Naturgefühl einen schönen, innigen Ausdruck. Es sei hier als Probe mitgetheilt:

All-Glück.

Im Morgenglanz die Gletscherspitzen glüh'n,
Ich lieg am Bergeshang im Wiesengrün,
Um mich die zarten Anemonen blüh'n.

In jedem Kelche glänzt ein Sternlein Thau;
Es fiel hernieder aus des Himmels Blau,
In das ich mit entzückten Blicken schau!

Mir ist, als schwände allen Menschseins Spur —
Ich bin ein lebenathmend Wesen nur
Und liege still am Herzen der Natur.

Von der Erinnerung löst sich Stück auf Stück,
Bis sorglos ich und wunschlos. — Warm zurück
Wie eine weiche Welle kommt das Glück.

Ich halte dies für ihr bestes Gedicht. Ein gut gelungenes Bild aus dem Volksleben ist „Von der Heerstraße" (S. 74), ein eigenartiges und frisch aufgefaßtes Zeitbild „In der Großstadt" (S. 23). Noch ein Gebiet hat die Dichterin mit Eifer und nicht ohne Glück angebaut, die didaktische Dichtung. Ihre Lebensweisheit ist nicht gerade sehr tief und originell, aber gesund und zuweilen kräftig und glücklich ausgesprochen (s. bes. „Menschenlos", eine Spruchsammlung S. 56 ff.). Ein starker Lebensdrang kündet sich in ausdrucksvollem Rhythmus in der „Frühlingsnacht" (S. 38). Noch ein Umstand ist zu beachten: Lebensgedichte fehlen vollständig. Auch das läßt wohl schließen, daß die Verfasserin noch sehr jung ist. Hoffen wir also, daß die größere Befreierin und Klärerin ihre Kunst noch von den Schlacken der Schulbildung läutern und mit tieferem, persönlicherem Leben beseelen möge.

Heinrich Meyer-Benfey.

γ. Seit **Paul Gauckler** die Leitung der archäologischen Arbeiten und die Oberaufsicht über die Museen in **Tunis** übernommen hat, ist so viel für die Verwerthung der reichen Alterthumsschätze des afrikanischen Landes geschehen, daß man die Verwaltung der Franzosen in vieler Hinsicht mustergültig nennen könnte. Während vor zwanzig Jahren den tunesischen Alterthumsresten nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt wurde, erhalten sie nun mit jedem Jahre eine steigende Bedeutung. Ganz besonders liegt das daran, daß Gauckler die Funde in geräumigen Museen schnell und geschickt auszustellen weiß. Und so hat er denn auch auf der **Pariser Weltausstellung** nicht fehlen wollen. Die **tunesische Abtheilung**, die von Gauckler eingerichtet worden ist, zeigt die besten Proben der Kunsterzeugnisse des Landes. Aus der römischen Zeit führt man eine Reihe von Abgüssen von hervorragenden Statuen und Basreliefs vor. Sehr bemerkenswerth sind die Nachbildungen an vorzüglichen Mosaiken des Bardo-Museums; diese Abgüsse der Mosaiken sind von Gauckler auf eine neue, von ihm selbst erfundene Weise hergestellt worden. Neben der römischen Kunst erscheint, mit nicht geringerer Sorgfalt bearbeitet, die arabische, vornehmlich damaszirte Klingen, Erzeugnisse der Kupferschmiedekunst und der Teppichweberei. Daneben hat Gauckler noch eine Reihe von wichtigen historischen Denkmälern des Landes in hübschen Nachbildungen ausstellen lassen, auch Karten und Pläne, so z. B. einen großen Reliefplan von Karthago im Maßstab von 1 : 5000, welcher auf Grund einer sehr genauen Aufnahme (1 : 2000, mit Höhenlinien von 1 m Abstand) ausgeführt worden ist.

w. **Die russischen Sonntagsschulen auf der Pariser Ausstellung.** Im Jahre 1870 gründete eine volksfreundliche Russin Namens **Christine Altschewsky** in Charkow, um die elenden Schulverhältnisse ihrer Stadt zu heben, eine Sonntagsschule. Durch die geschickte Leitung und die Beharrlichkeit der Stifterin gewann diese Schule rasch an Bedeutung, sie wurde allerorten zum Vorbild genommen, und heute gibt es nach ihrem Muster gegen 300 Anstalten in den Städten und mehrere Tausend auf dem Lande. Der Unterricht begann damit, daß man den Schülern **Stücke aus der klassischen russischen Literatur** vorlas. Viele riethen, diese Stücke dem Verstande des Volkes durch Streichungen, Zusätze und Umänderungen mundgerecht zu machen. Doch als man nun die Probe machte und dieselben Stücke in ihrer ursprünglichen und daneben in ihrer zugestutzten Gestalt dem Volke vorlas, da machte man, wie Frau Altschewsky in ihrem Buche „Was muß man dem Volke zu lesen geben" eingehend ausführt, die merkwürdige Beobachtung, daß die gewöhnlichen Leute die Meisterwerke in ihrer vollen Gestalt weit besser und schneller erfaßten als in der Umarbeitung, daß sie sogar die Zustutzungen sofort bemerkten und unangenehm empfanden. Dies zeigt, wie selbst beim Ungebildeten ein gewisser Kunstgeschmack vorhanden ist. Aber die Literatur genügte zum Unterricht nicht. Darum beschloß die russische Frau, in einem Lesebuch eine Sammlung von Lesestücken, die das gemeinnützige Wissen umfassen sollen, vorzulegen. Da die vorhandenen Lesebücher nicht genügten, so mußte eine neue Sammlung aufgestellt werden. Und so kam eine Art von **Volksencyklopädie** zustande, welche den Titel „Buch der Erwachsenen" erhielt. Mit peinlichster Sorgfalt wurde an diesem Buche gearbeitet. Jeder Artikel wurde mehreremale durchgesehen, dann dem Gutachten eines Fachmannes unterbreitet, dann von der Redaktion geprüft und endlich den Schülern zur Probe vorgelegt. Die berühmtesten russischen Schriftsteller setzten ihren Ehrgeiz darein, diesem Unternehmen unentgeltlich ihre Feder zur Verfügung zu stellen. Und so wurde das Werk in sechs Jahren vollendet; es besteht aus drei Bänden. Sowohl die Bücher der Frau Christine Altschewsky als auch die Schrift des Russen Abramoff, der die Entstehung und die Geschichte der Sonntagsschulen darstellt, sind nun auf der Pariser Weltausstellung in französischer Uebersetzung ausgelegt und erregen lebhaftes Interesse.

* **Goslar.** Dem früheren Apothekenbesitzer Dr. Julius **Berendes**, der sich durch seine zahlreichen Schriften zur Geschichte der Pharmazie verdient gemacht hat, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Breslau.** Wie die „Breslauer Zeitung" mittheilt, wurde die durch Berufung des Professors Dr. Bäumler nach Bonn freigewordene Stelle des Direktors am akademischen **Institut für Kirchenmusik** an der hiesigen Universität dem Professor Dr. **Vogt** übertragen.

* **Der Begründer und Vorsitzende der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft**, Geh. Rath Dr. W. **Oechelhaeuser**, beging am 26. August die Feier seines 80. Geburtstages. Aus diesem Anlaß wurde ihm durch den Vorstand der Gesellschaft eine künstlerisch ausgeführte Adresse übersendet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kurze Uebersicht über die Sehenswürdigkeiten der niederbayerischen Kreishauptstadt Landshut. Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Landshut und Umgebung. — Dr. med. C. E. **Sturm**: Wahrhafte Abhärtung. Berlin SW., Sturm 1900. — Dr. med. Th. **Sommerfeld**: Wie schütze ich mich gegen Tuberkulose? Berlin W 35, O. Coblentz 1900. — **Archiv des Deutschen Landwirthschaftsrathes.** XXIV. Jahrgang. Berlin, in Komm. bei P. Parey 1900. — H. **Grote**: Gedichte und Kirchenlieder. Herausgegeben 1882. Selbstverlag des Verf. — J. **Schlaf**: In Dingsda. 2. Auflage. Minden, Bruns. — **Salings Börsenpapiere.** 2. Theil: Salings Börsenjahrbuch 1900—1901. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. — **Kalender und statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1901.** Dresden, C. Heinrich 1900. — **Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.** 3. Folge, 20. Band, 2. Heft. Jena, G. Fischer 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Uebersicht.

Eine Reise über die Landenge von Chiriqui.

Von Dr. Karl Sapper.

II.

Kaum hatten wir aber den Kamm überschritten, so sahen wir uns bereits wieder inmitten des schönsten Laubwaldes; Farnbäume und Fächerpalmen treten zwar allmählich zurück, dagegen sind die Epiphyten und Moose hier immer noch in ihrem Element und bedecken alle Stämme der großen Waldbäume; erst wenn man tiefer absteigt, werden sie seltener, dafür treten aber von nun ab da und dort reizende kleine Bombusen auf und freundliche weiße und rothe Blumenkelche begrüßen uns am Wege. Da der Regen allmählich aufhörte und der Weg etwas besser wurde, so athmeten wir erleichtert auf; aber auch so blieb uns noch manche Unannehmlichkeit, wie das Durchwaten der zahlreichen Bäche, deren Wasser mir manchmal bis zur Mitte der Schenkel reichte. Ich pflege mich sonst von meinem Indianer über solche Bäche tragen zu lassen, damals aber war ich durch den Regen bereits so vollständig durchnäßt, daß es nichts mehr ausmachte, durch das Wasser zu gehen.

Um 3½ Uhr nachmittags erreichten wir das elende Schutzhüttchen Guayavo (1550 Meter), wo wir glücklicherweise keine fremden Passagiere trafen, so daß wir uns häuslich einrichten konnten, so gut es eben gehen wollte. Das Hüttchen war etwa 4 Meter lang, 2 Meter breit und in der Firstlinie etwa 1½ Meter hoch, so daß man nicht aufrecht darin stehen konnte; die Hälfte des Bodens war durch eine Art Rost von Rundholzpfählen bedeckt und da hier auch das Blätterdach dicht war, so beschlossen wir, diese Abtheilung der Hütte zum Schlafraum zu machen, der Rost war gerade groß genug, daß wir Vier bei möglichst geringer Ausdehnung neben einander Platz darauf fanden. Den anderen Theil der Hütte machten wir zur Küche; denn obwohl das Dach hier stellenweise sehr schadhaft war, so fand sich doch ein trockenes Plätzchen, in dem wir unser Feuer anmachen konnten. Während mein Indianer Holz holte, hatte ich mich umgekleidet und fühlte mich nun ziemlich behaglich. Leider war kein trockenes Brennholz zu finden, so daß ich ununterbrochen mit einem Hute das Feuer anfachen mußte, damit es nicht ausgehe, während mein Indianer mit dem Kochen beschäftigt war; die beiden Chirikaner waren uns in keiner Weise behülflich, wie sie denn überhaupt die schlechtesten Führer waren, welche ich bisher in Zentralamerika gehabt hatte.

Am nächsten Morgen (9. April) mußte ich nach einer recht peinlichen Nacht wieder in meine nassen Kleider schlüpfen, die ich abends vorher ausgewunden hatte, die ich aber nun abermals auswinden mußte, da sich an den Enden wieder ziemlich viel Wasser angesammelt hatte. Leider vergaß ich die Tasche herauszuziehen und besonders auszuwinden und wegen dieser Versäumniß ging mir hernach mein Notizbuch aus dem Leime. Nachdem ich in meine nasse Unterwäsche und Kleider geschlüpft war, konnte ich den Aufbruch kaum mehr erwarten, da ich immer empfindlicher fror und schließlich zähneklappernd neben unsern paar qualmenden Holzscheitchen saß, an deren spärlicher Gluth ich mich vergebens zu erwärmen suchte. Sobald wir aber in Bewegung waren, fühlte ich mich wieder wohl und warm, um so mehr, als unser Weg rasch bergab führte und das Wetter sich zusehends besserte. Auch der Weg wurde recht erträglich, wenn auch einige steile Auf- und Abstiege keineswegs fehlten. Die Wälder wurden lichter und freundlicher, das Unterholz allmählich spärlicher und statt des düstern Halbdunkels, das Tags zuvor im Walde geherrscht hatte und manchmal fast in Finsterniß überging, wenn der wallende Nebel uns umfing, schaute hier da und dort die helle Sonne durch das Blätterwerk und vor der Mittagszeit befanden wir uns plötzlich im Sabannengebiet der pacifischen Abdachung und genossen eine herrliche Aussicht nach dem sonnigen Süden auf waldige Berge, auf die weite offene Ebene und den Stillen Ozean, während zu unsern Füßen der große Chiriquifluß seine Gewässer schäumend und brausend durch ein enges Thal hinabführte. Hinter uns aber erhoben sich gleich einer Riesenmauer die gewaltigen Berge der Sierra de Chiriqui, deren Felsen von dem alles bedeckenden Wald fast überall verhüllt sind, so daß nur die höchsten Felswände als vegationslose weiße Flächen aus dem dunklen Waldesgrün hervorleuchten. Dabei schien die Sonne warm und mild und erhöhte so sehr mein Behagen, daß ich mich mit wahrer Wonne dem Genuß der großartigen Naturschönheiten hingab. Leider wurde aber auch das Gemüth meiner Chirikaner durch diese Eindrücke glücklich gestimmt und sie gaben ihrem Frohgefühl in so unmelodischem Jodeln lauten Ausdruck, daß ich ganz entsetzt auf schleuniger Fortsetzung der Reise bestand; ihre musikalische Leistung hatte mit dem reizvollen Jodeln unsrer Alpenbewohner nur den charakteristischen Ueberschlag der Stimme gemein, bewegte sich aber in so unreinen Intervallen, daß man eher das unartikulirte Geheul eines wilden Thieres, als eine menschliche Kunstübung zu hören glaubte; sie begannen mit einigen rasch wiederholten Tönen, die theils zu tiefe Quinten, theils zu hohe Quarten waren und schlossen mit einem tiefen Ton, der ungefähr eine Oktave tiefer lag, als der höchste Ton der ganzen Gesangsleistung.

Bald nachdem wir die vielfach als Schlafstelle verwendete überhängende Felswand der Casita de Piedra (750 Meter) passirt hatten, kamen wir an ein Maisfeld,

in dessen Mitte eine kleine unbewohnte Hütte stand. Obgleich es noch früh am Tage war (3 Uhr nachmittags), machten wir hier Halt, um unsre nassen Kleider und Gepäckstücke trocknen zu können. Da der Proviant der beiden Chirikaner zu Ende gegangen war, mußten wir sie an unsern Vorräthen theilnehmen lassen und der Erfolg davon war, daß auch diese sich vollständig erschöpften. Um so rascher wanderten wir am nächsten Tage über das offene absteigende Gelände dahin und kauften uns von einigen Reisenden, die wir trafen, etwas Käse und Rohzucker, um unsern Hunger stillen zu können.

Bald nachdem wir das kleine Dorf Las Calderas (400 Meter) durchwandert hatten, kamen wir an den ziemlich großen Fluß gleichen Namens (300 Meter über dem Meer), über welchen ich mich und meinen Indianer, sowie mein Gepäck wiederum durch einen Einheimischen übersetzen lassen mußte. Dann gingen wir über weite ebene Sabannen dahin nach dem Dorfe Dolega (260 Meter), wo wir nur mit Mühe nach mehrfachem Hin- und Herfragen Unterkunft finden konnten. Ich hatte zwar einen Empfehlungsbrief für den Pfarrer des Dorfes in der Tasche; da derselbe aber abwesend war, so nahm mich dessen Neffe erst dann im Pfarrhause auf, nachdem ich anderwärts vergebens angeklopft hatte. Nachdem ich aber einmal in dem Hause aufgenommen war, that der Neffe des Pfarrers das Mögliche, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen; seiner Vermittlung verdanke ich es auch, daß ich alsbald einen Führer fand, der sich verpflichtete, mich auf den Vulkan Chiriqui zu begleiten, und in der That konnte ich, nachdem ich meinen bisherigen Führer entlohnt hatte, schon am nächsten Morgen mit José Miranda und meinem Indianer, der das nöthigste Gepäck trug, nach dem Vulkan zu aufbrechen. Munter stiegen wir über Reste alter Lavaströme hinweg an den grasbewachsenen, theils sanft geneigten, theils etwas terrassenförmig ansteigenden Hängen des Vulkans hinan, welche nur in der Nähe der Wasserläufe und an einigen anderen Stellen von Laubwäldern bestanden sind. Die Landschaft mit den offenen Sabannen ringsum, den waldigen Bergen der Sierra und dem gewaltigen Vulkanmassiv auf einer Seite, dem blauen Meer mit seinen Inseln auf der anderen Seite ist entschieden großartig und erfreut sicherlich das Herz jedes Naturfreundes. Auch der blaue Himmel über uns erschien uns höchst erfreulich nach dem grämlichen Regenwetter der letzten Tage; um den ungetrübten Genuß all der Schönheit aber etwas zu beeinträchtigen, herrschte ein ganz abscheulicher Nordwind, der in mächtigen Stößen von den Bergen heruntereilte und manchmal fast unsern Schritt hemmte.

Gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir die Viehhacienda „El Hato de las Lamberes“ (1260 Meter), wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden und wo ich mich mit den Anwohnern eingehend über die Chancen einer Besteigung des Chiriqui-Vulkans unterhielt. Ich merkte dabei bald, daß mein Führer die Waldregion des Vulkans überhaupt nicht kannte und beeilte mich deßhalb, einen neuen, richtigen Führer zu gewinnen, den ich in der Person des Salvador Gonzalez von Bajo del Boquete auch wirklich fand. Derselbe kannte wenigstens die untere Waldregion des Berges gut, während ihm die höheren Regionen freilich unbekannt waren, da dieselben nur ganz selten von einzelnen Expeditionen besucht worden waren. Den Gipfel des Vulkans hatte überhaupt noch Niemand erreicht, auch Moritz Wagner nicht, der im Sommer 1858 an den Südwesthängen des Berges bis 2907 Meter emporgestiegen war.

Salvador Gonzalez war ein junger, kräftiger, im Urwald sehr erfahrener Mann, der mir ganz geeignet für eine Besteigung des Vulkans erschien, während José Miranda schon wegen seines vorgeschrittenen Alters weniger leistungsfähig sein mußte. Beide schienen meine Bergfahrt für eine Art Jagdausflug anzusehen, den sie ganz gemüthlich auf meine Kosten unternehmen konnten. Wir verloren demgemäß mit langsamen Vorbereitungen eine Menge Zeit und brachen erst nach 10½ Uhr vormittags am 12. April vom Hato auf; als wir gegen 1 Uhr den Rand des Waldes erreicht hatten (1610 Meter), wollten meine beiden Führer bereits das Lager aufschlagen, weil hier in der Nähe noch Wasser zu finden sei. Sie wollten dann die Reise etappenweise machen und jeden Tag Wasser nachbringen; ich aber erklärte, daß ich sofort so hoch als möglich emporsteigen wolle und daß das in Feldflaschen und Flaschenkürbissen mitgenommene Wasser eben reichen müsse. Demgemäß stiegen wir eben langsam am Berg hinan, wobei Salvador mit seinem Buschmesser einen Pfad durch das Unterholz bahnte, das hier auf dieser Seite sich vorwiegend aus Bambusen zusammensetzt. Sein Gepäck trug er in einem Tragkorb (jaba) selbst mit sich, gab aber sein Gewehr an José ab, der außerdem sein eigenes Gepäck und für uns einen Flaschenkürbis voll Wasser tragen mußte; schwitzend und keuchend [illegible] der Mann langsam den Berg heraufgestiegen und [illegible] schwer für seine etwas großsprecherischen Reden von [illegible]. Dann folgte mein Indianer mit unserm beiderseitigen Gepäck, während ich den Beschluß machte, um bequem den Weg aufnehmen zu können. Dann und wann berieth sich Salvador mit mir über die einzuschlagende Richtung; im übrigen ließ ich ihm am ersten Tage freie Hand, da er sich ja hier noch in bekanntem Gebiete bewegte.

In 2340 Meter Höhe machten wir Halt und schlugen unser Nachtquartier auf, d. h. wir breiteten unsre Matten auf dem Boden aus, um darauf zu schlafen, dann machten wir Feuer an und bereiteten unser Abendessen, so gut wir konnten bei unserm geringen Wasservorrath. Die Nacht verlief ruhig und am frühen Morgen kochten wir unser Frühstück zurecht, um sodann unter Zurücklassung des Gepäcks den Aufstieg fortzusetzen; nur etwas Mundvorrath, Wasser und ein Gewehr nahmen wir mit. Ich ging von nun ab unmittelbar hinter Salvador, um ihm mit dem Kompaß die Richtung anzugeben; die Besteigung bot an und für sich keinerlei Schwierigkeiten dar, das Unterholz war ziemlich licht, die Steigungen nicht sehr bedeutend; freilich war der Boden infolge des massenhaft gefallenen Laubes recht schlüpfrig und da natürlich auch nur das nothwendigste von Zweigen abgeschnitten werden konnte, so mußten wir oft mühsam vorwärts kriechen. In den höheren Regionen des Berges sind aber die Barrancas sehr tief eingeschnitten und es erfordert Vorsicht, sich hier richtig durchzuwinden und die schwierigen und zeitraubenden Schluchtenübergänge zu vermeiden. Trotz aller Aufmerksamkeit sahen wir uns aber schließlich in die Nothwendigkeit versetzt, in eine solche Schlucht hinabzuklettern und auf der anderen Seite den mühevollen Anstieg durchzusetzen, da der von uns begangene Bergkamm in Felswände überging.

Indem wir höher hinansteigen, wird die Vegetation frischer, das Klima also feuchter; immer noch überwiegen die Bambusen als Unterholz, dieselben sind aber hier zum Theil mit Moosen überwachsen, während die Stämme und Aeste der Laubbäume von einer förmlichen Mooshülle überzogen sind. Langsam gingen wir unsres Weges, als wir uns plötzlich am Rand eines jähen Steilabsturzes befanden, an dessen Fuß wir tief unter uns eine ebene Grasfläche in der Form eines langgezogenen sphärischen Dreiecks inmitten des alles beherrschenden

Waldes erblickten. Trotz der eigenthümlichen Gestalt der Grasfläche konnte ich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß wir hier den Ueberrest eines alten Kraterbodens vor uns hatten, um so mehr, als der erwähnte Steilabsturz sich in flacher Krümmung nach beiden Seiten hin gleichartig fortsetzt. Ich schlug daher vor, direkt zu der Grasfläche abzusteigen, mein Führer fürchtete sich aber vor dem steilen Abstieg und folgte zunächst dem Rande des Steilabsturzes (3220 Meter) in nördlicher Richtung. Als ich aber bemerkte, daß wir uns so zu langsam unserm Ziele näherten, bestand ich darauf, daß wir den Abstieg versuchen müßten. Mein Führer gehorchte zunächst, erklärte aber bald, nicht mehr weiter zu wollen, da ein Abstieg hier überhaupt unmöglich sei. Ich spielte aber nun meinen Indianer als Trumpf aus und erklärte, daß ich mit diesem allein den Abstieg versuchen wollte. In der That stiegen wir nun langsam den außerordentlich steilen Hang hinab, dessen Felswände wegen des dichten Unterholzes von oben manchmal kaum zu erkennen waren, und als meine beiden Chirikaner „Führer" uns wohlbehalten absteigen sahen, folgten sie schließlich nach und so erreichten wir denn alle Vier mit heiler Haut den von Lapilli erfüllten, mit hohem Gras bestandenen Kraterboden, den wir durchquerten (3110 Meter). Am entgegengesetzten Ende desselben entdeckten wir zu unsrer Freude einen kleinen Wassertümpel, der uns von unsrer Wassersorge befreite. Wir folgten nun in westsüdwestlicher Richtung einem schmalen, trocknen Wasserriß, der uns zu einem mit Lapilli bedeckten Bergsattel (3270 Meter) führte. Von hier aus überschritten wir einige schmale, tiefeingerissene Barrancas und stiegen dann steil einem schmalen Grat entlang zum höchsten Berggrat hinan, über Felsblöcke kletternd und zwischen Vaccineengebüsch hindurchkriechend, denn der Wald und mit ihm die Bambusen haben in etwa 3300 Meter Höhe aufgehört. Eine einzige niedrige verkrüppelte Baumart mit fleischigen Blättern kommt hier oben noch vor, aber nur spärlich und zumeist nach Südwesten geneigt (infolge des vorherrschenden Nordostwindes). Vaccineen- und Ericaceen-Gebüsch, kleine Gräserarten und etliche kleine Phanerogamen mit weißen, rothen und gelben Blumen (meist Kompositen) bekleiden die öden Halden des obersten Kegels, soweit die allenthalben umhergestreuten Gesteinsblöcke und Felsstücke für die Pflanzenwelt überhaupt Raum lassen. Der Charakter dieser Flora entspricht genau derjenigen der Hochgebirgsgipfel von Costarica, wie Professor H. Pittier nach den wenigen Pflanzen feststellen konnte, die ich vom Gipfel des Chiriqui mitbracht: (**Arcytophyllum lavarum, Bidens costaricensis, Gnaphalium roseum, Eupatorium sp., Pernettia coriacea, Arctostaphylos ledifolia, Castilleja irazuensis.**)

Den höchsten Gipfel des Chiriqui-Vulkans bildet der Kulminationspunkt eines alten Kraterwalls, von welchem etwa die Hälfte noch erhalten ist. Nach innen zu fällt der Kraterwall anfänglich in felsigen Steilwänden ab, um bald darauf in mäßig geneigte, von trockenen Wasserrissen durchfurchte Schutthalden überzugehen. Nach außen hin zeigt der Kegel gleichförmige Schutt- und Schlackenhalden, aus welchen einige aus fester Lava bestehende radiale Theile wie Kämme etwas hervorragen.

Im Innern des Gipfelkraters bemerkt man einen kleineren Zentralkegel, dessen Eigenhöhe etwa 80 Meter betragen mag und der vor nicht allzu langer Zeit noch thätig gewesen sein dürfte, wie man nach den weißlichen und röthlichen Ausblühungen des Kegelmantels schließen kann. Sein Krater ist elliptisch; auf der Westseite ist ein bizarr gestalteter Lavastrom hervorgequollen. Die Pflanzendecke des Zentralkegelchens ist äußerst spärlich entwickelt; nur einige Büsche haben sich auf seinen Halden angesiedelt.

Während Salvador zum Zentralkegelchen abstieg und meine beiden anderen Begleiter auf der Stelle der Kraterumwallung sitzen blieben, welche wir zuerst erreicht hatten (3560 Meter), folgte ich dem Rande des Hauptkraters bis zum höchsten Gipfel (3670 Meter), den ich nach einigem Felsklettern um 1½ Uhr pm auch glücklich erreichte. Die Aussicht, welche von hier aus sehr großartig sein und die Gestade beider Weltmeere weithin beherrschen muß, war leider durch starke Wolkenbedeckung sehr beschränkt und umfaßte nur die Berge der Sierra de Chiriqui im Osten und einen Theil der pazifischen Küstenebene. Auch der Krater war zeitenweise mit Nebel erfüllt, so daß ich nur schwer einen Ueberblick über die Einzelheiten der Gipfelregion gewinnen konnte. Ich vermochte jedoch mit Bestimmtheit zu erkennen, daß außer dem Zentralkegelchen und dem älteren Kraterrand, auf welchem ich stand, noch ein weiterer alter Ringwall etwa konzentrisch in einer Entfernung von 1¾ Kilometer dahinstreicht und nur deßhalb schwer zu erkennen ist, weil eine Anzahl von Hügeln (wohl Reste alter Lavaströme) sich zwischen den beiden Ringwällen erheben. Nur an zwei, durch einen Bergkamm geschiedenen Stellen ist der alte Kraterboden in Form von ebenen, grasbewachsenen Lapillifeldern erhalten geblieben, das eine derselben hatten wir kurz vorher durchquert.

Leider war es bei der vorgeschrittenen Tageszeit nicht möglich, den Vulkan eingehender zu besichtigen, vielmehr mußten wir so schnell als möglich den Rückweg antreten und wirklich gelang es uns nur mit Mühe, unser Lager noch vor Einbruch völliger Finsterniß zu erreichen. Da wir aus Mangel an Wasser nicht viel kochen konnten, so suchten wir ziemlich früh unser Nachtlager auf dem Erdboden auf. Meine Gefährten waren bereits eingeschlafen, als ich in unsrer nächsten Nähe vorsichtige, aber ziemlich schwere Tritte vernahm. Indem ich meine Laterne anzündete, erwachte der Hund Salvadors, der sofort aufsprang und wüthend zu bellen begann. Nun erwachten Alle und hetzten den Hund; das fremde Thier, welches meine Chirikaner mit Bestimmtheit als Jaguar erkannten, entfloh, und bald war wieder alles still und wir legten uns wieder schlafen, ohne anderweitig als durch die Kälte belästigt zu werden. Geradezu weihevoll war der Tagesanbruch und da die ganze Natur noch zu ruhen schien, begann beim ersten Morgengrauen ein einzelner Vogel mit schöner metallischer Stimme den kommenden Tag zu begrüßen, ein zweiter antwortete aus der Ferne und bald hörten wir von da und dort die schönsten Vogelweisen erklingen. Wir erhoben uns nun und bereiteten unser kärgliches Frühstück, um alsbald den Abstieg anzutreten. Um 8½ Uhr morgens hatten wir bereits wieder den Waldrand erreicht und nach einem kleinen Aufenthalt an einigen altindianischen Grabstätten (Huacas) waren wir bereits um 10½ Uhr wieder am Hato de las Lamberes angelangt, von wo aus wir noch abends das Dorf Dolega zu erreichen hofften. Wir fanden aber das Haus geschlossen und da ein Theil unsres Gepäckes hier verwahrt war, so blieb uns nichts übrig, als vorläufig zu warten. Wir folgten unserm Führer Salvador Gonzalez nach seinem Haus in El Bajo del Boquete und nahmen dort unser Mittagmahl ein; zugleich nahm ich die Gelegenheit wahr, seine kleine Kaffeepflanzung zu besichtigen, die infolge des reichen vulkanischen Bodens und der günstigen klimatischen Verhältnisse einen sehr erfreulichen Anblick bietet. In der Nähe von hier haben einige Nordamerikaner eine Anzahl guter Kaffeepflanzungen angelegt, die alle Aussicht auf glück-

liches Gedeihen bieten und vorläufig nur noch durch die schlechten Verkehrswege gegenüber anderen Kaffeedistrikten im Nachtheil sind.

Im übrigen beschränkt sich die Bevölkerung fast nur auf den Anbau der nothwendigsten Feldfrüchte und verlegt sich sonst hauptsächlich auf Viehzucht, für welche die weitausgedehnten natürlichen Weideplätze auch wie geschaffen erscheinen. Alljährlich pflegten große Viehherden früher auf dem weiten Landwege nach der Sierra von Costarica getrieben zu werden, bis in neuerer Zeit flachgehende Dampfer begonnen haben, das Vieh zu Wasser nach Puntarenas zu schaffen, wodurch die zeitraubende kostspielige Landreise unnöthig geworden ist.

In dieser gesunden, aber heißen Savannengegend hatte sich vor mehr als 50 Jahren eine kleine deutsche Kolonie niedergelassen, von welcher noch jetzt einige Ueberreste (namentlich im Dorfe Bugaba) vorhanden sind. Leider kann man nicht sagen, daß die Deutschen in Chiriqui ihr Glück gefunden hätten; die Kolonie hat niemals prosperirt, sondern immer nur vegetirt, wie mir von verschiedenen Seiten gesagt wurde; ich habe aber allerdings nicht Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit der Behauptung aus eigenem Augenschein zu überzeugen. Ganz im allgemeinen muß man übrigens stets einen Fehlschlag erwarten, wenn in tropischen Gegenden, wo eine farbige Bevölkerung vorhanden ist, sich Europäer ansiedeln, welche persönlich das Feld bebauen und die Arbeiten der Viehzucht besorgen wollen. Denn in dieser Hinsicht sind ihnen die Einheimischen stets überlegen, einestheils, weil sie das Klima besser vertragen, dann aber auch, weil sie häufig eine dem Boden und der vorhandenen Pflanzenwelt angepaßte Kulturmethode anwenden, welche die Europäer oft in falschem Dünkel ablehnen. Die einzige Art und Weise, wie Europäer in diesen Ländern vorankommen können, ist diejenige, daß sie ihre überlegene Intelligenz und Energie, womöglich aber auch Kapital, in den Dienst der Agrikultur oder kaufmännischer und sonstiger Unternehmungen stellen, die grobe Arbeit aber den Eingeborenen überlassen; auf diese Weise haben auch die europäischen Pflanzer und Kaufleute in den spanisch-amerikanischen Ländern nicht nur finanzielle Erfolge errungen, sondern sind auch ein bedeutungsvolles Ferment der Kultur und des Fortschritts für alle diese Länder geworden.

Gegen 4 Uhr abends konnten wir endlich von Halo de los Laureles wieder aufbrechen und die Heimkehr antreten. Nachdem wir in einem Wäldchen (Mata del Frances 595 Meter) biwakirt hatten, kamen wir gegen 11 Uhr vormittags am 15. April wieder in Dolega an, wo mich der Pfarrer José Dolores Vasquez äußerst liebenswürdig aufnahm. Ich nahm aber hier nur das Mittagessen ein und reiste mit meinem Indianer dann sogleich weiter nach David, der Hauptstadt der Provinz Chiriqui. Ein guter Fahrweg führt von Dolega dahin über prachtvolle Grasfluren, welche da und dort parkähnlich von Waldstreifen unterbrochen sind. Kurz vor Einbruch der Nacht hatten wir die freundliche Stadt erreicht (65 Meter), welche sich nur wenig von der Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Städte unterscheidet. Ein gutes Hotel nahm uns gastlich auf und bei den Einwohnern der Stadt, von welchen sich einige durch hohe Bildung auszeichnen, fand ich liebenswürdiges Entgegenkommen und interessante lehrreiche Aufklärung über das Land und seine Bewohner, so daß ich David als einen höchst angenehmen Aufenthaltsort ansehen würde, wenn nicht das Klima ein ungewöhnlich heißes wäre.

Um der Hitze des Tages zu entgehen, verließ ich daher (den 16. April 1899) erst mit Einbruch der Nacht die Stadt David und wanderte bei Mondenschein auf guter Straße nach dem kleinen Hafenort El Pedre gal, wo ich mich alsbald an Bord des schmucken Dampfers „Chiriqui" einschiffte, der am folgenden Morgen (den 17. April) die Reise nach dem costaricensischen Hafen Puntarenas antrat.

Caban, 16. Aug. 1899.

Das neue griechische Lesebuch für die preußischen Gymnasien.

W. Auf der Berliner Junikonferenz ist nur mit genauer Noth verhindert worden, daß der griechische Unterricht auf dem Gymnasium von der Liste der nothwendigen Fächer gestrichen wurde. Dies war aber nur dadurch möglich, daß man zu einer Aenderung des Unterrichtsplanes griff, welche zwar durchaus nicht von allen Freunden des Griechischen gebilligt wurde, aber doch als das einzige Mittel erschien, um mit den Gegnern eine Verständigung herbeizuführen. Diese wichtige Aenderung ist die Einführung eines griechischen Lesebuches, und zwar hauptsächlich für die Untersekundastufe. Der Urheber des Planes ist der Berliner Professor Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff; eine von ihm für das Kultusministerium verfaßte und vorläufig nur als Manuskript gedruckte Denkschrift gibt die Anlage und die Begründung des Lesebuches. Wir wenden uns zunächst zu den einzelnen Lesestücken.

Die erste Abtheilung wird von der Fabel- und Romanliteratur gebildet. Noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts waren die Fabeln des Aesop ein weitverbreitetes Schulbuch, dann ließ man sie, vorzüglich wegen ihrer oft gegen den attischen Brauch verstoßenden Sprache, wieder fallen. Das Griechische ist aber gar nicht so schlecht, obwohl es wohl erst aus dem fünften christlichen Jahrhundert stammt, es hat vielmehr einen für die Schule nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es nämlich sehr einfach und schmucklos geschrieben ist, und da auch keine tiefen Gedanken ausgedrückt werden, so ist es sehr schnell zu verstehen. Von den gegen 200 Fabeln wird aber natürlich nur eine ganz knappe Auswahl vorgelegt werden. Dann kommen einige Auszüge aus dem in der späteren Kaiserzeit geschriebenen Leben Aesops. Es sind belustigende Schwänke, in welchen gewöhnlich der reiche Xanthos aus Samos und sein Sklave Aesop auftreten. Ein Stück aus Lukians Wahrer Geschichte (I 30 — II 2) stellt eine von seinem Verfasser als Karikatur einer im zweiten christlichen Jahrhundert blühenden Literaturgattung geschriebenen Lügengeschichte dar, nämlich die abenteuerlichen Erlebnisse einer Schiffsbesatzung im Bauche eines Walfisches. Weiter die VII. Rede des Dio von Prusa, woraus der Leser einen hübschen Einblick in das Leben und in die Gedankenwelt eines euböischen Bauern gewinnt. Endlich aus dem dritten Buche von Longos' Schäferroman ein Stück der Liebesgeschichte von Daphnis und Chloe und darin die Schilderung des Winterlebens auf Lesbos. Dieser Gruppe ist noch eine kleine Sammlung von kurzen, leichtverständlichen Apophthegmen angeschlossen.

Dann folgt eine Reihe von Geschichtsbildern. Aus Aristoteles' Staat der Athener die Darstellung der Gesetzgebung Solons. Den von Aristoteles aus Solons Gedichten genommenen Zeugnissen werden im Anhange noch die wichtigsten anderen Bruchstücke solonischer Dichtung beigegeben. Stellen aus Thukydides sollen die Persönlichkeit des Themistokles und des Perikles anschaulich machen. Dort wird, um die Schlacht von Salamis in Erinnerung zu bringen, zugleich der Botenbericht aus den Persern des Aischylos gegeben, hier wird noch ein ziemliches Stück aus Plutarchs Perikles herangezogen. Aus Arrian (III 7—11, 24—30) ist die schwungvolle Rede Alexanders des Großen an seine aufrührerischen Soldaten in Opis, worin die Entwicklung und die Bedeutung der makedonischen Herrschaft ausgeführt

wird, und dann der Bericht über die letzten Tage des Königs genommen worden. Polybios, der Erzieher der Söhne des Lucius Aemilius Scipio, liefert eine feine Charakterschilderung des jüngeren Scipio, seines Schülers, und Plutarchs Cäsar (58—67) zeigt die letzten Schöpfungen und die hochfliegenden Entwürfe des großen Römers. Die späteren byzantinischen Gelehrten haben in ihrer Sammlung der Gesandtschaftsberichte auch den Bericht des Priskos, eines Geschichtsschreibers der justianischen Zeit, über seine Reise an den Hof des in der allerjüngsten Zeit wieder vielbesprochenen Hunnenfürsten Attila aufbewahrt. Das gibt den Schülern Gelegenheit, von dem Leben und Treiben am Hof jenes Herrschers zu erfahren, daneben kann sie der Lehrer, indem er sie auf die aus Herodot und Thukydides entlehnten Wendungen hinweist, auf einen hervorstechenden Zug der ganzen spätgriechischen Kunstprosa, die Nachahmung, achten lehren. Drei weitere Stücke dienen zur Erkenntniß wichtiger sozialer Zustände im Alterthum. Aus Appian liest man von dem Ackergesetz des Tiberius Gracchus, aus Diodar (Buch 33) von dem großen Sklavenkrieg auf Sizilien, ein Bruchstück aus dem Alexandriner Nymphodoros (Athenaios VI, 265) bietet eine hübsche Erzählung von Sklavennoth und Räuberunwesen auf Chios.

Die dritte Abtheilung soll über politische Theorien der Alten unterrichten, und zwar enthält sie zunächst die Leichenrede des Perikles aus Thukydides.

Ist damit das Ideal der attischen Demokratie erkannt, so belehren zwei Abschnitte aus Aristoteles' Buch vom Staate über die Zahl und die Art der verschiedenen Staatsformen. Ein ähnliches Thema behandelt ein Stück aus Polybios, die Herleitung der Regierungsarten aus der sozialen Entwicklung der Gesellschaft, eine Darstellung, die sich auf platonische Ideen gründet. Auch soll in diesem Theile noch ein Stück aus der Kranzrede des Demosthenes Platz finden.

Es folgen Aufsätze über die Natur- und Erdkunde. Aus der stoischen, unter Aristoteles' Namen gehenden Schulschrift über das Weltall ist ein Abschnitt, der über das Weltgebäude und die Weltvernunft handelt, ausgewählt worden. Die Ansichten der Alten über die Kugelgestalt der Erde, über die Zonen, die Gradmessung und über die Kartenzeichnung werden aus der Einleitung der Geographie Strabo's erkannt. Das letzte Kapitel der anziehenden Schrift des Hippokrates, „über die Arten der Luft, des Wassers und der Oertlichkeit" zeigt, wie richtig man über die durch örtliche und meteorologische Einflüsse bedingte Verschiedenheit der Menschen geurtheilt habe. Auszüge aus dem 9. Buche von Aristoteles' Thiergeschichte geben Aufschlüsse über die genauen zoologischen Beobachtungen des Peripatetikers, es sind vortreffliche Gedanken über die verschiedenen Charaktereigenschaften und Gewohnheiten der Thiere. Dann kommen wieder längere Stücke aus Strabo, über Gallien und die Ausbreitung der griechischen Kultur in diesem Lande, über Britannien und die ultima Thule, dann über die Lage und die Sehenswürdigkeiten Roms, Stücke indeß, die vielleicht bei der endgültigen Feststellung des Lesebuchs noch sehr gekürzt werden.

Die nächste Gruppe, Mathematik, Physik und Technik, enthält den Anfang der Elemente des Euklid und einige seiner Hauptsätze, und dann, je nach dem Urtheile von Fachmännern, einige Aufgaben aus Archimedes oder Apollonios von Perge. Der erfinderische Physiker Heron steuert die Konstruktion eines pneumatischen Apparates bei, etwa die Anlage einer Errichtung zur Hervorbringung von künstlichen Vogelstimmen, und daraus soll der Schüler erkennen, wie geschickt man schon im Alterthum die Lehre von leeren Räumen anzuwenden verstand. Dann kommt wieder ein recht fesselndes Stück, die von Moschion verfaßte und von Athenaios aufbewahrte Beschreibung des Riesenschiffes Syrakosia, jenes Schiffskolosses, den Hieron durch den Korinther Archias erbauen ließ und dessen Einrichtung, wenn der Bericht in allen Stücken auf Wahrheit beruht, selbst durch die allerneueste Ausstattung der Luxusschiffe noch nicht übertroffen worden ist.

Sehr erwünscht ist es, daß der Leser auch über die Gesundheitslehre der Alten einiges erfährt. Da sind zwei größere Auszüge aus der Schrift des Hippokrates über die heilige Krankheit, welche über die medizinischen Grundsätze und die feine Beobachtungsweise des koischen Arztes unterrichten. Aus dem reichen Sammelwerk des späten Oribasius ist zunächst ein Bruchstück des Diokles genommen worden, welches von der Lebensweise der Griechen der Zeit Alexanders des Großen handelt, und dann ein anderes, das vom Arzte Athenaios stammt und die in der ersten Kaiserzeit übliche Diät bespricht. Aus dem Vergleiche dieser beiden Stücke wird sich nicht wenig für die Erkenntniß des Kulturfortschrittes im Alterthum ergeben.

Es kommt nun eine ganze Anzahl von Lesestücken über die Philosophie. Das Mittelstück aus dem Menon des Plato behandelt die Wiedererinnerung als den Hauptfaktor des philosophischen Erkennens. Dies wird an einem geometrischen Satze bewiesen, woraus der logische Werth der Mathematik erhellt. Der Schluß der Nikomachischen Ethik des Aristoteles erklärt in streng logischer Begriffsstimmung das Ideal des Lebensglückes, über den Werth des Lebens und der Lebensgüter handeln Stellen aus Krantor und Teles. Der hübsche, kleine Aufsatz Plutarchs über die τύχη ist ganz herübergenommen worden. Stoische Moral und Weltanschauung lehren Sprüche aus Mark Aurels Buch der Selbstbetrachtungen. Zum Schlusse findet man in der achten Rede des Maximos Tyrios eine Vertheidigung des Bilderdienstes.

Die Frage, ob man den Göttern Bildsäulen setzen solle, leitet zur altchristlichen Literatur über. Hier trifft man auf Theile der „Lehre der Apostel", eine Aufzählung der Stücke, auf denen der christliche Glaube beruht, woraus man besonders die ältesten Einrichtungen der Kirche in Gebet und Kirchenordnung erkennt. Ursprünglich war beabsichtigt, einzelne Stücke aus Clemens, dem Bischof von Alexandria, zu bringen, doch ist dieser Gedanke wieder fallen gelassen worden. Doch war es ein glücklicher Einfall, eines der älteren Martyrien für das Lesebuch zu bestimmen, denn diese Schriftstücke sind leicht und ohne Künstelei geschrieben, und auf keine bessere Weise konnte man die unerschütterliche Kraft der neuen Religion zur Anschauung bringen. Es wird vielleicht das Martyrium des Pionios ausgewählt werden.

In der 10. Gruppe, welche den Titel: Aesthetik und Kritik trägt, erscheint ein langes Stück aus Platons Phaidros. Darin spricht der Philosoph über den Werth der Erfindung der Buchstabenschrift, über die Voraussetzungen und Bedingungen der Redekunst. Dann liefert die Poetik des Aristoteles eine knappe Auseinandersetzung über das Wesen des Trauerspiels. Endlich hat man noch aus der späteren rhetorischen Literatur ein sehr lehrreiches Kapitel herausgegriffen, nämlich aus der Schrift „vom Erhabenen" die Werthschätzung von Regel und Genie, des ebenmäßigen, schön geglätteten und fehlerlosen Erzeugnisses und des gewaltigen, genialen, aber die kleinliche Kunst und Sorgfalt oft verschmähenden Meisterwerkes.

In die letzte Abtheilung sind noch Stücke vermischten Inhalts verwiesen. Sehr anregend wird auf die jungen Leser ein Schulgespräch wirken, welches ein späterer Grammatiker Namens Dositheus verfaßt hat, indem er Griechisch und Lateinisch gegenüberstellte, so daß sich sogar die einzelnen Worte entsprachen. Ein anderes, nicht minder gefälliges Lesestück bildet ein Abschnitt aus der Mythologie des Apollodor, die Geschichte der Sieben gegen Theben enthaltend. Die kurzgefaßte Grammatik des Dionysius Thrax, die erste ihrer Art in der antiken Literatur, verstattet dem Schüler, die grammatischen Grundbegriffe in der Sprache, in der sie gebildet wurden, zu verfolgen. Zum Schlusse soll noch der alte Briefstil in verschiedenartigen Proben vorgeführt werden. Da-

reios, des Hystaspes Sohn, Alexander der Große, Epikur, Augustus, dazu einige der aus den ägyptischen Papyri bekannt gewordenen Verfasser von Privatbriefen sind für das Lesebuch in Aussicht genommen.

In der Begründung des Planes und des Entwurfs seines griechischen Lesebuchs handelt v. Wilamowitz zuerst von der fundamentalen Wichtigkeit der griechischen Sprache für die Erkenntniß der allerverschiedensten Wissenschaftszweige. Geschichte, Theologie, Philosophie, Medizin, Naturlehre, Sternkunde, Mathematik, Technik, Erdkunde, Rechtswissenschaft; alles hat im Griechischen seine Wurzeln. Dann wird die Entwicklung des humanistischen Gymnasialunterrichts mit kurzen Zügen gezeichnet, und wie es gekommen ist, daß in jüngster Zeit die Forderung nach der Abschaffung des griechischen Unterrichts immer mehr Vertreter gefunden habe. Der Grund für diesen Wandel liegt nach v. Wilamowitz in der verkehrten Einrichtung des Unterrichts. Diese hatte es versäumt, sich dem Fortschritte der Wissenschaft anzupassen, auch nahm er wenig auf die geistigen Interessen der Neuzeit Rücksicht, er verlor immer mehr an Stützen und bot daher dem Angriffe viele günstige Seiten. Soll darum die Art des Unterrichts mit dem heutigen Interessenkreise nicht immer mehr die Fühlung verlieren, sein Ziel nicht zur Redensart werden, so ist eine Aenderung des Lehrplanes eine dringende Nothwendigkeit. Das reine Attisch, bis jetzt der Inbegriff des Griechisch der Schule, muß seine bevorzugte Stellung aufgeben, von nun an soll er nur als ein Glied in der Entwicklung der griechischen Sprache, als eine Mundart betrachtet werden, während das neue Ideal die griechische Gemeinsprache ist. Und während früher bei dem Lesen der attischen Sprachdenkmäler nur ein eng begrenzter Kulturzustand des Alterthums berührt wurde, sollen nun die dem ganzen weiten Schriftbereich entnommenen Zeugnisse die Kenntniß und das Verständniß einer anderthalbtausendjährigen Kultur vermitteln, und ein runderes und volleres Bild der Antike liefern, als es bis jetzt bei dem eng umgrenzten Lesebereich möglich war. Die Einführung des griechischen Lesebuchs ist die wichtigste der Neuerungen. Doch soll dadurch keineswegs das Lesen von vollständigen antiken Schriftwerken in den Hintergrund gestellt werden. Wenn nun Homer nicht mehr so lange getrieben wird, Thukydides, Isokrates und Demosthenes erheblich zurücktreten, so erhebt doch v. Wilamowitz die Forderung, daß der Gymnasialunterricht mit einem schönen philosophischen Dialoge Platons abschließen soll. Damit geht er ein gutes Stück über die bisherigen Lehrpläne hinaus. Er will, daß man der reiferen Jugend bei ihrem Austritt aus der Schule eine Schrift erkläre (z. B. Phädon, Gorgias oder das erste Buch der Republik), welche sie erhebt, mit religiösem Feuer erfüllt und auf die ernsteren Lebensaufgaben vorbereitet.

Der erste Unterricht im Griechischen soll nach v. Wilamowitz nicht mit der üblichen attischen Formenlehre, sondern mit der homerischen Sprache beginnen, deren Bau so durchsichtig und natürlich sei. Damit knüpft er an einen Gedanken an, den vor etwa vierzig Jahren der Sprachgelehrte K. L. Ahrens auf seinem Gymnasium in Hannover mit ziemlichem Erfolge verwirklicht hatte. Nach der Erlernung der homerischen Mundart, soll dann der Schüler die Theorie der Lautveränderungen erfahren und so zum Verständniß der Entstehung der attischen und der auf ihr fußenden gemeingriechischen Sprache gebracht werden. Das Lesen der Tragödie, bis jetzt noch für die meisten Schüler, wenn der Lehrer nicht eben ein Meister in seinem Fache ist, eine ziemlich fruchtlose Beschäftigung, soll dadurch erleichtert werden, daß der Lehrer die Chöre selbst vorliest und übersetzt.

v. Wilamowitz will die Aufgaben der Schule und der Universität strenger geschieden wissen. Und wie er die genaue und eingehende Lehre des reinen Attisch für die Hochschule aufspart, möchte er auch die Lesezeichen aus dem Gymnasialunterricht verbannen. Was er darüber in der 2. Anlage zu seiner Denkschrift sagt, ist auch für den angehenden Philologen nützlich zu lesen, denn er zeigt dadurch, daß er die Geschichte der Lesezeichen auf Grund eigener genauer Beobachtung verfolgt hat. Den Accent und den Spiritus soll fortan der Schüler nicht mehr auswendig lernen, es genügt, daß er über die Bedeutung der Zeichen klar ist. Und mit den Lesezeichen soll dann auch ein anderer Zopf schwinden, nämlich die peinlichen Regeln über den Gebrauch des losen ν. Der Schule wird dadurch viele Last genommen, die nun dem Universitätslehrer aufgebürdet wird.

Die Denkschrift einer eingehenden Kritik zu unterziehen, lag nicht in der Absicht dieser Ankündigung, insbesondere sollte die Frage, ob die Einführung des Lesebuches und der für dasselbe gewählte Umkreis zu billigen sei, nicht berührt werden. Nur über die Auswahl der Stücke mögen noch einige Worte gestattet sein. Wenn die Absicht des Schöpfers des Lesebuches dahin ging, den Unterricht durch die neue Sammlung neu zu beleben, dann hat man wohl den philosophischen Theil gar zu reichlich ausgestattet. Und dann können wir mit der Meinung nicht zurückhalten, daß eine Reihe von Abschnitten, selbst wenn man auf die Beihülfe des Lehrers und der Anmerkungen rechnet, für den Schüler in allzuschwerer Sprache erscheinen. Es läßt sich doch z. B. sehr darüber streiten, ob der knappe philosophische Stil des Aristoteles sich für die Schule eigne. Dann vermißt man einiges nur ungern in dem neuen Lesebuche. Wenn ein griechisches Schulbuch sich für das heutige Gymnasium eignet, so sind es die rhetorischen Uebungen des Aphthonios oder des Theon. Wenn z. B. der Schüler von beiden eine Chrie über den Ausspruch des Isokrates: „die Wurzel der Bildung ist bitter, aber die Frucht ist süß" schreibt, oder ein elegisches Distichon als Thema einer Gnome nach strenger Disposition behandelt, so gibt dies einen lehrreichen Begriff von dem Alter der rhetorischen Kunstweise und wird daneben für den deutschen Aufsatz nicht ohne Interesse sein. Doch wäre es allzu kleinlich, in dieser Weise Ausstellungen zu machen. Der griechische Sprachsatz ist so reich, daß man leicht zehn solcher Lesebücher aus ihm herausheben kann. Und hätte man erst das Urtheil eines größeren Ausschusses über die aufzunehmenden Stücke abgewartet, so hätte das viel Zeitverlust und bei der bekannten philologischen Hartnäckigkeit auch viel Hader gekostet. War einmal die Einführung des neuen Schulbuches beschlossen, so war es das Gegebene, daß das Ministerium den Urheber des Planes, der zugleich einer der Führer der Wissenschaft ist, mit der Einrichtung betraute. So möge denn das Buch recht bald der Schule übergeben werden. Man mag noch so viel an ihm tadeln und zu bemängeln haben: bei der schlechten Verfassung, in der sich der heutige Gymnasialunterricht im Griechischen befindet, wird es schwerlich nachtheilige Folgen haben. Und wenn es schon zu einer erhöhten Aufmerksamkeit auf die Auswahl des den Schulen vorzulegenden Lesestoffes angeregt hätte, so wäre dies kein geringer Erfolg gewesen.

Mittheilungen und Nachrichten.

† Ueber „Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Gries bei Bozen" hat Prof. Dr. Siegfried Christian seine im vorjährigen Programm des k. k. Stiftsgymnasiums St. Paul begonnenen Untersuchungen mit einem zweiten Theil zum Abschluß gebracht (Klagenfurt 1900). Knollers Kunstweise wird trefflich charakterisirt: Er inscenirte seine Kompositionen mit phantastischen Architekturen, blühenden Landschaften und einem möglichst zahlreichen Gewimmel von Personen, eine Eigenheit, welche schon die Cinquecentisten zu Florenz, Benozzo Gozzoli zu Pisa und neuestens auch Julius Schnorr mit größter Vorliebe übte. Ganz in demselben Stil schreibt Knoller in einem Gratulationsbriefe an den Prälaten von Gries: „Der Himbl gebe, daß dieselben (d. h. der Herr Prälat) dises hl. Föst in vollkommenster gesundheit noch so offt celebrieren mögen, als ich Figuren in der Stifftskirche gemahlet habe." Der Wunsch ist gewiß großartig, denn das Kuppelfresko zählt allein 104 Köpfe, meist Vollfiguren. Nach dem Vorgange der Bolognesen zaubert er ganze Engelskonzerte, Ballette und himmlische Schwimmschulen auf die Wände: Alles bläst, singt, jubilirt,

flattert und treibt kopfüber Wassertreter-Kunststücke in dem glänzenden, lichtdurchstrahlten wonnigen Element der Glorie, und zwar mit einer fast greifbaren Plastik, daß man glaubt die Flügel und Füße seiner Amoretten leibhaft packen zu können. Ebenso lebendig sind im wohlberechneten Gegensatze dazu die bösen Henker, Gotteslästerer und Ketzer mit derber Muskulatur gigantisch und furchtbar gezeichnet und in braunen, dunklen Farben in ihrer ganzen Verworfenheit koloristisch gebrandmarkt. Von der Feder seines heiligen Augustinus schießen die Blitze, welche die wirren Knäuel herkulisch gebauter Gestalten niederstürzen und vernichten. Also ganz derselbe Spektakel mit süßen Melodien und grauser Instrumentalbegleitung wie in der italienischen Opernmusik. Während Knoller in seiner Kompositionsweise ganz in die Fußtapfen der Bolognesen trat, folgte er denselben nur theilweise im Kolorit, wo der Vorgang des Correggio — man denke an dessen Kuppelbilder im Dom zu Parma — unverkennbar ist: Beide excellirten in der genialsten, zartesten Behandlung des Lichtes, vom feurigsten Goldton des durchsichtigsten Helldunkel und den tiefsten magisch durchzuckten Schatten der Nacht. Dieses Rezept des Antonio Allegri hat sich Knoller besonders in seinen Oelbildern zu eigen gemacht. — Eine schätzbare Beigabe bildet eine Reihe von Briefen Knollers an seinen wohlgeneigten Mäcen, den kunstsinnigen Prälaten von Gries, welcher von höchster Freude erfüllt ist durch „diesen schazbaresten Penßl“ (Pinselmaler) seine ganze Kirche „ausgesteuert“ zu sehen. Ihm schüttet der Künstler, der inzwischen an der Brera zu Mailand eine Lehrstelle inne hatte, sein ganzes Herz aus, seine Sorgen und Nöthen. Zum Beispiel: daß Knoller während er „ein bildt an Ihre meiestät den Keiser in der arweith“ hatte, zu seinem „schon gehabten unglickhe“ durch „guett stehen“ für einen Freund in die grausamste Lage kam und „eingefordert“ wurde, doch ging der Schreck vorüber, da der „auferbauliche Mann doch imstande wahre selbsten zu bezahlen“. Ein andermal bedrängte ihn ein „Engelender“, welcher die sehr ausgeführten Skizzen zu den Grieser-Bildern durchaus kaufen wollte, aber Knoller gab „keinen Skizzo weg“. Als echter Tiroler freut sich der patriotische Künstler, wenn seine Arbeiten im Lande bleiben und seiner Heimath zur Ehre gereichen. Er klagt über den an italischen Kirchen durch die Franzosen verübten Bilderraub und meldet mit humoristischer Verblümung unterm 25. 9bris (November) 1797: „Aus unserez hiesigen Kirchen, Klester (Klöstern) seindt oille gemehlde nach Frankreich — verreißet.“ Während der Maler schwer krank lag, daß er vermeinte „bald in die Ewigkeit reisen“ zu müssen, wozu er noch gar keine Lust habe „stirten die Hr. Franzosen mein ganzes Hauß aus, fanden aber nichts als Scizi“; doch fügt er mit verschmitztem Lächeln bei: „Einem General mußte Ich sieben Stuchn geben, welche mir auch rechtschaffen bezahlt seindt worden und gestern am 16. Xbris (Dezember) 1797 ausgespannter in einer Kisten seindt sie nach Paris abgeschickht worden.“ Eines seiner für Gries gemalten Oelbilder hat „vor den Franzosen außerordentlichen Beifall erhalten“ und Knoller „wahre in forcht, es mechte in mantona entdeckht werden und kente eine andere Reise machen“; Mantona ist, setzt er neckisch bei „in gegenwerthigen Zeiten (überhaupt) etwas gefahrlich“ (gefährdet). Im Jahre 1802 klagt er wieder über eine schwere Krankheit; 1803 kommt neuer Jammer, daß sein „Weib schon lange miserabl“ ist, dabei heißt es gutmüthig, obwohl höchst komisch „Sie ist eine Stunde im Zimmer und zwey Stunde im bete, und doch entschließt sie sich nicht zum sterben. Die Famiglia meiner Kinder wachset jährlich an. Der Doctor ist teglich im Hause“; in demselben geht es bei seinen vielen Kindern zu wie in der „arche noe“. So sieht es jetzt bei dem ehedem so „lustig gewesten Knoller“ aus. Er starb am 24. Juli 1804. Schade daß Knollers Biographie nicht zustande kam, zu welcher sein wahrhafter Freund, der Hr. Prälat in Gries, Material sammelte. Erhalten blieb nur eine, jedenfalls auf Angaben Knollers gemachte „Spezification“ von „einigen Gemälden“, welche Hr. Martin Knoller in Deutschland ausführte. Sie enthält viele werthvolle Fingerzeige für weitere Forschung. Der unterdessen von der Universität zu Innsbruck auf Grund dieser Arbeit promovirte Hr. Siegfried Christian hat, wie wir schon im vorigen Jahre bei Besprechung des ersten Theites seiner Abhandlung rühmten, das hohe Verdienst, aus bisher unbenutzten Quellen einen werthvollen Beitrag zur Geschichte dieses weit über seine Zeitgenossen hervorragenden Malers und zur Kunsthistorie des noch so arg vernachlässigten „vorigen Saeculums“ geliefert zu haben.

Die deutsche Kolonialgesetzgebung. IV. Theil, 1898—1899. Auf Grund amtlicher Quellen und zum dienstlichen Gebrauch herausgegeben von Legationsrath Dr. Alfred Zimmermann. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Abermals ein stattlicher Band der 1893 von † Assessor Riebow begründeten, von Dr. A. Zimmermann fortgesetzten Sammlung der auf die deutschen Schutzgebiete bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Erlasse und internationalen Vereinbarungen. Diese Sammlung des weit zerstreuten Materials ist für den Praktiker fast unentbehrlich, umsomehr, da dasselbe seit Band II nach übersichtlichen Gesichtspunkten geordnet ist. Der neu erschienene vierte Theil enthält überdies, neben dem ausführlichen Sachregister, als Neuheit ein chronologisches Verzeichniß aller in den vier Bänden enthaltenen Gesetze, Verordnungen u. s. w. — Was den Inhalt des eben erschienenen Bandes anlangt, so interessiren vor allem die Samoa betreffenden Abkommen, dann aber die zahlreichen das Schutzgebiet Kiau-tschou betreffenden Bestimmungen, deren Aufnahme in die Sammlung um so angenehmer empfunden wird, als sie bisher nur im Marine-Verordnungsblatt, nicht aber im Kolonialblatt veröffentlicht worden sind; es sind allein für diese Kolonie 41 Nummern. Ferner waren natürlich infolge der Uebernahme der Landeshoheit in Neu-Guinea durch das Reich für dieses Schutzgebiet eine Reihe von Bestimmungen zu treffen; auch die Verhältnisse in den neuesten kolonialen Erwerbungen, den Karolinen, Marianen- und Palau-Inseln, welche einstweilen als ein Bestandtheil des Schutzgebietes von Neu-Guinea erklärt wurden, sind in mehreren Verordnungen geregelt worden. Im übrigen trägt wie bisher Deutsch-Ostafrika den Löwenantheil der Gesetzgebung davon (59 Nummern). Man wäre angesichts dieser Fülle versucht, über die „Verordnungswuth“ wieder einmal zu klagen, wüßte man nicht, daß auch in anderen, älteren Kolonialstaaten die Gesetzgebung ebenso reichlich fließt wie bei uns. Dr. R. Hermann.

H. S. **Englische Forschungen im Gebiet des Kiou-Sees.** Der englische Reisende Grogan hat, wie schon früher kurz mitgetheilt, in den Jahren 1898/99 Afrika vom Kap nach Kairo durchwandert. Der größte Theil des Reiseweges (Südafrika-Sambesi-Nyassa-Tanganika-Nil) ist nicht neu und bot zu Entdeckungen keine Gelegenheit. Wichtig aber ist der Routenabschnitt, der das Land zwischen dem Tanganika und dem Albert Edward-Nyansa betrifft, d. h. die Gegend am Kiou-See und die Vulkanregion, die ja auch in den Erörterungen über die deutsch-congostaatliche Grenze eine besondere Rolle gespielt haben. Eine Karte in 1 : 1,000,000 im Augustheft des „Journal“ der Londoner geographischen Gesellschaft veranschaulicht diese interessante Gegend, und der ebendort veröffentlichte Vortrag Grogans gibt Erläuterungen dazu. Grogan und sein Begleiter Scharp durchwanderten das Gebiet um die Jahreswende 1898/99. Sie wandten sich zunächst das Thal des vielgewundenen und von Fällen durchsetzten Russisi aufwärts bis zu der Stelle, wo der Fluß einer Bucht im Südwesten des Kivu entströmt. Diese Bucht, in deren Nähe die Reisenden den deutschen Forscher Dr. Kandt antrafen, wird von ihnen Gertruden-Bucht genannt. Von da umzogen Grogan und Scharp das Südost- und Ost-Ufer des Kiou, worauf sie das Vulkangebiet in verschiedenen Richtungen durchstreiften. Die Weiterreise verlief am Ostufer des Albert Edward-Nyansa entlang, wobei noch festgestellt wurde, daß die südöstliche Ausbuchtung des Sees, wie sie auf unsern Karten erscheint, nicht vorhanden, und daß der See im Zurückweichen begriffen ist. Die Darstellung des Kivu-Sees auf Grogans Karte weicht nur von einer kleinen Skizze Kandts, die im 4. Heft der vorjährigen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht worden ist (Beil. vom 29. Dez. v. J.), wesentlich ab. Nach Kandt hat der See eine nordost-südwestliche Richtung, so daß ein Norduser überhaupt fehlt; bei Grogan behält der See die länglich-runde Gestalt und nordsüdliche Längsachse wie bei Götzen, bis auf die erwähnte, sich weit nach Süd-

westen vorstreckende Gertruden-Bucht. Die größte Insel, Kwiywi, ist nach Kandt sehr schmal und durchzieht fast den ganzen See von Nordost nach Südwest, während sie bei Grogan viel kürzer, breiter und von Nord nach Süd gerichtet erscheint. Endlich fehlt bei Grogan die große Bucht, die nach Kandt im Süden östlich von der Gertruden-Bucht einschneidet, und von der Kandt auch in seinem letzten Schreiben („Kolonial-Zeitung“ 1900, S. 337) behauptet, sie sei ebenso groß wie die westlichere Bai. In diesen Punkten sind somit die Darstellungen beider Reisender vorläufig nicht zu vereinigen. Dagegen bestätigt Grogan die unglaubliche Zerrissenheit des südöstlichen Kivu-Ufers: „Tausende sich windender Seearme schneiden nach jeder Richtung ins Land; sie sind mit Inseln übersäet und theilen sich in zahllose kleine Buchten und Creeks.“ Uns scheint die Kandt'sche Skizze des Sees in den Hauptumrissen richtiger zu sein als die Karte Grogans, die letztere aber gewinnt Werth durch ihre Einzelheiten. Grogan sagt übrigens selbst, daß er und Sharp unwissenschaftliche Beobachter waren. Die Meereshöhe des Kivu hat Grogan zu 1480 m (Götzen, damit gut übereinstimmend, mit 1490 m) ermittelt. Besonders werthvoll ist die Zeichnung der Vulkanregion. Grogan unterscheidet zwei Gruppen, von denen die westliche die beiden allein noch thätigen Vulkane — Mount Götzen (Götzens Kirunga) und Mount Sharp — enthält, während die Vulkane der östlichen Gruppe, die Grogan ebenfalls neu benannt hat, sämmtlich erloschen sind. Den Mount Sharp umgibt im Süden, Westen und Norden ein gewaltiges Lavafeld. Die Höhe des erloschenen Vulkans Mount Eyres schätzt Grogan auf 4000 m; die größte von ihm erreichte Höhe betrug 3500 m. Auf dem Mount Eyre und dem Mount Kandt sah man morgens öfter Schnee. In der östlichen Vulkangruppe entspringen die Quellflüsse des Rutschuru, der in das Südende des Albert Edward-Nyansa fließt. Den Namen Mfumbiro, der seit Speke für diese Berge auf unsern Karten figurirt, kennt Grogan nicht; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die von Speke und später auch von Stanley von Karagwe aus im fernen Westen gesehenen und gezeichneten Bergspitzen mit den aufgefundenen Vulkanen identisch sind; das beweisen schon die Abbildungen Grogans. Eine merkwürdige Menschenrasse will Grogan in der Vulkanregion (die Stelle gibt er nicht genau an) angetroffen haben. Ein Individuum beschreibt er wie folgt: „Es war ein großer Mann mit den langen Armen, dem hängenden Bauch und den kurzen Beinen des Affen, ausgesprochen mikrokephal und prognath. Gesicht, Körper und Glieder waren mit drahtartigen Haaren bedeckt.“ Der ganze Eindruck war mehr der eines Thieres als eines Menschen. Grogan betont noch, daß die Leute keine Aehnlichkeit mit den innerafrikanischen Zwergen hatten. Die Sache ist sehr auffällig. — Erwähnt sei noch, daß etwa ein Jahr später dieselbe Gegend von der englischen Seenexpedition unter Moore durchzogen wurde, von deren Beobachtungen aber noch nicht viel bekannt geworden ist. Moore bestätigt, daß der Name Mfumbira unbekannt sei, und daß nur noch zwei Vulkane dort in Thätigkeit waren.

T. **Europäische Aerztinnen in China.** Man hat in letzter Zeit viel von den europäischen Aerzten in China gesprochen und dabei die weiblichen Vertreter dieses Berufes vergessen. Es leben gegenwärtig nicht weniger als 100 weibliche Aerzte in China, meist englische oder amerikanische, die nach Vollendung ihrer Ausbildung aus der Heimath nach China ausgewandert sind und dort ihre Praxis ausüben. In Peking hielten sich bis vor kurzem noch drei weibliche Aerzte auf, jetzt sind jedenfalls noch zwei dort: Miß Marston aus London und Miß Glaß aus Chicago. In Tientsin halten sich sogar fünf auf, zwei aus Chicago, zwei aus Canada und eine aus London. In dem großen Seehafen Futschau in der Provinz Fukien leben vier, in Amoy drei, mehrere in Hankau u. s. w. In Schanghai besteht das ärztliche Personal des Williamson-Krankenhauses ausschließlich aus Frauen, und zwar aus fünf europäischen Aerztinnen und sechs chinesischen Wärterinnen. Dieses Krankenhaus wurde 1885 eröffnet und ist Eigenthum der weiblichen Missionsgesellschaft (Société des Missionnaires de la femme) und hat im letzten Jahre 333 Kranke aufgenommen, dazu ca. 3000 Patienten außer dem Hause verpflegt. Dr. Elisabeth Reifsnyder genießt unter den in China lebenden Chirurgen den bedeutendsten Ruf. Zwei Aerztinnen, eine aus England und eine aus Amerika, sind in ihrer chinesischen Mission gestorben. Eine einzige Chinesin hat den ärztlichen Beruf auf westliche Art erlernt, Frln. Hu-King-Eng, sie beglückt jetzt ihre Landsleute mit den hoffentlich recht gründlich erworbenen Kenntnissen.

Erdbeben im Monat August 1900. a) **Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach.** Am 5. August gegen 5h 30m verzeichnete der Kleinwellenmesser und das Horizontalpendel eine wellenförmige Bodenbewegung, die über eine Stunde angehalten hat. Die italienischen Warten Catania, Rom und Padua machten die gleichen Beobachtungen (sehr fernes Beben). Am 29. August gegen 3h 43m verzeichneten die empfindlicheren Instrumente der Warte ein fernes Beben, die gleiche Beobachtung melden die Warten von Rocca di Papa, Rom und Catania. Am 13. und 14. August verzeichneten die Instrumente östlichen Sturmwind. b) **Auswärtige Berichte.** Nach den Berichten der Bebenwarten-Zentrale in Rom, nach jenen der inländischen Tagespresse und Privatmittheilungen an die Warte sind obige instrumentelle Bebenbeobachtungen der Laibacher Warte noch durch folgendes zu ergänzen: Am 7. August wurden in Brambach (Voigtland) 13h 10m und in Arnsgrün bei Adorf um 13h 15m Erschütterungen wahrgenommen. Am 8. August wurden Erschütterungen in Brambach gegen 5h und in Arnsgrün zwischen 3h bis 3h 40m und 8h 30m verspürt. Am 16. August gegen 5h 30m in Ascoli, Piceno und Teramo wellenförmiges Beben, welches auch von den Instrumenten von Rocca di Papa verzeichnet wurde. Am 11. August in Giano (Umbrien) um 16h 40m und 20h starkes Beben. Am 13. August gegen 6h in Arcevia (Ancona) eine Erschütterung; gegen 22h 30m in Rocca di Papa eine seismische Störung an den Instrumenten. Am 19. August gegen 10h in Reggio (Calabrien) ein leichtes Erdbeben, welches auch von den Instrumenten in Messina verzeichnet wurde. Am 22. August gegen 20h 30m verzeichneten einige Warten Mittelitaliens schwache seismische Bewegungen. Am 24. August gegen 12h 30m in Mineo (Catania) zwei schwache Erschütterungen III. und IV. Grades. Diese Erschütterungen wurden von den meisten Warten Italiens verzeichnet und dürften nach den Mittheilungen des italienischen Bulettino fernen Ursprungs sein. Am 28. August gegen 12h verzeichneten Catania und Pavia seismische Bewegungen. Am 31. August gegen 20h 30m in Sillicano (Massa) eine Erschütterung III. Grades, welche auch in Gincherino (Pistoia) und Florenz registrirt wurde. B—r.

* **Tübingen.** Die durch den Rücktritt des Staatsraths Dr. v. **Kandry** erledigte Professur an der juristischen Fakultät der Universität ist dem außerordentlichen Professor Dr. **Rietschel** hierselbst verliehen worden.

* **Wien.** Der ordentliche Professor der Mineralogie und Geologie an der deutschen technischen Hochschule in Prag, Dr. Victor **Uhlig**, wurde zum ordentlichen Professor der Paläontologie an der Universität in Wien ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kgl. Hof- und Militärhandbuch für Bayern. Ausgabe 1900. Stuttgart, Verlag der deutschen Hof- u. Militäradreßbücher. — **Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.** Lfg. 355. Bosnien und Herzegowina. 2. Heft. Wien, Hölder 1900. — **A. Gleye:** Die ethnologische Stellung der Lykier. Helsingfors 1900. — **C. Stumpf:** Tafeln zur Geschichte der Philosophie. 2. Auflage. Berlin, Speyer u. Peters 1900. — **O. Klein-Hattingen:** Das Liebesleben Hölderlins, Lenau's, Heine's. Berlin, Dümmler 1891. — **E. Franz:** Religionen, Illusion, Intellektualismus. Cöthen, O. Schulze 1900. — **Dr. C. Gardini:** In der Sternenbanner-Republik. Mit 41 Illustrationen und 1 Karte. Nach der 2. Aufl. des italienischen Originals von M. Rumbauer. Oldenburg und Leipzig 1900. — **H. Winckler:** Geschichte Israels in Einzeldarstellungen. Theil II. Die Legende. (Völker und Staaten des alten Orients. 3.) Leipzig, Pfeiffer 1900. — **Veterinär-Kalender für das Jahr 1901.** Berlin, Hirschwald 1901. — **Dr. A. Kalthoff:** Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit. Berlin, Schwetschke u. Sohn 1901.

Jahrgang 1900. München, Montag, 10. September. Nummer 206.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bemerkenswerthe Stadtbahnen der neuesten Zeit.[1])

Von W. Berdrow.

II.

Die Pariser Stadtbahn.

Die erste Linie des großen, durch das Gesetz vom 30. März 1898 in seinen Hauptzügen festgelegten Stadtbahnnetzes, „le Metropolitain“, wie der Pariser sie schon vor ihrer Entstehung getauft hatte, ist endlich am 19. Juli, mit Ach und Krach kann man sagen, bis zur Eröffnung gediehen — spät, aber nicht zu spät, um ihre Dienste den Ausstellungsbesuchern noch zu leihen. Sie bildet, wie gesagt, nur das Anfangsglied eines großen, in seiner Einheitlichkeit einzig dastehenden Netzes, aber auch für sich allein betrachtet ist sie eines der großartigsten, bis jetzt zur Ausführung gekommenen Werke dieser Art. Haben die Londoner Untergrundbahnen mehr mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, mußten sie sich die Erfahrungen, um denselben begegnen zu können, erst sammeln, so ist der Pariser Stadtbahn eine strenge Einheitlichkeit, ein durchdachtes, auf ausgedehnte Erfahrungen anderer Gelegenheiten begründetes System, eine geschickte Ausnutzung günstiger natürlicher Verhältnisse eigen. Paris, seit langem bekannt und bei außergewöhnlicher Gelegenheit, wie bei den letzten Weltausstellungen, selbst berüchtigt durch seinen Mangel an guten Verkehrsmitteln, genießt nun den Vortheil aller in irgend einer Hinsicht jungen Städte, sich mühelos in den Besitz des Besten zu setzen, das ältere, resp. in dieser einen Hinsicht vorgeschrittenere Gemeinwesen sich unter Opfern und Experimenten stückweise haben erringen müssen. Das Gesammtnetz der Pariser Stadtbahn, die überwiegend unterirdisch ausgeführt wird, besteht aus sechs Linien, die sich aufs mannichfachste untereinander kreuzen, berühren, ja streckenweise verschmelzen und von deren späteren wohl noch nicht gesagt ist, daß sie nicht, dem Bedürfniß der Zeit folgend, noch Abweichungen von dem heutigen Plan erleiden werden. Ziemlich fest stehen wohl außer der bereits vollendeten west-östlichen Diagonale zwischen dem Vincenner und Boulogner Wäldchen, auch was die Einzelheiten betrifft, die drei folgenden Hauptlinien. Eine Ringbahn (Linie II) folgt mit rund 20 Kilometer Länge ungefähr dem Zuge der alten Boulevards, nähert sich soviel wie möglich den Hauptbahnhöfen und kreuzt die Metropolitain in der Nähe ihrer beiden Endpunkte. Eine dritte, wesentlich west-östliche, aber mehr die nördlichen Stadttheile berührende Diagonale III geht vom Maillot-Thor nach Menilmontant und berührt im Westen die Metropolitain, im Osten an ihrem letztgenannten Endpunkte die Ringbahn. Ein weiterer Durchmesser (Linie IV) wird von Norden nach Süden durch eine Linie vom Montmortre bis zum Thor von Orleons gebildet. Zwei weitere, der Verbindung und Vervollständigung des Netzes dienende Linien lasse ich ganz außer Betracht. Wie wenig man geneigt ist, sich an diese Eintheilung sklavisch zu binden, zeigt sich darin, daß die vollendete west-östliche Linie, als deren Endpunkte die Porte de Vincennes im Osten und Porte Dauphine im Westen bestimmt waren, als westliche Endstrecke einstweilen ein etwa 1 Kilometer langes Stück der Linie III (des zweiten west-östlichen Durchmessers) benützt. Letztere hat, wie erwähnt, ihre Endpunkte bei Porte Maillot, am Nordende des Bois de Boulogne und beim Stadttheil Menilmontant. Nach etwa 1 Kilometer trifft sie die Hauptlinie an der Place de l'Etoile, wo einer der Hauptkreuzungspunkte ist, aber nun ist diese Strecke gleichzeitig mit der Metropolitain ausgeführt und letztere endigt an der Porte Maillot, während die Strecke von der Porte Dauphine bis zum Etoile-Platz nun wohl der Linie III zugetheilt werden wird.

Man darf es überhaupt mit der Fertigstellung der Hauptlinie auch nicht allzu wörtlich nehmen. Sie besteht aus einem 10 Kilometer langen, nur an einer Stelle zutage tretenden Tunnel, an welchem 16 Zwischenstationen liegen sollen, Ende Juli waren nur vier Bahnhöfe zwischen den Endpunkten fertig und im Betrieb, so daß der Verkehr außer zwischen dem Marsfeld, resp. den Champs Elysées und dem Annex von Vincennes auch nach von und zum Zentrum von Paris, sowie zwei Plätzen im Osten ermöglicht war. Dafür erfreute man sich dann freilich einer erklecklich rascheren Fahrzeit (25 Minuten), als sie später, wenn auf 12 weiteren Stationen gehalten werden muß, zu erzielen sein wird.

Trotzdem ist zweifellos die Bauzeit der Pariser Stadtbahn die kürzeste, die bisher bei einem Unternehmen dieses Umfangs innegehalten werden konnte. Das schon in den 50er Jahren, gleichviel in welch verschwommener Form schwebende Projekt wurde nach unendlichem Hin und Wider zwischen Stadt, Staat und Privatgesellschaften erst 1896 zum festen Plan. Vollends erst im Frühjahr 1898 konnte nach Vollziehung der gesetzlichen Ermächtigung die Stadt mit den Bauarbeiten beginnen, also in rund zweijähriger Bauzeit ist hier eines der monumentalsten städtischen Verkehrswerke mit beispielloser Energie wenigstens im Groben bis zur Benutzbarkeit vollendet. Was im einzelnen in diesen 24 bis 26 Monaten geleistet werden mußte, welche Schwierigkeiten trotz aller günstigen Vorbedingungen zu überwinden waren, das entzieht sich der Kenntniß derer, die so ungeduldig auf die Eröffnung warteten, vollständig, und kann auch in dieser Besprechung nur in großen Zügen berührt werden.

---

1) Vergl. Beilage Nr. 167.

Die Linie der Stadtbahn folgt im allgemeinen dem Zug der Seine. Von der Porte de Vincennes, leider ein ganzes Stück vom Bois entfernt, geht die Bahn in westlicher Richtung über die Place de la Nation zum Lyoner Bahnhof, wendet sich hier in kurzem Haken nördlich und überschreitet beim Bastilleplatz den Kanal von St. Martin, einen schmalen, 12 Kilometer langen Wasserarm, der die östliche Stadt kreuzt und den ungeheuren Bogen der Seine zwischen diesem Stadttheil und St. Denis auf weniger als die Hälfte abkürzt. Dies ist gleichzeitig die einzige Stelle, wo der Stadtbahntunnel zutage, wenn auch nicht bis aufs Straßenniveau tritt. Wenn man auf die jetzt bereits allgemein angewandte Art der unterirdischen Flußkreuzung zurückgekommen wäre, hätten sich die Bauschwierigkeiten in einer Hinsicht verringert, in anderer Beziehung aber vergrößert, da die Metropolitain an dieser Stelle durch eine spätere Linie noch gekreuzt werden soll und diese Kreuzung wiederum tiefer liegen muß. Die Linie ist nun am den Bastilleplatz in einem offenen Einschnitt von rund vier Meter Tiefe herumgeführt und überschreitet den Kanal dort, wo er unter demselben Platz in einer tief liegenden Wölbung verschwindet, auf einer eisernen Brücke. Hier liegt auch als einzige unter freiem Himmel, die Station Bastilleplatz, eine der wenigen, die von Anfang an der Benützung übergeben sind. Die Linie zieht sich nun in nordwestlicher Richtung, in der Nähe der Seine und in wechselnden Tiefenlagen bis zu den Champs Elysées, welche Station bis jetzt den bequemsten Zugang zur Ausstellung bietet. Wenn erst die vom Etoileplatz zum Trocadero führende Seitenlinie, die gleichzeitig als Anfangsstück der Ringbahnlinie zu betrachten ist, vollendet sein wird — ihre Ausführung ist, so viel mir bekannt, mit derjenigen der Metropolitain gleichzeitig betrieben —, so wird die Stadtbahn am Trocadero einen zweiten bequemen Zugang zum Ausstellungsplatz besitzen. Da auch die als west-nordöstliche Diagonale zu bezeichnende Linie III, bezw. ihre im Bau befindliche Anfangsstrecke Porte Dauphine—Place de l'Etoile an letzterem Platz die Metropolitain kreuzt, so wird der hier entstehende Bahnhof, auf den ich später ausführlich zurückkomme, der größte und vom technischen Standpunkt interessanteste der ganzen Linie werden. Vorher ist jedoch ein Wort über die Endbahnhöfe zu sagen nothwendig. Da sie gleich der ganzen Strecke unter der Erde liegen, so ist man bei ihrer Anlage auf Platzersparniß angewiesen. Ein Kopfbahnhof würde bei rascher Zugfolge unter allen Umständen Reservegleise, mehrere Bahnsteige, überhaupt ziemlich viel Platz beanspruchen, außerdem aber ein zeitraubendes Umsetzen der Motorwagen nöthig machen, da die Züge nicht aus selbstfahrenden Einzelwagen, sondern aus drei von einer elektrischen Lokomotive gezogenen Personenwagen bestehen. So hat man hier, zum erstenmal in konsequenter Durchführung auf das ganze Netz und wahrscheinlich unter der Erde überhaupt zum erstenmal, die Schleife als Endbahnhof in Anwendung gebracht. Die Einrichtung und den Zweck dieses wichtigen Hülfsmittels im Stadtbahnverkehr habe ich in dem vorigen Aufsatz über diesen Gegenstand (Beil. Nr. 167) im allgemeinen auseinandergesetzt. Die Bahnhofsanlage an der Porte Maillot, unter der Avenue de la Grande-Armée, die als Beispiel der hier gewählten Ausführung dienen mag, ist höchst einfach. Der ovale Tunnel, der die beiden Gleise aufnimmt, theilt sich in der Nähe des Endpunktes in zwei eingleisige Röhren, die etwas divergiren und zuletzt mit einem Radius von 30 Meter ineinander übergehen. So entsteht eine ungefähr birnförmige Anlage, die auch an der breitesten Stelle unter dem Straßenpflaster der genannten Avenue Platz findet, ohne sich den Häuserfundamenten zu sehr zu nähern. Die einfahrenden Züge halten auf der Ankunftsseite der Schleife zum Aussteigen, gelangen dann durch die Kurve auf die Abfahrtsseite, wo sich ein zweiter Bahnsteig für die Einsteigenden befindet, und fahren ohne Veränderung ihrer Richtung auf dem nunmehr rechts gelegenen Gleis zurück. Der große Bahnhof unter dem Etoileplatz ist eine Kombination eines solchen Schleifenbahnhofes mit zwei gewöhnlichen Zwischenbahnhöfen, wobei auf ein bequemes, allseitiges Umsteigen zwischen den drei sich kreuzenden Linien Bedacht genommen ist. Den Mittelpunkt der Bahnhofsanlage bildet die große, mit 50 Meter Radius geschlagene Endschleife der Linie Trocadero-Etoileplatz, die allerdings einen Theil der künftigen Ringbahn bildet, von der aber zunächst nur dieses Stück als Stichbahn im Anschluß an die Metropolitain betrieben werden soll. Ihre Endschleife unter dem Etoileplatz ist beinahe kreisförmig, nur am Scheitelpunkt etwas abgeplattet, um hier den 75 Meter langen Bahnhof, wieder nur einen ovalen Tunnel mit einseitigem Bahnsteig, anzulegen. Unmittelbar daneben liegt der gleichartige, aber beiderseits Perrons besitzende Bahnhof der Hauptlinie, die sich in einem nördlich ausweichenden Halbkreis um die Schleife herumzieht, sie aber am Scheitel tangirt, so daß beide Hallen zu einem Doppelbahnhof verschmolzen werden konnten, dessen Deckengewölbe zwischen den Gleisen beider Linien auf wuchtige Säulen gestützt sind. Liegen die Gleise dieses Doppelbahnhofs schon 7—8 Meter unter dem Straßenniveau so bohrt sich die Linie Place Dauphine—Menilmontant, von welcher vorläufig, wie erwähnt, auch nur das kleine Stück bis zum Etoileplatz fertiggestellt wird, abermals 4—5 Meter tiefer unter den beiden anderen hindurch. Ihr Bahnhof liegt fast rechtwinkelig unter dem Doppelbahnhof, mit dessen Bahnsteigen er, ebenso natürlich mit der Oberwelt, durch eine Treppenanlage verbunden ist. Um die noch der Vollendung ziemlich häufigen Kreuzungen der einzelnen Linien, die in den meisten Fällen wohl auch Verbindungspunkte bedeuten, nach einem einheitlichen Schema zu regeln, ist festgesetzt, daß die oben mitgetheilte Reihenfolge der Linien gleichsam auch ihre Rangordnung bei den Kreuzungen bestimmt. Es liegt also die Metropolitain in sämmtlichen Kreuzungen oben. Die Ringbahn bleibt ihrerseits bei Kreuzungen mit der west-nord-östlichen Diagonale oder der Linie Montmartre—Place Orleans die obere, dann hat wieder von den beiden letztgenannten die erstere den Vorrang u. s. w.

Nach diesen allgemeinen Aufklärungen bedarf zunächst die bauliche Einrichtung und Ausführung der bis jetzt vollendeten Hauptstrecke mit ihren beiden Abzweigungen, die einstweilen als zu ihr gehörig betrachtet werden, des näheren Eingehens. Wenn eine der größten Schwierigkeiten, auf welche die Londoner Untergrundbahnen immer gestoßen sind, und mit denen auch die Berliner Unternehmungen dieser Art hart zu kämpfen haben werden, der Grundwasserstand, in Paris günstig ist, so hat es dafür an anderen schweren Hindernissen nicht gefehlt. Am meisten Schwierigkeit machte die Umgehung, resp. Beseitigung der großen Kanalisationsanlagen, die dem Zuge der Untergrundbahn überall im Wege standen, und die Entfernung der gewaltigen Erdmassen, die bei der Ausschachtung des Tunnelprofils zu beseitigen waren. Da der Querschnitt des zweigleisigen Tunnels einschließlich des umgebenden Mauerwerks rund 35, in den Stationen jedoch rund 80 Quadratmeter beträgt, so waren auf dem 14 Kilometer langen, nahezu

vollendeten Theil für 1.5 Kilometer Gesammtlänge der 20 Stationen 120,000 Kubikmeter und für 12.5 Kilometer Tunnellänge 440,000 Kubikmeter Boden auszuheben und fortzuschaffen, das ist eine Last von mehr als 1 Million Tonnen, die fast ausnahmslos unterirdisch abzufahren war, da der Straßenverkehr in den berührten Quartieren eine weitergehende Belastung nicht vertrug. War er doch bereits durch die unvermeidlichen Straßenzerstörungen, die Verlegung Hunderter von Sielen, Wasser-, Gas- und elektrischer Leitungen mehr als erträglich eingeschränkt. Es wurden während des Baues von vier Stellen der Hauptlinie kurze Nebenstollen zur nahegelegenen Seine gebohrt, in denen die Erdbewegung ununterbrochen vor sich ging und an deren Mündungen Schiffe zur Abfuhr des Erdreichs bereit lagen. Diese Abfuhrstollen wurden auf 400,000 Fr. veranschlagt; ob diese Summe eingehalten ist, ist ebenso wie bei den Gesammtherstellungskosten fraglich, da die Arbeitslöhne und die Schwierigkeiten während der Ausführung sich andauernd erhöht haben.

Noch unangenehmer war übrigens das andere, oben genannte Hinderniß einer ungestörten Linienführung. Das unterirdische Paris ist, ganz abgesehen von den neueren Gas- und Wasserleitungsröhren, Kabeln, Telephon- und sonstigen elektrischen Drähten, ungewöhnlich reich an alten und zum Theil kolossalen Entwässerungskanälen. Viele Stellen dieses wuchtigen Sielnetzes mußten in mehr oder weniger scharfen Kurven umgangen werden, andere sind mittelst einer kurzen Senkung und nachfolgenden Hebung der Gleise unterfahren. Wo die Kloaken aber dem Tunnel gar zu sehr im Wege standen, hat man sich entschließen müssen, sie streckenweise zu verlegen, was mit Rücksicht auf die anderen, dabei wieder im Wege stehenden Hindernisse nur mit ungeheuren Kosten möglich war. Der Bau der Stadtbahn soll allein durch diese Veränderungen um nahe an 4 Mill. Fr., durch diejenigen des Wasserleitungsnetzes um 800,000 Fr. vertheuert worden sein.

Sieht man von den durch diese und ähnliche Hindernisse verursachten Modifikationen ab, so sind für den Tunnel der Untergrundbahn vor allem zwei ganz verschiedene Ausführungsformen zur Anwendung gebracht, je nachdem er in größerer Tiefe oder unmittelbar unter dem Straßenpflaster verläuft. Im letzteren Falle haben wir die für Berlin meistentheils gewählte und in Budapest auf größeren Strecken ausgeführte Unterpflasterbahn. Besonders eine Reihe von Stationen mit den anschließenden Tunnelstücken ist im Verlauf der Pariser Stadtbahn auf diese Weise angelegt. Die Bauarbeiten waren in dem trockenen Boden nicht besonders schwierig. Für die Unterpflasterstrecken wurde je ein Stück des erforderlichen Einschnittes, rund 5 Meter tief und 6—7 Meter breit, entweder völlig ausgehoben, oder man ließ den Kern des Erdreichs stehen und schachtete nur zwei parallele Baugruben für die starken Seitenmauern aus. Nach der Aufführung der letzteren wurde oben so viel Boden fortgeräumt, daß die in diesen Strecken eiserne Tunneldecke aufgesetzt werden konnte. Dieselbe besteht aus Eisenträgern, zwischen denen zum Tragen des Straßenpflasters entweder Kappengewölbe oder Blechkonstruktionen gespannt werden. Nach dem Aufbringen des Pflasters war dann die Straße wieder benutzbar, und die weiteren Arbeiten spielten sich unter der Erde ab. Sie bestanden in der Entfernung des noch stehen gebliebenen Erdkernes, worauf ein Tunnel von 3.5—4 Meter Höhe und 5.3—6 Meter Breite übrig blieb. Der Boden wurde endlich durch ein umgekehrtes Gewölbe ebenfalls befestigt und mit den erforderlichen Kanälen und Leitungen versehen, worauf das Einbringen der Bettung und das Verlegen der Gleise erfolgen konnte. Auch die gewölbten Tunnelstrecken, die in weniger tragfähigem Boden zur Ausführung kamen, sind, soweit irgend möglich, in ähnlicher Weise vor Tage, d. h. unter freiem Himmel, gemauert, wobei sich zum Theil interessante Arbeitsmethoden herausbildeten. Der gewölbte Tunnel hat auf freier Strecke im Querdurchschnitt die Form eines Ovals von 5—6 Meter großem und 3.5 Meter kleinem Durchmesser im Lichten. Dieser Raum ist mit Mauern von 50—100 Centimeter Stärke eingefaßt. Die Herstellung dieser Strecken geschah vielfach in folgender Weise, wobei allerdings ziemlich tragfähiger Boden für die Widerlagsmauern vorausgesetzt war. Für jede der beiden seitlichen Mauern, die übrigens auf diesen Strecken nicht lothrecht, sondern mit konkav nach innen gerichteter Wölbung aufgeführt wurden, hob man eine schmale, tiefe Baugrube aus. Hierauf wurden die Widerlagsmauern, und zwar jede für sich, aufgeführt, der zwischen ihnen befindliche Erdkern aber wiederum vorläufig stehen gelassen. Er wurde auch nach der Vollendung der Widerlager nur soweit abgetragen, daß eine Bodenwölbung stehen blieb, die für das zwischen die Seitenmauern zu spannende Deckgewölbe als Unterlage oder Fahrgerüst dienen konnte. Ueber dem fertig gemauerten Gewölbe konnte dann endlich der Boden und das Straßenpflaster wieder aufgebracht werden. Es blieb schließlich, während nunmehr der nächste Abschnitt des Tunnels in Angriff genommen wurde, noch übrig, von innen heraus die Erde aus dem inzwischen erhärteten Gewölbe herauszuschaffen, durch das bereits fertige Tunnelstück abzufahren, den ebenfalls gewölbten Boden einspannen und den Oberbau einbringen, wie es für die Unterpflasterstrecken von rechteckigem Querschnitt beschrieben wurde. An Stellen, wo sich der Tunnel endlich auch mit dem Gewölbscheitel mehr als einige Meter unter das Straßenniveau senkt, blieb natürlich nur übrig, ihn auf bergmännische Art im Innern des Erdreiches vorzutreiben. Wo sich die Sohle bis unter den Spiegel der Seine senkt, was häufiger vorkommt, wird dem Eindringen des Grundwassers durch eine besonders sorgfältige Isolation vorgebeugt. Es ist in das Mauerwerk selbst, nicht nur auf seine Oberfläche, sondern ungefähr in die Mitte der Mauerstärke, eine wasserundurchlässige Schicht von Asphalt und Zement verlegt, die an dieser Stelle ziemlich unzerstörbar sein und für einen sicheren permanenten Schutz sorgen dürfte.

Ueber die Abmessungen des Tunnels sind bereits einige Angaben gemacht. Das Tunnelprofil muß für zwei normalspurige Wagen, wenn auch von etwas kleinerem Profil als die auf den Staatsbahnen benutzten, reichlich Platz bieten, bis zur Höhe von 2 Meter über dem Gleisniveau wurde noch ein Schutzlichtraum von beiderseits 70 Centimeter gefordert, damit das Streckenpersonal den Zügen ausweichen kann. In den Bahnhöfen erhöht sich die lichte Weite auf etwa 13 Meter, wovon je 7 Meter auf die beiden erhöhten Außenbahnsteige entfallen. Die Anordnung der letzteren, auf den amerikanischen und den meisten englischen Stadtbahnen längst üblich, trennt den Bahnsteigverkehr in praktischer Weise nach den Fahrtrichtungen und ist auch sonst mit mancherlei Vortheilen für den Betrieb verbunden. Vor allem gehen die Gleise ohne Ein- oder Austrittskurven durch die Haltestellen, womit viel Reibungs- und Kraftersparniß erzielt wird. Die Länge der Bahnhöfe beträgt 75 Meter, was für die kurzen Züge vollkommen ausreichend ist. An Steigungen und Gefällen besitzt die Bahn ziemlich viele, jedoch meist kurze, die durch die lebendige Kraft der Züge

ohna verstärktes Anziehen der Maschinen genammen werden kännen. Die vorkammenden Steigungen gehen bis auf 1:25, was nur bei Kleinbahnen für zulässig gehalten wird, während Haupteisenbahnlinien 1:40 fast nie überschreiten. Aehnlich wie in den Steigungen stellt die Linie auch in den vielen und zum Theil ziemlich scharfen Kurven starke Ansprüche, die aber van den kurzen Zügen anscheinend ahne Schwierigkeiten genommen werden. Ist es doch schon in den ersten Betriebswachen gelegentlich einer durch Kurzschluß und Brand verursachten Stramunterbrechung gelungen, fast sämmtliche auf der Strecke befindliche Züge unter blaßer Ausnützung der lebendigen ihnen noch innewohnende Kraft bis in die nächste Station zu bringen.

Was die Art des Betriebes anlangt, sa kam natürlich nur die elektrische Triebkraft in Frage. Die kleinen elektrischen Lokamativen, welche die aus nur drei Wagen bestehenden Züge befärdern, erhalten den Betriebsstrom von 600 Valt aus der beim elektrischen Antrieb schwererer Züge stets üblichen dritten Schiene. Das Elektrizitätswerk der Stadtbahn liegt in der Nähe des Lyaner Bahnhafs, wenige Kilameter vom ästlichen Endpunkte des Tunnels. Zur Stromversorgung der westlichen ausgedehnteren Netzhälfte ist an der Place de l'Etoile eine Transformatorenunterstatian errichtet, welche die Elektrizität von der Zentrale aus mit 5000 Volt Spannung erhölt und, auf 600 Volt reduzirt, weitergibt. Die 12 Meter langen Wagen, natürlich mit Drehgestellen, aus denen die leichten Züge bestehen, werden ihrer hübschen, bequemen Einrichtung wegen gerühmt, jeder Zug besitzt einen Wagen erster, und einen Wagen zweiter Klasse, während der dritte Wagen beide Klassen enthält. Die Wagen haben nur 28—30 Sitzplätze, doch ist der Raum sa reichlich bemessen, daß außerdem viele Persanen stehend Unterkunft finden. Jeder Zug wird immerhin 100—120, im Nathfall gewiß 150 Persanen fassen. Der anfangs an Zahl der Züge etwas sparsome Betrieb wird sich bei der varaussichtlich starken Benutzung bald zum 5—3-Minutenverkehr auswachsen; ob nicht die Pariser Bevölkerung, durch den Omnibusverkehr künstlich an ein schwerfälliges, umständliches Gebahren gewöhnt, Mühe haben wird, sich an das rasche und selbständige Aufsuchen der Plätze, Ein- und Aussteigen zu gewähnen, wie es die unumgängliche Kürze des Aufenthaltes auf den Statianen mit sich bringt, erscheint sehr fraglich. An den ersten Tagen wurde es den Leuten recht schwer, sich in diese militärische Schnelligkeit hineinzufinden. Die Fahrpreise beruhen auf dem Einheitstarif von 25 Cts. für die erste 15 Cts. für die zweite Klasse. Sehr bemerkt wurde in den zufälligerweise außerordentlich heißen Eröffnungstagen die niedrige Temperatur des Tunnels, die ängstlichen Leuten bei dem plötzlichen Abstand gegen die oben herrschende Lufttemperatur geradezu gefährlich vorkam. Im Winter dürfte die Sachlage gerode umgekehrt sein, was die Beheizung der Stadtbahnzüge, die jedenfalls durch Elektrizität erfolgen wird, sehr erleichtern muß. Da übrigens eine viertel- bis halbstündige Fahrt im Stadtbahntunnel unter keinen Umständen zu den Annehmlichkeiten gehört, so wird auch dieser oder jener andere Mißstand wahl mit in den Kauf genommen werden, ohne der Frequenz des Unternehmens zu schaden.

Es erübrigt auf die weitere Ausgestaltung des Pariser Stadtbahnnetzes noch kurz zurückzukammen. Ueber die Hauptrichtung der vier wichtigsten Linien ist bereits oben gesprochen. Ihnen gesellen sich zuletzt noch zwei untergeardnete Routen zur Verbindung wichtiger Knotenpunkte und zur Ausfüllung des Netzes hinzu, mit dem alsdann das ganze Paris innerhalb der Wälle und der Gürtelbahn überdeckt ist. Es wird nach der Fertigstellung dieses Netzes keinen Punkt geben, der weiter als 1½ Kilometer van der nächsten Statian der Stadtbahn ader der Gürtelbahn entfernt wäre, ja für die Geschäftsgegenden des Zentrums, Nordens, Ostens und Südastens ermäßigt sich diesa Entfernung auf ungefähr 1 Kilometer, in vielen Quartieren auf noch weniger. Die lange geduldete Verkehrsnoth in Paris wird dann alsa gründlich beseitigt sein, vorausgesetzt, daß die Stadtbahn den ihr zufließenden Verkehr wirklich zu bewältigen vermag. Auch daran ist kaum zu zweifeln. Den bisherigen Stationsabstand van 500—600 Meter auch für die weiteren Linien angenommen, würde die gesammte Stadtbahn bei ihrer Vallendung — der bestehenden Absicht nach in acht Jahren — über rund 80 Statianen verfügen, zwischen denen sich, Dreiminutenverkehr und durchgängigen Stations-(Block-)Abstand angenommen, ebensaviel Züge auf jedem Gleis gleichzeitig bewegen kännen. Nur halb besetzt und eine durchschnittliche Dauer der Fahrt von 20 Minuten (6—7 Stationen) varausgesetzt, kännen dieselbe täglich über 2 Millianen Menschen befärdern, das ist eine Frequenz, die trotz der Einwahnerzahl von Paris, und abwahl die Stadtbahn dort in häherem Grade als etwa in Berlin das Universalverkehrsmittel werden dürfte, schwerlich erreicht werden wird.

Was die Ausführungsart der späteren Linien anlangt, sa werden sie in den mittleren und nördlichen Stadttheilen fast durchweg, wie die bis jetzt vollendete Strecke, im Tunnel liegen. Die van Narden nach Süden verlaufende Diaganale bleibt z. B. van einem Ende bis zum anderen unter der Erde und kreuzt auch die Seine, beiläufig in der Nähe der Hallen und des Lauvre, unterirdisch. Hier wird alsa auch Paris seinen ersten Tunnel unter dem Wasser erhalten, wenn es bei dem ersten Plan bleibt. Auf den übrigen Linien kammen jedach auch aberirdische Strecken ziemlich häufig vor, sa zwar, daß von dem gesammten, rund 65 Kilameter messenden Stadtbahnnetz etwa 45 Kilometer unterirdisch verlaufen, 9 Kilameter im affenen Einschnitt und 10.5 Kilometer auf Viadukten. Die Ringbahn besitzt van diesen abweichenden Arten der Linienführung die gräßten Strecken. Vam Trocadero bis zu ihrem närdlichsten Punkt, wa die von Norden kommende Diagonale gekreuzt wird, bleibt auch die Ringbahn unsichtbar, nur an einigen Stellen wechseln kurze Einschnitte mit dem Tunnel ab. Dann aber folgt in der nordästlichen Krümmung des Ringes ein etwa 2 Kilometer langer Viadukt- und dann in dem sich wieder hebenden Terrain eine lange Folge schmaler Einschnitte, in deren Verlauf meist nur die Stationen, um den Raum der Straßen nicht zu beeinträchtigen, mit Eisenkanstruktianen überdacht sind. Zwischen Tunnel und Einschnitt wechselnd, erreicht die Linie endlich das Seinethal im Südasten van Paris, das wieder im Viadukt gekreuzt wird. Donn folgen, dem coupirten Terrain im Süden der Stadt entsprechend, in buntem Wechsel Hochbahn-, Einschnitt- und Tunnelstrecken, bis ein 3½ Kilometer langer Viadukt zum zweitenmal das Thal der Seine überschreitet und die Ringbahn in der Trocaderastation ihren Ausgangspunkt wiederfindet. Sie läuft der äußeren Gürtelbahn im großen und ganzen parallel, wenn auch die Entfernung der beiden Linien zwischen 1 und 3 Kilometer wechselt. Von allen übrigen Linien hat nur eine in den östlichen Stadttheilen nord-südlich verlaufende Verbindungslinie, welche ebenfalls auf einer Brücke über die Seine geführt wird, kürzere Einschnitte und eine längere Viaduktstellung, letztere zu beiden Seiten des Stromes.

Was die Kosten der ganzen Stadtbahn betrifft, so sind sie insgesammt auf 144 Millionen Fr. veranschlagt. Die bis jetzt ausgeführte Metropolitain mit ihren beiden kurzen Seitenlinien wurde während des Baues auf 37 Millionen berechnet. Ob das gereicht hat, ist fraglich. Gegen die Londoner Untergrundbahnen wäre das immerhin billig, da dieselben bis zu 6 Millionen Mark, über das Dreifache, pro Kilometer, gekostet haben.

Die Kolumbarien der Villa Codini.

Von Donna Ersilia Caëtani, Gräfin Lovatelli.

„Wenn dein Weg dich vor die Porta Capena führt und du die Grabstätten der Scipionen, der Servilier und Meteller erblickst — hältst du die dort Ruhenden etwa für unglücklich?"

Diese Worte, mit denen Cicero im ersten Buche der „Tusculanae" seinem Genossen Brutus beweisen will, daß der Tod ein Glück sei, weil er uns erlöse und von unzähligen Uebeln befreie, kamen mir ins Gedächtniß, als ich eines Tages an den Gräbern der Scipionen vorüber kam, um die Kolumbarien der Villa Codini in dem Grundstück zwischen der Via Latina und der alten Via Appia zu besuchen.

Es war an einem jener stillen Herbsttage, an denen der Himmel in mattem Blau erscheint und die Luft, die uns weich liebkost, jene müde und doch so süße Wollust des Vergehens athmet. Von schwermüthigen Schauern ergriffen, weilte mein Geist bei den Freuden und Leiden einer längst entschwundenen Welt. Die Stille der Vergessenheit umschwebt jene Steine, auf denen wir meist unbekannte Namen lesen; aber die Gefühle und Neigungen, die die Seelen derer quälten und entzückten, die hier eine letzte Zuflucht gefunden haben, leben gewissermaßen in jenen Grabschriften wieder auf, die trotz dem Verlauf so vieler Jahrhunderte noch heute gegen die unerbittliche Gewalt des Schicksals und das Weh ewiger Trennung zu protestiren scheinen.

Es ist bekannt, welche große und unermüdliche Sorgfalt die Alten auf ihre Gräber verwendeten; es zeugen dafür nicht allein die vielen Grabsteine, sondern auch die in der römischen Welt der Kaiserzeit so verbreiteten Begräbnißkollegien, die den Zweck hatten, jedem zahlenden Mitglied eine ehrenvolle Bestattung zu sichern. Mit diesen Begräbnißvereinen haben sich Mommsen und später de Rossi eingehend beschäftigt, um ihre Regeln und besonderen Gesetze zu erklären.

Was die Gattung von Gesammtgräbern betrifft, die man gewöhnlich Kolumbarien nennt, so wurden sie zwar meistens von einer Gesellschaft erbaut, konnten jedoch auch von einer großen Familie errichtet werden, um ihre Freigelassenen und Dienstleute daselbst zu begraben. Jedenfalls waren solche Vereine, die sich behufs Errichtung einer allgemeinen Begräbnißstätte gebildet hatten und deren Verfassung nicht von der der oben genannten Begräbnißkollegien abwich, in eine gewisse Anzahl von Decurien eingetheilt, deren jede einen Vorsteher hatte. Beweise dafür bieten die Kolumbarien der Villa Codini. Es gab „Kuratoren", welche die Geschäfte des Kollegiums besorgten, vor allem den Bau selbst, wie auch die Erhaltung und Ausschmückung, die Vertheilung der Urnen an die Mitglieder überwachten; ferner einen Quästor, der unter den letzteren gewählt wurde und dem die Verwaltung der Kasse oder Lade zustand. Ohne solche konnte eine Gesellschaft nicht bestehen, die zum Zweck der Erbauung einer Grabstätte gebildet war, deren Erhaltung beständige Ausgaben erforderte.

War das Monument unter Leitung der Kuratoren errichtet und von den Mitgliedern, die zu den Ausgaben beigetragen hatten, begutachtet worden, so wurden die Urnen durch das Loos vertheilt, wie verschiedene Inschriften der Kolumbarien in der Villa Codini beweisen, aus denen außerdem hervorgeht, daß Frauen wie Männer nicht allein an den Ausgaben, sondern auch an den Ehrenämtern theilnahmen. In der That lesen wir von einer „Acca Helpis decurio".

Was das Alter dieser Kolumbarien betrifft, so ist eines derselben, nach den Gedenksteinen zu schließen, die den Dienern oder Freigelassenen der Familie des Augustus angehören, aus dem 10. Jahre der christlichen Zeitrechnung, da die Vertheilung der Urnen, wie eine der Inschriften berichtet, in jenes Jahr fällt. Das Kolumbarium diente als Begräbnißstätte bis zu den Tagen des Claudius, vielleicht noch der Flavier. Ein anderes hingegen, das von der gewöhnlich für diese Art von Monumenten benutzten Form abweicht, war von der Zeit des Augustus bis zu der der Antonine in Gebrauch. Seine Wände und Decken waren schön mit Malereien verziert, die Blätter, Blumen, Vögel und Trauben darstellen. Das dritte Kolumbarium enthält Inschriften aus der Zeit des Tiberius und Claudius.

Daß ihre Erbauung einer besonders zu dem Zweck gegründeten Gesellschaft zuzuschreiben sei, wird nicht allein durch die große Zahl der in ihnen begrabenen Personen und Familien glaublich gemacht, sondern auch durch die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung; denn es finden sich da durcheinander Sklaven, Freigelassene und Freigeborene. In einigen Inschriften wird der Ankauf von Urnen erwähnt, was beweist, daß beständiger Handel mit jenen Stätten ewiger Ruhe getrieben wurde, die aus der Hand eines Eigenthümers in die des anderen übergingen — sicher nicht weniger oft, als die Wohnungen der Lebenden.

Ich kann nicht daran denken, hier die Hunderte von Inschriften wiederzugeben, die man in und bei den erwähnten Gräbern gefunden hat. Ich werde mich darauf beschränken, einige der merkwürdigsten zu erwähnen. Sie beziehen sich der Mehrzahl nach, wenn sie den lebenden Augustus auch nicht besonders nennen, auf Angestellte seines Hauses: Bibliothekare der beiden Bibliotheken des Apollotempels auf dem Palatin und dem Porticus der Octavia, die beide von jenem Kaiser gegründet wurden, Aerzte, Hebammen, Kassirer, Musikanten u. s. w.

Wir finden z. B. eine Julia Jucunda, Amme des Drusus und der Drusilla, der Kinder des Germanicus, sowie eine Schneiderin (vestifica) ihrer Mutter Agrippina. Aus der Grabschrift einer Julia Erotis spricht in aller Einfachheit eine liebenswürdige Herzenswärme; sie bezeugt, keinen Schmerz in die Unterwelt mitzunehmen, da sie die Liebe ihres Gatten und ihres Herrn genossen habe und sich bei dem Gedanken freue, vor ihnen gestorben zu sein.

Ein Claudius Atheris dagegen bittet in einer kurzen Inschrift, seine Manen nicht zu beleidigen. Es heißt: „Ehre meine Manen, und sie werden dich ehren." Die Alten glaubten, die Manen oder Schatten der Dahingeschiedenen suchten, wenn sie nicht durch besondere Ehrenbezeigungen und hauptsächlich durch die „Parentalia", zu ihren Ehren abgehaltene Leichenfeierlichkeiten, zurückgehalten würden, den überlebenden Freunden und Verwandten zu schaden, ja zuweilen auch, sie zu tödten.

Ein Grenzstein, der nur die Worte trägt: sociorum coronario(rum) bezeugt, daß die Kranzhändler als Be-

gräbnißgesellschaft hier ihre gemeinschaftliche Grabstätte hatten. Es waren dies, wie es ihr Name deutlich zeigt, Kranzwinder und Verkäufer, die auch Privathäuser wie öffentliche Gebäude bei Festen mit Blumen und Kränzen verziert haben mögen. In den Inschriftensammlungen fehlt es nicht an Zeugnissen solcher Beschäftigung, die oft erwähnt wird; auch in verschiedenen Kunstwerken sind Kranzhändler und -händlerinnen dargestellt. Ich brauche nur zwei kleine Malereien einer Grabkammer in Rom zu erwähnen, in deren einer ein Kind abgebildet ist, das Kränze verkauft, die an einer Stange hängen; in der anderen handelt ein geflügelter Genius, der neben einem Tische sitzt, mit Zweigen und Blumenkränzen, die von oben herabhängen. Auf vielen pompejanischen Malereien sehen wir Amoretten und Mädchen, die an Psyche erinnern, damit beschäftigt, Kränze und Blumengehänge zu winden; eine der Fresken des eleganten Hauses der Vettier, das vor kurzem in Pompeji freigelegt wurde, zeigt dieselbe anmuthige Darstellung.

Auch will ich noch ein Marmorfragment erwähnen, das im Jahre 1890 in der Nähe von Nimes gefunden wurde und jetzt im Museum dieser Stadt aufbewahrt wird; darauf ist eine Kranzverkäuferin „coronaria“ dargestellt, die hinter einem Verkaufstisch sitzt. Die Darstellung, welche vielleicht das Schild eines Ladens war, ist von dem hübschen Vers begleitet:

„Meine Kränze werden nur an Liebende abgegeben.“

Es befand sich somit allem Anschein nach in der Nähe jenes Ladens ein Tempel, der irgend einer liebebeschützenden und ehevermittelnden Gottheit geweiht war, zu der Jünglinge und Jungfrauen pilgerten, um Gelübde zu thun und Blumenkränze niederzulegen. Deßhalb mag die Frau, die mit solchen handelte, es für angezeigt gehalten haben, bekannt zu geben, daß sie nur an Liebende Kränze verkaufe.

Doch um nicht zu weit abzuschweifen, führe ich an, daß auch das Kollegium der Symphoniaci in einem jener Kolumbarien eine gewisse Anzahl von Urnen besaß. Ihre Grabinschrift ist sehr werthvoll, weil darin einer lex Julia de collegiis Erwähnung gethan wird, die sonst unbekannt geblieben wäre. Ihr zufolge gestattete der Senat durch besonderen Beschluß jenem Kollegium, sich zu versammeln und über die öffentlichen Schauspiele zu berathen, ludorum causa, wozu das Kollegium der Symphonier eigens gegründet worden war. Dies könnte die Ansicht bestätigen, daß jedes Kollegium zu seiner Konstituirung eines eigenen Senatsbeschlusses bedurfte.

Unter den Inschriften aus Tiberius' Zeit ist zweifellos die merkwürdigste die jetzt im lateranischen Museum befindliche und durch eine Abschrift ersetzte, die sich auf einen Musiker Scuranus bezieht, Kassierer des gallischen Fiskus der Provinz Lyon dispensator ad fiscum Gallicum Provinciae Lugdunensis.

Er war mit einem zahlreichen Troß nach Rom gekommen und daselbst gestorben; sein Gefolge hatte ihm ein Grab mit der Inschrift errichtet. Unter den Angestellten, von denen jeder Einzelne mit Namen genannt ist, finden wir zwei Privatkassierer, zwei Sekretäre oder Amanuensen, zwei Leibdiener, einen Arzt, einen Koch und Andere.

Es ist bekannt, daß sowohl die Senats- wie die kaiserlichen Provinzen je eine Provinzialkasse hatten, die fiscus provinciae genannt und von einem Kassierer oder dispensator verwaltet wurde. So kennen wir einen fiscus Asiaticus und durch unsre Inschrift einen fiscus Gallicus provinciae Lugdunensis, während die kaiserliche Hauptkasse in Rom einfach fiscus, ohne jeden weiteren Zusatz, hieß.

Aus derselben Zeit stammt die Grabschrift eines Hofnarren oder „Mimen“ des Kaisers Tiberius, dessen Name verloren gegangen ist, der sich aber „Caesaris lusor“ nennt. Die Grabschrift fährt fort: mutus, argutus, imitator Ti. Caesaris Augusti, qui primum invenit causidicos imitari. Es ist klar, daß der arme Teufel, der stumm war, sich bemühte, das trübe melancholische Gemüth seines Herrn dadurch aufzuheitern, daß er die Haltung der Advokaten und Sachwalter nachäffte, die auf dem Forum ihre Reden hielten. Die Grabschrift erinnert an die eines gewissen Domenico Bertocchio, obgleich sie Jahrhunderte weit auseinanderliegen. Dieser war ebenfalls Hofnarr und führte den Beinamen des „Dummkopfs“. Er starb im Jahre 1600 und ist in der Kirche S. Lorenzo in Lucina begraben. Dort liest man:

Durch Witz und Stimmleistungen machte er sich Allen, namentlich den Großen, fortdauernd angenehm und werth.

Sonderbar ist der Schmeichelname, den eine Frau Glyconis ihrem Lieblingshündchen Synoris gibt, das in Relief dargestellt ist und das sie „ihre Wonne“ nennt; es erinnert an den kleinen Hund der Tertia, Tochter des Paulus Aemilius, „der das Entzücken des Mädchens war“.

Dies hat übrigens nichts Erstaunliches, wenn man sich erinnert, daß man Lieblingshunden mehr oder weniger prächtige Gräber und marmorne Denkmäler mit Inschriften, oft in Versen, errichtet hat, die den Schmerz und die Zuneigung ihrer Herren ausdrückten. Oft auch wurden die Hunde auf den Grabmälern ihrer Herren abgebildet, wie bei Trimalchio, der seinen Erben befahl, auf seinem Grabmal zu Füßen seines Bildnisses dasjenige seines Hündchens anzubringen. Auf dem Marmordenkmal des Gladiators Urbicus ist dieser mit seinem treuen Hunde in Relief dargestellt.

Die Hündchen waren stets sehr beliebt und gesucht, hauptsächlich die aus Sicilien, Gallien, Laconien und Malta. Die letzteren, besonders beliebt wegen ihrer Kleinheit, der spitzen Schnauze, der geraden Ohren und des dichten, vollen Schwanzes, sind oft in den Vasenmalereien zu erkennen, die Familienscenen darstellen. Man gab ihnen Schmeichelnamen, stopfte sie mit Leckerbissen voll und ließ sie auf weichen Seidenkissen ruhen. Es ist deßhalb nicht verwunderlich, daß Cäsar, als er eines Tages einiger reichen Freunde ansichtig wurde, die kleine Hunde im Arme trugen und auf das zärtlichste liebkosten, sie spöttisch fragte, ob in ihrem Lande die Frauen unfruchtbar seien. Martial hat Issa, das Hündchen des Publius, besungen; von dem Bilde sprechend, das der Letztere von dem Thiere hatte anfertigen lassen, lobte er die Schönheit des Urbildes.

Die Frauen besonders waren geradezu vernarrt in solche Thierchen, die sie zur Unterhaltung jederzeit im Arme trugen, als Spielzeug hegten, mit sich zu Tische und zu Bett nahmen.

Dies möge folgende Erzählung beweisen: Als Paulus Aemilius in seinem zweiten Konsulat am Abend des Tages, an dem ihm der Senat den Oberbefehl im Kriege gegen Perseus anvertraut hatte, nachhause kam, trat ihm sein Töchterchen Tertia entgegen, um ihm nach der Begrüßung und Umarmung den Tod ihres geliebten Hündchens mitzutheilen, von dem wir schon oben sprachen. Sie rief aus: „Persa periit.“ Paulus sah diese Worte als eine glückliche Vorbedeutung an und er-

widerte der trauernden und weinenden Tochter mit fröhlichem Gesichte, er nehme ihren Glückwunsch an.

Bei den zahlreichen anderen Grabschriften, die aus den Kolumbarien der Villa Cadini stammen, kann ich mich, wie gesagt, nicht weiter aufhalten; nur die reizende Inschrift einer Freigelassenen will ich noch mittheilen, die den dem Griechischen entstammenden Namen Calliste, d. h. „Schönste" trug. Die Grabschrift lautet folgendermaßen: „Ich trug den Namen Carnelia Calliste, der mir der Schönheit wegen zukam. Ich wäre 15 Jahre alt geworden, wenn mir nach eines gewährt worden wäre. Dankbar meinem Herrn, geliebt von den Eltern, sah mich der siebente Tag dahin scheiden.

Verborgen ist die Ursache meines Verhängnisses, wenn schon man glaubt, es könne meine Niederkunft die Schuld daran tragen. Wie dem auch sei, sicherlich verdiente ich nicht, so früh zu sterben."

Heute ist von all jenen Menschen, die gleich uns lebten, liebten und litten, deren Asche in jenen Gräbern geborgen wurde und denen ihrer Zeit Liebe und Trauer von Freunden und Verwandten gewidmet wurde, nichts mehr übrig geblieben, als ein leerer Name.

Terra tenet corpus, nomen lapis atque animam aer.

An dies und ähnliches dachte ich, als ich traurig die Kolumbarien der Vigna Cadini verließ. Ich fühlte in mir jenen räthselhaften Zusammenhang unbestimmter Gefühle, der die Lebenden seelisch mit den Dahingeschiedenen verknüpft und in der Seele einen tiefen Gram über den raschen und schmerzlichen Verlauf des Lebens weckt. Ein röthlicher Schimmer, der sich über alles ergoß, schien das letzte Lebewohl der Sonne an den dahinsterbenden Tag zu bedeuten, und in der herbstlichen Luft, die mich wie eine Liebkosung umspielte, zog die müde, süße Wollust der Dinge, die ihrem Ende entgegengehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die letzten Andrée-Funde.** In kurzem Zwischenraum sind während der letzten Monate drei Botschaften von Andrée's Hand gefunden worden: die am 7. Juli unweit Lapstadum (Island) aufgefischte Boje III, ferner die am 28. Juli bei Grindavik im Gulldringu-Syssel geborgene Boje VIII und jetzt die Boje IV, welche bei Skjervoe im Amte Finmarken (Norwegen) an Land getrieben und hier vom Polizeiverwalter Grendahl von Oxfjord-Loppen am 31. August geöffnet wurde. Damit ist jetzt, wenn wir die im Mai v. J. im Kolla-Fjord (Island) gefundene Boje VII und die am 11. September 1899 auf König Karls-Island gestrandete Pol-Boje (X) hinzunehmen, genau die Hälfte aller von Andrée mitgeführten Bojen an ihren Bestimmungsort gelangt. — Aus den Fundzeiten zu schließen, haben die Bojen eine Triftdauer von durchschnittlich 2—2½ Jahren gehabt. Nur zwei der schwimmenden Botschaften erwiesen sich im Besitz der von Andrée abgesandten Nachrichten, während die übrigen in mehr oder minder lädirtem Zustande, ohne Verschlußdeckel und mit geleerter Depeschenhülse an Land trieben. Man hat in der Presse der Vermuthung Ausdruck gegeben, als ob diese Triftfunde gewisse Rückschlüsse auf das tragische Ende der Andrée'schen Expedition im allgemeinen gestatteten; man glaubte annehmen zu müssen, daß der defekte Zustand der Schwimmkörper als Zeugniß für einen plötzlichen — gewaltsamen — Untergang der „Oernen"-Besatzung zu gelten habe. Kühne Meteorologen haben sich, gestützt auf allerlei vage Aussagen von Besuchern Spitzbergens, sogar verleiten lassen, den geographischen Punkt berechnungsweise (!) festzustellen, an welchem Andrée und seine Gefährten einem polaren Cyklon (!) zum Opfer gefallen seien. Derlei Hypothesen, deren Haltlosigkeit namhafte Kapazitäten der arktischen Forschung schon früher dargethan haben, greifen ohne Frage weit über ihr Ziel hinaus; in gewissem Sinne erscheinen sie sogar geeignet, das bescheidene Bild, welches wir über den Verlauf der Andrée'schen Expedition während der ersten Tage nach dem Aufstiege vom Virgo-Hafen auf der Däneninsel besitzen, zu verwirren und zu verdunkeln. Man hat zu beachten, daß alle Bojen an Bord des „Oernen" im Moment der Abreise mit ihren metallenen Verschlußkapseln versehen waren. Andrée selbst holte, wie ein Augenzeuge des Aufstieges, Kapitän Svedenborg, bestätigt, angeordnet, daß jede Depeschenhülse mit dem erforderlichen Notizen-Material versehen und demnächst hermetisch verschlossen wurde. Unter dem Notizen-Material befanden sich eine Anzahl vorgedruckter Kartenblätter, auf denen dasjenige Gebiet genau verzeichnet war, durch welches der „Oernen" seinen Kurs zu nehmen hatte. Trat nun wirklich in den ersten Tagen der Fahrt die angebliche Katastrophe ein, so will es wenig glaubhaft erscheinen, daß Andrée in einem solchen kritischen Moment die Verschlußdeckel einzeln von den Bojen hätte entfernen lassen, lediglich zu dem Zwecke, um den Schwimmkörpern den Charakter als „Depeschenträger" zu nehmen. Annehmbarer erscheint da doch die Auffassung, daß in einem derartigen Falle, wo drei Menschenleben auf dem Spiele standen, Andrée's Aufmerksamkeit und Thatkraft von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen worden ist. Die verschiedenen Fundstätten der einzelnen Schwimmbojen, ebenso der Umstand, daß die arktischen Triftlinien derselben von einander durchaus getrennt gewesen sind, geben an die Hand, daß Andrée's sämmtliche Botschaften zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten dem Meere übergeben worden sind. Einen unmittelbaren Beleg hiefür bieten die beiden in unversehrtem Zustande geborgenen Bojen VII und IV, ebenso die dritte Brieftaubenpost vom 13. Juli 1897, die einzige von den 30 Ballon-Tauben, die ihr Ziel erreichen sollte. Die Entfernung der Verschlußtheile an den leer gelandeten Schwimmbojen III, VIII und X läßt sich durch den gewaltsamen Eisdruck unschwer erklären, besonders wenn man in Rechnung zieht, daß am Verschlußdeckel eine breite Metallspirale nebst Blechflagge angelöthet war. Hier war ein günstiger Platz für eisige Niederschläge geboten, die binnen kurzem alle Theile des Verschlußdeckels zu einem kompakten Ganzen „krystallisirten." Die gleichmäßig rotirende Bewegung des Meeres wird ihr übriges gethan haben, um die Trennung von Depeschenträger und Verschlußstück langsam und sicher zustande zu bringen. Die jüngst aufgefundene Boje IV ist am Tage des Aufstiegs, dem 11. Juli 1897, abends 10 Uhr, als erste Schwimmpost abgelassen worden, nachdem nachmittags 5.40 bereits vier Brieftauben expedirt waren. Die Tauben flogen in westlicher Richtung. Der „Oernen" verfolgte anfangs einen Kurs von N 10° O, etwas später N 45° O. Der Ballon befand sich in einer Höhe von ungefähr 250 m über dem Meere. Diese Detailangaben bieten insofern Interesse, als wir in der Lage sind, dieselben mit dem Inhalt der Boje VII zu vergleichen. Letztere wurde am 11. Juli abends 10.55 Uhr, mithin etwa eine Stunde später, dem Meere übergeben. Der „Oernen" befand sich da 600 m über dem Meere und hatte 82° n. Br. und 25° östl. Länge erreicht. Andrée's ursprüngliche Absicht war es, die einzelnen Bojen beim Ueberschreiten jedes Breitengrades niederzulassen. Von diesem Vorhaben wurde jedoch aus nicht näher bekannten Gründen Abstand genommen; ebenso hat Andrée die Bojen nicht in numerischer Reihenfolge ausgeworfen, was aus der ausdrücklichen Angabe erhellt, daß die Boje IV als erste ins Meer gelangte. Die allerletzte Nachricht aus Andrée's Hand, welche bisher an ihren Bestimmungsort gelangte, ist die Taubenpost vom 13. Juli. Letztere, welche mithin zwei Tage nach dem Aufstieg abgesandt wurde, gibt an, daß sich der „Oernen" noch immer unter dem 82° n. Br. befand, doch war er vom 25° östl. Länge bis zum 15° 5' östl. Länge abgetrieben. Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich, daß der Ballon aus seiner anfänglich nördlichen Flugbahn abgelenkt worden ist. Eine Bestätigung hiefür besitzen wir in der Aussage zweier erfahrener Eismeerfischer und Kapitäne, welche in den „kritischen" Tagen vom 12.—20. Juli im Bereich der Sieben Inseln auf Wale kreuzten. Der eine jener Gewährsmänner, Kapitän Edvard Johannesen aus Tromsoe, bekundet, daß am 12. Juli schwacher Nordwest vorherrschte, auch am 13.

hielt derselbe an, um gegen Abend einer ziemlich frischen Südbrise zu weichen. Am 15.—20. herrschten wieder nördliche und nordwestliche Windströmungen vor. Die Daten vom 15.—20. Juli sind durch die Bekundung des Kapitäns Ole Hansen, an Bord des „Alken“, der seinerzeit die Andrée'sche Taubenpost übermittelte, erhärtet worden. — Mit diesem dürftigen Material schließt bis auf weiteres unsre Kenntniß von dem Schicksal der „Oernen“-Fahrt. Alle weitergehenden Berechnungen, darunter auch die vielen Muthmaßungen über die Landungsstätte der Expedition, gehören ins Reich vager Berechnungen. Nur in dem einen Punkt dürfte unbedingte Sicherheit vorherrschen, nämlich daß Andrée — wobei immer er auch an Bord seines „Oernen“ verschlagen sein mag — das Hauptziel seines Strebens, die Erreichung des Nordpols, nicht zu verwirklichen vermochte. Dagegen zeugt, neben den Feststellungen über die arktischen Windströmungen zur fraglichen Zeit, vor allem auch die Fundstätte der Polarboje, welche sicherlich nicht an König Karls-Land, sondern an der grönländischen Küste gelandet wäre, wenn Andrée dieselbe — wie beabsichtigt — beim Passiren des 90. Grades hätte ins Meer gelangen lassen.

Stockholm. H.

T. **Zusammenhang von Licht und Elektrizität.** Eine physikalische Entdeckung ersten Ranges hat der deutsche Physiker Lenard gemacht, bekannt durch seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der unsichtbaren Strahlen. Im Jahre 1895 ergründete Lenard bereits an den bekannten Kathodenstrahlen die Eigenschaft einer durchdringenden Kraft und einer photographischen Wirkung, und dieser Fund war es, der vornehmlich zur Entdeckung der Röntgen-Strahlen führte. Damals wies er nach, daß die Kathodenstrahlen nicht nur innerhalb der bekannten Hittorf'schen Röhre zu beobachten sind, sondern durch deren Glaswand hindurchzudringen und in den freien Raum hinauszutreten vermögen. Die jetzige Entdeckung ist wohl noch bedeutsamer, da sie auf einen ganz eigenthümlichen Zusammenhang zwischen der Elektrizität, den Kathodenstrahlen und dem Licht hinweist. Es ist eine bekannte Fähigkeit der auf der äußersten violetten Seite der Regenbogenskala liegenden Lichtstrahlen (ultravioletten Strahlen), elektrisch geladene Körper zu entladen. Es entstand die Frage, wo denn die Elektrizität dieser Körper nach der Bestrahlung eigentlich bleibt. Jetzt ist das Räthsel, zu dessen Aufklärung die gewagtesten Vermuthungen von den Gelehrten herbeigezogen werden mußten, gelöst: unter dem Einfluß des ultravioletten Lichtes verwandelt sich die elektrische Ladung eines Körpers in Kathodenstrahlen, die in den freien Raum hinausgehen. Besonders auffallend sind die beiden Thatsachen, daß erstens nur eine negative elektrische Ladung von jenen Lichtstrahlen in Kathodenstrahlen verwandelt wird und daß zweitens auf solche Weise Kathodenstrahlen auch im völlig luftleeren Raum oder wenigstens in dem, was man nach der Leistung der heutigen Luftpumpen als solchen bezeichnen muß, erzeugt und fortgepflanzt werden können; bisher galt eine elektrische Entladung in einem solchen für unmöglich. Lenard hat ferner festgestellt, daß die auf diesem Wege erzeugten Kathodenstrahlen sich mit einer Geschwindigkeit fortpflanzen, die nur $^1/_{30}$ von der des Lichtes beträgt, sie sind danach die langsamsten Strahlen, die je entdeckt wurden, da bekanntlich die Fortpflanzung der Elektrizität die des Lichtes um ein Vielfaches übertrifft. — In der gesammten fachwissenschaftlichen Presse wird die weittragende Bedeutung der neuen Lenard'schen Untersuchungen hervorgehoben und man erwartet von ihnen besonders, daß sie eine „Fülle von Licht“ auf viele photo-elektrische Erscheinungen verbreiten werden. Der Londoner „Electrician“ bemerkt dazu: „Wie Lenards frühere Entdeckungen ist auch diese keine für den Mann von der Straße, aber für den Elektriker ist sie von größter Wichtigkeit. Der Zusammenhang von Licht und Elektrizität umfaßt ungeheure Möglichkeiten, und nie schienen diese Möglichkeiten ihrer Verwirklichung näher als jetzt.“

* **Eine Art „Wettsuchen“ nach dem Pithecanthropus**, dem fehlenden Glied zwischen Menschen und Thieren, scheint jetzt von den Amerikanern in Scene gesetzt zu werden. Londoner Blättern wird nämlich aus New-York unter dem 5. September berichtet: Der Missionär George Vanderbilt unterstützt den jungen amerikanischen Gelehrten David J. Walters von der Yale-Universität, der nach Java geht, um den Pithecanthropus aufzusuchen. Prof. Häckel von der Universität Jena ist mit denselben Zielen wie Prof. Walters von Deutschland aufgebrochen. Der Letztere verließ Newhaven am 1. September; er gedenkt Prof. Häckel zuvorzukommen, aber da der Zweck seiner Reise jetzt offenkundig ist, wird Häckel ihn wahrscheinlich in diesem Wettlauf nach Java schlagen. Vanderbilt meint, daß Walters mehr Aussicht habe, den Pithecanthropus zu entdecken, denn er habe bestimmte Kenntniß davon erhalten, wo er zu finden wäre.

* **Tübingen.** Der außerordentliche Professor Dr. jur. Otto Geib wurde zum ordentlichen Honorarprofessor in der hiesigen juristischen Fakultät ernannt.

* **Straßburg.** Der ordentliche Professor der Frauenheilkunde an der hiesigen Universität und Direktor der Frauenklinik Dr. W. A. Freund tritt, wie die „Voss. Ztg.“ mittheilt, in den Ruhestand. Für den erledigten Lehrstuhl sind nach der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ von der Straßburger medizinischen Fakultät Professor Fehling (Halle) und Professor Frommel (Erlangen) vorgeschlagen worden.

* **Göttingen.** Der Privatdozent des öffentlichen Rechts Dr. W. Schücking an der hiesigen Universität ist als außerordentlicher Professor an die Universität Breslau berufen worden. Dr. Schücking war auch als Nachfolger des nach Göttingen übersiedelnden Professors Schön in Jena ausersehen.

* **Marburg.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Bernhard Rathke ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Hannover.** An der hiesigen Technischen Hochschule hat sich Dr. A. v. Hanstein als Privatdozent für Literaturgeschichte und Aesthetik habilitirt.

* **Wien.** Der akademische Senat der hiesigen Universität beschloß, der Schriftstellerin Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky, zur Feier ihres 70. Geburtstages am 13. d. M. das Ehrendoktorat der Philosophie zu verleihen. Sie wird der erste weibliche Ehrendoktor in Oesterreich sein. — Der Professor an der Universität in Breslau Dr. jur. et theol. Ernst Commer ist zum ordentlichen Professor der Dogmatik und der bisherige außerordentliche Professor Dr. Georg Reinhold zum ordentlichen Professor der Theologie und Apologetik an der hiesigen Universität ernannt worden. — An der hiesigen Technischen Hochschule erhielt Prof. Oswald Gruber eine ordentliche Professur für das technische Zeichnen.

* **Kopenhagen**, 9. Sept. Der „Nationaltidende“ zufolge theilte ein Mitglied der schwedischen Nordpolar-Expedition dem Forschungsreisenden Kolthoff mit, daß die Expedition im österreichischen Stationshause auf der Insel Jan Mayen eine Flasche fand mit der Mittheilung, daß die dänische Amdrup-Expedition, die nach Ostgrönland reist, die Insel besuchte. Die Expedition stellte ferner fest, daß Amdrup auf der Walroßinsel bei der Sabineinsel eine Mittheilung für Sverdrups Expedition hinterließ. Das Blatt folgert daraus, daß Amdrup glücklich die Ostküste Grönlands auf ungefähr $74^1/_2{}^0$ n. Br. erreichte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

El. Fürstin Reuß: Philipp von Nathusius. Verlag des Lindenhofes zu Neinstedt am Harz 1900. — Die Verhandlungen des 11. evangelisch-sozialen Kongresses in Karlsruhe am 7. und 8. Juni 1900. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1900. — Der Kurort Baden bei Wien in Wort und Bild. Herausgegeben von der Kurkommission. Wien und Leipzig, Deuticke 1900. — M. Richter: Moderne Reklame-Kunst. Wien, Hartleben 1901. — Dr. Al. Popović: Pariser Eindrücke im Frühling 1900. Ebd. — W. Ostwald: Grundlinien der anorganischen Chemie. Leipzig, Engelmann 1900. — A. Wyssod: Italia. 2. erweiterte Auflage. Zürich, C. Schmidt 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 11. September. **Nummer 207.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber russische Verkehrsverhältnisse.[1])

2. Schiffahrt.

Kaum eine geschichtliche Thatsache erscheint vom politisch-geographischen Standpunkt aus nothwendiger, als der Hunger Rußlands nach Meer. Als ein großer Breitengürtel streckt sich das Reich längs des nördlichen Eismeeres hin, in einer Ausdehnung, welche die Breitenerstreckung des größten Erdtheils wesentlich übertrifft — aber diese Küste ist für den Verkehr todt, und so dehnt und streckt sich das Reich gen Süden und Osten, neuen Küsten — wirthlicheren Häfen zu. So sind es also nicht rein geographische, sondern vorwiegend klimatische Verhältnisse, welche Rußland auch heute noch als typische Kontinentalmacht erscheinen lassen. Die Ausstrahlungen von Handel und Verkehr über die Grenzen des weiten Reiches hinaus sind weder zahlreich, noch reichen sie weit; und zu den großen Seeverkehrslinien stellt Rußland noch keine einzige, von den Fahrten der russischen freiwilligen Flotte abgesehen. Unmittelbarer Anschluß an das Weltmeer besteht nur in Ostasien; im Westen legt sich das Land nur an die Küste von Binnenmeeren, wie das Kaspische Meer, oder von Meerestheilen an, die wie die Ostsee, das Weiße, Schwarze Meer an verkehrspolitischer Bedeutung den Binnenmeeren nahekommen. Trotz aller künstlichen Bemühungen wird ein Hafen wie das auf der Kola-Halbinsel neu gegründete Jekaterininsk nie große Bedeutung erlangen. Die Klammern, welche das Eis während des größten Theiles des Jahres hindurch um die Schiffe legt, vermag der bestkonstruirte Eisbrecher nur höchst unvollkommen zu lockern.

Ist demnach Rußland hinsichtlich der Seeschiffahrt nur sehr stiefmütterlich bedacht, so bietet sich ihm, vornehmlich in Europa, infolge der gleichmäßigen und einfachen orographischen Gliederung ein System von Flußläufen, wie ein solches von höherer Bedeutung für den Verkehr auf Erden nirgends sonst vorkommt. Wasserreiche Ströme von feinster Verzweigung entströmen dem Kern des europäischen Rußlands nach allen vier Himmelsrichtungen; kein Gebirgsriegel hemmt ihren Lauf, keine Stromschnellen unterbrechen ihr langsames Gefäll. Man kann sagen: mit Ausnahme der kaukasischen Ströme und des Ural, die beide schon mehr Asien angehören, ist jeder Strom und Fluß Rußlands für Binnenschiffahrt zu verwerthen. Das Stromgebiet des Dnjepr, dessen vier größere Nebenflüsse schiffbar sind, steht mit der Weichsel, mit dem Njemen (Memel) und der Dwina in Verbindung, damit Ostsee und Schwarzes Meer verbindend. Von den zwölf schiffbaren Nebenströmen der Wolga haben sechs selbst wieder schiffbare Nebenflüsse, und bei der Oká und Kamá sind sogar Flußläufe vierten Grades fahrbar. Durch diese reiche Verzweigung und durch zahlreiche Kanäle steht die Wolga mit der Ostsee in dreifacher Verbindung, außerdem mit der Sjewernaja (nördlichen) Dwina in doppelter, mit der Petschora in einfacher Verbindung, so daß sämmtliche Küsten des europäischen Rußland durch schiffbare Ströme in Zusammenhang stehen. Danach versteht man, daß Rußlands schiffbares Stromnetz von 35,000 Kilometer Ausdehnung die Gesammtlänge aller schiffbaren Ströme des übrigen Europa um ein Beträchtliches überragt.

Der Gründung von Eisenbahnen zeitlich weit vorangehend, mußte die Binnenschiffahrt ihren Einfluß auf Handel und Verkehr schon völlig ausgedrückt haben, als der erste Schienenstrang gelegt wurde. Sie beherrschte damals, als das bei weitem brauchbarste Verkehrsmittel, die Wege fast jeder wirthschaftlichen Bethätigung. Am deutlichsten drückt sich dies in der Lage der menschlichen Ansiedelungen, speziell der größeren Städte, aus. Der schiffbare Fluß gehört, wie in St. Petersburg und Moskau, so auch sonst zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten russischer Städte. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß die einzige Großstadt Rußlands, die des schiffbaren Flusses völlig entbehrt, eine neue Gründung ist, welche ihr rasches Aufblühen der Kreuzung mehrerer Bahnlinien verdankt: es ist Charkow.

Während in Deutschland, wie in Westeuropa überhaupt, die Binnenschiffahrt ihre Bedeutung für den Personenverkehr wesentlich eingebüßt hat und auf den Gütertransport sich beschränken muß, in ersterer Hinsicht aber höchstens landschaftliche Reize die Konkurrenz mit den Bahnen ermöglichen, wie am Rhein und der Donau, so ist man in Rußland noch weit davon entfernt, durch künstliche Mittel die Bedeutung der Flußschiffahrt etwa heben zu müssen. Kaum irgendwo in Rußland konkurriren die beiden Verkehrsmittel räumlich unmittelbar miteinander; und dabei dienen beide in gleicher Weise dem Personen- wie dem Güterverkehr. Nicht nur, daß bei der Weitmaschigkeit des russischen Eisenbahnnetzes für den Lokalverkehr ein regelmäßig fahrender Flußdampfer durch kein anderes Verkehrsmittel ersetzt werden kann; auch für größere Strecken ist der Fluß oft der einzige praktikable Weg. Von Kiew nach Jekaterinoslaw am Dniepr (so weit wie von München nach Köln), von St. Petersburg zum Onega-See wird Jeder nur den Wasserweg wählen. Der Höchstkommandirende des Kasaner Militärbezirks fährt, wenn ihn eine Dienstreise nach Astrachan führt, die Wolga abwärts — eine Wasserfahrt von mehreren Tagen und eine Entfernung gleich der von Berlin nach Neapel. Vollends aber auf einem Terrain, das wie das ungeheure Wolga-Delta für Eisenbahnen ziemlich unbrauchbar ist, begreift man die Wichtigkeit der Wasserstraßen und

1) S. Beilage d. J. Nr. 185.

-sträßchen für den Verkehr zwischen Astrachan und den zahlreihen vorliegenden Fischerdörfern — von St. Petersburg ganz zu schweigen, welches die zahllosen See- und Flußdampferchen Hamburgs noch mit einem an Venedig erinnernden Kanalverkehr in sich vereinigt.

Der Reisende, der etwa Südrußland auf dem Seewege erreicht hat, ist angenehm überrascht von der Eleganz, Größe und Bequemlichkeit der russischen Dampfer, welche den Verkehr auf dem Schwarzen Meere versehen, und söhnt sich etwas aus mit der Eifersucht, mit welcher van russischer Seite fremde, insonderheit deutsche Konkurrenz vom Pontus ferngehalten wird. Die Dampfer der russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel (Russkoje obschtschestwo parochodstwa i torgowli) erinnern in ihrer flotten und schlanken Bauart an Yachten; die Ausstattung ist durchweg solid und von einer für russische Verhältnisse auffallenden Sauberkeit, eine Tugend, welche auch die Mannschaft aufweist. Das Kajütendeck der größeren Passagierdampfer weist zwei Stockwerke auf. Die Kabinen selbst sind hübsch eingerichtet und mit allem Nöthigen versehen; nur eines vermißt man: ein Badezimmer, das auf keinem besseren deutschen Schiff fehlt, und das man dort um so mehr vermißt, als die Waschgelegenheit wie überall im Süden Rußlands ein schwacher Punkt ist. In den Gängen, Rauch- und Speiseräumen ist der Fußboden mit Steinfließen gedeckt, die Wände vielfach mit verschiedenfarbigem Marmor verkleidet. Bescheidener, aber durchweg ebenfalls nett und reinlich ist die zweite Schiffsklasse ausgestattet. Daneben gibt es noch ein Zwischendeck für dritte Klasse und endlich ein Raum, in welchem für minimalen Fahrpreis die Aermsten verstaut werden. Die Verpflegung ist über jeden Zweifel erhaben; Wutki steht auf der Tafel und auf Diskretion zur Verfügung, doch wird davon unerwartet wenig Gebrauch gemacht. Dabei sind die Fahrpreise, in welchen bei erster und zweiter Klasse die Verpflegung inbegriffen ist, nicht hoch. Zweierlei wird vielleicht unserm Geschmack nicht zusagen: einmal daß die Passagiere zweiter Klasse sich stets auf dem Hinterdeck umhertreiben dürfen: es gilt hier das gleiche, wie in der ersten Klasse der Eisenbahnen, und wer es gesehen hat, wie Gentlemen deren bloße Füße in Gummischuhen stecken, in einer unbewachten Stunde ihre lebenden Kleidergenossen verfalgen, der wird mir nicht Hochmuth vorwerfen dürfen. Dazu sind gerade unter diesen, sich feine Herren dünkenden Passagieren der zweiten Klasse Leute, deren Betragen und Gewohnheiten an Naturvölkern viel weniger abstoßend wirken würden, wie sie es hier thun. Der andere Punkt ist die Sorglosigkeit, mit der, unbekümmert um die „Stürme des ungastlichen Pontus“, auf Deck Waaren aller Art in großer Menge und recht wenig gesichert aufgestapelt werden. Ich hatte hie und da die Empfindung, als müßte ein einigermaßen hoher Seegang, wie ihn etwa der Kanal oder der Golf von Biskaya bieten, die zahllosen Körbe mit Südfrüchten oder vielleicht auch die stattlichen, auf dem Vorderdeck untergebrachten Ochsen über Bord nehmen.

Während, von solchen Kleinigkeiten abgesehen, die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere im allgemeinen doch alle Merkmale des Ozeanischen an sich trägt, läßt sich dies von den Fahrten auf dem Kaspischen Meere nicht in gleichem Maße behaupten. Hier ist alles mehr lediglich auf eine Ueberfahrt van Ufer zu Ufer eingerichtet, die denn auch nirgends mehr als höchstens einen Tag in Anspruch nimmt. Dabei macht sich das ziemlich unbestrittene Monopal, welches hier die Gesellschaft Kawkas i Merkuriy wenigstens hinsichtlich des Personenverkehrs inne hat, in mancher Beziehung unliebsam fühlbar. Die Fahrpreise sind im Verhältniß zu dem, was geboten wird, recht respektabel, zumal die Verpflegung ziemlich knapp bemessen ist. Letztere ist in der zweiten Fahrklasse nicht inbegriffen, und wir hörten verschiedentlich Klagen über ungewähnlich hohe Preise der Speisen und Getränke. Dabei wird hier auf Deck eine derartige Menge von Fracht- und Passagiergepäck übereinander gethürmt, daß man meint, es müsse die zulässige Grenze doch überschritten sein. Dies und die unendliche Anzahl der Zwischendeckpassagiere beengen überall den an sich beschränkten Raum in recht fühlbarer Weise, besonders da die Letzteren sich mit Vorliebe in dem schmalen Gang um die Kajüte herum aufhalten. Hier hat man denn beim Essen das eigenartige Vergnügen, rings an den Fenstern arme Teufel sich die Nasen platt drücken zu sehen, welchen hier als Gegensatz zu ihrem Brot und getrockneten Fisch die Tafelfreuden der Besitzenden als interessantes Schauspiel vorgeführt werden. Wenn man auch bald genug die Beobachtung gemacht hat, daß den niederen Ständen in Rußland meist das Bewußtsein ihres ärmlichen Daseins noch nicht aufgedämmert ist — man fühlt doch in diesem Gegensatz zwischen innen und außen etwas bedrückendes. Die Kajüten bieten für die Nacht nicht so viel Bequemlichkeit wie die Eisenbahnwagen: es wird lediglich ein Laken über die rathen Palster gebreitet, und die Waschgelegenheit, in einem engen Winkel angebracht, ist derartig, daß bei der Benutzung Kopf und Ellenbogen stets in unangenehme Berührung mit verschiedenen Ecken und Kanten gerathen. Wenn man allerdings sich einen Anstoß gibt und durch das Gewimmel des Zwischendecks durchwindet, wird man sein Loos immer noch beneidenswerth finden — aber auch das Loos des Gefangenen, der dort nebenan, von drei Soldaten bewacht, dem fernen Osten zugeführt wird. Er hat einen ganz respektablen Raum für sich, ißt mit Behagen die Schiffskost und am Nachmittag wird bei ihm eine Spielpartie arrangirt: mit zweien der Soldaten sitzt der Herr Gefangene friedlich auf der Pritsche und spielt und raucht; der dritte Wächter steht mit aufgepflanztem Bajonett an der offenen Thür und bedauert nur, daß er nicht als Vierter einspringen kann. Das ist ein racht gutes Gegenbild zu Kennans Schilderungen von den Deportirtent

Des Abends sitzen wir im Rauchsalon: ein international gefärbter Deutscher spielt den anwesenden Stockrussen auf seiner Zither die „Margarethe ohne Gleichen“ und den „Tölzrr Schützenmarsch“ unter größtem Beifall vor. Dann kommt noch ein mit den Wassern sämmtlicher Erdtheile gewaschener Neger hinzu, der zu einer an Bord befindlichen Zirkusgesellschaft gehört, und beginnt sein Repertoire von internationalen Bänkelliedern zum besten zu geben. Wir ergreifen die Flucht; müssen uns auch hieher noch die abgedroschenen Tingel-tangel-Weisen des Westens verfolgen? Da tönt fernher aus dem Massenquartier eine Harmonika; das ist slavische Volksmusik! Das sind Soldaten, die auf ihrem Lager im Düstern sitzen und ihre Weisen singen und spielen. Wir horchen an der Thür, wollen sie nicht stören!

Gegenüber Rußlands Seeschiffahrt auf den südlichen Meeren hat diejenige auf der Ostsee weit weniger Interesse. Die Schiffe, welche St. Petersburg mit den deutschen, schwedischen, finnischen Küsten verbinden, machen dem Ansehen nach einen noch weniger seefesten Eindruck, als die Fahrzeuge auf der Kaspi-See:*) sie sind alle von

*) Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß der Dampfer, der uns an einem Johannitag von Helsingfors nach Lübeck brachte, aus Anlaß dieses Festtages rings an der Reling Reihen von jungen Birkenbäumchen trug, welche während der dreitägigen Fahrt nicht entfernt wurden. Dieser Schmuck kann jedenfalls auch nur gutes Wetter ertragen.

der schmalen, hochbordigen Art, wie sie auch von Deutschlands Ostseeküste bekannt sind, und stehen an Größe bedeutend hinter den Schwarzen Meer-Schiffen zurück. Uebrigens hat an dem Ostsee-Verkehr Finnland einen beträchtlichen Antheil, dessen Schiffe unter russischer Flagge segeln. Die Dampferchen, welche den Verkehr an der finnischen Küste bis nach Tornea versehen, bieten in den Kajüten, welche für vier Personen berechnet, ein Minimum an Luftraum, geradezu Puppenzimmerverhältnisse, ein Umstand, der bei starkem Verkehr und bei einer Fahrt von 20 Stunden und darüber doch recht unangenehm sein kann. Dagegen ist der Speiseraum, was man sonst bei nicht ganz neuen Schiffen geringen Raumgehalts nicht immer findet, regelmäßig von den Schlafräumen getrennt. Das Volksleben auf den russischen Ostsee-Schiffen entbehrt natürlich des den Fremden im Süden so anmuthenden Gemisches fremder Nationalitäten; doch wird insbesondere demjenigen, der aus Rußland gekommen ist, auffallen, daß das stumpfe Hinbrüten, welches für die russischen Zwischendeckpassagiere so charakteristisch ist, hier einer größeren geistigen Regsamkeit gewichen ist. Die Fahrgäste niederer Klasse, meist finnischer oder schwedischer Zunge, lesen vielfach fleißig in Büchern oder Zeitungen, das höhere Bildungsniveau der Allgemeinheit hier im Norden deutlich beweisend. Auch auf eine höhere Reinlichkeit, gewiß eine der geringsten Tugenden des russischen Proletariers, kann man hier schließen, wenn man bemerkt, wie allenthalben Badewannen aus Zinkblech als Koffer verwendet werden.

Vollkommen modern sind in Rußland durchweg die lokalen Verkehrsmittel zu Wasser. Kleine, schnelle Schraubendampfer verbinden z. B. Sebastopol mit der Korabjelnaja und dem Nordufer der Bucht, Kertsch mit der Kuban'schen Küste, Nischnij-Nowgorod mit dem anderen Oka- und Wolga-Ufer. Sie durchfurchen überallhin das Inselgewirr nördlich von St. Petersburg oder rings um Helsingfors und sogar auf der bescheidenen Moskwa können Moskau's Bewohner im Sommer per Dampfer ihren Lieblingsausflugsort, die Sperlingsberge, erreichen. Die Fahrpreise sind nicht höher als bei uns, sie schwanken bei kleinen Strecken zwischen 2 und 5 Kopeken (5 und 11 Pfennigen). Dementsprechend ist auch überall die Frequenz eine große seitens aller Stände. Ein einziger Fall ist mir erinnerlich, wo man nicht das Gefühl vollster Sicherheit besaß: das ist die Verbindung zwischen Jalta und Gursaff, zu welcher eine winzige Nußschale älteren Datums verwendet wird. Die Schwankungen, welchen man auf diesem Dampferchen bei bewegter See ausgesetzt ist, sind schlimmer als die Wirkungen der schwersten Dünung auf einem Seedampfer, und häufig hindert der Seegang überhaupt das kleine Fahrzeug, sich auf die offene See hinauszuwagen.

Das reichhaltigste, interessanteste und wechselvollste Bild des Wasserverkehrs bildet stets die Wolga-Schifffahrt. Den imposantesten Eindruck des Lebens und Treibens auf diesem Strom gewinnt man, wenn man sich vom Kaspischen Meer aus seiner Mündung nähert. Der Seedampfer gleitet vorwärts durch das hellgrüne Wasser des großen Binnensees, nichts deutet auf die Nähe von Land; da tauchen ringsum am Horizont Masten um Masten auf. Feuerschiffe, Bojen und Seezeichen geben das Fahrwasser an, und wir befinden uns bald in einer unabsehbaren Reihe von Rad- und Schraubendampfern jeder Größe, von Schleppern und Schleppkähnen, von Segelbooten und Richtungsschiffen. Die schwerfälligen Wolga-Kähne sind am zahlreichsten vertreten; vergebens suchen wir mit dem Fernglas ihre Zahl festzustellen. Ein tolles Treiben rings um unser Schiff beginnt; überall Leben und rege Arbeit, überall Signale und der Gesang der arbeitenden Schiffsleute. Ein Raddampfer von der gleichen Größe wie das Seeschiff legt sich Bord an Bord; wir siedeln auf das stattliche Fahrzeug über, das uns in den Strom hinein bis nach Astrachan führen soll. Nichts Eigenartigeres als dieses Gewimmel um uns, scheinbar fern vom Lande, mitten im Meer. Lang dauerts bis Passagiere und Gepäck verladen sind; der breitbordige Raddampfer schaufelt kräftige Wellen auf und es geht weiter nach Norden. Zwei Stunden schon fahren wir so dahin und merken es kaum, daß die hellgrüne Farbe des Wassers allmählich einer gelblichen gewichen ist. Noch immer kein Land, das jedes Auge an Bord begierig sucht. Endlich ein kleiner Strich am Horizont; es ist kein Mast; es ist der Majak (Leuchtthurm) von Tschetyreeh Bugarny. Bald heben sich von der Wasserfläche flache Streifen ab, die zahllosen Inseln des mächtigen Wolgadeltas. Und nun fahren wir noch acht Stunden lang die gewundene Straße des Hauptmündungsarmes hinauf, bis wir bereits in der Nacht das von tausend Lichtern glänzende Astrachan erreicht haben.

Nicht die Landschaftsbilder, welche eine Wolga-Fahrt entrollt, sollen hier geschildert werden; die Reize und Schattenseiten einer solchen Fahrt sind heute genugsam auch bei uns bekannt. Nur eines mag hier angedeutet werden: die Schilderungen älterer Berichte über die originellen Völker an den Ufern der Wolga, die der Reisende bei der Wolga-Fahrt kennen lernen soll, sind heute nur mehr zum Theil zutreffend. Gerade hier hat sich die amalgamirende Macht des Russenthums sehr deutlich gezeigt; widerstanden haben ihr bis jetzt mit Erfolg nur die zahlreichen deutschen Kolonien des rechten Wolga-Ufers, wo es noch genug Leute gibt, die nicht Russisch verstehen. Die Verkehrsmittel auf dem Strom und seinen Nebenflüssen sind von der buntesten Mannichfaltigkeit. Dem Personenverkehr in erster Linie dienen die den Mississippi-Dampfern ähnlichen Salondampfer der Gesellschaften „Samolet" (spr. Ssamoljot) und „Wolga", in zweiter Linie „Kawkas und Merkur". Es sind schwimmende Hotels, vorzüglich eingerichtet, an welchen eigentlich nur die Kabinen an ein Schiff erinnern. Es sind sehr flachgehende Raddampfer von großer Länge und Breite und verhältnißmäßig geringer Höhe, deren Eintheilung so ziemlich überall gleich ist: der Raum dient für Fracht, das Deck enthält die Räumlichkeiten der dritten und vierten, das Oberdeck jene der ersten und zweiten Klasse. Rings um das Oberdeck läuft ein Gang zum Promeniren. Unschön an den Schiffen ist nur der grelle fleischfarbene Anstrich. Die innere Einrichtung ist durchweg sehr sauber, theilweise elegant, das Essen, überall à la carte, wie die Getränke vorzüglich und nicht sehr theuer. Die Fahrpreise dagegen sind, zumal in den niederen Klassen, fabelhaft gering; bei erster und zweiter Klasse hat man dazu noch den Vortheil, daß man schon am Abend vor der Abfahrt seine Kabine beziehen, und wenn das Schiff abends am Bestimmungsort anlangt und da verbleibt, auch noch während der Nacht in derselben verbleiben kann. Die 7½ Tage währende Fahrt von Astrachan nach Nischnij-Nowgorod, eine Strecke von 2165 Werst, kostet erster Klasse 21 Rubel (44 M.), dritter Klasse nur 6 Rubel (13 M.)!

Bei der Begegnung zweier Schiffe wird in der Regel durch Schwingen einer Fahne, bezw. einer Laterne, die Seite angegeben, auf welcher ausgewichen werden soll. Gehört das begegnende Schiff derselben Gesellschaft an, so ist die Begrüßung eine sehr herzliche: die Dampfpfeifen beider Dampfer heben nämlich ein etwa eine

Minute währendes Geheul und Getriller an. Dieses Manöver hat etwas Kindliches für den, der die ernste, würdige Begrüßung zweier Schiffe der gleichen Linie auf dem Ozean kennt. An den Anlegeplätzen hat jede Gesellschaft ihre eigene, mit ihrer Flagge versehene Hulk, einen Wolga-Kahn, auf dem stattliche Häuser mit den Bureaus, Lagerräumen u. s. w. errichtet sind. An hohen Uferstellen durch eine Brücke mit dem Land verbunden, sind diese Hulks da, wo das Fahrwasser niedrig oder durch Schwemmland unsicher ist, oft nur per Kahn zu erreichen, wenn nicht die Wagen gar ungenirt durch fußtiefe Wasserarme hindurchgezogen werden. Die Thätigkeit der Arbeiter, die die Ballen und Fässer (vorwiegend Fische) aus- und einladen, ist ungemein anregend: sie arbeiten mit virtuoser Schnelligkeit, und bei besonders großen und schweren Stücken erleichtern sie sich die Mühe, indem sie einen, an der ganzen Wolga identischen, mehrstimmigen Arbeitsgesang anheben. So gewinnt die ganze Sache einen frohen, munteren Anklang; man merkt nichts von der „verdrossenen Unlust des Proletariers". Auf der weiten Fläche des glatten Stromes verschwinden naturgemäß die Tausende von Fahrzeugen; doch ist wohl immer etwas Leben um uns, seien es nun die schlanken, dunklen Kähne der Fischer, oder ein gedrungen gebauter Schlepper, der stromabwärts oft sieben und mehr Riesenkähne hinter sich herzieht. Fremdartig sind vor allem die Holzflöße. Sie sind entweder von der bei uns üblichen Konstruktion; dann sind sie schmal und unendlich lang; ein wohlgebautes Häuschen steht darauf, vor demselben allerlei Hausrath, am vordersten Ende der Laternenpfahl, und das vergängliche Heimwesen ist sorglich mit einem Holzgitter umgeben. Oder aber das Floß gleicht einem breitbauchigen Schiff, dessen Bord nur wenig über Wasser steht; darauf aus kolossalen Massen von Scheit- und Balkenholz ein kunstvoller Unterbau, mit tunnelartigen Durchsichten; dieser wieder wird überragt von einem an den Schweizerstil erinnernden Holzhäuschen, zierlich geschnitzt, mit Fenstern, Thüren versehen, und anscheinend für jahrelangen Gebrauch bestimmt. Auch zwei derartige, miteinander verbundene Heimstätten habe ich gesehen, deren Holzhäuser durch einen luftigen Balkon in Verbindung standen. Diese eigenartigen Gebilde kommen großentheils die Kama abwärts aus den Wäldern des Ural; doch kann man die Trümmer derselben auch auf den ausgedehnten Ländeplätzen Kasans sehen, wo nach vollbrachtem Zerstörungswerk das Holzhäuschen traurig auf dem Trockenen sitzt.

Doch auch unter den Passagierdampfern gibt es seltsame Gestalten. Da schleicht z. B. ein Schiff stromauf, dessen Schaufelräder sammt dem Maschinenraum im hintersten Drittel des Schiffsrumpfes angebracht sind. Aber das Tollste ist jener ehrwürdige Veteran, dessen Hintertheil abgeschnitten scheint, um zwei gewaltigen, an einer Achse laufenden Schaufelrädern Platz zu machen, die, unbedeckt, die ganze hintere Breite des Schiffes einnehmen und weithin Wellen und Gischt verspritzen.[3]) Die Maschinen sind mittschiffs und von ihnen aus laufen seitwärts an Bord zwei riesige Hebelarme, durch welche die Räder in Bewegung gesetzt werden. Wer wohl diese Konstruktion ausgeklügelt hat? Sie hat sich nicht bewährt, denn der Sonderling kraucht als einziges Exemplar seiner Art stromauf und -ab.

Aber auch Ueberraschungen anderer Art kann man auf den Passagierdampfern erleben, sobald man einen wählt, der für gewöhnlich nicht beliebt wird. So erging es uns, als wir vor der Langeweile und den verschwundenen Sehenswürdigkeiten Kasans die Flucht ergriffen und zum Wolgastrand eilten, um die nächstbeste Fahrgelegenheit zur Weiterreise zu benutzen. Es hieß, in einer Viertelstunde fahre ein Dampfer der Gesellschaft „Nadjeschda" ab. Rasch entschlossen ließen wir unser Gepäck auf den Dampfer bringen, sprangen über den Landungssteg, und einen Augenblick später begannen die Maschinen zu arbeiten. Nun hatten wir Muße, uns umzusehen; es sah nicht sehr ansprechend aus, denn das Deck, ringsum nach außen frei, war vollständig für Fracht bestimmt. Das Oberdeck, zu welchem wir nun emporgeleitet wurden, ruhte auf Säulen. Wir stiegen die schmale Treppe hinauf; aber wer beschreibt unser Erstaunen, als wir einen stattlichen Speisesaal betraten. In der Mitte eine lange Tafel, vollständig gedeckt, mit sechs verschiedenen Gläsern bei jedem Couvert, und mit Blumen geschmückt. Zwei Thüren mit schweren Portieren führten nach vorn in den Salon, einen großen, hohen Raum, von welchem breite Fenster im Halbkreis einen herrlichen Blick hinaus auf die Stromlandschaft eröffneten. Polstermöbel mit feinem Plüsch, prachtvolle Schreibtische, Rauchtische, Lesetische, ein wunderschönes Pianino spiegelten sich in Chiffoniers, und der Fuß glitt lautlos über schwere Teppiche. Und in dieser ganzen Herrlichkeit — keine Seele außer uns, die wir mit Stolz und Befriedigung als einzige Passagiere unsre Kabinen, von der Größe eines modernen Wohnzimmers bezogen. Dann wählten wir aus der reichhaltigen Speisekarte was uns gefiel, und richtig — nach einiger Zeit erschien der dienstbare Geist mit den Worten: „abjad godow!" „das Diner ist bereit!" Wir setzten uns an die einsame Tafel, und staunten immerzu; es war wie ein verzaubertes Schloß! Als abends die elektrischen Lämpchen erstrahlten und die Dampfheizung in der Nachtkühle ihre wohlthätige Wirkung ausübte, dachten wir, ein hoher Gönner habe uns eine Ueberraschung zugedacht; denn wir hatten für 300 Werst bis Nischnij bloß 3 Rubel bezahlen müssen.

Aber das Räthsel löste sich auf sehr natürliche Weise. Es stellte sich bald heraus, daß wir statt des unsern einen Dampfer der Gesellschaft „Wolga" hätten benützen können, der kurz nach dem unsern in Kasan abging und der statt 32 Stunden bloß 24 gebraucht hätte. Unser Dampfer war zwar für Passagiere vorzüglich eingerichtet, das Oberdeck enthielt vorn die Räume erster, in der Mitte die Räume zweiter und hinten die dritter Klasse. Die Maschinen arbeiteten vorzüglich (es war englisches Fabrikat) und vor allem sehr ruhig. Aber der Dampfer hatte nur geringe Geschwindigkeit, was zum Theil wohl auf seine enorme Breite zurückzuführen ist. (Wir maßen den Salon mit 10 Meter Breite, ohne den Außengang, und nicht im mittleren Durchmesser des Schiffes.) So war dieses Prunkschiff, wie andere seines Typs, von der aufgelösten Firma Sebeke an die Gesellschaft Nadjeschda übergegangen und dem Gütertransport in erster Linie gewidmet worden, während es von Passagieren nur wenig benützt wurde. Die langsame Beförderung erklärte es, warum wir die einzigen Gäste der ersten Klasse waren, und aus dieser geringen Frequenz seitens des Publikums wieder erkannten wir zum erstenmal, daß auch in der russischen Provinz ein Verständniß für Schnelligkeit und Zeitersparniß, selbst auf Kosten größerer Bequemlichkeit erwacht ist. Dem Reisenden aber, der keine Eile hat und ohne viel Volk um sich die Natur genießen will (Hochzeitsreisende!), dürften diese Vertreter einer vergangenen Verkehrsära am besten zusagen. **H.**

---

[3]) Sie sehen aus wie die hölzernen Drehkäfige, welche hie und da zum Vergnügen der Kanarienvögel an deren Bauer angebracht werden.

G. Kaufmanns Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert.[1])

Von Heinrich Friedjung.

Ein Buch, hinter dem eine markige, von lauterer Wahrheitsliebe erfüllte Persönlichkeit steht. Jede Zeile zeugt von der Gesinnung des Autors, der es verschmäht, sich in den Mantel einer gesuchten Objektivität zu hüllen, der vielmehr als Berather und Warner seines Volkes dessen Geschichte erzählen will. Wo er einem reinen Wollen begegnet, da schwillt seine Rede — dieses Wort paßt auf seine Darstellungsform besser als der fremde Ausdruck Stil — zu freudigem Triumphe an; die Gemeinheit faßt er heftig an und scheut beim Urtheil über sie auch nicht vor einem kräftigen Haß- und Scheltwort zurück. Nicht der Rhetor, wohl aber der Redner hat hier zu der Feder des Geschichtsschreibers gegriffen.

In der Entwicklung der historischen Literatur nimmt das Buch Kaufmanns eine eigene Stelle ein, weil nach längerer Zeit zum erstenmale wieder die Richtung, die von Dahlmann und Gervinus vertreten wurde, der scharfe und mannhafte Klang einer freimüthigen, liberalen, bürgerlichen Auffassung der Geschichte werbend auftritt. Nicht daß diese Gesinnung in Deutschland jemals ganz verstummt wäre. Aber seit etwa einem Menschenalter hielt sie sich mehr in kühler, nüchterner Vertheidigung, während Kaufmann wieder auf einen Eroberungszug ausgeht und den gewaltigen Stoff der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts von seinem einheitlichen politischen Grundgedanken aus aufs kräftigste gruppirt. Es war Zeit, daß dies wieder einmal geschah, nachdem die konservative, die ultramontane und die sozialistische Geschichtsauffassung so energisch von der Historie des Jahrhunderts Besitz ergriffen hatten. Der Liberalismus der Jahre 1820 bis 1860 ist eine bedeutsame geschichtliche Erscheinung und es ist billig, daß er wieder einmal in das rechte Licht gerückt wird, nachdem das hochmüthige Urtheil Treitschke's und der Spott radikaler Weltbaumeister den Sinn der jetzigen Generation fast ausschließlich bestimmt haben. Wenige Stellen aus Kaufmanns Buche genügen, um seinen Standpunkt zu kennzeichnen. Bei der Schilderung des Wirkens und des Leidens der Zeitgenossen Rottecks und Dahlmanns spricht er von der langjährigen Kerkerhaft Sylvester Jordans und fährt dann fort: „Ueber die Leiden der Verfolgten und Verachteten sind nicht viel Worte zu machen. Der Kampf fordert Opfer. Aber daß sie aushielten im Kampfe, und daß sie mit Geschick gestritten haben, das ist der Ruhm dieser Liberalen und gab ihren Leiden Frucht . . . Die Mängel der Erkenntniß oder die Schwächen der Persönlichkeit, die wir heute bei Jordan in Hessen, Rotteck in Baden, Wirth und Bahr in Bayern, Christiani in Hannover, und all den anderen meist längst Vergessenen zu bemerken glauben, geben uns kein Recht, darum die historische Bedeutung ihres Wirkens und die Reinheit ihres Strebens geringer zu schätzen." Von Ueberschätzung dieser Reihe politischer Männer ist also, wie man sieht, keine Rede. Kaufmann steht mit Herz und Sinn auf Seiten der Politiker des linken Centrums, mißbilligt die Ausschreitungen der Radikalen, aber, so fügt er bei der Schilderung der Denunziation und der Ordenssucht der Regierungsanhänger hinzu, „in dem Kampfe gegen solche Gewalt und Niedertracht waren Kämpfer aller Art nothwendig, nicht bloß Kämpfer von der vornehmen und jeden Schritt sorgfältig wägenden Art Dahlmanns, sondern auch dreistere und rücksichtslosere Männer. Häuften sie im Augenblick die Noth, so häuften sie auch die Zahl der Märtyrer und häuften die Last der Schuld, die den Tag der Sühne beschleunigte. Sie haben vielfach erst das Eis gebrochen, denn sie erregten Angst und Sorge bei den Regierungen, die eine ruhigere Opposition spöttisch ignorirt hätten. Muth war aber in den höfischen Kreisen nicht häufig zu finden, er wohnte auch schlecht bei dem bösen Gewissen und bei dem verbreiteten Gefühl, daß ihr Regiment auf die Dauer nicht zu halten sei." Dies als Probe für den Stil und Sinn des Werkes. Ebenso klar und gerecht urtheilt Kaufmann über seine eigenen Zeit- und Gesinnungsgenossen, die gleich ihm die Größe Bismarcks und Roons freudig anerkannten, aber sich von ihrer freien Auffassung des Staates nichts abdingen ließen. Er kann es Roon nicht verzeihen, daß er in der Konfliktszeit in seinem starren Konservativismus den Spalt zwischen dem Könige und dem Bürgerthum vertiefte und verschärfte; und wenn er Bismarck ob seiner großen Thaten preist, so kommen neben dem Kanzler auch Waldeck, Bennigsen, Lasker und besonders Kaufmanns Liebling, der kernige Harkort, zu ihrem Rechte.

Dies Bild wäre unvollständig, wollte man über das Verhältniß Kaufmanns zu gegnerischen Richtungen hinweggehen. Er zeigt aber in der Würdigung der konservativen und sozialdemokratischen Politik in gleicher Weise eine Unbefangenheit, die nur einem reinen Sinn eigen ist. Man geht nicht irre, wenn man, neben manchen weniger befriedigenden Abschnitten, die Schilderung der Reaktion in Preußen von 1849—1858, sodann die der sozialdemokratischen Bewegung für die gelungensten Stücke des Buches erklärt. Hielte sich die Darstellung überall auf solcher Höhe, so verdiente es ein dauerndes Volksbuch der Deutschen zu werden. In den vierzehn Seiten, die den Lehren und der Wirksamkeit Lassalle's, Marx' und Engels' gewidmet sind, ist trotz der Knappheit des Raumes das Wesentliche gesagt und ein reifes historisches Urtheil abgegeben, an dem ich nichts geändert wünschte. Hier spricht indessen ein Parteigegner, der wohl die Größe der Widersacher anerkennt und nicht mit der Freude darüber zurückhält, daß unter den Deutschen eines anderen Lagers Männer von solchem Schrot und Korn erstanden. „Von ihren Anhängern werden Marx und Engels als Heroen verehrt und ihr Kultus ist ein lebendiger Protest gegen die materialistische Geschichtsauffassung mit ihrer Unterschätzung der Persönlichkeit, die in diesen Kreisen als Dogma gilt: ebenso wie ihre und tausend anderer tüchtiger Männer hingebende Arbeit für eine Klasse, der sie nicht angehören, ein lebendiger Protest ist gegen ihre Lehre, daß das Klasseninteresse das einzige Motiv politischer Thätigkeit sei." Wie könnte ein Mann wie Kaufmann sich dem erfreulichen Eindrucke der Selbstlosigkeit und des Märtyrerthums verschließen, zu dem so viele Sozialisten bereit waren. Er wahrt sich auch hier die Unbefangenheit des echten Liberalen und mehr noch des echten Historikers.

Neben diesen Vorzügen des Werkes dürfen indessen nicht seine Schwächen übergangen werden. Indem Kaufmanns starke Natur unaufhörlich gestalten und die Thatsachen übersichtlich gruppiren will, überwiegt die Sprache des Gefühls und man vermißt dann in der Darstellung den ruhigen Fluß. Die Geschichtsschreibung aber gehört als Kunst — wenn man sie schon einreihen will — jedenfalls nicht zur lyrischen, sondern zur epischen Gattung. Wenn die Empfindung einmal in der Erzählung ergreifender Ereignisse aufquillt, so fühlt sich der Leser gewonnen; nicht aber wenn sie sich immer wieder einstellt, ja mitunter selbst den Stoff in den Hintergrund drängt. Dies gilt auch dann, wenn, wie bei Kaufmann, die Gesinnung eine edle, selbst weihevolle ist. Damit hängen auch einige Mängel der Komposition zusammen, die übrigens nur im ersten Theile des Werkes zu bemerken sind. In dem Wunsche, das innerlich Zusammengehörende zusammenzufassen, wird in der Geschichte des Zeitraums von 1806 bis 1840 wohl zu sehr von der Zeitfolge abgewichen. Nach der Einleitung, die ein vortreffliches, stimmungsvolles Bild der Zerrissenheit Deutschlands und ihrer moralischen Folgen gibt, wird zuerst der Wiener Kongreß und die Thätigkeit des Bundestages charakterisirt, dann aber wieder zur Darstellung der Franzosenzeit und der Stein-Hardenberg'schen Reformen zurückgekehrt. Hierauf kommt einer der Höhepunkte des Buches: der Jammer der Reaktion und die Gegenwirkung durch Görres, Arndt und die allgemeine deutsche Burschenschaft. Schade, daß dieser Mangel an Straffheit in der Erzählung sich ge-

[1]) Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Von Georg Kaufmann. In der Sammlung „Das 19. Jahrhundert", herausgegeben von Paul Schlenther. Berlin, Georg Bondi, 1900.

rade zu Beginn des Werkes bemerklich macht; ein flüchtiger Leser wird nicht immer gerecht genug sein, anzuerkennen, daß von 1840 an die Darstellung sich zu erfreulichem Ebenmaß abzuklären beginnt. Ueberhaupt spricht es für die Gewissenhaftigkeit der Arbeit, daß sie fortschreitend auch sicherer wird und daß Kaufmann bei der Darstellung der inneren Verhältnisse immer selbständiger erscheint. Fehlt es doch bisher noch an einer zusammenfassenden Darstellung der inneren Geschichte des Deutschen Reiches: hier hatte der Verfasser selbst zu schürfen und dabei brachte er manchen Edelstein aus der Tiefe herauf. Bei der unendlichen Schwierigkeit, den ansehnlichen Stoff der Geschichte des Jahrhunderts knapp zusammenzufassen, war es kaum zu erwarten, daß jetzt schon ein die ganze Zeit aus einem Gusse darstellendes Werk entstehen konnte.

Kaufmann ist ein warmfühlender nationaler Geschichtsschreiber, aber glücklicherweise kein preußischer Partikularist. Auch den anderen Stämmen und Staaten wird er gerecht, mit Ausnahme wohl der Oesterreicher, die aber deßhalb selbst daran schuld sind, wenn man ihre Entwicklung mißversteht, weil unter ihnen außer Anton Springer kein Historiker erstand, der auch nur einigermaßen treu und zusammenfassend über die innere Geschichte ihres Staates im 19. Jahrhundert berichtet. Mit höchster Achtung muß verzeichnet werden, wie Kaufmann sich bei der strengsten monarchischen und hohenzollernschen Gesinnung die Unabhängigkeit des Urtheils auch über die preußischen Könige bewahrt. Keinem von ihnen, auch nicht dem liebevoll charakterisirten Gründer des Deutschen Reiches gibt er sich gefangen, auch nicht Friedrich III., dem er doch in seinem politischen Urtheil so nahe steht; mit wenigen Strichen weiß Kaufmann festzustellen, wie auch er in seinem ausgeprägten monarchischen Selbstgefühl als Herrscher die Dinge anders denn als Kronprinz angesehen hatte. Indessen, wenn Kaufmann, Friedrich Wilhelm III. „schwach und träge“ nennt, wenn er das aus der Natur Friedrich Wilhelms III. entspringende mannichfache Unheil schildert, so erweist er durch solchen männlichen Freimuth auch dem Königshause einen Dienst. Mit dem Sturze Bismarcks schließt er sein Werk ab; mit Recht, denn hier endet die Entwicklung, die er sich zu schildern vorsetzte. Eine neue Zeit begann, von der er nicht ohne Sorge, aber doch hoffnungsvoll sagt: „Wir Deutsche sind noch ein junges Volk, und unsre Aufgabe für die Welt ist noch längst nicht erfüllt.“

Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Ehrenrettung. Hannibal Fischer, der im Jahr 1853 die erste deutsche Kriegsflotte unter den Hammer gebracht hat, ist einer der bestgehaßten und meistgeschmähten Menschen unsrer neueren Geschichte. Und doch thut man ihm schweres Unrecht, wenn man ihm das zu besonderem Vorwurf macht, er hat damit nur ausgeführt, was ihm der Deutsche Bundestag aufgetragen hatte. Daß seinen Kindern und Enkeln die ungerechte Beurtheilung und vielfache Verunglimpfung ihres Vaters und Großvaters weh thut, versteht sich von selbst; und so hat schon 1889 der heute noch lebende Sohn, Töchterschuldirektor a. D. Fischer in Straßburg, gegen den Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und dessen Denkwürdigkeiten sich mannhaft seines Vaters angenommen. Dasselbe thut nun in unsrer flottenfreundlichen Zeit auch der Enkel Otto Fischer in einem bemerkenswerthen Aufsatz der „Historischen Zeitschrift“ (Bd. 49, Heft 2), auf den wir auch die Leser dieser Blätter aufmerksam machen möchten. Es wird hier durchaus zugegeben, daß Hannibal Fischer ein Reaktionär gewesen, der auch 1848 „der veränderten Zeitrichtung nicht Rechnung tragen“ mochte; deßhalb hatte er als „Volksverräther“ die Abneigung und den Haß des Volkes auf sich zu nehmen. Aber in der Flottenangelegenheit trifft ihn, wie sich aus den Akten ergibt, kein Vorwurf. Nicht nur deßhalb, weil er dabei auftragsgemäß handelte, nein, im Gegensatz zu seinem Auftraggeber, dem Bundestag, hat Fischer vielmehr den Versuch gemacht, die Flotte zu retten und dem deutschen Volk zu erhalten. Ausdrücklich erklärt er: „Ich glaube kühn alle deutschen Staatsmänner auffordern zu dürfen, doch die Hand aufs Herz zu legen, ob sie bezweifeln können, daß irgend eine Maßregel einen gehässigeren Eindruck, einen zurückstoßenderen Widerwillen in der öffentlichen Meinung gefunden hat als das — wie man sich auszudrücken beliebte — öffentliche Vermäkeln und Unter-den-Hammer-bringen der deutschen Flotte, dieses vermeintlichen Restes eines sichtbaren Symbols der Lieblingsidee der jüngst vergangenen Tage — der deutschen Einheit.“ Und nun unterbreitet er seinerseits dem Bundestag den Vorschlag, „den Küstenstaaten Hannover, Oldenburg, Bremen und Hamburg etwa zwei Schiffe als Wachtschiffe in der Weser und Elbe, und zwar unentgeltlich, zur Disposition zu stellen, alle übrigen aber ebenso unentgeltlich den beiden Großmächten zu überlassen und dadurch eine die deutsche Nationalehre mehr oder weniger kompromittirende Maßregel ganz zu beseitigen.“ Als dieser Vorschlag vom Grafen Thun abschlägig beschieden wurde, wandte sich Fischer mit demselben noch einmal an die einzelnen Staaten. Zuerst an die norddeutschen Küstenstaaten. Aber die Hansestädte wollten nichts davon wissen: eine deutsche Flotte sei für ihre Handelsinteressen geradezu gefährlich, und Hannover, das sich anfangs bereit zeigte, trat zurück, als Fischer meinte, man müsse Preußen eine Station an der Nordseeküste einräumen. In Preußen nahm zwar der Kriegsminister und der Marinechef die Sache günstig auf, der Finanzminister aber verbat sich „ein solches, die Finanzen wie mit einem unersättlichen Vampyr bedrohendes Geschenk“, und so scheiterte auch hier der Plan. Jetzt erst nahm der traurige Prozeß einer öffentlichen Versteigerung der deutschen Flotte seinen Lauf, nachdem Fischer alles versucht hatte, ihn aufzuhalten, das Odium aber, vermehrt durch einen Konflikt mit Bremen, hatte der unglückliche Mann zu tragen bis zu seinem Tod und über denselben hinaus. — Noch erwähne ich, daß Bismarck als Bundestagsgesandter sich Fischers wiederholt annahm und ihn ausdrücklich seiner freundschaftlichen Gesinnung versicherte. Ein bisher noch nicht veröffentlichtes Schreiben Bismarcks wird von dem Enkel als Beleg dafür publizirt. — Nach diesen Darlegungen Otto Fischers, meine ich, wäre es an der Zeit, den Namen Hannibal Fischers zu entlasten und den Fluch, der wegen der Flottenversteigerung auf ihm ruht, ihm definitiv abzunehmen. Im Interesse der historischen Gerechtigkeit habe ich an dieser Stelle auf den interessanten Aufsatz hingewiesen.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

In eigener Sache. Hr. S. Lublinski, Berlin, hat in Nr. 35 des „Magazin für Literatur“ in einer längeren Auslassung, betitelt „Albert Geiger, Georg Brandes und ich“, meine Kritik in Nr. 168 der Beilage über sein Buch „Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“ zum Gegenstande theils sehr selbstbewußter, theils — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — sehr gehässiger Angriffe gemacht. Ich würde es mir gern ersparen, darauf zu erwidern, wenn nicht zu meiner Vertheidigung einige thatsächliche Feststellungen erforderlich wären.

1. Hr. Lublinski stellt meine Gewissenhaftigkeit als Kritiker in Frage, indem er darauf hinweist, daß, als meine Kritik über die zwei ersten Bände seines Werkes erschien (23. Juli d. J.), ich informirt hätte sein müssen, daß zwei *weitere* Bände bereits erschienen seien; ich hätte also nicht das Recht gehabt, in meiner Kritik zu sagen: „Endlich präsentirt sich das Werk als Torso.“ Demgegenüber stelle ich fest, daß die fragliche Kritik im *Januar* d. J. an die Redaktion der Beilage abging, aus redaktionellen Gründen aber erst im Juli gebracht wurde. Da nun in den beiden ersten Bänden *ein Hinweis auf eine Fortsetzung nicht zu finden war*, so war ich zur Zeit der Abfassung der Kritik wohl berechtigt zu meiner Bemerkung, der ich übrigens vorsichtigerweise den Satz anhängte: „Oder soll Weiteres noch folgen?“ Es ist also Hrn. Lublinski's, bezw. des Verlegers Schuld, wenn dieser Tadel, resp. Zweifel ausgesprochen wurde. Ich kann mithin den Vorwurf der Nichtgewissenhaftigkeit ruhig zurückweisen.

2. Hr. Lublinski hat sich offenbar am meisten darüber erbost, daß ich seinem Buche, soweit es mir vorlag, Stil und Prägnanz abgesprochen habe. Hinsichtlich des Stiles lasse ich eine kleine Blüthenlese von Sätzen aus dem Buche folgen: Mit Bezug auf Schiller wird gesagt: „Dieses titanische Ringen . . .

war zugleich ein Nagel zu seinem Sarge ..." (Bd. I, S. 3). „Die Kritik verhielt sich zögernd, manchmal sehr lauwarm ..." (S. 13). Von Goethe heißt es: „Er bemühte sich gar nicht, diese Vulkanausbrüche auf die strenge Gesetzlichkeit der Natur zurückzuführen. Nur zweimal pflückte er die Früchte von diesem Baum ..." (S. 19). „Nun aber kam David Hume, der große Schotte, und trieb die Kritik auf den Gipfel ..." (S. 24). „Fichte that recht daran, das gespenstische Ding an sich ... im Meere des Willens zu ertränken ..." (S. 74). „Das Gefühl kettet den Menschen im hohen Grade mit dem Kosmos zusammen, mit Freude, Schmerz und Lust der Kreatur ..." (S. 80) u. s. w. An solchen „Kathederblüthen" und schief ausgedrückten Sätzen ist in den von mir besprochenen beiden Bänden großer Reichthum. Hinsichtlich der Prägnanz muß ich nochmals betonen, daß die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit mit endloser Breite abgehandelt werden. Ich weise es aber energisch zurück, was Lublinski mir unterschiebt, daß ich die Hinzugehörigkeit dieser Begriffe zu seinem Thema bestritten hätte. Ich bestehe ferner darauf, daß es einen schlechten Eindruck macht, wenn in Lublinski's Buch die fast gleichzeitig erschienene Arbeit Theobald Zieglers als „Quelle" herangezogen wird. Ich erhebe endlich den Vorwurf des Mangels an Prägnanz wiederholt gegen das ganze Buch, welches in vielen Theilen von ermüdend breiten Auslassungen und langweiligen Inhaltsangaben gefüllt ist. (Vergl. besonders die Kapitel: „Populäre Romantiker" und „Heinrich v. Kleist"!) Wenn also Hr. Lublinski mit Bezug auf mich in seiner liebenswürdigen Weise sagt: „Der arme Kerl hat sich gelangweilt," so glaube ich, daß dies Schicksal noch viele Andere getheilt haben und theilen werden. Doch das sind Ansichts- und Gefühlssachen, und wenn Hr. Lublinski das Gefühl für Prägnanz nicht hat, ist das nicht meine Schuld.

3. Was das Kapitel „Heinrich v. Kleist" angeht, das ich als „leicht" bezeichnet habe, so hat Hr. Lublinski indessen selbst zugegeben, daß es als ein „Versuch" zu betrachten sei. Es sollte darin die „Wechselwirkung zwischen der geistigen Masse auf der einen und einer großen geistigen Einzelpersönlichkeit auf der anderen Seite" veranschaulicht werden. Kürzer gesagt: die Persönlichkeit Kleists sollte der soziologischen Tendenz des Buches angepaßt werden. Weshalb hiezu die schwächste aller Geschichten Kleists, „Der Zweikampf", die allerdings auf den Geschmack der damaligen Zeit berechnet war, in endloser Breite abgehandelt wird, das läßt sich nicht ersehen. Die Parallele mit dem „genialen und wildursprünglichen" Friedrich Wilhelm I., welche Kleist nach anderer Seite hin mit dem soziologischen Thema verknüpfen soll, ist ganz verunglückt. Hier soll das „Milieu" aushelfen. Das ganze Kapitel macht den Eindruck des Wirren und Unfertigen.

4. Hr. Lublinski wirft mir mit großer Suffisance meine „Bewunderung" Georg Brandes' vor und verwahrt sich entrüstet gegen die ihm zugesprochene Verwandtschaft mit diesem Kritiker. Er weist stolz darauf hin, daß sein Werk „der erste Versuch einer soziologischen Literaturgeschichte sei, die es bisher noch nie gegeben habe". Hier stempelt er also sein ganzes Werk, nicht nur ein Kapitel, zu einem „Versuch". Mein Bedenken, ob das deutsche Volk in einer Uebersicht über das 19. Jahrhundert mit „Versuchen" abgespeist werden dürfe, ist also nur gerechtfertigt; ich habe ganz recht mit meiner Forderung, daß in einem solchen Falle „das Beste als Extrakt gründlichster Arbeit", d. i. das Ausgereifte, Vollkommene, „nur eben gut genug sei". Wenn er also mir und anderen Kritikern Verkennung seiner Ziele vorwirft, so mache ich ihm Verkennung seiner Aufgabe zum Vorwurf. Indem er das soziologische Prinzip zum Ausgangspunkt seiner Arbeit macht, bringt er auch jenes in den bisher vorliegenden Bänden sehr oft fühlbare Schwanken zwischen soziologischer und ästhetischer Betrachtungsweise hinein, das nur in einzelnen, dem Thema besonders entsprechenden Kapiteln aufgehoben ist, wie ich dies schon vorher anerkannt habe. Ihn selbst trifft der Vorwurf, den er gegen Brandes erhebt: er macht seinem Stoff ein Prokrustes-Bett zurecht. Daher auch das Fragmentarische der ganzen Behandlungsweise.

Es wäre noch manches zu sagen; direkte Unrichtigkeiten wären zu rügen, z. B. das auch von Lublinski wieder aufgetischte, von Grillparzer selbst längst zurückgewiesene alberne Märchen, daß er als Schüler Adolf Müllners, und seine „Ahnfrau" als unter dessen Einfluß entstanden, aufzufassen seien, u. a. m. Allein genug von Hrn. Lublinski!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

K. „Die Gesundheit im Hause" von Frau Dr. med. H. B. Adams-Lehmann. Süddeutsches Verlagsinstitut, Stuttgart.[1]) Der Kardinalstandpunkt der Verfasserin geht dahin, daß die Gesundheit der Familie wesentlich von der Frau abhängt, und das ist eine richtige Ansicht. Die körperliche Pflege des Gatten, der Kinder liegt ebenso wie die eigene vorwiegend in ihrer Hand. Viel ist über diesen Punkt schon in sogenannter populär-wissenschaftlicher Manier geschrieben worden, wer aber die einschlägige Literatur ein wenig näher kennt, der muß zugestehen, daß die Mehrzahl dieser Publikationen nicht das verbrauchte Papier werth war. Bequem an den Fingern kann man die Autoren herzählen, die hierin wirklich Gutes geleistet haben. Männer wie Dr. Bock, Dr. Reclam, Dr. Brücke, Dr. Klenke, und noch wenige Andere, was darüber hinausgeht, ist meist nichts anderes als Humbug, Charlatanerie oder offenbare Bauernfängerei für werthlose, nicht selten sogar gefährliche Geheim- und sonstige Mittel, Wunderkuren, die sich hinterher als die gemeinste Prellerei entpuppen und deren angerichteten Schaden dann der Arzt wieder gut machen soll. Ein weiterer Uebelstand war der, daß sich der weitaus größere Theil dieser Literatur überhaupt nicht an die Frau wandte oder derart mit technischen Ausdrücken durchsetzt war, daß er bei der Durchschnittsbildung des weiblichen Geschlechts nahezu illusorisch wurde. All diese „Rathgeber", „Hausarzt", „Sichere Hülfe" ꝛc. sind häufig nichts als spekulative Reklametitel auf Jene, „die nicht alle werden". Hier tritt nun einmal eine Frau, eine praktische Medizinerin, als Weib dem Weibe mit ihren Rathschlägen, ihren Erfahrungen gegenüber; die Geschlechtsgenossin nimmt das Wort und sie führt es ohne Prüderie, freimüthig, ehrlich und offen, aber dennoch mit jener Decenz im Ausdruck, wie er der gebildeten Frau selbst im Verhandeln der heikelsten Dinge eigen ist. Alle Vorkommnisse des häuslichen Lebens faßt sie ins Auge, Ernährung, Kleidung, Hülfe bei Unglücksfällen, Anlegung von Nothverbänden ꝛc. Die Infektionsstoffe werden von ihr ebenso in Besprechung gezogen wie die physiologischen Verrichtungen des Organismus; dabei gibt sie nicht Mittel für wirkliche oder eingebildete Krankheiten, sondern vorkehrende Rathschläge und verweist bei ernsten Symptomen auf die Hülfe des Arztes. Ausführlich behandelt sie den Bau des menschlichen Körpers und geht hiebei auf die sexuellen Besonderheiten ein. Ungenirt und erschöpfend, aber doch mit aller Rücksichtnahme auf das sensiblere Empfinden des Weibes erledigt sie das Kapitel der Frauenkrankheiten. Scharf zieht sie gegen die Indolenz ihrer Geschlechtsschwestern zu Felde, die an alle möglichen Gesellschaftsfinten die Zeit des Erlernens verwenden, nur über sich selbst, ihren eigenen Körper, nicht Bescheid wissen, in Nothfällen zu „weisen Frauen" ihre Zuflucht nehmen und durch notorische Unwissenheit und blöde Prüderie schweres Unheil über sich selbst, ihren Gatten und ihre Kinder oft schon vor deren Geburt heraufbeschwören. Mit einer verblüffenden Ehrlichkeit ist das Buch geschrieben, und selbst an den wenigen Stellen, wo die Tendenz der vollen Gleichberechtigung des Weibes vielleicht etwas zu scharf in den Vorgrund gerückt ist, dringt nebenher die gesunde Anschauung durch, daß es vor allem die Pflicht der Frau sei, körperlich und geistig so tüchtig zu sein, daß sie unter allen Umständen eine werkthätige Gehülfin des Mannes abgibt, nicht aber eine Last, ein Hemmniß im Kampf ums Dasein wird. Das ist eine treffliche Anschauung, der man umsomehr beipflichten kann, als sie von einer Frau kommt. — Das Buch ist gut ausgestattet, mit zahlreichen erläuternden Illustrationen aus tüchtigen einschlägigen wissenschaftlichen Werken versehen und gehört, mit bestem Gewissen gesagt, in die Hand jedes erwachsenen Weibes, das ihren Nebenmenschen, ihrer Familie mehr sein will als eine sich putzende und kokettirende Drohne oder eine Kette, die man gesellschaftlich neben sich herschleift.

[1]) In Kommission bei Schimon u. Burger, Buchhandlung in München, Residenzstraße.

John Stuart Mills Ideen über den Unterricht im Griechischen und Lateinischen. Ein in einer der letzten Nummern der „Revue des études grecques“ erschienener Aufsatz von Eugène d'Eichthal (nicht von Gustave d'Eichthal, dem bekannten französischen Gräcophilen und Nationalökonomen, der auch mit John Stuart Mill im Briefwechsel gestanden hat) veranlaßte mich, die Antrittsrede J. St. Mills 1867 als Rektor der Universität St. Andrews hervorzuholen. Das war eine Zeit, in der in England gleichwie jetzt noch fortdauernd bei uns Streit zwischen Erziehungsreformern, die gegen den Unterricht im Griechischen und Latein eiferten, und Erziehungskonservativen herrschte. Ich entnehme John Stuart Mills Rektoratsrede, der Autobiographie und der interessanten Studie d'Eichthals kurz das Folgende. War doch der große englische Philosoph, der Vorkämpfer für alle Frauenrechte, wahrlich kein Freund des Stehenbleibens. Und da er von der Antrittsrede in seiner Autobiographie selbst sagt, daß darin die Quintessenz seiner Erziehungsansichten niedergelegt sei, so müssen uns die in ihr enthaltenen konservativen Gedanken über Erziehung um so werthvoller sein. Selbstverständlich mußte und konnte sich Mill von den Prinzipien seiner eigenen Erziehung emanzipiren. Er lernte bekanntlich das Griechische vor dem Lateinischen, und zwar begann er die erstere Sprache in seinem dritten Lebensjahre. Sein Vater schrieb ihm griechische Worte neben ihrer englischen Bedeutung — der Dreijährige konnte also englische und griechische Schrift lesen — zum Auswendiglernen auf Zettel; dazu gab es Uebersetzungen, aber wenig Grammatik. Mit seinem achten Jahre hatte Mill Aesop, Xenophon, Herodot, Theile Lukians und die ersten sechs Bücher Plato's griechisch gelesen. Wir glauben ihm gern, daß er nicht alles verstanden hat, nicht aber, wenn er sich für eine mittlere Kapazität ausgibt. Mit dem achten Jahre erst begann das Studium des Lateinischen, und daran schlossen sich später die großen historischen, philosophischen und nationalökonomischen Studien. — In der Rektoratsrede sagt nun Mill: „Die einzigen Sprachen und die einzige Literatur, denen ich in der üblichen Erziehungslaufbahn eine Stellung fest einräume, sind das Griechische und Lateinische, und die sollen auch die Position behalten, die ihnen bisher zukam.“ Dann heißt es: „Keine Sprache des modernen Europa's ist als Geistesübung so werthvoll wie vermöge ihrer ebenso regulären als komplizirten Strukturen diese beiden Sprachen.“ „Sprache und Literatur der alten Griechen und Römer sollen den Platz in der Erziehung beibehalten, den sie jetzt haben, bei allen denen, die nicht gezwungen sind, auf eine höhere Bildung in sehr frühem Alter verzichten zu müssen.“ Wenn der englische Soziologe dann sagt, diese Studien sollten nicht weitergeführt werden, als um die großen Werthe der antiken Literatur im späteren Leben mit Leichtigkeit lesen zu können, so richtet sich dies gegen die in den englischen höheren Schulen noch jetzt übliche mechanische Versemacherei in den beiden alten Sprachen. Selbstverständlich kommen bei Mills Erziehungsprinzipien auch die anderen Wissenschaften — Kultur- und Naturwissenschaften — zu ihrem Rechte; Mathematik, Experimentalphysik, Chemie und Geschichtsunterricht stehen an ihrer Stelle; und für die Logik gibt es keine bessere Unterlage als die Grammatik der Lateiner und Griechen. So hat der Lehrplan der humanistischen Gymnasien in dem englischen Philosophen und Nationalökonomen einen tüchtigen Vorkämpfer, dessen sich auch die Franzosen zu bedienen wissen, wie der d'Eichthal'sche Aufsatz beweist.

Im Anschluß an das Obige entnehme ich der „Classical Review“ vom Dezember 1899 eine von Prof. A. F. West in Princeton University gemachte Statistik über das **Wachsen der klassischen Schulstudien in Amerika:**

	Einschreibungen 1889—90	Einschreibungen 1897—98	Prozentsatz des Wachsens
1. Latein	100,144	274,293	174
2. Geschichte	82,909	209,034	152
3. Geometrie	59,781	147,515	147
4. Algebra	127,397	306,755	141
5. Deutsch	34,208	78,994	131
6. Französisch	28,032	58,165	107
7. Griechisch	12,869	24,994	94
8. Physik	63,644	113,650	79
9. Chemie	28,665	47,448	65

Der Prozentsatz für die Zunahme der Lateinschüler in dem praktischen Amerika ist somit höher als der jedes anderen höheren Unterrichtsgegenstands; die absolute Zahl der Lateinschüler wird nur von der der Algebra-Beflissenen übertroffen. Auch das Studium des Griechischen nimmt rapid zu und muß mit dem dafür nachschiebenden Lateinstudium später noch mehr wachsen. Physik und Chemie bleiben am meisten zurück. Nach diesen sprechenden Zahlen scheinen die todten Sprachen in Amerika recht gesund zu leben. M.

* **Karlsruhe.** Wie der „Frkf. Ztg.“ geschrieben wird, hat Prof. Dr. Le Blanc in Frankfurt, der früher in Leipzig dozirte und seit einigen Jahren an den Höchster Farbwerken thätig war, einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor des neu zu schaffenden Instituts für physikalische Chemie, insbesondere Elektro-Chemie an der hiesigen Technischen Hochschule erhalten; er wird diesem Ruf voraussichtlich zum 1. April 1901 Folge leisten.

* **Göttingen.** Hier ist der ordentliche Professor der Landwirthschaftskunde an der Universität Dr. Friedrich Griepenkerl im Alter von 73 Jahren gestorben.

* **Aachen.** Der Chef der Berginspektion Klausthal, Bergrath Lengemann, ist als Professor für Bergbaukunde an die hiesige Technische Hochschule berufen worden.

* **Wien.** Hofrath Dr. Ludwig Boltzmann, Professor der theoretischen Physik und Vorstand des physikalischen Instituts der Wiener Universität, hat dem an ihn ergangenen Ruf an die Leipziger Universität Folge geleistet und wird bereits in der zweiten Hälfte dieses Monats nach Leipzig übersiedeln. Alle Bemühungen, den großen Physiker für Wien zu erhalten, waren erfolglos. Die Rücksicht auf die Gesundheit des Gelehrten gab schließlich den Ausschlag. Es sind demnach, so schreibt die „N. Fr. Pr.“, lediglich Verhältnisse rein privater Natur, die den Gelehrten veranlassen, die Universität der Großstadt gegen die einer kleineren Stadt einzutauschen. — Die Universitätsdozenten Dr. Jakob Pahl, Dr. Emil Redlich und Dr. Leopald Königstein in Wien haben den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors erhalten. — Der außerordentliche Professor an der Universität in Wien Dr. Otto Friedmann erhielt eine ordentliche Professur des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der deutschen Universität in Prag.

* **St. Petersburg.** Zum Vizepräsidenten der hiesigen Akademie der Wissenschaften ist an Stelle des verstorbenen L. Maikow der hervorragende Hellenist P. W. Nikitin ernannt worden.

* **Florenz.** Im hiesigen Archäologischen Museum verwundete ein wegen Unachtsamkeit getadelter Aufseher in einem Wuthanfall nicht nur den Vorstand des Museums, G. Seifani, mit mehreren Messerstichen, sondern zertrümmerte auch mehrere kostbare und in ihrer Art einzig dastehende Gegenstände, darunter den ägyptischen Schlachtwagen und eine kostbare antike Vase, ein Hauptstück der athenischen Kunst aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 12. September. Nummer 208.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

An Marie v. Ebner-Eschenbach
zum 70. Geburtstage.[1]

Wir nah'n Dir freudevoll, vieltheure Frau,
Von den Unzähligen, deren Herz in Lieb
Und Dank erglüht, so oft Dein Name tönt,
Nur eine kleine Schaar, doch die ein Vorrecht,
Dich anzureden, zu besitzen denkt,
Da ihre Freundesstimme Dir vertraut
Zum Ohre klingt. Und doch — nun Aug' in Auge
Will unser Mund nur zagend überfließen
Von dem, deß voll das Herz. Was könnten wir
Auch sagen, das der Allgeliebten nicht
In hellem Einklang rings entgegenschallt!
Denn wahrlich: nie einmüth'ger ward der Dank
Für reiche Gaben einem Dichtergeist
Schon von der Mitwelt dargeboten, nie,
Was selten Auserwählten sonst die Nachwelt
Nur gönnt, so freudig einer Lebenden
Gewährt, daß über der Parteien Lärm
Und Zwist ihr Bild in reiner Klarheit stehe.
Du aber, möchtst Du auch des eig'nen Werths
Noch so bescheiden, wie Du pflegst, vergessen,
Die Stimme Deines Volks, die Dich begrüßt
Als Deutschlands größte Dichterin, dringt Dir doch
Ans Ohr, und nicht die edle Stirn kannst Du
Dem Kranz entzieh'n, womit Dich huldigend schmücken
Die Besten Deiner Zeit, nur darin uneins,
Daß aus der Fülle Deiner Gaben Jeder
Vor allem rühmt, was ihn nach seinem Sinn
Zumeist beglückt: Der Deinen Ernst und Tiefsinn,
Jener die Herzensanmuth Deines goldenen
Humors und Der die Macht der Leidenschaft,
Wenn mit der Fackel tiefer Seelenkunde
Abgründe Du der Menschenbrust erhellst
Und über allem schwebt die Schöpferkraft
Der Phantasie, in ihrem freien Spiel
Bescheiden stets durch strenge Kunst gezügelt,
Die sich verbirgt, so daß ihr Werk uns anblickt
Wie lauterste Natur.
Doch wird das alles
Nicht oft und oft genug gesagt und wird auch heut
Dich tausendfach umklingen? Was denn blieb
Für uns noch übrig, das dem innigsten
Bewußtsein Deines Werths und unsrer Liebe
Genügen könnte? So vergönne uns nur
Zu dauerndem Gedächtniß dieses Tags,
Der Dich unalternd an des Alters Schwelle
Geführt, ein sichtbar Zeichen darzubringen:
Dein eigen Bild, von Künstlerhand geprägt,
Und wie in diesen geistbeseelten Zügen
Doch Deines eignen Wesens nur ein Abglanz
Erscheint, den unser treuer Liebesblick
Kundig ergänzt zu voller Lebensfrische,
So lies nun auch in diesem Freundesgruß
Zwischen den armen Zeilen, was an Lieb
Und Treu unwandelbar in alle Zukunft
Unausgesprochen bleibt.

Paul Heyse.



[1] Text der Widmungs-Urkunde zu der von österreichischen und reichsdeutschen Freunden und Verehrern der Dichterin gestifteten Ebner-Medaille, deren Ausführung Rudolf Marschall übertragen wurde.

Zum siebzigsten Geburtstag der Ebner.

In Zdislavic erreicht Marie v. Ebner-Eschenbach am 13. September ihr 70. Lebensjahr. Der mährische Herrensitz, den die Mutter der Dichterin ihrem Gemahl, dem Grafen Franz Dubsky, als Heirathsgut zubrachte, ist mit dem Leben und Schaffen der Ebner so untrennbar verbunden, wie Coppet mit dem Namen der Staël, wie Nohant im Berry mit dem Dichten und Trachten der Georges Sand. In Zdislavic stand ihre Wiege. Im Fichtenhain des elterlichen Gutes gelobte sich die Dreizehnjährige, das deutsche Theater zu reformiren. In der Schloßkapelle trat sie am 3. Juli 1848 mit ihrem Vetter, dem Genie-Hauptmann Moriz Frhrn. v. Ebner-Eschenbach, vor den Altar. Und in ihr „altes Nest Zdislavic" flog sie zeitlebens immer wieder zurück, wenn es galt, zu helfen, zu trösten, neue Schöpfungen zu vollenden und — alte Kränkungen zu vergessen.

In Zdislavic hat sie, vergöttert von ihren Neffen und Nichten, an denen sie Mutterstelle vertrat, 1880 ihren 50. Geburtstag gefeiert; damals als Künstlerin wenig gekannt und beachtet in- und außerhalb der schwarz-gelben Pfähle. Wer wußte, daß Eduard Devrient 1860 ihr Schauspiel „Maria Stuart in Schottland" nicht nur in Karlsruhe aufgeführt, sondern auch in der Kommission für den Schillerpreis in Vorschlag gebracht hatte? Wer las ihre als Bühnenmanuskript gedruckte „Madame Roland" (1867)? In der engeren Heimath wiederum standen ihre bisherigen dramatischen Leistungen ihrer Geltung als Erzählerin geradezu im Wege. Laube hatte wohl die richtige Witterung gehabt, daß hier ein neues Talent sich rege: von ihren großen historischen Schauspielen nahm er zwar keines für die Burg oder das Stadttheater an. Ihr anmuthiges Salonstück „Die Veilchen", vor allem aber ihre große satirische Adels-Komödie „Das Waldfräulein" führte er in vortrefflichster Besetzung auf. Unbeirrt durch die schnöde Haltung der damaligen Wiener Theaterkritik widmete er dem „Waldfräulein", dem verheißungsvollen Vorspiel der berühmten Comtessen-Porträts in den Schloßgeschichten der Ebner, in seiner Chronik des Stadttheaters Worte einsichtigster, eindringlichster Anerkennung. Allein auch sein gewichtiges Urtheil machte die Ebner nicht in ihrem Entschluß wankend, nach 30jähriger, redlicher Bemühung als Jüngerin der dramatischen Kunst, der Bühne fortan für immer fernzubleiben. „Das Mißfallen, welches das Lustspiel „Das Waldfräulein" nach dessen Aufführung auf dem Stadttheater (1873) bei der Kritik erregte, heilte mich" — wie sie Heyse in der für den Novellenschatz bestimmten autobiographischen Skizze schrieb — „für immer von der Lust, für das Theater zu arbeiten." Und nicht nur in ihrem Innern war ein Stachel zurückgeblieben. Die maßgebenden Wiener Zeitungen schwiegen ihren (1875 bei Cotta gedruckten) ersten Band Erzählungen mit dem „Spätgeborenen" und seiner strengen, aber nicht unwahren Sittenschilderung aus der Unterwelt der Presse todt. Und obwohl die rechten Dichter und Kenner, obenan Betty Paoli und Ferdinand v. Saar, Hamerling und Lorm, Graf Wickenburg und Grasberger, für die Novellistin, zumal für den „Spätgeborenen" und „Die Freiherrn von Gemperlein" sich aus voller Ueberzeugung einsetzten: zur durchgreifenden Anerkennung der Ebner kam es in dem Jahrzehnt von 1880 auf 1890 erst, als berufenste Stimmen im Reich ihre Bedeutung feierten: Allen voran Paul Heyse. Das richtige Lesepublikum dies- und jenseits des Oceans eroberte die Dichterin nicht eher, als bis die „Deutsche Rundschau" in rascher Folge ihre Hauptwerke „Das Gemeindekind" und „Unsühnbar" mittheilte.

Ihr abermals in Zdislavic verbrachter sechzigster Geburtstag griff schon weit über die stille Familienfeier des Jahres 1880 hinaus. Die ersten Meister, obenan Louise v. François, erkannten und anerkannten die Ebner als ihresgleichen. Die tiefbescheidene Frau erfuhr gerührt und erstaunt, welche große, treue Gemeinde sie ihr eigen nennen durfte. Der damalige, auch um die Förderung deutsch-österreichischer Dichtung hochverdiente Herausgeber der „Beilage", Dr. Otto Braun, vergönnte mir, am 13. September 1890 einen Festgruß in diesen Blättern zu veröffentlichen, dessen Schlußabsatz zu wiederholen verstattet sein mag:

„Was die Ebner auf dem Theater nicht zur Geltung bringen konnte, das kam ihren Novellen und Romanen zugute; Motive und Charaktere, geschöpft aus dem Verkehr mit allen Ständen der Gesellschaft, verfestigt mit immer wachsender Kunst der Feinmalerei. Fast in jeder Geschichte der Ebner steckt der Keim zu einem echten Lustspiel oder starken Schauspiel. Fast alle Hauptfiguren und Episoden ihrer Erzählung stehen so bestimmt vor uns, wie lebendig geschaute, porträttreu dargestellte Originale. Und im weiten Umkreis der deutschen Komödie der letzten dreißig bis vierzig Jahre sehen wir uns vergebens nach so einzigen kernfesten Prachtmenschen um, wie das die ewigen Junggesellen wider Willen Friedrich und Ludwig v. Gemperlein sind, zwei Streithähne, die früher oder später so gewiß aus dem Buch auf die Bretter springen werden, wie Kellers „Gerechte Kammmacher", Reuters „Entspekter Bräsig" und Dickens' „Sam Weller". Hätte die Künstlerin auch nichts anderes fertig gebracht als diese unvergleichlich lustige, mit dem ursprünglichsten Humor, gleichsam kichernd und schmunzelnd vorgetragene Erzählung, sie hätte reichlich die Ehre verdient, von Gottfried Keller und Paul Heyse zu ihrer freudigen Ueberraschung als hochstehende Genossin anerkannt zu werden."

„Ihrem Streben genügte es aber nicht, im Porträt und Genrebild Vollkommenes zu leisten. Der starke Einfluß, den Turgénjew als Künstler und Sittenschilderer auf sie übte, bestimmte sie, an größere Kompositionen, an soziale und moralistische Probleme sich zu wagen. Wir verkennen das technische Verdienst dieser Dichtungen so wenig, wie den mächtigen sittlichen Zug, der sie Blatt für Blatt durchwaltet. Unsre Vorliebe für die kleineren, klassisch vollendeten Novellen der Ebner wollen wir aber nicht verschweigen: Besseres, Harmonischeres als die Geschichte „Nach dem Tode", Geschlosseneres, Männlicheres als die Tragik der Förster- und Hundegeschichte „Krambambuli", Liebenswürdigeres und Launigeres als „Die Kapitalistinnen" hat die neuere Novellenliteratur in aller Herren Ländern nicht hervorgebracht."

„Am allergrößten erscheint uns Marie Ebner in ihren allerkleinsten Produktionen, den „Aphorismen". Hier offenbart sich unsre Dichterin als eine Denkerin, deren Spruchweisheit durch die Jahrhunderte gehen wird. Keiner ihrer Schlagsätze verleugnet die geistige Ueberlegenheit und Weltkenntniß der Urheberin. Jeder Eine gleicht also einer Goldmünze, deren Vorderseite das Bildniß der Münzberechtigten, deren Aversseite in zierlichstem Gepräge hell und scharf ausgeführte, lorberumschlungene Sinnbilder und Merkworte aufweist. Jeder dieser Denksprüche ist das Ergebniß langer Gedankenarbeit; jeder verlangt und lohnt verweilende Betrachtung, tiefer gründende Erläuterung; alle gereichen sie dem Geist und Gemüth von Marie Ebner, ja dem ganzen

Frauengeschlechte zum Ruhm. Rasch haben sich denn auch die Aphorismen als Hausbuch eingebürgert. Jeder seiner Sätze könnte den Grundtext zu einer Charakteristik von Marie Ebner abgeben; in ihr innerstes Wesen aber scheint uns nichts tiefer einzuführen, als vier Worte in „Unsühnbar“: „Gut sein ist Glück.“ Dieses höchste Glück hat ihr die Natur zu allen anderen Gnadengaben des Talentes mit auf den Lebensweg gegeben, dieses höchste Glück hat sie in allen Prüfungen und Widerwärtigkeiten des Daseins, die ihr so wenig erspart blieben, wie irgend einer ihrer „gefalterten Heiligen“, allzeit ängstlich zu hüten und zu wahren gewußt. Wahrhaftig gegen sich selbst, liebreich gegen alle Kreatur, so tritt sie uns in Kunst und Leben entgegen. So bleibt sie uns hoffentlich erhalten noch manches Jahr und manchen Tag. Noch locken sie, lästiger Leiden ungeachtet, viele und große künstlerische Vorwürfe. Sie will die Geschichte einer armen Dienstmagd schildern, deren ungerechte Folterung Maria Theresia den entscheidenden Anstoß zur Aufhebung der Tortur gegeben haben soll. Verehrer des „Gemeindekindes“ erhoffen einen zweiten Theil dieser Erziehungsgeschichte größten Stils. Alle Welt ist aber eines Sinnes darüber, daß Marie Ebner uns vor allem das Beste und Wichtigste zu erzählen hat, was sie überhaupt weiß: die Geschichte ihrer persönlichen Entwicklung, ihre Denkwürdigkeiten. Was die wohlwollendste Absicht dem Genius zum Festtag darbringen kann, ist geringfügig und nichtig gegen seine eigenen Gaben. Das sagen sich die Deutschösterreicher, das sagen sich die Getreuen im Reich, das erkennen wohl auch die Herren in Amt und Würden am heutigen Festtag; sie haben wohl auch nur deßhalb Marie Ebner so wenig, wie ehedem Anzengruber und Hamerling, das Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst verliehen, in der sicheren Ueberzeugung, daß diese Dichter selbst allerorten als Ehrenzeichen des Vaterlandes angesehen werden.“

In dem seither verflossenen Jahrzehnt hat die Ebner nicht gerastet: in „Glaubenslos“ hat sie denselben Zwiespalt, der von Lenau's „Savonarola“ bis auf Anzengrubers Pfarrertragödien und Roseggers „Ewigem Licht“ die Poeten Deutschösterreichs im Innersten bewegt, dichterisch zu ergründen versucht, unbekümmert um die Gehässigkeiten der Uebelwollenden, die Mahnungen der Wohlwollenden, die ihren Aphorismus nicht begriffen haben: „Der Gläubige, der nie gezweifelt hat, wird schwerlich einen Zweifler bekehren.“ Nicht weniger Muth und Freimuth hat sie in zwei Werken bewiesen, die — wie Turgénjews „Rauch“ und „Neuland“ — die Irrungen in Kunst- und Weltauffassung des jüngeren Geschlechts mit dem Zorn der Liebe züchtigen, mit überströmender Laune und Lauge heimsuchen: „Bertram Vogelweid“ und „Alte Schule“. Die Meisterin bewährt angesichts der Ibseniden und Nietzscheaner, der Fanatiker des Rassenkampfes und Nationalitätenhasses, dieselbe Unerschrockenheit, die sie von Anfang, strafend und spottend, gegen die Schwächen und Schäden der Aristokratie bethätigt hat: — zum nicht geringen Unmuth mancher Hochadeliger, die heute noch mit der berühmten Freundin Kaiser Josephs, der Fürstin Eleonore Liechtenstein, glauben, es sei nicht wünschenswerth, daß Jemand aus ihrer Mitte als Künstler oder publizistisch die Feder führe, weil „das gegen den Stand wäre“. Wunderbarer- und doch natürlicherweise haben mit der wachsenden Autorität der Meisterin alle ähnlichen Versuche, sie unter den Leuten der äußersten Rechten als „gottentfremdetes Kulturweib“ anzufeinden oder bei den stürmenden Neuerern als „die gute Ebner“ zu belächeln, fehlgeschlagen.

Zur Stunde wird die Ebner in allen Lagern als ganze Künstlerin und ganze Natur mit geziemendem Respekt betrachtet und behandelt. Vor Jahresfrist fand es alle Welt in der Ordnung, daß ihr, als der ersten und einzigen Frau in Oesterreich, das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Jetzt rüsten alle Landsleute zu ihrem siebzigsten, wiederum in Zdislavic verbrachten Geburtstage mit so feuriger, einmüthiger Begeisterung, wie sie seit Grillparzers achtzigstem Geburtstag sich nicht wiederholt hat. Die zuerst von Gustav Freytag ausgesprochene, beherzigenswerthe Klage, daß augenblicklich in Deutschland zu viel gefeiert werde, trifft gewiß nicht in den nicht allzu zahlreichen Fällen zu, in denen — wie bei Gottfried Keller und der Ebner — die Mitlebenden ein bißchen beschämt und arg verspätet sühnen wollen, daß sie rechtzeitig wenig, zu wenig oder gar nicht anerkannt haben. Die Huldigungen zum siebzigsten Geburtstag der Ebner sind überdies von so seltenem Geschmack eingegeben, daß sie — Besseres läßt sich ihnen nicht nachsagen — unsrer Dichterin würdig sind.

Das Burgtheater bringt eine Festvorstellung mit einem Prolog von Saar. Die Frauen Wiens widmen eine mit dreißigtausend Unterschriften geschmückte Adresse, die von Frauenhand künstlerisch ausgeführte Ansichten von Zdislavic, Wien, Klosterbruck, Sankt Gilgen und anderen Lebensstationen der Ebner zieren. Die Universität Wien verleiht ihr das Ehrendoktorat, dessen schlichteste und schönste Begründung die Verse unsrer Dichterin wären:

Was noch so fein Philosophie gesponnen
Das bringt die Poesie ans Licht der Sonnen.

Freunde und Verehrer in Heimath und im Reich stiften eine von Marschall geprägte Medaille, die den unübertrefflich bezeichnenden Wahlspruch der Ebner trägt „Können und Gönnen“ und in der Widmungsurkunde, dem poetischen Sendschreiben des berufensten Wortführers der Ebner-Gemeinde, Paul Heyse, die Meisterin begrüßt als „Deutschlands größte Dichterin“.

„Deutschlands größte Dichterin“: — so viel das ist, uns ist die Ebner noch anderes. „Die liebe Seele,“ so schrieb eine der edelsten Freundinnen der Ebner, Louise v. François, „ist mir noch viel mehr, als die geistvolle Frau und große Künstlerin.“ Welch ein Gemüth die Ebner ist, das ahnt der Leser ihrer Werke, das verkünden heute wetteifernd und nach dem eigenen Geständniß durchaus unzureichend die Erinnerungsblätter von Saar, Hermine Villinger, Felicie Ewart. Ihre unerschöpfliche Hülfsbereitschaft, ihre durch allen Mißbrauch nie im „Menschenglauben“ zu beirrende Barmherzigkeit, malt ihr absichtslos und unbewußt entworfenes Selbstportrait:

Verständniß für jedwedes Leid
Erbarmen mild mit jedem Fehle;
Daran in dieser Zeitlichkeit
Erkennst du die erwählte Seele.

Welch eine Freundin sie war und ist, zeigen ihre Nachrufe auf Louise v. François und Betty Paoli: das würdigste Todtenopfer für die Dritte im Bunde, Ida v. Fleischl, haben wir noch zu erwarten. Daß sie, „die Kinderlose, die meisten Kinder hat“, bekennt uns eines ihrer Prachtgedichte. Und ebendort hört man, welche Mutter sie, die Mutterlose, ihrer verwaisten Nichte geworden — wie sie die Kleine hegt und hätschelt und beobachtet und betreut, und wie die Kleine endlich in lieblichster Unschuld Mutterglück und Mutterpflicht empfindet:

Es war ein Anblick — ich vergaß ihn nie!
Und niemals auch, wie du vor jenem Kitzlein
Das einst der Jäger aus dem Wald dir brachte
Auf deine beiden Kniee niedersankst,
Es anzufleh'n unendlich liebevoll:
„O, fürcht dich nicht — ich bin ja deine Mutter!"

So verwandelt sich reinste Natur in reinste Kunst. So führt uns die seltene Frau zuletzt doch immer wieder zur seltenen Dichterin zurück. So kommt der Segen lautersten Lebens den lautersten Schöpfungen unsrer Meisterin zugute. So kennen wir nirgends ihresgleichen.

Grundlsee, 6. September 1900.

Anton Bettelheim.

Die Technik auf der Pariser Weltausstellung.

II.[1]

f. Wenn im ersten Bericht von der Wahrscheinlichkeit gesprochen worden ist, daß man einer nächsten Weltausstellung Kraft und Licht in Form von Elektrizität aus der Ferne zuleiten werde, so berechtigt zur Ausmalung eines solchen Zukunftsbildes ein bei oberflächlicher Betrachtung ziemlich unansehnlicher Ausstellungsgegenstand der „Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft" in Berlin. Es ist dies der Abschnitt eines in den Kabelwerken der Gesellschaft an der Oberspree hergestellten Kabels zur Ueberlragung von Starkströmen. Bisher galt bei einem Kabel die Fähigkeit, Ströme von 6000 Volt Spannung zu übertragen, als Maximal-Leistung. Um sie zu erreichen, bedurfte es besonderer Bleisicherungen der einzelnen Adern des Kabels. Das in Paris gezeigte neue Starkstromkabel ist das gelungene Ergebniß eines Versuches, Ströme von 20,000 Volt zu leiten. Es ist von einem Kabel abgeschnitten, das mit Erfolg während dreier Monate Ströme von dieser Stärke 10 Kilometer weit mit vollster Sicherheit geleitet hat und es zeigt keine Spur davon, daß es diese Funktion nicht länger noch zu erfüllen imstande wäre. Damit ist ein neuer großer Fortschritt für die Fernleitung von Elektrizität geschehen; denn die Stromverluste sind bei Starkströmen prozentisch erheblich geringer, als bei schwächeren Strömen, und die äußerste Vermeidung dieser Leitungsverluste war das bisher ungelöste Problem der Fernleitung, nachdem eine zweite sich daran knüpfende Aufgabe, die sichere und gefährliche Umwandlung starker in schwächere Ströme, durch neuere Konstruktionen von Transformatoren eine genügende Lösung gefunden hatte. Jetzt ist die Bahn zu neuen Entwicklungen frei und der Kabel-Technik ein neuer Aufschwung gegeben. Wie vielseitig bereits heute diese Sonder-Industrie sich gestaltet, zeigt die Ausstellung der genannten Gesellschaft. Da gibt es Kabel mannichfaltigster Verwendung. Die Telephonkabel stellen natürlich ganz andere Ansprüche als die vorgenannten Starkstromkabel, die unterseeischen andere als die unterirdischen und unter den letzteren muß den Bergwerkskabeln wiederum besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Für die Telephonkabel hat es sich beispielsweise als praktisch bewährt, die etwa 250 Kupferdrähte, welche ein solches enthält, mit locker umwickeltem Papier gegen einander zu isoliren, was die von Induktionsströmen herrührenden, bei oberirdischen Drahtleitungen häufig so störenden Nebengeräusche — belauschte Unterhaltungen auf dem Nebendraht — nahezu vollständig beseitigt. Neu ist die Verwendung von Aluminium- statt Kupferdraht, wodurch mit Rücksicht auf spezifisches Gewicht und Leitungsfähigkeit bei den gegenwärtigen hohen Kupferpreisen Ersparnisse von 40 Proz. erzielt werden. Wichtig ist auch, namentlich für die Starkstromleitungen, die Verwendung verbesserter Isolirungsmittel. Der vulkanisirte Kautschuk spielt dabei zwar noch immer die Hauptrolle; für gewisse Zwecke, bei denen das Isolirungsmittel auch der Hitze widerstehen und gegen elektrische Funken unempfindlich sein muß, hat jedoch der vulkanisirte Asbest, eine Mischung von Asbestfasern mit einer besonderen Art Kautschuk, sich trefflich bewährt. Ein Isolirungsmittel ersten Ranges ist Mica, das sind Glimmertafeln, die in Canada und Indien bergmännisch gewonnen werden. Zum Beweise von deren vorzüglichen Isolirungsfähigkeit führt die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Paris ein vielbewundertes Experiment vor. An der Rückwand ihres eleganten Pavillons im „Ehrenhofe der Elektrizität" ist eine wenige Millimeter dicke Glimmertafel von etwa einem Meter Durchmesser angebracht. Auf die Mitte ihrer Vorderseite ist in drei Spitzen eine elektrische Leitung gerichtet, die Strom unter 50,000 Volt Spannung führt, der an Ort und Stelle durch Umwandlung des in den Ausstellungskabeln fließenden Stromes von 2200 Volt erzeugt wird. Die hintere Seite der Glimmerscheibe ist in ihrer Mitte mit Zinnfolie beklebt. Man sollte nun meinen, daß der ungeheuer starke Strom die dünne Glimmerscheibe durchbrechen müßte, um an die Zinnfolie zu gelangen. Diese Isolirschicht erweist sich aber so vorzüglich, daß dies nicht geschieht, vielmehr der Strom unter heftigem Geknatter in zahlreichen, beständig wechselnden Zickzacklinien um den Rand der Glimmertafel herum nach deren Rückseite geht. — Ein ähnlich in die Augen fallendes Experiment zeigt auch die benachbarte Ausstellung von Siemens u. Halske in Berlin durch Vorführung eines sogenannten Hörnerblitzableiters für Freileitungen, der bestimmt ist, die solchen Leitungen leicht verhängnißvoll werdenden Blitzschläge gefahrlos zur Erde zu leiten, statt sie auf meilenweite Entfernungen Unglück anrichten zu lassen. Der Apparat besteht aus zwei, von Porzellanisolatoren getragenen, nebeneinanderstehenden starken Kupferdrähten, von denen der eine mit der Drahtleitung, der andere mit der Erde in Verbindung ist. Diese Drähte sind in ihren unteren Theilen vertikal, in ihren oberen hörnerartig auseinandergehend. Bei gewöhnlicher Benutzung der Freileitung sind die von ihr geführten Ströme nicht stark genug, um von dem in die Leitung eingeschalteten Draht auf den anderen benachbarten überzuspringen. Dagegen bahnt sich der einschlagende Blitz auf diese Art leicht den Weg zur Erde, wobei die merkwürdige und schöne Lichterscheinung eintritt, daß der an den unteren, einander am meisten genäherten Theilen der Drähte sich bildende Lichtbogen durch die entstehende warme Luftströmung längs der Drähte nach oben wandert, wegen deren Auseinandergehens dünner und dünner wird und schließlich abreißt und erlischt. Im gleichen Augenblick ist die Gebrauchsfähigkeit des Apparates wiederum hergestellt. Die hohe Nützlichkeit eines solchen Blitzableiters hat sich bereits mehrfach, besonders in subtropischen und tropischen Klimaten bewährt, wo Gewitter häufiger und stärker auftreten als bei uns. So konnte an südafrikanischen Kraftübertragungsanlagen an einem einzigen Nachmittag festgestellt werden, daß 72 Blitzschläge in eine lange Ueberlandleitung sich nur durch einen geringen Ausschlag der Meßinstrumente markirt hatten. Es ist leicht verständlich, daß auch diese Erfindung der Fernleitung elektrischer Ströme sehr förderlich ist. In der Ausstellung wird die Blitzwirkung durch einen 10,000 Volt-Strom markirt, der aus einem in nächster Nähe befindlichen Transformator den Hörnern zugeschickt wird. Da dieser Strom, abweichend vom Blitz, von beliebig langer Dauer ist, so erzeugt sich vor den Augen der bewundernden Beschauer der Lichtbogen immer von neuem, um nach wenigen Sekunden mit leichtem Knall wieder zu erlöschen.

Die bedeutendste von der Elektrizität in der Ausstellung übernommene Leistung ist ohne Zweifel die allabendliche taghelle Beleuchtung sowohl der Gebäude als des gesammten Ausstellungsgeländes, hier eingeschlossen die von der Aktiengesellschaft Schuckert in Nürnberg unterhaltenen Scheinwerfer und die feenhafte Illumination der Wasserkünste des Chateau d'Eau. Die Lichtfontaine ist an dieser Stelle in märchenhafter Vielgestaltigkeit vorgeführt, namentlich an den als Gala-Abende verkündigten Freitagen, die vor anderen auch noch durch die elektrische Beleuchtung des Eiffelthurms in seinen Hauptlinien ausgezeichnet sind. Wunder der Beleuchtungstechnik, wie sie nur durch das elektrische Glühlicht, das keines Sauerstoffs bedarf, hergestellt werden können, sind außerdem das Palais des Illusions und das Glaspalais. Das erstere stellt einen vom Tageslicht abgeschlossenen, hohen, sechseckigen Saal von maurischer Architektur vor, dessen Wände mit Spiegeln bekleidet sind und von dessen gewölbter Decke

[1] S. Nr. 200 der Beilage d. J.

Tropfsteingebilde herabhängen. An den die Bogen tragenden Säulenbündeln und auf Wand- und Kronleuchtern sind Tausende von elektrischen Glühlampen in allen Farben angebracht. Werden diese Lichter in verschiedenen wechselnden Kombinationen entzündet, so hat man den Eindruck, nach allen Richtungen in unendlich weit sich erstreckende, feenhaft erleuchtete Räume zu sehen. Etwas abweichend hievon ist das Glas-Palais, das von einer großen französischen Glashütte in der nächsten Nähe des Eiffelthurms ganz aus hohlen, bunten Glaswürfeln aufgeführt und in ähnlicher Weise in allen seinen Theilen durch hohle, farbige Glaskörper der verschiedensten Größen und Formen geschmückt ist. So sind beispielsweise die Geländer der Freitreppe aus muschelförmigen, opal- und amethystfarbigen Glaskörpern gebildet. Jeder dieser Hohlräume aus Glas birgt mindestens eine elektrische Glühlampe, die nach Dunkelwerden entflammt wird, wodurch der stattliche Bau zu selten schöner Wirkung gelangt. Am Tage birgt derselbe eine vollständige Glasfabrikation, die unausgesetzt von wißbegierigen Besuchern umstanden ist, obgleich eine besondere Gebühr erhoben wird.

Eine neue Erscheinung im Beleuchtungswesen ist die von der „Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft“ in Berlin in einem prächtigen Pavillon in verschiedenartigsten Ausführungen gezeigte Nernst-Glühlampe. Das Wesen derselben besteht in der Verwendung von Leitern zweiter Klasse, zu denen die alkalischen Erden, wie Kalk, Magnesia, Zirkonerde, gehören und welche erst nach vorangehendem Glühen leitend werden, dann aber unter Ausstrahlung eines sehr starken Lichtes leitend und leuchtend bleiben. Die in der Herstellung kostspielige Luftabschließung wie in der Edison-Lampe ist somit hiebei weder nöthig, noch überhaupt zulässig. Der Luftsauerstoff ist bei dieser Glüherscheinung sogar erforderlich, ohne jedoch verbraucht zu werden, weil an einer Elektrode des Glühkörpers davon ebensoviel gebunden, als an der anderen ausgeschieden wird. Das ist eine der Herstellung und Einführung der Nernst-Lampe sehr förderliche Eigenschaft derselben. Ohne Zweifel ist ihr Licht auch von einer strahlenden Helle und reinster Weise und überrascht bei der Entflammung der zahlreichen großen und kleinen prunkvollen und schlichten Lampen im Pavillon der „A. E.-G.“ die Zuschauer stets aufs angenehmste. Ein Fragezeichen haftet sich nur an die verhältnißmäßige Langsamkeit der Entflammung. Diese Schwierigkeit besteht für Lampen mit automatischer Entzündung, wie es die meisten unter den ausgestellten Nernst-Lampen sind, in sehr geringem Grade, was deren Vorführung überzeugend erweist, dagegen in höherem Grade für die einfachen und auf den Massenverbrauch berechneten Lampen, die gleich Stearinkerzen mit dem Streichholz angesteckt werden müssen. Darin liegt im Vergleich zu der augenblicklichen Entflammbarkeit der älteren Glühlampe ein Mangel; doch ist wohl anzunehmen, daß Abhülfe ersonnen werden wird, zumal die beträchtliche Ersparniß in der Herstellung der Lichteinheit hiezu antreibt.

Was die Elektrizität der Menschheit geworden ist, zeigt sich in der großen Fülle der kleinen Apparate, bei denen sie mannichfaltige Verwendung findet, in fast noch höherem Grade als an den imposanten Riesendynamos. Auch die Schwachstromtechnik hat Schritt haltend mit der Starkstromtechnik seit der letzten großen Pariser Ausstellung die erstaunlichsten Fortschritte gemacht. Der „Ehrenhof der Elektrizität“ mit Hunderten verschiedenartigster Apparate ist dessen Zeuge. Die älteren Erfindungen auf dem Felde dieser Technik, Telegraph, Läutwerke und Telephon, sind auf einen hohen Grad der Feinheit und Präzision gelangt; doch ist das nur ein geringer Theil des erzielten Fortschritts. Die große Zahl der neuen Anwendungen bezieht sich auf fast alle Schaffensgebiete, die eines vom andern gelernt haben, der Elektrizität ein Wächter- und Kontrolamt zu übertragen, dem sie mit vollster Zuverlässigkeit vorsteht. Das Schema dieser Anwendung der Naturkraft ist fast überall dasselbe: ein Stück weiches Eisen, umwickelt mit Kupferdraht, wird magnetisch, sobald ein elektrischer Strom den Draht durchfließt, zieht dann einen Anker an und dieser stellt entweder Verbindungen bewegter oder zu bewegender Theile her oder trennt auch solche. Diesem Schema entsprechende Apparate regeln den Gang der Webstühle, bringen die Spinnmaschinen selbstthätig zum Stehen, wenn es nöthig ist, kontroliren in zahlreichen Maschinen Zufuhr und Abfuhr des Arbeitsgutes, Zufluß und Abfluß von Flüssigkeiten, löschen oder entzünden selbstthätig Flammen, wenn es erforderlich wird, u. s. f. Dabei handelt es sich zumeist nur um sehr schwache Ströme, wie sie von einer Batterie, einem Sammler, bestenfalls von einer kleinen Dynamo geboten werden. Immer hat ein bedeutendes Maß von Scharfsinn dazu gehört, das Schließen oder Oeffnen der elektrischen Leitung in richtige Beziehung zu setzen zu den bewegten oder zu bewegenden Maschinentheilen. Wenn auch die Methode die nämliche ist, die Art ihrer Anwendung im gegebenen Fall ist meist sehr geistreich ersonnen und immer wieder aufs neue überraschend: kaum eine Technik verschmäht es gegenwärtig, sich für Erreichung feiner und feinster Wirkungen der angedeuteten Art der Elektrizität zu bedienen, und was der Technik mit ihren gröberen Zwecken recht ist, ist natürlich der Präzisionsmechanik billig. Doch es würde zu weit führen, hier anzugeben, welche vielseitige und feine Anwendung gerade die Fabrikation chirurgischer und wissenschaftlicher Instrumente von der Elektrizität macht. Wir ziehen der Verfolgung dieses Pfades eine andere Mittheilung vor, die eine ganz neue elektrische Erfindung betrifft, welche in Paris zum erstenmal öffentlich gezeigt wird und die Bezeichnung einer „epochemachenden“ in Wahrheit verdient, so viel Mißbrauch auch sonst mit diesem Wort getrieben wird.

In einem wenig auffälligen kleinen Pavillon der dänischen Abtheilung im Elektrizitätspalast befindet sich ein von dem Ingenieur Waldemar Poulsen in Kopenhagen erfundener und von ihm „Telegraphon“ (richtiger vielleicht Telegraphophon geschrieben) benannter Apparat. Derselbe hat den Zweck, die in das Sprachrohr eines Telephons hineingesprochenen Worte auf der Empfangsstation zu fixiren, beziehungsweise in einer besonderen Art niederzuschreiben, sobald jenseits Niemand am Hörrohr ist, mit der Wirkung, daß beliebig später diese Niederschriften wieder in die ursprünglichen Schallwellen umgesetzt und solche am Hörrohr abgehört werden können. Dieser nächstliegende Zweck des „Telegraphons“ ist an sich gewiß ein sehr praktischer, aber ungleich wichtiger ist, was sich aus dieser Fähigkeit des Apparates weiter entwickelt und bereits in die Erscheinung getreten ist. In seiner einfachsten Ausführungsform besteht das Telegraphon aus einer horizontal gestellten hölzernen Rolle von 25 cm Länge und 10 cm Durchmesser, auf welche ein etwa 120 m langer 1 mm starker Stahldraht spiralförmig aufgewickelt ist. Auf diesen Stahldraht schleift, ihn leicht berührend und mit seinen Polen ihn rechts und links umfassend, ein Elektromagnet. Elektromagnet und Spule sind in die Telephonleitung eingeschaltet. Soll der Apparat in Thätigkeit treten, also die eben gedachte Niederschrift einer in das Sprachrohr hineingelegten Mittheilung erfolgen, so wird durch ein Uhrwerk oder sonstwie der Spule eine schnell rotirende Bewegung und zugleich eine langsam fortschreitende seitliche Bewegung gegeben, die sie bei jeder Umdrehung um die Breite einer Drahtwindung verschiebt. Es erfolgt dann ein Schleifen des Elektromagneten längs des Drahtes, und diese Weiterbewegung des Magneten am Draht hat zur Folge, daß sich seine verschiedenen Erregungszustände, wie solche von den Schwingungen der Membran am Sprachrohr erzeugt werden, getreulich auf den Draht übertragen und von demselben festgehalten werden. Gibt man dann später dem Apparat, indem man die Spule an den Anfangspunkt zurückschiebt, die identische Bewegung, so übertragen sich umgekehrt wieder die vorher im Draht fixirten verschiedenen magnetischen Erregungszustände auf den Elektromagneten, von diesem auf die Membran des Hörrohrs, und können hier als die früher in das Sprachrohr hineingesagten Worte abgehört werden. Man sieht, dieser schönen Erfindung liegt eine Entdeckung zugrunde, die an sich von höchstem Interesse ist: die Möglichkeit, verschiedene magnetische Erregungszustände eines Magneten auf einem Stahlband oder Stahldraht zu fixiren, mit der Wirkung, daß sie solange fixirt bleiben, als man nicht die betreffende Stelle des Bandes oder Drahtes mit einem anderen Magneten von erheblich stärkerer Erregungsfähigkeit in Berührung bringt, wodurch ein Auslöschen des früheren schwächeren Eindrucks, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen, erzielt wird. Poulsen nennt diesen stärkeren Magneten

seinen „Auslöschmagneten“ und konstruirt auf Grund dieser Beobachtungen und Erfahrungen einen größeren Apparat, den er „Zeitungstelephon“ nennt, mit folgender Einrichtung: Ueber zwei Rollen ist, einer Bandsäge ähnlich, ein Stahlband ohne Ende gespannt, dem eine fortschreitende Bewegung ertheilt ist. Auf seinem Wege begegnet das Band zuerst dem an ihm schleifenden „Schreibmagneten“, der seine Erregungszustände, entsprechend den an entfernter Stelle in das Sprachrohr hineingesprochenen Worten, auf das Band überträgt. Sich weiter bewegend, passirt das Band dann an einer beliebig großen Anzahl „Lesemagneten“ vorüber, deren jeder zu einem besonderen Telephon gehört, und überträgt auf diese seine Erregungszustände, wonach an soviel Hörrohren, als der Zahl der Lesemagneten entspricht, gehört (oder auch aufs neue niedergeschrieben) werden kann, was der Schreibmagnet dem Bande anvertraut hat. Endlich geht das Band an einem Magneten — dem „Auslöschmagneten“ — vorüber, der, mittels eines elektrischen Gleichstroms erregt, eine ungleich stärkere, aber vollständig gleichmäßige Einwellung auf das Band übt, so daß jenseit dieses Magneten der frühere gleichmäßige Zustand des Bandes wiederhergestellt ist und bei nächster Berührung des Schreibmagneten das Spiel von neuem beginnen kann. Es ist begreiflich, daß diese vom „Zeitungstelephon“ eröffnete Aussicht als eine großartige von Allen empfunden wird, die in Paris Gelegenheit hatten, das Telegraphon sprechen zu hören und sich zu überzeugen, daß die Wiedergabe der Töne viel genauer und reiner als durch den Phonographen erfolgt. Dieser Vorzug erklärt sich leicht dadurch, daß beim Telegraphon die von der stampfenden Bewegung des Stifts am Phonographen und von der allmählichen Abbröckelung der Masse, welche die Toneindrücke aufnimmt, herbeigeführten Nebengeräusche nicht ihres Gleichen finden, weil der Magnet den Stahldraht oder das Stahlband nur eben ganz leise berührt. Die Abwesenheit der Nebengeräusche aber verspricht, das Telegraphon zu einem besseren Ueberträger von Musik zu machen, als der Phonograph hiezu das Zeug hat. Von den in Paris zu Gehör gebrachten Worten wurd versichert, daß sie schon wenigstens 1200 mal vom Telegraphon wiederholt worden seien. Sie hatten anscheinend noch nichts an ihrer ursprünglichen Deutlichkeit verloren, was zugleich für die wunderbare Kraft des Stahldrahtes, die eingetragenen zarten Eindrücke lange festzuhalten Zeugniß ablegt.

Das Telegraphon hat indessen noch andere hochinteressante Seiten. Es ist dem Erfinder gelungen, bei der Wiedergabe des Hineingesprochenen auch die Tonstärke erheblich zu vermehren. Die Lösung dieser Aufgabe ist auf zweifache Weise versucht worden. Zunächst hat ein Ablaufen der Spule in schnellerem Tempo beim Abhören, als sie vorher bei der Niederschrift gelaufen war, eine Verstärkung der elektromotorischen Kraft des Magneten und somit eine Verstärkung der Schwingungen der Membren, also eine Tonverstärkung zur Folge. Dieselbe ist manchmal so stark, daß sie dem Ohr unerträglich wird, zumal sie aus naheliegenden Gründen in erheblich höheren Tönen geschieht als vorher hineingesprochen war, z. B. in hohem Diskant, wenn eine Baßstimme gesprochen hatte. Eine solche Lösung der Aufgabe hat nur beschränkten Werth. Ernsthaft zu nehmen ist dagegen eine zweite Lösung, der folgende Erwägung zugrunde liegt. Schaltet man zwei oder mehrere Telegraphone in die Leitung der Empfangsstelle ein, so tönt beim Abhören aus jedem Hörrohr mit unverminderter Stärke das vorher Hineingesprochene heraus, und vereinigt man die verschiedenen Leitungen in einem Hörrohr, so muß man aus demselben das jenseit Hineingesprochene wie im Chorus gesprochen vernehmen. Der Versuch hat dieser Voraussicht recht gegeben, namentlich als die zwei oder mehrere Drähte nebeneinander auf derselben Holzspule aufgewickelt wurden, um der genauen Gleichzeitigkeit der Wiederholungen sicher zu sein. Selbstverständlich muß jeder Draht seinen besonderen Elektromagneten empfangen. Poulsen nennt diese Vorrichtung „Relais“ und verspricht sich davon vermehrte Unabhängigkeit der telephonischen Verständigung von der Entfernung, vielleicht im weiteren die Möglichkeit, die menschliche Stimme um den Erdball herumzusenden.

Noch eine weitere sich anknüpfende Erfindung ist von großem Interesse. Es ist gelungen, zwei, auch mehrere Telephongespräche übereinander auf demselben Draht zu fixiren und bei der Wiedergabe mit Sicherheit gerade dasjenige zu Gehör zu bringen, was zu hören gewünscht wird. Die theoretische Erklärung ist leicht verständlich: Es ist oben gezeigt worden, wie zwei Drähte, nebeneinander auf derselben Holzspule aufgewickelt, Tonverstärkung hervorbringen. Sie können aber auch zur Tonvernichtung führen, wenn man nämlich beim Abhören den einen der beiden Magneten umgekehrt schaltet, wie vorher. Dann heben sich die elektromotorischen Kräfte in den Magneten, die sich sonst addiren, auf, und das Hörrohr bleibt stumm. Fixirt man nun bei dieser veränderten Stellung der Magneten ein zweites Telephongespräch, so ist klar, daß die Aufzeichnung auf den beiden Drähten nicht übereinstimmend, aber doch symmetrisch erfolgt und daß, wenn man jetzt abhört, das Hörrohr nicht stumm bleibt, sondern das zweite Gespräch wiedergibt. Stellt man aber die Anfangsschaltung der Magnete wieder her, so ist das zweite Gespräch aus denselben Gründen, wie oben erörtert, bei dieser Stellung nicht vernehmbar, wohl aber jetzt wieder das erste.

Es will uns scheinen, als werde durch diese Poulsen'sche Erfindung wiederum ein ganz neues Gebiet für die Anwendung der Elektrizität eröffnet. Mindestens steht die Entdeckung der magnetischen Erregbarkeit von Stahlband oder Stahldraht von solcher Dauerhaftigkeit und mit so wunderbarer Wirkung bei verhältnißmäßig so schwacher Anregung, wie sie von einem Telephonmagneten nur ausgehen kann, an Wichtigkeit der Graham Bell'schen Entdeckung der Umsetzung von Schall- in elektrische Wellen rc., die zur Erfindung des Telephons führte, kaum nach!

Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Papyrus der Königlichen Museen, von **Ad. Erman** und **Fritz Krebs**. (Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin.) Berlin, Spemann 1899. — Dieses Handbuch bietet weit mehr als der Titel erwarten läßt: es gibt eine sorgsam ausgewählte Zusammenstellung von Uebersetzungen ägyptischer, griechischer, koptischer und arabischer Papyrus, soweit sie im Besitz der Berliner Museen sind. Damit erhalten weitere Kreise ein unmittelbares, anschauliches Bild aus dem inneren, kulturgeschichtlichen Leben Aegyptens, das aber nicht nur für die Kenntniß ägyptischer, sondern ebensosehr für die griechischer Verhältnisse werthvoll ist. Denn während die Proben aus ägyptischen Papyrus 100 Seiten, nehmen die griechischen über 120 Seiten ein, worauf bei der Wichtigkeit dieser besonders aufmerksam gemacht sei. Auch ist in besonders sprachlich merkwürdigen Fällen der Originaltext beigegeben (z. B. S. 213, 235), womit man u. E. sogar etwas weniger sparsam hätte sein können. Auch überwiegen bei den griechischen Papyrus bei weitem die **geschäftlichen Urkunden** (S. 116—223), nur auf zwölf Seiten sind **literarische** Proben mitgetheilt. Steckt doch gerade in den ersteren ein unschätzbares kulturhistorisches Material für die Erkenntniß ägyptisch-griechischen Lebens, namentlich in **römischer Zeit**. Da erhalten wir Einsicht in amtliche Schriftstücke, Erlasse, Beschwerden, Steuererklärungen, Steuerquittungen; ferner in das Privatleben, wie es sich in Schuldscheinen, Kauf- und Pachtverträgen, Testamenten und Briefen darstellt. Die Lesbarkeit wird überall durch einen verbindenden erläuternden Text erleichtert. Ferner geht jedem neuen Abschnitt eine orientirende paläographische Einleitung voraus mit Proben von Schriftzeichen, während am Schluß des Buches auf 24 Tafeln höchst dankenswerthe Schriftproben gegeben sind und in der Einleitung das Wichtigste über Herkunft und Erhaltung der Papyrus, sowie über Schreibmaterial und -geräth vorausgeschickt ist. K. D.

vl. **Katalog der Gemälde des Städel'schen Kunstinstituts**, bearbeitet von Heinrich **Weizsäcker**. Die erste Abtheilung des sehnlich erwarteten Katalogs der Städel'schen Galerie ist nun erschienen; sie umfaßt die Gemälde der älteren Meister vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Ein solches Werk ist immer ein Ereigniß für die Kunstwissenschaft, zumal noch nicht gar viele Galerien den strengen, aber gerechten Anforderungen entsprechend katalogisirt wurden, die man doch nunmehr seit 25 Jahren erhebt. Das vorliegende Gemälde-

verzeichniß darf als eines der besten und wohl als das handlichste bezeichnet werden. Es gibt alle nothwendigen Angaben über Herkunft und Meister des betreffenden Bildes und schließt sich der neueren Forschung mit Umsicht und Ehrlichkeit an. Diese beiden Eigenschaften sind gerade bei solchen Unternehmungen sehr schwer zu vereinigen; denn wenn es dem Sammlungsvorstande mitunter recht schwer fallen mag, einen berühmten Namen von der Liste der in seiner Galerie vertretenen Künstler zu streichen, so wird es ihm oftmals noch schwerer sein, blendenden Hypothesen der neueren Zeit mit besonnener Zurückhaltung entgegenzutreten.

Die Anlage des Katalogs gibt die Künstlernamen in alphabetischer Reihenfolge, was bei einer so verhältnißmäßig kleinen Galerie gewiß empfehlenswerther ist als die Anordnung nach Schulen. Es sind nun freilich viele Namen verändert worden; aber es entstehen für denjenigen, der ein Bild nach der älteren Benennung sucht, doch keine Unannehmlichkeiten, weil im Anhang eine sehr bequeme Uebersichtstafel über all diese Abänderungen angebracht ist; überhaupt muß dem auch in typographischer Hinsicht äußerst sorgsam und verständig angelegten Katalog das Lob zugestanden werden, daß er das Höchste an leichter Benutzbarkeit leistet. Einige der wichtigsten Umtaufen seien hier genannt. Das bis jetzt dem Mantegna zugeschriebene Brustbild eines Apostels ist entgegen der Angabe der apokryphen Inschrift dem großen Oberitaliener mit Recht genommen; es wird jetzt dem Francesco Bonsignori gegeben. Bei Parmigianino ist nun endlich das prunkvolle, aber nicht gerade sehr geistreiche Damenbildniß untergebracht, das früher dem Sebastiano del Piombo zugetheilt war. Die zwei Tiziane sind gestrichen, beziehungsweise in Frage gestellt, desgleichen der Tintoretto und Paolo Veronese. Dagegen sind andere alte und zur Zeit bekämpfte Zuschreibungen aufrecht erhalten worden, vor allem ließ Weizsäcker in gut begründeter Weise den viel diskutirten Correggio nicht fallen; trotz der schweren Beschädigungen hat das noch immer schöne Bild sehr viel von dem Reize correggesker Kunst.

Einen Hauptbestandtheil der Städel'schen Galerie bildet die werthvolle Abtheilung der Altniederländer des 15. Jahrhunderts. Hier war die Arbeit besonders schwierig und es sei darum gestattet, einige kritische Anmerkungen zu machen. Während die alten Benennungen ein wenig aufs Gerathewohl gemacht waren, sind die neuen im wesentlichen zutreffend und treffen zum mindesten immer den nächsten Kreis richtig, in den die betreffenden Gemälde gehören. Die Version der tiburtinischen Sibylle blieb mit Recht bei Dirk Bouts; dagegen wurde die Beweinung Christi als Kopie bezeichnet, ebenfalls mit Recht. Der Katalog nennt das bekannte Bild im Louvre, das dort als Roger van der Weyden hängt, als das Original, wohl in der Erwägung, daß das Pariser Exemplar entschieden etwas besser ist als das Frankfurter; jedoch kann auch ersteres nicht den Anspruch erheben, von der Hand des Bouts herzurühren; auch es ist zu dürftig, um mehr als eine Kopie zu sein. Beizufügen wäre vielleicht gewesen, daß die Albertina eine Kopie in Silberstiftzeichnung nach einer der Eckfiguren besitzt. Nr. 108 A, eine Halbfigur der Madonna mit dem Kinde, galt früher als Memling und wird jetzt richtig in den Kreis des Bouts versetzt. Die Bemerkung des Katalogs, daß die Salting-Madonna in London, die wohl unzweifelhaft ein echtes Werk des Bouts ist, eine Replik von gleicher Hand sei, kann nicht gut aufrecht gehalten werden. Die auch vom Verfasser bemerkten Verschiedenheiten der Komposition sind zu groß, als daß mehr als ein Schulzusammenhang zwischen den beiden Bildern anzusetzen ist; jedenfalls aber rühren sie nicht von der gleichen Hand her. Der Unterschied in künstlerischer Qualität und in der technischen Behandlung ist vielmehr so groß, daß die Frankfurter Madonna nur als Kopie eines verschollenen Originals von Bouts gelten darf, das in mancher Hinsicht sehr nahe mit der, wie ich glaube, zweifellos authentischen Salting-Madonna verwandt war. Die großen Tafeln aus Flémalle, die noch kürzlich von Firmenich-Richartz mit Berufung auf Scheibler für Roger van der Weyden in Anspruch genommen waren, verblieben dem Meister vom Méroder Altar und werden ihm wohl auch immer verbleiben. Von Rogers Hand besitzt die Städel'sche Galerie überhaupt nur den kleinen Mediceer-Altar. Die Scenen aus dem Leben des Johannes Baptista sind als Kopie des in Berlin befindlichen Originals angesetzt. Referent glaubt die gleiche Hand zu erkennen in der hübschen Northbrook-Madonna, der fälschlich so genannten Madonna aus dem Hause Vendramin in Wien und in einer kleinen Verkündigung der Antwerpener Galerie, die sehr eng mit dem linken Flügel des Münchener Drei Königs-Altars verwandt ist. Ob das schöne männliche Portrait, das allgemein als Memling angesehen wird, wirklich von diesem herrührt, scheint mir noch nicht mit Sicherheit festzustehen. Es entspricht einem älteren Stil, ist aber jedenfalls ein Hauptwerk der altniederländischen Portraitmalerei. Für Gerard David wird eine kleine Verkündigung genommen, die doch wohl nicht mehr als eine mäßige, recht trockene Kopie des wesentlich schöneren, in zwei Theile zerlegten Exemplars der Sigmaringer Galerie ist. Der Katalog setzt die Verkündigung wohl mit gutem Fug in die Spätzeit des Künstlers; bemerkenswerth ist, daß die mit dem Sigmaringer Exemplar eng verwandte Hochzeit von Kanaan im Louvre von Anderen in Gerards Frühzeit gesetzt wird; sie wird aber wohl auch als ein Spätwerk zu betrachten sein und zeigt den Künstler schon recht unabhängig von Memling. Ob der hl. Hieronymus wirklich eigenhändig sei, mag dahingestellt bleiben. Die im Katalog erwähnte Wiederholung aus dem Besitz des Hrn. Fétis in Brüssel ist jetzt in die Sammlung Somzée übergegangen, mit der sie zur Zeit auf der Pariser Weltausstellung zu sehen ist.

* **Der Ruhrbacillus.** Wie der „Frkf. Ztg." aus Bonn berichtet wird, hat Prof. Dr. Walter Kruse vom dortigen hygienischen Institut bei der im Juli und August im Kreis Ruhrort ausgebrochenen Ruhrepidemie umfangreiche Untersuchungen namentlich im katholischen Krankenhause in Laar angestellt und als Ergebniß dieser Untersuchungen einen Bacillus entdeckt, der für den Erreger der Ruhr (Dysenterie) zu halten ist.

* **Göttingen.** Eine neue bauliche Erweiterung wird in nächster Zeit unsre Universität erhalten. Das geophysikalische Institut (Gauß-Observatorium), eines der bedeutendsten Universitätsinstitute, wird in einen Neubau verlegt werden, der nordöstlich der Stadt und 25 Minuten von ihr entfernt auf dem Hainberge errichtet wird. Abgesehen von der Störung, welche die Nachbarschaft einer der verkehrsreichsten Straßen verursachte, waren die alten Räume unzulänglich geworden.

* **Königsberg.** Der langjährige Justitiar am Oberbergamt Halle, Geh. Bergrath Prof. Dr. Arndt, hat dem Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des Staatsrechtslehrers Prof. Zorn Folge geleistet. Geheimrath Arndt hielt bisher im Nebenamt an der Universität Halle staatsrechtliche Vorlesungen ab.

* **Wien.** Wie die „Wiener Montagsrevue" mittheilt, hat der Vorstand der geburtshülflichen Klinik an der hiesigen Universität, Prof. Dr. Gustav Braun, um seine Pensionirung nachgesucht.

-b- **Neuchâtel,** 6. Sept. Institut de droit international. An dem Lieblingsaufenthalt Vattels, wo derselbe auch sein noch jetzt in hohem Ansehen stehendes Werk über Völkerrecht vollendet hat, ist heute das Institut für internationales Recht zu seiner diesjährigen Sitzung zusammengetreten. Herzlichst begrüßt von den Spitzen der Eidgenossenschaft und empfangen von den Organen von Staat und Stadt, von welchen besonders Staatsrath Berthoud an die vor zwei Jahren seitens des niederländischen Ministers des Auswärtigen gehaltene Rede anknüpfte und die Verdienste des Instituts um Wissenschaft und Menschheit pries, bekundete dieses hinwiederum seine Dankbarkeit für den überaus warmen Empfang, den es gefunden, indem es einen hervorragenden Sohn des Kantons, den seit fast 20 Jahren die Eidgenossenschaft in Paris vertretenden Gesandten Dr. Lardy, zu seinem Vorsitzenden wählte. Als Vizepräsidenten wurden diesem zur Seite gegeben der bisherige Jahres-Generalsekretär des Instituts, Oberlandesgerichtsrath und Professor Dr. Harburger von München, und ferner der Professor der Rechte an der Universität Padua, Adolf Sacerdoti, während die Führung der Geschäfte des Generalsekretariats Botschaftsrath und Universitätsprofessor Leta (Lausanne) beibehielt. Präsident Lardy gab in seiner geist-

reichen Eröffnungsrede nicht nur einen umfassenden Ueberblick über die staatengeschichtliche Entwicklung seines Vaterlandes, sondern insbesondere auch über die Evolution des internationalen Rechts in der neueren und neuesten Zeit, wobei manch interessante Streiflichter auf verschiedene Vorkommnisse der Gegenwart fielen. Hinwiederum konnte der Bericht des Jahres-Generalsekretärs über die wissenschaftliche Bethätigung des Instituts und seiner einzelnen Mitglieder mit Befriedigung darauf hinweisen, daß eine sehr ansehnliche Zahl der letzteren von ihren betr. Regierungen zur Haager Friedenskonferenz von 1899, sowie zu der in derselben Stadt im laufenden Jahre abgehaltenen III. Konferenz zur Weiterbildung des internationalen Privatrechtes delegirt worden war, wie andrerseits auch diese Konferenzen vielfach Arbeiten des Instituts zum Ausgangspunkt und zur Grundlage ihrer Elaborate gewählt haben. Die Wahlen zur Ergänzung des Mitgliederstandes führten zur Aufnahme der bisherigen außerordentlichen Mitglieder Senator und Professor der Rechte Chevalier Descamps in Löwen, Professor Midosi in Lissabon und Präsident des hanseatischen Oberlandesgerichts in Hamburg, Dr. Sievcking, sowie des bisherigen Mitgliedes honoris causa Rahusen in Amsterdam, Mitglied der Ersten Kammer der niederländischen Generalstaaten, in die Klasse der ordentlichen Mitglieder. Zu außerordentlichen Mitgliedern wurden gewählt Generalsekretär und Professor an der ecole libre des sciences politiques zu Paris Charles Dupuis, die Professoren der Rechte Paul Errera in Brüssel und Geh. Justizrath Franz v. Liszt in Berlin, der Rath im Justizministerium zu London Macdonald, sowie die Professoren der Rechte Terao in Tokio und Thaller in Paris.

Auf der Tagesordnung stehen verschiedene Fragen, besonders solche, welche durch Vorkommnisse der neueren Zeit in den zentralen südamerikanischen Staaten sowie anderwärts angeregt worden sind. So jene über Rechte und Pflichten der fremden Staaten und ihrer Unterthanen im Falle von inneren Aufständen gegenüber den bisherigen Inhabern der Regierungsgewalt, ferner über die Verantwortlichkeit für Schäden und Nachtheile, welche aus inneren Unruhen oder Bürgerkriegen für Ausländer erwachsen, des weiteren die Aufstellung von Grundregeln des internationalen Rechts auf dem Gebiete des Obligationenrechts und die Prüfung der Frage, ob es sich empfiehlt, die Sicherung der Rechtseinheit auf dem Gebiete der internationalen Konventionen für das Urheberrecht, Marken- und Musterschutz, Eisenbahnfrachtrecht &c. durch Schaffung eines oder mehrerer internationaler Gerichtshöfe anzustreben. — Die diesjährige Sitzung ist besonders gut besucht, außer den bereits genannten Mitgliedern des Bureaus sind u. A. erschienen der Ehrenpräsident Rollin-Jacquemyns, kgl. belgischer Staatsminister a. D. und dirigirender Minister von Siam, das Ehrenmitglied Professor der Rechte Westlake von Cambridge, ferner Staatsrath Asser aus dem Haag, die Professoren der Rechte Geh. Justizrath v. Bar, Brocher de la Fléchère von Genf, Brusa von Turin, Buzzati von Pavia und Descamps, Staatsanwalt am Kassationshof Desjardins von Paris, französischer Gesandter a. D. Engelhardt, die Professoren Hilty aus Bern, Holland aus Oxford, Geh. Justizrath v. Liszt aus Berlin, Lyon-Caen aus Paris, Midosi aus Lissabon, Pierantoni von Rom und Renault aus Paris, der Präsident des Kriminalkassationshofes de Seigneux aus Genf, sowie die Professoren Streit aus Athen und Ullmann aus München. — Zur Ehrung des Instituts wird unter anderem am kommenden Sonntag auf dem lieblichen See, dessen Westseite durch die steilen Berge des Jura begrenzt wird, während auf der Ostseite sich die Schneeriesen des Berner Oberlandes und der Montblanc-Gruppe hell glänzend über den übrigen Bergesreihen erheben, von Staat und Stadt Neuchâtel eine Rundfahrt veranstaltet werden.

w. **Aus Italien.** In dem kleinen umbrischen Städtchen Città di Castello wurde am 1. September der diesjährige italienische Kongreß für vaterländische Geschichte eröffnet. Die Leitung hatte der Graf Paolo di Campello übernommen, das Unterrichtsministerium war durch den Unterstaatssekretär Panzacchi, die nahe Universität Perugia durch ihren Rektor Belucci vertreten. Die in Città di Castello bestehende Accademia scientifica dei Liberi bereitete den Kongreßbesuchern einen würdigen Empfang. Erinnerungen an den ermordeten König Humbert bildeten einen Haupttheil der Vorträge. — In Rom haben sich unterdessen zahlreiche Vertreter von allen katholischen Vereinen Italiens zu einem pomphaften Kongreß zusammengefunden. Natürlich war das „heilige Jahr“ der Hauptgrund zu dieser Veranstaltung. Aus den vielen Kongreßbeschlüssen möge nur einer besondere Erwähnung finden, da er die italienische Schulfrage berührt. Die klerikalen Gesellschaften beschweren sich darüber, daß der Staat bis jetzt ihre Wünsche nach Schulfreiheit nicht beachtet habe, und sie erneuern ihr Verlangen, daß den Eltern die Erziehung ihrer Kinder freigestellt werde. — Auf die Ausbesserung der sardinischen Nothstände richtet schon seit einiger Zeit die italienische Regierung ein Hauptaugenmerk. Auf der verlassenen Insel liegt noch so ziemlich alles danieder, z. B. sind die Schulverhältnisse die schlechtesten in ganz Italien. Zunächst beschloß man, die ungünstigen Ansiedelungsverhältnisse zu verbessern, und zwar unter anderem durch ein Preisausschreiben für die besten Modelle für Ansiedelungshäuser. Eben ist schon der zweite Wettbewerb dieser Art entschieden worden, und zwar kamen 16 Preise in Geld (16,000 Lire) und Ehrendiplome zur Vertheilung. Damit ist aber zunächst auch noch nicht viel erreicht, da die Ansiedler selbst nur schwer zu haben sind. Das liegt besonders an dem starken Auswanderungstrieb, der jetzt das niedere italienische Volk ergriffen hat. Es sei nur ein Beispiel erwähnt. Die südlich von Neapel und Salerno gelegene Provinz Potenza hat in den letzten 20 Jahren einen so starken Verlust durch den Wegzug der Auswanderer erhalten, daß die Bevölkerungszahl um ein Beträchtliches zurückging und, was noch schlimmer ist, daß durch den Mangel an Landarbeitern der Werth des anbaufähigen Bodens ganz bedeutend gesunken ist. Weite Strecken des besten Ackerlandes dieser Provinz liegen augenblicklich brach, und doch bietet gerade diese Provinz einen sehr guten und äußerst ertragsfähigen Boden. Doch von diesen Dingen wird vielleicht ein andermal eingehender gehandelt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Graf Vandalin-Mniszech: Rache für Umberto's Ermordung. Zürich, C. Schmidt 1900. — Gräfin v. Wedel-Berard: Meine Beziehungen zu S. M. Kaiser Wilhelm II. Ebd. 1900. — A. Gnesk aw: Der Familientag. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 91.) Berlin, Goldschmidt 1900. — R. Ortmann: Geschworenenbank-Bergfried. (Do., Bd. 92.) Ebd. 1900. — M. Widdern: Im Doktorhause. (Do., Bd. 93.) Ebd. 1900. — H. Fabricius: Auxerre-Châtillon. 2 Theile. Berlin, Eisenschmidt 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 13. September. Nummer 209.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ludwig Bambergers „Erinnerungen“.

„Und er sah on alles, was er gemacht hatte und siehe da, es war gut.“ Bamberger hatte die Siebzig bereits überschritten, als er seine Erinnerungen zu schreiben begann, und als der erfahrungsreiche, reife und weise Mann die stürmische Revolutionszeit, die bewegten Wanderjahre wieder hervorzauberte, da fand er nichts zu beschönigen, noch zu bereuen. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine Anschauungen im Wechsel der Zeit manche Aenderungen erfahren haben, und bereits vor vierzig Jahren hat er es ausgesprochen, daß man „ebenso gut auf die allmählich erwachsene Umgestaltung seiner Ansichten stolz sein kann, als auf deren ungebeugte Treue gegen sich selbst. Am besten thut man, auf keines von beiden stolz zu sein“. Und in der Vorrede zu seinen „Charakteristiken“ meint er, „es bedürfe keiner Entschuldigung, daß sich die Spuren der sich nicht in allen Stücken gleich gebliebenen Auffassung des Verfassers erkennen lassen“. Wilhelm Raabe sagt einmal in der Vorrede zu einem nach dreißig Jahren zum zweitenmal aufgelegten Buche: „daß jeder Autor so schreiben soll, daß er sich ein Menschenalter später nicht vor seinem Geschriebenen zu fürchten braucht. Ueber sich und sein Geschreibsel lachen oder sich ärgern darf er ruhig, aber mit dem sich fürchten ist es eine andere Sache“. Nun, Bamberger braucht sich vor seiner eigenen Jugendzeit nicht zu fürchten; lächeln mochte er wohl bei dem Wiederdurchleben jener sturmberauschten Frühlingszeit über manchen Ueberschwang, aber eine gewisse Befriedigung durfte ihn bei dem Gedanken an die bedeutende Rolle erfüllen, die der erst Fünfundzwanzigjährige als Journalist und Volksredner damals spielte. Und mit Genugthuung blickt er darauf zurück, daß er schon so frühzeitig aus den Träumen erwachte. Wie oft er auch den Standort änderte, von dem aus er die Erscheinungen ansah, das Eine konnte er sich selbst und das mußte jeder Andere von ihm sagen, daß er immer von redlichstem Wollen erfüllt war und so durfte er bei dem Rückblick auf sein Leben mit gerechtem Selbstbewußtsein an all das denken, was er gewirkt, ganz besonders an seine Thätigkeit bei der Gründung des Reiches und seine hervorragende Mitarbeit bei der Schaffung mancher unsrer bewährtesten wirthschaftlichen Institutionen. Die große Zahl derer, die in Bamberger den glänzenden Publizisten, den trefflichen Schriftsteller, den feinen Causeur, den gehaltvollen und tiefen Menschen verehren, werden dieses[1]) sein letztes Buch mit wehmüthigen Empfindungen zur Hand nehmen. Sie werden es liebgewinnen und liebbehalten, und ihnen ist es geradeso recht, wie es ist. Künstlerisch abgerundet ist es allerdings nicht. Schon nach den ersten, namentlich aber in den späteren Kapiteln läßt der Autor sich behaglich gehen und schweift gar oft von den Zeiten, die er behandelt, in die neueren und neuesten ab. Es geht da manchmal wie in den Geschichten von „Tausend und eine Nacht“, wo der eine Erzähler immer den anderen anregt. Da spricht Bamberger z. B. von Louis Ulbach, von diesem kommt er auf dessen Mutter, dann auf eine Theatervorstellung, in der diese den Sohn in Verlegenheit brachte, dann auf das Stück selbst und den darin behandelten Justizmord, auf Gerichtserfahrungen in Deutschland, Gerichtsirrthümer in Frankreich, die Beeinflussung der Zeugen und die Leichtigkeit von Irrthümern in der Aussage. Betrachtungen voll Scharfsinn und humanitärer Denkart, aber vom Hundertsten ins Tausendste gehend. Gerade, daß die Komposition ganz lose gefügt ist, daß sie von einem Gegenstand zum anderen springt, das verleiht aber auch dem Buche ganz intimen Reiz. Es ist wohl zu begreifen, daß der Herausgeber sich in Bezug auf Aenderungen oder Verbesserungen die größte Beschränkung auferlegte. „Ich wünsche nicht,“ heißt es in der Vorrede, „die Thatsache möglichst zu verschleiern, daß hier eine nachgelassene Arbeit vorliegt, an die Ludwig Bamberger selbst die letzte Hand nicht hat legen können. Da es nicht erwiesen zu werden braucht, daß der Todte ein hervorragender Schriftsteller war, so verzichtete ich unbedenklich darauf, für die „Erinnerungen“ eine gleichmäßige Rundung zu schaffen; sie hätte sich nur herstellen lassen, wenn ich bei ganzen Abschnitten zu einer Ueberarbeitung geschritten wäre; und so vorsichtig solche Ueberarbeitung vorgenommen wird, sie läßt sich nur ausführen auf Kosten der individuellen Eigenart.“ Ganz so schlimm ist es aber doch nicht, um etwas weiter hätte er wohl gehen sollen. In der Zeit des Vorparlaments am 30. März 1848 hielt Bamberger in einer demokratischen Versammlung im Wolfseck zu Frankfurt a. M. seine erste öffentliche Rede, von der er sagt: „Was ich sagte, weiß ich nicht mehr, aber heftig war es gewiß, und erregte dadurch die Aufmerksamkeit der Versammlung. Mich selbst überkam bei der gänzlichen Ungewohnheit öffentlichen Auftretens und der Gluth meiner Ueberzeugung ein Gefühl, das ich einem brennenden Schmerz vergleichen möchte, der durch den ganzen Körper zuckte.“ An diese Erinnerung knüpft sich sodann eine etwa zwölf Seiten lange, prachtvolle Plauderei über Reden und Redner mit einer Fülle treffender Aperçus. Dann aber wird viel später gelegentlich einer Aeußerung über Pariser Künstler das gleiche Thema nochmals angeschlagen. Das hätte doch ganz gut vereinigt werden können. Zu einer längeren Betrachtung über den Salon der Bamberger befreundeten Frau Jaubert, ihre Beziehungen und ihre Freunde, heißt es Seite 494: „Ich habe die Beziehungen zwischen Frau Jaubert und ihren berühmtesten

[1]) Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer, 1899.

Freunden mit einiger Ausführlichkeit geschildert, weil dieselben einen deutlichen Maßstab geben für den Reichthum der Quelle, aus der ich bei ihr für die Kenntniß des französischen Lebens schöpfen konnte," und dann Seite 498: „Ich habe dem Rückblick auf diesen Freundschaftsbund mehr Ausführlichkeit gewidmet, weil er ungefähr ein Bild davon gibt, welche Vertrautheit mit französischem Wesen und Leben mir aus ihm, und in mehr oder minder reduzirtem Maßstab durch analoge Beziehungen erwuchs." Das ist ganz der Fehler, den Bamberger an den Rednern rügt, die die leidige Gewohnheit haben, nicht mit dem Schluß schließen zu können. Beim Niederschreiben kann ja solche Wiederholung unterlaufen, aber der Durchsicht hätte sie nicht entgehen dürfen. Und da das inhaltreiche Buch zweifellos noch zahlreiche Leser und Käufer finden wird, so möchten wir für eine neue Auflage außer diesen kleinen Streichungen und hier und da leichten Feilungen („derselbe" wird häufiger angewandt als in anderen seiner Bücher) vor allem ein Namenregister wünschen. Manchmal möchte man die kurze und schlagende Charakteristik nachlesen, die oft in zwei Zeilen ein volles Bild gibt und dann vermißt man das Register recht empfindlich.

Aus den „Charakteristiken" weiß man, mit wie vielen bedeutenden Menschen Bamberger in Berührung gekommen ist, in dem vorliegenden Buche tritt dies noch stärker hervor. Fröbel, Jacoby, Ruge, Ziß, Friedrich Kapp, Moritz Hartmann und andere Bekannte aus der Paulskirche werden in kurzen Strichen scharf gezeichnet. Ein anmuthiges Bild entwirft er von Alexander Herzen und einer Familie Trubetzkoy, sowie deren Tochter Katherina, der späteren Fürstin Orloff, die auf Bismarck großen Eindruck gemacht hatte. Im Nachloß der Fürstin-Mutter befand sich eine Anzahl von Briefen Bismarcks an die russische Freundin. Zwei davon hat Bamberger zu lesen bekommen und er ist ganz entzückt davon: „Man weiß, welch ein Virtuose, auch des Briefstils, Bismarck war. Es gibt auf diesem Gebiete nur Wenige, die ihm an Form und Inhalt gleichkommen, und die, welche der in unsrer Zeit etwas in Mißachtung gerathenen Liebhaberei am Korrespondiren noch huldigen, mögen sich damit trösten, daß sie einen solchen Kollegen haben." Besonders reich war Bambergers Verkehr in Paris, wo er die bekanntesten Persönlichkeiten aus der politischen und der Schriftstellerwelt, aus dem Journalismus und der künstlerischen Bohème kennen lernte. Von den Malern Ricard, Chenevard und Gerôme entrollt er sehr interessante Charakteristiken. Von Turgenjew heißt es: „Welch ein edler Kopf mit der wunderschönen Mähne, den sanften Augen, der melodischen Silberstimme. Dazu das liebenswürdige, bescheidene Auftreten, die feinschattirte Unterhaltung. Man hatte immer nur den Menschen vor sich, gar nicht den berühmten Schriftsteller, eine so große Seltenheit." Und daß der Erzähler die Gelegenheit, Heine kennen zu lernen, versäumt hat, veranlaßt ihn zu folgender Bemerkung: „Ich bin nie ein Berühmtheitsjäger gewesen und habe es dem Zufall überlassen, mich mit Menschen, die mich interessirten, zusammenzuführen. Er hat mich auch gut darin bedient, aber nach dem Tode dieses aber jenes berühmten Mannes that es mir doch leid, daß ich dicht an ihm vorübergegangen war, ohne ihn zu sprechen. Man hat eine unvergleichlich viel lebendigere Vorstellung von einem, dessen Stimme man gehört, mit dem man, wenn auch nur einmal, persönlichen Gedankenaustausch gehabt hat." Mit Lanfrey wurde er befreundet, mit Renan kam er in nahe Beziehungen, Lamartine, Crémieux, Meyerbeer, Emanuel Arago, Jules Simon, Sainte Beuve, Mérimée, Henri Martin und Littré und viele Andere lernte er kennen. Letzteren nennt er das Ideal eines Gelehrten und Philanthropen von unendlicher Bescheidenheit und sagt später: „Ich habe nie einen Mann gekannt, der in so natürlicher, ungekünstelter, vollendeter Weise das Bild eines großen Gelehrten, tiefen Denkers, freisinnigen Politikers und edlen Menschenfreundes darbot." Bamberger meint: „Wie Littré's Dictionnaire sind Sainte Beuve's „Lundis" ein Werk, welches in keiner Liebhaberbibliothek fehlen sollte." Noch viele interessante Persönlichkeiten huschen an uns vorüber, so auch die Frauen George Sand, Gräfin d'Agoult und Juliette Adam.

Ueber die Jugendjahre und auch die Universitätszeit gleiten die Erinnerungen rasch hinweg, überhaupt wird von der Familie und dem Persönlichen für die Wünsche der Leser nicht genug geboten, man vermißt z. B. jede Aeußerung über die Mutter, nur von der Großmutter, der „alten Bischoffsheimerin", einer merkwürdigen und bedeutenden Frau, bekommen wir ein allerliebstes und ausgeprägtes Miniaturbildchen. Auch die beiden Oheime, die Bankiers Bischoffsheim, denen Bamberger seine Einführung in das kaufmännische, in das Großbankleben dankt, werden, der eine, nach vielen Richtungen hervorragende Mann, nach seinen allgemeinen, der andere nach seinen kaufmännischen Eigenschaften kurz geschildert. Ein anziehendes Kapitel ist auch das von dem Briefwechsel mit der Braut, seiner Cousine Anna Belmont, die er erst nach siebenjährigem Verlöbniß heimführen durfte. Sie hatte „Augen, die es Einem anthun konnten" und sie war später an Geist und Bildung die würdige Repräsentantin seines Pariser Hauses, in dem die geistige Aristokratie verkehrte. Am ausführlichsten sind die Kapitel über die Revolutionszeit von 1848 und über die Pariser Erlebnisse, sowie die Erfahrungen im kaufmännischen Beruf. Als Flüchtling hatte er die Absicht, mit Ziß und Kapp ein internationales Anwaltsbureau in Amerika zu gründen, da erreichte ihn die Aufforderung seiner Oheime, in ihr Londoner Haus als Lehrling einzutreten, was er dann als Sechsundzwanzigjähriger that. Seine kaufmännische Thätigkeit führte ihn von London bald nach Antwerpen, später ging er in selbständiger Thätigkeit, durch das Kapital der Verwandten unterstützt, nach Rotterdam, wo er ein eigenes Bankhaus unter der Firma L. A. Bamberger u. Co. errichtete. Endlich in Rotterdam konnte er die geliebte Braut heimführen. Doch war seines Bleibens in Holland nicht lange. Im Jahre 1853 wurde ihm durch seinen jüngeren Bruder, der überhaupt nach dieser Richtung bestimmend auf ihn eingewirkt, der Vorschlag gemacht, als Prokurist mit mäßigem Gewinnantheil in das Pariser Bankhaus Bischoffsheim einzutreten. Dort stieg er zu hervorragender Stellung empor, und obgleich er nach acht Jahren, von denen er fast drei ganz allein dem Geschäft vorgestanden hatte, nur ein Vermögen von 77,000 Fr. sein nannte, wuchs dann unter dem Einfluß der besseren Zeiten sein Besitz so rasch, daß er, als er 1867 nach Deutschland zurückkehrte, um sich den Geschicken des Vaterlandes zu widmen, ganz gut von seinen Renten leben konnte. Ueber seinen Uebergang zum kaufmännischen Beruf äußert er sich in der folgenden vernünftigen Weise: „Als ich den kaufmännischen Beruf antrat, glaubte ich von meiner akademischen Höhe herabzusteigen. Es ist die abschließende Ueberzeugung meiner seitdem gesammelten Erfahrungen, wenn ich sage, daß ich über Welt und Menschen in dieser Laufbahn mehr gelernt habe, als wenn ich mein ursprüngliches Ideal hätte verwirklichen können. Ob dies nur möglich war, weil ich bis dahin für den gelehrten Beruf

mich vorgebildet hatte, mag dahin stehen. Ich habe manche Geschäftsleute kennen gelernt, die von Anfang an nur für diesen Beruf vorbereitet waren und dennoch für die höheren Aufgaben des Lebens so viel Einsicht und Urtheil eingesammelt hatten, wie Männern der Wissenschaft von der besten Sorte es auch nicht vollkommener hätte gelingen können. Schon daß ich den, besonders in Deutschland noch vielfach festsitzenden Dünkel, der auf den Nichtstudirten herabsieht, los wurde, betrachte ich als einen Gewinn, der mir aus dem auferlegten Zwang erwuchs."

Freilich kommt in Betracht, daß Bamberger eine breite Allgemeinbildung mitbrachte, daß der Boden wohl vorbereitet war, auf den die Lehren des Lebens fielen. Den eigentlichen Geschäftsgeist glaubte er sich nicht beimessen zu dürfen und er schreibt seine Erfolge dem Umstand zu, daß er seinen richtigen Platz in einem Kollektivwesen fand, daß er in jahrelanger Thätigkeit jede Art von Funktionen im Finanzgeschäft verantwortlich auf sich nahm und daß er alles, was er übernahm, mit Pflichtgefühl, Urtheilskraft, Aufmerksamkeit betrieb, ohne seine Fähigkeiten zu überschätzen. Es ist allgemein bekannt, welch hervorragende Verdienste sich Bamberger durch seine Mitarbeit bei Begründung der Reichsbank, der Münzgesetzgebung, der Goldwährung erwarb, wie er namentlich die letztere als ein getreuer Eckhard unermüdlich bis an sein Lebensende gegen die Gefährdungen vertheidigte, denen sie durch Leichtfertigkeit, Unverstand und Gewinnsucht ausgesetzt war. Mit besonderer Genugthuung denkt er daran zurück, daß er auch auf dem Boden der Privatwirthschaft Dauerndes von Bedeutung geleistet hat und zwar durch seine Betheiligung bei der Gründung einer deutschen und einer französischen Bank, die beide die ersten Institute ihres Landes geworden sind: Im Verein mit Adolbert Delbrück hat er bei der Gründung der Deutschen Bank in Berlin einen hervorragenden Antheil genommen und als Vertreter seines Bankhauses hat er eine gleiche Thätigkeit bei der Errichtung der Banque de Paris et de Pays Bas in Paris entfaltet.

Aus der Verwaltung der Deutschen Bank schied er schon nach zwei Jahren (1872) wieder aus, als er „die Aera der Verleumdung und Verunglimpfung jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sich seitdem so mächtig entfaltet hat, von weitem kommen sah". Er wollte für seine parlamentarische Thätigkeit in den großen wirthschaftlichen Fragen vollste Handlungsfreiheit haben und gegen jeden, auch von ferne kommenden Angriff gesichert sein. Aus den vielen treffenden Beobachtungen, zu denen ihm die kaufmännische Laufbahn Anlaß gab, sei die folgende Betrachtung angeführt: „Wer später Anderen befehlen will, muß selbst alles bis aufs kleinste einmal gemacht haben, was er durch Andere machen läßt. Aber umgekehrt ist es in einer superioren Stellung falsch, selbst dann noch etwas vom kleinen zu machen. Es gibt unter den thätigen Leuten zweierlei Sorten, solche, die alles, was sie nicht durch Andere müssen machen lassen, selbst thun, und umgekehrt solche, die alles, was Andere für sie thun können, nicht selbst thun. Ich bin durch die Praxis zu der letzten Methode hingeführt worden, und hatte sie für die richtige; nicht nur, weil man Zeit und Gedankenfreiheit für die wichtigen Aufgaben dadurch gewinnt, sondern auch weil man nur so sich gute Gehülfen erzieht."

Wir haben schon oben einmal vorübergehend angedeutet, daß wir uns bei dem Buche gleichsam in einem Plauderstündchen mit einem klugen Causeur befinden, der viel gesehen und gelernt hat und uns an den Ereignissen seiner Lebenserfahrungen in zwangloser Weise theilnehmen läßt. In dieser Eigenart ist es begründet, daß über die verschiedensten Dinge sich feine, knappe, treffende Bemerkungen darin befinden; man könnte ein ganzes hübsches Bändchen Aphorismen daraus ziehen. Nur ein paar seien hier angeführt: Der Student Bamberger bekam von Carrière eine Empfehlung an dessen Freund, den Privatdozenten H. B. Oppenheim in Heidelberg, in der neben vielem Gutem auch zu lesen stand: Ueberbringer sei leider schon zu fertig. Dazu bemerkt er: „vielleicht hatte er recht, man wird es ja mit den Jahren immer weniger". Ueber Kunst heißt es: „Mich interessirten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. Ich habe mich nie im Anempfinden von Kunstgenüssen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten und an den schönen Künsten nur so viel Freude gehabt, wie ein Mensch mit gesundem Sinn haben kann." Und über die theoretische Begründung des Sozialismus heißt es: „Die Quintessenz der Karl Marx'schen Lehre und aller davon abgeleiteten Doktrin ruht in der Ueberschätzung der Arme und der Unterschätzung der Köpfe; der sozialistische Feldzug ist der Krieg der Arme gegen die Köpfe." In der sehr hübschen Betrachtung über Aberglauben heißt es: „Aberglaube ist größer als Glaube, weil er näher mit der menschlichen Schwäche der Furcht verwandt ist. Die Häuser, in denen man wagt, dreizehn zu Tisch zu versammeln, sind auch im ungläubigen Berlin selten." Endlich spricht sich Bamberger, durch die Erfahrung belehrt, im Gegensatz zu seiner Auffassung aus der 48 er Zeit, in der er allen Einzelstaaten den Garaus machen wollte, jetzt zu ihren Gunsten aus. „Die deutschen Fürsten haben sich viel leichter modernisirt und humanisirt, als die preußischen Junker. . . . Ja, die traurige Ueberraschung, welche aus der preußischen Hegemonie die Hegemonie des östlichen Junkerthums gemacht hat, liefert sogar eine nicht zu übersehende Korrektur zu den Ansichten derer, die wie Kapp und ich, eine gänzliche Beseitigung der partikulären Landeshoheiten für das einzig Rationelle hielten. Die moderner gesinnten einzelnen Landesherren bieten heute ihren Staatsangehörigen noch einen Zufluchtsort gegen die Omnipotenz der Junker, und die Anhänglichkeit, deren sie in ihren kleinen Staaten sich erfreuen, ermangelt nicht der praktischen Berechtigung." „Der Großherzog von Baden, zu allen Zeiten ein Mann von edler Sinnesweise, war auch einer der Ersten, welche für die Verurtheilten von 1849 eine Amnestie erließen." Bamberger citirt die Aeußerungen eines alten Bekannten vom Niederrhein, der vor vielen Jahren seiner Reichsbegeisterung entgegenhielt: „Sie kennen die preußischen Junker noch nicht" und er fügt dann hinzu: „Wie oft habe ich seitdem an das einfache Wort zurückdenken müssen und wie unglückselig berechtigt dieser Ausspruch ist." Damit brechen die Erinnerungen ab, die letzten Worte Bambergers, für dessen Wirksamkeit man das Urtheil des Herausgebers unterschreiben darf, „daß er im Dienst Deutschlands gelebt hat". Er war ein warmer Patriot, dem allezeit Deutschland über alles ging.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

Neues zur Fabel von dem geweihten Hut und Degen Dauns.

Von Theodor Bitterauf (München).

Im Februar 1764 erklärte der päpstliche Nuntius bei der polnischen Regierung, Gr. Visconti, vor dem preußischen Gesandten Benoît im Auftrag des Papstes die Beschenkung Dauns mit einem geweihten Hut und Degen als gänzlich aus der Luft gegriffen: Seine Heiligkeit sei sehr betrübt darüber, daß man diese Geschichte dem König als eine wahre mitgetheilt habe und alle Nuntien seien von ihr ermächtigt worden, diesen Gerüchten ein formelles Dementi entgegenzustellen, ja ihnen nöthigenfalls durch die Zeitung zu widersprechen. Friedrich der Große verhielt sich jedoch diesen Auslassungen gegenüber ablehnend, da Clemens XIII. sich im letzten Kriege „d'une façon grossière et indecente à sa dignité" gegen ihn benommen habe. Auch Max Lehmann, dem wir die Veröffentlichung dieser Schriftstücke verdanken, beruft sich zu ihrer Entkräftung auf eine Notiz von K. G. Jacob, wonach der letzte Graf Daun in Wien, der Enkel des Feldmarschalls, diese Verleihung als richtig anerkannt und erzählt haben soll, daß Maria Theresia seinem Großvater die päpstlichen Geschenke um theures Geld abgekauft habe. Es ist das Verdienst Karl Theoder Heigels, darauf hingewiesen zu haben, daß eine besonnene Kritik an der Glaubwürdigkeit vertraulicher Eröffnungen nicht rütteln dürfe, welche grade in dem Augenblicke geschahen, als es dem Papst darum zu thun war, König Friedrich versöhnlich zu stimmen.[1] Andrerseits ist Friedrich der Große längst als Verfasser des „Bref de S. S. le pape à M. le Maréchal de Daun" bekannt. Sollte er nun wirklich, wie die „Geschichtslügen" wollen, „der erste und einzige Gewährsmann für die Degengeschichte" sein? Nach anderen Elaboraten,[2] die seinem eigenen Kopfe entsprangen, oder in seiner Umgebung entstanden, kann diese Frage nicht kurzer Hand verneint werden. Gesteht er ja selbst in seinen Briefen an Voltaire, daß er mit seinen Feinden auf alle Art Krieg führe, daß er keinen schone von denen, die ihn in Wuth bringen, und sie beiße, so gut er könne. Aber es wäre immerhin auffallend, ihm als Protestanten genauere Kenntniß von einer päpstlichen Zeremonie zutrauen zu müssen, über deren Bedeutung selbst gut unterrichtete katholische Kreise, wie gleich gezeigt werden wird, damals im unklaren waren. Unmöglich vertrüge sich dieses Gaukelspiel mit dem würdevollen Ernst des königlichen Historikers, der die Episode erwähnt, unmittelbar nachdem er dem letztverstorbenen Papst die höchsten Lobsprüche gezollt.[3] Und hatte nicht d'Argens schon am 5. Mai, eine Woche vor Uebersendung des Breves, von dem Vorfall in den Zeitungen gelesen?[4] Genaueren Aufschluß noch gibt uns Reinhold Koser in seinem gediegenen Werk über Friedrich den Großen, wonach zunächst in den holländischen Zeitungen zu Anfang März 1759 von diesen geistlichen Ehrengeschenken die Rede war. Der Pflicht des Biographen ist mit diesem Hinweis Genüge gethan; ein Ruhepunkt für die Forschung ist damit jedoch noch nicht gegeben. Freilich stellen sich ihr bei der geringen Sorgfalt, die unsre Bibliotheken bis vor kurzem der Sammlung der öffentlichen Meinung angedeihen ließen, die größten Schwierigkeiten in den Weg, und die vorliegende Abhandlung ist wegen der Lückenhaftigkeit der Quellen ihrer relativen Gültigkeit wohlbewußt.

Die erste Nachricht von einer Degenweihe in der fraglichen Zeit findet sich unter den deutschen Blättern in der „Gazette de Cologne", welche innerhalb des Reiches als die vornehmste Zeitung galt. Dort lesen wir am 19. Januar 1759 unter der Rubrik: Italie: de Rome, le 31. Decembre. Nous avons vû pratiquer la veille de Noël par le Pape et les Cardinaux ce que Rome n'avoit point vû depuis quelque tems. S. S. se rendit à pied à la Chapelle Pauline du Quirinal. En traversant la grande Gallerie, Elle benit le Chapeau et le Bâton, que les Souverains Pontifes envoient aux Heros et aux Generaux, qui se sont distingués par des actions extraordinaires; On ne sait pas à qui le Pape destine cette-année-ci ce présent. Clement XI l'envoia en 1718 au Prince Eugène de Savoye ... Zweierlei zeigt uns dieser Artikel: die Degenweihe selbst war damals etwas ungewöhnliches, und der Zeitungsschreiber ist über die Frage nur mangelhaft orientirt, da die Auszeichnung des Prinzen Eugen mit diesen Geschenken durchaus nicht die letzte dieser Art war. So[5] ehrte 1725 Papst Benedikt XIII. den Großmeister des Johanniterordens, den Portugiesen Emanuel de Vilhena, für die Vertheidigung der Insel Malta gegen die Türken auf diese Weise, und schon im nächsten Jahre übersandte er die gleichen Geschenke an König August von Polen. Zuletzt widerfuhr diese Ehrung durch Benedikt XIV. im Jahre 1747 wieder einem Portugiesen, Emanuele Pinto de Fonseca, dem Großmeister von Malta. Fragen wir nun nach der Bedeutung des stocco e berettone ducale, des gladium et pileus oder ensis et galerus, so sind sie in eine Reihe zu stellen mit der goldenen Rose. Die älteste Verleihung eines solchen Degens — der Hut ist nach den neueren Forschungen über diese Frage[6] von sekundärer Bedeutung — fand 1202 durch Innocenz III. zusammen mit der goldenen Rose an König Wilhelm von Schottland statt. Der Werth dieser Geschenke bestand weniger in den kostbaren Metallen, aus denen sie gefertigt waren, als in den Mysterien, welche sie repräsentirten. Die Verleihung derselben im Mittelalter fand statt für geleistete Dienste oder zur Ermunterung, in späterer Zeit zumeist für den Kampf „gegen die Ungläubigen, die Häretiker und andere Feinde der christlichen Kirche". Seit Urban V. war es zur Regel, die Weihe am heiligen Abend vorzunehmen, doch konnte die Uebersendung der geweihten Gegenstände auch unterbleiben. Einzelne Päpste nahmen die feierliche Zeremonie auch, bei zunehmendem Alter oder in Krankheitsfällen, in ihren Privatgemächern bei beschränkter Oeffentlichkeit vor, und dieses mag in den letzten Jahren des kränklichen Benedikt XIV. der Fall gewesen sein. Daher erklärt sich das Aufsehen, das Clemens XIII. in seinem ersten Pontifikatsjahre mit der Erneuerung eines uralten Brauchs hervorrief.

Von dem Artikel der „Kölnischen Zeitung" bis zu den Nachrichten der holländischen Blätter ist nur noch ein doppelter Schritt übrig: die Identifizirung Friedrichs mit den Türken und Dauns mit dem Prinzen Eugen. Er geschah nicht durch die österreichischen Publizisten — das Wiener Diarium enthält vielmehr am 8. August 1759

[1]) Historische Bilder und Skizzen II.

[2]) E. Cauer, Zur Charakteristik Friedrichs des Großen VI.

[3]) Oeuvres IV, 223.

[4]) Oeuvres XIX, 65; Friedrich selbst erwähnt die Thatsache schon am 2. Mai 1759 l. c. 64, die Uebersendung des Breves am [illegible] Mai l. c. 71.

[5]) Für das Folgende vergleiche *Moroni*, Dizionario di erudizione storico ecclesiastica vol. LXX p. 39—61. Venezia 1854.

[6]) Eine Zusammenstellung der neuesten Literatur enthält der „Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques". Fribourg (Suisse 1898) p. 270—78. Ich verdanke den Einblick in dieses Buch der Liebenswürdigkeit des Hrn. Prof. Grauert.

die erste offizielle Erklärung gegen die ganze Fabel — sondern in den Ländern der Alliirten, wo einzelne Dunkelmänner noch päpstlicher gesinnt waren als der Papst, in Bayern. Eine kurze Schilderung der dortigen Verhältnisse wird dies begreiflich machen.[7])

Bekanntlich stieß Goethe im Todesjahre Friedrichs des Großen in Perugia auf die Erzählung, daß der preußische König, „welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den Jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen". Weniger bekannt dürfte sein, daß diese Meinung schon im Laufe des siebenjährigen Krieges im bayerischen Volk sich verbreitete. Allein nicht von Anfang an war man dort so gesinnt. Zwar ist nichts verkehrter als die Annahme, daß die bayerische Regierung sich lediglich aus religiösen Motiven zum Kampf gegen Friedrich verleiten ließ. Kaunitz, der die fromme Denkungsart des Kurfürsten kannte, instruirte zwar den kaiserlichen Gesandten Baron Wiedman, besonders die Religion im Munde zu führen, und Marschall d'Estrées fand im Herbst 1756 in München Fürst und Volk aus Furcht vor einer protestantischen Liga österreichisch gesinnt. Aber der bayerische Premierminister Graf Preysing trat gleich im ersten Kriegsjahr den Religionstreibereien des würzburgischen Domherrn Frhrn. v. Fechenbach entgegen und ebenso scharf tadelte später der Komitialgesandte Graf Baumgarten den Uebereifer, den der Fürstabt von St. Emmeran mit seinen Schriften pro re catholica an den Tag legte. Wie wenig gerade die leitenden Kreise den Krieg als Religionskrieg aufgefaßt wissen wollten, beweist besonders die Thatsache, daß damals zuerst in Bayern auch Protestanten zum Kriegsdienst angeworben wurden. Aber nicht allerwärts theilte man den Standpunkt des Herrschers. Der Hofpoet Mathias Etenhuber erinnerte 1756 am Namenstag des Kurfürsten an Maximilian I. als den Sieger am Weißen Berg und an Max Emanuel, vor dem der türkische Mond sich die Hörner abstieß, und knüpfte daran die Moral:

Der Eifer, von der Kirch' den Sturtzfall abzuwenden,
Ist gleichsam erblich schon den Bayerischen Regenten.

Nach der Schlacht von Kollin entwarf der Maler Martin Knoller ein Bild, wie der Erzengel Michael vor dem Thron Maria Theresia's und vor vier Genien mit den Wappen von Oesterreich, Frankreich, Sachsen und Bayern den Drachen der Ketzerei niederschlägt. Max Joseph hatte außer dem Reichskontingent noch ein besonderes Auxiliarkorps Maria Theresia zur Verfügung gestellt, war aber noch vor dem Ausmarsch seiner Truppen nach der Schlacht bei Prag durch den Einfall der Preußen in die Oberpfalz zur Neutralität gezwungen worden. Dieser Schritt brachte ihn seinen bisherigen Bundesgenossen gegenüber in die größte Verlegenheit, und so war die Schlacht bei Kollin auch für Bayern eine befreiende That, der Sieger aber vom 18. Juni 1757 wurde in Bayern nicht weniger gefeiert als in den Erblanden der Kaiserin.

Ist Preußens Friederich der allergrößte Held;
Wem mußt wohl Du Graf Daun! an Heldenthaten gleichen?
Du widerstehest Ihm, Du zwingest Ihn zu weichen,
Und schlägst Ihn endlich gar recht muthig aus dem Feld.
Mich dünkt es, daß man Dich Alciden heißen soll.
Doch nein! ich mach (sic!) Dich nicht mit Götternamen schmücken,
Camillus ist der Held, den wir in Dir erblicken,
Der schlägt ein sieghafts Heer, und schützt das Capitol."

so begrüßte die Münchener Zeitung den Retter der Monarchie, und sorgfältig registrirte sie jede Ehrung, die ihm widerfuhr, von dem Ehrensäbel, den ihm die apostolische Königin zum Geschenk machte, bis zu dem Monument, das ihm auf dem Schlachtfeld errichtet werden sollte. Daun selbst erwies sich für diese Anerkennung dankbar, indem er den ins Feld rückenden bayerischen Truppen das beste Zeugniß ausstellte. Man erinnerte sich, wie im letzten Türkenkriege bayerische Truppen unter ihm gefochten hatten, und er selbst äußerte, daß er keinen Tropfen Blut bedaure von der Wunde, die er bei Anführung dieser tapferen Truppen erhielt. Auch das „Münchener Wochenblatt in Versen" ward seit seinem Erscheinen des Lobes nicht müde für „Oesterreichs Achill", den „anderen Friedrich" und „aller Daunen Daun". Als dann im Januar 1759 dem verdienten General von seiner dankbaren Herrscherin das Kriegspräsidium übertragen wurde „nach selbstigen und deren beigeordneten weniger hohen Generalspersonen Gutbefinden ohne weitere ordres von Wien aus zu erwarthen, künftighin die operationes vorzunehmen",[8]) da drängte sich auch in amtlichen Kreisen von neuem die Parallele zwischen Daun und dem Prinzen Eugen auf.

Nach alledem kann es uns nicht wundernehmen, in der Münchener Zeitung vom 13. Februar 1759 zu lesen: Rom, den 25. Jan. Der Ritterliche Huth und goldene Degen, welche Ihre Päbstl. Heiligkeit gegen das Ende des verflossenen Monats Dez. in der Paulinischen Capelle des Quirinals mit vielen Ceremonien geweihet haben, sind dem Vernehmen nach prächtige Geschenke, so der Päbstliche Hof dem tapfern und allerfürsichtigsten K. K. Feld-Marschallen Grafen von Daun, zu übersenden Vorhabens seyn soll; gleichwie Clemens XI. glorreichen Gedächtniß dem grossen Kriegs Held Prinz Eugenius von Savoyen Anno 1718 gethan hat . . .

Diese Zeitungsnotiz ist der Ausgangspunkt all der Hetzereien von dem gefälschten Breve Friedrichs bis zu den Debatten im preußischen Abgeordnetenhaus in unserer Zeit.

Es handelt sich jetzt nur noch darum, festzustellen, wie diese Mittheilung von München nach Holland kam. Möglich, daß bei geringerer Mangelhaftigkeit des Materials die einzelnen Etappen dieser Wanderung sich herausheben ließen; nothwendig ist dieser Nachweis nicht, da wir aus den Gesandtschaftsberichten wissen, daß die bayerischen Zeitungen in England und Holland gelesen wurden. Auch dafür, daß die holländischen Zeitungsschreiber mit ihren Artikeln gerade zu Anfang März herausrückten, ist ein Grund erfindlich. Denn damals war eben der K. K. General-Feld-Wachtmeister v. Pellegrini, welcher nach der Schlacht bei Hochkirch nach St. Petersburg gesandt worden war, mit einem kostbaren goldenen, mit Brillanten besetzten Degen nach Wien zurückgekehrt, welchen die russische Kaiserin für Daun bestimmt hatte;[9]) für das Geschenk der Zarin ließ sich unauffällig das des Papstes substituiren.

Im einzelnen mögen die vorstehenden Ausführungen immerhin noch einer Modifizirung fähig sein; unerschütterlich fest aber steht dem Verfasser die Thatsache: der geweihte Hut und Degen des Feldmarschalls

7) Die genaueren Nachweise wird meine im Laufe dieses Jahres erscheinende „Geschichte der kurbayerischen Politik im siebenjährigen Krieg" enthalten.

8) Bericht der Komitialgesandtschaft an den Kurfürsten, 12. Januar 1759. Münchener Staatsarchiv.

9) Münchener Zeitung vom 8. März 1759 (Wien, 3. Martii). Suppl. à la Gazette de Cologne 13 Mars 1759 (de Vienne le 3 Mars).

Dann ist kein Denkmal römischer Unduldsamkeit, aber auch keine Geschichtsfälschung des „Markgrafen von Brandenburg“, sondern — eine „Zeitungsente“.

Ein neuerer englischer Lyriker.

„Mag alles, was ich bis heute schrieb, mit mir selbst vergessen werden. Ich frage nicht danach. Aber diese Lieder bedeuten mein Leben. Werden auch nur einige unter ihnen der Menschheit ein dauerndes Besitzthum werden, so will ich zufrieden sein.“ So sprach Horatio Brown einmal, als wir an einem klaren Septembertage auf einer alten Steinbank in einem Winkel der Armenierinsel saßen zwischen Venedig und dem Lido. Der Zauber jener Stunde ist mir noch heute gegenwärtig, und ich weiß noch heute, welche Lieder[1]) es waren, die er mir damals vorgelesen hat. Die Oleander blühten im Garten und darüber ragten die Cypressen. Auf dem klaren Wasserspiegel lag das Abendroth und die Glocken klangen von Venedig herüber. Wie weltentrückt das Kloster und der Garten, wie feierlich und still der Abend!

Man kann kein unabhängiger Beurtheiler an Geistesprodukten Anderer sein, wenn man jahrelang mit ihnen gelebt hat, wenn sie ein Stück und eine freundliche Erfahrung des eigenen Lebens geworden sind. Aber dürfen wir nicht hoffen, daß auch Andere fühlen werden wie wir selbst? Das Bändchen theilt sich in zehn Abschnitte: Liedersammlungen, epische Dichtungen und Balladen. Es umfaßt alles, was Horatio Brown jemals an Dichtungen veröffentlicht hat und veröffentlichen wird. Sie bezeichnen in der That die Blüthe seines Lebens und die Frucht zugleich. Er kann nicht mehr erleben, was er hier geschildert hat. Er kann nicht mehr empfinden, wie er hier empfunden hat. Das Leben stellte ihm längst Probleme, die sich dichterisch nicht verklären lassen.

Aus den größeren Stücken wäre der Gesang des Caedman hervorzuheben. Der Dichter führt uns in seine Heimath, das schottische Hochland, er schildert das einsame Leben des Hirten: „Always alone and brow to brow with Nature“. Die schöne Legende des Beda, wie Caedman die metrische Uebersetzung der Bibel verfaßte, ist in ein schimmerndes poetisches Gewand gekleidet. Aber als ein Dichter von Gottes Gnaden, welcher in den flüchtigen Augenblicken des Glückes und den langen Leidensstunden dieses Lebens das erkennt, was ihnen eigenthümlich, was an ihnen unvergänglich ist, offenbart sich Horatio Brown erst in seinen kleinen Freundschafts- und Liebesliedern. Sie sind so innig empfunden, so momentan in der Stimmung; in ihnen verbindet sich die Empfindung des Menschen so seltsam mit der ihn umgebenden Natur. Fast über allen ruht die Stille der Entsagung, aber es zittert hier und dort noch von verhaltenem Seelenweh, von mühsam unterdrückten Thränen.

Die erste Serie schließt mit einem Lied:

Farewell!

The sun is gone, and it is time to go;
No joys may last, but we must lose them so.
The chill air quickens, and the ocean gray
Retains no splendour of this glorious day.

„Die Sonne ist gegangen, und wir müssen gehen. Wie kalt es wird. Wie dunkel ist das Meer. Kein Abglanz blieb zurück von all dem Glanz des Tages auf der grauen Fluth.“ So verbindet der Mensch die eigene Stimmung mit dem Anblick der Natur, die ihn umgibt: es ist als empfinge er von ihr die Trauer dieser Trennungsstunde, welche er doch in sie hineinlegt.

Freundschaft und Liebe werden in demselben gedämpften, fragenden, meist entsagenden Ton besungen. Dieselbe Reinheit und Tiefe der Empfindung spricht aus allen. Der Dichter wird zum Priester und mit zitterndem Herzen und bebenden Lippen redet er von den höchsten Gütern des Lebens, die er besessen und verloren hat. Wie geheimnißvoll und zart ist das erste Erwachen einer Herzensneigung, der erste Gruß von Auge zu Auge, von Seele zu Seele in dem kurzen Lied geschildert, welches mit der Frage beginnt:

Forth from what realms of earlier existence
Comest thou to me?
Claimed by what irresistible persistence
Yield I to thee?

und mit der Antwort schließt:

All has been said, been done — needs no explaining —
Ages ago,
Only the quintessence of love remaining
For us to know.
Therefore it is that having thee beside me,
I clasp no hand;
What need for word, for touch, for kiss to smile thee?
We understand.

Einer tiefschmerzlichen verhängnißvollen Lebenserfahrung entstammt das Lied: Vergebens! Man sieht den Dichter, wie er trauernd und von ferne ein geliebtes Glück entschwinden sieht. Man hört die Stimme der Entsagung, welche spricht:

In silence love, in silence live
In patience and in pain.

und derselbe Geist hoffnungsloser Resignation spricht aus den Liedern: Erwache; am Ufer des Brenta; Verzicht. Leise und ahnungsvoll spricht aus diesen Versen ein inneres Erlebniß, welches über die edelsten Naturen nur einmal im Leben ergeht, welches ihr einsames Geschick für immer bestimmt.

Aber eine herrliche Naturschilderung entfernt dem Leser gleich die trüben Gedanken: Weißer Schaum stürzt den Felsen hernieder unaufhaltsam, brausend über das zerklüftete Gestein dahinstürmend. Wohin? Wohin? fragt der Wandersmann. „Der Ozean harrt meiner, antwortet der Bergstrom; ich höre ihn, ich sehe ihn; er breitet lächelnd seine Arme aus, und es zieht mich an seine Brust mit unwiderstehlicher Gewalt.“ Der Fremdling steht gedankenvoll am Ufer. Er sieht dem Wasser nach, wie es mit jugendlicher Allgewalt fröhlich und geräuschvoll über die Felsen dahinstürzt. Ein Seufzer dringt ihm über die Lippen und er schreitet weiter. Far away!

Man wird es immerhin zugeben müssen, daß es verhältnißmäßig nicht viel ist, was dieses Bändchen an Dichtungen von wirklich bleibendem Werth enthält. Man kann auch den Vorwurf nicht unterdrücken, daß Ortsbezeichnungen von vollständig gleichgültiger Bedeutung, wie Paddington, Muchetta, Oberhalbstein, Tiefenkasten, Trecaddin u. a. m., in lyrischen Versen angebracht, störend wirken müssen. Aber wo uns der echte Dichter begegnet, da sind es Sonntagslieder, die er singt, die man nur in geweihten Stunden in die Hand nehmen kann, die zu uns reden, wie der Freund zum Freunde spricht. Zu diesen gehört endlich die Serie „In memoriam“, die schon im Jahre 1879 entstanden ist. Es sind Abschiedslieder an einen geschiedenen Freund, so schlicht, so wahrhaftig und tief. Die folgenden Uebersetzungen sind nicht treu, aber sie sagen doch, was der Dichter sagen wollte:

Ich weiß es nicht, ob unser Pfad
Sich hier getrennt für alle Zeit,
Ob dich zum letztenmale heut
Mein Arm, mein Freund, umschlungen hat.

Ein Wanderer irrt am Meeresstrand
Und sucht der Wellen Melodie.
Vergebens! Ach, so fand ich nie
Ein Herz, das mich wie deins verstand.

Auch in diesen letzten Liedern ist jeder laute Schmerzensausdruck unterdrückt. Ja, man sehnt sich fast dem unerbittlichen Verhängniß gegenüber nach der Sprache und der Kraft des Prometheus. Doch ist der Schmerz des Dichters Freund; er lehrt ihn die süßesten Gesänge. Ein milder Glanz hoffnungsvoller Liebe verklärt die Abschiedsstunde: die Erde ist die Mutter, die den heimkehrenden Sohn mit Friedenssegnungen begrüßt:

O Mutter Erde, nimm, was dir gehört,
Den ird'schen Leib.
Sieh deinen Sohn, der müde wiederkehrt
Aus Kampf und Streit.

[1]) *Drift.* Verses by *Horatio F. Brown.* London, Grant Richards 1900.

Wir legen an das Herz dir noch einmal
Dies Haupt so lieb.
Daß doch vom Ausdruck bitt'rer Erdenqual
Nichts übrig blieb!

O Mutter, Mutter, neige dich zu ihm
Voll Huld herab.
Streu alle Blumen, die im Frühling blühn,
Auf dieses Grab.

In solchen Gedankenkreisen bewegen sich die Dichtungen von Horatio Brown. Wie wenig sie dem modernen Geschmack entgegenkommen! Man meint, ein Zeitgenosse von Sir Philipp Sidney habe sie geschrieben, und sie seien dann jahrhundertelang vergessen worden. Wird man heute in England solche Geistesprodukte zu würdigen wissen? Ich glaube es kaum; aber was die Gegenwart versagt, darf man von der Zukunft erhoffen. E. St.

Mittheilungen und Nachrichten.

Lustspiele von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von Sal. Hirzel 1899. S. 238. VIII. — Schon im Jahre 1887 ließ Heinrich Kruse, der Schöpfer von 16 bedeutenden Trauerspielen, die schon verriethen, daß er auch eine starke humoristische Gabe besitze, einen Band „Fastnachtsspiele" erscheinen, der außer einem die Weimarer Dioskuren bescheiden neckenden Prolog, drei Musterstücke enthielt, von denen „Standhafte Liebe" nach einer mittelalterlichen Klostersage der Abtei St. Germain sich auch auf der Bühne außerordentliche Gunst verschaffte; aber auch „Der Teufel zu Lübeck" und „Der eifersüchtige Müller" lustig genug sind. Sechs Jahre später bot er aus seinem älteren Vorrath sieben kleine Dramen, unter denen drei komische. „Frau Christine", die schon als Vorspiel zu der Tragödie „Der Verbannte" gedruckt war, brauchte bloß die beiden letzten Uebergangsscenen aufzugeben, um als ein tüchtiges geschichtliches Lustspiel aufzutreten, wie sie denn auch auf der Bühne sich bewährt hat, so daß man sogar nicht anstand, sie für eines der besten deutschen Lustspiele zu erklären. Zur Zeit, wo Helgoland wieder deutsch geworden war, schien es dem Dichter der Mühe werth, die Sage von dessen Frauen der Bühne zu gewinnen, auf der sie sich lebendiger entwickeln, als in der rein erzählenden Novelle, deren Schmuck sie nicht bedürfe, und es gelang ihm die glückliche Lösung dieser Aufgabe. Von zwei nach einer wirklichen Begebenheit gedichteten Stücken „Johann" und der „Weltlauf" ist das erste nur eine Posse, das andere leidet trotz seiner gelungenen Charakteristik an einer gewissen Schwerfälligkeit. Der neue, ganz dem Lustspiel gewidmete Band enthält ein fünfaktiges Stück in Versen und zwei prosaische von zwei Akten. Am ansprechendsten ist das erste, „Stieglitz und Nachtigall oder die Rostocker Jungen", die Bearbeitung einer lustigen Geschichte, die in dem von den Franzosen unter dem Marschall Murat besetzten Rostock im Jahre 1807 spielt, wo der zum Tod verurtheilte Tambourmajor Antoine Bouton von zwei Jungen aus dem militärischen Gewahrsam befreit wurde, welche durch Nachahmung von Vogelstimmen die beiden Schildwachen so reizten, daß sie, um besser zu hören, auf einen Augenblick den Gefangenen verließen. Auf Murats Bericht an Napoleon, daß sein Schulkamerad und Busenfreund der Verurtheilte sei, wurde diesem verziehen und die Untersuchung über die von den Jungen bewirkte Befreiung niedergeschlagen. Die köstliche Nachahmung mancher Vogelstimmen und die Verlobung des einen den Vogel Strauß spielenden Jungen, der aber erst heirathen will, wenn er sich ein Schiff hat erbauen lassen, geben einen heiteren Schluß. Auch das zweite prosaische Stück, „Das Fischerfest", ist sehr heiter, dichterisch bedeutender das freilich etwas lange Stück „Die Schmuggler". Dem im vorigen Dezember in sein fünfundachtzigstes Jahr getretenen Bückeburger Dichter, einem geborenen Stralsunder, ist der Humor ebensowenig ausgegangen, wie die Lust am Seebad. — Die Aufnahme, die sein letztes Trauerspiel „Heinrich VII." gefunden, hat ihn ermuthigt, das Stück noch einmal sorgfältig zu überarbeiten, um demselben den ihm erreichbaren Grad der Vollendung zu verleihen, wenn es auch dem eingerissenen Naturalismus gegenüber schwer halte, für Wahrheit und Schönheit einzustehen, und so ist es denn im vorigen Jahr in zweiter Auflage erschienen. Absichtlich herrscht hier ein der gewöhnlichen Umgangssprache näherer Ton, doch fehlt es auch nicht an treffender knapper Kraft des Ausdrucks und bilderreichem Schwunge, wo diese an der Stelle sind. Der Charakter des Helden prägt sich von Scene zu Scene bestimmter aus, als der zum Hersteller Englands aus seinen verlotterten Zuständen berufene Mann des Schicksals. Der überlieferte Stoff, mit dem schon Schiller gerungen hatte, bedurfte vielfacher Umgestaltung, besonders der Schluß, der wesentlich geändert und durch Zudichtung erweitert ist, so daß der letzte Aufzug zu einer bedeutenden tragischen Wirkung erhoben ist. Doch wir müssen auf eine nähere Würdigung dieses gehaltvollen Ausgangs verzichten. H. D.

γ. **Die Bäder des Agamemnon.** Etwa 40 Stadien von Smyrna entfernt, zwischen dieser Stadt und Klazomenai, sprudeln heiße Quellen aus dem Boden. Sie waren schon im Alterthum hochberühmt, und zwar hießen sie damals „Bäder des Agamemnon". Der erste Schriftsteller, der ihrer Erwähnung thut, Strabon, berichtet von ihnen bei der Beschreibung des Weges von Klazomenai nach Smyrna, Pausanias streift sie im Vorbeigehen und spricht dabei von dem noch bestehenden Agamemnon-Kult, der Lemnier Philostrat erzählt eingehend ihre Geschichte, und noch über drei Jahrhunderte später, zur Zeit des Kaisers Justinian, ist der Ort gefeiert worden. Der byzantinische Geschichtsschreiber und Dichter Agathias von Myrina hat die Quellen in Hexametern besungen, wobei er sich stark an die Worte des Philostrat anlehnt. In neuester Zeit hat denn ein französischer Arzt, Dr. G. Lottry, in seinem Buch „*περὶ τῶν ἰαματικῶν ὑδάτων ἐν τῇ ἀρχαιότητι*" alles Wissenswerthe über die Quellen gesammelt. Neben den geschichtlichen Angaben liefert er eingehende, durch Urbain ausgeführte chemische Analysen des Wassers, woraus das Ergebniß gewonnen wurde, daß die Bäder sich ganz besonders zur Heilung von Gicht und Hautkrankheiten aller Art eignen. Nach Lottry, dessen Buch 1892 erschien, hat noch ein anderer Franzose, der Archäologe und Inschriftenforscher **Aristote Fontrier**, den Ort eingehend untersucht und darüber im „Courier de Smyrne" vom 23. Mai dieses Jahres berichtet. Die Bäder befinden sich jetzt nicht mehr in einem so verkommenen Zustand, wie zu Lottry's Zeit. Alles ist angepflanzt, eine neue Straße, die von Smyrna nach Tschesme führt, zieht dicht an dem Ort vorbei, die türkische Waisenanstalt und ein Privatmann haben als Besitzer der Quellen ein kleines, hübsches Kurhaus erbaut, auf einem nahen Hügel aber steht jetzt ein prächtiges Landhaus, mit vorzüglichen Garten- und Baumanlagen. Diese neuen Arbeiten haben so die Gegend zu einem beliebten Ausflugsort gemacht, und der Fremdenstrom, der nun, von Troja, Smyrna und Ephesos ausgehend, allmählich immer mehr die kleineren Orte Kleinasiens besucht, wird wohl bald sich auch noch Lidjo-Kastru — so heißt die Oertlichkeit heute — hinwenden und den heißen Quellen einen Theil des Ruhmes zurückgeben, den sie im Alterthum sechs Jahrhunderte lang besessen.

* In der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions" sprach **Heuzey** über eine interessante Rekonstruktion, die von Archäologen für die Abtheilung der wissenschaftlichen Missionen in der Weltausstellung ausgeführt worden ist. Es handelt sich um das große historische Basrelief des Königs Eannadu, das von de Sarzec in Chaldäa entdeckt wurde und unter dem Namen „**Geier-Stele**" bekannt ist. Mit Hülfe von Abgüssen wurde der Platz der sieben Bruchstücke, die bis jetzt wieder aufgefunden worden sind, mit Sicherheit bestimmt. Ein kleines Bruchstück, von dem das Britische Museum einen Abguß hergegeben hat, enthielt den rechten Fuß der großen Figur einer Gottheit, der für die Rekonstruktion sehr wichtig war. Die Gottheit hält Gefangene in einer Art Käfig. Auf der gegenüberliegenden Seite hat dasselbe Bruchstück eine der merkwürdigsten Scenen vervollständigt: die Darstellung von Leichenfeierlichkeiten nach dem Kampfe. Neben der Pyramide von menschlichen Leichen sieht man jetzt einen Haufen von geopferten Thieren, auf denen

ein vollständig nackter Mensch steht und sich anschickt, das Trankopfer zu spenden. Dieser religiöse Akt vollzieht sich nach dem Ritus der Chaldäer, das heißt, das Trankopfer wird nicht auf den Erdboden vergossen, sondern auf ein Bündel von Palmzweigen mit Blüthen und Früchten. Diese Sträuße stecken in zwei großen Vasen, die bei dem liegenden Stiere, dem wichtigsten der Opferthiere, stehen. Die beiden Flächen der Stele sind in mehrere Darstellungszonen eingetheilt, die heute genau festgestellt sind, so daß es ein leichtes sein wird, jedes neue Bruchstück einzuordnen, das von diesem großen historischen Figurenbild, dem ältesten bekannten in seiner Art, noch gefunden werden sollte. Alle die großen Bruchstücke, die die Hauptscenen und Figuren enthalten, befinden sich im Louvre-Museum.

M. Die Archäologin Miß **Jane Harrison** ist für die neugeschaffene zweite Professur für klassische Archäologie an dem Newnham College in Cambridge in Aussicht genommen. Damit wird sich mit der Zeit die Vorstandschaft an dem Fitz William Museum in Cambridge verknüpfen. In einer der letzten Sitzungen der Society of Hellenic studies hat Jane Harrison in einem Vortrag die Legende von der Büchse der Pandora zerstört. Durch einen Lekythos im Universitätsmuseum in Jena kam die Archäologin auf den Gedanken, daß ein in den Boden gegrabenes großes Gefäß (pithos), aus dem auf Geheiß des Hermes Seelen (Keren) aufsteigen, die mißverstandene Büchse der Pandora ist. Hesiod spricht von dem Pithos der Pandora, welche eine Art Erdgöttin, gleich der Ge ist. Solche Geister, wie sie aus dem Pithos der Vase aufsteigen, wurden als die Quelle aller guten und schlimmen Dinge angesehen, und Pandora galt als alleinige Beschließerin derselben und somit als Quelle des Uebels. Daß die spätere Kunst eine Büchse dem großen Vorrathsfaß (pithon) vorzog, ist bei dem Geschmack der Griechen ganz natürlich.

† Am 30. August starb hochbetagt auf seinem Schlosse Hünern (bei Ohlau in Preußisch-Schlesien) der Majoratsherr **Hermann Graf Haverden Frhr. v. Plrncken** (geb. 12. August 1819), welcher sich als Militär, Diplomat, Mitglied des Deutschen Reichstags und des Preußischen Herrenhauses und als Schriftsteller — auch als Freund und Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, die ihm sehr werthvolle Artikel verdankte — bekannt gemacht hatte. Im Jahre 1862 erschien u. a. seine Abhandlung über „Die alten und die neuen Stände", 1867 über „Wappen-Symbolik" und 1877 sein „Versuch einer Heraldik der Minnesinger". Während seines Aufenthalts in München (1859—1869) warf er sich mit der ihm eigenen Energie unter Dr. Alexander Vollmers Leitung auf das Studium der altnordischen und gothischen Sprache, so eifrig, daß er alsbald mit seinem Lehrer in diesem sonst ungewöhnlichen Idiom brieflich korrespondirte. Sein höchst energischer, mit großer Leutseligkeit verbundener Charakter gewann ihm zu München viele Freunde, sowohl in den geselligen Kreisen der „Harbnie" und der „Freien Mannen von den blanken Tafeln", als auch im Historischen Verein von Oberbayern, welcher den Grafen Haverden durch die Aufnahme in die kleine Zahl seiner Ehrenmitglieder auszeichnete. Seine imposante Erscheinung trug den Stempel altnordischer Abkunft; Eduard Ille zeichnete sein Bild als „Odins Kellermeister" (in Nr. 1015 der „Fliegenden Blätter", wobei auch Dr. Vollmer in Wuotans Hut und Mantel verewigt ist); seine Aehnlichkeit mit dem von Jonas Suyderhoef gestochenen Portrait des Hendrick Goltzius war wirklich überraschend. Das Andenken an diesen edlen Patrioten, Gelehrten und Standesherrn bleibe in Ehren!

m. **Neustadt a. d. H.**, 7. Sept. In **Worms** fand am 5. September in Gegenwart zahlreicher Archäologen von auswärts sowie vieler Mitglieder des Wormser Alterthumsvereins eine Ausgrabung von ungewöhnlichem Interesse auf dem 2 km südlich von Borbetomagus gelegenen diluvialen Hügel, „Adlerberg" genannt, statt. Es handelt sich hier um ein neues Flachgräberfeld mit sog. **liegenden Hockern**, welches dem Uebergang von der jüngsten Periode der **neolithischen Zeit zur Metallzeit** angehört. Bis jetzt sind 22 Skelette ausgegraben worden. Sie liegen in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$ m in den mit Löß gemengten weißen Sanden der rheinischen Diluvialzeit, und zwar in der Regel von Ost nach West in hockender Lage, so daß Ober- und Unterschenkel mit einander nahezu einen rechten Winkel bilden. Ein Skelett liegt mit dem Kopfe nach Westen, ein zweites, dicht daran, nach Nordwesten; doch scheinen diese dem zeitlichen und topographischen Ende dieses Friedhofs anzugehören. Als **Beigabe** fanden sich bisher folgende Artefakte: 1. **Gefäße**. Diese sind plump gearbeitet, grau und braun; die Form ist bambenförmig; sie entbehren, im Gegensatz zu den prächtigen Stücken von der „Rheingewann" und von Rheindürkheim, sowie von Monsheim und Kirchheim a. d. Eck, jedweden Ornaments. 2. **Steinwerkzeuge**. Diese bestehen in einer geschliffenen Hacke aus Kieselschiefer, einem Hämatit-Beil, das zum Färben und Tättowiren gedient hat, mehreren zierlichen Pfeilspitzen aus schwarzbraunem Silex nordischer Provenienz und Schalen aus einem schwarzen hornsteinartigen Silexgestein, das mehrfach von der mittleren Hardt bezogen wurde. 3. **Kupferartefakte**. An diesen, im Mittelrheinland noch recht seltenen Gegenständen — die bis 1696 bei Worms gefundenen hat Dr. K. **Köhl** zusammengestellt in der Schrift: „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung", S. 53—58, mit Tafel, S. 51 — sind bisher festgestellt: 1 dreieckiger, breiter Dolch mit zwei Nietnägeln, 1 Doppelnadel, 1 Armreif, 1 zylindrische Perle (zusammengeschweißt nach Prof. Schumacher), 1 heller Torques mit umgebogenem Ende, der nach Art der mährischen Halsringe oder aber als Vorstecknadel Verwendung fand. 4. **Schmucksachen** aus Muscheln, Knochen, Zähnen. Sie sind meist durchbohrt und dienten als Anhänger. — Vor den Beschauern wurden am 5. Sept. vier Gräber geöffnet, von denen drei Beigaben in Stein, meist geschlagene Feuersteinartefakte, neben sich hatten. Die Skelette messen zwischen 1.55—1.85 m Länge, zeigen kräftigen und starken Knochenbau und sind vorzüglich erhalten. Die vier Schädel sind von mäßiger Länge; einer, den der Berichterstatter maß, hat 18 cm Länge auf 14.5 cm größte Breite, d. h. einen Längenbreiten-Index von 80. Das Hinterhaupt ist kugelig gewölbt und entbehrt des pyramidalen Auswuchses, den die übrigen „Wormser Hocker" meist aufweisen. Das Gesicht ist ziemlich lang und orthognat gebildet. Auf die Fortsetzung der von Dr. **Köhl** geleiteten Ausgrabung ist man von Seiten der Anthropologen (Virchow, Ranke u. A.) sehr gespannt; gilt es doch den **ersten Volksstamm** festzulegen, von dem am Rheingestade der Gebrauch des glänzenden Metalls eingeführt worden ist und der ohne Zweifel auf derselben Höhe der Kultur stand, die Dr. M. **Much** den in Mitteleuropa einziehenden **Ariern** auf Grund ähnlicher Funde angewiesen hat.

* **Stuttgart.** Die erledigte Stelle eines Bibliothekars an der kgl. öffentlichen Bibliothek wurde dem Stadpfarrer Dr. **Bonhöffer** in Gmünd, der in der wissenschaftlichen Welt durch seine Schriften über den Stoiker Epiktet sich einen Namen gemacht hat, unter Verleihung des Titels eines Professors übertragen; dem Hülfsbibliothekar v. **Stockmayer** an derselben Anstalt wurde der Titel eines Professors verliehen.

* **Wien.** In **Klosterneuburg** bei Wien ist der Direktor der dortigen Oenologischen und pomologischen Lehranstalt Emerich **Rathay**, 56 Jahre alt, gestorben.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Menschenloos.

Ich habe seinerzeit über den Schrempf'schen Handel in diesen Blättern berichtet und den Lesern derselben den Mann und seine Denkweise verständlich zu machen gesucht. Seine damaligen Schriften bezogen sich alle auf diesen Konflikt mit der Kirche, auf die „Pfarrersfrage", wie er es nannte. Dann kam die Zeit, in der der dienstentlassene Pfarrer „Die Wahrheit" redigirte, ein Blatt, das Vielen etwas war und dessen Eingehen darum von Vielen aufrichtig bedauert wurde. Schrempf verstummte nun für längere Zeit und waltete im stillen seines Amtes als Lehrer an der höheren Handelsschule in Stuttgart; doch redet er allsonntäglich über ein religiöses oder ethisches Thema vor einer ausgewählten Schaar von aufmerksamen Zuhörern, von denen manche geradezu als seine Anhänger und als Mitglieder einer Schrempf-Gemeinde bezeichnet werden können. Kürzlich ist er aber wieder mit einer größeren, ganz selbständigen und eigenartigen Schrift vor das weitere Publikum getreten, die den Titel „Menschenloos"[1]) führt und der das bezeichnende Motto:

Aufgerufen sei hier jeder Zeuge
Menschlicher Bedürftigkeit!

vorangestellt ist. Es sind vier Aufsätze: Hiob, Oedipus, Jesus, Homo sum, von denen die drei ersten ein zusammengehöriges Ganzes bilden, der vierte den Schlüssel dazu und das „Postludium" etwas wie die Kritik des Buches vom Standpunkt des gewöhnlichen Menschen aus gibt. Denn die Gedanken Schrempfs haben wie immer so auch diesmal wieder etwas un- und außergewöhnliches, oder, um gleich deutlicher zu reden, sie sind so subjektiv in jeder Beziehung des Wortes, daß sie ganz nur seine Gedanken sind und als solche hingenommen werden müssen. Darauf weist auch die Bemerkung zu Homo sum hin: „Ein Schema, zu passender Ausfüllung mit dem Material des eigenen Lebens Jedermann dargeboten." Ob freilich irgend Jemand außer ihm diese Konfession — denn das ist es — auch nur als Schema gebrauchen kann, ist mir zweifelhaft; denn noch einmal, es ist ganz subjektiv und alles daran ist nur subjektiv.

„Ich lebe nicht; ich werde gelebt" — das ist das Thema, um dessenwillen Hiob, Oedipus und Jesus der Betrachtung unterzogen werden. Es ist also ein Determinismus, wie ihn gerade die religiösen Heroen des Christenthums, ein Paulus, Augustin, Luther, Calvin, Schleiermacher, jederzeit festgehalten haben, nur daß er hier in einer ganz extremen Weise durchgeführt und in gewisse peinliche Konsequenzen hinein ausgefasert wird. Und wenn man hört, wie Schrempf der Kirche den — durchaus gerechten — Vorwurf macht, daß sie „mit feinem Takt" die bedenklichen Ideen von der Allwirksamkeit Gottes, der Vorherbestimmung, der Unfreiheit zum Guten zurückgestellt habe oder ganz absterben ließ, so könnte es so scheinen, als haben wir es auch hier mit einem religiösen Determinismus zu thun. Und in der That mündet das Schrempf'sche Gelebtwerden schließlich in einen solchen aus; aber gerade diese religiöse Schlußwendung kommt überraschend und wirkt, wie wir sehen werden, nicht organisch und nicht überzeugend. Ist Schrempf überhaupt eine religiöse Natur? ist man zu fragen versucht. Das für einen Anderen zu entscheiden, hat Niemand die Möglichkeit und das Recht; aber die Frage drängt sich einem angesichts dieses Buches nothwendig auf und muß — als Frage — gestellt werden. Oder ist es vielmehr der grübelnde, mit den Problemen des Lebens philosophisch ringende und alles dialektisch zerfasernde und zersetzende Verstand, der hier zum Wort kommt? Freilich ein Verstand, der in Bewegung gesetzt und geschärft ist durch ganz subjektive Lebenserfahrungen und Herzensbedürfnisse, der bei jedem Ansetzen des kritischen Messers ins eigene Fleisch schneidet und das eigene Herzblut fließen macht; aber dieses Gefühl ist nicht nothwendig ein religiöses Gefühl. „Ich leide an einer verzehrenden Sehnsucht nach Leben, nach Licht, nach Wärme, nach Freude" — das klingt nicht wie Paulus oder Luther, wie Augustin oder Schleiermacher, es klingt eher wie Nietzsche, also wirklich nicht religiös. Ein vom Schicksal zu Tode getroffenes, zu Tode gehetztes Wild, den Eindruck macht es. Ich werde gelebt! ruft nicht der fromm ergebene und stillehaltende, sondern der hadernde und sich aufbäumende, der verzagende und verzweifelte und schließlich der in den Quietismus deterministischer Weltanschauung sich flüchtende Mensch, dem dann — noch einmal sei es hervorgehoben — erst nachträglich ein religiöses Element wie von außen her angeflogen zuhülfe kommt; und auch das am Ende nur scheinbar.

Hiob und Oedipus — die beiden Dichtergestalten verkörpern ähnliche Probleme, aber keiner der beiden Dichter hat das Problem, das sie sich und uns in dem Schicksal ihrer Helden gestellt haben, ganz bewältigt. Dabei handelt es sich übrigens nach Schrempf nicht um die berühmte Frage nach dem Ausgleich von Tugend und Glück, die „überhaupt bloß bei solchen Menschen eine Rolle spielt, die von dem rechten Unglück, vielleicht auch von der rechten Tugend noch keine Ahnung haben". Armer Kant, das trifft auch dich! Nein, wer mit Hiob in das menschliche Leid eingeweiht wurde, entsetzt sich nur noch darüber, „wie schwer das Menschenleben überhaupt ist". Nicht das hat Hiob zu fragen, ob er nicht schlechter

[1]) Menschenloos. Hiob, Oedipus, Jesus, Homo sum. Von Chr. Schrempf, Lic. theol. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1900. S. 148.

behandelt werde als er es verdienl, sondern darüber klagt er, daß er mehr zu leiden habe, als er seinem Wesen nach ertragen konn. Was Hiob bedorf, ist deßhalb eine Erklärung des göttlichen Thuns, „die seiner allgemeinen Härte einen freundlichen Sinn abzugewinnen vermag“. Aber dem Dichter fehlt der Muth, hiebei die Konsequenz zu ziehen und den Hiob „frech“ es aussprechen zu lassen, daß „salche Qualen, wie er sie erdulde, durch keinen menschenmöglichen Frevel mehr gerechtfertigt werden“. Der Herr aber, der zum Schluß auftritl, läßt sich nicht dazu herbei, die gewünschte Erklärung für sein Handeln zu geben, er bestötigt nur, daß „die Weisheit ist, ohne doch einen Weisheitsgedonken zu verrathen“. Der Schluß des Buches Hiob, den Schrempf mit Wellhausen für echt hält (ich kann mich davan nicht überzeugen, kann nicht glouben, daß eine sa grondiase Dichtung so matt enden sallte), gibt für dos Problem selbst keinen Abschluß: „des wirklichen Hiab Geschichte hat überhaupt keinen Schluß,“ sagt Schrempf richtig und fein.

Nicht viel anders ist es mit Oedipus. Das Neue an dessen Schicksol ist, doß Gott ouch die letzte Ursache seiner Schuld ist. Damit ist Oedipus unschuldig schuldig, seine „Schuld“ ist nur eine Steigerung, nicht eine Rechtfertigung seines Leidens: „Das ist das wirkliche Rätsel des Menschenlooses.“ Der Mensch wird gelebt, auch der schuldige. In zwei chorakteristischen Farmen wird der Mensch böse — durch widernatürlichen Zwist (Oedipus erschlägt seinen Valer) und durch widernatürliche Verbindung (er heiraihet seine Mutter); aber beides ist nicht sein freier Wille: der Mensch muß den Menschen mißhandeln, muß ihm „zu nahe treten“, darauf ist sein Leben angelegt; und nun sorgt das „malitiäse“ Orakel und sargt die „malitiöse“ Religion dafür, daß er auch nach mit bösem Gewissen thut, was er thun muß. Eigenllich freilich thut der Mensch — das ist eine echt Schrempf'sche Spitzfindigkeit — immer je im Augenblick das Rechte, um erst nachher — „regelmäßig“; das ist eine echt Schrempf'sche Uebertreibung — zu entdecken, daß er das Rechte verfehlt hat. Sa ist Oedipus in das Leben und damit in die Schuld hlneingeführt worden. Der Oedipus auf Kalonos aber zeigt, wie er sich aus dem Leben und der Schuld auch wieder herausgearbeitet hat. Er wird van seiner Schuld frei — nicht durch Reue, nichl durch Buße, sondern dadurch, daß er die Reue als eine Unwahrheit abweist und alle Verantwortung für sein Leben — er lebt es ja nicht, er wird gelebt! — ablehnt. Sehr geistreich ist, wie Schrempf gewissermaßen natürlich, d. h. ahne den Umweg über das Orakel, zu erklären sucht, warum Oedipus den Athenern, die ihn oufnahmen, Segen bringen muß. Die tiefe, zarte Verbindung zwischen Menschen beruht, sagt Schrempf mit Tieck in seinem Märchen vam blanden Ekbert ganz romantisch, „auf dem Grauen, das zwischen sie zu treten lauert, das sie beständig auseinonder hält, das sie zur Verständigung, zum Zusammenhalten zwingt“. Findet nun dieses Grauen „den Keim menschlichen Mitgefühls vor, so befruchtet es ihn, und er wird in raschem Wachsthum die schönsten Blüthen und erquickendsten Früchte der Humanität trogen“. „Nicht Entrüstung, sondern mit Grauen gemischtes Mitleid ist die recht fromme Stimmung gegen den Verbrecher, die das Verbrechen selbst in einen Segen verwandelt.“ Das ist fein und tief; freilich, um es zu verstehen, muß man selbst schan in die Tiefen des Lebens geblickt haben. Aber geläst hat auch Sophokles das Prablem des Lebens nicht ganz. Zunächst hätte er die Jakaste gegen die Sage am Leben lassen müssen: „was die Götter unter ihren Augen geschehen lassen, was sie sogar selbst herbeiführen kännen, das sall auch der Mensch sehen, bejahen lernen“. In diesen Zusammenhang gehört die wiederum echt Schrempf'sche Spitzfindigkeit: „Wenn es überhaupt eine schöne Aufhebung des Schamgefühls gibt, die zugleich eine Bewahrung, eine Veredelung desselben ist, sa kann diese auch zwischen jedem Mann und jedem Weib eintreten, zwischen Mutter und Sahn so gut, wie zwischen einem Paar, das sich ganz fremd ist.“ So etwas kann man allenfalls sagen, drucken lassen darf man das nicht. Wichiiger aber ist noch ein anderes. Wie Oedipus gelebt wird, werden ja auch seine Gegner Kreon und Polynices gelebt. Indem sie Oedipus in gerechter Entrüstung unentschuldbaren Frevels beschuldigt, nimmt er die Anklage gegen sich selbst wieder auf; denn gilt die relative Schuld etwas, so ist auch Oedipus schuldig, noch und wieder schuldlg.

Vergleicht man den jüdischen und den griechischen Dichter miteinander, sa spielt jener zunächst neben diesem eine üble Ralle: „sein Denken läßt die Kansequenz vermissen; wir kännen ihm vorwerfen, daß er eine zufällige Schicksalsgunst für die wesentliche Lösung des Lebensrätsels ausgebe, die Wirklichkeit sagar einfach verfälsche — seiner Leidenschaft, seinem Glauben zulieb.“ Aber die Mängel des Hiab sind nur die Schatten seiner Größe. Sein Verstand weiß freilich keine Läsung; aber der Dichter bringt seinen Glauben zum Ausdruck, und „auch der Dichter lebt seines Glaubens“. Saphokles hat überhaupt keine Antwart. Wahl hat Oedipus mit den Erinnyen geredet; aber was sie ihm gesagt haben, wissen wir nicht, und damit wissen wir gerade das, was wir wissen mächten, nicht.

Und nun Jesus! Hier erst kammt die Schrempf'sche Parodarie zu Wort. Wer ist Jesus? Ein Hiob redivivus und ein Oedipus redivivus, d. h. „eine gebrachene und wieder aufgerichtete, eine in sich zerrissene und wieder mit sich versähnte Persänlichkeit“, die „durch die Gespenster des Leidens und der Schuld hindurchgeschritten ist“. Das erste Blatt der wirklichen Geschichte Jesu sei überhoupt noch nicht verstanden, meint Schrempf. Dieses erzähle uns „geradezu die Genesung eines Hiob, die Versöhnung eines Oedipus“: es ist die Geschichte seiner Taufe. Zu ihr kam Jesus — elend und schuldig, wirklich bußfertig, der Entsühnung bedürftiger, als irgend einer. Und die Entsühnung kam, kam ols Offenbarung über ihn — „herrlich! schrecklich!“ Das Wort erschall: „Du bist jo schon mein lieber Sahn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!“ Und nun, nachdem er für sich wieder froh gewarden war, kannte er auch den Menschen das Evangelium, d. h. den Frahsinn und die Unschuld wiederbringen. Schrempf selbst fürchtet, daß mon in dieser Auffassung „eine olberne Lästerung des Sündlosen“ sehen werde. Er wird mir nicht zutrauen, daß ich ihm die „Lästerung“ ins Gewissen schiebe; aber ich froge rein psychologisch und historisch: Ist das denkbor? wird auf diese Weise Jesus verständlich? Schrempf selbst belont, daß seine Lösung des Problems, „Leben Jesu“ genannt, auch nur ein Vielleicht bedeute, alsa nur eine Hypothese sei. Aber stimmt zu dieser Hypothese das, was wir sanst von Jesus wissen? Darauf sage ich entschieden Nein; hier hat Strauß viel richtiger gesehen, Jesus viel besser verstanden und erklärt als Schrempf, wenn er van ihm sagt: „In allen jenen erst durch Kampf und gewaltsomen Durchbruch geläuterten Naturen, mon denke nur on einen Paulus, Augustin, bleiben die Narben davan für alle Zeit, und etwas hartes, herbes, düsteres haftet ihnen lebenslänglich on, wovon sich bei Jesu keine Spur findet. Jesus erscheint als eine schöne Natur von Hous aus, die sich nur ous sich selbst herous zu entfalten, sich ihrer selbst

immer klarer bewußt, immer fester in sich zu werden, nicht aber umzukehren und ein anderes Leben zu beginnen brauchte." Das ist es: nicht als gebrochene Persönlichkeit, nicht als einer, der durch Schuld hindurchgeschritten ist, sondern nur als eine schöne Natur, die eine heitere, mit Gott einige, alle Menschen als Brüder umfassende Gemüthsstimmung in sich ausbildete und sich als seines himmlischen Vaters lieber Sohn allezeit eins mit ihm fühlte, kannte er den Sein, der er für sich und für die Menschen überhaupt gewesen und geworden ist. Von Narben sehe ich nichts an ihm. Nicht eine Lästerung also, wohl aber eine falsche Psychologie scheint mir diese Klitterung Schrempfs über Jesus und das erste Blatt seiner Geschichte zu sein.

Dieser Schrempf'sche Jesus soll nun die Menschen gelehrt haben, daß sie gelebt werden, die Armen und die Schuldigen, aber auch die Reichen und vermeintlich Gerechten; denn auch sie werden sich „gewiß einmal arm und schuldig fühlen, der Vater wird schon dafür sorgen". Da haben wir den Quietismus als Konsequenz des extremen Determinismus, wie ihn Schrempf faßt: einfach passiv verlebt der Mensch sein Leben, wartet auf das was kommt, auch die Sorge als Motiv der Arbeit ist außer Kraft gesetzt. So ist die Wahrheit des Menschenlebens nur „jene undefinierbare Mitte zwischen Spiel und Ernst, die uns an der ersten Kindlichkeit entzückt", und wie beim Kind überwiegt das Spiel.

Die weiteren Ausführungen über die Messianität Jesu und das Reich Gottes übergehe ich, sie gehören nicht recht in den Zusammenhang des Ganzen. Aber nun kommt auch für den Schrempf'schen Jesus wie für Oedipus eine Gefahr. Er hat jeden Ekel vor der Sünde überwunden, aber er redet von „Hunden" und „Schweinen"; und doch hat Gott auch diese Menschen geschaffen. „deren Vater er doch auch ist! Oder nicht?" Auch die Heuchler schilt er mit steigender Leidenschaft: wie darf er aber das, da wir doch von ihm lernen, daß alle relativen Unterschiede innerhalb der Sünde belanglos sind? Und so wird nun das Verhalten dieses Jesus immer „sonderbarer". Ein Anderer als Schrempf würde sich gefragt haben, ob diese Sonderbarkeiten, diese „Trübungen seines hellen Auges" nicht vielmehr auf Rechnung dessen zu setzen seien, der das erste Blatt seiner Geschichte—mißverstanden habe! Etwas unverständliches soll dann weiter Jesus selbst darin sehen, daß „das Leben, das er darbietet, das echte, göttliche Leben, von den Menschen, die seiner so dringend bedürfen, zum Theil als blaßes Amüsement genommen, zum Theil kühl abgelehnt, zum Theil geradezu bekämpft und verhöhnt wird: das hatte er sich nicht in Rechnung genommen". Vollends aber wie einen Träumer schildert er seinen Jesus beim Einzug in Jerusalem, wo er eine Entscheidung erzwingen, Gott nöthigen will, aus seiner Reserve herauszutreten und sich offen und machtvoll zu ihm zu bekennen: sollte er „also nicht, in aller Unschuld, gewissermaßen haben Gott versuchen wollen"? Und darauf dann das unruhige Schweben auf blaßen Möglichkeiten: ist's möglich? ist's nicht möglich, daß dieser Kelch vorübergehe? muß ich ihn trinken? muß ich nicht? Er ist des göttlichen Rathschlusses nicht mehr sicher. Wie er es daher am Kreuz schließlich nur noch mit Gott zu thun hat, da nimmt er „menschlich klein und menschlich groß, sein verzagendes Herz in beide Hände und fragt ihn, den Entsetzlichen, der das zuließ, der das wollte: Warum? warum hast du mich verlassen??" So ist er, nachdem er des Hiob, des Oedipus geringeres Leid schnell repetirt und absolvirt hatte, durch entsetzlichen Druck genöthigt worden, Gott ernsthaft herauszufordern, ihm Rechenschaft abzuverlangen über die Absurdität des Weltlaufs. Die Antwort auf dieses sein Warum aber hat er „mit sich ins Grab genommen, und das Grab ist auch in diesem Falle seiner bewährten Schweigsamkeit getreu geblieben".

Dieser Schluß wird nun freilich Vielen wirklich wie eine „Lästerung" vorkommen; ich halte ihn für das Beste in dem ganzen Buch, er ist wirklich groß.

Und nun also — Homo sum! Ich werde gelebt! Aber was für ein Leben ist es, das ich gelebt werde? Von Anfang an klangs pessimistisch, dieser Pessimismus expliziert sich aber nun erst recht. Das ganze Verhältniß, in dem ich, nein, in dem Christoph Schrempf zu seinem Körper steht, gefällt ihm nicht und ist ihm überwiegend eine Quelle des Verdrusses; und ebensowenig will ihm das Verhältniß zu seinem Geist gefallen, es ist ihm immer wieder eine Quelle tiefer, hoffnungsloser Verstimmung. So ist dieses Gelebtwerden „eine wirklich tragikomische Geschichte", an der freilich verdammt wenig Komisches zu finden sein dürfte und das Tragische entschieden vorherrscht. Er wird aber auch mit anderen Menschen zusammengelebt, und da gibt er ausdrücklich zu, das sei „eine lange schwere Leidensgeschichte". Mann und Weib sind natürliche Feinde, dem Menschen verschiedener Art müssen sich mißverstehen; das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist „wesentlich tragisch"; und so kann man das Zusammenleben von Menschen überhaupt nur „als eine böse Sache bezeichnen". Das Schlimmste aber ist der Widerspruch, daß der Mensch einerseits offenbar gelebt wird, andrerseits offenbar leben, sein Leben so oder so selbst machen will. So ist das Menschenloos „freilich eine bitterböse Sache"; alle einzelnen Schwierigkeiten des Lebens, alles Häßliche, Böse am Leben ist eine Offenbarung dieses Grundwiderspruches. „Ach! eine zermalmende Erkenntniß!"

Und nun die einfache, kühle, scharfe Frage: was denn das alles heißen soll, was ich nun erlebt habe und weiter erleben muß. Sie richtet Schrempf an die Macht, von der er gelebt wird. Eine Antwort darauf hat er von ihr nicht erhalten— diese Macht ist nicht „liebenswürdig" genug, sie ihm zu geben, und so steht er mit ihr „in einem bewußt gespannten Verhältniß".

„Und ein Narr wartet auf Antwort"—damit würde Heine geschlossen haben, und damit schließt auf Seite 117 eigentlich auch Schrempfs Buch, das Buch eines Grüblers und eines Pessimisten. Aber nun kommt die überraschende Wendung, überraschend um so mehr, als er erst auf Seite 116 ausdrücklich konstatirt hat, daß er jene Macht nie eigentlich „liebenswürdig" gefunden habe. Zuerst ein kurzer Uebergangsgedanke. Eines ist ihm am Leben doch aufgefallen — „der ungeheure Verstand, der in seiner Einrichtung steckt", freilich gleich mit der Schrempf'schen Uebertreibung, daß er diese Einrichtung „nur raffinirt" nennen könne. Indem er das erkennt, kommt ihm „die alte Sage" — wundervoll! die alte Sage! — in Erinnerung, daß die Macht, von der der Mensch mit der ganzen Welt gelebt wird, die Liebe sei. Zwar hat er, wie gesagt, knapp zwei Seiten vorher erklärt, sie sei nicht liebenswürdig; aber von seiner ersten Schrift her kennt er die Bedeutung eines Postulats, warum sollte er's hier, wo es nicht mehr weiter geht — nur ein Narr wartet auf Antwort! — nicht auch mit einem solchen versuchen, und so macht er den Salto mortale: „Also dürfte ich nur den Gedanken wagen, daß die Unverständlichkeit dieser Liebe aus ihrer Größe fließe, in der Höhe ihrer Absichten begründet sei. Also müßte ich, um mein Leben zu verstehen, es von der Voraussetzung aus betrachten, daß es gerade so, wie es wurde, von der Liebe bestimmt worden sei." Das „leuchtet ihm ein". Und nun findet er das Leben zwar immer noch nicht angenehm aber unangenehm,

immer noch nicht gut oder böse, aber er findet es schön, „schön wie das ruhelos wogende Meer, schön wie die jähen Abhänge und starrenden Gipfel und blendenden Schneeflächen des Hochgebirges, schön wie der lautlose, sichere Gang der nächtlichen Gestirne — schön wie die große, wilde geheimnißvolle Natur". Damit verändert sich aber auch die Art, wie Schrempf sich, wie er den anderen Menschen und sein Verhältniß zu den anderen Menschen empfindet, durchaus. Vor allem kann er nur mit schweigender Kälte auf das qualvolle Leiden seiner Mitgeschöpfe hinschauen, der Glaube an die furchtbare Liebe Gottes hat sein Mitgefühl „eingefrieren" lassen. Natürlich, er findet ja das Leben nur schön, er empfindet jenseits von angenehm und unangenehm, jenseits von gut und böse nur noch ästhetisch, auch die Menschen sind ihm nur noch „interessant und schön". Aber damit „erweist sich schließlich doch alles als groß und schön, und die Schauspieler, die sich auf der Scene anschnaubten, beleidigten, Gewalt anthaten, reichen sich hinter der Scene kameradschaftlich die Hand". Das Leben ist also ein Schauspiel — aber ach! ein Schauspiel nur! —, die Menschen die Schauspieler, und Schrempf, der erkannt hat, daß er von „dem Dichter des Lebens" doch nur gelebt wird, vielleicht mit einigen wenigen Auserwählten der Zuschauer, der auch die peinlichsten Situationen mit Gleichmüthigkeit vor sich abrollen sieht. Entsetzlich! abscheulich! Die „Kühle", von der in diesem Zusammenhang so oft die Rede ist, ist uns nun freilich verständlich, sie macht auch uns „frieren"!

Aber noch ist es nicht ganz zu Ende. Wie auf den Pessimismus plötzlich der Sprung in den Glauben an die Liebe kommt, die eigentlich keine Liebe ist — jedenfalls eine „sonderbare Liebe!" —, so auf den Quietismus, der bis jetzt die Konsequenz des Determinismus zu sein schien, der Sprung in die Aktivität. Was ein Mensch, der gelebt wird, wollen soll? fragt er. Was darauf auf eineinhalb Seiten geantwortet wird, ist freilich wenig und wenig überzeugend. Die Schuld, die ich als mein Schicksal erkenne, soll mich beleben und mich anspornen, alle Kraft einzusetzen; auch bestimmt sie mir den Ort meiner Arbeit, und ebenso erhält mich die Spannung meines Zusammengelebtwerdens mit Anderen in Bewegung. Das ist alles; und ist doch schon zu viel! Gott schafft, er dichtet wenigstens, und liebt dann die Geschöpfe seiner Phantasie; er verhält sich also zu ihnen, wie der Künstler zu seinen Gebilden. Wir Fabrikwaare der Natur — wir glauben an den Ernst des Lebens und agiren, nicht bloß einander anschnaubend, beleidigend, vergewaltigend, sondern auch ehrlich zusammenwirkend und mitleidsvoll einander helfend. Aber Schrempf, der das Leben durchschaut und weiß, daß alles nur Spiel und Theater und er auch als Handelnder nur Schauspieler ist, welchen Grund, nein welches Recht hat er, zu fragen: was soll ich wollen? Nichts als mich leben lassen, sagt er selbst; nichts, als zuschauen und in ästhetisch kühler Gleichmüthigkeit an dieser Tragikomödie des Lebens sich ergötzen. Daß er „sich viel Mühe macht, ist nicht nothwendig". „Welch wohlthuende Kühle liegt in dieser objektiven Auffassung!" ruft er befriedigt, scheinbar befriedigt aus; wie viel wehthuender Egoismus liegt darin! füge ich hinzu.

Daß endlich in einem allerletzten ganz kurzen Abschnitt in dem „ich werde gelebt" plötzlich der Ton auf das g e l e b t gelegt und der Glaube an ein Fortleben, an eine „Umwandlung" proklamirt wird, ist die letzte Ueberraschung und schließlich keine erfreuliche. Doch ist sie wenigstens nicht inkonsequent. Wie der Individualist Nietzsche auf eine Wiederkunft des gleichen hoffte, so hofft der Individualist Schrempf auf ein Fortleben des verwandelten Ich. Man nimmt sich und sein liebes Ich zu wichtig, um den Gedanken der Vernichtung, der Auflösung erträglich zu finden und sucht daher nach einem „Beweis" (S. 130) für die Unsterblichkeit. Nach einem Beweis!!

Im „Postludium" kommt, wie schon gesagt, die Kritik des gesunden Menschenverstandes an diesen „überflüssigen Grübeleien". Dabei schont sich der Verfasser nicht. Ganz richtig sagt ihm Freund B.: „Dich kümmert nur, w i e d e r M e n s c h m i t s i c h l e b t." Das ist der Egoismus und Solipsismus, den Schrempf mit Nietzsche theilt und der mir an diesen Individualisten immer ganz besonders anstößig und sittlich minderwerthig erscheint. Und auch darin hat der Andere recht, daß dieser Individualismus des höhern Menschen „unser Recht, unsre Sitten untergräbt", und zwar, füge ich hinzu: ohne etwas besseres an ihre Stelle zu setzen. In diesem Zusammenhang kommen die beiden Freunde auch auf die Ehe zu sprechen. Diese Frage wird überhaupt in dem Schrempf'schen Buch an verschiedenen Stellen gestreift und immer aufs neue besprochen. Daß „zwischen der Heiligkeit der Verbindung von Mann und Weib und der öffentlichen Anzeige und Anerkennung derselben kein innerer Zusammenhang bestehe", ist natürlich richtig; aber nun auch hier wieder die Uebertreibung: „eine legitime Prostitution in der Ehe dünkt mir noch viel peinlicher als die illegitime außer der Ehe;" dabei vergißt Schrempf nicht nur einen, sondern gleich zwei ganz erhebliche Unterschiede, und wenn er fortfährt: „je 'sittlicher' das Zunahetreten ist, desto schrecklicher ist es," so ist das zunächst nur ein Spiel mit dem Wort „Zunahetreten", und sachlich ein Uebersehen der Hauptsache. Gewiß kann Lebensverschmelzung immer nur als mehr oder weniger unsicherer Versuch gewagt werden; aber, wenn der Versuch zunächst an objektiven im Wesen der Betheiligten liegenden Bedingungen scheitert, so bleibt nicht „der brennende Schmerz" als Einziges, sondern dann erst kommt das Zweite, es nun einmal zu versuchen mit der „Sittlichkeit" und mit der Pflicht, meinetwegen auch mit der wohlthätigen Macht der Gewohnheit. Dann wird auch hier das Nahetreten aufhören, ein Zunahetreten zu sein. Nicht bloß eine nützliche, sondern wirklich eine sittliche Einrichtung ist die Ehe — ohne alle spöttischen Anführungszeichen; man muß nur nicht so wehleidig und so sentimental sein.

Oder aber — liegt am Ende in diesem Rütteln an den Fesseln der Sitte ein Schlüssel zur Lösung so mancher Räthsel, die uns dieses Büchlein Schrempfs doch überall zu rathen aufgibt. Da, könnte man mit Faust sagen, muß sich manches Räthsel lösen, müßte freilich mit Mephistopheles auch alsbald hinzusetzen: Doch manches Räthsel knüpft sich auch. Bei Schrempf ist ja alles subjektiv, also wird auch sein Rütteln an allerlei Fesseln subjektiv sein. Der Aufschrei: „ich leide an einer verzehrenden Sehnsucht nach Leben, nach Licht, nach Wärme, nach Freude", ist wie bei Nietzsche des Räthsels Lösung, sie kann bei so subjektiven Menschen nur eine persönliche sein. Damit wird die Lösung aber sofort selbst wieder zum Räthsel; denn das Persönliche ist das Irrationale und das Unbekannte.

Deßwegen bleibt aber doch oder bleibt gerade das Interesse am Vordergrund, d. h. am Buch, das gewiß Vielen neues Aergerniß bereiten wird, dem tiefer Sinnenden aber Anlaß geben muß, immer weiter mit ihm sich einzubohren und hinabzudringen in die Tiefen des Lebens. Es ist in der That ein nachdenksames, trotz mancher wirklich „überflüssigen Grübeleien" ein höchst anregendes Buch, das einen nicht losläßt, bis man sich

seiner so oder so erwehrt hat. Mich hat es vielfach an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ erinnert, auch stilistisch, fast möchte ich meinen, die Aehnlichkeit sei eine bewußte und gewollte. Auch Schrempf spürt man an, wie es in ihm „stampft und glüht“. Aber Lessing dachte inmitten seines Stampfens altruistisch an seine „schwächeren Mitschüler“, und Lessing war in all seiner Gluth weniger subjektiv. Daher waren seine „Grübeleien“ fruchtbarer und seine Kühle wohlthuender.

Straßburg i. E. *Theobald Ziegler.*

Die Idee der nationalen Autonomie in Oesterreich.

Von Dr. *Rudolf Springer.*

Das Naturgesetz der Anpassung, das allen Lebewesen gemeinsam ist, gilt auch für den Staat und seine Institutionen. Unfertige oder verbildete Staatswesen kommen nicht früher zur Ruhe als bis die öffentlichen Einrichtungen den Gesellschaftsthatsachen entsprechen, auf denen das Gemeinwesen ruht. Und dieser Widerspruch zwischen der Staatsform und Bevölkerung schüttelt Oesterreich wie ein Fieberfrost. Der aus der Ständezeit und der Epoche des aufgeklärten Absolutismus übernommene, durch eine im Grunde ständische Verfassung mehr konservirte als umgestaltete Staat hat vom Anfang an den Bedürfnissen der acht durch die Revolution des Jahres 1848 zum Selbstbewußtsein erweckten Völkerschaften nicht entsprochen. Die Verfassung, die sie sich selbst am Kremsierer Reichstag gegeben, das verheißungsvolle Erstlingswerk der Nationalitäten, wurde durch die siegreiche Kontrerevolution vernichtet, und dieser Mord der Erstgeburt ist nicht mehr gut zu machen. Der Fluch einer fünfzigjährigen Leidensgeschichte war seine Folge.

Trügen nicht alle Anzeichen, so haben wir den Höhepunkt des Deliriums hinter uns, und man beginnt, sich zu besinnen. Alle Völker sind einander und alle dem Staate gänzlich entfremdet. Die Deutschen „bestellen ihr eigenes Haus“ und überlassen den Staat sich selbst, sie haben es aufgegeben und aufgeben müssen, ihn und durch ihn die anderen Völkerschaften zu beherrschen. „Los vom Staate, los von den Tschechen!“ ist ihre Devise wie die der Tschechen von jeher „Los von Wien, los von den Deutschen!“ Und dieser Zustand — wie beklagenswerth er dem Altösterreicher erscheinen mag — ist zu begrüßen, weil er doch eine Entwicklungsmöglichkeit frei läßt. Kein Volk kann in Oesterreich die andern beherrschen, wohl aber können sie nebeneinander frei sein! Dieser Gedanke hat sich seit einiger Zeit zum *Schlagwort* verdichtet: *die nationale Autonomie* findet täglich mehr Anhänger.

Sie ist wohl zu unterscheiden von der *Autonomie der Kronländer*, dem unseligen Postulat der heutigen slavisch-klerikalen Majorität, dem unfruchtbarsten und verderblichsten Parteiprinzip der österreichischen Politik. Die alten Kronlandsgrenzen schneiden den Leib der Nationalitäten in viele Stücke und geben die losgerissenen Theile der fremdsprachigen Landesmajorität preis. So ist der reichste und entwickeltste Bestandtheil des deutschen Volkes in Oesterreich in Böhmen den Tschechen, das ruthenische Volk in Galizien den Polen, ein Theil der Slovenen in Steiermark und Kärnten den Deutschen, im Küstenland den Italienern, ein Theil dieser in Tirol den Deutschen ausgeliefert. Gerade die historischen Landesgrenzen schaffen die exzedirenden Majoritäten und remonstrirende Minoritäten.

Gegen diese Zerreißung der Nationalitäten erhebt sich zunächst die Forderung der *nationalen Autonomie*. Oesterreich ist kein Kronländer-, sondern ein Nationalitätenstaat: daher vereinige man alle Angehörigen einer Nation zu einer Einheit und gebe dieser Selbstgesetzgebung und Selbstverwaltung in nationalen Angelegenheiten. Zur Regelung der absolut gemeinsamen Aufgaben bilde man aus den Nationalvertretungen verhältnißmäßig eine Gesammtvertretung der „im Reichsrath vertretenen Völker“. — Dieser leicht ausgesprochene Gedanke ist aber schwierig zu realisiren, und seit 50 Jahren sind die verschiedensten Meinungen laut geworden, wie ein solcher Nationalitätenstaat ins Leben zu rufen sei.

Schon im Verfassungsausschuß des Kremsierer Reichstags 1849 tauchte der Vorschlag auf, nach *Sprachgrenzen* geschlossene Nationalterritorien zu bilden (Anträge von Palacky und Kautschitsch), diese zu Gliedstaaten zu erheben und Oesterreich zu einem Bundesstaat zu machen. Aber die überlieferte Kronlandseintheilung war allzu mächtig, die neuen Provinzen wären wegen der völligen Regellosigkeit der Sprachgrenzen und der großen Zahl der Sprachinseln kaum geeignete Verwaltungsterritorien gewesen. Man erhielt also die Kronländer aufrecht, bildete aber (nach dem Vorschlag Brestels) innerhalb derselben Kreise aus den nationalen Gebieten und räumte ihnen eine weite Kompetenz in nationalen Dingen ein. Wie oben gesagt, wurde der Kremsierer Verfassungsentwurf, der die nationale Autonomie wenigstens theilweise realisirt hätte, nicht Gesetz.

Das zentralistisch-absolute System *Bachs* und nach ihm das zentralistisch-konstitutionelle System *Schmerlings* suchten die deutsche Administration wiederherzustellen oder wenigstens in möglichst weitem Umfang aufrechtzuerhalten, aber die Versuche scheiterten in gleicher Weise an der erstarkenden *Demokratie* wie an dem erwachenden *Nationalitätsbewußtsein*. Jede Herabsetzung des Zensus, jede kleinbürgerliche oder proletarische Errungenschaft mußte die Deutschen schwächen und den kulturell weniger entwickelten Slaven Macht verleihen. Aus der Alleinherrschaft der Deutschen wurde so nacheinander der deutsch-polnische Dualismus und der deutsch-polnisch-tschechische Trialismus in der politischen Herrschaft. Gerade das jetzt bestehende „dreieckige“ Verhältniß ist das politisch gefährlichste; machen wir noch einen Schritt weiter in der Demokratie, so treten an Stelle dreier Rivalen alle acht Nationalitäten selbständig in die Schranken und die Deutschen in Oesterreich haben als größte Nation bedeutend günstigere Bündnißchancen: *Vor allem sind ihnen 3 Millionen Ruthenen und die Italiener sicher und mit diesen können sie eine konstante Majorität bilden.* Seitdem die erste Alternative, die absolute rechtliche Alleinherrschaft, endgültig vereitelt ist, bleibt nur die andere, die relative, faktische Vorherrschaft kraft der Gleichberechtigung Aller! Gerade der jetzige Zustand halber Plutokratie und halber Demokratie ist für die Deutschen in Oesterreich am gefährlichsten.

Aus ähnlichen Erwägungen treten heute immer mehr Deutsche für die nationale Autonomie ein, die seit jeher von den kleineren slavischen Nationalitäten, den Slovenen und Ruthenen, vertreten wurde. Zum offiziellen Parteiprogramm hat sie die österreichische Sozialdemokratie auf dem vorjährigen Gesammtparteitage zu Brünn gemacht, praktisch bestimmt durch Bedürfnisse der Organisation und Agitation, theoretisch geleitet durch ein

Schriftchen von Synopticus. Die von diesem Autar propagirte Lösung haben auch die Deutschen in Mähren acceptirt. In diesem Frühjahre hat sich ferner der bekannte deutschnationale Abgeardnete **Steinwender** in seiner Broschüre „Parlamentsdämmerung“ für die nationale Autonamie ausgesprochen, ahne eine praktische Realisirungsform der Idee näher anzudeuten. Er scheint vornehmlich unter dem Einfluß des deutschnatianalen Publizisten Karl Hron zu stehen, währen Baron Offermann in seiner jüngsten Arbeit, „die Bedingungen des Konstitutianalismus in Oesterreich“ sich eng an Synapticus anschließt.

Alle genannten Vertreter dieser neuen Richtung gehen van dem Grundgedanken aus, daß alle Angehörigen einer Nationalität ohne Rücksicht auf historische Kronlandsgrenzen eine gemeinsame Vertretung, den **Natianalrath**, wählen sallen, der die Interessen der Nation zu vertreten, die natianalen Angelegenheiten selbständig zu regeln und zu verwalten hat. In der Durchführung dieser leitenden Idee weichen Alle van einander ab. Professor v. Scala plaidirt in der „Zukunft“ für einen deutschen **Generallandtag**, der aus sämmtlichen deutschen Landtagsabgeordneten gebildet, als eine blaß berathende und begutachtende Körperschaft dem nationalen Bedürfnisse Genüge thun soll. Dieser Varschlag ist der einfachste von allen, die gemacht wurden, und wohl vällig ungeeignet. Die radikalste Lösung scheint die folgende zu sein: Synopticus und mit ihm Offermann fardern eine Art **genossenschaftliche** Organisation der Valksstämme, welchen weitgehende Gesetzgebungs- und Selbstverwaltungsbefugnisse zustehen müßten. Und auf diesem Wege, glaube ich, ließe sich dem österreichischen Nationalitätenproblem am ehesten gerecht werden. Denn Volksstämme sind, zumal wo sie gemischt durcheinander wohnen, nicht Gebiets-, sandern Personenverbände; ist einmal die Haffnung aufgegeben, sie sprachlich zu beherrschen, dann bleibt kein anderer Ausweg übrig, als ihnen dieselbe Stellung einzuräumen, die etwa die „Franken“ untereinander und zur Staatsgewalt im Orient einnehmen: der Völkerstaat Oesterreich kann nicht anders regiert werden, als nach dem zum Staatsrecht, zum **inneren** Verfassungsrecht erhobenen **Völkerrecht**. Eine solche Verfassung wäre nur den thatsächlichen Verhältnissen angepaßt. Ein an sich wünschenswerther Zustand, ein einfacher Ausweg ist sie nicht — aber wer wüßte bei dem Stand der Dinge in Europa einen anderen?

Neue Lehrbücher der altgermanischen Dialekte.

A. P. In Nr. 251 dieser Beilage vam Jahre 1896 kannten wir eine neue Sammlung van Lehrbüchern der altgermanischen Dialekte anzeigen, die sich seitdem ein völliges Heimathsrecht unter unsern Lehrmitteln erworden haben. Die mehrjährige Beschäftigung und wiederholte praktische Verwendung wird gewiß Manchen von dem Werth der „Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte“, die Prof. **Streitberg** herausgibt, überzeugt haben. Damals lagen nur drei Bändchen vor, die urgermanische Grammatik und das gathische Elementarbuch Streitbergs und das altnardische Elementarbuch van Prof. Kahle. Das Erscheinen der übrigen Bände war in rasche Aussicht gestellt. Freilich sa schnell, als man es hofft, erscheinen solche Bändchen gewöhnlich nicht, erst im vorigen und diesem Jahre wurde die Sammlung durch zwei weitere Arbeiten erweitert, so daß nunmehr der Abschluß des Ganzen bald zu erwarten ist. Zuerst ist das **altsächsische Elementarbuch** von Praf. **Holthausen** erschienen,[1] das schon in den sachwissenschaftlichen Blättern in seinem Werth anerkannt ist. Das Altsächsische war bisher in der grammatischen Behandlung etwas zu kurz gekammen, bis dann die neuere Zeit auch hier Wandel geschaffen hat. Angeregt wurde das Interesse für diesen Dialekt vor allem auch durch den interessanten Fund Prof. Zangenmeisters, der in der Vatikanischen Bibliothek neue Bruchstücke des Heliand und zugleich des Alten Testaments entdeckte. Schon varher hatte Saller eine kurze Grammatik des Altsächsischen erscheinen lassen, die sich leider als wenig brauchbar erwies. Mit seinem altsächsischen Elementarbuch kammt also Holthausen einem wirklichen Bedürfniß entgegen. Wie es der Plan der Sammlung vorschreib, vereinigt es Laut- und Flexionslehre, Syntaktisches und Lesestücke. Ein Glossar schließt sich dem an. Dadurch ist das Werk etwas umfangreicher geworden als wahl beabsichtigt war, aber auch um so brauchbarer. Es wird sawohl für Varlesungen wie für das Selbststudium ausgezeichnete Dienste leisten. Hat der Lernende die Grammatik und die Lesestücke bewältigt, so kann er getrost an die Lektüre des Heliand gehen und wird leicht in dieses schönste und bedeutendste Denkmal unser älteren Literatur eindringen können, das ja dach auch die Grundlage für das Studium des ziemlich vernachläßigten Mittelniederdeutschen bilden muß. Alles in allem kann man auch diesen Band der altgermanischen Elementarbücher aufs herzlichste begrüßen. Holthausen hat damit eine fühlbare Lücke ausgefüllt.

Kurze Zeit später ist dann auch das **mittelhochdeutsche Elementarbuch** van Prof. **Michels** erschienen, das das siebente der Reihe bildet. Während die Nothwendigkeit des Halthausen'schen Buches Keiner leugnen kann, wird vielleicht Mancher diese mittelhachdeutsche Grammatik für überflüssig erklären. Denn wir besitzen ja in Hermann Pauls mittelhachdeutscher Grammatik ein kurzes, aber ausgezeichnetes Werk, das schan Unzähligen zum Erlernen der älteren Sprache gedient hat. Mit einem sa ausgezeichneten Werk in Wettbewerb zu treten, war gewiß nicht leicht und zeugt van großem Muth. Wenn wir behaupten, daß das Werk, so wie es vorliegt, ruhig mit dem Paul'schen verglichen werden darf, so ist das das größte Lob, das man ihm spenden kann. Schien Michels Arbeit auf den ersten Blick eben durch das Varhandensein von Pauls Grammatik leichter zu sein als die Holthausens, so muß man bei genauerer Betrachtung doch gestehen, daß Michels eine ganz bedeutende Fülle eigener Arbeit geleistet hat. Zunächst war diese durch die ganz verschiedene Art der Anlage gebaten. Paul verfolgt den rückwärts führenden Weg, er geht vom Neuhochdeutschen aus und hebt die Abweichungen des Mittelhochdeutschen von unsrer Sprache stark hervor, Michels gibt eine Grammatik, die von der älteren Zeit zur neueren fortschreitet und die historischen Prazesse berücksichtigt. Eines ist aber vor allem bemerkenswerth an dieser Grammatik, nämlich die Heranziehung der modernen Dialektforschung, die so viel für die ältere Sprache bietet. Außerdem wird der Anfänger sehr viel in diesem Buche finden, was ihm zu wissen dringend nöthig ist und worüber er bei Paul und anderswa keine Auskunft findet. Durch zahlreiche Verweise auf Streitbergs urgermanische Grammatik ist außerdem dafür gesargt, daß der Lernende, der sich für die älteren sprachgeschichtlichen Probleme interessirt, safart an die rechte Quelle gehen und sich selbständig weiter unterrichten kann. Alles in allem kann man sagen, daß das Studium des Michel'schen Buches Jedem, der sich mit Mittelhochdeutsch beschäftigt, nicht dringend genug empfahlen werden kann. Neben Paul wird es Jedem zur Vertiefung der sprachwissenschaftlichen Bildung und zur Erweiterung des ganzen Gesichtskreises ausgezeichnete Dienste leisten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der Bankerott der Darwin-Haeckel'schen Entwicklungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes. Van **Eduard Loewenthal**, Dr. phil. Berlin, Verlag van E. Ebering 1900. — Hiedurch möchte ich

[1] Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte. Unter Mitwirkung von Praf. Dr. K. D. Bülbring, Prof. Dr. F. Holthausen, Prof. Dr. S. Holz, Prof. Dr. B. Kahle, Prof. Dr. V. Michels herausgegeben von Prof. Dr. W. **Streitberg**. V. Altsächsisches Elementarbuch. Heidelberg 1899, C. Winter.

vor dieser Schrift warnen, deren Titel kürzlich in der Bibliographie der Beilage verzeichnet war und die Vorstellung erwecken könnte, es handle sich um eine ernsthafte Kritik des neuesten Haeckel'schen Buches oder um sonst etwas ernsthaftes. In Wirklichkeit enthält das Pamphlet folgendes: Haeckels „Welträtsel" lassen unerklärt, wie das Leben zuerst entstanden ist, und Professor Klaatsch hat in der Mannheimer Volkshochschule gesagt, das zu erklären, sei auch gar nicht Sache der Naturwissenschaften; Loewenthal jedoch hat die Erklärung in der sechsten Auflage seines Buches „System und Geschichte des Naturalismus" geliefert. Diese Erklärung liefert der Verfasser auch in dem vorliegenden Opus; da sie zu lang ist, um ganz wiedergegeben zu werden, und eine Inhaltsangabe nicht möglich ist, folge hier der zusammenfassende Schluß der Erklärung: Die Entstehung des Lebens „vollzieht sich nicht in der Form allmählicher Entwicklung, wie die Evolutionisten annahmen, sondern in der Form eines blitzartigen, den ganzen betreffenden Weltkörperkomplex erschütternden Involutions- oder Impansionsaktes, der mit dem Gestaltungs-, Belebungs- und Besinnungsakt der organischen Lebewesen als mikrokosmischer Reflexgebilde zusammenfällt. Das Selbstbewußtsein (Selbstgefühl) entsteht bei diesem Anlaß nur im relativ freien, organisch abgeschlossenen Sein, im Gegensatz zum absolut freien, neutralen Sein oder der Ursubstanz, die in der bisherigen Philosophie stets als das Vollendetste, bezw. als Gottheit dargestellt wurde, in Wirklichkeit aber, wie schon bemerkt, nur als das unterschiedslose, indifferente Sein anzusehen ist. — Das Denken endlich ist die dem individuellen Sein entsprechende Selbstregulirung der Ergebnisse des Selbstbewußtseins und seiner Bethätigung nach Maßgabe des Verhältnisses von Ursache und Wirkung." Mit dieser Erklärung „kann die Krönung des monistischen Gebäudes als vollzogen und das Welträtsel in der That als gelöst betrachtet werden". Solches und ähnliches ist in zahlreichen monistischen Schriften zu lesen, und würde uns nicht veranlassen, der Loewenthal'schen Broschüre Erwähnung zu thun. Aber auf Seite 11 kommt eine andere Materie, die bis zum Schluß anhält: die Kogitanten-Religion. Und daß dieser Gegenstand auf dem Titelblatt nicht genannt ist, würde man nach dem Moralcodex anderer Religionen als unanständig bezeichnen. Wir erhalten ein aus zehn Paragraphen bestehendes „Revidirtes Statut der Kogitanten-Allianz". Die oberste Leitung ruht in den Händen eines Kultuspräsidenten, der Kultuspräfekten der einzelnen Nationalitäten und der Gemeindedirektoren. Feste haben die armen Kogitanten nur drei: das Neujahrsfest am 1. Januar, das Frühjahrsfest am 1. und 2. Mai, das Herbst- und Erntefest am 29. und 30. September. Freiwillige Beiträge werden am schwarzen Brett der Kultushalle quittirt &c. Das einzig Positive, was die ganze Broschüre enthält, ist die Adresse des Verfassers: Berlin, Gneisenaustr. 107. Der Verfasser ist nämlich vom Glück so sehr begünstigt, daß er selbst die höchste Stellung eines Präsidenten der Kogitanten-Allianz einnimmt. Wir bitten ihn, gegenwärtige Warnung bei bevorstehendem Herbst- und Erntefest als freiwilligen Beitrag am schwarzen Brett der Kultushalle zu quittiren.

Paul Nikolaus Coßmann.

* Die Frage der Mädchenerziehung wird in Frankreich immer eifriger diskutirt, und so überrascht es nicht, daß kurz nach dem zweibändigen Roman der „Vierges Fortes" von Prévost, die im Grunde die Geschichte einer mißlungenen Pariser Schulgründung sind, jetzt zwei andere Bücher viel gelesen und besprochen werden, die dem gleichen Gebiete angehören. Eine ehemalige Lehrerin, die das Pseudonym Gabrielle Réval führt, entwirft in den „Sévriennes" ein Bild des unter Jules Ferry ins Leben gerufenen Lehrerinnenseminars von Sèvres bei Paris. Der Humorist Willy, der mit wahrem Namen Gauthier-Villars heißt, gibt uns in „Claudine à l'École" eine gepfefferte Satire über das Leben in einer Mädchenschule der Provinz, wo die in Sèvres hochgehaltenen, liberalen, antiklerikalen und republikanischen Grundsätze zur Anwendung kommen. Im Unterschied zu Willy ist Gabrielle Réval eine begeisterte Verehrerin der Schule von Sèvres, der die erste Leiterin, die Wittwe des Staatsmannes Jules Favre, die im Roman Madame Jules Ferron genannt wird, einen streng republikanischen und freidenkerischen Charakter gegeben. Die persönliche Meinungsfreiheit wird allen Schülerinnen gewahrt. Einige bedauern fast, daß die für sich stoisch angelegte Leiterin zu große Zurückhaltung ihnen gegenüber zeige, um dem Vorwurfe zu entgehen, sie beeinflussen zu wollen. Jedenfalls geht aus den Schilderungen der Frau Réval hervor, daß in Sèvres ein höchst idealistischer Geist herrscht und sehr ernstlich und wissenschaftlich gearbeitet wird. Sie deutet bloß an, daß dieser hochgespannte Idealismus die jungen Lehrerinnen nicht genug auf die kleinen Seiten des Schullebens in der Provinz vorbereite. Diese fühlen sich dann oft unglücklich in ihren Stellungen, die sie mit so viel Mühe und Arbeit errungen. Sie sehen sich oft den schlimmsten Mißdeutungen ausgesetzt. Die Verfasserin erwähnt sogar den Fall eines Selbstmordes, der die Folge davon ist. Da das Buch auch eine Romanhandlung haben mußte, so läßt die Verfasserin die von ihr am vortheilhaftesten gezeichnete Schülerin sich in den Bräutigam ihrer verstorbenen Freundin verlieben. Vor dem Tode hat aber diese dem jungen Manne das Versprechen abgenommen, unvermählt zu bleiben. Die Heldin respektirt dieses Gelübde, bietet sich aber dem Manne ihrer Wahl als Geliebte an und verzichtet auf die Laufbahn der Lehrerin, um mit ihm in wilder Ehe zu leben. Dieser unpassende Schluß, der sehr leicht zu vermeiden war, hat den Gegnern der freisinnigen Unterrichtsmethode viel Stoff zu Angriffen geliefert, aber im Grunde bleibt das Buch doch ein Dokument, das die Verdienste der dritten Republik um die Frauenerziehung in helles Licht setzt. Die beißende und oft recht anstößige Satire des witzigen Willy hat es namentlich auf den verderblichen Einfluß der Politik auf das Schulwesen in der Provinz abgesehen. Daß in dieser Beziehung in Frankreich viel gesündigt wird, ist allerdings kaum zu leugnen, aber man braucht doch nicht alle von Willy aufgehäuften Skandalgeschichten für baare Münze zu nehmen. Die Verbitterung des extremen Nationalisten, als der Gauthier-Villars längst bekannt ist, hat hier sehr oft das Wort geführt.

w. Das Jahrbuch für 1899—1900 der Northwestern University von Evanston-Chicago gibt uns Gelegenheit, über die Gründung, die rasche Entwicklung und die Einrichtung einer der bedeutendsten nordamerikanischen Hochschulen in Kürze zu berichten. Am 31. Mai 1850 wurde auf einer Versammlung von Methodisten-Geistlichen in Chicago die Errichtung einer Universität beschlossen, und als am 28. Januar des nächsten Jahres der Staat Illinois der neuen Stiftung die Rechtsurkunden verlieh, ging man sofort zu Werke. Zunächst war nur eine theologische Fakultät geplant. Da man aber die Studirenden von dem Großstadttreiben fernhalten wollte, so wählte man eine stille Vorstadt zum Sitz der Hochschule. Evanston, etwa 15 km vom Mittelpunkt Chicago's entfernt, in reizender Lage am Michigan-See gelegen, hat sich inzwischen zu dem schönsten Vorort der Stadt entwickelt. Durch ein Gesetz des Staates Illinois ward der Verkauf geistiger Getränke in einem Umkreis von etwa einer Stunde um den Ort der Universität untersagt, und dadurch blieb Evanston auch von dem Lärm der Industrie und des Handels verschont. Nach und nach wurden andere Fakultäten errichtet, nämlich die Fakultät der „freien Künste" (diese entspricht etwa dem philologisch-historischen Zweige unsrer philosophischen Fakultäten) und die der Musik. In Chicago selbst entstanden dann noch die Kollegien der Medizin, der Rechtswissenschaft, der Zahnheilkunde, der Arzneiwissenschaft und endlich eine Schule für weibliche Studirende der Medizin, so daß jetzt die ganze Hochschule aus acht Fakultäten sich zusammensetzt. Für den deutschen Unterricht ist eine besondere Professur im College of liberal arts errichtet, außerdem gibt es noch zwei Studentenvereine, die sich die Pflege des Deutschen angelegen sein lassen, die „Deutsche Gesellschaft" und der „Deutsche Literaturverein". Laboratorien für botanische, chemische, geologische, mineralogische, physikalische und zoologische Untersuchungen, sowie zahlreiche Sammlungen, die jedes Jahr mit großem Eifer vermehrt werden, dienen den einzelnen Unterrichtszweigen. Die Bibliothek der Hochschule zählt etwa 43.000 Bände, wozu noch eine abgesonderte deutsche Bibliothek kommt, nach ihrem Stifter Schneider benannt, mit gegen 2500 Bänden. Diese Bücherschätze sind nicht etwa reichhaltig, doch es ist bekannt,

mit welchem Nachdruck und welchen Opfern die Amerikaner Bibliotheken aus Europa hinüberzuziehen suchen, und daß schon manche schöne deutsche Gelehrtenbibliothek über den Ozean gewandert ist. Erfreulich ist aber daneben die Thatsache, daß die Amerikaner ihren Hauptbedarf an neuen wissenschaftlichen Büchern aus deutschen Verlagsanstalten decken.

-rt- **England und das Metersystem.** Trotz des unermüdlichen Widerstandes einflußreicher Kreise scheint die amtliche Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems in England doch für eine nicht mehr allzuferne Zukunft bevorzustehen. Wiederholt schon haben die berühmtesten Vertreter des Handels und der Industrie, unterstützt durch die Presse, die englische Regierung um Einbringung einer hierauf bezüglichen Vorlage ersucht. Ihrem zuweilen etwas stürmischen Drängen ist es wohl zu verdanken, daß das Foreign Office im Auftrag der Gesammtregierung bei den politischen und kommerziellen Vertretern Englands im Auslande — soweit sie in Ländern stationirt sind, in denen das metrische System amtlich und obligatorisch eingeführt ist — über die mit diesem System dortselbst gemachten Erfahrungen eine Umfrage veranstaltet hat. Es waren hiebei, wie die Wochenschrift „Nature“ mittheilt, in der Hauptsache Aufschlüsse über folgende Fragen verlangt worden: 1. ob es leicht oder schwierig gewesen sei, den Wechsel im Maß- und Gewichtssystem in dem betreffenden Lande durchzuführen — mit Angaben über den Modus der Einführung des neuen Systems und über die Zeitdauer, die hiefür erforderlich war; 2. inwieweit das metrische System beim praktischen Gebrauche sich bewährt habe und ob nicht etwa Wünsche auf Wiedereinführung des alten, verlassenen Maß- und Gewichtssystems laut geworden seien; 3. welchen Einfluß die Einführung des Metersystems auf den Handel der sich seiner bedienenden Völker gewonnen habe. — Auf diese Fragen sind im ganzen 22 Antworten eingegangen, die vom Foreign Office nunmehr gesammelt und veröffentlicht wurden. Alle stimmen zunächst dahin überein, das es für die Einführung des metrischen Systems sich am zweckmäßigsten erwies, dasselbe von einem genau bestimmten Termin an obligatorisch zu machen. Der Wechsel vom alten zum neuen System vollzog sich in überwiegend ländlichen Gegenden langsamer als in den Städten, doch ist die heranwachsende Generation allenthalben mit dem neuen System völlig vertraut geworden. Mit Ausnahme der Türkei, in welcher eine unwissende Bevölkerung dem allgemeinen Gebrauch des Metersystems unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt, breitet sich das letztere immer mehr aus und wo es einmal eingeführt ist, regt sich kein Wunsch auf Rückkehr zum alten System. Ein günstiger Einfluß des Metersystems auf Handel und Industrie ist überall, wo es in Gebrauch steht, unverkennbar. Die zahlreichen Freunde des Metersystems in England können also, wie man sieht, mit dem Ausfall der veranstalteten Enquete wohl zufrieden sein.

* **Die arktische Forschungsreise des Herzogs der Abruzzen.** Nach nur 14monatiger Abwesenheit ist die „Stella Polare“ nach ihrem Ausgangsorte, dem Christianafjord, jetzt zurückgekehrt. Es ist müßig, darüber zu streiten, ob das Resultat der Expedition des kühnen und unternehmungslustigen italienischen Prinzen und seiner tapferen Gefährten einen vollen Erfolg auf dem Gebiete der arktischen Forschung oder gar, wie man übertreibend gesagt hat, einen Wendepunkt in dieser bedeute. Auf jeden Fall haben die Italiener mit den Schrecknissen und Gefahren der Eiswelt aufs muthigste gekämpft und sind trotz der Hindernisse, die ihnen die mangelnde Seetüchtigkeit des Expeditionsfahrzeuges in den Weg stellte, weiter als alle bisherigen Nordpolfahrer, auch weiter als Nansen, gegen Norden vorgedrungen. Man nennt das in der Sportswelt den „Weltrekord“ auf diesem Gebiete. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet wird die Bedeutung dieses kühnen Vorstoßes nach Norden erst nach dem Bericht über die dort gemachten Beobachtungen beurtheilt werden können, wie ja auch der große wissenschaftliche Erfolg der „Fram“-Reise Nansens erst jetzt, nach der Veröffentlichung der Forschungsergebnisse, in seinem ganzen Umfang gewürdigt werden kann. Der Herzog hat seinen ursprünglichen Plan, den er übrigens streng geheim hielt, wie es scheint nicht vollständig zur Ausführung bringen können. Das Schiff, welches er für seine Fahrt angekauft und auf den Rath Nansens zum Theil hatte umbauen lassen — es ist der „Jason“, der Nansen auf seiner ersten Grönlandfahrt trug —, besaß nicht die große Widerstandskraft der „Fram“ gegenüber den Eisschraubungen und erlitt in der Tafel-Bai Havarie, so daß in der größten Hast ein Ueberwinterungszelt am Land aufgeführt werden mußte, um die elf Monate währende Blockade abzuwarten und die großen Schäden des Fahrzeuges auszubessern. Diese Ueberwinterungsstation befand sich unter 82° nördl. Breite. Von hier aus stieß eine Expedition auf Schlitten unter dem Hauptmann Cagni nach dem Norden vor und erreichte 86° 33′ nördl. Breite. Diese Expedition hat, Hin- und Rückfahrt zusammengerechnet, eine Strecke von etwa 1000 Kilometern in 105 Tagen zurückgelegt und also auch hinsichtlich der Schnelligkeit der Bewegung (etwa 10 Kilometer pro Tag) den Weltrekord davongetragen. Entgegen früheren, nicht authentischen Berichten erfahren wir jetzt aus dem „Corriere della Sera“, dessen Vertreter in Christiania mit dem Hauptmann Cagni eine Unterredung hatte, daß es die einzige Expedition war, die von der Ueberwinterungsstelle ausgesandt wurde. Sie bestand aus 13 Personen auf 13 Schlitten mit 108 Hunden. Da schon in der zweiten Woche nach der Abfahrt die Lebensmittel bedenklich hinzuschwinden begannen, sandte Cagni den Leutnant Querini mit dem piemontesischen Führer Ollier und zwei Leuten nach der Ueberwinterungsstelle zurück, indem er ihnen für zehn Tage Nahrungsmittel mit auf den Weg gab. Diese vier Leute sind niemals heimgekehrt; Cagni nimmt an, daß sie in einer Eisspalte ertrunken seien, da in den Tagen nach seiner Trennung von ihnen eine Thauperiode eingetreten war. Wieder zehn Tage später mußte Cagni abermals drei Personen, darunter den Doktor Cavalli, zurücksenden. Ihnen gab er für 25 Tage Lebensmittel mit und sie erreichten auch glücklich das Lager. Cagni mit vier Leuten fuhr weiter, mußte aber auf der Rückfahrt von dem nördlichsten von ihm erreichten Punkte aus alle seine Hunde opfern, um sein und seiner Gefährten Leben zu fristen. Die Schwierigkeiten, die er überwinden mußte, waren nach seiner Schilderung ganz entsetzlich. Der Herzog selbst konnte an dieser Expedition nicht theilnehmen, da er vorher zwei Finger erfroren hatte, die ihm abgenommen werden mußten. Die schwer heilende Wunde hielt ihn beinahe vier Monate ans Zelt gefesselt. — Im Unterschied von der Reise Nansens, der mit seinem Gefährten Johansen bei der Rückfahrt vom Norden nach Franz Josephs-Land kam, sind die Italiener von Franz Josephs-Land nach Norden gezogen. Sie haben also aus Nansens Erfahrungen Nutzen gezogen. Auf die an Cagni gestellte Frage, ob er, wie Nansen vermuthet hatte, wirklich Festland, also wahrscheinlich Petermanns-Land, gefunden habe, antwortete der italienische Reisende, daß er nur auf Eis und Wasser, auf Wasser und Eis und auf nichts anderes gestoßen sei.

* **Rom,** 14. Sept. Die „Agenzia Stefani“ meldet: Bei den Ausgrabungen auf dem Forum Romanum wurden Kopf und Bruststück eines Pferdes aus Marmor aufgefunden. Man nimmt an, daß der Torso, dem man großen Werth beimißt, aus dem 2. Jahrhundert vor Christo herstammt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Auflage. 17. Lfg. Jena, Fischer 1900. — Dr. W. Landauer: Das österreichische Aktienrecht. Wien, Manz 1900. — T. Resa: Gedichte. Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann 1900. — R. Steinmeyer: Der Oberlehrerstand und seine Lage. Wolfenbüttel, Zwißler 1900. — R. Rößler: Die Raupen der Großschmetterlinge Deutschlands. Leipzig, Teubner 1900. — Graf v. Hoensbroech: Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. 1. Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — O. Hübners Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Frankfurt a. M., Keller. — J. Jühling: Die Thiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. — A. Pick: Aus der Zeit der Noth 1806 bis 1815. Berlin, Mittler u. Sohn 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 15. September. **Nummer 211.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Vierzig Jahre deutschen Lebens (1860—1900).

Nach einem poetischen Tagebuch.[1])

I.

Die Aufmerksamkeit des Lesers wird für ein bescheidenes Bändchen lyrischer Gedichte erbeten, die der pseudonyme Th. Vulpinus zu Anfang dieses Jahres hat erscheinen lassen. Sie umfassen etwa vierzig bewußt verlebte Jahre eines Mannes, der heute noch rüstig in seinem Amte wirkt. Nicht für den Markt verfaßt, entstammen sie dem noch nicht ganz ausgestorbenen Sibi canere et Musis. Werden sie hier als ein typisches Beispiel dafür verwandt, wie eine gesunde und begabte deutsche Natur das Lebensschifflein durch die mancherlei Strömungen der letzten Jahrzehnte steuerte, so hat dazu vor allem eine Aufforderung Goethe's ermuthigt. In der Anzeige von Joh. v. Müllers Selbstbiographie (1806 Hemp.-A. 29, 117) warnt der Meister, über der Darstellung der großen Weltbegebenheiten und des Schicksals außerordentlicher Menschen das innere Werden und Bilden nicht zu vergessen, das sich in beschränkteren Kreisen wackerer Männer vollzieht, deren Bestrebungen ohne weithin sichtbare Wirkung der Kunst und Wissenschaft gewidmet sind. Und auch für diese Darstellung fordert er nächst Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit behagliche Entfaltung. Er erinnert, daß die politische Geschichtschreibung Leser voraussetzt, denen das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt ist; allein — fährt er fort — abgesehen davon, „daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, ist unsre Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles, was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden".

Gilt diese Betrachtung für unsre Zeit in gesteigertem Maße, so mag sie zur Rechtfertigung dienen, wenn der Referent die „Auslese" seines Altersgenossen und Landsmannes ausführlicher kommentirt und gelegentlich durch Mittheilung eigener, denen des Dichters nahe verwandter Erlebnisse ergänzt.

Der Autor unsrer Gedichtsammlung, Theodor Renaud, 1844 in Erlangen geboren, war um 1870 Pfarrer an der reformirten Kirche in Bayreuth, wurde aber bald durch ein Halsleiden genöthigt, von der Kanzel Abschied zu nehmen. Nachdem er einige Jahre die „Straßburger Zeitung" redigirt hatte, trat er in den Reichsdienst und nimmt seit 25 Jahren an der Schulverwaltung des Elsaß theil. Nach der guten alten Art, welcher es Deutschland verdankt, daß unsre Bildung auf soliderem Unterbau ruht als die der Nachbarvölker, ist er neben dem Dienst im Amt auch dem der Musen treu geblieben. Er hatte Döderleins Schule genossen, die auch im sechsten Jahrzehnt den freien Zug und geistigen Schwung nicht verleugnete, den uns 1888 des siebzigjährigen Ebrard „Lebensführungen" erquicklich geschildert haben. Da auch im akademischen Leben Erlangens neben Mars und Gambrinus Minerva's höheres Recht gewahrt blieb, brachte er die Frische und geistige Empfänglichkeit mit ins Amt, die von jeher das stolze Kennzeichen deutscher Universitätsbildung gewesen.

Glückliches Talent und ein Fonds tüchtiger Gesinnung gaben dem Studenten Gelegenheit, die Kinder seiner Muse ins Freie zu führen. Bevor er indeß mit den 1870 entstandenen Zeitgedichten sich an die Oeffentlichkeit wagte, wurden sie Em. Geibel vorgelegt. Das ernste und freundliche Urtheil des Meisters ist von C. Litzmann (1887. Geibel S. 244) abgedruckt. Die Quintessenz lautet: „Der Baum Ihrer Dichtung ist guter Art und geschaffen die edelsten Früchte zu tragen; nur will edle Frucht mit Hingebung gepflegt, nicht halbreif vom Aste geschüttelt werden." Den revidirten Gedichten spendete Klaus Groth, mit dem ich damals in Kiel verkehrte, sein Lob und stellte eine freundliche Anzeige in Aussicht. In der Folgezeit ließ Renaud mehrere Uebersetzungen erscheinen: einen stattlichen Band Episteln und Oden Friedrichs des Großen bei R. Eckstein; in Spemanns Verlag Catull, Properz und Tibull mit dem Motto:

> Dichten heißt kosen mit den Musen,
> Uebersetzen spielen mit ihren Kindern.
> Trägst du wirklich den Gott im Busen,
> Kann dir Niemand den Zugang hindern.

Der ökonomische Erfolg wird in einer behaglichen Elegie geschildert (53):

Dreikönigspelz.

> Hab den Catull übersetzt, den Properz und Tibull, und Bezahlung,
> Kleine, gefunden dafür, wie's bei den Deutschen so Brauch.
> Doch ich erstand um das Geld für den frostigen Winter des Nordens
> Meinem gealterten Leib einen erlesenen Pelz.
> Fürstlich gebahr' ich mich drin: drei Könige haben geschenkt ihn,
> Denen als leuchtender Held Hesperus zeigte den Weg!
> Heilige waren sie nicht; Frau Venus weiß es! Und Wehe
> Ruft ein entrüsteter Chor, daß ich die dreie verdeutscht!
> Aber ich hülle mich ein in den Pelz, und des nordischen Winters
> Lebenertödtender Hauch pustet vergeblich mich an!
> Heilige Musen, wie dank ich es euch! Zwar nähren den Dichter
> Könnt ihr in Deutschland nicht, aber ihr wärmet ihn doch!

1) Th. Vulpinus, Auslese. Lieder, Bilder und Sprüche. 184 Seiten. Straßburg, Heitz u. Mündel 1900. — Ich setze den aus dieser Sammlung citirten Gedichten die Seitenzahl bei.

Daß nicht die Noth zum Versemachen trieb, darüber beruhigt ein sympathischer Spruch (175):

Um Brot.

Wer's spürt, dem ist's die größte Noth,
Ich möcht sie meinem Feind nicht gönnen:
Wissenschaft oder Kunst um Brot,
Fliegen müssen, um geh'n zu können!

Mehr und mehr bestimmte das Interesse an der vom Dichter gewonnenen und Deutschland zu gewinnenden elsässischen Heimath die Wahl der Stoffe. Es wurde das umfangreiche Hohenstaufen-Epos des Gunther von Pairis übersetzt, dessen Herausgabe bei Heitz u. Mündel in Straßburg der jetzige Reichskanzler unterstützte, und bald darauf die Chronik Pellikans von Rufach, des edlen Franziskaners, der den Deutschen die erste hebräische Grammatik schrieb. Ueber beide treffliche Arbeiten ist in diesen Blättern (Beil. vom 6. Januar 1890 und 10. Nov. 1892) ausführlich berichtet worden.

Seit Anfang der 90er Jahre gibt der Alsabund ein Monatsblatt heraus, die „Erwinia", deren Titelvignette zur Seite des von der Sonne beschienenen Straßburger Münsters die Bildnisse J. Fischarts und A. Stoebers zeigt. In diesem Dichterhain läßt sich zuweilen auch Renaud hören. Zu Anfang dieses Jahres hat er seine zerstreuten Lieder in einer Auslese gesammelt für die Freunde, die einst an den zerstreuten sich gefreut; doch verdient es die Sammlung, dem Dichter neue Freunde zu werben. Das erste Geschenk hat die Muse dem Knaben von auffallender Schönheit schon vor dem 12. Jahre gemacht; denn das kampffreudige Lied wider den Dänen, in das Nadelbüchlein der Mutter eingetragen, hat die 1856 Gestorbene noch oft mit freudigem Erstaunen betrachtet. Das Erstlingswerk ist nicht erhalten, aber ein schalkhafter und wehmüthiger Dank an die Muse (54). Diese anmuthige Elegie schließt:

Lang ist verschollen (das Lied)! früh starben die Eltern. Der Mutter
— Ach, er lachte nicht mehr! — folgte der Vater zu Grab.
Steigerer kamen ins Haus. Wir hörten den traurigen Handel
— Feilschen um theures Geräth! — weinend im Nebengemach.
Auch mein Büchlein verschwand. Wohin? Wer weiß es? Im Nähtisch
Hat es gelegen gewiß, welchen der Trödler erstand.

Im Herbst 1861, in den Tagen der Königsberger Krönung wird Renaud, noch nicht 18 jährig, in Erlangen immatrikulirt und schließt sich, wie einst der Vater, der Burschenschaft an. Ein Vierzeiler (131) umschreibt den Bubenreuther Wahlspruch:

Für Gott das Gemüth,
Von der Freiheit durchglüht,
Um die Ehre das Blut
Und für Deutschland — ein Hut.

Nicht ein Hut, aber eine Kaiserkrone für Deutschland ist bereits in Arbeit. Die jüngste Generation vermuthet nun vielleicht, ein heller Kopf mit patriotischer Gesinnung werde, begeistert von den großen Konzeptionen des genialen und energischen Staatsmannes für den Neubau des Deutschen Reiches, Bismarck, entgegengejubelt und seine diplomatischen und militärischen Erfolge mit gesteigerter Bewunderung von Stufe zu Stufe begleitet haben. Nicht doch. Die reformatorischen Gedanken, die Bismarck in Frankfurt a. M., St. Petersburg und Paris faßte, kann man heute zwar bequem verfolgen, in den 60er Jahren aber lagen sie unbeachtet in Aktenfaszikeln umher oder waren in Briefen verborgen, deren Empfänger die Bedeutung des Inhalts nicht ahnten. Vielmehr ist zu berichten, daß die dem großen Staatsmann bei seinem ersten Auftreten und gewiß bis 1866 gewidmeten Gefühle, die des Zutrauens, der Liebe und Bewunderung nicht waren. Haß und Abscheu gegen die Kreuzzeitungspartei konzentrirten sich auf den aus seiner politischen Thätigkeit von 1847 bis 1852 berüchtigten Heißsporn des Junkerthums; noch um die Zeit, wo er das Ministerpräsidium übernahm, wurde er bis in Roons Kreise hinein als Erzreaktionär und Durchgänger bezeichnet. Sein Eifern wider das Frankfurter Parlament und die gesammte freiheitliche und nationale Bewegung, das Höhnen auf die schwarz-rothgoldenen Farben, das herzlose Urtheil „über die Revolution in Schleswig gegen den rechtmäßigen Landesherrn" füllten alle Blätter. Bismarck wird schön hausen, war die in Wien ausgegebene Losung, und was immer der von einem neuen Geist beseelte Minister den alten Gegnern im neuen Konflikte sagen mochte, wurde überhört oder mißdeutet. Zunächst wollte man den „Ficellier" nicht ernst nehmen. Als aber doch bald sein Ernst unverkennbar war und mächtig drückte, sah man in dem Mann von Blut und Eisen den leibhaftigen Gottseibeiuns. Noch am 17. März 1869, gelegentlich einer Auseinandersetzung mit dem Grafen Schwerin über die Bismarck einst imputirte Phrase, Gewalt gehe vor Recht, vernehmen wir: „Ich werde mich freuen, wenn diejenigen Mißverständnisse, die — ich kann fast sagen in Europa — über meine Aeußerungen herrschten, einigermaßen gemildert werden. Gehoben werden sie nur bei denjenigen, die überhaupt sich belehren lassen wollen, was nicht Viele sind."

Ein merkwürdiges Beispiel, wie blind die Leidenschaft macht. Und doch ist auch daran zu erinnern, daß nicht einmal Napoleon und Gortschakoff den Brutuscharakter durchschaut haben. Und wir Erlanger Studenten! Wir schwärmten noch nach Düppel und Alsen für die Einsetzung des Augustenburgers und hatten halbe Sympathien für das 1859 preisgegebene Oesterreich, an das historische Tradition und bei mancher bescheidenen Familie auch ökonomische Rücksichten fesselten. Als wir nun im August 1865 die Universität verließen und Renaud die abgehenden Kommilitonen mit einer übermüthig-heiteren Schilderung ihrer Tugenden und anderweitigen Eigenschaften beschenkte, fehlte doch ein politisches Bekenntniß nicht. Die Strophe ist in der Auslese 131 erhalten und lautet:

Was wir gehalten in der Jugend Tagen:
Die Treue, die dem Freund ihr Alles weiht,
Ein männlich Wort, ein frisches keckes Wagen,
Ein Herz für unser Volk in seinem Leid,
Die Lieb zur Freiheit und den deutschen Glauben,
Das Ideal soll uns kein Teufel rauben!

Ich zweifle nicht, daß damals noch die meisten von uns, unter denen übrigens manche Kleindeutsche waren und die Mehrzahl liberal-preußisch gesinnt (trotz der österreichischen Sympathien), hier an die höllische Inkarnation in Berlin gedacht haben.

Wie nun die Erkenntniß sich allmählich anbahnte und wuchs, daß jener dämonische Wille überall nur auf die zweckmäßigste Form der Einheit gerichtet sei, weiß ich nicht besser sichtlich zu machen, als in Anlehnung an das 1879 edirte Tagebuch eines angeblichen Franken. Ich setze her, was unserm eigenen Stimmungswandel entspricht. 1866 ergibt folgende Erwägungen: die großdeutsche Idee wollte das Ganze, nicht den Theil. Kann aber das Reale, das aus so vielen Fäden besteht, direkt logisch vermessen werden? Lieblich ist das preußische

Wesen nicht, aber mit der Sympathie für Oesterreich, wo alles so liederlich, ist's auch nichts. Preußen hat entdeckt, daß die deutsche Kaiserkrone in Nordalbingien zu holen ist; hat Oesterreich herangelockt, mitzuzischen; entwendet ihm jetzt den Preis. Aus Unrecht will neues Recht aufstehen. Wahl, aber die Menschheit würde charakterlos, wenn in solchem Fall Niemand für das alte Recht kämpfte, ob auch hoffnungslos. Der Sieg der neuen politischen Form, auf Gewalt gebaut, die durch Listgewebe eingeleitet ist, wird Einfluß haben auf die Moral der Nation. Sprachen vordem die Fremden von Deutschland wie von einem Nichts, Preußens Siege geben auch ihm jetzt Glanz.

Wie änderte sich allmählich die Beleuchtung, in die Bismarck trat? Den großen Staatsmann, heißt es in unserm Tagebuch, führt die Idee; sie ist sein Zweck, die List sein Mittel. Die List ist keine kleine Kraft, namentlich, wo sie mit sehr vielen und verwickelten Fäden zu schalten hat, aber sie ist doch ein Element niedriger Art. Glücklich, wer mit der ganzen krummen Partie nichts zu thun hat. Was ist Kunst, Wissenschaft, einfache, gerade Berufsarbeit dagegen für ein reines Element!

Und nun ein Tagebuchcitat aus den letzten Juli-Tagen 1870: Wie auch der Schlachtenerfolg fallen mag, der öffentliche Geist des Juli 1870 ist die Rechtfertigung des Jahres 1866: ein wesentliches Gut ist gewonnen, die Einheit und die militärische Entwicklung Deutschlands; und kaum geringer ist ein zweites, das sich entfaltende Maß bürgerlicher Freiheit: der Machtgebrauch der Regierenden hat das unbedingte Vertrauen des Volkes zuwege gebracht. Daneben steht ein Citat aus Arndts Wächter (1815): „Ein Volk darf nie mit sich spielen lassen. Eben weil wir mit unsrer sorglosen Gutmüthigkeit immer das Fremde zuerst gesucht und anerkannt haben, sind wir zu lange der Spielball der Völker gewesen. Wir mangelten jener Geschlossenheit des Charakters und jener Gediegenheit des Willens, wodurch die Welt allein beherrscht und behauptet werden kann. Tüchtige Arbeit haben wir oft gethan, aber den gebührenden Lohn haben wir nimmer dafür erhalten. Im Kriege sind wir zuweilen groß erschienen, da hat der naheliegende Zorn uns oft zu Männern gemacht; sowie aber die Früchte des Krieges gepflückt werden sollten, ist alle unsre Kraft und Festigkeit immer wieder zerflossen, auch nach den herrlichsten Siegen sind wir fast immer als die Besiegten aus dem Kampf der Listen und Verhandlungen geschieden."

Dies mag genügen, um die Wandlungen anzudeuten, welche unsre Köpfe und Herzen von 1860—1870 erfuhren. Es war fast ein Menschenalter vergangen, als der 80. Geburtstag des Fürsten und sein Heimgang (142) poetische Betrachtungen aufregten, die dem Stimmungswechsel der Nation entsprechen, deren Jugend nunmehr nur noch von Bismarck als einer epochemachenden, neben Luther, Friedrich den Großen und Goethe gestellten Erscheinung erfährt. Doch war hier der Hinweis darauf nicht zu unterdrücken, daß der Ruhm auch der Größten nicht ohne Schmerzen geboren wird. Hören wir das Requiem:

> Nun gingst du schlafen, treuer Held,
> Der für uns wachte,
> Daß jeder Morgen sorgenfrei
> Den Deinen lachte!
> In tiefer Trauer senken wir
> Mit allem Volk die Fahnen.
> Dein Schatten soll für alle Zeit
> Zur Einigkeit uns mahnen!

Verwandt den Gefühlsschwankungen gegenüber der Persönlichkeit des Reichskanzlers war die Entscheidung zwischen deutsch und preußisch. Ich informirte 1865—67 in Altona, als sich Renaud von dort aus einer durch geistige Interessen ausgezeichneten Kaufherrnfamilie seine kluge und feingebildete Frau nach Bayreuth holte. Dann lebte ich elf Jahre lang in Kiel und habe an vielen Abenden Treitschke's vulkanischen Ergüssen am Stammtisch gelauscht, durfte gelegentlich mit dem Unterhändler des Gasteiner Vertrags in seinem Bibliothekzimmer plaudern, mußte bei manchem Mittagsmahl die Augustenburger Prinzessin unterhalten, und allezeit fand ich mich in einer altpreußischen Familie von deutschem Schrot und Korn, bei einem Enkel des Hallenser Kanzlers Niemeyer und einer Enkelin des Hohenfriedberger Schwerin, wie ein Sohn des Hauses aufgenommen. Damals nun, um die Mitte der 70 er Jahre, ging in den Kreisen der Schleswig-Holsteiner das geflügelte Wort um, mit dem Verstand zwar sei man allmählich zu Preußen bekehrt, das Herz aber könne nicht oder doch nicht folgen. Den Einheimischen galt manches als Herzenssache, was die Mehrzahl der Zugewanderten lediglich aus praktischen Gesichtspunkten beurtheilte. Der formalistische Geist des deutschen Ostens, dem das Moment fremder Persönlichkeit relativ gleichgültig ist, machte seine Ueberlegenheit im Regieren und Erledigen geltend, die altdeutschen Individualisten aber fühlten immer wieder Bedenklichkeiten, die in dem empfindlicheren Element persönlicher Verantwortung, im Boden der Freiheit, wurzelten. Es ist nicht leicht, solche Seelenzustände zu analysiren, noch schwerer ist es, sie darzustellen. Die aus der Mischung verschiedener Volks- und Stammeselemente hervorgehende Menschenart ist überall pfiffiger und schlauer; denn der Einzelne nimmt weniger Rücksicht auf die Anderen, er sieht zuerst sich, wenn nicht sich allein. Im Weltwesen ist dieser erworbene Typus der naiven, unbeholfeneren und eckigen, wenn auch kernhafteren, heimgesessenen Art überlegen und weniger in Gefahr, bei Berührung mit fremdem die eigene Haltung zu verlieren. Der abgeschliffene Stein kommt, so tief gefallen werden kann, über alle Zacken hinab und ist immer wieder fertig zu neuem Rollen — der spitzige und eckige bleibt an den Zacken hangen. Der deutsche Individualismus auch derer, welche die neue Ordnung bejahten und das Reich wollten, kam gegenüber dem preußischen Uniformismus, der die deutsche Einheit durchzuführen hatte, immer wieder ins Gedränge. Schien das Geforderte den Kern des Einzelwesens anzugreifen, so erhob sich die Frage: darf der Einzelne etwas leiden oder thun, wodurch er fühlt, daß es schlechter werde? Er würde ärmer an Geist und Liebe, an Maß und Innigkeit. Und war die Selbständigkeit noch außen der höchste Siegespreis der Jahre 1870/71, wie durfte man den Stämmen zumuthen, auf die Ausbildung und Entwicklung ihrer Eigenart, ihr edelstes Erbtheil zu verzichten, Güter von geistiger Substanz ohne Widerstand preiszugeben? Die heimathlose Bureaukratie und gemüthlose Streber haben da manchen gifttragenden Samen gestreut. Indessen gelangen wir allmählich zur Erkenntniß, daß gesundes Nationalgefühl seine Wurzeln in der Liebe zur Heimath hat, dem Deutschen also ziemt, das Tüchtige und Herrliche aller Theile nicht nur zu achten, sondern nach Möglichkeit kennen zu lernen. Und wie die Entfaltung des Verkehrs, so haben Kunst und Wissenschaft die Arbeit begonnen, der Bornirtheit der Reichsfanatiker und der Ignoranz der Krähwinkler ein Ende zu machen: den banalen Neckereien, die einer Landschaft gegen die andere ein Schandwort liehen, den Nachbar abzuthun, stellt die

Heimathkunde Bilder van Künstlerhand entgegen, die immer neue Geheimnisse der Landschaft und der Volksseele offenbaren und eine Gemeinschaft des Geistes und Gemüthes auch da zwischen solchen Landsleuten begründen, wa die räumliche Entfernung getrennt hält. Ein liebenswürdiges und interessantes Beispiel bieten Fontana's Wanderungen durch die Mark, die nur ein Behagen nicht befriedigen, das an den Bannol van der Streusandbüchse des heil. römischen Reichs.

Doch zurück zu unserm Autar! Vielleicht hat auch ihn zeitweilig die Freude an dem Glanz, den die Wiedergewinnung des schänen und reichen Elsaß mit Rebenhügeln und Waizenfeldern verbreitete, das unscheinbare Gute des heimischen Erlangen vergessen lassen, in dessen nächster Umgebung auf kargem Sand nur Kartaffeln blühen und Meerrettich gedeiht. Aber er hat sich bald eines Besseren besonnen und gibt van seiner Umkehr in einem Widerruf treuherzig Nachricht:

Ich athme dich, a Heimathluft,
Mit tiefen aallen Zügen,
Mir wird, als stieg' ich aus der Gruft
Zu himmlischem Genügen ...

Du wehst mich an so lind und gut
Und läßt mich's nicht entgelten,
Daß ich in blödem Jugendmuth
Gewagt, dich schlecht zu schelten ...

O Osterluft im Heimathland!
Aus allen Fenstern schauen
Gesichter, die ich einst gekannt,
Und mich erfaßt kein Grauen.

Wer sagt, daß sie gestarben sind?
Beim Himmel, nein, sie leben!
Ich bin ein heimathselig Kind
Und fühl' sie mich umschweben ...

Nachdem der Däman des Unifarmismus ausgefahren ist, der überall Reichsfeinde spürte und dem vermeinten Närgler das Vaterland zu verbieten antrieb, ist der Raum gewannen, den Reichthum deutschen Lebens ahne Beklammenheit zu fassen. Fülle und Mannichfaltigkeit der Landesnatur und der Stämme erscheinen jetzt als ein geweihter Bezirk mit sprudelnden Quellen, aus denen allen die befreite Seele lautere Freuden schäpft; es kehrt die paetische Kraft zurück, das edle Gut in schänen Bechern zu kredenzen. Wir finden z. B. einen Cyklus, Deutsche Berge (31—43, zuerst 1897 im Album des pegnesischen Blumenordens). Die ganze Reihe van den Alpen bis zum Riesengebirg hat, wenn ich nicht irre, der wanderfrahe Dichter selbst gesehen. Seine Distichen lehnen sich an die Flüsse in Schillers Xenien an und können sich sogar neben diesen recht wohl sehen lassen. Ich gebe einige Proben:

Fichtelgebirg.

Mitten in Deutschlands Herzen mein fichtenbewachsenes Steinhaupt,
Schweigend zum Himmel empar ragt es aus dunkelem Kleid.
Aber ich liebe mein Valk; vier Adern des Segens aersend' ich:
Saale dem sächsischen Stamm, Eger der böhmischen Mark;
Bayern erhält nur die schläfrige Naab; dagegen mein Herzblut,
Franken, a Liebling, dir schenk' ich's, den fröhlichen Main.

Rauhe Alp.

Nennt mich das Kaisergebirg! Ich war es und bin es; denn zweimal
Rauschend vom schwäbischen Grat haben die Adler den Flug.
Barbarassa mein Sahn, mein Sohn nicht minder der Weißbart,
Welcher das Reich uns errang, mächtig aom Felsen zum Meer.

Vogesen.

Bin ein starker Gesell, hab' mächtige Schultern und trag drauf
Links den französischen Fant, rechts mein germanisches Kind.
Jener begehrt mich allein, schielt stets nach dem friedlichen Nachbar,
Stieße mit Fleiß ihn hinab, säße mir rittlings so gern!
Aber ich scheide die Zwei, mit Ernst mein würdiges Berghaupt
Schüttelnd, und halte nach Recht beiden das gleiche Gewicht.

Die Behandlung der übrigen Gebirge Deutschlands zeigt den gleichen Humor und sa viele Treffer, daß diese Bildchen geradezu als Schmuckstücke der Heimathkunde zu verzeichnen sind. Nur im Teutaburger Wald erregt die Versifikation den Verdacht, hier habe ein käniglicher Schatten Rache geübt für den Mißbrauch, den wir — ach, so oft — in jugendlichem Uebermuth mit seinen Pentametern trieben.

Ein anmuthiger Kranz ist der Känigin Nardsee gewunden (43—47), ich glaube im friedlichen Eiderstedter Bad St. Peter. Häufiges Wandern und geschichtliche Studien, weitverzweigte Verwandtschaft und die altdeutsche Kolanie im Reichsland legten nahe, die Eigenart der deutschen Stämme (149—152) zu charakterisiren. Davon einige Proben:

Bayern.

So grab und fidel, sa katholisch dabei;
Aber selig allein macht die Bierbrauerei!
Wüßt nicht, was auf Erden mir besser gefällt:
Franziskaner, Augustiner bekehren die Welt.
Und Deutschland ist gut, wa ein Wirthshausschild blinkt
Und der sakrische Preuß sich in Bayrisch betrinkt!

Niedersachsen.

Wo die Weser sich und Elbe,
Mit der Nardsee Fluthen paart,
Seit Jahrhunderten dieselbe
Unaermischte deutsche Art.
Heil dem Valk, das hahen Muthes
Sich auf eig'ne Kraft verläßt,
Ernst und bieder, kalten Blutes
Tapfer und in Ehren fest!

Germania spricht:

Er hat euch doch zusammengebracht,
Halb höflich und halb ungeschlacht.
Nun sallt ihr mir prabiren,
Den Wendling zu germanisiren:
Der Bayer mach' ihn heiter,
Der Obersachse weiter,
Der Schwabe tiefer, reicher,
Der Franke freier, weicher,
Der Niedersachse bieder —
In hundert Jahren kamm ich wieder.

Mantreux. F. Reuter.

Die sazialpolitische Ausstellung in Paris.

An der Place de l'Alma liegt der Pavillon, welcher für die Abhaltung der zahlreichen internationalen Kongresse bestimmt ist, die anläßlich der Weltausstellung zu Paris abgehalten wurden und bis zum Herbst nach tagen sollen. Dieses Palais beherbergt in seinen beiden Geschossen auch den größten Theil der sozialpalitischen Ausstellung, eine Art van sozialpalitischer Bildersammlung, und als solche, ein wenn auch sehr nüchternes Gegenstück zu der glanzvollen, überreich beschickten Kunstausstellung, an der Brücke Alexander III. Die Wände sind mit einer großen Zahl graphischer Darstellungen behängt, welche in bald grellen, bald matten Farben über alle mäglichen Erscheinungen des reich gegliederten sazialen Lebens uns über die verschiedensten Bestrebungen, es zu verbessern, Auskunft geben. Bei zahlreichen Gemälden genügt ein Blick, um eine Situation

zu erkennen, welche eine lange Entwicklung abschließt; sollte der Beschauer dieselbe durch die Lektüre kennen lernen, so müßte er viele Seiten lesen. In ähnlicher Art vermittelt die graphische Darstellung die Kenntniß des Hauptinhaltes umfangreicher Tabellen in übersichtlicher und man möchte sagen eindringlicherer Art, eine kurze Betrachtung genügt, um das Dargestellte zu überschauen. Die graphische Versinnbildlichung haucht den statistischen Tabellen Leben ein und erspart dem sie Betrachtenden den Denkprozeß, der mit dem Vergleiche der Zahlen verbunden ist, welche die Entwicklung derselben Sache in aufeinanderfolgenden Zeitpunkten oder die Größe verschiedener Ereignisse zur gleichen Zeit betreffen.

Die Hülfsmittel der graphisch-statistischen Darstellung sind einfach. Häufig bestehen sie in Kurven oder gebrochenen Linien, welche den statistischen Daten entsprechen; soll auf diese Art beispielsweise die Häufigkeit der Unfälle in einem Gewerbe innerhalb mehrerer Jahre dargestellt werden, so werden in gleichen Distanzen auf einer horizontalen Senkrechte errichtet und auf diesen entsprechend der Zahl der Unfälle in den einzelnen Jahren Abschnitte gemacht, deren Endpunkte miteinander verbunden werden. Oder es werden in Kreise Rechtecke oder sonstige Figuren Aus- und Abschnitte eingezeichnet, welche bestimmten Größen entsprechen. Sollen z. B. die Beitrags- und Zinseneinnahmen derselben Versicherungsanstalt mit den geleisteten Entschädigungen, ausbezahlten Verwaltungsausgaben und erfolgten Reservirungen verglichen werden, so kann man diese Größen in der erwähnten Art darstellen. Durch Kreisausschnitte ist beispielsweise auch das Verhältniß der Zahl der 1898 in Deutschland gegen Krankheit, Unfall und Invalidität Versicherten zur Gesammtbevölkerung und zur Zahl der Lohnarbeiter, ebenso die Zahl der bei den drei genannten Versicherungszweigen Entschädigten und das Kostenverhältniß auf den Kopf des Versicherten u. s. w. in dem instruktiven Leitfaden zur deutschen Arbeiterversicherung dargestellt, der vom Reichs-Versicherungsamt herausgegeben worden ist. Ebenso kann auch die Betheiligung der wichtigsten Industriearten an der Gewerbsthätigkeit eines Landes oder Landestheiles durch Kreisausschnitte dargestellt werden.

Die Entwicklung z. B. der Gesammtproduktion eines Staates kann durch neben oder ineinander gezeichnete Kreise oder sonstige Figuren entsprechender Größe versinnbildlicht werden. Soll die Menge des Verbrauches eines Nahrungs- oder Genußmittels, oder die Häufigkeit der Wiederkehr derselben Thatsache in den verschiedenen Theilen eines Landes verglichen werden, so werden hierzu oft die Schattirungen derselben Farbe verwendet, derart, daß der hellere Ton auf den geringeren, der dunklere auf den stärkeren Verbrauch, die größere Zahl der Fälle hindeut.

In dieser Art ist z. B. der Tabak- und Alkoholgenuß in den französischen Departements übersichtlich zur Darstellung gebracht; die Verbrauchsmenge auf den Kopf der Bevölkerung ist in den einzelnen Departements eingeschrieben.

Beliebt ist auch die Darstellung derselben Sache, z. B. der Unfallshäufigkeit in verschiedenen Betriebsarten, in demselben Jahre durch vertikale, nebeneinander oder horizontale, übereinander gelagerte Säulen. Als eine Abart dieser Darstellungsart präsentirt sich die knappe Aneinanderreihung der Säulen, welche gleich Scheiben an einer Welle befestigt sind.

Die Entwicklung der Länge der Eisenbahnen in einem Lande wird durch Spiralen dargestellt, welche der Bahnlänge in bestimmten Terminen entsprechen.

Auch die Darstellung durch Körper gelangt zur Anwendung; so mit besonderem Glück in der überaus instruktiven Ausstellung des Reichs-Versicherungsamtes betreffend die deutsche Arbeiterversicherung, in welcher ein Obelisk die von der deutschen Arbeiterversicherung geleistete Gesammtentschädigung im Jahre 1899 derart zur Darstellung bringt, daß, wenn er aus Gold wäre, sein Werth der Gesammtleistung der Arbeiterversicherung von 304.5 Mill. Mark entspräche; dermalen wird jeden Tag etwa eine Million an Entschädigung ausbezahlt. Dieselbe Ausstellung enthält auch eine andere originelle Darstellung der Gesammtheit der Arbeiterversicherung, indem deren Leistungen, die erforderlichen Beiträge, Verwaltungsausgaben u. s. w. an Wurzel, Stamm und Zweigen einer mächtigen Eiche ersichtlich gemacht sind. Populäre, für Jedermann aufliegende Druckschriften ergänzen die genannten graphischen Darstellungen in glücklicher Art; hierunter befindet sich auch die von den Geheimräthen Dr. L. Laß und Dr. F. Zahn verfaßte umfängliche Denkschrift über „Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung". Sowohl der Obelisk, wie auch die Eiche geben den Besuchern dieses Theiles der Ausstellung einen augenfälligen Beweis von der Größe des deutschen Arbeiterversicherungswerkes. Repräsentiren doch die Gesammtentschädigungen in den Jahren 1885 bis 1899 den Werth von 2.4 Milliarden Mark, was 961,000 Kilogramm Gold, also einem Goldobelisk von 7.4 Meter Grundfläche und 14.9 Meter Höhe entspricht. Hiezu waren an Beiträgen der Unternehmer 1303.9 Millionen, an Beisteuer der Arbeiter 1308.1 Millionen und des Reiches (zur Invalidenversicherung) 98.4 Millionen Mark erforderlich; es wurde demnach die enorme Summe von 2710.4 Millionen aufgebracht. Die Gesetzgebung betreffend die Arbeiterversicherung war, wie von einer ganz neuen Sache nicht anders zu erwarten gewesen, verbesserungsfähig; die Nachtragsgesetze zur Invaliden- und Unfallversicherung vom vorigen und heurigen Jahre haben diesem Bedürfnisse, soweit es dermalen möglich war, Rechnung getragen. Die Grundidee jedoch, nämlich die Sicherung des Arbeiters in ökonomischer Hinsicht, im Krankheitsfalle, dann bei vorübergehender und dauernder Erwerbsunfähigkeit, ebenso seiner Hinterbliebenen bei tödlichen Unfällen unter der Patronanz und theilweisen Beitragsleistung des Staates durchzuführen, ist eine der gewaltigsten Ideen des abgelaufenen Jahrhunderts; die ganze zivilisirte Welt sieht zu dieser That bewundernd empor, woran die Thatsache nichts ändert, daß die Meinungen über die Durchführung und die Details der Arbeiterversicherung getheilt sind, was auch auf dem, im heurigen Jahr in Paris abgehaltenen V. internationalen Kongreß, betreffend die Betriebsunfälle und die Sozialversicherung, zu manchmal erregten Auseinandersetzungen Anlaß gab.

Auch betreffs des Samariterwesens hat Deutschland hervorragendes aus den Volksheilstätten geleistet. Hierüber erfährt man das Wissenswerthe in der hygienischen Abtheilung auf dem Champ de Mars. Eine Karte von Deutschland erbringt den Beweis, daß fast jede Stadt von wenigstens 10,000 Einwohnern eine Samariter- oder Rettungsvorkehrung, oder wenigstens einen Verein dieser Art besitzt. Hier ist auch ersichtlich, daß es in Deutschland 64 Lungenheilstätten für das Volk und 16 private Anstalten dieser Art gibt. In der Expedition des Reichs-Versicherungsamtes wurden Pläne und Ansichten von Lungenheilstätten und Unfallskrankenhäusern, einer anderen modernen Spezialität, soweit sie von Invaliditätsversicherungsanstalten oder Berufsgenossenschaften errichtet worden waren, zur Ausstellung gebracht. In vollständiger Art orientirt über das diesfalls Geleistete die Ausstellung des Reichs-Gesundheitsamtes.

Von Interesse sind die in der hygienischen Abtheilung befindlichen Darstellungen der Sterblichkeit an den Pocken, in welchen die wohlthätigen Wirkungen des Impfzwanges klar zum Ausdruck kommen. So starben z. B. in Dresden, wo seit 1874 Impfung und Wiederimpfung vorgeschrieben ist, von 100,000 Einwohnern an Pocken 1871 326.6 und 1880, als dem ungünstigsten Jahre nach 1874, nur 3.6. Unter denselben Verhältnissen starben in Breslau von 100,000 Einwohnern 1871 367.3, 1872 280.9 und in dem seit 1874 ungünstigsten Jahre 1883 nur 8.4 Personen. Ebenso in Berlin 1871 632.6, 1875 hingegen 5.2. Ohne Impfzwang starben in Paris von 100,000 Einwohnern 1870 561.2, in Wien 1872 526.9 Menschen.

Die Sterblichkeit an Diphtherie betrug in Deutschland 1878 280 auf 100,000 Einwohner, sank sodann bis 1894 auf 137 und ab Beginn der Serotherapie (1895) von 121 auf 71 im Jahre 1898; aus derselben Ursache verminderte sich die Sterblichkeit an Diphtherie in England während der Be-

riode 1859—1898 auf weniger als die Hälfte. Diese Zahlen beweisen die hohe Wichtigkeit rationeller vorbeugender Maßnahmen und zutreffender Heilmethoden. Mit aufrichtiger Bewunderung durchschreitet man den Pavillon Pasteur, welcher die großen Entdeckungen vorführt, die diesem Wohlthäter der Menschheit zu danken sind.

Betreffs der Heilbehandlung ist die retrospektive Ausstellung von hohem Interesse, welche französische Krankenzimmer und Vorkehrungen zur Aufnahme von Findlingen vor einem und mehreren Jahrhunderten vorführt. Noch Ende des 18. Jahrhunderts kamen die Waisen und Findlinge in das Hospiz; erst gegen 1850 wurde der letzte Thurm geschlossen, an welchem die Neugeborenen abgelegt werden konnten; vom 12.—17. Jahrhundert wurden sie in den Berceau an der Kirchenthür gelegt und daneben eine Schüssel für Almosen gestellt, welche für die armen Kleinen bestimmt war. Ein Krankenzimmer aus dem 16. Jahrhundert zeigt mehrere erwachsene Kranke in demselben Bett und gleich daneben in einem gleich großen Bett acht Kinder, gesunde und kranke Findlinge, je vier an der Kopf- und Fußseite des Bettes. Trotz der Schäden, an welchen die Gesundheitspflege auch jetzt noch leidet, muß doch mit Befriedigung darauf verwiesen werden, daß solche Zustände in den Spitälern der zivilisirten Staaten nicht mehr möglich sind. Wirkliche und ausgiebige Besserung ist allerdings erst in den letzten 50 Jahren eingetreten.

Auf einem anderen Gebiete, das ebenfalls der Verhütung menschlicher Leiden dient, auf dem Gebiete der Unfallverhütung, hat erst das letzte Dezennium einen ähnlichen Umschwung gebracht. Die imposante Maschinenausstellung, die insbesonders in der deutschen und schweizerischen Abtheilung hervorragendes bringt, zeigen die Motoren und Maschinen, wo nur immer möglich mit Schutzvorrichtungen versehen; bei den Motoren sind die bewegten Theile, soweit zulässig, nach außen durch Schutzkappen und Schutzzylinder verhüllt, so daß Unfälle nahezu ausgeschlossen sind. Daß dem so wurde, ist auf die Unfallversicherung zurückzuführen, welche das Interesse an rationeller Unfallverhütung wach rief. Es ist erfreulich, daß die Herkunft der Maschinen hiebei ohne Bedeutung ist: der Konstrukteur einer ausstellungsfähigen, also von ihm für mustergiltig gehaltenen Maschine kann sich dieselbe ohne Schutzvorkehrungen nicht mehr denken. Es ist demnach wenigstens betreffs der ausgestellten Maschinen und Motoren, die in den mustergiltigen Berichten des österreichischen Zentral-Gewerde-Inspektors, des leider zu früh verstorbenen Hofrathes Franz Klein, für das Jahr 1897 erhobene Forderung erfüllt, dahingehend, daß der Maschineningenieur von der Ueberzeugung ausgehen muß, daß die Schutzvorkehrung zur Maschine ebenso gehört, wie die Bremse zum Wagen. Jedes Jahr bringt den Unterricht des Maschinentechnikers der an derselben Stelle erhobenen Forderung näher, daß die Unfallverhütung bereits an der technischen Hochschule die gebührende Beachtung finde und hiebei insbesonders auf die organische Verbindung der Schutzvorrichtung mit der Maschine und die Unmöglichkeit ihrer Entfernung bei der Arbeit, oder wo dies unthunlich ist, auf die solideste Verbindung dieser Vorrichtung mit der Maschine Rücksicht genommen werde, so daß die Schutzvorkehrung nicht zu einer neuen Gefahrenquelle werde. Ist dies erreicht, so wird auch die Forderung allgemein Erfüllung finden, daß nur Maschinen mit praktischen und bewährten Unfallverhütungsvorrichtungen in den Handel kommen. In dem vorerwähnten Berichte wurde die Verleihung von Staatspreisen für praktisch erprobte und mustergültig befundene Schutzvorrichtungen empfohlen. In der österreichischen Unfallverhütungskommission, welche, wenn auch erst nach Kleins Tode errichtet, doch auf seine Initiative zurückzuführen ist, wurde in der konstituirenden Sitzung (12. Juni 1900) beschlossen, die Regierung zu ersuchen, daß sie in dem Budget für das Jahr 1901 die Ausschreibung und Vertheilung von Staatspreisen vorsehen möge.

In der deutschen Abtheilung der sozialpolitischen Ausstellung lagen die von den gewerblichen Berufsgenossenschaften erlassenen Unfallverhütungsvorschriften und die von ihrem Verbande beschlossenen Normal-Unfallverhütungsvorschriften auf. Das Reichs-Versicherungsamt stellte 960 Photographien und Zeichnungen von Unfallverhütungsvorkehrungen aus, welche in einem Verzeichniß gesammelt sind, das den Geheimrath K. Hartmann zum Verfasser hat. Leider fehlte der Raum für eine Kollektion von Modellen von Schutzvorkehrungen, ähnlich derjenigen, welche in der Kraftmaschinenausstellung zu München 1898 vorgeführt worden war. Hiebei sei auf die Nothwendigkeit verwiesen, das Interesse der betheiligten Kreise durch eigens der Unfallverhütung dienende Sammlungen wach zu erhalten, in welchen die erprobten Schutzvorkehrungen in Modellen Aufstellung finden und von den hierüber Aufklärung Suchenden besichtigt werden können. Das gewerbehygienische Museum zu Wien dürfte die älteste derartige Sammlung sein; in Berlin und soweit der Referent unterrichtet ist, auch zu München, sind ähnliche Institute und zwar unter staatlicher Subventionirung in der Bildung begriffen.

Die Thatsache, daß die Technik der Schutzvorrichtungen ständig vervollkommnet wird, läßt im Verein mit dem zunehmenden, nun auch von den Staatsbehörden getheilten Interesse an der Unfallverhütung, sowie mit der fortschreitenden Einführung des unmittelbaren elektrischen Antriebes erhoffen, daß die große Gewerbeausstellung zu Düsseldorf 1902 neue Erfolge auf diesem wichtigen Gebiete bringen wird.

Dasselbe darf auch von dem Ersatze der Hände durch die Maschinenarbeit erwartet werden. Dadurch, daß der Arbeiter immer seltener genöthigt wird, an der im Gange befindlichen Maschine zu manipuliren, indem die Maschine das fertige Produkt ohne Nachhülfe des Arbeiters erzeugt, wird der Arbeiter zum Aufseher und ist demnach weniger gefährdet als früher. Die große amerikanische Zeitungspresse, welche in der Ausstellung in Thätigkeit ist, bildet hiefür ein Beispiel: auf der einen Seite kommt das Papier von der Rolle selbstthätig in die Maschine, auf der anderen fällt die fertige gefalzte Zeitung heraus. Die Unfallverhütung wird aber nicht nur durch Schutzvorrichtungen, sorgfältige Betriebsführung, Verwendung geübter, vorsichtiger Arbeiter gefördert; auch die gute gesunde Wohnung erhöht die Vorsicht des Arbeiters, der in dem geordneten Hauswesen ein größeres Interesse an der Existenz gewinnt. Daß die befriedigende Lösung der Wohnungsfrage die wohlthätigsten Folgen auf allen Gebieten des sozialen Lebens zeitigt, ist eine bekannte Thatsache, und so wurde denn auch dem Arbeiterwohnhause auf der Pariser Weltausstellung rege Aufmerksamkeit zugewendet. Zahlreiche Pläne von Arbeiterwohnhäusern, welche von verschiedenen Vereinen, Gesellschaften und Unternehmern errichtet wurden, sind ausgestellt. Deutschland hat auch in dieser Hinsicht und zwar in seinem Reichshaus sehr Interessantes geboten, wie denn dem deutschen Gewerbefleiß auf der Ausstellung überhaupt die Palme gebührt. Pläne und sehr nette plastische Darstellungen von Arbeiterhauskolonien, sowie Modelle von Arbeiterhäusern sind in glücklicher Art zur Darstellung gebracht; ein von Professor Dr. Albrecht verfaßtes Buch gibt über die „Soziale Wohlfahrtspflege in Deutschland" genaue Auskunft und dadurch die willkommene Gelegenheit, sich über das weite Gebiet der sozialen Fürsorge authentisch zu unterrichten. Es wurde hier ebenso wie vom Reichs-Versicherungsamt der Unterweisung der Ausstellungsbesucher durch aufliegende und Jedermann zugängliche Broschüren hinsichtlich der Leistungen Deutschlands auf den bezüglichen Gebieten besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wobei die Absicht mitgewirkt hat, die übrigen Nationen zum Wettkampfe auf diesen Gebieten und hiedurch deren Gewerbetreibende zu denselben Opfern zu veranlassen, wie sie das deutsche Volk seit Jahren bringt, ohne hiedurch in seinem mächtigen wirthschaftlichen Aufschwung irgend behindert zu sein; gibt es doch zahlreiche Stimmen, welche gerade in diesen Aufwendungen eine der Ursachen für das Emporblühen der deutschen Industrie erblicken; sie mögen nicht unrecht haben, da eine gegen die Wechselfälle des Lebens gesicherte Arbeiterschaft besseres leistet, als Menschen, welche hinsichtlich der ökonomischen Folgen der Erwerbsunfähigkeit sichergestellt sind.

Im Bois de Vincennes sind Arbeiterwohnhäuser als

Ausstellungsobjekte in Naturgröße erbaut; so von der kgl. Waffenfabrik zu Spandau ein sehr nettes Haus für zwei Familien, von den Höchster Farbwerken ein Haus für eine Familie, dann Häuser von der Sparkasse zu Traves, von Suchardt in Neufchatel, ebenso von Lever Brothers in Port Sunlight ein sehr komfortables Einfamilienhaus, endlich von der Caisse générale d'épargne et de retraite in Brüssel mehrere Häuser als Illustration ihrer hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete. Aus Oesterreich hat die bekannte Metallwaarenfabrik von Arthur Krupp, welche auch auf industriellem Gebiet hervorragendes brachte, ein hübsches Rekonvaleszentenhaus ausgestellt. In dem Kongreßpalais hat die Kaiser Franz Joseph-Jubiläumsstiftung für Volkswohnungen interessante Pläne ihrer großen, im heurigen Jahre in Ergänzung begriffenen Arbeiterhausanlage in Wien zur Ansicht gebracht. Die österreichischen öffentlichen Arbeiter-Unfallversicherungsanstalten zu Graz, Triest und Wien, welche deßgleichen begannen, dieses wichtige Gebiet sozialer Wohlfahrtspflege zu kultiviren, hatten leider nicht die Gelegenheit, sich an der Ausstellung zu betheiligen. Anläßlich der Wohlfahrtsausstellung zu Wien (1898) hat die Triester Anstalt ihre schöne Anlage von Arbeiterwohnhäusern zu Chiasbola superiore an der sonnenbeglänzten Meeresbucht von Muggia in mustergültiger Art zur Darstellung gebracht.

Die wohlthätigen Wirkungen gesunder Wohnungen und nicht zu engen Wohnens neben entsprechender Lebenshaltung illustrirt ein Stadtplan von Berlin, welcher den Grad der Sterblichkeit in den einzelnen Stadttheilen durch verschiedene Farben zur Darstellung bringt. Danach herrscht in jenen Bezirken die höchste Sterblichkeit, in welchen die durchschnittlich kleinste Steuerleistung auf den Kopf der Bevölkerung entfällt; die Sterblichkeit steigt hienach in den ärmeren Stadtgebieten bis 36.28 pro Mille der am 2. Dezember 1895 gezählten Bevölkerung und sinkt in den vermögenderen Stadttheilen bis auf ein Viertheil. Es ist eine gelegentlich der Verhandlungen des Tuberkulosenkongresses zu Berlin (Mai 1899) wiederholt hervorgehobene Thatsache, daß eine der häufigsten Todesursachen, die Tuberkulose, mit der Wohnungsdichtigkeit und dem Industrialismus Schritt hält.

Ein anderer Feind der Menschheit, der Alkoholgenuß, ist von den klimatischen Verhältnissen abhängig: er ist in Frankreich im Norden und besonders an der Nordküste am größten; so wies das Departement Finistère 1898 den Alkoholverbrauch von 6.83 Liter auf den Kopf der Bevölkerung, Seine inferieur sogar 15.88 Liter, das Seinedepartement nach 7.94, hingegen das Rhonedepartement nur 4.34 Liter aus. Daß der Alkoholgenuß auch in kälteren und feuchten Klimaten eingeschränkt werden kann, dafür liefern Schweden und Norwegen mit ihrer entwickelten Abstinenzbewegung den Beweis.

Die Ausstellung im Kongreßpalais gibt noch vielfache Anregungen auf den verschiedensten Gebieten. So erweist ein Vergleich der städtischen und ländlichen Bevölkerung in Frankreich in den Jahren 1846 und 1896 die auch anderwärts beobachtete Thatsache, daß die erstere auf Kosten der letzteren wächst. Die städtische Bevölkerung nahm nämlich in dem genannten Zeitraum von 24.42 auf 39.01 Proz. der Gesammtbevölkerung zu. Dem entsprechend stieg auch die Zahl der Kommunen mit 5000 bis 10,000 Einwohnern von 278 auf 337, die Zahl der Gemeinden von 10,000 bis 20,000 Einwohnern von 98 auf 134, die Zahl der Gemeinden mit mehr als 20,000 Einwohnern sogar von 69 auf 117.

Eine Hauptsorge Frankreichs, die verhältnißmäßig geringe Zahl der Geburten, wird dadurch illustrirt, daß von 10,845,247 Familien 1,808,839 kinderlos waren und 5,018,011 ein bis zwei Kinder hatten, so daß nur 4,018,397 Familien drei und mehr Kinder (davon 1,593,387 drei Kinder) aufwiesen.

Die Arbeitsämter von Frankreich und England liefern zahlreiche graphische Darstellungen, welche eine Fülle interessanter Daten zur Kenntniß des Beschauers bringen. Das englische Arbeitsamt bringt wissenswerthe Daten über die Zahl der Arbeitsstunden eines Maschinenarbeiters in einem guten, mittleren und schlechten Jahre, ebenso eines Arbeiters in verschiedenen Altersstufen. Die beiden genannten Aemter theilen Interessantes über die dermaligen Lohnverhältnisse im Vergleiche zu der Vergangenheit, ebenso betreffs der Häufigkeit, Ursache und des Erfolges von Strikes mit. Für Frankreich erfährt man die Vertheilung der Industriebevölkerung auf die einzelnen Gewerbezweige und ebenso die Intensität des Motorenbetriebes in den wichtigsten Industien im Verhältnisse zur Zahl der Beschäftigten. Die Fülle des Gebotenen ist so groß, daß der Referent der Versuchung widerstehen muß, an dieser Stelle zahlreiche statistische Daten mitzutheilen.

Anfang August fand zu Paris der Kongreß für Arbeiterschutz statt, auf welchem die Errichtung einer internationalen Vereinigung zur Förderung des Arbeiterschutzes beschlossen wurde; diese soll ein Bureau gründen, das „alle auf den Arbeiterschutz Bezug habende Dokumente in den maßgebenden Staaten" zu sammeln und zu publiziren, den Mitgliedern der Vereinigung Auskünfte zu ertheilen und das Studium des Arbeiterschutzes zu erleichtern hat, endlich durch die nationalen Sektionen die Entwicklung der einzelstaatlichen sozialpolitischen Gesetzgebung zu fördern berufen ist. Durch diese Beschlüsse wurden mehrjährige Bemühungen zu einem vorläufigen und gedeihlichen Abschlusse gebracht; es steht zu erwarten, daß hiedurch eine werkthätige Förderung des Arbeiterschutzes angebahnt worden ist.

Das beginnende Jahrhundert steht gleich den letzten Dezennien des abgelaufenen Säkulums unter dem Zeichen der Arbeiterfrage. Es war demnach durchaus zeitgemäß, in der Weltausstellung der Sozialpolitik eine besondere Abtheilung zu widmen; es war ebenso zutreffend, gerade heuer den internationalen Arbeiterschutzkongreß nach Paris einzuberufen und hiedurch ein gutes, hoffentlich von vollem Erfolg gekröntes Werk zu beginnen. Die internationale Ausstellung wurde als Fest des Friedens gepriesen; möge die sozialpolitische Sektion der Exposition und der Kongreß für Arbeiterschutz den sozialen Frieden besser bewahren und fördern helfen, als es während der Gesammtausstellung betreffs des Weltfriedens möglich gewesen ist.

Wien. **Karl Kögler.**

Mittheilungen und Nachrichten.

A. P. **The Cruise of the „Cachalot" by Frank T. Bullen** (Verlag von Bernh. Tauchnitz, Leipzig) ist ein Jagdbuch und zwar als solches einzig in seiner Art. Sein Schilderungsgebiet sind die hochinteressanten Jagdgründe der Weltmeere, der Wohnstätte unsrer Säugethierriesen, der Wale. Der Verfasser, dem die Gabe des Erzählens im hohen Grade eigen ist, ist nicht etwa ein Amateur des Waidwerks, ein Mann, den die Lust zu abenteuerlichen Erlebnissen in die weite Welt hinausgetrieben hat. Im Gegentheil, er ist ein Walfisch- oder genauer gesagt, ein Pottfischfänger von Profession. Die bitterste Noth des Lebens, die Sorge um das tägliche Brot, trieb ihn dazu Schiffsdienste zu suchen. Als der Kapitän des „Cachalot" ihn annahm, wußte er nicht, daß er nunmehr der Mannschaft eines Pottfischfahrers angehöre. Die Schiffer verheimlichen die Bestimmung ihres Schiffes den Matrosen bis sie auf hoher See sind, wo jede Widersetzlichkeit Meuterei sein würde. Handelten sie offenkundig beim Anwerben ihrer Leute, Keiner würde mit ihnen fahren. Gilt doch die Jagd auf den Pottfisch als das gefährlichste aller Gewerbe. Die harpunirten Seeungeheuer schlagen in der Verzweiflung ihres Todeskampfes wild um sich mit ihrem gewaltigen Schwanze. Nur zu oft bereiten sie dem Schiffe und seiner Mannschaft ein jähes Ende. Die Naturgeschichte des Pottfisches und der ihm verwandten Seesäugethiere ist noch nicht vollständig erforscht. Unser Buch liefert einen werthvollen Beitrag zur Ausfüllung der Lücke. Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter des animalischen Lebens im Meere. Der Nerven aufreizende, den ganzen Mannesmuth herausfordernde Fang hat für seine Natur etwas magisch fesselndes und söhnte ihn aus mit seinem Geschick. Der Anfang der Seefahrt war für die gesammte Mannschaft geradezu qualvoll, da der Kapitän, ein finsterer

Menschenfeind, wähnte, nur durch die äußerste Strenge sei die Mannszucht aufrecht zu erhalten. Aber er irrte sich! Ein schwarzer Matrose, den er schlecht behandelte, fiel eines Tages über ihn her. Im erbitterten Handgemenge kugelten die beiden Kämpfenden über Bord in die stürmische See hinein und fanden ihren Tod. Der Obersteuermann übernahm das Kommando mit fester Hand aber großer Menschenfreundlichkeit und siehe da! die bisher nur widerwillig arbeitende Mannschaft verwandelte sich in eine allezeit thatfreudige Genossenschaft. Der Handelsgewinn der zweijährigen Fahrt war sehr ergiebig. Der Pottfisch wird bekanntlich wegen seines werthvollen Walrats erjagt, der sich an verschiedenen Stellen seines Körpers, namentlich aber in seiner weiten Schädelhöhle als krystallhelles Fett befindet. Auch Ambra und guten Thran liefert der Pottfisch. Das Buch ist ohne jede Renommisterei einfach und schlicht, aber dennoch in hohem Grade fesselnd geschrieben.

* Unter der Ueberschrift: „**Ein neues Dokument zur Urgeschichte des Werther**" liefert, wie die „Voss. Ztg." berichtet, Hans Hofmann in Wetzlar im „Euphorion" einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der Grundlagen von Goethe's „Leiden des jungen Werther". In dem Orte Garbenheim existirt eine Dorftradition, wonach der eine Sohn der jungen Frau im Werther, der, wie im Roman, auch in Wirklichkeit Hans, und zwar Hans Bamberger geheißen habe und später nach Norddeutschland ausgewandert sei, sich bei der Theilung des kleinen Erbes seiner Mutter statt alles anderen den Holzstuhl ausgebeten habe, auf dem Goethe einst unter den Linden gesessen. Hofmann hat nun das Schriftstück, auf dem diese Tradition beruht, aufgefunden. Es ist ein Brief, den ein gewisser Johann Heinrich Bamberger aus Braunschweig im Jahre 1838 an seinen Bruder geschrieben hat und der interessante Einzelheiten zur Urgeschichte des Werther enthält. Aus dem Briefe, worin Johann Heinrich Bamberger (also nicht Hans, wie die Tradition besagt) sich von eben diesem Hans den Stuhl ausbittet, geht u. a. hervor, daß Goethe, wenn er seines Werthers Sommertreiben in Garbenheim schildert, ihm nicht bloß Züge von sich selbst lieh, sondern daß auch Jerusalem oft und gern die ländliche Stille des nahen Dorfes aufgesucht hat und trotz seines sonst bezeugten menschenscheuen Wesens sich die innige Zuneigung der einfachen Naturkinder in ungewöhnlichem Grad zu erwerben wußte. Der Brief gibt ferner eine Schilderung der letzten Stunden des Unglücklichen aus dem Munde eines ganz naiven Menschen mit neuen Einzelzügen, und er gibt auch eine Erklärung für das Entstehen der Legende, auf Grund deren sich ein während der Freiheitskriege durch Garbenheim kommender russischer General die auf dem angeblichen Grab zu Unrecht ausgestellte Urne in seine Heimath schicken ließ, und die der Wirth in seinem Interesse ausbeutete, bis der Regierungspräsident die Beseitigung des falschen Grabes anempfahl.

* **Rückkehr der russischen Gradmessungs-Expedition.** Wie dem „Berl. Lok.-Anz." aus Tromsoe telegraphirt wird, sind das russische Marine-Transportschiff „Bacan" und der Eisbrecher „Ledokol" dort angekommen. Alle Schiffe und Theilnehmer der russisch-schwedischen Gradmessungs-Expedition sind nunmehr wohlbehalten von Spitzbergen zurückgekehrt. Infolge der unglücklichen Eisverhältnisse konnten die Arbeiten leider nicht abgeschlossen werden. Gleichwohl verdient heute schon die wesentliche Kartenverbesserung von Spitzbergen und die zur Aufstellung eines Hauptsignals unternommene Rekognoszirungsfahrt bis Chyden, letztere in einmonatiger Schlittenreise über das Hoch-Eisland durch die Gelehrten Wassiliew und Baklund ausgeführt, besonders hervorgehoben zu werden. Hoffentlich werden trotz der bisherigen Kosten von mehr als einer Million Mark seitens der betreffenden Regierungen die Mittel bereitgestellt, um dieses monumentale und höchst verdienstvolle Werk zu vollenden.

* **München.** Hochbetagt ist gestern, am 14. September, der Senior der juristischen Fakultät der hiesigen Universität, der berühmte Strafrechtslehrer Geheimrath Dr. J. J. W. v. **Planck**, gestorben, nachdem er schon seit mehreren Jahren seine Lehrthätigkeit aufgegeben hatte. Die deutsche Rechtswissenschaft verliert in ihm einen der hervorragendsten Prozessualisten, der besonders zur Geschichte des deutschen Gerichtsverfahrens werthvolle Arbeiten beigesteuert hat. Planck war als Sohn des gelehrten Theologen Gottlieb Jakob Planck am 22. April 1817 zu Göttingen geboren und habilitirte sich an der Universität seiner Vaterstadt im Jahre 1839 als Privatdozent der Jurisprudenz. 1842 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Rechte nach Basel, 1845 nach Greifswald, wo er seit 1848 auch als Mitglied des Oberappellationsgerichts im Nebenamt wirkte, 1850 nach Kiel. Von dort siedelte er 1867 nach München über, wo er den Lehrstuhl für Zivil- und Strafprozeß innehatte. Seine große Bedeutung als feinsinnige Persönlichkeit, als beliebter Universitätslehrer wie als vielseitiger wissenschaftlicher Forscher, dem besonders die moderne Entwicklung des Zivilrechts tiefgehende Anregungen zu verdanken hat, ließen ihn bald als eine Leuchte der hiesigen Hochschule und als Zierde des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens in München erscheinen, was auch in den mancherlei Ehrungen und Würden, die ihm im Laufe der Jahre zutheil wurden, seinen äußerlichen Ausdruck fand. Für die Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit wie seiner Thätigkeit zeugt seine Ernennung zum Mitglied der historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und des Kapitels des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft. Bei der Aufgabe seiner Lehrthätigkeit (im Jahre 1891) wurde ihm vom Prinz-Regenten der Titel eines Geheimraths verliehen. — Von Plancks größeren Schriften sind besonders zu nennen die „Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens" (Göttingen 1857) und das große „Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts" (Nördlingen und München 1887—1896), sowie die Abhandlung „Ueber die historische Methode auf dem Gebiet des Zivilprozeßrechts", ferner die werthvolle historische „Darstellung des deutschen Gerichtsverfahrens im Mittelalter". Außerdem griff er durch eine große Reihe von kleineren Abhandlungen, die in Zeitschriften zerstreut sind, stets kräftig mitwirkend und aufklärend in den Werdeprozeß des modernen deutschen Zivilrechts ein.

* **Leipzig.** Am 12. September starb hier der seit einigen Jahren emeritirte Professor der Veterinärwissenschaften an der hiesigen Universität, Hofrath Dr. Friedrich Anton Zürn, im 84. Lebensjahre.

* **Breslau.** Die hiesige philosophische Fakultät hat, wie die „Schles. Ztg." berichtet, beschlossen, die **Bedingungen, unter denen Ausländern Titel und Rechte eines Doktors der Philosophie** verliehen werden, zu **verändern**. Ausländer werden nur dann noch zur Promotion zugelassen, wenn sie das Reifezeugniß einer Schule besitzen, die dem humanistischen Gymnasium, dem Realgymnasium oder der Oberrealschule des Deutschen Reiches als gleichwerthig angesehen werden kann. Die Zulassung gilt nur für die Fächer, zu deren Studium Abgangszeugnisse der genannten Anstalten die Angehörigen des Deutschen Reiches berechtigen. Die Zulassung von Kandidaten aus Ländern, deren Schulverhältnisse anders geartet sind als die deutschen, wird, wie bisher, von Fall zu Fall entschieden. Der vorstehende Beschluß findet auf die Ausländer, die vor dem Inkrafttreten dieser Bestimmung bei uns immatrikulirt sind, keine Anwendung, vielmehr wird in Bezug auf sie einstweilen noch nach den bisherigen Bestimmungen verfahren werden.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der analytischen Chemie an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Georg **Vortmann**, wurde zum ordentlichen Professor dieses Fachs an der genannten Hochschule ernannt.

* **Aus Amerika** kommt die Nachricht, daß der berühmte Direktor der Lick-Sternwarte James Edward Keeler in San Franzisco gestorben ist. Keeler, der erst vor zwei Jahren als Nachfolger Holdens die Leitung der Lick-Sternwarte übernommen hatte, war 1857 in La Salle (Illinois) geboren und hatte anfangs der 80er Jahre in Berlin unter Helmholtz und in Heidelberg unter Quincke seine Studien gemacht. In den letzten Jahren hat er besonders mit dem neuen Instrument seiner Sternwarte, dem Crossley-Reflektor, überraschende Entdeckungen über die Natur und Beschaffenheit der Nebelflecken geliefert.

Jahrgang 1900. München, Montag, 17. September. Nummer 212.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hebbel und Nietzsche.

Ein Kapitel vom Uebermenschen.

Von Dr. Karl Zeiß.

Das „Problem Nietzsche“ ist nicht eine Laune, ein grotesker Einfall des Schicksals, es ist vielmehr, man mag im einzelnen über Nutzen oder Nachtheil, den Nietzsche'sche Ideen für die Kultur unsrer Zeit wirken können, denken wie man will, der Ausdruck einer schon frühe einsetzenden geistigen Strömung. Der positive Kern der Philosophie Nietzsche's — die Lehre vom Uebermenschen in seinen verschiedenen Fassungen als Ueberart, Rasse, Genie — ist auch nicht bloß ein Persönlichkeitsmoment, der glühend erfaßte Glaube eines Mannes, der alles, was der Menschheit bisher als beruhigend, festigend und heiligend galt, zerstörte und doch einen Glauben nicht entbehren konnte, er ist mehr, er ist eben ein ganzes Zeitideal. Man hat auf das Faust-Problem, dessen Goethe'sche Darstellung freilich in recht menschlicher Bescheidung ausklingt, auf gewisse Strebungen und Neigungen der Romantik hingewiesen, man hat einen Vorläufer Nietzsche's in Max Stirner entdeckt, man hat endlich als die beiden beherrschenden geistigen Strömungen des abgelaufenen Jahrhunderts die sozialistische und die individualistische erkannt und Nietzsche's Lehre vom Uebermenschen als die groteske Krönung des letzteren bezeichnet. Der Individualismus entwickelt sich im Gegensatz zum Sozialismus. Ich möchte hier einmal untersuchen, inwieweit Friedrich Hebbel, der ja ein Feind aller sozialistischen Gleichmacherei war, der als erster und bedeutendster Gegner den demokratischen Jungdeutschen gegenübertrat, Ideen des größten Individualisten Nietzsche in seinen Werken bereits dargestellt hat. — Friedrich Hebbel wird jetzt von gewissen unbedingten Anhängern der Modernen als der „Vorläufer“ des naturalistischen Dramas bezeichnet. Das ist falsch, soweit dabei an die poetische Darstellungskunst gedacht wird. Der Dichter der „Agnes Bernauer“, des „Gyges“ und der „Nibelungen“ hat mit der naturalistischen Schule, deren Theorie Holz und Schlaf aufgestellt haben, kaum etwas gemein. Einzig auf die bürgerliche Tragödie „Maria Magdalene“ kann hier in gewissem Sinn hingewiesen werden. Und wenn man von „Vorläufer“ spricht, wo ist das Werk, das dieser größten bürgerlichen Tragödie nach Schillers „Kabale und Liebe“ an die Seite gestellt werden könnte?

Anders verhält es sich aber mit dem philosophischen Gedankengehalt der Werke Hebbels. Hier zeigt der unabhängige, von seiner Zeit arg verkannte Dithmarsche wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen Uebereinstimmung mit Ideen der Gegenwart. „Maria Magdalene“ ist die erste und bisher unerreichte dramatische Kritik des Bürgerthums im Sinne Ibsens, die erste Tragödie des Bürgerthums. Die künstlerisch wenig erfreuliche „Julia“ hat bereits das Problem der Vererbung aufgeworfen. „Ich scheue die Mißheirathen nicht so sehr wie er,“ sagt Graf Bertram, „aber die zwischen Leben und Tod scheue ich allerdings; denn sie ist die Mutter der Gespenster.“ Trotz seiner herben Verurtheilung der engen, dumpfen und unfreien Weltanschauung des Kleinbürgerthums war Hebbel nichts weniger als sozialistisch gesinnt. Wie aus Briefen und Tagebüchern, wie aus seiner Stellungnahme zur Wiener Revolution und seinen Korrespondenzen an die Allgemeine Zeitung, wie auch aus seinem idyllischen Epos „Mutter und Kind“ hervorgeht, wies er den Sozialismus ab. Eine so eigenartig ausgeprägte Persönlichkeit muß auch in ihrer Philosophie Individualist sein. Und das ist er auch trotz dem Schlußakt seiner „Agnes Bernauer“, in dem die Staatsraison ihr Opfer fordert. Hebbel war in gewissem Sinne konservativ schon in den stürmischen Jahren seines etwas verspäteten Studententhums, aber mit diesem Konservativismus vereinigte sich ohne Widerspruch ein energischer Individualismus. Auch Nietzsche wollte nichts vom Sozialismus wissen, er hatte sogar reaktionäre Neigungen, wenn er sich etwas darauf zugute that, einem polnischen Grafengeschlecht zu entstammen. Aber Unterschiede sind da. Erklärt sich Nietzsche's Stellung zum Sozialismus in erster Linie, ebenso wie seine berührten reaktionären Neigungen, aus seiner ureigenen Persönlichkeit, aus dem sich gleichbleibenden Untergrund seiner wechselnden, wogenden philosophischen Anschauung, so ist Hebbels konservative Weltansicht aus seiner Einsicht in den historischen Verlauf der Dinge erwachsen. Hebbel, der Maurersohn, der einen regelmäßigen höheren Schulunterricht nie genossen, hat sich seine Kenntniß historischer Dinge in schwerem Ringen im Laufe langer Jahre aneignen müssen. Sie ist ihm aber dann um so inniger in seine gesammte Bildung eingegangen und er hat immer historisch weit richtiger geurtheilt, als der in strenger philologischer Schule erzogene Nietzsche. Doch ist in Hebbels Wesen, wir können sagen glücklicherweise, ein Gegensatz geblieben zwischen allgemeinen, aus der Menschheitsentwicklung abstrahirten Normen und seiner temperamentvollen heißblütigen Individualität. Ein solcher Gegensatz ist auch in seinen Werken zu erkennen: immer kämpfen große Individuen gegen etwas ruhendes, gefestigtes, heiliggewordenes, sei es nun die Sitte oder der Staat. Damit kommen wir aber auf einen zweiten, elementaren Unterschied Hebbels und Nietzsche's. Nietzsche ist Propagandist, er predigt mit den wirksamsten Mitteln der Darstellungskunst sein Ideal vom Uebermenschen in einer Zeit starker demokratischer Tendenzen, er will, daß durch geistige und körperliche Züchtung ein neues großes und starkes Geschlecht von Menschen erstehe, auf den Trümmern einer alten, überlebten Welt der Uebermensch sich auf-

richte. Hebbel hingegen ist auch da, wo er an die tiefsten Ideen der Menschheitsentwicklung rührt, sei es nun in seinen dramatischen Werken, oder in seinen Schriften und Tagebüchern, in erster Linie Künstler, der nicht so sehr bekehren und gewinnen als künstlerisch schauen lassen und darstellen will. Wenn er sich immer — am deutlichsten in „Herodes und Marianne", „Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring" — schließlich für den Sieg alter Menschheitsrechte, ewiger, ruhender Formen, die die Menschheit für ihren Bestand im Laufe von Jahrtausenden gefunden, entscheidet, so stehen sich doch bei ihm die Idee und das sich nothwendig in gewisser Einseitigkeit und Vereinzelung entwickelnde starke Individuum als an sich berechtigt gegenüber. Dieser Kampf zwischen beiden kehrt immer und immer wieder. Doch fällt es Hebbel nicht ein, wie man ihm von Seiten der demokratischen Presse nach seiner „Agnes Bernauer" vorwarf, eine Entwicklung zu leugnen. Nur ist sie nach ihm eine langsame, den Mitstrebenden kaum zum Bewußtsein kommende. Nach Jahrhunderten kann dann der große, starke Uebermensch kommen, der Schöpfer neuer Werthe, der die Menschheit aus dem langen und bisher heilsamen Schlaf aufrüttelt. Kandaules thut in jener viel kommentirten Stelle in „Gyges und sein Ring" einen solchen Blick in die Ferne von Jahrhunderten.

So mischen sich in Hebbels Wesen und Dichten historisch-konservative Züge mit entwicklungsgeschichtlichen und individualistischen Ideen. Darum ist sein Lebenswerk der prägnonteste dichterische Ausdruck des ringenden deutschen Geistes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Es ist natürlich, daß das individualistische Element in der Jugend, in der Periode seines Sturmes und Dranges am stärksten zur Geltung kommt. Einen Uebermenschen, annähernd im Sinne Nietzsche's, hat er aber nur in dem Holofernes seiner „Judith" geschaffen. Man hat auch, aus Sucht nach Parallelen, den Herodes in „Herodes und Marianne" dafür in Anspruch nehmen wollen. Mit Unrecht. Das Bestimmende im Charakter des Herodes ist seine maßlose Eifersucht. Despotenlaunen machen noch lange nicht den Uebermenschen. Und wenn er am Schluß den Befehl zum bethlemitischen Kindermord gibt, so sucht er sich nach dem ungeheuren Schmerz und dem innerlichen Zusammenbruch, den Tod und schließliches Geständniß der Marianne ihm schufen, wie Albrecht nach dem Tode seiner Agnes, im Schlachten und Morden zu betäuben. So bleibt Holofernes in der „Judith" als einziger Charakter übrig, der in Parallele mit dem Uebermenschen Nietzsche's in gewissen Perioden zu stellen wäre. Das muß einmal ausgesprochen werden, da die feuilletonistischen Phantastereien über Hebbel im Verhältniß zu Ideen und Richtungen unsrer Zeit erschreckend überhand nehmen.

Wir wollen hier nicht von dem künstlerischen Werth der ersten großen Tragödie Hebbels, die Gottfried Keller „ein ganz gewaltiges und tiefes Stück" nannte (G. Kellers Leben von Bächtold II, S. 185), sprechen. Uns interessirt gerade derjenige Charakter, der künstlerisch am wenigsten ausgeglichen und abgerundet erscheint: der des Holofernes. Der assyrische Feldhauptmann Holofernes ist der Uebermensch, wie sich ihn Hebbel in seiner Münchener Zeit dachte. Er hat die brutale Gesundheit und Kraftfülle, die Nietzsche in gewissen Perioden als Kennzeichen des Uebermenschen wollte. Jäger haben ihn dereinst als derben Buben in einer Löwenhöhle aufgefunden, eine Löwin hat ihn gesäugt, und wie Herkules hat er einmal einen Löwen in seinen Armen zerdrückt. Er hat zu viel Blut, wie er uns erzählt, und des Nachts drückt ihn der Alb. „Kraft, Kraft, das ist's!" ruft er einmal, und fortwährend gibt er uns denn auch Proben einer herkulischen Kraftfülle. Auch seine brutale Sinnlichkeit entspringt dieser Ueberfülle an Kraft. Aber nicht nur körperlich hat er Uebermenschliches an sich, auch seine Gehirnthätigkeit verläuft in anderer Art als beim Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Nur sein Wille gilt, der ist die Eins, das Thun der Anderen die Zwei. Mit seinen brutalen Willensinstinkten paart sich eine kluge, mit geistreicher Willkür vorgetragene Lebensphilosophie. Er weiß, wie er die Heerdemenschen zu behandeln hat. Das Geheimniß seiner Macht über die Menschen liegt darin, daß er sich nie auslernen läßt. Er ist jeden Tag ein Anderer. „Ich sehe im Leben nicht ein bloßes langweiliges Füttern, sondern ein stetes Um- und Wiedergebären des Daseins; ja es kommt mir unter all dem blöden Volk zuweilen vor, als ob ich allein da bin, als ob sie nur dadurch zum Gefühl ihrer selbst kommen können, daß ich ihnen Arme und Beine abhaue." Mit der Verachtung der Masse vereint sich oft die Sehnsucht nach etwas großem, überwältigendem. Auch Holofernes hat diese Sehnsucht. „Hätt' ich nur einen Feind, nur einen, der mir gegenüberzutreten wagte! Ich wollt ihn küssen, ich wollte, wenn ich ihn nach heißem Kampfe in den Staub geworfen hätte, mich auf ihn stürzen und mit ihm sterben!" Und ein paar Augenblicke darauf sagt er: „Schade, daß ich alles, was ich achte, vernichten muß." In seiner Moral ist dieser Holofernes vollkommen jenseits von Gut und Böse. Wie der junge Hebbel einmal in seinen Tagebüchern, spricht er von „thörichten Regungen des Mitleids". Auch die Liebe zur Mutter will er nicht kennen. „Was ist denn auch eine Mutter für ihren Sohn? Der Spiegel seiner Ohnmacht von gestern oder von morgen."

Aber sein Blick schweift bald über den Bezirk der eigenen Persönlichkeit hinaus, zum Sinn und Zweck des Lebens überhaupt, zu den letzten Zielen der Menschheitsentwicklung. Immer geht bei solchen Reflexionen, wenn er aus seinem Kopf, wie er sagt, eine Spindel macht und den Gedankenknäuel dann davon abwickelt, von seinem Ich aus. Warum lieben wir das Leben? fragt er einmal. Und er antwortet: „Nur weil wir es stündlich verlieren können, halten wir's fest und pressen's aus und saugen's ein, bis zum Zerplatzen. . . . Darum ist es auch so einzig schön, durchs Leben selbst zu sterben! Den Strom so anschwellen zu lassen, daß die Ader, die ihn aufnehmen soll, zerspringt! Die höchste Wollust und die Schauder der Vernichtung in einander zu mischen." So berauscht er sich an seinen grotesken Gedanken. Das weiß er. Dieser Rausch an Gedanken, wie der Rausch des Lebens überhaupt, ist ihm eben ein höherer, der einzig erstrebenswerthe Menschheitszustand. „Und doch ist der Rausch der Reichthum unsrer Armuth, und ich mag's ja gern, wenn's wie ein Meer aus mir hervorbricht und alles, was Damm und Grenze heißt, überfluthet! Und wenn's einmal in allem, was lebt, so drängte und strömte, sollte es dann nicht durchbrechen und zusammenkommen und wie ein großes Gewitter in Donner und Blitz über die nassen, kalten, fetzenhaften Wolken triumphiren können, die der Wind nach Lust und Laune herumjagt?"

Wenn so Holofernes den Rausch erhebt, erinnern wir uns unwillkürlich Nietzsche's „Geburt der Tragödie". Holofernes ist die Verkörperung eines dionysischen Rausches, wie ihn dort Nietzsche mit flammenden Worten preist. Damit steht die Figur des Holofernes dem apollinisch-maßvollen Typus gegensätzlich gegenüber. Und die Analogie zu Nietzsche geht noch ein Stück weiter. Das was die Blüthe der griechischen künstlerischen Kultur zerstört hat, ist diesem jene auf dem reinen Denken be-

ruhende Kulturströmung, die in Sokrates einen persönlichen Ausdruck fand. Mit epigrammatischer Schärfe, wie es Hebbel liebt, läßt er in einem ähnlichen Zusammenhang seinen Holofernes sagen: „Der Gedanke ist der Dieb am Leben.“ — Nun nähern wir uns dem Zarathustra-Problem. Welches ist der Zweck der Menschheit? Darauf antwortet Holofernes: „Wohl fühl's ich längst; die Menschheit hat nur den einen großen Zweck, einen Gott aus sich zu gebären“. Und dieser Gott muß alle die Eigenschaften besitzen, die Nietzsche von seinem Uebermenschen fordert. Mitleiden darf er nicht, er darf auch nicht vor sich selbst zurückschaudern. Er muß den Schwindel überwinden, der ihn beim Anblick seiner ungeheuren Aufgabe erfaßt. Denn ungeheuer ist diese Aufgabe. Er steht der Menschheit gegenüber, muß ihr gegenüberstehen, anders kann er ihr seine Gottheit nicht beweisen. Und diesen Kampf muß er mitleidlos, in ungebrochener Kraft, durchfechten. In ungeheurer Größe richtet er sich vor ihr auf, so daß er ihr, wenn er sie zu Staub zermalmt, noch in der Todesstunde den Jubelruf abzwingt. Das ist noch ein Schritt über Nietzsche hinaus: der Gott, der Uebermensch und ihm zu Füßen die zermalmte Menschheit! — Im letzten Akt des Dramas, wo sein philosophisches Wüthen den Höhepunkt erreicht, wo er, freilich mit geringer Aussicht auf eine ernsthafte Wirkung beim Zuschauer, seine ausgesuchten Greuelthaten in Einklang mit seiner Philosophie zu bringen versucht, ist es ein anderes Schlußbild, von dem er den Vorhang zieht. Wiederum geht er von einer persönlichen Vorstellung und Empfindung aus, um daran allgemeine Reflexionen zu knüpfen. Er, den Ekel vor der Jämmerlichkeit der Welt erfüllt, hält sich für den rächenden Blitz der Gottheit, die mit dem Weltbrand droht, für eine werdende Unsterblichkeit. Ueber diesen Blitz hat er selbst keine Macht, er darf ihn nicht „schulmeistern“. Und wer sich ihm entgegenstellt, der greift damit verwegen in die Zügel des Geschicks. Er ist in die Welt gekommen, um zu zerstören, auf daß etwas besseres werden kann. Sein Wort ist Tod, jeder seiner Gedanken gebiert Greuel und Verwüstung. Aber mitten im Wüthen erfaßt ihn wieder die Sehnsucht nach Einem seinesgleichen. Mag ihn der Ersehnte auch darniederwerfen, mag er ihn in einem Mörser zerstampfen. Es ist ihm gleich; dann ist es doch wenigstens zu Ende mit dem peinigenden Gefühl der Oede, das den ergreift, der nichts ehren kann als sich selbst. Aber so laut er auch ruft, es ist Keiner da. „Der Orkan durchsaust die Lüfte, er will seinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen scheinen, entwurzelt er, die Thürme stürzt er um, und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es seinesgleichen nicht gibt, und vor Ekel schläft er ein.“ Bald, so ahnt er, wird er allein sein. Nebukadnezar steht ihm nicht ernstlich im Wege, er ist nur eine hochmüthige Null. Ist der auch noch hinweg, dann ist Holofernes das Maß der Menschheit, das, wonach sie mißt, ihre höchste Norm, und eine Ewigkeit hindurch steht vor ihrem schwindelnden Auge als unerreichbare, schreckenumgürtete Gottheit. Aber nun nimmt seine groteske Philosophie eine andere Richtung. Wir sehen, wie leicht brutale Kraftfülle, die sich mit einer raffinirten Art zu denken paart, zum Wüthen gegen die eigene Person führt, zu wollüstigem Selbstzerfleischen. „O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch schon da! Kommt her, Alle, denen ich wehe that,“ ruf' ich aus, „ihr, die ich verstümmelte, ihr denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt und ersinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab und laßt mich's trinken, schneidet mir Fleisch aus den Lenden und gebt mir's zu essen!“ Und wenn sie das ärgste mir gethan zu haben glauben und ich ihnen noch etwas ärgeres nenne und sie freundlich bitte, es mir nicht zu versagen, wenn sie mit grausendem Erstaunen umherstehen und ich sie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnsinn hineinlächle, dann donnere ich ihnen zu: „Kniect nieder, denn ich bin euer Gott,“ und schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim.“

Der Uebermensch Nietzsche's ist eine begriffliche Konstruktion, die ihre Füllung erst durch bestimmte Urtheile ethischer Art in „Jenseits von Gute und Böse“ erhält. Daß auch der Hebbel'sche Uebermensch Holofernes jenseits von Gut und Böse steht, sahen wir bereits. Noch deutlicher als in dem Stücke, wie es gedruckt vorliegt, kommt das in Nachträgen und Aenderungen zum Ausdruck, die Hebbel später, als er sich für die Hamburger Aufführung (2. Dezember 1840) von dem Theaterdirektor Schmidt zu einer grundsätzlichen Umgestaltung seines fünften Aktes verleiten ließ. Daß er schon für die erste Berliner Aufführung (6. Juli 1840) sich zu Aenderungen verstehen mußte, geht aus Tagebuchnotizen und seinen Briefen an die Schauspielerin Crelinger hervor. Doch ist hier der Schlußakt, wie auch die Zeitungsrezensionen beweisen (vergl. z. B. die für das Publikum des Königlichen Schauspielhauses in Berlin sehr bezeichnende Besprechung in der „Allgemeinen preußischen Staatszeitung“ vom 12. Juli 1840) in der ursprünglichen Fassung gegeben worden. Im Theaterarchiv des Königlichen Schauspielhauses findet sich ein Souffleurbuch der Judith, das mir schon vor ein paar Jahren vorlag und auf das ich hier einmal hinweisen möchte, da es eine Reihe starker Abweichungen von der Buchausgabe aufweist.[1]) Diese Fassung basirt auf der erwähnten Hamburger und der späteren Wiener Bearbeitung des Stückes und ist wohl bis zum Jahre 1896, wo das Königliche Schauspielhaus in Berlin, allerdings immer noch unter mancherlei Abschwächung der Hebbel'schen Kraft- und Gedankenfülle, zum erstenmal wieder auf die Fassung der Buchausgabe zurückgriff, auf der deutschen Bühne herrschend gewesen. Hebbel hat seine eigene abfällige Meinung über den abgeänderten Schluß in einem Briefe an Goldhann (vom 19. November 1862) zum Ausdruck gebracht, als er schrieb: „Ich darf aber Niemand schelten, denn er ist mein eigenes Machwerk.“ Nach dieser Schlußfassung, die von kleinen Aenderungen abgesehen, nach den Worten des Holofernes: „Stürz hin und bete mich an“ beginnt, handelt Judith nur aus religiös-patriotischen Beweggründen. Ein Kampf entsteht hier nur insofern in ihrer Seele, als sie — und das ist der Ersatz für das weggelassene sexuelle Moment — davor zurückschaudert, einen Mann zu tödten, den sie wie einen Gott verehrt. Holofernes ist hier in der Schilderung der Judith eine wahrhaft dämonische Riesennatur, was freilich hier so wenig, als in der Buchausgabe, durch das bestätigt wird, was wir von ihm selbst an Entschließungen und Thaten sehen. Der ganze Schlußakt ist von religiösem und kriegerischem Pathos erfüllt. Während Judith dem Holofernes das Haupt abschlägt, ertönt Kriegsmusik: die Juden sind ins assyrische Lager eingebrochen, und als die Heldin Judith erscheint, da tönt ihr Ruf: „Heil, Judith, Heil!“ von ihren Volksgenossen entgegen. Sie aber tritt, wie aus einer Erstarrung geweckt, unter sie mit dem Schwerte in der Hand und verweist sie auf Gott, den Herrn, der das

[1]) Nach einer privaten Mittheilung R. M. Werners, der es neuerdings auch durchgesehen hat, und zwar für seine von Allen, die über Hebbel arbeiten, mit Spannung erwartete vollständige Ausgabe der Werke des Dichters, stammt die darin enthaltene veränderte Schlußfassung aus der Zeit, als Christine Hebbel in Berlin als Judith gastirte, also aus dem Jahre 1851.

Große vollbracht hat, und der Aelteste der Israeliten schließt mit der messianischen Weissagung das Stück: „Jauchze, Volk der Verheißung!“

Wir haben diesen philologischen Exkurs gemacht, um nun auf zwei Stellen in dieser bisher unbekannten veränderten Schlußfassung hinzuweisen, die fast wörtliche Anklänge an Aussprüche Nietzsche's enthalten. So sagt einmal Holofernes: „Siehe Judith, wenn ein Größerer vor mir stände, Einer, von dem ich trotz meines innern Grimmes mir sagen müßte, er ist mehr wie du! und diesen Größeren gäbe mir ein Zufall in die Hand — ich schwöre dir bei meiner Seele, ich würde mich scheuen, ihm auch nur ein Haar zu krümmen, denn das ist die einzige Sünde, die ich kenne, daß das Kleine sich gegen das Große zu empören und die Welt um ihre Krone zu betrügen wagt.“ Und Judith gesteht an einer anderen Stelle: „Mir däucht, er hat recht, es gibt in der Welt nicht Bös' und Gut', es gibt nur Groß und Klein!“

Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß vieles in dem Charakter des Holofernes, der natürlich keine philosophische Konstruktion, sondern eine mit warmem Leben erfüllte poetische Gestaltung ist, nur dazu dienen soll, das Heidnisch-Elementare dieser „ungeheuerlichen Individualität“ darzustellen. Das geht u. a. ganz klar aus der Vorrede hervor, die der Dichter dem Manuskriptdruck von 1840 mit auf den Weg gab. Trotzdem aber ist es sicher, daß Hebbel in der Zeit der Judith-Produktion das moderne Problem des Uebermenschen deutlich erfaßt hat, und daß die Nietzsche'sche Umwerthung von „Gut und Böse“ in „Groß und Klein“ bereits von ihm vorgenommen worden ist. Nur stand Hebbel diesem Problem kritisch gegenüber. Die Nothwendigkeit war ihm das große, die Welt beherrschende Gesetz. Die Weltentwicklung vollzieht sich nicht nach moralischen Gesetzen. Es ist aber nach Hebbel, so sehr er die Eigenart und das Eigenrecht großer Ausnahmenaturen betont, ein Maß vorhanden, über das der Einzelne nicht hinauswachsen darf. Die Korrektur vollzieht sich immer ganz von selbst. Und so bricht auch sein „Ueberweib“ Judith am Schluß der Tragödie innerlich zusammen, da sie es unternommen hat, aus dem ihr von der Natur gesteckten Kreis herauszutreten. Das Individuum, das sich in ungeheurer, rücksichtsloser Vereinzelung der der Weltentwicklung immanenten Idee gegenüberstellt, wird vernichtet. Das ist Hebbels „Moral“ und zugleich der Hauptunterschied seiner Weltanschauung von der Nietzsche's.

Vierzig Jahre deutschen Lebens (1860—1900).

Nach einem poetischen Tagebuch.

II.

Ich gehe auf ein anderes Gebiet über, auf das soziale, um diesen Modeausdruck zu gebrauchen. Meines Erachtens handelt die soziale Frage davon, ob jeder Stand wahre Kraft und inneren Werth hat und überdies das Bewußtsein nicht verleugnet, daß sein besonderes Wohl nicht ohne das Gedeihen der anderen Stände besteht. Wer sich nicht über die Lösung dieser Aufgabe ein Urtheil gebildet, wer nicht das ihm klar Gewordene auszusprechen vermag, ist, wenigstens in den Wirrnissen unsrer Zeit, kaum ein Dichter zu nennen; denn alle Völker haben mit diesem Namen den Begriff eines vorzüglichen Mannes verbunden, der, wo sein Volk in die Irre geht, diesem den rechten Weg zeigt und von einer höheren Macht mit der Kraft begabt ist, das erlösende Wort zu sprechen. Ad. Bartels urtheilt in seinem trefflichen Führer durch denn Irrhain der deutschen Dichtung der Gegenwart (262[2]) auch hierin grundehrlich und grundgescheit, daß die Heilung der Gesellschaft weder von unten herauf zu erwarten sei, noch von oben herab, sondern von innen heraus; und er hofft mit gutem Glauben, wo ein Wille, sei auch ein Weg. So gälte es denn, daß Jeder bei sich selbst anfange, etwas zu sein und sein geistiges Selbst höher zu halten, als die äußeren Attribute. Wer nicht prätendirt durch Rang und Geld und die sonstigen Formen der äußeren Existenz etwas zu gelten, sondern durch Wahrheitsliebe und Bereitschaft zum Guten, vermag das gleiche Streben auch beim Nächsten zu achten, mag dieser auf der sozialen Leiter über oder unter ihm stehen; und er wird bei allen Unverbildeten und Unverdorbenen den Lohn ernten, den das Volk in die Worte faßt: Er meint es gut, fühlt mit uns, hat ein Herz für uns und wird für uns thun, was er kann. Solcher Gesinnung folgt die That „nothwendig wie des Baumes Frucht“. Lehre und Beispiel unsrer akademischen Lehrer wiesen, ehe noch die Sozialdemokratie auf der Straße sich breit machte und Stöcker auf Kanzeln und in Volksversammlungen, den uns gangbaren Weg zur Lösung der sozialen Frage von innen heraus. Von Hofmann vernahmen wir noch das freie lebendige Wort, der eben (1859) geschiedene Nägelsbach wirkte fort durch seine akademischen Reden. Hier folgen einige Sätze des Letzteren, deren Kraft und Wahrheit Renaud in schwierigen Beamtenstellungen im Elsaß erprobt hat: Sind die höheren Geisteskräfte des studirten Mannes ausgebildet und wirkt er mit Begeisterung in seinem Beruf, so wird auch dem wissenschaftlich nicht Gebildeten fühlbar, daß das Gesetz und die Lehre nicht Mittel sind zur Knechtung des Volkes, sondern Theile einer Einheit und Ordnung, ohne die das Ganze nicht zu bestehen vermag. Selbst Opfer, die dem Staat zu bringen sind, werden von dem Einzelnen minder schmerzlich empfunden, wenn sie von einer edlen Hand aufgelegt werden und in einem Sinn, von dem das Volk, auch ohne sich Rechenschaft geben zu können, spürt, daß es etwas Höheres ist als Bureaukratismus. Daß es Ideen, daß es Errungenschaften der Menschheit gibt, eine Herrlichkeit der Wissenschaft, die zwar Keinen reich, dafür aber die Seelen licht, weit und groß macht, die Anschauung oder Ahnung hievon rückt das Volk in höhere geistige Sphären empor und ist eine gesunde Bildungsschule.

Cölibatäre, gleich Roseggers biedern katholischen Pfarrern, thun sich leichter in dieser Art von Volksdienst, Familienrücksichten aber pflegen die Sache zu ändern. Und Renaud hatte und hat nächste Anverwandte nicht nur auf Kanzeln und akademischen Kathedern, in Justiz und Verwaltung, sondern auch Schwäger und Neffen, Söhne und Schwiegersöhne mit Portepees der Marine und des Landheeres zu Fuß und zu Roß, überdies an den Börsen von Hamburg und London. Und Damen pflegen in Dingen der Konvenienz nicht nachsichtiger zu sein als empfindliche Eheherren. Abhängigkeit von derlei Velleitäten, hieß im früheren Deutsch: Weiberknechtschaft; sie hängt meist an geheimen Fäden. Wie viel Widerstandskraft zeigen in Ansehung der sozialen Verhältnisse die Gedichte. Eines trägt die Ueberschrift „Pro domo“ (144). Der Vater des Verfassers war angesehener Prediger in einer Universitätsstadt; nach dem frühen Tod der Eltern fand sich der Verwaiste wie der Haussohn bei den Schwestern seiner Mutter, geborenen Lehmus, aufgenommen: Die Familien von Professor Thomasius in Erlangen und Hofrath Dietz in Nürnberg zählten ohne Frage zu den bestangesehenen in Franken, und wenn der Poet romantischen Anwandlungen nachgab, durfte er auf

eine Familiensage rekurriren, die das Geschlecht seiner Mutter von spanischen Grafen herleitet. Nun höre man:

Pro domo.

Strumpfwirker und Handschuhmacher waren
Die Ahnen mein;
Aus Welschland kamen sie, mit Gott zu fahren
Ins Reich hinein.

Von jeher bin ich stolz darauf gewesen
Mit Recht und Fug,
Daß sie des Tannenkönigs Henkerbesen
Zu Rittern schlug!

Ich neide keines Helmes Pfauenwedel,
Kein Hochgenist,
Weil immer doch, wer überzeugungsedel,
Hochadelig ist.

Wenn die Stöcker'sche Gefolgschaft beiderlei Geschlechts solche Profanirung von Familienheiligthümern noch sündhafter findet, als einst (Dreikönigspelz) den unchristlichen Umgang mit heidnischen Oratikern, muß wohl der bedrängte Dichter den Rückzug vor den langen Röcken antreten, aber den eigenen Sinn läßt er sich nicht rauben und reimt (159) auf gut fränkisch fort:

Je nachdem der Sinn dir steht,
Stehn dir Amt und Kleider.
Wenn ein König Knöpfe näht,
Ist er auch ein Schneider.

Sein höheres und niederes Selbst aber rettet er durch ein Gelübde (161):

Streit' mit Junkern, Bürgern, Bauern,
Streit' mit Bebel-Liebknechts Damen,
Streit' mit Pfaffen, ob sie tragen
Pinten oder Luthers Namen,
Streit' mit Hölle, Tod und Teufel,
Wenn sie in den Weg dir kamen,
Aber, Freund, um Gotteswillen
Streite nicht mit — alten Damen!

Minder bange vor der jüngeren Generation, radirt er Bildchen der sozialen Tugenden der höheren Töchter (162) und der repräsentativen Talente der Frau Hauptmann (169). Aus dieser Gesellschaftssphäre ein Doppelbild (117) wollen wir in der Nähe betrachten:

Zwei Paare.

Er hatte nichts, sie hatte nichts,
Die Herzen standen in Flammen.
Den schlanken Fant, das zarte Kind,
Wer gibt die zwei zusammen?
Sie wollten warten, warten. —

Er blieb ihr treu, sie blieb ihm hold,
Die älteste der Bräute
Die ganze kluge Stadt beklagt,
Belächelt die armen Leute.
Sie müssen warten, warten. —

Er ward schier grau, sie welkte schon,
Doch sah man immer schreiten
Den braven Mann mit festem Schritt,
Die brave Braut zur Seiten.
Sie werden warten, warten. —

Heut hat er froh sie heimgeführt,
Der Hauptmann, vom Altare;
Er sah so stolz, sie sah so frisch,
Als lachten sie der Jahre.
Sie konnten warten, warten. —

Der Edelmann, das Kaufherrnkind,
Sie mögen sich nicht mehr leiden.
Zur selben Stund das reiche Paar
Hat sich heut lassen — scheiden!
Sie konnten, wollten nicht warten. —

„Vornehm in der Gesinnung" (169) ist die Losung. Woher das aber nehmen? (167).

Ein Jahr ist heutzutag, was früher ein Jahrzehnt,
Und zum Jahrhundert scheint ein Zehntel ausgedehnt.
Was einer heut erlebt in fünfzig Lebensjahren,
Hätt' er zu Zeiten in fünfhundert nicht erfahren.
Und doch ist klug nur, wer auch in der neuen Welt
Der Väter Hausverstand für ew'ge Weisheit hält.

Die soziale Frage erscheint als ein Vexirbild mit der Anweisung Cherchez l'âme, von M. Claudius übersetzt: „Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den Willen, das ist mehr." Daß der innere Spiegel der äußeren Welt, das Herz, rein, klar und fest sei, erscheint immer wieder als die selbstverständlichste Bedingung des inneren und äußeren Friedens (158):

Denke, wenn dich Bitterkeit
Auf die Menschen faßt:
So viel Liebe findest du,
Als du selber hast.

Darum protestiren gegen den vom Ausland importirten Pessimismus das menschliche Gefühl und der deutsche Stolz zugleich (182):

Zu Herrn Zola fahren
Gläubige Scholaren,
Und wie Küchlein piepsen
Glücklich um Herrn Ibsen
Fromme Jüngerschaaren ...

So ist's oft gewesen,
Seit die Deutschen lesen,
Mehr als der gesunde
Baum im eig'nen Grunde
Gilt der fremde Besen.

Die neue, dem Weltstadtsumpf entquollene Weisheit (Nana 183) ist unsauber, ist auch gegen Sinn und Verstand (186):

Das heißen sie heute die Welt verstehn:
Statt der Rose die Blattlaus sehn!

Als ebenso nichtsnutzig erweist sich der feige hereditäre Jammer (167):

„Erblich belastet", wer ist es nicht?
Aber bedenkt, was es schadet,
Wenn man unfromm darüber vergißt,
Daß wir auch erblich begnadet!

Treffend wird das Nietzsche-Evangelium (186) und das rohmaterialistische Credo (156) abgefertigt:

Hört auf dies Herz zu pochen,
So klagt nicht allzusehr.
Ein Muskel wird gebrochen,
Mein Herz ist mehr!

Jenseits von Gut und Böse
Von Tugend und von Fehle,
Was ist der arme Mann
Der sich nur lieben kann?
Ein Uebermensch mit einer Unterseele.

Ueberall wird der Eitelkeit des Zeitalters der Spiegel vorgehalten. Es überrascht vielleicht, ist aber kaum zu leugnen, daß viele unsrer Schmerzen und Unarten mit

erschreckender Aehnlichkeit in den Bildern und Sprüchen sich finden, die wir von Logau haben. An diesen Zeitgenossen des 30 jährigen Krieges erinnert auch Renauds dichterischer Charakter: die würdige Einfachheit der praktischen Moral, die Mischung von Ernst und Schalkhaftigkeit, das vaterländische Empfinden — im Zorn gegen Geldgeist und Streberthum, Ausländerei und Bedientensinn, in der Freude an den alten volksthümlichen Tugenden, der Schlichtheit, und Treue, Genügsamkeit und wenn's gilt, wehrhaften Trotzes (168):

> Alles wägen nach Gewicht
> Nimmt dem Mann die Zuversicht.
> Wenn mein Bestes widerspricht,
> Heil'ger Haß, verlaß mich nicht!

Auch das religiöse und protestantische Empfinden offenbart nahe Verwandtschaft mit dem Schlesier; indessen zuckt bei Renaud mitunter das Hugenottenblut. Von dem Kleinlichen, das dem Kulturkampf an vielen rheinischen Orten anhing, keine Spur; dagegen sind einige „Bilder" (93—104) eingelegt, der letzte Valois und Heinrich IV., die Bluthochzeit und das Gebet des Hugenotten (28), die das Gewissen der beleidigten Menschheit an einen Höhepunkt geistlicher Allmacht erinnern. Wie aber der Verwaltungsbeamte den von den elsässischen Gemeinden im Bund mit den französischen Behörden in bitterster Armuth gehaltenen Schulschwestern seine energische Fürsorge zuwandte, so schildert der Poet die Kleriker seiner Umgebung mit heiterer Toleranz und Pax vobiscum z. B. (118) muthet an, wie Bildchen aus Franken, die etwa Fr. Rückert von dem friedlichen Verkehr zwischen protestantischen und katholischen Seelenhirten vor der Wiederauferstehung der Jesuiten gezeichnet hat. Gegen den Jesuitismus finden sich S. 138 beherzigenswerthe Verse, deren einer hier stehen soll:

> Wenn Luthers Leute päpstlich thun
> Und deutsch thun die Papisten,
> Freut sich der Teufel, auszuruhn
> Von allen seinen Listen. —
> Hüt' dich, du dummer Satanas,
> Er wirft noch mit dem — Tintenfaß!

Ueber die Schule vernehmen wir von dem unterrichteten und freimüthigen Mann ernste Worte, in den Sprüchen Vom Schulkreuz (162—164) tönt die Stimme des Vaters mit. Die Bureaukratie tappt, auch wo sie falschen Rath und Willen zu hindern meint, zumeist unsicher im Finstern, weil ihre leblose Weisheit dem innersten Wesen nach stets geheimen Krieg führt gegen das persönliche Wirken, ohne welches vielleicht Abrichtung möglich ist, Erziehung gewiß nicht. Die unfruchtbare Geschäftigkeit mit der überlegenen Miene wird treffend geschildert (173):

> Wer ist für jeden Fall erfinderisch?
> Die graue Theorie am grünen Tisch.
> Wer kennt die Sache stets und kann sie nie?
> Am grünen Tisch die graue Theorie!

Das Unterrichten wird zur Danaidenarbeit, wenn dem befruchtenden Element nicht Zeit gelassen wird, sich in einem festen Boden auszubreiten, wenn es sich sichtbar von Stunde zu Stunde, und kontrolirbar von Termin zu Termin, aus fieberartigen Gedächtnissen ergießen soll. Ueber die Folgen belehren die Sprüche vom Schulkreuz. Dem Aberglauben an die Wirksamkeit seminaristischer Methode im höheren Unterricht wird der von unsern Vorfahren erprobte Glaube an die unendlichen Kräfte einer zu freierer Bethätigung geleiteten Jünglingsseele entgegengestellt (163):

> Leitet Kinder mit Verstand
> Sicher auf erprobter Spur;
> Jedes fühl' des Lehrers Hand,
> Alles gehe nach der Schnur! —
> Aber lockert still den Gang,
> Wenn ihr kommen seht den Tag,
> Wo der Knabe, frei von Zwang,
> Selbst zum Ziel sich fördern mag.

Doch die Schulfrage im Sinne der Warnung vor den eiteln dilettantischen Neuerungen ist bereits in der Beilage zum 21. Januar 1891 eingehend erörtert. Denn keine Frage schneidet tiefer in unser Volksleben ein, als die der Abbröckelung oder Stärkung der persönlichen Freiheit. Daß Renaud sie in so vielen Phasen durchprobt, verleiht seinem Tagebuch den vorzüglichsten Reiz und besonderen Werth. Darf ich noch eine Probe vorlegen? Er gibt (144) das Portrait des Reichskanzlers, dem er wohl selbst nahe gestanden:

Hohenlohe.

> Der kleine Mann, es sieht's ihm Niemand an,
> Hat Großes für das Vaterland gethan.
> Kein Schicksalsheld, kein leuchtend Phänomen,
> Kein Kriegsheld wie der kleine Prinz Eugen
> Und doch, wie dieser, auch ein „edler Ritter",
> Landlos ein Fürst, schlichtvornehm ohne Flitter,
> Mit blankem Ehrenschilde steht er da,
> Und seine Minne heißt Germania.

Hier schließe ich. Ich wollte als der Nächste dazu dem Kulturhistoriker vorarbeiten, der in Renauds Auslese die wirklichen Züge unsres Zeitalters aufsuchen wird. Aber auch für die Gegenwart hat, wie ich meine, die anspruchslose Sammlung eine Bedeutung. Denn die jeweilige Literatur ist ein Spiegel, der nicht nur die Züge der Zeit zeigt, sondern auch Regulator unsres Erscheinens und Wesens werden kann. Gewinnen wir durch sie das Wilde und Wüste, Lascive und Pikante lieb, so wird uns falsche Geschmacksrichtung von dem besseren Selbst entfernen. Von derlei Hypergenialischem haben wir mehr als genug, keineswegs aber Ueberfluß an poetischer Kost, wie sie hier jedem Stand und Alter zu heilsamer Nahrung und heiterem Genuß geboten wird. Und nun mögen Leser und Autor entschuldigen, wenn die Parentalien am „Sammelgrab der Lieder" zu lang erschienen; doch wird Jener einräumen, daß er nicht durch ästhetische Quisquilien und persönlichen Jammer belästigt worden ist, den akademischen Freund aber grüße ich mit dem alten Symbolum: Cara patria, carior libertas, veritas carissima.

Montreux. F. Reuter.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. Literaturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. 5. Bändchen: Rettenbacher. Leipzig, Robert Braun 1900. — Wir haben die einzelnen Bändchen dieser Sammlung, wie ihr Herausgeber selbst zugesteht, „einer stets ausführlichen, wenn auch nicht immer lobenden Besprechung" an dieser Stelle unterzogen, würden aber das neueste, uns jetzt vorliegende seinem Hauptinhalte nach einer so eingehenden Berücksichtigung kaum für werth halten können. Die beiden größeren Abhandlungen, die diesen Hauptinhalt ausmachen, sind in ihrem rein panegyrischen Charakter für eine kritische Besprechung nicht wohl faßbar: es möge deßhalb genügen, darauf hinzuweisen, daß die erste von Prof. P. Tassilo Lehner über P. Simon Rettenbachers Lebens- und Welt-

anschauung eine literarische Ausgrabung oder vielmehr die Verwerthung einer solchen enthält, deren enthusiastischer Ton umsoweniger ansteckend wirkt, als es der Verfasser des Aufsatzes selbst gewesen ist, der des, wie uns scheint, als Dichter nicht ohne Grund verschollenen Salzburgischen Priesters und Pädagogen Rettenbacher lyrische Gedichte „nach zweihundert Jahren aus dem Schlafe geküßt“ hat. Der zweite, dem Inhalt wie dem Stile nach ungleich höher stehende Beitrag von Dr. M. M. Rabenlechner über Rosegger als Didaktiker ist die erweiterte Wiedergabe eines Vortrags, der anläßlich der Gründung einer Rosegger-Gesellschaft gehalten wurde und die Bedeutung des steirischen Dichters als Volkserzieher mit starker Betonung, wenn auch unsres Erachtens nicht in allen Punkten zutreffend, hervorhebt. Beide Abhandlungen sind tüchtige literarische Gaben, aber doch nicht so hervorragend, daß man besonders und eingehend auf sie hinweisen müßte. Gleichwohl können wir auch an dem neuen Bändchen nicht so ohne weiteres vorübergehen, und zwar deßhalb nicht, weil der Herausgeber sowohl mit seinem Geleitworte — hier in direkter Polemik gegen die Beilage zur Allg. Ztg. — wie mit seinen den Schluß des Bändchens bildenden Fin de siècle-Betrachtungen uns willkommene Gelegenheit gibt, ihm gegenüber den Standpunkt zu betonen, den wir in diesen Blättern gegenüber der „Moderne“ in der Literatur immer eingenommen haben und in Zukunft auch einzunehmen gedenken. Hr. Breitner hat es übel genommen, daß der Referent über das vierte Bändchen seiner „Literaturbilder“ seine kühne Behauptung, „die Beilage hätte mächtig in das Reklamehorn der Modernen geblasen“, energisch zurückgewiesen und als eine Verdrehung der Thatsachen bezeichnet hatte. Wir müssen trotz allem, was Hr. Breitner aufs neue zur Bekräftigung dieser seiner Behauptung vorbringt, unserm Referenten — dessen „Griechenschild“ μοι übrigens für alle Leser der Allg. Ztg. so durchsichtig ist, daß von einem „Verstecken hinter demselben“ nicht die Rede sein kann — auch heute in dieser Zurückweisung durchaus beistimmen. Der Herausgeber der „Literaturbilder“ verwechselt ein kritisches Berichten über literarische Neuerscheinungen aus allen Gebieten und aus allen Lagern, wie wir es unsern Lesern schuldig sind, mit dem „Horngetute“ der Zeitschriften, die von vornherein auf die eine oder die andere literarische Richtung eingeschworen sind. Wir können ihn selbst nicht davon freisprechen, daß auch er in seinen „Literaturbildern“ zuweilen „ins Horn tutet“, wo ein kritischeres Abwägen von Lob oder Tadel am Platze wäre. Seine gegen die Modernen gerichtete Kampfeswuth macht ihn zuweilen blind ebensosehr gegenüber den mancherlei neuen Gedanken und für die Zukunft sicher fruchtbringenden Anläufen, die in den Erzeugnissen dieser Richtung zutage treten, wie gegenüber den mancherlei künstlerischen Schwächen der von ihm auf den Schild gehobenen literarischen Schule. Und mit dem bloßen allgemeinen Absprechen und Aburtheilen, wie es den Grundzug der „Fin de siècle-Betrachtungen“ in diesem Bändchen bildet, ist es eben nicht allein gethan, ebensowenig wie mit einem „Essay, der sich in offener Weise gegen die Ausgeburten der Moderne richtet“ und den Hr. Breitner bei uns zu lesen wünscht. Die „Ausgeburten“ tadeln wir und unsre Herren Referenten, wo immer wir ihnen begegnen. Um sie aber tadeln zu können, müssen wir und unsre Leser doch auch die Gelegenheit eines solchen Begegnens haben, d. h. wir müssen die zu tadelnden Erzeugnisse einer Betrachtung unterziehen. Wenn daher Hr. Breitner einmal sich die Mühe nehmen will, wie er es zu thun verspricht, „ein Verzeichniß aller Recensionen der Beilage zu bringen, welche dem jungen und jüngsten Deutschland gewidmet sind“, so wird er uns damit einen großen Gefallen erweisen, denn er wird eben dadurch nur den Beweis vorlegen, daß wir unsrer Pflicht genügt haben, ein möglichst allgemeines Bild von der neueren literarischen Bewegung in Deutschland zu geben. Er müßte freilich nicht vergessen, in diesem Verzeichniß auch anzugeben, wo und wie oft wir uns gegen die „Ausgeburten“ entschieden ausgesprochen haben, um das Bild vollständig zu machen. Vielleicht würde er dann selbst zu seiner Ueberraschung sehen, daß sich aus den Einzelheiten ein entschiedenes Gesammturtheil summirt, wie es entschiedener und dabei begründeter in einem Essay, der doch die Einzelheiten nur flüchtig streifen könnte, gewiß nicht ausgesprochen werden könnte. Wir lieben nun einmal solche „Essays“, wie Hr. Breitner sie wünscht und wie er selbst in seinen Fin de siècle-Betrachtungen sie schreibt, durchaus nicht und halten sie weder für nützlich noch für wichtig. Sie geben lediglich literarischen Heißspornen Gelegenheit, mit überkräftigen Worten auf den Kampfplatz zu treten und durch das Schwenken solcher blinkenden Waffen für einen Augenblick den Leser zu blenden; hinterher wird dieser nur allzuhäufig gewahr, daß jene Waffen im Grunde weder hauen noch stechen und daß hinter dem lauten und übermüthigen Gebahren kein rechter Sinn steckt. Viel besser gefällt uns ein eingehendes Betrachten der literarischen Erscheinungen von Fall zu Fall und von einem Gesichtspunkt aus, der weit ab von dem Cliquenwesen irgend welcher Art liegt und einen Ueberblick nicht nur über „Ausgeburten“, sondern einen Einblick auch in die durch sie so oft nur verhüllten guten und neuen Anfänge eröffnet. Das Positive zieht uns an, wo immer wir es finden, und wir finden es in dem oft tollen Gebahren der Modernen, wenn auch noch unausgegoren und verworren, nicht minder als in anderen über das Ziel hinausschießenden literarischen Richtungen. Auch in den „Literaturbildern“ erscheint uns nur das Positive, wie es in den größeren Aufsätzen und in der liebevollen Pflege einer im Heimathboden wurzelnden Dichtung zu Tage tritt, von bleibendem Werthe. Hiedurch tragen diese Bändchen bedeutend mehr zur „Demolirung des Narrenheims“ in der modernen Literatur bei, als durch die oft nur allzu negativ gehaltenen Ausfälle des Herausgebers gegen die Jungen und Jüngsten. Und so oft wir Herrn Breitner und seinen „Literaturbildern“ auf jenem positiven Boden begegnen, werden wir ihm stets freundlich die Hand schütteln, während wir von dem Werthe seiner Polemik gegen uns wie gegen die Anderen nicht sonderlich überzeugt sind.

Aus dem July Quarterly Statement des Palestine Exploration Fund: Dr. Schick erwähnt zahlreiche Veränderungen der Bodenoberfläche zu Jerusalem, indem theilweise Schutt- und Aschenhügel abgetragen und die brauchbaren Materialien zu Bauten neu verwandt wurden, theilweise durch Fundamentgrabungen neue Bodenerhebungen entstanden. Er fügt hinzu: „In Zukunft, wenn neue Generationen den Ursprung dieser Hügel vergessen haben werden, werden Alterthumsforscher die Ueberreste alter Gebäude oder Befestigungen hier suchen. Wenn man, wie ich, die Veränderungen der Oberfläche bei langjährigem Aufenthalt sich entwickeln sah, wird man sehr vorsichtig in seinen Schlüssen auf das alte Jerusalem von dem aus, was man heutzutage sieht.“ Die Aschenhügel im Norden der Stadt (jetzt auch abgetragen) hielt man stets für Aschenüberreste von den Tempelopfern. Es waren in der That nichts als Ueberbleibsel aus der arabischen Seifenfabrikation (Erdstoffe, die nach der Lixiviation, Laugenbereitung aus dem von den Arabern aus jenseits des Jordan hergeholten Kily [salzhaltige Pflanzen] übrig blieben, in die sich mit Höherwerden der Reste Steine, Knochen und Schmutzabfälle mischten). — Bei der Fortsetzung seiner Ausgrabungen zu Tell-Es-Judeideh (19. März bis 5. Juni 1900), über deren Beginn früher schon (August 1899) an dieser Stelle berichtet wurde, wurde durch Bliß eine römische Villa, in deren Plan sich griechische Einflüsse zeigten, gefunden; das von Säulen umgebene Atrium konnte rekonstruirt werden; alles war von ziemlich roher Arbeit. Unter den Töpfereien fand sich keine mit der phönikischen und mykenischen gleichzeitige Waare. Die gefundenen Reste sind ältere oder solche aus jüdischer Zeit, so daß Bliß annimmt, daß die Stelle in ganz alter Zeit verlassen und dann wieder in jüdischer Zeit besiedelt wurde. — Die Streitfrage über die gestempelten Thonhenkel mit der Inschrift „dem Könige“ oder „königlich“ und den Städtenamen Ziph, Shakah, Hebron &c. und der zwei- oder vierflügeligen Scarabäenmarke dauert fort. Es ist noch nicht entschieden, ob dieselben den Namen des Fabrikortes (königliche Töpfereien) tragen oder Steuervasen der genannten Städte sind, oder ob diese Städte die Naturalsteuern der sie umgebenden Distrikte zu sammeln hatten. Der Vorarbeiter bei den Ausgrabungen, Yusif, sprach die Meinung aus, daß die verschiedenen Städtenamen ein verschiedenes Maß bezeichnen könnten, wie man heutzutage

in Tell-es-Safie, Zakariya und Beit Nettif, die ganz nahe bei einander liegen, doch verschiedenartig rechnet. Das „Dem Könige (LMLCH)“ sieht er als königliche Anerkennung des lokalen Maßes an. — Die jüdische Gemeinde hat westlich von Jerusalem ein Terrain gekauft und begonnen, darauf eine Bibliothek und ein Museum für Gegenstände, die mit dem heiligen Land in Beziehung stehen, zu bauen. — Das Todte Meer wird in Zukunft mit einem Dampfer befahren werden; derselbe, 25 Meter lang, war schon auf dem Wege von Jaffa nach seinem Bestimmungsort. Der griechische Patriarch soll von dem Sultan das alleinige Recht, Dampfer auf dem Todten Meere zu halten, erwirkt haben. Das Niveau des Todten Meeres hebt sich beständig und in nicht geringem Maße, wie ein interessanter Reisebericht von Gray Hill erzählt. — Bei der deutschen Kolonisten gehörigen Dampfmühle zu Mejdel nächst Ascalon sollen schöne Marmorrelieftafeln gefunden worden sein; auf einer war ein auf einem Delphin reitender Mann dargestellt. — Bei dem drusischen Dorf El-Mansurah auf dem Carmel wurden Terracotta-Sarkophage gefunden, zumeist zerbrochen, einer gut erhalten. — Zu Bir Eyûb von Damaskus aus fanden Dr. Masterman und Rev. Hanauer auf der Felsenterrasse eine große Anzahl in den Fels gehauener runder Kufen für Tuchwalker. Man hat Bir Eyûb früher mit En Rogel identifizirt. En Rogel heißt „die Quelle des Walkers“. So würde das Auffinden der Kufen oder Tröge auch für die Identifizirung sprechen. M.

* **Dr. Peters** hat nach einem in **London** eingetroffenen Telegramm seine **Expedition den Sambesi hinauf** am 25. August angetreten und ist jetzt anscheinend an seinem Bestimmungsort eingetroffen. Er hat zehn Europäer, darunter drei Bergingenieure, sowie eine vollständige Ausrüstung für Tiefbohrungen und Schachtbau mit sich. Der Häuptling Macomba hat genügend farbige Arbeiter gestellt, die von seinem eigenen Bruder überwacht werden. Das Resultat dieser Prospektionsreise wird in finanziellen Kreisen Englands mit Spannung erwartet, und wenn die sanguinischen Hoffnungen, die Dr. Peters seinerzeit über den Mineralreichthum des Gebiets äußerte, vor der Wirklichkeit standhalten, wird sich voraussichtlich englisches Kapital dortigen Unternehmungen in weiterem Maß zuwenden.

* **Eine türkische Musteranstalt** ist nach einer Schilderung von Professor Breitung aus Coburg das **Marinehospital in Konstantinopel**. Das palastähnlich ausgestattete Gebäude fällt Jedem auf, der innerhalb des Goldenen Horns von einem Boote aus den überwältigenden Anblick der einzigartigen Stadt genießt. Dr. Breitung erhielt, wie die „Kölnische Zeitung“ mittheilt, die Gelegenheit, dieses Krankenhaus zu besuchen, durch die Vermittlung des Arztes der deutschen Botschaft, der zugleich erster konsultirender Arzt des Sultans ist. Das Lazareth liegt in der Vorstadt Kassim Pascha, die ihren Namen nach dem Eroberer der Insel Rhodus trägt. Sie genießt sonst keineswegs einen guten Ruf, da früher Seuchen verschiedener Art hier besonders stark wütheten; doch ist für das Hospital ein erhöhter, nach allen Seiten freier Platz ausgewählt worden. Der Zugang ist streng gesperrt durch eine Reihe schwimmender Posten, die ihre Wache mit größter Strenge durchführen; in unmittelbarer Nähe befindet sich übrigens auch der Ankerplatz der türkischen Panzerflotte. Die nähere Umgebung des Hospitals überrascht durch die im Orient nicht gerade häufige peinliche Sauberkeit: der Boden mit Kies bestreut, sorgfältig geharkt, ohne die geringste Verunreinigung. Das Lazareth selbst besteht aus einem großen zweistöckigen Hauptgebäude, einem kleineren Pavillon, einer abgesondert liegenden Bade-Anstalt, einer kleinen Moschee und Wirthschaftsräumen. Der Vorsteher des türkischen Marine-Gesundheitswesens begrüßte und unterhielt den Besuch in tadellosem Deutsch und wandte das Gespräch mit besonderem Interesse auf Berlin und sein medizinisch-wissenschaftliches Leben. Die Ausstattung der Krankenräume war der in deutschen Krankenhäusern durchaus ähnlich, die Luft überall vorzüglich, Ordnung, Ruhe und Sauberkeit tadellos. Das Operationszimmer mit seinen Instrumenten ließ nichts zu wünschen übrig, die Verbände an den Kranken waren vortrefflich angelegt, die Durchführung der antiseptischen Behandlung vollkommen. Der eine Krankensaal des Pavillons aber erschien geradezu als ein Prunkgemach, besonders wegen der reich ausgeführten Betten, die allerdings vom Sultan selbst geschenkt wurden; kein Krankenhaus der Welt dürfte einen ähnlich ausgestatteten Raum besitzen. Abschließend nennt Breitung die ganze Anlage ein „Musterhospital im vollsten Sinne des Wortes“.

* **Karlsruhe.** Der Assistent an der hiesigen Technischen Hochschule, **H. Kriemler**, hat einen Lehrauftrag für technische Mechanik erhalten.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der analytischen Chemie an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Georg **Vortmann**, ist zum ordentlichen Professor dieses Faches an der genannten Hochschule ernannt worden.

* **Genf.** Zum ordentlichen Professor der Mathematik an der hiesigen Universität wurde der Privatdozent **H. Fehr** ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. H. **Meyer**: Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Straßburg, Trübner 1900. — **Elisabeth Gnade**: Bergauf. Gedichte. Dresden u. Leipzig, Reißner 1900. — R. **Telmann**: Was ist Wahrheit? Roman. Ebd. 1900. — **Johanna Niemann**: Die beiden Republiken. Vaterländischer Roman. 2. Aufl. Ebd. 1900. — **Das Thierreich**. Heft 101—120. Neudamm, Neumann 1900. — **Landsberg**: Rechtsfälle. Bonn, Marcus u. Weber 1900. — R. **Minlos**: Der Atheist. Berlin, Dümmler 1901. — **Entscheidungen des Bundesamtes für das Heimathwesen**. Heft 32. Berlin, Vahlen 1900. — **Briefe von C. M. v. Weber an Hinrich Lichtenstein**. Hggb. von E. Rudorff. Braunschweig, Westermann 1900. — *A. Diosy:* The new far east. 3. ed. Cassell and Co. 1900. — H. **Schobert**: Die Brillanten der Herzogin. Roman. Berlin, O. Janke 1900. — **U. Z. v. Manteuffel**: Jane. Eine Herzensgeschichte. 3 Bände. Ebd. 1900. — E. **Biesendahl**: Dichtungen aus Württembergs Vergangenheit. Stuttgart, Glaser u. Lutz 1900. — H. **Sudermann**: Frau Sorge. 50. Aufl. Stuttgart, Cotta 1900. — A. **Ritter A. v. Siegenfeld**: Das Landeswappen der Steiermark. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. 3. Bd.) Graz, „Styria“ 1900. — E. **Schwalbe**: Untersuchungen zur Blutgerinnung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 18. September. Nummer 213.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus der Geschichte der theologischen Fakultät zu Paris.

(Mittheilungen aus den jüngst entdeckten Protokollakten von 1503 bis 1533.)

Von W. Köhler (Gießen).

Zu Beginn des vergangenen Jahres ging durch die wissenschaftlichen Zeitschriften die Notiz, es seien von dem Herzog von Trémoille im Archive seines Hauses die Protokolle der Sitzungen der theologischen Fakultät von Paris aufgefunden und der Bibliothèque nationale überwiesen worden. Die Wichtigkeit des Fundes mußte einleuchten für Jeden, der um den Weltruf der Sorbonne zu Ausgang des Mittelalters nur einigermaßen Bescheid wußte, und der für die Anfänge des Protestantismus in Frankreich Interesse besaß. Der Richterspruch über die Leipziger Disputation 1519 war neben der Erfurter Fakultät den Pariser Theologen anvertraut worden, gefällt wurde das Urtheil 1521, die Luther-Forschung konnte hoffen, über den bisher wenig durchsichtigen Gang der Verhandlungen nunmehr Neues zu erfahren. Ueber ein halbes Jahr mußten die Forscher sich mit der bloßen Nachricht von dem Funde begnügen, seit November vergangenen Jahres liegt die erste Publikation, Auszüge aus den Akten mit ausführlicher Einleitung, aus der Feder Leopold Delisle's vor.[1])

Die neuentdeckten Akten galten schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts als verloren; wie sie in das Trémoille'sche Archiv gelangt sind, ist unbekannt, der Archivbestand der alten Pariser Universität ist allenthalben zerstreut und erst von moderner Hand in einem Monumentalwerke vereinigt worden.[2]) Der erste Theil unsres Manuskriptes (etwa bis zum Jahre 1523) ist Kopie, der Rest ist Originalmanuskript. Um Protokolle im Sinne etwa der amtlichen Protokolle der Reichstagssitzungen handelt es sich nicht, nur die Tagesordnung und der Entscheid der Fakultät wird mitgetheilt, also gerade nicht das Interessanteste, die Debatte. Doch wir müssen zufrieden sein, überhaupt etwas zu besitzen. Die Fakultät hat ursprünglich um die Registrirung ihrer Beschlüsse nicht viel Sorge getragen. Erst im Jahre 1520 wurde dieselbe offiziell; die Fakultät schuf damals das Amt des Syndikus, das von Jahr zu Jahr wechseln sollte,[3]) und wies ihm als erste Pflicht zu, die Führung der beiden Register zu überwachen. Das erste Register enthielt die Fakultätsbeschlüsse, das zweite die Urtheile, welche das Professorenkollegium als Tribunal der Orthodoxie zu fällen hatte. Unser Manuskript ist ein Theil des ersten Registers. Die Fakultät hat dieses für nicht so wichtig gehalten wie das zweite; es ist auf Papier geschrieben, während für die Führung des zweiten Registers eine Sonderordre bestimmte, daß es auf Pergament geschrieben werden und an Kosten nicht gespart werden solle.[4]) Trotz jenes Beschlusses von 1520 ist die Registrirung nicht regelmäßig erfolgt, sie ist unterblieben, mitunter wohl aus Lässigkeit oder aus Gründen der Politik. Die politische Klugheit gebot, nicht Alles der Nachwelt zu überliefern, was man beschlossen hatte, oder häufiger noch — hatte beschließen müssen. Einige Beispiele werden wir noch sehen.

Seit den Tagen der Reformkonzile, da ein d'Ailly und Gerson die Vorkämpfer der Konzilstheorie gewesen waren, haftete der Sorbonne der Ruf einer gewissen Antipäpstlichkeit an. Sie hatte diesem Rufe noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts Ehre gemacht durch einen energischen Protest gegen die maßlos den Papalismus verherrlichenden Beschlüsse des 5. Laterankonzils; es ist bekannt, wie dieser Protest für Luther 1518 das Vorbild wurde zu seiner Appellation an ein Konzil. Es kam hinzu, daß ein kraftvolles Königthum in Frankreich kurialistischen Ansprüchen nachhaltig und mit Erfolg entgegengetreten war und sich namentlich bei der Besetzung der Pfründen Einfluß, in manchen Fällen das Besetzungsrecht selbst, gesichert hatte. Das Konkordat von Bologna von 1516 hatte die Rechte des Königs gegen den Papst abgegrenzt in einem Sinne, daß dadurch der König der thatsächliche Herr der Kirche in seinem Lande war. So wird es begreiflich, wie Frankreich als das gelobte Land der Kirchenfreiheit noch wie vor galt, und wie Luther dem päpstlichen Aussaugesystem gegenüber seinen Deutschen zurufen konnte: „Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen?"

Mit Absicht haben wir von einer Antipäpstlichkeit der Pariser Universität gesprochen und ihr in der Landespolitik einen Hintergrund gegeben. Sie vertrat das Nationalkirchenthum gegenüber papalem Universalismus; nur in diesem Sinne war sie „los von Rom", im übrigen aber die allertreueste Tochter des allerchristlichsten Königs, d. h. sie empfand und urtheilte gut katholisch. Diesen ihren Charakter muß man im Auge behalten, wenn man keinen Widerspruch darin finden will, daß dieselbe Fakultät, welche gegen das Laterankonzil protestirte, über Luther ein Verdikt fällen und Sätze von ihm vornehmlich aus der Schrift „von der babylonischen Gefängnis der Kirchen" inkriminiren konnte. Der Luther von 1520 war nun eben über die Antipäpstlichkeit weit hinaus.

Antipäpstliche Urtheile weist das neu entdeckte Fakultätsregister auch auf. Zu Beginn des Jahres 1518 ist die Fakultät zu S. Maturin versammelt und beräth über den

1) Notice sur un registre des procès-verbaux de la faculté de Théologie de Paris pendant les Années 1505—1533, Paris, C. Klincksieck 1899. M. 4.80.

2) Denifle: Chartularium Universitatis Parisiensis. I—IV.

3) Es geschah das thatsächlich nicht; der erste Syndikus z. B. bekleidete sein Amt bis 1533.

4) Diese Pergamentakten für unsre Zeit befinden sich z. Th. in der Bibliothèque nationale.

Mißbrauch, der mit der Ablaßverkündigung getrieben wurde; das Volk wurde durch das unverschämte Feilen der Ablaßklamanten mehr deschädigt und bedrückt als durch die gewöhnlichen Steuern. Diese Klage ist nichts neues; sie war einer von den Punkten, der dem Wittenberger Mönch die Feder in die Hand gezwungen hatte. Aber die Fakultät geht noch einen Schritt weiter, es sind über die Wirkungskraft des Ablasses Meinungen im Umlauf und werden in päpstlichem Auftrage verkündigt, „an denen viele zweifeln und manche Anstoß nehmen". Vor allem ist's die Frage, ob der Papst die Macht besitze, auf Grund einer bloßen Geldspende ohne Reue und Beichte eine Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel gelangen zu lassen — das bekannte Tetzelverslein: „sobald das Geld im Kasten klingt...." Es ist bekannt, daß und wie Luther daran Anstoß genommen hat. Er hat die Frage zugespitzt auf das Problem der Ausdehnung der Papstgewalt — genau wie die Pariser Fakultät, hier trafen sich Beide. Und merkwürdig! Derselbe Mann, der zu Luther in Augsburg ex plenitudine potestatis redete und dem der Augustinermönch das Revoco nicht leisten wollte, Cajetan, entging nur dank königlicher Intervention — propter honorem regis sagt die Fakultät — einem Verdammungsurtheil durch die Pariser. Sein „Traktat über den Vergleich der Autorität des Papstes und des Konzils", geschrieben gegen die Autorität des Pisaner Konzils, brachte die alten Vorfechter des Konziliarismus in Erregung, ein Pariser Theologe, Jac. Almain, griff zur Feder, der Prozeß zog sich in die Länge, nun (1516) wurde er sistirt.

An einer Stelle scheint es, als sei der Geist des Kanzlers Gerson aus der Glanzzeit der Sorbonne in den Epigonen noch lebendig. Es handelt sich wieder um die Ablaßfrage. Es kommt der Fakultät zu Ohren, daß Ablaß von 18,000 Jahren und darüber ertheilt werde. Die Fakultät protestirt lebhaft gegen dieses „scandalum" — geradeso wie Gerson einst gerade gegen diesen Mißbrauch seine Stimme erhoben hatte, die dann bei Luther freudigsten Wiederhall fand. (Vgl. die Resolutionen zu den 95 Thesen. Weim. Lutherausgabe I, 545.)

Damit sind wir mit den „liberaleren" Kundgebungen der Fakultät zu Ende. Weit reichen sie nicht, sie protestiren nur gegen allzustarke Auswüchse des Papalismus. An der Herrschaftsstellung des Papstes rütteln sie nicht, im Gegentheil, es galt als selbstverständlich („simpliciter concedendum est"), daß der Papst das Haupt der Ecclesia militans sei, wer anders lehre, sei hussitischer Ketzer. Was uns von Fakultätsbeschlüssen noch mitgetheilt wird, gleicht den Erlassen eines Inquisitionstribunals, Maßregelung, Verdammung, hin und wieder auch eine Belobigung wegen bewiesenen Eifers in causa fidei orthodoxae — ähnlich mag's in der Rota zu Rom hergegangen sein. Die Wahrung der Rechtgläubigkeit ist oberste Pflicht der Fakultät: facultas nihil potest nisi de doctrinis fidem tangentibus ferre iudicium, et regere eos qui de suo sunt gremio recte in fide ambulare et moribus. Und sie faßt ihre Pflicht weit auf, sie läßt die Drucker vorfordern, um ihnen das Imprimatur zu ertheilen oder zu verweigern, sie zieht Prädikanten vor ihr Tribunal, wenn sie in ihren Predigten lutheranisirten. Gerade durch diese Vielseitigkeit werden die Fakultätsbeschlüsse für die Anfänge der Reformation in Frankreich — nicht nur in Paris, auch in die Provinzen sendet die Fakultät durch Kommissionen ihre Entscheide — eine vorzügliche Quelle. *Die Pariser Theologenfakultät war das katholische Gewissen Frankreichs.*

Der Geschäftsgang ist ein äußerst schleppender; nahezu sämmtliche Angelegenheiten werden zunächst Kommissionen überwiesen, dann vor das Plenum gebracht, um zumeist nochmals einer Kommissionsberathung unterworfen zu werden. Und wenn dann glücklich Alles unter Dach und Fach gebracht schien, so konnte eine königliche Intervention Alles wieder über den Haufen werfen. Es kann nach einem Einblick in die Akten nicht wundernehmen, daß die Luther'sche Affaire so langsam von den Pariser Theologen erledigt wurde.

Ueber das Verhältniß des Königs zur Fakultät ist noch ein besonderes Wort zu sagen. Es ist das Verhältniß des Despoten zum unterwürfigen Diener. „Facultas vult in omnibus christianissimo regi obedire", damit kennzeichnet die Fakultät sich selbst vortrefflich. Und doch spiegelt sich darin nur in besonders klarer Weise die Gesammtposition der Universitäten gegenüber dem Landesherrn wieder. Trotz zumeist kirchlicher Stiftung trugen die Hochschulen keineswegs kirchlichen Charakter. Die Konzentration der Macht im Willen des Landesherrn bewirkte auch auf diesem Gebiete das summa lex regis voluntas. Feste, die Kompetenzen scharf abgrenzende Statuten gab es nicht, die rechtliche Stellung der Universität schwankte zwischen Autonomie, Abhängigkeit von der Kirche und von dem Landesherrn, aber das letztere Moment machte sich in immer stärkerem Maße geltend. In Frankreich, dem Lande des Absolutismus, war die Entwicklung auf einem Höhepunkte angelangt. Der König kann mit der Fakultät machen, was er will, kaum daß sie einmal einen schüchternen Protest wagt. Wenn er nicht unmittelbar durch Briefe auf die Theologen einwirkt, so läßt er durch Vertrauenspersonen mit ihnen verhandeln, unter denen sein Beichtiger Guillaume Petit eine besondere Rolle spielt. Er scheute sich auch nicht gelegentlich widerspenstige Herren einkerkern zu lassen, — die Fakultät mochte sich dessen schämen, sie überging die Thatsache in ihrem Register mit Stillschweigen. Oder aber er zitirte den größten Heißsporn Noël Beda zu sich und entzog seinen Einfluß dadurch für einige Zeit der Fakultät. Eine Huldigung an den Hof war auch die feierliche Sitzung in Sachen des Buches „Spiegel der sündigen Seele" der Königin Margarethe von Navarra. Man hatte einen Untersuchungsprozeß gegen den Fastenprediger derselben angestrengt und trug sich allem Anschein nach mit der Hoffnung, seine königliche Beschützerin treffen, insbesondere ihr 1531 erschienenes Gedicht, das wegen seines „Luthéranisme" schon viel Staub aufgewirbelt hatte, jetzt (1533) inkriminiren zu können. Ob es thatsächlich zu einem Zensurverbot gekommen ist, bleibt unentschieden. Thatsache ist, daß Franz I. von der Sorbonne Bericht und Rechenschaft forderte, weshalb das Buch seiner Schwester auf den Index gesetzt sei. Darauf große Fakultätssitzung, die Herren Magistri leisten einen Eid, niemals das betreffende Buch verdammt, oder um seine Verdammung gewußt zu haben. Das genügt noch nicht, acht Tage später eine neue Sitzung, Referat eines Bischofs über das königliche Buch, die Fakultät erhebt den Inhalt des geleisteten Eides zum Korporationsbeschluß, und die Herren Theologen setzen, einer nach dem anderen feierlichst eigenhändig zur Approbation ihren Namen darunter. Sic satisfecit regi facultas.

Margarethe von Navarra galt als Freundin und Beschützerin der Humanisten und Reformkatholiken, ihr königlicher Bruder hatte humanistische Neigungen. Die Fakultät war die Hüterin der scholastischen Tradition. Das Nebeneinander von Scholastik und Humanismus, das wohl mitunter zu mehr oder weniger freundschaftlichem Geplänkel geführt hatte, aber nicht zu scharfem Kampf, war gesprengt, seitdem der Wittenberger Mönch, freilich aus ganz anderen Motiven als die Humanisten, kompromißlos der Scholastik die ewige Fehde angesagt hatte. Kein Wunder, daß Franz I. mit seinen Theologen aneinandergerieth, wenn diese über die Zierden des Humanismus zu Gericht zu sitzen sich anmaßten.

Erasmus, Faber Stapulensis, Berquin waren die drei Humanistenfürsten, die auf der einen Seite protegirt, auf der anderen herabgezogen wurden. Der Gang dee Verhandlungen war, weil beständig unterbrochen, ein außerordentlich langsamer. Die Fakultät begann den Untersuchungsprozeß gegen Faber — dessen berühmtes Buch über Maria Magdalena 1521 schon verdammt war — und Berquin im Juni 1523 und führte ihn unbeirrt durch die Vertheidigungsreden Berquins, der persönlich vor der Fakultät erschien, drei Tage hindurch fort, dann griff der König ein und sistirte den Prozeß. Das Parlament sprach Berquin nunmehr frei. Es ließ sich nicht vermeiden, daß die Untersuchung gegen Berquin den Humanismus überhaupt traf, insbesondere seinen theologischen Bahnbrecher Erasmus. Diesen aber plante Franz I. damals nach Paris zu ziehen. Berquin auf der anderen Seite hatte Erasmische Schriften übersetzt. Es kam der Fakultät zu Ohren, daß der König geäußert hatte: „Ich habe gehört, daß die Pariser Theologen Bücher des Erasmus verdammen wollen, den ich an meinen Hof ziehen will; darüber will ich ihnen schreiben.“ Das Gerücht genügte, um die Fakultät einstweilen keine entscheidenden Schritte thun zu lassen. Sie wagte z. B. nicht, wie es der Beichtvater des Königs vorschlug, eine Liste Erasmischer Irrthümer dem König zu überschicken. Sie beschränkte sich darauf, den Druck der französischen Uebersetzungen des Erasmus zu verbieten und Schriften von ihm prüfen zu lassen auf Ketzerei. Endlich versuchte sie mehr. Der Syndikus Natalis Beda plante ein Buch gegen Faber und Erasmus zugleich herauszugeben, das Manuskript war fertiggestellt, der Fakultät vorgelegt und im Mai 1526 approbirt worden. Der Druck begann. Aber kaum waren die ersten Exemplare abgesetzt, als der König eingriff, den Vorrath an Drucken konfisziren und den Vertrieb verbieten ließ bis er ihn wieder gestatten würde. Es wurde der Fakultät überhaupt verboten, ohne ausdrückliche Zustimmung des Parlamentes polemische Schriften zu veröffentlichen. Berquin, den man von neuem hatte verhaften und verurtheilen lassen, wurde auf königlichen Befehl freigelassen. Beda versuchte eine Gegenaktion, er griff auf den einst abgelehnten Plan zurück, in vorsichtigster Form dem Könige und dem Hofstaate ein Pro-memoria über die drei verdächtigen Humanisten zukommen zu lassen. Es half nichts, alle Versuche den König zu beeinflussen, ihn für „den katholischen Glauben“ zu gewinnen, waren vergeblich, Genugthuung erhielt die Fakultät nicht. Im Gegentheil, Anfang Juli 1527 traf ein sehr scharfer Brief des Königs in Paris ein, der insbesondere gegen Beda's Machinationen gegen Erasmus sich wandte. Es kam zu einem heftigen Konflikte zwischen König und Fakultät, Waffengewalt mußte die Sistirung der gegen Erasmus beschlossenen Zensuren erzwingen. Das Fakultätsregister schweigt von dem Allem, es ergeht sich von Juni 1527 an in sehr allgemein gehaltenen Berichten, die erlittene Niederlage wird vertuscht. Aber der Hund, der einen Fußtritt erhalten hat, kläfft noch aus der Ferne, wenn er auch nicht mehr zu beißen wagt: Ein armer Pariser Buchdrucker, der es gewagt hatte, nach Erasmischer Rezension den Ambrosius zu drucken, wurde mit Drohworten der Fakultät so eingeschüchtert, daß er sich der Mitarbeit Guillaume's Petit versichern mußte, der ihm zwei neue Handschriften kollationirte, um einen Neudruck wagen zu können. Oder, sie forderte die Buchdrucker auf — sie „bittet“, heißt es in den Akten, das Dekretiren hat sie verlernt — ein Erasmisches Buch nicht zu verkaufen. — War es die Angst oder das böse Gewissen, welches die Fakultät in ihrem Register in sehr kühl gehaltener Notiz hinweggehen ließ über Berquins Verbrennung im April 1529? Man hatte einen günstigen Moment benutzt, während der König von Paris fern war, Berquin verurtheilen und die Exekution an demselben Tage vollziehen lassen propter multa perversa dogmata illius, quao damnata fuerant, ad petitionem iudicum per facultatem theologie, qui quidem iudices eandem Facultatem absolverunt. Klarer konnte sich die Fakultät kaum als Inquisitionstribunal bezeichnen.

Daß das Hineingreifen Luthers in die humanistische Bewegung den unheilbaren Riß zwischen Humanismus und Scholastik schuf, zeigt sich darin, daß es nie rein humanistische Materien sind, über welche die Fakultät zu Gericht sitzt, sondern stets Verquickungen humanistischer und reformatorischer Interessen und daß man nur zu deutlich Luther als die Wurzel alles Uebels ansah.

Faber hatte das Neue Testament übersetzt nach dee Vulgata und einen Kommentar zu den Evangelien geschrieben, Erasmus das Neue Testament im Urtext mit einer von Luther sehe hoch geschätzten Einleitung von programmatischer Bedeutung herausgegeben, Berquin hatte Luther'sche Schriften eifrig gelesen, und Huttens dialogi, darunter die wirkungsvolle Trias Romana übersetzt — dieses Gebiet, auf dem Humanismus und Reformation sich begegneten, ist das Angriffsobjekt für die Pariser Theologen. Ueber die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Bibelübersetzungen hat die Fakultät im Jahre 1523 lange berathen. Das Endergebniß war der Beschluß: „neue Uebersetzungen der Bibel aus dem Griechischen oder Hebräischen ins Lateinische, wie z. B. die des Erasmus und Faber, sind der Kirche nicht nützlich, sondern verderblich aus vielen gewichtigen von den Professoren vorgebrachten Gründen — welche? erfahren wie nicht — und deßhalb unter keinen Umständen zuzulassen, sondern durch die Organe der Kirche auszurotten. Ebenso sind Uebersetzungen der Bibel aus dem Lateinischen ins Französische zu verbieten, deßgleichen — denn das ist wohl unter der magna carta quorumdam praeceptorum zu verstehen — eine Art Wandkatechismus in französischer Sprache. —“ Damit mußte sich die Fakultät begnügen; an Faber selbst, den die Gunst des Königs schützte und der selbst durch rechtzeitige Flucht späterhin (1525) sich dee Verhaftung entzog, konnte sie nicht herankommen.

Es kann nicht befremden, daß derjenige, in dem sich die Verbindung von Humanismus und Reformation am greifbarsten personifizirte, Melanchthon, dem unerbittlichen Hasse der Fakultät verfällt. Seine Dogmatik, seine Kommentare zum Römerbrief und zu den beiden Korintherbriefen, seine Epistel über die Leipziger Disputation u. a., selbstverständlich auch seine Antwort auf das Dekret der Pariser in der Luther'schen Sache (1521) wurden als „aufrührerisch, schismatisch, gottlos und ketzerisch, da sie die verdammte Luther'sche Lehre nahezu vertheidigen“, feierlichst (1523) verdammt. Nicht besser erging es den Reformationsfreunden Christoph Hegendorf und Otto Brunfels, deren katechetische Schriften Christiana studiosne iuventutis institutio, bezw. de disciplina et institutione puerorum zu Beginn der 30er Jahre in Frankreich bekannt geworden zu sein scheinen. Die Fakultät fällte ihr iudicium doctrinale dahin, daß die Bücher zu unterdrücken seien. Es half nichts, 1541 erschienen sie als Pariser Druck aus der Offizin des Hofdruckers.

Und nun der Urheber alles Uebels, den man schon treffen wollte, wenn man seine Schüler oder humanistischen Freunde traf, Luther? Mit ihm hatte die Fakultät, wie wir wissen, sich unmittelbar beschäftigen müssen, noch ehe ihr die Humanisten verdächtig wurden. Sie wurden es vielmehr erst durch ihn. — Eine gewisse Enttäuschung wird nun allerdings der erfahren, welcher neue Aufschlüsse über den Gang des Prozesses gegen Luther aus den Registerakten zu erhalten hoffte. An diesem Punkte macht sich das

Fehlen der Debatten und die knappe Art der Berichterstattung am empfindlichsten bemerkbar. Allzuviel Neues, das über die Einleitung zu Luthers „Gegen-Urtheil“ im 8. Bande der Weimarer Luther-Ausgabe hinausginge, findet sich nicht. Erst mit dem Jahre 1520 beginnt der Bericht über die Luther'sche Sache; es hat in der That erst die Anfrage Friedrichs des Weisen die Fakultät an ihre Pflicht erinnert. Wann des Kurfürsten Brief in Paris eintraf ist unsicher, wahrscheinlich aber nicht schon im Frühjahr 1520 wie die Weimarer Ausgabe nach Buläus und Du Plessis d'Argentre berichtet; es wäre doch zu unhöflich gewesen, den Brief über ein Vierteljahr liegen zu lassen. Das Datum der Verlesung des Briefes steht nämlich jetzt urkundlich fest: es war der 17. Juli. Jetzt beginnen die Verhandlungen. Nach Vorlesung des Briefes in der Sitzung vom 17. Juli beschloß die Fakultät nunmehr (!) in die Disputationsakten Einsicht zu nehmen (quod libellus disputationum ipsius Leuter (!) videretur per Facultatem), und zwar zunächst in den 4. Theil, in dem von der Buße gehandelt wurde. Die Fakultät ernannte eine Kommission, Jakob Barthelemi und Noël Beda, die vor dem Plenum über die Disputationsakten referiren sollten. Die Erörterung solle dann im Plenum vor sich gehen, nicht in der Kommission. Am 15. September fand dann eine Fakultätssitzung statt, in welcher die Kommission Bericht erstattete, am 15. November eine weitere Sitzung, in der die Fakultät für die bisherige Arbeit der Kommission Dank aussprach und Fortsetzung wünschte. Am 15. April 1521 fand dann die Schlußsitzung in dieser Sache statt: Die Fakultät ließ das Urtheil vorlesen approbirte es einstimmig und beschloß sorgfältigsten Druck. Am 22. April wurden Briefe an den König, den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen, die Ausrottung des Luther'schen Ketzergiftes betreffend, abzusenden beschlossen, am 24. der Text derselben offiziell approbirt und ein Exemplar der determinatio gegen Luther auf Pergament gedruckt an den königlichen Beichtiger übersandt, der es dem Könige überreichen sollte. Der Brief an den Kurfürst von Sachsen solle auch alsbald expedirt werden, der an den Kaiser aber nicht eher als bis man die Meinung des Königs darüber wisse — propter causas certas sagt das Register, d. h. aus Gründen der äußeren Politik, angesichts der Verwicklungen, die eben damals zwischen Franz I. und Karl V. begonnen hatten.

Das ist alles, was das Fakultätsregister über die wichtige Verhandlung gegen Luther berichtet. Gerade über das wesentlichste, wie im einzelnen die Fakultätsmitglieder dachten, wie es kam, daß nicht die Akten der Leipziger Disputation, sondern Sätze aus anderen Schriften Luthers die Grundlage des Verdammungsurtheils bildeten, wer insbesondere die lange nach der Leipziger Disputation erschienene Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft“ in die Akten einschmuggelte (Aleander?), warum und in welcher Form die Fakultät ein Eingehen auf die Primatsfrage, die für Eck und Genossen die wesentliche war, vermied — gerade darüber erfahren wir nichts.

Weiterhin wurde 1523 eine Deputation an den Kanzler entsandt, um die Exekutive zu einer Verbrennung Luther'scher Schriften zu erwirken. Man hoffte damit ein Exempel statuiren und viele heimliche Lutheraner einschüchtern zu können. Ferner wurde Luthers Schrift de abroganda missa privata verdammt, deßgleichen seine Schrift „warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind“. Und endlich hängt es jedenfalls damit zusammen, daß sie für Luther historische Stützen waren, wenn die Fakultät den Druck kirchenhistorischer Werke theils verbot, theils nur mit Schwierigkeiten gestattete. Bernhard v. Clairvaux' Homilie super missus est, eine Hauptquelle für Luther, erlangte z. B. das Imprimatur nicht, Hugo v. S. Victor, Bonaventura nur unter Schwierigkeiten — wir haben hier eine interessante Wirkung der kirchengeschichtlichen Studien und der historischen Auffassung Luthers auf die katholische Welt vor uns. Schriftsteller, die für gut kirchlich galten, ja — Bernhard und Bonaventura — besondere Verehrung genossen, werden verdächtig, weil Luther sie benutzt!

In seinen Wirkungen noch gewichtiger als das Verdikt über Luther war das Urtheil, welches die Fakultät auf Wunsch Heinrichs VIII. von England 1530 zu fällen hatte in dem Ehescheidungsprozeß des Königs mit Katharina von Aragonien.[5]) Sie fällte es in dem Sinne, den der König gewünscht hatte: die Ehe wurde für ungültig erklärt, da der Papst den seinerzeit ertheilten Ehedispens nicht habe ertheilen dürfen nach natürlichem und göttlichem Recht. Das Register berichtet über die denkwürdige Sitzung vom 2. Juli nichts; die Fakultät und wohl auch der König haben es angesichts der Entwicklung, die der Ehescheidungsprozeß nahm, desavouirt. Nur einige Blicke hinter die Coulissen läßt das Register thun, hinein in die diplomatischen Machinationen, welche England unternahm; so werden aus dem Fakultätsarchiv Aktenstücke entwendet und nicht wieder herausgegeben. —

Alles in allem bedeutet der Fund der Fakultätsakten eine höchst dankenswerthe Bereicherung der Kenntnisse von der Entwicklung des Protestantismus in Frankreich und der Haupt-Gegeninstanz gegen denselben, der Pariser Theologenfakultät. Das bisherige Gesammtbild wird zwar nicht verändert, aber bereichert durch eine Fülle kleiner Züge, die zusammengenommen einen großen Werth repräsentiren. Den Kampf zwischen Reformation und Scholastik an bedeutsamster Stelle zu verfolgen, hat großen Reiz, und so ganz Unrecht kann man Luthers Urtheil über die Pariser, wenn es auch nicht historisch gedacht ist, nicht geben: „Sind das nicht Finsternisse, die man greifen mag, so weiß ich nicht, was Finsterniß ist.“ Aber, wohlgemerkt, ein geschichtliches Urtheil ist das nicht.

Vom modernen Roman-Heldenthum.

Von Benno Walden.

Wie eindringlich offenbart die Belletristik und kennzeichnen in ihr wieder die jeweiligen Romanhelden und -heldinnen, den raschen Wandel der Anschauungsformen, der Denk- und Empfindungsweise! Man braucht nur ein paar ältere Bände aus dem Bücherschrank herauszugreifen, um es an sich selbst zu erproben. Gar manch erinnerungsliebes Buch legt man da mit einem Seufzer der Enttäuschung aus der Hand, und Gestalten, die ehedem faszinirend wirkten, lassen uns völlig kalt, ja berühren mitunter als geradezu abgeschmackt. Eine literarische Geschmacksveränderung, die nur theilweise aus den zeitgemäß formalen Modifikationen hervorgeht; sie wurzelt tiefer: in der allgemeinen Verschiebung der Zentren des Interesses und in der allmählichen Umprägung der ästhetischen wie auch der ethischen Begriffe. Nur jene ganz großen Schöpfungen, denen unter dem Zeitausdruck ihrer Gestaltungsform kraftstrotzend der Grundzug des Ewigmenschlichen innewohnt, bleiben davon unberührt, und was ihnen an zeitlicher Sonderart anhaftet, versetzt so intensiv in das Milieu, aus dem sie hervorgegangen, daß den Leser das volle Stimmungsverständniß dafür umfängt. Wie gänzlich entfremdet wir auch der Empfindsamkeitsatmosphäre sind, im „Werther“ um-

5) Cf. darüber Feret in: Revue des questions histor. 1898.

strickt sie noch Jeden zur wärmsten Antheilnahme an der Tragik eines uns koloritfernen Innenlebens. Auch weit zeitentlegeneren Bildern, unserm Gefühl ferneren Gestalten noch, ist solche Suggestionsmacht eigen. Die Königsdramen stellen uns auf den Kampfesboden der beiden Rosen, „Lear" und „Hamlet" wirken heute so erschütternd wie nur je, „Pilgrims progreß" und „Der standhafte Prinz" lassen ein formell weit auseinander klaffendes und streng national wie zeittypisch differenzirtes religiöses Empfinden nachfühlen, und „Oedipus" verkörpert uns schaudererregend die Fatumstragik der antiken Welt.

Wie aber tritt am höheren Mittelgute, das den Besten seinerzeit Genüge gethan, die Erscheinung des Veraltens zutage! Zumeist an Werken, die ihrer Zeit neue Bahnen wiesen, auf denen wir jetzt als auf gewohnten Pfaden wandeln. Wie erheblich haben die „Ritter vom Geiste" die Verbreitung sich neubildender Anschauungsformen gefördert, den Kreislauf der Gedanken mit neuen Elementen belebt, und wie Wenige der jüngeren Generation, die mühsam die einst gierig verschlungenen neun Bände bewältigen, werden auch annähernd nur begreifen, daß sie ehedem als Ereigniß gewirkt. Selbst die Genialität der George Sand bewahrt ihre Werke nicht davor, auch Jene, die an ihren Gedankenimpulsen fortarbeiten, kalt zu lassen, und die fanatischen Vertreter der weitestgehenden Frauenemanzipation können für ihre einst zündenden Heldinnen nicht mehr erwarmen.

Am Romanheldenthum bekundet sich der Wandel der Zeiten am grellsten und ein Ethnologe würde an seinem Studium lohnendes Material finden. Welcher Umschwung im kurzen Zeitengliede eines Jahrhunderts! Wie würden unsre jungen Damen das Ideal ihrer Großelternmütter, den Charles Grandison, den Mustergentleman vom Wirbel bis zur Sohle, als einen Popanz schablonenhafter Korrektheit verlachen, unsre jungen Herren schaudern vor dem Gefühlsüberdrang Delphinens, der lohenden Begeisterung „Corinnens", die ihrer Urgroßväter Herz zu Rührung bewegt, zu Bewunderung entflammt haben, wenn — sie sich zu so antiquirter Bekanntschaft entschließen könnten. Ein Fall, der kaum eintritt, denn das Interesse der jungen Generation ist derart auf die Gegenwart konzentrirt und so lebhaft auf die Zukunft gerichtet, daß sie lieber in Bellamy'schen Phantasien schwelgt, als sich nachblätternd Kunde holt vom Leben, Denken und Empfinden auch nur ihrer nächsten Vorfahren. Selbst die allezeit feststehend typischen Gestalten modeln sich gar rasch um. Wie abgeschmackt dünkt uns die unsterbliche des Don Juan in der Erscheinung des Mr. de Camors, der zur Periode des zweiten Kaiserreiches alle Welt bezauberte. Schon wandeln die Liebeshelden Bourgets einer gleichen Geschmackswende zu. Vollends aber verfallen die Gesellschafts-Löwen der Lächerlichkeit, und Bulwers „Pelham", die Quintessenz des vornehmsten Dandyismus seiner Zeit, berührt nur noch als altfränkisches Gigerl. Nicht minder aber haben sich die auf deutschem Boden erwachsenen Helden und Heldinnen, die einst die Phantasie ihrer Leser beherrschten, völlig abgenützt. Die kreuzbraven, unausgesetzt würdevollen Figuren der guten Pichler, die wilden „Lucinden" und „Florentins", deren Nachfahren die Wallys, und alle die mit sichtlichem Bemühen konstruirten Leidenschaftsmenschen des ehemaligen „Jungen Deutschland".

Der große, durchgreifende Umschwung im Romanheldenthum trat erst ein, als ganz allmählich und unvermerkt das alte Ideal vom „Menschen aus einem Gusse" brüchig geworden war. Die Männer ohne Furcht und Tadel, die in Zartsinn hinschmachtenden Mädchen und von Edelmuth imprägnirten Frauen hatten ihren Zauber eingebüßt und auch die in der Wolle gefärbten Bösewichte riefen nicht mehr den geschätzten Anreiz zum Gruseln hervor. Die Zweiseelen-Theorie gelangte zur Anerkennung, und das Widerspiel der Widersprüche im Individuum interessirte ungleich intensiver als der Kampf zwischen einförmiger Tugend-Personifikation und ebenso einheitlicher Schlechtigkeits-Inkarnation. Die „Problematischen Naturen" feierten ihren triumphalen Einzug in die Literatur.

An Stelle der typischen Gestalten traten die apart individualistischen. Ihre Besonderheit, ziemlich einerlei welcher Beschaffenheit, stempelt sie zur „interessanten Erscheinung", eignet sie somit zum Romanhelden. Eben der Reiz der Besonderheit aber bedingt eine fortwährende Steigerung, denn was vorgestern den Sonderheitseffekt erzielte, wurde gestern schon derart ausgebeutet, daß es heute völlig abgebraucht ist. Die meisten Spielarten des Aparten bietet das Abnorme. Diese Einsicht verhalf den pathologischen Erscheinungen zur Ehre des Roman-Heldenthums. Lombroso's Verkündigung der zwillingsnahen Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn krönte die Theorie, daß der gesunde Mensch von viel zu niedriger Artung, eine viel zu gemeine Erscheinung sei, um das Interesse wecken, fesseln zu können. Nur der Angekrankte ist solch ehrender Aufmerksamkeit würdig, und je länger die Ahnenreihe ist, durch die er seine erbliche Belastung nachweisen kann, um so vornehmer hebt er sich von der platten Allgemeinheit ab. Der Erbfluch — der übrigens schon sehr alten Datums ist, da er von Adam und Eva stammt — ist einer der stärksten Stützpfeiler der pessimistischen Weltanschauung, deren Verbreitung sich der moderne Roman zur Aufgabe setzt. Er stellt den Lebensschiffbruch als die höchste Lebenserfüllung dar. Zufriedenheit ist gleichbedeutend mit dem Brandmal der Inferiorität, Glücksgefühl ein Zeugniß seelischer Verkommenheit, die sich an den gemeinen Lebenswerthen genügen läßt, und zugleich eine freventliche Auflehnung gegen des Weltgesetzes trostlosen Jammer. Gelangten Held und Heldin ehedem in noch verblendeten Zeiten durch innerlich und äußerlich schwer erkämpfte Siege zu ihrer überragenden Stellung, so dient jetzt ihre abgrundtiefe Niederlage zum Maßstab ihrer Größe und ihr Zugrundegehen ist ihr Triumph.

Aber auch zwischen Held und Heldin hat ein Rollenwechsel stattgefunden. Die Initiative fällt meist der letzteren zu, denn die Thatkraft des richtigen Helden von heute ist durch die Intensität seines grübelnden Gedankenlebens lahmgelegt. Nur die ganz großen Denkheroen besitzen zugleich die Lebensfülle, sich, jenseits von Gut und Böse, zur Herrenmoral aufzuschwingen, sich durch das Niedertreten der anderen Menschen als Uebermenschen zu dokumentiren. Die große Helden-Mehrzahl aber schleppt sich im Adelsgefühl untilgbaren Jammers passiv hin, nur von einem unbewußten Bestehen des Willens zum Leben geleitet, einen Stützpunkt zur Verlängerung dieses Qualendaseins suchend. Diesen Stützpunkt aber bietet das „Weib", dessen elementarere Natur nach tiefer im Dasein wurzelt und seiner Negation widerstrebt. Der moderne Held haßt, verachtet es, aber er bedarf seiner. Nicht allein zum Bestehen, auch zum Zugrundegehen. Bei jenen Helden zweiter Klasse beruht ja die raison d'être, in jener Schwäche, die ihn im steten Schwanken zwischen dem Sein und Nichtsein erhält, denn besäße er die Kraft, seine Erkenntniß zur That umzusetzen, so würde er im ersten Kapitel schon zur Selbstvernichtung schreiten. Da muß denn das „Weib" zum Stachel dienen, der ihn zum größten Sprung ins Nichts hinein spornt, wie es andrerseits auch häufig für seine materielle Existenz aufzukommen hat, denn er ist kein Kompromiß-

mensch, der sich neben dem ideellen Kampf um das Vorrecht seines seelischen Ich auch noch mit den Sorgen um seine leibliche Existenz abplagen kann.

Diese reinsten und feinsten Typen des modernen Romanhelden stammen aus der skandinavischen Literatur, haben sich aber, um ihrer schönen Wirksamkeit willen, auch schon in der unsern eingebürgert. Die komplementäre Heldin des Uebermenschen erfaßt seine Größe intuitiv und leistet ihm, ganz abgesehen von ihrer praktischen Nutzbarkeit, sehr werthvolle Dienste als souffre-douleur, an dem er seine Stimmungs-Paroxysmen rücksichtslos und somit individualitätserstarkend ausleben kann. Weiland Griseldis war ein Hätschelkind ihres Herrn und Gebieters im Vergleich zu dieser Heroine der Abnegation, die seelische und auch körperliche Mißhandlungen im erhebenden Bewußtsein des Geniekultus hinnimmt. Und schleudert ein Fußtritt sie fernab auf den Kehricht, wo sie zerschunden, zerschmettert liegen bleibt, so erkennt sie in ihrem Verbrauchtsein ohne Murren, ja bewundernd das Imponirende dieser Ausübung genialen Herrenrechtes an. Der Gewaltige steht eben über dem gemeinen Pflichtenmaße, das kleine Naturen fesselt, und die Vollblüthe des Ichkultus kann nur in dessen Verachtung gedeihen. Da es aber ein Grundzug dieser schlechtesten aller Welten ist, daß die gemeine Artung der kompakten Majorität mit ihren blöden Allgemeinsatzungen der großen, schrankenlosen Eigenart überall hemmend in den Weg tritt, verfällt der gewaltige Ichmensch, sobald er diese Vollblüthe erreicht, entweder der „leuchtenden Umnachtung“ des Geniewahnsinnes, oder es treiben ihn diese Hemmnisse in ekeler Lebensverachtung zum Selbstmorde.

Der Held zweiten Ranges, keine derart höchste Potenz, ist demnach nicht minder dankbar, für gewisse Kreise sogar lohnender zu verwerthen. Noch regen sich gelegentlich Spuren des alten Adam in ihm. Er laborirt häufiger an Lebensvelleitäten, hegt hier und da noch den Kinderglauben an das Märchen vom Glück und ist auch noch von dem veralteten Vorurtheil befangen, seine ungeheure Ueberlegenheit nicht allein durch absolute Negation, sondern auch durch positive Leistungen bekunden zu sollen. Deutsche Künstler und Dichter repräsentiren dieses Kontingent von Romanhelden am besten. Sie stehen stets im Begriffe, eine epochale Kunstthat zu üben, die dazu bestimmt ist, die vermorschte alte Gedankenwelt aus den Angeln zu heben, werden aber stets durch die Mißgunst äußerer Umstände daran gehindert. Sie fühlen die künstlerische Großthat fix und fertig unterhalb der Schwelle des Bewußtseins. Aber — sie kommt über diese Schwelle nicht herauf, denn jede Geringfügigkeit genügt, die Hypersensitiven ihrer schöpferischen Stimmung zu entreißen. Sie kranken zum voraus an Erschöpfung, und erwarten, gleich den verzauberten Prinzen im Märchen, die Erlösung durch einen rothen Frauenmund, der ihre latente Energie wach küssen soll.

Wieder das „Weib“! Aber nicht wie beim Uebermenschen als Spielball, sondern als Stütze und Emotionserreger. Wer erinnert sich nicht aus älteren Romanen des Gleichnisses: „Wie der Epheu an die Eiche, schmiegte sie sich an ihn, rankte sie sich an ihm empor.“ Bei den impressionistischen Helden ist es umgekehrt, da ist sie die Eiche und er der Epheu. An seine „Sie“ geklammert, erwartet er von ihr nicht nur seinen Halt, sondern auch die Macht der Impulse, die das Phänomen unterhalb der Bewußtseinsschwelle in die Erscheinung locken sollen. Erfolgreiche Menschen, Künstler, verachtet er, denn ihre Fähigkeit, sich im nichtigen Lebensgetriebe zurecht zu finden, sich Ansehen zu gewinnen, stempelt sie zum Gattungsgeschöpf, zum Herdenthier.

Anders der Held der noch ungeborenen That, die erst durch eine reiche Skala von Emotionen, wie nur Sinnenaufstachelung sie ihm zu erregen vermag, ins Leben gerufen werden muß. Je stärker aber, ja, je brutaler sich ihm das Weib offenbart, um so gewaltiger faszinirt es ihn, und die „blonde Bestie“ wird ihm zur Göttin, deren Lächeln und Stirnrunzeln fortan das Ebben und Fluthen seines Innenlebens bestimmt. Der „dämonische Zug“ dieser Heldin wird ihm zum Lebenserwecker, rüttelt ihn aus dem dumpfen Sinniren auf, und das Schwanken zwischen wilden Freuden und Verzweiflungsqualen elektrisirt ihn zu episodischer Thatkraft. Eruptiv kommen Bruchstücke des Opus magnum zur Welt. Doch waltet ein Unstern darüber. Hat es früher seinem Schöpfer an spornenden Impulsen gefehlt, so zerknickt ihn jetzt deren Ueberfülle. Das Berauschende des unausgesetzt vehementen Stimmungswechsels stumpft sich ab, setzt sich zu seelischem Katzenjammer um, seine sporadische Produktionskraft bricht gänzlich zusammen. Stößt ihn nun die nervige — und meist etwas große — weiße Hand seiner Heldin endgültig von sich, so entschwebt ihm auch das Ruhmesphantom, das er gierig haschen zu können vermeinte. Auf ihre Schultern tastet er seinen Bankerott, und indem er sie abwechselnd mitleiderflehend anwinselt oder wild verflucht, taumelt auch er dem Wahnsinn oder der Selbstvernichtung zu. Diese imposant grausige Heldin aber entstammt dem uralten Geschlechte der Vampyre, nur daß sie in zeitentsprechend kultureller Verfeinerung nicht das Herzblut ihrer Opfer schlürft, sondern in ihrer Seelenzerrüttung schwelgt. Ein Geniemord ist ihre höchste Triumphwonne.

Das sind die vornehmsten, erfolgreichsten Typen unsres modernen Romanheldenthums. Welche Schlüsse werden Ethnologen der Zukunft, die aus unsrer Belletristik Material zur Beurtheilung unsres ästhetisch-ethischen Habitus schöpfen wollen, daraus ziehen?

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- **Erwin Rohde: Der griechische Roman und seine Vorläufer.** 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1900. — Welche hervorragende Stellung Rohde's vorzügliches Buch innerhalb der griechischen Literaturgeschichtsschreibung einnimmt, ist zu allgemein bekannt, als daß darüber noch ein Wort zu verlieren wäre. Rohde's eigener Wunsch, selbst eine zweite Auflage dieses für ihn so bedeutungsvollen Werkes besorgen zu können, ist leider nicht in Erfüllung gegangen, ein Freund, Fritz Schöll in Heidelberg, hatte die Aufgabe für den erst vor kurzem Dahingeschiedenen zu besorgen; er hat sie in der Weise ausgeführt, daß er die zahlreichen, vom Verfasser in sein Handexemplar eingetragenen Bemerkungen und Zusätze, durch eckige Klammern gekennzeichnet, fast stets wörtlich so, wie er sie fand, abdruckte und als Anhang nach den Vortrag „Ueber griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient“ aus den „Verhandlungen der 30. Philologenversammlung zu Rostock 1875“ mit hinzufügte. Im übrigen ist der Wortlaut der ersten Auflage von 1876, deren Seitenzahlen auch am Rande beigefügt sind, unverändert geblieben, die Ergebnisse jüngerer Forschung sind also nicht — wie billig bei einem derartigen Werke — in die Darstellung hineingearbeitet worden. — Während die eingehende Anzeige der ersten Auflage in dieser Beilage (18. Januar 1877) den Aufbau des ganzen Werkes darlegte und seine Ergebnisse für die griechische Literaturgeschichte klar stellte, seien heute ein paar andere Seiten in aller Kürze hervorgehoben, die Rohde in seiner Vorrede, dort wo er sich an die „unzünftigen Freunde des Alterthums“ unter seinen Lesern wendet, selbst mit Recht

betont hat, nämlich sein ungemeiner Werth für die vergleichende Literaturgeschichte, für Märchen- und Sagenforschung, für Volkskunde und Kulturgeschichte, Vorzüge, die von den Kennern des Buches allerdings auch schon längst gewürdigt worden sind. Schon wer bloß das Register durchsieht, findet unter den Stichwörtern eine Menge von internationalen Sagen- und Erzählungsmotiven, über die zum Theil im Buche selbst höchst bemerkenswerthe und inhaltreiche Exkurse eingeflochten sind, wobei neben der klassischen Literatur namentlich auch die orientalische in ausgedehntem Maße zum Vergleiche herangezogen ist. Der Verfasser hatte aber auch selbst schon darauf hingewiesen, daß sein Register „nicht dem Ideal eines index rerum entspreche, welches ja wohl darin gipfelt, daß er die Lektüre des Buches selbst überflüssig mache“, und so findet man denn in der That im Innern des Buches noch eine ganze Menge von wissenswerthen Einzelheiten und Anmerkungen zu den genannten Gebieten, die man am besten — eigenhändig im Register nachträgt; denn auch in dieser Frage ist der neue Herausgeber dem Standpunkte des Verfassers treu geblieben und hat einige, aber längst nicht alle möglichen Ergänzungen vorgenommen.

* **Zur Polar-Expedition des Herzogs der Abruzzen** wird in der „Nat.-Ztg.“ eine kritische Betrachtung eines Fachmannes veröffentlicht, die in vieler Hinsicht, und besonders gegenüber den überschwänglichen italienischen Berichten, Beachtung verdient: Die Unternehmung des Prinzen Ludwig von Savoyen, so heißt es in derselben, ist insofern nicht von Erfolg begleitet gewesen, als es ihm ebensowenig wie seinen Vorgängern Jackson und Wellman gelungen ist, über Franz Joseph-Land den Nordpol zu erreichen, und die Ansicht, daß neben Spitzbergen auch jener Archipel als Ausgangspunkt für solche Versuche nicht geeignet ist, hat damit eine neue Rechtfertigung erfahren. Daß es unmöglich ist, hier zu Schiff sehr hohe Breiten zu gewinnen, weiß man natürlich längst; aber auch für Schlittenreisen sind die Bedingungen nicht günstig. Die Ergebnisse Payers von 1874 ließen einen Schluß darauf, wie weit sich das Franz Joseph-Land nach Norden erstrecke, nicht zu; aber Jacksons und Nansens Forschungen gestatteten kaum noch einen Zweifel daran, daß der Archipel über den 82. Breitengrad nicht wesentlich hinausreicht. Jackson fand, daß im Westen des Austria-Sundes, der die Inseln des Franz Joseph-Landes in zwei Gruppen theilt, schon unter 81° 30′ alles Land aufhört, und der britische Forscher gab daher die „Polreise“ auf und beschränkte sich auf die genauere Aufnahme des weit von Westen nach Osten ausgedehnten Archipels selbst. Ferner hatte Nansen 1895 auch im Nordosten des Austria-Sundes nur einige kleine Inseln entdeckt, sonst aber weit und breit kein Land gefunden. Allein die Insel Kronprinz Rudolf-Land, an der Payer bis zur Breite von 82 Gr. 5′ gekommen war, schob sich etwas weiter nach Norden vor, als der ganze übrige Archipel. Der Korvettenkapitän Cagni von des Herzogs Expedition fand das bestätigt: es wurde bis weit über den 86. Breitegrad kein Land mehr gesehen, und damit mangelte ihm schon die wesentlichste Vorbedingung des Erfolges auf dem Wege zum Pol. Schlittenreisen aber über inselfreies eisbedecktes Meer sind, wie man aus langer Erfahrung weiß, wenig aussichtsreich. Markham von der britischen Expedition unter Nares kam 1876 auf der Smith-Sund-Route über das zusammengeschobene Eis des offenen Meeres nur unter unsäglichen Mühen ein paar Minuten über das Land hinaus; Parry fuhr 1827 nördlich von Spitzbergen über das Eis schnell nach Norden, und fand zu seiner großen Enttäuschung, daß er nicht viel vorwärts kam, weil unter ihm das Eis unaufhörlich nach Süden trieb; auch Nansen hatte nach dem Verlassen der „Fram“ mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen. Unter diesen Umständen bleibt es eine allerdings bewundernswerthe reisetechnische Leistung, daß Cagni auf einer Schlittenreise von 3½ Monaten bis zur Breite von 86° 33′, also nördlicher als Nansen im selben Gebiet gelangen konnte. Das Franz Joseph-Land eignet sich also zu einem aussichtsreichen Vorstoß auf den Pol nicht, und man begreift kaum nicht, wie sowohl Wellman, der dort auch frühzeitig umkehren mußte, als jetzt der Herzog an der entgegengesetzten Meinung festhalten können: Letzterer stellt nämlich einen neuen Versuch in Aussicht und Wellman hatte das für dieses Jahr auch gethan, ihn allerdings doch unterlassen. — Ueber die wissenschaftlichen Beobachtungen während der Ueberwinterung an der Küste des Kronprinz Rudolf-Landes wird man natürlich erst dann ein Urtheil abgeben können, wenn sie in ausführlicher Form vorliegen; sie werden als befriedigend bezeichnet. Soviel aber scheint schon jetzt festzustehen, daß die Expedition des Herzogs in dem Streben nach dem einen großen Ziel, dem Nordpol, sich die Lösung einer schönen und dankbaren geographischen Aufgabe hat entgehen lassen. Die Kartographie des nördlichen und nordöstlichen Theiles von Franz Joseph-Land liegt noch sehr im argen. Wellman hat 1898/99 unsre Kenntniß vom Osten des Archipels in dankenswerther Weise erheblich erweitert, Jackson hat eine reichhaltige Karte der übrigen Theile jenes Polarlandes veröffentlicht, und Nansen hat eine andere Karte heimgebracht, die sich weder mit der Jacksons noch mit der Payers recht in Einklang bringen läßt. Die Darstellung des mittleren und nordöstlichen Franz Joseph-Landes schwebt also noch in der Luft. Hierum hätte sich die italienische Expedition mit leichter Mühe ein Verdienst erwerben können; denn sie überwinterte an einer für solche Untersuchungen sehr günstigen Stelle. Und dieses Verdienst wäre auch in rein entdeckungsgeographischem Sinne mindestens ebenso groß gewesen, wie der Vorstoß über Nansens „höchsten Norden“ hinaus. Aber immerhin kann man den braven Italienern Anerkennung nicht versagen.

w. **Die botanischen Ergebnisse von Cooks erster Südsee-Reise.** Im Jahre 1768 sandte die Royal Society von London das Schiff „Endeavour“ zur Beobachtung des Venus-Durchgangs nach Tahiti aus. Das Schiff ward von Cook befehligt, der auf gute Empfehlungen hin zu diesem Posten auserwählt war und nun seinen Ruhm begründete. Außer Astronomen waren noch zwei Botaniker an Bord, Sir Joseph **Banks** und Dr. Daniel **Solander**. Der Letztere, ein Schwede und ein Schüler von Linné, war frühzeitig nach England übergesiedelt und that dort viel zur Verbreitung des neuen Linné'schen Pflanzensystems. Man kehrte mit reichen Sammlungen bis dahin unbekannter Pflanzen der Südsee-Flora heim, Sammlungen, die später unter dem Namen Bankaian Herbarium aufbewahrt wurden. Bald nach der Rückkehr ließ man durch geschickte Zeichner die mitgebrachten Pflanzen genau abzeichnen. Das Britische Museum, das jetzt im Besitz dieser Zeichnungen ist, erachtete sie für wichtig genug, um sie in genauer Wiedergabe zu veröffentlichen. Vor kurzem ist der erste Band dieses Werkes erschienen unter dem Titel: Illustrations of the botany of Captain Cook's Voyage round the world in H. M. S. Endeavour in 1768—1771, by Sir Joseph Banks and Dr. Daniel Solander, Part I, Australian Plants, London 1900. Es sind 101 Großfoliobläiter, von lateinischen Erklärungen des James Britten, des ältesten Botanikers des Britischen Museums, begleitet. Die nächsten Bände sollen die Pflanzen von Neu-Seeland und von den einzelnen Inselgruppen bringen. Die Pracht und Sorgfalt, womit der vorliegende erste Band ausgestattet ist, legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, mit welchem Eifer man jetzt in England die Erinnerungen an den großen Seefahrer pflegt.

* **Aachen.** Der 72. **Deutsche Naturforscher- und Aerztetag** ist am 16. Sept. in hiesiger Stadt eröffnet worden, und zwar wurden die Verhandlungen bereits an diesem Sonntag eingeleitet durch die 1. **Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulpflege** unter dem Vorsitz des Prof. **Griesbach** (Basel). Die Zwecke und Ziele dieses Vereins setzte der Vorsitzende in einer längeren Ansprache auseinander. Er betonte vor allem, daß die Schule nicht nur dazu da sei, die geistige Ausbildung der Schüler zu fördern, sondern auch die Pflicht habe, den Schüler gesund zu erhalten und bei seiner Ausbildung nicht die Anforderungen der Hygiene außer acht zu lassen. Es sei ein großer Irrthum, was den antiken Menschen immer noch als Vorbild hinzustellen, während es auf der anderen Seite ein Fehler sei, die nationale Seite so wenig zu berücksichtigen in einer Zeit, da wir als Deutsche etwas gelten und gerade auf dem Gebiet der Schule vorbildlich sein wollten. Es sei auch unphysiologisch und unhygienisch, den Schüler vollständig gegen die Außenwelt abzusperren und mit abstrakten

Wissenschaften vollzupfropfen. Das trage dazu bei, den Schüler immer nervöser und der Natur abgewandter zu machen. Weiter müsse die Verminderung und Vereinfachung der Unterrichtszeit angestrebt werden. In einer ganzen Reihe höherer Lehranstalten, so vor allem an den badischen Gymnasien, sei festgestellt worden, daß nur ein Drittel der Schüler das Schulziel erreichte. In sämmtlichen preußischen Lehranstalten bestanden nur ein Fünftel der Schüler, während vier Fünftel vor der Zeit ausschieden, davon 40 Proz. ohne Berechtigungsschein. Die Zahlen zeigten deutlich, daß etwas faul im Schulstaate sei. Wenn solchen Dingen gegenüber der Einwurf gemacht werde, daß das am Material liege, so entgegne er mit der Frage, ob die Schüler für die Schule oder ob nicht die Schule für die Schüler da sei. Ein wichtiges Kapitel sei ferner die Berechtigungsfrage, das Examenwesen und die Abschlußprüfung in Untersekunda. Letztere sei um deßwillen höchst unpädagogisch und unhygienisch, weil sie gerade in die Pubertätszeit falle. Man habe sich deßhalb auch fast allgemein, sogar auf Direktorenkonferenzen, gegen diese Prüfung ausgesprochen. Es sei geradezu ein Hohn, daß man sie trotzdem noch immer beibehalte. Die Unterrichtsverwaltung übe mit dem Festhalten an dieser Prüfung einen höchst ungünstigen Einfluß auf das Schülermaterial aus. Der Verein müsse daher in erster Linie in dieser Frage alle Hebel zu einer Reform einsetzen. (Beifall.) Nicht in Jahr und Tag, sondern sofort müsse mit der Abschlußprüfung aufgeräumt werden. (Lebhafter Beifall.) Weiter müsse auf der früheren Bekanntgabe des Erlasses der mündlichen Prüfung gedrungen werden. Heute sei die beliebte Form, die Bekanntmachung erst am Tage der mündlichen Prüfung zu erlassen, ein Danaergeschenk für den Schüler. Für die Unterrichtszeit sei zu verlangen, daß der Vormittag der Arbeit, der Nachmittag der Erholung gehören müsse. Die als Zwangsarbeiten geltenden häuslichen Aufgaben sollten herabgesetzt, die Arbeit nach dem Nachtessen überhaupt abgeschafft werden. Die Turn- und Jugendspiele sind nach der Ansicht des Redners nur ersprießlich, wenn sie gesondert betrieben werden, die Einschaltung derselben in die Unterrichtsstunden seien trotz der gegentheiligen Behauptung der Herren von der Zentralturnanstalt unzweckmäßig und schädlich. Schließlich müsse die Anstellung von Schulärzten vom Verein verlangt werden, und mit dieser Frage werde der Verein sich auch auf die Volksschule ausdehnen und in ihre Kreise Eingang finden, eine Frage, die zugleich eine Frage der Volksthümlichkeit der Vereinsbestrebungen sei. Vor allem empfehle er, an die Stadtgemeinden und das Publikum mit seinen Ideen heranzutreten und im Verein mit diesen Faktoren durch Massenpetitionen rc. seine Ziele zu erreichen suchen. Hauptforderungen seien zunächst: Beseitigung der Abschlußprüfung, Aufstellung einer Statistik über den Gesundheitszustand der Lehrer und Schüler, Vorschriften für die Erleichterung der Abiturientenprüfung und Beseitigung des Einseitigen und Gesundheitsschädlichen im Berechtigungswesen. — Der Verein wählte darauf seinen Vorstand und trat in die Berathung der Statuten ein, deren wesentliche Paragraphen folgendes als Ziel des Vereins aufstellen: 1. Die Verbreitung der Lehren der Hygiene in den Schulen des Deutschen Reiches. 2. Die Verhütung der durch die Schule verursachten gesundheitsschädigenden Einflüsse auf Lehrer und Schüler. In Bezug auf Punkt 1 soll angestrebt werden, daß in den Schulen ein elementarer Unterricht in der Hygiene eingeführt wird, daß die Direktoren und Lehrer hygienisch ausgebildet werden, und daß die Schulhygiene obligatorisches Prüfungsfach im Examen pro facult. doc. wird. Zu Punkt 2 soll erstrebt werden, daß a) allerorts Schulärzte angestellt werden, b) die von den Lehrern zu ertheilenden Unterrichtsstunden auf 18 bis 20 normirt werden, c) das Ansehen der Lehrer in Bezug auf staatliche und soziale Stellung gefördert werde, d) akademisch gebildete Lehrer mehr als bisher in leitende Stellen der Unterrichtsverwaltung berufen werden, e) die Unterrichtsziele nicht zu weit gesteckt werden, f) das ungleiche Berechtigungswesen aufgehoben wird, g) die Maximalzahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden für die Schüler 24 in der Woche nicht übersteigt, h) die Schülerzahl einer Klasse die festgesetzte Norm nicht überschreiten darf, i) die Unterrichtsmethode den Forderungen der Hygiene und den Gesetzen der Physiologie Rechnung trägt, k) nach je zwei Unterrichtsstunden eine Pause von 15 Minuten, im übrigen nach jeder Stunde eine Pause von 10 Minuten eintritt, l) alle Uebergangs- und Versetzungsprüfungen, insbesondere die Abschlußprüfung wegfallen, m) das Abiturientenexamen nicht unnöthig erschwert wird, n) die Ferien und der Anfang des Schuljahres in zweckmäßiger Weise festgelegt werden, o) der wissenschaftliche Nachmittagsunterricht beseitigt wird, p) gymnastische Uebungen nicht zwischen wissenschaftlichen Lehrstunden liegen und nicht in Sport ausarten, q) die Vorschulklassen abgeschafft werden und r) an die Baulichkeit, Beleuchtung, Ventilation, Heizung und Reinlichkeit sämmtlicher Räumlichkeiten der Schulgebäude die allerhöchsten Anforderungen gestellt und diese mit peinlichster Sorgfalt zur Ausführung gebracht werden. Nachdem man Wiesbaden zum nächstjährigen Tagungsort gewählt hatte, nahm die Versammlung noch drei Vorträge entgegen. Dr. med. Gerhardi (Lüdenscheid) sprach über Psychologie in Bezug auf Pädagogik und Schulhygiene, Dr. med. Kormann (Leipzig) über Samaritereinrichtungen im Dienste der Schule und der Kinderarzt Dr. Schmid-Monnard (Halle a. S.) über die Ursachen der Minderbegabung von Schulkindern. Dem Vortrag des Dr. Kormann war zu entnehmen, daß die Errichtung besonderer Samariterkurse für Lehrer sehr angebracht erscheine, daß sich dagegen die Aufnahme der Samariterlehre in den Schulplan nicht empfehle. Dagegen wünschte der Redner, daß man Studenten und Fortbildungsschülern Gelegenheit gebe, sich mit diesen Dingen vertraut zu machen. In jeder Schule müsse ferner ein Samariterkasten angebracht sein, den ein Arzt einrichten müsse, und weiter müßte bei Ausflügen der Schüler ein ähnlicher Kasten mitgeführt werden. Schließlich verlangte der Redner die Schaffung einer Statistik über Unglücksfälle, Verletzungen rc. in den Schulen. Dr. Schmid-Monnard befürwortete in seinen Ausführungen die Errichtung von Hülfsschulen für minder begabte Schüler. Eine solche habe sich z. B. in Halle sehr bewährt. Die Lehrer sollten Veranlassung nehmen, minder begabte Schüler ärztlich untersuchen zu lassen; es habe sich wiederholt herausgestellt, daß leichte Erkrankungen vorlagen, nach deren Beseitigung die Kinder gute Schüler wurden.

* **Straßburg.** Nach schwerem, unheilbarem Leiden ist am 14. September hier der außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde an der Kaiser Wilhelm-Universität Dr. Abraham Kuhn im Alter von 62 Jahren gestorben. Er war am 28. Januar 1838 in Bissersheim in der Rheinpfalz geboren, hatte in München und Würzburg studirt und war 1873 als Privatdozent in den Lehrkörper der Straßburger Universität eingetreten. Im Jahre 1881 wurde er daselbst zum Direktor der Poliklinik für Ohrenkrankheiten ernannt und zum außerordentlichen Professor befördert. Als geschickter Operateur genoß er in weitesten Kreisen großes Ansehen; wissenschaftlich hat er sich durch seine Arbeiten über die vergleichende Anatomie des inneren Ohres einen Namen gemacht.

* **Wien.** Als Privatdozenten sind bestätigt worden: Dr. Eugen Herzog für romanische Philologie an der Universität in Wien, Dr. Hermann Schlaffer für Chirurgie an der deutschen Universität in Prag, Dr. Ladislaus Heinrich für experimentelle Psychologie und Methodologie der Naturwissenschaften, Dr. Mstislaw Wartenberg für Philosophie, Dr. Fritz Kopera für Kulturgeschichte Polens und Ost-Europa's und Dr. Leo Marchlewski für allgemeine Chemie an der philosophischen Fakultät der Universität in Krakau, Dr. Adam Gerstmann für Pastoral-Theologie an der theologischen Fakultät der Universität in Lemberg und Dr. Martin Ernst für Astronomie an der Universität in Lemberg.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

J. C. Platter: Bozen-Gries; Dr. Gsell-Fels: Venedig. (Bruckmanns illustrirte Reiseführer 1 und 2—5.) München, A. Bruckmann 1901. — P. Sergejenko: Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. (Deutsch von Heinrich Stümcke.) Leipzig, Georg Wigand. — Pierre Louys: Die Lieder der Bilitis (deutsch von Franz Wagenhofen); Die Abenteuer des Königs Pausol; Idyllen. (Deutsch von Armin Schwarz.) Budapest, G. Grimm 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 19. September. **Nummer 214.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Kongreß von Chatillon.

I.

H. Nachdem August Fournier, der Verfasser einer in ihrer Art mustergültigen Lebensbeschreibung Napoleons I., mehr denn ein Jahrzehnt durch parlamentarische Thätigkeit gänzlich in Anspruch genommen war, veröffentlicht er wieder eine geschichtliche Studie,[1]) deren Stoff ihm durch die Vorarbeiten zu einer zweiten Ausgabe jener Biographie näher gebracht worden war.

Das Jahr 1814 war nicht bloß für die Geschicke des großen Kaisers, sondern für die Geschichte der gesammten Kulturwelt von entscheidender Bedeutung. „In dem Prozeß der Abwandlung der beiden großen Systeme: der universalen Ausdehnung einer Vormacht, die auf dem Boden der Revolution erwuchs, und der nationalen Einschränkung der Staaten auf dem Grundsatze des Gleichgewichts der Kräfte, brachte der Feldzug in Frankreich die letzte entscheidende Krisis.“ Deßhalb wandte sich die Forschung immer mit Vorliebe der politischen Seite dieses Prozesses zu. Solange Deutschland noch im Zeichen des Dualismus stand und durch den Gegensatz der beiden Vormächte in zwei feindliche Lager getheilt war, fehlte es an der nöthigen Unbefangenheit in Abwägung von Verdienst und Schuld der sogenannten Verbündeten von 1814. Seit sich die Verhältnisse im Sinne eines erfreulichen Einvernehmens der beiden Mächte änderten, wurden manche Einzelheiten aus der Geschichte des Zusammensturzes der Napoleonischen Macht durch gründlichere Untersuchung und objektivere Darstellung festgestellt; es fehlte jedoch an einer zusammenfassenden Geschichte der Politik während des Krieges von 1814, deren Brennpunkt der Kongreß von Chatillon bildet. Um diese Lücke auszufüllen, wurde von Fournier nicht nur das schon bekannte Material in erschöpfender Weise ausgebeutet, sondern auch aus öffentlichen und Privatarchiven manche neue werthvolle Quelle erschlossen. Insbesondere die Korrespondenz Metternichs mit seinem Stellvertreter im Auswärtigen Amt zu Wien, Staatsrath Hudelist, mit Graf Philipp Stadion und den fremden Diplomaten, ferner die Berichte und das Tagebuch des Legationsrathes Floret über die Vorgänge in Chatillon, auch das „leider noch nicht veröffentlichte“ Tagebuch Hardenbergs boten ungehobene Schätze. Die Briefe Metternichs an Gentz aus den kritischen Tagen ließen sich nicht auffinden. „Und wo mögen wohl“ — vielleicht verhilft eine Wiederholung der von Fournier gestellten Fragen in diesen Blättern zu einer Beantwortung — „die fortlaufenden Berichte zu finden sein, die Wilhelm v. Humboldt aus Chatillon an den türkischen Gesandten Mavrojeni in Wien gerichtet hat? Wohin gerieth jenes Tagebuch des Grafen Ernst Hardenberg, des hannöver'schen Gesandten in Wien, der sich während des Winterfeldzugs im Großen Hauptquartier befand und seine Notizen Gentz anvertraute?“

Die kritische Verwerthung der Quellen läßt selbstverständlich nichts zu wünschen übrig; auch steht der Verfasser seinem Stoff durchaus unbefangen und unparteiisch gegenüber.

An die Spitze der Darstellung setzt Fournier den Bericht über eine höchst merkwürdige Unterredung, die Napoleon auf seiner Flucht von Leipzig im November 1813 in Frankfurt a. M. mit seinem Wirth, dem reichen Simon Moriz Bethmann, hatte; Metternich erzählt die Episode dem Staatsrath Hudelist. Der Kaiser sprach sich mit überraschendem Freimuth über seine gescheiterten Hoffnungen und seine Zukunftspläne aus. Vom Rheinbund erklärte er nichts mehr wissen zu wollen; „es war im Grunde doch nur ein schlechter politischer Kalkül, ihn ins Leben zu rufen!“ Auch die Kontinentalsperre sei für ihn ein überwundener Standpunkt, ja, es sei ihm jetzt unbegreiflich, daß er auf diese Chimäre so viel gehalten habe. „Sie müssen aber nicht etwa meinen, daß darunter meine Finanzen leiden werden. Ich besitze drei Milliarden. Sie kennen den Keller, wo ich meinen Privatschatz verwahre, mehr als 80 Millionen in Baarem. Nicht wahr, Herzog von Bassano?“ Maret verbeugte sich tief. „Ich habe eine Million Soldaten. Frankreich würde es nicht dulden, daß ich einen schlechten Frieden schließe. Nur mit Mäßigung seitens der Mächte wird man dazu gelangen, sonst nicht!“

Gewiß mit Recht wird von Fournier angenommen, daß den so wunderlich aus Geflunker und Resignation gemischten Worten eine schlaue Berechnung zugrunde lag. Es war zu erwarten, daß in Bethmanns gastlichem Hause bald der eine oder andere von den Monarchen und Ministern der Verbündeten einkehren und von Napoleons Erklärungen Kenntniß erhalten werde, und es war dem Kaiser daran gelegen, seine Gegner wissen zu lassen, daß er, falls man ihm gemäßigte Bedingungen einräumen würde, zum Frieden bereit wäre.

Was verstand aber Napoleon unter „gemäßigten“ Bedingungen? War nach Talleyrands treffendem Wort zu hoffen, daß der Kaiser der Franzosen sich damit begnügen werde, König von Frankreich zu sein?

Es war mindestens zweifelhaft. Gewiß, Napoleon war nicht die „Eroberungsbestie“, wie ihn Lanfrey und Andere geschildert haben, aber auch Roloff geht zu weit, wenn er behauptet, daß Napoleon nur aus höheren,

[1]) Der Kongreß von Chatillon. Die Politik im Kriege von 1814. Von August Fournier. Wien und Prag. G. Freytag u. F. Tempsky, 1900.

lauteren Rücksichten auf Frankreichs Wohl Kriege geführt und Eroberungen gemacht habe. Daß der durch sein Schlachtenglück verwöhnte Kaiser in unbändigem Stolz auch billigen Friedensbedingungen unzugänglich war, hatte sein Verhalten während des Prager Kongresses bewiesen. Würde er jetzt, durch die wachsende Bedrängniß ernüchtert, seine Ansprüche herabstimmen? würde er, wie die Verbündeten verlangten, zur Einschränkung Frankreichs in seine „natürlichen" Grenzen, Rhein, Alpen und Pyrenäen, seine Zustimmung geben?

Im Lager der Verbündeten überwog die Geneigtheit, dem genugsam gedemüthigten Gegner einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Untee den leilenden Persänlichkeiten des großen Hauptquartiers waren Zar Alexander und Metternich die eigenllichen Protagonisten, in denen die beiden wirksamsten Kräfte der alliirten Mächte verkörpert waren. Der österreichische Minister, „ein reichbegabter, in den Künsten einer gewundenen Paiitik, wie sie das Gedränge der letzten 20 Jahre den europäischen Mittelmächlen oft genug nahegelegt hatte, erfahrener Diplomat, voll Eifer und Fleiß, mit Talent und Neigung zur Intrigue, ohne ausgebreitete, namentlich historische Kenntnisse und ohne höheren Flug der Ideen, aber ein Virtuose des Moments". Zar Alexander eine komplizirte Natur, „deren Wesen höchst merkwürdig zwischen hochsinnigem Idealismus und pfiffiger Eigensucht, zwischen Thatendurst und Kleinmuth schwankte". An geistiger Gelenkigkeit überragte Metternich auch den preußischen Kanzler Hardenberg, der aber mit großem Geschick die Mittlerrolle zwischen den drängenden Stürmern in dee schiesischen Armee und den kleinmüthigen Rathgebern in der nächsten Umgebung Friedrich Wilhelms III. festhielt. Auch Feldmarschall Fürst Schwarzenberg „war im ganzen mehr eine Diplomatennatur und hatte wenig von dem wagenden Temparament des Soldaten". Der Oberfeldherr hätte von vornherein raschen Friedensschluß lieber gehabt, als frählichen Krieg; die Fortsetzung des Kampfes auf französischem Boden dünkte ihm eine Unklugheit. Metternich theilte zwar diese Ansichl nichl; er war nicht ein grundsätzlicher Gegner der Invasion, aber er stellte, um im französischen Volke Stimmung gegen die zum Krieg drängende Regierung zu machen, augenfällig seine Friedensliebe zur Schau. Am entschiedensten drangen Blücher und Gneisenau darauf, daß so rasch wie möglich der Rhein überschritten und ins Herz von Frankreich vorgedrungen werde. Allein dieser Kriegseifer wurde weder von dem immer bedächtigen Kaiser Franz, noch von Friedrich Wilhelm getheilt; den Uebergang über den Rhein nannte Letzterer ein „aberwitziges Unternehmen", denn „was am linken Ufer des Rheins wohnt, geht die Verbündeten nichts an".

Wenn trotzdem die militärischen Unternehmungen ununterbrochenen Fortgang hatten, so war dies, wie Fournier nachweist, das Werk Metternichs. Ihm war zwar ebenso die nationale Erregung, wie die persönliche Erbitterung der preußischen Heerführer fremd, doch er war des festen Glaubens, daß Napoleon nichts von Frieden hören wolle und für den Frieden nicht eher zu haben sein werde, als bis man ihn mit den Waffen dazu zwingen würde.

Da wurde ihm eine Ueberraschung zu theil: am 6. Januar bat Caulaincourt, Herzog von Vicenza, um Pässe, um sich im Auftrag seines Gebieters zur Einleitung von Friedensverhandlungen ins Hauptquartier zu begeben.

Napoleon war zu diesem Schritte durch die Macht der öffentlichen Meinung in Frankreich gezwungen worden. Die große Mehrheit der Nation verlangte nach Frieden. Nicht als ob die Furchl vor dem anrückenden Feinde die Gemüther beängstigt hätte, denn man hatte über die Uneinigkeit und Schwerfälligkeit der Verbündeten genugsam beruhigende Erfahrungen gesammelt, doch aus den von Metternich klug redigirten Proklamationen hatten die Franzosen ersehen, daß der Frieden gar nicht theuer zu haben sein werde. Im gesetzgebenden Körper wurde offen erklärt: „Man will uns ja gar nicht erniedrigen, man will uns nur auf unsre Grenzen beschränken und den Flug einer ehrgeizigen Thätigkeit hemmen, die seit zwanzig Jahren allen Völkern Europa's verderblich geworden ist." Auch andere Gründe machten Napoleon gefügiger. Der Schatz, mit dem er vor dem Frankfurter Bankier geprahlt hatte, war ein Luftschloß. Die Steuern liefen spärlich ein; der Kurs der Staatspapiere war in rapidem Niedergang begriffen, ein sprechender Beweis, daß das Vertrauen auf das bestehende Regiment geschwunden war; die Stimmungsberichte der Präfekten lauteten kraftlas; sagar die lange Zeit verpönte und heiß begehrte, jetzt aber freigegebene Marseillaise übte keine Wirkung. So trübe Wahrnehmungen mußten den Kaiser nachdenklich machen: aus diesen Erwägungen erklärt sich die Sendung Caulaincourts.

Andrerseits gab es mancherlei, was den Leiter der österreichischen Palitik zu vorsichtiger Zurückhaltung und zu friedlichem Einlenken gegenüber Napoleon geneigt machte. Vor allem mußte die feste Verbrüderung Preußens und Rußlands Mißtrauen wachrufen. Es war ihm auch nicht unbekannt, daß Zar Alexander den Sturz Napoleons insbesondere deßhalb anstrebte, weil zutage lag, daß ein starker Napoleon niemals die Durchführung der polnischen Pläne des Zaren zulassen würde; von Preußen war ja kein Einspruch zu besorgen, da es selbst mit Rußlands Hülfe die Einverleibung Sachsens durchzusetzen hoffte. Eine maßlose Ausdehnung des Zarenreiches in Palen, eine gefährliche Verstärkung Preußens durch deutsches Gebiet — das war eine trostlose Aussicht für Oesterreich! Da galt es nicht bloß alles zu versuchen, um die Verbrüderung der nordischen Reiche zu lockern, sondern auch den noch immer Mächtigsten und Gefürchtetsten nicht weiter durch kriegerisches Gebahren zu reizen. Schon am 8. Januar erhielt Schwarzenberg einen Wink, nur „vorsichtig" vorzugehen, und einige Tage später, als er eben im Begriffe stand, Langres einzunehmen, den Befehl, bis auf weitere, von der politischen Situation abhängige Weisungen den Varmarsch überhaupt einzustellen. Dies brauchte dem kaiserlichen Fabius Cunetator, der immer über schlechtes Wetter, schlüpfrigen Boden und andere Hindernisse zu klagen hatte und das Schwert des Damokles über seinem Haupte sah, nichl zweimal gesagt zu werden. „Dieser Mann, voll Ueberlegung, aber ohne Wagemuth und Selbstvertrauen, hiell seine Aufgabe zunächst für erfüllt; er hatte die Armee in Feindesland in eine gute Position gebracht; er gedachte fürs erste nicht weiter zu gehen; nun sollten die Diplomaten ihre Schuldigkeit thun."

Der Vertreter des englischen Kabinets, Lord Castlereagh, stimmte mit Metternich darin überein, daß es weder nöthig noch räthlich sei, die Dinge aufs äußerste zu treiben; auch er war bereit, mit Napolean in Verhandlungen einzutreten, wenn das französische Volk selbst den Kaiser nicht fallen ließe; die Bourbons könnten erst dann in Betracht kommen, wenn ihnen der gute Wille und die freudige Zustimmung der Nation sicher wären.

Dee gleichen Ansicht waren Friedrich Wilhelm III. und sein Kanzler Hardenberg, Beide ungehalten über die „excentrischen" Pläne des Zaren und die „thörichten Rachegedauken" der Führer der schlesischen Armee. Ja sogar

die meisten russischen Minister und Generäle hielten es für einen Fehler, Frankreich durch kriegerisches Vorwärtsdrängen zu reizen und etwas anderes anzustreben, als die Einschränkung Frankreichs in gerechte Grenzen.

Nur Zar Alexander, namentlich durch Stein beeinflußt, weigerte sich hartnäckig, Napoleon als „annehmbaren Kompaciscenten" anzuerkennen; er hatte sogar den abenteuerlichen Gedanken gefaßt, Bernadotte auf den französischen Thron zu setzen. Ein Versuch Metternichs, ihn umzustimmen, mißlang, jedoch erlaubte Alexander, daß auch sein Minister Nesselrode den Berathungen beiwohne, zu welchen Vertreter der verbündeten Mächte am 28. Januar in Langres zusammentraten. Es sollten hier die Grundlagen zu Verhandlungen mit Caulaincourt festgesetzt werden; für diesen Kongreß war das Städtchen Chatillon ausersehen.

Der erste in Langres gefaßte Beschluß ging dahin, daß auch während der Verhandlungen die militärischen Operationen nach Schwarzenbergs Direktiven „mit schuldiger Rücksicht auf militärische Klugheit" ihren Fortgang nehmen sollten; dies hieß so viel als: der Vormarsch gegen Paris ist aufgegeben. Castlereagh hatte sogar gegen diesen Plan, der zu jakobinischen oder diktatorischen Putschen in Paris führen könnte, ausdrücklich Verwahrung eingelegt, wofür ihn Metternich in einem Briefe an Schwarzenberg einen „Engel" nannte. Der Bevollmächtigte des Kaisers sollte nach Chatillon zu „Präliminarkonferenzen für den allgemeinen Frieden" kommen; hier sollte sodann die Forderung der Einschränkung Frankreichs auf die alten Grenzen erneut, jedoch von jeglicher Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abgesehen werden.

Am 3. Februar gingen die Bevollmächtigten, Stadion für Oesterreich, Rasumowsky für Rußland, Cathcart, Stewart und Aberdeen für England, Wilhelm v. Humboldt für Preußen nach Chatillon ab. Die Berufung Humboldts, der Gneisenau und der preußischen Patriotenpartei nicht allzu fern stand, war Metternich nicht wenig anstößig. Die beiden Staatsmänner waren ja schon durch ihren Charakter zu Antipoden gestempelt; für Metternich war Humboldt ein „pedantischer Professor", während dieser an dem vielbewunderten Diplomaten tadelte, daß er „allzu leicht von Grundsätzen absehe, die allein durch das Privat- und politische Leben leiten können". Uebrigens kam die Individualität der Theilnehmer am Kongreß um so weniger zur Geltung, als der englische „Sanhedrin", wie es Humboldt nannte, noch ausschließlicher und rücksichtsloser als die übrigen Diplomaten nur das Interesse des eigenen Staates vertraten. „Darum gerade aber ist der Kongreß ein richtiges Spiegelbild der Abwandlungen und Wechselwirkungen in Krieg und Politik jener Tage, die er in seinem Fortgang reflektirt, um schließlich mit seinem resultatlosen Ende eine Krisis ohne gleichen zu markiren: Die Unvereinbarlichkeit eines Systems revolutionärer Eroberung mit dem des legitimen Gleichgewichts der Kräfte. Und darin beruht seine historische Bedeutung."

Die ganze Haupt- und Staatsaktion wurde plötzlich in Frage gestellt durch den verwegenen Vorstoß Blüchers, der, nur auf die Zustimmung des Zaren bauend, eigenmächtig gegen Brienne marschirt war. Hier warf sich ihm Napoleon mit überlegenen Kräften entgegen, Blücher mußte sich zurückziehen; nachdem er aber von Schwarzenberg, zwar nicht erhebliche, immerhin genügende Verstärkungen erhalten hatte, gewann er am 1. Februar die Schlacht bei La Rothière.

Nun schien es für den Geschlagenen nur noch ein Mittel zur Rettung zu geben: den Kongreß von Chatillon. Nur dadurch, daß ihn die Verbündeten als den legitimen Herrn Frankreichs anerkannten, konnte er hoffen, der wirkliche Herr Frankreichs zu bleiben. „Seine Majestät beauftragt mich," schrieb Maret am 4. Februar an Caulaincourt, „Ihnen zu sagen, daß Sie Ihnen carte blanche gibt, um die Verhandlungen zu einem guten Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation beruhen."

Dagegen bewog der Sieg von La Rothière die Verbündeten zu größerer Zurückhaltung. Es war jetzt sogar für Metternich zweifelhaft, ob Napoleon noch der Mann sei, der Frieden schließen könne. Kaiser Franz wiederholte sein: „Hierin hat Gott Gericht gehalten!" und Blücher gab sich der frohen Hoffnung hin, durch seinen Sieg sei „gleichsam alles entschieden".

Unter dem Eindruck des preußischen Sieges wurden die Sitzungen in Chatillon eröffnet. Caulaincourt gab sich gar nicht die Mühe, die üble Lage seines Gebieters zu beschönigen, sondern suchte nur durch andere Mittelchen die Stimmung der Kollegen zu beeinflussen; er brachte bei Humboldt ein Kompliment für den Muth der Preußen an; auf Stadion suchte er — wenn auch vergeblich — einzuwirken, indem er zu Sonderverhandlungen mit Oesterreich Geneigtheit zeigte; Allen versicherte er, sie würden an ihm den nachgiebigsten Mann von der Welt finden; er sei ja ebenso durch persönliche Neigung, wie durch das Mißgeschick der französischen Waffen genöthigt, auf jede billige Forderung einzugehen, denn er wolle und müsse von Chatillon den Frieden heimbringen.

Dagegen hatten die Vertreter der Verbündeten gemessenen Befehl, zu „temporisiren, bis sich die Situation geklärt habe". Bezeichnend für die Stimmung in diesen Kreisen war eine Aeußerung, womit der Russe Rasumowsky in einer Vorberathung bei Stadion herausplatzte: „Wenn nun aber Caulaincourt allem zustimmt, werden wir unterzeichnen?" So unbequeme Fragen sollten lieber nicht zur Diskussion gebracht werden, meinte darauf Stadion, allein das Ergebniß der Berathung war der Beschluß, auf die eigentlichen Friedensbedingungen sich vorerst nicht einzulassen.

So mußte denn Caulaincourt in der ersten Sitzung am 5. Februar zu seinem Schrecken erfahren, daß die Kollegen nach mehrwöchigen Vorberathungen noch sammt und sonders „ohne Instruktionen" seien. Den Gesandten selbst war es peinlich, mit der diplomatischen Loyalität förmlich Spiel zu treiben. Ihm dünke es unwürdig, schrieb Stadion an Metternich, den Frieden künftig auch dann hintanzuhalten, wenn Napoleon alle Bedingungen annehme; man hätte sich dann eben mit ihm überhaupt nicht einlassen sollen.

Doch Schlag auf Schlag folgten neue Siege der Verbündeten. Damit wurde die Lage Caulaincourts in Chatillon, obwohl seine Zugeständnisse schon weit über die Frankfurter Festsetzungen hinausgingen, immer schwieriger und unhaltbarer. Er konnte sich nicht verhehlen: man wollte nicht zu einem Uebereinkommen mit Napoleon gelangen. Der von bonapartistischen Historikern erhobene Vorwurf, Caulaincourt trage die Schuld an Napoleons Mißgeschick, weil er nicht rechtzeitig zum Abschluß des Friedens gedrängt habe, ist ungerecht: es war der ausgesprochene Wille der Verbündeten, den Abschluß des Friedens hinauszuschieben.

Der Franzose war in Verzweiflung über die Verstocktheit, womit sein Entgegenkommen aufgenommen wurde, über die höflichen Grobheiten, die er täglich ein-

zustecken hatte. „Ich habe einen einzigen Sechspfünder," sagte er zu Floret, „gegen eine ganze Batterie von Sechzehnpfündern; es ist nicht hochherzig, derart dem Schwachen zu begegnen!" Vergeblich versuchte er noch einmal, den Vertreter Oesterreichs auf seine Seite zu ziehen, diesmal, indem er ihm die verhängnißvollen Folgen eines Zusammensturzes der Herrschaft Napoleons ausmalte: „Ihr wollt nach Paris gehen. Ihr wißt gar nicht, was Ihr Euch damit einbrockt. Ihr habt die Nothwendigkeit erkannt, der Revolution für immer ein Ende zu machen, und habt diesem Grundsatz mit der Vermählung einer Erzherzogin mit dem Kaiser ein edles Opfer gebracht, und nun setzt Ihr Euch der Gefahr aus, aufs neue die Revolution mit allen ihren Schrecken zu entfesseln!"

Eine neue, unwillkommene Ueberraschung war es nicht bloß für Caulaincourt, sondern auch für die deutschen Diplomaten, daß Rosumowsky plötzlich rundweg erklärte, der Zar habe ihm befohlen, an den Verhandlungen vorläufig nicht mehr theilzunehmen. Wohl oder übel mußten sich nun die übrigen Diplomaten dazu verstehen, den Kongreß zu unterbrechen. Offenbar wollte Alexander nicht durch die Verhandlungen am Vormarsch auf Paris gehindert werden, von dem er annahm, daß er nicht mehr auf ernste Schwierigkeiten stoßen werde.

Es folgten nun als Zwischenspiel die Verhandlungen, welche in Troyes von den leitenden Ministern persönlich geführt wurden. Sie waren das Werk Metternichs, der „in diesem Augenblick, wo jeder neue Tag wichtige militärische und diplomatische Fragen aufwerfen kann", für geboten hielt, die Ansichten und Wünsche der verbündeten Kabinette neuerdings zu klarem Ausdruck gelangen zu lassen. Zar Alexander ließ offen erklären, er sei fest entschlossen, gegen Paris zu ziehen und Napoleon zu stürzen. Anderer Ansicht war Kaiser Franz. Es sei doch wohl das Beste, sobald wie möglich Frieden zu schließen, sagte er zu Wrede, der in geheimer Mission ins Hauptquartier gekommen war, um Oesterreich der unwandelbaren Anhänglichkeit Bayerns zu versichern, denn „wenn Napoleon, der von allen Seiten Verstärkungen herangezogen hat, eine neue Schlacht gewinnen würde, wären alle bisher gewonnenen Vortheile aufs neue in Frage gestellt!" Auch Metternich sagte zu Wrede: „Weßhalb immer wieder Blut vergießen? Es liegt auf der Hand, daß die Vorstellung, man könne ohne große Opfer nach Paris gelangen, eine irrige war! Wir wollen also in die von Caulaincourt dargebotene Hand einschlagen und uns damit begnügen, Napoleon in solche Schranken zurückzuweisen, in denen er nicht mehr schaden kann!" Nicht anders dachte man in der Umgebung des Königs von Preußen. Der Kanzler Hardenberg, die Generale Schöler und Knesebeck waren Friedensfreunde; am entschiedensten sprach sich der allzeit ängstliche Ancillon für die Erhaltung des Kaiserreiches aus. Nach dem Sturz Napoleons, so war in einer Denkschrift Ancillons ausgeführt, werde die Machtlosigkeit Frankreichs in den Händen der Bourbons erst recht eine Gefahr für Europa bilden, während die Furcht vor Napoleon ein heilsames Prinzip der Unruhe und deßhalb der Wachsamkeit für die europäischen Mächte darstelle, wie ja seinerzeit auch Rom gerade durch die Nebenbuhlerschaft Karthago's in Kraft erhalten worden sei. Da Friedrich Wilhelm selbst dieser Anschauung vollkommen beipflichtete, sprach sich Hardenberg im Ministerrath mit aller Wärme im Sinn der Friedensaktion aus.

Gerade in entgegengesetztem Sinne votirte der Vertreter des Zaren, Nesselrode. Weder von Frieden, noch von Waffenstillstand dürfe die Rede sein; die Frage, welcher Dynastie in Frankreich die Herrschaft zustehe, werde am besten in Paris von einer durch Verdienst und Rang der Theilnehmer ausgezeichneten Versammlung gelöst werden, aber diese Versammlung müsse geschützt werden durch einen von den Verbündeten aufgestellten Gouverneur; daß dazu ein Russe gewählt werde, könne Rußland beanspruchen, da es am längsten den gemeinsamen Feind bekämpft habe. Ob die Entscheidung für Napoleon oder die Bourbons ausfalle, sei dem Zaren gleichgültig, doch für unumgänglich halte er schleunigsten Vormarsch nach Paris.

Viel gefordert auf einmal. Einem russischen Gouverneur, also dem Zaren selbst die endgültige Regelung zu überlassen — das ging denn doch nicht an, darin waren die Vertreter der deutschen Großmächte einig, und auch Lord Castlereagh erklärte sich gegen Einmischung der Mächte in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und für Fortsetzung der Verhandlungen in Chatillon.

Am kräftigsten wurde die Sache Napoleons durch sein eigenes Schwert unterstützt. Am 10., 11. und 12. Februar erfolgten die Niederlagen einzelner Abtheilungen der schlesischen Armee bei Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry und Vauchamps; erst bei Chalons konnten sich die Reste der schlesischen Armee wieder vereinigen.

Nun waren die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Englands erst recht von der Nöthlichkeit eines raschen Friedensschlusses überzeugt. Doch Zar Alexander stellte allen Vorstellungen ein starres Nein entgegen, und war auch durch keine Ueberredungskünste zu gewinnen. Er wolle zwar einer Wiederaufnahme der Verhandlungen in Chatillon nicht entgegentreten, ließ er durch Rasumowsky erklären, doch nur unter der Bedingung, daß Caulaincourt von vornherein die „alten" Grenzen, d. h. die Grenzen von 1792 annehme. Alexander wollte, daran war nicht zu zweifeln, den Sturz des „Friedensstörers", mit dem er doch gerade damals, als sich der Sieger von Jena am schwersten an Recht und Moral versündigte, in Bündniß getreten war. „Wahrlich, selten hat sich vermessene Eigensucht geschickter in das Gewand hoher Ideen verkleidet, als hier!"

Handel und Handelspolitik.

Von Prof. Dr. Siegmund Fellbogen (Wien).

Ein tiefer Drang nach Verständniß der anbrechenden Aera der Weltwirthschaft und Weltkolonisation macht sich auch außerhalb und vielleicht am meisten außerhalb der zünftigen „politischen Oekonomie" geltend. Bei den Gebildeten aller Berufe und Volksklassen beginnt sich das Gefühl Bahn zu brechen, daß man unsre Zeit nicht mehr verstehen könne, ohne sich über die wichtigsten Fragen des Handels und der Handelspolitik zu orientiren. Aber auch die daneben so mächtigen, merkwürdig handelsfeindlichen Instinkte der letzten Jahrzehnte, jene in allen Kulturstaaten auftretenden Agitationen gegen die Börse, den Wanderhandel und die Ausschreitungen der Spekulation regen zum Nachdenken über die Grenzen einer berechtigten Sympathie für den Handel auf und erwecken so ihrerseits bei den intelligentesten Beobachtern und gewissenhaftesten Berathern des öffentlichen Lebens das Bedürfniß nach einer sachkundigen und vorurtheilslosen Belehrung über den vielgepriesenen und vielbestrittenen Segen des Handels. Vorläufig herrscht hier, wie auf so vielen anderen Gebieten der politischen Oekonomie — man denke nur an den Zustand der sozialistischen Theorie seit der der Kontroverse Bernstein-Kautsky oder an das

Chaos der entgegenstehenden Meinungen auf dem Gebiete der Agrarpolitik oder des Zollschutzes — die Zersetzung vor, die Uebereinanderstellung ungelöster Gegensätze und ihre natürliche Folge, die Verwirrung und Desorientirung in Wissenschaft und Publikum.

Es entsteht daher eine dringende Nachfrage nach gemeinverständlichen Darstellungen einer besonnenen Stellungnahme gegenüber den Problemen des Handels und der Handelspolitik.

Eine vortreffliche Einführung in diesen Gedankenkreis bietet das neu erschienene Buch von der Borghts über „Handel und Handelspolitik" (Leipzig, Hirschfeld 1900). Dasselbe bildet den 16. Band der wohlbekannten Sammlung von Hand- und Lehrbüchern der Staatswissenschaften, welche von Kuno Frankenstein begründet wurde und nach dem nur allzu frühen Hinscheiden dieses rastlosen Arbeiters von Haekel mit gleicher Umsicht fortgesetzt wird. Van der Borght hat in dieser Sammlung auch sein Buch über das Verkehrswesen erscheinen lassen. Dieselben Eigenschaften, welche jenem Werke einen weiten Leserkreis erworben haben, dürften ihn auch dem neuen Buche sichern. Eine gemeinverständliche und doch nicht seichte Darstellung verbindet sich bei ihm mit einer glücklichen Hand in der Auswahl und mit einem fast unfehlbaren common sense in der Entscheidung der zu erörternden Streitfragen der Wirthschaftspolitik. Allerdings fehlt oft die erschöpfende Begründung, wofür jedoch der durch den bekannten Berliner Bibliographen Lippert in gewohnt reichhaltiger und anregender Weise zusammengestellte Literaturnachweis eine Entschädigung bietet. Freilich hebt Lippert selbst wehmüthig hervor, daß eine vollständige Handelsbiographie nicht weniger als 60 Druckbogen erfordern würde, während für das vorliegende Literaturverzeichniß „nur" 6 Druckbogen zur Verfügung standen. Immerhin findet derjenige, der sich für ein bestimmtes Problem des Handels und der Handelspolitik interessirt, in der gebotenen Auswahl aus der in ihrer Reichhaltigkeit geradezu erdrückenden Literaturmasse den Wegweiser zu einer Vertiefung in das betreffende Thema, wie sie in einem Handbuche von 476 Seiten Text doch gewiß für jedes einzelne Problem eines so umfassenden Gebietes nicht geboten werden kann.

Der erste Theil des Buches erörtert den Handel, der zweite die Handelspolitik. Der erste Theil umfaßt zunächst einige Kapitel über die allgemeinen Fragen, wie Begriff, Gliederung, volkswirthschaftlicher Bedeutung und Entwicklung des Handels, dann folgt die Analyse der Handelsgegenstände, der mitwirkenden Faktoren (Arbeit, Kapital, Kredit im Handel), die Erörterung der Konkurrenz im Handel, die genaue Beschreibung des Betriebes im Waarenhandel (Beschaffung der Waare, Absatzgewinnung, Bekanntmachung der Waaren und der Firmen, Festsetzung und Einziehung der Verkaufspreise, Selbstkontrole des Kaufmannes durch die Buchführung, Betrieb des Buchhandels), endlich die Darstellung des Börsenhandels (Begriff, Eigenthümlichkeiten und Entwicklung, Verfassung und Organisation der Börse, Gegenstände des Börsenhandels, Börsengeschäfte, Börsenkurse und volkswirthschaftliche Bedeutung der Börse). Man sieht, der Boden wird immer heißer und schwankender, je mehr sich der Verfasser dem zweiten (handelspolitischen) Theile nähert. Van der Borght nimmt dabei eine aufgeklärt handelsfreundliche, aber keineswegs einseitige Stellung ein. Schon begrifflich ist ihm der Handel nicht bloß Kaufmannshandel, sondern umfaßt auch die Veräußerungsgeschäfte des Fabrikanten und Handwerkers. Andrerseits läßt er keinen Zweifel darüber, daß der Kaufmannshandel als produktiv bezeichnet werden muß, und auch in der Form der Waarenhäuser und des Wanderhandels innerlich berechtigt ist. Auch zögert van der Borght hier, wie bei der Besprechung der Börse und anderer streitiger Themen nicht, auch auf die Nachtheile dieser Einrichtungen hinzuweisen; freilich wird schließlich die Betonung der weitaus überwiegenden Vortheile nicht unterlassen, so daß der Leser, welcher eine Orientirung gesucht hat, sie auch findet und nicht am Ende seiner Lektüre zwischen „einerseits" und „andrerseits" rathlos sitzen bleibt, wie dies durch die unter dem Feigenblatt der „Objektivität" kaum verhüllte Gedankenlosigkeit mancher Autoren gerade auf diesen kontroversen Gebieten sonst nicht selten bewirkt wird. Der zweite Theil beschäftigt sich mit den Problemen der inneren und äußeren Handelspolitik. Nach allgemeinen Erörterungen über Träger und Organe der Handelspolitik (Konsuln, Vertretungen rc.), sowie über das Bedürfniß des Handels nach Bewegungsfreiheit folgt die Diskussion der Beschränkungen des ansässigen und des Wanderhandels (Detailreisen, Hausirhandel, Wanderlager), eine kritische Ueberschau der Gesetzgebung des In- und Auslandes gegen unlauteren Wettbewerb und eine eingehende Erörterung der Beschränkungen des Wettbewerbes von Konsumvereinen und Waarenhäusern, sowie die Mittheilung des Wichtigsten über die Abwehr von Kreditmißbräuchen, die Börsenpolitik, die Einrichtungen zur Förderung des Handels (Sozialpolitik, Statistik, Handelsgesetz und Handelsgerichte, Schiedsgerichte, Bildungswesen).

In einem Schlußkapitel wird die äußere Handelspolitik dargestellt. Ist auch dieses Kapitel wie manches andere für den Fachmann viel zu kurz gerathen, so wird es für ein größeres Publikum vielleicht gerade dadurch von besonderem Werthe sein. Auf kaum 60 Seiten wird das Allernöthigste über Zölle und Prämien, Handelsverträge und Schiffahrtspolitik mitgetheilt.

Die Stellungnahme ist auch hier eine weitherzige und verständige. Schon die Auffassung der äußeren „Handelspolitik" als „Wirthschaftspolitik" und des „Handelsvertrages" als Vertrages zur Regelung der gegenseitigen (sollte wohl richtiger heißen: „grundlegenden") „wirthschaftlichen Beziehungen" zeigt eine freie Auffassung; aber auch der Muth der Gerechtigkeit, gegenüber den vielgeschmähten und doch in Wirklichkeit oft unvermeidlichen politischen Rücksichten, die freie Kritik sowohl gegenüber blinder Exportschwärmerei, als auch gegenüber der thörichten Herabsetzung der Bedeutung des Exportes, die Reduktion der Fragen des Freihandels und des Zollschutzes, auf die beiden gleichberechtigten Tendenzen zur internationalen Arbeitstheilung und zur Autarkie, die Beurtheilung des Schutzzolles nach der Vorfrage der Existenz „einer schlummernden Leistungsfähigkeit", kurz die ganze Behandlung dieses Gebietes zeigt einen hohen und vielseitigen Standpunkt. Allerdings begnügt sich der Autor gerade in diesem Kapitel vom internationalen Handel mehr noch als in den anderen Theilen des vorliegenden Buches mit der Rolle des Lootsen, der das Schifflein des Lesers nur bis zur hohen See des Zweifels und der Forschung hinauslenkt und ihn von hier an sich selbst überläßt. Wer es versteht, dann der eigenen Spur zu folgen, wage sich nur muthig vorwärts. Er arbeitet selbst durch seine Irrthümer an der Lösung der Aufgaben des 20. Jahrhunderts.

Zur geschichtlichen Würdigung Karl Gutzkows.[1])

Unter den hervorragenden Schriftstellern des verflossenen Jahrhunderts hat kaum einer eine so sich widersprechende Beurtheilung gefunden wie das Berliner Kind Karl Gutzkow. Aber nicht bloß die Pflicht der Gerechtigkeit, sondern auch das Interesse an der gesunden Fortentwicklung unsres geistigen Lebens macht es wünschenswerth, ein klares und wahres Lebensbild dieses geistvollen Vorkämpfers für Freiheit in Gedanken und Worten zu besitzen. Ein solches bietet uns Dr. August Caselmann in der vorliegenden mit tiefem Verständniß und voller Unparteilichkeit ausgearbeiteten Schrift. Sie ist nicht ein „kleiner“, sondern, wie sich zeigen wird, sehr schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens im verflossenen Jahrhundert.

Proelß hat in seinem Buche „Das junge Deutschland“ hauptsächlich die Bedeutung dieser muthigen Kämpfer für die politische Neugestaltung Deutschlands hervorgehoben. Gutzkow, der gelehrteste unter ihnen, übte aber einen nicht minder bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der religiösen Ideen im deutschen Volk, nachdem durch Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher so mächtige Impulse zu ihrer Klärung gegeben worden waren. Durch seine Romane, Dramen und philosophischen Betrachtungen wußte er das große Publikum in diesen religiösen Gährungsprozeß hereinzuziehen und dadurch eine neue Kulturperiode mit vorzubereiten.

Dr. Caselmann zeigt nun im ersten Theil seiner Schrift, wie Gutzkow schon in den Kinderjahren (1811—1821) in diesen Konflikt des neuen Geistes mit dem alten Glauben eingeführt, dann auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium (—1829) zu immer ernsterer Zweifelsucht angeregt wurde, die Universität in Berlin aber ohne Entscheidung für einen bestimmten Beruf verließ. Dr. Caselmann bezeichnet es mit Recht als ein Unglück für diesen hochbegabten, strebsamen jungen Mann, daß er weder in den Staats- noch Kirchendienst einzutreten sich entschließen konnte, sondern auf der dornenreichen Laufbahn eines ungebundenen Schriftstellers verharrte. Dieser Drang nach Ungebundenheit, der ihn den Werth der bestehenden Ordnung zu sehr verkennen ließ, brachte ihn durch den Roman „Wally“, in welchem der Kirchenrath Paulus in Heidelberg einen Versuch erkannte, ein wichtiges Problem der Zeit mit psychologischer Wahrheit zu behandeln, während das Hofgericht in Mannheim wegen verächtlicher Behandlung der christlichen Religion ihm eine Gefängnißstrafe ertheilte, zur Selbstbesinnung. Er raffte sich auf zu ernsterem Schaffen, um seinen zahlreichen und mächtigen Gegnern zu zeigen, daß er nicht bloß das Alte zerstören, sondern auch Neues aufbauen könne.

Es ist ein dankenswerthes Verdienst Caselmanns, daß er diese Wendung in dem Geistesleben dieses fruchtbaren Schriftstellers klar hervorgehoben. Dadurch ist er ein Wegweiser für manchen Literaten geworden, der gerade auch im neuen Jahrhundert, wenn es eine Zeit freier und friedebringender Ordnung werden soll, noch segensreich wirken kann. Gutzkows religiöses Ideal wurde nun ein johanneisches Christenthum der Humanität und der Liebe, ein Christenthum, das weder die Vernunft hindert, in alle dunkle Fragen mit ihrer Fackel vorzudringen, noch den Willen, so zu handeln, wie es am zweckmäßigsten ist. Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Die pädagogische Aufgabe ist es, die Zöglinge für das Wesen der Religion empfänglich zu machen, ehe man die kirchlichen Satzungen einprägt. Nur unterschätzte dabei Gutzkow, wie Dr. Caselmann sehr richtig bemerkt, die Bedeutung der biblischen Geschichte für das Volksleben. Seine größeren Romane „Die Ritter vom Geist“, „Fritz Ellrodt“, besonders „Der Zauberer von Rom“, „Hohenschwangau“ sind reich an Ausführungen dieser Idee einer Kirche ohne Priesterherrschaft, einer Theologie ohne Schulgezänke, einer Läuterung der Lehre durchs Herz: darum auch einer endlichen Versöhnung der kirchlichen Parteien und Konfessionen.

Leider konnte Gutzkow bis an sein Ende eine gewisse Verstimmung gegen das bestehende Kirchenwesen nicht überwinden. Dennoch war es dem Schreiber dieser Zeilen durch einige Besprechungen seiner Werke gelungen, ihm eine wohlwollende Gesinnung abzugewinnen und ihn zum Besuche seines in schöner Gegend gelegenen Pfarrhauses zu bewegen. Er fühlte sich in der ländlichen Stille und Einfachheit immer wohler, öffnete sein Herz und gab durch seine gemüthvollen und geistreichen Unterhaltungen der Pfarrfamilie Genüsse, wie sie selten in Landpfarrhäusern zu finden sind. Leider kehrte nach seiner Heimkehr seine ihm so oft durch eine krankhafte Unzufriedenheit mit dem Bestehenden erregte Mißstimmung wieder zurück und wenige Jahre darauf erfolgte sein trauriger Tod. Aber auch dadurch soll er uns ein Lehrmeister werden und uns mahnen, das Vollkommene nicht zu viel außer uns, sondern vor allem in uns zu suchen und zu verwirklichen.

B. Brg., Pfr.

[1]) Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Ein kleiner Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, von Dr. August Caselmann. Augsburg 1900. J. A. Schlosser'sche Buchhandlung. (J. Schott.)

Mittheilungen und Nachrichten.

Wörterbuch des Englischen Rechts. Von **Dr. Kurt Wertheim.** Berlin 1899, Puttkammer u. Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft. XVI, 575 S. gr. 8°. — Ein Buch, wie das vorliegende, kann kaum von einem Einzelnen sachgemäß beurtheilt werden; denn es ist der Natur der Sache nach genöthigt, in eine ganze Anzahl verschiedenartiger Kapitel einzugreifen. Der Jurist, der Politiker, der Historiker, der Anglist — sie alle sind bei der Sache betheiligt, und dem Berichterstatter kann es deßhalb nicht einfallen, seine Auffassung als irgendwie maßgebend hinstellen zu wollen. Das aber glaubt er aussprechen zu dürfen, daß Niemand, der sich mit den politischen Verhältnissen Großbritanniens beschäftigt, ohne einen Kommentar von der Art und Weise auskommen kann, wie ihn das Lexikon Dr. Wertheims darbietet. Und die Verfassungen aller konstitutionellen Länder sind nun einmal durchweg Abbilder der englischen Verfassung, so daß, wer im öffentlichen Leben steht, in ungemein vielen Fällen über Gesetze und Gebräuche des Inselreiches sich unterrichten zu müssen Veranlassung findet. Auf die großen klassischen Werke, wie diejenigen Gneists, zurückzugreifen, ist aber nur dem Fachmann möglich, der von vornherein ungefähr weiß, wo er etwas zu suchen hat. Auch ist es sehr wohl denkbar, daß ein Rechtsverständiger einem zum allgemeinem Gebrauch bestimmten Buche eine andere, vielleicht eine der strengen Wissenschaft mehr entsprechende Form gegeben hätte, die dann aber wieder dem allgemeinen Gebrauch sich nicht so gut wie ein Nachschlagbuch angepaßt haben würde. Der Verfasser ist Neuphilologe und hat zugleich durch ein vor längerer Zeit erschienenes Schriftchen über Wahlrecht und Wahlreform den Beweis erbracht, daß er für politische Dinge einen scharfen Blick besitzt. — Wer zum Beispiel je die durch ihre Lebendigkeit ausgezeichneten Berichte Macaulay's über die Entwicklung des Parlamentarismus unter den beiden letzten Stuarts und unter dem Oranier gelesen hat, wird sich erinnern, wie gern er über diese oder jene Frage sich rasch eine Aufklärung verschafft hätte; aber auch dem modernen Zeitungsleser geht es nicht anders. Hier nun greift unsre Vorlage hülfreich ein, wie an einer Reihe von Stichproben nachgewiesen werden möge. Wie viele Gebildete kennen die Entstehung des so häufig gebrauchten Wortes „Zivilliste“ (des regierenden Fürsten)? Wir schlugen nach unter List, civil und erfahren, daß ursprünglich die königlichen Einkünfte summarisch für Hof, Heer, Marine und Zivilverwaltung dienen mußten, während die große Reform unter Wilhelm und Marie die Bedürfnisse der Landesvertheidigung ausschließlich von budgetmäßiger Bewilligung durch die Volksvertretung abhängig machte, während die beiden anderen Zweige zunächst noch durch die Erträgnisse der Revenuen befriedigt werden mußten, bis dann schließlich das, was als Zivilliste übrig blieb, nur noch die Ausgaben für Privatschatulle, Haushalt des Regenten (nebst Gehältern und Pensionen der für diesen thätigen Beamten), Gnadenbewilligungen, Almosen, Extrapensionen (etwa für Gelehrte und Künstler) und Dispositionsfonds zu umfassen hatte. Gar häufig ist ferner in der Presse die Rede vom Mayor und von der Verwaltung der Stadt London, aber die ver-

wickelten Einzelheiten der letzteren pflegen nur einigen Eingeweihten bekannt zu sein; der Artikel „London“ gibt Auskunft über den Werdeprozeß des gigantischen Gemeinwesens, welches sich im Laufe der Jahrhunderte an die verhältnißmäßig winzige, ihre Stellung als Paramount Power innerhalb der Stadt oder mit zäher Energie festhaltende „City“ ankrystallisirte. Mit Staunen sehen wir, wie lange es dauerte, bis die Umgestaltung der Stadtverwaltung, insbesondere im Bereich des Polizei- und Armenwesens, einigermaßen übersichtliche und dem Zeitbewußtsein entsprechende Formen angenommen hatte. Sehr belehrend ist weiterhin die unter Law gegebene Uebersicht über die Ausbildung der britischen Rechtswissenschaft, die bekanntlich eine ganz andere als auf dem Kontinente war. Eine lange Liste berühmter Männer wird uns vorgeführt, aus denen einzelne, wie Lord Bacon of Verulam, der originelle Naturforscher, und der unbeugsame Gegner der Gewaltherrschaft Jakobs II., Sir John Holt, auch anderweit viel genannt werden. Eine gleich bequeme Zusammenstellung über die Rechte des Parlaments und seine Geschäftsordnung, wie sie unter der Spitzmarke Parliament gefunden wird, dürfte nicht leicht anderswo zu erhalten sein. Kurz, wo man das Buch aufschlägt, ist reiche Belehrung zu holen, und zumal öffentliche Bibliotheken werden seiner nicht leicht entrathen können. Die Ausstattung ist eine durchaus würdige und zweckentsprechende. Gr.

* In der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions“ machte Héron de Villefosse die Mittheilung, daß man im Louvre-Museum soeben eine Marmorbasis, die mit einer griechischen Inschrift mit dem Namen Theodoridas, Sohn des Lasistratas, geschmückt ist und die in Milo zu gleicher Zeit wie die berühmte Venus entdeckt wurde, wiederaufgefunden hat. Dieses Bruchstück war nur noch aus der Skizze des Marineoffiziers Voutier, der die Statue bei einem Bauern von Milo entdeckt hat, bekannt; die Skizze ist von Ravaisson veröffentlicht und von Salomon Reinach untersucht worden. Die Basis war im Louvre unglücklicherweise mit einem Grabdenkmal der Frühzeit verbunden und die rothgefärbten Buchstaben der Inschrift verändert worden. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß eine der Hermen, die mit der Venus von Milo zusammen entdeckt wurden, genau in eine Aushöhlung hineinpaßt, die in die obere Fläche der Basis hineingearbeitet ist. Die Abgüsse, die Héron de Villefosse der Akademie vorzeigte, beweisen dies mit völliger Sicherheit. Es ist also erwiesen, daß Voutier, der in seiner Skizze die beiden getrennten Hälften der Statue summt den zwei gleichzeitig gefundenen Hermen wiedergibt, die Herme nicht willkürlich mit der Basis in Zusammenhang gebracht hat, wie man angenommen hat. Salomon Reinach wies nachdrücklich auf die Bedeutung dieser Entdeckung für die Geschichte der Statue hin. Durch sie werde die Meinung Furtwänglers, der die Venus von Milo ungefähr um das Jahr 100 v. Chr. ansetzt, entschieden widerlegt. Sie bestätige andererseits die These, die er seit mehreren Jahren vertheidige, nach der nicht nur die Venus von Milo, sondern auch der Neptun von Milo gegen das Jahr 380 v. Chr. anzusetzen sei. Dieser Neptun ist von demselben Theodoridas, der die jetzt wiederaufgefundene Basis der Herme geweiht hat, als Weihgeschenk dargebracht worden; die letztere gehöre aber nach den Schriftzeichen der Inschrift in die Zeit vor 350. Reinach glaubt, daß die „Venus von Milo“, die er für eine Amphitrite hält, ehemals mit dem Neptun zusammen aufgestellt gewesen und daß die beiden Werke aus derselben Werkstatt hervorgegangen sind.

B. W. C. Die photographische Aufnahme des Nordlichtspektrums ist einer vorläufigen Nachricht zufolge dem russischen Astronomen J. Sykora während seiner Ueberwinterung auf der russischen Polarstation der schwedisch-russischen Gradmessungsexpedition auf Spitzbergen gelungen. Aus den erhaltenen Aufnahmen läßt sich erkennen, daß das Spektrum des Nordlichtes aus drei charakteristischen Linien, deren Wellenlänge (in Milliontelmillimeter) annähernd 557, resp. 430 und 390 beträgt. Die erste Linie ist die bekannte charakteristische Linie in Grün, die zweite befindet sich nahe der Linie G des Sonnenspektrums und die dritte hinter den Calciumlinien KK im ultravioletten Theil des Spektrums. Ferner sind noch eine ganze Reihe anderer schwächerer Linien deutlich und weniger deutlich erkennbar. Sykora gibt in den „Astronomischen Nachrichten“ die vollständige Darstellung des Spektrums. Die Wellenlängen sind infolge Mangels an Meßapparaten und Spektralkarten auf der Station durchaus nur genähert angegeben. Es ist sehr wohl möglich, daß eine genauere Untersuchung der Aufnahmen nach der Rückkehr Sykora's nach Rußland noch weitere Linien zutage fördert. Außer photographischen Aufnahmen des Spektrums ist es auch gelungen, eine Anzahl interessanter Aufnahmen des Nordlichtes selbst zu erhalten, wobei auf einigen derselben sogar die Struktur des Nordlichtes sichtbar sind.

* **Aachen**, 17. Sept. 72. Deutscher Naturforscher- und Aerztetag. Im großen Kurhaussaale trat heute Morgen $9^1/_2$ Uhr unter sehr zahlreicher Betheiligung die erste allgemeine Sitzung der Naturforscher- und Aerzteversammlung zusammen. Unter den vielen hervorragenden Gelehrten bemerkte man Rudolf Virchow, Geh. Medizinalrath Prof. Eulenburg, Prof. Dr. Ponfik (Breslau), Geh. Rath v. Leube (Würzburg), Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumeyer (Hamburg) u. A. m. Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Wüllner eröffnete als erster Geschäftsführer der Versammlung dieselbe mit einer längeren Begrüßungsansprache. Geheimrath Prof. Dr. v. Leube (Würzburg) dankt als erster Vorsitzender des Deutschen Naturforscher- und Aerztetages den Vorrednern für ihre Ausführungen. Es begannen dann die Vorträge, die nach dem Programm „Die Entwicklung und den Ausschwung der vier Hauptdisziplinen im letzten Jahrhundert“ behandeln sollen. Der erste Redner war Prof. Dr. van t'Hoff (Berlin), der über die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften (Physik, Chemie und der sich daran schließenden Zweige) sprach. Er behandelte die abstrakten Naturwissenschaften und wies auf die Probleme hin, welche Mathematik und Mechanik gelöst haben, insbesondere durch die Gesetze von Lagrange über Erhaltung der Arbeit. Die experimentellen Wissenschaften: Physik und Chemie, haben Untersuchungen bezüglich Quantität, Raum und Zeit veranlaßt. Die Physik behandelt die Verwandlung der Arbeit, während die Chemie sich mit der Verwandlung der Materie befaßt. Redner behandelt eingehend die Bedeutung der „Erhaltung der Arbeit“ mit Bezug auf die mechanische Wärmetheorie und die Fortpflanzungserscheinungen im Luftmedium, bezw. im Aether, und erläuterte dann die Erscheinungen des Schalles, der Wärme, des Lichts und der Elektrizität nach den fortschreitenden Auffassungen des Jahrhunderts. Er gedachte dabei der nicht sichtbaren Strahlen der Herz'schen Wellen, der Röntgenstrahlen und erörterte die jetzige Auffassung der atomistischen Materie. Die Untersuchungen der Qualität der Materie führten zur Auffindung der Elemente, wobei Berzelius, Bunsen und Ramsay hervorragende Verdienste haben, und es gelang, die Zusammensetzung der Stoffe zu analysiren, wodurch auch wiederum die Synthese der anorganischen und organischen Stoffe gefördert wurde. Bei der Erforschung der Quantität der Stoffe gelangte man zu neuen Gesetzen über die atomistische Theorie, gefördert durch genaue Wägungen, Spektralanalysen und andere physikalische Methoden und durch die Mitwirkung von Mathematik und Mechanik auf Physik und Chemie. Astronomie, Meteorologie, Geologie haben wie die allgemeine Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert wesentliche Fortschritte gemacht durch Aufstellung neuer Gesetze über das Weltall und zur Auffassung über Vergangenheit und Zukunft unseres Erdballes. — Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Hertwig (Berlin) als zweiter Redner sprach über „Die Entwicklung der Biologie“. Anknüpfend an den ersten Vortrag über die Entwicklung der Chemie und Physik hebt der Vortragende hervor, daß auch die Biologie im 19. Jahrhundert die bedeutungsvollsten Fortschritte sowohl auf anatomischem wie physiologischem Gebiet aufzuweisen habe. Auf anatomischem Gebiet feiert er als die drei wichtigsten Errungenschaften, welche durch die mikroskopische Forschung erzielt wurden, 1. die Zellentheorie, 2. das erfolgreiche Studium der niedersten Lebewesen, 3. den mit Hülfe der verbesserten Mikroskope ermöglichten Einblick in die feineren Vorgänge der Entwicklungsgeschichte der Organismen. Nach einer kurzen zusammenfassenden Darstellung der in diesen

drei Richtungen gemachten Fortschritte geht Redner näher auf die Hauptfrage der Entwicklungslehre ein, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Forscher wie Laien gleich lebhaft beschäftigt hat, auf die *Frage nach der natürlichen Entstehung der Organismenwelt*. Bei einer kritischen Beleuchtung des *Darwinismus* wird hervorgehoben, daß die Descendenz- und noch mehr die Selektionstheorie sich in vielen Dingen auf dem unsicheren Boden der Hypothese bewegen. Es wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit welchen die Forschung zu kämpfen hat bei dem Versuch, sich aus den spärlichen Resten vorweltlicher Thiere ein Bild von der Vorfahrenkette eines heute lebenden Organismus zu machen. Ueberhaupt sei die Entstehung der Organismenwelt aus natürlichen Ursachen ein außerordentlich verwickeltes und schwieriges Problem. Durch eine Zauberformel sei dasselbe ebensowenig zu lösen wie es ein Allheilmittel, brauchbar für jede Krankheit gebe. Als Weismann die „*Allmacht der Naturzüchtung*" in einer Schrift mit diesem Titel verkündete, sei er gleichzeitig zu dem Geständniß genöthigt gewesen: „Wir können den Beweis, daß eine bestimmte Anpassung durch Naturzüchtung entstanden sei, für gewöhnlich nicht leisten." Damit sei eben zugestanden, daß wir in Wahrheit nichts von dem Ursachenkomplex wissen, welcher die bestimmte Erscheinung hervorgerufen hat, und daher habe auch der englische Philosoph Herbert Spencer im Gegensatz zu Weismann von einer „*Ohnmacht der Naturzüchtung*" sprechen können. In dem wissenschaftlichen Streit, mit welchem unser Jahrhundert schließt, will der Vortragende wohl unterschieden wissen zwischen Entwicklungslehre und Selektionstheorie, da beide auf einem sehr verschiedenen Grund und Boden stehen. Denn mit Huxley theilt er die Ansicht: „Wenn die Darwin'sche Hypothese auch weggeweht würde, die Entwicklungslehre würde noch stehen bleiben, wo sie stand." Bei der Uebersicht der Fortschritte auf physiologischem Gebiet geht Redner auf die Nothwendigkeit des Thierversuchs und auf die in verschiedenen Richtungen hiedurch herbeigeführten Entdeckungen ein. Er wendet sich gegen die in Laienkreisen vielfach verbreitete Antivivisektionsbewegung, welche auf einer übel angebrachten Empfindsamkeit beruht. Als besonders erfolgreich in unserm Jahrhundert wird die chemische und physikalische Richtung der Physiologie, welcher die großen Physiologen Helmholtz, du Bois-Reymond, Claude, Bernard, Ludwig u. A. angehört haben, bezeichnet und näher charakterisirt, zugleich aber hervorgehoben, daß die Vorherrschaft der chemisch-physikalischen Richtung zur Folge hatte, daß von den Physiologen mit wenigen Ausnahmen mit Vorliebe nur solche Gebiete, die einer chemisch-physikalischen Forschungsweise zugänglich waren, bearbeitet, andere dagegen, wie die Physiologie der Entwicklung und Zeugung ꝛc., fast ganz unbeachtet gelassen wurden. Um so eifriger nahmen sich ihrer Anatomen, Zoologen und Botaniker an; sie drangen in die Lebenserscheinungen der Zelle, des Protoplasma und des Zellkerns tiefer ein, sie klärten den geheimnißvollen Befruchtungsprozeß in allen seinen Phasen auf, entschieden so endgültig den alten Streit der Animalkulisten und der Ovisten und wagten für das Problem der Vererbung die Fundamente zu legen. So erstarkte neben der chemisch-physikalischen Schule der Physiologie eine *anatomisch-biologische Richtung*, welche durch mikroskopische Forschung unsern Einblick in das Leben zu vertiefen sucht. Durch eine Reihe von Gründen wird des näheren darzulegen versucht, warum durch Chemie und Physik die Aufgaben der Biologie nur zu einem sehr kleinen Theil zu lösen sind. Im Laufe dieser Argumentation wird auch geltend gemacht, daß sich wissenschaftliche Erkenntniß nicht bloß von unten nach oben, sondern ebensowohl auch, vielleicht sogar in noch höherem Grade von oben nach unten bilde, dort vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, hier vom Zusammengesetzten zu dem Einfacheren vordringend. Ferner wird darauf hingewiesen, daß der Standpunkt: Alles in der Welt sei Chemie und Physik, gewöhnlich mit einer großen Ueberschätzung des chemisch-physikalischen Wissens verbunden ist. Wie schon Nägeli in seinem Vortrag „Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniß" 1877 gezeigt habe, sei das Einfachere durchaus nicht immer das besser Bekannte, und die Natur in ihren einfacheren unorganischen Erscheinungen biete der Naturforschung dieselben Schwierigkeiten dar wie bei der Frage nach dem Zustandekommen der Empfindung und des Bewußtseins aus materiellen Ursachen. — Eine andere Versammlung, die sich an den Naturforscher- und Aerztetag anschließt, trat am Sonntag 3 Uhr nachm. in einem Nebensaale der Technischen Hochschule zusammen, und zwar die *V. Jahresversammlung des Deutschen Vereins abstinenter Aerzte*, dem zur Zeit 148 Aerzte des deutschen Sprachgebiets angehören. In Verhinderung des ersten Vorsitzenden, Professor *Kraepelin* (Heidelberg), eröffnete Direktor Dr. *Delbrück* (Bremen) die Versammlung mit einer Begrüßung der ziemlich zahlreichen Gäste, unter denen man namentlich solche aus dem nahen Holland und aus Oesterreich bemerkte. Den ersten Vortrag hielt der Assistenzarzt an der Heidelberger Irrenklinik, Dr. *Rüdin* (Heidelberg), über den *Einfluß des Alkohols auf Auffassung und Merkfähigkeit*. An der Hand einer Reihe in der Heidelberger Klinik vorgenommener Versuche legte der Referent dar, wie unter dem Einfluß selbst ganz geringer Mengen Alkohols die Fähigkeit der Auffassung und die Merkfähigkeit für die geringsten Dinge wie für bemerkenswerthe Einzelheiten vollständig schwinde und welche Gefahren speziell durch geringere Mengen Alkohols bei manchen Individuen hervorgerufen werden. Die Heidelberger Versuche wurden an 5 Tagen zu je 4 Stunden täglich vorgenommen und sollen gelegentlich wiederholt werden. Hierauf berichtet Dr. *Biebig* (Berlin) über den *Einfluß des Alkohols in den Tropen*. — Hierauf sprach Oberstabsarzt Dr. *Matthäi* (Danzig) über die *Erfahrungen mit Alkohol im Manöver*. Er stellte zunächst fest, daß der deutsche Soldat in seiner Feldflasche nur noch Wasser, Kaffee oder Thee mit sich führe, daß auch aus den meisten Kasernen der Schnaps verbannt sei und daß die Marketender ebenfalls keinen Schnaps mehr mit ins Manövergelände nehmen dürfen. Leider werde trotzdem im Heer immer noch ziemlich viel Alkohol konsumirt, doch sei auch hier schon eine Besserung zu bemerken. So gebe es eine ganze Reihe abstinenter Offiziere, von denen im letzten Manöver einige sogar sich zu einem „Milchabend" vereinigt hätten. Allgemein sei am anderen Morgen das frische Aussehen der Herren und ihre geistige und körperliche Regsamkeit konstatirt worden. Man solle gerade in diesen Kreisen immer noch mehr Propaganda machen und die Offiziere und Mannschaften nachdrücklich auf die Schädlichkeit des Alkohols bei großen Märschen und anderen besonderen Leistungen hinweisen. Der letzte Punkt der Tagesordnung betraf die *Errichtung von Trinkeranstalten*, die Dr. *Delbrück* (Bremen) angelegentlich empfahl. Man sollte jedoch vor allem auf Trennung der heilbaren und der unheilbaren Trinker sehen. Die Frage soll auf der nächsten Jahresversammlung den Hauptverhandlungsgegenstand bilden.

* **Aachen.** Mit der Vertretung des vom 1. Oktober ab zur kommissarischen Beschäftigung im Reichsamt des Innern beurlaubten Professors der Nationalökonomie an der hiesigen technischen Hochschule, Dr. *van der Borght*, ist der Privatdozent an der Universität Halle Dr. *Köhler* zunächst vom 1. Oktober bis 1. April nächsten Jahres beauftragt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Kathedralpriester und rumänische Prediger an der griechisch-orientalischen Kathedralkirche in *Czernowitz*, Dr. Stephan *Saghin*, ist zum außerordentlichen Professor der speziellen Dogmatik an der dortigen Universität ernannt worden. — Dem Professor Rudolf *Andreasch* aus Wien wurde der Lehrauftrag für chemische Technologie organischer Stoffe an der technischen Hochschule in *Graz* übertragen.

* **Kopenhagen,** 18. Sept. *Tel.* Das Mitglied der *Amdrup-Nordpolexpedition Hartz* telegraphirte über Grongemouth in Schottland: Amdrup landete am 18. Juli am Kap Dalton an der Ostküste von Grönland unter 69° 25′ nördl. Br. Die Eisverhältnisse nach Süden waren günstig. Die Expedition untersuchte und kartographirte die Strecke bis zum Scoresby-Sund, arbeitete hier drei Wochen und nahm an mehreren Stellen zwischen Scoresby-Sond und König Oskar-Hafen Landungen vor. Am 1. September ging der „Antarctic" von Grönland wieder in See und erreichte Island am 5. September. Am 7. September segelte die Expedition vom Dyrafjord ab wieder nach Angmarlik auf Grönland. An Bord ist Alles wohl.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 20. September. Nummer 215.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Zeitmärchen und Märchenzeit.

IV.[1])

Wenn dem Mönche Felix hundert in der Seligkeit des Paradieses verbrachte Jahre wie eine Stunde erscheinen, so muß nach der Märchenlogik ein Tag im Feuer des Purgatoriums wie eine Reihe von Jahren erscheinen, obwohl nach der Lehre mancher Theologen die sündige Seele die Strafe gern annimmt, um durch sie ganz gereinigt zu werden. So läßt auch Dante die Seelen im Fegfeuer die Dauer ihres dortigen Aufenthalts genau kennen.[2]) Anders aber erging es einem frommen Mann, von dem der Dominikaner Thomas v. Chantimpré (geb. 1200) in seinem erbaulichen Bienenbuch[3]) erzählt. Als er einst in schwerer schmerzhafter Krankheit ein Jahr gelegen, bat er Gott, ihn von seinen Leiden durch den Tod zu erlösen. Da erschien ihm ein Engel und stellte ihm die Wahl zwischen sofortigem Tod mit darauffolgenden drei Tagen im Fegfeuer oder noch einem Jahr Krankheit und dann direktem Eintritt in den Himmel. Der Mann entschied sich für den sofortigen Tod, starb auf der Stelle und kam ins Fegfeuer. Kaum hatte seine Seele dort einen Tag zugebracht, als ihr der Engel wieder erschien und sich nach ihrem Befinden erkundigte. „Du hast mich getäuscht, du bist ein Lügengeist und kein Bote Gottes,“ antwortete die arme Seele, „statt dreier Tage werde ich ja hier schon viele Jahre gequält.

Da erklärte ihr der Engel, daß ihr nur die schwere Qual den einen Tag so lang erscheinen lasse, gestattete ihr aber, den Handel rückgängig zu machen, da der Leib glücklicherweise noch nicht beerdigt war. Die arme Seele konnte freilich nicht mit beiden Händen zugreifen, aber sie nahm den Vorschlag mit größter Freude an und wurde in den Körper zurückgebracht, wo sie noch ein volles Jahr mit der alten schmerzhaften Krankheit verbrachte. Dann kam sie freilich nach dem Tode direkt in den Himmel, aber den einen Tag im Fegefeuer hatte sie ganz umsonst zugebracht, und gelernt hat sie auch nichts dabei.

Und überhaupt ist das Belehren und Bessern nicht immer der Hauptzweck dieser dritten Form des Zeitmärchens. Die Täuschung über den Verlauf der Zeit ist oft das Werk eines Zauberers oder dient den Charakter eines Menschen zu erproben:

„Lob und Preis sei ihm, der seinen Diener zur Zeit der Nacht von dem heiligen Tempel zu Mekka zu dem entfernten Tempel von Jerusalem geführt. Diesen Gang haben wir ihm gesegnet, damit wir ihm unsre Wunder zeigen. Gott hört und sieht alles.“

Mit diesen Versen beginnt die siebzehnte den Titel „Die Nachtreise“ führende Sure des Koran. In den ersten Zeiten des Islam ist noch darüber gestritten worden, ob Mohammed nur eine nächtliche Vision gehabt, oder wirklich die Wunderreise gemacht hat. Später ist letztere Auffassung die herrschende geworden und die Reise ist von Kommentatoren des Koran mit einer Menge wundervoller Zuthaten ausgeschmückt worden: Der Prophet wurde zuerst von dem Wunderthier Al Borak zum Tempel in Jerusalem, der in dieser Nacht in all seinem Glanz wiedererstand, getragen, dann vom Erzengel Gabriel durch alle sieben Himmel und vom Engel Israfil bis zum Throne Gottes geführt; nach Jerusalem zurückgekehrt, bestieg er wieder den Al Borak und langte noch vor Sonnenaufgang wieder in Mekka an.

Allein, wie uns, seit lange an Eisenbahnfahrten Gewöhnten, ein Zug, der nur 40 Kilometer in einer Stunde zurücklegt, schon zu langsam erscheint, so erschien bald der orientalischen Phantasie die Dauer einer ganzen Nacht für diese Reise zu viel und es wurde nun erzählt, sie sei so schnell vor sich gegangen, daß Mohammed bei seiner Rückkehr sein Bett noch warm fand und von einem vollen Wasserkrug, den er bei seiner Auffahrt umgestürzt hatte, kaum einige Tropfen ausgeflossen waren.

Man hat in der persischen Legende von der Fahrt des Arda Viraf durch Himmel und Hölle die Quelle der mohammedanischen finden wollen.[4]) Aber diese Reise der Seele Arda Virafs, während der Körper im Schlafe liegt, dauert sieben Tage und könnte eher zu den Quellen der Göttlichen Komödie gerechnet werden. Zu unsern Zeitmärchen gehört sie jedenfalls nicht.

Jedoch fanden sich auch schon im Islam Zweifler, welche an die Legende der schnellen Fahrt nicht glauben wollten. Einem Sultan von Aegypten machte die Erzählung so viel Kopfzerbrechen, wie dem Choni Hawangal und dem Abt Erpho der Psalmenvers XC, 4. „Wie konnte die Reise durch die sieben Himmel so schnell gemacht werden,“ fragte er seine Theologen, „da ihr doch lehret, daß jeder Himmel fünfhundert Jahrreisen groß und ebenso weit vom anderen entfernt ist.“[5])

Um den königlichen Zweifler zu belehren, begab sich der gelehrte Scheich Schahabeddin in dessen Palast. Nachdem er dem Sultan einige Taschenspielerstückchen vorgemacht hatte, erbot er sich, ihm ein noch größeres Wunder zu zeigen, wenn er sich ganz entkleiden und den Kopf in eine Kufe Wasser tauchen und schnell wieder

1) S. Beilage vom 2., 5. und 6. Juni d. J.
2) Vgl. Purgatorio III 138, XXI 58—68.
3) Bonum universale de apibus II, 51, § 11.

4) Grillparzers „Traum ein Leben“ von Rudolf v. Payer, in „Oesterreichisch-ungarische Revue“, November, Dezember 1890. Bd. X, Seite 165.

5) „1001 Nacht“, Geschichte des Scheichs Schahabeddin, Nacht 14, und Erzählung des ersten Veziers in „Die Vierzig Veziere . . .“ aus dem Türkischen von Dr. W. Fr. A. Behrnauer, Leipzig 1851.

herauszziehen würde. Der Sultan erfüllte den Wunsch des Scheichs, aber kaum hatte er den Kopf ins Wasser getaucht, als er sich auf einem Berge am Ufer des Meeres befand. „Ha, treuloser Scheich," rief er aus, „du hast mich grausam betrogen und willst mir meinen Thron rauben; wenn ich aber je wieder nach Aegypten kamme, von wa deine verfluchte Zauberei mich entrückt hat, sa werde ich mich an dir rächen." Aber das half ihm vorläufig nichts und es blieb dem stolzen Sultan nichts anderes übrig, als sich im fremden Lande für einen schiffbrüchigen Kaufmann auszugeben. Als salcher fand er Mitleiden und erlebte eine Reihe merkwürdiger Abenteuer, ward auf seltsame Weise Gatte einer reichen Frau, mit der er sieben Jahre glücklich lebte, sieben Söhne und sieben Töchter zeugte. Aber da sie in den Tag hinein lebten und nichts erwarben, verarmten sie endlich und der Sultan mußte, um seine Familie zu ernähren, Lastträger werden. Da erinnerte er sich wieder an seinen früheren Stand und an den bäsen Streich, den ihm der Scheich gespielt hatte. Als er aber einmal, um die Abwaschung vor dem Gebet zu verrichten, den Kopf ins Wasser tauchte und wieder herauszog, fand er sich zu seinem hächsten Erstaunen wieder in seinem Palast zu Kaira, van seinen Beamten und Hofleuten umgeben, zwischen ihnen den Scheich Schahabeddin. Den wallte nun der ergrimmte Sultan hinrichten lassen, zur Strafe, daß er ihn durch sieben Jahre des Thrones beraubt und sagar zum Lastträger erniedrigt hatte. Vergebens waren die Betheuerungen des Scheichs, daß der Sultan eben den Kopf in die Kufe gesteckt und wieder herausgezagen habe, vergebens bestätigten dies alle Anwesenden. Der Sultan schalt sie alle Verräther und Betrüger und zog den Säbel, um dem Scheich den Kopf abzuhauen. Da stieg dieser rasch in die noch dastehende mit Wasser gefüllte Kufe und befand sich durch seine Zauberkunst im Augenblick in Damaskus. Van dart schrieb er dem Sultan, er habe sein Kunststück nur gemacht, um ihm die Wahrheit van Mohammeds wundervaller Reise zu beweisen. Daran zu glauben fand sich der Sultan wohl bereit, aber dem Scheich wollte er dach nicht verzeihen und er ersuchte den Herrscher von Damaskus, ihn hinrichten zu lassen.

Wie der zauberkundige Scheich dem Tode entging, interessirt uns hier nicht weiter, und wollen wir nur bemerken, daß die Abenteuer dieses Sultans an die Verwandlung des Königs Nebuchadnezar, an die Verdrängung König Salamons vom Throne und an die zahlreichen mittelalterlichen Erzählungen vom bestraften übermüthigen Manarchen erinnern. In diesen wird aber die lange Leidenszeit wirklich durchlebt.

Die Erzählung der 1001 Nacht ist jedenfalls nicht die Quelle des Märchens, das viel früher als die ganze Sammlung nach Europa gelangte. Wir finden es da zuerst bei mit Arabern verkehrenden Natianen: Juden, Italienern und Spaniern. Jakob Ibn Sahula, der im 13. Jahrhundert lebte, erzählt, wie ein junger Mann aus Jerusalem nach Aegypten kam, um die Zauberkunst zu erlernen. Ein Greis bot sich ihm als Lehrer an, aber der junge Mann hatte kein Zutrauen zu seinem Wissen und lehnte sein Anerbieten ab, genoß aber von dem Getränk, mit dem der Greis ihn bewirthete. Kaum hatte er ihn verlassen, als er in eine Zisterne fiel. Nachdem er diese verlassen, kam er in eine große Stadt, wa er sich niederließ und im Laufe der Zeit zu solchem Ansehen gelangte, daß der Känig ihm seine Tochter zur Frau gab. Diese gebar ihm einen Sohn, der eines Tages in eine Cisterne fiel; als der Vater ihn heraufholen wallte, fand er den Greis, den er als Lehrer verschmäht hatte und der ihn, um ihm einen Beweis seiner Zauberkunst zu geben, diese Reihe von Ereignissen in wenigen Minuten hatte in der Einbildung durchleben lassen.[6])

Mit den Kunststücken eines Zauberers haben wir es hier wie in 1001 Nacht zu thun und die Erlebnisse der Bezauberten haben manche beiden Märchen gemeinsame Züge. Der Zweck ist aber im jüdischen nicht mehr die Belehrung eines Zweiflers, sandern der Nachweis der Lehrbefähigung eines Zauberers. Mir scheint dies die ursprüngliche Fassung des Märchens gewesen zu sein, oder vielmehr diese hatte, wie jedes Märchen, gar keine Tendenz.

So finden wir denn auch in den italienischen Cento novelle antiche, von denen manche noch im 13. Jahrhundert aufgeschrieben wurden, das Zeitmärchen als einfaches unterhaltendes Zauberstückchen, man könnte sagen Taschenspielerstück. Die Novelle XXI, Come tre maestri di nigromanzia vennero alla corte dell' emperadore Federigo, erzählt, wie einst drei Zauberer an den Hof Kaiser Friedrichs (es ist wahl der des Zweiten in Palerma gemeint) kamen und allerlei Kunststücke machten. Man wollte eben zu Tische gehen und reichte das Wasser zum Händewaschen herum, als sie baten, der Kaiser möge dem Grafen van San Banifazio auftragen, ihnen gegen ihre Feinde zu Hülfe zu ziehen. Der Kaiser willfahrte ihrem Wunsche und der Graf zag mit ihnen. Er kam in eine große Stadt, ein graßes Heer wurde unter seinen Befehl gestellt. Er schlug die Feinde in mehreren großen Schlachten, heirathete, ward Beherrscher des Reiches und bekam Kinder. Die Zauberer, die ihn inzwischen verlassen hatten, kehrten wieder zurück, als sein Sohn schan das 40. Jahr erreicht hatte und schlugen ihm var, wieder an den kaiserlichen Hof zurückzukehren. Der schan altgewardene Graf weigerte sich anfangs. „Es ist inzwischen gewiß schon mehr als ein Thronwechsel vor sich gegangen und Niemand wird mich dart kennen," meinte er. Endlich ließ er sich aber doch bereden und ging mit den drei Zauberern an den Hof. Dart traf er den Kaiser und seine Barone noch mit dem Händewaschen beschäftigt, und ganz verblüfft erzählte er ihnen seinen ganzen langen Lebenslauf, „was dem ganzen Hof zu schönster Unterhaltung diente".

Merkwürdig ist, daß das Wasser in allen drei Erzählungen eine Rolle spielt. Der Sultan van Aegypten taucht in eine Wasserkufe, der Jüngling aus Jerusalem fällt in eine Cisterne und am Hofe Kaiser Friedrichs wäscht man sich die Hände.

Viel ausführlicher und mit allerlei Details ausgeschmückt wird diese Ritter- und Zaubergeschichte in der von A. Wesselofsky herausgegebenen „Il Paradiso degli Alberti" betitelten Sammlung von Erzählungen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts erzählt.[7])

Hier wird ausdrücklich Friedrich II. genannt, der zur Feier seiner Thronbesteigung große Feste in Palermo veranstaltete, bei denen sich außer Rittern und vornehmen Herren auch allerlei fahrendes Volk, Lustigmacher, Gaukler und Zauberer einfanden. Unter Anderen kam auch der nach Dante (Inferno XX 115)

> Das trügerische Spiel der Zauberkünste
> Wohl verstehende

Michael Scotus mit einem Begleiter, Beide als Chaldäer verkleidet. Sie erbaten sich, dem Kaiser ihre Künste zu

6) *A. d'Ancona*, Le fonti del Novellino, in Romania III (1874), S. 169, nach M. Steinschneiders „Manna", Berlin 1847, Seite 20 ff.

7) Il Paradiso degli Alberti, Ritrovi e ragionamenti del 1389, Romanzo di Giovanni da Prato, edito da *Alessandro Wesselofsky*, Bologna 1867 (Scelta di curiosità), II 190—217.

zeigen, und dieser wünschte, sie möchten zur Abkühlung der Hundstagshitze etwas Regen schaffen. Nichts war dem Schotten leichter als das. Er ließ regnen, donnern, hageln und blitzen, bis der Kaiser genug hatte. Als dieser ihnen dankbar die Gewährung eines Wunsches versprach, baten sie, ihnen einen tapferen Ritter zur Vertheidigung ihrer Rechte mitzugeben und wählten mit Gutheißung des Kaisers den 25 Jahre alten Deutschen, Pfalzgrafen Ulfo (oder Olfo). Dieser wollte seine Vasallen berufen und sich zur Heerfahrt rüsten, aber die Chatdäer erklärten, es sei nicht nöthig, sie hätten alles vorbereitet. Während man in der Burg zu Tische ging und das Wasser zum Händewaschen reichte, gingen sie mit dem Ritter zum Hafen, wo sie bereits zwei wohlbemannte und mit allem Nöthigen versehene Galeeren fanden, auf denen sie sich einschifften. Ausführlich wird die Reise längs der italienischen und spanischen Küsten, durch die Meerenge von Gibraltar, dann das Märchenland im Ozean (man kann an die Atlantis denken) beschrieben. Der Ritter besiegt mit seinem Heere die Feinde, deren König getödtet wird, heirathet dessen Tochter und wird König. Scotus und sein Begleiter verlassen ihn und kehren erst zurück, als Ulfo schon mehrere Kinder, darunter einen beinahe zwanzigjährigen Sohn hat. Sie laden ihn ein, mit ihnen wieder nach Sicilien zu reisen. Er weigert sich anfangs, denn er möchte sein Reich nicht verlassen, auch meint er, „der Kaiser ist wohl schon todt, und es sind dort lauter neue Herrscher" (rinovellate tutte le signorie). Endlich gibt er ihren wiederholtem dringenden Bitten nach, bestellt seinen Sohn, die Königin und deren Mutter zu Regenten bis zu seiner Rückkehr und schifft sich mit den „Chatdäern" ein. Nach mehrmonatiger Fahrt treffen sie in Palermo ein, wo alles unverändert und der Kaiser mit seiner Gesellschaft im Begriffe ist, zu Tisch zu gehen, „sie hatten das Händewaschen noch nicht beendet".

Ritter Ulfo ist ganz verblüfft, und als er seine Abenteuer und seinen Lebenslauf durch zwanzig Jahre erzählt, glaubt der Kaiser, er wolle ihn belügen. Inzwischen ist Scotus mit seinem Begleiter spurlos verschwunden, während Ulfo sich nicht überzeugen lassen will, daß er nur eine Minute der Täuschung durchlebt hat. Stets sehnt er sich nach seinem Reich, nach Frau und Kindern, und er, der früher der lustigste und unterhaltendste unter den Baronen am Kaiserhofe war, blieb nun sein Lebenlang melancholisch.

„Da sieht man, welchen Einfluß die teuflischen Illusionen haben," sagt am Schluß der Erzähler.

Es ist darüber gestritten worden, ob der Verfasser des Paradiso (Giovanni da Prato) die Erzählung des alten Novellisten, mit dem er an manchen Stellen wörtlich übereinstimmt, nur erweitert habe, oder ob Beide eine ausführliche Erzählung aus dem Volksmunde zur Quelle hatten, die in der Cento novelle anticho abgekürzt erscheint. Aber hier hat diese Frage für uns keine Wichtigkeit. Hervorheben wollen wir nur, daß in der Erzählung schon eine moralische Tendenz wahrzunehmen ist.

Noch tendenziöser wird das Märchen in Spanien, wo es die Undankbarkeit des Menschen beweisen will. Der Infant Don Juan Manuel (1282—1347) erzählt in seiner Erzählungssammlung „El Condo Lucanor",*) wie ein Dechant von Santjago nach Toledo reiste um dort die Zauberkunst (nigromancia) zu erlernen. Während der junge Mann aus Jerusalem zu dem Wissen des sich ihm anbietenden Lehrers kein Vertrauen hatte, suchte der Dechant sogleich nach seiner Ankunft in Toledo den ob seines Wissens berühmtesten Lehrer dieses Faches, Don Illan, auf. Dieser nahm ihn sehr gut auf, erklärte sich bereit, ihn zu unterrichten, setzte aber hinzu, er fürchte, sein Schüler, der Aussicht habe, zu hohem Range zu gelangen, werde, wie alle Großen, die empfangenen Wohlthaten vergessen und sich undankbar bezeigen. Darauf betheuerte der Dechant, er werde nie seines Lehrers vergessen und ihm in allem stets zu willen sein. Don Illan führte ihn nun in ein abgelegenes verstecktes Kellergemach, um ihn im geheimen den verbotenen Unterricht zu ertheilen, vorher aber befahl er seiner Dienerin, Rebhühner für das Nachtmahl vorzubereiten. Kaum hatte der Unterricht begonnen, als zwei Männer eintraten und dem Dechanten einen Brief seines Oheims, des Erzbischofs, überbrachten, in welchem seine gefährliche Erkrankung gemeldet wurde, mit der Bitte, der Neffe möge sofort zurückkehren, wenn er ihn noch am Leben finden wolle. Der Dechant schrieb zurück, er werde kommen, blieb aber bei Don Illan, da er keine Lust hatte, seine Studien zu unterbrechen. Nach vier Tagen kamen andere Boten mit der Meldung, der Erzbischof sei gestorben und nach weiteren acht Tagen eine Deputation, um dem Dechanten zu melden, daß er zum Nachfolger seines Oheims gewählt worden sei. Don Illan gratulirte ihm und bat, er möge seinem Versprechen gemäß sich dankbar bezeigen und das erledigte Dechanat seinem Sohne verleihen. Der neue Erzbischof bat ihn freundlichst, von dieser Bitte abzustehen, da er die vakante Stelle seinem eigenen Bruder verleihen müsse, er möge nur mit seinem Sohne nach Santjago kommen, da werde er sich dankbar erweisen. Sie zogen also Alle nach Santjago, wo der Erzbischof nach einiger Zeit ein Breve des Papstes mit seiner Ernennung zum Erzbischof*) von Tolosa und der Erlaubniß seinen Nachfolger in dem Sitze von Santjago zu ernennen erhielt. Don Illan bat ihn nun, seinen Sohn dazu zu ernennen. Thut mir leid, antwortete der undankbare Schüler, aber diese Stelle muß ich dem Bruder meines Vaters verleihen. Auf die Einwendungen Illans forderte er ihn auf, mit ihm nach Tolosa zu gehen, wo er ihn glänzend schadlos halten werde. Nachdem sie dort zwei Jahre verbracht hatten, wurde der ehemalige Dechant wieder zum Kardinal vom Papste ernannt, mit der Erlaubniß, seinen Nachfolger zu bestimmen. Diesmal ward Illan, die Ernennung seines Sohnes fordernd, schon zudringlicher und erinnerte den Kardinal an seine wiederholt gegebenen und nicht gehaltenen Zusagen. Der aber sagte, er müßte das Bisthum dem Bruder seiner Mutter, einem würdigen Manne, verleihen, Don Illan möge ihn nur mit seinem Sohne nach Rom begleiten, wo er reichlich Gelegenheit haben werde, ihn zu belohnen.

Aber auch in Rom hielt er als Kardinal und später, als er zum Papst gewählt wurde, seinen Lehrer mit Versprechungen hin, die er nicht erfüllte, und als dieser die Geduld verlor und Seiner Heiligkeit recht derb die Wahrheit sagte, drohte der aufgebrachte Papst, ihn einkerkern und ihm den Prozeß als Ketzer und Zauberer machen zu lassen. Daraufhin antwortete Don Illan, er verlasse ihn nun, wolle aber vorher Nachtmahl essen und befahl der Dienerin, die Rebhühner ans Feuer zu stellen. Da erwachte der Dechant aus seiner Bezauberung und saß wieder im Kellerzimmer Don Illans, ob seiner Undankbarkeit tief beschämt und bekam nicht einmal von den Rebhühnern zu kosten.

So endet das spanische Märchen, zum Theil an das deutsche „Von dem Fischer und seiner Frau" (Grimm

*) Kap. 13 in der Ausgabe von A. Keller, Stuttgart 1839.

*) Im Original heißt es obispo, aber ich begreife nicht, wie man vom Erzbischof zum Bischof avanciren kann.



Nr. 19) erinnernd. Ob dieses, der neuen Mode gemäß, schon zu einer Oper verarbeitet wurde, weiß ich nicht, aber das spanische ist schon vor beinahe dreihundert Jahren auf die Bühne gebracht worden. Jedenfalls vor 1622 hat der ältere Zeitgenosse Calderons, der 1639 gestorbene Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza sein Drama „La prueba de las promesas" („Die geprüften Versprechungen") verfaßt.[1])

Der Conde Lucanor war die direkte Quelle Alarcons, wie er selbst angibt, und er scheint auch keine zweite gehabt zu haben. Was er hinzufügte, um aus dem Märchen ein Mantel- und Degenstück mit Liebhabern, schlauen Dienern, bestechlichen Zofen und dergleichen zu machen, hat er wohl seiner eigenen Phantasie oder dem gemeinsamen Personen- und Intriguenfonds der spanischen Komödie entnommen. Der Zauberlehrer heißt auch bei ihm Don Illan, ist aber dabei ein vornehmer Herr; der Schüler ist kein Dechant, sondern ein weltlicher Edelmann, und demgemäß sind auch die Würden, zu denen er noch und nach emporsteigt, weltliche. Auch ist es ihm nicht um das Studium der Zauberkunst zu thun, sondern er führt sich unter diesem Vorwand bei Don Illan mit Absichten auf dessen Tochter ein. Dieser aber durchschaut ihn und läßt ihn, um ihn der Undankbarkeit zu überführen, durch seine Zauberkunst in der Zeit, die gebraucht wird um ein Pferd zu satteln, die Ereignisse vieler Jahre durchleben.

Aber Don Illan will nicht bloß den Freier, sondern auch seine eigene Tochter prüfen:

Todas fueran
Fantasticas ilusiones
— — — — — —
Para conocer asi
Las verdades de dos pechos

sagt er am Schlusse des Stückes. Und nicht bloß die Tochter, auch die anderen Personen unterliegen dem Zauber, so daß das Drama noch märchenhafter erscheint, als das Märchen. Dr. Marcus Landau.

(Schluß folgt.)

Der Kongreß von Chatillon.

II.

H. Angesichts der schroffen Ablehnung Rußlands griff Metternich einen neuen Plan auf: er wollte Rußland gänzlich isoliren. Allein dazu war Friedrich Wilhelm nicht zu haben; um keinen Preis, erklärte er, werde er sich von Alexander trennen. Doch auch von preußischer Seite wurde einem Vermittlungsvorschlag zugestimmt. Demgemäß sollte mit Napoleon entweder in Chatillon oder nach dem Einmarsch in Paris auf Grund der schon bisher aufgestellten Bedingungen Friede geschlossen werden, es wäre denn, daß eine spontane Volksbewegung den Imperator seiner Machtstellung entkleiden würde. Als Metternich für den Fall, daß der Zar auch diesen Vorschlag verwerfen würde, mit dem Austritt Oesterreichs aus der Koalition drohte, wollte Alexander diese Verantwortung denn doch nicht auf sich nehmen; er gab seine Zustimmung, und damit war eine Krisis beendigt, die der österreichische Minister „eine der außerordentlichsten Epochen der Welt" nannte.

Die nächste Folge war, daß in Chatillon die Verhandlungen wieder in Fluß kamen, daß aber auch Schwarzenberg davon abstehen mußte, die Offensive im Sinne des alten Operationsplanes zu unterbrechen. Von thatkräftiger Unterstützung Blüchers war freilich nicht die Rede, wenn auch der oft erhobene Vorwurf, der alles Mißgeschick der schlesischen Armee bloß auf die zaudernde Haltung Schwarzenbergs zurückführen will, nach Fourniers Auseinandersetzung nicht mehr aufrecht zu halten ist.

Bekannt ist die von Maret erzählte Episode, die sich in Napoleons Hauptquartier zu Nogent am Morgen des 8. Februar abspielte. Napoleon hatte in der Nacht vorher seine Einwilligung gegeben, daß Caulaincourt von Maret angewiesen werde, nöthigenfalls Belgien, das ganze linke Rheinufer, Italien und die Kolonien aufzugeben. Als aber Maret früh Morgens die Unterschrift des Kaisers erbitten wollte, fand er diesen über Landkarten gebeugt, und Napoleon schob das Schriftstück verächtlich beiseite. „Es handelt sich jetzt um ganz andere Dinge. Ich bin eben daran, Blücher zu schlagen!" — Das Wort war keine leere Prahlerei. Am 14. Februar wurde Blücher aufs Haupt geschlagen und mußte den Rückzug antreten. Damit war die Lage wieder von Grund aus verändert; mit Recht gibt Fournier dem Abschnitt die Ueberschrift: Napoleon redivivus. Während noch vor wenigen Tagen die einzige Hoffnung Napoleons auf dem Kongreß beruht hatte, sahen jetzt die Verbündeten mit ängstlicher Spannung dem Ausgang der Friedensverhandlungen entgegen.

Es versteht sich von selbst, daß jetzt der Vertreter Frankreichs höheren Ton anschlug, und ebenso wenig kann überraschen, daß nunmehr von Oesterreich und England versucht wurde, Hand in Hand mit Caulaincourt gegen Rußland und Preußen zu arbeiten. Es sei doch eine häßliche Sache, bemerkte Metternich, an der Seite von 50,000 Kosaken und Baschkiren kämpfen zu müssen.

Es würde zu weit führen, auf alle einzelnen Zwischenfälle am grünen Tische in Chatillon einzugehen. Die Rollen waren ganz und gar vertauscht. Während vor der Niederlage Blüchers die Verhandlungen von den Vertretern der verbündeten Mächte hingezogen worden waren, um von den Ereignissen auf der Walstatt die Entscheidung über Napoleons Sein oder Nichtsein abzuwarten, war jetzt Caulaincourt „ohne Instruktion" und wollte von bindenden Erklärungen nichts hören. Durch den von Schwarzenberg recht zur Unzeit mit Berthier abgeschlossenen Waffenstillstand wurde die militärische Lage der Verbündeten noch verschlimmert; damit war die Hoffnung auf glimpflichen Erfolg der Diplomaten nahezu abgeschnitten. Auch der Wagemuth des Zaren war abgekühlt, und Friedrich Wilhelm erging sich, wie es in Hardenbergs Tagebuch heißt, wie Cassandra in düsteren Weissagungen. Während Alexander auf möglichste Konzentrirung aller Streitkräfte drang und Blücher ungebrochenen Muthes immer wieder zum Schlagen aufforderte, wollte Schwarzenberg, dem vor den „Strömen von Blut" graute, von weiteren Angriffsplänen nichts mehr wissen: der Rückzug an die Aube begann. Der Klagen und Anklagen war kein Ende; der Koalition schien ein schimpfliches Ende beschieden.

Doch noch einmal gelang es, in einem großen Kriegsrath zu Bar sur Aube, dem die drei Monarchen und die höchsten Würdenträger der Diplomatie und der Generalität beiwohnten, mannhaftere Entschlüsse durchzusetzen. Es wurde gemeinsames Vorgehen der drei Armeen vereinbart, und zugleich sollte in Chatillon, das inzwischen sogar in französische Gewalt gekommen war, eine ernstere

[1]) Im Bande XX der Biblioteca de Autores españoles, Madrid 1852; erster Druck Barcelona 1634.

Sprache geführt und dem Gegner jede Hoffnung auf Sprengung der Koalition benommen werden. Wie energisch aber auch die neuen Instruktionen klingen mochten, es war deutlich herauszuhören, daß die Verbündeten gar nicht mehr daran dachten, die hypothetische Frage aufzurollen, daß sie mit Vergnügen bereit wären, mit Napoleon Frieden zu schließen.

Allein der Sieger, dem jetzt wieder in allen Städten begeisterter Jubel des Volkes entgegenbrauste, war nicht mehr in der Stimmung, die alten Zugeständnisse einzuräumen. Die Frankfurter Basis, schrieb er an Caulaincourt, könne allenfalls anerkannt werden, von Belgien dürfe nicht mehr die Rede sein; dagegen wollte er auf Besetzung Chatillons verzichten, auch Castlereagh sollte unbehelligt über Calais korrespondiren dürfen, überhaupt sollte den Verhandlungen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, „denn alles was unter dem geheiligten Namen des Friedens geht, hat in unsern Augen das Recht auf höchste Achtung und Aufmerksamkeit". Napoleon fühlte sich offenbar als Herr der Situation und wollte den Verbündeten deutlich vor Augen bringen, daß die „unwürdige Nachgiebigkeit" ein Ende gefunden habe.

Als aber die eisernen Würfel wieder ins Rollen kamen, fiel die Entscheidung wider ihn. Die Hauptarmee der Verbündeten erfocht den glänzenden Sieg bei Bar sur Aube. Darauf wurden die in Lusigny wegen eines Waffenstillstandes angeknüpften und bisher von Napoleon hingehaltenen Verhandlungen von den Verbündeten abgebrochen. Noch wichtiger war es, daß die neue Wendung des Waffenglückes einen festeren Zusammenschluß der Mächte zur Folge hatte. Hauptsächlich auf Betreiben Castlereaghs wurde am 9. März der Vertrag von Chaumont abgeschlossen, wodurch bereits für den Fall, daß die Verhandlungen in Chatillon erfolglos verlaufen sollten, die nöthigen politischen und militärischen Vorkehrungen getroffen wurden. Jeder der verbündeten Staaten sollte 150,000 Mann ins Feld stellen und England außerdem bedeutende Subsidien zahlen, kein Staat sollte ein Separatabkommen mit Frankreich schließen, die kleineren europäischen Mächte sollten „nach Bedarf" herangezogen werden. Der Vertrag wurde „vorläufig" auf zwanzig Jahre abgeschlossen, und auch nach dem Friedensschluß sollten die Verbündeten zum Schutz ihrer Abmachungen und zur Abwehr imperialistischer Uebergriffe starke Streitkräfte unter den Waffen halten.

Es wäre aber ein Irrthum, wollte man glauben, daß mit dem Vertrag von Chaumont ein Geist frischerer Kraft und Einmüthigkeit in die Koalition gekommen wäre. Die Absichten und Pläne der Mächte gingen in politischer wie militärischer Beziehung ebenso weit auseinander, wie zuvor. Die Klagen über die Verwendung der einzelnen Heeresabtheilungen nahmen kein Ende; die Kriegführung Schwarzenbergs wurde nach wie vor bemängelt, ja, es kam darüber zu einem Zerwürfniß, das unheilbar schien. Friedrich Wilhelm sprach offen das Wort Verrath aus; das Verhalten Schwarzenbergs, erklärte er, könne gar nicht anders gedeutet werden, als daß er Blücher zugrunde richten wolle und mit Napoleon unter einer Decke stecke. Ein Brief Metternichs an Stadion vom 13. März bietet ein gar merkwürdiges Stimmungsbild. „Sie haben keine Idee davon, was man uns hier im großen Hauptquartier leiden läßt. Ich kann nicht mehr, und der Kaiser Franz ist bereits krank. Sie sind Alle verrückt und gehören ins Irrenhaus. Wir werden immer hingestellt, als wollten wir die Monarchie verkaufen, als hätten wir keinen größeren Wunsch, als geschlagen und aufgezehrt zu werden, als ob Oesterreich die fremde Sklaverei verehrte, kurz, als ob wir Dummköpfe wären. Ich glaube aber, daß wir allein nicht verrückt sind. Vielleicht sind wir es auch, denn es ist ein Zeichen der Narrheit, sich für gescheidt zu halten. Gott führe uns zu einem guten Ende!" Doch wurden nicht bloß von Verrückten und Maulhelden, wie Metternich meinte, in die Befähigung und vor allem in den guten Willen des Agamemnon im Lager der Verbündeten Zweifel gesetzt. Auch der nüchterne Lord Burghersh schrieb an den englischen Prinz-Regenten, es fehle Schwarzenberg ebenso an der Einsicht, wie er sich aus seiner schwierigen Lage befreien könnte, wie an Muth, die unter allen Umständen gebotene Schlacht zu wagen.

Nur die eiserne Noth hielt die Verbündeten trotz alledem zusammen; die Gewißheit, daß Napoleon die endgültige Sprengung des Bundes nur dazu benutzen würde, die Einzelnen zu schlagen, war das Bindemittel, das die Aufgeregten immer wieder beschwichtigte und wenigstens eine Art gemeinsamer Operation ermöglichte.

Doch auch Caulaincourt war nicht auf Rosen gebettet. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Stimmung in Frankreich, die sich unter dem Eindruck der Februar-Siege zu flüchtiger Begeisterung erhoben hatte, durch die Niederlage bei Bar sur Aube, den Rückzug der Marschälle Soult und Macdonald, den Abbruch der Verhandlungen in Lusigny wieder einen höchst bedrohlichen Charakter annahm. Das Herabsinken der Staatsrente auf 50 Francs lieferte den Beweis, daß auch schon die Börse den geschlagenen Kaiser zu den Todten geworfen habe. Für Caulaincourt war es klar, daß Opfer, sogar große Opfer, gebracht werden müßten, um das Kaiserreich zu retten, doch auch seine dringlichsten Vorstellungen blieben unbeachtet. Napoleon, immer noch in der Hoffnung auf eine günstigere Wendung des Waffenglückes, wollte sich höchstens zu geringfügigen Zugeständnissen verstehen; es war ihm nur, um vor der französischen Nation seine Friedensliebe zu dokumentiren, darum zu thun, daß der Kongreß fortfahre, zu funktioniren; die Forderungen der Verbündeten aber verwarf er, da sie ihm als „Entehrung der siegreichen Adler", als „Demüthigung der französischen Nation" erschienen.

Wie Caulaincourt, so wollte auch Metternich aufrichtig den Frieden, und zwar den Frieden mit Napoleon, schon deßhalb, weil von diesem zu erwarten war, daß er den polnischen Plänen des Zaren entgegentreten werde. Metternich kam also dem französischen Unterhändler so weit wie möglich entgegen, doch er konnte weder sich noch Andere darüber hinwegtäuschen, daß es dem Kaiser nur darum zu thun sei, den Kongreß festzuhalten, um seine militärische Stellung zu verstärken und glückliche Zwischenfälle abzuwarten. In Chatillon wurde nur geredet, doch nicht gehandelt. Wenn wir Alle krank würden, schrieb der Engländer Stewart nachhause, so könnten unsre Lakaien ganz gut unsre Funktionen übernehmen!

In einer von Caulaincourt am 10. März überreichten Denkschrift war die Betheuerung wiederholt, Napoleon wünsche nichts sehnlicher als den Frieden, doch könne er dazu nur auf der Frankfurter Grundlage die Hand bieten; von Einschränkung Frankreichs in die Grenzen vor den glorreichen Revolutionskriegen dürfe nicht die Rede sein; Frankreich fühle sicher das Bedürfniß nach Frieden mehr als jeder andere Staat, aber jedes Volk, wie jeder gutgesinnte Mensch stelle seine Ehre höher als selbst sein Dasein.

Keine Partei wollte ihre Forderungen einschränken, keine wollte Zugeständnisse machen —, unter diesen Umständen hielt auch Metternich die Auflösung des nutzlosen Kongresses für angezeigt. Caulaincourt mußte bestürzt



erkennen, daß die Gegner denn doch einmüthiger und entschlossener waren, als er gehofft hatte. Am 15. März legte er einen neuen Vertragsentwurf vor, doch auch dieser war noch weit entfernt vom Programm der Alliirten. Eine ganze Reihe Forderungen: Italien soll an Eugen Beauharnais fallen, der König von Sachsen wieder sein ganzes Besitzthum, Frankreich alle Kolonien und Faktoreien zurückerhalten u. s. w., durfte nicht auf Annahme von Seiten der Verbündeten zählen. Caulaincourt hatte dies wohl auch nicht erwartet, hatte aber gehofft, man werde den Entwurf ad referendum nehmen und ihn damit ins Hauptquartier senden. Als er aber darauf anspielte, wurde ihm schroff erwidert, eine solche Sendung könne unter den bestehenden Verhältnissen nicht mehr als nothwendig oder nützlich angesehen werden. Caulaincourt gerieth über die Abfertigung außer sich. „Seine Lippen zitterten," schreibt Humboldt, „und er wußte schließlich nicht mehr, was er sagen wollte." Es war ihm klar: der Kongreß ist gescheitert, man will keinen Frieden, wenigstens keinen Frieden mit Napoleon, die Rettung beruht nur noch auf dem Degen des Kaisers! Die Engländer verlangten denn auch sofortigen Abbruch des Kongresses, und die Vertreter der übrigen Mächte stimmten zu. In einer Schlußsitzung sollte, „um nicht den Schein muthwilliger Uebereilung auf sich zu laden," eine letzte Erklärung abgegeben werden, aus welchen Gründen eine Fortsetzung der Verhandlungen unstatthaft erscheine.

So geschah es am 18. März. Die von Stadion ausgearbeitete Erklärung betonte aufs neue, daß es durchaus nicht in der Absicht der Verbündeten gelegen habe, Frankreich zu kränken oder herabzuwürdigen; Frankreich in den Grenzen von 1792 würde seiner zentralen Lage, seines natürlichen Reichthums, seiner Festungen wegen nach wie vor eine der stärksten Mächte des Kontinents sein, während das von Napoleon aufgestellte Gegenprojekt für Frankreich eine Ausdehnung verlange, die dem Grundsatz des Gleichgewichts widerspreche und Frankreich jene offensive Stellung ermögliche, die seine Regierungen schon so oft zu umstürzlerischen Unternehmungen verleitet habe. Da also die Forderung des Kaisers nur dazu angethan sei, die Verhandlungen in unnützer und bloßstellender Weise in die Länge zu ziehen, empfehle sich sofortiger Abbruch, und den Verbündeten obliege die Pflicht, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Regierung Frankreichs den Grundsätzen Europa's Rechnung tragen würde.

Nach Verlesung dieser Erklärung verlangte Caulaincourt, um nicht den Gegnern das letzte Wort zu lassen, eine neue Sitzung, in welcher er auf die ungerechte Anschuldigung seiner Regierung antworten wolle, doch es wurde ihm erwidert, daß eine nochmalige Besprechung der genugsam erörterten Fragen durchaus unzulässig erscheine. Eine „unwiderruflich" letzte Sitzung wurde zwar bewilligt, doch sollte sie nur zur Abfassung des Schlußprotokolls dienen.

In dieser Schlußsitzung am 19. März verlas aber Caulaincourt doch noch eine Gegenerklärung, durch welche — nicht ohne spitzige Anspielungen auf Einzelheiten der Kongreßverhandlungen — die französische Politik entschuldigt, die Handlungsweise der Verbündeten, die durchaus nicht berechtigt seien, im Namen Europa's zu sprechen, ins Unrecht gesetzt werden sollte. Es gab darauf noch allerlei scharfe Hiebe, nur mit Mühe konnte Stadion die Gemüther so weit beruhigen, daß die herkömmlichen Formalitäten in häßlichem Tone erledigt werden konnten. „Man schloß mit wechselseitigen Versicherungen des Bedauerns, daß man keinen größeren Erfolg erzielt habe, und ging auseinander. Die verbündeten Diplomaten vermieden es, nochmals mit dem Geschäftsträger Frankreichs zusammenzutreffen. Man besuchte sich nicht mehr und gab nur Visitenkarten ab, um der nothwendigsten Form zu genügen. Dann war, was man den Kongreß von Chatillon nannte, endgültig zu Ende."

Es lag aber nicht in Metternichs Absicht, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Am nämlichen Tage, an welchem der Kongreß für aufgelöst erklärt worden war, gelangten zwei vertrauliche Briefe des österreichischen Gesandten an Caulaincourt. Darin war der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß es nach Abbruch der unfruchtbaren Konferenzen nur um so leichter sein werde, dem Frieden näher zu rücken. Wenn Napoleon auf das unmögliche Gegenprojekt vom 15. März verzichten und die liebevollen Absichten seines Schwiegervaters, des Kaisers Franz, nicht länger verkennen wolle, werde sich noch alles zum Besten wenden lassen. Sobald dann Caulaincourt mit diskutirbaren Vorschlägen ins Hauptquartier kommen werde, dürfe er freundlichen Empfanges und unbefangener Würdigung versichert sein. „Ich werde mich beeilen," erwiderte darauf Caulaincourt, „ins Hauptquartier zu kommen, . . . vielleicht sind wir wirklich, wie Sie sagen, dem Frieden näher als vorher."

Doch die Erwartungen der beiden Minister gingen nicht in Erfüllung. Unmittelbar nach dem Abbruch der Verhandlungen in Chatillon traten Ereignisse ein, deren Nachwirkung sich auch Metternich nicht entziehen konnte. Ein Vertrauensmann des Grafen von Provence, Hr. v. Vitrolles, überbrachte eine Erklärung, die Bourbons seien bereit, unter den von den Mächten in Chatillon aufgestellten Bedingungen Frieden zu schließen, die Konstitution von Frankreich in allen wesentlichen Punkten anzuerkennen und für die Erzherzogin Marie Luise alles zu gewähren, was vom Wiener Kabinet verlangt werde. Das Anerbieten wurde im großen Hauptquartier wohlwollend aufgenommen, und wenn man auch vorerst keine bindenden Versicherungen gab, so wurde doch freundliche Unterstützung aller auf das Wohl Frankreichs zielenden Pläne in Aussicht gestellt. Die Anzeichen einer Abschwenkung von Napoleon mehrten sich, und Metternich mußte, um sich nicht einer Isolirung auszusetzen, die Schwenkung mitmachen. Zur Umstimmung mag auch mitgewirkt haben, daß dem Minister ein Schreiben Napoleons an Caulaincourt in die Hände fiel; darin war der Botschafter angewiesen, das Zugeständniß der Abtretung von Antwerpen, Mainz und Alessandria so lange wie möglich hinauszuschieben, da es in der Absicht des Kaisers liege, „auch nach der Ratifikation des Friedens die militärische Situation zu Rathe zu ziehen". Die Worte konnten nicht anders aufgefaßt werden, als: der Kaiser will warten, bis ihm Aussicht auf günstigeren Erfolg winken wird, dann aber keinen Augenblick zögern, den Krieg wieder aufzunehmen.

Napoleon hatte ja auch keineswegs der Hoffnung auf seinen „Stern" entsagt. Gerade in den Tagen, da der Kongreß zu Ende ging, hatte er einen ebenso kühnen, wie klug berechneten Plan ins Auge gefaßt: er wollte, um die feindlichen Armeen von der Hauptstadt abzuziehen, nach Elsaß und Lothringen ziehen, dort den Volkskrieg gegen die „Eindringlinge" anschüren und auf solche Weise dem Feinde den Rückzug abschneiden; dann wäre es ein Leichtes gewesen, nicht bloß den ängstlichen Schwarzenberg, sondern auch die entschlossneren Gegner aus dem Lande hinauszumanövriren, und der glänzende Erfolg hätte den kaiserlichen Thron stärker denn je befestigt.

Allein am 21. März wurde Napoleon bei Arcis in eine Schlacht verwickelt und aufs Haupt geschlagen. Es folgten die Vereinigung Schwarzenbergs mit Blücher, der Vormarsch gegen die Hauptstadt, die Erklärung der Stadt Bordeaux zugunsten der Bourbons, die Einnahme von Paris. Metternich und seine Kollegen veröffentlichten ein Manifest, das alle Schuld am Mißlingen des Kongresses von Chatillon auf die zur Zeit noch bestehende Regierung Frankreichs schob. „Frankreich hat“ — das war die Stelle, die man Hrn. v. Vitrolles zugesagt hatte — „wegen der Leiden, die es erduldet, nur seine eigene Regierung zur Verantwortung zu ziehen; der Friede allein kann die Wunden heilen, die ein Geist allseitiger Eroberung, wie ihn die Annalen der Welt nicht kennen, geschlagen hat.“

Das französische Volk hatte 1792 auf ein ähnliches Manifest mit begeistertem Kriegsruf geantwortet; jetzt schenkte es der Kundgebung seiner Gegner willig Gehör, die Sehnsucht nach Frieden gewann die Oberhand, der nationale Gedanke siegte über den weltbürgerlichen Ehrgeiz, den die Revolution und das Kaiserreich großgezogen hatten, und auf den Einmarsch der Verbündeten im frohlockenden Paris folgte die Zurückberufung der Bourbons.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Auffindung einer Büste des Kaisers Trajan.** Ueber bemerkenswerthe Funde von Kunstgegenständen und Schmucksachen aus der Römerzeit wird aus Nisch in Serbien berichtet: Beim Bau der neuen großen Brücke in Nisch stießen die Arbeiter während des Aushebens des Erdreiches in der Tiefe von 6 m auf den Kopf einer Bronzestatue, welche Spuren von Vergoldung zeigte. Weiter wurde eine goldene Nadel mit einer Kette gefunden, sowie ein Stern, in welchen Edelsteine eingefaßt waren. Die Bronzebüste wurde sofort in das serbische Nationalmuseum in Belgrad gesendet, wo der serbische Alterthumsforscher Professor Dr. Witkovic sie als die des römischen Kaisers Trajan erkannte. Auch die mit der Statue gefundenen Kleinodien gehören der römischen Kaiserzeit an.

* **Gradmessungs-Expedition.** Wie man aus Stockholm schreibt, sind die schwedischen Mitglieder der schwedisch-russischen Gradmessungs-Expedition wieder dort eingetroffen, während die russischen sich unterwegs von Spitzbergen befinden. Die Eisverhältnisse waren derartig, daß die Arbeiten während des Sommers darunter stark litten; besonders ungünstig waren die Bedingungen innerhalb des der schwedischen Abtheilung zugewiesenen Rayons. So ist es kein einziges Mal gelungen, das sogenannte Nordostland zu erreichen, und man hat die Arbeiten auf das der Treuren-Bai zunächstgelegene Territorium beschränken müssen. Dort, sowie an anderen Punkten, die das Gradnetz übrigens nicht berühren, hat man indessen umfassende astronomische und topographische Arbeiten ausführen können. Auch die Russen sind nicht imstande gewesen, die für den Sommer geplanten Arbeiten zu vollführen; eines ihrer Fahrzeuge ist vom offenen Meer abgeschnitten gewesen, und die verschiedenen Abtheilungen waren ohne Verbindung miteinander. Während der letzten Wochen mögen allerdings die Verhältnisse etwas günstiger gewesen sein. Horn-Sund, woselbst die russische Winterstation sich befand, war Anfang September von Eis völlig blockirt. Nach dem vom schwedisch-russischen Gradmessungskomitee entworfenen Arbeitsplan würde die Gradmessung zwei Jahre beanspruchen, und der schwedische Reichstag hat einen dementsprechenden Kredit bewilligt. Nunmehr wird es aber infolge der theilweise mißlungenen Expedition nothwendig sein, den Reichstag um einen weiteren Kredit anzugehen. Angesichts der großen Bedeutung der Gradmessung dürfte dieses Verlangen kaum abgewiesen werden.

* **Aachen.** **72. Deutscher Naturforscher- und Aerztetag.** Der dritte Redner zu dem Hauptthema: **Die Entwicklung der Naturwissenschaften im letzten Jahrhundert**, Geh.-Rath Prof. **Naunyn** (Straßburg i. E.), behandelte in seinem Referat „**Die Entwicklung der inneren Medizin.**“ Er führte u. a. aus: Vor 100 Jahren, im Beginn des 18. Jahrhunderts, hatte die Lust an der theoretisirenden Spekulation das Feld ganz gewonnen; Lust und Sinn für naturwissenschaftliche Arbeit war den naturphilosophischen Aerzten dieser traurigen Zeit völlig abhanden gekommen. Sie meinten und sprachen es geradezu aus, was sich durch Beobachtung und Sammeln von Erscheinungen lernen ließe — daran hätten sie mehr wie genug, ihre Aufgabe sei jetzt, auf diesem Schatze von Erfahrungen deduktiv weiter zu bauen; sie schufen Systeme der Krankheiten, und alles kam darauf an, die Stellung der einzelnen Krankheit „im System“ zu bestimmen; war das geschehen, so waren damit ihre Ursache, ihre Symptome und auch die Therapie gegeben! Aehnlich sah es, wie Helmholtz bezeugt, noch bis ungefähr 1840 in Deutschland aus — und 20 Jahre später (1860) stand die deutsche Medizin nicht nur der französischen und englischen gleichberechtigt, sondern führend da. Es geschah mit dem Erscheinen des **Lehrbuches der Physiologie** von **Johannes Müller**, eines jener Bücher, welche die Arbeit von Generationen zusammenfassen, um neuen Generationen den Weg ihrer Arbeit zu weisen, daß die deutsche Medizin sich plötzlich wieder ihres naturwissenschaftlichen Blutes bewußt wurde, und mit Stolz betont die zu neuem naturwissenschaftlichen Leben erwachte Heilkunde ihre **physiologische Grundlage**. Schon einmal, kaum ein Jahrhundert früher, war unter Haller ein solcher Anlauf unter der Führung der Physiologie gemacht, der dann im Brownianismus sein klägliches Ende fand. — Diesmal zeigte sich die praktische Medizin reif, dem allgemeinen Aufschwung der Wissenschaft zu folgen; durch die Einführung der Auskultation und der pathologischen Anatomie in die Klinik war das erreicht. Die Einführung der Auskultation in die physikalische Diagnostik verdanken wir dem großen Franzosen Laënnec und auch der Aufschwung der pathologischen Anatomie beginnt mit ihm. Doch waren es erst Rokitansky und schließlich Virchow, welche die pathologische Anatomie selbständig und für lange Zeit führend machten. Das Selbständigwerden der pathologischen Anatomie ist das Signal zur Gliederung der Heilkunde in die zahlreichen Einzeldisciplinen, in die sie heute zerfällt. Diese Gliederung — Zersplitterung — war nicht nur ein nothwendiger Entwicklungsakt, sondern sie stellt den entscheidenden Fortschritt dar und den Grund für die besondere, führende Stellung, welche die deutsche Medizin seitdem eingenommen hat. Denn Deutschland ging in dieser Beziehung voran, und noch heute ist in Deutschland für die Pflege der Einzeldisciplinen durch Errichtung von gesonderten Instituten und Laboratorien das Meiste geschehen. Diese wissenschaftlichen Anstalten und Laboratorien aber sind es, in denen die Mediziner selbständige naturwissenschaftliche Arbeit lernen. Mit den neuen Methoden, welche Physiologie, pathologische Anatomie, Histologie, physiologische Chemie uns gaben, ging nun die Klinik an das Studium der Krankheiten, um die Krankheitsbilder symptomatisch auszubauen. Der physiologischen Periode folgte die an glänzenden Erfolgen reiche kasuistische Periode der Nosographie, in der die klinische Medizin erst ihre Blüthezeit erreicht. Auf das Studium der Krankheitsursachen kam man erst spät wieder zurück; waren es doch die vorzeitigen Versuche, das Wesen, die Ursachen der Krankheiten zu finden, welche die medizinische Welt von Paracelsus bis Brown ins leere Theoretisiren getrieben hatten. Die ätiologische Periode unsrer modernen Aera beginnt nicht eigentlich mit Pettenkofer, den man als den bewußten Begründer der Hygiene, als einer selbständigen Wissenschaft bezeichnen kann, sondern mit dem Auftreten der Bakteriologie. Drei Männer sind es, die als die Begründer dieses bedeutendsten unter den jüngeren Zweigen der Heilkunde genannt werden müssen: Der Deutsche **Schwann**, der Franzose **Pasteur** und der Engländer **Lister**; das Hauptverdienst gebührt unzweifelhaft Pasteur. Die Pflanze, die Pasteur gepflanzt und gepflegt, sie trug dann in den Arbeiten Rob. Kochs die schönsten Früchte. Koch war es, der durch seine Methoden und seine Entdeckungen der Bakteriologie ihre Fruchtbarkeit, ihre Popularität gab. — Auch

die deutsche Heilkunde hat sich in ihrer Entwicklung in diesem 19. Jahrhundert ihrer Zeit werth gezeigt. Ihr Aufschwung geht Hand in Hand mit unserm nationalen Aufschwung, ohne aber dessen Folge zu sein; er stellt eine selbständige Aeußerung des Genius unsrer Nation dar, denn in seinen wichtigsten Vorgängen hat er sich vor 1870, ja sogar vor 1860 vollzogen. — Der vierte und letzte Redner war Hofrath Prof. Dr. Chiari (Prag), der über die „Entwicklung der pathologischen Anatomie mit Berücksichtigung der äußeren Medizin“ sprach. Erst im 19. Jahrhundert wurde die pathologische Anatomie zu einer wirklichen Wissenschaft. Dazu trugen in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts im allgemeinen bei die Verallgemeinerung der exakten Forschungsmethoden und die allmähliche Lossagung von präjudicirenden Systemen in den Naturwissenschaften überhaupt, im speziellen die Begründung der allgemeinen Anatomie durch Bichat, der neue großartige Aufschwung der Physiologie durch Magendie, Flourens, Charles Bell, Marshall Hall, Purkinje, Rudolphi und Johannes Müller, die Begründung der physiologischen Chemie durch Wolff, Pander, Baer und Bischoff und die Verbesserung des Mikroskops. Der Fortschritt in der pathologischen Anatomie wurde durch die Franzosen inaugurirt, und zwar durch die Pariser physikalisch-anatomische Schule. Ueberhaupt war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ansehen der pathologischen Anatomie gewaltig gestiegen und die Ueberzeugung entstanden, daß dieses Fach eines der Fundamente der praktischen Medizin sei, welches aber erst als selbständige Wissenschaft geschaffen werden müsse. Das geschah denn nun auch durch das Auftreten zweier Männer, Rokitansky's und Virchow's, welche sich in der glücklichsten Weise ergänzten, so daß Rokitansky den Unterbau schuf, auf welchem dann Virchow sein großartiges Gebäude der modernen Pathologie aufführte. Rokitansky verdanken wir die Aufstellung der meisten anatomischen Krankheitstypen, und er wird mit Recht von Wunderlich als Schöpfer der anatomischen Pathologie und von Virchow als erster wahrer descriptiver pathologischer Anatom bezeichnet. Die von ihm im Verein mit Skoda gegründete neue Wiener Schule hatte dieselbe Richtung wie die physikalisch-medizinische Schule der Franzosen, stieg aber zu weit größeren Leistungen empor. Durch Rokitansky's Handbuch der speziellen pathologischen Anatomie wurde die wissenschaftliche pathologische Anatomie eigentlich geschaffen, und darin liegt das unsterbliche Verdienst Rokitansky's. Nicht minder großartig war die Thätigkeit Virchows, dieses noch heute schaffensfreudigen, von den Aerzten der ganzen Welt hochverehrten Nestors der pathologischen Anatomie, der mit Recht als der Mittelpunkt der gesammten modernen Forschung auf pathologischem Gebiete bezeichnet werden kann. Sein Ideal, die theoretische Medizin als pathologische Physiologie zu gestalten, hat er in der That durch seine Arbeiten in reichem Maße verwirklicht. Unter diesen ragt vor allen hervor die Cellularpathologie, jenes wunderbare, leuchtende Bildwerk der ganzen Pathologie, wie Klebs sagt, wodurch das Prinzip festgesetzt wurde, daß die Zelle wirklich das letzte Formelement des menschlichen Organismus ist, und die Grundlage der ganzen modernen Pathologie, die Lehre von dem Sitz der Krankheiten in den Zellen, geschaffen wurde. Von der größten Bedeutung war ferner die exakte, ungemein vielseitige Methodik Virchows, und zwar nicht bloß für die Pathologie und die gesammte Medizin, sondern für die Naturwissenschaften überhaupt. In der jüngsten Zeit erhielt dann aber die pathologische Anatomie noch einen neuen mächtigen Impuls zur weiteren Entwicklung, und zwar durch die Entstehung der medizinischen Bakteriologie, als deren Gründer Koch anzusehen ist. Erst jetzt wurde es möglich, der Aetiologie vieler pathologischer Prozesse näher zu treten und so früher ungeahnte Fortschritte zu machen.

* **Göttingen.** Den Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Rudolf Beneke und Dr. Ludwig Aschoff, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Breslau.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Theodor Pfeiffer zu Jena ist zum ordentlichen Professor der Agrikulturchemie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor in Heidelberg Dr. K. Auwers ist zum ordentlichen Professor der Chemie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Königsberg.** Der Wirkl. Geh. Rath Ittenbach, der Generalauditeur der Armee und Marine, der am 1. Okt. d. J. aus seinem Amte ausscheidet, ist wie die „Königsb. Hart. Ztg.“ hört, von der juristischen Fakultät der Albertus-Universität zu Königsberg zum Dr. utriusque iuris ehrenhalber ernannt worden. Geheimrath Ittenbach hat in seiner Eigenschaft als Generalauditeur der Armee und Marine das Gesetz über die Militärgerichtsbarkeit ausgearbeitet und auch zur Annahme gebracht.

* **Christiania.** Prof. Abegg von der Universität Breslau ist von der hiesigen naturwissenschaftlichen Fakultät zum Nachfolger Prof. Waage's für anorganische und physikalische Chemie vorgeschlagen worden. Unter den zahlreichen Bewerbern um die vorgesehene Professur sind merkwürdigerweise nur zwei Norweger, die übrigen etwa 20 Bewerber sind Deutsche. Der Grund dafür, daß so wenige Einheimische auf diese Stellung rechnen, liegt wohl in den demnächst zu erwartenden Gründungen weiterer Hochschulen, der Technischen Hochschule, die jetzt in Drontheim errichtet wird, und der chemisch-pharmazeutischen Hochschule. Mit der Einrichtung der letzteren ist der auch in Deutschland bekannte Chemiker Dr. Mjöen beschäftigt, dem die Leitung wahrscheinlich übertragen werden wird.

w. **Die Stärke der spanischen Presse.** Nach einer vom spanischen Ministerium am 31. Mai 1900 angestellten Zählung beträgt die Zahl sämmtlicher periodischen Erscheinungen Spaniens 1347, gegen 1136 im Jahre 1892, aus welcher Zeit die letzte Zählung stammt. In der Zwischenzeit vermehrten sich die politischen Zeitungen der regierungsfreundlichen Richtung und die Fachzeitschriften für Handel, Industrie und Landbau, dagegen gingen die republikanischen Zeitungen und die Blätter der Freidenker, Freimaurer und Spiritisten zurück. Politische Zeitungen gibt es jetzt im ganzen 471, davon entfallen 60 auf die republikanische und 17 auf die sozialistische Partei. Weiter zählt man 95 religiöse Erscheinungen, darunter auch ein in Figueras erscheinendes, protestantisches Blatt, drei Zeitschriften der Freidenker, ebensoviel spiritistische und eine Freimaurerzeitung. Die meisten erscheinen in Madrid (328), dann in Barcelona (158), am wenigsten besitzen die Provinzen von Alava (3), Toledo (5) und Avila (5). Auf den Kanarischen Inseln gibt es 30 Blätter, auf den Balearen 31.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten. Herausgegeben von Dr. Frhr. v. Danckelmann. 13. Band, 3. Heft. Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn 1900. — W. Stavenhagen: Grundriß der Befestigungslehre. 3. umgearbeitete Auflage. Ebenda. — Dr. O. Kunow: Musterung, Aushebung und Invalidenprüfung. Ebd. — E. v. Hoffbauer: Entwicklung des Waffengebrauchs der Feldartillerie und des Schießens in größeren Artillerieverbänden in Preußen. Ebd.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Rossauer in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Furcht vor der Volksbildung.

Von Dr. Ernst Schultze.

Im Jahre 1878 erschien ein Buch, das ein ebenso unverdientes Aufsehen erregte wie so viele andere Bücher, die beweisen wollen, daß zweimal zwei gleich fünf sei. Es nannte sich „Der Schulmeister von Sadowa“ und hatte einen Pfarrer Joseph Lukas zum Verfasser. Lukas stellt hier für die Schule ein Sündenregister auf, wie es vollständiger noch kein Fanatiker ihr vorgeworfen hat. Er macht sie zum mindesten für alles verantwortlich, was an Mißständen in der Welt existirt — wenn nicht für einiges mehr. Sie degenerire den Adel, sie nivellire das Bürgerthum, sie verderbe die Bauern, sie schwäche die Körperkraft des Volkes, sie verwische die Originalität der Geister, sie ruinire die deutsche Industrie, sie erzeuge den Mangel an landwirthschaftlichen Dienstboten, sie rufe das Proletariat hervor, sie sei eine Karikatur der Gesellschaft — und was derartige Anklagen noch mehr sind.

Diese Feindschaft gegen die Volksbildung, die im Grunde genommen in einer fast abergläubischen Furcht vor ihr wurzelt, war natürlich durchaus nicht neu: sobald man überhaupt einmal von Bestrebungen sprach, die darauf ausgingen, eine gewisse Bildung weiteren Kreisen des Volkes zugänglich zu machen, so bald machte sich auch eine heftige Gegnerschaft dagegen geltend — eine Gegnerschaft, welche sich theilweise in den abenteuerlichsten Sprüngen gefiel. Auf der einen Seite waren es Mitglieder der herrschenden Gesellschaftsklassen, die von einer Ausbreitung der Volksbildung eine Erschütterung ihrer Stellung, wenn nicht gar eine gänzliche Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung befürchteten; auf der anderen Seite aber auch Gelehrte, die ihren Studien und Arbeiten in mehr oder minder großer Weltabgeschiedenheit gelebt hatten und die vor der Berührung mit der „Plebs“ ebenso intensiv zurückschreckten, wie vor der mit ekelhaften Insekten. Auch heute noch gibt es ja Geister genug, die glauben, sich einen vornehmen Anstrich zu geben, wenn sie von einer „aristokratischen“ Bildung sprechen und die Volksbildung aus ästhetischen und Gefühls-Gründen verwerfen.

Welche barocken Formen die Feindschaft gegen die Volksbildung früher wie jetzt zuweilen angenommen hat, mag an einigen Beispielen gezeigt werden. Der alte Lichtenberg prophezeite: „Jetzt sucht man überall Wissen auszubreiten; wer weiß, ob es nicht in ein paar hundert Jahren Universitäten gibt, um die alte Unwissenheit wiederherzustellen.“ Und der verdiente Niebuhr äußerte einmal, daß man sich dem Teufel hingebe, wenn man sich unter die Herrschaft dunkler Worte stelle, deren Sinn vieldeutig sei; ein solches sei auch das Wort „Bildung“. Es sei eine Art liederliches Wort geworden, weil es so oft und auf so liederliche Weise angewendet werde — es sei einem „Vagabunden“ zu vergleichen, der nirgends recht zuhause sei. — Und auch heute finden wir noch Männer, auch unter unsern Gelehrten, die in jenen alten Vorurtheilen so befangen sind, daß sie meinen, ein gutes Werk zu thun, wenn sie ihre Bedenken gegen eine Ausbreitung der Bildung nicht nur als Glaubenssatz festhalten, sondern sie auch in mehr oder weniger paradoxer Form in die Welt hinausschleudern. Doch sind die Feinde der Volksbildung nicht immer Geister ersten Ranges, wie Friedrich Nietzsche und Paul de Lagarde mit seinem Eifern gegen die „graue Internationale“, sondern häufig genug Salonhelden, die mit müdem Augenaufschlag von der Exklusivität jeder wahren Bildung reden — und die zuhause den „Berliner Lokal-Anzeiger“ und die „Woche“ lesen.

Aber nicht nur diese wirklich oder vermeintlich vornehmen Geister hegen heute noch ihre Feindschaft gegen die Bildung weiterer Kreise des Volkes, sondern auch in den Kreisen des Bürgerthums, zumal in denen, die in vielen Städten Deutschlands den ausschlaggebenden Einfluß in den städtischen Verwaltungskörperschaften besitzen, ist die Ansicht von der Schädlichkeit der Volksbildung oder zum mindesten doch von ihrer gänzlichen Nutzlosigkeit noch tiefer eingewurzelt, als man glauben sollte. Das ist um so wunderlicher, als Deutschland schon andere Zeiten gesehen hat — Zeiten, in denen Niemand an dem Werthe der Volksbildung zweifeln durfte, ohne als Banause abgethan zu werden. Man sah damals mit Stolz auf das Ausland herab, das in seiner Bildung weit unter Deutschland stand, und dachte wenigstens in diesen Kreisen nicht daran, der Volksbildung am Zeuge zu flicken.

Selbstverständlich war die Stimmung unter den deutschen Regierungen zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse und wieder in der Reaktion der fünfziger Jahre eine wesentlich andere; hier hätte man es gern gesehen, wenn man der ganzen verhaßten Volksbildungssache den Garaus hätte machen können. Es mochte die Staatsmänner jener Zeit vielleicht ein Gefühl leisen Neides überschleichen, wenn sie hörten, daß im Königreich Sardinien im Jahre 1825 das Erlernen von Lesen und Schreiben allen denen verboten wurde, die sich nicht über den Besitz von 1500 Lire ausweisen konnten; aber zum Glück ist es ihnen doch nicht gelungen, ähnliche Zustände nach Deutschland zu übertragen.

Es ließen sich wohl aus der Geschichte eines jeden Kulturlandes Thatsachen anführen, aus denen hervorgehen würde, daß die Furcht vor der Volksbildung einzelnen Angehörigen der oberen Klassen zu allen Zeiten sehr stark in den Gliedern gelegen hat. So bildete sich z. B., um ein weiteres Kuriosum anzuführen, in Frank-

reich im Arrondissement Cognac im Jahre 1868 eine Contreligue de l'enseignement, deren Mitglieder Dienstboten und Arbeiter nur dann anstellten — wenn sie Analphabeten waren. Nur ist je nach der Eigenart der einzelnen Völker hier dieser und dort jener Grund gegen die Volksbildung vorgeschoben worden. In England war es z. B. in den jahrelangen erbitterten Kämpfen, die der ersten Bewilligung staatlicher Gelder für den Volksschulunterricht (im Jahre 1833) vorangingen und folgten, der heuchlerische Grund, daß der Staat kein Recht habe, sich in die Angelegenheiten des Einzelnen einzumischen, und daß er deßhalb sich auch mit seiner Erziehung und Bildung nicht beschäftigen dürfe. Demgegenüber hat u. a. Macaulay einmal in einer prächtigen Rede im englischen Unterhaus (einer seiner schönsten Parlamentsreden überhaupt) den Gegnern des Volksschulunterrichts entgegengehalten, daß der Staat, auch wenn er kein anderes Recht besäße, zum mindesten das für sich in Anspruch nehmen müßte, die Kinder seiner Bürger nicht wie die Wilden aufwachsen zu lassen, um sie nicht durch gänzlichen Mangel an Kenntnissen und Lebensart dem Elend und Verbrechen in die Arme zu treiben; denn das werde ja von allen Seiten des Hauses zugestanden, daß der Staaat dazu berufen sei, das Leben und das Eigenthum des Einzelnen zu schützen — wie könne das aber geschehen, wenn die große Masse des Volkes in gänzlicher Unwissenheit erhalten und den rohesten thierischen Trieben überlassen bleibe?

England hat es besonders deutlich erfahren, was es heißt, die große Masse des Volkes in Unwissenheit und Rohheit verkommen zu lassen; es hat daraus die Lehre gezogen, daß der Unbildung der Massen entgegenzuarbeiten ist mit allen erreichbaren Mitteln; es hat dann deutlich genug gesehen, welche ungeheuren Vortheile ein gebildetes Volk vor einem ungebildeten aufweist. Bekannt ist die fanatische Maschinen-Feindschaft, die die englischen Arbeiter im Anfang der industriellen Entwicklung an den Tag legten, und die zu den größten Ausschreitungen und zur Vernichtung vieler Maschinen und einer Unmenge von Arbeitsmaterial führte. Die Massen befanden sich eben in dem Glauben, daß die Maschine ihr schlimmster Feind sei, daß sie all das Unglück verschuldet habe, welches die industrielle Entwicklung mit sich gebracht hatte. Der Kampf aber, den einzelne Fabrikanten und einige wenige gemeinnützige Gesellschaften gegen diese Unwissenheit der englischen Arbeiter führten, war lange Zeit ein vergeblicher, da eben die nothwendige Grundlage des Verständnisses dafür, eine allgemeine Volksschulbildung, zu jener Zeit in England noch kaum andeutungsweise bestand. So blieben denn die vielen Aufrufe und kleinen Schriften, die damals verbreitet wurden, um die Maschinen-Feindschaft der Arbeiter als grundlos und thöricht zu erweisen, meist erfolglos; in der Vertheilung solcher Aufrufe war besonders die „Londoner Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" thätig, die z. B. im Jahre 1831 einen Aufruf „Ueber die Anwendung der Maschinen überhaupt und der Dreschmaschinen insbesondere" zur Vertheilung brachte.

Wie anders liegen die Verhältnisse in England heutzutage! Nicht nur, daß von der Maschinen-Feindschaft früherer Tage nichts mehr zu spüren ist — heute hat sich das Blatt sogar so weit gewendet, daß die Gewerkschaftler unter Umständen einen rückständigen Fabrikanten zwingen, die neuesten maschinellen Verbesserungen einzuführen!

Ueberhaupt ist es eine der wichtigsten Thatsachen, die man den Gegnern der Volksbildung entgegenhalten muß, daß es unmöglich ist, mit einer ungebildeten Arbeiterschaft in der Industrie sowahl wie in der Landwirthschaft neue Einrichtungen und Verbesserungen schnell einzuführen, wie das in unsrer Zeit der beständigen Verbesserung der Produktiansmethoden ja so oft nothwendig ist. Unter andern hat namentlich der verdiente badische Fabrikinspektor Wörrishofer darauf aufmerksam gemacht, daß die Intelligenz der Leitung allein nicht dazu ausreicht, Fortschritte in die Industrie einzuführen, sondern daß zu ihrer Durchführung auch intelligente Organe bis zum letzten Arbeiter herab zur Verfügung stehen müssen. Man wende nicht ein, daß die Vervollkommnung der Maschinen die Intelligenz der unteren Organe ersetze; das ist nur in sehr beschränkter Weise richtig. Denn die Ansprüche an die Zuverlässigkeit der Leistungen und an das richtige Urtheil in der Ueberwachung des Arbeitsprozesses, den die Maschine vollzieht, sind viel gräßere geworden. Man denke sich nur einmal die intelligente Leitung sammt der vervollkommneten Maschine in eine frühere Zeit versetzt, um das Unrichtige der Behauptung, daß die Arbeiter mit der fortschreitenden Vervollkommnung der Technik in immer geringerem Maße an den industriellen Erfolgen theil hätten, einzusehen.

Die unbedingte Nothwendigkeit einer gewissen Bildung für den Arbeiter, und die großen Vortheile, die sie namentlich für den Betrieb größerer industrieller Werke gewährt, haben sich in den letzten Jahrzehnten so allgemein und in so schlagender Weise gezeigt, daß man heute in den Fabrikantenkreisen der vorgeschritteneren Länder wohl durchweg nicht mehr daran zweifelt; wo die Fabrikanten zu den Gegnern der Volksbildung gehären, da ist der Grund dieser Erscheinung wohl stets in jenem ästhetischen Mißbehagen zu suchen, von dem aben die Rede war. Es hat sich eben herausgestellt, daß insbesondere größere und theurere Maschinen, an denen ein Zusammenarbeiten mehrerer Arbeiter nothwendig ist, nur dann ordentlich bedient werden, wenn man an ihnen gebildete Arbeiter beschäftigt, und daß sie um so mehr Material verarbeiten, je gebildeter und zuverlässiger diese Arbeiter sind: so daß alsa die Maschine die Intelligenz und die Bildung des Arbeiters ganz und gar nicht überflüssig macht, sondern sie in gewissem Grade nach vermehrt. Auch zeigt dieselbe Ueberlegung, daß man mit dem gebildeten Arbeiter, auch wenn er einen viel höheren Lahn bezieht als der ungebildete, doch schneller und billiger praduziren kann.[1])

Es kann also gar keine Rede davon sein, daß der ungebildete Arbeiter dem gebildeten vorzuziehen sei, weil er ein billigeres Werkzeug sei. Es ist eine falsche Vorstellung, wenn man glaubt, daß man den Unterschied in der That mit dem Worte „billiger" bezeichnen könne; man sollte lieber sagen „blinder", denn der ungebildete Arbeiter wird sich bei unvarhergesehenen Zwischenfällen immer noch an den ihm ursprünglich gegebenen Befehl halten, während der gebildete weit eher imstande ist, unter veränderten Bedingungen die Nothwendigkeit veränderten Handelns zu erkennen und dadurch unter Umständen unermeßlichen Schaden zu verhüten. Eben diese Anpassungsfähigkeit des gebildeten Arbeiters macht seinen Hauptwerth aus; daß er daneben eine menschlichere Behandlung verlangen wird als der ungebildete Arbeiter, scheint mir persönlich kein Schade zu sein. Doch das ist eine weitere Frage, die eine besondere Behandlung verdiente, da sie nicht allein mit der

[1]) S. meine kleine Schrift „Volksbildung und Volkswohlstand". Stettin, Dannenberg u. Cie. 1899. 84 S.

Bildung des Arbeiters zusammenhängt, sondern in stärkster Weise auch von der politischen Entwicklung beeinflußt wird.

Daß also die Unbildung des Arbeiters kein Segen für eine vorgeschrittene Industrie ist, liegt auf der Hand, und es wird (wie gesagt) einem einsichtigen Fabrikanten nicht mehr einfallen, dem ungebildeten Arbeiter vor dem gebildrten den Vorzug zu geben; zumal ja die deutsche Industrie in den letzten Jahrzehnten einen ganz enormen Aufschwung genommen hat und wir mindestens mit einem Fuße bereits in das Stadium der Weltwirthschaft eingetreten sind. Als der Großvater die Großmutter nahm, mochte man mit ungebildeten Arbeitern noch zurecht kommen, heute, in der Zeit eines riesig anwachsenden Verkehrs, in drr Zeit einer fortwährend sich steigernden Produktion und der Zunahme der politischen Macht der Massen, ist es undenkbar, die Volksbildung auf das Niveau früherer Zeiten zurückschrauben oder am weiteren Vorwärtsschreiten hindern zu wollen.

Zwar, ausgestorben sind jene Pygmäen noch nicht, die von einer Zunahme der Volksbildung alles Schlechte erwarten und des Verständnisses für ihre Segnungen gänzlich entbehren. Ihnen müßte man immer wieder das monumentale Wort Friedrichs des Großrn entgegenhalten, der durch seinen Mintster v. Zedlitz an das Brrslauer Konsistorium kurz und bündig schreiben ließ: „Seine Majestät ist nicht gesonnen, die Sicherheit des Staates auf die Dummheit der Unterthanen zu gründen." Es ist um so lächerlicher, daß die Furcht vor der Volksbildung bei uns in Deutschland immer noch nicht ausgestorben ist, als wir eben dieser Volksbildung doch so unendlich viel verdanken. Haben wir ihr nicht zum wesentlichen Theile den großen Aufschwung des deutschen Nationalwohlstandes, auch vor der Begründung des Deutschen Reichrs, zuzuschreiben? Können wir so schnell das (wenn auch etwas paradoxe) Wort von dem preußischen Schulmeistervergessen, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen habe? Haben wir nicht jetzt wiederum unsrer Volksbildung nicht zum krinsten Theile das unerhörte und für uns selbst überraschende Vordringen unsrer Industrie und unsres Handel zu danken? Und da können diese Kleinmeister der Geschichte ihre Tiraden loslassen von der „großen Gefahr", die in einer erweiterten Volksbildung liege, und von der „Nothwendigkeit", die breiten Massen des Volks aus Gründen der „allgemeinen Wohlfahrt" in Unbildung zu erhalten? Gleicht nicht Jeder, der wissentlich die Unwissenheit anwachsen läßt (nach dem Ausspruche eines aufgeklärten Engländers vor hundert Jahren), einem Manne, der auf einem Leuchtthurm freventlich die Lichter auslöscht?

Nun gibt es allerdings eine große Menge von Leuten in Deutschland, die glauben, daß wir die Volksbildung schon so mit Löffeln gegessen hätten, daß wir vollkommen genug davon hätten, und die Erkenntniß, daß wir von dem Vorsprung, den wir in unsrer Volksbildung lange Zeit vor dem gesammten übrigen Auslande voraus hatten, schon viel verloren haben, ringt sich nur schwer bei uns durch. Es ist eine Art Glaubenssatz für einen großen Theil drs deutschrn Volkes geworden, daß, wie wir militärisch das erste Volk der Erde sind, auch unsre Volksbildung von keinem Volke sonst übertroffen werden könne. — Es will mir aber scheinen, als ob wir uns da doch etwas zu sehr in Sicherhrit wiegten. Das Ausland hat seit einigen Jahrzehnten die gewaltigsten Anstrengungen grmacht, um uns in unsrer Volksbildung nachzukommen, und die Summen, die für einige Bildungszwecke z. B. in England, Nordamerika, Frankreich und den nordischen Ländern ausgegeben werden, übersteigen unsre Ausgaben für die gleichen Zwecke recht bedeutend — so namentlich die Ausgaben Englands und Amerikas für Volksbibliotheken. Im Volksschulwesen allerdings stehen wir wohl noch an der Spitze, obwohl uns einige Länder, wie namentlich die Schweiz, bedenklich nahe gekommen sind. Aber viel Zeit, uns auf unsern Lorberen auszuruhen, haben wir sicherlich nicht mehr; und vor allen Dingen vergesse man nicht, daß eine Bildung des Volkes, wie sie für eine gewisse Zeit gepaßt hat, nicht zu allrn Zeiten dieselbe bleiben kann, und daß unsre Zeit gebieterisch eine Ausgestaltung des Bildungswesens für das nachschulpflichtige Alter fordert, die auch mit der Errichtung von Fortbildungsschulen nicht als vollendet gelten kann. Wie sehr aber eine solche Ausgestaltung unsres Volksbildungswrsens nothwendig ist, das zeigt namentlich das große Mißverhältniß, das zwischen dem Lesedurst unsres deutschen Volkes und den Mitteln, dieses Lesebedürfniß zu befriedigen, besteht.[2])

Wer der Volksbildung feindlich oder zweifelnd gegenüberstcht, der mag sich die Zustände ansehen, zu denen dieses Mißverhältniß bei uns geführt hat. Wir geben den Kindern in der Schule die Fähigkeit zu lesen — aber mit dem Augenblick, wo sie die Schule verlassen, stoßen wir sie hinaus aus unsrer Bildungsgemeinschaft und sorgen für ihre geistigen Bedürfnisse nur in sehr unvollkommener Weise. Ich weiß sehr wohl, daß diese Behauptung den meisten meiner Leser als übertrieben erscheinen wird, daß sie darauf hinweisen werden, daß wir ja in so vielen Städten bereits Volksbibliotheken und hier und da auch Lesehallen, sowie Volksunterhaltungsabende, Volksheime u. s. w. besitzen. Ich bin auch weit davon entfernt, den Werth dieser Maßnahmen zu unterschätzen, und möchte eine Reihe von Städten, die bereits in ausgiebigerer Weise dafür gesorgt haben, ausdrücklich von diesem Vorwurf ausnehmen; aber wenn man Deutschland als Ganzes betrachtet, so sind z. B. die paar Volksbibliotheken, die wir besitzen, mit ihrer kärglichen Oeffnungszeit, mit ihrem in so vielen Fällen einfach jämmerlichen Bücherbestand und allen ihren technischen und sonstigen Mängeln weiter nichts als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die außerordentlich hohen Brnutzungsziffern, die die deutschen Volksbibliotheken, wo sie einigermaßen vernünftig verwaltet werden, erzielen, sollten uns die Augen öffnen, daß wir auf diesem Gebiet viele Versäumnisse nachzuholen haben, und daß es unsre einfache Pflicht und Schuldigkeit ist, für die Befriedigung des starken Lesebedürfnisses unsres Volkes in ausreichenderer Weise zu sorgen.

Wohin der **Mangel an guter Lesegelegenheit** gerade bei einem Volk mit so guter Volksschulbildung, wie sie das unsre besitzt, führt, das sehen wir namentlich an den erschreckend hohen Auflagen der Literatur der Schund- und Schauerromane, deren Zehnpfennigheften mit ihren scheußlichen Umschlägen, mit ihrem jedem ästhetischen und menschlichen Gefühl hohnsprechenden Inhalt wir überall in unserm Volke begegnen können: in der Wohnung des Arbeiters und Handwerkers, in der Kaserne, der Bauernstube, in den Kammern unsrer Dienstmädchen u. s. w. Man macht sich, glaube ich, trotz aller warnenden Stimmen, die bereits darauf hingewiesen haben, doch noch keinen rechten Begriff von der ungeheuren Höhe der Auflagen dieser Romane, die nicht selten die Auflagen unsrer besten Dichterwerke bei weitem übersteigen, und von dem Maße

---

[2]) S. darüber z. B. das dritte Kapitel meines Buches „Freie öffentliche Bibliotheken (Volksbibliotheken und Lesehallen)". Stettin, Dannenberg u. Cie. 1900. 369 S.

des Schadens, der von ihnen angerichtet wird. Ich führe nur an, daß der Roman „Der Scharfrichter von Berlin“ von Hans Heinrich Schefsky in 130 Heften erschien und es in seinen „Glanzheften“ bis zu einer Auflage von 250,000 Exemplaren gebracht hat; dieser Roman hat seinem Verleger eine Baareinnahme von 75,000 M. gebracht, hat dem Nationalvermögen aber, wenn man überhaupt eine solche Schätzung wagen will, vielleicht das Zehnfache gekostet. In zahlreichen Gerichtsverhandlungen hat sich herausgestellt, daß gerade dieser Roman einen unermeßlichen Schaden angerichtet hat; so erklärte z. B. ein junger Dienstknecht, der, wenn ich nicht irre, im Jahre 1896 im Dorfe Werder bei Rehfelde nacheinander neun Häuser in Brand gesteckt hatte, vor dem Schwurgericht, das ihn abzuurtheilen hatte, daß der „Scharfrichter von Berlin“, den er eifrig gelesen habe, in ihm durch die Schilderung der zahlreichen Brandstiftungen, die darin vorkämen, den unbezähmbaren Drang erzeugt habe, selbst Feuer anzulegen.

Das ist ein Beispiel, das keineswegs vereinzelt dasteht. Besondere Schädlichkeit haben vielleicht auch gerade die Romane, die die sensationellen Ereignisse der Tagesgeschichte in das Gewand einer aufregenden Erzählung mit tausenderlei Morden, Ehebrüchen und Verbrechen aller Art kleiden; diese gehören meist zu denjenigen Schundromanen, die mit die höchste Auflage aufzuweisen haben. So konnte z. B. der Roman „Die Geheimnisse von Mariaberg“, der die Skandalgeschichte der Alexianer-Anstalt in Aachen als Vorwand benutzte, um seine Schilderung der verschiedensten Greuelthaten an den Mann zu bringen, 200,000 Abonnenten sammeln und es auf 200 Hefte bringen. Und der unglückliche Tod des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich hat etwa einem Dutzend Kolportageromanen Stoff bieten müssen, von denen einer in einer Auflage von nicht weniger als 180,000 Exemplaren allein in Berlin verbreitet werden konnte.

Muß uns nicht angesichts solcher Zahlen und angesichts der Wirkungen, die die Schundromane ausüben und die von dem großen Publikum ganz und gar unterschätzt werden, eine Furcht vor der Unbildung des Volkes anfallen? Wem es nicht genug ist, daß die menschliche Natur durch die fortgesetzte Lektüre solcher Schundschriften immer und immer wieder erniedrigt wird, der muß doch wenigstens zugeben, daß die Summe von Verbrechen, zu denen diese Romane mittelbar oder unmittelbar angereizt haben, energische Gegenmaßregeln nothwendig macht; daß diese aber in gesetzgeberischen und Verwaltungs-Maßnahmen nicht allein gefunden werden können, das lehrt uns die Erfahrung. Es gibt eben keinen erfolgreicheren Weg, um dieser schlechten Literatur den Boden abzugraben, als daß man guter Literatur zur weitesten Verbreitung hilft.[3]) Und unsäglich traurig ist es, daß das Schlimmste nicht einmal das ist, daß eine große Anzahl von Menschen in dem „Volke der Denker und Dichter“ diese schlechte Literatur mit Heißhunger verschlingt, sondern daß der größte Theil unter ihnen sich nur deßhalb fortgesetzt damit abgibt, weil eben bessere Literatur ihnen in geeigneter Weise nicht geboten wird.

Sehr traurig ist es auch, daß aus Mangel an der Zugänglichmachung guter Literatur ein großer Theil unsrer ländlichen Bevölkerung in seiner freien Zeit sich nur den ödesten Vergnügungen oder einem stumpfen Dahinbrüten hingibt, zu dem die frischere, lebendigere Art eines anderen, eben des gebildeteren Theiles, und seine gesünderen Vergnügungen in vortheilhaftestem Gegensatz stehen. Es schadet weder dem Einzelnen noch der Gesammtheit, wenn der Mensch seinem Leben einen geistigen Inhalt zu geben sucht. Wenn man das nicht schon aus ethischen oder religiösen Motiven für einen Jeden zu ermöglichen suchen will, so wird man doch unter den heutigen politischen Verhältnissen schon von der Besorgniß dazu veranlaßt werden müssen, die das allgemeine Stimmrecht in der Hand geistig und politisch unreifer Massen einflößen muß. Wir haben in Deutschland in den meisten Einzelstaaten innerhalb zweier Menschenalter die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Schaffung einer Verfassung und die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts erlebt. Für die ganze weitere Entwicklung Deutschlands wird es ungeheuer viel ausmachen, ob die Massen zur politischen Vollreife sich entwickeln werden, oder ob ihnen die Mittel dazu von der Furcht vor der Volksbildung, sei es mit Gewalt oder scheinbar aus Nachlässigkeit, vorenthalten werden. Es ist vielleicht am Platze, für diese Ansicht eine Autorität anzuführen, von der man das am wenigsten erwarten mag — Adam Smith, den Begründer der Manchesterdoktrin, der eindringlich vor der „groben Unwissenheit und Verdummung“ warnt, „die sich in zivilisirten Staaten bei den unteren Klassen so oft geltend macht. Ein Mann ohne den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten ist womöglich noch verächtlicher als selbst ein Feigling und scheint an einem noch wesentlicheren Theil des menschlichen Geistes verstümmelt und entstellt zu sein. Hätte also der Staat auch gar keinen Vortheil von dem Volksunterricht in den niederen Klassen, so verdiente er doch seine volle Aufmerksamkeit. Der Staat aber hat einen Vortheil, und zwar einen nicht unbedeutenden, von der besseren Erziehung dieser unteren Klassen. Je unterrichteter sie sind, desto weniger leicht können sie den Täuschungen des Fanatismus und des Aberglaubens verfallen, die bei unwissenden Völkern oft die entsetzlichsten Unordnungen verursachen. Außerdem ist ein unterrichtetes und denkendes Volk stets anständiger und ordentlicher als ein unwissendes und dummes. Jeder Einzelne hat mehr Achtung vor sich selbst, kann also auch mehr Achtung von seinen Vorgesetzten genießen, und ist folglich eher geneigt, diesen seinerseits Achtung zu erweisen. Jeder ist einer besseren Prüfung fähig und durchschaut leichter die eigennützigen Beschwerden und Umtriebe der Parteien, kann also auch weniger leicht zu unbegründetem oder unnöthigem Widerstand gegen die Regierungsmaßregeln verführt werden. In freien Ländern, wo die Sicherheit der Regierung in hohem Grade von dem günstigen Urtheil des Volkes über ihr Gebahren abhängt, ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, daß das Volk nicht voreilig und launenhaft über sie abzusprechen geneigt sei.“[4])

Es ist Zeit, daß wir endlich mit der Furcht vor der Volksbildung aufräumen, die sich zwar nicht allzu oft mehr in das scharfe Licht unsres öffentlichen Lebens wagt, die aber, wenn man genauer hinsieht, uns noch, und zuweilen an den einflußreichsten Stellen, tief im Blut sitzt. Wie wäre es sonst möglich, daß der Landwirthschaftsminister des größten deutschen Bundesstaates die Schule für die Flucht vom Lande verantwortlich macht und ihr vom Ministertisch des Abgeordnetenhauses

[3]) Daß aber die Verbreitung guter Schriften erst dann erfolgreich betrieben werden kann, wenn bereits gute und ausgedehnte Volksbibliotheken vorhanden sind, wird meistens übersehen. Siehe darüber das 6. Kapitel meines obenerwähnten Buches.

[4]) Adam Smith: Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von Dr. Wilhelm Loewenthal. 2. Band. Berlin, Elwin Staude, 1879. S. 298.

aus den Vorwurf ins Gesicht schleudert, daß sie die Kinder nichts lernen lasse von einer Liebe zur Landwirthschaft, aber eine ganze Menge von Dingen, die ihnen völlig fremd bleiben könnten! Was die Landflucht heute verschuldet, das ist gewiß nicht das Uebermaß von geistiger Anregung, sondern der absolute geistige Mangel, in dem unsre landarbeitende Bevölkerung gerade in den östlichen Provinzen vielfach gehalten wird; daneben auch die menschenunwürdige Behandlung, der die Landarbeiter sich vielfach zu unterwerfen haben. Das absolute Unterthänigkeitsverhältniß der Landarbeiter zu dem Latifundienbesitzer läßt sich natürlich nicht mit der fortschreitenden Volksbildung vereinigen, und das ist auch der Hauptgrund der Furcht vor der Volksbildung, die ja gerade in den Kreisen der preußischen Großgrundbesitzer die stärksten Wurzeln geschlagen hat. Sie fürchten von der fortschreitenden Volksbildung den Verlust eines anspruchslosen Arbeitsmaterials, da sie sich noch nicht daran gewöhnen können, daß wir in einer Zeit der politischen und menschlichen Gleichberechtigung leben.

Auch für manche andere Kreise liegen ähnliche Motive der Furcht vor der Volksbildung, wenn auch oft unter der Schwelle ihres Bewußtseins, zu Grunde: der Geistliche, der Jurist, der Arzt, der Lehrer — sie Alle sind geneigt, von einer Konkurrenz der Söhne des gemeinen Volkes für ihre eigenen Kinder zu fürchten, und nicht Alle unter ihnen sind an so strenge geistige Selbstzucht gewöhnt, daß ihr Gerechtigkeitsgefühl den Kampf mit einem begreiflichen Egoismus siegreich besteht.

Das Thörichtste aber ist die weit verbreitete Befürchtung, daß, um es mit einem Schlagwort zusammenzufassen, das Großwerden der Kleinen naturnothwendig ein Kleinwerden der Großen zur Folge haben müsse. Demgegenüber kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß jeder soziale Fortschritt, also auch der Fortschritt der Volksbildung, nie den unteren Kreisen allein zugute kommt, sondern daß eine soziale Reform stets auch eine Besserung in der Lage der oberen Stände zustande gebracht hat. Es erscheint mir als eine sehr dankenswerthe Aufgabe, wenn dieser Gedanke (den insbesondere Hr. Dr. Karl v. Mangoldt wiederholt vertreten hat) einmal des näheren ausgeführt und mit einer Reihe von schlagenden Beispielen, wie sie sich wohl aus der Geschichte der sozialen Entwicklung fast eines jeden Kulturstaates reichlich anführen ließen, belegt würde. Es würde sich dann auch zeigen, daß gerade ein Fortschritt in der Bildung der unteren Volksklassen stets eine nicht zu unterschätzende Verbesserung in der Lage der oberen Stände herbeigeführt hat. Es könnte dann vielleicht gelingen, die wahnwitzige Vorstellung auszurotten, die der deutsche Spießbürger (namentlich in den kleineren Städten) heute noch als der Weisheit letzten Schluß betrachtet, wenn es sich um die Erhöhung der Bildung breiterer Massen des Volkes handelt: daß nämlich allen Bestrebungen, die sich auf dieses Ziel richten, nur der brutale Wunsch zugrunde liegt: „Stehe auf, damit ich mich setze."

Zeitmärchen und Märchenzeit.

IV. (Schluß.)

Auf der Erzählung des Conde Lucanor beruht auch der „Dechant von Badajoz" des Abbé Blanchet, und ein Drama Le Bramin, das im Gymnase dramatique aufgeführt wurde.

Prüfung des Charakters des Kronprinzen Sigismund von Polen ist auch der Zweck in Calderons 1635 zuerst gedrucktem „Das Leben ein Traum" (La vida es sueño). Weil Vorzeichen bei der Geburt des Prinzen verkündet haben, er werde ein sehr schlechter, das Land zugrunde richtender Herrscher sein, läßt ihn sein Vater, König Basil, in einem einsamen Thurm in ferner Wildniß und in Unkenntniß seines Standes erziehen oder vielmehr gefangen halten. Bevor er ihn jedoch von der Thronfolge ausschließt, will er noch prüfen, wie er sich als Erbprinz benehmen wird, läßt ihm einen Schlaftrunk reichen und dann, an den Hof gebracht und erwacht, sich als Prinzen finden. Er besteht die Probe schlecht, wird wieder eingeschläfert und nach seinem Gefängniß zurückgebracht, so daß er beim Erwachen glaubt, er habe seine ganze Prinzenherrlichkeit nur geträumt.

Dagegen glaubt der betrunkene Kesselflicker Sly in Shakespeare's „Zähmung der Widerspänstigen", der als Lord erwacht, sein früheres Leben sei ein Traum gewesen. Die Hauptsache ist beim englischen Dichter das dem Sly vorgespielte Stück; dieser selbst dient dem wirklichen Lord nur zur Unterhaltung, und was später mit ihm geschieht, wissen wir nicht, obwohl dies in Shakespeare's Quelle angegeben war.

Der Trunkenbold bleibt, was er gewesen, der polnische Prinz wird nicht bloß geprüft, sondern auch gebessert. Was bei Shakespeare nur Scherz ist, wird bei Calderon ernster Zweck. Aber dabei will der Spanier lehren, daß das ganze Leben nur ein Traum, ein Schatten, eine Täuschung, alles irdische Große nichtig und der Tod ein Erwachen sei. (Ende des zweiten Aktes.)

Ungefähr zu demselben Resultat gelangt Grillparzer in seinem „Der Traum ein Leben", aber er sucht auch wieder heraus, was in diesem Leben doch noch einigen Werth hat:

> Schatten sind des Lebens Güter,
> Schatten seiner Freuden Schaar,
> Schatten Worte, Wünsche, Thaten,
> Die Gedanken nur sind wahr
> Und die Liebe, die du fühlest,
> Und das Gute, das du thust.
> Und kein Wachen als im Schlafe
> Wenn du einst im Grabe ruhst.

Und am Schlusse:

> Eines nur ist Glück hienieden,
> Eins: des Innern stiller Frieden
> Und die schuldbefreite Brust!
> Und die Größe ist gefährlich
> Und der Ruhm ein leeres Spiel;
> Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
> Was er nimmt, es ist so viel. [11]

In einem wenig bekannten Auto sacramental Calderons, gleichen Titels wie das Drama, wird der eingesperrte Prinz zur Allegorie des Menschen überhaupt, der sich der ihm von Gott verliehenen Stelle unwürdig erweist und darum sein Glück wie im Traum verschwinden sieht, aber auch, durch das bittere Erwachen belehrt und gebessert, von Gott wieder in sein altes Erbe eingesetzt wird.[12])

[11]) Ueber die Verbreitung der Erzählung von dem durch einen Schlaftrunk Getäuschten, deren Ursprung Manche beim Chef der Assassinen, dem „Alten vom Berge", gefunden haben wollen, und über ihre Dramatisirung vor und nach Shakespeare s. K. Simrock, Quellen des Shakspeare „Die gezähmte Keiferin", 2. Aufl., Bonn 1870, und am ausführlichsten Alexander v. Weilen „Shakespeare's Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung", Frankfurt a. M. 1884. Verwandten Inhalts ist auch Geibels „Meister Andrea". (S. Beilage vom 4. September 1884 und Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau").

[12]) Engelbert Günther, Calderon und seine Werke. Freiburg i. Br. 1888, I 195 ff. II 430.

In Grillparzers Drama reißt sich der junge, nach Ruhm, Macht und großen Thaten strebende Landmann Rustan van der geliebten Mirza und dem stillen Frieden der Heimath los, um in die Welt der Thaten und des Kampfes zu ziehen. Auf Bitten seines Oheims bleibt er nach über Nacht zuhause, und in dieser Nacht träumt er ein ganzes Leben: wie er van Lüge und Betrug zum Verbrechen, van Verbrechen zu Verbrechen getrieben und endlich, van Gewissensbissen geplagt, van der Strafe erreicht wird. Da erwacht er und findet sich nach in der Heimath, auf seinem Bett liegend. Der Diener, dem er var dem Schlafengehen befahlen, die Pferde für morgen früh varzubereiten, meldet ihm, daß die Pferde bereit sind.

Wir erinnern uns dabei, daß bei Alarcon der Schüler des Zaubermeisters in der Zeit, die gebraucht wird, um ein Pferd zu satteln, eine lange ereignißreiche Zeit durchgelebt zu haben glaubte. Aber Alarcans Drama scheint Grillparzer nicht bekannt gewesen zu sein. In seinen „Studien zum spanischen Theater" spricht er wahl van einigen Stücken dieses Dichters,[13]) aber nicht van La prueba de las promesas. Vielleicht fand sich dies Stück in jenem Band der Comedias nuevas escogidas, die er wegen des schlechten Druckes nicht lesen wallte.

Von Calderon und Shakespeare unterscheidet sich Grillparzer dadurch, daß sein Rustan nur schläft und nichts wirklich erlebt und daß er nicht durch Menschen eingeschläfert wird, sondern van einer häheren Macht. Man kann sich als Repräsentanten derselben die beiden Genien mit Fackeln, der eine braun, der andere bunt gekleidet, denken, obwahl Grillparzer in seiner Vertheidigung gegen den Kritiker Pitznigg sagt, sie seien „ohne Einfluß auf den Gang der Handlung, mehr wie lebende Dekoratian anzusehen, andeutend, daß die Traumwelt beginne und daß sie ein Ende habe".[14])

Grillparzer hat wahl die Anregung zu seinem Stück und den Titel Calderan zu verdanken, aber den Staff und viele Details hat er anderswo her. Man kann sich in der ganzen Dichterwelt wahl keinen größeren Gegensatz als den zwischen Calderan und Valtaire denken, und dach sind diese beiden die Väter van Grillparzers Stück; man könnte fast sagen, der Eine habe den Geist, der Andere den Körper gegeben. In Valtaire's Erzählung Le Blanc et le noir spielt die Handlung ebensa wie bei Grillparzer in Mittelasien (Samarkand, Kandahar, Kabul), der Held heißt Rustan und ist Sahn eines Mirza. Diese Standesbezeichnung machte Grillparzer zum Namen van Rustans Geliebten. Die zwei Diener Rustans, der Weiße und der Schwarze bei Valtaire, werden durch den einen Neger Zanga ersetzt. Vom Franzasen entlieh der Deutsche nach die Brücke, die geschleuderte Lanze und last not least die schäne Prinzessin, in die sich Rustan verliebt. Er schläft in Valtaire's Erzählung nur eine Stunde, im Drama eine ganze Nacht. Aber der größte Unterschied besteht darin, daß der ältere Rustan zwar sehr viele merkwürdige und wunderbare Abenteuer besteht, aber nicht zum Verbrecher und Betrüger wird. Nicht Abenteuerlust treibt ihn in die Ferne und er verläßt auch nicht seine Jugendgeliebte. So hat auch die französische Erzählung keine ethische Tendenz, ebenso wie keinen rechten Anfang und keinen Schluß. Wir lernen den Rustan var dem Einschlafen nicht kennen und erfahren nicht, was nach dem Erwachen mit ihm geschieht.

13) Sämmtliche Werke, 4. Ausgabe. Stuttgart, Cotta 1887, Bd. XIII, S. 240, 241, 251.

14) Studien zu des Dichters eigenen Werken, l. c. XIV, Seite 236.

Grillparzer hat selbst Valtaire's Erzählung als seine Quelle genannt. Ausführliches darüber findet man in dem bereits erwähnten Artikel van R. v. Payer in der „Oesterr.-ung. Revue" und über den Einfluß von Calderon und Lape de Vega auf „Der Traum ein Leben" in Artura Farinelli's Grillparzer und Lape de Vega, Berlin 1894, S. 47, 48, 103—121. Ferner bei Weilen a. a. O. S. 76—79.

Voltaire's Erzählung ist aber auch von F. M. Klinger zu den schan 1791 geschriebenen zwei ersten Büchern seines philasaphischen Ramans „Geschichte Giafars des Barmeciden" benutzt warden. Er hat die bei Valtaire fehlende Vargeschichte des einen ganzen Lebenslauf träumenden Giafar hinzugefügt, und manches davon finden wir bei Grillparzer wieder. Ebenso haben manche der geträumten Abenteuer Rustans mehr Aehnlichkeit mit denen Giafars als mit denen des Valtaire'schen Rustan, und der Achmet Klingers, der eigentlich ein Sendling Satans ist, hat dem Zanga manche Züge geliehen. Das dritte Buch des Romans, in dem wirkliche Erlebnisse Giafars erzählt werden, gehört nicht mehr in den Kreis der Zeitmärchen, aber es erinnert insafern an Calderons La vida es sueño, als Giafar durch die Erfahrungen des Traumlebens wie Prinz Sigismund gebessert erscheint.

Payer läßt die Frage, ab Grillparzer Klingers Raman gekannt und benutzt hat, unbeantwartet, abwohl eigentlich nur äußere Gründe für die Nichtbenutzung sprechen. Grillparzer hat sehr wahrscheinlich in seiner Jugend den Raman gelesen, und wenn er im Alter nur Voltaire als seine Quelle genannt hat, sa mag er diese Thatsache vergessen haben, obwahl ihm manches aus der Lektüre im Gedächtniß haften blieb und, ihm unbewußt, auf sein Drama van Einfluß war.

Andrerseits scheint wieder dieses das zuerst 1854 gedruckte Drama „El desengaño en un sueño" des Don Angel de Saavedra Herzags van Rivas[15]) beeinflußt zu haben. Es hat dieselbe Tendenz wie das Grillparzersche und auch manche der Abenteuer, welche Lisarda im Traum erlebt, sind denen Rustans ähnlich. An das Drama Alcarans erinnert wieder das seines madernen Landsmannes dadurch, daß der Traum durch einen Zauberer, den Vater Lisarda's, herbeigeführt wird.

Dr. Marcus Landau.

Mittheilungen und Nachrichten.

C. **Woher nimmt man Ideen?** Unter dieser Ueberschrift behandelt in Nr. 28 die Schriftstellerzeitung „Die Feder" eine für alle Dichter, denen nichts einfällt, hochwichtige Frage und gibt ihnen allen Ernstes folgende Rathschläge: „Das Erfinden einer interessanten Fabel (für Romane, Novelle oder Novellette) ohne jede Bezugnahme auf bereits vorhandene Werke ist wohl nicht so schwer, als es den zahlreichen Nachahmungen nach zu urtheilen der Fall sein sollte. Einer einigermaßen freien Phantasie kann es nicht schwer fallen, von irgend einem Anhaltspunkte aus das Gerüst einer Erzählung zu errichten. Nehmen wir an, es wolle Jemand einen Kriminalroman schreiben — denn bei diesem ist der feste Anhaltspunkt ja von vornherein gegeben —, es handelt sich also z. B. um einen Mord, so stehen die beiden Hauptpersonen bereits vor uns, die beiderseitigen Interessenten und die Beweggründe kommen noch hinzu — man stellt genau die einzelnen Spannungsmomente fest, und der weiteren Ausarbeitung des Scenariums stehen keine Schwierigkeiten entgegen." Die, wie man sieht, auch stilistisch bemerkenswerthen Ausführungen schließen mit den Worten: „Der Schriftsteller darf alle Ideen benutzen, die er trifft. Seine Kunst wird es sein,

15) Inhaltsangabe bei Farinelli a. a. O. 327—333.

sie so zu benutzen, daß Niemand die Quelle erräth." Wenn diese Anweisungen befolgt werden, so kann es nicht fehlen, daß unsre Literatur ihre hohe Kulturmission immer besser erfüllt.

* **Die Erscheinungen am Rhonegletscher.** Genauere Angaben über die diesen Sommer am Rhonegletscher beobachteten Vorgänge veröffentlicht jetzt, wie wir der „Frkf. Ztg." entnehmen, Prof. Forel in der „Lausanner Zeitung": In den glutheißen Tagen dieses Sommers, am 23. Juli, stürzte in Dreiviertelshöhe des Gletscherkataraktes etwa 300 m über dem Fuß des gewaltigen Absturzes auf dessen rechtem Ufer ein großes Stück der Eisdecke zusammen. Dadurch eröffnete sich ein Einblick auf den Felsen, über den man den Gletscherbach in prächtigem Wasserfall herunterstürzen sah. Am Abend des 25. August nun brach der ganze Eisstreifen ein, der längs dem am 23. Juli schon entstandenen Loch an der rechtsufrigen Felswand hing, und stürzte als gewaltige Eislawine nach. Das Stück bildete bei 130 m Breite, 100 m Länge und etwa 4 m Stärke eine Eismasse von über 25,000 cbm nach den Schätzungen des Augenzeugen Ingenieurs Held. Der unterhalb liegende Theil des Gletschers wurde von den niederstürzenden und polternden Eismassen rein und glatt gefegt. Viele Blöcke wurden, bis sie unten in dem flachen Rhoneboden ankamen, beinahe zu gewaltigen Kugeln von etwa 20 cbm abgescheuert. Die Lehren aus diesen Vorgängen am Rhonegletscher faßt Prof. Forel in folgende drei Punkte zusammen: 1. die Eisdecke, die den Gletscherkatarakt bildet, ist nicht sehr mächtig, wie man bisher annahm, sondern kaum 5 bis 10 m stark, wenigstens an den Stellen, die im Laufe des hinter uns liegenden Sommers barsten. 2. Der Gletscher schleift die Granitfelsen sehr wenig ab, über die er als Eissturz niederfällt, denn die hier sichtbar gewordene Felswand dient seit der Eiszeit ununterbrochen als das Bett eines Eisstromes, der sich mit der ungewöhnlichen Geschwindigkeit von etwa 150 m im Jahr bewegt. Und doch scheint sie fast nicht verändert; sie tritt kaum zurück hinter die Flucht der nicht mit Eis bedeckten Felspartien rechts und links vom Gletscher. 3. Der Gletscherbach verändert leicht seinen Lauf unter der Eisdecke.

* **Aachen**, 19. Sept. 72. **Deutscher Naturforscher- und Aerztetag.** Heute früh trat in der Aula der Technischen Hochschule die Geschäftssitzung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte unter dem Vorsitze des Geh. Raths Prof. Dr. v. Leube (Würzburg) zusammen. Zunächst wurde auf Empfehlung des Geh. Admiralitätsraths Prof. Dr. Neumayr (Hamburg) die Stadt Hamburg zum Tagungsort der nächstjährigen Naturforscher- und Aerzte-Versammlung gewählt und zu vorbereitenden Geschäftsführern dieser Versammlung der Direktor des physikalischen Staatslaboratoriums, Prof. Voller (Hamburg), und Geh. Med.-Rath Reincke (Hamburg) bestimmt. Darauf fanden die Neuwahlen für den Gesammtvorstand statt. — Um 9½ Uhr vormittags trat dann die naturwissenschaftliche Hauptgruppe unter dem Vorsitze des Prof. Dr. van t'Hoff (Charlottenburg) zu einer gemeinsamen Sitzung in der Aula der Technischen Hochschule zusammen. Prof. Dr. Klein (Göttingen) berichtete über die gegenwärtig in Vorbereitung befindliche „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften", von welcher bereits drei Bände erschienen sind und fünf weitere herauskommen sollen. Die ersten drei Bände umfassen Algebra, Analysis und Geometrie, die demnächst erscheinenden zwei Bände Mechanik und Physik. Prof. Dr. Bakhuis-Roozeboom (Amsterdam) sprach hierauf über „die Bedeutung der Phasenregel". Den letzten allgemeiner interessirenden Vortrag hielt Prof. Dr. Pietzker (Nordhausen) über „Sprachunterricht und Sachunterricht" vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Er gelangte zu der Forderung, daß der exaktwissenschaftliche Unterricht in stärkerem Maß als bisher an der Lösung der allgemeinen Bildungsaufgabe der Schule betheiligt werde. Diese Forderung erhalte aber noch eine weitere Unterstützung, wenn man die Bedeutung dieses Unterrichts für die Bildung der zu erlangenden Geistesanschauungen ins Auge fasse. Auch in diese Aufgabe müsse er sich mit dem geschäftlich-literarischen Unterricht theilen, der seinerseits diese Aufgabe ebensowenig allein lösen könne, weil seine Wirkung auch nach dieser Richtung hin unvermeidlich an schon vorhin gekennzeichneter Einseitigkeit leide. Zu bedauern sei, daß der frühe Abschluß des Unterrichts in den beschreibenden Naturwissenschaften und die untergeordnete Stellung der Erdkunde im Lehrplan es wenigstens sehr erschweren, so wichtige und für die ganze Anschauungsweise bedeutende Fragen, wie die nach der Entstehung des gegenwärtigen Erdzustandes und namentlich die nach der Entstehung der Arten in der organischen Welt, in angemessener Weise zu streifen. Doch bietet der naturwissenschaftliche Unterricht der oberen Klassen auch bei dem gegenwärtig ihm zugewiesenen Umfang eine Menge neuer Anlässe, auf die ganze Denk- und Anschauungsweise der Schüler in geeigneter Weise einzuwirken. Ganz besonders kommt hier die mathematische Geographie in Betracht, die überhaupt ihren vollen Bildungswerth nur entfalten könne, wenn sie zugleich geschichtlich behandelt wird, wobei sich die Bedeutung des zu erlangenden Materials in unsern kosmischen Vorstellungen für die Gewinnung ganz neuer Gesichtspunkte in unsrer Stellung zur Natur von selbst ergibt. Aber auch in den verschiedenen Abschnitten der Physik und der Chemie bietet sich eine Fülle von Anlässen, das Verhältniß der zur Erklärung der Naturerscheinungen aufgestellten Theorie zu der das geistige Leben des Einzelnen beherrschenden Gesammtanschauung in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und zu fragen: wird durch diese Theorien das Erkenntnißbedürfniß des Geistes wirklich befriedigt, geben sie die Wahrheit, nach der man sucht? — In der gemeinsamen Sitzung der medizinischen Hauptgruppe, die unter dem Vorsitz des Geh. Raths Prof. Dr. v. Winckel (München) in der Aula der Oberrealschule tagte, sprachen Prof. Dr. Verworn (Jena) und Privatdozent Dr. Nissl (Heidelberg) über „den heutigen Stand der Neuronlehre". Wir entnehmen ihren Ausführungen folgendes: Die Frage nach dem feineren Bau und dem Geschehen im Nervensystem ist seit einigen Jahren immer mehr in den Vordergrund des Interesses der biologischen Wissenschaften getreten. Ist dies einerseits schon verständlich durch die dominirende Stellung, die das Nervensystem unter allen Organsystemen des Körpers einnimmt, so ist doch in letzter Zeit ein akuter Anlaß dazu gegeben worden durch die Begründung der Neuronlehre. Der Kernpunkt der Neuronlehre liegt in der Auffassung, daß die Nervenzelle (Ganglienzelle) und die Nervenfaser (Nerv) eine einzige zellulare Einheit vorstellen, daß die Nervenfaser ebenso wie die baumartigen Verzweigungen der Protoplasmafortsätze der Zelle nur ein Ausläufer des Ganglienzellkörpers ist. Das Neuron bildet das zellulare Element des ganzen Nervensystems. Die zahllosen, in ganz bestimmter Ordnung aneinandergeknüpften Neurone sind die Grundlage für alles Geschehen im Nervensystem. Die Lehre, die mit einmal große Uebersichtlichkeit geschaffen hat, wo vorher unentwirrbare Komplikation zu herrschen schien, wurde vor einem Dezennium hauptsächlich durch anatomische embryologische und experimentelle Untersuchungen begründet. Seitdem ist eine Fülle von neuen Erfahrungen dazugekommen. Am Nachmittag sprach in derselben Abtheilung Prof. Kruse (Bonn) über „Die Bedeutung der Ruhr als Volkskrankheit und ihren Erreger, den Ruhrbazillus". In der Abtheilung für Bakteriologie sprach Stadtbaurath Heuser (Aachen) über „bakteriologische Reinigung städtischer Abwässer".

Aus den bei dem Festmahl gehaltenen Reden sei das Folgende mitgetheilt: Rudolf Virchow schilderte die Aachener Naturforscherversammlung von 1847 und kam dann auf die Gegenwart zu sprechen: Er komme eben von Paris, wo er die verschiedenen Kongresse mitgemacht und den Eindruck davon mitgenommen habe, wie der europäische Geist im Augenblick stehe. Er sei voller Bewunderung, gesehen zu haben, daß selbst die Franzosen gelernt haben, Mäßigung zu bewahren; sie selbst seien im Augenblick darüber erstaunt, daß sie es könnten. Es sei nichts vorgekommen, was beunruhigend oder verletzend hätte wirken können. Die Männer der Wissenschaft sollten diese Mäßigung alle lernen, um in dem schweren Kampfe gewappnet zu sein, der Europa bevorstehe. Diese Mäßigung sei vornehmlich jetzt angebracht, in dem Stadium, wo auch die Ungelehrten friedlich geworden seien, und zwar nicht nur mit Worten, sondern mit wirklicher Absicht. Er sei in der Lage gewesen, auch an

höchster Stelle in Frankreich ehrliche Friedensliebe zu erkennen, die sich ja auch anderen Nationen mitgetheilt habe. Es werde eine Zeit kommen, wo die Wissenschaftler in allgemeiner Konkurrenz in die Zukunft hineingingen. Redner entwirft alsdann eine Uebersicht über die Entwicklung der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte, die nicht dazu da seien, das Metier zu fördern, sondern auf diesen Versammlungen solle die wahre Wissenschaft gemacht werden. Als Redner vor 53 Jahren zum erstenmal hier gewesen sei, habe sich das wichtige Ereigniß vollzogen, daß die Theilnehmer nicht nur Deutsche waren, sondern es seien die Männer der Wissenschaft von Brüssel, Antwerpen und anderen Städten hier gewesen. Mit diesen habe er persönliche Beziehungen angeknüpft und aus dieser Zeit her rühre sein Freundschaftsverhältniß mit Stokois. Gleich nach dieser Versammlung sei er in Holland, Belgien und Frankreich gewesen. Es sei damals das erstemal gewesen, daß die Naturforscherversammlung eine Art von internationalem Charakter angenommen habe. „Ich denke, wir werden begreifen," so bemerkte Redner, „daß, wenn wir mit anderen Nationen im Interesse der Wissenschaft arbeiten wollen, wie das auch im Interesse der Nationen liegt, so müssen wir mehr Leute haben als allein die in unsern Grenzpfählen wohnenden Deutschen. Wir müssen darauf bedacht sein, die Menschen denken zu lehren und zwar frei und unabhängig zu denken. Dazu aber braucht man eine breite Basis, die wir nur finden können, wenn wir mit den Nachbarnationen Hand in Hand gehen. Ich freue mich, sagen zu können, daß der erste Schritt zu solchem Verhalten gethan ist. Die große, weite Wissenschaft, die friedliche Wissenschaft lebe hoch, hoch, hoch!" — Wirkl. Geh. Admiralitätsrath **Neumayr** (Hamburg) pries die Bestrebungen der Deutschen für die Polarforschung und, indem er auf die Rede Virchows einging, sagte er: „Wenn nun auch mein ganzes Herz der Wissenschaft zugehört und ich meinem Freunde Virchow vollständig zustimme, wenn er sagt, daß wir mit allen Ländern friedlich arbeiten müssen und daß in dieser friedlichen Arbeit die Wissenschaften gedeihen, so steht mein Herz doch im großen und ganzen auf der Seite meines Vaterlandes. Ich fühle mich in erster Linie als Deutscher." Sein Toast galt einer erfolgreichen deutschen Forschung in den arktischen und antarktischen Regionen.

h. **Hamburg.** Die Frage, ob man das ausgedehnte **Hamburger Vorlesungswesen** zu einer Universität ausgestalten oder ihm den Charakter des populären Vorlesungswesens allein bewahren solle, das ja bei Errichtung einer wirklichen Universität oder wenigstens einer Handelsuniversität, deren Lehrgebiete entsprechend unserer modernen wirthschaftlichen Entwicklung möglichst weitgreifend ausgewählt würden, auch noch nebenbei bestehen bleiben würde, ist bekanntlich für einige Jahre noch offen gelassen worden. Man will abwarten, nach welcher Richtung die Entwicklung selbst weise, und danach auch die Vorlesungsgebäude gestalten, deren Errichtung je länger je mehr als ein Bedürfniß erscheint. Vorläufig geht das Vorlesungswesen in alter Weise weiter. Ermuthigt durch die Zunahme der angemeldeten Hörer von 7882 auf 9550 im Winter 1899/1900 hat man für diesen Winter 116 Vorlesungskurse angesagt, die von 96 Dozenten abgehalten werden. Es wird einen Ueberblick über den Charakter des Vorlesungswesens schon gewähren, wenn hier die Zahlenverhältnisse der einzelnen Disciplinen nach Vorlesungen wiedergegeben werden. Es entfallen auf Theologie 8, Rechts- und Staatswissenschaften 8, öffentliche Medizin und Hygiene 3, medizinische Kurse für praktische Aerzte 27, Philosophie 3, Geographie und Völkerkunde 4, Geschichte 6, Literatur und Sprachen 17, Musik 2, Bildende Künste 9, Bau- und Ingenieurwissenschaft 1, Mathematik 1, Astronomie und Nautik 4, Physik 3, Chemie 12, Mineralogie 1, Zoologie 3, Botanik 4 und Pharmazie 3 Vorlesungen. Von den 96 Dozenten sind diesmal 15 von auswärts nach Hamburg berufen. Es sind die Professoren Dr. v. **Drygalski**, Dr. v. **Wilamowitz-Möllendorf** und **Erich Schmidt**, sowie die Privatdozenten Dr. **Max Friedländer** und **Goldschmidt** aus Berlin, die Professoren Geh. Rath Dr. **Loening**, Dr. **Riehl**, Dr. **Kirchhoff** und Dr. **Meyer** aus Halle, die Professoren Dr. **Marcks** und Dr. **Köster** aus Leipzig, die Professoren Dr. **Litzmann** und Dr. **Loeschke** aus Bonn, sowie Professor Dr. **Ziegler** aus Straßburg.

* **Prag.** Der Privatdozent für Botanik an der hiesigen deutschen Universität, Dr. **Anton Nestler**, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Der ehemalige Professor der Geometrie an der hiesigen Deutschen Technischen Hochschule, K. J. **Küpper**, ist im Alter von 72 Jahren **gestorben**.

* **Graz.** Am 16. September ist hier Hofrath Karl **Schenkl**, einer der ältesten und hervorragendsten Vertreter der klassischen Philologie in Oesterreich, im Alter von 73 Jahren gestorben. Schenkl war in Brünn geboren, hatte an der Wiener Universität zunächst juristischen, dann philologischen Studien obgelegen und wurde, nachdem er eine Reihe von Jahren in Prag Gymnasiallehrer gewesen, 1858 als Professor der klassischen Philologie an die Universität Innsbruck und von da 1863 in gleicher Eigenschaft nach Graz berufen, wo er zwölf Jahre lang wirkte. Im Jahre 1868 wurde er zum wirklichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1875 zum Professor an der Wiener Universität ernannt. Schenkls Verdienst lag darin, daß er außer seiner Gelehrtenthätigkeit ein eminenter Schulmann war, dem die Organisation des gymnasialen Unterrichts in Oesterreich, insbesondere was den Unterricht in den klassischen Sprachen anbelangt, sehr viel verdankt. Als Hermann Bonitz nach Oesterreich berufen wurde, um die Reform des philologischen Gymnasialunterrichts durchzuführen, fand er in Schenkl einen eifrigen Mitarbeiter, der seine Unterrichtsprinzipien auch in praktischen Versuchen bethätigte. Schenkl war nämlich der Verfasser vielverbreiteter Lehrbücher, so einer griechischen Grammatik, eines Schulwörterbuchs der griechischen Sprache, einer Chrestomathie aus Xenophon 2c. Außerdem legte er seine Anschauungen über eine moderne Unterrichtsmethode in zahlreichen Monographien nieder.

* **Stockholm**, 21. Sept. **Tel.** Die letzte, in Norwegen gefundene **Boje Andrée's** wurde gestern in der Akademie der Wissenschaften geöffnet. Die Boje ist äußerlich gut erhalten, der Deckel festgeschraubt. Auf dem Deckel sind spiralförmige Metalldrähte, die ursprünglich die kleine, jetzt fehlende Flagge festhielten. Die Boje ist, trotzdem sie offenbar starkem Druck ausgesetzt war, fast unbeschädigt. Nach der Abnahme des Deckels fand sich in der Metallbüchse das schon früher mitgetheilte Schreiben. Die Handschrift ist zweifellos die Andrée's. Die letzten nach der Unterschrift hinzugefügten Worte rühren möglicherweise von Strindberg her. Die Boje wird ebenso, wie die früher gefundenen im Nationalmuseum aufbewahrt werden.

* Die Gesellschaft für Augenheilkunde hat den **Graefe-Preis** für 1900, der zur Auszeichnung der besten Arbeiten, die von 1896 bis 1899 in „Graefe's Archiv" erschienen, bestimmt ist, der „Deutsch-med. Wochenschr." zufolge, Professor Dr. **Karl Heß**, Direktor der Universitäts-Augenklinik in Würzburg, früher in Marburg, für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Accommodationslehre, und Dr. **Stephan Bernheimer**, Professor an der Universität Innsbruck und Direktor der dortigen Augenklinik, bis vor kurzem Dozent in Wien, für seine Studien über die Kerne der Augenbewegungsnerven zuerkannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

v. **Schlichting**: Moltke und Benedek. Eine Studie über Truppenführung. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1900. — **Hermann Kunz**: 1736 Themata für Winterarbeiten und Vorträge aus dem Gebiete der neueren Kriegsgeschichte nebst Angabe der besten Quellen. 3. vermehrte Auflage. Ebd. — **Erklärung der Stadtvertretung der königl. freien Stadt Hermannstadt**, betreffend weitere Beibehaltung des bisherigen amtlichen Namens der Stadt Hermannstadt in der Form „Hermannstadt". — **Handelsgesetzbuch, Zivilprozeßordnung, Konkursordnung.** Textausgaben. (Liliput-Ausgabe Bd. 2.) Berlin Otto Liebmann 1900. — Dr. F. **Damme**: Reichsgesetz betreffend die Patentanwälte. Ebd. — **Unsre Truppen in Ostasien.** 78 Abbildungen in lithograph. Farbendruck und ausführliche Rangliste. Leipzig, Moritz Ruhl 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 22. September. **Nummer 217.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Steinschneidekunst im Alterthum.

Von Dr. Heinrich Bulle.

I.

Der Gebrauch, einer Urkunde, einer Sache, einem Verschlusse durch ein persönliches bildliches Zeichen die Willensmeinung oder das Besitzrecht des Siegelinhabers aufzuprägen, setzt hochentwickelte soziale Zustände voraus, in denen sich mit der Seßhaftigkeit in Städten bereits das Rechtsgefühl und die selbstverständliche Achtung vor fremdem Willen und Besitz vollkommen ausgebildet haben müssen. Nichts kann daher einen solchen Begriff von der frühen Entwicklung der sozialen Kultur der Menschheit geben als die Thatsache, daß diese Sitte so alt ist, wie die geschichtliche Ueberlieferung überhaupt. Denn schon im fünften Jahrtausend vor Christus gab es in dem gesegneten Zweiströmeland, der Wiege so vieler früher Geisteserrungenschaften, die Urform des Siegels, jene kleinen Zylinder aus hartem Stein, deren vertieft eingeschnittene Bilder beim Abrollen in weichem Thon als flach erhabene Reliefs erscheinen. An diesen Zylindern hat sich die Technik entwickelt, in edlen Steinen von mancherlei Form auf engstem Raum scharf eingegrabene Bilder herzustellen, eine Kunst, die von ihren Erfindern, den Chaldäern und Babyloniern, zu den Aegyptern kommt, dann von den Griechen und Römern zur höchsten Blüthe gebracht wird und auch seit der Renaissance wieder bemerkenswerthe Leistungen aufzuweisen hat. Die Unverwüstlichkeit des Materials hat uns zahllose dieser kleinen Denkmäler aus allen Zeiten erhalten. Blüthe und Niedergang der Kunst, die wechselnden religiösen Ideen der Menschheit und häufig auch ein Stück politischer Geschichte strahlen wie aus einem Miniaturspiegel aus ihnen zurück.

Man sollte meinen, daß eine so reiche kulturgeschichtliche Quelle stets eifrig genutzt worden sei. Und in der That haben namentlich griechische und römische Gemmen schon früh das lebhafteste Interesse der Alterthumsfreunde und -kenner erregt; in der Renaissance benutzte man sie, um sie nachzuschneiden; im 17. und 18. Jahrhundert wurden sie eifrig gesammelt und auf oft prunkvoll umrahmten, aber freilich meist den Stil entstellenden Kupferstichblättern veröffentlicht. Jedoch die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts, die sonst mit hingebender Liebe die Kleinkunst der Antike durchforschte, hat sie auffallenderweise ganz ungebührlich vernachlässigt. Und zwar aus einem besonderen Grunde. Der Sammeleifer des 18. Jahrhunderts hatte die unvermeidliche Begleiterscheinung des Antiquitätenwesens, das Fälschen, im höchsten Maße wachgerufen, und da die Technik des Steinschnitts und die äußere Geschicklichkeit in der neueren Zeit kaum geringer waren als im Alterthum, so sind alle modernen Gemmensammlungen durchsetzt mit einer zahllosen Masse von guten oder minder guten Fälschungen. Je höher nun aber in neuerer Zeit mit der Ausbildung strenger Methoden die kritischen Anforderungen an die Behandlung der antiken Denkmäler gestiegen sind, desto unsicherer wurde man den Gemmen gegenüber, da kein wirklicher Kenner dieses schwierige Gebiet in ausreichender Weise zu bearbeiten unternahm; es kam so weit, daß man die geschnittenen Steine schließlich auch in gegenständlicher Beziehung kaum mehr heranzuziehen wagte. Dadurch war aber zugleich ein ungemeiner Schatz von künstlerischer Schönheit, der noch im vorigen Jahrhundert die helle Begeisterung hervorgerufen hatte, fast ganz verschüttet worden.

Die Schuld, die die Wissenschaft damit in gewisser Weise auf sich geladen hat, ist noch im letzten Jahre des alten Jahrhunderts in glänzender Weise abgetragen worden. Im Verlag von Giesecke u. Devrient in Leipzig hat Adolf Furtwängler ein monumentales Werk herausgegeben „Antike Gemmen. Geschichte der Steinschneidekunst im klassischen Alterthum“, das mit einem Schlage die Kenntniß der geschnittenen Steine auf eine wissenschaftliche Basis stellt.[1] Es ist ein Werk größten Stils, das Produkt 15 jährigen Studiums, das sich einerseits mit seiner Fülle von Gelehrsamkeit an die Alterthumsforscher im weitesten Sinne wendet, indem es für die Entwicklung der Kunst, für Kultur- und Religionsgeschichte, für politische und ethische Fragen eine neue reiche Quelle monumentaler Zeugnisse erschließt, das aber andrerseits den ganzen weiten Kreis derjenigen angeht, die sich noch nicht von dem Griechenthume als dem Urquell unsrer Geistesbildung abgewandt haben.

Auf 67 heliographischen Tafeln wird in musterhaften Reproduktionen, wie sie erst die großen Fortschritte des Lichtdruckverfahrens möglich gemacht haben, das Beste und Schönste wiedergegeben, was von geschnittenen Steinen des klassischen Alterthums vorhanden ist, im ganzen weit über 3000 Stück. Die Gemmen sind nach Abdrücken in Originalgröße photographirt, so daß der künstlerische Eindruck derselbe bleibt, wie am Originale. Eine unendliche Fülle von Schönheit liegt hier ausgebreitet, mehr als selbst derjenige ahnt, dem die antike Kunst sonst wohl vertraut ist. Man wird nicht müde, den blendenden Reichthum der Motive und Erfindungen zu durchmustern, die im bunten Wechsel der verschiedenen Epochen vorüberziehen, man erfreut sich immer von neuem an der Klarheit und Reinheit der Formen und Linien, und bewundert nicht zuletzt die

[1] Der erste Band enthält die Tafeln, der zweite die Erläuterungen dazu, der dritte (etwa 500 Seiten starke) die Geschichte der Steinschneidekunst.

Feinheit und Geschicklichkeit der Hand, die in diesen Wunderwerken der Mikrotechnik auf dem allerkleinsten Raum eine unendliche Fülle der köstlichsten Formen zusammendrängt. Von allen Zweigen der antiken Kleinkunst ist keiner mehr geeignet, unsre so fragmentarischen Vorstellungen von der griechischen Monumentalkunst zu ergänzen, da die Gemmenbilder unendlich viel weniger als zum Beispiel die Vasenmalereien von tektonischen und handwerklichen Bedingungen abhängen. Aber auch wer ohne jedes spezielle oder gelehrte Interesse an diese Tafeln herangeht, wird sie nicht ohne die stärksten und reinsten künstlerischen Eindrücke aus der Hand legen.

Dem köstlichen Gehalte entspricht die äußere Ausstattung des Werkes. Es muß hier mit ganz besonderer Anerkennung des Verlagshauses gedacht werden. Große archäologische Publikationen pflegen bei uns weder auf eine künstlerische Buchausstattung, für die ja in Deutschland der Sinn erst allmählich wieder erwacht, besonderen Werth zu legen, noch pflegen sie überhaupt ohne namhafte materielle Unterstützung von Seiten des Staates oder eines wissenschaftlichen Institutes zustande zu kommen. Von beidem ist hier das Gegentheil der Fall. Das Verlagshaus hat dieses Werk ohne jede äußere Hülfe herausgegeben und hat es in vornehmstem Gewand hinausgehen lassen, in geschmackvollen Halbledereinbänden, und mit einem soliden gemeinsamen Schutzkasten in Buchform, der ebenfalls vornehm geschmückt ist. Es ist ein Prachtwerk im besten Sinne des Wortes.

Zwei Dinge sind es, die als Vorbedingung einer ersprießlichen, wissenschaftlichen Verwerthung der Gemmen zu leisten waren. Erstlich eine zuverlässige Säuberung des Materials von allen Renaissance-Arbeiten und modernen Fälschungen, und zweitens eine Anordnung der antiken Gemmen in stilistischen Gruppen, die dann mit Hülfe äußerer Indizien, wie der Inschriften und dergleichen, oder nach stilistischen Merkmalen historisch festzulegen waren. Zu beidem bedurfte es einer gediegenen Kennerschaft, die nur durch langjähriges intensives Studium einer großen Sammlung von Originalen, durch unermüdliches Beobachten, durch die feinste und sicherste Schulung des Auges für Stilunterschiede zu erlangen war. Der Verfasser hat sie sich erworben durch die Katalogisirung der an 12,000 Stück enthaltenden Berliner Gemmensammlung, von der er im Jahre 1896 eine reich illustrirte Beschreibung herausgab, die bereits diese beiden Fortschritte, die Ausscheidung des Modernen und die historische Anordnung, enthält. Um diese Leistung voll zu beurtheilen und zu würdigen, wird die Wissenschaft einige Zeit brauchen. Aber da nun die ersten festen Wege durch das verwilderte Gebiet gebahnt sind, so werden nun auch andere Forscher folgen können, um in kleineren Abschnitten im einzelnen die Resultate nachzuprüfen und vielleicht zu erweitern. An den Grundzügen des hier aufgeführten Baues aber wird schwerlich mehr viel geändert werden.

Furtwängler hat sich jedoch — was bei dem Umfang der Aufgabe begreiflich gewesen wäre — keineswegs auf die kritische Sichtung und Anordnung der Gemmen beschränkt, sondern er hat das so gewonnene sichere Material auch sofort nach allen Richtungen hin wissenschaftlich ausgebeutet. Er beobachtet, was ja am nächsten liegt, die Steine in ihrem Verhältniß zur Monumentalkunst, von der sie mehr oder minder abhängig sind und deren Kenntniß sie uns vielfach ergänzen; er betrachtet die Siegel als Dokumente für die Geistesrichtung ihrer Träger; er läßt sie reden als die bescheidenen, aber untrüglichen Zeugen für das Blühen und Vergehen der Kultur, für Aufsteigen und Niedergang der Völker. Mit weitestem Umblick, mit souveräner Beherrschung des literarischen und des Denkmälermaterials werden so die zusammenfassenden Einleitungen der einzelnen Abschnitte erweitert zu kulturgeschichtlichen Uebersichten ganzer Epochen. So reich die Ernte an neuen Aufschlüssen schon ist, worüber wir sogleich in aller Kürze ein Referat zu geben versuchen, so deutlich tritt doch auch hervor, wie viel hier noch zu forschen und zu finden ist. Das Werk bezeichnet nicht eine abschließende Behandlung, sondern die neue Eröffnung eines allzu vernachlässigten Zweiges der Alterthumswissenschaft.

II.

Die **Formen der Siegelsteine** und die Art sie zu tragen, haben in den verschiedenen Epochen des Alterthums mehrfach gewechselt. Die orientalischen Völker halten fast durchweg an der schon eingangs erwähnten altbabylonischen Form des Zylinders fest, der nicht aufgedrückt, sondern abgerollt wird; erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts, als die Kulturwelle von Europa nach Asien zurückzufluthen beginnt, nehmen die Perser auch die spätere griechische Form des in einen Ring gefaßten Steines an, während die Griechen nur vereinzelt sich der Zylinderform bedienen.

Als auf griechischem Boden im zweiten Jahrtausend vor Christus eine junge frische Kultur herangewachsen war, die wir nach einem ihrer glänzendsten Sitze die „mykenische“ nennen, und deren verklärtes Abbild uns die homerischen Gesänge geben, da war zwar die Technik des Steinschnitts vom Orient übernommen worden, die Formen der Steine jedoch, wie auch die Darstellungen, werden durchaus selbständig gewählt. Es sind theils linsenförmige Steine, theils abgekantete, die man als Schieber zu bezeichnen pflegt; sie sind durchbohrt, um an Schnüren oder Bügeln getragen zu werden. Doch entbehren diese Formen einer festen tektonischen Umgrenzung und scheinen häufig von der natürlichen Gestalt der Steine beeinflußt.

Im 7. Jahrhundert vor Christus, als nach der gewaltigen Umwälzung der griechischen Welt, welche die Folge der sogenannten dorischen Wanderung war, nach langer Unterbrechung die Technik des Steinschnittes wieder auflebte, übernahm man zwar zunächst die alten mykenischen Formen; es sind dies die sogenannten „Inselsteine“, die namentlich auf der Insel Melos gefunden werden. Bald aber machte sich das Streben nach künstlerisch geschlosseneren Formen geltend. Da war es Aegypten, das einen neuen Typus beisteuerte. In Aegypten war seit Urzeiten die Gestalt des Skarabaeus, des heiligen Mistkäfers, für Amulette üblich, die man aus edlen Steinen, oder aus billigem Ersatz dafür, wie dem sogenannten ägyptischen Porzellan, herstellte; auf der glatt gelassenen Unterseite des Thieres pflegte man hieroglyphische Schriftzeichen anzubringen, während bildliche Verzierungen in diesem Kreise selten sind. Diese Form wird äußerlich von den Griechen übernommen und ist während des 6. und 5. Jahrhunderts die vorherrschende des Siegelsteines, der nun auf dem Oval der Unterseite, das sich hiefür vorzüglich eignet, mit den schönsten bildlichen Gravirungen geschmückt wird. Auch hier fehlt nicht eine horizontale Durchbohrung, durch die zum Handhaben und Anhängen des Instruments ein metallener Bügel gesteckt wird. Eine Nebenform des Skarabaeus, zwar nicht aus ihm entstanden, aber in den äußeren Umrissen ähnlich, nur daß die Gliederung des Käfers im einzelnen fehlt, ist das Skarabaeoid.

Daneben aber existirte schon seit mykenischer Zeit eine andere Form des Siegels, bei der man auf die An-

wendung von Steinen verzichtete; es sind metallene, meist goldene Fingerringe, die auf der einen Seite einen großen runden oder ovalen Schild tragen, in den das Bild unmittelbar eingravirt war. Diese Goldringe sind auch im 6. und 5. Jahrhundert sehr beliebt und wetteifern mit den geschnittenen Steinen an Schärfe und Präzision der Gravirung.

Eine Kombination dieser Formen ist dann das Fassen eines Steines in einen metallenen Fingerring, was seit der Zeit Alexanders des Großen in Griechenland, dann bei den Römern seit dem 3. Jahrhundert vor Christus, endlich in der neueren Zeit bis heute das übliche ist. Die Entwicklung zeigt aber deutlich, daß diese Lösung, die uns jetzt als die selbstverständliche anmuthet, keineswegs so rasch gefunden wurde.

Ungeheuer mannichfaltig ist die Verwendung der verschiedenen Steinsorten. In den Zeiten noch unentwickelter Technik, namentlich in der mykenischen Epoche und dem griechischen „Mittelalter" bis zum 7. Jahrhundert, werden weichere und unansehnlichere Arten gewählt, wie Hämatit und Steatit. Die Griechen der Blüthezeit bevorzugen einfarbige und blaßfarbige Sorten, namentlich den weißen durchsichtigen Chalcedon, während die Etrusker fast ausschließlich in dem leuchtend braunrothen Karneol arbeiten. Die Römer der Republik endlich lieben, mit einem ein klein wenig barbarischen Geschmack, Achate mit wechselnden Schichten, wobei sie gern die verschiedenen bunten Streifen quer über die Bildfläche laufen lassen, was der Wirkung der Gravirung nicht eben günstig ist. In augusteischer Zeit endlich, dieser der Masse nach größten Blüthezeit der Glyptik, werden fast alle bekannten Halbedelsteinarten verwerthet. Schon im 5. Jahrhundert vor Christus aber hatte man, als Ersatz für das kostbare Material, die Steingravirungen in gefärbtem Glase nachgegossen, welches, wenn es frisch polirt war, die Konkurrenz mit echten Steinen vielleicht aufnehmen konnte, während heutzutage durch die Korrosion die Pasten unansehnlich geworden zu sein pflegen. Trotzdem sind sie ein unschätzbares Material für die Forschung, da sie nur nach guten und sorgfältigen Gemmen hergestellt sind und uns manchen verlorenen Typus erhalten haben. Namentlich aus frührömischer und aus augusteischer Zeit sind solche, bisher verächtlich behandelte Pasten zu vielen Tausenden vorhanden, ein Beweis, wieviel größer der Bedarf an Siegeln in dem streng geregelten römischen Beamtenstaat war als in Griechenland.

III.

Im Kunststil folgt die Glyptik da, wo eine monumentale Kunst vorhanden ist, natürlich im wesentlichen dem von dieser Geschaffenen. So kommt es, daß wir weder im Orient, bei Babyloniern, Assyrern und Persern, noch auch in Griechenland der Steinschneidekunst eine führende Rolle zuzuweisen haben. Und so köstlich und unübertroffen an Feinheit und an individueller Empfindung zum Beispiel die griechischen Steine der reifarchaischen und der phidiasischen Epoche sind, so vermögen sie unsre Vorstellungen von der Art und Geistesrichtung dieser Zeit wohl zu bestätigen und zu ergänzen, aber nicht zu erweitern; hier überwiegt das künstlerische Interesse über das historische.

Anders in Zeiten, die keine Monumentalkunst gekannt oder uns nur unbedeutende Denkmäler derselben hinterlassen haben. Da ist zuerst die mykenische Epoche. Auf ihren Steinen lebt sich in ungleich höherem Maße als auf den bemalten Vasen und sonstigem Geräthe die Lust am Erzählen und die Kraft der Erfindung aus, die diese lebensfrische Kunst kennzeichnet. Mit naivem Uebermuth macht man sich an die schwierigsten Stellungen und Bewegungen von Menschen und Thieren, mit sicherem Blick für die äußere Erscheinung, freilich noch ohne das tiefe innere Verständniß der späteren griechischen Kunst. Man komponirt Bilder, die uns auf das lebhafteste und deutlichste von Krieg, Jagd, Frauenleben und Götterverehrung erzählen, und die uns ja zur bis jetzt fast wichtigsten monumentalen Quelle für das Verständniß dieser Kultur geworden sind.

Aehnlich steht es mit der Bedeutung der geschnittenen Steine bei den Etruskern. Was diese an Kunst haben, ist freilich zu allen Zeiten Reproduktion griechischer Vorbilder gewesen, und so auch ihre Gemmen. Aber es gelingt ihnen doch einmal eine kurze Zeit, vom Ende des 6. bis etwa in die Mitte des 5. Jahrhunderts, ihre Vorbilder zu erreichen, ja fast zu übertreffen. Die etruskischen Skarabaeen dieser Epoche, die in einer Folge vortrefflicher Stücke die Befreiung der griechischen Kunst aus den Fesseln alterthümlicher Formgebung und ihr Fortschreiten zu völliger Freiheit wiederspiegeln, sind von solcher Meisterschaft der Technik, mit solcher subtilen Durcharbeitung der einzelnen kleinsten Formengearbeitet, daß sie in dieser minutiösen Sorgfalt der Ausführung die griechischen Vorbilder fast durchweg übertreffen. Die saubere, unermüdlich fleißige Handwerksarbeit, die freilich ohne ihre Vorbilder rathlos wäre, trägt hier einmal den Sieg davon. Doch hat freilich in Etrurien diese Blüthezeit, die sich auch durch musterhaft gearbeiteten Goldschmuck und Bronzegeräth — das sogar in Athen Absatz fand — auszeichnet, nur kurz gewährt. Schon in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts werden die Nachbildungen der griechischen Gemmen gröber und flüchtiger, und eine Gattung des 4. Jahrhunderts, die „Rundperlskarabaeen" (so genannt, weil vorwiegend mit einem kugelförmig endenden Instrument hergestellt, deſſen Spuren in aufdringlichster Weise sichtbar bleiben), leisten das äußerste an handwerklicher routinirter Flüchtigkeit.

Die Schüler der Etrusker sind die Römer der republikanischen Zeit in vielen Dingen, die mit der Götterverehrung und Zeichendeuterei zusammenhängen. Die Gemmen lassen erkennen, daß auch die Kunstübung der Etrusker die frührömische stark beeinflußt hat, denn eine ganze Klasse von Steinen, welche durch die lateinischen Besitzerinschriften ins 3. bis 1. Jahrhundert vor Christus zu datiren sind, sind unmittelbar von den besseren etruskischen Skarabaeen abhängig. Es ist interessant zu beobachten, wie die griechischen Vorbilder hier eine abermalige Umbildung erfahren, die sich in der Richtung auf plumpere, derbe, schwerfällige Formengebung bewegt. Wenn so der eigene künstlerische Werth dieser Serie nicht eben groß ist, so lernen wir doch dadurch eine ganz neue Kunstprovinz kennen, eine italische Kunst, die trotz aller Unbeholfenheit schon etwas von dem herben Wirklichkeitssinn hat, der in der römischen Portraitkunst bald zum vollen Durchbruch gelangt. Wo, wie es bisweilen vorkommt, die alterthümlichen griechischen Typen nachwirken, da wird meist ein unerfreuliches, weil unverstandenes und flaues Archaisiren daraus, doch haben auch diese alterthümelnden Stücke ein spezielles Interesse, weil sie einige andere bisher unverstandene Denkmäler als latinische Kunst dieser Epoche erkennen lassen. Das bekannteste derselben ist das Relief von Aricia mit dem Muttermord des Orest, jetzt in Kopenhagen, das bisher zu den altgriechischen Werken gestellt wurde, obgleich man seinen Abstand davon wohl empfand. Der Vergleich mit den latinischen Gemmen erklärt aufs beste die

alterthümliche Formgebung, die doch nicht die Grazie und Feinheit des Reingriechischen hat und zu der provinziellen Plumpheit auch noch Spuren eines freieren und laxeren Stils hinzumischt.

Die Serie dieser etruskisirenden frührömischen Gemmen repräsentirt uns das, was der konservative Römer der Republik als national-römische Kunst ansehen mußte gegenüber der von Kampanien her und durch die engere Berührung mit Hellas immer energischer eindringende griechische Kunst und Bildung, wobei denn freilich die „nationalrömische" Kunst im Grunde aus derselben Quelle kam. Es ist höchst lehrreich zu beobachten, wie neben diese etruskisirenden Steine in derselben Epoche eine völlig anders geartete Richtung der Glyptik tritt, die man als kampanisch-römische bezeichnen kann, Steine, die in Formgebung und Gegenständen rein hellenistisch sind, und mit kampanischen Skulpturen, den figurirten Tuffkapitellen aus der samnitischen Zeit Pompeji's, also vor dem Jahre 80 vor Christus, die frappantesten Analogien aufweisen.

In dem Wettbewerb dieser beiden Richtungen mußte natürlich die etruskisirende unterliegen und verdorren. Im 1. Jahrhundert vor Christus ist der Sieg griechischer Bildung und Kunst in Rom vollkommen, und nun, seit Augustus der Welt den Frieden und Wohlstand gesichert hatte, hebt eine Blüthe der Glyptik an, die an Intensität des Betriebes alles bisher Dagewesene unendlich übertrifft, an technischer Sorgfalt es mit den Etruskern aufnimmt, an Geschmack, an Schönheitsgefühl, an Reichthum der Motive mit den besten griechischen Zeiten wetteifert. Nur daß freilich diese Motive nicht neu erfunden sind, und daß der Ausführung, so virtuos sie sein kann, jener intime Reiz der unmittelbaren künstlerischen Intuition fehlt, der den Erzeugnissen einer spontan produzirenden Kunst ihren höchsten Werth verleiht. Denn die augusteische Epoche ist klassizistisch. Sie verwerthet alles, was die Griechen vom 5. bis zum 2. Jahrhundert vor Christus geschaffen haben, sie schüttet die ganze Fülle der verschiedenen Stile und Motive vor uns aus, von den erhabenen Athenatypen des Phidias bis zu den übermüthigsten Kompositionen hellenistischer Künstler, und sie scheut sich auch nicht, gelegentlich durch eklektisches Mischen, zum Beispiel von strengen Gesichtstypen mit üppigen Körperformen, besonders pikante Reize zu erzielen. Bei weitem die größte Anzahl aller erhaltenen Gemmen und Glaspasten gehört in diese frühkaiserliche Epoche, weßhalb hier auch nur eine kleine Auswahl des Besten auf den Tafeln abgebildet wird, nicht alle guten Stücke der Gattung, wie zu den anderen Kapiteln. Nichts kann uns von der hohen Bildung des kaiserlichen Rom, seinem Verständniß und seiner Genußfähigkeit für künstlerische Dinge einen besseren Begriff beibringen als diese Gemmen. Sie helfen aufs gründlichste die Sage widerlegen von dem mangelnden Kunstsinn der Römer, der freilich nur ein rezeptiver, kein produktiver war.

Um so auffallender ist, daß nach dem 1. Jahrhundert nach Christus das vertiefte Schneiden der Steine fast völlig aufgehört zu haben scheint. Zwar war die Technik keineswegs verloren gegangen. Kameen, das heißt erhaben geschnittene Steine zu Schmuckstücken, wie man sie zuerst in Alexandrien, dann in Rom besonders unter Augustus und Claudius gemacht hatte, sind auch in späterer Zeit relativ häufig. Daß die Gemmen verschwinden, ist wohl einer Laune der Mode zuzuschreiben. Es ist freilich auch ein Beweis, daß der Aufschwung der Glyptik unter Augustus eben nicht eine sich aus sich selbst entwickelnde Blüthe war, sondern eine künstliche Treibhauspflanze, befruchtet von dem überschwänglichen Reichthum der griechischen Kunst und genährt von dem Modebedürfniß einer verfeinerten Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

Briefe König Ludwigs I. an Johann Schraudolph, den Speyerer Dom betreffend.

Mitgetheilt von Theodor Pixis.

Jetzt, wo durch das Oeffnen der Kaisergräber das Interesse für den altehrwürdigen Speyerer Dom wieder neu erwacht ist, wendet sich der dankbare Blick wieder gern und freudig dem edlen König zu, der dieses herrliche Bauwerk neu erstehen ließ.

Wenn man ins Auge faßt, welche Anzahl von Prachtbauten dem König Ludwig I. ihre Entstehung verdankt, so sollte man glauben, daß bei dieser Fülle von vielfach gleichzeitiger Bauthätigkeit das Interesse für das eine oder das andere dieser Projekte hätte in den Hintergrund treten müssen. Allen Anzeichen nach dürfte dies aber nicht der Fall gewesen sein.

Dieselbe Zähigkeit und dasselbe intensive Interesse, mit welchem er als Kronprinz schon das Projekt der Erbauung einer Pinakothek anstrebte, wobei er kräftig gegen den Strom schwimmen mußte, scheint ihn nie verlassen zu haben. Wie aus den zahlreichen Briefen an den damaligen Minister v. Lerchenfeld in wahrhaft rührender Weise hervorgeht, hat er diesen maßgebenden Staatsmann förmlich um seine Fürsprache bei dem König Max I, seinem regierenden Vater, angerufen, um diese seine damalige Lieblingsidee verwirklichen zu können.

Wie ihm die künstlerische Ausgestaltung des Speyerer Domes am Herzen lag, geht aus einer Anzahl von Briefen hervor, die er theils eigenhändig an den Schöpfer der dortigen Fresken, Johann Schraudolph, schrieb, oder wenn sie im Kabinet geschrieben wurden, mit Randglossen versah. Diese hochinteressanten Briefe hat dessen Sohn Direktor Claudius v. Schraudolph in jüngster Zeit der Historischen Sammlung der Münchener Künstlergenossenschaft in liberaler Weise zugewendet.

Sie bilden eine sehr werthvolle Ergänzung zu den zahlreichen Aquarellmalereien, welche Schwarzmann für die dekorative Ausstattung des Domes gefertigt hatte, und welche ebenfalls eine Zierde dieser Sammlung bilden.

Zu gleicher Zeit geht aber auch aus diesen Briefen hervor, in welch' hohem Ansehen Meister Schraudolph bei dem kunstsinnigen Könige stand, und wie besorgt er war, die langandauernde Thätigkeit in der Freskomalerei könne seiner Technik in der Oelmalerei Eintrag thun, und welche Anregungen er gab, um dem vorzubeugen.

Die Briefe lauten:[1])

I.

Herr Maler Schraudolph! Ihre Nachricht, daß Sie die bewußten Cartons bereits bis Ende October lauf. Jahres sämmtlich vollendet haben werden, freute Mich sehr. — Was Schwarzmann betrifft, so habe Ich derohalben mit m. Director von Gärtner gesprochen, der es, Meiner Weisung gemäß, so einrichten wird, daß Jener, ohne Collision für Anderes, alsbald nach Speyer kommen, und dorten seine Arbeit beginnen kann. — Daß Sie Mir, des fraglichen halber, geschrieben, zeigt Mir von Ihrem Eifer, und der Sorgfalt für die Ausführung des Ihnen von Mir anvertrauten Werkes. — Dieses auf Ihre Zuschrift vom 27. vorigen Monats erwiedernd bin Ich mit gnädiger Gesinnung

Berchtesgaden den 18. September 1846.

Ihr wohlgeneigter König Ludwig

[1]) Die gesperrt gedruckten Stellen sind handschriftlich.

II.

Herr Maler Schraudolph! Ihren Brief vom 7ten November habe Ich erhalten und Ich habe daraus mit Vergnügen ersehen, daß Sie Sich mit Eifer die Ihnen gesetzte Aufgabe angelegen sein lassen und dabey das Werk voranschreitet. Die Mir vorgelegte Skizze für die Hauptkuppel über dem Hochaltar hat Meinen Beifall und Ich genehmige sie. Anliegend empfangen Sie dieselbe nach Ihrem Wunsche zurück. Mit gnädigen Gesinnungen

München den 2ten November 1846.

Ihr wohlgewogener König
Ludwig

Im Geiste bin ich in Speyer, im Dom.

III.

Herr Maler Johann Schraudolph! Mit besonderem Vergnügen habe Ich aus Ihrem Briefe vom 28ten vor. Monats ersehen, welche Bilder Sie im Verlaufe dieses Sommers zu malen gedenken und Ich genehmige es so. Ende dieses Sommers beabsichtige Ich, Speyer selbst zu besuchen, wo, was Sie inzwischen vollendet haben werden, Ich Mich freuen werde zu sehen, der Ich aus besonderem Wohlwollen bin

München den 9ten Juny 1847.

Ihr wohlgeneigter König
Ludwig

Freundliches dem Bischof von mir auszurichten.

IV.

Herr Maler Schraudolph! Mit großem Wohlgefallen habe Ich den Bericht über Ihre Arbeiten im Dom zu Speyer, den Sie unterm 23ten October an Mich erstattet haben, gelesen und mit nicht minderem Beifall die Skizzen durchgesehen, die Sie im nächsten Frühjahre auszuführen gedenken, und die Ich mit Ausnahme von einer, auf der Sie Meine Bemerkung beigesetzt finden werden, genehmige und hieben zurücksende. Dem Decorationsmaler Schwarzmann lasse ich ernstlich anweisen, in diesem Winter schon so vorarbeiten zu lassen, damit Sie im Frühjahre nicht aufgehalten seyen. Was die Chorstühle betrifft, muß Ich mich zuerst erkundigen, welcher Behörde die Anschaffung, resp. Restauration dieser Chorstüle obliegt. Ob dermalen dieselbe vorgenommen werden könne, vermag Ich noch nicht zu sagen. Empfangen Sie die Versicherung Meiner Zufriedenheit mit Ihrem Eifer und Ihren Leistungen und der gnädigen Gesinnungen, mit welchen Ich bin

München d. 2ten November 1847.

Ihr wohlgewogener König
Ludwig

Wünsche sehr, Sie möchten nicht aus der Uebung kommen, in Oel zu malen, worin Sie ebenfalls äußerst ausgezeichnet sind, darum daß doch wenigstens ein kleines Oelgemälde diesen, und jeden Winter verfertigen.

V.

Herr Maler Schraudolph! Ihren Bericht über Ihre Malerei des Speyerer Domes vom 12ten April habe Ich erhalten. Erst jetzo durch Zufall, nicht aus verminderter Theilnahme antworte Ich. — Ich kann nicht anders, als Ihnen Mein Wohlgefallen über die Mir vorgelegten Entwürfe ausdrücken. Nur wünsche ich mehr Strenge im Styl bei 1, 2 und 3, so wie er bei 4 ist. Wünsche auch, daß künftig, wie bisher, vor der Ausführung Mir die Entwürfe, damit Ich meine Ansicht aussprechen kann, vorgelegt werden möchten. Bin begierig, den von Schwarzmann in Einverständnisse mit Ihnen zu machenden Vorschlag, die Verzierung betreffend, zu sehen. Mit bekanntem Wohlwollen

München den 12ten May 1848.

Ihr wohlgewogener
Ludwig

Auf Joh. Schraudolph halte ich vorzüglich viel.

VI.

Herr Maler Schraudolph! Ihr Schreiben vom 27ten d. Mts., worin Sie Mich von dem Fortgange der Bemalung des Speyerer Domes in Kenntniß setzen, habe Ich erhalten, und kann Ihnen nur wiederholt mein Wohlgefallen darüber ausdrücken. Ihren weiters in demselben ausgedrückten Wunsch betreffend, habe Ich Mich ausnahmsweise bewogen gefunden mittelst eigenhändigen Handschreibens an den Staats-Minister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Ringelmann Ihre Person bei Wiederbesetzung der durch Professor Heß Ernennung zum Director erledigten Professur angelegentlichst zu empfehlen, der Ich mit bekanntem Wohlwollen bin

München den 31ten März 1849.

Ihr Ihnen wohlgewogener
Ludwig.

Sie wissen, wie ich Sie schätze — freundliches dem Bischof.

VII.

(Dieser und die nun folgenden Briefe sind sämmtlich von des Königs eigener Hand geschrieben.)

Berchtesgaden 12. Sept. 1848.

Wie viel ich auf Sie, Johann Schraudolph halte, das wissen Sie, doch vielleicht nicht in dem Umfange wie es wirklich ist. Wünsche sehr, daß ich recht zeitig die Entwürfe zu den Gemälden welche vertragsmäßig im nächsten Verwaltungsjahre Sie in den Speyerer Dom zu malen haben zu sehen bekomme, meine Bemerkungen Ihnen machen zu können, bevor es an's Malen geht. Strenger Styl, wiederhohle ich, wie Raphaels Disputa, nicht jener in der Transfigurazione. Mein Andenken dem Bischoffe in Speyer.

Der Sie recht zu würdigen
wissende
Ludwig.

Ihr Schreiben, worauf diese Antwort ist vom 5ten dieses.

VIII.

Paßenhofen 15. Oct. 1848.

Vom Ufer des Starnberger See's wo einige Tage ich bei meiner Schwester der Herzogin Luise verweilte, heute am Abend nach München zurückkehre, erwidere ich Ihr Schreiben vom 7ten dieses. Wie Alles was von Johann Schraudolph herrührt sind Ihre die hier mir mitgetheilten (hier unten beygeschloßenen) Entwürfe zu den nächstjährigen Fresken im Speyerer Dom. Der strenge Styl, wie er dahin eignet, zeigt sich beobachtet in dem Martyrtod des ersten hl. Stephan und in der h. Bernhard-Vision, auch an der Ueberreichung der Kreuzesfahne gebracht. Der Entwurf zur Darstellung des Papstes Stephan könnte, handelte es sich um ein Oelgemälde vielleicht den Vorzug verdienen, nicht aber zu einem Fresco in gedachtem Dom, wie schön er auch an sich ist. Wiederhohle meinen Wunsch daß Sie jeden Winter ein (wenn auch nicht mehrere und diese nur klein) Oelbild malen möchten, der Sie hierin ebenfalls so vorzüglich sich bewiesen. Nicht aus der Uebung soll man kommen, und denken Sie darum daß gar zweifelhaft, ob nach Beendigung gegenwärtiger Aufgabe, Sie ferner al fresco zu malen haben werden. In welchem Jahre werden der Wahrscheinlichkeit des Dom's Malereyen fertig seyn? Beantworten Sie mir ebenfalls in welchem Jahre der Chor dem Gottesdienst wieder übergeben und das Schiff begonnen werde und ob Sie kommenden Winter nicht ohne Zustandebringen eines kleinen Oelgemäldes wollen vorübergehen lassen. Hingerissen war ich von der Herrlichkeit der Malerey, überrascht, wie viel geschehen war. Freundliches dem Bischofe von dem

so viel auf Sie haltenden
Ludwig.

IX.

München den 3. November 1848.

Habe mit Vergnügen Ihre neue Skizze zum Tod des hl. Stephan des Papstes erhalten und wünsche derselben

(2 b.) Ausführung. Von Vermehrung für 1848/49 kann keine Rede seyn, bis sich wenn mein Sohn der regierende König das Ausgemachte giebt. Ihr Vorhaben in dem nun bald beginnenden Winter, wenigstens ein kleines Oelbild zu malen gewährt mir Freude. Sie sind einer der ausgezeichnetsten Künstler, die jetzt leben, zu denen leider L. Schwanthaler bald nicht mehr zu zählen sein wird, denn rettungslos, so scheint es wenigstens liegt er an der Auszehrung danieder.[2]) Daß mir des Speyerer Dom's Bemalung nahe liegt, dessen bedarf es keine Versicherung

von dem Ihnen sehr gewogenen
Ludwig

Setzen Sie mich fortwährend in Kenntniß, was des Dom's Malerey betrifft.

An Maler Joh. Schraudolph.

X.

München 20 Juny 1849.

Als ächter Künstler, Schraudolph haben Sie geschrieben wie als großer Künstler Sie malen. Daß nicht der Chor nur, daß der ganze Dom von Ihnen mit Fresken geziert werde, liegt mir am Herzen, der ich in der Kunst lebe. Im ganzen teutschen Vaterland giebt es keinen Dom der so wie der in Speyer geschichtlich merkwürdig wäre; die Grabstätte von 8 Kaiser. Ghmrath v. Klenze theilte mir Ihren Brief von 12ten dieses mit, der ich bereits geraume Zeit zuvor Sie für die Professorstelle bey der Akademie der Künste empfohlen hatte. Ob der Erfolg dem entspricht, weiß ich nicht. Freundlichen Gruß Ihrem Gehülfen von

Ihrem Sie zu würdigen
wißenden
Ludwig

Auch dem Bischof von Speyer vergessen Sie nicht freundliches von mir auszurichten.

XI.

Aschaffenburg 22 August 1850.

Genehmige daß defragl. Zuschriften nach den (hiemit zurück geschickten) Entwürfen ausgeführet werden. Mich nicht zu wiederhohlen verweiße ich Sie auf das heut von mir an den Bischof Geschriebene, aber das kann ich nicht unterlassen zu wiederhohlen obgleich Ihnen seit langer Zeit bekannt daß ich Johann Schraudolph als einen der hochstragenden Künstler unserer Zeit schätze, daß zu betreiben des ganzen Speyerer Domes Ausmalung eine mich erfaßende Angelegenheit ist. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wohlgewogener
Ludwig.

XII.

Berchtesgaden 10 August 1851.

Mit lebhafter Theilnahme, Schraudolph las ich was Sie am 30. July den Fortgang der Bemalung des Speyerer Dom's betreffend mir schrieben; es ist erfreulich. Daß sie mir Herzensangelegenheit, dieses wissen Sie. Wenn Alles so wird, wie das was ich bereits darten gesehen, bin ich entzückt. Sehr wahrscheinlich wird mir dieser hohe Genuß im nächsten Sommer dieses herrliche Werk zu bewundern. Der Sie als Künstler und Mensch

hoch schätzende
Ludwig

Freundliches dem
würdigen Bischof.

XIII.

Berchtesgaden 19 July 1853.

Aus Ihrem Briefe vom 5. dieses ersah ich, mein geschätzter Schraudolph den guten Fortgang der Fresken. Freue mich darauf, künftiges Jahr selbe vollendet zu sehen, wenn, wie es mein Vorhaben, ich zur Ludwigshöhe mich begebe. Genuß ist es aber auch, sie entstehen zu sehen. Es wird ein herrliches Werk, würdig des Kaiserdoms. Trage Ihnen auf nebst viel freundlichem dem Bischof auszurichten, daß ich rechtzeitig sein Schreiben vom 4. dieses bekommen und dasselbe erwiedern würde, sobald ich Kenntniß von einer die Herstellung der Vorderseite des Doms betreffenden Entschließung werde erhalten haben. Viel freundliches ebenfalls dem Regierungspräsidenten. Dem Sohne des verst. Byrath[3]) May zu antworten wäre mir genehm, wenn in 18 Monaten das Kotoßeum beendigt wäre, wenn es so sorgfältig, so gut würde, wie es sicher anzunehmen, daß es von seinem Vater geschehen sein würde. Der auf Schraudolph

viel haltende
Ludwig.

[2]) Schwanthaler starb am 28. November 1848.

[3]) Ist undeutlich zu lesen: soll möglicherweise auch Baurath heißen?

Mittheilungen und Nachrichten.

Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger, a. ö. Professor der Philosophie an der Universität Halle a. S. V. Band, Heft 1 und 2. — Das erste Heft des fünften Bandes bietet wie schon manches frühere Heft den Lesern die Reproduktion eines **Kant-Bildes**. Zwar ist es kein neuer, bisher unbekannter Typus, dem das Bild angehört, aber es erhält ein besonderes Interesse dadurch, daß es nacheinander im Besitze von zwei der hervorragendsten Gelehrten Deutschlands gewesen ist, die gerade für das Wiederaufleben der Kant'schen Philosophie von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Das Bild gehörte nämlich ursprünglich Helmholtz, in dessen Besitz es wahrscheinlich durch Schenkung gekommen ist, als er in Königsberg Professor war. Nach dem Tode von Helmholtz bekam es sein Freund E. Zeller zum Andenken. Das Original ist eines der von Charles Vernet gemalten **Kant-Portraits**. Aus dem Inhalt des ersten, sowie des zweiten Heftes erwähnen wir die anregenden Abhandlungen von M. Wartenberg („Sigwarts Theorie der Kausalität im Verhältniß zur Kantischen"), E. v. Hartmann („Kant und der Pessimismus"), A. Pfannkuche („Der Zweckbegriff bei Kant"). Die Kant-Kritik eines Wortführers der Neuscholastik, enthalten in der „Critériologie générale ou théorie générale de la certitude" von D. Mercier, wird von F. Medicus eingehend besprochen und im wesentlichen abgelehnt. Der Herausgeber berichtet über den in der neuen großen Kant-Ausgabe kürzlich veröffentlichten Briefwechsel des Philosophen.

H. B.

Bibliothèque Internationale d'Économie Politique publiée par *Alfred Bonnet*, Paris, Giard et Brière. — Die neuesten Bände dieser verdienstlichen Sammlung, in welcher hervorragende Werke des Auslandes durch gute und billige Uebersetzungen (2 Fr. 50 Cts. per Band) dem französischen Publikum zugänglich gemacht werden, bieten zwei der bedeutendsten Werke, welche seit Goschens „Theory of foreign exchanges" in englischer Sprache über die Theorie des internationalen Handels erschienen sind. Bezeichnenderweise ist das eine, die Arbeit eines Amerikaners, eine Apologie des Schutzzolls, das andere, Old England entstammend, eine Vindikation des Freihandels. Das erste von den beiden Büchern ist Simon Pattens bekanntes Werk über die wirthschaftlichen Grundlagen des Zollschutzes. Man kennt Pattens geistvolle, aber nicht ganz einwandfreie Anwendung der von Comte und Mill überlieferten grundlegenden Unterscheidung zwischen dem dynamischen und statischen Zustand der Gesellschaften. Der dynamische Zustand Amerika's erfordert nach Patten den Selbstschutz gegenüber dem lohndrückenden Einfluß des „statischen" Europa. Mit Recht macht Cauwès in seiner Préface darauf aufmerksam, daß diese Theorie den Zollschutz für die ganze Zeit rechtfertigen würde, welche verstreichen mag, bis der „statische" Zustand völliger Ausbeutung der natürlichen Hülfsquellen eingetreten ist, d. h. bei Amerika auf Jahrhunderte hinaus, während Lists Erziehungszoll sich in absehbarer Zeit überflüssig machen sollte. Auch läßt sich ein reiches Maß amerikanischer Selbstüberschätzung als Element dieser Theorie wohl nicht verkennen. Immerhin wird der Zollschutz für empor-

strebende Gemeinwesen gegenwärtig wohl allgemein empfohlen und ist durch Patten mit neuen Argumenten begründet worden.

Auf einem grundverschiedenen Standpunkt steht Bastable in seiner Theory of international trade, welche ebenfalls von Bonnet dem französischen Leserkreise zugänglich gemacht wird. Das Buch ist bekanntlich ein „restatement" der klassischen Theorie, namentlich der von Ricardo und John Stuart Mill formulirten Gesetze der internationalen Wertbildung auf Grund der relativen Produktionskosten. Die zweite Auflage und die nach derselben gearbeitete Uebersetzung enthält auch Zusätze und Aenderungen des Autors, namentlich eine durch Edgeworth bewirkte Aenderung seiner Stellungnahme gegenüber Sidgewick (Principles, III, 18, 03). Bastable hat den Muth, auch heute noch — unter theoretischer Einräumung der Ausnahmen etwa wie bei Mill — bedingungsloser Freihändler zu sein und seine Konklusionen in folgende geradezu herausfordernde Formel zusammenzufassen: „Die Regierungen sollten in Angelegenheiten des Außenhandels durch die vielgelästerte Maxime des laissez-faire geleitet werden." Auch die Vertreter des entgegengesetzten Standpunktes werden wohl thun, sich mit den Argumenten des scharfsinnigen Engländers ernstlich auseinanderzusetzen und erhalten gleichzeitig durch die von Professor Sauvaire-Jourdan geschriebene Einleitung Gelegenheit, den Gedankengang des zweiten Hauptwerkes von Bastable (The commerce of nations, zweite Ausgabe 1899) in Kürze kennen zu lernen. Prof. Dr. Feilbogen.

-tz- J. C. Poestion: Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. Zweite, vermehrte Auflage. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag 1900. 178 S. — Ueber die Nothwendigkeit einer besonderen norwegischen Grammatik kann man zunächst verschiedener Ansicht sein. Wer nur den Wunsch hegt, die großen norwegischen Schriftsteller, wie Björnson, Ibsen, Kielland, Lie u. A. in ihrer eigenen Sprache zu lesen, wird noch immer mit der Kenntniß der dänischen Sprache vollständig auskommen, da ja in der Schreibung und bei feierlichem Vortrage selbst in der Aussprache zwischen Dänisch und Norwegisch so gut wie gar keine Unterschiede vorhanden sind. Ein anderes Gesicht bekommt die Sache schon, wenn man die praktischen Bedürfnisse des Reisenden ins Auge faßt. Wer in Norwegen selbst die Landessprache reden will, der wird, wenn er nur Dänisch versteht, doch mitunter in Verlegenheit gerathen; denn die selbständige Entwicklung des norwegischen Dialekts, der in der That nur eine Abart des dänischen ist, ist — zum Theil infolge bewußter nationaler Bestrebungen — soweit vorgeschritten, daß sich in der Aussprache ebenso wie im Wortschatz und vor allem auch im Tonfall sehr scharfe Verschiedenheiten herausgebildet haben. Ein dritter Gesichtspunkt wäre endlich der sprachwissenschaftliche, der bei Poestions trefflichem Buche, obwohl es in der Hartleben'schen Sammlung „Die Kunst der Polyglottie" erschienen ist, die keineswegs in allen ihren Bänden auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben darf, nicht außer acht zu lassen ist, und von diesem aus ist natürlich eine zuverlässige Darstellung der Sprache auch sehr werthvoll und erwünscht. Alles in allem genommen darf man also dem Buche seine Daseinsberechtigung vollkommen zuerkennen, auch wenn diese nicht schon durch die Thatsache einer nach zehn Jahren erfolgten neuen Auflage ausdrücklich bewiesen wäre.

Wie die dänische und schwedische Sprachlehre Poestions ist auch die norwegische eine sehr gründliche und gediegene Leistung, die vollständige Herrschaft über den Stoff in jeder Hinsicht erkennen läßt. Die Einleitung enthält die noch ziemlich junge Geschichte der norwegischen Sprache (dansk-norsk), die bestimmt erscheint, dem Dänischen ebenso wie der künstlich geschaffenen norwegischen „Landessprache" (landsmaal) den Rang abzulaufen. Es folgt darauf eine phonetische Uebersicht über die norwegischen Laute, der man allerdings, wie der Verfasser selbst im Vorwort vermuthet, eine erheblich größere Klarheit und Einfachheit wünschen möchte. Daran schließt sich dann eine sehr ausführliche und dankenswerthe Lautlehre (S. 9—77) und die eigentliche Grammatik, die Formenlehre, (S. 79—163), die beim Verbum auch die Syntax etwas berücksichtigt. Beide Theile gehen äußerst genau und gewissenhaft selbst auf Kleinigkeiten und weniger bedeutende Einzelheiten ein, so daß der Benutzer des Buches eine sehr gründliche Kenntniß der Sprache erhält, wenn er die Ausdauer hat, seinen reichen Inhalt durchzuarbeiten und sich zu eigen zu machen. Ob das häufig geschehen wird, muß freilich dahingestellt bleiben, aber als sehr wahrscheinlich ist es kaum anzunehmen, und damit kommen wir denn auf die einzige Schattenseite des Buches zu sprechen; es scheint uns für den Laien und den Anfänger — und für solche sind doch die Hartleben'schen Sprachlehren in erster Reihe bestimmt — zu gelehrt, zu ausführlich. Der Berichterstatter ist zwar nicht unbefangen genug, um völlig sicher hierüber urtheilen zu können, aber er glaubt bestimmt, daß, wer nicht wenigstens mit einiger sprachlicher Schulung an das Buch herangeht, sich kaum ordentlich mit ihm abfinden wird; denn eine selbständige Auswahl zu treffen, ist natürlich der Anfänger nicht in der Lage. Dieser Nachtheil auf der einen Seite, den die Menge des Stoffes in sich schließt, wird aber auf der anderen Seite, für den Sprachforscher und Kenner der skandinavischen Dialekte, zu einem um so größeren Vortheil.

Am Schluß sind einige Lesestücke aus den besten Schriftstellern, sowie eine Probe der gewöhnlichen Mundart von Christiania mitgetheilt. Daß ein Wörterbuch und Register diesem Bande nicht beigegeben sind, erscheint als ein sehr empfindlicher Mangel, dem allerdings nach des Verfassers Versprechen in nächster Zeit durch ein im gleichen Verlag erscheinendes „Norwegisches Lesebuch" mit Glossar abgeholfen werden soll. Hoffentlich können wir dieses, das dann eine sehr willkommene, ja unentbehrliche Ergänzung zum „Lehrbuch" wäre, recht bald hier begrüßen.

Eugenie Galli: Das Fräulein und Anderes, Köln, Sohn und Laue's Verlag. — Ein liebenswürdiges Talent offenbart sich in diesem Büchlein: acht Skizzen in das duftige Gewand des Märchens gekleidet, darunter drei („Das Sternlein", „Der graue Stein", „Das Johannisfeuer") von entschiedenem, literarischen Werth. Frau Galli macht von dem eigensten Recht des Märchendichters Gebrauch, Thiere und unbelebte Dinge zu personifiziren, allein sie thut das in einer so originellen Weise, daß man das Phantastische völlig vergißt und auch auf realem Boden zu stehen vermeint. So hat sie die höchste Stufe erklommen, die der Märchendichter erreichen kann. Die Moral, die die kleinen Geschichten lehren, ist leicht zu deuten und eben nicht neu, allein sie kommt aus reinem Herzen, und darum hören wir sie gern. Frau Galli hätte mit Fug ihrem Büchlein einen etwas prätentiöseren Titel voransetzen dürfen, denn der gewählte bereitet in keiner Weise auf die Eigenart des Werkchens vor. Die Erstlingsgabe der Dichterin sei hiemit aufs wärmste empfohlen. Alfr. B.

S. Auffindung zweier werthvoller Bilder alter Venezianer Meister. Der Direktor der kgl. Akademie in Venedig, Signor Cantalamessa, hat zwei Gemälde, eines von Palma Vecchio, das andere von Jacopo da Ponte, genannt Bassano, entdeckt und um 3000 Lire für die Akademie erworben. Die beiden, von Staub und schmutzigem Firniß überzogenen Bilder wurden von dem Besitzer, einem Hrn. Bedendo aus Mestre, zum Kauf angeboten. Unter der Schmutzkruste erkannte das geübte Auge des Direktors die verborgenen Schätze. Die Reinigung und sachverständige Behandlung wurde dem Professor Jennaro anvertraut, in dessen Atelier wir beide Bilder sahen. Der hl. Hieronymus ist schon vollständig restaurirt; die mächtige Figur eines alternden Mannes, nahezu in Lebensgröße, beinahe nackt, sitzt am Eingang einer Grotte, das schwermüthige Haupt auf den linken Arm gestützt, in Betrachtung des Gekreuzigten, auf welchen von außen ein kaltes Licht fällt; es ist eine vorzügliche anatomische Studie; dabei sind die Farben so frisch, als ob sie von gestern wären — wenn nicht die vollendete Zeichnung eine solche Annahme von vornherein ausschlösse. — Palma Vecchio's Gemälde, eine sog. „Sacra Conversazione" — zeigt die Muttergottes mit dem Jesusknaben vor einem Tempel sitzend, von dem nur einige Pfeiler sichtbar sind; zu ihrer Rechten, im Halbschatten, kniet der hl. Joseph auf den lächelnden Knaben blickend; zur Linken, zu Füßen der Madonna, sitzt die hl. Katherina, neben ihr kniet Johannes der Täufer; die Figuren heben sich von einer idealen

Landschaft ab. Das Bild ist offenbar zur Zeit entstanden, als Palma sich Tizian zum Vorbild nahm und ihm mit Erfolg nachstrebte. Ueberaus lebensvoll ist die hl. Katherina, welche unbestritten Palma erkennen läßt durch die innige Verwandtschaft mit des Meisters berühmter hl. Barbara in Sta. Maria Formosa, zu welcher ihm die eigene schöne Tochter Violante als Modell diente. Von schönen Linien und sprechendem Ausdruck ist Johannes der Täufer; nicht der asketische Heuschreckenvertilger der alten Manier, sondern eine edle Jünglingsgestalt in vollem Reize der Jugend. Diese Figuren sind zu einer Gruppe voll Anmuth und Würde gestimmt, die ebenmäßigen Gestalten sind in farbenprächtige, faltenreiche Gewänder gehüllt, die Fleischtöne sind von durchsichtiger Zartheit. Kenner versichern, daß dieses Gemälde unter die Meisterwerke des Palma Vecchio zu zählen sei und für die Akademie eine werthvolle Bereicherung bilde.

Berlin. Am 19. September ist hier der bekannte militärische Schriftsteller Oberstleutnant a. D. Dr. Max **Jähns** nach kurzem schweren Leiden im Alter von 64 Jahren gestorben. Jähns war ein Berliner Kind und trat 1854 in die preußische Armee ein. Schon im Jahre 1864 nahm er einmal den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen, wurde aber im Kriegsjahr 1866 wieder aktiv und war seitdem als wissenschaftlicher Hülfsarbeiter im „Nebenetat des Großen Generalstabs“ beschäftigt. Während des Feldzuges von 1870 war er Linienkommissär des Generalstabs zu Nancy; seit 1872 lehrte er die Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie, 1878 zum Major befördert, erhielt er 1886 als Oberstleutnant seinen Abschied. Schon als junger Offizier trat Jähns mit kriegsgeschichtlichen Forschungen hervor, die sich über das Durchschnittsniveau der Fachliteratur durch ihre quellenmäßige, auch den kulturhistorischen Untergrund mit berücksichtigende Bearbeitung erhoben. Mit einem wahren Bienenfleiß sammelte dieser Autor in Archiven und Bibliotheken und auf weiten Reisen den Stoff zu seinen Untersuchungen, und wenn anfänglich seine Schriften den Mangel einer strengen historischen Kritik noch vermissen ließen, so eignete er sich doch später auch die exakten Methoden unsrer Geschichtschreibung an und schuf in jeder Hinsicht Werthvolles. In erster Linie sind hierunter die Beiträge zu rechnen, die er für die von der historischen Kommission der Bayerischen Akademie herausgegebene dreibändige „Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland“ lieferte und die eigentlich den Hauptbestandtheil dieses Werkes ausmachen. Von seinen zum Theil schon vor dieser großen Arbeit erschienenen Schriften nennen wir die an kulturhistorischen Ausblicken besonders reichen „Volksthum und Heerwesen“ (1870) und „Roß und Reiter in Leben, Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen“ (1872), ferner den Text zu seinem „Atlas zur Geschichte des älteren Kriegswesens von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“ (1881) und in rein militärwissenschaftlicher Hinsicht die vielbeachtete Studie über die Schlacht von Königgrätz. Mehr populären Inhalts und auf weitere Kreise berechnet sind die späteren Werke „Heeresverfassungen und Völkerleben“, „Ueber Krieg, Frieden und Kultur“, „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung“ u. a. m. Zu erwähnen ist auch noch seine liebevolle Schilderung der Lehr- und Wanderjahre Moltke's in der Schrift „Feldmarschall Moltke“ — Seit 1893 war Jähns Mitvorsitzender des deutschen Sprachvereins. Gelegentlich des Jubiläums der Heidelberger Universität (1886) wurde ihm der Titel eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen

* **Paris.** Fernand Calmettes, der in der „Revue Hebdomadaire“ seine Erinnerungen aus dem Freundeskreise des Dichters Leconte de Lisle mittheilt, entwirft ein interessantes Bild des höchst talentvollen, aber sehr excentrischen Villiers de l'Isle-Adam, der unter den Dichtern des Parnasses mit Verlaine um die Palme der genialen Unordnung im Leben rang. Villiers, der 1838 geboren war und 1889 in einem Pariser Spital an einem Darmkrebs starb, war der Sohn eines begüterten bretonischen Landedelmanns, der unter seinen Ahnen den 43. Großmeister des Malteser-Ordens zählte, unter dem der Orden von Rhodus nach Malta übergeführt wurde. Aus diesem Grunde nahm Villiers, der eigentlich Matthias hieß, als Schriftsteller die Vornamen jenes Anherrn Philippe-Auguste an. Schon äußerlich bot Villiers einen merkwürdigen Gegensatz. Der obere Theil seines Gesichts war hervorragend und interessant, der untere dagegen war durch das zurückweichende Kinn stark entstellt. Dieser Gesichtsbildung entsprach der Widerspruch zwischen seinen ungemein hohen literarischen Absichten und der Haltlosigkeit und Gewissenlosigkeit seiner Lebensführung. Am Verlust des in gutem Landbesitz bestehenden Vermögens, das ungefähr 10,000 Fr. abwarf, war übrigens nicht der Dichter, sondern sein Vater schuld. Villiers hatte seine ersten Gedichte und den 1862 erschienenen Roman „Isis“ noch in der bretonischen Heimath geschrieben, beschloß aber dann, sich in Paris niederzulassen. Dadurch ließ sich sein Vater verleiten, das Gleiche zu thun. Er nahm in Paris eine große möblirte Wohnung und fiel hier mit fabelhafter Leichtgläubigkeit den unehrlichsten Spekulanten zum Opfer, die ihm allerlei chimärische Operationen zur Auffindung untergegangener Kriegsschiffe und vergrabener Schätze vorspiegelten. Der Sohn verfolgte seinerseits neben seinen literarischen Arbeiten, für die er nur die Bewunderung des kleinen parnassischen Kreises und wenig pekuniären Erfolg fand, weil er sich immer in den höchsten Höhen der Spekulation oder in beißender Ironie gefiel, die Chimäre, aus seinem Adelstitel möglichst großen materiellen Nutzen zu ziehen. Er angelte unaufhörlich nach der reichen Erbin, welche der Namen einer Gräfin Villiers de l'Isle-Adam faszinieren sollte. Konsequent war er aber auch da nicht. Einmal kam es fast zum Klappen mit der Tochter eines Hüttenbesitzers, die Villiers durch einen Heirathsagenten aufgetrieben hatte. Um den guten Eindruck zu vervollständigen, brachte er seiner Zukünftigen ein Exemplar seiner „Isis“. Die Dame bemerkte, um etwas schmeichelhaftes zu sagen: „Ein Edelmann Ihrer Abkunft hat nicht nöthig, zu schreiben.“ Villiers sah aber darin nur eine Verachtung des Dichterruhmes und brach daher die Beziehungen ab. Aus der erträumten vortheilhaften Verbindung wurde überhaupt nichts und auf dem Todtenbette vermählte sich Villiers endlich mit der Mutter seines einzigen Sohnes, die jahrelang mit ihm gedarbt hatte. Im Jahre 1862 stellte Villiers seine Kandidatur für den durch die Abdikation König Otto's erledigten griechischen Thron auf, weil sein Ahnherr der letzte christliche Beherrscher von Rhodus gewesen war. Er betrachtete sich auch ohne weiteres als Großmeister des Malteser-Ordens, da seit 1805 kein Großmeister mehr ernannt worden war. Als solcher trug er, wenn er gerade bei Kasse war, eine Reihe prächtiger Ordenssterne, die er sich selbst verliehen hatte. Als sich der Dichter Mendès mit Judith Gautier verheirathete, diente Villiers mit Leconte de Lisle als Trauzeuge. Villiers kam zu Leconte, um ihn abzuholen. Er war äußerst elegant gekleidet und trug auf der Brust einen ganzen Schmuckladen. Leconte sah das mit Entsetzen und als abgesagter Feind jeder Eitelkeit erklärte er, daß er so mit Villiers nicht auf die Straße gehe. Villiers steckte brummend sein reiches Gehänge in die Tasche, das am folgenden Tage mit dem eleganten Anzug ins Leihhaus wanderte. Daneben machte er freilich auch vergebliche Anstrengungen, um das höchst bescheidene violette Bändchen eines Officier d'Académie ehrlich zu erwerben. Der Unterrichtsminister von 1879 schrieb auf das wortreiche Gesuch, worin Villiers seine Verdienste um die Literatur darlegte, das harte Wort „Inconnu“. Dieses Wort kann heute vom Verfasser der „Eve future“, des „Tribulat Bonhomet“ und des Einakters „La Révolte“ nicht mehr gelten, aber noch verkehrter ist die Prätension der Symbolisten, die in ihm einen zweiten Chateaubriand sehen wollen und ihn ohne weiteres mit Goethe auf eine Linie stellen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kristian von Troyes.[1]

Zu Beginn der 1870 er Jahre zog ein junger Wiener Philologe, der Romanist Wendelin Foerster, über München nach Paris, um dort handschriftliche Studien zu machen. In München besuchte er natürlich den berühmten Professor der germanischen und romanischen Philologie an der Universität, Dr. Konrad Hofmann. Wie zu manchen anderen altfranzösischen Textausgaben ermuthigte Hofmann den jungen Fachgenossen ganz besonders zu einer Ausgabe der Werke des größten höfischen Dichters der altfranzösischen Zeit, Kristians von Troyes, der ja auch für die deutsche Literatur des Mittelalters von hervorragender Bedeutung geworden ist. Es war eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit, die der junge Gelehrte übernahm: galt es doch, wenn eine solche Ausgabe gemacht wurde, sie auch mustergültig zu machen, und sind doch die Schwierigkeiten, die nicht nur damals, sondern auch heute noch der glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe entgegenstehen, ganz bedeutende! Diese äußeren und inneren Schwierigkeiten hat der Herausgeber, der schon im Jahre 1876 als Nachfolger des Begründers der romanischen Philologie, Friedrich Diez, an die preußische Rhein-Universität, wie Bonn früher, zu Diez' Zeit, hieß, berufen wurde, und jetzt unstreitig als der erste romanistische Textherausgeber der Gegenwart gilt, in glänzender und ruhmvoller Weise gelöst. Seine Ausgabe liegt uns heute, nach 28 Jahren, also nach fast einem vollen Menschenalter, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, glücklich vollendet vor, freilich mit Ausnahme des Perceval, den schon vor 20 Jahren ein anderer deutscher Herausgeber übernommen hat und ihn nun hoffentlich bald liefern wird, so daß das Denkmal, welches deutsche Gelehrsamkeit dem großen Franzosen errichtet, bald vollendet dasteht. In treuer Dankbarkeit hat Foerster K. Hofmann den dritten Band zu seinem 70. Geburtstag, 14. November 1889, als Festgabe gewidmet.

Es gehört zu den Vorzügen und Schwächen des deutschen Geistes, sich mit den Erzeugnissen außerdeutscher Literatur in der gründlichsten Weise zu beschäftigen. Deutschland hat nicht nur den meisten europäischen Thronen die Fürsten geliefert, nicht nur Frankreich seinen alten Adel, der erst unter dem Fallbeil der großen Revolution verblutete und vielfach dem neuen Militäradel Platz machte, — der deutsche Geist ist es auch, der die fremden Kulturen und Literaturen durchdringt, sie sich zu eigen macht. So ist, von anderen Disciplinen ganz zu schweigen, ein Deutscher es gewesen, der die romanische Philologie begründet hat, Friedrich Diez aus Gießen, ein hessischer Landsmann der Brüder Grimm. Die romanische Philologie steht heute in hoher Blüthe, sie hat an jeder Universität, nicht nur in Deutschland, sondern auch in allen anderen Kulturländern, wo es Universitäten gibt, mindestens einen Vertreter, nicht zu vergessen Frankreich, wo vor kurzem noch grollend beiseite Stehende die neue romanistische Schule „l'Ecole prussienne" oder „l'Ecole d'outre-Rhin" genannt haben. So darf es uns nicht wundern, daß der Meister altfranzösischer höfischer Dichtkunst seine maßgebende Ausgabe in Deutschland von einem Deutschen erhält, wie auch demnächst das altfranzösische Rolandslied, die Perle der altfranzösischen Volksdichtung, das französische Nibelungenlied, seine erste kritische Ausgabe von einem Deutschen erhalten wird, wie vor kurzem der Schlußband der Romanischen Grammatik, wieder von einem Deutschen verfaßt, erschienen ist. Eben jetzt hat sich, von Deutschland aus angeregt, die ganz internationale Gesellschaft für Romanische Literatur gebildet, an deren Spitze Foerster getreten ist und die, in Deutschland, wichtige und seltene Texte aus allen romanischen Literaturen für die Literatur- und Bücherfreunde der ganzen Welt druckt. Es ließe sich noch manches anführen. Freuen wir uns der gemeinsamen treuen Arbeit, die uns mit den Forschern jenseit der Vogesen und der Alpen verbindet! Bevor wir die glanzvolle Foerster'sche Ausgabe[2] betrachten, dürfte es angezeigt sein, nach Foersters Forschungen mitzutheilen, was wir über Kristian und seine Werke wissen.

Ueber sein Leben, das in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt, liegen, wie so oft bei mittelalterlichen Schriftstellern, keine anderen Nachrichten vor, als die paar Angaben oder Anspielungen, die er selbst in seine Werke eingeflochten hat. „Keiner seiner Zeitgenossen erwähnt ihn, keine Urkunde trägt, so viel bis jetzt bekannt, seine Unterschrift. Dies ist um so auffälliger, als Kristian einmal an den Höfen großer, mächtiger Fürsten lebte, dann als Schöpfer einer ganz neuen Richtung des damaligen höfischen Kunstromans angesehen werden muß, die sofort bei ihrem Erscheinen sich der ungetheiltesten Bewunderung erfreute und der Ausgangspunkt einer großen, vielverzweigten und nachgeahmten Literatur geworden ist. Daher denn seine Nachfolger ihm neidlos die erste Stelle einräumen und ihn als unerreichbares Muster preisen, ihn wohl auch nicht nur nachahmen, sondern oft weidlich ausbeuten." In seinen uns erhaltenen

[1] Auf Grund eines Vortrags in der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie am 15. Januar 1900. Bericht darüber im „Dresdner Anzeiger" Nr. 30 vom 1. Februar 1900.

[2] Christian v. Troyes' sämmtliche Werke, 4 Bde. (I. Cligés, II. Löwenritter, III. Erec und Enide, IV. Karrenritter. Wilhelms Leben.) 1884—1899, Halle, M. Niemeyer. Dazu die kleinere Ausgabe in Foersters Romanischer Bibliothek, bis jetzt 3 Bände für Vorlesungen und Seminarübungen (Cligés, Löwenritter, Erec), 1889—1896, ebenda.

Werken nennt er sich Crestiien, in Erec 9 Crestiien de Traies; ebensa nennen ihn die Fortsetzer des Perceval und seine Nachfalger. Er war alsa aus Trayes gebürtig, was auch die van ihm angewandle Mundart, welche die der westlichen Champagne ist, bestätigt. Wir wissen ganz besonders nichls über seine Herkunfl und Erziehung sowie über selnen Stand. Ueber diesen hat man nur vermuthet, er sei vielleicht Clere gewesen, da er lateinische Bildung genossen, wie seine Uebersetzungen Ovids zeigen. Er habe alsa dem höheren weltlichen Klerus angehärl, doch ist dies nichl zu erweisen, ebensowenig, daß er Waffenherold gewesen sel. Für Marie, die Gattin des Grafen Heinrich I. van Champagne, schreibt er zwischen 1164 und 1173 den Karrenritter. Hierauf verläßt er den Hof aus nichl bekannlen Gründen und findet Aufnahme bei dem Grafen van Flandern. Wann, wissen wir nicht genau, doch da Philipp van Flandern 1168 seinem Vater in der Regierung folgt, Heinrich van Champagne 1178 das Kreuz nimmt und 1181 stirbt, sa ist es jedenfalls nach 1168 und vor 1178 geschehen. Gegen Ende des Jahrhunderts ist er gestarben.

Jugendwerke sind gewiß seine lyrischen Gedichte. Früher schrieb man ihm deren sechs zu; zwei sind sicher van ihm. Bekannl sind die zehn Eingangsverse seines Romans Cligés, worin er seine bisherigen Werke erwähnt. Dieselben sind meist verloren, bezw. noch nicht wieder aufgefunden, nämlich Bearbeitungen ous Ovid, Ars amatoria und Metamorphosen. Van diesen Stoffen aus dem klassischen Alterthum, die wohl seine frühesten epischen Werke sind, da er hier noch unter dem Einfluß der Schule steht, ist bis jetzl nur eine Bearbeitung als noch erhallen zu betrachten, die Geschichte von der Philomela, welche Gaston Paris in einem großen späteren Reimwerk nach den Metamorphasen Ovids van Chrétien Legauais, einem Landsmann und Namensvetter unsres Dichters, wieder aufgefunden hat. Diesem Gedicht sind zweimal ältere Bearbeitungen Ovidischer Fabeln eingefügt: Pyramus und Thisbe und Philamela. Der spälere Chrétien gibl selbst an, daß die Stücke nicht von ihm sind, und die Philamele ist nach Sprache und zumal Reim, warauf es ja besonders ankommt, echl kristianisch. Wir dürfen alsa dieses Werk als wieder aufgefunden betrachten. Verlaren ist ferner, und das ist im höchsten Grad zu beklagen, die wohl gegen 1160 enlstandene Bearbeitung der Tristan-Sage. Elwa um dieselbe Zeit schrieb der Dichter sein erstes, nachweisbar sicher und selbständig erhaltenes Werk, den ersten Artusroman, den Erec, wamit Kristian als der eigenlliche Schöpfer der altfranzäsischen Artusepik auf den Plan tritt. Der Grundgedanke des Gedichts, welches ja aus der mittelhachdeutschen Bearbeitung auch den Deutschen genugsam bekannt ist, ist das „Verliegen", eine Erfindung Kristians. Als Quelle diente dem Dichter die Erzählung eines wandernden Spielmannes. Der Erec zeigt als das früheste erhaltene Werk des Dichters in Sprache und Metrik eine Reihe van valksthümlichen Nachlässigkeiten und ungenauen Reimen, die sich in den späteren Werken nicht mehr finden. Dieses Werk ist in der altfranzäsischen Literatur vielfach nachgeahmt und im 15. Jahrhundert ln Prasa aufgelöst worden. Auch in fremde Sprachen wurde es übersetzt. Sa haben wir außer nardischen und kymrischen Bearbeitungen var allem den mittelhachdeutschen Erec von Hartmann v. Aue. Zwischen 1152 und 1164 fällt der Cligés, ebenfalls ein Artusroman, aus zwei van einander ganz unabhängigen Theilen bestehend, deren erster Kristians freie Erfindung ist und vam Dichler mil Rücksicht auf die nun Made gewardenen Artusromane an Artus' Haf verlegl wird. Der Grundstack des zweiten Theiles ist eine sehr freie Bearbeitung des weitverzweigten, unter dem Namen „Salamon und Markolf" bekaunten Stoffes, der aus dem Orient stammt und in verschiedenen Redaklionen in den einzelnen Literaturen zu finden ist. Auch an „Ramea und Julie" (mit glücklichem Ausgang) erinnert der Staff. Trotz der griechischen Namen und des griechischen Kalorits haben wir hier rein französische Zustände, denen ein griechischer Mantel umgehängt ist. Es ist eine rechte Familiengeschichte. Der Cligés hat zwei mittelhochdeutsche Bearbeitungen gefunden, van denen nur Bruchstücke erhalten sind: 1. van Ulrich van Türheim, „Klies", und 2. von Konrad Fleck. Großes Aufsehen erregte seinerzeit und ungewähnliche Verbreilung fand der Karrenriller, dessen Titel nach einer heutzutage sehr modern gewordenen Sitte nicht dem Hauptinhall des Buches entnammen aber nach dem Helden Lancelot gewählt ist, sondern um durch seine Absanderlichkeit recht aufzufallen, nach einer Episade, die mit dem Gedicht weiter nichts zu thun hat, vielmehr geschickt in den Anfang hinein verarbeilet ist, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Ebenso wenig wie den Perceval hat der Dichler den Karrenraman vollendet. Während ihn aber an der Vallendung des Perceval der Tod verhindert hat, hat Kristian aus irgend einem Grunde dieses Werk selbst beiseite gelegt und sich damil einverstanden erklärl, daß ein Anderer, ein Clere Gattfried van Leigni, wie er sich selbst bezeichnet, es zu Ende bringe. Auffallend ist, daß der Karrenroman eine so schlechte Anlage, viele Lücken, dunkle Stellen, Ungereimtheiten, selbst Verkehrtheiten zeigl, wie man sonst in keinem der Werke des Dichters findel. Aber es mag hier auf die Spannung des Lesers hingewirkt warden sein und der Dichter hälte, wenn er das Werk vallendet haben würde, die Knolen gewiß selbst noch gelöst. Ebensa ist es im Perceval, der ja auch nicht vollendet ist. Interessant, charakteristisch und für den Dichter neu ist in diesem Gedicht die Auffassung der häfischen Liebe, die raffinirte Glorifizirung des Ehebruchs. Abgefaßt ist das Werk etwa gegen 1170, Quelle mündliche Erzählung. Auch dieses Werk wurde später ln französische Prosa aufgelöst. Zeitlich am nächsten steht dem Karrenritter der Löwenritter, zwischen 1164 und 1173 entstanden, das Meisterwerk des Dichlers, das außerordentlichen Erfalg hatte. Es wurde vielfach nachgeahmt, es wurde viel daraus entlehnt, es finden sich viele Anspielungen darauf. Und nicht blaß in Frankreich erregte der Löwenritter, wie der Dichter sein Werk selbst nennt, oder Yvaln, das gräßte Aufsehen, er wurde auch um 1200, jedenfalls vor 1204, von Hartmann von Aue, der bereits den Erec seinen Landsleuten bearbeilet hatte, ins Deutsche übersetzt. Yvain hat er treu übersetzt, Erec selbständig bearbeitet. Hundert Jahre jünger ist die nordische Prasabearbeitung, auf der ein schwedisches und ein dänisches Gedicht beruhen. Aus dem 14. Jahrhundert haben wlr eine kymrische Prosabearbeilung. dann eine miltelenglische und eine irische Fassung. Der Läwenritter „ist der Höhepunkt der französischen Hafepik. Die Vorzüge dieser Gedichlgattung, ganz besonders die psychologische Schilderung, wie sle sich hier findet, sind nie wieder van einem Anderen erreicht, geschweige denn übertraffen warden. Ihre Schwächen, das lackere, nicht ganz feste Gefüge in Bezug auf die Verbindung der einzelnen Abenleuer, bestehen auch im Läwenritter, aber nur ln geringem Grade, und der Leser wird, fortgerissen van der geschickten Einleitung, der scharfsinnigen Weise, wie der Dichter den Helden zu seiner zukünftigen Frau gelangen läßt, von der Motivirung des Bruches und der endlichen

Lösung, kaum sich Rechenschaft darüber geben, daß die letzten Abenteuer Yvains in keinem logischen Zusammenhang zur Erzählung stehen und wohl nur darum — allerdings sehr geschickt und mannichfaltig — wiederholt werden, um dem Gedicht die damals übliche Länge zu geben." Der Dichter gibt, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, hier allein keine Quelle an, er nennt auch keinen Gönner. Der Löwenritter ist also wohl eine freie Schöpfung des Dichters, d. h. in dem Sinne, daß eine Reihe von schon vorhandenen Episoden vielfach geändert zur Durchführung einer selbstverfaßten Grundidee verbunden werden. So ist die leicht getröstete Wittwe Laudine die bekannte Wittwe von Ephesus, kein einziger aller der boshaften Züge, die das Original besitzt, fehlt der Nachbildung. — Ein anderes Abenteuer zeigt uns den Löwen des Androclus, freilich selbständig entwickelt, u. a. m. — Einen ganz anderen Charakter als die übrigen Werke des Dichters hat Wilhelm von England. Dieses Gedicht wurde früher, obwohl sich der Verfasser selbst Chrestien nennt, wegen des ganz verschiedenen Gegenstandes und der dadurch etwas veränderten Darstellungsweise unserm Kristian ab- und einem beliebigen anderen Chrestien zugesprochen, doch ist jetzt an der Verfasserschaft unsres Dichters kaum mehr zu zweifeln, da Sprache, Ausdruck, Stil, besondere Eigenthümlichkeiten des Dichters im Wilhelm dieselben sind, wie in den anderen Werken Kristians. Entstanden ist der Wilhelm erst nach dem Cligés; den Stoff hat ihm nach einer Erwähnung am Schluß des Gedichtes einer seiner Genossen, Rogier, geliefert, also ein Trouvère, der ebenso wie er von Hof zu Hof zog, vielleicht Rogier von Lisaïs. Die Geschichte von dem frommen, gottergebenen König von England, den die Historiker nicht kennen, seiner Frau und seinen Kindern, ist einer der beliebtesten Sagenstoffe des Mittelalters, und es gibt eine ganze Reihe von verschiedenen Fassungen in verschiedenen Sprachen, altfranzösisch, lateinisch, mittelhochdeutsch, spanisch, mittelenglisch. Der Stoff ist überaus volksthümlich und als Volksbuch viel verbreitet worden. Im übrigen ist der literarische Erfolg von Kristians Wilhelm ein geringer gewesen; es finden sich bis jetzt keine Anspielungen auf dieses Gedicht in der Literatur. Die höfischen Kreise fanden bei ihrem weltlichen Sinn wenig Geschmack an der gänzlichen Gottergebenheit des Königspaares, und mit den wirklichen Heiligenlegenden des Klerus konnte das Gedicht auch nicht wetteifern, da ihm das Siegel der Kirche, der Heiligenschein, fehlte. Wie Kristian der erste Artusdichter ist, so eröffnet er auch die Graldichtung des Mittelalters mit dem berühmten Perceval, seinem letzten Werk, an dessen Vollendung ihn der Tod gehindert hat. Dieses Werk ist, wie schon erwähnt, von anderer Seite bereits in Angriff genommen und deßhalb von Foerster nicht herausgegeben worden, weßhalb hier nicht weiter darauf eingegangen wird.

Ueber die dichterische Entwicklung Kristians äußert sich W. Foerster wie folgt: „In seine Jugend fällt der letzte, schon abnehmende Erfolg der anfangs auf germanischer Unterlage aufgebauten Chansons de geste. Das Publikum, besonders die höheren Stände, fängt an, den abgedroschenen und meist eintönigen Heldengesang satt zu bekommen. Das Bedürfniß nach neuen Stoffen regt sich allgemein. Welch findiger Kopf zuerst auf das klassische Alterthum verfallen ist, wissen wir nicht, aber der Erfolg der neuen antiken Romane, die eine neue Versart und, durch deren Kürze bedingt, auch eine neue Darstellungsweise aufweisen, war ein durchschlagender. Auf den Alexander folgen Theben, Eneas und Troja, drei glänzende Sterne an dem neuen Himmel. Diese müssen um oder knapp nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Unter dem Einfluß dieser Richtung steht Krist. von Troyes im Beginn seiner dichterischen Laufbahn. Die Bearbeitung der ovidischen Ars amatoria und einzelner Episoden aus den Metamorphosen dürfte demnach etwas nach dieser Zeit fallen. Der Erec zeigt durch seine Anspielungen, einmal auf die Chansons de geste, daß deren Blüthe noch nicht zu lang vorüber ist, andrerseits auf den Eneas, daß er in diese Zeit fallen muß. Genauer läßt sich der Erec nicht bestimmen, weil wir nichts sicheres über die Zeit der drei Romane Theben, Eneas und Troja wissen. ... G. Paris setzt Theben gegen 1150, Eneas gegen 1160, Troja, dessen Verfasser allein bekannt ist — Benoît von Ste. More — gegen 1165. ... Der Erfolg der ersten Kristian'schen Stücke war ein großer, aber der Dichter begnügte sich nicht, in den herkömmlichen Geleisen einfach weiter zu gehen, er suchte nach neuen Stoffen und so dichtet er den Tristan, der kurz vor Erec fällt, wie nach den zahlreichen Anspielungen im Erec auf Tristan angenommen werden kann. Hier haben wir also zum erstenmal einen nichtfranzösischen Stoff fremden Ursprungs, der aber mit verschiedenem, auch antikem Beiwerk ausgestattet ist. Der nächste Griff Kristians, Erec, war noch erfolgreicher und kühner, da Erec der erste literarische Artusroman überhaupt ist. Den glorreichen Namen Tristan und Artus reiht er später noch den Gral an und tritt so an die erste Stelle des 12. Jahrhunderts. Kristians Romane bleiben nun zwei Jahrhunderte lang die unerreichten, aber stets nachgeahmten Muster. Der Erfolg des Dichters war so groß, daß seine Werke bald die Grenzen seiner Heimath überschritten und in Deutschland, Skandinavien und England mehr oder weniger geschickte Uebersetzungen erfuhren."

Eine interessante literarische Grundfrage wird von Foerster im IV. Band seiner Ausgabe noch ausführlich behandelt, nämlich die Frage über die Wiege der Artusdichtung und die sogenannte „anglonormannische Hypothese". Bei oberflächlicher Betrachtung dürfte man geneigt sein, die Wiege und die erste Entwicklung der Artussage in der Inselheimath des Sagenkönigs zu suchen, also in Wales. „Da nun aber zwischen dieser keltischen Wiege und dem französischen Festland keine unmittelbaren Beziehungen bestanden, die kymrischen Fabulatores zudem wegen mangelnder Sprachkenntniß nicht nach dem letzteren wandern konnten, so war es natürlich, daß man für die große in Frankreich so schön aufgeblühte Artusdichtung einen Vermittler suchen mußte. Nun waren ja die festländischen Normannen nach der Insel gezogen, hatten den größten Theil derselben erobert und in dauernden Besitz genommen: wie nahe lag es daher, diesen in England lebenden Normannen, den sogenannten Anglonormannen, diese Vermittlerrolle zuzuweisen." Diese anglonormannische Mittelstufe ist aber nicht zu erweisen, und zwar ist dies schon früh bemerkt worden, so vom Abbé de la Rue 1834, San Marte 1842, Steffens 1849, Holtzmann 1867. Schien somit die Frage in negativem Sinne entschieden, so trat Ende der 80er Jahre plötzlich Gaston Paris mit der ganz neuen Ansicht hervor, wonach die „insulare und zwar walisische Artussage zu den Anglonormannen gekommen sei, welche dieselbe in einer endlosen Reihe von gereimten, nicht mehr vorhandenen Kunstromanen verarbeitet haben, welche dann nach dem Festlande gekommen sein sollen, wo sie später von den Kristianen von Troyes und den übrigen Romanschreibern sklavisch nachgeahmt und mit Mißverständnissen verunstaltet worden sind." Diese Ansicht wurde dann von Anderen weiter

ausgebildet, bezw. zu modifiziren gesucht. So wurde neben die anglonormannischen Artusromane eine eben solche Reihe auch wieder verschwundener kymrischer Artusromane gestellt. Diese Vorstufen sind aber nicht zu erweisen, man findet keine sicheren Spuren derselben, ihr Vorhandengewesensein ist sogar unwahrscheinlich, und man kann heute mit Foerster und Anderen, die sich ihm angeschlossen, wohl sagen, daß sie niemals existirt hat. Vielmehr spricht alles für die Bretagne, alles gegen Wales. So natürlich in der armorikanischen Bretagne alle Bedingungen für eine Uebermittlung keltischer Sagenstoffe zu Romanen im 11. und 12. Jahrhundert vorhanden sind, so unwahrscheinlich ist, daß Wales im 11. Jahrhundert oder gar früher Ausgangspunkt sei. Die Artusmaterie kam also nicht aus Wales zu Anglonormannen, sondern sie kam zu Normannen und Franzosen von den sprachlich romanisirten, resp. doppelsprachlichen armorikanischen Bretonen. Die Figur des Artus als historische Person stammt zwar aus Wales, der Sagenkönig Artus ist aber eine Schöpfung Armorika's, die daselbst weiter ausgebildet wurde, bis sie von den benachbarten Franzosen die literarische Gestaltung erhielt. Armorika ist also die Wiege der Artussage und Nordfrankreich die Wiege der Artusromane.

Der große Dichter hat das Glück gehabt, in unsrer Zeit einen ebenso großen Herausgeber zu finden. Denn in der That ist die Foerster'sche Ausgabe besonders hervorragend durch den genial hergestellten kritischen Text, durch umfassende, sehr gelehrte sprachliche und literarhistorische Einleitungen, durch einen Kommentar, der keinen Schwierigkeiten aus dem Wege geht. Namentlich auch die literarhistorische Forschung ist, wie wir gesehen haben, durch Gewinnung neuer Gesichtspunkte von allgemeiner Bedeutung sehr gefördert.

Die Kristian-Ausgabe Foersters zeigt recht deutlich, mit welchen Mühsalen der Gelehrte oft zu kämpfen hatte. Ganz merkwürdig ist die Geschichte mit dem Löwenrittertext. Derselbe war kritisch festgestellt, da entdeckte der Herausgeber durch ein Citat in Godefroy's altfranzösischem Wörterbuch eine neue, von Niemand angegebene, überaus wichtige Handschrift und er mußte infolgedessen die ganze Arbeit wieder von vorn anfangen. Eine ähnliche Gefahr schien auch dem Erec zu drohen, doch stellte sich die Sache als ein Fehler bei Godefroy heraus. Aber auch anderes, viel Schwereres hat den Herausgeber bei der Jahrzehnte langen Arbeit gehemmt. Mehrfache Krankheiten und längere Erholungsurlaube brachten jahrelange Stockung in die Arbeit am Kristian, so daß man nicht ohne Grund ebenso von einer Leidensgeschichte wie von einer Geschichte dieser Ausgabe sprechen kann. Es ist nur zu hoffen, daß der Herausgeber, welcher jetzt wieder zur Erholung in den Alpen weilt, dieselbe voll und ganz finde und mit der alten, an ihm stets bewunderten Arbeitskraft zu neuen Thaten schreiten möge. Karl Vollmöller.

Die Steinschneidekunst im Alterthum.

Von Dr. Heinrich Bulle.

IV. (Schluß.)

In der eigenartigsten Weise sind uns nun auch die Siegelsteine Zeugen für die Weltanschauung und Gesinnung ihrer Träger. Der Orientale, an Despotismus gewöhnt und ohne Gefühl für Freiheit der Persönlichkeit, kennt auch in der Kunst nichts als die Macht seiner Götter und die Größe seiner Könige. Menschen, Thiere, Dämonen sind nur dazu da, besiegt zu werden oder unterwürfig ihre Verehrung zu bekunden. Das ist der Kreis der Darstellungen, der bei Babyloniern und Assyrern, Hethitern und Syrern die Glyptik beherrscht.

Ganz anders von vornherein der Grieche. Die mykenische Epoche, die man immer mehr nicht als vor-, sondern als früh griechisch verstehen lernt, indem es sicher scheint, daß die Träger dieser Kultur desselben Stammes sind, wie die später an den Küsten Kleinasiens sitzenden Jonier, sie setzt zwar auch Götter und Scenen der Götterverehrung und Bilder der Dämonen auf ihre Steine — für uns unschätzbare, obwohl nicht leicht zu deutende Dokumente über ein frühes Entwicklungsstadium der griechischen Götterwelt —, daneben aber in reicher Fülle Darstellungen aus der Wirklichkeit, wie sie des Mannes Herz erfreuen, Krieg, Jagd, jagdbare und gezähmte Thiere, schöne Frauen. Vor allem aber fühlt man hier deutlich zum erstenmal durch, daß nicht der Inhalt, die Bedeutung der Darstellung, das ist, worauf es allein ankommt, sondern daß die echt künstlerische Freude am Bilde, an der Wiedergabe von etwas Geschautem, hinzutritt, dieser innerste Keim alles künstlerischen Fortschritts.

Ganz gleicher Gesinnungsart sind die Griechen der Blütezeit. Götter und Dämonen, in archaischer Zeit besonders die übermüthige und groteske Welt der Silene, später der Kreis der Aphrodite und des Eros, behaupten stets ihren Platz auf den Siegeln. Neben sie aber tritt alles andere, was die Phantasie der Künstler bewegt, Fabelwesen, Thaten der Helden, Jünglinge in palästrischen Uebungen, schöne Frauen in häuslicher oder musischer Beschäftigung, im Bade oder bei der Toilette, endlich edle Thiere, namentlich Vögel und Pferde. Das ist der freie heitere Sinn des Griechen, der der Welt unbefangen, ohne ängstliche Religiosität oder Aberglauben, mit dem offenen Auge des Künstlers gegenübersteht. Das ist der griechische Bürger, der sich als freie Persönlichkeit fühlt, nur die gütigen Götter über sich. Eine kleine bemerkenswerthe Aenderung tritt seit Alexander ein. Bis dahin findet sich nur selten ein Portrait auf den Gemmen, jetzt erscheinen sie in großen Mengen, was der Steinschneidekunst ein neues, höchst fruchtbares Stoffgebiet zuführt, aus dem die glänzendsten Leistungen der hellenistischen Zeit entstehen, was aber auch den Umschwung der sozialen Verhältnisse deutlich wiederspiegelt. Denn diese Bildnisse sind die Köpfe der Großen dieser Welt, Alexanders selbst und seiner Nachfolger; man siegelt mit dem Bilde des Fürsten, dem man dient und anhängt.

Einen Abglanz der griechischen Bilderwelt des 5. Jahrhunderts zeigen die etruskischen Gemmen. Vor allem ist es die griechische Heldensage, die die Etrusker interessirt, so sehr interessirt, daß sie oft einfachen „Genre"bildern, einem Jüngling, der sich den Staub der Palästra abschabt, einer Frau im Bade, heroische Namen beischreiben. Man hat die Etrusker gern als grober Sinnenlust verfallen geschmäht. Die Gemmen belehren uns eines Besseren. Sie belehren uns, daß in Etrurien des 5. Jahrhunderts, als in Rom sich noch keine Ahnung feinerer geistiger Interessen regte, bereits die griechischen Dichter, Epiker wie Dramatiker, in Uebersetzungen fleißig gelesen wurden — denn nur so erklärt sich die freie Vertrautheit der etruskischen Gemmenschneider mit griechischer Sage und Mythologie — und sie lehren, daß die Etrusker am frühesten von allen Barbaren fühlten und erkannten, was die hellenischen Künstler zur Zeit der Perserkriege für die Welt geleistet hatten, als sie zum erstenmal die

Kunst von den Fesseln der konventionellen Formensprache des Orients und ihrer eigenen archaischen Zeit befreiten. Sie zeigen endlich, daß die Etrusker, so sehr sie ihr religiöses System von Wahrzeichen und Vorbedeutungen ausgebildet hatten, doch in ihrer persönlichen Gedankenwelt keineswegs so stark unter einem ängstlichen Aberglauben standen, wie man bisher anzunehmen geneigt war. Denn ihre Siegelsteine zeugen nur von reiner künstlerischer Freude an den Darstellungen, und nirgends finden sich Anzeichen einer ungewöhnlichen Vorliebe für religiöse Stoffe oder gar die mystischen und zauberkräftigen Symbole, phantastisch zusammengesetzt aus mehreren Thier- und Menschenköpfen, die nachher als Aeußerungen einer beschränkten Superstition auf römischen Steinen so massenhaft sind.

Und wieder treten die Gemmen als kulturgeschichtliche Zeugen in die erste Reihe für die letzten Jahrhunderte der römischen Republik. Rom ist gespalten in die Partei derer, die an allen alten Ueberlieferungen festhalten und denen das leichtlebige griechische Wesen mit seiner unbefangenen Sinnenfreude ein Greuel ist — man erinnere sich an die gewaltsame Unterdrückung der bacchischen Kulte — und andrerseits jener fortgeschrittenen Gebildeten, die sich ganz der griechischen Kultur in die Arme warfen. Die Darstellungen der etruskisirenden Gemmen, rechte latinische Kunst, wie schon oben angedeutet, lassen uns tiefe Blicke in den Gedankenkreis des Altrömers thun. Da sind vor allem berühmte nachahmenswerthe Kämpfe griechischer und römischer Helden, meist mehr angedeutet als künstlerisch lebendig vor Augen gestellt: der mythische Sparter Othryades, der im Kampf mit den Argivern als Letzter im Sterben noch das Wort Sieg auf die Schilde der Gegner schreibt, dann neben den verschiedenen troischen Kämpfern besonders der Dulder Philoktet, endlich italische Helden, die drei Horatier, Marcus Curtius in den Abgrund springend, und so weiter. Hier melden sich auch die Ueberbleibsel aller unmenschlicher Bräuche: ein Krieger hält das Haupt des Feindes abgeschnitten in der Hand, eine Reminiszenz an Menschenopfer, die vielleicht in eine uns verlorene Sage eingekleidet war. Dann kommen feierliche Opfer, Bilder von Priestern, mit allen Abzeichen ihrer Würde, Helden, die sich bei dem Specht, dem heiligen Vogel des Mars, Orakel holen, alles Anzeichen, daß hier die Priester mit ihrer Weisheit ganz anders und tiefer in das persönliche Leben des Einzelnen eingriffen als bei den Etruskern. Eine andere Orakeldarstellung zeigt einen am Boden liegenden menschlichen Kopf, der einem Jüngling seine geheimnißvolle Weisheit in ein Diptychon diktirt. Ein ähnliches Bild kommt auf einer attischen Vase vor, wo ohne Zweifel der auf Lesbos verehrte orakelspendende Kopf des Orpheus gemeint ist, während für diesen italischen Orakelkopf bis jetzt der Name nicht gefunden ist. Ganz in den Bannkreis geheimnißvollen Wunderglaubens führt das Bild, wie Hermes als Magier und Todtenführer mit dem Zauberstäbchen in der Hand eine Seele aus dem Boden, also aus der Unterwelt, wieder hervorholt. Das hat nur Sinn im Zusammenhang mit dem Glauben an Seelenwanderung. In einem höchst lehrreichen Exkurse führt Furtwängler aus, wie dieser aus Indien gekommene, ganz ungriechische Gedanke durch die Sekte der Pythagoräer über Großgriechenland nach Rom gelangt ist. Man sieht schon aus diesen kurzen Andeutungen, wie durch diese kleinen Denkmäler ein überraschendes Licht selbst auf anscheinend von der Kunst ganz abseits liegende Ideenkreise fallen kann.

Auf den kampanisch-römischen Gemmen, den Konkurrenten dieser „national-römischen" findet sich natürlich nichts von alledem. Da führen Eros und Dionysos und die Schaar der Bacchanten die Herrschaft, und neben ihnen tummelt sich alles, was erfreut und erheitert, einfache Gestalten der Wirklichkeit, wie Hirten und Jäger, komische Mischwesen und Zwerge, dann vor allem Gestalten der griechischen Bühne, namentlich der Komödie. Das ist das Abbild der Campania felix, wo man von römischer Tugend und Strenge nichts wußte, wo damals wie heute die Sonne griechischer Heiterkeit allen Ernst und auch alles Elend überstrahlte.

Die griechische Schönheit hat die römische Strenge besiegt. Die augusteische Epoche ist in allen ihren Aeußerungen griechisch. Alles, was hellenische Phantasie ersonnen, hellenische Kunst in unvergängliche Form gegossen, lebt auf ihren Steinen, von Göttern, Dämonen und Heroen an bis herab zu den einfachen Bildern von Thieren und Geräthen. Aber freilich werden die Vorbilder nicht mehr frei behandelt und eigenartig fortgebildet, wie noch auf den kampanisch-römischen Steinen, den letzten selbständigen Aeußerungen der „hellenistischen" Kunst, sondern man kopirt entweder ganz getreu oder doch höchstens mit eklektischer Vereinigung verschiedener Stilrichtungen. Oft hält man sich so eng an die Vorbilder, daß wir genaue Abbilder bekannter Statuen oder Auszüge aus berühmten Tafelbildern Zug für Zug vor uns sehen, woraus ein reiches Material für die Rekonstruktion der griechischen Kunstgeschichte theils schon vorliegt, theils noch zu gewinnen ist. Die Götterbilder dieser Denkmäler sind ein wenig glatt, ein wenig elegant, sie haben, so schön und ideal sie sind, den erhabenen Ernst der phidiasischen Zeit, das leidenschaftliche Feuer der hellenistischen Epoche in etwas eingebüßt. Sie sind die rechten Repräsentanten einer klassizistischen Zeit, die alles kennt, alles weiß, ihren Geschmack aufs feinste gebildet hat und alle rohe Kraft verschmäht, die aber auch mit dem einen schweren Unsegen belastet ist: die ererbte Bildung zwar mit Verständniß genießen und bewahren, sie aber nicht fortbilden zu können.

So schließt die Geschichte der antiken Glyptik mit einem glänzenden Bilde, in dem noch einmal alles strahlt und leuchtet, was seit dem 5. Jahrhundert an Schönem und Erhabenem erstanden war.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. **Oskar Guttmann: Schieß- und Sprengmittel.** Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1900. 248 S. mit 88 Abbildungen. — Seit dem Erscheinen des großen Werkes des Verfassers über die „Industrie der Explosivstoffe" hat sich das Bedürfniß nach einem in kleinerem Umfange abgefaßten Buche herausgestellt, das weiteren Kreisen verläßliche Mittheilungen über die auf dem Gebiete der Explosivstoffe im letzten Vierteljahrhundert eingetretene Umwälzung und über den gegenwärtigen Stand dieses wichtigen Zweiges der Technologie zugänglich macht. Ein solches Buch liegt nunmehr vor. Nach kurzer, aber trefflicher Einleitung geht der Verfasser, Ingenieur-Chemiker in London, zu einer ausführlichen Beschreibung des Schwarzpulvers über, das zwar aus dem Kriegswaffengebrauch von den Nitrokörpern vollständig verdrängt ist, aber anderweitig noch immer ausgedehnte Anwendung findet. Eingehend und nach jeder Richtung erschöpfend sind behandelt: Die Schießbaumwolle, das Nitroglycerin, das Dynamit. Die von Dr. Hermann Sprengel in London 1873 zuerst dargestellten sogenannten Sicherheitssprengstoffe, welche heute einen so bedeutenden Faktor in der Explosivindustrie bilden, werden in dem Buche kürzer abgewandelt, um so ausführlicher dagegen die große Klasse der rauchlosen Pulver beschrieben — die Kriegstreibmittel der

Gegenwart. Leider vermissen wir hiebei Angaben über das englische Lyddit, das gegenwärtig besonderes Interesse beansprucht, und über das französische Melinit, wenn dieses nicht unter anderem Namen behandelt ist. Zum Schluß kommen noch Knallquecksilber, Zündhütchen und Zündschnüre, Prüfungsapparate für Explosivstoffe an die Reihe; die heute allerdings noch in Versuchsstadien befindliche flüssige Luft (Linde in Berlin) ist leider nur mit ein paar Zeilen abgethan. — Die Darstellung ist gemeinverständlich, die Abbildungen sind sauber und übersichtlich, das Buch kann daher warm empfohlen werden.

* Geschichte der europäischen Staaten. Von der Europäischen Staatengeschichte, die im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erscheint und von Heeren und Ukert begründet, dann von Giesebrecht fortgeführt wurde, ist unter der gegenwärtigen Redaktion von Lamprecht im letzten Jahre der erste Band der Geschichte Böhmens von A. Bachmann (bis 1400) erschienen; der siebente Band der Geschichte Spaniens von F. Schirrmacher ist im Druck und wird im Herbst ausgegeben werden. — Ueber die in Vorbereitung befindlichen Bände ist das Folgende mitzutheilen. Von der Geschichte Bayerns hat Professor Riezler in München das Manuskript des fünften Bandes beinahe vollendet, wenn sich auch noch einige zeitraubende archivalische Forschungen nöthig machen werden; der Band wird die politische Geschichte von 1597—1651 und die Kulturgeschichte von 1508—1651 umfassen. Von dem ersten Bande der Geschichte Belgiens von Professor Pirenne in Gent ist in diesem Jahre eine französische Ausgabe erschienen (Histoire de Belgique; des origines au commencement du XIVe siècle; Bruxelles, Henri Lamertin). Der zweite Band, der bis zum Tode Karls des Kühnen (1477) gehen wird, liegt im französischen Text fertig vor; die Uebersetzung durch Dr. Arnheim in Berlin wird alsbald vorgenommen werden, und es steht zu hoffen, daß dieser Band noch vor Jahresfrist veröffentlicht werden wird. Von der Geschichte Böhmens bearbeitet Professor Bachmann in Prag jetzt den zweiten Band; vielleicht wird sich dessen Theilung in zwei Bände, deren erster bis gegen 1620, deren zweiter bis zur Gegenwart führen würde, nicht umgehen lassen. Eine Geschichte des byzantinischen Kaiserreiches hat Professor Gelzer in Jena übernommen; auf Grund der für die byzantinische Geschichte getroffenen Abgrenzung wird nun auch an die Aufnahme von Staatengeschichten der Balkanvölker gedacht werden. Die Geschichte Dänemarks (Band V) von Professor Schäfer in Heidelberg konnte in diesem Jahre wenig gefördert werden. Für eine Geschichte Hamburgs, das namentlich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert für Deutschland von mehr als städtischer Bedeutung gewesen ist, sind Dr. Nirrnheim und Professor Wohlwill in Hamburg gewonnen worden. Für die Geschichte der Hansa ist Professor Stieda in Leipzig mit eingehenden Vorarbeiten beschäftigt. Von Holland ist bekanntlich eine überaus eingehende und trefflich bearbeitete Landesgeschichte von Professor Blok in Leiden im Erscheinen begriffen (Geschiedenis van het nederlandsch Volk, Groningen, Wolters, 1892 ff., bisher vier Theile). Von ihr wird eine vom Verfasser revidirte deutsche Uebersetzung durch Pfarrer Houtrouw in Neermoor in der Europäischen Staatengeschichte erscheinen; der erste Band wird wohl im Jahre 1901 ausgegeben werden können. Die Bearbeitung einer italienischen Geschichte, zunächst des Mittelalters, ist von Privatdozent Dr. Sutter in Freiburg i. Br. aufgegeben worden. In der That besteht bei dem Erscheinen des Werkes von Ludo Moritz Hartmann (Geschichte Italiens im Mittelalter, jetzt bis zur ersten Hälfte eines zweiten Bandes gelangt) augenblicklich kein Bedürfniß nach noch einer deutsch geschriebenen Geschichte dieser Zeit. Die weitere Bearbeitung der österreichischen Geschichte hat nach Hubers Tode Professor Redlich in Wien übernommen. Eine Geschichte der Ostseeprovinzen bearbeitet Dr. E. Seraphim in Riga. Die Fortführung und Vollendung der Uebersicht der Geschichte Rußlands von 1725 bis 1790, die als Einleitung einer eingehenden Geschichte Rußlands von 1790 ab dienen soll und von Professor Brückner übernommen worden war, ist nach Brückners Tode an einen Schüler desselben, den Dozenten am Rigo'schen Polytechnikum, A. v. Hedenström, übergegangen; die Bearbeitung ist schon vorgeschritten. Die Fortsetzung der Schirrmacher'schen Geschichte Spaniens hat Professor Häbler in Dresden übernommen. Die Geschichte Venedigs wird von Dr. Kretschmayr in Wien bearbeitet. Von dem zweiten Band der Geschichte Württembergs hat Hr. Archivdirektor Stälin in Stuttgart das Manuskript fertiggestellt; doch hält er noch Umänderungen und Ergänzungen für nothwendig, ehe es in den Druck gehen kann.

w. Italiener und Franzosen in Tunis. In der Beilage Nr. 133 vom 23. Juni 1898 ist über die Zahl der in Tunis berichtet worden. Der Verfasser dieses Berichtes hätte aber weit besser gehandelt, wenn er neben den Franzosen auch die Italiener erwähnt hätte, denn das Stärkeverhältniß zwischen beiden Völkern ist es, was die allgemeine Aufmerksamkeit am ersten auf sich lenken muß. Im Jahre 1896 zählte man in Tunis 16,500 Franzosen und daneben noch 80,000 andere Europäer, darunter 70,000 Italiener. Die starke Einwanderung der Italiener erklärt sich aus den gedrückten sozialen Verhältnissen ihres Vaterlandes und aus der günstigen Lage von Tunis, dann ist auch der Italiener durch seine große Nüchternheit und seine Ausdauer unter allen Europäern am ehesten imstande, das heiße afrikanische Land zu besiedeln. Das Uebergewicht der Italiener ist seit 1896, in welchem Jahre die letzte allgemeine Zählung vorgenommen wurde, noch größer geworden. Zunächst kam der Italiener als gewöhnlicher Arbeiter hinüber und nahm dann ganz diese Berufsklasse für sich in Besitz. Allmählich breitete er sich auch in dem Handwerkerstande aus, und seit kurzem gibt es schon eine ziemlich starke Gruppe von italienischen Kleingrundbesitzern. Dies letzte geht auf die glückliche Unternehmung einer großen italienischen Verkehrsgesellschaft zurück, welche nach und nach 12,000 ha Landeserwerb, in kleine Stücke getheilte und mit Landsleuten besiedelte. Kein Wunder, daß diese Ausdehnung des lateinischen Bruderstammes den Herren des Landes, den Franzosen, viele Sorge macht. Man tröstet sich aber damit, daß die Franzosen zehnmal soviel Grund besitzen als die Italiener, daß der Großhandel und die Industrie ganz in französischen Händen sich befinden, daß endlich das erdrückende Uebergewicht der Araber über die Europäer der weiteren Ausbreitung der Italiener bestimmte Grenzen setze. Dann räth man, daß die französische Verwaltung den in Tunis weilenden Fremden die Aufnahme in den Landesverband möglichst erleichtere oder unter gewissen Bedingungen sogar zur Nothwendigkeit mache, während bis jetzt kaum ein Dutzend Menschen im Jahre sich dort naturalisiren lassen. Ueberdies hat sich jetzt eine Société libre pour le peuplement français gebildet, welche unter sehr rühriger Leitung steht und vielfache Unterstützung erhält. Bei dieser Lage der Dinge hat man Grund genug, die Entwicklung des tunesischen Landes aufmerksam zu verfolgen. Wer die italienischen Zeitungen liest, wird daraus bald erfahren, daß die Italiener die Hoffnung durchaus nicht aufgegeben haben, dereinst die Herrschaft über das fruchtbare Land zu erhalten.

* Die Moltke-Biographie von Max Jähns, deren erster Theil in unsrer Nachricht von dem Tode des verdienstvollen Militärschriftstellers erwähnt wurde, ist jetzt vollendet erschienen. Der zweite Theil, die Meisterjahre und den Lebensabend des Generalfeldmarschalls umfassend, ging uns zu, als wir eben die Nummer mit der Todesnachricht Jähns' ausgegeben hatten. Dieses im Jahre 1894 begonnene Lebensbild Moltke's, das durch seine ruhige und sachliche Erzählung so recht berufen erscheint, ein Volksbuch im edelsten Sinne zu werden, ist in der von Anton Bettelheim begründeten Biographiensammlung „Geisteshelden“ im Verlage von Ernst Hofmann u. Co. in Berlin erschienen, und dient, nach des Verfassers Absicht, zugleich als Festgabe zur Hundertjahrfeier der Geburt Moltke's (26. Oktober). Wir empfehlen das gediegene Werk, in dem sämmtliche Quellen, besonders auch Moltke's eigene Schriften, sorgsam benutzt sind, und dessen schön abgerundete Darstellung von Liebe und Bewunderung für den großen Mann getragen ist, unsern Lesern aufs angelegentlichste.

* **Aachen**, 21. Sept. 72. deutscher Naturforscher- und Aerztetag. Die zweite allgemeine Sitzung des Naturforscher- und Aerztetages trat heute Vormittag im großen Kurhaussaale zusammen. Die Versammlung nahm zunächst einen hochinteressanten Vortrag des Geh. Medizinalraths Prof. Dr. Julius Wolff (Berlin) über „Die Wechselbeziehungen zwischen Form und Funktion der einzelnen Gebilde des Organismus" entgegen. An der Hand zahlreicher Lichtbilder wies der Redner nach, daß auf Grund der neueren, durch die Entdeckung Röntgens vorzüglich unterstützten Forschungen mit der alten Anschauung zu brechen sei, wonach bei Heilung von Knochenbrüchen die Natur zur ursprünglichen Form zurückkehre und die Markhöhle an der Bruchstelle die Verbindung übernehme. Vielmehr müsse bei der Heilung von Knochenbrüchen streng zwischen zwei Vorgängen unterschieden werden, und zwar zwischen dem Verkittungsprozeß und dem Transformationsprozeß. Die Natur kehre in keinem Falle zur ursprünglichen Form, sondern nur zur ursprünglichen Funktion zurück und sie führt dies aus durch Ueberbrückung der Bruchstellen mit neuen Formationen.

Ueber „Ausdehnung und Zusammenhang der deutschen Steinkohlenfelder" sprach hierauf Professor Dr. Holzapfel (Aachen). Man ist sich darüber einig, daß man als Schauplatz der Kohlenbildung eine ausgedehnte Landstrecke mit Lagunen und Flora sich zu denken hat. Redner zeigt hiezu eine Tafel mit einer rekonstruirten Landschaft aus der Steinkohlenperiode. Dagegen herrschen verschiedene Ansichten über die Entstehung der Kohlenflötze. Auf einer Seite glaubt man, daß dieselben an Ort und Stelle aus Pflanzen entstanden seien (Autochthonen), andrerseits, daß sie zusammengeschwemmt seien (Alochthonen). Gegen beide Meinungen sind Bedenken erhaben. Redner selbst ist Anhänger der Autochthonentheorie. Alle Steinkohlen sind vom selben Alter. Wann jedoch die Bildungsperiade war, ist unbestimmt. In der Periode, die ihr voranging, war alles mit Meer bedeckt. Eine Flora und Süßwasserbewohner gab es nicht. In der Steinkohlenzeit tauchte dann allenthalben Land hervor, auf dem sich zwei Gebirgsketten bildeten, von denen allmählich das Meer die bedeutendsten Theile wieder hinwegschwemmte. Diese Gebirge waren das amerikanische, sowie variscische, von denen für uns nur das letztere in Betracht kommt. Reste desselben sind das rheinische Schiefergebirge, Schwarzwald, Jura u. a. Zu diesem Gebirge stehen unsre Kohlenlager in engster Beziehung. Alle sind in der zweiten Hälfte der carbonischen Periode entstanden. Besonders die kleineren sind zu einer theoretischen Betrachtung wichtig. Die Becken im Schwarzwald, am Harz, in Niederschlesien, in Sachsen sind von jüngerem Gestein bedeckt, ungleichförmig aufgelagert und zeigen nur Reste von Süßwasserbewohnern, sind also alle in Süßwasser abgelagert. Die Unterlage des Beckens von Saarbrücken ist unbekannt, die Fortsetzung desselben ist am Südrande außerordentlich tief, während sie nördlich von jüngerem Gestein bedeckt wird. Im Unterschied zu allen erwähnten Becken zeigen die Oberschlesiens und Rheinland-Westfalens eine maritime Fauna und Flora, d. h. nur in größerer Tiefe, während sich in der Nähe der Erdoberfläche Süßwasserpflanzen und -Thiere finden. In Oberschlesien ergaben die Untersuchungen, daß sich über Schichten mit Süßwasserfauna solche mit maritimer finden, woraus zu schließen ist, daß das Meer nur zu gewissen Zeiten Zutritt hatte und sonst nicht. Jedoch findet sich diese Erscheinung in den beiden erwähnten Gebieten nicht in gleichen Tiefen, sondern in Westfalen in bedeutend geringerer als in Schlesien. Die Ausdehnung und Grenzen der Becken sind selten genau zu bestimmen, da sie nur wenig an die Oberfläche treten, dagegen meist mit einer Schicht jüngeren Gesteins bedeckt sind, die z. B. bei Dortmund 400 m dick ist. So setzt sich das westfälische Kohlenbecken unter der ganzen Kreidedecke des Münsterlandes fort. Zwischen Aachen und Ruhrort haben Bohrungen auch Verbindung der dortigen Becken ergeben. Die nördliche Grenze des Aachener Beckens ist unbekannt. Nach Westen zu setzt es sich über die Maas fort nach Namur und selbst bis Ostende. Redner erklärt seine Ausführungen näher an der Hand einer Tafel. Er leitet diese westlichen Kohlenbecken darauf zurück, daß früher hier ein großer Meerbusen bestand, da Bohrungen auch bei oberflächlichen Unterbrechungen stets Verbindungen ergaben. Der Redner führt im weiteren aus, daß es leider noch immer nicht gelungen sei, die Umgrenzung unsrer deutschen Kohlenbecken genau festzustellen. Das kommt daher, daß Tiefbohrungen so kolossale Kosten verursachten. Man führt sie daher nur in geringem Umfang aus. Die Form unsrer beiden hauptsächlichsten Kohlenbecken, des rheinisch-westfälischen und des oberschlesischen denkt der Redner sich als zwei vom Meer allmählich abgetrennte Wasserbecken nach Art der Ostsee-Haffs. Die Ufer dieser Becken müssen eine Flora von seltener Ueppigkeit aufgewiesen haben. Durch die gewaltigen Bewegungen der Erde in der Carbonzeit ist dann das Becken allmählich angefüllt worden. Diese Bewegungen waren in ihrem ersten Theil offenbar im Osten, in ihrem zweiten Theil im Westen intensiver. Danach würde also ein Zusammenhang unsrer deutschen Kohlenfelder nicht gegeben sein. Es handelt sich vielmehr um rein örtliche Ablagerungen und auch die beiden genannten größten Becken stehen durchaus in keinem Zusammenhang. Nach Ablauf der Carbonzeit hörten dann die Erdbewegungen auf und nur das Wasser setzte seine zerstörende Thätigkeit fort. So sind die Senkungen und Eindrüche jüngeren Gesteins zu erklären, die dem Abbau so viele Schwierigkeiten entgegenstellen.

Professor Dr. Hansemann (Berlin) sprach darauf über einige Zellprobleme und ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Begründung der Organtherapie. Die Organtherapie ist ursprünglich nur als eine spezifische Heilmethode gedacht. Die Anwendung derselben zu anderen Zwecken, z. B. der Schilddrüsensubstanz, liegt außerhalb der eigentlichen spezifischen Methode. Die zellbiologische Grundlage für die Organtherapie kann nur den spezifischen Theil derselben treffen. Dieser beruht auf der Bedeutung der einzelnen Organe für den Gesammtorganismus. Jedes Organ ist für die Gesundheit und das Leben des Körpers nothwendig, nicht nur die größeren, wie Lunge, Leber, Nieren rc., sondern auch die übrigen, wie Schilddrüse, Nebennieren, Hypophysis cerebri rc. Alle diese Organe haben eine sogenannte innere Sekretion, die sich an der Bereitung der Lymphflüssigkeit und des Blutes betheiligt. Dadurch werden die einzelnen Organe in Beziehung gebracht zu allen übrigen. Jedes Organ übernimmt eine Funktion für die übrigen und die übrigen für das eine. Dieses Abhängigkeitsverhältniß bezeichnet man als Altruismus. Die Schlüsse, die sich für die spezifische Organtherapie ergeben, sind folgende: 1. Es hat nur einen Sinn die Organtherapie anzuwenden bei Erkrankungen von Organen mit nur innerer Sekretion. 2. Man wird keinen Erfolg von der Therapie erwarten können bei altruistischer Hypertrophie, sondern nur bei altruistischer Atrophie. 3. Es ist nicht gleichgültig, von welcher Thierart die Organpräparate hergestellt werden, sondern es muß die Thierart gesucht werden, deren Organprodukte denen des Menschen am nächsten kommen. 4. Von der chemischen Beschaffenheit des inneren Sekrets der Organe wissen wir noch fast nichts. Diese muß also zunächst erforscht werden. 5. Wenn man auch heute noch nicht sagen kann, was einmal aus der Organtherapie wird, so erscheint dieselbe doch vom biologischen Standpunkt aus durchaus sicher fundirt.

Hierauf nahm das Wort Prof. Dr. Erich v. Drygalski (Berlin) zu seinem Vortrag über Plan und Aufgaben der deutschen Südpolar-„Expedition", welche auf Kosten des Reiches gegenwärtig in Vorbereitung ist und im August 1901 zur Abreise kommen wird. Die Ausreise wird durch den atlantischen Ozean bis Kapstadt erfolgen, da im südlichen Theil desselben schon wichtige ozeanographische Probleme zu lösen sind. Von Kapstadt geht die geplante Route dann nach den Kerguelen, auf welchen einige Theilnehmer der Expedition zurückbleiben sollen, um ein Jahr hindurch wesentlich erdmagnetische und meteorologische Beobachtungen anzustellen. Die Hauptexpedition braucht diese Beobachtungen, um ihre mehr südlich im Eismeer gewonnenen Ergebnisse auf einen festen Stützpunkt beziehen zu können. Die Kerguelen liegen sehr günstig dafür. Anfang Dezember 1901 will die Hauptexpedition die Kerguelen verlassen. Als ihr Arbeitsgebiet betrachtet sie das Eismeer südlich vom indischen und atlantischen Ozean. Dieser Plan kann innerhalb zweier Jahre durchgeführt sein, so daß die Expedition im Sommer 1903 zurückkehren könnte. Die Ausrüstung wird aber auf

8 Jahre beschafft, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Die wissenschaftliche Ausrüstung wird in allen Richtungen so vollständig gewählt, daß damit alles ausgeführt werden kann, wozu sich Zeit und Gelegenheit bietet. Was ausgeführt wird, läßt sich natürlich aber erst an Ort und Stelle entscheiden. Die Expedition muß ihre Arbeiten an Ort und Stelle frei bestimmen und der Umfang der Ausrüstung soll sie nur in die Lage setzen, alles arbeiten zu können, wozu sich Gelegenheit findet. Hieran hat es bei anderen Expeditionen, z. B. bei Nansen, gefehlt. Die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition sind bereits gewählt und zwar sind es außer dem Vortragenden, welcher zum Leiter bestimmt ist und dazu die physisch-geographischen Arbeiten vornehmen wird, Dr. Ernst Vanhöffen (Kiel) als Zoologe und Botaniker, Dr. Hans Gazert (München) als Arzt und Bakteriologe, Dr. Emil Philippi (Breslau) als Geologe und Chemiker und Dr. Friedrich Bidlingmaier (Lauffen am Neckar) als Erdmagnetiker und Meteorologe. Für die Kerguelenstation sind Dr. Karl Luyken als Physiker und E. Werth als Biologe bestimmt. Gleichzeitig mit der deutschen Expedition wird eine englische entsandt werden, welche die pacifische Seite des südlichen Eismeeres bearbeiten will.

Am Nachmittag fanden die Schlußsitzungen der Abtheilungen statt. In der Abtheilung für Hygiene und Bakteriologie hielt Hr. Sanitätsrath L. Fürst (Berlin) einen Vortrag über „Die neueren Bestrebungen zur Herstellung sogenannter Kindermilch". Der Vortragende gibt einen Ueberblick über die Wandlungen, welche die Lehre von der Säuglings-Diätetik in den letzten vier Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, von dem Auftauchen der Liebig'schen Suppe bis heute durchgemacht hat. Der Herstellung künstlicher und komplizirter milchloser Präparate, die für die Säuglingsernährung werthlos sind, stellt er das von anderer Seite verfolgte Bestreben gegenüber, das Vorbild der Frauenmilch durch eine möglichst einwandfreie und ihr möglichst ähnlich gemachte Thiermilch zu erreichen. Als solche kann für Deutschland nur die Kuhmilch, welche quantitativ für die Volksernährung ausreicht, in Frage kommen. Was zur Vervollkommnung der Milchproduktion geschehen ist, schildert Redner auf das eingehendste. Der immer mehr dem Ideale nahe kommenden „Vollmilch", die unverändert an den Konsumenten gelangt, stellt er aber die im Sinne der Frauenmilch physikalisch und chemisch veränderte Kuhmilch gegenüber, vor allem die Fettanreicherung und Casein-Verminderung (Biedert, Gaertner) und die Umwandlung des Caseins in gelösles, resorbirbares Eiweiß durch Trypsin und Lab (Backhaus). Er erkennt diesen Bestrebungen, eine tadellose Vollmilch zugleich, dem jeweiligen Alter des Kindes entsprechend, nach dem natürlichen Prototyp der Frauenmilch umzuändern, den Preis zu, weil diese Bestrebungen nicht nur der Frauenmilch-Analyse, sondern auch der Ernährungsphysiologie des Säuglings am nächsten kommen.

* **Straßburg.** Der Privatdozent Dr. Mathias Cantor ist zum außerordentlichen Professor in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Dresden.** An die hiesige Technische Hochschule ist, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, der bisherige Direktor und Oberingenieur der Firma Siemens u. Halske, Hans Goerges, als Professor für allgemeine Elektrotechnik und Direktor des elektrotechnischen Instituts berufen worden. Hr. Goerges hat diese Berufung angenommen und wird in einigen Wochen sein Lehramt antreten.

* **Berlin.** Das fünfzigjährige Jubiläum als außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität feierte gestern, wie die „Post" mittheilt, der Orientalist Geh. Regierungsrath Dr. Friedrich Dieterici.

* Wie die „Nat.-Ztg." meldet, findet die Jahresversammlung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft, zugleich Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft, vom 5.—8. Oktober in Leipzig statt. An Vorträgen sind angemeldet: Frhr. H. v. Berlepsch: Bericht über den im Auftrag der Gesellschaft aufgestellten Entwurf eines internationalen Vogelschutzgesetzes und über Berathung dieses Entwurfs auf dem Pariser Kongreß. Professor Dr. R. Blasius: Naturhistorische Reiseskizzen aus der Normandie, Bretagne und Touraine. Geh. Hofrath Dr. W. Blasius: Die Vogelfauna in den diluvialen Ablagerungen der Rübeländer Höhlen. P. Kollibay: Unsre gegenwärtige Kenntniß der schlesischen Vogelwelt. H. Schalow: Ueber die Herausgabe einer ornithologischen Bibliographie Deutschlands. R. Schlegel: Lokale Raubvogelvarietäten u. a. m. In Leipzig ist O. Giebelhausen Lokalgeschäftsführer (Leipzig, Turnerstraße 19).

* Die Bibliothek des verstorbenen bekannten Literarhistorikers und Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin, Prof. Dr. F. Kirchner, ging in den Besitz der Buchhandlung von Max Perlin, Berlin, Leipzigerstraße 89, über. Ein Katalog darüber befindet sich in Vorbereitung.

Für den Inseratentheil verantwortlich Gustav Kassauer in München.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 25. September. Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Gesang der Vögel.

So lautet der Titel einer kleinen Schrift,[1]) über die vielleicht auch die Leser der Allgemeinen Zeitung nicht ungern einiges erfahren werden, denn wen sollte es nicht interessiren, zu hören, was wir heute über diese ebenso merkwürdige wie für uns angenehme thierische Lebensäußerung, den Gesang der Vögel, aussagen können, nicht nur in Bezug auf den Apparat, durch welchen er zustande kommt, sondern vor allem auch in Bezug auf die Ursachen, welche ihn in die Lebenserscheinungen der Vögel einführten, über die Entwicklung des Gesanges im Laufe der Zeiten und vieles, was mit ihm zusammenhängt, ihn unterstützt, seine Wirkung steigert oder auch ihn wieder überflüssig macht und ersetzt.

Das Buch beginnt mit einer Schilderung der Stimmwerkzeuge der Vögel, mit der ich indessen die Leser um so weniger ermüden möchte, als eine Beschreibung anatomischer Verhältnisse ohne Abbildungen doch unverständlich bleibt. Ich will nur daran erinnern, was längst bekannt ist, daß die Vögel nicht mit demselben Kehlkopf singen, mit dem wir es thun, sondern daß sie außer diesem, sog. „oberen" Kehlkopf, dem Larynx, noch einen „unteren", den „Syrinx", besitzen, der gerade an der Stelle liegt, an der sich die Luftröhre in ihre zwei großen Aeste nach links und rechts hin theilt. Dort sind die beiden Luftröhrenäste trommelartig erweitert und mit elastischen Platten und Membranen ausgerüstet, welche, wenn sie angespannt werden, durch die aus der Lunge ausgestoßene Luft in tönende Schwingungen versetzt werden. Diese Anspannung aber geschieht durch besondere Muskeln, die der Luftröhre außen aufliegen und durch welche die festen knöchernen oder knorpligen Ringe der Luftröhre in sehr präziser Weise entfernt oder genähert, hin und her gedreht werden können.

Häcker stellt den Bau dieses eigenartigen Stimmorgans nach neuen, eigenen Untersuchungen dar und hat besonders auch darauf abgezielt, die Unterschiede des Kehlkopfs bei den männlichen und weiblichen Vögeln genau festzustellen, um von dieser Grundlage aus dann weiter die Frage zu entscheiden, worauf es wohl beruht, daß in der Regel nur die Männchen wirklich singen, die Weibchen nicht, oder doch sehr unvollkommen. Dabei hat sich denn herausgestellt, daß der Apparat zum Singen, eben der Syrinx, lange nicht so verschieden ist in den beiden Geschlechtern als der Gesang selbst. Wohl zeigt sich die Muskulatur des weiblichen Kehlkopfs z. B. bei der Amsel oder bei dem Gimpel schwächer, und auch die Knochenringe und die Stimmbänder minder stark als beim Männchen, aber der Anlage nach ist der Apparat doch derselbe in beiden Geschlechtern. Damit stimmt denn die schon länger bekannte Thatsache gut überein, daß manche weibliche Vögel, z. B. die Gimpel, „in der Gefangenschaft ebenso gute Sänger werden können, wie die Männchen" (Naumann). Der Apparat zum Singen ist da und er verbessert sich durch den Gebrauch, und es hängt mehr von dem dem Männchen angeborenen Instinkt zu singen ab, daß es besser singt, als von dem allerdings auch vollkommeneren Kehlkopf. Besitzen doch auch die jungen Männchen einen noch minder guten Kehlkopf als die alten, die im Gesang schon lange eingeübt sind.

Da wären wir denn also beim Instinkt des Singens angelangt und bei der Frage nach dem Ursprung dieses Instinkts. Warum singt der Vogel? warum meist nur der männliche Vogel? und worin liegt die Ursache der gewaltigen Verschiedenheit des Singvermögens, wie wir sie nebeneinander bei den verschiedenen Arten der Vögel heute vorfinden?

Es gibt nur eine Nachtigall, und von dem unmelodischen Gezwitscher des Sperlings führen zahlreiche Zwischenstufen, wie etwa Meise, Zeisig, Buchfink, Drossel, Amsel, bis zu diesem Gipfelpunkt des Vogelgesanges hin. Da haben wir also verschiedene Stufen des Singvermögens, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir die einfachen und niedersten derselben als dem Anfang des Vogelgesanges näher stehend auffassen und uns vorstellen, daß hier wie überall aus dem einfachen allmählich ein zusammengesetzteres, aus dem regellosen Gepiepse nach und nach ein Gesang hervorgegangen ist, der sich dann zu immer höheren Formen entwickeln konnte. Die Frage ist nur: was hat die Steigerung veranlaßt, und was war andrerseits die Ursache, welche den ersten, unvollkommenen Anfang der ganzen Reihe ins Leben rief?

Auf die erste dieser Fragen hat schon Ch. Darwin die Antwort gegeben, daß der Gesang als eine Werbung der Männchen um die Weibchen aufzufassen sei und die allmähliche, im Laufe der Generationen und Arten eingetretene Steigerung und Verbesserung desselben als eine Wirkung der „geschlechtlichen Auslese", die es mit sich brachte, daß die besten Sänger von den Weibchen am ersten angenommen wurden, also auch am häufigsten eine Familie gründeten, deren Kinder dann das Singvermögen des Vaters erbten und auf folgende Geschlechter übertrugen.

Man hat dies oft dahin mißverstanden, als ob Darwin den Weibchen eine bewußte Wahl nach ästhetischen Grundsätzen zumuthe, etwa analog den Preisrichtern bei einem Wettsingen, und daraus hat sich mancherlei Opposition gegen die Idee von der „geschlechtlichen Zuchtwahl", nicht nur im Falle der Vögel, sondern

[1]) Dr. Valentin Häcker: „Der Gesang der Vögel, seine anatomischen und biologischen Grundlagen." Jena 1900. 102 Seiten und 18 Abbildungen im Text.

allgemein entwickelt. So hat der ursprüngliche Bundesgenosse und Mitentdecker des Prinzips der „Auslese“, A. Wallace, sich entschieden gegen diese Art der Auslese, die geschlechtliche, gewandt, und auch in Deutschland sind ihr viele Gegner erwachsen. Offenbar aber ist der Vorgang gar nicht so zu verstehen, sondern, wie neuere Naturforscher und so auch Häcker es ganz richtig auffassen, die Weibchen wählen nicht wie kühle Preisrichter, die mit dem Verstand die Vorzüge der einzelnen Männchen gegeneinander abwägen, sondern ganz wie Menschen, die vom Liebeszauber ergriffen sind und die sich auch nicht bewußt sind, warum gerade dieses Weib oder dieser Mann sie so unwiderstehlich anzieht, die aber dieser Anziehung nachgeben, und zwar um so eher, je stärker dieselbe ist. Wir können deßhalb auch sagen: je stärker der Liebeszauber ist, den ein Männchen von sich ausgehen läßt, um so sicherer wird es eine Gefährtin finden, mag nun dieser Zauber durch Gesang oder durch Schönheit der Farbe oder Form oder durch andere faszinirende Eigenschaften ausgeübt werden. Durch diese stets wieder von neuem erfolgende Bevorzugung der am stärksten anziehenden, d. h. erregenden Männchen werden dann aber diejenigen Eigenschaften, durch welche sie erregen, vererbt und nach und nach gesteigert — das letztere freilich bedarf einer weiteren, tiefer eindringenden physiologischen Erklärung, wie ich wenigstens glaube, und muß auf intimste Vorgänge im Keimplasma bezogen werden (Germinal-Selektion), auf die ich hier nicht eingehen kann, wie denn auch Häcker in seinem Buche auf diese Seite der Sache nicht eingeht.

Den Gesang der Vögel, wie auch die zahlreichen anderen Auszeichnungen männlicher Thiere mit A. Wallace und H. Spencer auf einen „Ueberschuß von Lebensenergie“ zu beziehen, geht durchaus nicht an, wie schon K. Groos[2]) in seinem gedankenreichen Buch über „Die Spiele der Thiere“ seinerzeit gezeigt hat. Abgesehen davon, daß dieser „Ueberschuß“ erst zu erweisen wäre und dann in seinen Ursachen zu erklären — warum sollten denn die Männchen allgemein einen solchen Ueberschuß besitzen? — so gibt es auch Thatsachen, die dem direkt widersprechen. Häcker z. B. erinnert daran, daß viele brillante Farben der männlichen Vögel „keineswegs als Ausdruck einer besonders erhöhten Stoffwechselthätigkeit“ angesehen werden können. So kommt das glänzende Blau eines amerikanischen Hähers nicht etwa durch Ablagerung eines blauen Farbstoffes, sondern „durch eine Veränderung des Fiederquerschnittes“ zustande, also durch eine Veränderung in der Struktur der Feder, die eben die eigenthümliche Brechung des Lichtes hervorruft, welche das Blau bedingt. Ganz ähnliches ließe sich in Bezug auf die prachtvollen blau schillernden Männchen der brasilianischen Tagfalter der Gattung Morphä sagen, bei welchen die Schüppchen der Flügel auch nicht blau, sondern blaßgelb sind, die aber in ihrer feinsten Struktur so beschaffen sind, daß sie das prachtvolle Blau durch Interferenz des Lichtes hervorrufen. Wie sollte eine solche Struktur von einem „Ueberschuß“ von Lebensenergie herrühren? Wer will überhaupt abwägen, wo die Lebensenergie größer ist, beim singenden männlichen Vogel oder beim Eier produzirenden weiblichen, beim männlichen oder beim weiblichen Schmetterling?

Trotzdem aber diese Erklärung der sekundären Unterschiede der Geschlechter nicht stichhaltig ist, so wird man doch auch mit dem Darwin'schen Prinzip allein nicht ausreichen, vielmehr spielt dabei neben geschlechtlicher Auswahl auch die gewöhnliche Naturzüchtung wesentlich mit, wie sich in neuerer Zeit immer deutlicher herausstellt. Diese Unterschiede dienen nicht nur den um den Besitz der Weibchen konkurrirenden Männchen, sondern auch direkt der Arterhaltung.

Ich kann hier nur andeuten. Wer aber das Häcker'sche Buch selbst zur Hand nimmt, wird in seinen Ausführungen die Belege zu dieser Auffassung finden. Wie sie es einerseits unzweifelhaft erscheinen lassen, daß die mancherlei Auszeichnungen männlicher Vögel nicht etwa bloß ein sinnloser Ausfluß ihrer Männlichkeit sind, so zeigen sie andrerseits, daß sowohl die Besonderheiten der Männchen, als die minder hervortretenden der Weibchen geeignet sind, den Bestand der Art zu sichern, daß sie also unter dem Einfluß der Naturzüchtung stehen. Es ist ein feiner Gedanke von Groos, daß eine gewisse Sprödigkeit des Weibchens, wie wir sie allgemein beobachten, nützlich für die Arterhaltung ist, und daß zur Ueberwindung derselben eben die verschiedenen „Liebesspiele“, wie Gesang, Tanz und Flugkünste, Entfaltung brillanter Farben und Formen von Seiten des Männchens bestimmt sind, die dann ihrerseits wieder der Erhaltung der Art dadurch dienen, daß sie die Erregung steigern und die Paarung sichern.

Wir haben bisher nur von den Ursachen gesprochen, welche die Besonderheiten des einen Geschlechtes, hier also in erster Linie den Gesang der männlichen Vögel, auf eine so hohe Stufe gesteigert haben; es fragt sich jetzt, was die Anfangsstufen desselben waren und woher sie kamen, und hier werden wir Wallace beistimmen dürfen, wenn er die Stimme in ihrer ersten und ursprünglichsten Bedeutung bei den Vögeln als ein gegenseitiges Erkennungszeichen auffaßt, dessen diese Thiere für viele Situationen ihres Lebens durchaus bedürfen, das sich also — da es nothwendig war — durch Naturzüchtung auch wirklich entwickeln mußte, vorausgesetzt, daß diese Entwicklung im Bereich der Möglichkeit lag. Daß dies der Fall war, zeigt nicht nur die heutige Sachlage, sondern auch der Umstand, daß die Vorfahren der Vögel, die Reptilien, theilweise schon eine Stimme besitzen. Die Nothwendigkeit einer Stimme für die Vögel aber ist leicht klar zu machen. Wie sollte sich wohl z. B. ein seltenerer Waldvogel paarweise zusammenfinden, wenn er keine Stimme besäße? und wenn die Laute, die er hervorbringt, sich nicht von denen anderer Arten unterschieden? Die Vögel bedürfen der Stimme, wie die Schmetterlinge eines feinen, für uns nicht wahrnehmbaren Duftes bedürfen, durch den sie sich gegenseitig ihre Anwesenheit kundthun. Aber die Vögel mußten eine Stimme haben, nicht allein behufs der Paarung, sondern noch zu vielen anderen Lebensverrichtungen, so besonders behufs der gemeinsamen Wanderungen, welche ja die meisten von ihnen periodisch unternehmen, und bei denen es zunächst darauf ankommt, daß sie sich in Gesellschaften zusammenfinden, dann aber darauf, daß die ganze Schaar auch beisammen bleibt. Wenn die wandernden Vögel in dunklen Nächten mit großer Schnelligkeit über die Erde hoch in der Luft dahinziehen, würden sie sich kaum zusammenhalten können, wären sie stumm. Aber sie haben eine Stimme und sie gebrauchen dieselbe während des nächtlichen Fluges beinahe fortwährend; das hält sie zusammen.

Also die Stimme der Vögel ist ursprünglich gewiß nicht bloß ein Lockmittel zur Paarung, sondern ein Erkennungszeichen, ein Signalruf der Art, der unter verschiedenen Umständen von Werth für das Leben der Art sein muß, beim Ziehen, beim Warnen vor Gefahr, bei der Abwehr eines Feindes und der Flucht vor ihm, ge-

[2]) K. Groos, „Die Spiele der Thiere“, Jena 1896.

wiß aber auch bei dem Aufsuchen der beiden Geschlechter behufs der Paarung zur Gründung eines Nestes und einer Familie.

Schon als bloßes Erkennungszeichen wird es wichtig gewesen sein, daß die Laute, welche eine Art hervorbrachte, verschieden von denen anderer Arten waren, aber sehr bald mußten dieselben auch verschieden sich ausbilden bei Männchen und Weibchen derselben Art, denn es war von Vortheil für das Zustandekommen der Paarung, wenn die Geschlechter schon von fern sich erkennen und rufen konnten. Häcker sieht die einfachsten Laute der Vögel, die „Lockrufe", noch nicht als spezielle Paarungsrufe an, und insofern viele Vögel, z. B. Seevögel, denselben Ruf bei sehr verschiedenen Gelegenheiten ausstoßen, also sehr verschiedene Affekte damit ausdrücken, wird man das zugeben müssen. Aber bei manchen Vögeln ist schon eine höhere Stufe der Stimmausbildung dadurch erreicht, daß zwar nur eine Art von Lautäußerung besteht, diese aber bei den verschiedenen Gelegenheiten, beim Locken, Warnen, bei Freude oder Leid ein wenig nuancirt wird. „So ist die gewöhnliche Stimme des Flußuferläufers (Actitis hypoleucos) nach Naumann ein helles, zartes, weitschallendes Pfeifen" und klingt etwa wie hididi, hididih und dieses hohe I wird nun bei verschiedenen Affekten im Ausdruck verändert, z. B. in Noth und Angst mehr gedehnt (iiht), bei Aerger oder Schreck als kurzes id ausgestoßen, bei eifrigem Locken hastiger und wiederholt ausgerufen.

Viele Vögel, vor allem die Singvögel, sind nun noch weiter vorgeschritten und haben ihre Stimme zu mehreren verschiedenartigen Rufen umgebildet, so daß die verschiedenen Affekte durch besondere Rufe ausgedrückt werden. So haben die Finken, die Grasmücken, die Meisen, besonders aber die Amseln, ihren besonderen Lockruf, womit sie sich sitzend und fliegend anrufen, ihren besonderen Freuden- oder Behaglichkeitsruf, ihren sehr charakteristischen Warnungsruf bei drohender Gefahr und einen Fluchtruf (galgigigiggiggi), gewissermaßen ein Signal zur Flucht, wie wir es heutzutage, wo die Amseln in unsern Gärten so häufig sind, gar manchmal zu hören Gelegenheit haben, wenn Katzen sie anschleichen oder der Mensch ihrem Nest Gefahr zu drohen scheint.

Bei solchen Arten hat sich nun auch ein besonderer Ruf für die Paarung von den übrigen Lautäußerungen abgespalten, wie z. B. die Grasmückenarten (Sylvia) außer dem „schmatzenden oder schnalzenden Lockruf (Tack tack) und dem gedämpften, schnarchenden Warnungsruf (Schaar) noch einige eigenartige sanfte Laute besitzen, welche die Gatten im Frühjahr" hören lassen. Laut tönende Paarungsrufe besitzen dann „die Finken und Meisen, deren Repertoire überhaupt ein verhältnißmäßig großes ist".

Aus diesen Paarungsrufen hat sich dann der eigentliche Gesang entwickelt, zuerst durch mehrmalige Wiederholung des Lockrufs, wie dies bei den Spechten sich findet, dann durch Kombinirung der verschiedenen möglichen Laute zu einem länger anhaltenden liebenswürdigen „Geschwätz", wie bei den Grasmücken, das sich dann bis zu einem fortrollenden, aus vielen flötenden Tönen bestehenden Lied steigern kann (Garten-Grasmücke).

Neben diesen unrhythmischen Formen des Gesanges hat sich dann bei den besten Sängern der sog. Schlag entwickelt, der „aus der Aneinanderreihung und Modulirung der einfacheren Stimmelemente besteht", die strophenartig, also rhythmisch wiederholt wird. Dahin gehört der Gesang des Buchfinken, der Singdrossel, der Amsel und als höchste Steigerung des Vogelgesanges derjenige der Nachtigall. Häcker gibt auch einige dieser Gesänge nach Vorgang Naumanns[3]) in Silben wieder, z. B. den des Buchfinks, der mit: Tititi tütütut aschitzebier" aber mit „Klingklingkling rrrrr aschitzebier" ganz gut an den Naturlaut des Vogels erinnert, wenigstens für den, der diesen kennt.

Wie ist es nun aber gekommen, daß nur die Männchen singen? Darwin erklärte — wie schon gesagt wurde — die Verschiedenheiten der Männchen von den Weibchen allgemein daraus, daß den Männchen die Aufgabe des Werbens und Anlockens der Weibchen zufällt, indem er daraus schloß, daß Stimme und Gesang zuerst vom Männchen erworben und dann durch Vererbung, wenn auch nur in schwächerem Grad, auf das Weibchen übertragen worden sei. Diesem Schluß tritt nun Häcker entgegen, und in der That spricht mancherlei gegen denselben, wenigstens doch gegen seine Allgemeingültigkeit. Zunächst schon die oben entwickelte Ansicht, nach welcher die ursprüngliche Bedeutung der Vogelstimme die eines Signalrufs war, welcher beiden Geschlechtern eigen sein mußte; dann aber vor allem der Umstand, daß viele Weibchen auch singen, aber anders als das Männchen.

Daß die lockenden Laute des Weibchens, falls solche vorkommen, andere sein müssen, als die des Männchens, wurde oben schon gezeigt; es wäre nutzlose Kraftvergeudung und Irreführung, wenn Männchen und Weibchen sich nicht schon an der Stimme erkennen könnten. Also entweder mußten die Weibchen ganz stumm bleiben, während das Männchen lockte, aber sie mußten einen anderen Paarungsgesang haben, als die Männchen. Das letztere ist nun nach Häcker vielfach der Fall. So antwortet das Weibchen des Grauspechts seinem Männchen mit einem nur wenig modifizirten Ruf und bei der Spechtmeise (Sitta europaea) erwidert das Weibchen den laut flötenden oder pfeifenden Paarungsruf des Männchens (tüh tüh tüh) mit dem gewöhnlichen, auch sonst gebrauchten Lockruf (twät twät twät). Auch das Weibchen des Kuckucks hat nach Naumann seinen eigenen Paarungsruf, welcher „einem hellen Gelächter oder Gekicher ähnelt, etwa wie Kwickwickwick".

Besonders der letztere Fall scheint mir beweisend, weil das Weibchen hier nicht einen auch sonst üblichen Erkennungsruf zur Lockung des Männchens gebraucht, sondern einen ganz besonderen, zu anderen Zeiten nicht gebrauchten. Daraus darf geschlossen werden, daß mindestens bei dieser Art auch das Weibchen seinen Paarungsruf selbständig erworben hat.

Ich kann hinzufügen, daß das gleiche auch bei Insekten vorkommt. Man wußte bereits, daß die Stimmorgane der Heuschrecken auch auf den Flügeln der Weibchen, wenn auch in schwächerer Ausbildung, vorkommen, und Darwin hatte daraus den damals nächstliegenden Schluß gezogen, daß dies durch Vererbung von Seiten der allein singenden Männchen zu erklären sei; allein Untersuchungen, welche die HH. Petrunkewitsch und v. Guaita kürzlich auf meine Veranlassung im Freiburger Zoologischen Institut an einer großen Zahl von Heuschreckenarten anstellten, haben das interessante Resultat ergeben, daß nur scheinbar das Stimmorgan der Weibchen dem der Männchen entspricht, daß es vielmehr selbständig von den Weibchen erworben sein muß, da es zuweilen an ganz anderen Stellen liegt, als beim Männchen, z. B. auf dem linken Flügel, während beim Männ-

[3]) Naumann: „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropa's." Neu bearbeitet und mit vielen neuen und vortrefflichen Abbildungen bereichert von C. R. Hennicke, Gera-Untermhaus (noch im Erscheinen begriffen.)

chen auf dem rechten. Daraus wird man schließen dürfen, daß auch bei diesen Insekten die Weibchen nicht wirklich stumm sind, wie wir bisher glaubten, sondern daß sie auch ihren Paarungsgesang haben, mit dem sie den viel lauteren des Männchens antworten und dadurch dasselbe, wie die weiblichen Vögel, zugleich anziehen und erregen. Denn ohne Zweifel ist auch das letztere der Fall, und wie schon Groos annahm und Häcker weiter ausführt, bewirkt der Gesang bei Vögeln nicht bloß Anlockung des anderen Geschlechts, sondern auch dessen Erregung, zugleich aber die Steigerung der eigenen Erregung.

Der Entwicklungsgang des Gesanges bei den Vögeln läßt sich also so verstehen, daß aus den primitiven, bei beiden Geschlechtern *gleichen* Lauten, die gewissermaßen als Art Signal nothwendig waren, nach und nach besondere Paarungslockrufe sich abzweigten, die sehr bald schon bei Männchen und Weibchen verschieden wurden, wohl nicht bloß der größeren Leichtigkeit im Sichauffinden der Geschlechter halber, sondern zugleich deßhalb, weil jede äußerlich sichtbare oder hörbare Verschiedenheit der Geschlechter zur Paarungszeit anziehend und erregend auf das andere Geschlecht wirken wird, ähnlich wie beim Menschen, man denke nur, wie besonders reizvoll die Singstimme des Weibes dem Manne erscheint und umgekehrt.

Aber noch nach einer anderen Seite hin veränderten sich die Anlagen der beiden Geschlechter. Das Männchen wurde der aktivere, stürmisch werbende Theil, während das Weibchen eine gewisse Sprödigkeit, Zurückhaltung, wenn man will, Koketterie annahm, deren Nützlichkeit offenbar in der dadurch noch mehr gesteigerten Erregung des Männchens zu suchen ist.

Damit war denn die Grundlage gegeben, aus der durch unbewußte Auswahl der stärker Erregenden eine langsame Steigerung der Unterschiede der Geschlechter hervorgehen, vor allem der Gesang des Männchens sich so weit steigern mußte als es aus den gegebenen Anfängen der Lautäußerungen in jedem Einzelfalle möglich war. Aus dem Signalruf der Möven kann sich kein Nachtigallengesang entwickelt haben, wohl aber kann sich aus dem Gepipse mancher einfachen Sänger der Schlag der Gartengrasmücke und schließlich der der Nachtigall entwickelt haben, oder aus dem kurzstrophigen Schlag der Singdrossel der zusammengesetzte, langathmige der Amsel.

An diese Betrachtungen über den Gesang knüpfen sich dann noch solche über andere geschlechtliche Unterschiede der Vögel. Jedermann weiß, daß die Männchen nicht bloß häufig anders und zwar meist bunter, „schöner" gefärbt sind, sondern daß auch oft ganz besondere *Bewerbungskünste* von ihnen aufgewendet werden, um sich in den Besitz des Weibchens zu setzen. So *trommeln* die Spechte während der Paarungszeit mit ihrem harten Schnabel auf einem Ast, andere Vögel führen vor den Weibchen eine Art von *Flugspielen* auf, oder bringen ihre schöneren Farben durch allerlei Wendungen und Drehungen, Spreizen der Flügel oder des Schwanzes zur Schaustellung, wie das ja auch dem Laien aus den oft beschriebenen Balzkünsten des Auerhahns bekannt sein dürfte.

Alle solche Instinkte und körperliche Auszeichnungen haben dieselbe Bedeutung wie der Gesang und müssen aus derselben Quelle hergeleitet werden, aus Züchtungsprozessen, welche theils aus der Nothwendigkeit, die Paarung trotz der Sprödigkeit der Weibchen herbeizuführen, theils aus dem Wettbewerb der um die Weibchen werbenden Männchen hervorgegangen sind.

Und sie sind nicht etwa schon an ihrem Ende angelangt, diese Instinkte, sondern gehen immer noch weiter, verändern sich, steigern sich, oder bilden sich auch wohl einmal so um, daß man von einer Zurückbildung reden kann. Interessant ist in dieser Beziehung der Vergleich zwischen dem Balzen des Auer- und des Birkhahns. Bei ersterem entfaltet das Männchen sein tolles Liebeswerben gewöhnlich allein; nur selten stellt sich ein zweites Männchen auf dem Balzplatz ein und dann setzt es einen Kampf zwischen den Nebenbuhlern, bei welchem der eine unterliegt und vertrieben wird. Bei den Birkhähnen dagegen kommt es immer zu Kämpfen; immer erscheinen ihrer mehrere auf dem Balzplatz und kämpfen miteinander, wenigstens in Gegenden, in welchen die Birkhühner häufig sind. Aber der Kampf, obwohl gelegentlich auch ernstlich betrieben, scheint doch bereits großentheils zu einem bloßen Scheingefecht abgeschwächt zu sein, zu einem bloßen *Kampfspiel*, bei dem es nicht mehr auf die Besiegung und Vertreibung der Gegner, sondern vielmehr auf die gegenseitige Erregung abgesehen ist. Es sind ge[illegible]ame Liebestänze, die da vor den Weibchen aufgeführt werden und die nur noch die Form des Kämpfens beibehalten haben. Noch mehr sind die ursprünglich zweifellos ernsten Kämpfe der Männchen um den Besitz der Weibchen zum bloßen Scheingefecht und Kampfspiel geworden beim Kampfläufer (Machetes pugnax). Täglich während des Frühjahrs kämpfen diese Männchen auf bestimmten Plätzen miteinander, schlagen sich mit den Flügeln und greifen sich mit den Schnäbeln an, aber „es unterliegt nie einer oder ergreift die Flucht, ja sie sind nicht einmal eifersüchtig aufeinander, und ein Männchen, das sich einem Weibchen vertraulich nähert, wird darin nicht von einem anderen gestört oder davon vertrieben" (*Naumann*). Gewiß hat Häcker recht, wenn er hierin nicht etwa eine „Abirrung" des Instinkts sieht, sondern vielmehr eine Weiter- und Umbildung desselben. Merkwürdig ist dabei, wie vollkommen die Stimme bei diesen Bewerbungskünsten in den Hintergrund tritt, die doch sonst die Hauptsache oder wenigstens doch ein wesentlicher Theil davon ist. Aber die Stimme des Kampfläufers wird bei diesen Scheinkämpfen gar nicht gebraucht, er scheint dann ganz stumm zu sein, obwohl er eine Stimme besitzt und zur Zugzeit in heiserem Tone dieselbe auch hören läßt. Offenbar genügt hier das „Kämpfen" so vollständig zur Erreichung des Bewerbungszweckes, daß die Entfaltung von Stimmmitteln überflüssig geworden ist. Ueberflüssiges aber wird von der Natur nie lange geduldet, es tritt zurück und wird zuletzt ganz beseitigt. Das nennen wir — wenn es körperliche Theile betrifft — das Verkümmern nicht gebrauchter Theile, wenn es Gewohnheiten betrifft: das Verkümmern von Instinkten.

So ist bei einzelnen Vögeln die Stimme nicht nur als Bewerbungsmittel, sondern *überhaupt* in Wegfall gekommen, „rudimentär geworden", wie z. B. beim *Storch*, der statt dessen mit seinem harten geraden Schnabel klappert und mit seinem Geklapper die verschiedensten Gemüthsbewegungen zum Ausdruck bringt: „Freude, Verlangen, Aerger und Wuth"; „mit Klappern erheben sich die Störche zu ihrer Reise nach Süden und mit Klappern verkünden sie ihre Ankunft".

Wie bei dem Kampfläufer durch hochentwickelte Balzinstinkte die Stimme als Bewerbungsmittel ganz zurückgedrängt ist, so finden wir sie umgekehrt häufig da am höchsten entwickelt, wo andere Mittel der Bezauberung fehlen, also bei unscheinbar gefärbten Vögeln, die keine besonders entwickelten Balzinstinkte besitzen. Es besteht also bis zu einem gewissen Grade ein

Antagonismus zwischen Gesang einerseits und brillanten Färbungen oder besonderen Balzkünsten andrerseits. Die meisten unsrer besten Sänger sind unscheinbar gefärbt, wie Nachtigall, Grasmücke, Amsel, Drossel u. s. w., und die am brillantesten gefärbten Vögel der Tropen, die Paradiesvögel und Kolibris, singen nicht. Das ist nach dem erwähnten Prinzip, nach welchem nicht gebrauchte Charaktere allmählich sich zurückbilden und zuletzt schwinden, wohl begreiflich, sobald wir hinzufügen, daß dergleichen nutzlose oder überflüssige Charaktere noch viel weniger n e u e n t s t e h e n. Freilich können wir über den Werth oder Unwerth eines Charakters nicht oder selten direkt urtheilen, und wenn Jemand behaupten wollte, die Nachtigall würde sicherlich im weiteren Verlauf der Erdgeschichte außer ihrem schönen Gesang auch noch ein brillantes Federkleid zur Bezauberung seiner Weibchen erwerben, so könnten wir das zwar für äußerst unwahrscheinlich erklären, aber nicht geradezu widerlegen. Denn es ist denkbar, daß zwei oder mehr Reize zugleich bei der Bewerbung zusammenwirken ja es kommt dies sogar vielfach wirklich vor. So ent[illegible]t der Auerhahn beim Balzen seinen großen Schwanz wie ein Rad, schlägt mit den Flügeln und macht die seltsamsten Kapriolen mit dem ganzen Körper; zugleich aber produzirt er auch seine Stimme, gibt schnalzende und klappende Laute und schließlich ein sonderbares „Schleifen" oder „Wetzen" zum besten. Aber freilich ist das noch kein Gesang und es ist wohl anzunehmen, daß sich dieser nur da entwickeln konnte, wo die ganze Aufmerksamkeit allein auf die stimmliche Produktion gerichtet und im Zusammenhang damit auch das Gehör nach der musikalischen Seite hin ausgebildet wurde.

Doch ich schweife ab von dem Buch, über welches ich berichten wollte. So viel wird der Leser auch aus diesem kurzen Bericht von neuem ersehen haben, daß es nichts unveränderliches unter der Sonne gibt, daß auch auf dem Gebiete des thierischen Lebens alles in einem langsamen Fluß begriffen ist, alles sich weiter verändert oder „entwickelt", sei es vorwärts oder rückwärts, nicht nur der Bau, die Gestalt, Farbe, Beschaffenheit der Theile des Thieres, sondern auch seine Fähigkeiten, seine angeborenen Gewohnheiten, die Instinkte. Alles verändert sich, und es gehört sicherlich zu den interessantesten Aufgaben des Naturforschers, diesen uns sehr langsam erscheinenden Veränderungen nachzugehen, sie festzustellen und — wenn möglich — sie auf ihre Ursachen zurückzuführen. In diesem Sinn besonders bezeichnet die Häcker'sche Schrift einen Fortschritt, und wer sich für diese Fragen interessirt, wird viel noch in dem Buch finden, dessen ich hier nicht Erwähnung thun oder das ich doch nicht in seiner ganzen Tragweite klarlegen konnte.

Freiburg i. Br. A u g u s t W e i s m a n n.

Das Glaubensbekenntniß eines Arztes.[1])

Es ist längst schon meine Meinung, daß der Materialismus, der durch die Rückkehr der Philosophie zu Kant seit 40 Jahren zurückgedrängt und überwunden zu sein schien, auch in wissenschaftlichen Kreisen noch immer ein latentes Dasein führt und einen starken Rückhalt hat: viele Naturforscher und Mediziner denken schlechthin materialistisch, und nur das Wort wird als nicht mehr ganz salonfähig beiseite gelassen. Haeckels „Welträtsel" und die geradezu begeisterte Aufnahme, welche dieses Buch in vielen Kreisen gefunden hat, hat das bestätigt, war aber für Viele, die von dieser weiten Verbreitung der materialistischen Denkweise keine Ahnung hatten, eine große und böse Ueberraschung. Ein neuerliches Symptom dafür ist auch das vorliegende Buch von Kröll. Auch hier kommt das Wort „Materialismus", außer im Vorwort, nicht vor, um so mehr die Sache. An die Stelle von Kraft und Stoff tritt streng monistisch der „Kraftstoff": nur theoretisch lassen sich die beiden trennen, in Wirklichkeit stellen sie ein nie getrenntes und nie trennbares Ganzes dar, sie bilden das große sich stets bewegende Weltganze. In ihm steht auch der Mensch als Theil dieser großen Bewegung, er ist nur eine vorübergehende „Kraftstoffform", inmitten aller Bewegungen selbst nur ein Theil der ganzen Bewegung. Und das gilt nicht nur von seinem Körper und dessen Vorgängen, sondern ebenso auch von seinem seelischen Leben, das „auf der unabweislichen Durchströmung seiner Nervenbahnen durch physikalische Agentien beruht". Dieser Ausdruck ist übrigens noch nicht ganz eindeutig. Bekanntlich waren die Materialisten der fünfziger Jahre sich nicht ganz klar darüber, ob das Seelische selbst Bewegung oder Produkt, Funktion, am Ende gar nur Erscheinungsweise einer solchen sei. Kröll nimmt hier ganz entschieden Stellung: ihm ist das Seelische wirklich Bewegung und nur Bewegung, jeder Bewußtseinsakt ist eine — freilich durch besondere spezifische Energie gewisser Gehirntheile „umgeformte Bewegungserscheinung". Diese Umformungen nachzuweisen und von Stufe zu Stufe zu verfolgen, ist recht eigentlich die Aufgabe, die sich Kröll gesetzt hat.

Wie bei seinen älteren materialistischen Vorgängern kann man nun natürlich auch bei ihm sofort das Fehlen einer erkenntnißkritischen Unterlage als den eigentlichen Grundmangel seines Buches bezeichnen. Er steht im wesentlichen auf dem Boden des naiven Realismus, den er nur in der Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten ein ganz klein wenig überschreitet, um doch alsbald und immer wieder zu ihm zurückzukehren. Fichte's Idealismus ist ihm eine „verirrte Spekulation", Kants Apriorismus lehnt er entschieden ab; er ist erkenntnißtheoretisch ausgesprochener Empirist, ohne sich über die Frage der Verknüpfung die Kantische Sorge zu machen. Freilich ist er sich bewußt, daß er mit seinen psychologischen Erklärungen und der Beschreibung der übereinander geschichteten „Neuronen" vielfach nur Hypothetisches gibt; aber er meint, „wenn er auch den exakten induktiven Weg verlassen habe, sei er doch durch eine Reihe von Ueberlegungen zu dieser Anschauungsweise hingedrängt worden, die sich nicht weit von ihm entferne". Damit ist er allerdings erheblich „gläubiger", als sich mit erkenntnißkritischer Vorsicht vereinigen und vor ihr rechtfertigen läßt.

Das sind die Schwächen, die dem Materialismus jedesmal, wo er auftritt, anhaften: ihnen ist auch Kröll nicht entgangen. Der Werth und die sachliche Bedeutung des Buches liegt dagegen in zweierlei. Einmal in der strengen Durchführung des Gedankens, daß das Seelenleben ein Entstandenes und Werdendes, ein allmählich sich Entwickelndes und Aufbauendes sei. Ueber die Reihenfolge dieses Entwicklungsprozesses kann man freilich streiten: Kröll ordnet Denken, Fühlen, Wollen; ich halte das Gefühl für das Primäre, das Vorstellen und Denken erst für das Zweite. Dabei erinnert das Verfahren Krölls an Condillacs Traité des sensations und an dessen Fiktion einer Statue, in der ein Sinn nach dem andern erwacht, namentlich in dem interessanten Kapitel über „Störungen im Aufbau und Vorgänge beim Abbau der Seele", wo er das defekte und pathologische Seelenleben schildert und zu zeigen sucht, was aus einem vier- und dreisinnigen Menschen würde, wenn nicht vollsinnige Menschen der Umgebung durch Erziehung das Fehlende theilweise ergänzen könnten. Gegenüber der falschen Vorstellung von einer fertigen immateriellen Seele, die dualistisch im Körper wohnen soll, ist dieser Nachweis des allmählichen Wachsens und Werdens durchaus berechtigt und werthvoll.

Das andere, was an dem Buch bemerkenswerth ist, ist die Ruhe und Affektlosigkeit des Tones; darin unterscheidet es sich aufs erfreulichste von den Büchern eines Vogt oder

[1]) D e r A u f b a u d e r m e n s c h l i c h e n S e e l e. Eine psychologische Skizze von Dr. med. H. K r ö l l, Sanitätsrath in Straßburg i. E. Leipzig, Engelmann 1900.

Büchner. Selbst in der Polemik verläßt ihn diese Ruhe und Sachlichkeit nicht. „Träumerische“ Menschen ist das Schlimmste, was er Andersdenkenden nachsagt. Schopenhauer und dem Sozialismus gegenüber fällt zweimal das Wort „Redensarten“. Macht schon durch diese negative Tugend der Leidenschaftslosigkeit das Buch einen günstigen Eindruck, so kommen dazu noch die positiven Vorzüge des beobachtenden Arztes und des durch Erfahrung gereiften sicheren Mannes. Und so steht hinter dem materialistischen Buch ein Mensch, an dem man sich wahrhaft erbauen und seine helle Freude haben muß.

Das gilt, trotz aller sachlichen Bedenken, auch von den Abschnitten über Religion und Ethik. Einigermaßen im Gegensatz zu dem vorausgesetzten Primat des Vorstellens leitet Kröll die Religion mit Schleiermacher aus dem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit ab; aber alsbald macht jenes Primäre seine Rechte wieder geltend, und so nimmt die Religionsanschauung schnell genug eine intellektualistische Wendung. Der Glaube ist ihm eine „der empirischen Forschung mit phantastischer Willkür vorauseilende Erklärung der Stellung des Menschen im Weltall“, „ein in Ermangelung reicherer Erfahrung in ein poetisches Gewand gekleideter Vorstellungskreis“; deßhalb können Glauben und Wissen nicht übereinstimmen. Mag der Glaube „durch seine Lieblichkeit und Erhabenheit“ noch so entzückend und für den hülfsbedürftigen Menschen noch so wünschenswerth sein, „es steht ihm die Wirklichkeit nicht zur Seite, er entspricht der Wirklichkeit nicht“. Mit vollster Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit spricht er es aus: „Wer wie der Arzt jahrzehntelang täglich seine Beobachtungen aus dem vollen Strom des Lebens schöpft, der sieht, daß keine Thräne und kein Flehen, kein Händeringen und kein Aufschrei der Verzweiflung den gesetzmäßigen Gang der Dinge aufhält, daß also kein allgütiger Wille, sondern das unerbittliche Gesetz der allgemeinen Bewegungsumformungen überall zutage tritt“. Dann kommt aber doch wieder ein gewisses Schwanken. Während zuerst gesagt war, „es liege in der Natur der Sache“, daß Glaube und Wissen nicht übereinstimmen, heißt es kurz darauf: eine Versöhnung zwischen beiden, könne nur so lange nicht stattfinden, als „der Glaube in seiner starren orthodoxen Form verharre“. Und schließlich soll das Wissen selbst „das religiöse Gefühl ebenso mächtig anregen, wie der alte Glaube“, soll „das Zusammenfügen der bisherigen wissenschaftlichen Errungenschaften ein geläutertes religiöses Gefühl hervorrufen“. Wie das gemeint ist, zeigt aber dann die Frage: „warum sollte der Weiterschauende in einem solchen Wissen nicht die gleiche Befriedigung finden dürfen, wie derjenige, der sich das Weltganze nur im Sinne des Glaubens vorzustellen vermag?“ Hier fehlt jedenfalls der vermittelnde Begriff der „schlechthinigen Abhängigkeit“ etwa in der Weise, daß dieses Gefühl bei dem Glaubenden durch den Gedanken an Gott, bei dem Wissenden durch das sich Versenken in das Universum und seine unerbittlichen Gesetze geweckt wird. Auch hier ist übrigens jedes scharfe Wort vermieden, ganz anders als bei Haeckel wird die Schönheit und Erhabenheit des christlichen Glaubens und sein Werth als eines Hüters und einer Stütze der Sittlichkeit anerkannt.

Ausführlich behandelt Kröll auch das Sittliche. Hunger und Liebe, Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb liegen ihm zugrunde, ein natürlich Sittliches oder auch nur ein natürlich Altruistisches gibt es nicht; auch zwischen Mutter und Kind soll kein „immanentes Gefühl“ existiren, das sie zusammenführt, Kindes- und Elternliebe haben mit Blutsverwandtschaft nichts gemein. So ist das Sittliche, meint Kröll ganz ähnlich wie Helvetius, nichts als transformirter Egoismus. Dabei wird das Gebiet der Sitte und der Einfluß der Erziehung voll gewürdigt, auch die Begriffe Pflichtgefühl, Gewissen, Verantwortlichkeit sicher gestellt. Freilich alles das recht kurz, und so kommt trotz der Lehre von den Willenshemmungen der Gedanke der Pflicht doch etwas überraschend, wenn es heißt: das Pflichtgefühl „dringt aus der Dissonanz der Gefühlstöne als einer der prächtigsten ethischen Accorde hervor“. Später meint er, dasselbe gründe sich auf die Liebe zur Menschheit; aus diesem Gefühl sollen alle sittlichen Motive hervorgehen, es selbst aber als Kindesliebe doch wieder ganz realistisch und empiristisch „mit der Hunger-, d. h. mit der Magenfrage zusammenhängen“.

Aber auch hier entsteht wieder Unklarheit und Schwanken durch den Begriff der Freiheit. Wille ist Hemmung, ist „psychische Selbststeuerung“, aber natürlich auch ein physiologischer Akt, Bewegung. Dabei kann von Freiheit keine Rede sein, auch hier muß alles „unabänderlichen Gesetzen der Bewegung folgen“. Beim Kind geht der Uebergang vom centripetalen zum centrifugalen Ast fast unbeanstandet vor sich; erst die Erzieher erschweren ihn durch zwischengeschobene Hemmungen; daraus bilden sich dann allmählich selbstthätige Hemmungsbewegungen, welche „schließlich vom erwachenden Ichbewußtsein diktirt werden“. Und nun heißt es, das sei der erste Gewaltakt, den das Kind gegen den einfachen Reflex ausübe, sei scheinbar der „erste Angriff auf seine eigene Freiheit!“ Später aber wird gerade diese Hemmung mit in die Willensfreiheit hereingenommen und als Grundbedingung für diese bezeichnet: „1. ein einem allgemeinen Typus entsprechendes sogenanntes normales, anatomisches Substrat, also eine normale Bildung der Reflexbögen, 2. eine einem ebensolchen Typus entsprechende spezifische Energie sämmtlicher Neurongebiete von einem Ende des Bogens bis zum andern.“ Und endlich bricht Kröll im Interesse der Verantwortlichkeit geradezu eine Lanze für die Freiheit des Willens, indem er von einem relativ „freien Spiel der Kräfte“ spricht und meint, daß „dieses von den Willensneuronen aus, wenn auch oft schwer, beherrscht werden könne“. Am ehesten ließen sich die Widersprüche ausgleichen durch den Begriff der Individualität, den er überhaupt sehr stark betont.

In der Erziehungsfrage neigt Kröll natürlich dem realistischen System zu: an gar keinem anderen Gegenstand kann das Denken besser geübt werden als „an dem Inhalt und den Erklärungen der Naturwissenschaften“; daher müssen vervollkommnete Realschulen die wahren Grundpfeiler für alle Gebiete der Erkenntniß abgeben. Aber den Segen, den die humanistische Bildung gebracht hat, will er weder verkennen noch missen, und so möchte er doch nicht völlige Beseitigung, sondern nur wesentliche Beschränkung der Beschäftigung mit den alten Sprachen, wobei ihm freilich die gramatikalische Schulung die Hauptsache zu sein scheint. Weise ich endlich noch darauf hin, daß er auch die ästhetischen Fragen kurz berührt, so sieht man leicht, in welch' umfassender Weise der Verfasser seine Aufgabe behandelt hat. Es ist nicht nur „eine psychologische Skizze“, wie der Titel verspricht, sondern eine ganze Welt- und Lebensanschauung, die hier vor uns ausgebreitet und dargelegt wird.

Und das gibt dem Buch schließlich, wie schon gesagt, seinen Hauptwerth — nicht die versuchte Lösung der Probleme, sondern die ganze Persönlichkeit, die hinter dem Buch steht und uns daraus entgegenblickt. Es ist das Glaubensbekenntniß eines Arztes, der auch das Seelenleben stets nur von der körperlichen Seite her zu betrachten hat und der nun versucht, es auch von hier aus allein zu verstehen und zu deuten und der zugleich darüber hinaus, aber immer von derselben Seite her, zu einer einheitlichen Weltanschauung gelangen wollte. Unsre Theologen haben sich meines Erachtens über Gebühr aufgeregt über Haeckels „Welträthsel“; sie waren freilich durch ihn aufs schwerste gereizt und haben seiner theologischen Bildung oder Unbildung gegenüber leichtes Spiel; aber sie haben darüber das Werthvolle übersehen, daß ein Naturforscher mit den Räthseln des Lebens ringt und sie auf seine Weise und mit den ihm zugänglichen Mitteln und Methoden zu lösen sucht, daß er den Kampf um eine einheitliche Weltanschauung auf sich genommen hat. Dieser philosophische Trieb ist mir an Haeckels Lebensarbeit stets das Respektable und das Erfreuliche gewesen. Dasselbe Streben liegt dem Buch von Kröll zugrunde; aber im Gegensatz zu Haeckel hält er sich dabei durchaus frei von aller Leidenschaftlichkeit und polternden Polemik, mit der überlegenen Ruhe eines Weisen schreibt er seine stillen Gedanken nieder. Nehmen wir dazu noch seinen Optimismus, der ihn mit Widerwillen gegen alle pessimistischen Redereien und alle anarchistischen Gelüste erfüllt, das

Goethe'sche an ihm, das ihn von dem sozialistischen Zukunftsstaat für seine Individualität fürchten läßt und ihn doch bescheiden genug macht, um alles Uebermenschenthum abzulehnen, so haben wir eine jener sittlich schönen und abgeklärten Persönlichkeiten, oder vielmehr das Glaubensbekenntniß einer solchen vor uns, das wir ohne viel Kritik mit wirklicher Freude hinnehmen dürfen. Mich hat das Buch in all seinem Materialismus mehr erbaut als der ganze theologische Kampfeseifer gegen Haeckel, obwohl derselbe ja vielfach recht und Krölls Buch gewiß vielfach unrecht hat.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Dr. Eduard Löwenthal sendet uns auf die Besprechung seiner neuesten Schrift durch P. N. Cossmann in Nr. 210 der Beilage folgende

„Entgegnung.

Der Zensor der Allgemeinen Zeitung (München) hat meine Schrift: „Der Bankerott der Darwin-Haeckel'schen Entwicklungstheorie" ꝛc. nach dem Vorbild des Papstes und der russischen Zensur auf seinen Index gesetzt, weil in derselben das Statut der Kogitanten-Allianz veröffentlicht worden ist und — weil er angeblich „nichts Ernstes" in der Schrift gefunden hat. Meinen Hinweis auf den Hauptrechnungsfehler der Entwicklungstheoretiker, wonach diese die allmähliche Entwicklung des vorhandenen Lebens mit der ganz anders gearteten jeweiligen Erstentstehung des Lebens verwechseln — diesen Hinweis übersieht der betreffende Zensor in echt jesuitischer Weise. Der hl. Rock in Trier hat für denselben wahrscheinlich eine „ernstere" Bedeutung, als das Kogitantenthum oder die Religion des fortschreitenden jeweilig besten Wissens und Gewissens.

Um gefl. Abdruck dieser Entgegnung in der Beilage Ihrer Zeitung bittet

Hochachtungsvoll

Dr. Eduard Löwenthal."

Unser Referent, dem wir diese Entgegnung vorgelegt haben, theilt uns mit, daß er durch den Hinweis auf den von allen vorlöwenthal'schen Denkern übersehenen Unterschied zwischen Entwicklung und Erstentstehung des Lebens zur Löwenthal'schen Philosophie bekehrt worden sei und eine für die nächste Zeit geplante Wallfahrt zum hl. Rock in Trier infolgedessen aufgegeben habe.

ll. **Ausgrabungen.** An verschiedenen klassischen Stellen haben die Herbstkampagnen der Ausgrabungen begonnen. In Pergamon, wo die Königsburg ja völlig aufgedeckt ist, werden auf Anregung von Prof. Conze durch Prof. Dörpfeld an den Abhängen des Stadtberges, innerhalb der von Eumenes II. erbauten Stadtmauern, wo man die Spuren von Heiligthümern gefunden hat, Nachgrabungen angestellt, deren Dauer zunächst auf zwei Monate berechnet ist. Sodann wird Dörpfeld im November die bereits angekündigten Untersuchungen auf der Insel Leukas beginnen, in der man das homerische Ithaka vermuthet, und wo man demgemäß Reste der mykenischen Kultur, womöglich den „Palast des Odysseus", zu finden hofft. — In Milet wird Dr. Wiegand im September mit der Aufdeckung des inneren Theils der alten Stadt fortfahren. — Nach Alexandria ist vom Deutschen Institut in Athen Alfred Schiff entsandt worden, um durch Beobachtungen und Grabungen zur Lösung topographischer Fragen beizutragen. — Auf Kreta, in der Provinz Mirabello, an einem Orte Namens Gula, der als prähistorische Fundstätte bekannt ist, läßt die französische Schule in Athen durch Hrn. Demargne graben. Man wünscht und erwartet vor allem Funde der mykenischen Epoche, aus der „Zeit des Minos". Doch gehören die bis jetzt aufgedeckten Schichten, soweit aus den Zeitungsberichten zu ersehen, der klassischen Periode an. Gefunden wurde ein heiliger Bezirk mit Weihgeschenken an Asklepios: dünne silberne Plättchen, ausgeschnitten in Gestalt von Körpertheilen, also Votive von Kranken, wie man ihnen noch heute häufig im katholischen Kultus begegnet, wie sie aber unsres Wissens an griechischen Fundorten bisher nicht vorkamen. Ein vergoldetes Relief mit der Darstellung eines Frauenraubes dürfte ebenfalls ein Votiv sein. Zahlreiche Münzen mit dem Gepräge Athens und Aigina's weisen auf eine rege Verbindung mit diesen Städten hin. — In Rom werden die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum fortgesetzt, jedoch in etwas beschränkterem Umfange als unter Boccelli. Man fand eine Fontänenanlage. Daneben kam ein mit bedeutungsvollem Bildwerk geschmückter Altar, angeblich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. zutage: die erste Seite zeigt Jupiter und Leda mit dem Schwan, die zweite die beiden Dioskuren in der typischen Tracht (Mäntelchen, halbeiförmige Mütze mit Stern, Lanze), die dritte eine Frau mit Fackel, vielleicht Vesta, die vierte Darstellung ist noch ungedeutet. Man nimmt an, daß jener Brunnen die fons Juturna sei. Ferner fand man Kopf und Bruststück eines Pferdes aus Marmor, dessen Arbeit als sehr gut gerühmt wird. — Ueber die Verwüstung, die ein toll gewordener Aufseher im Museo archeologico zu Florenz angerichtet hat, erfährt man näher, daß an dem ägyptischen Streitwagen, der aus einem thebanischen Grabe des 14. Jahrhunderts v. Chr. stammt, nur ein Rad gebrochen ist. Dagegen ist die berühmte Vase des Klitias und Ergotimos (die sog. François-Vase), das Prachtstück der attischen Vasenmalerei des 6. Jahrh. v. Chr., völlig in Scherben geschlagen, so daß bei der Wiederzusammensetzung wahrscheinlich in den Darstellungen Lücken bleiben werden. Es darf als ein besonderes Glück betrachtet werden, daß die wunderbar sorgfältigen Bilder dieses früher nur ungenügend publizirten Denkmals vor kurzem von einem der besten Antikenzeichner, Hrn. K. Reichhold in München, neu gezeichnet worden sind. Diese Aufnahme wird binnen kurzem in einer Prachtpublikation griechischer Vasenbilder erscheinen, die A. Furtwängler und K. Reichhold bei der Verlagsanstalt Bruckmann in München herausgeben.

vl. **Der internationale kunsthistorische Kongreß** in Lübeck hat, wie bereits angekündigt, vom 16.—19. Sept. stattgefunden. Als wichtigste Resolution ist zu nennen, daß ein schon vor zwei Jahren auf dem Amsterdamer Kongreß durch Eugène Müntz eingebrachter Vorschlag heuer auf Schmarsows nachdrückliche Empfehlung durchgegangen ist: es wurde eine Kommission zur Förderung ikonographischer Studien eingesetzt. Neben dem Pflegen der „Kennerschaft" und dem Ausbau der Archive hat in den letzten Jahrzehnten die Ikonographie ziemlich zurückstehen müssen, und doch kann in vielen Fragen nur sie den richtigen Aufschluß geben; denn neben der bewußten Individualität des Künstlers, die den besten Theil am Kunstwerk schafft, bleibt die je nach der Zeit mehr oder weniger starke Abhängigkeit von der Tradition gerade für mittelalterliche und die gesammte religiöse Kunst als ein Hauptfaktor bestehen. Ein weiterer Beschluß bestimmte Innsbruck als Versammlungsplatz für den nächsten Kongreß, der 1902 stattfinden soll. Aus den hier schon dem Titel nach erwähnten Vorträgen seien zwei besonders hervorgehoben. Goldschmidt (Berlin) sprach über die Lübecker Malerschule vom 15. Jahrhundert und suchte mit viel Glück auf Grund von Inschriften und urkundlichen Notizen zwei neue Meister in die Kunstgeschichte einzuführen: Hermann Rode und Bernt Notke. Der Vortragende verhehlte nicht, daß noch nicht alles ganz sicher und unwidersprechlich feststehe, aber er hat jedenfalls gezeigt, daß die Bedeutung der Lübecker Malerschule für den ganzen Norden, auch für die skandinavischen Reiche und für die Ostseeprovinzen bis nach Rußland hinauf, sehr groß gewesen ist und daß ihre Leistungen mehr Beachtung verdienen, als ihnen bislang geschenkt worden ist. Manches Räthsel der deutschen Kunstgeschichte wird von dort oben zu lösen sein. Kautzsch (Leipzig) sprach über den Stand der heutigen Grünewald-Forschung und wandte sich in sehr gut begründeter Ausführung gegen den in den letzten Jahren eingerissenen Uebereifer in Zuschreibung an den uns immer noch so geheimnißvollen Meister; ferner sprach er sich auch sehr nachdrücklich und wohl mit Recht gegen die Versuche aus, Grünewalds Stil aus der Beeinflussung durch Albrecht Dürer zu erklären. Die Gegensätze zwischen Dürers vorspringender Modellirung und Grünewalds malerisch silhuettirender Behandlungsweise sind ja auch wirklich zu groß, als

daß die Kunst des Einen aus der Art des Anderen abzuleiten wäre.

w. Ueber die **Chronologie der Nordpolfahrt des Herzogs der Abruzzen** entnehmen wir einer italienischen Zeitung folgende Uebersicht: 12. Juni 1899, Abfahrt der „Stella Polare“ von Christiania; 22. Juni, Ankunft in Tromsoe; 26. Juni, Ankunft in Vardoe; 1. Juli, bei Archangel; 5. Juli, am Kap Swolatoi; 14. Juli, am Kap Kanin; 17. Juli, das Schiff erreicht den 71. Grad nördlicher Breite; 21. Juli, am Kap Flora; 6. August, bei 80° 20′ n. Br. begegnet das Schiff im Britannischen Kanal der „Capella“, auf welcher die **amerikanische Nordpolexpedition Wellmann** von Norden zurückkehrt; 1. September, **nördlichster Punkt des „Polarsterns“** bei 80° 14′, die Eismassen zwingen zur Umkehr; 6. September, das Schiff ist endgültig **vom Eise eingeschlossen** bei 81° 55′ n. Br. und 58° ö. L. in der Teplitz-Bai an der Westküste des Rudolf-Landes. Nun folgen 11 Monate und 2 Tage, während welcher Zeit der „Polarstern“ im Eise festsitzt. Inzwischen werden folgende Versuche unternommen, um auf Schlitten den Nordpol zu erreichen: 20. Februar 1900, der Kapitän **Cagni** geht mit einer **ersten Schlittenexpedition** nach Norden ab; 22. Februar, er kehrt infolge heftiger Schneestürme zurück; 11. März, **zweite Schlittenfahrt** von Cagni mit 12 Begleitern auf 13 von 104 Hunden gezogenen Schlitten; 20. März, Leutnant zur See F. **Querini**, der Führer Ollier de Courmayeur und der Maschinist H. Alfred trennen sich von Cagni, um die Rückzugslinie der Schlittenfahrt zu sichern; doch sie bleiben alle drei **verschollen**; 31. März, eine zweite Gruppe, vom Assistenzarzt Cavalli geführt, kehrt zurück und erreicht das Schiff am 24. April; 25. April, Cagni dringt bis zum **nördlichsten bis jetzt erreichten Punkt** (86° 33′ n. Br., 65° ö. L.) vor; 26. April, Rückkehr Cagni's; 8. Juni, Cagni erreicht die Insel E. Ommaney; 23. Juni, Cagni trifft wieder bei dem „Polarstern“ ein, nur noch mit zwei Schlitten und sieben Hunden. Es folgt der dritte und letzte Theil der Reise; 8. August, das Eis löst sich und der Herzog kann seine Rückreise antreten; 10. Aug., das Schiff fährt im Britannischen Kanal **zum zweitenmal im Eise fest**; 16. August, der Weg wird wieder frei und man erreicht die Insel Eaton; 30. August, das Schiff berührt das Kap Barentz, im Osten der Insel Northbrook und wenige Stunden später das Kap Flora, wo die von der „Capella“ hinbeförderte Post aufgefunden wird; 5. September, Begegnung mit dem Walfischdampfer „Hertha“, auf dem die Italiener Silvestri und Tarfis sich befanden, die dem Herzoge den Tod König Humberts ankündigen sollten; 6. September Hammerfest erreicht; 7. September, bei Tromsöe; 11. September, der Herzog steigt bei Christiania an Land; 14. September, Rückkehr nach Italien. — **Der Empfang des Herzogs in Italien** war großartig; er hat nun fast alle Hauptorte des Landes besucht, sein Weg glich einem Triumphzuge. Eine ganz besonders begeisterte Aufnahme fand der Herzog in Neapel, wo überhaupt die Liebe des Volkes zu seinem Herrscherhause wohl am stürmischsten in ganz Italien zum Ausdruck zu kommen pflegt. Nächst dem Herzoge wird auch Cagni sehr gefeiert.

* **Berlin.** Der für Sonntag Nachmittag in Aussicht genommene, lang erwartete **Aufstieg des für eine Dauerfahrt bestimmten Ballons** gestaltete sich unter der lebhaften Theilnahme des Berliner Publikums zu einer Festlichkeit. Die Füllung mit Leuchtgas hatte schon am Sonnabend begonnen und war nach 14½stündiger Dauer gegen 3½ Uhr beendigt. Die Vorbereitungen zum Aufstieg nahmen indessen noch reichlich zwei Stunden in Anspruch, so daß die Sonne ihrem Untergang nahe war, als 10 Minuten vor 6 Uhr die riesige gelbe Kugel des Ballons von etwa 24 m Durchmesser und 9000 cbm Inhalt sich unter dem Jubel Tausender von Zuschauern, die selbst auf den Dächern der den Friedenauer Sportplatz umringenden Häuser dicht gedrängt standen, in die Lüfte erhob. Windrichtung und Windstärke waren nicht ganz nach Wunsch, erstere statt östlich, wie noch am Tage vorher, nordöstlich, letztere nicht stark genug, um auf eine flotte Fahrt des Ballons rechnen zu können; denn auch in den höheren Luftregionen herrschten, wie eine 24 Stunden früher ausgeführte Probefahrt eines kleineren Ballons erwiesen, gleiche Witterungs- und Windverhältnisse. Es ist der durch Hauptmann v. Tschudi von der Luftschifferabtheilung vorzüglich geleiteten, von 106 Soldaten dieser Abtheilung nach seinem Kommando mit militärischer Schneidigkeit ausgeführten, in allen Einzelheiten wohlerwogenen Vorbereitungen des Aufstiegs zu danken, daß alles bestens klappte und ohne alle störenden Zwischenfälle programmmäßig verlief. Von den Schwierigkeiten, womit ein solcher Aufstieg bei den riesigen Abmessungen des Ballons verbunden ist, bekommt man einen Begriff, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Ungethüm nach vollständiger Füllung durch im ganzen 9000—10,000 kg betragende Gewichte, die in Gestalt von 500 Sandsäcken an den Maschen des Ballonnetzes hingen, am Boden festgehalten werden mußte. Bei Beginn der Vorbereitungen lag der untere Theil des Netzes noch flach auf der Erde. Dann ließ man den Ballon sich ganz allmählich erheben, indem die Sandsäcke a tempo immer eine Netzmasche tiefer gehängt wurden, so lange, bis das unterste Ende des Netzes in geeigneter Höhe war, um nun den großen viereckigen Korb, der die Luftschiffer und alles Zubehör während der Fahrt aufnimmt, mit dem Netz verbinden zu können. (Der Ring, welcher den unteren Abschluß des Netzes bildet, hängt an 48, der Korb an diesem Ringe an 24 starken Schnüren.) In diesem Stadium der Vorbereitungen wurde der Ballon durch eine gleichzeitige Bewegung der ihn umgebenden und an 12 Leinen haltenden Mannschaften über den Platz hinweg so weit geführt, bis er in der Mitte über dem inzwischen zur Fahrt vorgerichteten Korbe stand, und nun die Anschnürung des letzteren vorgenommen. Die Reiseeffekten fanden zumeist zwischen den Schnüren, woran der Korb hängt, in der Weise Unterkunft, daß sie an schwächeren Schnüren aufgehängt und diese über Rollen gelegt wurden, die auf dem Ringe befestigt sind. Alle diese Sachen können also vom Korbe aus herabgelassen und wieder hinaufgezogen werden. Aehnlich fanden auch die Instrumente, eine Anzahl Ballastsäcke, selbst ein 14 Brieftauben enthaltender Käfig, Unterkunft. Der größere Theil des Ballastes hängt an der Seite des Korbes. Das Schlepptau wurde alsbald zu einem großen Theil seiner Länge ausgeworfen, hing also beim späteren Aufstieg des Ballons gleich den zwölf Leinen, woran er bis zuletzt gehalten wurde und deren gleichzeitiges Loslassen dann ihn für den Aufstieg freigab, vom Ballon herab. — Wahrscheinlich dürfte die Fahrt kürzere Zeit dauern als Viele annehmen. Man darf gespannt sein, welche Umstände am meisten auf Abkürzung der Fahrtdauer einwirken werden, die abnehmende Güte und Tragfähigkeit des Gases durch unvermeidliche Vermischung desselben mit atmosphärischer Luft oder das physiologische und psychologische Moment bei den Luftschiffern, das vermuthlich trotz der ausgezeichneten Gesundheit und Opferbereitschaft der HH. Berson, Dr. Süring, Alexander und Zekely ein gewichtiges Wort sprechen dürfte. — Schon innerhalb einer halben Stunde war der sich schnell erhebende Ballon den Augen der Zuschauer entschwunden. — Im Anschluß an diesen brieflichen Bericht erhalten wir heute folgendes Telegramm:

* **Berlin,** 25. Sept. Tel. Der „Lokalanzeiger“ berichtet **über das Ende der wissenschaftlichen Ballonfahrt**: Der Ballon mußte am Sonntag Abend 11½ Uhr bei Bernau gelandet werden, weil das Schlepptau sich in einen Baumwipfel eingehängt hatte und nicht los kam. Ein plötzlicher starker Wind machte die Situation gefährlich. Die Luftschiffer sind wohlbehalten. Ein Fehler war es, daß man am Sonntag Abend 6 Uhr den Ballon hatte steigen lassen, trotz der ungeeigneten Windverhältnisse.

* **Freiburg i. B.** Wie der „Frankf. Ztg.“ berichtet wird, wurden in der medizinischen außerordentlichen Fakultät der hiesigen Universität die außerordentlichen Titular-Professoren Dr. Emil **Bloch** (Ohrenkrankheiten), Dr. Gustav **Killian** (Hals- und Nasenkrankheiten) und Dr. Franz **Keibel** (Anatomie) zu etatsmäßigen außerordentlichen Professoren ernannt.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Statistik an der **Krakauer** Universität Joseph **Kleczynski** ist gestorben.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 26. September. **Nummer 220.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bemerkenswerthe Stadtbahnen der neuesten Zeit.[1])

Von W. Berdrow.

III.

Die Berliner elektrische Stadtbahn.

Die Organisation des Stadtverkehrs in Berlin ist seit etwa 20 Jahren eine so gute wie in wenigen anderen Großstädten der Erde. Die seit 18 Jahren bestehende Stadtbahn ist allmählich, was ihren Hauptzweig anbetrifft, an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gelangt; man kann ihren Erbauern keinen Vorwurf daraus machen, denn die nachmalig eingetretene Vergrößerung Berlins konnte in solchen Dimensionen, wie sie vor sich gegangen ist, schlechterdings nicht vorausgesehen werden. Immerhin befördert die Stadt- und Ringbahn jährlich etwa 100 Millionen Menschen und ein neu aufgestellter Entwurf, sie um etliche 40 Millionen für den elektrischen Betrieb umzubauen, rechnet mit der Möglichkeit, ihre Leistungsfähigkeit alsdann durch noch größere Züge und kürzere Zugfolge auf annähernd 200 Millionen Reisende zu bringen. So groß ist schon jetzt angenähert die jährliche Leistung der Straßenbahnen, die nunmehr nach der bald völlig durchgeführten Einführung des elektrischen Betriebes völlig unbegrenzt in ihrer Fähigkeit, noch größere Massen zu transportiren, dastehen werden. Rechnet man dazu die Tausende der Droschken, Omnibusse, Fahrräder, so ist an einen Mangel an Verkehrsmitteln in Berlin schwer zu glauben und thatsächlich kann man von einem solchen hier weniger als anderswo sprechen. Auch die Billigkeit der Massenverkehrsmittel läßt nichts zu wünschen übrig, wohl aber für Personen, die täglich mehrmals große Entfernungen zurückzulegen haben, die Schnelligkeit der Beförderung. Linien, wie die elektrische Straßenbahn zwischen dem Zentrum und Charlottenburg, oder die südliche Vorortbahn zwischen Rixdorf und Schöneberg, die, wenn auch im Straßenniveau, so doch mit 18—22 Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde laufen, kann es bei der meist obwaltenden Verkehrsdichte nur in beschränkter Zahl geben, die durchs Innere der Stadt führenden Linien aber stellen die Geduld bei weiten Wegen doch auf eine harte Probe.

Die Stadtbahn verkehrt mit hoher Geschwindigkeit, aber einmal ist ihre Benutzung doch auf einen mehr oder weniger breiten Streifen längs ihrer Trace beschränkt, dann ist sie, wie gesagt, den Grenzen ihres Könnens wenigstens nahe. Es fehlte an einem Netz interurbaner Schnellverkehrsmittel, die nur über oder unter dem Straßenniveau sich bewegen können, und von diesem Netz ist die elektrische Stadtbahn das Anfangsglied.

Man kann wenigstens dem Unternehmerthum nicht vorwerfen, daß es die künftigen Verkehrsbedürfnisse in Berlin nicht rechtzeitig vorausgesehen hätte. Schon 1880 hat die Firma Siemens u. Halske sich erboten, an geeigneten Punkten der Reichshauptstadt elektrische Hochbahnen für den Schnellverkehr anzulegen, und so weit die staatlichen Behörden zu diesem Projekt sich zu äußern hatten, geschah es in durchaus wohlwollendem Sinn. Freilich das Projekt einer zweireihigen Pfeilerbahn in der zum Theil sehr engen Friedrichstraße wurde nicht genehmigt, und das war ganz gut, denn dieser nahezu belebteste Verkehrsweg Berlins würde dadurch einen recht ungemüthlichen Anstrich bekommen haben. So wünschenswerth eine große nord-südliche, die ältere Stadtbahn rechtwinklig schneidende Stadtbahn ist, so wird sie sich entweder einen anderen, weniger benutzten Straßenzug aussuchen oder aber unter der Erde bleiben müssen. Die darauf eintretende zehnjährige Verzögerung der Hochbahnangelegenheit war wohl großentheils der schnellen Ausbreitung des Straßenbahnnetzes zuzuschreiben; erst zu Beginn der 90er Jahre traten Siemens u. Halske abermals und zwar mit einem völlig durchgearbeiteten Entwurf einer zweiten westöstlichen Stadtbahn hervor, die für die südlichen Theile Berlins dieselbe Rolle spielen sollte, wie die bestehende für die mittleren und nördlichen. In der Nähe der Endpunkte der Stadtbahn, Warschauerstraße im Osten und Zoologischer Garten im Westen, sollte sich das neue Unternehmen ihr anschließen, und wie die Stadtbahn bereits an drei Punkten den Fernverkehr mit aufnahm und einen vierten Fernbahnhof (Lehrter Bahnhof) unmittelbar berührte, so sollte die elektrische Hochbahn durch ihre Annäherung an den Görlitzer und Anhalter Bahnhof zwei weitere Knotenpunkte des Außenverkehrs bequemer zugänglich machen.

Daß sich dieses offenbar zeitgemäße Projekt über 6—7 Jahre bis zur königlichen Genehmigung und über 11—12 Jahre bis zur vollendeten Ausführung hinschleppen sollte, war im Jahre 1891 wahrlich nicht vorauszusehen. Daß den städtischen Körperschaften durch ihre zögernde, zeitweilig direkt widerwillige Haltung ein großer Theil der Schuld an dieser Aufschiebung eines von Jahr zu Jahr dringlicher werdenden Unternehmens zufällt, ist nicht wegzuleugnen. Andrerseits darf man die thatsächlichen Schwierigkeiten nicht verkennen, die einer Verwaltung, welche von Anfang an mit der zukünftigen Verwirklichung eigener Pläne in Bezug auf ein einheitliches Stadtbahnnetz rechnete, bei der Beurtheilung und Genehmigung eines fremden Theilunternehmens, bei der Vergebung wichtiger Privilegien, der Entstehung unbequemer Präjudizien u. s. w. aufstoßen mußten. Endlich berührte das Unternehmen auch noch kleine Gebietstheile anderer Gemeinden, die zum Theil alles thaten, um die Verständigung zu erschweren, und

[1]) Vergl. Beilage Nr. 167 u. 206.

nicht am wenigsten hatte es mit dem geschlossenen Widerstand der Hausbesitzer zu kämpfen, die selbst in den breitesten Straßenzügen das Entstehen einer Hochbahn nicht dulden wollten, die ihnen sicherlich nur zum Vortheil gereichen wird.

Hier sei es an der Andeutung aller dieser Hindernisse genug, die neben ihren Schattenseiten schließlich doch auch einige Vortheile mit sich bringen sollten. Denn nicht nur, daß die inzwischen in England und den Vereinigten Staaten gesammelten Erfahrungen für den Bau und Betrieb der Berliner Hochbahn nutzbar gemacht werden konnten, auch die Linienführung erlitt durch die inzwischen erhobenen Einsprüche, durch nachträgliche Ueberlegungen und das Auftauchen neuer Gesichtspunkte wichtige Abänderungen. Anfangs ein in sich geschlossenes und beschränktes Unternehmen, ist die nun zum großen Theil vollendete elektrische Stadtbahn nicht nur in ihrer Ausdehnung gewachsen, sondern auch auf eine künftige großartige Erweiterung von vornherein zugeschnitten. Theils als Hochbahn, theils als Unterpflasterbahn verlaufend, zeigt sie eine Fülle neuer technischer Einzelheiten; in ihren Bahnhöfen und zum Theil auch auf der Strecke über das anfänglich beabsichtigte Maß der Konzessionen an Geschmack und Schönheit weit hinausgewachsen, wird sie nach der Vollendung nicht weniger ein monumentales Werk der Technik, eine Sehenswürdigkeit Deutschlands bilden, als es in den 80er Jahren die ältere Stadtbahn war.

Ueber den Verlauf der elektrischen Stadtbahn mögen wenige Worte genügen. Ihr Anfangspunkt ist der Bahnhof Warschauer-Brücke neben der fast gleichnamigen Station der Stadt- und Ringbahn in den östlichen Außenbezirken Berlins und ein wenig nördlich des Spreelaufes, der hier von der monumentalen Oberbaumbrücke, der schönsten und längsten Berlins, überschritten wird. Auch die Hochbahn benutzt dieselbe Brücke, bei deren Bau vor mehreren Jahren schon hierauf Bedacht genommen wurde, und wendet sich dann in einigen scharfen Kurven westwärts, um nach diagonaler Ueberschreitung des Platzes am Schlesischen Thore über drei Kilometer weit die genau westliche Richtung und denselben breiten Straßenzug inne zu halten, der sich aus der Skalitzer-, Gitschinerstraße und zuletzt dem Halle'schen Ufer zusammensetzt. Auf dieser Strecke liegen etwa fünf Bahnhöfe, und wird der Luisenstädtische Kanal mittelst langer Eisenbrücke überschritten. Vom Halle'schen Thor, wo Bahnhof und Straßenüberführung des allgemeinen baulichen Charakters der Gegend wegen mit einem größeren architektonischen Aufwand hergestellt werden, tritt die Bahn in bessere Stadtviertel über und zugleich mehren sich die technischen Schwierigkeiten. Die Linie folgt etwa einen Kilometer weit dem leicht gekrümmten Lauf des grünbesäumten Landwehrkanals und hier, zwischen den Kronen alter Linden und wiedergespiegelt von dem klaren Wasserlauf, ist wohl die schönste Strecke der Hochbahn im malerischen Sinn. Dann überschreitet sie bei der Möckernbrücke erst die Vorort- und Ferngleise der Anhaltischen Bahn, dann in stumpfem Winkel den Kanal mit seinen beiden Uferstraßen und tritt in dem Gelände des ehemaligen Dresdener Bahnhofes auf fiskalischen Boden. Hier ist der wichtigste Knotenpunkt der Stadtbahn. Während der Haupttrakt, nach einer südlichen Abweichung um einige hundert Meter, nach Westen weiterzieht, zweigt sich nach Norden hin eine Stichbahn zum Potsdamer Platz ab, welche sowohl der elektrischen Stadtbahn Anschluß an den Verkehr der inneren Stadt verschaffen soll, als auch zur künftigen Fortsetzung ins Innere Berlins in mehreren Linien bestimmt ist. Auf die eigenthümliche und in ihrer Art einzig dastehende Verknüpfung dieser Abzweigung mit der Stammlinie komme ich unten eingehend zurück. Die Seitenlinie zum Potsdamer Platz senkt sich beiläufig nach der rückwärtigen Ueberschreitung des Landwehrkanals rasch zum Straßenniveau, geht noch vier bis fünf Meter tiefer hinab und setzt sich als Unterpflasterbahn fort. Die Hauptlinie überschreitet nach der erwähnten südlichen Abschwenkung, wodurch sie sich dem Zuge eines neuen großen Straßentrakts anpaßt, das breite, gleisbedeckte Terrain der Potsdamer Eisenbahn, umgeht in respektvollem Bogen die neue Lutherkirche und folgt nun dem westnordwestlich verlaufenden, etwa eine halbe Stunde langen, breiten Zuge der Bülow-, Kleist-, Tauentzien- und endlich der Kantstraße bis zum Zoologischen Garten, wo sie wieder mit der Stadt- und Ringbahn zusammentrifft. In diesen, von den besten Kreisen bewohnten Stadttheilen stieß natürlich die Idee der Hochbahn auf den stärksten Widerstand, dem es denn auch gelungen ist, die Viaduktkonstruktion auf das kurze östliche Stück dieser Strecke zwischen der Lutherkirche und dem Nollendorfplatz zu beschränken. Von letzterem Platz an, der in einer ziemlich steilen, durch Baumgruppen zu maskirenden Rampe überschritten wird, setzt sich die Bahn unterirdisch fort. Gleichzeitig mit dieser Konzession, welche die Unternehmerin, die Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen, an die Stadtgemeinde Charlottenburg gemacht hat, hat sie jedoch die andere Konzession erlangt, die Bahn nicht am Zoologischen Garten beendigen zu müssen, sondern sie unterirdisch durch ganz Charlottenburg in meist westlicher Richtung fortzusetzen, so daß der künftige Endpunkt in der Nähe des Charlottenburger Stadtschlosses und des berühmten Mausoleums liegt.

Ueber die technisch interessanten Aufgaben, welche der Bau dieser in ihrer jetzt festliegenden Ausdehnung rund 15 Kilometer langen Eisenbahn mit sich brachte, seien in derselben Reihenfolge, in der ihr Verlauf angedeutet wurde, einige kurze Mittheilungen gemacht. Der Endbahnhof an der Warschauerstraße bedeckt einen großen, von gemauerten Viadukten getragenen Flächenraum zur Aufstellung und zum Rangiren der zahlreichen Züge, die der spätere Fünf-, resp. Dreiminutenverkehr fordert. Das Erdgeschoß unter dieser weitläufigen Gleisanlage enthält Reparaturwerkstätten u. dergl. Die Hochbahn gelangt von hier nach Ueberschreitung eines zirka 300 Meter langen Eisenviadukts an die Spree, die hier ungefähr 150 Meter breit ist. Die prächtige Oberbaumbrücke besitzt an der östlichen Seite über dem Trottoir eine wuchtige Bogenstellung mit Kreuzgewölben, Arkaden und Lauben nach der Wasserseite zu und zwei gewaltigen, die Oberspree weithin beherrschenden Thürmen. Ueber dieser Pfeilerreihe verläuft die elektrische Bahn, von unten zwischen den Zinnen, Thürmen und Brüstungen des langen Gewölbes wenig bemerkbar, von oben dagegen reizvolle Blicke auf die Stadt einerseits, die Oberspree, Stralau und die weitere Umgebung andrerseits eröffnend. Ein paar scharfe Kurven, und wir befinden uns wieder auf dem gleichmäßigen, hellgrauen Eisenviadukt inmitten enger Straßen und hoher, rauchgeschwärzter Häuser. Aber rasch bringt die Haltestelle Schlesisches Thor neue Abwechslung in das eintönige Bild. Hier, an dem Kreuzungspunkt der Bahn mit dem lebhaftesten, die Weltstadt nach Osten verlassenden Straßenzuge, der zum Treptower Park, der Sternwarte mit dem Riesenfernrohr, zum Spreetunnel, zur Spreehaide und den zahlreichen Ausflugsorten an der breiten, waldbekränzten Oberspree hinausführt, war ein besonders lebhafter Ver-

kehr zu erwarten. Hier sollte deßhalb die gewöhnliche einfache Konstruktion der Haltestellen, die nur aus einer Verbreiterung und Glasüberdachung des Viadukts bestehen, etwas besserem weichen. Erleichtert wurde die Aufgabe, einen architektonisch wirksamen Bahnhof zu schaffen dadurch, daß die Haltestelle gerade auf die fünffache Straßenkreuzung des Schlesischen Thores fiel, erschwert dadurch, daß der Platz von dem Viadukt in diagonaler Richtung gekreuzt wird. Die Architekten Griesebach und Dinklage haben es indessen verstanden, dem Bahnhofsgebäude, welches den länglich viereckigen Platz mit Ausnahme einer rings herum laufenden Straße ausfüllt, eine sehr anziehende Gestalt zu geben. Das Erdgeschoß wird von Wirthschaftsräumen, Verkaufshallen, Restauration und der geräumigen Treppenanlage, das Obergeschoß von der zum Theil in der Kurve liegenden Durchfahrtshalle und einer zur Bahnhofsrestauration gehörigen Terrasse eingenommen.

Die nächstfolgende Strecke der Hochbahn besitzt verhältnißmäßig wenig Besonderheiten. Beim Uebergang über den großen Lausitzer Platz ist die gewöhnliche leichte und einfache Konstruktion des Viadukts zugunsten einer etwas schwerer und wuchtiger wirkenden, aber auch zum Vortheil des Straßenverkehrs größere Oeffnungen überspannenden Konstruktion unterbrochen worden. Einen interessanten Knotenpunkt des Großstadtverkehrs bildet die bald darauf folgende Brückenpartie am Luisenstädtischen Kanal, wo unten der Lastenverkehr des vielbenutzten Wasserweges, darüber das Gewimmel der breiten Straßenbrücke mit ihren Straßenbahngeleisen sich abspielt und daneben eine schwerfällige eiserne Drehbrücke nachts lange Kohlenzüge über den Kanal zu den städtischen Gasanstalten leitet, hoch oben endlich die mächtigen Brückenträger der Stadtbahn sich ohne Zwischenstütze über den Kanal und die beiden breiten Uferstraßen schwingen. Einige hundert Schritte weiter gelangen wir an die Haltestelle Prinzenstraße, deren Zugänge in die hüben und drüben benachbarten Häuser verlegt sind, um auf dem Straßendamm den ohnehin beengten Platz nicht zu beanspruchen. Aus den oberen Geschossen dieser Wohnhäuser führen gedeckte Laufstege direkt zu den beiden Bahnsteigen, deren Höhe etwa 5½ Meter über dem Straßenpflaster beträgt. Viel Kopfzerbrechen hat die dann folgende Haltestelle am Halle'schen Thor und der Uebergang über die Belle Alliance-Brücke, resp. ihren Zugang gemacht. Hier, wo die nordsüdliche Hauptader Berlins, die Friedrichstraße, unter Vermittlung des historischen Belle Alliance-Platzes gegen die äußeren Stadttheile, den Kreuzberg, das Tempelhofer Feld u. s. w. mündet, wo noch heute die Schaaren der Garde-Regimenter mit klingendem Spiel zu und von den Paraden aus- und einrücken, konnte man es an der gewöhnlichen Nützlichkeitskonstruktion nicht genug sein lassen. Sowohl der an der Nordseite der Brücke liegende Viaduktübergang als auch der westlich davon zur Ausführung kommende Bahnhof sind oftmalig umgeändert und entworfen und werden jetzt in äußerst wirksamen Formen ausgeführt. Die von den Architekten Solf und Wichards herrührenden Pläne, die dem für die Gestaltung der Hochbahn sehr interessirten Kaiser vorgelegen haben, gehören zu den auf die Pariser Weltausstellung gesandten Veranschaulichungen der elektrischen Stadtbahn.

Wir haben die Bahnhöfe Halle'sches Thor und Möckernstraße passirt und gelangen an die Ueberführung der Hochbahn über den Landwehrkanal, die hier erstens mit der Kreuzung zweier Uferstraßen, dann aber vor allem mit dem Uebergang über die schon ihrerseits hochliegende Kanalbrücke der Anhalter Bahn zusammenfällt. Die Brücke überschreitet den Kanal in sehr schräger Richtung, da sie auf der entgegengesetzten Seite sich unmittelbar in einem Tunnel fortsetzt, der ein großes, dort auszuführendes Gebäude in seinen oberen Geschossen durchbricht. Die Länge der Brückenträger wird natürlich dadurch vergrößert, sie beträgt zwischen den beiderseitigen Widerlagern 78 Meter. Die Höhe der Gitterträger beträgt 8 Meter, das Gesammtgewicht des mächtigen Joches 400 Tonnen. Die Fahrbahn der Brücke liegt gegen 12 Meter, die Oberkante der Träger rund 20 Meter über dem Straßenniveau, noch höher natürlich über dem Wasserspiegel. Die Schwierigkeiten der Aufstellung waren ganz ungewöhnliche. Weder der Straßenverkehr noch derjenige der Schiffe, vor allem aber die Bewegung der Züge auf der Ueberführung der Anhalter Bahn durfte gestört werden. Die Herstellung einer Holzbrücke aus mächtigen Balken und provisorischen Gitterträgern, die zum Theil von großen Prähmen schwimmend getragen wurde und die ganze Oeffnung überspannte, ging der eigentlichen Brückenmontage vorher. Auf dieser Holzrüstung und den fertigen Stützpfeilern wurde die definitive Eisenbrücke und zwar zunächst sechs Fuß über ihrem künftigen Niveau zusammengesetzt und mit den Enden auf hydraulische Pressen fundirt, die ihrerseits auf den beiden Pfeilern ruhten. Dann konnte man die Holzbrücke, welche natürlich auch die alte Eisenbahnbrücke mit der vorschriftsmäßigen Lichtöffnung überspannte, entfernen und nun das kolossale Gewicht des großen Brückenjochs mit Hülfe der untergestellten Pressen langsam auf die Pfeiler senken. Die letztere Arbeit nahm vier Tage in Anspruch; der östliche Tragpfeiler ist nicht einmal ein festgemauertes Bauwerk, sondern eine sogenannte Pendelstütze, die sich um ihre Fußpunkte drehen kann, um mit den oberen Stützpunkten den wechselnden Ausdehnungen des langen Brückenträgers zu folgen.

Unmittelbar nach dem Uebergang über den Kanal gelangt nun die Hochbahn an den Punkt, der sie zu einer der merkwürdigsten Stadtbahnen der Gegenwart macht, zum sogenannten Bogendreieck. Dasselbe hat den Zweck, die von hier ab östlich und westlich laufenden Arme oder Hälften der Stadtbahn, jede für sich, sowohl mit der Abzweigung zum Potsdamer Platz als unter einander zu verbinden und zwar jede dieser Verbindungen zweigleisig auszubauen. Zu diesem Ende gabeln sich die von Osten und Westen kommenden Gleise in je zwei Kurven, so daß die südlichen Arme derselben ineinander übergehen und die beiden Hälften der Stammlinie direkt verknüpfen, die nördlichen hingegen von beiden Seiten in das nach Norden gehende Doppelgleis zur inneren Stadt auslaufen. Nur die drei äußeren Gleise dieses eigenartigen Kurvendreiecks gehen ohne Kreuzungen ineinander über, dagegen kreuzen sich die inneren in der mannichfachsten Weise. Niveaukreuzungen aber würden gerade hier, wo die Zugfolge durch das Zusammenstoßen dreier, später vielleicht gar von vier Linien auf weniger als eine Minute verkürzt werden dürfte, zu Störungen und Gefahren sehr leicht Anlaß geben. Zwar hat man es, wie in meinem früheren Artikel über die Chicagoer Schleifenhochbahn ausgeführt wurde, dort gewagt, solche Kreuzungen unter Beobachtung außerordentlicher Signal- und Ueberwachungsvorrichtungen anzuordnen, in Deutschland aber hätten schon die Aufsichtsbehörden dergleichen kaum zugelassen. Es ist daher für jede Gleiskreuzung gleichzeitig eine Unter-, bezw. Ueberführung angeordnet, eine um so kühnere Aufgabe, wenn man bedenkt, daß das ganze Bahnplanum des Gleisdreiecks schon an sich auf 12—15 Meter hohen Bogenviadukten liegt. Die drei von Norden, Osten und Westen

(genauer Süden, da der westliche Zweig hier eine südliche Ausbiegung macht) kommenden Zweige der Hochbahn sind demnach durch drei hohe, gekrümmte und je zweigleisige Steinbogenviadukte verbunden, die einen großen, annähernd dreieckigen Platz zwischen sich frei lassen. Jedes Gleis aber ist seinem Niveau nach wieder selbständig geführt, so daß häufig das eine Gleis desselben Viadukts stark ansteigt, das andere sich senkt und gleich darauf unter ersterem hindurchkriecht. Dieses Durcheinanderwinden der graziösen schmalen Bogenreihen gibt der Gesammtanlage einen sehr verwickelten, merkwürdigen Anstrich, es würde schwer sein, selbst von einem weit erhöhten Punkt, sich einen völlig klaren Ueberblick über alle einzelnen Fäden dieses einzig dastehenden Gleisknäuels zu verschaffen. Noch verwickelter wird die Sache dadurch, daß der Raum innerhalb des Bogendreiecks zur Anlage eines großen zweistöckigen Wagenschuppens benutzt ist, dessen oberes Geschoß mit den höheren, das untere mit den tieferen Gleispartien in Verbindung gesetzt ist. Die Komplikation und der bedeutsame Anstrich dieses Theils der Hochbahn wird aber noch vermehrt durch den Charakter der anliegenden Gebäude. Daß ein Eckhaus der Trebbinerstraße von dem Zug des Eisenbahnviadukts tunnelartig, und zwar 12 bis 15 Meter über dem Erdboden, durchbrochen wird, ist schon angedeutet. Unmittelbar neben dem Bogendreieck erhebt sich aber auch der mächtige Bau des bald vollendeten Elektrizitätswerkes, dessen ungeheurer Schornstein, mehr als 100 Meter hoch und oben 3½, unten 4½ Meter weit im Lichten, nur von zwei Berliner Bauwerken, dem neuen Dom und der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, überragt wird. Das Gebäude enthält in dem sehr hohen Erdgeschoß die drei großen Dynamos von je 800 Kilowatt nebst ihren etwa 1000pferdigen Dampfmaschinen. Natürlich ist gleich genügend Platz für die spätere Erweiterung der Maschinenanlage vorgesehen worden. Die Kessel stehen, wie in neueren Elektrizitätswerken oft, im Obergeschoß über den Maschinen, und die hiedurch bedingte Höhe der Einströmungsöffnungen für die Abgase der Kesselfeuerungen, 19 Meter über dem Boden, bedingen die Gesammthöhe der Esse, die an sich nur etwa 80 Meter hoch ist. Ueber den Kesseln befinden sich noch die großen Kohlensilos mit selbstthätigen Aufschüttvorrichtungen. Für die Lage des Kraftwerkes war die unmittelbare Nähe der Eisenbahn und des Kanals als Vorbedingung einer leichten Kohlenanfuhr maßgebend.

Was den Betrieb des Bogendreiecks betrifft, so wird er sich trotz der zahlreichen Rampen und Gefälle, welche durch die Verschlingung der Viadukte bedingt wurden, leicht und sicher abspielen. Da keine Haltestelle im oder in nächster Nähe des Bogendreiecks liegt, so treffen die kurzen Züge mit voller Geschwindigkeit ein und bewältigen die vorkommenden starken, aber kurzen Steigungen mit Hülfe ihrer lebendigen Kraft. Ein Kreuzen von Zügen im gleichen Niveau ist überall ausgeschlossen, und die Betriebssicherheit deßhalb auch bei der dichtesten Zugfolge absolut gewährleistet.

Wir haben kaum diesen Knotenpunkt verlassen, so erwartet uns auf dem nach Westen strebenden Arm der Hochbahn ein neues Bauwerk von Bedeutung. Die Ueberschreitung des Potsdamer Außenbahnhofes, die hier nöthig wird, um die westlichen Stadttheile zu erreichen, wurde anfänglich von der Eisenbahnverwaltung in einem einzigen, rund 150 Meter messenden Brückenträger gefordert, um den dichten Ein- und Ausfahrts-, Rangir- und Ladeverkehr auf dem Eisenbahnterrain nicht zu stören. Die Ausführung einer solchen Brücke wäre natürlich möglich, ihre Aufstellung ohne Betriebsstörungen für die darunter liegenden Gleise dagegen mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Die Aufgabe wurde deßhalb um vieles erleichtert, als die Eisenbahn der Bauverwaltung die Aufstellung eines dritten Stützpfeilers auf dem fiskalischen Terrain, etwa in der Mitte des zu überbrückenden Raumes, zugestand und nur die Bedingung daran knüpfte, daß derselbe sich behufs künftiger Gleisverlegungen um ein beschränktes Maß nach rechts oder links verschieben lassen solle, ohne daß weitere Störungen für den Eisenbahnbetrieb entstehen. Durch Konstruktion eines Brückenträgers, der eine solche Verschiebung seiner Mittelstütze ohne weiteres gestattet, ist dem Rechnung getragen worden. Die ganze Ueberbrückung ist in den letzten Monaten fertiggestellt worden.

Aus dem fiskalischen Terrain austretend, durchbricht die Bahn einen geschlossenen Häuserblock, wofür ihr das Enteignungsrecht zuertheilt wurde, und tritt dann, die Lutherkirche umgehend, in den früher genannten Hauptstraßenzug des „schönen Westens“ ein. Technische Hindernisse sind hier nicht, um so mehr jedoch ästhetische Bedenken zu besiegen, und die Bauleitung läßt es den vorliegenden Plänen zufolge an Anstrengungen nicht fehlen, um die Schönheitsgefühle der Bewohner des Westens nicht zu verletzen. Es ist übrigens nur eine Strecke von kaum 1 Kilometer, um die es sich handelt, da sich die Bahn vom Nollendorfplatz an bescheiden ins Innere der Erde verkriecht. Die auf dieser kurzen Strecke liegenden Bahnhöfe Potsdamer Straße und Nollendorf-Platz sind denn auch in der äußeren Formgebung sehr bevorzugt und von bedeutenden Architekten entworfen. Von dem letztgenannten Punkte an wird die Bahn, wenn auch die Minirungsarbeiten zur Herstellung des breiten Grabens unter dem Pflaster (um einen eigentlichen Tunnel handelt es sich fast nirgends) bereits begonnen sind, noch mehr als auf der vorhergehenden Strecke der Zukunft angehören. Ist es schon an sich fraglich, ob die Stadtbahn bis zu dem nach vielen Aufschüben zuletzt verlautbarten Termin 1902 zur Eröffnung kommt, so wird sich's dabei doch wohl nur um die Strecke Nollendorf-Platz-Warschauer Straße mit der Abzweigung zum Potsdamer Platz handeln. Widmen wir deßhalb der letzteren, die bereits energisch in Angriff genommen ist, noch einige Worte.

Da die Abzweigungsstelle bereits südlich, der Endpunkt aber nördlich vom Landwehrkanal liegt, so muß dieser Zweig der Stadtbahn das Wasser nochmals überschreiten, was unmittelbar neben der Kanalüberführung der Potsdamer Bahn geschieht. War ursprünglich beabsichtigt, die elektrische Stadtbahn bis nahe an den Potsdamer Platz auf einem schmalen Streifen fiskalischen Terrains zu führen, der an die Hintergebäude der Köthener Straße stößt, so konnte daraus nichts werden, als die nachträglich beschlossene Verlegung der früher in den Anhalter Bahnhof mündenden Vororttinien auf das Terrain des Potsdamer Bahnhofes die Benutzung dieses Streifens für die Verbreiterung des Eisenbahnkörpers forderte. Die Stadtbahn wurde dadurch östlich gegen die erwähnten Grundstücke gedrängt, die sich zum Theil eine rückwärtige Verkürzung ihrer Hintergebäude haben gefallen lassen müssen. Uebrigens senkt sich die Hochbahn nach der Kanalüberschreitung sehr rasch bis unter das Straßenterrain und läuft bereits 300 Meter weiter nördlich nicht mehr neben diesen Gebäuden, sondern unter und neben ihren Fundamenten. Hier waren wieder schwierige Arbeiten auszuführen. Die Fundamente der erwähnten Gebäude waren zu verstärken und zu vertiefen, um ein Ausweichen nach dem Tunnel hin

zu verhindern, und bei der Vertiefung des letzteren machte sich bald das Grundwasser bemerkbar. Der Bau vollzieht sich hier, wie auch bei den später auszuführenden längeren Unterpflasterstrecken, von oben; es wird das Pflaster entfernt, eine Baugrube ausgehoben, in letzterer Sohle, Fundamente und Seitenwandungen des Tunnels gemauert, und über der eisernen Abdeckung das Pflaster wieder hergestellt. Nun gehen die Fundamente 2½ Meter unter den Grundwasserstand. Man hat sich, weil die Bodenschichten es hier zufällig gestatten, dafür entschieden, den Grundwasserstand durch große Pumpen um diesen ganzen Betrag zu senken und das Wasser in das benachbarte Wasserbecken des Hafenplatzes zu leiten. Das vorläufige Ende der Unterpflasterbahn liegt unter dem Potsdamer Platz etwas seitlich von dem gleichnamigen Bahnhof. Vom Platz aus werden Treppenschächte zu den Bahnsteigen angelegt, der Tunnel wird so weit über den Endbahnhof hinaus verlängert, daß die einlaufenden Züge sofort nach der Entleerung weiter gezogen und hinter dem Bahnhof auf das Abfahrtgleis übersetzt werden können, ohne den nächstdem einlaufenden Zug zu hindern.

Ueber den Betrieb der elektrischen Stadtbahn jetzt schon bestimmte Mittheilungen zu machen, wäre verfrüht. Trennen uns doch von dem Tage der Betriebseröffnung noch 1½—2 Jahre. Es werden kurze Züge, aus drei bis vier bequemen, nach amerikanischer Sitte mit Längssitzen versehenen Wagen bestehend, in kleinen Zwischenräumen verkehren. Die Einrichtung der Motor- und Anhängewagen steht wohl in den Grundzügen fest, dürfte jedoch nach den inzwischen noch zu gewärtigenden Erfahrungen immerhin noch eine oder die andere Abänderung erleiden.

Berichtigung. Verfasser benutzt diese Gelegenheit, von den Berliner Verkehrsmitteln und der Rolle der Elektrizität beim Betrieb derselben zu reden, gern, um eine bei früherer Gelegenheit (vgl. Beilage 146 d. J. „Aus dem Gebiete der Technik") gemachte Angabe richtig zu stellen. Es hieß daselbst, die Verwaltung der Wannseebahn habe die Versuche bezüglich des elektrischen Betriebes derselben eingestellt, wahrscheinlich weil bei der bisherigen Anordnung günstige Resultate nicht zu erwarten waren. Diese Annahme beruhte auf einer irrthümlichen Auffassung eines durch seine Kürze irreführenden Berichtes. Die Versuche sind in der That eingestellt, aber nur, nachdem sie völlig die erwarteten Ergebnisse gehabt haben (die allerdings bei der Versuchsanordnung vorgekommenen Kurzschlüsse, bezw. Brände, ändern nichts an dem technisch günstigen Erfolg der elektrischen Traktion), und nur, um der regelmäßigen Einstellung eines vollständigen elektrischen Zuges Platz zu machen, der nunmehr täglich in sechs Fahrten zwischen Berlin und Zehlendorf verkehrt. Die Tagesberichte haben mancherlei über diesen neuen elektrischen Zug, den ersten, den man in Berlin sah, schon mitgetheilt, einige technische Angaben mögen dennoch am Platze sein. Der Zug besteht aus acht gewöhnlichen Personenwagen, die an der Spitze und am Ende von je einem Motorwagen geführt, bezw. gefolgt werden. Bei der Aenderung der Fahrtrichtung braucht kein Motorwagen umgesetzt zu werden, es kann der bisher den Schluß bildende ohne weiteres den Zug führen. Im Betriebe arbeiten stets beide Wagen gemeinsam. Jeder ist mit drei 150 pferdigen Motoren, an jeder Achse mit einem, ausgerüstet, so daß bei Vollbelastung derselben fast die doppelte Anzugskraft wie mit den üblichen Vorortlokomotiven geleistet werden kann. Der Zug wird demnach die normale Geschwindigkeit, die 45 Kilometer beträgt, schneller erlangen können. Die Motoren nebst den Schaltapparaten u. s. w. sind thatsächlich in gewöhnliche Wagen dritter Klasse eingebaut. Die Züge haben ein beträchtliches Gewicht, 220 Tonnen etwa, und fassen normal 410 Personen. Der Strom wird mit 750 Volt Spannung aus der Steglitzer Zentrale der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske in die Leitung geführt, die aus Eisenbahnschienen besteht, welche neben dem Gleis, etwa einen Fuß höher als dasselbe, auf isolirten Ständern ruhen und durch Kupferlaschen mit einander verbunden sind. Gegen Berührungen ist diese Starkstromleitung durch eine fortlaufende Bretterverschalung gesichert, welche oben einen Schlitz besitzen zur Bewegung der Stromabnehmer, die bei der Fahrt auf der stromführenden Schiene gleiten und die Elektrizität jedem Motor besonders zuführen. Der vorläufig auf ein Jahr festgesetzte Probebetrieb wird über Kosten, Betriebssicherheit und andere Punkte jedenfalls genaue und für die weitere Verwendung der Elektrizität auf schweren Zügen wichtige Aufschlüsse geben.

Neue „Beiträge zu Dürers Weltanschauung".

I Unter diesem Titel bringt Dr. Paul Weber (Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Jena) eine höchst dankenswerthe Abhandlung, welche die drei berühmten Stiche, den sog. „Ritter mit Tod und Teufel", die „Melancholie" und den „Hieronymus im Gehäus" einer neuen kritischen Betrachtung unterzieht.[1]) Die Blätter haben natürlich, wie alles in der Welt, ihre Vorgeschichte, da dieselben Stoffe schon früher beliebt und verbreitet waren. Sie können deßhalb nur unter Bezugnahme auf die ganze damalige Literatur-, Kultur- und Religionsgeschichte, welche unser Autor mit weitreichender Kenntniß durchforscht und sich zu eigen gemacht hat, erklärt und dem heutigen Verständniß näher geführt werden. Man sieht dann daraus, wie der große Meister das Herkömmliche erfaßt und mit seinem universellen Geiste frisch durchgearbeitet und neu gestaltet hat. So gelangt der gewaltige Künstler nur zu weiteren Ehren und zur verdienten Bewunderung.

Zuerst zerstört Hr. Weber die neue, zwar vielbeliebte, aber völlig willkürliche Annahme, als ob Dürer eine Darstellung der vier Temperamente (wie später in dem Doppelbilde der vier Apostel) bezweckt hätte. Dazu sollte die „Melancholie" selbstverständlich die Reihe eröffnen, dann der „Ritter" den Sanguiniker repräsentiren, der „Hieronymus" etwa den Phlegmatiker und ein Blatt den Choleriker — ja der war bisher trotz allen Suchens nicht zu finden; verwunderlich bleibt da nur, daß man nicht auf den „Verlorenen Sohn" sich verrannte. Dieser hätte übrigens das gehörige Maß gehabt! Das äußere Größenverhältniß der Stiche beweist übrigens für ihre Zusammengehörigkeit gar nichts, da Dürer in weit auseinanderliegenden Jahren gern ähnlicher Platten von zirka 18 × 24 cm sich bediente und z. B. das sogenannte „Meerwunder", der „Verlorene Sohn", die „Madonna mit der Heuschrecke" und das Portrait des Erasmus im gleichen Format gestochen wurden. Man kann übrigens aus Dürers eigenen Aufzeichnungen den Beweis bringen, daß er selbst die drei Stiche gar nicht als eine zusammengehörige Einheit betrachtete, indem er die drei Blätter nie zusammen verkaufte oder verschenkte.

Dürers „Ritter" (mit Tod und Teufel), auch bloß „Der Reiter" genannt, hängt, wie Hr. Weber beweist, mit dem schon 1497 auf 1498 abgefaßten „Enchiridion militis christiani" des Erasmus von Rotterdam zusammen, welches zuerst 1502, dann 1509 und seit 1515 als „Handbüchlein des christlichen Ritters" nicht allein ins Deutsche, sondern fast in alle Sprachen Europa's übersetzt wurde und in zahllosen Auflagen über ein Jahrhundert lang seinen Triumphzug durch die gebildete Welt hielt. So erklärt sich auch die Popularität der Illu-

[1]) Im 23. Heft der „Studien zur deutschen Kunstgeschichte". Straßburg 1900, bei J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 110 S. gr. 8° mit vier Lichtdrucktafeln und sieben Textbildern.

straten Dürers, der das Opus vielleicht durch Pirkheimer, jedenfalls frühzeitig kennen lernte, da eine Studie zu dem gepanzerten Reiter mit der Konstruktion des Pferdes aus dem Jahre 1507 als Handzeichnung in Florenz sich findet. Der Stich, welcher 1513 erschien, schildert den Ritter ganz im Sinne der mittelalterlichen Tugenden (probitates), auf dem rauhen Pfade des Lebens, angethan mit den Waffen des Glaubens, als führe er zu der Pforte der Unterwelt (velut in ipsis Averni faucibus), alle ihn bedrohenden Schrecknisse und gespenstigen Erscheinungen (universa terricula et phantasmata) verachtend. Denn schon gesellt sich ein anderer Reiter dazu, auf fahlem Klepper ein bleiches, hohläugig glotzendes Gerippe, mit einer Schlangenkrone, das die willkommene Stundenglas weisend. Das Pferd des glaubenstreuen Streiters fühlt die unheimliche Nähe, ebenso der unter dem Rosse seines Herrn Schutz suchende Hund. Seitwärts trottet noch ein gräulicher Popanz — ganz das sogenannte „Phantasma" des Erasmus, mit einem Hackenspieße bewaffnet, die Rechte gegen seine erhoffte Beute krallend, ein lächerlich-häßlicher Teufel mit Hörnerzier und Schweinerüssel. Doch in unerschütterlicher Ruhe zieht der Furchtlose seine Bahn. Ueber dem steilabfallenden, mit knorrigem Baum- und Wurzelgestrüpp bewachsenen Felsgeklüft steht in der Ferne die stattliche, hochgethürmte Burg. Unser Reiter hat also, ohne die Gesellschaft von Melancholie und Hieronymus, fürbaß seine einsame Fahrt fortzusetzen.

Dagegen suchte Hr. **Weber** die beiden letztgenannten Blätter in unmittelbare Verbindung und in einen ergänzenden Zusammenhang zu bringen. Betrachten wir nun zuerst das prächtige Blatt der „Melancholie", eine der großartigsten Schöpfungen des tiefsinnigen Meisters. Am Sockel eines mächtigen Bauwerkes (oder Thurmes), unter dem scheinbar regellosen Durcheinander von allerlei Geräthschaften, sitzt eine gewaltige Frauengestalt, mit mächtigen Flügeln am Rücken und einen grünen Kranz auf dem frei wallenden Haar, den linken Arm auf das Knie gestemmt, die Wange auf die geschlossene Faust gestützt; in der Rechten neben dem geschlossenen Buche den Zirkel haltend, repräsentirt sie die Spekulation (Philosophie), welche die Gesetze der Natur ergründet und neue Schöpfungen im Geist ersinnt. Das edle und anmuthende Gesicht ist ernst, streng und groß, das versteht Dürer zu geben, während besondere Frauenschönheit darzustellen nie seine Sache war. Sie „starrt nicht traumverloren ins Leere," sondern sinnirt mit schöpferischer Phantasie, welche überhaupt der Urquell alles Wissens bleibt, in schwerer Gedankenarbeit. Die hehre Gestalt trägt ein langfließendes Gewand mit knitterigen Falten; vom Gürtel hängt ein Schlüsselbund und ein lederner Seckel an Riemen herab. Sie ist, wie wir Hrn. Weber freudig beipflichten, zugleich die Vertreterin der freien Künste, welche die Wunder des Himmels und der Erde zu ergründen trachtet. Dem entspricht alles sichtbare Beiwerk: Maß und Gewicht, Zeit und Raum, die damals nach geltenden vier Elemente und ihre „Komplexionen" sind sattsam mit Zahlentafel, Waage und den umliegenden Handwerkzeugen angedeutet. Also, wie wir heutzutage sagen würden, auch eine Allegorie der Industrie, Mechanik und aller technischen Erfindungen. Sie erforscht und verarbeitet zu neuer Nutzbarmachung die Gesetze der Krystall- und Kugelbildung, was zur Scheidung der Metalle tauglich, sie berechnet die Kraft, die den Mühlstein treibt; der darauf sitzende Genius gräbt in sein Wachsschreibtäfelchen neue kleine Resultate, aber von ungeahnten Folgen. Das schlafende Windspiel ist nach mittelalterlicher Symbolik das Attribut der Logik und Dialektik. So gewährt das mit 1514 bezeichnete Blatt, welches Paul Weber bis ins kleinste Detail beschreibt, den tiefsten Einblick in das Innere des Künstlers; wir sehen darinnen wie in einem Spiegel seine nach allen Radien des Wissens ausgefächerte Neigung für theoretische Forschungen, sein spekulierendes Ingenium für Proportion, Perspektive, kurz über alles, was die Welt im Innersten zusammenhält! Mit der „Melancholie" im heutigen Sinne, mit der unproduktiven Schwermuth und dem allzerstörenden Weltschmerz hat Dürers Darstellung gewiß keine Fühlung!

Den Gegensatz dazu soll nun der mit gläubigster Stille schreibende „S. Hieronymus im Gehäuß" bilden. Das Werk, welches 1514, also fast gleichzeitig mit dem vorgenannten, entstand, hatte außer der Vorliebe des Malers für diesen Kirchenvater gewiß einen Zusammenhang mit der eben damals durch Dürers Freund, den Stadtschreiber Lazarus Spengler, aus dem Lateinischen übersetzten Biographie des hl. Hieronymus. Der Künstler führt uns in die musterhaft geordnete Studierstube eines Schriftgelehrten. So mag es etwa bei Wilibald Pirkheimer ausgesehen haben oder bei Meister Albrecht selbst, welchen wir Holzstock zeichnend oder Platten stechend hinter dem halben Tische erblicken könnten. Die Sonne bricht durch die Butzenscheiben der Fenster, spielt an Wand, Tisch und Boden, spiegelt sich an der Decke und umfluthet das ganze holzgetäfelte und glänzend gebohnte Gelaß mit wohliger Behaglichkeit. Der stille Forscher sitzt, zeit- und weltvergessen ganz in seine gelehrte Arbeit vertieft. Hinter ihm rinnt eine riesige Sanduhr, daneben ist ebenso naiv wie handsam sein Kardinalshut aufgehängt, allerlei Schreibebedarf steckt an der Wand: Pergamentblätter und Schere, Bürste und Rosenkranz — darüber ein Bücherbrett mit Gläsern, Leuchter und einer Schachtel; von der Holzdecke hängt ein Riesen-Kürbis, am Fenster liegt ein Schädel als memento mori, dabei Bücher, Kissen und darunter die Straßenschuhe neben dem kleinen verschlafenen Spitzhündchen und dem schläfrigblinzelnden Löwen. Das Ganze ist ein Triumph stimmungsvollster Technik; man begreift, daß Dürer freigebig damit verfuhr, wie mit seiner „Melancholia", welche sein unlautersten Denken bekundete, ebenso wie der „Hieronymus" sein überraschend feines Gefühl und Empfindungsvermögen. Daß beide Blätter aber in einem ergänzenden, anderen Zusammenhange stünden, möchten wir nicht zustimmend behaupten. Auf dem zweiten Blatt fehlt nicht nur die der „Melencolia" beigesetzte, unbegreifliche Ziffer; auch die beiden Figuren stehen in keinem entsprechenden Größenverhältniß.

Obwohl nicht gewillt, alle Annahmen Webers unbedingt zu billigen, sind wir ihm doch zu bleibendem Dank verpflichtet. Wer mit solchem Scharfsinn und Wissen das Verständniß eines Künstlers zu erschließen und zu fördern strebt, begeht immerhin eine gute That und gibt ein schönes Zeugniß seines redlichen Willens, umfangreichen Forschens und achtungswerthen Wissens.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Die Abstammung des französischen Volkes.** Die französischen Historiker bis auf **Michelet** sehen fast alle die **Franzosen** für eine vorwiegend **keltische Rasse** an. Michelet rühmte dieser Rasse eine solche Lebenskraft nach, daß sie auch unter der Erniedrigung und Verfolgung ihre Sprache und Sitten beibehalten. Schon unter dem zweiten Kaiserreich machte sich aber eine Reaktion gegen die Keltomanie geltend. **Fustel de Coulanges** versicherte, die alten Gallier hätten zur Zeit Cäsars keine einheitliche Rasse gebildet. Schon damals sei das Gebiet Frankreichs von verschiedenen Rassen bewohnt worden. Nach ihm kam in den letzten Jahren **d'Arbois de Jubainville**, der die keltischen Gallier beinahe ganz aus Frankreich hinauswarf. Seiner Meinung nach waren die Gallier ein Erobervolk, das nur kurze Zeit vor den Römern in Frankreich eingedrungen war. Ihre Zahl war kaum größer als die der Legionssoldaten Cäsars. Unter ihrer aristokratischen Herrschaft lebten die nahe verwandten Urvölker der Iberer, von denen die heutigen Basken abstammen, und der Ligurer, die über ganz Frankreich verbreitet waren. Arbois de Jubainville begründete seine Ansicht auf ein genaues Studium der ältesten Ortsnamen Frankreichs, worunter die nachweislich keltischen Namen sehr selten sind. Dagegen findet man in Mittel- und Südfrankreich oft gleiche Namen wiederkehren, die weder keltischen noch lateinischen Ursprungs sein können. Sie nimmt dieser Gelehrte für die Ligurer in Anspruch. Als Beispiel kann das durch Daudet berühmt gewordene Tarascon dienen, das nicht nur an der Rhone, sondern auch in den Gebirgen des Ariège zu finden ist. Auch der Name der Garonne kehrt bei zahlreichen Bächen der Provence wieder. Die Ligurer zeigten allerdings nicht die Widerstandskraft der verwandten Iberer, aber ihr Typus war von dem der großgewachsenen rothblonden Gallier stark verschieden und dominirt noch in

Frankreich. Die römische Eroberung allein kann diese Erscheinung nicht erzeugt haben. Bei den Römern genossen die Ligurer Oberitaliens wenig Achtung. Sie nannten sie Lügner und Diebe. Durch eine neue Hypothese sucht nun der Historiker Camille Jullian in einem interessanten Aufsatz der „Revue de Paris", den er „Nord et Sud" betitelt, das unangenehme Erbe der Ligurer einzuschränken. Er nähert sich wieder der Vorliebe für die Kelten, die Michelet hegte, schreibt ihnen alle möglichen edlen Eigenschaften zu und vermuthet, daß sie trotz ihrer kurzen Herrschaft über ganz Frankreich doch einen starken moralischen Einfluß auf die Ligurer ausgeübt haben, in denen die meisten Franzosen ihre wahren Ahnen sehen müssen. „Die Gallier," so schließt Camille Jullian, „begingen nur den Fehler, zu spät in eine zu alte Welt einzutreten. Als sie ein Reich zu gründen suchten, gab es in der antiken Welt keinen Platz mehr für eine unabhängige Zivilisation und ein neues Staatswesen. Griechenland hatte alle Küsten mit seinen Göttern und seinen Dichtwerken durchtränkt, Rom hatte seine Hand auf alle Länder, die etwas werth waren, und auf alle politischen Mächte, die zu leben wünschten, gelegt. Die Gallier mußten sich vor den griechischen Mythen und dem römischen Feldzeichen beugen, aber sie hatten Zeit gefunden, Frankreich ihren Charakter aufzudrücken." Die Franzosen dürfen also fortfahren, in dem Freiheitshelden Vercingetorix wenigstens einen geistigen Ahnherrn zu sehen.

* Drahtlose Telegraphie. In Helgoland wurden seit einigen Tagen Versuche mit dem Braun'schen System drahtloser Telegraphie unter persönlicher Leitung des Erfinders, des Prof. Braun aus Straßburg, vorgenommen. Die Versuche haben zu dem Ergebnisse geführt, daß mit dem Braun'schen System eine fehlerfreie Verständigung zwischen Helgoland und Cuxhaven, also auf eine Entfernung von 62 Kilometer, möglich sei.

-γ- **Mainz.** Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat heute die Arbeiten seiner 20. Jahresversammlung dahier begonnen. Entsprechend der Uebung des Vereins sind die einzelnen Berathungsgegenstände dem Rahmen praktischer Fragen der Armenpolitik und Armenverwaltung entnommen und durch eingehende gedruckte Referate, die vorher rechtzeitig zur Vertheilung gelangt sind, wohl vorbereitet. — Den ersten Verhandlungsgegenstand bildete die Stellung der ehrenamtlichen Organe in der Armenpflege. Referate hiezu hatten erstattet Dr. Kayser, Beigeordneter in Worms, und Hildebrand, Senator in Bremen. (49. Heft der Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.) Die neuzeitliche rationelle Armenpflege beruht zu erheblichem Theil auf der ausgedehnten wohlgeordneten Verwendung ehrenamtlicher Kräfte. Beim näheren Ausbau dieses Grundgedankens ergeben sich aber mannichfaltige Einzelfragen, bei deren Beantwortung sich verschiedene Auffassungen geltend machen. Die beiden Referenten führten in anregender Weise in die hier in Betracht kommenden Einzelheiten ein, und gaben damit der Versammlung ein zutreffendes Bild der heute auf dem Gebiete der ehrenamtlichen Armenverwaltung vorhandenen Strömungen. Auf alle diese Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Hervorgehoben sei beispielsweise die mehr und mehr sich festigende Ueberzeugung, daß das ursprünglich mit dem sogenannten Elberfelder System zur Einführung gelangte Prinzip streng territorialer Theilung des Pflegegebietes in Quartiere mit je einem Pfleger nicht mehr als entsprechend anzusehen und das Bezirkssystem — Bezirksvorsteher mit einer Anzahl Armenpfleger für größere Bezirke — vorzusehen sei. Als ausschlaggebend wird dafür erachtet insbesondere die gesteigerte räumliche Beweglichkeit der Armenmasse, außerdem auch der Umstand, daß bei dem Bezirkssystem eine bessere Anpassung des einzelnen Pflegefalles an den dafür geeigneteren Pfleger möglich sei, was sich namentlich bei der in Zunahme begriffenen Verwendung der Frauen als Armenpflegerinnen zeige, denen wohl mit großem Nutzen gewisse, aber keineswegs alle Arten von Pflegefällen zugewiesen werden könnten. Weiter verdienen die Ausführungen Beachtung, welche darauf abzielten, daß es sich empfehle, die Pfleger nicht einseitig nur gewissen, sondern verschiedenartigen Berufsgruppen zu entnehmen, um einen aus allen Lebensstellungen gemischten Pflegerkreis zu erzielen. Berufsbeamte sind in größeren Städten neben den ehrenamtlichen Organen nicht zu entbehren; sie sollen aber nicht die Aufgabe einer Kontrole der letzteren haben, sondern diese selbst — namentlich in formellen Geschäften — bei der Lösung ihrer Aufgabe unterstützen. Daß das Quartiersystem, das man nach Elberfelder Vorgang bei der Reorganisation der Armenpflege in Mannheim ins Auge gefaßt hatte, in der That sich als undurchführbar erwies, theilte Bürgermeister Hollander (Mannheim) in der an die Berichterstattung anschließenden Debatte mit. In dieser sprach Stadtrath Münsterberg (Berlin) gleichfalls die Ueberzeugung aus, daß das ehedem zur Zeit seßhafterer Bevölkerung wohl begründete Quartiersystem selbst in kleineren Verhältnissen aufgegeben werden müsse. Die Frauenthätigkeit hält auch Münsterberg für sehr wichtig, doch empfiehlt er langsam vorzugehen und für die Frauenpflege insbesondere in Aussicht zu nehmen: Kinder, Kranke, Wittwen, Gebrechliche. Rechtsanwalt Zimmermann (Marburg), ehedem Beigeordneter in Köln, legt Gewicht darauf, daß die Entscheidungen der Bezirksversammlung in Unterstützungsfragen sofort endgültig seien und in Vollzug gesetzt werden, ohne daß — in den normalen Fällen — dazu die Genehmigung einer Zentralinstanz erforderlich sei; nur so könne das volle Interesse der ehrenamtlichen Pfleger wach erhalten werden. Die allgemeinen Leitsätze, auf welche die Versammlung zu dem ersten Verhandlungsgegenstand sich einigte, lauten: „Um ihren Zweck zu erfüllen, muß die Armenpflege derart eingerichtet sein, daß die Pflegekräfte in genügender Zahl vorhanden sind und in sachgemäßer Weise vertheilt werden, damit jeder Unterstützungsfall eine erschöpfende und seiner Besonderheit entsprechende Behandlung finde, hingegen die Befassung des Armenpflegers, namentlich des weiblichen Pflegers, mit einem zu seiner Eigenart nicht passenden Pflegefall nach Möglichkeit vermieden werde. Zur Mitarbeit bei diesen Aufgaben sind vor allem die ehrenamtlichen Kräfte, Männer und Frauen, berufen; ihnen ist insbesondere die verantwortliche Theilnahme bei der Entscheidung über Art und Maß der Unterstützung anzuvertrauen, andrerseits ein häufiger persönlicher Verkehr mit ihren Schutzbefohlenen zur Pflicht zu machen. In der Heranziehung der ehrenamtlichen Organe zu reger Thätigkeit in der Armenpflege liegt zugleich ein reicher Nutzen für das Gemeinwesen und für die Armenpflege die Bürgschaft eines gedeihlichen Fortschrittes." — Der zweite Verhandlungsgegenstand betraf die einheitliche Gestaltung der Armen-Finanzstatistik. Das Referat erstattete gedruckt (48. Heft der Schriften) und mündlich Dr. Buehl, Direktor des öffentlichen Armenwesens in Hamburg, der gleichzeitig der Versammlung eine von ihm bearbeitete „Vergleichende Armen-Finanzstatistik deutscher Städte" (Hamburg 1900) gedruckt überreichte. Die vom Referenten vorgeschlagenen und von der Versammlung angenommenen Leitsätze lauten: „1. Zur Erlangung vergleichbaren statistischen Materials empfiehlt sich eine auf die Städte von mindestens 25,000 Einwohnern beschränkte periodische Umfrage an der Hand des vorgeschlagenen Fragebogens. 2. Der alljährlich für das Wirthschaftsjahr vom 1. April bis zum 31. März auszufüllende Fragebogen ist an einer Zentralstelle einheitlich zu bearbeiten und das Ergebniß den betheiligten Armenverwaltungen kostenfrei zu übermitteln." In der Begründung hatte Dr. Buehl ausgeführt, wie eigentlich die vorgängige Einführung eines allgemein anzuwendenden Normalarmenetats die richtige Voraussetzung für die Gewinnung vergleichbarer finanzstatistischer Nachweise sei, wie aber an die Erreichung dieses Ideals für das Gesammtgebiet des Deutschen Reiches nicht zu denken sei. Man müsse deßhalb versuchen, mit statistischer Umfrage vorzugehen, und dürfe davon auch eine heilsame Rückwirkung auf die gleichartigere Gestaltung der Armenetats erwarten. In der Debatte machte Unterstaatssekretär z. D. Prof. v. Mayr (München) darauf aufmerksam, daß in Bayern die fortlaufenden finanzstatistischen Nachweise über das Armenwesen auf der vom Ministerium für alle Armenverwaltung gleichmäßig geregelten Etats- und Rechnungsgestaltung beruhen. Für das Reich im ganzen bleibe allerdings, wenn man überhaupt zu Ergebnissen gelangen wolle, nichts anderes übrig, als mit

der gleichartigen statistischen Anfrage vorzugehen. Dabei ergebe sich die Eigenthümlichkeit, daß das, was eigentlich nur selbstverständliches statistisches Nebenprodukt vorgängiger Verwaltungsanschreibungen sein sollte, als selbständige Erhebung in den Vordergrund rücke und sogar die Mission erhalte, in Bezug auf Etats- und Rechnungsgestaltung pädagogisch zu wirken. Außerdem regte Redner einzelne geringere Modifizierungen des Fragebogens an. Stadtrath Flesch (Frankfurt a. M.) hätte gewünscht, daß die Armenverwaltungen direkt aufgefordert würden, ihre Jahresberichte möglichst im Anschluß an den statistischen Fragebogen zu gliedern, und Stadtrath Jackstein (Potsdam) wollte sich dessen vergewissern, daß die kommunalen Verwaltungen Gelegenheit erhielten, sich vor der Veröffentlichung der in Frage stehenden statistischen Verwaltungen über allenfallsige auffällige Zahlenergebnisse ihrer Armenverwaltung zu äußern. — Den letzten Verhandlungsgegenstand der heutigen fünfstündigen Sitzung bildete die Fürsorge für Genesende, vorbereitet durch die Berichte von Gebhard, Direktor der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte in Lübeck und Dr. med. Wricker in Görbersdorf in Schlesien (Heft 50 der Schriften des Vereins). Mit diesem Verhandlungsgegenstand eröffnet sich der Ausblick auf eine neue Zone der Armenfürsorge. Mehr und mehr macht sich, und nicht zum wenigsten als Folgewirkung unsrer sozialen Versicherung, die Ueberzeugung geltend, daß die Fürsorge für Genesende ein Theil der Fürsorge für Erkrankte ist und daß also schließlich die Organe für die Kranken wohl auch die Sorge für die Genesenden werden übernehmen müssen. Die eingehenden Verhandlungen erstreckten sich theils auf die prinzipielle Frage dieser Ausdehnung der öffentlich-rechtlichen Fürsorge und der entgegenstehenden Bedenken, theils — mehr in technischer Hinsicht — auf die Ausgestaltung der Genesungsheime und namentlich auch der gleichzeitig gebotenen Unterstützung der Familien der im Genesungsheim Untergebrachten. Münsterberg hob hervor, wie gerade hier bis zur endgültigen allgemeinen Lösung der Frage eine dankenswerthe Aufgabe der Privatwohlthätigkeit sich ergebe, während Pfarrer Lau (Niederwildungen) etwas stürmisch die Intervention des Reiches befürwortete. Landrath Brandts (Düsseldorf) hält hingegen die Frage noch nicht für reif und vermißt insbesondere eine klare Antwort auf die drei Fragen: 1. Wer soll Genesungsheime errichten? 2. Wer sucht die Leute aus? 3. Wer bezahlt die Sache? Er verweist deßhalb auf die Privatwohlthätigkeit, die auch ursprünglich die Genesungsheime geschaffen habe. Stadtrath Prof. Kalle hält die Fürsorge für Genesende für einen Theil der Krankenfürsorge und glaubt rechnerisch nachweisen zu können, daß die Opfer für die Genesungsheime nicht zu groß seien. Für Eingreifen der privaten Wohlthätigkeit spricht auch von der Goltz (Straßburg), während er für die Familienunterstützung der im Genesungsheim Untergebrachten namentlich auch die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen möchte. — Frau Anna Edinger (Frankfurt a. M.) hatte im Laufe der Debatte darauf aufmerksam gemacht, daß es wichtig sei, daß Einrichtungen getroffen werden, um den aus den Genesungsheimen Kommenden leichtere Arbeiten zu verschaffen. Auch befürwortet sie die Anwesenheit der weiblichen Armenpflegerinnen bei allen das Unterstützungswesen betreffenden Berathungen im Gegensatz zur bloßen Verwendung derselben zur Erledigung des einzelnen Unterstützungsfalles. Die Leitsätze, mit deren Annahme die heutige Sitzung schloß, lauten: „Die Fürsorge für Genesende muß sich nothwendig an die Fürsorge für Erkrankte anschließen. Für die Ausübung der Fürsorge für Genesende ist außer der Anwendung sonstiger geeigneter Mittel (Gewährung zuträglicher Nahrungsmittel, Unterstützung in der Haushaltsführung, Beschaffung passender Beschäftigung, Landaufenthalt, Verpflegung in Kurorten) die Benutzung von Genesungshäusern unentbehrlich. Die Errichtung von Genesungshäusern fällt für die Personen, welche der sozialpolitischen Versicherung (Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invalidenversicherung) unterstehen, den Organen dieser Versicherung, für die der Armenpflege Unterstehenden den Organen der Armenpflege zu. Ergänzend muß die Thätigkeit von Vereinen und Privatwohlthätern hinzutreten."

B. **Heidelberg,** 25. Sept. Der Professor der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, Henry Thode, erhielt einen Ruf nach Berlin als Nachfolger Herman Grimms. — Prof. Fürbringer, Direktor des anatomischen Instituts in Jena, hat den an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Geh. Raths Gegenbaur angenommen und wird zu Ostern 1901 nach hier übersiedeln.

* **Wien.** Der Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien und Professor der Physik an der Wiener Universität, Dr. Joseph Maria Pernter, wurde auf eigenes Ansuchen vom Unterrichtsministerium für die Dauer des Studienjahres 1900/1901 von der Verpflichtung zur Abhaltung der Vorlesungen enthoben. Der Gelehrte beabsichtigt, ein größeres wissenschaftliches Werk, welches anläßlich des im kommenden Jahre stattfindenden fünfzigjährigen Jubiläums der Meteorologischen Zentralanstalt erscheinen soll, zu vollenden.

* Falks Bibliothek. Die Bibliothek des verstorbenen Staatsministers, Oberlandesgerichtspräsidenten D. Dr. Falk ging durch Kauf in den Besitz des Antiquariats E. Griebsch in Hamm i. W. über. Vornehmlich sind in dieser Bibliothek vertreten: Jurisprudenz, Theologie, Philosophie, Pädagogik und Naturwissenschaft. Die unzähligen Verehrer des dahingeschiedenen Staatsmannes wird es interessiren, zu hören, daß er in jedes Buch selbst seinen Namen eingetragen hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hans Wagner: Falsche Propheten. Gouverneur v. Liebert und seine Presse. Selbstverlag des Verfassers. Charlottenburg. — Fr. L. Ungethüm: Massagetechnik. Leipzig. Patentbureau W. Spreer u. Co. — Dr. Siegfried Reiter: Zur Etymologie von elementum. (S.-A. aus dem Jahresbericht des Staatsgymnasiums in der Stadt Königl. Weinberge.) Prag, Selbstverlag des Verfassers. — Ernst Siecke: Mythologische Briefe. Berlin, Ferd. Dümmler 1901. — Dr. Otto Cohnheim: Chemie der Eiweißkörper. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1900. — Karl Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Lfg. 3 u. 4. Jena, Gustav Fischer 1900. — Miriam Eck: Augustin Trevirorum. Skizzen und Bilder. Berlin, L. Oehmigke (R. Appelius) 1900. — Traute Bergmüller: Müllerlieder. Leipzig. Verlag des Deutschen Müllers (Theodor Feitsch) 1900. — Dr. Karl Crome: System des deutschen bürgerlichen Rechts. Quellen und Sachregister zum 1. Band. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1900. — Dr. C. Nanzi: Das Verfahren vor den Zivilgerichten des türkischen Reichs. Wien, Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 356. Croatien und Slavonien. 2. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Lic. D. Paul Rohrbach: Russische Kolonisation in Asien. Vortrag (Verhandlungen der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft, Heft 3). Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1900. — Dr. Julius Schwalbe: Reichs-Medizinalkalender 1901. — Ernst Horneffer: Gedächtnißrede auf Friedrich Nietzsche. Göttingen, Franz Wunder 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 27. September. Nummer 221.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Malerei auf der Pariser Weltausstellung von 1900.

Weltausstellungen sind ein wenig in Mißkredit gekommen und stehen eigentlich im Rufe von riesenhaften Jahrmärkten. Das Ansehen der Pariser Weltausstellung hat auch darunter zu leiden, daß sie so wenig wie die anderen sich frei halten konnte von all den Attraktionen, die niedrigen Unterhaltungsbedürfnissen genügen sollen. Es ist jedoch mehr als ungerecht, wenn man das für unsre Industrie und Bildung so außerordentlich bedeutende Unternehmen nur nach diesen Nebenfaktoren beurtheilen will, und es darf hier wohl an die schöne Fabel erinnert werden von den Gästen des Pfaus, deren einer an diesem nur die strahlende Pracht des Gefieders und von denen der andere nur die widerwärtige Stimme und die häßlichen Füße bemerkt hat.

Hier ist nicht der Platz, eine eingehende aber auch nur im allgemeinen zusammenfassende Beschreibung von dem schier unübersehbaren Reichthum an Kunstwerken zu geben, der auf der Weltausstellung aufgestapelt wurde, aber einige Bemerkungen mögen doch gestattet sein. Was dem Besucher wohl am meisten auffällt, wird der Umstand sein, daß sich die Ausstellung, so weit sie ernsthaft ist, recht unparteiisch in zwei so grundverschiedene Gebiete theilt, wie es das der Industrie und der Kunst sind. Es wird schwer zu unterscheiden sein, auf welchen von beiden Großartigeres geleistet worden ist. Die Kunst tritt nicht nur in den einzelnen riesigen Palais auf, die ihr speziell gewidmet sind, sondern auch die meisten Repräsentationshäuser der ausstellenden Nationen haben die Ehre ihrer Heimath gerade in der Vorführung erlesener Kunstwerke gesucht: so sind z. B. das belgische Haus durch Somzee's werthvolle Sammlung altniederländischer Gemälde und das englische durch die Menge der Portraits aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, sowie der Landschaften aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts für den Kunsthistoriker von hervorragender Bedeutung. Eine Art Weltberühmtheit aber erlangte die verhältnißmäßig kleine, aber ungemein instruktive und zugleich kostbare Kollektion alter japanischer Arbeiten der Malerei, Plastik und des Kunsthandwerks. Wenn die Datirungen richtig sind, dann werden wir hier bis in das 5. Jahrhundert nach Christus zurückgeführt, jedenfalls aber lernt man hier ferne Epochen einer weit vorgeschrittenen orientalischen Kunst kennen, von denen man bei uns, außer den Fachleuten, so gut wie gar keine Ahnung hatte. Wie nun das Urtheil über den künstlerischen Werth der einzelnen Darbietungen auch lauten mag, so bleibt als Lehre der Weltausstellung so viel bestehen, daß dasselbe 19. Jahrhundert, das solch eminente Fortschritte in Technik und Wissenschaft gemacht hat, mit der gleichen Energie seine Kraft auf dem Gebiete der Kunst erprobte, derart, daß es nicht nur weite Kreise mit dem lebhaftesten Interesse für sie erfüllte, sondern daß es mit neuen, eigenartigen und vollwerthigen Schöpfungen den Blüthezeiten der alten Kunst zur Seite getreten ist.

So großartig die Industrieabtheilung auch ist, so segensreich sie sich auch als Vermittlerin der internationalen Friedensgedanken erwiesen hat, so ist die Kunstabtheilung doch von nicht geringerer Bedeutung und im besonderen darf die Jahrhundertausstellung der französischen Kunst als eine sehr große, höchst verdienstvolle That bezeichnet werden. Sie belehrt uns über die künstlerische Kraft unsrer Zeit nicht nur in sehr gründlicher, sondern auch in sehr tröstlicher Weise.

Die Betheiligung ist mehr als zahlreich: alle Kulturnationen des Abendlandes, selbst die Türken haben ihre Vertreter geschickt, ferner auch die Amerikaner und Japaner; aber keine hat ein neues Wort gesagt, wobei allerdings von der französischen Jahrhundertausstellung abzusehen ist. In dieser Hinsicht bietet die Ausstellung nicht gar viel Anregung und obwohl so viele Völker auf dem Plan erschienen sind, kann man nicht einmal das Material zu einem gerechten Vergleich sammeln; denn die Einzelausstellungen sind meistens recht wenig charakteristisch. Man hat beinahe die Empfindung, daß die Juries die Ausstellung zu sehr als einen großen Weltjahrmarkt betrachtet haben, für den die Durchschnittswaare gerade gut genug ist. Leider können wir auch die deutsche Abtheilung hievon nicht ausnehmen und müssen in die häufig gehörte Klage einstimmen, daß Deutschlands Kunst sehr launisch und ungleichmäßig, jedenfalls durchaus ungenügend vertreten ist. Das müssen wir um so mehr bedauern, als die deutschen Künstler heuer einen besonders günstigen Standpunkt gehabt haben würden, wenn sie nur die Gelegenheit verstanden und ergriffen hätten. Wer Paris von früher her kennt, dem wird es nicht entgangen sein, daß wir Deutsche durch unsre imposante Industrieausstellung uns Sympathien und eine so warme Achtung bei den Franzosen gewonnen haben, wie sie noch vor kurzer Zeit ganz undenkbar gewesen sind. Das Verhalten der Presse und der Einwohner ist grundverschieden gegen das früher übliche und hat einem Gefühle Platz geräumt, das beinahe wohlwollend ist. Unsre Künstler hätten davon Nutzen ziehen können; aber sie haben die Gelegenheit, die so günstig in nächster Zeit kaum wiederkehren wird, in recht unglücklicher Weise versäumt. Ich will nicht sagen, daß durch die sehr unbedeutende Ausstellung unsre Kunst geschädigt worden ist, aber so viel darf man füglich behaupten, daß sie um die idealen und materiellen Vortheile gekommen ist, die Frankreich bereit war, ihr zu gewähren. Wenn wir nicht eben auch eminente Kunstwerke hervorgebracht hätten, dann wäre der Fall weniger ärgerlich; aber wir

hatten ja genug des Ausgezeichneten und Geistreichen; es brauchte nur hinübergeschickt zu werden. Wir haben nur den einzigen, aber immerhin recht schwachen Trost, daß die einsichtigen und sachverständigen Franzosen vornehm und praktisch genug denken, um nicht dem ganzen Volk den Fehler anzurechnen, den einzelne Juroren gemacht haben, und daß sie liebenswürdig genug sind, die paar guten Bilder, die wirklich da sind, als Ersatz für die vielen fehlenden zu zählen.

Der französischen Kunst war natürlich der breiteste Raum gewährt. Ihrer Verherrlichung dienten nicht weniger als drei sehr große Ausstellungen, zunächst die retrospektive, deren Hauptbedeutung in den Erzeugnissen der mittelalterlichen Goldschmiedekunst und des Kunstgewerbes vom 17. und 18. Jahrhundert besteht. Der historische Werth dieser Abtheilung ist unschätzbar. Was man hier sieht, übersteigt das, was man in irgend einem Museum für mittelalterliche Kleinkunst lernen kann, um ein bedeutendes. Die große Lehre, die sie für unser Thema gibt, ist die allerdings bekannte Thatsache, daß die französische Malerei noch sehr jung ist und daß sie viel später zu internationaler Bedeutung gelangte als die einer der anderen europäischen Kulturvölker. Abgesehen von Poussin und vor allem von Claude Lorrain, hat sie ihre Vollkraft erst mit den Rokokomalern Watteau und Chardin erreicht. Entwicklungsgeschichtlich wichtiger als diese Beiden, wenn auch künstlerisch lange nicht so hochstehend, waren Boucher und vor allem Greuze, der auch in der Retrospektive reichlich vertreten war. Greuze, der noch Napoleon gemalt hat, gab dem 19. Jahrhundert den Geschmack am erzählenden, theatralisch arrangirten Anekdotenbild hinüber, aber auch noch einen letzten, keineswegs verächtlichen Rest von gesunder Technik, ein Erbe, das im Verlaufe des 19. Jahrhunderts Frankreichs Maler verhindert hat, jemals so sehr der Ausdrucksmittel ihrer Kunst bar zu werden wie das übrige Europa.

Die zweite der großen französischen Ausstellungen ist hauptsächlich der Malerei des 19. Jahrhunderts gewidmet und belehrt uns über die eben konstatirte Thatsache auf das beste. Auch hier ist Greuze wieder mit mehreren Arbeiten vertreten, die bis in seine letzte Zeit reichen; außerdem noch die liebenswürdige Vigé Lebrun, die bis weit in unser Jahrhundert hinein die trotz der reichen Kostüme so einfach menschliche Auffassung der Portraits, wie sie das Rokoko geübt hat, festhielt. Ein Bild aus Watteau's Schule vom Museum von Valenciennes sei hier erwähnt, weil es in vielen Berichten unrichtigerweise als echter Watteau aufgezählt wird. Wer diesen Künstler auf der Ausstellung kennen lernen will, muß sich in das deutsche Haus bemühen, wo vier Werke von ihm in der Sammlung Friedrichs des Großen hängen.

Mit dem Napoleon-Maler David treten wir über die Grenze der eigentlich alten Kunst. Seine Darstellungen aus der Antike und seine Verherrlichungen Napoleons werden heute mit Recht abgelehnt; mehr Sympathie bringt man seinen Portraits entgegen, weil sie eben doch einen letzten schwachen Kontakt mit Wahrheit und Natürlichkeit haben; aber im weiten Verlauf der Ausstellung hielten sie sich doch recht schwach gegen ihre späteren Rivalen und selbst manche von Davids Zeitgenossen, z. B. Gérard, von dem ein reizend arrangirtes weibliches Bildniß in Weiß ausgestellt war, hielten sich besser.

David ist 1825 gestorben. Er bedeutet, wie die Ausstellung zeigt, nicht viel mehr als ein unerfreuliches Intermezzo. Als er ein alter Mann war, da waren auch noch die letzten Vertreter des echten Rokoko thätig und es waren bereits jene Neuen am Werk, mit denen wir noch heute sympathisiren, vor allem Delacroix. Von ihm sind sehr viele Skizzen und auch einige ausgeführte Bilder gebracht worden. In manchen, besonders in den algerischen Frauengemächern, wird man da und dort auf einen entzückenden Farbenaccord stoßen, in fast allen aber überrascht jenes große bewegte Leben, das das erste Kennzeichen eines echten Kunstwerkes ist. Freilich übersieht man die ungesunde Asphaltfarbe nicht und ist noch weniger blind gegen das Prinzip, dem Kolorit nur einen schmückenden Werth beizulegen, ihm nicht eine innere Aufgabe am Entstehen des Gemäldes zuzugestehen. Wenn wir bei unserm ohnehin summarischen Ueberblick nach diesem Grundsatz urtheilen dürfen, so werden wir auch der ganzen Landschafterschule von Barbizon, Millet und Rousseau nicht ausgeschlossen, nicht mehr zugestehen dürfen als dem großen Delacroix: die kräftige, daher so fein empfundene Zeichnung und ein poetisches Stimmungsferment, das in den Tagen der Romantik noch besonders wirksam gewesen sein mag. Im Rahmen dieser Ausstellung treten sie jedoch sämmtlich auf die Seite der sogenannten älteren Richtung, wo das eigentlich malerische Element noch nicht den Ausschlag gab. Man sieht das sehr gut bei Millet; es sind einige Gemälde von ihm ausgestellt und auch einige Zeichnungen. Wer heute unter ihnen zu wählen hat und nur nach dem künstlerischen Werth fragen darf, wird sich wohl nicht lange besinnen müssen, um den Zeichnungen den Vorzug zu geben. Am deutlichsten wird das vielleicht bei dem gewaltigen Karikaturenzeichner Daumier. Von ihm haben seine Freunde eine äußerst reichhaltige Kollektion von Gemälden beigebracht und eine leider nicht so stattliche von Handzeichnungen und Lithographien. Trotzdem auf den Gemälden manchmal ja die eminent drastische Charakterisirungsgabe des Künstlers aufblitzt, sind sie doch eigentlich nur Kuriosa und können sich an kunstgeschichtlicher Bedeutung nicht von ferne mit seinen Zeichnungen messen.

Im Saal des Courbet dagegen finden wir zum erstenmal moderne Bestrebungen; allerdings lehrt der Vergleich mit den wirklich modernen Arbeiten, daß Courbets Wollen seinem Können weit vorangeeilt war. Es bleibt eine sehr fühlbare Differenz zwischen Beiden. Aber immerhin ist die Begegnung der drei Herren auf freiem Feld mehr als ein Vorläufer der Freilichtmalerei. Bei diesem hellgemalten Werke, das doch zeitlich so weit absteht von uns, wird man sich so recht der Folgerichtigkeit der Entwicklung der Kunst des 19. Jahrhunderts bewußt. Man begreift, daß von solchen Arbeiten aus, die ihre Inspiration nur aus dem Leben des Künstlers holen sollen, der Fortschritt unaufhaltsam wird: wichtiger ist es, zu erkennen, wie hoch schon um die Mitte des Jahrhunderts die französische Malerei gestanden ist. Das Bewußtsein, daß die moderne Kunst nicht auf Willkür gestellt ist, wie ihre Gegner behaupten, hat etwas Tröstliches, aber es liegt auch etwas beschämendes darin, daß beinahe zwei Generationen vergehen mußten, bis endlich nicht nur die Erkenntniß, sondern überhaupt die Kenntniß von diesen Thatsachen in weitere Kreise bringen konnte.

Die Entwicklung der französischen Malerei ist nun freilich nicht so vor sich gegangen, daß etwa Courbet einem Schüler seine technischen und künstlerischen Erfahrungen mitgetheilt hätte, auf die aufbauend dann spätere Generationen die eigentlich moderne Kunst geschaffen hätten. Die Ausstellung zeigt deutlich, daß diese Schüler und Anhänger, selbst Bastien Lepage nicht ausgenommen, keineswegs das entscheidende Wort gespro-

chen haben. Die Lösung der Frage kam von anderer Seite, im Zusammenhange wohl mit Courbets Lehre, aber unabhängig von seiner Technik.

Cézanne, ein bei uns in Deutschland so gut wie unbekannter Maler, von dem auch Muthers Kunstgeschichte[1]) noch nichts weiß, that den bedeutsamen Schritt vorwärts. Er ist der Begründer einer neuen Raumauffassung in der Malerei und die endgültige Umwälzung unsrer malerischen Begriffe geht auf ihn zurück. Von ihm stammt die Kenntniß der Valeurs und die Erkenntniß, daß die perspektivische Zeichnung auch da, wo sie noch so vollendet auftritt, im konsequent ausgeführten Gemälde eben nur Nothbehelf sein kann und nicht hinein paßt. Von ihm stammt die Kunst, das Bild aus lauter kleinen, sehr fein nuancirten Flecken aufzubauen. Cézanne war jedoch, wie so mancher Erfinder, noch etwas ungelenk und so haben ihn lange Zeit nicht einmal diejenigen kennen gelernt, die für seine Lehren eingetreten sind. In den Kämpfen um Pleinair und Impressionismus ist sein Name wenig genannt worden und erst in den letzten Jahren hat man seine historische Bedeutung erkannt. In der Zukunft wird man wohl ihm die Rolle zutheilen müssen, die bis jetzt Courbet gehabt hat.

Von Cézanne war wenig auf der Ausstellung zu sehen, aber die eine Landschaft war ein Meisterwerk der feinsten Raumbeobachtung. Als der Wichtigste neben ihm erschien Degas, von dem das Museum von Pau die an malerischen Ideen überaus reiche Wollfaktorei von Neu-Orleans hergeliehen hatte. Ganz unübertrefflich an Sicherheit in der Wiedergabe des Momentes aber ist Degas' Zeichnung, eine Büglerin bei der Arbeit darstellend. Hier hören alle hergebrachten Bezeichnungen auf und es ist auch kein Vergleich mit irgend einem anderen Künstler alter oder neuer Zeit mehr möglich. Von diesen zwei großen Männern ging alles aus, was wir jetzt ganz unrichtigerweise dem Eduard Manet zuzuschreiben gewöhnt sind. Heute neigt man dazu, in diesem den größten Maler des 19. Jahrhunderts zu sehen und das wohl nur deßhalb, weil er dem Modegeschmack des letzten Jahrzehntes sehr gefallen mußte als der stärkste französische Vertreter des Japanismus.

Manets Verehrer haben eine äußerst reichhaltige Kollektion seiner berühmtesten Arbeiten beigebracht; darunter war auch das Frühstück im Grase. Dieses Bild war lange Zeit das Schiboleth der modernen Kunstkenner. Die Meisten kannten es freilich nur vom Hörensagen und von Zola's recht rodomontadenhafter Vertheidigung. Umgeben von all den gleichzeitigen Werken, inmitten der außerordentlich reichen Kunstausstellung wird das Frühstück im Freien wohl für immer den besten Theil seines Ansehens verloren haben. Die Eleganz des Vortrags kann ja nicht bestritten werden; aber unleugbar ist es, daß alle die Vorbilder Manets hier klarer erkenntlich sind als bei einer wirklichen Originalleistung der Fall sein dürfte. Man sieht unschwer, daß Manet mehr noch von Goya als von Velazquez beeinflußt wurde, man sieht das Streben, japanisch einfach zu sein, und endlich kann nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Komposition durchaus altmeisterlich, daß die Flächenbehandlung dem Gobelinstil angepaßt und vor allem, daß dieses Heiligthum der Pleinairisten alles, nur kein Freilichtbild ist. Referent beabsichtigt nicht, Manet zu entthronen, aber es wäre eine Ungerechigkeit gegen Cézanne und Degas, diese Ausstände nicht zu machen.

Manet bleibt der Ruhm, alle Härten aus dem Programm der beiden Anderen getilgt zu haben; hauptsächlich in seinen Marinen und Stillleben hat er die Kunst um Werke ersten Ranges bereichert. Es bleibt aber wohl auch der Einwand bestehen, daß ihm nur selten ein guter Kopf gelungen ist, daß er der Eleganz des Vortrags die Gründlichkeit geopfert hat, endlich aber wird man in späterer Zeit hauptsächlich wohl seine Neigung zum Japanismus beklagen.

Die ersten, schon bedeutenden Arbeiten von Cézanne und Manet sind vor 1870 entstanden. Die Geschichtsschreibung der modernen Kunst hat aber bis vor nicht gar langer Zeit den Fehler begangen, die eigentliche Wiedergeburt unsrer malerischen Selbständigkeit zu spät anzusetzen. Man nahm mehr oder weniger blindlings an, daß sie erst in den letzten drei Jahrzehnten erfolgt sei. Da nun gerade um die gleiche Zeit der Modegeschmack so sehr für Japans Kunst und Kunstgewerbe eingenommen war, da ferner viele Künstler, wie Whistler und Manet, und endlich ganze Künstlergruppen, wie die Schotten, unleugbar den Einfluß Japans erfahren hatten, so lag nichts näher, als ihre Art und mit ihr die unsrer ganzen einheimischen Kunst aus dem Wesen der fernen orientalischen abzuleiten. Als man auf dem Weg der Schlußfolgerung diesen schönen Satz gewonnen hatte, durfte man noch etwas weiter gehen und sagen, daß eine Kunst, die so Großes zu unsern Gunsten vollbracht habe, selbst so groß sein müsse, daß wir bei eifrigem Studium noch gar viel mehr von ihr lernen könnten, und so war im Handumdrehen aus der unrichtigen Datirung des Wiedererstarkens unsrer europäischen Malerei das Dogma von der Hoheit des japanischen Stils entstanden. Die Pariser Weltausstellung gibt Gelegenheit, auch sich hierüber gründlicher zu orientiren. Die prachtvolle Sammlung, die im japanischen Pavillon ausgestellt war, enthielt besonders kunstgewerbliche Arbeiten von einem wunderbar fein abgeklärten Geschmack; dagegen blind zu sein, ist unmöglich. Aber man sah auch sehr gut, daß dieselbe jetzt schon Jahrhunderte währende Epoche des feinsten Geschmackes doch auch die Epoche der Entartung ist. Im 15. Jahrhundert hatte Japan, wie das ja ohnehin schon bekannt war, aber in der Ausstellung noch besonders anschaulich demonstrirt wurde, einen kraftvollen naturalistischen Stil, den von voller künstlerischer Freiheit nur ein kleiner Schritt trennte. Dieser Schritt ist nie gemacht worden. Die japanische Kunst hat vielmehr von da ab sich ziemlich rückhaltlos dem Kunstgewerbe ergeben; sie hat die handwerkliche Seite ausgebildet, bis diese zu einer bei uns unerhörten Qualität gelangte: das ist ein gewiß nicht zu unterschätzender Vorzug, und wenn wir in dieser Hinsicht von Japan lernen wollen, so zeigen uns die keramischen Arbeiten Kopenhagens, daß wir allerdings sehr viel Nutzen ziehen können. Trotzdem bleibt die Thatsache, daß das, was wir bei der japanischen Kunst als Stil zu bezeichnen gewöhnt wurden, nur Erstarrung ist. Die alten Arbeiten aus dem 14. und 15. Jahrhundert, obwohl etwas ungelenk, haben viel mehr Charakter als die späteren, die im Dekor doch so sehr geschmackvoll sind.

Die Japaner selbst haben diese Empfindung, und eben als Europa sich der im Grunde doch nicht mehr lebensfähigen japanischen Kunst zu eigen geben wollte, da wurde in Tokio eine Art Sezession gegründet, die sich an die heutige Pariser Schule angeschlossen hat. Ihre Anhänger haben auch in Paris ausgestellt. Wir sehen

[1]) Wir tragen bei dieser Gelegenheit nach, daß die Anzeige von Muthers Geschichte der Malerei (Kleine Ausgabe) in dem Artikel „Die Malerei der Alten im Gesichtswinkel der Modernen" in Nr. 139 der Beilage d. J. von dem Verfasser des vorliegenden Artikels stammt. Nur einem Versehen ist es zuzuschreiben, daß sein Autornamen unter jenem Artikel fortblieb. D. Red.

hier unstilisirtes japanisches Leben gemalt, gezeichnet und modellirt von Japanern, die mit der alten Schablone und Routine nichts mehr zu thun haben wollen. Leider schmeckt das Pariser Schulrezept noch sehr stark vor; diese Künstler haben offenbar nur System mit System getauscht: die Thatsache aber bleibt doch bestehen, daß, wie schon einmal vor ungefähr 2000 Jahren, die Kunst des fernen Orients beim Abendland in die Schule geht, weil sie eben unsre Ueberlegenheit anerkennen muß, und es hat etwas vom Humor der Weltgeschichte an sich, daß die Japaner als Lernende eben da zu uns kamen, wo wir unser Heil von ihnen erwarteten.

Kehren wir aber zur französischen Jahrhundertausstellung zurück. Manet feiert seine posthumen Triumphe in den Sälen der Impressionisten. Camille Pissaro, Claude Monet und Sisley sind es, die neben ihm dort herrschen. Zum größten Theil sind es Landschaften, die man hier findet und viele von ihnen sind schon 30 Jahre alt. Ihr Prinzip ist bekannt: sie wollen mit möglichst kleinen Farbenflecken, gewissermaßen mit Punkten, jenen prickelnden Reiz hervorrufen, den das Licht den Farben in der Natur verleiht, und um nicht kleinlich zu schaffen, geben sie in der häufigen Wiederkehr derselben Fleckchen doch auch die ruhige Einfachheit der Natur. Ihre Werke haben, was das Kolorit anlangt, eine Schönheit und lebensvolle Stärke, die so intensiv eigentlich bis dahin in der ganzen Kunstgeschichte noch nicht bekannt gewesen ist. Was aber die unmittelbar einleuchtende Darstellung fester Formen betrifft, besonders die Darstellung des menschlichen Körpers, sind sie noch nicht zu gleicher Freiheit, auch nicht zu gleicher Sicherheit vorgedrungen. Ihre Bedeutung liegt einstweilen noch in der Landschaft, und zwar so sehr, daß man ihnen hierin unbedingt die erste Stelle einräumen muß. Die Schule von Barbizon kann sich neben ihnen nicht halten und sie stellen mit Cézanne und Degas die wichtigsten Erscheinungen der Malerei des 19. Jahrhunderts insofern dar, als sie die unabhängigsten von allen sind und die meisten neuen Ausdrucksmittel geschaffen haben. Man pflegt nun heute, allerdings von parteiischer Künstlerseite, manchmal einzuwenden, daß der Impressionismus keine weitere Bedeutung habe, als eben ein neues technisches Mittel zu sein. Das ist an sich schon der Anerkennung genug, und zwar eine um so werthvollere, als sie offenbar sehr widerwillig gespendet wird. Im übrigen sind es gerade die neuen Ausdrucksmittel, die zugleich eine neue Naturanschauung und Kunstauffassung zu kennzeichnen pflegen. Sobald diese sich, wie es hier der Fall ist, mit einer durchaus eigenartigen Selbständigkeit verbinden, dann ist noch immer etwas hervorragendes geleistet worden. Darum wurde ja auch allgemein das Urtheil gefällt, daß die Säle der Impressionisten den weitaus werthvollsten Theil der Jahrhundertausstellung gebildet haben.

Die dritte der französischen Kunstausstellungen, die Décennale, brachte die Werke, die nicht älter als zehn Jahre sind. Wenn man geglaubt hat, dadurch die Menge der Bilder einzuschränken, so hat man den Zweck freilich nicht erreicht. Eine unendliche Schaar von Künstlern hat sich zusammengefunden und man konnte den Gedanken nicht losbringen, den König Humbert von Italien einmal so kaltblütig geäußert hat, indem er beim Verlassen einer Ausstellung den Sekretär fragte: Was geschieht nun wohl mit all der Leinwand? Der Werth beruht bei den unendlich vielen, dabei vielfach riesig großen Bildern meistens nicht auf der künstlerischen Leistung. Man hat wirklich nicht unrecht, wenn man hier nur von bemalter Leinwand spricht. Die französische Malerei stellt sich in dieser Abtheilung, wo von geklärter Auswahl keine Rede sein konnte, sehr akademisch und einförmig dar. Aber es fallen neben der Menge des ganz Uninteressanten oder theatralisch Effektvollen doch einige feinere Künstler auf, die übrigens zum Theil auch in der Centennale vertreten sind. Hier seien zunächst die Portraitisten Bonnat und Carrière genannt. Größere Gegensätze lassen sich kaum denken, als wie sie durch diese beiden Maler verkörpert werden. Es ist aber gut sich dieser Erscheinung bewußt zu bleiben, weil eben in ihr der Beweis für die in der That sehr rühmliche Vielseitigkeit der modernen Malerei liegt. Wenn der gefeierte Bonnat, von dem eine große Menge Portraits ausgestellt sind, nach einer klaren, aber sehr derben Körperhaftigkeit der Wirkung strebt, so daß seine Figuren in dickem, phlegmatischem Leben vor uns sitzen, wie die steinernen Tempelhüter des alten Aegyptens, so geht Carrière auf leise und leichte Traumwirkung aus; aber wie es mitunter zu geschehen pflegt, daß Träume so lebhaft sind, daß wir sie nur mühevoll von der konkreten Wirklichkeit trennen können, so tauchen aus dem tiefbraunen Dunkel bei Carrière die grauen Formen der Gestalten leibhaftig heraus, leibhaftiger als sie die überkräftige Plastik des Bonnat zu schaffen weiß. Bei einzelnen Bildern Carrière's mag man von absonderlicher Methode sprechen und bei anderen von einer mystischen, durch keinen Vernünftigen zu enträtselnden Stimmung, aber bei den meisten bleibt der eben geschilderte etwas phantastische und doch so überzeugend lebensvolle Eindruck bestehen. So hat er heuer das Portrait eines Bildhauers in ganzer Figur gebracht, das zu den sogenannten unvergeßlichen Bildern gehört. Es führen eben auch für den Künstler viele Wege nach Rom und wir dürfen schon etwas stolz darauf sein, daß unsre Zeit elastisch genug ist, um nicht auf bestimmte Programme und Schulvorschriften angewiesen zu sein.

Wenn schon bei Manet die Abhängigkeit von fremdländischen Schulen als ein nicht gerade glücklicher Umstand erkannt worden ist, so kann man überhaupt sagen, daß die französische Malerei sich niemals nach fremden Muster gerichtet hat ohne auf Abwege zu gerathen. Das frappanteste Beispiel hiefür mag wohl der noch vor kurzem so hochberühmte Gustave Moreau sein. Inmitten der Ausstellung, die der französische Geist so klar zum Ausdruck gebracht hat, spielt er keine vortheilhafte Rolle. Er hat sich dem englischen Präraphaelitismus ziemlich rückhaltlos ergeben und sich in archaologisch aufgeputzten, senil sinnlich behandelten Motiven wie dem Tanz der Salome gefallen. Die bunte Farbe, die übrigens recht unverständig mit der Wirkung alter Glasfenster konkurrirt, und die verbohrt sorgfältige Ausführung, die krankhaft sentimentale Empfindung und die renommistische Gelehrsamkeit haben den seltsamen Arbeiten zu großem Ruhm verholfen; dieser aber hat nicht standgehalten, und wie man auf der Ausstellung sich gut überzeugen kann, ist keine Aussicht vorhanden, daß in Frankreich der ja auch für England bereits im Absterben begriffene Präraphaelitismus weiterhin festen Fuß fassen könnte.

Dem Zeitgenossen ist es oft — wenn nicht immer — schwer, zu erkennen, ob die gerade mit ihm lebende Kunst einen „Stil“ hat oder nicht. Gewöhnlich erkennt man diese Eigenschaft erst an vergangenen Epochen. Es sei darum zum Schlusse noch von einem Künstler gesprochen, der dem Leben und Schaffen nach zwar bis in die jüngste Gegenwart gereicht hat, der aber doch auch schon der Vergangenheit angehört: von Puvis de Chavannes, dem Reformator der Monumentalmalerei. Seine blassen Farben, seine fast gar zu korrekte Zeichnung, vor allem seine allegorisirende Erzählungsweise

muthen uns wohl etwas fremdartig an. Aber welcher Adel in dem ruhigen Aufbau seiner Kompositionen! Er ist vielleicht der einzige unter all den Heerschaaren französischer Maler, bei dem man ohne Phrase von edlem Linienfluß und reinem Stil reden darf. Wenn wir Deutsche gern Menzel an die Spitze unsrer Kunst setzen, so dürfen die Franzosen dem in hohem Alter und doch zu früh verstorbenen Puvis de Chavannes diese Ehre erweisen, und da sie es thun, ehren sie sich selbst. Referent aber zieht es vor, ihn hier an das Ende der freilich sehr unvollständigen Besprechung zu setzen; denn wenn er gern konstatirt hat, daß die Centennale den unermüdlichen, nicht aufhaltbaren Fortschritt geoffenbart hat, der das Kennzeichen der ganzen künstlerischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts bildet, so freut es ihn auch, mit Puvis de Chavannes, einer abgeklärten Erscheinung von solch hoher Noblesse, schließen zu können.

Karl Voll.

Neue Forschungen zum Leben Spinoza's.[1]

Der lebhaft entbrannte Streit um den psycho-physischen Parallelismus wird — sofern er recht fruchtbar sein soll — die Aufmerksamkeit der Philosophen wiederum auf die Entwicklung des spinozistischen Systems lenken. Die alte Schule suchte für jeden Philosophen einen Lehrer und beruhigte sich dabei, wenn sie ihn gefunden zu haben glaubte. Die Abhängigkeit Spinoza's von Cartesius lag nun klar zutage, aber auch die gewaltige Verschiedenheit Beider. Kein Wunder, daß man nach anderen Denkern von bestimmendem Einfluß sich umsah. Avenarius stellte in seiner Doktordissertation die These auf, Spinoza sei nie Cartesianer gewesen; Giordano Bruno habe ihm von Anfang an den Weg gewiesen. Daß man die Quellen der spinozistischen Ideen auch bei den jüdischen Weisen des Mittelalters entdecken wollte, kann gleichfalls Niemand wundern. Es werden eben alle diese Faktoren zusammen, wie noch andere, allerdings in verschiedenem Grade, auf den Philosophen eingewirkt haben. Gerade Freudenthal hat uns vor einigen Jahren mit einer Studie überrascht, in der er nachwies, wie Spinoza den ersten Unterricht über philosophische Begriffe aus Lehrbüchern erhielt, die auf die Scholastik zurückgingen. Es waren eben die Lehrbücher, welche noch zu Spinoza's Jugendzeit die größte Verbreitung hatten. Will man Spinoza's Werdegang recht verstehen, so ist grundlegende Bedingung die Einsicht in das Geistesleben des damaligen Holland, das sich zur Führerin im Bereich der Zivilisation aufgeschwungen hatte. Man muß eine fernere, eigenartige Welt zu begreifen suchen, die des nach Holland verschlagenen spanisch-portugiesischen Judenthums. Aus dem Zusammentreffen beider konnten Renegaten hervorgehen, für welche der Glaube ein Ding war, das man den Verhältnissen anpaßte, auch haltlose Charaktere von der Art eines Uriel da Costa, aber auch Einer, sofern die Geschicke es wollten, der alle sich widersprechenden Eindrücke innerlich verarbeitete und zur geistigen Wiedergeburt sich aufrang, um Zeitgenossen und Nachwelt zu lehren, eine neue Art, Mensch zu sein. Das war Spinoza. Wenn er bisher noch zu wenig in diesem Sinn dargestellt worden ist, mag daran schuld sein, daß die beiden in Betracht kommenden Sprachen, das Holländische so gut wie das Hebräische, nicht die Sache Jedermanns sind. Um so mehr freuen wir uns, daß ein Holländer, Meinsma, interessante Beiträge über Spinoza, die Juden zu Amsterdam, die christlichen Sektirer, mit denen Spinoza in Beziehung stand, veröffentlicht hat. Trotz der etwas breiten Darstellung konnte man bedauern, daß dieses Buch nicht auch deutsch zu lesen war. Alles Wesentliche hat aber Freudenthal in seinem Werke berücksichtigt, das mit der philologischen Akribie, die diesen Gelehrten auszeichnet, alles zusammenträgt, was man über Spinoza zur Zeit in Erfahrung bringen konnte. Die Grundlage für eine künftige Spinoza-Biographie ist somit gelegt, und es steht zu hoffen, daß Freudenthal zu seinen vielen Verdiensten um den Philosophen auch noch das eine hinzufügen wird, diese Biographie zu schreiben.

Das Leben Spinoza's wird gewöhnlich nach Johannes Köhler (Colerus) erzählt. Seit 1693 lutherischer Prediger im Haag, hatte er Spinoza's frühere Wirthsleute van der Spyck unter seinen Gemeindemitgliedern. Zu Ostern 1704 hielt er eine Predigt über die Auferstehung, die sich gegen die Anhänger des vor 27 Jahren verstorbenen Philosophen richtete. Zusammen mit der Predigt ließ er 1705 die Lebensgeschichte drucken. Man sagte Köhler nach: sein Eifer für die Orthodoxie und das heilige Ministerium sei so groß, daß, wenn sich Gott nach seinem Willen richtete, er gewiß mehr als einen Elias spielen würde. Spinoza gegenüber hat er aber wohl eher die Rolle Bileams übernommen. Er war ausgezogen, um zu fluchen, und der Fluch verwandelte sich ihm zum Segen. Nicht überall! Es ärgert ihn, daß die kleinen Leute, welche vom Verstorbenen etwas zu fordern hatten, in ihren Rechnungen, die sie dafür gebührend übersetzten, dem Schuldner das Attribut „selig" nicht vorenthielten. „Diese Menschen müssen nicht gewußt haben, auf welchem Grunde Spinoza gebaut hat, sonst würden sie mit dem Worte „Seliger" nicht so leichtfertig gespielt haben." Während man sich bisher an die französische Uebersetzung dieser Schrift des Colerus hielt, obschon das holländische Original bereits 1880 wieder abgedruckt worden ist, gibt uns Freudenthal einen sorgfältigen Abdruck des ursprünglichen Textes. Nach der französischen Ausgabe konnte Spinoza vom Brillenschleifen suffisamment leben, in Wirklichkeit hieß es, er habe „zur Noth" davon bestehen können. Es stimmt nicht übel mit den Resultaten, die Freudenthal anderwärts („Zeitschrift f. Philos. u. philos. Kritik" Band 109) gewonnen hat, wenn Colerus den Spinoza nur die naturwissenschaftlichen und nicht sämmtliche philosophischen Kenntnisse dem Descartes verdanken ließ.

Meinsma hat überzeugend nachgewiesen, daß die uns nur aus Drucken vom Jahre 1719 bekannte Lucas-Biographie bisher ungebührlich vernachlässigt worden ist. Sie muß vor 1688 verfaßt sein und verdient für die frühere Lebenszeit Spinoza's, von der die van der Spyck nur mangelhaft unterrichtet waren, den Vorzug, wenn sie auch überall mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Es ist Freudenthal nicht gelungen, ein Manuskript der Lucas-Biographie aufzutreiben; was man als solches vermuthen konnte, erwies sich als Abschrift der beiden Ausgaben vom Jahre 1719, die freilich auch sehr selten geworden sind.

Von diesen Quellenschriften unterscheidet Freudenthal die Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten. Die Nachrichten, welche Meinsma aus den Urkunden über Spinoza's Familie schöpft, hat

[1] Die Lebensgeschichte Spinoza's in Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten mit Unterstützung der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von J. Freudenthal, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Breslau. Leipzig, Veit u. Cie., 1900.

Spinoza en zijn Kring. Historisch-kritische Studiën over Hollandsche Vrijgeesten door *K. O. Meinsma*. s'Gravenhage Nijhoff 1896.

Freudenthal noch vervollständigt. Spinoza's Vater ist um das Jahr 1600 zu Figueira bei Coimbra geboren. Im Verzeichniß jüdischer Grabsteine zu Amsterdam erscheint der Name Spinoza seit 1621. Die Gemeindebücher zeigen, daß Spinoza's Großvater und Vater mit Ehrenämtern betraut wurden. Der bekannte Manasse ben Israël hat dem Vater seine Esperança de Israël gewidmet, ein Buch, das sich nach im Nachlaß des Sohnes vorfand, „während es für ihn längst keine Hoffnung Israels mehr gab“ (Freudenth. p. 286). Nach den Beiträgen des Vaters Spinoza's zu den Gemeindesteuern zu schließen, hat er nie ein bedeutendes, immer ein mäßiges Vermögen besessen (Freudenth. p. 241). Wenn die nach Holland vertriebenen Juden ihre Kapitalien und Verbindungen dem neuen Vaterlande zur Verfügung stellten, um den gemeinschaftlichen Feind vom Welthandel zu verdrängen, und dabei selbst gute Geschäfte machten, fiel für das Haus Spinoza davon wenig ab. Sichtlich befand es sich ökonomisch im Rückgang. Aber noch herberes Geschick traf die Familie. Als 1654 der Vater starb, war Spinoza kaum mehr durch Familienrücksichten gehindert, seine Anschauungen frei zu bekennen. Dreimal war der Vater verheirathet gewesen. Auch die dritte Frau ging ihm im Tode voran. Spinoza war das Kind der zweiten Gattin, ebenso eine Tochter Mirjam, die drei Jahre vor dem Vater starb. Zwei Jahre und ein paar Monate nach dem Hinscheiden seines Vaters, am 27. Juli 1656, in der Zeit der Trauer um den Verlust der nationalen Selbständigkeit des jüdischen Reiches, verhängte die Synagoge über Baruch Spinoza den Bannfluch, nachdem der Philosoph noch am 5. Dez. 1655 bei der Gedächtnißfeier der Makkabäer-Siege am Gottesdienst sich sogar durch eine Opferspende betheiligt hatte.

Man hat aus Colerus von jeher gewußt, daß der Lateinlehrer Spinoza's van den Ende auch ihn wie seine sonstigen Schüler „noch etwas mehr gelehrt habe als Latein“, das, was Colerus „Samen und Anfangsgründe der Gottlosigkeit“ nennt. Aber erst Meinsma hat uns das Haus van den Ende als eine Stätte vielseitiger Bildung und anregenden gesellschaftlichen Verkehrs beschrieben. Vorher hatte Spinoza die Schule der jüdischen Gemeinde zu Amsterdam besucht. Freudenthal gibt uns über dieselbe Nachricht (p. 209); der aus dem Bereich des polnisch-deutschen Judenthums kommende Hurwitz mochte diese Schule bewundern, die in ihrem Aufbau einem protestantischen Gymnasium gleicht, in der man sich nicht scheute, „die Wissenschaft der Grammatik gründlich zu lernen“. Wohin solche Wissenschaft führen kann, zeigt freilich der Fall Spinoza. Einem protestantischen Gymnasium glich diese Schule in ihrem Aufbau, aber der Unterrichtsstoff schien darauf angelegt, eine Jugend zu bilden für ein Land der Träume, für das längstentschwundene Zion. Sechs Stunden täglich Unterricht, allein in hebräischer Sprache, Bibel, Talmud, Kommentatoren. Und wenn man den hebräischen Text übersetzte, so geschah auch dies nicht ins Niederländische, sondern ins Spanische, der Sprache des zweiten Vaterlandes dieser Leute. Es mußte somit dem Baruch Spinoza eine neue Welt aufgehen, als er das Haus des van den Ende betrat.

Van den Ende, ein ehemaliger Jesuit, war ein Mann von universellem Wissen. Er scheint namentlich auch für Cartesius Propaganda gemacht zu haben; aber auch auf Machiavelli und Hobbes, auf Giordano Bruno mochte Spinoza hier hingewiesen worden sein. Ein dichterisch veranlagter Schüler, Pieter van Rietel, besingt nicht nur des Lehrers Töchter (Colerus weiß nur von der einen Tochter Klara Maria), sondern auch den Pantheismus, in den er seine Schüler einweihe.

Godts Wesen, dat sig selfs geheel in 't al besluyt,
begrypt ghy in uw Geest, en leert het ons bekennen.

Es war dies eine Art Pantheismus, die sich mit Freigeisterei wie mit tiefster Frömmigkeit berühren konnte, der seine Wurzeln in der antiken Philosophie hat, im Mittelalter neu zum Vorschein kommt und seit der Renaissance da und dort verbreitet ist. Auch Angelus Silesius hat in Holland Anregungen bekommen. So konnte Spinoza, bevor er van den Ende kennen lernte, ganz gut pantheistische Ideen in sich aufgenommen haben. Aber Meinsma scheint mir das natürliche Verhältniß umzudrehen, wenn er Spinoza zum Lehrmeister van den Ende's in dieser Philosophie macht. „De leerling is de bron, waaruit de pantheïstische strooming ontspringt.“[2])

Im Kreise van den Ende's muß ein sehr geselliges Leben geherrscht haben. Höhepunkte desselben dürften die jeweiligen Aufführungen lateinischer Theaterstücke gewesen sein. Da bot sich Spinoza mancherlei Anlaß, mit dem jüdischen Gesetz in Konflikt zu kommen. Neigung zur zwar nicht schönen, aber geistreichen Klara Maria kann Spinoza wenigstens in späterer Zeit gefaßt haben.[3]) Lucas weiß zwar kein Wort von dem Roman, den Colerus erzählt, er nennt die Töchter van den Ende's gar nicht. Jedenfalls blieben Spinoza und sein glücklicherer Nebenbuhler Kerckring gute Freunde, in Spinoza's Bibliothek figuriren zwei medizinische Werke Kerckrings, eines vom Jahre 1670. Der oben genannte Pieter van Rietel war Mennonit; so hatte Spinoza Gelegenheit, gerade bei van den Ende Bekanntschaft zu machen mit Anhängern frommer Sekten, die unablässig in der Schrift studirten und mehr als Andere bestrebt waren, klar zu werden über ihren Inhalt und ihn im praktischen Leben zu verwirklichen. Der Ausgleich der Widersprüche in der heiligen Schrift war schon von den spanisch-portugiesischen Juden öfters versucht worden. Manasse ben Israël, der schon genannte Verehrer des Vaters Spinoza's, hat selbst ein solches Werk (Conciliador) verfaßt, dessen erster Band im Geburtsjahre des Philosophen erschien und dessen Fortsetzungen bis 1651 reichen. Grätz (X p. 86) fällt ein hartes Urtheil über das Werk, anders die Zeitgenossen und nicht bloß die Juden. Man lebte überhaupt in einem Zeitalter größter Bewunderung der hebräischen Sprache und des alten Testaments. Von Cromwell, den Spinoza so sehr haßte, konnte gesagt werden: „Seine ganze religiöse Anschauung mit all ihrer Stärke und Schwäche wurzelt im alttestamentlichen Boden.“ Ja, man ging in England so weit, daß man das Landesgesetz durch das mosaische ersetzen wollte (Grätz a. a. O. p. 95). Um mit der Bibel nicht in Konflikt zu kommen, hatte vor Jahrzehnten Galilei widerrufen müssen, jetzt sah man Cartesianer die Entdeckung machen, daß die biblische Schöpfungsgeschichte mit Cartesius übereinstimme. (Kuno Fischer, Gesch. d. n. Philos. II[4] p. 5.) Wir haben ein ausdrückliches Zeugniß dafür, daß nach der allgemeinen Meinung im Hause van den Ende's auch solche die Bibel betreffende Fragen öfters erörtert wurden.

Im Jahre 1668 fand ein Ketzerprozeß statt, von dem uns Meinsma p. 309 ff. zuerst meldete. Den Angeklag-

[2]) Als Pantheismus beschreibt auch Stuppa in seinem bekannten Pamphlet (p. 62) die Anschauungen der holländischen libertins.

[3]) Stoupe (La religion des Hollandois, bei Freudenthal p. 195) erzählt, daß Spinoza besucht wurde par des filles de qualité, qui se piquent d'avoir de l'Esprit au dessus de leur Sexe.

ten Andreas Kerbagh trafen schwere Strafen, so zehnjähriges Gefängniß. In dem Verhör vom 20. Juli 1668 (Freudenth. p. 119) wird der Angeklagte unter anderem gefragt, ob er mit Spinoza verkehrt habe, auch gesteht er, „ein- oder zweimal bei von den Ende vor fünf oder sechs Jahren gewesen zu sein.“ Dieser Prozeß fand zwei Jahre vor dem Erscheinen des tractatus theologico-politicus statt. In diesem Werke, das gleichsam die Prolegomena zur „Ethik“ enthält, unternimmt es Spinoza, die Bibel auf ihren wahren Werth zurückzuführen, ihre Bestandtheile, die nur für die Zeit der Abfassung von Bedeutung waren, von denen zu sondern, die ewig gelten und wahrhaft göttlich sind. Er zuerst hat es kühn ausgesprochen, daß die Bibel nicht Wissenschaft lehren will und darum auch mit der Wissenschaft nicht in Konflikt kommen kann. Der Eindruck, den dies Buch sofort nach seinem Erscheinen machte, kennzeichnet die Zeit. Trotz der Anonymität konnte der Autor nicht lange verborgen bleiben. Das älteste Zeugniß hiefür meines Wissens ist, daß der ältere Burmann (Burmannorum pietas etc. Traj. ad Rh. 1700) im April 1670 in sein Notizbuch eintrug, daß er den Traktat Spinoza's gelesen habe. Der Leipziger Jakob Thomasius verdammt das Werk in seinem vom 8. Mai 1670 datirten programma adversus anonymum de libertate philosophandi. Meinsma macht uns mit einem Angriff vom August desselben Jahres bekannt. Der Verfasser J. M. (Melchior) verhüllt den Namen Spinoza sehr schlecht, wenn er ihn zu Zinospa und Xinospa verdreht. Schon am 28. Juni 1670 hat Fridericus Miegius (Heidelberg) von der Schrift des Spinoza quondam Judaeo gesprochen (Freudenth. p. 193). Inzwischen hat der genannte Burmann bereits den Hebräisten Alting, freilich vergebens, zu einer Widerlegung aufgefordert. Frühzeitig haben sich die kirchlichen Instanzen Hollands des Buches angenommen. Eine ganze Anzahl bisher unbekannter Synodalbeschlüsse gegen den tractatus zusammen mit Hobbe's Leviathan, sozinianischen und mennonitischen Büchern hat Freudenthal ans Licht gebracht. Auf eine Beschwerde des Amsterdamer Kirchenraths vom Juni 1670 (schon bei Meinsma) folgten die Kreissynode vom Haag, die Synode von Südholland, die Kreissynode von Amsterdam, die Synode von Nordholland, alle im Juli 1670. Nur sehr saumselig gingen die weltlichen Behörden auf diese Klagen ein. Noch standen Spinoza's Freunde und Gesinnungsgenossen, die Brüder de Witt, an der Spitze der Regierung. Zum erstenmal befaßte sich am 16. April 1671 der „Hof von Holland“ mit der Sache (Freudenth. p. 125 und 268). Aber dem Antrage, das Buch mit anderen zu verbieten, „wird von den Staaten schlecht entsprochen. Das Schreiben des Hofes wird vielmehr an eine Kommission verwiesen und in ihr begraben“.[4])

Inzwischen brach das Unglück über Holland herein, die Invasion der Franzosen (1672), am 20. Juni 1672 fiel Utrecht, was den Sturz der de Witt und endlich ihren martervollen Tod herbeiführte. Wie sehr man auch die religiösen Leidenschaften gegen sie aufgerufen hatte, zeigt ein von v. d. Linde veröffentlichtes Pamphlet, wozu Meinsma noch einen Anhang gefunden hat. Da wird dem Jean de Witt ausdrücklich vorgeworfen, daß mit seinem Wissen öffentlich gedruckt worden ist „der theol.-pol. Traktat, durch den abtrünnigen Juden Spinoza aus der Hölle hervorgebracht, worin auf eine unerhörte Atheistenweise bewiesen wird, daß Gottes Wort durch die Philosophie ausgelegt und verstanden werden muß.“

Spinoza's Name war mit dem System der de Witt verknüpft. Das wußte der Söldnerführer und ehemalige reformirte Prediger Johannes Baptista Stuppa nur zu gut, als er sein Pamphlet gegen die Holländer schrieb. (Referent hat darüber gehandelt „Vierteljahrschrift f. wissenschaftl. Philos.“ XX p. 121 ff.) Daß er Eindruck machte, ergibt sich auch aus einer Eingabe des Leidener Kirchenraths vom 15. Februar 1675, besonders in den Worten „damit von der Kirche dieser Lande die Schmach genommen werde, keine wahre reformirte, wie die schweizerische, zu sein, weil alle Religionen hier zugelassen werden“ (s. Freudenthal p. 147 und 272). Als Spinoza im gleichen Jahre nach Amsterdam kam, um seine Ethik dem Druck zu übergeben, war er überrascht von der Feindseligkeit, die gegen sein Traktat herrschte. Er verzichtete auf jede weitere Publikation. Nach zwei Jahren erlöste ihn der Tod.

Kaum hat ein anderer Philosoph so sehr als Dachstubengelehrter gegolten wie Spinoza. Die Wahrheit ist, daß er in steter Verbindung stand mit dem so reich entwickelten Kulturleben um ihn herum. Die weltgeschichtlichen Ereignisse beeinflußten sein Denken und sein Schicksal. An vielen Einzelheiten das von neuem gezeigt zu haben, ist das Verdienst der beiden Werke, deren Studium wir angelegentlich empfehlen.

Zürich. **M. Guggenheim.**

Mittheilungen und Nachrichten.

-y- **Mainz.** Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Den hauptsächlichen Verhandlungsgegenstand des heutigen zweiten und letzten Sitzungstages bildete die Frage der Organisation der Gemeindewaisenpflege. Zur gründlichen Einführung in dieses durch die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über die gemeindliche Fürsorge für die Waisen in den Vordergrund des Interesses gerückte Thema dienten die schriftlichen (Heft 47 der Vereinsschriften) und mündlichen Referate von Stadtrath Kuno (Königsberg i. Pr.) und Bürgermeistereibeigeordneten Dr. Schmidt (Mainz). Das schwierige, durch die heutige Verhandlung wenn auch nicht voll geklärte, so doch in der Bedeutung und in der Mannichfaltigkeit der hier zusammentreffenden Gesichtspunkte in trefflicher Weise dargelegte Problem erwächst aus dem Bedürfniß, die vom bürgerlichen Gesetzgeber in ihren Grundzügen festgelegte — wenn auch allerdings in ihren Einzelheiten keineswegs ausgebaute, sondern hierin der Landesgesetzgebung und der thatsächlichen Gestaltung der Verwaltungsaktion überwiesene — soziale allgemeine Waisenfürsorge der Gemeinde mit der älteren kommunalen Armen-Waisenpflege in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Wie dies zu thun, darüber besteht heute noch keine volle Uebereinstimmung der Meinungen. Auf allgemeinen Beifall darf die Erwägung rechnen, daß man möglichst vermeiden müsse, durch ein Uebermaß nebeneinander herlaufender ehrenamtlicher Organisationen die in der Gemeinde überhaupt verfügbare ehrenamtliche Kraft allzu sehr zu belasten. Auch die praktische Erwägung scheint von Vielen in der Versammlung getheilt zu sein, daß bei der Neuheit der allgemeinen kommunalen Waisenfürsorge namentlich für den deutschen Süden eine durchgreifende organisatorische Entscheidung jetzt sich noch nicht empfehle, daß vielmehr zuzusehen sei, wie sich die Angelegenheit in den einzelnen, insbesondere

[4]) Nach Freudenthal (p. 270) wäre der erste Beschluß einer weltlichen Behörde in Betreff des theol.-polit. Traktats am 31. Juli 1674 gefaßt worden. Dem widerspricht nicht nur eine Aeußerung des Graevius in einem Briefe vom 12. April 1671, sondern auch Stoupe muß (Sommer 1673) gegen sein Interesse gestehen: Ses (Spinoza's) sectateurs n'osent pas se découvrir, pas a que son livre renverse absolutement les fondaments de toutes les Religions et qu'il a esté condamné par un decret Public des Estats et qu'on a deffendu de le vendre, bien qu'on ne laisse pas de le vendre publiquement. Dasselbe geht hervor aus dem von Freudenthal p. 137 publizirten Aktenstück vom 13. Dez. 1673. Siehe auch Jean Brun bei Freudenthal p. 199.

größeren und städtischen Gemeinden thatsächlich entwickle. Der Referent Kuno befürwortete eine grundsätzliche und durchgreifende Organisation. Der Gemeindewaisenrath soll nicht nur die Ueberwachungspflicht gegenüber den Vormündern nach der Vormundschaftsordnung üben, sondern auch die Kommunalaufgabe der Armenwaisenpflege übernehmen und in dieser Eigenschaft auch das Recht der Generalvormundschaft in weitem Umfang in Anspruch nehmen. Auch die unehelichen Kinder unterliegen, weil bevormundet, der Aufsicht des Gemeindewaisenraths. Im übrigen besteht das Bedürfniß, die Armenpflege und die Waisenpflege scharf zu trennen. Der Korreferent Schmid vertritt die Ansicht, die Sache sei noch nicht reif, man müsse erst noch Erfahrungen sammeln und dann nochmals in Berathungen eintreten. — Frl. Matarößi (Lübeck) möchte dem Thatendrang nicht genügend beschäftigter Frauen dadurch Bahn schaffen, daß solche sich so oft als möglich zu Vormundschaften heranziehen lassen. Unter dem besonderen Gesichtspunkt der preußischen Gesetzgebungs- und Verwaltungsgestaltung, namentlich auch im Hinblick auf die demnächst neu ins Leben tretende Fürsorge-Erziehung bespricht Geh. Rath v. Massow (Potsdam) in lehrreicher Weise die hier einschlägigen Organisationsfragen. Zimmermann (Marburg) meint, das Vormundschaftswesen werde allzusehr als Domäne des Juristenthums angesehen, die Mitwirkung der Gemeinden finde noch wenig Anerkennung; es empfehle sich, daß auch der Verein mehr in Verbindung mit angesehenen Juristen trete und auf deren Auffassung Einfluß zu gewinnen versuche. Stadtrath Martins (Breslau) hält den Gemeindewaisenrath für eine verunglückte Einrichtung, er möchte die Gemeindearmenpflege zum Mittelpunkt der gesammten Organisation machen. Krause berichtet über Posen, daß dort die Armenräthe zugleich Waisenräthe seien; für die Waisenpflege aber bestehe eine besondere Deputation. Von den sonstigen Bemerkungen sei noch die des Dekans Höchstetter hervorgehoben, welcher empfiehlt, bei künftiger weiterer Erörterung der Frage nicht bloß städtische, sondern auch ländliche Verhältnisse im Auge zu behalten und insbesondere die Organisation der Fürsorge für die schulentlassene männliche Jugend der Arbeiterbevölkerung ernstlich zu betreiben. Bezüglich der Frauen-Mitwirkung, die im übrigen allseitig warm befürwortet wurde, ist Höchstetter nicht ohne gewisse Bedenken; er befürchtet die Gefahr der Verhätschelung der Kinder und eine bei diesen sich entwickelnde Ueberschätzung der Bedeutung ihrer Person. — Die Leitsätze, über welche sich die Versammlung bei dieser erstmaligen — keineswegs abschließenden — Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes einigte, lauten: „Der gesetzlichen Gemeindewaisenpflege (Armenwaisenpflege) ist die Fürsorge für die schutzbedürftige Jugend, soweit dies landesgesetzlich zulässig ist, durch Uebertragung der Verrichtungen des Gemeinde-Waisenrathes an Gemeindeorgane anzugliedern. Die Zuziehung von Frauen ist ein dringendes Bedürfniß. Zur Fürsorge für Kinder im ersten Lebensjahr empfiehlt sich, besoldete Pflegerinnen unter Leitung eines Arztes anzustellen. Es empfiehlt sich, von der landesgesetzlich zugelassenen Generalvormundschaft im weitesten Umfang Gebrauch zu machen." — Das nächste und letzte Verhandlungsthema bezog sich auf die armenärztliche Thätigkeit. Dazu lag in Heft 48 der Vereinsschriften ein von Dr. Julius Steen, prakt. Arzt und städtischem Armenarzt in Berlin, bearbeitetes Referat gedruckt vor, im Anschluß an welches der Referent auch eine kurze mündliche Berichterstattung gab. Die Leitsätze, denen die Versammlung beipflichtete, lauten: „1. Armenärzte sind in einem der Einwohnerzahl und den örtlichen Verhältnissen entsprechenden Umfang anzustellen. Die Anstellung ist in schwach bevölkerten oder wenig wohlhabenden Gebieten aus Mitteln der größeren korporativen Verbände (Landarmenverbände, Provinzen, Kreise, Distrikte u. s. w.) und wo diese nicht ausreichen, durch staatliche Beihülfe zu fördern und zu unterstützen. 2. Die armenärztliche Thätigkeit muß in beständiger Fühlung mit der armenpflegerischen Thätigkeit bleiben. Wesentlich aus diesem Gesichtspunkt ist zum mindesten in größeren Armenverwaltungen das System der freien Arztwahl nicht durchführbar." — In der daran sich knüpfenden Debatte waren von besonderem Interesse die Ausführungen von Münsterberg (Berlin) über die Frage der freien Arztwahl. Er hob hervor, wie solche grundsätzlich bei rein sozialpolitischer Betrachtung als richtig erscheine; auch sei dieselbe neuerlich in Frankreich, namentlich aus politischen Rücksichten zur Verminderung des Protektionswesens, durchgeführt worden. Gleichwohl aber ergebe sich bei Ueberführung der Sache in die Praxis die Unzweckmäßigkeit des ideell als richtig erscheinenden Verfahrens. Maßgebend sei das durchschlagende Bedürfniß engster Fühlung der ärztlichen und der armenpflegerischen Organe, welchem bei freier Arztwahl, zumal in größeren Gemeinden, nicht entsprochen werden könne. Auch komme weiter in Betracht, daß es sich bei der Armenpflege doch um eine ganz eigenartige wirthschaftliche Darbietung, nämlich um Leistung ohne Gegenleistung handle, die eigenartiger Beurtheilung unterliege. Endlich schließe die freie Arztwahl die außerordentlich wünschenswerthe Ergänzung und Verständigung der zum Eingreifen berufenen Aerzte und die wünschenswerthe Hebung der gesammten armenärztlichen und ärztlichen Thätigkeit überhaupt aus. — Die Versammlung nahm weiter mit Interesse die Mittheilungen des Beigeordneten Dr. Kayser (Worms) entgegen, daß in Worms vor einem halben Jahre — und zwar bisher anscheinend mit gutem Erfolg — eine beschränkt freie Arztwahl in der Art eingeführt sei, daß den Armen im ganzen Stadtbezirk die beliebige Inanspruchnahme von einem der drei aufgestellten Armenärzte anheimgegeben sei. — Bei einem Rückblick auf die Verhandlungen festigt sich die Ueberzeugung, daß auch diesmal die Auswahl der Verhandlungsgegenstände durchaus zweckmäßig, deren Vorbereitung durch eingehende schriftliche Referate vortrefflich und die Debatte selbst durch eine Fülle von Anregung und Belehrung ausgezeichnet war.

* **Aachen.** Die an der hiesigen kgl. Hochschule neu errichtete etatsmäßige Professur für Statik und Hochbaukonstruktionen in der Abtheilung für Bauingenieurwesen ist vom 1. Oktober ab dem Regierungsbaumeister Baast (Magdeburg) verliehen worden.

* **Leipzig.** Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feiert heute der Professor der Medizin an der hiesigen Universität Ernst Richard Hagen. — Der außerordentliche Professor Le Blanc wird, wie die „Frankf. Ztg." meldet, dem an ihn ergangenen Ruf der Technischen Hochschule in Karlsruhe Folge leisten.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat den Privatdozenten Prof. Dr. Hermann Dessau und den Lic. theol. Dr. phil. Karl Schmidt zu ständigen wissenschaftlichen Beamten an derselben ernannt. — Der Privatdozent an der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Fritz König ist zum Oberarzt am städtischen Krankenhaus in Altona gewählt worden.

* **Aus Oesterreich.** In Senftenberg in Böhmen ist gestern Nacht der berühmte Chirurg und Nachfolger Billroths an der Wiener Universität, Hofrath Prof. Eduard Albert, im noch nicht vollendeten 60. Lebensjahre an einem Herzschlag gestorben. Albert war nicht nur als praktischer Chirurg, sondern mehr noch als akademischer Lehrer und Redner eine Zierde der Universität. Sein universeller Geist ließ ihn auch im literarischen und politischen Leben Wiens eine Rolle spielen; wie schon sein „Handbuch der Chirurgie" ein Muster des Stils ist, so bethätigte er sich auch schriftstellerisch, z. B. als Uebersetzer einiger Gedichte des böhmischen Dichters, seines Landsmannes Vrchlicky. Ferner gehörte Albert seit 1895 dem Herrenhause als lebenslängliches Mitglied an. Als solches trat er stets für die berechtigten Interessen der Tschechen ein und befürwortete in den slavischen Ländern „einen gesunden sprachlichen Utraquismus", wies aber dabei stets auf die Kulturüberlegenheit der Deutschen hin. — Wie das „Wiener Fremdenblatt" vernimmt, wird der Gründer und bisherige Leiter des Oesterreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Rom, Sektionschef Theodor Ritter v. Sickel, im nächsten Frühjahre in den Ruhestand treten, so daß sein am 16. Aug. d. J. gefeiertes 50jähriges Doktorjubiläum auch den Abschluß seiner öffentlichen Wirksamkeit bezeichnen wird.

* **Aus Amerika.** In Philadelphia ist Dr. Alfred Stille, Professor für innere Medizin an der Pennsylvania-Universität, gestorben.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 28. September. Nummer 222.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Einige Bemerkungen zu Schmollers „Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftslehre“.

Von Georg Simmel.

Das lange erwartete und vielbegehrte Buch Schmollers wird die Nationalökonomen, Anhänger und Gegner, zum Kampf um sich sammeln. Denn obwohl es mit der Abgewogenheit seines Inhalts und Ausdrucks, mit seinem ersichtlichen Streben nach Gerechtigkeit auch für das Unsympathischste und nach einem höchsten synthetischen Standpunkt, von dem aus alle Parteiung nur als aufgehobenes Moment erscheint — obwohl es mit all diesem sich jenseits des Streites zu stellen scheint, so will ich ihm doch nicht wünschen, daß es zu den „unbestrittenen“ Büchern gestellt werde. In dieses Für und Wider einzugreifen, ist nicht meine Kompetenz. Aber indem dies Buch es unternimmt, die spezifisch wirthschaftlichen Vorgänge als Erfolge des gesammten geistig-sittlichen Lebens der Gesellschaft zu deuten, gibt es dem Soziologen und Sozial-Psychologen das Recht, aus der Darstellung dieses sich Zentren der Diskussion zu wählen, die das Buch selbst in seine Peripherie stellt. Dazu kommt, daß Bedeutung und Zweck eines solchen Werkes doch nicht nur in dem Ertrag besteht, den man auf dem geraden Weg zwischen seiner ersten und seiner letzten Seite sammelt, sondern auch in den Seitenwegen, die es uns von seinen einzelnen Punkten aus selbständig einzuschlagen reizt. Die Ansprüche, die es an den darüber Sprechenden — als Referenten darf ich mich hier nicht bezeichnen — stellen kann, halte ich deßhalb nicht für beeinträchtigt, wenn ich nur einige seiner Einzelbemerkungen nebst den Erwägungen heraushebe, die diese in mir lebendig gemacht haben.

Gerade jene Bedeutung des Kampfes für den Gewinn objektiver Werthe wird in dem Buch selbst mehrfach und — wie mir scheint — mit prinzipiell erschöpfenden Hinweisen behandelt (p. 7/8, 65/66). Wie sich Kampf und Frieden als formale Verhaltungsweisen vereinigen müssen, um die Inhalte des Lebens zu erzeugen und zu steigern, ist hier mit einer seltenen Gerechtigkeit erkannt — selten, weil die letzten Gefühlstendenzen der Individuen so oft nur auf das Eine zu gehen und das Andere auszuschließen pflegen; so daß aus dem Gewebe der Wirklichkeit, das in der Verschlingung zu entgegengesetzter Kräfte besteht, nur die eine zu der allein wesentlichen idealisirt wird. Die Lehre vom Kampf ums Dasein hat den Kampfnaturen die rechtfertigende Formel geliefert und ermöglicht, daß der Frieden jetzt als das gilt, als was früher nur der Kampf erschien: ein Vorbereitungs- und Zwischenstadium gegenüber der eigentlichen Substanz des Lebens. Der letzte Sinn der Schmoller'schen Ausführungen scheint mir zu sein, daß die soziale Struktur im ganzen stets die gleichen Maße kampfmäßiger und friedensmäßiger Elemente enthält, und daß der Unterschied der Entwicklungsepochen in der Vertheilungsart besteht, mit der beide entweder auf die inneren oder die äußeren Verhältnisse entfallen. Die roheste Kultur, für die jeder Gruppenfremde von vornherein ein zu bekämpfender Feind ist, pflegt im Innern der Gruppe die engste Gemeinschaft und Solidarität. Mit Recht aber hebt Schmoller hervor, daß alle historischen Beispiele doch auch gewisse Gegensätze unter den Gruppengenossen und entsprechend auch gewisse friedliche Beziehungen nach außen zeigen. In dem Maß, in dem diese letzteren zunehmen und es dadurch zu größeren Gemeinschaften kommt, muß im Innern derselben der Konkurrenz ein größerer Spielraum gelassen werden. Dieselbe Korrelation wiederhole sich z. B. zwischen den Merkantilisten und den liberalen Naturalisten: jene in der Wirthschaft einen bedingungslosen Kampf der Staaten untereinander erblickend, während die Individuen im Innern in ebenso bedingungslose Zusammengehörigkeit und ungehemmten Verkehr eingehen sollten. Die Liberalen dagegen, die schon festgefügte Staaten vorfanden, hielten auf unbeschränkte Verbindungsmöglichkeiten der Völker untereinander, während sie dem Konkurrenzkampf der Individuen rücksichtslose Entfesselung gönnten. Nimmt man hinzu, daß der Umkreis der Träger von Kampf und Frieden sich doch nicht in der bloßen Zweiheit: Staat und Einzelne erschöpft, sondern daß zwischen diesen unzählige Gebilde, mehr individueller oder mehr kollektivistischer, mehr subjektiver oder mehr objektiver Art bestehen, deren jedes ein Quantum von Harmonie wie von Feindseligkeit Anderen gegenüber auf sich zu nehmen pflegt — so kann die ganze Geschichte der Menschheit an dem Problem abgerollt werden: von welchen Interessen und welchen Sozialgebilden eine Gesellschaft ihr Friedensbedürfniß und von welchen sie ihr Kampfbedürfniß tragen läßt. Denn es scheinen irgendwelche einander ergänzenden physiologischen Reize zu sein, die sich in diese beiden Bedürfnisse umsetzen und sich in ihren personalen und gesellschaftlichen Formen ausleben.

Deßhalb bemerkt Schmoller, die Qualität des Menschen als ζῷον πολιτικόν bedeute durchaus keinen unterschiedslosen Geselligkeitstrieb: der Anschluß gegen die Einen sei immer zugleich ein Abschluß gegen Andere. Thatsächlich gehört beides zusammen, wie Einathmen und Ausathmen, ja vielleicht wie rechts und links. Daß in dem Menschen Attraktion den Einen und Repulsion den Anderen gegenüber gleichzeitig wirkt, das macht aus ihm das politische, das gesellige Wesen, dessen Einheit in der Synthese jener beiden Gegenrichtungen besteht. Sogar mag die Behauptung nicht zu kühn sein, daß schon

jedes Verhältniß zwischen zwei Individuen oder zwischen zwei Gruppen, so sehr es als restlose Harmonie oder als restlose Gegnerschaft auftreten mag, doch nicht ohne irgend einen minimalen Zusatz des je entgegengesetzten Elements auskommt. Man kann die Einordnung des Feindseligkeitsprinzips in die vergesellschaftende Tendenz auch so vollziehen, daß man die Vergesellschaftung als Wechselwirkung unter Individuen begreift und nun den Krieg, der doch zweifellos Wechselwirkung ist, als Grenzfall der Vergesellschaftung ansieht, als denjenigen, in dem die vereinheitlichenden Momente sich dem Grenzwerth 0 nähern; sie erreichen denselben aber nicht, da irgend eine Konvention, eine gemeinsam anerkannte Kampfesregel, mindestens die beiderseitige Absicht, schließlich wieder zu einem Friedenszustand zu gelangen, doch überall stattzufinden pflegt.

Das Resultat nun dieses Gegeneinanderwirkens der Kampf- und der Friedenstendenz innerhalb der Gemeinschaft, oder auch: die Einschränkungen des Streites durch die Forderungen der Harmonie — stellen sich in den drei Formen von Sitte, Recht, Moral dar. Es ist ein fundamentales Bestreben der Schmoller'schen Untersuchungen, die wirthschaftlichen Vorgänge als getragen durch diese drei Grundnormirungen alles menschlichen Verhaltens zu begreifen. Gewiß ist die Abstraktion gerechtfertigt, die die Wirthschaftswissenschaft aus der Einheit des wirklichen gesellschaftlichen Geschehens zu gesonderter Betrachtung herauslöst. Denn auf solchen Zerlegungen des organisch Ineinander-Gewachsenen, auf solchen Verselbständigungen des sachlich Unselbständigen beruht alle unsre Wissenschaft, der die ungebrochene Einheit der Dinge als solche unzugängig ist. Allein von diesem Rechte ist in der Nationalökonomie ein übertriebener Gebrauch gemacht worden, die bloß methodische Sonderung ist zu einer Art objektiver Sonderexistenz erstarrt, und Schmoller empfindet es offenbar als seine Aufgabe, dem Prozeß des geschichtlichen Lebens wieder seine Einheit zu retten, wenigstens so, daß das kontinuirliche Nebeneinander- und Ineinanderfließen seiner Inhalte hinter all den vorläufigen Abstraktionen als seine Wirklichkeitsform hervortrete. Diese Kontinuität nun verwirklicht sich dadurch, daß die Einzelinteressen des Lebens in jene drei Formen aufgenommen werden; sie stellen das Band dar, das sich um alle praktischen Elemente gleichmäßig schlingt, die Einheit der Gestaltung, der sich kein gesellschaftlicher Inhalt entziehen kann und die alle diese als zu einem Leben gehörig kennzeichnet. Schmoller betont (S. 52 ff.), daß Sitte, Recht und Moral, zusammen mit den praktisch-religiösen Satzungen, das Ergebniß eines Differenzirungsprozesses sind, der von einem ganz allgemeinen Begriff von Ordnung und Verfassungsbestimmtheit überhaupt ausgegangen ist: religiöse und staatliche, konventionelle und personale Sanktion sind anfänglich ungeschieden. Man könnte vielleicht statt einer gleichmäßigen Differenzirung von Sitte, Recht und Moral eine zeitlich geschiedene annehmen. Mir scheint die Form der Sitte der Keimzustand zu sein, aus dem sich Recht und individuelle Moral nach verschiedenen Seiten hin entwickeln. Was wir wenigstens heute als Sitte bezeichnen, ist die Norm eben solcher soziologischer Gebilde, wie wir sie für den Anfang der gesellschaftlichen Entwicklung allgemein voraussetzen dürfen: relativ kleine Kreise, in deren Innerem das Individuum dem Durchschnitt und seiner Norm unterworfen wird, während jeder Kreis als ganzer sich als ein Kollektivindividuum entschieden und tendenziös von anderen scheidet. Sie hat zu ihrem Träger, wie zu ihrer Exekutive nur die allgemeine Meinung, jenes merkwürdige Gebilde, das ebenso bei einer gewissen Verkleinerung wie Vergrößerung des Kreises seine Macht verliert; sie hat weder die logische und physische Strenge des Rechtes, noch die Freiheit, das individuelle Aufsich-selbstgestelltsein der eigentlichen Moral; durch ihre verschiedenen Ausgestaltungen als Ehre, Mode, Tradition, Anstand u. s. w. sichert sich ein Kreis das zweckmäßige Verhalten seiner Mitglieder, in soweit er weder über die Zwangsmittel des Rechts noch über eine zuverlässige Sittlichkeit des Individuums und die Exekutive des Gewissens verfügt. Die Entwicklung erfolgt pari passu nach diesen beiden Seiten hin und zwar mit der quantitativen Erweiterung des Kreises. Alle großen Sozialkreise müssen einerseits ein erzwingbares Recht ausbilden, das ihnen ihr Existenzminimum garantirt, müssen aber andrerseits dem Individuum größere Freiheit geben, als die kleinen Kreise es dürfen, einen größeren Spielraum der Bethätigung, der nur durch die freie Ueberzeugung und Sittlichkeit des Einzelnen normirt wird. Staatliches Zwangsrecht und freie individuelle Moral sind Korrelata, die das Lebensprinzip großer und entwickelter gesellschaftlicher Gebilde ausmachen, während die Sitte jene beiden noch ungeschieden und unentschieden in sich birgt, der Mutterschoß beider, und an sie ihre Inhalte in dem Maße abtretend, in dem die ursprüngliche Kleinheit oder Enge der Sozialisirungen sich löst. Dieser Prozeß kommt freilich nicht an sein Ende, und so finden wir allenthalben noch jene drei nebeneinander wirksam, und durch ihre verschiedenen Inhalte und Herrschaftsprovinzen ihre genetische Verschiedenheit verrathend. Vielleicht gibt es eine Formel, die das höhere Gemeinsame der drei Gebilde zusammenfaßt: der kategorische Imperativ Kants, dem gemäß jeder so handeln soll, daß seine Handlungsweise als allgemeines Gesetz denkbar wäre. Dies ist die Norm, die die Existenzbedingung der kleinsten, wie der größten Sozialkreise ausspricht und die darüber hinaus das Schema für ein logisch normirtes Reich der Menschheit überhaupt darbietet, in dem die Sittlichkeit der Individuen sich restlos verwirkliche. Denn mit jenem Imperativ sind nun alle Ansprüche und Ausnahmen beseitigt, die sich auf das bloße „anders sein als die Anderen" gründeten; nun gibt es keine noch so einzigartige Wesensbeschaffenheit oder Lage, in der wir nicht so handeln müßten, wie jeder Andere, der sich genau in derselben befindet, es müßte, um in eine vernünftige Welt zu passen. Die Gleichheit vor dem moralischen Gesetz erscheint hier, in einer bis an den Horizont alles Lebens reichenden Synthese, als die Bedingung aller Gesellschaft, wenn diese vor den Forderungen der Wirklichkeit, und aller Individuen, wenn sie vor sich selbst bestehen wollen.

Kann man dies als den ideellen Ausdruck der geschichtlich-gesellschaftlichen Einheit betrachten, deren Nachzeichnung Schmollers Absicht ist, und in die er die Wirthschaft einordnet, um sie so in und aus dem Ganzen des Lebens zu verstehen — so hebt er andrerseits hervor, daß die Einheit des individuellen Daseins keineswegs ein ursprünglicher Besitz unsres Bewußtseins ist; es sei erst Sache höherer Entwicklung, das Leben des Individuums als ein Ganzes aufzufassen, die Jugend als Vorschule des Mannesalters, als das Gute nur dasjenige gelten zu lassen, was dem Leben als Ganzem Bedeutung, Inhalt und Glück verleiht (S. 44). Dies ist eine Bemerkung von großer Tragweite. Thatsächlich erscheint das Leben in seinen primitivsten — d. h. noch jetzt und in jedem Augenblick zu überwindenden — Verfassungen als ein Haufen zusammenhangsloser Momente. Arbeit und Genuß, Liebe und Haß, Innerlichkeit und äußere Bethätigung wird vielleicht immer auf ein Ich bezogen, auf eine rein formale Einheit, durch die all diese Mannich-

faltigkeiten hindurchgehen, wie verschiedene Füllungen durch das gleiche Gefäß. Daß aber durch sie hindurch das Ich sich entfaltet und daß sie deßhalb bei all ihrer objektiven Heterogenität als Staffeln der Ich-Entwicklung eine Einheit, einen sinnvollen Zusammenhang bilden — das ist erst ein spät gewonnenes Bewußtsein, das auch innerhalb jeder historischen und Interessenprovinz immer von neuem gewonnen werden muß. So beruht z. B. der wesentliche Unterschied der Bilderkompositionen im Quattrocento und im Cinquecento darauf, daß dort noch jede Figur eine selbständige, zu den anderen eigentlich beziehungslose Existenz führt und das Interesse nur zu sich als einer einzelnen hinruft; wogegen die höchstentwickelte Kunst jede Person in eine einheitlich zusammenfassende Gesammtkomposition einfügt, und das Interesse für das Ganze über das an den Einzelheiten hinweg aufruft. Die Elemente des individuellen Lebens finden sich in denselben Widerstreit verwickelt, wie die Glieder einer Gesammtheit: daß jedes sich selbst zu genügen, seine Bedeutung auf sich selbst zu konzentriren verlangt und doch zugleich als Bestandtheil eines Ganzen dem Zweck dieses zu dienen und von ihm erst sein Licht und seinen Sinn zu erhalten. Nur daß die Entwicklung in beiden Fällen umgekehrt verläuft: die gesellschaftliche führt zu steigender Selbständigkeit der Elemente, die personale zu steigender Einfügung jedes singulären in den Zusammenhang des ganzen Lebens. Damit gewinnt dieses eine ganz neue Gewichtigkeit, indem jeder Augenblick nicht in seinen momentanen Inhalt versinkt, sondern durch Hinweisung auf das durchlebte Vorher und das zu durchlebende Nachher gewissermaßen die Gesammtheit des Lebens repräsentirt und damit seine Einzelinhalte aus der sinnlosen Gleichgültigkeit erlöst, mit der sie an sich, außerhalb dieser Reihe, nebeneinander stehen. Es liegt auf der Hand, welchen ganz neuen Aspekt auch die wirthschaftlichen Momente im Leben des Einzelnen gewinnen, sobald die Form jenes Zusammenhanges aller seiner Inhalte das Leben selbst beherrscht; auch sie werden auf diese Weise dem einheitlichen Prozeß des individuellen Daseins, in dem alles Frucht und alles Samen ist, eingefügt — gerade wie es ihnen nach den vorhin angedeuteten Betrachtungen Schmollers innerhalb des sozialen Daseins geschehen ist.

Ich muß mich hier begnügen, ein paar Gedanken des Buches nach ihrem Inhalt und ihrer Entwicklungsfähigkeit angedeutet zu haben. Auf einer jeden der 460 Seiten finden sich ebensolche, wie ich sie von dreien mit aphoristischer Willkür ausgewählt habe. Ist dies also etwas völlig anderes als ein Referat, so will ich doch wenigstens eine Bemerkung über das Ganze des Buches nicht unterdrücken, sozusagen über das Lebensgefühl, das in ihm verkörpert ist. Denn zu diesem steht seine inhaltliche Tendenz: die Wirthschaft als ein Glied, ebenso Wirkung als Ursache, innerhalb des ganzen innerlich-äußerlichen Lebens der Menschheit darzustellen, doch nicht in einem zufälligen Verhältniß. Diese Synthese aller historischen Elemente, um ein einzelnes zu begreifen, ist die Spiegelung einer subjektiv-geistigen Stimmung: auf jeder Seite spürt man den Kampf des ordnenden, nur durch Ordnung sich selbst erhaltenden Geistes gegen die in jedem Augenblick drohende Ueberwältigung durch die Fülle der Wirklichkeit. Wenn ich dies als subjektiv bezeichnete, so ist damit die sachliche Bedeutsamkeit und Wahrheit in keiner Weise präjudizirt: denn immer können es nur psychologische Kräfte und Motive sein, durch die auch diese sich realisirt; und es ist eben das Wesen der wissenschaftlichen wie der künstlerischen Begabung, daß sie, der unausweichlichen Führung durch die inneren Energien folgend, zugleich das objektive Verhalten der Dinge nachzeichnet. Die ganze tournure d'esprit des Verfassers wird bestimmt durch das Gefühl für den überströmenden Reichthum der Elemente des geschichtlichen Lebens, durch das Glück, über diese Reichthümer zu verfügen, aber zugleich durch die Gefahr, daß sie sich in unzusammenhängende Vielheit verflüchtigen, wenn nicht fortwährend neue Anstrengung eingesetzt wird, um von jedem Punkt aus seinen funktionellen Zusammenhang mit allen anderen zu ergreifen. Dieses Wechselspiel zwischen dem Zuströmen des Materials und der synthetischen Einheit, die ihm immer wie mit einem Kommandostab entgegentritt, dieser immer zu erneuende Sieg der Einheit über die Masse, ist ein höchst reizvolles Schauspiel. Freilich würde es so harmonisch nicht verlaufen, wenn es nicht als Ganzes von einer Weltanschauung, die man nur als optimistisch bezeichnen kann, getragen würde, wenn nicht die Bestrebung des Verfassers nach restlosem historischem Begreifen der Erscheinungen ihn auf den Weg des tout pardonner führte. Vielleicht wird dieser Optimismus auch für das Buch der Punkt der stärksten Reibung mit seinen Gegnern sein — einer um so stärkeren, als es sich zwischen Optimismus und Pessimismus um Gegensätze der Temperamente handelt, die jenseits aller logisch-wissenschaftlichen Diskussion stehen. In diesem Konflikt ist der Optimist von vornherein in einer unverdient üblen Lage: auf seinen Behauptungen lastet das Odium der Banalität, während der Pessimist, dank dem allgemeinen Interesse für alles Oppositionelle, Kritische, Negirende, immer interessant, apart und tief erscheint, auch wo seine Geisteskraft diese Qualifizirungen durchaus nicht verdient. Dazu kommt noch, daß die Einzelheiten hier — wenigstens in dem grundlegenden Theil — nur in ihrer Sublimirung zu den höchsten Allgemeinheiten eingeführt werden und daß in der Betrachtung des Lebens gerade den letzteren ein Hauch von Trivialität unvermeidlich zuwächst. Aber ich möchte — um wenigstens formal auf den Standpunkt der Beurtheilung hinzuweisen, der mir der gerechte scheint — hier anführen, was ich einmal über Goethe sagte: daß wir seine ganz banalen Allgemeinheiten, die uns bei keinem Anderen beachtenswerth scheinen, dennoch mit Recht als tief und bedeutsam empfinden, weil wir sicher sind, daß bei ihm jede Allgemeinheit das Resultat des tiefsten und weitesten Erfahrens und Fühlens ist und daß wir berechtigt sind, unser Bestes und Reichstes in diese Hülle hineinzuempfinden, da dies sicher das Mindeste ist, was er hineingelegt hat. Dem schließlichen Wort ist das freilich unmittelbar nicht anzusehen, denn auch der abgründigsten und vollsten Erfahrung steht in den letzten Fragen des Menschlichen und von einer gewissen Stufe der Verallgemeinerung ab oft kein anderes zur Verfügung, als auch der flüchtigen und ärmlichen. Aber jene verleiht der Aeußerung dennoch eine geheime Kraft und Würde, die uns sicher macht, in diesem Allgemeinen das erlösende Wort für die unzähligen Komplikationen der singulären Wirklichkeiten zu besitzen.

Memoiren eines Revolutionärs.

In einem jener kleinen Vororte von London, die noch nicht Land und doch nicht mehr Stadt sind, lebt jetzt seit einigen Jahren in äußerer Ruhe ein Mann, dessen Schicksale in der Zeitgeschichte aufgezeichnet bleiben werden. Er war und ist ein Politiker. Und doch hat der Bericht seines Lebens, der in den letzten Wochen aus bester Quelle, von ihm selbst nämlich, erschienen ist, seine

Bedeutung in der Kulturgeschichte statt in der politischen. Der Fürst P. Krapotkin ist Anarchist, Revolutionär, Führer und literarischer Anreger der russischen und dann auch internationalen Anarchisten-Bewegung gewesen. Und man wird wohl selten einen Mann der Oeffentlichkeit finden, dessen Leben in jeder Alters-Epoche so erfüllt war von seiner Thätigkeit wie gerade ihn. Bei der Schilderung dieses Lebens wird man niemals Reinmenschliches konstatiren können; niemals wird aber auch der politische Betrachter die Entwicklungsgeschichte des europäischen Anarchismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts niederzuschreiben imstande sein, ohne die persönlichen Schicksale des russischen Fürsten P. Krapotkin oft zum Beweise der maßgebenden Ideen und zur Charakterisirung der Bedeutung dieser Bewegung heranzuziehen.

Der Fürst P. Krapotkin, dessen „Memoiren eines Revolutionärs" in der wirklich guten Uebersetzung von Max Pannwitz jetzt vorliegen,[1]) hat ein reiches Leben hinter sich. Man wird mit außerordentlicher Verwunderung erfahren, daß der Mann das sechzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hat. Wie rasch hat doch dieser Mensch den Kreislauf des Lebens vollführt! Was kann in diesem Leben sich noch ereignen, das stärkere persönliche und auch objektive Bedeutung hätte als die erlebten Schicksale, die der Fürst uns erzählt, da seine aktive Betheiligung an der anarchistischen Bewegung fast vollständig aufgehört hat. Die Gedanken und Wünsche des Greises — das reiche Leben, nicht die Zahl der Jahre hat ihn dazu gemacht — sind noch bei der Sache, für die er alles hingegeben hat. Manchmal flackert auch noch in diesen Blättern der ungestüme Zorn des begeisterten Weltverbesserers auf und die Worte dröhnen wie Anklagen, und wenn die Faust des Fürsten Krapotkin die Gewalt seiner Empörung über den mancherlei herrschenden Despotismus hätte, dann wäre die anarchistische Fraktion, die sich in London in manchen kleinen, halb sozialistischen, halb kommunistischen, deutschen und englischen Vereinen sammelt, wirklich so gefährlich wie manche irregeleitete Polizeibehörde glaubt. Die politische Lehre, die Jeder, insbesondere aber Derjenige, der in London Gelegenheit gehabt hat, anarchistische Versammlungen zu besuchen, die Mitglieder kennen zu lernen, und Sitzungen beizuwohnen, aus der Autobiographie des Fürsten Krapotkin ziehen muß, ist die: Die Anarchisten können nie Politiker und nie Taktiker sein. Sie sind Menschen, die sich ausschließlich vom Temperament leiten lassen, verrannte Fanatiker. Sie sind nicht durch klare Erkenntnisse zu festen Anschauungen gekommen; das Erste und das Letzte in ihrer Entwicklung ist ein Gefühl. Von ihren Sinnen und Trieben lassen sie sich leiten, nicht von logischen Erwägungen. Wer das nicht glauben will, der lese dieses neue Buch des Fürsten Krapotkin, oder er nehme die früher erschienenen „Paroles d'un Revolté" in die Hand. Jeder Leser wird sich da überzeugen können, wie viel instinktive Handlungen, mißleitete Triebe in der „Taktik" des Anarchismus ausmachen. Man wird aber auch bei vernünftiger Lektüre dieses Buches die Grenze zu erkennen imstande sein, die zwischen dem wissenschaftlichen Anarchismus, den Menschen von der Art des Fürsten Krapotkin und irgendwelchen verkommenen Gesellen besteht, denen der Anarchismus Deckmantel verbrecherischer Gesinnungen ist.

In den ersten Kapiteln der Krapotkin'schen Autobiographie findet man die Schilderung der Kinderjahre. Das Adelsviertel von St. Petersburg ersteht vor unsern Augen, bevölkert mit allerlei seltsamen Gestalten, treuen, leibeigenen Dienern, gewaltthätigen, despotischen Herren, die selbst wieder die unterwürfigen Diener größerer Despoten sind. Kulturgeschichtlich interessante Streiflichter fallen auf die Zustände vor Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Bemerkenswerthes erfährt man auch über die Schulen jener Zeit. Krapotkin, der als Knabe bei einem Hoffeste dem Zar Alexander II. auffällt, wird zur Aufnahme im Pagenkorps bestimmt und in einer besonderen Militärschule erzogen. Auch sein Bruder Alexander, dessen tragisches Schicksal in der Geschichte unsres Jahrhunderts charakteristisch ist, besucht eine Militärschule. Früh entwickelte sich in den beiden Jünglingen die philosophische Ader. Insbesondere Alexander macht eingehende Studien, er beschäftigt sich ernsthaft mit Kant, und durch ihn wird auch Peter in die Philosophie, später in die philosophische Nationalökonomie eingeführt.

In die Jünglingszeit Peters und Alexanders fällt der Kampf um die Aufhebung der Leibeigenschaft. Bis in die Schulzimmer des Pagenkorps dringt die Bewegung, Peter verfaßt für gesinnungstreue Schulkollegen Flugblätter — im Vorzimmer des Beherrschers aller Reußen, wo die Pagen sich versammeln, gibt es glühende Köpfe, erhitzt von politischer Diskussion. Peter verrichtet höfische Dienste, durch Jahre ist er ganz nahe dem Fürsten, der ihn später hochverrätherischer Gesinnung wegen in die Verbannung schickt. Das Charakterbild, das Krapotkin von Alexander II. entwirft, hat Anspruch auf Beachtung. Der Haß und die Verachtung, die dieser Mensch gegen seinen Kaiser empfand, traten erst später an die Stelle von Liebe und Hochachtung. Auch Krapotkin feierte einst Alexander II. mit den Worten Herzens: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Es ist nun interessant nachzulesen, wie von Jahr zu Jahr die Politik Alexanders rückschrittlicher wird, wie er, selbst auf Schritt und Tritt von Hofcamarilla und geheimen Regierungsbureaux bewacht, Reformideen immer feindlicher gesinnt und ein Werkzeug Schuwalows und Trepows wird. Der Plan, seinem Lande eine Konstitution zu geben, wird unter der Einwirkung einer Nebenregierung immer wieder verschoben, und als Alexander sich endlich auf wiederholtes, dringliches Mahnen Lori's Melnikows zur Berufung einer Art von Konstituante entschloß und zur Großfürstin Katharina ging, um ihr zu sagen: „Je me suis décidé à convoquer une assemblée des Notables" — da war es zu spät. Auf dem Rückwege zum Winterpalaste wurde Alexander II. das Opfer eines Attentats. Krapotkin sagt, daß Alexander II. ein zwiespältiger Charakter gewesen sei. Persönlicher, augenblicklicher Muth und Geistesgegenwart, die sich immer beim Eintritte einer wirklichen Gefahr zeigte, habe sich mit einer ständigen Furcht vor einem plötzlichen gewaltsamen Tode verbunden und den Kaiser so in die Hände seiner Hofschranzen gegeben, die ihm, um ihre Wünsche durchzusetzen, stets durch Berichte von drohenden Attentaten die Bewilligung zu terroristischen Maßregeln abrangen. Sehr viel Interessantes über die russische Hofgesellschaft und die Aristokraten jener Zeit erfährt man aus diesem Buche eines Mannes, der bis in die Jahre seiner revolutionärsten Zeit mitten unter diesen Menschen gelebt und ihre Art aus vielen Erfahrungen kennen gelernt hat. Man bemerkt da wieder einmal, wie grundverschieden die russische Aristokratie von der westeuropäischen ist. Die oft konstatirte Thatsache, daß in jener Aristokratie ein leicht entzündbarer revolutionärer Funke glimmt, wird von Krapotkin bestätigt.

[1]) Stuttgart, Verlag von Rob. Lutz. 1900. 2 Bde.

Als Krapotkin seine Schulzeit hinter sich hat, ist seine geistige Entwicklung auch bereits in jene Bahnen gelenkt, die er später einschlagen sollte. Der Jüngling aus dem Pagenkorps, vor dem die glänzendsten Aussichten liegen, wählt für seine Militärzeit — Sibirien. Er will nichts vom Eintritte in ein vornehmes Garde-Regiment wissen. Er geht zu einem bescheidenen Kosakenregiment in das entlegene Land, da aus seinem sehnlichen Wunsche, auf die Universität zu gehen, nichts wird. Aus der Erklärung, die er dem Kaiser für die Wahl seines Regimentes gab: „Ich will arbeiten. Es muß in Sibirien so viel zu thun geben, um die großen Reformen, die gemacht werden sollen, dort einzuführen", tönt schon der Entschluß, ein eigenes, starkes Leben zu führen. Und in der That, für den jungen Fürsten P. Krapotkin ist Sibirien die ernste Schule des Lebens geworden.

Es ist allgemein bekannt, daß der Anarchist Fürst P. Krapotkin einer der bedeutendsten Geographen unsrer Zeit ist. In der Schule war der Keim zu diesen Studien gelegt worden, strategisch-geographische Uebungen bildeten das Wissen des Jünglings aus und die Jahre in Sibirien brachten viele Anregungen. „Sibirien ist nicht das kalte, von Eis und Schnee starrende, nur von Verbannten bevölkerte Land, wie es sich sogar viele Russen vorstellen. Sein Süden steht an natürlichem Reichthum dem südlichen Canada nicht nach; . . . Im Jahre 1862 war die obere Verwaltung Sibiriens weit aufgeklärter und überhaupt weit besser als die irgend einer Provinz im eigentlichen Rußland", solche und ähnliche Bemerkungen aus dem Munde eines so guten Beobachters wie Krapotkin machen das Buch werthvoll. Er erzählt, daß es unter den sibirischen Beamten eine große Zahl aufgeklärter Reformatoren gebe und erinnert, daß im Arbeitszimmer des Generalgouverneurs Grafen N. N. Murawiew selbst z. Bl. „junge Offiziere, unter ihnen der verbannte Bakunin das Für und Wider der Gründung der Vereinigten Staaten von Sibirien beriethen, die über das Stille Weltmeer hinüber mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika in ein Bundesverhältniß treten sollten". Erst nach Krapotkins Eintreffen in Sibirien begann die Herrschaft der Reaktion. Er selbst hat noch Gelegenheit zu mancher Reform gehabt, wenn auch die meisten seiner Berichte in den Archiven der St. Petersburger Ministerien liegen blieben. Aus dem reichen Inhalt des Buches wird Viele auch die Schilderung der polnischen Wirren interessiren.

Neben der amtlichen Thätigkeit kommt in Krapotkin aber auch schon der Wunsch geographische und ethnologische Studien zu machen, zu Recht. Als Kaufmann verkleidet und im Besitze einer Handelskarawane, begibt er sich auf eine Forschungsreise durch die Mandschurei. „Kein Europäer hatte diese Gegend je besucht, und ein russischer Topograph, der kurz vorher den Weg eingeschlagen hatte, war getödtet worden. Nur zwei Jesuiten waren noch zur Zeit des Kaisers Kan-Si vom Süden aus dahin gekommen und hatten die geographische Breite bestimmt. Niemand, nicht einmal chinesische Geographen wußten etwas von dem Lande." Ueberdies gestattete China den Eintritt nicht. Der junge Forscher mußte seine Zuflucht zu Listen nehmen und es war ein Wunder zu nennen, daß er seine Aufgabe erfüllen konnte. Auf dieser Forschungsreise wurde das Quellgebiet des Amur entdeckt.

Sibirien und der Aufstand der polnischen Verbannten im Jahre 1866 öffneten dann dem Fürsten die Augen. Allmählich war ihm die Stellung an der Seite der Herren verhaßt geworden; von diesen Tagen an beginnt die Laufbahn des Revolutionärs. Krapotkin kehrt nach St. Petersburg zurück. Er beginnt ernste geographische Studien, erwirbt sich einen hochgeachteten Namen. Auf einer Forschungsreise durch das Gletschergebiet Finnlands erkennt er das Unrecht, das in der Vertheilung des Kapitals nach bestehender Weltordnung liegt, er lehnt es ab, ferner nur in seinem wirthschaftlichen Gebiete thätig zu sein, er will Reformator werden, Helfer des Volkes. In diesen Tagen entscheidet sich das Leben Krapotkins. Er folgt seinem Temperamente, das von dem Mitleide mit den Bedrückten beherrscht wird, und er opfert sein Leben einem Kampfe, unbekümmert um die Erreichbarkeit des Zieles.

Die folgenden Kapitel des Buches theilen manches über die Reformbestrebungen der St. Petersburger Gesellschaft mit. Es handelt sich zumeist um die Studienreform und um soziale Hülfsarbeiten. Das meiste hier Berichtete kann man auch anderwärts nachlesen, auch aus den Romanen Turgenjeffs erfährt man darüber zur Genüge: allerlei pikante Züge enthält das Buch trotzdem. So berichtet Krapotkin, daß im Jahre 1878 zur Zeit des türkischen Feldzuges, als die russischen Mädchen und Frauen in großer Anzahl in den Krankenpflegedienst traten, die Staatspolizei zwei Damen wegen ihrer sozialen Thätigkeit eifrig suchte, die Beide in den Armeespitälern dienten, die eine sogar als Oberpflegerin. — Krapotkin geht ins Ausland, dort lernt er die „Internationale Arbeiterassociation" kennen, dort entscheidet sich auch im „Jurabund", dem er angehörte, seine politische Laufbahn. Die taktisch arbeitende Sozialdemokratie, die eben schon zur politisch arbeitenden Partei geworden ist, enttäuscht ihn, er wendet sich zum Anarchismus, zu der Lehre der freigewählten Organisationen. Von der Auslandsreise nach der Heimath zurückkehrend findet Krapotkin den Nihilismus in höchster Blüthe. Aber er verwahrt sich gegen die Verwechslung von Nihilismus und Terrorismus. Das Wesen der nihilistischen Lebensanschauung sei das unablässige Bestreben voller Aufrichtigkeit. Keine Lüge! ist das Programm. Der Terrorismus sei überhaupt keine Lehre und keine Weltanschauung, sondern eine politische Methode, die zu einer Zeit von manchen Anhängern des Nihilismus angewendet worden sei. Der Nihilismus aber sei nicht unbedingt mit dem Terrorismus verbunden.

Krapotkin gehörte damals dem „Tschaykowsky-Kreise" an, einer Verbindung von Revolutionären, gleichsam die exklusivste Auswahl aus der Jugend jener Zeit, eine Art geistiger Elite, die sich als politisches Exekutiv-Komitee konstituirte. Krapotkin spendet den Mitgliedern jenes Kreises das höchste Lob. Die hauptsächliche Aufgabe des Kreises war die Verbreitung von Bildung. Man kennt aus manchen Schilderungen anderer Autoren die Schwierigkeiten und Anfeindungen, denen in Rußland der ausgesetzt ist, der das Volk aufklären will. Unter dem Eindrucke dieser Anfeindungen entwickelte sich aus den Volksbildungsvereinen dieser Art eine weitverzweigte radikale Partei sozialistischer Art. Bemerkenswerth ist ja für diesen russischen Sozialismus, daß seine Anhänger weniger als irgendanderswo Theoretiker waren; trotzdem die Meisten aus den besseren sozialen Schichten stammen, übten sie in ihrer Lebensweise auch praktisch den Sozialismus, indem sie die bescheidenste Lebensweise führten und alles übrige Geld der Partei opferten. Eine solche Partei wirkt durch sich selbst. Die Gährung im Lande wuchs, die polizeilichen Maßregelungen blieben nicht aus.

Einer der besten Freunde Krapotkins aus jener Epoche war Stepniak. An der Seite dieses Mannes that er Ungeheures für die Agitation unter der Landbevölke-

rung. Den fanatischen Eifer dieser Beiden charakterisirt ausgezeichnet die falgende Erzählung Stepniaks: „Eines Tages ging ich mit einem Kameraden einen Weg entlang, als uns ein Bauer in einem Schlitten einhalte. Ich ging sasart ans Werk, sagte ihm zunächst, daß er keine Steuern zu zahlen brauche, daß die Beamten das Valk plünderten und versuchte ihn unter Anführung van Bibelstellen von der Nathwendigkeit einer affenen Empärung zu überzeugen. Der Bauer peitschte auf sein Pferd los, aber wir falgten eilends; er ließ sein Pferd traben, wir fingen an hinterdrein zu laufen, während ich dabei immer weiter zu ihm van Steuern und van Empärung redete. Schließlich brachte er sein Pferd in Galapp, aber es taugte nicht viel — es war ein schlecht genährtes Pony. — Sa kannten mein Kamerad und ich noch eine gute Weile Schritt halten, um die Prapaganda fortzusetzen, bis wir außer Athem waren.“ Auf diese Art agitirte Stepniak, unter dem Namen Serget. Oft benutzte er als Mittel in der Tolstai'schen Art die Bibel.

Wie Stepniak, sa führte auch Fürst Krapatkin ein Dappelleben. Bald hielt er sich unter seinen Standesgenossen auf und suchte dart Anhänger zu finden, bald lebte er mit Arbeitern zusammen. Während er aber die Abende mit palitischer Arbeit verbrachte, arbeitete er tagsüber an seiner geagraphischen Arbeit über die Eisfarmation in Finnland und Rußland. Von allen Seiten wurden ihm die Freunde durch Einkerkerung und Verbannung entrissen. Er wußte wohl, daß auch auf ihm der Verdacht der Polizei ruhte, allein die geagraphische Arbeit mußte vallendet und der Geagraphischen Gesellschaft vorgelegt werden. Der Tag des Vartrags kam heran, Krapatkin erntete viele Ehre — in derselben Nacht aber wurde er durch Verrath eines vermeintlichen Freundes in die Hände der Palizei geliefert. Nach einigen Tagen wurde er in die Peter-Pauls-Festung eingeliefert, die ihn nun zwei Jahre beherbergen sallte. Sa war er nun in dem Hause schrecklicher Geschehnisse. „Hier falterte“, erzählt er, „Peter I. seinen Sahn Alexis und tödtete ihn mit eigener Hand; hier sperrte man die Fürstin Tarakanowa in eine Zelle, die sich bei Eintritt einer Ueberschwemmung mit Wasser füllte, sa daß die Ratten, um sich var dem Tade des Ertrinkens zu retten, an ihr emporkrachen . . . hier ließ Katharina II. diejenigen lebend begraben, die sich der Ermordung ihres Gatten widersetzten . . .“ hier begann die Falterzeit Bakunins, hier begann Krapatkins Märtyrerweg. Hier im Gefängniß schrieb er aber auch ein dreibändiges geagraphisches Werk, das van Fachleuten hachgeschätzt wurde. Nach zweijährigem Aufenthalt im Peter-Pauls-Gefängniß wurde Krapatkin ins — Untersuchungsgefängniß gebracht. Er wurde nun krank. Der widerstandsfähigste Kärper vertrug die Kerkerluft nicht. Als Krapatkin aus dem Gefängnißhaspital zurückkehrte, begann er und seine Freunde an Fluchtpläne zu denken. Was unmöglich schien, gelang. Unter den Augen seiner militärischen Wache entlief Krapatkin, verbarg sich einen Tag in St. Petersburg selbst durch den Aufenthalt im varnehmsten Restaurant der Stadt (bei „Donan“) und entkam dann über Schweden nach England. Rußland hat Krapatkin nicht mehr wiedergesehen. Eine Zeitlang gewährten ihm Frankreich und die Schweiz ein Asyl. Allein schließlich mußte er beide Länder verlassen. Ja, Frankreich bemühte sich, die russische Härte nachzuahmen. Gelegentlich der Lyaner Bewegung (im Jahre 1882) wurde er verhaftet und gegen alle Erwartung wegen Mitgliedschaft an der radikalen Vereinigung „Internatianale Arbeiterassaciatian“ zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. Die Intelligenz aller Länder empärte sich dagegen, Jahr für Jahr wurde in der Kammer ein Amnestieantrag eingebracht, die Akademie der Wissenschaften bat Krapotkin ihre Büchersammlungen an, — endlich im Januar 1886 wurde Krapotkin begnadigt.

In Rußland aber büßte sein Bruder, dem man Mithülfe an der Flucht varwarf, für ihn. Er wurde administrativ nach Sibirien verschickt, zweimal wurde im letzten Augenblicke seine Strafzeit verlängert, standhaft ertrug er alles, als aber endlich Weib und Kind am letzten Tage seiner Verbannung ihm nach Europa vorangegangen waren, sagte man ihm, man habe seine Zeit nachmals verlängert. Da entleibte er sich.

Der Tad seines Bruders hat Peter Krapatkin niedergewarfen. Noch arbeitet er in Londan mit der Feder für seine Ideen. Allein er ist nun alt gewarden. Die anarchistische Bewegung in Londan ist ja fast todt. Krapatkin selbst hat nicht mehr die heftigen Täne wie in der Zeit, als er die „Paroles d'un Revolté“ schrieb. Das sagt Einem dieses Memoirenbuch.

Viele werden mit Interesse in dem letzten Theile des zweiten Bandes allerlei amüsante Histärchen über palitische Spiane und Gefängnißleben, sawie über geheime Pakte der Regierungen mit radikalen Parteien lesen. Hier mangelt der Platz darauf einzugehen. Dieser Auszug sallte nur das Interesse an der starken Persönlichkeit des Revalutianärs P. Krapatkin erwecken. F—d.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. **Roseggers „Heimgarten“**, eine der seltenen Zeitschriften, die das Gepräge des Herausgebers tragen — die meisten beugen sich, wie es im „**Volksfeind**“ heißt, dem Machtgebot des Abonnenten — tritt in den 25. Jahrgang. In diesen Blättern wurde Verdienst und Eigenart des charaktervollen „Heimgärtners“ so oft gewürdigt, daß wir heute mit unserm aufrichtigen Glückwunsch nur die frohe Kunde verbinden wollen, daß es Roseggers Bemühungen gelungen ist, eine Volksausgabe der Werke seines Lebensfreundes **Robert Hamerling** durchzusetzen. Er theilt diese Zusage der Hamburger Verlagshandlung als Antwort auf seine im März-Heft des „Heimgarten“ veröffentlichte Mahnung mit, und löst damit seine alte, große Dankesschuld an einen seiner ersten und treuesten Förderer rühmlich ein. Aus dem schönen Gedicht, mit dem Rosegger selbst das Jubiläum seiner Zeitschrift besingt, heben wir die folgende, den „Heimgarten“ trefflich charakterisirende Strophe hervor:

Seit einst im Steirerland
Schlicht dieses Blatt entstand,
Liegen, wie immer, die Geister in Streit.
Und dieser Garten hier
War theils ein Kampfrevier,
Theils ein Idyll auch in stürmischer Zeit.

Gustav Lang: Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen. Stuttgart, Steinkopf 1899. — Nicht ohne Mißtrauen nahmen wir das Büchlein zur Hand. Wer kann auf so ausgetretenen Pfaden noch etwas Neues, Eigenes schauen und schildern? Bald aber war es uns, als blätterten wir in der Studienmappe eines Malers, der, wenn er ein rechter Maler ist, auch wagen darf, das hundertmal Gemalte noch einmal zu malen, so, wie er es mit seinem Auge sieht. Und der Verfasser dieser kleinen farbensatten Skizzen ist ein Maler, wenn er auch nur ein Archäologe ist. Er hat alle Eigenschaften eines Künstlers: den scharfen Blick für das Charakteristische, Wesentliche, Kompositionstalent, eine feine, liebevoll ausführende Hand in der Landschafts- und Genremalerei, unbefangene Freude an der Darstellung des Gesehenen. Wenn auch sein Hauptinteresse natürlich auf die Antike gerichtet ist, so drängt sich doch nirgends, außer etwa in den Kapiteln über Ithaka und Troja, den umfangreichsten des Buches, das Archäologische vor, überall wird das rein

Historische durch das Landschaftliche belebt, dieses durch jenes verklärt; die glückliche Harmonie, der man den Schwaben anmerkt, theilt sich auch dem Leser mit. Bilder aus drei Welten ziehen an uns vorüber, aus Italien, aus Griechenland, aus Kleinasien. Auf Griechenland fällt die Hauptmasse. Wir heben daraus den Abschnitt „Griechenland" selbst hervor, eine nüchterne, fast pessimistische und doch nicht lieblose Schilderung der heutigen Zustände; sodann die treffliche Charakteristik Dörpfeld's (S. 84 f.). Aus jeder der Hauptstädte der drei Länder erhalten wir in lebendiger Schilderung das Bild eines kirchlichen Festes: aus Rom das einer Papstmesse, aus Athen das eines Osterfestes, aus Konstantinopel das zweier Tänze von Derwischen und des Selamliks. Dazwischen schieben sich Ansichten der verschiedenen Städte selbst, alles mit Begeisterung, doch ohne Idealisirung. Ein gesunder Realismus ist es, der überhaupt dem Büchlein seinen Charakter und seinen Reiz gibt, so daß inzwischen nach kaum Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig wurde. Gewiß die beste Empfehlung. K. D.

*Eisgewinnung in der Cordillera von Mexico. Es ist bekannt, daß in einigen Theilen Indiens die nächtliche Wärmeausstrahlung zur Gewinnung von Eis benutzt wird. Man stellt flache und poröse irdene Schalen mit Wasser während der Nacht auf Reisstroh, das man in eine kleine im Boden angebrachte Aushöhlung gelegt hat, und bekommt dadurch unter günstigen Verhältnissen Eis in beträchtlichen Mengen, selbst bei einer Lufttemperatur von 15—20° über Null. Eine einigermaßen diesem Verfahren ähnliche Art der Eisgewinnung beschreibt O. H. Howarth in einem Aufsatz über die Cordillera von Mexico im „Scott. Geogr. Mag.", über den der „Globus" berichtet. Howarth fand in einem der höchsten Thäler des Staates Oaxaca, in einer Höhe von etwa 2500 m. eine blühende Eisindustrie vor. Zahlreiche flache Holztröge, die mit Wasser gefüllt sind, werden während der Winternächte auf den Erdboden gestellt, und es bildet sich eine nur etwa 0.4 cm dicke Eisschicht. Dieses Eis wird am Morgen abgenommen, in in die Erde gegrabene Höhlen geschaufelt und mit Erde zugedeckt. In den Löchern gefriert dann das Eis zu einer festen, zusammenhängenden Masse, man schneidet es in Blöcken aus und sendet es hinunter in die Städte, wo es stets einen guten Absatz findet.

x. Die Kane-Expedition. George Days, der letzte Ueberlebende der Hülfsexpedition, welche den amerikanischen Nordpolfahrer Dr. Kane 1855 rettete, ist am 24. d. M. in Worcester, Mass., 68 Jahre alt, gestorben.

J.G. Von der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Dresden. (24. bis 28. September 1900.) — In Dresden, der unvergleichlichen Hauptstadt Sachsens, findet in diesen Tagen zugleich mit dem 75jährigen Jubiläum des Dresdener Geschichtsvereins, eines der ältesten Deutschlands, die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine statt in Verbindung mit dem ersten (besonderen) Tag für Denkmalspflege, sowie mit dem zweiten deutschen Archivtag. Dieser, in Straßburg voriges Jahr zum erstenmal selbständig hervorgetreten, hat sich in diesem Jahr eine besondere Verfassung gegeben, indem an seine Spitze ein Trio von Männern berufen wurde, bestehend aus Geh. Archivrath Dr. Grotefend (Schwerin), Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand (Straßburg) und, um die fernere Verbindung mit dem Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine aufrecht zu erhalten, den jeweiligen Vorstand dieses Vereins. Als solcher ging aus der zweistündigen Berathung der eigentlichen Vereinsvertreter (am Dienstag, den 25. September), der bisherige interimistische Vorstand Archivrath Dr. Bailleu (Berlin) hervor. Ihm sind außer einem Stellvertreter, wofür Generalmajor v. Pfister (Stuttgart) bestimmt wurde, und einem Schatzmeister, Archivrath Dr. Zimmermann (Wolfenbüttel), sechs Beisitzer zur Seite gegeben, wozu auf Vorschlag Grotefends durch Acclamation bestimmt wurden die schon bei dem Entwurf der neuen Satzungen betheiligten HH. Prof. Wolf (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. Anthes (Darmstadt), Archivdirektor Dr. Wolfram (Metz), Direktor v. Bezold (Nürnberg), Regierungsrath Dr. Ermisch (Dresden) und Archivrath Dr. Prümers (Posen). Sonst dürfte es sich bei der Berathung des Entwurfs, der schließlich einstimmige Annahme fand, namentlich um das Verhältniß des Vorsitzenden zu dem Schriftleiter des Korrespondenzblatts, zur Zeit in der Person von Archivrath Dr. Bailleu (Berlin) vereinigt handele. Es wird hier bestimmt, daß, während der Vorsitzende die Geschäfte des Gesammtvereins, zur Zeit aus 137 Einzelvereinen bestehend, führt, der Schriftleiter des Korrespondenzblattes vom Verwaltungsausschuß bestimmt wird. Für die Geschäftsführung und die Schriftleitung wird eine Geldentschädigung gewährt, deren Höhe vom Verwaltungsausschuß festgesetzt wird. Sonst mag von dieser Vertretersitzung von allgemeinem Interesse sein die begeisterte Aufnahme des Vorschlags, unter die sechs Beisitzer, von denen zwei jährlich ausscheiden, bald auch einen Oesterreicher aufzunehmen, nachdem unter dem Beifall der Versammlung in derselben Sitzung nun schon der dritte österreichische Verein (neben dem Verein für die Geschichte Steiermarks und der Deutschen in Nordböhmen nun auch der Verein für Geschichte Mährens und Schlesiens) sich dem Gesammtverein angeschlossen hatte. Als Ort für die nächste Tagung wurde endlich Freiburg i. Br. ins Auge gefaßt, daneben, falls dort Schwierigkeiten im Wege ständen, eine bayerische Stadt (Regensburg, Augsburg oder Würzburg!). Die finanzielle Lage des Vereins ist gut (gegen das Vorjahr ca. 200 M. Plus), die Beiträge sollen dieselben bleiben.

yo. **Halle a. S.**, 24. Sept. Heute Vormittag 10 Uhr wurde in der Aula der Universität, als deren Schutzheiliger Christian Thomasius, ein tapferer Vorkämpfer der Aufklärung und echter Volksbildung gilt, die 31. Versammlung deutscher Anthropologen durch deren zeitigen Vorsitzenden Geheimrath Virchow (Berlin) eröffnet. In seiner Begrüßungsansprache würdigte der Altmeister anthropologischer Forschung in Deutschland die Verdienste eines Johann Friedrich Meckel einer eingehenden Betrachtung. Meckel ist einer der bedeutendsten Vertreter der Anatomie des 18. Jahrhunderts und hat an der Halle'schen Universität gelehrt; sein Schüler ist der Anatom Lohder, bei dem Goethe in Jena Anatomie trieb, wenn er den höfischen Pflichten in seiner Weimarer Frühzeit sich entzog. So hat Meckels Lehre den Naturforscher Goethe mittelbar beeinflußt, ja man darf sagen, daß ohne diesen Einfluß Goethe nicht die spezifische Richtung in seinem naturwissenschaftlichen Denken eingeschlagen hätte, die er thatsächlich ergriff. Goethe ward geleitet durch Meckels Einwirkung, der die Lehre vertrat, daß die Anatomie nicht nur die Anschauung der ausgebildeten Theile des menschlichen Körpers lehren soll, sondern auf die Entstehungsgeschichte dieser Theile zurückzugehen, also die Entwicklungsgeschichte zu erforschen habe. Und diese Anschauung führte ihn zur Entdeckung des Zwischenkiefers, eines Knochens, den jeder Mensch einmal gehabt hat, und der im Laufe der Entwicklung des menschlichen Skeletts verwächst. Diese Richtung Meckels auf das Werden der lebendigen Dinge hat denn auch Goethe zu seiner „Metamorphose der Pflanzen" geführt, und überhaupt ist die Metamorphose des Wachsthums nach Virchow die neue Idee, die wir bei Goethe in seinem künstlerischen Studium der menschlichen Gestalt verfolgen können und deren Entdeckung für die Pathologie Johann Friedr. Meckel zuzuschreiben ist, die Vorstellung, daß zwischen Pathologie und Physiologie keine scharfe Grenze zu ziehen ist, daß die pathologischen Erscheinungen nur die durch äußere Zwangsverhältnisse veränderten physiologischen Vorgänge darstellen, und daß die größte Anomalie doch einen Lebensvorgang aus den natürlichen Gesetzen entwickelt darstellt; diese Anschauung vertritt auch Virchow. Somit ist auch Meckel der Erfinder der Lehre von den ehedem als Wunder angesehenen Mißbildungen, die sich doch alle als auf natürlichem Wege entstanden erklären müssen. Somit ward in Halle schon im 18. Jahrhundert die Grundlage gelegt für die Wissenschaft von der physischen Anthropologie. Nun ist es freilich bis heute der Wissenschaft noch nicht möglich, die Grenzen zu ziehen zwischen der Abweichung von der Art und der als erblich zu betrachtenden Erscheinung, und neben der Anschauung, die Entwicklung des Menschen sei aus einem Stamme mit innerer Naturnothwendigkeit hervorgegangen, aus dem sich die Rassen abgezweigt, wie sie bei zahlreichen Anthropologen herrschend ist,

tritt jene Anschauung, die von der Varietät der Keime ausgeht. Wir können heute noch nicht genau angeben, wo die Grenzen sind zwischen den Erscheinungen, die durch äußere Einflüsse entstehen, und dem Entstehen der Rassen oder Stämme, die in die Erscheinung treten, wenn eine Varietät sich dauernd fortpflanzt. Die Erscheinung des Atavismus, eine Rückbildung, wird heute noch vielfach festgehalten, obgleich der Grund dieser so genannten Erscheinung noch sub indice ist. Man hat in Deutschland und in Frankreich bei wenig hirnbegabten Kindern von einer „Mongoloiden-Rasse" gesprochen, der diese angehören sollten, und hat semitische Nasen bei Stämmen in Neu-Guinea gefunden, doch kann solche Anschauung, die man als eine Rückbildung zu einer anderen Rasse aufgefaßt hat, nur als eine „Mode" bezeichnet werden. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, alle Erscheinungen auf die normalen Verhältnisse zurückzuführen. Ein zweiter Hallenser Anatom, verdient um die exakte Schädelmessung, für die er mustergültige Methoden aufgestellt hat, wie um die genaueste Untersuchung des menschlichen Knochenbaues, ist **Welcker**. Er hat das Meckel'sche Material um eine Reihe meist exotischen Stoffes reichlich vermehrt. Die Sammlungen in Deutschland, von denen nach des Vortragenden Ansicht keine an die noch durch Blumenbach im Pariser Jardin des Plantes angelegte heranreicht, was den Reichthum des Materials anlangt, haben, trotzdem sie mit mehr Fleiß und Methode als jene reicheren französischen bearbeitet worden sind, die Lehre vom Menschen bei weitem mehr fördern helfen. Redner hebt als Muster eines anthropologisch-archäologischen Museums das Musée National in St. Germain en Laye hervor, wo man die gesammte Entwicklung des Menschen in Frankreich von der Periode des geschlagenen Feuersteins an bis zur historischen Epoche aufwärts verfolgen kann. In Halle und Umgebung, wo der Kupferbergbau bei Eisleben vorhanden ist, kann für die Lösung der Frage nach der der Bronzezeit vorausgehenden Kupferzeit in der Zusammenbringung des dafür ausschlaggebenden Materials Wichtiges geleistet werden; denn kein anderes Gebiet in Deutschland bietet hiefür eine Parallele. Ueber den Ursprung der Bronze hinsichtlich des Ortes ihrer ersten technischen Verwendung oder ihrer Erfinder ist bisher sicheres noch nicht auszusagen. Indem Virchow auf die Frage der wissenschaftlichen Kongresse eingeht, hebt er hervor, wie diese Zusammenkünfte stets eine ernste Arbeit forderten, und nicht für das persönliche Vergnügen, vielmehr zur Kenntnißnahme der Dinge durch die einzelnen Forscher eingerichtet werden, die aus Büchern nicht gewonnen werden kann. Sie sind eine Nothwendigkeit; denn sie geben durch die Besichtigung, von sonst nicht leicht zugänglichen Sammlungen die Kenntniß des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft. Gegenüber den skandinavischen Staaten, wo Stipendien für anthropologische und archäologische Forschungsreisende reichlich gegeben werden und guten Nutzen bringen, haben wir in Deutschland **nicht zu viel wissenschaftliche Reisende**; sind es doch zumeist unsre Marine- und Militärärzte, die solche Forschungsreisen mit Erfolg ausführen. Auch haben die Kongresse eine Vervielfältigung des Forschungsmaterials herbeigeführt, das ohne sie sicher für die Kenntniß verloren wäre. — Es folgten die offiziellen Begrüßungen. Im Namen der örtlichen Geschäftsführung begrüßte Major Dr. O. **Förtsch** den Kongreß und knüpfte an die erwähnten Wandtafeln zur Vor- und Frühgeschichte Erörterungen über die **prähistorischen Verhältnisse der Provinz Sachsen**. Der Redner zeigte, was an Fundstücken aus den einzelnen Perioden der Kulturgeschichte gewonnen ist und charakterisirte dann die für die bestimmten Zeitabschnitte typischen Funde. Die Anlagen der Steinzeit schon fand man auf gutem Ackerboden, oberhalb des Ueberschwemmungsgebietes, so daß Spuren von Pfahlbauten fehlen. Die Bronzezeit ist durch kleine Schmelztigel und Gußformen vertreten. Werkzeuge in reinem Kupfer kommen vor. Die Waffen der Bronzezeit, nicht zahlreich, sind Importe, nur Bronzeringe sind als heimische Artefakte anzusprechen, die getriebenen Hallstatt-Funde sind ebenfalls auf dem Wege des Handels in die sächsischen Gebiete gelangt. Die ältesten Eisenwerkzeuge weisen deutlich auf die Nachahmung bronzener Formen und Vorbilder hin. In der Zeit, als die Kelten bis in die Gebiete der Ostalpen siegreich vorgedrungen waren muß der Handelsverkehr den La Tène-Schmuck noch vor den La Tène-Waffen in die sächsischen Lande geführt haben. Die **Werkzeuge** der Römer sind dann später durch das Saale-Thal den germanischen Waldbauern in Thüringen zugeführt worden und fanden bei ihnen mehr Anerkennung als deren Schmuckgegenstände oder gar ihr Geld. Das Salz scheint bei diesem Verkehr bedeutend mitgewirkt zu haben. Römerzeit, Völkerwanderungsperiode und Merowingerzeit sind für Sachsen nicht scharf zu trennen, die **slavische** Zeit hat dem Lande **keinen Kulturgewinn** gebracht, wenngleich Slaven bis ins 14. und 15. Jahrhundert im Osterland, der Altmark und im Anhaltischen gesessen haben und noch Reste von Wallburgen von den alten slavischen Befestigungen Zeugniß geben. Der Versammlung ist vom Vortragenden, als Direktor des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen, ein Heft der „**Mittheilungen**" dieses Instituts als Festgabe überreicht worden.

* **Wiesbaden.** Zu Mitgliedern der Direktion des **Reichs-Limes-Museums auf der Saalburg** wurden ernannt als erster Direktor der seitherige Konservator des Römisch-Germanischen Museums in Mainz Ludwig **Lindenschmit**, als zweiter Direktor der seitherige Direktorialassistent an den großherzoglichen Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe Professor Karl **Schumacher**.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Arnold: Die Wohnungsmiethe nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. 2. Auflage. München, M. Rieger (G. Himmer) 1900. — Dr. **George D. Creanga**: Die direkte Besteuerung in Preußen und Rumänien. (Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, Heft VIII.) Berlin, E. Ebering 1900. — **Hermann Hanau**: Vaterland. Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer 1900. — Dr. **Siegmar Schultze**: Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Co. 1900. — Die **Unfallversicherungsgesetze**. Textausgabe mit Register. München, Beck 1900. — **Baronin José Schneider-Arno**: Der Leuchtthurmwächter von Zaglawa. (Aus Oesterreich. Bd. IV.) Wien, Braumüller 1901. — Dr. O. **Römer**: Die Bedeutung der Zahnpflege für das Wohlbefinden des ganzen Menschen. 2. Aufl. Straßburg, Fischbach 1900. — Dr. H. **Frey**: Der Arbeitsnachweis für Frauen, insbesondere für weibliche Dienstboten. (S.-A. aus Nr. 48 der „Sozialen Praxis".) 1900. — E. **Frey**: Zur Geschichte der Idee des internationalen Arbeiterschutzes. (S.-A. aus den „Schweiz. Blättern für Wirthschafts- und Sozialpolitik", Heft 13, 8. Jahrgang. 1900.) — O. **Immisch**: Vom Gymnasium der Zukunft. (S.-A. aus „Neue Jahrbücher", Jahrgang 1900. II. Abth. 6. Band. — Dr. F. de **Filippi**: Die Forschungsreise Sr. kgl. Hoh. des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen nach dem Eliasberge in Alaska im Jahre 1897. Leipzig, Weber 1900. — Th. v. **Frimmel**: Die modernsten bildenden Künste und die Kunstphilosophie. Leipzig und Wien, Deuticke 1900. — **Archiv für gewerbliche Rechtspflege**. 1. Bd. 8. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — H. v. **Bülow**: Deutschlands Kolonien und Kolonialkriege. Mit 6 Karten. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — J. und W. **Grimm**: Deutsches Wörterbuch. 10. Bandes 4. Lieferung. Bearbeitet von Dr. M. Heyne. Leipzig, Hirzel 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Raffauer in München

Jahrgang 1900. München, Samstag, 29. September. Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bayern und Frankreich.[1]

Von Karl v. Stengel.

I.

Wiederholt ist Bayern mit Frankreich in einem Bündniß gestanden und haben bayerische und französische Truppen gemeinschaftlich gegen den Kaiser, bezw. Oesterreich gefochten. Es war dies der Fall unter Max Emanuel während des spanischen Erbfolgekrieges, dann unter Karl Albert während des österreichischen Erbfolgekrieges und schließlich unter Kurfürst Maximilian IV. Joseph, dem späteren König Maximilian I. zu Zeiten Napoleons.

Das Bündniß Bayerns mit Frankreich unter Max Emanuel hat Bayern bekanntlich viel Unheil gebracht. Das Gleiche war der Fall, als Karl Albert, als Kaiser Karl VII., im Bunde mit Frankreich Oesterreich bekriegte, denn Karls Sohn, Maximilian III. Joseph, wurde im Jahre 1745 zu dem demüthigenden Frieden von Füssen gezwungen, mit dem, wie Döberl (S. 600) hervorhebt, die auf eine führende Stellung im Reich gerichtete Politik Bayerns schloß. Bayern war von nun an aus dem Kreise derjenigen deutschen Staaten, welche mit dem Anspruch auf die Führung der Gesammtnation auftreten konnten, ausgeschieden; fortan konnten zur Lösung einer solchen Aufgabe nur mehr zwei Staaten in Betracht kommen, Oesterreich oder Preußen; die deutsche Geschichte stand unter dem Zeichen des Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen.

Besser gestaltete sich die Sache, als Anfang des 19. Jahrhunderts Bayern an der Seite Napoleons Oesterreich bekämpfte; der Lohn für die Frankreich geleistete Hülfe war eine beträchtliche Vergrößerung des bayerischen Staatsgebiets und der Erwerb der Königskrone. So erfreulich aber diese Erfolge vom ausschließlich bayerischen Standpunkt auch erscheinen mögen, so konnte doch die damalige Politik Bayerns und die Rheinbundzeit unter dem national deutschen Gesichtswinkel nur mit sehr gemischten Gefühlen betrachtet werden, zumal die durch die franzosenfreundliche Politik Bayerns erzielten Erfolge einen sehr selbstbewußten Partikularismus hervorriefen, der nicht immer geneigt war, den gesammtdeutschen Interessen gebührend Rechnung zu tragen, und auch nicht begreifen wollte, daß für Bayern die Möglichkeit für immer geschwunden ist, in Deutschland die erste Rolle zu spielen. Nachdem jedoch Bayern im letzten deutsch-französischen Krieg an der Seite der übrigen deutschen Staaten gegen Frankreich gekämpft hat und nunmehr ein ebenso treues wie bedeutsames Mitglied des neuen Deutschen Reichs geworden ist, sind wir in der Lage, die Rheinbundzeit sowohl, wie die früheren Verbindungen Bayerns mit Frankreich ohne alle Voreingenommenheit zu betrachten und mit Ruhe und Objektivität die Gründe für die von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts wiederholt zutage getretene franzosenfreundliche Politik der bayerischen Regierung zu untersuchen und zu verstehen.

Die Gründe dieser Politik, vornehmlich zur Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria, klar zu legen, ist der Zweck der genannten Schrift von Döberl. Döberl findet diese Gründe mit Recht in dem Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach, der so alt ist wie der habsburgische Donaustaat selbst, welcher ja vornehmlich auf Kosten des bayerischen Herzogthums gegründet und auf dessen Kosten erweitert wurde und der im eigenen Interesse fortan jeden Machtzuwachs des bayerischen Herzogthums fernhalten zu müssen glaubte. Es war ein ähnlicher Gegensatz wie der spätere Gegensatz zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern. Und früh schon, ganz besonders aber während der Regierung Kurfürst Maximilians I. suchte und fand Bayern gegen die Habsburger, die auch das Gewicht und die Macht der Kaiserwürde in die Waagschale ihrer territorialen Interessen legten, einen Rückhalt an dem Rivalen des Hauses Habsburg, an Frankreich, dessen Staatsmänner von Franz I. bis in die Zeiten Napoleons I. die ganz begreifliche Politik verfolgten, das Haus Wittelsbach gegen das Haus Habsburg auszuspielen.

Im ersten, in der Hauptsache einleitenden Kapitel, behandelt der Verfasser zunächst die älteren Gegensätze zwischen Bayern und Oesterreich, insbesondere während der Reformation und der Gegenreformation zur Zeit Maximilians I. und während des 30jährigen Krieges, für welche Zeit namentlich auch die Gegnerschaft zwischen Herzog Maximilian und Wallenstein in Betracht kommt; hierauf die älteren Beziehungen zwischen Bayern und Frankreich vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der Regierung Maximilians I., welche veranlaßt durch die gemeinsame Gegnerschaft gegen Spanien, das vielfach den bayerischen Bestrebungen, z. B. in der Frage der Erwerbung der Kurwürde entgegentrat, im Jahre 1631 mit Frankreich ein Schutzbündniß schloß. In demselben versprachen die Vertragstheile die beiderseitigen ererbten wie neuerworbenen Provinzen gegen jeden Angriff zu vertheidigen und den beiderseitigen Gegnern weder direkt noch auch indirekt Vorschub zu leisten, während der König von Frankreich dem Kurfürsten von Bayern den Besitz der Kurwürde für seine Person wie für sein Haus garantirte. In der That gelang es dem Kurfürsten im westfälisch-

[1] M. Doeberl: Bayern und Frankreich, vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. München, Karl Haushalter 1900, XI und 606 S.

Frieden mit Unterstützung Frankreichs die definitive Anerkennung seines Rechts auf die pfälzische Kurwürde und das Fürstenthum der Oberpfalz zu erreichen.

Im 2., 3., 4., 5. und 6., theilweise auch im 7. Kapitel wird sodann ausführlich dargelegt, wie unter Ferdinand Maria, der zunächst unter dem Einfluß seiner Mutter, Marianne von Oesterreich, und seiner Rathgeber (Kurz und Oexl) eine durchaus österreichfreundliche Politik verfolgte, allmählich infolge der hinterhältigen und mißgünstigen, die bayerischen Interessen fortwährend verletzenden Politik des Wiener Hofes eine immer stärker werdende Entfremdung zwischen Wien und München und andrerseits eine immer größere Annäherung Bayerns an Frankreich eintrat, welche schließlich zu dem bayerisch-französischen Allianzvertrag vom Jahre 1670 führte.

In diesem für zehn Jahre abgeschlossenen Vertrag übernahm zunächst Bayern für den Fall des Erlöschens des spanisch-habsburgischen Mannesstammes die Verpflichtung einer friedlichen Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser in der spanischen Erbfolgefrage auf Grund noch zu treffender näherer Vereinbarungen zwischen beiden Regierungen. Der Kaiser sollte für ein derartiges Schiedsgericht durch das Versprechen bayerisch-französischer Garantie des Oesterreich zugesprochenen Erbtheils gewonnen werden. Würde sich der Kaiser zu einem friedlichen Vergleich verstehen, so wollte der König von Frankreich denselben verpflichten, als Entgelt für die Garantie dem Kurfürsten eine benachbarte Provinz abzutreten. Sollte dagegen der Kaiser eine friedliche Vermittelung ablehnen und es damit zum Kriege zwischen Frankreich und dem Kaiser kommen, so sollte der Kurfürst alles aufbieten, um einen Reichskriegsbeschluß zu hintertreiben, die übrigen Reichsstände von der Unterstützung des Kaisers abzuhalten und überdies den kaiserlichen Völkern den Durchzug durch Bayern nöthigenfalls mit Waffengewalt verwehren; dagegen verpflichtete sich der König von Frankreich, dem Kurfürsten die im Vertrag aufgeführten Subsidiengelder zu zahlen. Im Falle des Todes des Kaisers verpflichteten sich die Vertragstheile in der Regelung der Successionsfrage im Reich zusammenzugehen und zwar auf Grund noch zu treffender Abmachungen. Zur Durchführung der gerechten Ansprüche, welche der Kurfürst auf gewisse österreichische Provinzen, namentlich auf Böhmen zu haben erklärte, versprach Frankreich finanzielle und nöthigenfalls auch militärische Hülfe in einer noch zu vereinbarenden Höhe zu leisten.

Bezüglich der Succession im Reich war noch in einem Separatartikel festgesetzt, daß zu Lebzeiten des Kaisers die beiden Paktanten die Wahl eines römischen Kaisers verhindern sollten; nach dem Tode des Kaisers wollten sie aber dahin wirken, daß der König von Frankreich zum römischen Kaiser, der Kurfürst von Bayern zum römischen König gewählt werde.

Freilich war es dem Kurfürsten mit dieser letzteren Abmachung nicht ernst; er tröstete sich über das französische Kaiserprojekt mit der Hoffnung, daß das Mißtrauen der anderen Kurfürsten der französischen Kandidatur so viele Hindernisse in den Weg legen werde, daß schließlich Frankreich mit dem Kaiserthum der Wittelsbacher werde zufrieden sein müssen.

Der Vertrag kam zu Lebzeiten von Ferdinand Maria nicht zur Ausführung, da die Eventualitäten, für welche er abgeschlossen war, der Tod des Kaisers, bezw. das Aussterben des habsburgischen Mannesstammes, nicht eintraten. Immerhin äußerte die Verbindung Bayerns mit Frankreich ihre Wirkung insofern, als Ferdinand Maria bis zu seinem Tod eine für Frankreich wohlwollende und günstige Politik verfolgte, wie sich dies namentlich in dem durch den Frieden von Nimwegen (1678/79) beendigten holländischen Krieg zeigte.

Wie aber Döberl im einzelnen nachweist, war die Politik des Kurfürsten weder vor noch nach Abschluß des Vertrags von 1670 Frankreich gegenüber eine unterwürfige. Der Kurfürst wußte, gestützt auf ein kleines, aber tüchtiges Heer, Frankreich wie Oesterreich gegenüber sich unabhängig zu erhalten und seine Neutralität in allen den damaligen Kriegshändeln zu bewahren, von denen der Münchener Hof der Meinung war, daß sie das bayerische Interesse nicht unmittelbar berührten. Das Bestreben des Kurfürsten war, möglichst den Frieden zu erhalten, um seinem durch den 30 jährigen Krieg wirthschaftlich heruntergekommenen Volk die nöthige Erholung zu gönnen. Das ist ihm auch geglückt und insofern war seine Politik unter den gegebenen Verhältnissen eine richtige und für Bayern segensreiche.

Die Darstellung der bayerischen Politik unter Ferdinand Maria bildet den eigentlichen Gegenstand des Buches; es sind deßhalb auch alle Entwicklungsstadien und Wandlungen dieser Politik in ihren Einzelheiten unter genauer Charakterisirung der für dieselbe maßgebenden Persönlichkeiten, von denen namentlich neben der Kurfürstin Adelheid der Kanzler Kaspar v. Schmid und der Oberstho fmarschall Hermann Egon v. Fürstenberg in Betracht kommen, ausführlich besprochen. Dagegen ist im zweiten Theil des 7. Kapitels nur ein kurzer Ueberblick über die bayerische Politik unter Max Emanuel und Karl Albert gegeben.

Die erste Hälfte der Regierungszeit Max Emanuels, der im Jahre 1679 zur Regierung kam und im Jahre 1685 sich mit der Tochter Kaiser Leopolds I., Maria Antonie, vermählte, hatte aus verschiedenen Gründen, die hier nicht näher dargelegt werden können, einen durchaus österreich-freundlichen Charakter. Es braucht in dieser Beziehung nur darauf hingewiesen zu werden, mit welchem Eifer Max Emanuel den Kaiser im Krieg gegen die Türken unterstützte und welche Opfer hiebei der Kurfürst im Interesse des Kaisers brachte, ohne hiefür irgendwelchen Dank zu ernten. Als jedoch am Beginn des 18. Jahrhunderts über die spanische Erbfolge zwischen dem Kaiser und Frankreich Krieg ausbrach, trat Max Emanuel, hauptsächlich infolge des zu geringen Entgegenkommens des Wiener Hofes, auf die Seite Frankreichs. Daß dieses Bündniß für den Kurfürsten sowohl, wie für Bayern, das nach der Niederlage der vereinigten Franzosen und Bayern bei Höchstädt und Blindheim im Jahre 1706 eine fast zehnjährige österreichische Occupation mit allen ihren Schrecken unterworfen war, nur Unglück gebracht hat, ist bekannt und bereits eingangs erwähnt.

Nachdem im Jahre 1711 Kaiser Joseph I. gestorben war und der habsburgische Mannesstamm nur noch auf zwei Augen stand, schloß Max Emanuel im Jahre 1714 mit Frankreich auf neun Jahre einen neuen Allianzvertrag ab, der im wesentlichen dem Vertrag von 1670 nachgebildet war. Frankreich wiederholte sein Versprechen, beim Erlöschen des habsburgischen Mannesstammes Bayern diplomatisch, finanziell und militärisch zur Erwerbung der Kaiserkrone zu unterstützen und erkannte neuerdings Bayerns Ansprüche auf gewisse österreichische Erbländer beim Erlöschen des habsburgischen Mannesstammes an.

Auch der Vertrag von 1714 erlangte keine praktische Geltung, wohl aber wurde von Kurfürst Karl Albert,

dem Nachfolger des im Jahre 1726 gestorbenen Max Emanuel, am 12. November 1727 zu Fontainebleau abermals ein Bündnißvertrag auf 16 Jahre abgeschlossen, der eine wörtliche Erneuerung des Vertrags vom Jahre 1714 ist mit einigen wenigen zeitgemäßen Aenderungen. Noch vor Ablauf des Vertrags starb Kaiser Karl VI. und damit war der Augenblick gekommen, um das letzte Ziel der Verträge von 1670, 1714 und 1727 zu erreichen.

Kurfürst Karl Albert wurde in der That zum Kaiser gewählt, aber segensreich war der Erwerb der Kaiserkrone für Karl Albert nicht. Ohne hinreichende eigene Macht und schließlich von dem damals militärisch schwachen Frankreich im Stiche gelassen, wurde Bayern von Oesterreich vollständig niedergeworfen und von der völligen Vernichtung nur durch das Eingreifen Friedrichs II. von Preußen gerettet. In dem bereits erwähnten Frieden von Füssen (1745) mußte Karl Alberts Sohn und Nachfolger Maximilian III. Joseph auf die österreichischen Länder verzichten und auch dem Gemahl der Maria Theresia seine Stimme für die bevorstehende Kaiserwahl zusagen, um nur wieder in den Besitz seiner Länder zu kommen.

II.

Es kann hier nicht untersucht werden, ob Döberls klare und frisch geschriebene Ausführungen in allen Einzelheiten zutreffend sind und in jeder Beziehung mit dem in Betracht kommenden urkundlichen Material übereinstimmen. Jedenfalls ist die Entwicklung der Politik der bayerischen Regierung unter Ferdinand Maria zutreffend charakterisirt und sind die Gründe, welche dazu geführt haben, daß Bayern wiederholt in innige politische Verbindung mit Frankreich getreten ist, richtig dargelegt. Um dieselben zutreffend zu würdigen, ist es nothwendig, wie dies auch Döberl thut, einen Ueberblick über die Entwicklung Bayerns von der Zeit des alten Stammesherzogthums an zu geben.

Der Umfang des Herzogthums erstreckte sich in der Zeit seiner größten Ausdehnung vom adriatischen Meere im Süden bis zum Egerlande im Norden, vom Lech und der Regnitz im Westen, bis zur Treisa, bezw. Leitha im Osten. Beim Regierungsantritte der Wittelsbacher war jedoch das Herzogthum nur mehr ein Torso des alten Stammesherzogthums. Nicht bloß die norditalienischen Marken, die der bayerische Stamm durch die Gunst des sächsischen Königthums gewonnen hatte, sondern auch Inneröstereich, Tirol und Niederösterreich mit dem östlichen und mittleren Oberösterreich, sowie den größeren Theil des Nordgaues waren von Bayern abgetrennt worden. Trotzdem waren die Anfänge des wittelsbachischen Hauses insoferne günstig, als es den ersten bayerischen Herzögen aus diesem Hause gelungen war, das ursprünglich nur kleine Territorium bedeutend zu vergrößern und auch außerhalb Bayerns wichtige Erwerbungen zu machen, so daß sich beim Tode Otto des Erlauchten (1235) das Herzogthum über Ober- und Niederbayern einschließlich des Inn-Viertels und des Kufsteiner Ländchens und über Theile des Nordgaues erstreckte und außerdem die Rheinpfalz umfaßte.

Gestützt auf diese Territorialmacht hätten die Wittelsbacher die Wirren nach dem Tode des letzten staufischen Kaisers und des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren (gest. 1246) benützen müssen, um Bayern die hoffnungsreichsten Gebiete des ehemaligen Stammesherzogthums, das eben damals sich erledigende Kolonisationsfeld in den heutigen deutsch-österreichischen Alpenländern und die Lande nördlich der Donau einschließlich des Egerlandes, des Eingangsthores nach Böhmen einzufügen. Damit würden sie gleichzeitig die Möglichkeit erhalten haben, um Bayern, dem größten Territorialfürstenthum, die Führung Deutschlands und ihrem Hause die Kaiserkrone zu erwerben, sowie durch Gewinnung der Kurwürde sich dauernden Einfluß auf die Kaiserwahl sowohl, wie auf die Reichspolitik zu sichern. Otto der Erlauchte besaß aber nicht den Muth, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen; er versäumte die günstige Gelegenheit, während der wegen seiner „Armuth“ zum Kaiser gewählte Rudolf von Habsburg seine Stellung als Kaiser dazu benutzte, um seiner Familie in der Ostmark eine Hausmacht zu gründen, die die Habsburger, begünstigt von Glück und unterstützt durch den Besitz der Kaiserwürde, fortwährend zu vermehren und zu stärken wußten.

Dagegen trat schon unter den Söhnen Otto des Erlauchten der unglückselige Grundsatz im wittelsbachischen Hause in Geltung, das Territorium und die Herzogsgewalt wie ein Privateigenthum zu theilen. Jahrhunderte hindurch waren die Wittelsbacher von einer förmlichen Theilungswuth besessen, nicht einmal das bedeutende Erbe Kaiser Ludwig des Bayern wußten sie zusammenzuhalten. Daß sich auf diese Weise die Wittelsbacher der Möglichkeit beraubten, im Reiche die Rolle zu spielen, die sie hätten beanspruchen können, ist klar. Ebenso begreiflich ist aber, daß sich zwischen den Habsburgern, die auf Kosten Bayerns in die Höhe gekommen waren und den Wittelsbachern, in denen sich das Streben nach der ihnen gebührenden Machtstellung immer wieder geltend machte und die immer wieder versuchten, ihren Territorialbesitz durch den Erwerb ehemals bayerischer, nunmehr habsburgisch gewordener Länder zu vergrößern, ein dauernder durch die thatsächlichen Verhältnisse gegebener Gegensatz entwickeln mußte. Im Interesse der Selbsterhaltung traten die Habsburger nicht bloß jedem Versuch der Wittelsbacher, ihre Macht zu vergrößern, grundsätzlich entgegen, sondern sie benutzten auch jede Gelegenheit, von dem wittelsbachischen Besitz möglichst viel an sich zu bringen.

So mußte bekanntlich nach dem Landshuter Erbfolgekrieg Albrecht IV. für die ihm während desselben vom Kaiser Maximilian I. geleistete Hülfe an denselben als kaiserliches „Interesse“ die Landgerichte Kufstein, Kitzbühl und Rattenberg nebst dem Zillerthal abtreten.

Auch während der Reformationszeit und während des dreißigjährigen Krieges machte sich wiederholt in der schärfsten Weise der Gegensatz zwischen Wittelsbach und Habsburg geltend. Lediglich die Sorge für die Erhaltung der Stellung der katholischen Kirche in Deutschland bewirkte, daß die Wittelsbacher gegen ihr Interesse dem Kaiser gegen die Anhänger der Reformation Hülfe leisteten, statt die Gelegenheit zu benutzen, um auf Kosten der Habsburger in die Höhe zu kommen.

Immerhin vollzog sich in dieser Zeit die erste Annäherung des Münchener Hofes an Frankreich, welche schließlich zu dem Bündniß vom Jahre 1670 führte.

Wie Döberl mit Recht hervorhebt, darf man die damals erfolgte Verbindung Bayerns mit Frankreich nicht vom nationalen Standpunkt aus beurtheilen, denn im 17. und 18. Jahrhundert lag den deutschen Fürsten eine nationale Politik im großen und ganzen fern; sie verfolgten lediglich die Interessen und Zwecke ihres Hauses und ihres Landes und am allerwenigsten fiel es den Habsburgern ein, nationale Gesichtspunkte gegenüber den Interessen ihrer Hausmacht, neben denen für sie nur noch konfessionelle Rücksichten in Betracht kamen, gelten zu lassen. Betrachtet man aber die franzosenfreundliche Politik des Münchener Hofes vom rein bayerischen Stand-

punkte aus, so ist es allerdings begreiflich, daß im 17. und 18. Jahrhundert die bayerischen Fürsten, nachdem ihre Vorgänger die Habsburger sich in der Ostmark hatten festsetzen lassen und infolge ihrer fortwährenden häuslichen Zwistigkeiten alle Gelegenheiten hatten vorübergehen lassen müssen, um Bayern zur führenden und maßgebenden Macht im Reiche zu machen, das Versäumte dadurch wieder nachholen zu können glaubten, daß sie sich an Frankreich anlehnten. Und doch war diese Politik, wie auch der Erfolg gezeigt hat, im großen und ganzen eine kurzsichtige und verfehlte, die niemals zu dem erwünschten Ziele führen konnte. Nur durch eigene Kraft kann sich ein Staat zu einer ausschlaggebenden Stellung emporringen. Die Anlehnung an einen mächtigen Staat kann niemals von dauerndem Heile sein, schon deßhalb nicht, weil der stärkere Staat den schwächeren nur so lange unterstützen wird, als es in seinem eigenen Interesse liegt.

Nicht um an die Stelle eines mächtigen Oesterreichs ein ebenso starkes Bayern zu setzen und um dem Hause Wittelsbach die Möglichkeit zu verschaffen, im Besitze der deutschen Kaiserkrone die Kräfte des deutschen Volkes einheitlich zusammenzufassen, hat Frankreich Bayern bei seinen Bestrebungen unterstützt. Es hat dies lediglich in seinem eigenen Interesse gethan und thun können. Durch die Unterstützung Bayerns konnte es seinen gefährlichsten Rivalen, Oesterreich, im Schach halten, und außerdem war die Verbindung mit Bayern nur eine selbstverständliche Folge der Politik der Einmischung in die inneren Verhältnisse Deutschlands, die Frankreich jahrhundertelang zu dem Zweck verfolgte, um die Einigung Deutschlands zu verhindern.

Welche traurige Folgen es aber für einen Staat hat, der lediglich auf die Hülfe eines Bundesgenossen angewiesen, nicht selbst die Kraft besitzt, sich seiner Gegner zu erwehren, hat Bayern unter Max Emanuel und Karl Albert zur Genüge erfahren.

Was jedoch die Verbindung Bayerns mit Frankreich zur Zeit Napoleons I. anlangt, so kann zugegeben werden, daß Bayern damals durch die Verhältnisse gezwungen war, sich Frankreich anzuschließen, und daß ihm der damalige Anschluß an Frankreich gewisse Vortheile, wie namentlich eine Vergrößerung seines Gebietes, gebracht hat. Andrerseits darf jedoch nicht übersehen werden, daß Bayern durch den Anschluß an Napoleon einen Theil des uralten bayerischen, später habsburgisch gewordenen Besitzes, nach dessen Wiedererwerbung es Jahrhundertelang strebte, zwar für eine Zeit erlangt hat, diese Gebiete aber dauernd nicht festhalten konnte, und daß es den endgültigen Erwerb eines Theiles des während der napoleonischen Periode Gewonnenen schließlich doch nur der im Jahre 1813 noch rechtzeitig erfolgten Umkehr in seiner Politik und der Nachgiebigkeit der Verbündeten verdankte. Und auch das fällt ins Gewicht, daß die Wittelsbacher, als sie sich im 17. und 18. Jahrhundert an Frankreich anschlossen, nicht bloß eine Vergrößerung ihres Gebietes, sondern auch die führende Rolle in Deutschland und damit auch eine ausschlaggebende Stellung in Europa erstrebten, während man nicht behaupten kann, daß der Mittelstaat Bayern, trotz seiner Vergrößerung und seiner Erhebung zum Königreich während der napoleonischen Zeit das mächtige Staatswesen geworden ist, das die Wittelsbacher während mehrerer Jahrhunderte zu schaffen bemüht waren.

Nicht bloß vom bayerischen, sondern ebenso vom deutschen Standpunkte ist es sehr zu bedauern, daß die Wittelsbacher die vom alten bayerischen Stammesherzogthum losgerissene Ostmark nicht wieder zu erwerben vermochten; infolgedessen sind diese herrlichen Gebiete schließlich Deutschland dauernd verloren gegangen und Süddeutschland ist vom Meere abgeschnitten und auf den Oberlauf der Donau beschränkt, auch wirthschaftlich von Norddeutschland abhängig geworden. Wäre Bayern wieder in den Besitz der Ostmark gelangt, so wäre die ganze Entwicklung Deutschlands höchst wahrscheinlich eine andere geworden, nicht Preußen, sondern Bayern wäre die führende Macht in Deutschland. Jetzt nützt es aber nichts mehr, den Emporkömmlingen, mag man als solche die Habsburger oder die Hohenzollern bezeichnen, zu grollen. Versäumte Gelegenheiten kehren eben im Leben der Staaten ebenso wenig wieder, wie im Leben der Einzelnen.

Jahrhunderte hindurch stand die bayerische Politik unter dem Zeichen des Gegensatzes zu Oesterreich, eines Gegensatzes, der so sehr durch die thatsächlichen Verhältnisse gegeben war, daß er zwar namentlich infolge verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Herrscherhäusern zeitweilig zurücktreten konnte, aber bis zum 19. Jahrhundert niemals ganz verschwunden ist. Erst im 19. Jahrhundert führte der gemeinsame Gegensatz zu Preußen zu einer innigeren Verbindung zwischen Bayern und Oesterreich. Daß diese Verbindung für Bayern von keinem besonderen Vortheil war, dürfte aber das Jahr 1866 zur Genüge bewiesen haben. Es hat sich eben auch hier wieder gezeigt, daß die Anlehnung eines schwächeren Staates an einen mächtigen Staat dem ersteren in der Regel nicht zum Segen gereichen wird. Unterliegt der mächtige Staat, so ist der schwächere der Gnade des Siegers anheim gegeben. Gewinnt aber der mächtigere Staat die Oberhand, so hängt es von seinem Ermessen ab, welche Vortheile er seinem schwächeren Bundesgenossen einräumen will.

Die Zeiten sind für immer vorbei, in denen Bayern hoffen konnte, in Anlehnung an Frankreich nicht bloß in Deutschland die führende Rolle zu spielen, sondern auch glaubte, ein maßgebender Faktor in der europäischen Politik werden zu können. Bayern hat in Deutschland jetzt seine Stellung und seinen Wirkungskreis durch die Reichsverfassung angewiesen, und kann als Mitglied des Reiches keine selbständige europäische Politik treiben.

Wie die Anlehnung Bayerns an Frankreich der Geschichte angehört, so ist auch das Verhältniß Bayerns zu Oesterreich durch des letzteren Staates Ausscheiden aus Deutschland von Grund aus verändert worden. Bayern hat keinen Anlaß mehr, in Oesterreich einen Gegner zu erblicken. Es besteht aber auch für Bayern kein Bedürfniß, eine größere Anlehnung an Oesterreich zu suchen, als sie durch die innigen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn gegeben ist. Es wird auch wohl kaum so verbissene Partikularisten in Bayern geben, die, auf den Verfall des Deutschen Reiches spekulirend, etwa daran denken, Bayern könne in einem solchen, hoffentlich niemals eintretenden Falle Hülfe bei Oesterreich finden, obwohl der Kaiserstaat an der Donau wohl auf lange Zeit durch innere Zwistigkeiten so sehr in Anspruch genommen ist, daß es mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun hat. Jedenfalls könnte aber solchen Leuten die Lektüre des Döberl'schen Buches nur dringend empfohlen werden; denn aus demselben ist mit hinreichender Klarheit zu entnehmen, wie Bayern durch Jahrhunderte hindurch von Oesterreich behandelt worden ist, und daß die auf eine Niederhaltung Bayerns gerichtete Politik Oesterreichs durch die Verhältnisse und das eigenste Interesse Oesterreichs geboten war und gegebenenfalls auch in Zukunft geboten sein würde.

Bayern kann, wie schon hervorgehoben, als Mitglied des Deutschen Reiches keine selbständige auswärtige Politik mehr treiben, es nimmt aber andrerseits theil an den inneren und äußeren Vortheilen, die die Zugehörigkeit zu einem so mächtigen Staatswesen gewährt, wie es das Deutsche Reich ist. Bayern kann mit dieser Stellung um so zufriedener sein, da es als zweitgrößter Staat des Reichs und namentlich als größter süddeutscher Staat einen seine Größe und Machtstellung weit überragenden Einfluß im Reiche ausübt. Die einzig richtige Politik Bayerns kann daher auch nur sein, die Reichsgewalt zu kräftigen und zu stärken, weil hiedurch der Einfluß Bayerns auf die äußere wie innere Politik des Reiches von selbst eine Steigerung erfahren muß, während eine engherzige Bekämpfung der Erweiterung der Reichszuständigkeit und die Sucht auf möglichst vielen Gebieten eine Sonderstellung des bayerischen Staates zu erreichen, nur dazu führen kann, daß Bayern mehr und mehr beiseite geschoben und die Stellung Preußens, als des Vertreters des Reichsgedankens, gestärkt werden wird.

Während des ganzen Mittelalters standen die gesammtdeutschen Interessen und die Interessen Bayerns, bezw. des Wittelsbacher Hauses, in der Hauptsache mit einander im Einklang. Eine Vergrößerung und Stärkung Bayerns und eine Vermehrung der wittelsbachischen Hausmacht lag, wie bereits ausgeführt, durchaus im nationalen Interesse. Seit dem 16. Jahrhundert trat namentlich infolge der bedenklichen Verquickung der Interessen des habsburgischen Hauses mit den Interessen des Reiches eine Aenderung in dieser Beziehung ein und Bayern suchte infolgedessen Anlehnung außerhalb des Reiches, an Frankreich. Seitdem Bayern zum Reiche gehört und auf eine deutschnationale Politik hingewiesen ist, kann von einem Auseinanderfallen der Interessen Bayerns und des Reiches keine Rede mehr sein, denn Bayern hat nur im Reiche seine Stellung und seine Bedeutung.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Es liegt nunmehr der Wortlaut vor, der zur Begründung der „Gesellschaft für Romanische Literatur" auffordert. Die Gesellschaft, deren Sitz Dresden sein soll, gilt als konstituirt, sobald 250 Mitglieder (Jahresbeitrag 20 M.) ihren Beitritt erklärt haben. Zweck der Gesellschaft ist die Herausgabe wichtiger, noch nicht oder nicht genügend edirter romanischer Handschriften, bezw. seltener oder gar nur in einem Exemplar vorhandener romanischer Druckwerke, insbesondere von Romanen, Novellen, Theaterstücken und anderen interessanten Literaturwerken, auch von solchen, die für die Kultur-, Literaturgeschichte, Volkskunde und Dialektforschung der romanischen Länder werthvoll sind. In den Vorstand der zu gründenden Gesellschaft einzutreten haben sich erklärt: als Vorsitzender Geh. Reg.-Rath Dr. W. Foerster in Bonn, als stellvertretender Vorsitzender und Sekretär Prof. Dr. Karl Vollmöller in Dresden, als Schatzmeister Fr. Junge, Verlagsbuchhändler in Erlangen, und zahlreiche in- und ausländische Gelehrte sind bereit, als Beisitzer in den Vorstand einzutreten. Für die Veröffentlichung ist bereits eine Anzahl von wichtigen Texten, zum Theil solchen ersten Ranges, angemeldet. Anmeldungen zum Beitritt bittet man zu richten an Prof. Dr. Karl Vollmöller, Dresden-A., Wienerstr. 25.

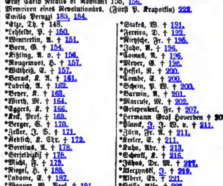
Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1900 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.



3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

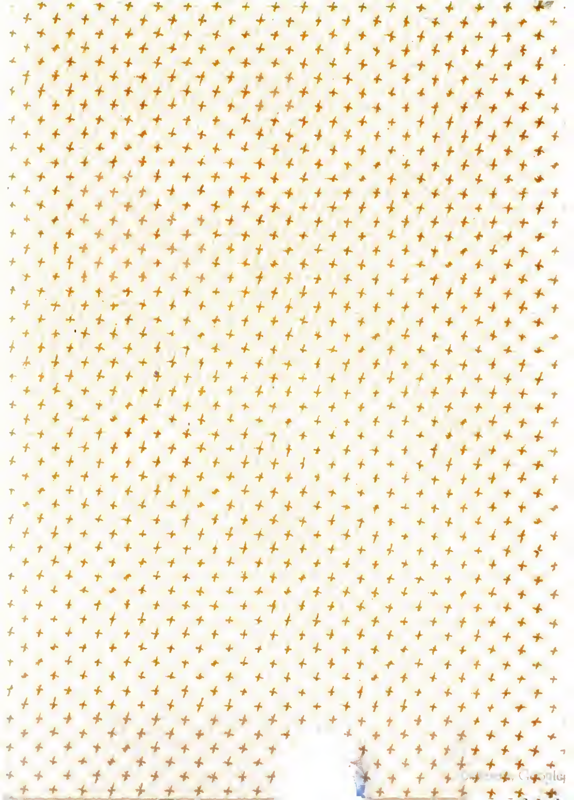
5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109807195